Margaretha Spörlin,

Verfasserin

der elsässischen Lebensbilder.

Eine biographisch-literarische Skizze

von

Adolf Stöber.

Sehr erweiterter Abdruck aus dem Elsässischen Evangelischen Sonntagsblatt.

Mit einem Anhang aus M. Spörlin's Nachlaß.

Mülhausen i. E.,
Buchhandlung von S. Petri.

1882.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Margaretha Spörlin.

Eine auserlesene Mitarbeiterin an unserm „Sonntagsblatt", eine hochbegabte und gesegnete Schriftstellerin, eine bewährte Jüngerin des Herrn, unsere ehrwürdige Schwester Margaretha Spörlin, ist Freitags, den 15. September, Abends um 4 Uhr, in ihrer Vaterstadt Mülhausen, als 82jährige Greisin, im Frieden Simeons entschlafen.

Am 19. Juli 1800 geboren, verlor sie schon als dreijähriges Töchterchen ihren ehrwürdigen Vater, Johannes Spörlin, Pfarrer an der St-Stephanskirche zu Mülhausen, auch Gründer der dortigen „Gesellschaft zur Förderung der schönen Wissenschaften und zur Erforschung der vaterländischen Geschichte". Ihre Mutter, Frau Margaretha, geb. Baumgartner, leitete sorgfältig ihre Erziehung, welche durch einen Aufenthalt im Töchterinstitut zu St-Immer (Saint-Imier) im Kanton Bern noch vervollständigt wurde. Der treuen Mutter vergalt sie nach Kräften ihre Liebeserweisungen, besonders durch unermüdliche Pflege derselben, während ihres siebenjährigen Krankenlagers, bis zu ihrem 1852 erfolgten Hinschied. Einen herben Verlust hatte sie schon vorher (1839) erlitten durch den frühen Heimgang ihres edlen, mitten im gesegnetsten Wirken abgerufenen Bruders, des Pfarrers Johannes Spörlin, an welchem sie mit inniger Schwesterliebe gehangen und aus dessen Nachlaß sie eine Predigtsammlung nebst Auszügen aus seinem Tagebuch herausgab. Im vertraulichen Umgang mit ihm, dem geistesverwandten Bruder,

erwachte und erstarkte in ihrem Herzen ein lebendiger, persönlich errungener und erbeteter Christusglaube. Hiemit erst gewann ihre von gottseligen Eltern ererbte Religiosität und Kirchlichkeit einen höhern innern Halt, einen festen, unerschütterlichen Grund. Bei Jesu, dem gekreuzigten Heiland und auferstandenen Lebensfürsten, bei ihm allein fand sie den rechten Balsam für alle ihrem Herzen geschlagenen Wunden.

Doch auch nach außen ließ der Herr sie, nach so manchem bittern Verluste, nicht ohne tröstlichen Ersatz. Verlor sie auch Vater, Mutter und Bruder, so fand sie doch in nächster Nähe herzliche Theilnahme und treue Stütze bei ihrer Halbschwester Elisabeth und deren Gemahl Johannes Zuber, dem Hauptgründer und Präsidenten der Mülhauser Bibelgesellschaft, welche Beide mit ihr des Lebens Freud und Leid, auch die friedlich abgeschlossene, von einem Garten umblühte und doch mitten in der Stadt gelegene Wohnung theilten, den ehemaligen Deutschordenshof, in welchem unsere Vollendete ihre geist- und herzerquickenden Schriften verfaßte und bis an ihr seliges Ende wohnhaft blieb. Auch die jüngern Geschlechter der zahlreichen Familie schlossen sich ehrerbietig der ebenso geistreichen als herzensguten, allbeliebten „Tanti" an, wie man sie kurzweg nannte. Bis in ihre letzten Greisenjahre wurde sie in ihrer Abgeschiedenheit von Verwandten und Freunden aufgesucht, da sie durch ihre Geistesfrische und wohlwollende Freundlichkeit eine stete Anziehungskraft auf Jung und Alt, und durch ihre gottselige Gesinnung, einen heilsamen Einfluß ausübte.

Ihre Wirksamkeit erstreckte sich übrigens weit über ihren Familienkreis hinaus. Nach dem Tod ihres Bruders, der besonders als Religionslehrer der Jugend ausgezeichnet war, widmete sie sich eine Reihe von Jahren hindurch der christlichen Unterweisung einer Anzahl Töchter aus gebildeten Familien. Auch an einer für die Volksklassen bestimmten Sonntagsschule wirkte sie Jahre lang im Segen als Erzählerin biblischer und anderer erbaulicher Geschichten. Von solcher Geistesthätigkeit zog sie sich nur ungern und erst dann zurück, als die Bürde des Alters mehr und mehr fühlbar wurde. Gleichzeitig verzichtete sie auch auf die bisher gewohnten Erholungswochen auf dem Lande, welche sie sich alljährlich zu gönnen pflegte, sei es in dem baselländschaftlichen,

zur Sommerfrische so geeigneten Langenbruck, oder in dem benachbarten, reizend gelegenen Badenweiler am Fuße des Blauen. Nicht leicht fiel ihr dieser doppelte Verzicht auf unmittelbares Wirken unter der Jugend und auf den Genuß der großen schönen Natur; traf doch dieser Verzicht zwei edle Lieblingsneigungen, die zu den Kindern und zur Natur, zwei Charakterzüge, die sich auch in ihren Schriften abspiegeln, und die sie ja auch dem göttlichen Kinder- und Naturfreund abgesehen hatte. Doch dem Willen des Herrn fügte sich auch jetzt die gottergebene Greisin, da sich die Außenwelt für sie in immer engere Grenzen zusammenzog und sich auf ihren stillen, freundlichen Wohnsitz, ja zuletzt auf ihr Krankenzimmer beschränkte.

Vor vier Jahren befiel sie zum ersten Mal ein Schlaganfall, der aber ihre Geistesfähigkeiten fast unangetastet ließ und auch ihr körperliches Befinden nur vorübergehend erschütterte. Vor mehreren Wochen trat abermals ein Schlagfluß ein, welcher ihre rechte Körperseite theilweise lähmend streifte. Sie schien jedoch auch davon sich wieder erholen zu sollen durch Gottes Güte, als am 15. September letzthin, um sechs Uhr Morgens, ein plötzlicher Schlag über sie kam, der sie des Selbstbewußtseins beraubte, bis sie am Abend desselben Tages, um 4 Uhr, im Frieden des Herrn entschlief, in einem Alter von 82 Jahren und zwei Monaten, weniger vier Tagen. So erfüllte der Herr ihren sehnlichen Wunsch, ohne langen schweren Todeskampf, raschen Schrittes heimgehen zu dürfen. Auf die Nachricht vom Herannahen ihres Endes eilten alle in der Nähe weilenden Anverwandten theilnahmvoll herbei. Sie, nebst einer befreundeten Pfarrfrau und einer Diakonissin umstanden trauernd und betend ihr Sterbelager. Ihr erblaßtes, aber unentstelltes Angesicht trug das Gepräge der Ruhe und des Friedens — ein schwaches irdisches Abbild des himmlischen, ewigen Friedens, den ihre Seele nunmehr, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, bei ihrem göttlichen Erbarmer und Erlöser gefunden hat.

Ihre entseelte Hülle wurde Sonntags, den 17. d. Mts., um drei Uhr Nachmittags, unter einem nicht eben sehr zahlreichen, aber innig sympathisirenden Geleite, zu Grabe getragen. Während der Unterzeichnete im Trauerhause die befreundeten Frauen zu trösten hatte, war Hr. Pfr. Bernard mit der kirchlichen

Leichenrede beauftragt, zu welcher die Entschlafene selbst sich den Text ausgebeten hatte, nämlich den Schlußvers des 91. Psalms: „Ich will ihn sättigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil." Aus dieser Textwahl leuchtet nochmals ihre Grundgesinnung hervor, ihre innige Dankbarkeit gegen den Gott aller Gnaden, der sie leiblich mit einem ausnehmend langen und vielfach glücklichen Leben, geistlich aber mit der noch weit höheren Wohlthat der Offenbarung seines Heiles in Christo Jesu gesegnet hat. Diese Heilsgnade war ja wirklich die Wurzel ihres ganzen geistigen Wesens, die Triebfeder ihres Lebens und Strebens, auch ihres Wirkens als Schriftstellerin; und über diese letzte Seite ihrer Thätigkeit sei mir schließlich noch ein kurzes Wort gestattet.

„Ich will ihm zeigen mein Heil" (Psalm 91, 16). Mit diesem selbstgewählten Leichentext faßte Margaretha Spörlin die Summa ihrer ganzen reichen Lebenserfahrung zusammen. Eben dieses Gotteswort aber ist auch der Quellgrund ihres Schriftstellerthums. Was unsere Vollendete zum Schreiben bewog, es war keineswegs Durst nach Ruhm, noch gar nach Geldgewinn; es war ein viel tieferer, edlerer Beweggrund: es war der Drang ihres gottseligen Herzens, von ihrem Heiland Zeugniß abzulegen und eben „das Heil, das der Herr ihr gezeigt hatte", nun auch wieder anderen Seelen zu zeigen aus innerster Herzenserfahrung. Dies aber that sie nicht in Form von lehrhaften Abhandlungen, vielmehr in anschaulich-lebendiger Erzählungsform. Liebe zum Heiland, Liebe zu den Seelen, die er so theuer erlöset hat, das ist der Pulsschlag, der in allen ihren Schriften fühlbar ist. Jede derselben nach Inhalt und Form kennzeichnen zu wollen, das würde den hier gestatteten Raum weit überschreiten. Der kurzen Lebensskizze gegenüber mag es genügen, eine ebenso kurze Skizzirung ihrer literarischen Leistungen zu versuchen.

Als Schlüssel zu ihrem Verständniß diene zunächst der Einblick, den sie uns selbst in ihren ästhetisch-literarischen Bildungsgang eröffnet, auf einem der letzten Blätter ihres Büchleins „Vater Jung-Stilling", S. 145-146. „Es mögen nun wohl schon etliche sechzig Jahre sein, so schreibt sie im Jahre 1877, daß wir junge Mädchen untereinander einen kleinen Leseverein gründeten,

der jeden Mittwoch zusammen kam und in welchem wir im Laufe der Zeit manch' schönes Buch miteinander gelesen haben. Wir fingen mit unsres Pfeffels gemüthlichen prosaischen Versuchen an, die zuerst in der „Flora“ herausgekommen sind. „Mariana, eine Klostergeschichte“, die „Biographie eines Pudels“, sowie „Lina von Saalen“ haben uns ganz besonders angesprochen. Dann kam die Reihe an Karoline Pichler's Schriften: „Agathokles“, der uns ganz begeisterte, „Die Grafen von Hochberg“, „Frauenwürde“, „Die Schweden in Prag“ u. s. w. Später lasen wir mit unendlichem Enthusiasmus Schiller! Dann Göthe's „Hermann und Dorothea“, „Luise“ von Voß und endlich Jakobi's „Waldemar“ und Jean Paul, für den wir mit jugendlichem Feuer schwärmten. In den zwanziger Jahren entzückten uns Walter Scott's historische Romane, ganz besonders „Ivanhoe“, der mir zuerst in Wien (beim Besuche lieber Verwandter) in die Hände kam und in dem mir die Jüdin Rebecca als das höchste Ideal weiblicher Würde vorgeschwebt! Mit zunehmenden Jahren haben uns dann ernstere Bücher wie Klopstock und Herder erbaut und erfreut. Besonders sind uns Vinet's [1] Schriften zum Segen geworden und haben uns so tief ergriffen, daß wir treuherzig meinten, sie müßten nothwendig Jeden überzeugen und zum wahren Christenthum bekehren. Silvio Pellico hat uns heiße Thränen entlockt, und Lamartine's „Jocelyn“? Nun, der konnte uns nicht mehr begeistern, so schön er auch geschrieben ist; denn uns war das innere Auge aufgethan und wir hatten das Bessere kennen und lieben gelernt.“ Wie der geneigte Leser aus diesem gewiß auch ihm willkommenen selbstbiographischen Bruchstück ersieht, bildeten vorzugsweise erzählende Schriften den Lesestoff der künftigen Erzählerin und zwar überwiegend Schriften in der deutschen Muttersprache, ohne jedoch, wie es gebildeten Elsässern geziemt, gediegene französische Lectüre hintanzusetzen. So gebildet und mit seltenem Erzählungstalent ausgestattet, trat sie in reiferen Jahren als Schriftstellerin auf.

Ihre Erstlingsschriften erschienen als einzelne Traktate, im

[1] Alexander Vinet, einer der edelsten Charaktere und hervorragendsten religiös-theologischen und belletristischen Schriftsteller des neuern französischen Protestantismus, gest. zu Clarens, am 4. Mai 1847.

Verlag der Straßburger „Evangelischen Gesellschaft", wurden aber sammt den nachfolgenden Erzählungen gesammelt und liegen jetzt in vier Bänden vor, unter dem Titel: „Elsässische Lebensbilder von Margaretha Spörlin" (Basel, bei Felix Schneider). Erst im Vorwort zur vierten Auflage (Juni 1875) nannte sich die bisher anonyme Verfasserin mit ihrer Namensunterschrift. In demselben Jahr erschien in dritter Auflage das zweite Bändchen; ein Jahr später das dritte in zweiter Auflage, unter dem Titel: „Drei goldene Hochzeiten"; während das vierte in erster Auflage 1875, in zweiter 1882 an's Licht trat. Außer diesen vier Bändchen gab sie in demselben Verlag noch gesondert heraus: die Erzählung „Der alte Eli" (3te Aufl. 1879) und „Vater Jung-Stilling und Fräulein Katharina, eine Erinnerung aus Badenweiler" (1877).

Schon die mehrfachen und mitunter schnell aufeinander folgenden Auflagen bezeugen den ausnehmend guten Erfolg, den die Elsässischen Lebensbilder nicht nur in der engeren Heimath fanden, sondern — mit E. M. Arndt zu reden —

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt.

Aber auch über die Grenzen Deutschlands und der Schweiz hinaus brachen sich die schlichten Erzählungen in tausend Herzen Bahn, namentlich jenseits der Vogesen, durch die treffliche französische Uebersetzung der zwei ersten Bändchen und des „alten Eli", welche der berühmte Pariser Professor und Geschichtschreiber Rosseuw Saint-Hilaire verfaßte und welche 1872 bereits in dritter und neulich in vierter Auflage erschien (Sandoz et Fischbacher). Das Büchlein „Vater Jung-Stilling" wurde gleichfalls in's Französische und zwar durch Fräulein Sophie Vincent übersetzt. Auch liegen zwei englische Uebersetzungen der Elsässischen Lebensbilder vor, deren eine in England selbst, die andere in Nordamerika erschien. Sehr anerkennend spricht Rosseuw Saint-Hilaire in seiner Vorrede von den ausgezeichneten Vorzügen, von den herzerwärmenden, geisterhebenden Wirkungen dieser eben so kindlich einfachen als tieferbaulichen Geschichten. Sein Urtheil citirt und bestätigt auch vollständig der ehrwürdige Vorredner der deutschen Original-Ausgabe der „Lebensbilder",

Pfarrer Ernst Stähelin, Doktor der Theologie in Basel, der sich selbst als gründlicher und gewandter Geschichtsschreiber bekannt gemacht hat, sowohl durch seine reformationsgeschichtliche Studie: „Uebertritt König Heinrichs IV. von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche" (1856), als auch durch seine treffliche Biographie: „Johannes Calvin's Leben und ausgewählte Schriften" (2 Bde. Elberfeld, 1860 u. 63). Wenn es nöthig wäre, der gewichtigen Stimme so urtheilsfähiger Männer irgend etwas beizufügen, so könnten wir noch manche, unserer lieben Erzählerin zu Theil gewordene Lobesspende aus christlichen Unterhaltungsblättern in die Wagschale legen. Doch werden wir wohl besser thun, dem Inhalt ihrer Schriften selbst nunmehr näher zu treten.

Wie ein goldener Faden zieht sich durch ihre sämmtlichen Erzählungen hindurch ein Grund- und Haupt-Thema: Das Heil in Christo, wie gesagt, das Evangelium von der Versöhnung Gottes mit dem reuig-gläubigen Sünder, von dessen Rechtfertigung aus freier Gnade, durch das alleinige Verdienst Jesu, des gekreuzigten Erlösers. Dieses Festhalten an der Heilsbotschaft verleiht der Verfasserin den Charakter einer entschiedenen Bekennerin des evangelisch-protestantischen Glaubens. Von einer starren, trockenen „Rechtgläubigkeit" ist aber bei ihr nicht die Rede, vielmehr von jenem lebendigen Herzensglauben, von dem der Apostel spricht: „In Christo gilt nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist." Praktisches Christenthum, als Ausfluß jener freudigen Heilsgewißheit, kindliche Gottesliebe und brüderliche Nächstenliebe gegen Freund und Feind, das ist das Element, in welchem unsere Erzählerin allezeit lebt und webt; davon stellt sie uns die manchfaltigsten Lebensbilder in erhebender und rührender Weise vor Augen. So weit wie von verknöchertem Kopfglauben, eben so weit ist sie auch von konfessioneller Engherzigkeit entfernt. Bei aller Entschiedenheit für die reformatorische Geistes- und Lebensrichtung, im Gegensatz gegen das antireformatorische Jesuitenthum, verliert sie doch nie die Fühlung mit aufrichtig gläubigen Katholiken, nie den Sinn für den wesentlichen, allen ernsten Christen gemeinsamen Glaubensgrund. Mit Freuden erkennt sie auch vorreformatorische, echt evangelische Sinnesart an, wo dieselbe nur immer zu finden ist. Ja, selbst gläubigen Israeliten gegenüber sucht sie — was gewisse An-

tisemiten unserer Tage vergessen — das mit den Christen noch Gemeinsame hervorzukehren, und wenn sie auch allerdings das den Juden Mangelnde, das von Jesu vollbrachte Heil, als das Einzig-Nothwendige geltend macht und davon die Kinder Israels zu überzeugen trachtet, so thut sie es doch nur durch Erweisung des christlichen Liebesgeistes, der christlichen Liebeskraft. So läßt sie in der schönen Erzählung „Das Waldhaus“ (Bd. I) den lange Zeit hartnäckig widerstrebenden Juden Simeon von Sulzmatt am Ende doch, nach vielfachem Empfang christlicher Liebesbeweise, auf dem Krankenlager sich dem Heiland in die Arme werfen, nachdem dies vorher schon seine Enkelin Lea gethan. Mit der Umkehr und Versöhnung der Verirrten schließen die meisten Lebensbilder unserer Verfasserin, was ihrem Herzen alle Ehre macht, wenn es auch einmal vorkommt, daß eine solche plötzliche Schächersbekehrung nicht genug psychologisch motivirt ist, wie z. B. die der gottlosen „Grundlerin“ auf dem Sterbebett, in der sonst trefflichen Erzählung „Krummschnäbelchen“ (Bd. I).

Sehen wir uns jetzt nach Zeit und Ort um, wo Margaretha Spörlin ihre Lebensbilder sich entfalten läßt. Sie greift z. Th. bis über das 16te Jahrhundert hinaus in die Vorzeit zurück: so in „Onkel Balthasars Reliquie“ (Bd. II), die aus dem 12ten Jahrhundert stammt; so in der Erzählung „das Minnelied“, im Jahr 1285 gesungen von dem Mülhauser Maler und Dichter Wachsmuth (Bd. IV). Weit öfter und lieber aber verweilt sie bei dem großen Reformationszeitalter, dessen unmittelbare Vorkämpfer und dessen tüchtige Heerführer, vorzugsweise die dem Elsaß angehörigen, sie meisterhaft anschaulich zu schildern weiß. So im 1. Bändchen aus Straßburgs Reformationsgeschichte: „Der Kaisersberger Doktor und der kleine Mathis, die Diener des Worts, die Flüchtlinge, der Pelzrock, der Heimgang“; eben daselbst aus Mülhausens Reformationsgeschichte: „der alte Stephansthurm, Spitzi“, und aus dem 2. Bändchen: „die Pfauenfeder“, worin Huttens Aufenthalt in Mülhausen und dessen Flucht und Tod erzählt wird. An diese Reformatorenbilder schließt sich dann die Schilderung aus der gesegneten Erweckungszeit, die nach dem Ueberhandnehmen eines dürren Kopfglaubens, durch unsern Ph. J. Spener angebahnt wurde, dessen fromme

Kindheit in Rappoltsweiler so anziehend in „Meister Klaus“ (Bd. I) erzählt wird. Demnächst feiert unsere Erzählerin die spätere, im 18ten Jahrhundert auf die öde Unglaubensherrschaft folgende Neuerweckung evangelischen Glaubens und Lebens, unter deren Trägern sie mit Vorliebe Gottesmänner aus dem Elsaß und deren Geistesbrüder: Oberlin und Pfeffel, Lavater und Stilling lobpreisend schildert. Siehe im 4. Bändchen: „Vater Sigrist's Rosenstock, mit Briefen von Lavater, Pfeffel und Rieder“; ferner „Vater Jung-Stilling und Fräulein Katharina“, worin am Schluß der tieferbauliche Brief einer Augenzeugin über Stilling's gottseliges Ende — ein köstliches Kleinod — mitgetheilt wird.

Was uns Margaretha Spörlin in allen diesen Erzählungen bietet, es ist nicht eigentliche Kirchengeschichte; die historischen Thatsachen bilden nur die Rahmen, auf welchen ihre Künstlerhand, durch erfinderische Phantasie und tiefblickende Herzens- und Menschenkenntniß geleitet, gar feingestickte, farbige Bilder einzutragen weiß. Was sie uns bietet, sind geschichtliche Novellen, wobei der dichtenden Phantasie freier Flug zu gestatten ist, wenn sie nur nicht gegen geschichtliche Thatsachen sich verstößt. Letzteres ist unserer lieben Erzählerin kaum ein paarmal widerfahren, z. B. wenn sie „die Diener des Worts“ zu Straßburg schon 1523 das Lutherlied singen läßt „Ein' feste Burg“, das doch erst 1529 zu Speyer als Protestationslied gedichtet wurde; oder wenn sie im „Waldhaus“ 1793 E. M. Arndt's Weihnachtslied singen läßt: „Der heil'ge Christ ist kommen“, das doch erst 1819 gedichtet und gedruckt wurde. Doch solche kleine Verstöße gegen die Zeitrechnung, solche Anachronismen, stören wohl keinen empfänglichen Leser im Genuß so trefflicher Novellen.

Neben ihrem evangelisch-protestantischen Charakter haben wir bereits eine weitere Eigenthümlichkeit unserer Schriftstellerin berührt: ihre warme Liebe zur elsässischen Heimath. Mit welchen frischen, brennenden Farben weiß sie die heimische Natur zu malen! z. B. die weite, schöne Rundschau von Mülhausens Münchsberg aus betrachtet, oder auch die Gegend von Rufach, von Rappoltsweiler, u. a. m. Und das heimische Volksleben, wie treffend weiß sie dasselbe zu schildern, besonders wenn sich ihre Phan-

taſie oder ihr Gedächtniß in die Vorzeit ihrer Vaterſtadt zurück verſetzt, in jenes alte, noch ſchweizeriſch geartete Mülhauſen, mit ſeiner patriarchaliſchen Sitteneinfalt und Sittenreinheit, mit ſeinem innigen Familienleben, ſeinem Bieder- und Bürgersſinn, ſeinem Feſthalten am Evangelium, an Kirche und Gottesdienſt! Mit welcher Wärme beſchreibt ſie dieſe früheren Zuſtände aus den Tagen ihrer Jugend! wie köſtlich namentlich in den „Drei goldenen Hochzeiten"! Von dieſem altſchweizeriſchen Standpunkt aus erhebt ſie mehrmals ſogar Proteſt gegen das Eindringen eines neumodiſchen, frivoleren Geiſtes und Sinnes. So im „Vetter Hans Jerg" und „eine Stille im Lande" (Bd. IV). Indeſſen mißkennt ſie nicht einſeitig das Gute und Gemeinnützige der neuern Zeit. Mit Beifall erzählt ſie im „Handwerksburſchen" (Bd. IV) die 1746 ſtattgehabte Gründung der erſten Indiennefabrik in ihrer Vaterſtadt, deren Wohlſtand ſeitdem einen ſo bedeutenden Aufſchwung genommen hat. Auch aus der Revolutionszeit, ſoweit Mülhauſen in dieſelbe verflochten wurde, führt uns Margaretha Spörlin ein Lebensbild vor, in dem ſchon erwähnten „Vetter Hans Jerg", den ſie ausrufen läßt: „Als Schweizer bin ich geboren, als Schweizer hab' ich gelebt und will auch mit dem alten treuen Schweizerherzen ſterben."

Mit dieſem, der edeln Greiſin ſo natürlichen Heimwehzug nach der altſchweizeriſchen Vorzeit iſt eine andere ihrer Eigenthümlichkeiten nahe verwandt: ihre Vorliebe zu dem beſſern Kern der ärmeren Volksklaſſen. Unter dieſen fand ſie eben mehr alte Treuherzigkeit und lebendiges, praktiſches Chriſtenthum, als in der vornehmen, großentheils verweltlichten und gottentfremdeten Salonwelt, obwohl auch dieſe hin und wieder beſſere und dann um ſo ehrenwerthere Ausnahmen zählt. Wie liebevoll eingehend ſchildern manche ihrer Lebensbilder die äußerlich armſeligen, aber durch chriſtliche Frömmigkeit verklärten häuslichen Zuſtände ſchlichter Handwerksleute oder Fabrikarbeiter! Wie trefflich weiß ſie den alle Noth überwindenden und zum Frieden hindurchdringenden Einfluß des Chriſtenglaubens in's Licht zu ſtellen; dieſen geiſtlichen Einfluß, der von innen heraus beſſert und ohne den alle Socialiſten mit ihren oberflächlichen Ausbeſſerungskünſten doch nimmermehr etwas Erſprießliches zur Hebung menſchlichen Elendes auszurichten vermögen! Wie viel gründlicher, als durch die Palliativ-

mittel so vieler Socialisten, geschweige denn den Gifttrank der Socialdemokraten — wie viel gründlicher würde unsern Nothständen abgeholfen, wenn der Geist christlicher Gottergebenheit und Pflichttreue in die Hütten und Herzen unserer Armen einzöge, wie dies unsere Verfasserin so überzeugend klar darstellt in ihren Erzählungen: „Eine Stille im Lande“ und „Aschenbrödel“ (Bd. IV), ganz besonders aber „der alte Eli“. Diese „einfache Geschichte aus dem Volksleben“ ist ein wahres Meisterwerk nach Form und Inhalt. Es liegen derselben wirkliche Begebenheiten zu Grunde, wie Frl. Spörlin überhaupt ihren Erzählungen viel Selbsterlebtes eingewoben hat. Eine der Hauptpersonen, die Schweizer-Anne, hat wirklich in Mülhausen gelebt, und so zeichnet die Erzählerin aus eigener Anschauung ihr Charakterbild nicht nur mit photographischer Genauigkeit, vielmehr auch mit ihrer wahren geistigen Physiognomie, wie sie leibte und lebte, diese treuherzige, redselige, aber auch thatkräftige, wackere Christin. Der eigentliche Held der Geschichte, Eli, ist ein in Herrnhut erzogener, vom Geist der Brüdergemeinde erst angehauchter, zuletzt ganz durchdrungener Meistergeselle der ehrsamen Zimmerleutezunft, der sich in Mülhausen angesiedelt hat. Durch eine Kette von Prüfungen, Anfechtungen und Nothständen hindurch bewährt sich sein — wohl auch einmal strauchelnder, aber stets wieder an Jesu Gnadenhand sich aufrichtender Glaube, der sich auch in opferwilliger Nächstenliebe thätig erweist, zuletzt Welt und Tod überwindet und im Frieden Simeons entschläft, wobei ihm nach Herrnhutersitte ein Heimgangslied gesungen wird. Bei jener spannend erzählten Verkettung von Unglücksfällen läßt die etwas optimistische Verfasserin vielleicht öfter, als es in der Wirklichkeit zu geschehen pflegt, sofortige Aushülfe aus der leiblichen Noth eintreten — während ja Gott seine Kinder nicht selten auch durch äußeres Unterliegen zum Siege führt. Dagegen aber unterläßt sie es nie, die schweren Folgen verborgener, nicht abgebüßter und darum auch nicht verziehener Sünden mit heiligem Ernste zu betonen. Mit allem Nachdruck warnt sie stets vor dem innern Bann unbußfertiger Seelen, sucht das Gewissen zu wecken, zu schärfen, ja zu solchem Zartgefühl auszubilden, daß man's auch mit kleinern Vergehungen streng und genau nehme. Dieser Gewissensernst verleiht ihren Schriften eine desto heilsamere

Kraft und Wirkung, wie er auch ein Prüfstein der Echtheit ihres Glaubens ist. In ihrem „Eli“ und auch sonst in ihren Schriften gibt sie entschieden ihre Vorliebe zur Brudergemeinde kund, deren Geist, dem ihrigen verwandt, keineswegs ein selbstquälerisch-düsterer, sektirerisch-engherziger ist, vielmehr eine seelenheitere, zwar auf ernster Buße, aber auch freudigem Jesusglauben ruhende Gottseligkeit. Dieser Geist beseelt durch und durch den alten Eli und die Frau Lindfelder, diese zwei Hauptcharaktere des Büchleins, die eben kraft ihres christlichen Geistes ihr armes Haus innerlich umwandeln in eine Hütte Gottes, gemäß dem Ausspruche des Herrn: „Wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“

Was nun überhaupt die Zeichnung der Charaktere in unsern Novellen betrifft, so gelingt es der verehrten Verfasserin vorzüglich, allerliebste Kindergestalten, besonders Mädchen, wie auch edle Frauenbilder in anziehendster Weise darzustellen. Kindlichen Sinn und kindliche Unschuld athmen ihre Schriften sammt und sonders, daher sie auch für das jugendliche, wie für das reifere Alter eine gesunde Geistes- und Herzensnahrung bieten, die um so höher zu schätzen ist, je widerlicher und verderblicher viele der neuesten und doch leider so verbreiteten Romane sind, durch ihre schamlose Unsittlichkeit. Ein weiterer Zug von Kindlichkeit bei unserer Erzählerin ist das freundliche Sichherablassen zu den Hausthieren als Angehörigen der Familie; so läßt sie bald ein Kätzchen (Busi), bald ein Hündchen (Spitz), bald ein Hühnchen (Krummschnäbelchen) eine Rolle in ihren Geschichten spielen. Wenn sie nun aber für die Zeichnung *männlicher* Charaktere nicht immer eine so sichere Hand hat, wie für kindliche und weibliche Charakterzeichnung, so liegt dies eben in ihrer weiblichen Natur und ist eine Beschränkung, die wohl alle Schriftstellerinnen in größerm oder geringerm Maße theilen.

Darf ich Margaretha Spörlin mit einer andern christlichen Erzählerin unserer Tage vergleichen, so möchte ich sie „die elsässische Ottilie Wildermuth“ nennen. Nicht daß ich über den Aehnlichkeiten Beider ihre Unähnlichkeiten übersehe; aber Beide haben das gemeinsame Gepräge einer heiter-ernsten Christengesinnung und einer warmen Heimathliebe — Ottilie für ihre schwäbische Heimath, wie Margaretha für unser Elsaß. Aufrichtige,

wenn auch schweigsamere Frömmigkeit bildet die Grundgesinnung auch Ottiliens, dieser Schülerin des ehrwürdigen Dann in Stuttgart, dieser Freundin des Tübinger Theologen und Kanzelredners Palmer. Freilich umfaßt ihr geistiger Horizont ein weiteres, bis in's Weltliche hineinreichendes Lebensgebiet und dieses entnimmt sie als Gegenstand ihrer Schilderung meistens der Gegenwart oder doch unserm Jahrhundert; während Margaretha sich fast nur auf dem Gebiete religiös-sittlicher Kämpfe und Siege bewegt, diese aber mehr der Vorzeit als der Neuzeit entnimmt. Ihre Schriften sind unmittelbarer und in höherm Grad erbaulich, als die der Frau Wildermuth, welche hinwiederum mehr künstlerisch angelegt und durchgeführt sind. An Schillers Geburtsort, in der Schule deutscher Klassiker gebildet, weiß Ottilie ihre Novellen als kleine Kunstwerke aus einem Gusse zu verfertigen. Auch unserer Margaretha gelingt dies oft, ja zumeist, doch nicht immer; hin und wieder nimmt sie den historischen Stoff unverarbeitet in ihre Dichtungen auf, in textuellen Auszügen aus einer Chronik oder aus Röhrich's Geschichte der Reformation im Elsaß, und zwar nicht etwa blos in einem Anhang oder einer Anmerkung, sondern auch mitten im Fluß der Erzählung, was dieser das Ansehen eines Excerptes, nicht eines fertigen Kunstwerkes gibt. Ist ferner Ottilie in den Erzeugnissen deutscher Klassiker bewandert, streut sie fleißig Citate aus Profandichtern in ihre Schilderungen ein, schlägt sie mancherlei Tonarten an, läßt sie mitunter auch ihre humoristische, ja satirische Ader fließen, so liebt es dagegen unsere bibelfeste Margaretha, passende Stellen der heiligen Schrift und geistliche Liederverse mit ihren Geschichten zu verweben und bei aller Seelenheiterkeit doch immer eine ernste Grundstimmung einzuhalten. Bei all diesen Verschiedenheiten bleibt aber beiden liebenswürdigen Erzählerinnen doch der gemeinsame christlich-heimische Grundtypus.

Wie sehr Beide sich selber geistesverwandt mit einander fühlten, davon zeugt folgende Thatsache, die mir erst nach dem Niederschreiben obiger Parallele mitgetheilt wurde. In den ersten Monaten des Jahres 1878 lud Ottilie ihre ältere Genossin freundlichst zur Mitarbeit an einem von ihr geplanten Jahrbuch ein. Fräulein Spörlin dankte zwar herzlich für diese Freundlichkeit, entschuldigte sich aber mit ihrem hohen Alter, dessen Bürde

ihr nachgerade den erforderlichen Geistesaufschwung nicht mehr gestatte. Hierauf erhielt sie von der edlen Frau Wildermuth folgende gemüthvolle Verslein, die, um Ostern 1878 verfaßt, zu einem Abschiedsgruße wurden, da dieselbe schon am 12. Juli desselben Jahres zu Tübingen entschlief:

„Und wenn wir nicht in einem Büchlein stehen,
Wir wollen unter einem Zeichen gehen,
Nach einem Ziele unsre Schritte lenken
Und treu in Liebe aneinander denken,
In einer Hoffnung unsern Lauf beschließen
Und, so Gott will, uns droben bald begrüßen."

Dieser fromme Wunsch ist nun ganz in Erfüllung gegangen: Beide schauen nun in Herrlichkeit Den, an welchen sie geglaubt und Dem sie auch mit ihren Geistesgaben gedient haben. Was unsere Vollendete insonderheit betrifft, so hat sie in ihren Elsässischen Lebensbildern eine reiche Aussaat des Glaubens und der Liebe ausgestreut; möge dieselbe auch nach ihrem Heimgang in recht vielen Herzen und Familien gesegnete Früchte tragen, zur Ehre ihres und unseres Herrn!

Nachschrift. — Für den wohl bald eintretenden Fall neuer Auflagen, möchte ich schließlich noch einen Wunsch aussprechen. Die Erzählung „der alte Eli", deren Schauplatz Mülhausen ist, sollte durchaus in die Galerie der „Elsässischen Lebensbilder" eingereiht werden, zu welchen dagegen die allerdings erbauliche und ja nicht zu unterschätzende, aber dem Elsaß fremde Geschichte „Drakenstein" (Bd. IV) keineswegs paßt.

Anhang.

Zwei Gedichte und Brief-Fragmente

von

Margaretha Spörlin

aus

ihren letzten Lebensjahren.

I. Abendruhe.

„Bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt." Luk. 24, 29.

Wie so friedlich ist's am Abend,
Wenn die Stürme schlafen gehn,
Nach der Schwüle, mild und labend,
Kühle Lüfte uns umwehn!

Gottes Geist hat überwunden,
Stille unser Herz gemacht,
Ruhe hat's in Ihm gefunden
Und das Tagwerk ist vollbracht.

Haben wir auch viel gelitten,
Brach im heißen Kampf der Muth,
Jetzo ist er ausgestritten
Und der Herr macht Alles gut —

Gut, was böse uns geschienen,
Gut, was vielfach wir gefehlt;
Und zum Heile muß uns dienen,
Was am tiefsten uns gequält.

Dankend blicken wir am Ende,
Herr, auf den durchlebten Lauf,
Falten betend unsre Hände:
Nimm uns nun im Himmel auf!

Du hast dich für uns gegeben,
Du willst unser Heiland sein;
Dein sind wir, so lang wir leben,
Sterbend auch, Herr, sind wir dein!

(Weihnachten 1874.)

---

2. Wort der Liebe an eine kranke Freundin.

Weihnachtsgruß 1874.

Wir haben uns gefunden,
Wir fühlen uns verwandt,
Sind eng im Herrn verbunden
Durch seine treue Hand.

Wir können uns nicht sehen,
Du dort, ich hier gebannt;
Doch knüpft der Liebe Wehen
Ein unsichtbares Band.

Was Herz an Herze bindet
Fest über Zeit und Ort,
Der Glaub' ist's, der sich gründet
Auf unsres Gottes Wort.

Und sind wir auch geschieden,
Lang kann es nicht mehr gehn,
Dort in des Himmels Frieden
Da werden wir uns sehn!

Brief-Fragmente.

Die Freunde der Vollendeten werden in den folgenden Brief-Auszügen denselben Geist, denselben christgläubigen, gottergebenen und liebevollen Sinn wiederfinden, der so wohlthuend in ihren Schriften waltet. Diese Bruchstücke sind größtentheils ihrem Briefwechsel mit einer jüngern, aber geistesverwandten, in der Kreuzesschule geübten Basler Freundin entnommen, an welche auch das zweite der obigen Gedichte gerichtet ist.

1. Aeußerungen über einige namhafte, ihr nahestehende Persönlichkeiten.

Am 31. Juli 1874.

. . . Vor einigen Tagen erhielt ich von Freundeshand „Erinnerung an K. R. Hagenbach“. Wie sind mir die beiden Strophen, die er an seinem letzten Geburtstag (den 4. März 1874) geschrieben, aus der Seele gesprochen! Ja:

„Mach's mit mir, Herr, wie's dir gefällt:
Soll scheiden ich aus dieser Welt,
So löse selber du das Band,
Wie du's geknüpft, mit zarter Hand.

„Nichts hält mich länger hier zurück,
Nicht Ehrenpreis, nicht Erdenglück;
Nur Eines acht' ich mir Gewinn,
Daß hier wie dort dein Kind ich bin.“

Nur zweimal im Leben habe ich diesen Mann gesehen; aber aus seinen Schriften spricht mich ein verwandter Geist so wohlthuend und befreundet an, daß ich immer an die Worte denken muß: Ein Glaube, ein Herr und ein Geist *(sic)*! Wie ist Hagenbach's Tod so schön — die Krone seines milden, schönen Lebens! Mit dem Evangelium und einer Rose in der Hand, sanft hinüber zu schlummern in's bessere Leben — o welch' große Gnade!!

[1] Prof. Hagenbach, der rühmlich bekannte Kirchenhistoriker und gemüthvolle christliche Dichter, starb in Basel den 7. Juni 1874.

Am 20. Juni 1876.

. . . Albert Ostertag's[2] Biographie spricht mich ungemein an, obwohl nicht in so hohem Grade, wie Vinet, mit dem ich geistig gelebt, dem ich so viel zu danken und für den ich, Gott weiß wie sehr, geschwärmt habe! Besonders rühren mich A. Ostertag's Briefe, die er als Student geschrieben. Da ist doch wirklich eine reine, kindliche Seele, die unter der Taufgnade geblieben ist, wie Stilling, dessen Glaube keinen Zweifel und dessen Ueberzeugung keinen Spott geduldet hat.

Am 15. Februar 1878.

. . . Der Brief (einer Augenzeugin über Stilling's Ende, siehe „Vater Stilling") ist an Charlotte Kestner[3] gerichtet. . . Ch. Kestner war eine ungemein interessante Persönlichkeit. . . Was mir in den letzten Jahren besonders an ihr so wohl that, war der klare, lebendige Geist in der kleinen gebrechlichen Hülle, und ihr warmes theilnehmendes Herz für Alle, die ihr begegneten. Seelen, wie sie, werden immer seltener in unserer Zeit, oder — ich in meiner einsamen Klause komme nicht mit ihnen zusammen. Droben aber wird's schön und herrlich sein.

Am 29. Mai 1878.

. . . Daß du einen so sympathischen Pfarrer in deiner Nähe und in deinem Hause hast, freut mich ungemein; wollte nur, ich könnte ihn auch einmal bitten, mir von Meta Heußer zu erzählen. Beim Lesen ihrer Gedichte und ihrer Briefe an Cleopha Zahn und Anna Schlatter fühlte ich mich so sehr zu ihr hingezogen, als zu einer verwandten Seele.

---

[2] Ein ausgezeichneter Lehrer und Bildner der Baseler Missionszöglinge, der auch als Schriftsteller für Mission und Bibelsache im Segen gewirkt hat.

[3] Sie war eine Tochter jener Charlotte, die Göthe in seinem „Werther" gefeiert hat.

2. Vertraulicher Geistesverkehr mit befreundeten Dulderinnen.

Am 14. September 1874.

. . . Deinem Christinchen[1] sage meinen herzlichen Dank für ihre Lieder, die der Herr an Vielen segnen wolle, besonders an den armen Kranken, die nicht wie sie die Gabe der Dichtkunst im Krankenstübchen haben. Woher kennst du sie? erzähle mir von der lieben schönen Seele. Ihr seid ja Leidensschwestern, so daß ihr euch auch aus der Ferne verstehen sollt . . . Die wenigen Lieder, die ich von ihr gelesen, haben mich ungemein angesprochen, und ich mußte denken, wie doch der Herr die schönsten Blumen oft im Krankenzimmer blühen läßt.

Am 13. Oktober 1874.

. . . Was du mir von Christinchen geschrieben, hat mir unendlich wohlgethan, besonders Augusten's hingebende Liebe. Es ist selten, einer solchen in unserer selbstsüchtigen Zeit zu begegnen, wo Jedes nur genießen, glänzen und sich selbst leben will. Schreibst du an die Beiden nach Heidelberg, so grüße die lieben Seelen herzinnig von mir und sage, auch von uns könne es heißen: „Unbekannt und doch bekannt, und im Herrn verwandt." Je näher ich dem Ziele meiner irdischen Laufbahn komme, desto klarer wird mir die Gemeinschaft der Heiligen, und ich meine, wenn wir den Muth und den lebendigen rechten Glauben hätten, uns das Zusammensein mit allen Erlösten als ein wirkliches zu denken, wir würden uns freuen so herzlich und so kindlich, wie in der schönen Kinderzeit auf den lieben Weihnachtsbaum mit seinen Wundergaben. Ja, der Herr ist lauter Liebe und Güte, und wir wären nie traurig und verzagt, wenn wir dieser Liebe fester vertrauen könnten.

---

[1] Christine H., Tochter eines hervorragenden Universitätsprofessors, wurde durch schmerzliche Leiden mitten in ihrer Jugendblüthe an's Krankenzimmer gefesselt, wo sich ihre gottergebene Seele in tiefempfundene, schlichte Lieder ergoß, welche ihre Herzensfreundin Auguste unter dem Titel „Christinen's Lieder" zum Druck beförderte, nicht für's Publikum, nur für geistesverwandte Leidensschwestern. (3. Auflage, 1874.)

Am 29. Mai 1878.

. . . Freund B. iſt ganz begeiſtert von den Jubiläums-Sängern, die du, armes Kind, nicht hören kannſt, ſo wenig als ich. Ueber ein Kleines, ſo hören wir das Halleluja im höhern Chor und ſtimmen mit ein.

---

3. Von ihrem letzten Wirken und Leiden und ihrer Todesbereitſchaft.

Am 11. Juni 1874.

. . . Von allem Freundlichen, das man mir über die „Goldenen Hochzeiten“ geſagt, hat mir Herrn Z.'s Gruß am meiſten wohlgethan, und daß er mich auch verſtanden, erſcheint mir als ein Amen von Oben zu dieſem Büchlein, das ich aus überwallendem Herzen ſchrieb, aber Gott weiß mit welch bangem Herzen im Publikum erſcheinen ſah.

Am 20. März 1875.

. . . Im Niederrhein (d. h. Unter-Elſaß) lebt ein redlicher, chriſtlicher Dorfſchulmeiſter, der große Freude an meinen kleinen Schriften hat, und ſie fleißig in ſeinem Dorfe leſen läßt. Der ließ mir ſchon vor zwei Jahren ſagen: Man ſei gewöhnt, jährlich ein Schriftchen von mir zu bekommen und freue ſich das ganze Jahr darauf. Da ich aber ſchon ſo alt ſei, bald ſterben könne, ſo möchte ich doch bei meinen Lebzeiten dafür ſorgen, daß nach meinem Tode Jemand mich erſetze und meine kleinen Büchlein zu ſchreiben fortfahre. Und nun meine ich, du, liebes Kind, ſollteſt das Geſchäft übernehmen und unter anderer Firma mit Gottes Hülfe fortfahren.

Am 20. Juli 1876.

. . . Meine beiden angefangenen Arbeiten vollenden, das vermag ich noch nicht. Vielleicht ſchenkt mir der Herr wieder Kraft, Muth und Freudigkeit dazu. Er muß ja Alles geben und ohne Ihn können wir nichts thun; aber ſchwer wird's mir, ſo gar nichts mehr arbeiten zu können.

Am 8. November 187:

. . . Mir verſtreichen die Tage auf dem Krankenlager oft trübe und lang, aber doch wunderbar erhellt von Gottes treuer Vaterliebe, die in meiner Schwachheit mir Kraft verlieh und den Glauben ſtärkte. Ich meinte, ich dürfte bald heimgehen, und nun ſcheint es faſt, als wolle der Herr das geknickte Rohr noch eine kleine Weile wieder aufrichten und die Gnadenfriſt mir verlängern. O möchte ich die kurze Spanne Zeit treuer benützen, als das lange vergeudete Leben, das hinter mir liegt! Liebe A.! was würde aus uns, wenn wir keinen Heiland hätten und nicht mit Zuverſicht beten könnten: „Mein Gott, ich bitt' durch Chriſti Blut, Mach's nur mit meinem Ende gut!" Ja, nur einen ſeligen Tod, alles Andere iſt Staub und Aſche.

Am 29. Mai 1878.

. . . Zwei lange Monate, die doch ſo ſchnell verfloſſen ſind, habe ich deinen lieben Brief unbeantwortet gelaſſen. Verzeih mir, lieb' Kind; aber ich werde ſo ſchwach, daß ich zu nichts mehr tüchtig bin, beſonders zum Schreiben nicht. Die zitternde Hand kann die Feder nicht mehr gehörig führen. Die Buchſtaben flimmern vor den Augen und die Gedanken entwiſchen und verwirren ſich, wenn ich ſie feſthalten und ordnen will. Sie ſind eben da, die Tage, von denen ich ſprechen muß: ſie gefallen mir nicht! Es fällt mir ungemein ſchwer, nicht mehr arbeiten zu können; und bis ich meinen Willen unterworfen und meine Seele in Geduld gefaßt habe, müßt ihr, lieben Freunde alle, Geduld haben mit der alten, ſtörrigen Tanti, der es ſo ſchwer wird, ſich ſtill und ergeben dem Willen Gottes unbedingt zu unterwerfen. Ich kämpfe und bete darum, und weiß und glaube, daß auch ich durch Gottes Gnad' und Chriſti Blut am Ende ſagen kann:

Je triomphe à genoux et sors de cette lutte
Vainqueur, mais tout meurtri, tout meurtri, mais vainqueur.

Zu Deutſch:

Ich kämpfe knieend nur mich durch, als Chriſti Krieger,
Ein Sieger, doch ganz wund; ganz wund, jedoch ein Sieger.

Am 17. Januar 1880.

. . . Nur auf einer Karte kann ich dir ſagen, daß ich, Gott ſei Dank, noch lieben, beten und dich ſegnen kann, mein theures Herzenskind! . . . Die große Kälte läßt auch mich geiſtig ganz erſtarren; dann kam eine böſe Grippe und der ſchnelle, unerwartete Tod meiner letzten theuern Jugendfreundin, meiner Seelenſchweſter (Frau Mieg). Ihr iſt wohl! Und jetzt wanke ich wieder auf zitternden Füßen und ſteifen Beinen, bis der Herr auch mich heimholt.

Nachruf.

O Heil Dir, Margarita! denn gefunden
Haſt Du der Perlen edelſte, die Eine,
Das Heil, das uns erwuchs aus Todeswunden;
Das ſtrahlt als Kern aus deinem Herzensſchreine
Und aus der Dichtung Kranz, den Du gewunden,
Und ewig ſtrahlt's Dir dort im lichtſten Scheine!

Ad. St.

Straßburg. Druck von J. H. Ed. Heitz.

H. Wolfe lith.

Lith. de Basler & Cie, Basel

Biogr. 622

Der Dichter Lenz

und

Friederike von Sesenheim.

Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen:
nebst Gedichten und Anderm von Lenz und Goethe.

Herausgegeben

von

August Stöber.

Basel,
Druck und Verlag der Schweighauser'schen Buchhandlung.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

176 B

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorwort.

Das Sesenheimer Idyll, Göthe's und Friedericke's Liebe, hat von jeher die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen und bei mancher empfindsamen Seele das tiefste Mitgefühl erregt. Die Schuld oder Schuldlosigkeit, welche Göthe in dieser Geschichte hat, gab namentlich in neuerer Zeit zu leidenschaftlichen Streitigkeiten Anlaß, und je nachdem man sich auf die eine oder auf die andere Seite schlug, fühlte man sich für oder wider den ganzen Menschen gestimmt. Neben der Göthe-Literatur ist eine Friedericken-Literatur, sowohl in einzelnen Werkchen, als in Zeitungsartikeln, und dieß besonders in der Allgemeinen Zeitung, entstanden. Auch den Namen des unglücklichen Dichters Lenz hat man dabei genannt; aber von Friedericke's Vertheidigern ist mit Entschiedenheit jedes entehrende Verhältniß zwischen Beiden abgewiesen worden. In allen Literatur-

geschichten, wo von Lenz die Rede ist, wird von dessen Wahnsinne gesprochen, allein der wahren Quelle desselben nicht erwähnt. Nachfolgende Mittheilungen geben darüber Aufschluß. Daß Lenz, nach Göthe's Abreise aus dem Elsaße, nach Sesenheim kam, berührt Göthe selbst; er sah Friedericke auf der Rückreise aus der Schweiz wieder und sagt von diesem Wiedersehen: „Ich finde Friedericke Brion wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich, da er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen, und da sie nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt, und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn dann halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt

hat mir zu schaden, und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen." — Daß Lenz von Friederike's Liebe überzeugt war, davon geben die Briefe an Salzmann genugsame Beweise: daß er wegen ihrer wahnsinnig geworden, darüber berichtet Oberlin's Aufsatz. Ob Friederike ihm ebenfalls geneigt war, oder ob er sich selbst getäuscht und ihre Gegenliebe nur eine eingebildete war, das möge der Leser entscheiden. Wie hoch Lenz Göthe als Mensch und Dichter stellte, sagen seine Schriften. In Straßburg besaß ich ein Exemplar von Shakspeare's Othello, welches Göthe Lenz zum Geschenke gemacht hatte; unter die hierauf bezüglichen Worte Göthe's, die also lauten: „Seinem und Shakspeare's würdigem Freunde Lenz, Göthe", hatte Lenz geschrieben: „Ewig, ewig bleibt mein Herze dein, mein lieber Göthe!" und bei Göthe's Abschied sang er:

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm er ohngefähr
Hier, wo wir saßen, wieder her,
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen:

Dieß Alles ward vor Lenz's Erscheinen in Sesenheim geschrieben: nach demselben nahm die Sache

eine andere Wendung. Lenz beneidete nicht nur Göthe's Liebe, sondern auch seinen Ruhm, worüber sich Göthe, außer der angeführten Stelle, sonst noch mehrere Male in seiner Dichtung und Wahrheit ausspricht.

Die Briefe von Lenz an Salzmann habe ich schon 1831 im Morgenblatte (Nr. 250 bis 295), jedoch nur stellenweise abdrucken lassen; hier erscheinen sie vollständig, nebst einigen dort nicht vorkommenden, und diplomatisch genau wiedergegeben, wie sie sich in Salzmann's Nachlasse, auf der Straßburger Stadtbibliothek, befinden. In derselben Schachtel, in welcher sie liegen, sind auch Göthe's Briefe an Salzmann aufbewahrt, welche Moritz Engelhardt im Morgenblatt veröffentlicht hat.

Diese Briefe, nebst Oberlin's Aufsatz über des armen Lenz Aufenthalt im Steinthale, füllen die Lücke aus, welche sich in L. Tieck's*) biographischen

*) Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, bei Reimer 1828, 2 Theile. Das Trauerspiel das leidende Weib, hat Tieck fälschlich unter die Lenzischen Schriften gesetzt; es ist von Klinger, wie Gervinus (Neuere Geschichte der deutschen Nationalliteratur Th. V. S. 554) nachgewiesen hat.

Notizen über Lenz vorfindet und geben über manche Leistungen des Dichters Aufschluß. Die Mittheilungen über die Straßburger gelehrte Gesellschaft, unter Salzmanns Vorsitze, habe ich dem Protokoll der Gesellschaft selbst entnommen, von welchem mir eine getreue Abschrift vorliegt. Als Zugabe folgen einige Gedichte von Lenz, welche Tieck übergangen hat; so wie Göthe's ursprüngliche Uebersetzung von Ossians Gesang von Selma, im Werther, und Gedichte an Friederike.

Mulhausen, im Oberelsaß, Ende Jänner 1842.

Der Herausgeber.

Inhalt.

		Seite.
	Vorwort	III — VII.
I.	Lenz im Elsaß	1
II.	Briefe von Lenz an den Aktuar Salzmann . .	43
III.	Gedichte von Lenz	85
IV.	Göthe's ursprüngliche Uebersetzung der Ossianischen Gesänge von Selma	93
V.	Gedichte von Göthe an Friederike	109
	Par simile von Göthe.	

Das Titelbild stellt das Sesenheimer Pfarrhaus vor, wie es zu Göthe's Zeit und noch bis vor wenigen Jahren stand; es ist von der Hofseite genommen; das untere Zimmer links am Garten, war die Wohnstube; das letzte obere, rechts, das Fremdenzimmer, von Göthe bewohnt. Das Bild ist nach einem Oelgemälde gemacht, das ein Freund des Herausgebers verfertigt; nach demselben ist auch der Holzschnitt in Lewald's Europa genommen.

D. H.

I. Lenz im Elsaß.

„Er stößt mich eben so sehr ab, als er mich anziehe; so zart, rührend, kräftig, ja groß er zu Zeiten sein kann, so klein, widerwärtig und roh erscheint er dann wieder, und zwar aus Willkür, um mit dem Enthusiasmus ein verhöhnendes Spiel, und mit dem Spiele selbst ein anderes, ganz außer der Poesie liegendes zu treiben, welches dieses und jede Poesie vernichtet."

L. Tieck, Einleitung zu Lenz's Schriften.

Jakob Michael Reinhold Lenz wurde zu Seßwigen in Liefland den 12. Jänner 1750 geboren. Er studirte 1768 in Königsberg, und begab sich von da aus nach Berlin, wo er mit Ramler und Nicolai verkehrte. Im Jahr 1771 begleitete er einen jungen Edelmann, Herrn von Kleist, nach der damals weit berühmten, alten Universität Straßburg. Hier verband er sich auf's Innigste mit seinem guten Sokrates, dem freundlichen, gemüthreichen Actuarius Salzmann*), von welchem Göthe und Jung-

*) S. Salzmann's Nekrolog von Moriz Engelhardt, Morgenblatt 1812. — Gelegentlich stehe hier, daß Göthe während seines Aufenthaltes in Straßburg, 1770 bis 1771 auf dem alten Fischmarkte, im Hause Nr. 80 wohnte. Die von Salzmann präsidirte Tischgesellschaft, bei den Zunftern Lauth, kam in der Krämergasse Nr. 12 zusammen.

Stilling in ihren Selbstbiographien mit so vieler Ehrfurcht sprechen. Salzmann hatte einen Kreis talentvoller Jünglinge um sich her versammelt, deren literarische Arbeiten er leitete. Die heiterste Lebensphilosophie, verbunden mit reichen, vielseitigen Kenntnissen, einem richtigen Blick und feinem Geschmacke gewannen ihm bald alle Herzen. Besonders Lenz, dessen Geist sich in diesem Zirkel schwärmerisch allen Eindrücken des Schönen aufschloß, gewann ihn für das Leben lieb. Auch Herder, Stilling und Lerse lernte er hier kennen, und was für sein Dichten von bedeutenderm Einflusse war, Göthe. Es gieng ihm eine neue, schönere Welt auf. Shakspeare namentlich übte auf die jungen Gemüther einen mächtigen Zauber aus. Göthe äußert sich in dieser Hinsicht also: „Will jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herder's über Shakspeare, in dem Heft von deutscher Art und Kunst; ferner Lenzens Bemerkungen über das Theater, denen eine Uebersetzung von Lowe's labours lost hinzugefügt war. Herder dringt in das Tiefere von Shakspeare's Wesen und stellt es herrlich dar; Lenz beträgt sich mehr bilderstürmerisch gegen die Herkommlichkeit des Theaters, und will denn eben all und überall nach Shakspeare'scher Weise gehandelt haben. Da ich diesen so talentvollen als seltsamen Menschen hier zu erwähnen veranlaßt werde, so ist wohl der Ort, versuchsweise, einiges über ihn zu sagen. Ich lernte ihn erst gegen das Ende meines Straßburger Aufenthaltes kennen. Wir

saben uns selten; seine Gesellschaft war nicht die meine, aber wir suchten doch Gelegenheit uns zu treffen, und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Personchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist: einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eigenen, las er sehr gut vor, und schrieb eine fließende Hand. Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in Einem Begriff zusammenfaßt. Niemand war vielleicht eben deßwegen fähiger als er, die Abschweifungen und Auswüchse des Shakspear'schen Genie's zu empfinden und nachzubilden. Die obengedachte Uebersetzung giebt ein Zeugniß hievon. Er behandelt seinen Autor mit großer Freiheit, ist nichts weniger als knapp und treu, aber er weiß sich die Rüstung oder vielmehr die Possenjacke seines Vorgängers so gut anzupassen, sich seinen Gebärden so humoristisch gleichzustellen, daß er demjenigen, den solche Dinge anmutheten, gewiß Beifall abgewann."

Im Sommer 1772 verließ Lenz Straßburg und zog mit Herrn von Kleist nach Fort Louis, einer jetzt zerstör-

ten Inselfeſtung auf dem Rheine. In der Nähe liegt Seſenheim; Lenz machte die Bekanntſchaft des Pfarrers Brion*), und wurde von der patriarchaliſchen Familie auf's Freundſchaftlichſte aufgenommen. Friederike's

*) Das Andenken des Pfarrers Johann Jakob Brion und ſeiner von Göthe als Muſter einer tüchtigen, einſichtsvollen und verſtändigen Hausfrau geſchilderten Gattin, Maria Magdalena, geb. Schöll, ſteht noch immer in Seſenheim in Segen. Das alte Pfarrhaus iſt ſeitdem abgeriſſen worden und hat einem größern, ſtattlichen Wohngebäude Platz gemacht. Die Jasminlaube, die ſeitdem auch verpflanzt worden iſt, wird häufig von Reiſenden, namentlich von Deutſchen und Engländern, aufgeſucht und geplündert. — Göthe's damalige Vorliebe für Oſſian war auch auf Friederike übergegangen. Ich beſitze den ſchon beſprochenen Geſang: „Stern der dämmernden Nacht", welchen er für Friederike überſetzte, und ſodann, ſehr verändert, in den Werther aufnahm, von ſeiner Hand geſchrieben und hin und wieder verbeſſert. Er folgt im Anhange. Die älteſte Tochter, Marie Salome (bei Göthe Olivie), war an einen Pfarrer Marx in Meißenheim, bei Lahr, verheirathet; bei ihr ſtarb Friederike (November 1813) im 58. Lebensjahre. Der Bruder (Moſes) ſtarb 1817 als Pfarrer zu Barr. Die jüngſte Schweſter, zu Göthe's Zeit ein kleines, munteres Mädchen, hieß Sophie; ſie lebte eine Zeit lang mit Friederike im Steinthale, wo beide eine Mädchenſchule leiteten; ſpäter zog ſie nach Niederbronn, wo ſie im Dezember 1838 in hohem Alter ſtarb. Sie war bis an ihr Ende heiter und ſprach von Göthe nicht anders als mit Achtung; ſie klagte ihn nie an und wußte nichts von einer förmlichen Verlobung zwiſchen ihm und ihrer Schweſter. Sie wurde oft von Fremden beſucht und war unter dem Namen „Täntele" in Niederbronn und in der Umgegend bekannt und allgemein geſchätzt. Die bis dahin ungedruckten Gedichte Göthe's, die ich in Chamiſſo's und Schwab's Muſenalmanach 1838 einrücken ließ, hatte ich von ihr erhalten; ſie ſind aber nicht eigenhändig von Göthe geſchrieben.

liebliche Gestalt trat ihm entgegen und fesselte ihn mit unauflöslichen Banden. Er trank einen vollen Kelch der süßesten Wonne, die sich leider in der Folge in den bittersten Schmerz verwandelte und seine Seele mit jenem tiefen Gram erfüllte, der sie verzehrte. Der Gedanke an Sie absorbirte ihn ganz: in ihm giengen alle andern Gedanken unter und nur das Studium seiner beiden Lieblingsdichter Plautus und Shakspeare, die er mit schwärmerischer Verehrung las, studirte und bearbeitete, brachte ihn wieder, auf Augenblicke wenigstens, zu sich selbst zurück. Sein Sinnen und Dichten, in Licht und Schatten, sind aus seinem Gemüthszustande in jener Zeit erklärlich. Gegen das Spätjahr 1772 begab sich Lenz nach Landau, und kehrte hierauf, wie es schien, mit erneuetem Lebensmuthe nach Straßburg zurück, wo er, einige Zwischenreisen ausgenommen, bis in den März 1776 blieb.

Salzmann hatte den 2. November 1775 eine neue Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache" gegründet. Das Protokoll der Sitzungen beginnt also: „Den 2. November des Jahres 1775 ist unter göttlichem Beistande zu der Eröffnung einer Gesellschaft deutscher Sprache in dem Hause des Herrn Aktuarius Salzmann, gegenüber dem Rathhause, Nachmittags um 3 Uhr, geschritten worden." Lenz hielt, als Sekretär, eine Anrede an die Mitglieder „über die Vortheile einer Verbindung dieser Art zu einer hoffentlich zu erwartenden allgemeinen deutschen Sprache", und hat darin zu zeigen gesucht, wie sehr eine Provinz von ihren Rechten vergebe, wenn sie

die Ausbildung des sogenannten Hochdeutschen, einer einzigen Provinz oder einem einzigen Kreise Deutschlands überließe. Tieck hat diese Anrede aufbewahrt (Lenz, Schriften Th. II. S. 326 u. f.). Lenz war das thätigste Mitglied dieses Vereins, mit dem er auch Michaelis von Göttingen und Schlosser von Emmendingen, in Verbindung brachte. Er gab folgende Beiträge, von welchen sich die mit * bezeichneten in Tieck's Ausgabe seiner Schriften vorfinden:

1.* Anrede an die Gesellschaft (S. oben).
2.* Vorzüge der deutschen vor der französischen Sprache.
3.* Ueber die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau und den benachbarten Gegenden.
4. Nachahmung von Plautus Captivi.
5.* Die beiden Alten, ein Familiengemälde (dramatisch), nach einer Zeitungsanekdote.
6. Ballade aus Dodley's Sammlung altenglischer Gedichte.
7.* Neujahrsgedicht.
8.* Etwas über die Veränderung des Theaters beim Shakspeare.
9. Etwas über den Charakter des Sokrates, aus dem Xenophon.
10. Briefe über die Moralität des jungen Werthers.
11. Koriolan von Shakspeare.

Die merkwürdigsten unter den übrigen Mitgliedern waren, außer Salzmann, der das Präsidium führte, Ma-

giſter Leopold*) (1730 zu Straßburg geboren, geſtorben als Profeſſor am Gymnaſium daſelbſt 1792), ein Schützling Schöpflin's, auf deſſen Veranlaſſung er gelehrte Reiſen nach Italien, der Schweiz und nach Holland machte; ein gründlicher Philologe und geſchmackvoller Dichter; als Republikaner eifrig und ſeine Schüler für wahre Vaterlandsliebe begeiſternd; übrigens ein Original, von dem noch jetzt die drolligſten Anekdoten kreiſen. Er trug in der Geſellſchaft eine Charakteriſtik von Sebaſtian Brant's Narrenſchiff vor. — Dr. J. Lorenz Bleſſig, Profeſſor der Theologie (geſtorben 1816), als anregender Lehrer der akademiſchen Jugend und geiſtlicher Redner ausgezeichnet. — Der gelehrte, geiſtreiche Dr. Iſaac Haffner (geſt. 1831), zuletzt Dekan der theologiſchen Fakultät zu Straßburg, deſſen Predigten, hinſichtlich der Form, als klaſſiſche Muſter anerkannt ſind. — Johannes von Türkheim, deſſen Geſchichte von Heſſen, in drei Theilen, berühmt geworden. — Otto, ein Gehülfe des Philologen Brunk, ein Mann von großem politiſchem Einfluſſe; zuletzt franzöſiſcher Geſandter in London. — Schönfeld, ein Komponiſt und launiger Knittelverſemacher. — Leopold Wagner (geb. zu Straßburg 1747, geſt. 1779), ein Kraftgenie, mit der Lenziſchen Muſe verwandt. Göthe hat ihn im Fauſt verewigt, es iſt der Famulus Wagner. Er hat mehrere Dramen geſchrieben,

*) Strobel, hiſt. du Gymn. de Strasb. 1838. S. 159 u. 180.

voller Excentrität und gräulicher Scenen: „die Kindesmörderin“ (1776), deren Stoff er Gothe weggenommen hat; „die Reue nach der That“ (1775); Gervinus hält ihn auch für den Verfasser des kleinen Nachspiels „die frohe Frau“ (1775).*) — Graf Ramond, aus Kolmar, gestorben als Staatsrath und Präfekt der obern Pyrenäen. Als Schriftsteller zeichnete er sich durch sein (im Geiste von Shakspeare und von Gothe's Götz von Berlichingen geschriebenes) guerre d'Alsace, einem historischen Drama (Bâle 1780), und durch les dernières aventures du jeune d'Olban, fragment des amours alsaciennes (Yverdun 1777) aus. Ramond kann als Vorläufer der romantischen Schule Frankreichs gelten. Er schloß sich namentlich an Lenz an, dem die letztere Schrift zugeeignet ist, und mit dem er in seiner leidenschaftlichen Liebe zu Shakspeare sympathisirte. — Als Mitglieder der Gesellschaft kommen noch vor: Breu, Lobstein, Meyer, Müller, Fries, Röderer und Corvinus.**)

Im Frühjahr 1776 verließ Lenz Straßburg und hielt sich in Weimar auf, wo er mit Gothe umgieng und mit Herder und Wieland näher bekannt wurde.

Wie von einem unvermeidlichen Schicksale getrieben,

*) Gervinus, neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Th. I. S. 581 u. 584.

**) Viele Beiträge der Gesellschaft wurden in den damals in Straßburg erscheinenden Bürgerfreund eingerückt, an welchem namentlich Blessig thätigen Antheil hatte.

kam er aber gegen das Ende des folgenden Jahres wieder in das Elsaß. Nun brach sein oft in dumpfes Hinbrüten, in bange Schwermuth versunkenes Gemüth in vollen Wahnsinn aus, der zuweilen zur unbändigsten Raserei wurde. Er irrte im tiefen Winter, in Schnee und Wind, durch die Vogesen und kam im Jänner 1778, in seinem Aeußern aufs Höchste vernachläßigt und die traurigsten Spuren der Verirrung tragend, nach Waldbach, in's Steinthal, wo der würdige Pfarrer Oberlin ihn mit hingebender Liebe aufnahm. Nachfolgender Aufsatz, der sich in Oberlin's Papieren vorfand, mag dem Leser die herzzerreißenden Scenen, die während Lenz's Aufenthalt im Steinthale vorfielen, schildern.*)

„Den 20 Januar 1778 kam er hieher. Ich kannte ihn nicht. Im ersten Blick sah ich ihn, den Haaren und hängenden Locken nach für einen Schreinergesellen an; seine freimüthige Manier aber zeigte bald, daß mich die Haare betrogen hatten. — „Seien Sie willkommen, ob Sie mir schon unbekannt." — „Ich bin ein Freund K...'s**) und

*) Dieser in der Erwinia 1839, S. 8 u. f., mitgetheilte Aufsatz bildet die Grundlage der leider Fragment gebliebenen Novelle „Lenz" meines verstorbenen Freundes Georg Büchner. Er trug sich schon in Straßburg lange Zeit mit dem Gedanken Lenz zum Helden einer Novelle zu machen, und ich gab ihm zu seinem Stoffe alles, was ich an Handschriften besaß. Das Fragment ist abgedruckt im Telegraphen 1839, Nummer 8 u. f.

**) Kaufmann aus Winterthur.

bringe ein Compliment von ihm.“ — „Der Name, wenn's beliebt?“ — „Lenz.“ — „Ha, ha, iſt er nicht gedruckt?“ (Ich erinnerte mich einige Dramen gelesen zu haben, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben wurden.) Er antwortete: „Ja; aber belieben ſie mich nicht darnach zu beurtheilen.“

Wir waren vergnügt unter einander; er zeichnete uns verſchiedene Kleidungen der Ruſſen und Liefländer vor; wir ſprachen von ihrer Lebensart, u. ſ. w. Wir logirten ihn in das Beſuchzimmer im Schulhauſe.

Die darauf folgende Nacht hörte ich eine Weile im Schlaf laut reden, ohne daß ich mich ermuntern konnte. Endlich fuhr ich plötzlich zuſammen, horchte, ſprang auf, horchte wieder. Da hörte ich mit Schulmeiſterſtimme laut ſagen: Allez donc au lit — qu'est-ce que c'est que ça — bé dans l'eau par un temps si froid! — Allez, allez au lit.

Eine Menge Gedanken durchdrangen ſich in meinem Kopf. Vielleicht, dachte ich, iſt er ein Nachtwandler und hatte das Unglück in die Brunnbütte zu ſtürzen: man muß ihm alſo Feuer, Thee machen, um ihn zu erwärmen und zu trocknen. Ich warf meine Kleider um mich und hinunter an das Schulhaus. Schulmeiſter und ſeine Frau, noch vor Schrecken blaß, ſagten mir: Herr Lenz hätte die ganze Nacht nicht geſchlafen, wäre hin und her gegangen, auf's Feld hinter dem Hauſe, wieder herein, endlich hinunter an den Brunnentrog, ſtreckte die Hände ins Waſſer, ſtieg auf den Trog, ſtürzte ſich hinein und

plattſcherte drin wie eine Ente; ſie, Schulmeiſter und ſeine Frau, hatten gefürchtet, er wolle ſich ertränken, riefen ihm zu — er wieder aus dem Waſſer, ſagte, er wäre gewohnt ſich im kalten Waſſer zu baden, und gieng wieder auf ſein Zimmer. — Gottlob, ſagte ich, daß es weiter nichts iſt: Herr K... liebt das kalte Bad auch, und Herr L... iſt ein Freund von Herrn K...

Das war für uns Alle der erſte Schreck: ich eilte zurück um meine Frau auch zu beruhigen.

Von dem an verrichtete er, auf meine Bitten, ſein Baden mit mehrerer Stille.

Den 21ſten ritt er mit mir nach Belmont, wo wir die allgemeine Großmutter, die 176 Abſtämmlinge erlebt, begruben. Daheim communicirte er mir mit einer edeln Freimüthigkeit, was ihm an meinem Vortrag u. ſ. w. mißfallen; wir waren vergnügt bei einander, es war mir wohl bei ihm; er zeigte ſich in allem als ein liebenswürdiger Jüngling.

Herr K... hatte mir ſagen laſſen: er würde, ſeiner Braut das Steinthal zu zeigen, zu uns kommen und einen Theologen mitbringen, der gerne hier predigen möchte.

Ich bin nun bald eilf Jahre hier; anfangs waren meine Predigten vortrefflich, nach dem Geſchmacke der Steinthaler. Seitdem ich aber dieſer guten Leute Fehler kenne und ihre äußerſte Unwiſſenheit in Allem, und beſonders in der Sprache ſelbſt, in der man ihnen predigt, und ich mich daher ſo tief mir immer möglich herunter-

laſſen und dem mir nun bekannten Bedürfniß meiner Zuhörer gemäß zu predigen mich bemühe, ſeitdem hat man beſtändig daran auszuſetzen. Bald heißt es: ich wäre zu ſcharf; bald: ſo könne es Jeder; bald: meine Mägde hätten mir meine Predigt gemacht u. ſ. w. Ueberdieß macht mir das Predigen oft mehr Mühe als alle andern Theile meines Amtes zuſammengenommen. Ich bin daher herzlich froh, wann bisweilen jemand anders für mich predigen will.

Herr L..., nachdem er die Schulen der Conductrices und Anderes in Augenſchein genommen, und er mir ſeine Gedanken freimüthig über Alles mitgetheilt, äußerte mir ſeinen Wunſch für mich zu predigen. Ich fragte ihn, ob er der Theolog wäre, von dem mir Herr L... hätte ſagen laſſen? „Ja,“ ſagte er, und ich ließ mir's, um obiger Urſachen willen, gefallen; es geſchah den darauf folgenden Sonntag, den 25ſten. Ich gieng vor den Altar, ſprach die Abſolution, und Herr L... hielt auf der Kanzel eine ſchöne Predigt, nur mit etwas zu vieler Erſchrockenheit. Herr K... war mit ſeiner Braut auch in der Kirche. Sobald er konnte, bat er mich, mit ihm beſonders zu gehen, und fragte mich mit bedeutender Miene, wie ſich Herr L... ſeitdem betragen und was wir mit einander geſprochen hätten. Ich ſagte ihm, was ich noch davon wußte; Herr K... ſagte: es wäre gut. Bald darauf war er auch mit Herrn L... allein. Es kam mir dieß alles etwas bedenklich vor, wollte da nicht fragen, wo ich ſah, daß man geheimnißvoll wäre, nahm mir aber vor, meinen Unterricht weiter zu ſuchen.

Herr L... lud mich freundſchaftlich ein, mit ihm zu ſeiner Hochzeit in die Schweiz zu gehen. So gern ich längſt die Schweiz geſehen, einen Lavater, einen Pfenninger und andere Männer gekannt und geſprochen hätte, ſo ſehr meinem Leibe und Gemüthe (ich hatte einige harte Monate gehabt), eine Aufmunterung und Stärkung durch eine Reiſe wünſchbar war, ſo unüberſteigliche Hinderniſſe fand ich auf allzuvielen Seiten. Herr L... räumte einen großen Theil durch Mittheilung ſeines Reiſeplanes aus dem Wege: ich überlegte den Reſt und fand Möglichkeit.

Am Montag, den 26ſten, nachdem ich meine letzten damaligen Patienten begraben hatte, gieng ich den nächſten Weg über Rhein. Herr L... ſollte die Kanzel und mein Herr Amtsbruder die eigentlichen Actus pastorales, die den damaligen Umſtänden nach ſparſam oder gar nicht vorkommen ſollten, verſehen.

Ich kam nicht weiter als bis nach Köndringen und Emmendingen, wo ich Herrn Sander, und am zweiten Ort, Herrn Schloſſer zum erſten Mal ſah und beſprach; ſodann über Breiſach nach Kolmar, wo ich Herrn Pfeffel und Lerſe kennen lernte; und zurück ins Steinthal.

Ich hatte nun hinlänglichen Unterricht in Anſehung Herrn L... bekommen, und übrigens ſo viel Satisfaction von meiner Reiſe, daß, ſo rar bei einem Steinthaler Pfarrer das Geld iſt, ich ſie nicht um hundert Thaler gebe.

Ueber meine unvermuthete Rückkunft war Herr L... betroffen und etwas beſtürzt, meine Frau aber entzückt, und bald darauf, nach einiger Unterredung, auch Herr L...

Ich hörte, daß in meiner Abwesenheit Vieles, auf Herrn L...'s Umstände Passendes und für ihn Nutzliches, gesprochen worden, ohngeachtet meine Frau die Umstände selbst, die ich erst auf meiner Reise erfuhr, nicht wußte.

Ich erfuhr ferner, daß Herr L..., nach vorhergegangenen eintägigen Fasten, Bestreichung des Gesichtes mit Asche, Begehrung eines alten Sackes, den 3. Hornung ein zu Feudau so eben verstorbenes Kind, das Friederike hieß, aufwecken wollte, welches ihm aber fehlgeschlagen.

Er hatte eine Wunde am Fuß hieher gebracht, die ihn hinken machte und ihn nöthigte hier zu bleiben. Meine Frau verband sie ihm täglich, und man konnte baldige Heilung hoffen. Durch das unruhige Hin- und Herlaufen aber, da er das Kind erwecken wollte, verschlimmerte sich die Wunde so sehr, daß man die Entzündung mit erweichenden Aufschlägen wahren mußte. Auf unsre und Herrn K...'s häufige Vorstellungen hatte er sein Baden eingestellt, um die Heilung der Wunde zu befördern. In der Nacht aber, zwischen dem 4. und 5. Hornung, sprang er wieder in den Brunnentrog, mit heftiger Bewegung, um, wie er nachher gestand, die Wunde auf's Neue zu verschlimmern.

Seit Herrn K...'s Besuch logirte Herr L... nicht mehr im Schulhaus, sondern bei uns in dem Zimmer über der Kindsstube. Den Tag hindurch war er auf meiner Stube, wo er sich mit Zeichnen und Malen der Schweizergegenden, mit Durchblättern und Lesen der Bibel, mit Predigtschreiben, und Unterredung mit meiner Frau beschäftigte.

Den 5. Hornung kam ich von meiner Reise zurück;

er war, wie ich oben gesagt, anfangs darüber bestürzt, und bedauerte sehr, daß ich nicht in der Schweiz gewesen. Ich erzählte ihm, daß Herr Hofrath Pfessel die Landgeistlichen so glücklich schätzt, und ihren Stand beneidenswerth hält, weil er so unmittelbar zur Beglückung des Nächsten aufweckt. Es machte Eindruck auf ihn. Ich bediente mich dieses Augenblicks, ihn zu ermahnen sich dem Wunsche seines Vaters zu unterwerfen, sich mit ihm auszusohnen u. s. w.

Da ich bei manchen Gelegenheiten wahrgenommen, daß sein Herz von fürchterlicher Unruhe gemartert wurde, sagte ich ihm, er würde sodann wieder zur Ruhe kommen, und schwerlich eher, denn Gott wüßte seinem Worte: „Ehre Vater und Mutter," Nachdruck zu geben u. s. w.

Alles, was ich sagte, waren nur meistens Antworten auf abgebrochene, oft schwer zu verstehende Worte, die er in großer Beklemmung seines Herzens ausstieß. Ich merkte, daß er bei Erinnerung gethaner, mir unbekannter, Sünde schauderte, an der Möglichkeit der Vergebung verzweifelte; ich antwortete ihm darauf; er hob seinen niederhängenden Kopf auf, blickte gen Himmel, rang die Hände, und sagte: „Ach! ach! göttlicher Trost — ach — göttlich, o — ich bete — ich bete an!" Er sagte mir sodann ohne Verwirrung, daß er nun Gottes Regierung erkenne und preise, die mich so bald, ihn zu trösten, wieder heimgeführt.

Ich gieng im Zimmer hin und her, packte aus, legte in Ordnung, stellte mich zu ihm hin. Er sagte mit freundlicher Miene: „Bester Herr Pfarrer, können Sie mir doch

nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so zentnerschwer auf dem Herzen liegt?“ Ich sagte ihm, ich wisse von der ganzen Sache nichts, ich wolle ihm in allem, was ihn wahrhaft beruhigen könne, aus allen Kräften dienen, er müßte mir aber Ort und Personen nennen. Er antwortete nicht, stand in der erbärmlichsten Stellung, redete gebrochene Worte: „Ach! ist sie todt? Lebt sie noch? — Der Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig — o, der Engel! — Verfluchte Eifersucht! ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen Andern — aber sie liebte mich — ja herzlich — aufgeopfert — die Ehe hatte ich ihr versprochen, hernach verlassen — o, verfluchte Eifersucht — — O, gute Mutter! auch die liebte mich — ich bin euer Mörder!“

Ich antwortete wie ich konnte, sagte ihm unter Anderm, vielleicht lebten diese Personen alle noch, und vielleicht vergnügt; es mag sein wie es wolle, so konnte und würde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Thränen, so viel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie sodann von ihm hätten, den Schaden, so er ihnen zugefügt, leicht und vielleicht weit überwiegen würde. — Er wurde jedoch nach und nach ruhiger und gieng an sein Malen.

Herr C... hatte mir zu Emmendingen einige in Papier gepackte Gerten nebst einem Brief für ihn mitgegeben. Eines Males kam er zu mir; auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz, so ich, wenn ich mich der Kälte lange aussetzen muß, auf den Leib zu legen gewohnt

bin. In der Hand hielt er die noch eingepackten Gerten: er gab sie mir, mit Begehren, ich solle ihn damit herumschlagen. Ich nahm die Gerten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: dieß wären die Streiche, die ich ihm zu geben hätte, er möchte ruhig sein, seine Sachen mit Gott allein ausmachen: alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden tilgen. dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem mochte er sich wenden. Er gieng.

Beim Nachteſſen war er etwas tiefſinnig. Doch sprachen wir von allerlei. Wir giengen endlich vergnügt von einander und zu Bette. — Um Mitternacht erwachte ich plötzlich: er rannte durch den Hof, rief mit harter, etwas hohler Stimme einige Sylben, die ich nicht verſtand: seitdem ich aber weiß, daß seine Geliebte Friederike*) hieß, kommt es mir vor, als ob es dieſer Name geweſen wäre, — mit äußerſter Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgeſprochen. Er ſtürzte ſich, wie gewöhnlich, in den Brunnentrog, patſchte drin, wieder heraus und hinauf in sein Zimmer, wieder hinunter in den Trog, und so einige Mal — endlich wurde er ſtill. Meine Mägde, die in dem Kindsſtübchen unter ihm ſchliefen, sagten, ſie hätten oft, inſonderheit aber in ſelbiger Nacht, ein Brummen gehört, das ſie mit nichts als mit dem Ton einer

*) Daß dieſe — Friederike aus Sesenheim war, geht aus den Briefen von Lenz an Salzmann unzweifelhaft hervor.

Habergeiſe zu vergleichen wüßten. Vielleicht war es ſein Winſeln mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Freitag den 6ten, den Tag nach meiner Zurückkunft, hatte ich beſchloſſen, nach Rothau zu Herrn Pfarrer Schweighäuſer zu reiten. Meine Frau gieng mit. Sie war ſchon fort, und ich im Begriff auch abzureiſen. Aber welch ein Augenblick! Man klopft an meiner Thüre, und Herr L... tritt herein mit vorwärts gebogenem Leibe, niederwärts hängendem Haupt, das Geſicht über und über und das Kleid hier und da mit Aſche verſchmiert, mit der rechten Hand an dem linken Arm haltend. Er bat mich, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte ſich vom Fenſter heruntergeſtürzt; weil es aber Niemand geſehen, möcht' ich's auch Niemand ſagen.

Ich that was er wollte, und ſchrieb eilends an Sebaſtian Scheidecker, Schullehrer von Belleſoſſe, er ſolle herunter kommen, Herrn L... hüten. Ich eilte fort. Sebaſtian kam und richtete ſeine Commiſſion unvergleichlich aus, ſtellte ſich, als ob er mit uns hätte reden wollen, ſagte ihm, daß, wenn er wüßte, daß er ihm nicht überläſtig oder von etwas abhielte, wünſchte er ſehr, einige Stunden in ſeiner Geſellſchaft zu ſeyn. Herr L... nahm es mit beſonderem Vergnügen an, und ſchlug einen Spaziergang nach Fouday vor, — gut. Er beſuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verſchiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, ſchien betend, doch mit großer Verwirrung, riß etwas von der auf dem Grabe ſtehenden Krone ab, als ein An-

denken, gieng wieder zurück gen Waldersbach,*) kehrte wieder um, und Sebastian immer mit. Endlich mochte Herr L... die Absicht seines Begleiters errathen: er suchte Mittel ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder Martin von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Herr L... zween Aufseher statt einen. Er zog sie wacker herum; endlich gieng er nach Waldersbach zurück, und da sie nahe am Dorf waren, kehrte er wie ein Blitz um, und sprang, ungeachtet seiner Wunde am Fuß, wie ein Hirsch gen Foudan zurück. Sebastian kam zu uns, um das Vorgegangene zu berichten, und sein Bruder setzte dem Kranken nach. Indem er ihn zu Foudan suchte, kamen zwei Krämer und erzählten ihm, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe, und der Justiz ausgeliefert sein wollte, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Martin lief in das Haus und fand es so; ein junger Mensch hatte ihn, auf sein ungestümes Anhalten, in der Angst gebunden. Martin band ihn los und brachte ihn glücklich nach Waldersbach. Er sah verwirrt aus; da er aber sah, daß ich ihn wie immer freundschaftlich und liebreich empfieng und behandelte, bekam er wieder Muth, sein Gesicht veränderte sich vortheilhaftig, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und wir brachten den Abend vergnügt zu.

*) Oberlin schrieb und sagte später immer Waldbach: dies ist auch der eigentliche Name, den das Dörfchen trägt.

Ich bat ihn inständig nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wann er nicht schlafen konnte, sich mit Gott zu unterhalten u. s. w. Er versprach's, und wirklich that er's die folgende Nacht: unsere Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten.

Den folgenden Morgen, Samstag den 7ten, kam er mit vergnügter Miene auf mein Zimmer. Ich hoffte, wir würden bald am Ende unserer gegenseitigen Qual seyn; aber leider der Erfolg zeigte was anders.

Nachdem wir Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mir mit ausnehmender Freundlichkeit: „Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, von dem ich ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben — o, der Engel!" — Woher wissen Sie das? — „Hieroglyphen — Hieroglyphen!" — und dann gen Himmel geschaut und wieder: „Ja — gestorben — Hieroglyphen!" — Er schrieb einige Briefe, gab mir sie sodann zu, mit Bitte, ich möchte noch selbst einige Zeilen darunter setzen.

Ich hatte mit einer Predigt zu thun und steckte die Briefe indessen in meine Tasche. In dem einen an eine adelige Dame in W. schien er sich mit Abadonna zu vergleichen; er redete von Abschied. — Der Brief war mir unverständlich, auch hatte ich nur einen Augenblick Zeit ihn zu übersehen, eh ich ihn von mir gab. In dem andern an die Mutter seiner Geliebten, sagt er, er könne ihr dießmal nicht mehr sagen, als daß ihre Friederike nun ein Engel sey und sie würde Satisfaktion bekommen.

Der Tag gieng vergnügt und gut hin. Gegen Abend

wurde ich nach Bellefosse zu einem Patienten geholt. Da ich zurückkam, kam mir Herr L... entgegen. Es war gelind Wetter und Mondschein. Ich bat ihn, nicht weit zu gehen und seines Fußes zu schonen. Er versprach's.

Ich war nun auf meinem Zimmer und wollte ihm Jemand nachschicken, als ich ihn die Stieg herauf in sein Zimmer gehen horte. Einen Augenblick nachher platzte etwas im Hof mit so starkem Schall, daß es mir unmöglich von dem Fall eines Menschen herkommen zu konnen schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und am ganzen Leibe zitternd zu meiner Frau: Herr L... hätte sich zum Fenster hinausgestürzt. Meine Frau rief mir mit verwirrter Stimme — ich sprang heraus, und da war Herr L... schon wieder in seinem Zimmer.

Ich hatte nur einen Augenblick Gelegenheit einer Magd zu sagen: «Vite, chez l'homme juré, qu'il me donne deux hommes,» und hierauf zu Herrn Lenz.

Ich führte ihn mit freundlichen Worten auf mein Zimmer; er zitterte vor Frost am ganzen Leibe. Am Oberleib hatte er nichts an als das Hemd, welches zerrissen und sammt der Unterkleidung über und über kothig war. Wir wärmten ihm ein Hemd und Schlafrock und trockneten die seinigen. Wir fanden, daß er in der kurzen Zeit, die er ausgegangen war, wieder mußte versucht haben sich zu ertränken, aber Gott hatte auch da wieder gesorgt. Seine Kleidung war durch und durch naß.

Nun, dachte ich, daß du mich genug betrogen, nun mußt du betrogen, nun ist's aus, nun mußt du bewacht

seyn. Ich wartete mit großer Ungeduld auf die zwei begehrten Mann. Ich schrieb indessen an meiner Predigt fort und hatte Herrn L... am Ofen, einen Schritt weit von mir sitzen. Keinen Augenblick traute ich von ihm, ich mußte harren. Meine Frau, die um mich besorgt war, blieb auch. Ich hätte so gerne wieder nach den begehrten Männern geschickt, konnte aber durchaus nicht mit meiner Frau oder sonst Jemand davon reden: laut, hätte er's verstanden, heimlich, das wollten wir nicht, weil die geringste Gelegenheit zu Argwohn auf solche Personen allzu heftig Eindruck macht. Um halb neun giengen wir zum Essen; es wurde, wie natürlich, wenig geredet: meine Frau zitterte vor Schrecken und Herr L... vor Frost und Verwirrung.

Nach kaum viertelstündigem Beisammensitzen fragte er mich, ob er nicht hinauf in mein Zimmer dürfte? — Was wollen sie machen, mein Lieber? — etwas lesen — geben Sie in Gottes Namen; — er gieng, und ich, mich stellend, als ob ich genug gegessen, folgte ihm.

Wir saßen: ich schrieb, er durchblätterte meine französische Bibel mit furchtbarer Schnelle, und ward endlich stille. Ich gieng einen Augenblick in die Stubkammer, ohne im allergeringsten mich aufzuhalten, nur etwas zu nehmen, das in dem Pult lag. Meine Frau stand inwendig in der Kammer an der Thür und beobachtete Herrn L...; ich faßte den Schritt wieder herauszugehen, da schrie meine Frau mit gräßlicher, hohler, gebrochener Stimme: „Herr Jesus, er will sich erstechen!“ In meinem Leben

habe ich keinen solchen Ausdruck eines tödtlichen, verzweifelten Schreckens gesehen, als in dem Augenblick, in den verwilderten, gräßlich verzogenen Gesichtszügen meiner Frau.

Ich war haußen. — Was wollen Sie doch immer machen, mein Lieber? — Er legte die Scheere hin. — Er hatte mit scheußlich starren Blicken umher geschaut, und da er Niemand in der Verwirrung erblickte, die Scheere still an sich gezogen, mit fest zusammengezogener Faust sie gegen das Herz gesetzt, alles dieß so schnell, daß nur Gott den Stoß so lange aufhalten konnte, bis das Geschrei meiner Frau ihn erschreckte und etwas zu sich selber brachte. Nach einigen Augenblicken nahm ich die Scheere, gleichsam als in Gedanken und wie ohne Absicht auf ihn, hinweg; dann, da er mich feierlich versichern wollte, daß er sich nicht damit umzubringen gedacht hätte, wollte ich nicht thun, als wenn ich ihm gar nicht glaubte.

Weil alle vorigen Vorstellungen wider seine Entleibungssucht nichts bei ihm gefruchtet hatten, versuchte ich's auf eine andere Art. Ich sagte ihm: Sie waren bei uns durchaus ganz fremd, wir kannten sie ganz und gar nicht: ihren Namen haben wir ein einzigmal aussprechen hören, ehe wir Sie gekannt: wir nahmen Sie mit Liebe auf, meine Frau pflegte Ihren kranken Fuß mit so großer Geduld, und Sie erzeigen uns so viel Böses, stürzen uns aus einem Schrecken in den andern. — Er war gerührt, sprang auf, wollte meine Frau um Verzeihung bitten: sie aber fürchtete sich nun noch so viel vor ihm, sprang zur Thüre hinaus: er wollte nach, sie aber hielt die Thüre

zu. — Nun jammerte er, er hätte meine Frau umgebracht, das Kind umgebracht, so sie trage; Alles, Alles bring' er um, wo er hin käme. — Nein, mein Freund, meine Frau lebt noch und Gott kann die schädlichen Folgen des Schreckens wohl hemmen, auch würde ihr Kind nicht davon sterben, noch Schaden leiden. — Er wurde wieder ruhiger. Es schlug bald zehn Uhr. Indessen hatte meine Frau in die Nachbarschaft um schleunige Hülfe geschickt. Man war in den Betten; doch kam der Schulmeister, that, als ob er mich etwas zu fragen hätte, erzählte mir etwas aus dem Kalender, und Herr L..., der indessen wieder munter wurde, nahm auch Theil am Discurs, wie wenn durchaus nichts vorgefallen wäre.

Endlich winkte man mir, daß die zwei begehrten Männer angekommen — o wie war ich so froh! Es war Zeit. Eben begehrte Herr L... zu Bette zu gehen. Ich sagte ihm: „Lieber Freund, wir lieben Sie, Sie sind davon überzeugt, und Sie lieben uns, das wissen wir eben so gewiß. Durch Ihre Entleibung würden Sie Ihren Zustand verschlimmern, nicht verbessern; es muß uns also an Ihrer Erhaltung gelegen seyn. Nun aber sind Sie, wenn Sie die Melancholie überfällt, Ihrer nicht Meister; ich habe daher zwei Männer gebeten in Ihrem Zimmer zu schlafen (wachen dachte ich), damit Sie Gesellschaft, und wo es nöthig, Hülfe hätten." Er ließ sich's gefallen.

Man wundere sich nicht, daß ich so sagte, und mit ihm umgieng; er zeigte immer großen Verstand und ein ausnehmend theilnehmendes Herz: wenn die Anfälle der

Schwermuth vorüber waren, schien alles so sicher und er selbst war so liebenswürdig, daß man sich fast ein Gewissen daraus machte, ihn zu argwohnen oder zu geniren. Man setze noch das zärtlichste Mitleiden hinzu, das seine unermeßliche Qual, deren Zeuge wir nun so oft gewesen, uns einflößen mußte. Denn fürchterlich und höllisch war es, was er ausfund, und es durchbohrte und zerschnitt mir das Herz, wenn ich an seiner Seite die Folgen der Principien, die so manche heutige Modebücher einflößen, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzweckmäßigen Beschäftigungen, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern, durchempfinden mußte. Es war mir schrecklich und ich empfand eigene, nie empfundene Marter, wenn er, auf den Knieen liegend, seine Hand in meiner, seinen Kopf auf meinem Knie gestützt, sein blasses, mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht in meinen Schlafrock verhüllt, am ganzen Leibe bebend und zitternd: wenn er so, nicht beichtete, aber die Ausflüsse seines gemarterten Gewissens und unbefriedigten Sehnsucht nicht zurückhalten konnte. — Er war mir um so bedauerungswürdiger, je schwerer ihm zu seiner Beruhigung beizukommen war, da unsere gegenseitigen Principien einander gewaltig zuwider, wenigstens von einander verschieden schienen.

Nun wieder zur Sache: Ich sagte, er ließ sich's gefallen, zwei Männer auf seinem Zimmer zu haben. Ich begleitete ihn hinein. Der eine seiner Wächter durchschaute ihn mit starren, erschrockenen Augen. Um diesen

etwas zu beruhigen, sagte ich dem Herrn L... nun vor den zwei Wächtern auf Französisch, was ich ihm schon auf meinem Zimmer gesagt hatte, nämlich, daß ich ihn liebte, so wie er mich; daß ich seine Erhaltung wünschte und wünschen müßte, da er selbst sähe, daß ihm die Anfälle seiner Melancholie fast keine Macht mehr über ihn ließen; ich hätte daher diese zwei Burger gebeten bei ihm zu schlafen, damit er Gesellschaft, und, im Fall der Noth, Hülfe hätte. Ich beschloß dieß mit einigen Küssen, die ich dem unglücklichen Jüngling von ganzem Herzen auf den Mund drückte, und gieng mit zerschlagenen, zitternden Gliedern zur Ruhe.

Da er im Bett war, sagte er unter Anderm zu seinen Wächtern: «Ecoutez, nous ne voulons point faire de bruit, si vous avez un couteau, donnez-le moi tranquillement et sans rien craindre.» Nachdem er oft deßwegen in sie gesetzt und nichts zu erhalten war, so fieng er an sich den Kopf an die Wand zu stoßen. Während dem Schlaf hörten wir ein öfteres Poltern, das uns bald zu-, bald abzunehmen schien, und wovon wir endlich erwachten. Wir glaubten, es wäre auf der Bühne, konnten aber keine Ursache davon errathen. — Es schlug drei, und das Poltern währte fort: wir schellten, um ein Licht zu bekommen; unsere Leute waren alle in fürchterlichen Träumen versenkt und hatten Mühe sich zu ermuntern. Endlich erfuhren wir, daß das Poltern von Herrn L... käme und zum Theil von den Wächtern, die, weil sie ihn nicht aus den Händen lassen durften, durch Stampfen auf den Boden Hülfe be-

gehrten. Ich eilte auf sein Zimmer. So bald er mich sah, hörte er auf sich den Wächtern aus den Händen ringen zu wollen. Die Wächter ließen dann auch nach ihn festzuhalten. Ich winkte ihnen ihn frei zu lassen, saß auf sein Bette, redete mit ihm, und auf sein Begehren, für ihn zu beten, betete ich mit ihm. Er bewegte sich ein wenig, und einsmals schmiß er seinen Kopf mit großer Gewalt an die Wand; die Wächter sprangen zu und hielten ihn wieder.

Ich gieng und ließ einen dritten Wächter rufen. Da Herr L... den dritten sah, spottete er ihrer, sie wurden alle drei nicht stark genug für ihn seyn.

Ich befahl nun in's geheime mein Wäglein einzurichten, zu decken, noch zwei Pferde zu suchen zu dem meinigen, beschickte Seb. Scheidecker, Schullehrer von Bellefosse, und Johann David Bohy, Schullehrer von Sold, zween verständige, entschlossene Männer und beide von Herrn L... gelieöt. Johann Georg Claude, Kirchenpfleger von Waldersbach, kam auch; es wurde lebendig im Haus, ob es schon noch nicht Tag war. Herr L... merkte was, und so sehr er bald List, bald Gewalt angewendet hatte los zu kommen, den Kopf zu zerschmettern, ein Messer zu bekommen, so ruhig schien er auf einmal.

Nachdem ich alles bestellt hatte, gieng ich zu Herrn L..., sagte ihm, damit er bessere Verpflegung nach seinen Umständen haben könnte, hätte ich einige Männer gebeten, ihn nach Straßburg zu begleiten, und mein Wäglein stünde ihm dabei zu Diensten.

Er lag ruhig, hatte nur einen einzigen Wächter bei

ſich ſitzen. Auf meinen Vortrag jammerte er, bat mich nur noch acht Tage mit ihm Geduld zu haben (man mußte weinen, wenn man ihn ſah). — Doch ſprach er, er wolle es überlegen. Eine Viertelſtunde darauf ließ er mir ſagen: Ja, er wolle verreiſen, ſtund auf, kleidete ſich an, war ganz vernünftig, packte zuſammen, dankte Jedem in's Beſondere auf das Zärtlichſte, auch ſeinen Wächtern, ſuchte meine Frau und Mägde auf, die ſich vor ihm verſteckt und ſtille hielten, weil kurz vorher noch, ſo bald er nur eine Weiberſtimme hörte oder zu hören glaubte, er in größere Wuth gerieth. Nun fragte er nach Allen, dankte Allen, bat Alle um Vergebung, kurz, nahm von Jedem ſo rührenden Abſchied, daß Aller Augen in Thränen gebadet ſtunden.

Und ſo reiste dieſer bedauerungswürdige Jüngling von uns ab, mit drei Begleitern und zwei Fuhrleuten. Auf der Reiſe wandte er nirgends keine Gewalt an, da er ſich übermannt ſah; aber wohl Liſt, beſonders zu Enſisheim, wo ſie uber Nacht blieben. Aber die beiden Schulmeiſter erwiederten ſeine liſtige Höflichkeit mit der ihrigen, und Alles gieng vortreflich wohl aus.

So oft wir reden, wird von uns geurtheilt, will geſchweigen, wenn wir handeln. Hier ſchon fällt man verſchiedene Urtheile von uns; die Einen ſagten: wir hätten ihn gar nicht aufnehmen ſollen, — die Andern: wir hätten ihn nicht ſo lange behalten, — und die Dritten: wir hätten ihn noch nicht fortſchicken ſollen.

So wird es, denke ich, zu Straßburg auch ſein.

Jeder urtheilt nach seinem besonderen Temperament (und anders kann er nicht) und nach der Vorstellung, die er sich von der ganzen Sache macht; die aber unmöglich getreu und richtig sein kann, wenigstens mußten unendlich viele Kettengleiche darin fehlen, ohne die man kein richtig Urtheil fällen kann, die aber außer uns nur Gott bekannt seyn und werden können; weil es unmöglich wäre sie getreu zu beschreiben, und doch oft in einem Ton, in einem Blick, der nicht beschrieben werden kann, etwas steckt, das mehr bedeutet, als vorhergegangene erzählbare Handlungen.

Alles, was ich auf die nun, auch die zu erwartenden, einander zuwiderlaufenden, sich selbst bestreitenden Urtheile antworten werde, ist: Alles, was wir hierin gethan, haben wir vor Gott gethan, und so, wie wir jedesmal allen Umständen nach glaubten, daß es das Beste wäre.

Ich empfehle den bedauerungswürdigen Patienten der Fürbitte meiner Gemeinen und empfehle ihn in der nämlichen Absicht Jedem, der dieß liest.*)

In Straßburg blieb Lenz einige Wochen und gieng sodann nach Emmendingen, wo er den Tod von Schlosser's Gattin, Göthe's Schwester, erfuhr, was seine reizbare Seele von Neuem heftig ergriff. „Lenz ist bei mir," schreibt Schlosser an Oberlin (2. März 1778) „und drückt

*) Aus Oberlin's Papieren ausgezogen und ohne Veränderungen abgedruckt.

mich erstaunlich. Ich habe gefunden, daß seine Krankheit eine wahre Hypochondrie ist. Ich habe ihm heut eine Proposition gethan, wodurch ich ihn gewiß curiren würde. Aber er ist wie ein Kind, keines Entschlusses fähig; ungläubig gegen Gott und Menschen. Zweimal hat er mir große Angst eingejagt; sonst ist er zwischen der Zeit ruhig. Ich würde Euch mit mehr Freiheit schreiben, wenn er nicht da wäre, aber er schlägt mich mit Fäusten und verengt mein armes Herz." Wie dankbar Lenz Schlosser's freundschaftliche Bemühungen anerkannte, sagen folgende Verse, die aus jener Zeit herrühren:

Wie freundlich trägst du mich auf deinem grünen Rücken,
Wealter Rhein,
Wie suchst du mein Aug' empfindlich zu erquicken
Durch Ufer voller Wein,
Und hab ich doch die tausend Lustgestalten
Tief im Gedächtniß zu behalten,
Nun weder Dinte noch Papier,
Nur dieses Herz, das dich empfindet hier!
Es scheinet fast, du liebest, Allzugroßer,
Nicht mehr der Maler Prunk, der Dichter Klang,
Es scheint, du willst, wie Schlosser,
Nur stummen Dank.

Der Wahnsinn des Unglücklichen brach in Schlosser's Hause mit solcher Heftigkeit aus, daß man ihn in Ketten legen mußte.*) Schlosser übergab ihn einem Schuster in

*) Herr Kommerzienrath Vogel, in Emmendingen, hatte die Güte mir einige Notizen über Lenz's Aufenthalt daselbst mitzutheilen; sie beziehen sich meistens auf die Ausbrüche seines Wahnsinns, an deren Erzählung der Leser, auf Oberlin's Aufsatze, gewiß schon volle Genüge hat.

der Nachbarſchaft zur Pflege. Er wurde ruhiger und erlernte von ihm das Schuſterhandwerk. Er ſchloß ſich in ſchwärmeriſcher Liebe an einen jungen Geſellen, Namens Konrad, an, der ſich aber nach drei Monaten auf die Wanderſchaft gebeben mußte. Dieſe Trennung ſchmerzte Lenz auf's Tiefſte. Die rührenden Briefe, welche er deswegen an Saraſin in Baſel richtete, theilt Tieck mit. Ich laſſe ſie hier folgen; ſie ſind gewiß manchem Leſer noch unbekannt und werden durch ihren wehmüthigen Ton und kindlichen Sinn ſein inniges Mitgefühl erregen. Merkwürdig contraſtiren ſie mit denjenigen an Salzmann: Hier erſcheint er leidend, zutrauensvoll, bittend; dort, ſeiner Kraft bewußt, ſtürmiſch und leidenſchaftlich.

1.

„Lieber Herr S. Es freut mich, daß ich Ihnen wieder ſchreiben kann. Ich habe eine große Bitte an Sie, die Sie mir nicht abſchlagen werden: daß Sie ſo gütig ſind, und meinem beſten Freunde und Kameraden, dem Herrn Konrad Süß, doch einen Meiſter verſchaffen, wenn er außer der Zeit nach Baſel kommt, weil jetzt die Handwerksburſchen ſtark gehen, und ich den Herrn Hofrath*) bitten will, daß er ſeinem Vater zureden ſoll, ihn noch länger als Johannis bei ſich zu behalten, damit ich die Schuſterei bei ihm fortlernen kann, die ich angefangen habe, und er ohnedem bei ſeinem Herrn Vater und mir

* Schloſſer.

viel versäumt. Es wird das nicht schwer fallen, da er gewiß ein guter und fleißiger Arbeiter und sonst wohlerzogenes Kind ist, und Sie werden mich dadurch aus vieler Noth retten, die ich Ihnen nicht sagen kann. Ausgehen ist mir noch nicht gesund, und was würd' ich anfangen, wenn er auch fortgienge, da ich gewiß wieder in meine vorige Krankheit verfallen müßte. Hier bin ich dem Herrn Hofrath gegenüber, und ist mir so wohl, bis es besser mit mir wird. Wenn es nur einige Wochen nach Johannis sein könnte! Melden Sie mir doch, ob sich dort keine Meister finden, die auf die Zeit einen Gesellen brauchen. Wenn Sie nur wollten probiren, sich von ihm Schuhe machen zu lassen, ich bin versichert, daß er sie gut machen wird; besonders wenn er einige Zeit in Basel gewesen, und weiß, wie Sie sie gerne tragen. Fleißig ist er gewiß, davon bin ich Zeuge, und er arbeitet recht nett, besonders wenn er sie angreift. Viel tausend Grüße an Ihre Frau Gemahlin und an den Herrn Hofmeister und an die Kleinen. Ich bin bis an's Ende Ihr gehorsamer Freund und Diener

Lenz.

„Er soll jetzt das erstemal auf die Wanderschaft, und ich bin jetzt bei seinen Eltern ein Vierteljahr lang wie das Kind im Hause gewesen. Er ist mein Schlafkamerad und wir sitzen den ganzen Tag zusammen. Thun Sie es doch, bester Herr Saraffin, lieber Herr Saraffin, es wird Sie nicht gereuen. Emmedingen, einige Tage vor Johanni 1778. Ich könnte mich gewiß nicht wieder so an einen Andern gewöhnen, denn er ist mir wie ein Bruder."

2.

„Lieber Herr S. Ich habe ein großes Anliegen; ich weiß, daß Sie meine Bitte erhören werden. Es betrift meinen Bruder Konrad, der für mich auf der Wanderschaft ist: daß Sie ihm dazu verhelfen, daß er für Sie in der Fremde arbeiten kann. Er war schon fort, als ich Ihr werthes Schreiben erhielt, und seine Abreise war so plötzlich und unvermuthet, daß ich ihm kein Briefchen an Sie mitgeben konnte. Seitdem hab' ich immer auf Nachricht von ihm gewartet, bis er endlich schrieb, daß er in Basel keine Arbeit bekommen, sondern in Arlesheim, einem katholischen Orte, anderthalb Stunden von Basel. Nun hab' ich kein Anliegen auf der Welt, das mich mehr bekümmert, als wenn ich nur so glücklich sein könnte zu hören, daß er bei Ihrem Schuhmacher wäre, und Ihnen arbeiten thäte. Das würde mich in kurzer Zeit gesund machen. Erzeigen Sie mir diese Freundschaft und Güte. Die Freude und der Trost, den ich daran haben werde, wird unaussprechlich seyn: denn das Wasser*) allein hilft mir nicht, wenn meine Freunde nicht mit wollen dazu beitragen. Ich kann Ihnen das nicht so beschreiben, warum ich so ernstlich darum bitte: er ist auf Mannsschuhe besprochen, und ich hoffe, wenn er nur erst Ihre Gedanken weiß, wie Sie's gerne tragen, Sie werden gewiß mit seiner Arbeit

*) Es war ihm nämlich eine Wasserkur verordnet; namentlich das Baden im fließenden Wasser, was er oft und gerne im Rheine that.

zufrieden sein, wenn auch das erste Paar nicht gleich gerathen sollte. Herr Süß hat mir versprochen, so bald Sie ihn unterbringen, soll er seinem Meister in Arlesheim aufkündigen; und ich bin versichert, er wird es aus Liebe für mich thun, und aus Liebe für sich selbst, welches einerlei ist: denn ich werde keine ruhige Stunde haben, wenn er an dem katholischen Orte bleibt, und wenn er jetzt schon weiter wandern sollte in der großen Hitze, das würde mir auch keine Ruhe lassen.

„Es freut mich recht sehr, daß Sie wieder einen Hofmeister haben und Ihre Frau Gemahlin sich gesegneten Leibes befindet. Gott wolle ihr eine glückliche Entbindung schenken, daß Ihre Freude vollendet werde, und Sie auf dieser Welt nichts mehr zu wünschen haben mögen. Dann werde ich auch gesund werden, und wenn der Konrad für Sie arbeitet.

„Weiter weiß ich nichts zu schreiben, als, ich gehe alle Morgen mit meinem lieben Herrn Süß spazieren, und bekomme auch alle Tage den Herrn Hofrath zu sehen. Nun fehlt mir nichts, als daß es Alles so bleibt, und Gott meine Wünsche erhört, und Sie meine Bitte erfüllen, daß der arme Konrad wieder zu seinen Glaubensgenossen kommt. Und ich verharre unaufhörlich und zu allen Zeiten

Ihr

bereitwilliger Diener und gehorsamer Freund,

J. M. R. Lenz."

„Ich trage Ihren Brief immer bei mir, und überlese ihn oft: er hat mir eine große Freude gemacht, und daß Sie sich auch meines Konrad's so annehmen."

3.

„Ich kann in der Eile Ihnen, theurer Herr und Gonner, nichts schreiben als hundertfältigen Dank, für die Freundschaft und Gute, die Sie für mich und meinen lieben Konrad haben, an den ich mir die Freiheit nehme, einige Zeilen mit beizulegen, und Ihnen zu melden, daß ich jetzt nach Wisweil hinaus reisen soll, wo ich brav werde Bewegung machen können, mit der Jagd und Feldarbeit. Ich bin so voller Freude über so viele glückliche Sachen, die alle nach meines Herzens Wunsch ausgeschlagen sind, daß ich für Freude nichts Rechtes zu sagen weiß, als Sie zu bitten, daß Sie doch so gütig sind und Ihr Versprechen erfüllen, dem ehrlichen Konrad für Sie Arbeit zu geben, weil es mir nicht genug ist, wenn er bei Ihrem Meister Schuhmacher ist, und nicht auch für Sie arbeitet. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, ich bitte doch um Nachricht von Ihnen und Ihrer Familie, auch nach Wisweil. Zwar ist der Herr Hofrath jetzt nach Frankfurt verreist: der Konrad wird mir aber Ihr Briefchen schon durch seinen Vater zuschicken: ich werde wohl einige Zeit ausbleiben. Hunderttausend Grüße Ihrer Frau Gemahlin und sämmtlichen Angehörigen.

Ihr gehorsamer Freund und Diener

Lenz."

4.

„Eben jetzt, theurer Gonner, erhalte ich noch den Brief von Konrad zu dem Ihrigen und muß hunderttausend Dank wiederholen, daß Sie so gütig sind, und für uns beide so viel Sorge tragen, und sich auch nach mir erkundigen wollen. Auch Herr Süß und seine Frau haben mir aufgetragen, Ihnen doch recht viele Danksagungen zu machen, für die Güte, die Sie für ihren Sohn gehabt, und daß der Herr Hofrath nach Frankfurt verreist sey, sonst würden sie es auch durch ihn haben thun lassen. Gott wolle Ihnen alles das auf andere Art wieder vergelten, was Sie mir für Freude gemacht haben. Ich habe jetzt auf lange Zeit genug an des Konrad's Brief, den ich im Walde recht werde studiren können. Sagen Sie nur dem Konrad, er soll Wort halten und seine Eltern vor Augen haben, am meisten aber Sie, seinen Wohlthäter, und dann auch den Herrn Hofrath Sch., und dann auch mich, und meinen Zustand der Zeit her, daß es ihm nicht auch so ergehe, wenn er nicht folgt. Seyn Sie hunderttausend Mal gegrüßt alle zusammen, nochmals von Ihrem gehorsamsten

Lenz."

Lenz brachte, ehe er nach Emmendingen kam, einige Monate im obern Elsaße zu, bei dem ehrwürdigen Patriarchen des Thals, Pfarrer Luce, der durch seine lieblichen Beiträge im alsatischen Taschenbuche bekannt ist. In Kolmar erfreute er sich Pfeffel's Umgang, und

besuchte ihn öfters. Pfeffel schrieb, nachdem er durch Oberlin von jenen unglücklichen Verirrungen Nachricht erhalten hatte, an diesen: (25. Hornung 1778) „Lenz schrieb uns erst heute von Emmendingen aus, er habe eine weite Reise vor und wolle uns zuvor noch besuchen. Unser Mitleid für den armen Menschen übersteigt allen Ausdruck.“ In Freiburg verkehrte er mit Jakobi, dem er Beiträge für seine Iris lieferte.*)

Der Wahnsinn des Unglücklichen hatte nach und nach eine mildere Gestalt angenommen und sich in stille Schwermuth verwandelt. Da aber an völlige Genesung nicht zu denken war, und er auch für jede ernste Beschäftigung und einen Beruf untauglich blieb, schrieben seine Freunde an seine Familie, sie möchte ihn zu sich nehmen. Sein älterer Bruder Karl Heinrich Gottlieb holte ihn daher im Sommer 1779 ab und brachte ihn in seine Heimath. Ein Brief desselben an Salzmann lautet also:

Erfurt, den 3. Julius 1779.

„Ich hoffe in der gemachten und mir sehr schmeichelhaften Bekanntschaft mit Ihnen, schon dahin gekommen zu seyn, daß Sie, wegen der bisherigen Nichterfüllung

*) Die Uebersetzungen aus Ossian, Band 3 u. 4, sind von ihm. Er war auch ein eifriger Mitarbeiter am deutschen Museum; die Jahrgänge 1776 und 1777 enthalten viele Beiträge von ihm; auch am deutschen Merkur und Voßischen Musenalmanach.

meines Verſprechens keine große Entſchuldigung erwarten, oder gar mich einer vorſätzlichen Nachläſſigkeit hierin fähig halten werden. Kurz geſagt, ſo war es die große Eilfertigkeit meiner Ruckreiſe und die beſtändige Gegenwart meines Bruders, die mich bisher dieſer Beruhigung beraubt haben, Ihnen die Verſicherungen meiner Hochachtung und Ergebenheit wiederholen zu können.

Ich habe meinen Bruder aus Hertingen (an den Gränzen der Schweiz und nur drei Stunden von Baſel) abholen müſſen. Von jener Scene, da ich ihn nach eilf Jahren wieder geſehen, da er ſtumm ſeine Freude blicken ließ — laſſen Sie mich nichts ſagen, weil ſie nur gefühlt werden kann. Ich fand ihn, bis auf eine unglaubliche Schüchternheit, völlig wieder hergeſtellt, und auch dieſe verliert ſich von Zeit zu Zeit. Straßburg mußte ich mit ihm vermeiden, ſo leid es mir auch that. Die Reiſe ſcheint ihm ſehr zuträglich zu ſeyn, und ich hoffe, daß vaterländiſche Luft und geſchwiſterliche Pflege das Letzte zu ſeiner völligen Geneſung beitragen werden. Er läßt ſich Ihnen beſtens empfehlen und hofft nächſtens ſelbſt zu ſchreiben. — Unſere Reiſe geht gegenwärtig ſo ſchleunig als möglich, nach Lübeck zu, um von dort aus noch zeitig in die See gehen zu können.

Ueberaus angenehm würde es mir ſeyn, wenn ich mich einer gütigen Antwort, unter beiliegender Adreſſe nach Jena, ſchmeicheln dürfte: der benannte Freund wird mir ſelbige allemal zuzuſtellen wiſſen.

Den Herren Simon und Schweighäuſer*) bitte ich ergebenſt gelegentlich die beſten Komplimente zu machen. Die Zeit iſt mir dießmal zu kurz, ihnen für die bewieſene gütige Freundſchaft ſchriftlich Dank ſagen zu können.

Leben Sie wohl! und trauen den Verſicherungen meiner aufrichtigen Hochachtung und Ergebenheit.

Carl Heinrich Gottlob Lenz."

Lenz ſtarb in Moskau, nicht, wie Tieck vermuthet**), bald nach 1780, ſondern erſt den 24. Mai 1792. „Er ſtarb," heißt es in der allgemeinen Literaturzeitung (1792, Intelligenzblatt Nr. 99) „von Wenigen betrauert, und von Keinem vermißt. Dieſer unglückliche Gelehrte, den in der Mitte der ſchönſten Geiſteslaufbahn eine Gemüthskrankheit aufhielt, die ſeine Kraft lähmte und den Flug ſeines Genie's hemmte, der demſelben wenigſtens eine unordentliche Richtung gab, verlebte den beſten Theil ſeines Lebens in nutzloſer Geſchäftigkeit ohne eigentliche Beſtimmung. Von Allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl ſeines Werthes; ſein Stolz wurde durch unzählige Demüthigungen noch mehr gereizt, und artete endlich in jenen Trotz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edeln Armuth iſt. Er lebte von Almoſen, aber

*) Der erſte ſtarb als Lehrer an einem Inſtitut in Paris. Der zweite war Profeſſor am Buchsweiler Gymnaſium; beide waren fruher Gehulfen Basedow's.

**) Geſammelte Schriften von J. M. R. Lenz. Bd. I. S. CXX.

er nahm nicht von Jedem Wohlthaten an, und wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützung anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeußere die dringendste Aufforderung zu Wohlthätigkeit waren. Er wurde auf Kosten eines großmüthigen russischen Edelmannes, in dessen Hause er auch lange Zeit lebte, begraben."

II.

Briefe von Lenz

an den Aktuar Salzmann,

aus den Jahren 1772 und 1776.

Aus Salzmann's literariſchem Nachlaſſe.
(Straßb. Stadtbibliothek.)

I.

Fort Louis, den 3. Juni 1772.

Mein theuerſter Freund!

So nenn' ich Sie, die Sprache des Herzens will ich mit Ihnen reden, nicht des Ceremoniels. Kurz aber wird mein Brief werden, denn ſie iſt lakoniſch, lakoniſcher als Salluſtius, lakoniſcher als der ſchnellſte Gedanke eines Geiſtes ohne Korper. Darum haſſe ich die Briefe. Die Empfindungen einer ſo geläuterten Freundſchaft als Sie mich kennen gelehrt, gleichen dem geiſtigen Spiritus, der wenn er an die Luft kömmt, verraucht. Ich liebe Sie — mehr verbietet mir mein Herz zu ſagen, der plauderhafte Witz iſt nie ſein Dollmetſcher geweſen. Ich bin wieder in Fort-Louis, nach einigen kleinen Diverſionen, die meine kleine Exiſtenz hier, auf dem Lande herum, gemacht hat. Ob ich mein Herz auch ſpatzieren geführt — — —

Ich habe die guten Mädchen von Ihnen gegrüßt: ſie laſſen Ihnen Ihre ganze Hochachtung und Ergebenheit verſichern. Es war ein Mädchen, das ſich vorzüglich freute, daß ich ſo glücklich wäre, Ihre Freundſchaft zu haben. Mündlich mehr. Ich komme in der Frohnleichnamswoche zuverläßig nach Straßburg. — Schon wieder eine Büſte — und ſchon wieder eine — Ich bin mit einigen Offiziers

bekannt und dieſe Bekanntſchaft wird mir ſchon, in ihrer Entſtehung läſtig. Ich liebe die Einſamkeit jetzt mehr, als jemals — und wenn ich Sie nicht in Straßburg zu finden hoffte, ſo wurde ich mein Schickſal haſſen, das mich ſchon wieder zwingt, in eine lärmende Stadt zurückzukehren.

Was werden Sie von mir denken, mein theuerſter Freund? Was für Muthmaßungen — Aber bedenken Sie, daß dieſes die Jahre der Leidenſchaften und Thorheiten ſind. Ich ſchiffe unter tauſend Klippen — auf dem Negroponte, wo man mir mit Horaz zurufen ſollte

Interfusa nitentes
Vites aequora Cycladas.

Wenn ich auf einer dieſer Inſeln ſcheitre — wäre es ein ſo großes Wunder? Und ſollte mein Salzmann ſo ſtrenge ſeyn, mich auf denſelben, als einen zweiten Robinſon Cruſoe, ohne Hilfe zu laſſen? Ich will es Ihnen geſtehen (denn was ſollte ich Ihnen nicht geſtehen?), ich fürchte mich vor Ihrem Anblick. Sie werden mir bis auf den Grund meines Herzens ſehen — und ich werde wie ein armer Sünder vor Ihnen ſtehen und ſeufzen, anſtatt mich zu rechtfertigen. Was iſt der Menſch? Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu gewiſſen Zeiten ſtolz einen gewiſſen G. tadelte und mich mit meiner ſittſamen Weisheit innerlich brüſtete, wie ein welſcher Hahn, als Sie mir etwas von ſeinen Thorheiten erzählten. Der Himmel und mein Gewiſſen ſtrafen mich jetzt dafür. Nun hab' ich Ihnen ſchon zu viel geſagt, als daß ich Ihnen nicht noch mehr ſagen

ſollte. Doch nein, ich will es bis auf unſere Zuſammenkunft verſparen. Ich befürchte, die Buchſtaben möchten erröthen und das Papier anfangen zu reden. Verbergen Sie doch ja dieſen Brief vor der ganzen Welt, vor ſich ſelber und vor mir. Ich wünſchte, daß ich Ihnen von Allem Nachricht geben könnte, ohne daß ich nöthig hätte zu reden. Ich bin boshaft auf mich ſelber, ich bin melancholiſch über mein Schickſal — ich wünſchte von ganzem Herzen zu ſterben.

Den Sonntag waren wir in Sef.*); den Montag frühe gieng ich wieder hin und machte in Geſellſchaft des guten Landprieſters und ſeiner Tochter eine Reiſe nach Lichtenau. Wir kamen den Abend um 10 Uhr nach S. zurück: dieſen und den folgenden Tag blieb ich dort. Nun haben Sie genug. Es iſt mir, als ob ich auf einer bezauberten Inſel geweſen wäre, ich war dort ein andrer Menſch, als ich hier bin, alles was ich geredt und gethan, hab' ich im Traume gethan.

Heute reiſet Mad. Brion, mit ihren beiden Töchtern, nach Saarbrücken, zu ihrem Bruder, auf 14 Tage und wird vielleicht ein Mädchen da laſſen, das ich wünſchte nie geſehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der L— geſchworen, nicht da zu bleiben. Ich bin unglücklich, beſter, beſter Freund! und doch bin ich auch der glücklichſte unter allen Menſchen. An demſelben Tage vielleicht, da ſie von Saarbrücken zurückkommt, muß ich

*) Seſenheim.

mit Herrn von Kleiſt nach Straßburg reiſen. Alſo einen Monat getrennt, vielleicht mehr, vielleicht auf immer — Und doch haben wir uns geſchworen, uns nie zu trennen. Verbrennen Sie dieſen Brief — es reut mich, daß ich dieß einem treuloſen Papier anvertrauen muß. Entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft nicht: es wäre grauſam mir ſie jetzt zu entziehen, da ich mir ſelbſt am wenigſten genug bin, da ich mich ſelbſt nicht leiden kann, da ich mich umbringen möchte, wenn das nichts Boſes wäre. Ich bin nicht Schuld an allen dieſen Begebenheiten: ich bin kein Verführer, aber auch kein Verführter, ich habe mich leidend verhalten, der Himmel iſt Schuld daran, der mag ſie auch zum Ende bringen. Ich werfe mich in Ihre Arme als

Ihr melancholiſcher Lenz.

Am Rande dieſes Briefes ſteht noch:

Haben Sie die Gütigkeit, der ganzen Tiſchgeſellſchaft meine Ergebenheit zu verſichern.

Ums Himmels, um meines Mädchens und um meinetwillen, laſſen Sie doch Alles dieß ein Geheimniß bleiben Von mir erfährt es Niemand als mein zweites Ich.

2.

Fort-Louis, den 10. Junius.

Guter Sokrates!

Schmerzhaft genug war der erſte Verband, den Sie auf meine Wunde legten. Mich auszulachen — ich muß

mitlachen, und doch fängt meine Wunde dabei nur heftiger an zu bluten. Nur fürchte ich — soll ich Ihnen auch diese Furcht gestehn? Ja da sie mein Herz einmal offen gesehen haben, so soll kein Winkel Ihnen verborgen bleiben. Ich fürchte, es ist zu spät an eine Heilung zu denken. Es ist mir wie Pygmalion gegangen. Ich hatte mir zu einer gewissen Absicht in meiner Phantasie ein Mädchen geschaffen — ich sah mich um und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite gestellt. Es gieng uns Beiden wie Cäsarn: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit — und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich. Aber sie ist fort, wir sind getrennt: und eben da ich diesen Verlust am heftigsten fühle, kommen Briefe aus Straßburg und — Vergeben Sie mir meinen tollen Brief! Mein Verstand hat sich noch nicht wieder eingefunden. Wollte der Himmel, ich hätte nicht nöthig, ihn mit Vetter Orlando im Monde suchen zu lassen. Ich bin, um mich zu zerstreuen, die Feiertage über, bei einem reichen und sehr gutmüthigen Amtsschulz in Lichtenau zu Gaß gewesen. Ich habe mich an meinem Kummer durch eine ausschweifende Lustigkeit gerächt: aber er kehrt jetzt nur desto heftiger zurück, wie die Dunkelheit der Nacht hinter einem Blitz. — Ich werde nach Straßburg kommen und mich in Ihre Kur begeben. Eins muß ich mir von Ihnen ausbitten: schonen Sie mich nicht, aber — lassen Sie meine Freundin unangetastet. Den Tag nach meinem letzten Briefe an Sie, gieng ich zu ihr: Wir haben den Abend allein in der

Laube zugebracht; die bescheidene, englischgütige Schwester unterbrach uns nur selten und das allezeit mit einer so liebenswürdigen Schalkheit. — Unser Gespräch waren Sie — ja Sie, und die freundschaftlichen Mädchen haben faſt geweint für Verlangen, Sie kennen zu lernen. Und Sie wollten, mit gewaffneter Hand, auf ſie losgehen, wie Herkules auf ſeine Ungeheuer? — Nein, Sie müſſen ſie kennen lernen und ihre Blicke allein werden Sie entwaffnen. Ich habe meiner Friederike geſagt, ich könnte für Sie nichts geheim halten. Sie zitterte, Sie würden zu wenig Freundſchaft für eine Unbekannte haben. Machen Sie dieſe Furcht nicht wahr, mein guter Sokrates! Uebrigens thun Sie was Ihnen die Weisheit räth. Ich will mich geduldig unterwerfen. Es iſt gut, daß Sie meinen freundſchaftlichen Ort nicht mit meiner Thorheit umſtändlich bekannt machten. Ich verbärge mich gern vor mir ſelbſt, nur nicht vor Ihnen. Leben Sie wohl!

Geſtern iſt der Herr Landprieſter bei mir zu Gaſt geweſen. Es iſt ein Fielding'ſcher Charakter. Jeder Andere würde in ſeiner Geſellſchaft Langeweile gefunden haben; ich habe aber mich recht ſehr darin amuſirt; denn ein Auge, womit ich ihn anſah, war poetiſch, das andere verliebt. — Er läßt ſein Leben für mich und ich für ſeine Tochter.

3.

Fort-Louis, den 28. Juni.

Gütigſter Herr Aktuarius!

Ich habe einen empfindlichen Verluſt gehabt, Herr Kleiſt hat mir Ihren und meines guten Ott's Briefe recht ſorgſam aufheben wollen und hat ſie ſo verwahrt, daß er ſie ſelbſt nicht mehr wieder finden kann. Ich bin noch zu ſehr von der Reiſe ermüdet, als daß ich Ihnen jetzt viel Vernünftiges ſchreiben konnte. Denn ich habe noch faſt keine Minute gehabt, in der ich zu mir ſelbſt hätte ſagen können: nun ruhe ich. Eigene und fremde, vernünftige und leidenſchaftliche, philoſophiſche und poetiſche Sorgen und Geſchäfte zertheilen mich. Mein Schlaf ſelber iſt ſo kurz und unruhig, daß ich faſt ſagen möchte, ich wache des Nachts mit ſchlafenden Augen, ſo wie ich des Tages mit wachendem Auge ſchlafe. In Seſenheim bin ich geweſen. Iſt es Trägheit oder Gewiſſensangſt, die mir die Hand zu Blei macht, wenn ich Ihnen die kleinen Scenen abſchildern will, in denen ich und eine andere Perſon, die einzigen Akteurs ſind. Soviel verſichere ich Ihnen, daß Ihre weiſen Lehren bei mir gefruchtet haben und daß meine Leidenſchaft dieſes Mal ſich ſo ziemlich vernünftig aufgeführt. Doch iſt und bleibt es noch immer Leidenſchaft — nur das nenne ich an ihr vernünftig, wenn ſie mich zu Hauſe geruhig meinen gewöhnlichen centriſchen und excentriſchen Geſchäften nachhängen läßt, und das thut

ſie, das thut ſie. Die beiden guten Landnymphen laſſen Sie mit einem tiefen Knicks grüßen. — — Mein Trauerſpiel (ich muß den gebräuchlichen Namen nennen) nähert ſich mit jedem Tage der Zeitigung. Ich habe von einem Schriftſteller aus Deutſchland eine Nachricht erhalten, die ich nicht mit vielem Golde bezahlen wollte. Er ſchreibt mir, mein Verleger, von dem ich, durch ihn, ein unreifes Manuſcript zurück verlangte, habe ihm geſagt, es wäre ſchon an mich abgeſchickt. Noch ſehe ich nichts. Lieber aber iſt mir dies, als ob mir Einer einen Wechſel von 1000 Thalern zurückſchenkte. Leſen Sie dieß andere Blatt*) in einer leeren Stunde. Unſere letzte Unterredung und die darauf folgende ſchlafloſe Nacht, hat dieſe Gedanken veranlaßt. Schreiben Sie Ihr Urtheil drüber

Ihrem ergebenſten Lenz.

4.

Mein theurer Sokrates!

Ich umarme Sie mit hüpfendem Herzen und heiterer Stirne, um Ihnen eine Art von Lebewohl zu ſagen, das

---

* Ich weiß nicht was hier gemeint. Es liegen einige unvollſtändige Blättchen bei den Briefen, welche einzelne philoſophiſche und theologiſche Betrachtungen, beſonders über Leibnitz, enthalten. D. H.

in der That nicht viel zu bedeuten hat. Einige Stunden näher oder ferner machen, für den Liebhaber erſchrecklich viel, für den Freund aber nichts. Der Erſte iſt zu ſinnlich eine körperliche Trennung zu verſchmerzen, der andere aber behält, was er hat, die geiſtige Gegenwart ſeines Freundes, und achtet die zwei Berge oder Flüſſe mehr oder weniger nicht, die zwiſchen ihm und ſeinem Gegenſtande ſtehen. Nur das thut mir wehe, daß ich nicht ſo oft werde nach Straßburg kommen können, indeſſen ſoll es dafür jedesmal auf deſto längere Zeit geſchehen. Ich denke, Sie werden mich nicht vergeſſen, meinerſeits ſind die Bande der Freundſchaft ſo ſtark, daß ſie noch hundert Stunden weiter gedehnt werden können, ohne zu reißen. Bis in mein Vaterland hinein — bis ins Capo de Finisterre, wenn Sie wollen. — In Ihrem letzten Briefe haben Sie mir Unrecht gethan. Wie, mein liebenswürdiger Führer, ich ſollte wie ein ungezähmtes Roß allen Zaum und Zügel abſtreifen, den man mir überwirft? Wofür halten Sie mich? Ach jetzt bekomm' ich einen ganz andern Zuchtmeiſter. Entfernung, Einſamkeit, Noth und Kummer, werden mir Moralen geben, die weit bitterer an Geſchmack ſeyn werden, als die Ihrigen, mein ſanfter freundlicher Arzt. Wenn ich mit Ihnen zuſammenkomme, werde ich Ihnen viel, ſehr viel zu erzählen haben, das ich jetzt nicht mehr der Feder anvertrauen kann. Auftritte zu ſchildern, die weit rührender ſind, als alles, was ich jemals im Stande wäre zu erdichten, Auftritte, die, wenn Sie Ihnen zugeſehen haben würden, Sie ſelbſt

noch (meinen Sokrates) zu weinen würden gemacht haben. Noch iſt meine Seele krank davon. Sie ſind mein beſter Freund auf dem Erdboden, Ihnen, aber auch nur Ihnen, will ich Alles erzählen, ſobald ich Sie ſpreche. Zeigen Sie dieſe Stelle meines Briefes, nicht meinem guten Ott — wenn er nicht noch Jüngling wäre, wenn er die Stufe der Weisheit erſtiegen hätte, würde ich über dieſen Punkt nicht gegen ihn zurückhaltend ſeyn.

Heute komme ich von Lichtenau, aus einer ſehr vergnügten Geſellſchaft, in welcher ich vielleicht allein die Larve war. Ich will meinen Brief an Sie zum Ende bringen, ich erwarte heute Abend noch einen Gnadenſtoß. O laſſen Sie mich, mein beſchwertes Herz an Ihrem Buſen entladen. Es iſt mir Wolluſt zu denken, daß Sie nicht ungerührt bei meinem Leiden ſind, obſchon es Ihnen noch unbekannt iſt. Denn Trennung iſt nicht die einzige Urſache meines Schmerzens. — Wir wollen von andern Sachen reden.

Ich werde noch, vor meiner Abreiſe, einmal aus Fort-Louis an Sie ſchreiben und alsdann aus Landau, ſogleich nach meiner Ankunft. Mein Studiren ſteht jetzt ſtille. Der Sturm der Leidenſchaft zu heftig. Ich wünſche mich ſchon fort von hier, alsdann, hoffe ich, wird er ſich wieder kümmerlich legen. In Landau will ich, ſo viel es mein zur andern Natur gewordenes Lieblingsſtudium erlaubt, das Jus eifrig fortſetzen. Auf den Winter denk' ich mit Herrn von Kleiſt, der ſich Ihnen gehorſamſt empfehlen läßt, einige Monate in Mannheim, einige in

Straßburg zuzubringen. Wo zuerſt weiß ich nicht. Seyen Sie ſo gütig und ſagen es der Jungfer Lauthen noch nicht, daß ich von Fort-Louis weggehe, ich will es ihr, wenn ich noch einen Poſttag abgewartet, ſelber ſchreiben. Das weibliche Herz iſt ein trotzig und verzagt Ding. Leben Sie wohl bis auf meinen nächſten Brief. Ich bin von ganzem Herzen

Ihr

Sie ewig liebender Alcibiades
H. M. R. L.

5.

Fort-Louis, den 8ten oder 9ten
Auguſt, oder 10ten 1772.

Sie bekommen heut' einen ſehr elenden Brief von mir, darum wollt' ich anfangs lieber gar nicht ſchreiben. Aber non omnia possumus omnes dacht' ich, mit Herrn Rebhuhn und geantwortet muß doch ſeyn. Ich komme eben aus der Geſellſchaft dreier lieben Mädchen und einer ſchönen, ſchönen Frau und in allen ſolchen Geſellſchaften wird das Fleiſch willig und der Geiſt ſchwach. Wie dieſer Brief in Ihre Hände kommt weiß ich noch nicht. Es ſoll ein Hauptmann nach Straßburg gehen, der dorthin allerlei mitnehmen wird, unter anderm Ihren Hobbes civem Malmesburgiensem, den ich mich nicht überwinden kann

zu Ende zu bringen. Es geht mir wie einem Kinde, das über ein neues Spielzeug eines alten vergißt, das es doch ſo feſt mit ſeiner kleinen Patſche umklammert hatte, als ob es ihm erſt der Tod herausreißen ſollte. Der Zuſtand meines Gemüthes iſt wie er iſt: den Haß kann man wohl auswurzeln, aber die Liebe nie, oder es müßte ein Unkraut ſeyn, das nur die äußere Geſtalt der Liebe hätte. Wenn mir Einer Mittel vorſchlagen wollte, Sie nicht mehr zu lieben, glauben Sie, daß dieſe Mittel bei mir kräftig ſeyn würden? Vergeben Sie mir mein böſes Maul, ich wünſchte es allemal böſer als mein Herz. Ich habe einen vortrefflichen Fund von alten Liedern gemacht, die ich Ihnen, ſobald ich nach Straßburg komme, mittheilen werde. Wollen Sie meine letzte Ueberſetzung aus dem Plautus leſen, ſo fodern Sie ſie unſerm guten Ott ab, denn ich glaube ſchwerlich, daß ſie ſo bald in der Geſellſchaft wird vorgeleſen werden. Sie haben mir keine Nachricht gegeben, wie ſie mit der letztern gegenwärtig zufrieden ſind. Vernachläßigen Sie dieſe Pflanzſchule Ihrer Vaterſtadt nicht, theurer Freund, vielleicht konnten wohlthätige Bäume draus gezogen werden, auf welche Kindeskinder, die ſich unter ihrem Schatten freuten, dankbar ſchnitten: Auch dich hat Er pflanzen helfen. Es ſieht noch ziemlich wild und traurig in Ihrer Region aus — aber der erſte Menſch ward in den Garten Eden geſetzt um ihn zu bauen. Wollten Sie wohl einſt ſo gütig ſeyn, mir, zum aequivalent für Hobbes, noch eine glühende Kohle aufs Haupt zu ſammeln und etwa Puffendorfs historiam juris ſchicken.

Oder ein anderes juriſtiſches Buch, denn Juriſt muß ich doch werden, wenn mir anders die Theologie nicht verſpricht mich zum Pabſt von Rom zu machen. Ich halte viel auf die Extreme und Niklaus Klimm's gut Schulmeiſter gut Kaiſer iſt eine Satire auf Ihren

Ihnen ſtets ergebenen

Lenz.

Herr von Kleiſt befindet ſich wohl und empfiehlt ſich Ihnen beſtens.

6.

Mein theuerſter Freund!

Auf einem Fuß, wie ein reiſefertiger Kranich, ſteh' ich jetzt und ſchmiere Ihnen mit dem andern mein Adieu auf's Papier. Ich glaube zum wenigſten, daß dieß mein letzter Brief von Fort-Louis ſeyn wird. Ich gehe jetzt nach Seſenheim hinaus, um den letzten Tag recht vergnügt dort zuzubringen. Recht vergnügt — Nicht wahr, Sie lächeln über meine ſtolze platoniſche Sprache, mittlerweile mein Herz mit dem Ritter Amadis (oder was weiß ich, wie der Liebhaber der Baniſe hieß) von nichts als Flammen, Dolchen, Pfeilen und Wunden deklamirt. Was ſoll ich ſagen? Ich ſchäme mich meiner Empfindungen nicht, wenn ſie gleich nicht allezeit mit feſtem Schritt hinter der Vernunft hergehen. L'! und Salzmann bedauert mich — ſehen

Sie die Schürze von Feigenblättern, die meine gefällige Vernunft mir allezeit vor die Blöße meines Herzens bindet. Ich habe in Sesenheim gepredigt, sollten Sie das glauben? Den Sonnabend Nachmittags karessirt: nach Fort-Louis gegangen; das Thor zu gefunden; zurückgegangen; den Pfarrer am Nachtessen unruhig gefunden, daß er so viel zu thun habe; mich angeboten; bis vier Uhr in der Laube gesessen; mich von meinen Fatiguen erholt; eingeschlafen; den Morgen eine Bibel und eine Concordanz zur Hand genommen und um 9 Uhr vor einer zahlreichen Gemeine, vor vier artigen Mädchen, einem Baron und einem Pfarrer gepredigt. Seh'n Sie, daß der Liebesgott auch Candidaten der Theologie macht, daß er bald in Alexanders Harnisch wie eine Maus kriecht, bald in die Soutane eines Pfarrers von Wakefeld, wie ein der Liebesgelahrtheit Beflissener. Mein Text war das Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner und mein Thema die schädlichen Folgen des Hochmuths. Die ganze Predigt war ein Impromptu, das gut genug ausfiel. — Himmel die Uhr schlägt sechs und ich sollte schon vor einer Stunde in S. seyn. Dießmal sollen Sie mich dort entschuldigen. Ihren Heineccius nehme ich mit. Ohne Erlaubniß — ach, mein Freund, dura necessitas läßt mich nicht erst lange fragen, ich greife zu — aber ich gebe auch wieder. Allein was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen Ihren Tom Jones noch nicht zurückschicke? Ich bin schuld daran, daß ihn mein faules Mädchen noch etwas länger behält, er soll sie für meinen Verlust entschädigen, denn wenn man gute

Gesellschaft hat, sagte sie, so kann man nicht viel lesen. Ich habe so brav auf Ihre Güte gethan, daß ich ihr mein Wort drauf gegeben, Sie wurden es verzeihen, wenn sie Ihnen denselben erst durch Mamsell Schell zuschickte; ja Sie würden sogar so gutig seyn und ihr noch die zween letzten Theile alsdann dazu leihen, wenn sie die ersten wieder gegeben. Das heißt gewagt, mein bester Sokrates, aber Tugend ist allezeit ein Wagehals, und bricht doch nur selten den Hals: ich denke, Sie werden meine tollkühne Freundschaft noch nicht fallen lassen: wenn sie älter wird, soll sie weiser und vorsichtiger werden. Für Ihre Adressen in Landau danke ich Ihnen unendlich, wer weiß, wozu sie gut sind. Ich hoffe eher nach Straßburg zu kommen, als nach Mannheim. Ich kann nicht mehr, theuerster, bester, wurdigster Freund! ich bin schon ein Jahr über meine bestimmte Stunde ausgeblieben. Leben Sie recht sehr glücklich: mein Großfürst heirathet eine darmstädtische Prinzessin: leben Sie allezeit gleich heiter und vergnügt; ich mochte gerne den Namen des Russischen Envoyé an diesem Hofe wissen; erinnern Sie sich meiner zuweilen; der Friede soll auch schon geschlossen seyn; grüßen Sie die Lauth'sche Gesellschaft und die Mademoiselles tausendmal: doch was berichte ich Ihnen Neuigkeiten, die bei Ihnen schon in der Hitze werden sauer geworden seyn — und bleiben Sie gewogen

Ihrem verschwindenden Alcibiades

L. M. R. L.

7.

Landau, den 7. September.

So wenig Zeit mir auch übrig iſt, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich Sie in Landau noch eben ſo hoch ſchähe, eben ſo liebe, als in Fort-Louis. Unſer Marſch war angenehm genug: vor Tage zu Pferde, und vom Mittag, bis in die Nacht geraſtet. Ich möchte ſo durch die Welt reiſen. Weißenburg hat mir gefallen, die dortige Schweizergarniſon glich den Prieſtern der Cybele, ſo erfreute ſie die Ankunft eines deutſchen Regiments. Landau kann in der That das Schlüſſelloch von Frankreich heißen, da es nur zween Thore hat, eins nach vorne, das andere nach hinten. Unſern Ausgang ſegne Gott, unſern Eingang — — Ich wohne bei einem Herrn Schuch, der ein naher Verwandter vom Herrn Türkheim ſeyn will. Seine Frau und er ſpielen mir alle Abende Komödie, wobei mein Herz mehr lacht, als bei allen Farcen des Herrn Montval und Ridou. Er iſt ein gutwilliger Schwäher, gegen ſeine Frau, ein rechter Adventsſeſel und auch gegen die Füllen bei ihr. Sie trägt Hoſen und Zepter, eine Teinture von Andacht und koketter Prüderie — in der That, meinen kleinen Plautus hinterdrein geleſen und ich brauche kein Theater. Melden Sie mir doch, was das Übrige in Straßburg macht und ob dort kein deutſches zu erwarten ſey. Beim Herrn Senior, der faſt die alleinige Materie des Geſprächs meiner Wirthsleute iſt (ausgenommen den geſtrigen vortrefflichen Abend, wo wir lau-

ter Haupt- und Staatsaktionen ausmachten) bin ich noch nicht gewesen. Der Bürgermeister Schademann soll schon seit geraumer Zeit todt seyn. Vielleicht erlange ich die Bekanntschaft seines Sohnes, der sehr reich seyn soll. Ein Rektor bei der hiesigen Schule, der im Kloster einen Sohn hat, der schon Magister ist (wo mir recht ist, hab' ich ihn dort gesehen) soll eine gute Bibliothek haben: da muß ich suchen unterzukommen. Seyen Sie doch so gütig und schreiben mir in Ihrem nächsten Briefe den Namen des Churfürsten von der Pfalz; wie auch den Charakter und die Adresse des Herrn Lamey*), ein Name, den ich in Straßburg oft gehört. Sie lachen — wozu das? Nun, nun, es hat nichts zu bedeuten, ein guter Freund hat mich um beide in einem Briefe ersucht. Einen Nachmittagsprediger habe ich hier gehört, der keine Pfeife Toback werth vorgebracht. Ich gieng nach Hause und las Spalding, vom Werth der Gefühle im Christenthum. Welch ein Kontrast! Die-

*) Andreas Lamey, gebürtig aus Munster, im obern Elsaße; ein Mann von niederer Abkunft, den aber sein Fleiß und seine Talente, so wie seine wunderbaren Lebensschicksale, zu einem großen, wichtigen Wirkungskreise führten. Er war ein Freund und Gehülfe Schöpflin's, leistete dem Churfürsten der bairischen Pfalz wesentliche Dienste durch Auffindung verlorener Dokumente und starb in Mannheim, allverehrt und allgeeignet, als Hofrath, Oberbibliothekar und beständiger Sekretar der Gesellschaft der Wissenschaften. Der geistreiche Luce hat die wunderbaren Fata Lamey's in einer lieblichen Geschichte „die Wunder des Fäßchens" erzählt. S. alsatisches Taschenbuch auf d. J. 1807.

D. H.

ſes Buch müſſen Sie auch leſen, mein Sokrates! es macht wenigſtens Vergnügen zu finden, daß Andere mit uns nach demſelben Punkt viſiren. Ich freue mich, daß man in einem Tage von hier nach Straßburg kommen kann, wer weiß wenn ich Sie überraſche. Fahren Sie fort mit Ihrer Gewogenheit für mich. —

Lenz.

8.

Landau, den 15ten.

Guter Sokrates!

„Ohne mich nicht ganz glücklich“ — Fürchten Sie ſich der Sünde nicht, einen jungen Menſchen ſtolz zu machen, deſſen Herz nach allen Paſſionen offen ſteht und durch Zeit und Erfahrung nur noch ſehr wenig verbeſſert iſt? Da ich ſo tief in Ihr Syſtem gequckt, da ich weiß, daß Ihre Religion die Glückſeligkeit iſt — ſo konnte mir kein groſſeres Compliment gemacht werden, als, daß ich im Stande ſey, mit etwas dazu beizutragen, wenn's auch nur ſo viel iſt, als ein Mäuschen zum Roem. — Spaß bei Seite, die Glückſeligkeit iſt ein ſonderbares Ding, ich glaube immer noch, daß wir ſchon hier in der Welt ſo glücklich ſeyen, als wir es nach der Einrichtung unſeres Geiſtes und Körpers werden können. Die Tugend iſt das einzige Mittel dieſe Glückſeligkeit in ihrer höchſten Höhe

zu erhalten und die Religion versichert uns, sie werde auch nach dem Tode währen und dient also dieser Tugend mehr zur Aufmunterung, als zur Richtschnur. Da kommt nun aber die verzweifelte Krankheit, von der Sie schreiben und wirft mir mein ganzes Kartenhaus über den Haufen. Allein sie muß doch auch wozu heilsam seyn, vielleicht, wie Sie sagen, ist sie das Fegfeuer unserer Tugend, wenigstens macht sie uns die Gesundheit desto angenehmer und trägt, durch den Contrast, also zu dem Ganzen unserer Glückseligkeit auch mit das Ihre bei. Wiewohl, ich habe gut philosophiren, da ich sie, dem Himmel sey Dank, schon seit so langer Zeit, blos vom Hörensagen kenne. Ich bin jetzt auch von lauter Kranken eingeschlossen und denke dabei beständig an Sie. Wiewohl ich aus dem Schluß Ihres letzten Briefes zu meiner Beruhigung schließe, daß Sie jetzt wieder völlig hergestellt seyen. Sie werden von Herrn Ott hören, wie ich mich amusire. Wenig genug und doch sehr viel. Wenn man Käse und Brod hat, schmeckt uns die Mahlzeit eben so gut, als wenn das Regiment de Picardie traktirt, vorausgesetzt, daß wir in einem Fall, wie im andern, recht derben Hunger haben. Um also glücklich zu seyn, sehe ich wohl, werde ich künftig nur immer an meinem Magen arbeiten, nicht an der Mahlzeit, die ich ihm vorsetze. Die Umstände, in denen wir uns befinden, müssen sich schon nach uns richten, wenn wir selbst nur fähig sind, glücklich zu seyn. — Bin ich doch ganz Philosoph geworden, werden Sie nur über mein Geschwätz nicht von Neuem

krank! Den Herrn Senior habe ich nur in seiner Kirche besucht und noch nicht recht das Herz, ihn näher kennen zu lernen. Den Rektor der hiesigen Schule hab' ich in seinem Hause besucht und möchte wohl schwerlich wieder hingehen. Ich fragt' ihn nach den hiesigen Gelehrten: er lachte. Das war vortrefflich geantwortet, nur hätte der gute Mann die betrübte Ahndung, die dieses Lachen bei mir erregte, nicht bestätigen sollen. Er beklagt sich über den Schulstaub und die häuslichen Sorgen — da, da, mein theuerster Freund, fühlte ich eine Beklemmung über die Brust, wie sie Daniel nicht stärker hat fühlen können, als er in den Löwengraben hinabsank. In seiner Jugend, sagt' er, hätte er noch viel vom Studieren gemacht, jetzt — o mein Freund, ich kann Ihnen das Gemälde nicht auszeichnen, es empört meine zartesten Empfindungen. Den heiligen Laurentius auf dem Rost hätt' ich nicht mit dem Mitleiden angesehen, als diesen Märtyrer des Schulstandes, eines Standes, der an einem Ort wie Landau, mir in der That ein Fegfeuer scheint, aus dem man alle guten Seelen wegbeten sollte. Er hatte seine Bibliothek nicht aufgestellt, es waren beräucherte, verweste Bände, die er vermuthlich nur in seiner Jugend gebraucht — ausgenommen die allgemeine Welthistorie, luxurirte, in Franzband eingebunden, besonders. — Vielleicht daß ich da mich einmal bei ihm zu Gaß bitte. Er scheint übrigens der beste Mann von der Welt — o Gott, eh' so viel Gras über meine Seele wachsen soll, so wollt' ich lieber, daß nie eine Pflugschaar drüber gefahren wäre. Jetzt

bin ich ganz traurig, ganz niedergeſchlagen, blos durch die Erinnerung an dieſen Beſuch. Nein, ich darf nicht wieder hingehen. Wie glücklich ſind Sie, mein Sokrates, wenigſtens glänzt eine angenehme Morgenröthe des Geſchmacks in Straßburg um Sie herum, da ich hier in der odeſten Mitternacht tappend einen Fußſteig ſuchen muß. Keine Bücher! ha Natur, wenn du mir auch dein großes Buch vor der Naſe zuſchlägſt (in der That regnet es hier ſeit einigen Tagen anhaltend), was werd' ich anfangen? Dann noch über die Glückſeligkeit philoſophiren, wenn ich von ihr nichts als das Nachſehen habe? Doch vielleicht kriegt mich ein guter Engel beim Schopf und führt mich nach Straßburg. — — Meine Lektüre ſchränkt ſich jetzt auf drei Bücher ein: Eine große Nürnbergerbibel mit der Auslegung, die ich überſchlage, ein dicker Plautus, mit Anmerkungen, die mir die Galle etwas aus dem Magen führen und mein getreuſter Homer. Ich habe ſchon wieder ein Stück aus dem Plautus überſetzt und werd' es eheſtens nach Straßburg ſchicken. Es iſt nach meinem Urtheil das beſte, das er gemacht hat (doch ich kenne noch nicht alle). Noch an eins möcht' ich mich machen: es iſt eine Art von Dank, den ich dem Alten ſage, für das herzliche Vergnügen, das er mir macht. Iſt es nicht reizend, nach ſo vielen Jahrhunderten, noch ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn?

Heut' möcht' ich Ihnen einen Bogen voll ſchreiben, aber ich beſinne mich, daß das, was mir ein Präſervativ

für eine Krankheit iſt, Ihnen leicht ein Recidiv geben kann. Ich bin ganz der Ihrige

Lenz.

9.

Aus Landau.

Würdiger Mann!

Ich ſehe in Ihrem Raritätenkaſten — alles, was uns die Herrn Modephiloſophen und Moraliſten, mit einer marktſchreieriſchen Wortkrämerei, in großen Folianten hererzählen, in zwei Worten zuſammengefaßt und ſo glücklich zuſammengefaßt, daß ſich dazu weder zuſetzen noch davon abnehmen läßt. Das iſt vortrefflich — alſo das Ziel iſt geſteckt, nun Ihre Hand her, mein Sokrates, wir wollen darauf zugehen, wie auf ein ſtilles und friedelachelndes Loar und die hinterlaſſenen Vorurtheile immer in Feuer und Schwefel aufgehen laſſen, ohne uns darnach umzuſehen. Mogen furchtſame Weiber ſich darnach umſehen und drüber zu Salzſäulen werden.

Um noch eine Stelle Ihres ohnendletzten Briefes zu berühren, wo Sie mir zu bedenken aufgaben, ob Gott wohl uns das Gute könne ſchwerer machen, als das Böſe, oder (um mit Ihren Worten mich auszudrücken) ob er wohl die vim inertiae in uns ſtärker könne gemacht haben, als die vim activam, ſo antworte ich, daß ich keine vim inertiae glaube. Bedenken Sie doch, mit welchem Fug, wir wohl für die Unthätigkeit eine Kraft annehmen konnen?

Vereinigung einer Kraft iſt ſie, Vernachläßigung der vis activa, welche in Wirkſamkeit und Thätigkeit zu ſetzen, allemal in unſerm Belieben ſteht oder nicht. Es iſt aber die Natur einer jeden Kraft, daß ſie nur durch Uebung erhalten und vermehrt, durch Vernachläßigung aber, ſo zu ſagen eingeſchläfert und verringert wird. Und daß die Uebung dieſer Kraft ſchwerer, als ihre Vernachläßigung ſey, liegt in der Natur der Sache und konnte von Gott nicht verändert werden. Positio iſt allemal ſchwerer als negatio, wirken ſchwerer als ruhen, thun ſchwerer als nicht thun.

Was die Einwirkung Gottes in die Menſchen betrift, ſo kann ich mir nur vier Arten davon denken. Er unterſtuzt und erhält die in uns gelegten Kräfte und Fähigkeiten — dieſe iſt naturlich, das heißt, unſere Vernunft kann ſie auch ohne Offenbarung erkennen; und unmittelbar — hernach, er leitet die äußern Umſtände und Begebenheiten in der Welt ſo, daß eine oder die andere Fähigkeit in uns entwickelt oder vergroßert werde, je nachdem es ſein Rathſchluß fur gut befindet, dieſe iſt gleichfalls naturlich aber mittelbar. Zum dritten wirkt er durch die in uns geoffenbarten Wahrheiten — dieſe iſt alſo, ihrem erſten Urſprung nach, übernaturlich, aber zugleich mittelbar und den Geſetzen der Natur gemäß. Zum vierten wirkt er übernaturlich und unmittelbar, wie in den Propheten und Apoſteln; dieſe Einwirkung iſt über die Geſetze der Natur erhaben, läßt ſich alſo nicht mehr erklaren (wiewohl wir auch nicht das Recht haben, ſie noch jezt aus der gegenwärtigen Welt auszuſchließen, im Fall die

Gottheit gewisse außerordentliche Endzwecke dadurch befordern wollte, welchen Fall aber, meiner Meinung nach, unsere Vernunft nie determiniren kann, sondern vielmehr jedes Phänomen für verdächtig halten muß, welches nicht die dazu erforderlichen Kennzeichen bei sich hat).

Jetzt möge meine philosophische Muse ruhen, sich still zu Ihren Füßen setzen und von Ihnen lernen. Spekulation ist Spekulation, bläset auf und bleibt leer, schmeichelt und macht doch nicht glücklich. Zusammen mögen sich die Fittige des Geistes halten, und im Thal ruhen, ehe sie, wenn sie der Sonne zu nahe kommen, in zerlassenem Wachs heruntertröpfeln und den armen Geist, welcher auf dem Lande so sicher und lustig hätte einher gehen können, aus der Luft in das Meer herab wirft.

— — Hier ist mein Trauerspiel mit dem Wunsch: möchte dieser Raritätenkasten des Übrigen werth seyn. Das Beste ist, daß wir beim Tausch nicht verlieren, denn unter sympathisirenden Seelen ist communio bonorum.

Es ist wahr, meine Seele hat bei aller anscheinenden Lustigkeit, jetzt mehr als jemals, eine tragische Stimmung. Die Lage meiner äußern Umstände trägt wohl das Meiste dazu bey, aber — sie soll sie, sie mag sie nun höher oder tiefer stimmen, doch nie verstimmen. Eine sanfte Melancholei verträgt sich sehr wohl mit unserer Glückseligkeit und ich hoffe — nein ich bin gewiß, daß sie sich noch einst in reine und dauerhafte Freude auflosen wird, wie ein dunkler Sommermorgen, in einen wolkenlosen Mittag. Auch fehlen mir jetzt öftere Sonnenblicke nicht, nur kann frei-

lich ein Herz, dem die süßen Ergotzungen der Freundschaft und — der Liebe — sogar einer vernünftigen Gesellschaft genommen sind, bisweilen einen Seufzer nicht unterdrücken. An den Brüsten der Natur hange ich jetzt mit verdoppelter Inbrunst, sie mag ihre Stirne mit Sonnenstrahlen oder kalten Nebeln umbinden, ihr mütterliches Antlitz lächelt mir immer und oft werd' ich versucht, mit dem alten Junius Brutus, mich auf den Boden niederzuwerfen und ihr mit einem stummen Kuß für ihre Freundlichkeit zu danken.

In der That, ich finde in der Flur, um Landau, täglich neue Schonheiten und der kälteste Nordwind kann mich nicht von ihr zurückschrecken. Hätt' ich doch eines gottlichen Malers Pinsel, ich wollte Ihnen gleich einige Seiten von diesem vortreflichen Amphitheater der Natur hinmalen, so lebhaft hat's sich in meiner Fantasei abgedrückt. Berge, die den Himmel tragen, Thäler voll Dörfnern zu ihren Füßen, die dort zu schlafen scheinen, wie Jakob am Fuß seiner Himmelsleiter. —

Doch ich würde nur schwärmen, wenn ich fortführe und dafür muß ich meinen Geist in Acht nehmen. Ich hatte vor einigen Tagen einen Brief an Sie fertig, aber ich verbrannte ihn, denn ich hatte darin geschwärmt. Ich habe schon viel Papier hier verbrannt — ein guter Genius hat über dies Trauerspiel gewacht, sonst — und vielleicht hätten Sie nichts dabei verloren. So viel muß ich Ihnen sagen, daß ich es bei diesem ersten Versuch nicht werde bewenden lassen, denn ich fühle mich dazu — Ich muß abbrechen und Ihnen gute Nacht sagen. Mochten Sie doch

aus Ihren Traumen lachend erwachen, wie ich heute Morgen aus den meinigen.

Lenz.

10.

Herr Simon kommt zurück eh ich ihn haben will: ich kann Ihnen also das Versprochene nicht zuschicken. Es war mein Trauerspiel, welches ich jetzt eben für Sie abschreibe. Ich werde schon eine andre Gelegenheit finden es Ihnen zukommen zu lassen. Nicht einmal einen langen Brief erlaubt mir seine beschleunigte Abreise. Gut, daß ich dann und wann, bei Lesung des Leibnitz ein hingeworfenes Blatt für Sie beschrieben habe. Vergeben Sie mir, daß ich es nicht abschreibe und meine Gedanken in Ordnung bringe. Ihnen, als einem unverwöhnten Auge, darf ich sie auch im Schlafrock zeigen; wenn sie wahr sind, werden sie Ihnen auch alsdann besser gefallen, als falsche in einem Gallatleide. — Wie ich Ihnen gesagt habe, meine philosophischen Betrachtungen dürfen nicht über zwo, drei Minuten währen, sonst thut mir der Kopf weh. Aber wenn ich einen Gegenstand fünf, zehnmal so tüchtig angesehen habe, und finde, daß er noch immer da bleibt und mir immer besser gefällt, so halt ich ihn für wahr und meine Empfindung führt mich darin richtiger als meine Schlüsse. Nro. II. ist eine Apologie meines allererßten Briefes über die Erlösung. Nachdem ich aber Ihre Antwort wieder durchacteien, finde ich, daß wir fast einerlei

gedacht und dasselbe mit andern Worten ausgedruckt haben. Sie haben mich unrecht verstanden, wenn Sie glaubten, ich ließe Gott die übeln Folgen der Sünde auf den Mittler lenken, blos um seine strafende Gerechtigkeit zu befriedigen. Leibnitz glaubt dieses: er sagt, es ist eine Convenienz, die ihn zwingt Gutes zu belohnen und Böses zu bestrafen. Ich denke aber, es geschieht blos um unsertwillen, weil, auf das moralische Uebel kein physisches Uebel, als eine Strafe folgt: wir lieber Böses als Gutes thun würden, da das Böse leichter zu thun ist. Und warum Gott das Gute für unsere Natur schwerer gemacht hat davon ist die Ursache klar, damit wir nicht müßig gehen: unsere Seele ist nicht zum Stillsitzen, sondern zum Gehen, Arbeiten, Handeln geschaffen.

Doch seriosa in crastinum. — Ich werde hoffentlich noch mit Ihnen diesen Winter zusammenkommen; wiewohl das Regiment jetzt die letzte Ordre erhalten hat, hier zu bleiben. Wenn ich Sie sehe — Jetzt fühle ich, daß die ideale Gegenwart eines Freundes die persönliche nicht ersetzen kann, so werde ich Ihnen viel zu sagen haben. Meine Seele hat sich hier zu einem Entschlusse ausgewickelt, dem alle Ihre Vorstellungen — dem die Vorstellungen der ganzen Welt vielleicht, keine andere Falte werden geben können. Wenn ich anders ihn einem Menschen auf der Welt mittheile, ehe er ausgeführt ist. — Mein guter Sokrates, entziehen Sie mir um dessentwillen Ihre Freundschaft nicht: bedenken Sie, daß die Welt ein Ganzes ist, in welches allerlei Individua passen: die der Schöpfer je-

des mit verschiedenen Kräften und Neigungen ausgerüstet hat, die ihre Bestimmung in sich selbst erforschen und hernach dieselbe erfüllen müssen; sie seye welche sie wolle. Das Ganze giebt doch hernach die schönste Harmonie die zu denken ist und macht daß der Werkmeister mit gnädigen Augen darauf hinabsieht und gut findet was er geschaffen hat.

Nicht wahr, ich rede mystisch, Ihnen fehlten die Prämissen, um meine Folgesätze zu verstehen. Sie werden sie verstehen, nur Geduld. — In der Erwartung will ich Ihnen nur mit der grösten logischen Deutlichkeit sagen, daß ich von ganzem Herzen bin und bleibe

Ihr drollichter Alcibiades.

Sagen Sie doch dem Ott, daß er den Lenz nicht über dem Herbst vergesse.

11.

Ich will Sie auch drucken, mein Sokrates, aber erst wenn ich Sie ganz kennen gelernt und von ferne bewundert habe. — Recht so — wir stehen ganz beisammen; allen Ihren übrigen Meinungen unterschreibe ich. Wir müssen das Ordentliche von dem Ausserordentlichen, das Natürliche vom Uebernatürlichen unterscheiden, nur müssen wir das Uebernatürliche nicht für unnatürlich halten, oder aus einer Welt verbannen, in der Gott nach einem höhern Plane arbeitet, als unser kurzsichtiger schielender

Verſtand überſehen kann. Ich bin ſehr für das Ordentliche, für das Natürliche — nur eine aufmerkſame Leſung der Briefe Pauli (der wirklich ein großer — ein übernatürlicher Mann war) zwingt mich eine übernatürliche Einwirkung nicht allein für möglich, ſondern auch in gewiſſen Fällen (wie das z. E. da die Religion erſt im Keimen war) für nothwendig zu halten. — —

Um auf dem hohen Berge nicht ſteben zu bleiben, ſondern auch im Thale herumzuhüpfen — muß ich Ihnen ſagen, daß Friederike aus Straßburg an mich geſchrieben und mir geſagt hat, ſie habe dort eine beſondere Freude gehabt, die ich vielleicht boshaft genug ſeyn würde, zu errathen. Und das war die, Sie am Fenſter geſehen zu haben. Sie ſchreibt ferner, ſie wäre durch Ihren bloßen Anblick ſo dreiſt geworden, nach dem andern Theile des Tom Jones zu ſchicken und bittet mich ſie desfalls zu entſchuldigen. — Iſt das nicht ein gutes Mädchen? —

Und doch muß ich meinen Entſchluß vor Ihnen verbergen. —

Was iſt das für ein Zuſammenhang? — Ein trauriger —

Ich bin dazu beſtimmt, mir ſelbſt das Leben traurig zu machen — — aber ich weiß, daß, ſo ſehr ich mir jetzt die Finger am Dorne zerritze, daß ich doch einmal eine Roſe brechen werde —

Zu allem dieſem werde ich Ihnen die Schluſſel in Straßburg geben —

Der älteſte Hr. von Kleiſt hat mir geſchrieben, daß

Briefe von meinem Vater da waren: er schickt sie mir aber nicht: ich soll sie selbst abholen.

Nun aber stoßt sich meine Hinreise noch an vielen Dingen.

Ich muß schließen, ich sehe, ich kann dies Blättchen nicht mehr zusiegeln, aber wenn es auch nicht unser Freund Ott wäre, durch dessen Hände es gienge, so sind unsere Briefe von der Art, als die spartanischen Ephori an ihre Feldherrn schickten, die an einen gemeinschaftlichen Stab mußten gewickelt werden, wenn man sie lesen wollte.

Ich bin bis ins Grab

Ihr

Lenz.

12.

Landau, im Oktober 1774.

Mein —

Doch ich will von jetzt an, immer ohne Titel an Sie schreiben. Wenn Geister zu einander treten und sich miteinander besprechen, so können sie, mein ich den Scharfsinn wohl weglassen. Ich schreibe an Sie, um Ihnen eine Veränderung zu melden, die mit mir vorgegangen. Ich bin ein Christ geworden — glauben Sie mir wohl, daß ich es vorher nicht gewesen? Ich habe an allem gezweifelt und bin jetzt, ich schreib es mit von dankbarer Empfindung durchdrungenem Herzen, zu einer Ueberzeugung

gekommen, wie ſie mir nöthig war, zu einer philoſophiſchen, nicht blos moraliſchen. Der theologiſche Glaube iſt das complementum unſerer Vernunft, das dasjenige erſetzt, was dieſer zur gottgefälligen Richtung unſers Willens fehlt. Ich halte ihn alſo blos für eine Wirkung der Gnade, zu der wir nichts beitragen, als daß unſer Herz in der rechten Verfaſſung ſey, ſie anzunehmen: dieſe Verfaſſung aber beſteht in einer vollkommen ernſtlichen Liebe zur Tugend, zum Wahren, Guten und Schönen. Dieſer Glaube iſt eine nothwendige Gabe Gottes, weil bei den meiſten Menſchen die Vernunft noch erſt im Anfange ihrer Entwicklung iſt, bei vielen aber niemals entwickelt wird. Je mehr ſich aber unſere Vernunft entwickelt (das geht bis ins Unendliche), deſto mehr nimmt dieſer moraliſche Glaube, der in der That mehr in den Empfindungen als in der Erkenntniß gegründet iſt, ab und verwandelt ſich in das Schauen, in eine Ueberzeugung der Vernunft. Ueberhaupt bedürfen wir nicht mehr und nicht weniger moraliſch zu glauben, als zur Seligkeit nothwendig iſt, das Uebrige haben wir immer noch die Freiheit in suspenso zu laſſen. Aber auch dieſes müſſen wir viel mehr ſuchen in Erkenntniß und Anſchauen zu verwandeln, weil, nach der Ordnung Gottes, unſer Wille ſich nach unſerer Erkenntniß richtet.

Dieſes ſind die Prämiſſen, die ich Ihnen voranſchicke, um Ihnen eine vollſtändige Idee von meiner Ueberzeugung von unſrer Religion zu geben. Ich habe bisher die Erlöſung unſers Heilands für nichts, als ein in die Augen

fallendes Beispiel der Folgen der Sünde gehalten, das uns an der Person des vollkommensten Menschen, zur heilsamen Warnung aufgestellt worden. Denn, hab' ich gedacht, die Idee eines Verdienstes, und wär' es auch des vollkommensten, widerspricht der allervollkommensten Barmherzigkeit Gottes, als welche nicht braucht erst durch ein Verdienst sich die Vergebung unserer Sünden gleichsam abfodern und abzwingen zu lassen. Aber ich habe gefunden, daß ich sehr irrte. Gott ist die Liebe — allein die übeln Folgen der Sünde aufzuheben (denn das heißt Sünde vergeben) ohne die Sünde durch eben diese übeln Folgen zu strafen, hieße die Natur dessen, was gut und böse ist, verändern und uns eben so viel Aufmunterung zum Bosen, als zum Guten, geben. Aber — diese übeln Folgen der Sünden einer ganzen Welt, auf einen dritten Gegenstand lenken, das konnte Gott, das wird der Vernunft nicht schwer zu begreifen, das war das einzige Mittel, Sünde zu vergeben, ohne sie zu strafen. Und eben dieß läßt seine Barmherzigkeit in dem nemlichen Glanze. Freilich konnt' es scheinen, daß sie, gegen diesen dritten Gegenstand, welchen wir so lange unsern Heiland nennen wollen, nicht ausgeübt worden, allein eben dieses ist der Gegenstand unsers Glaubens, hier kann die Vernunft nicht weiter. Die Offenbarung sagt uns, dieser Heiland sey ein ganz reiner vollkommener Mensch, vielleicht das Ideal der menschlichen Natur gewesen, dem sich die Gottheit selbst, auf eine, uns unbegreifliche, Weise offenbart und mitgetheilet (das Wort vereinigt sind' ich nicht in

der Bibel und ist schon ein Schritt zu weit von unsern Theologen), den die Gottheit selbst, zu diesem großen Geschäft unterstützt; den die Gottheit selbst, nach Vollendung desselben belohnt und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Dieser Heiland aber, hat uns, außer seiner Lehre und Beispiel, auch sein Verdienst gelassen, dessen er uns durch die Sakramente theilhaftig macht. Indem er sich besonders durch das Sakrament des Abendmals auf eine, zwar unbegreifliche, aber doch der Vernunft nicht widersprechende, Art, mit uns geistig verbindet, so daß wir jetzt gleichsam Alle an seiner vollkommnen menschlichen Natur Antheil nehmen. Die Pflichten des Christenthums aber, laufen alle dahin zusammen, diese Wahrheiten, die Christus uns verkündigt, zu glauben, gegen ihn voll Liebe und Dankbarkeit sein Leben immer besser zu studiren, damit wir ihn immermehr lieben und nachahmen, von ihm aber (welches die Hauptsache ist) zu Gott, als dem höchsten Gut hinauf zu steigen, ihn immer besser erkennen zu lernen, ja, alle Erkenntnisse, die wir hier erwerben, zu ihm, als dem letzten Ziel zu lenken, um ihn als die Quelle alles Wahren, Guten und Schönen mit allen Kräften unserer Seele zu lieben und (das ist die natürliche Folge davon) seinen Willen auszuüben, d. h. ihn von ferne, im Schatten, nachzuahmen, wie er ganz Liebe und Wohlthätigkeit gegen das menschliche Geschlecht, so kein größeres Glück kennen, als Andere glücklich zu machen.

Sehen Sie hier den Extrakt meiner Religion, das

Fazit einer aufmerksamen Lesung der Evangelisten, deren göttliche oder menschliche Begeisterung ich unausgemacht lasse, und sie bloß als aufrichtige Erzähler ansehe. Denn dieses ist gut zu wissen, aber nicht verderblich nicht zu wissen.

Ich habe es für nothig gehalten, Ihnen den Zustand meiner Seele zu schildern, damit wir uns ganz kennen lernen. Ich bin also jetzt ein guter evangelischer Christ, obgleich ich kein orthodoxer bin. Kann ich in meiner Ueberzeugung weiter kommen, so will ich dem Gott dafür danken, der es weiß, daß dieses das Lieblingsstudium meiner Seele ist und ewig bleiben wird.

Doch hoffe ich, niemals Prediger zu werden. Die Ursachen — da müßt' ich Ihnen Bogen voll schreiben. Ich fühle mich nicht dazu. Dieß ist aber kein dunkles, sinnliches — sondern das Gefühl meines ganzen Wesens, das mir so gut als Ueberzeugung gilt. — Aber ich fühle mich als Ihren Freund

Lenz.

13.

Landau, den — October 1772.

Es scheint, daß Sie dazu gemacht sind, mir meine kleinen Systeme alle zu zerstören und zu schleifen. Kaum habe ich eine recht artige bunte Seifenblase vor dem Munde, so fahren Sie unbarmherzig drüber her und lachen

mich aus, wenn ich ſtehe und den Kopf kratze. Ich muß Ihnen aber auch ſagen, daß ich meine Kartenhäuſer gern niederreißen laſſe, weil in einer Stunde wieder ein neues da iſt. An mir iſt von Kindesbeinen an ein Philoſoph verdorben, ich haſche immer nach der erſten beſten Wahrſcheinlichkeit, die mir in die Augen flimmert, und die Liebe, beſcheiden nackte Wahrheit kommt dann ganz leiſe von hinten und hält mir die Augen zu. Eine lange Kette von Ideen, wo eine die andere gibt, bis man, wenn man eine Weile gereist hat, die letzte find't und ſich ſeines Zieles freuen kann, iſt für meine Seele eine wahre Sklavenkette — wie glücklich bin ich, wieder an Ihrer Hand zu gehen, wenn ich lange genug auf blumigten Wiesen herumgeſprungen. —

Welch' ein Wuſt von Allegorien! kann ich doch nicht davor, daß meine Seele jetzt ſo geſtimmt iſt. Mein Hauptſyſtem bleibt dennoch unverrückt, und das iſt freilich einfach genug, aber darum für meine Seele zuträglicher, weil ſie Pein empfindet, wenn ſie ſich lange bei Wahrheiten aufhalten ſoll. Und das iſt dieß: es geht mir gut in der Welt und wird mir in Ewigkeit gut gehen, ſo lang ich ſelbſt gut bin, denn ich habe dort oben einen ſehr guten Vater, der alles was er gemacht hat, ſehr gut gemacht hat — und wenn ſich dieß letztere mir nicht allezeit ſo darſtellt, ſo liegt die Schuld an meinem dummen Verſtande. Eine gewiſſe Offenbarung beſtätigt dieß mein Gefühl — tant mieux! ſie ſagt mir, das anſcheinend und wirklich Böſe, in der Welt, fange jetzt ſchon an und ſolle

dereinſt ganz aufgehoben werden, und das hab' ich dem Sohne Gottes zu danken, ob nun ſeiner Lehre allein, oder auch wirklich ſeinem Verdienſte (wenn anders, um von Gott nicht menſchlich zu reden, bei Gott ein Verdienſt ſtatt finden kann, denn bei ihm iſt Alles Gnade), tant mieux! ſage ich, das iſt eine ſchöne frohe Botſchaft (Evangelium); ich glaube ſie herzlich gern und freue mich darüber und dieß, denk' ich, iſt der Glaube, der mich ſelig machen ſoll und ſchon hier glückſelig oder ſelig macht, denn dieſe beiden Wörter, denk' ich, ſind auch eins. So werden wir, denk' ich, in dem Extrakt unſerer Religion ziemlich nahe bei einander ſtehen. Freilich haben Sie in vielen Punkten, die ich mir unterſtrichen habe, mich ſo unter ſich gekriegt, daß ich mich kaum noch rühren kann, in andern bin ich noch in suspenso, als daß Gott gar nichts in uns wirken kann u. a. m., wovon ich mündlich mehr mit Ihnen zu reden hoffe.

Das Eine bitt' ich mir aus, nicht ſo verächtlich von dieſer Welt zu ſprechen. Sie iſt gut, mein Gonner, mit allen ihren eingeſchloſſenen Uebeln, das Reich Gottes, wovon Chriſtus immer redt, iſt nicht allein in jenem Leben zu hoffen, denn er ſelbſt hat uns im Vaterunſer beten gelehrt „dein Wille geſchehe im Himmel, wie auf Erden.“ Wenn's Glück gut iſt, bin ich noch immer ein heimlicher Anhänger vom tauſendjährigen Reiche, wenigſtens glaub' ich gewiß, daß der Zuſtand unſerer Welt nicht immer derſelbe bleiben wird. Und chriſtlich-böſiſches Uebel muß immer mehr drin abnehmen, wenn das Moraliſche

darin abnimmt, und das wollt' ich beinahe beweiſen, wenn anders eine Seele, die immer entrechats macht, wie eine Närrin, in ihrem Leben jemals etwas wird beweiſen können.

— — Eine Lieblingsidee haben Sie, mein Theurer, und das freut mich, weil ich auch eine habe. So bin ich Ihnen doch in einem Stück ähnlich, denn, wenn es auf eine Ausſicht in eine aneinanderhangende Reihe von Wahrheiten ankommt, da kann ich mich mit Ihnen nicht meſſen. Wiſſen Sie worin unſere Lieblingsideen beſtehn? Die Ihrige iſt — die Liebe — und die Meinige, die Schönheit. Vielleicht ſtehn dieſe, beide, nahe bei einander, oder fließen gar zuſammen — — wenn nur meine Brille ſchärfer wäre! So viel iſt gewiß, daß die letztere die einzige Idee iſt, auf die ich alle andern zu reduziren ſuche. Aber es muß die ächte Schönheit ſeyn, die auf Wahrheit und Güte gegründet iſt, und in der höchſten und faßlichſten Uebereinſtimmung — der Henker mag ſie definiren; ich fühle ſie und jag' ihr nach; freilich tritt ſie mir noch oft hinter eine Wolke, aber ich werde ſie einmal finden — dieſe allein kann mein Herz mit Liebe gegen Gott (die Schönheit in abstracto) und gegen alles was geſchaffen (die Schönheit in concreto) füllen. Freilich ſo nach Graden, ſo wie die Schönheit ſelber Grade hat. Da haben Sie meine Brille — Ihre iſt vortreflich, aber ich kann noch nicht dadurch ſehen, darum ſind wir Individua. Genug, wir paſſen in das Ganze das Gott geſchaffen hat und das ihm gefällt, ſo verſchieden wie es iſt, denn in der Natur ſind keine vollkommene Aehnlich-

keiten, ſagen die Philoſophen. Genug, ich fühle eine Affinität zu Ihnen, die ganz erſchrecklich iſt und obgleich ich die Lichtſtralen, die Sie mir zuſchicken, nicht mit den meinigen vereinigen kann, ſo mag ich ſie doch gern damit verſchwägern.

Nun iſt's Zeit, daß ich vom Pegaſus herabſteige, ſonſt wirft er mich ins Meer. Kaum hab' ich ſo viel Athem Ihnen zu ſagen, daß ich, zu der höchſten Uebereinſtimmung der Welt das Zutrauen habe, daß ſie mich nach Straßburg in Ihre Armen führen wird.

Lenz.

Von 1772 bis 1776 iſt nur noch folgender Brief vorhanden; Lenz hielt ſich in der Zwiſchenzeit meiſtens in Straßburg auf. Die Schrift in dieſem Briefe iſt eine ganz veränderte, und von derjenigen der vorigen dadurch unterſchieden, daß ſie etwas mehr gezogen und flüchtig iſt, während jene gedrängter und kleiner iſt. Die ganze zweite Hälfte desſelben iſt mit noch ſehr gut erhaltenem, Bleiſtift geſchrieben.

D. H.

14.

Kochberg, den 23ſten Oktober 1776.

Wollten Sie ſo freundſchaftlich ſeyn, lieber Aktuarius, Roderern, falls er noch in Straßburg iſt, zu ſagen, er möchte mir das Paket von Herrn von Kleiſt, nur mit

der Poſt zuſchicken, weil ich ſehr ungeduldig darauf bin: die Briefe könnt' er mir ſelbſt mitbringen.

Ich bin in Kochberg bei der liebenswürdigſten und geiſtreichſten Dame, die ich kenne, mit der ich ſeit vier, fünf Wochen den engliſchen Shakſpeare leſe. Künftige Woche gehts leider ſchon wieder nach Weimar.

Der Herzog hat neulich hier einen ſonderbaren Zufall gehabt: er fiel von einem Floß im Schloßgraben ins Waſſer, ich ſprang nach und hatte das Glück ihn, ohne Schaden, heraus zu ziehen. Herder iſt mit ihm hier geweſen und findt allgemeinen Beifall. Wer ſollte ihm auch den ſtreitig machen können? Er und Wieland ſind, wie der Letzte es von Jedem ſeyn muß, Freunde und werden es noch immer mehr werden.

Gothe hab' ich nun lang nicht geſehen: er iſt ſo von Geſchäften abſorbirt in W., daß er den Herzog nicht einmal hat herbegleiten können.

Leben Sie wohl und grüßen alle guten Freunde, auch Jungfer Lauth.

Lenz.

Am Rande:

Wäre es nicht möglich, daß ich, durch Ihre Vermittlung einige der neueſten Allemanden in Straßburg abgeſchrieben herbekommen könnte. Was Sie dafür auslegen, will ich wieder erſtatten. Die von Edelmann würde Ihnen hier ein ewiges Denkmal ſetzen.

Nachſchrift, mit Bleiſtift geſchrieben:

Kennen Sie Kaufmann? Er iſt, wie mir die Her-

zogin Mutter geſagt, durch Weimar gegangen und hat ſehr gefallen. Auch iſt er im Merkur.

Grüßen Sie die deutſche Geſellſchaft und melden Sie mir recht viel Neues aus Straßburg und Paris. Iſt eine gewiſſe Exzellenz von Bietinghof durch Straßburg gegangen? Er iſt ein Vetter von General bei Baviere. — Vielleicht ſehen Sie mich einmal in herzoglich ſächſiſcher Uniform wieder. Doch das unter uns.

Melden Sie mir doch ob Herr Fries, mit dem ich nach Italien wollte, noch in Straßburg iſt und grüßen ihn, wenn Sie ihn ſehen.

Sollte Roderer etwa gar das benannte Paket von Herrn von Kleiſt noch nicht erhalten haben, ſo ſeyen Sie doch ſo gütig und begrüßen ihn ſelbſt darum. Er weiß ſchon wovon die Rede iſt. Und verſichern ihm von mir viele Empfehlungen.

III.

Gedichte von Lenz,

welche in Tiecks Ausgabe von deſſen Schriften fehlen.

Pygmalion.

An dieſen Lippen, dieſen Augen,
Die Welt vergeſſend, hinzuhangen,
Und aus den roſenrothen Wangen
Des Lebens Ueberfluß zu ſaugen;
An dieſes Buſens reiner Fülle,
Die Schmerzen meiner Bruſt zu wiegen
Und auf des Schooſes Fried' und Stille
Mit thränenmüdem Haupt zu liegen:
Das war mein Wunſch und iſt mein Grämen,
Und ſoll mir doch kein Schickſal nehmen.

An Minna.

Geduld und unerſchrockner Muth
Beſeelen mein getreues Blut:
Ich fürcht' mich nicht zu ſterben.
Der Himmel koſtet Leiden hier,
Ich leide froh, kann ich von dir
Mir einen Blick erwerben.

Nur du verdienſt beglückt zu ſeyn:
Drum will ich gerne Gram und Pein
In meiner Bruſt verſchließen.
Den Thränen will ich widerſtehn:
Du Engel ſollſt ſie niemals ſehn
Auf meinen Wangen fließen.

Ach! traue deutſcher Redlichkeit,
Die ſich zu deinem Dienſte weiht:
Und willſt du ſie belohnen,
So müſſe Tag und Nacht der Schmerz
Dir Freude ſeyn, und Luſt und Scherz
Dein ſchönes Herz bewohnen.

Alsdann, mein Kind, iſt alles gut,
Alsdann, ſo mag mein junges Blut
Für dich die Erden färben.
Es iſt mir ſonſt nichts fürchterlich,
Als dich betrübt zu ſehen, dich!
Viel ſanfter thut's zu ſterben.

Drum ſeh' ich, heitre dein Geſicht,
Ich ſcheue Holl' und Himmel nicht:
Bleibt mir dein Auge offen.
Wenn du vergnügt und glücklich biſt,
Und ſink' ich auf dem Richtgerüſt,
So iſt mein Ziel getroffen.

Und wär' ich in der Sklaverey,
Und hätte nur den Troſt dabey,
Für dich, für dich zu leiden,
Und wär' ich jenſeit überm Meer,
Und wüſt', daß Minna glücklich wär',
Doch wär' ich zu beneiden!

Nur ſie, nur ſie muß glücklich ſeyn,
Nur ſie, nur ſie verdient's allein,
Und gieng die Welt zu Grunde!
Ich ſelber mit! O wie ſo ſchon
Würd' ich alsdann zu Grunde gehn!
Schlag bald, du ſchöne Stunde.

In einem Gärtchen am Contade*),

nachdem der Verfaſſer im Finſtr gebadet hatte.

Erlaube mir, du freundlichſter der Wirte,
Du Bild der Gottheit! daß ich dieſe Myrte
Verflechte in dein verzoddelt Haar.
In deinem Gärtchen, das du ſelbſt erzogen,
Sing' ich, für dich, was Hunderte gelogen,
Beatus ille — und was Keiner war.

Für meine fünf zehn Sols, nehm' ich die Stelle
Von dir auf eine Stunde ein.

* Spatziergang bei Straßburg. D. H.

Denn ſieh', ich komm' aus Aganippens Quelle,
Und bin von jeder Sorge rein,
Von jeder Leidenſchaft — in dieſem Augenblicke
Schickt mich die Gottheit her, dir zuzuſehn,
Ganz Herz, ganz Ader für dein Glücke,
Und find' es unausſprechlich ſchön.

Das muß geſungen ſeyn. Da alles ſinget
An unſern Tagen, ſchwieg' ich lang.
Die Freude, dacht' ich, welche klinget,
Verliert ſich ſchneller als ihr Klang.
Doch deine ſtille Luſt die niemand neidet,
Die niemand fühlt, als du allein, und ich,
Wird die mit einem Lied' umkleidet,
Erhöhet und verbeſſert ſich.

Was hält mich ab dir dieſes Lied zu zeigen?
Ach du verſtehſt es nicht. Doch zeig' ich's hier
Den Bäumen, die wie du ihr Glück verſchweigen
Heut Abend für dieber, dann rauſchen ſie es dir.

Die Geſchichte auf der Aar.

Aus einem Briefe an Herrn Pf. Mader in Mühlhauſen, von Herrn Pf. Lutz in Münſter, vom 14. Auguſt 1806; im alſatiſchen Taſchenbuch 1807.

„Sie haben vermuthlich den guten Lenz, Verfaſſer des Hofmeiſters und anderer geiſtreichen Schriften, ver-

ſönlich gekannt. Er hatte ſich, in den ſiebziger Jahren, lange zu Straßburg aufgehalten, und war auch manchmal in unſere obern Gegenden gekommen. Einſt nach meiner Zurückkunft von der Helvetiſchen Geſellſchaft zu Olten, erzählte ich ihm die traurige Begebenheit, die einige Zeit vorher in jener Gegend vorgefallen war. Es verunglückte ein Schiff auf der Aar. Eine Bürgersfrau, die mit ihrem Manne ein Raub der Wellen geworden, ergriff ein Stück des zertrümmerten Schiffes und hielt ſich an demſelben über dem Waſſer. Der Mann hatte ſie beim Rocke gefaßt, und zog ſie, durch die Laſt ſeines entnervten Körpers, beinahe ganz unter die Fluthen. — Ach! lieber Mann, rief ſie in der Angſt, wie ſchwer biſt du! ich gehe zu Grunde! So lebe wohl, liebe Frau! ſprach der Edle und ſorge für unſere Kinder! — Den andern Morgen brachte mir Lenz dieſe rührende Geſchichte in Verſen, und erſt die vorige Woche fand ich ſein Manuſcript wieder unter meinen Collectaneen. Bewundern Sie mit mir, mein Lieber, wie meiſterhaft der Dichter den Gegenſtand behandelt hat, und urtheilen Sie, ob ſein Gedicht, da es gleichſam auf unſerm Grund und Boden gewachſen iſt, nicht verdiente, in einer vaterländiſchen Schrift aufgewahrt zu werden?“*)

*) In einem Briefe Pfeffel's an meinen ſel. Vater (Kolmar 13. Dezember 1808) finde ich hierüber folgende Stelle: „Die Geſchichte an der Aar hat Lucr tria ungedruckt gelaſſen. Der gute Lenz verfertigte das Stück nach unſerer Erzählung (denn

„Was machſt du hier, lieb Mägdelein!
Am Waſſer tief und ſchnelle?
Und ſitzeſt da am Bach allein,
Mit naſſen, rothen Bäckelein,
Und guckſt auf eine Stelle?
Hat dich der Vater was bedroht?
Bekommſt du heut kein Morgenbrod?
Hat Bruder dich geſchlagen?
Du kannſt mir alles ſagen.“

Das Mägdlein ſchaut ihm ins Geſicht,
Sieht, kehrt ſich weg und redet nicht.
„Sag, wo biſt du zu Hauſe?“
„„Herr, dort in jener Klauſe.““ —

Er kriecht zur kleinen Thür hinein,
Und findt ein hagres Mütterlein
Auf ſchlechten Binſen liegen.
„Sagt, gute Frau, was fehlt dem Kind?
Es ſitzt da draußen in dem Wind,
Und iſt nicht ſtill zu kriegen.“

---

er hatte damals die Schweiz noch nicht geſehen] an einem Winterabende auf meiner Stube, und ich erinnerte mich ſogar, daß ich ihm einen Reim dazu lieferte. Er hinterließ Luce und mir eine Abſchrift des Gedichtes, das ich mit ſeiner Bewilligung in den Göttinger Muſenalmanach von 1777 oder 1778 einrückte; es verdienet aber mit allem Recht wieder auferweckt zu werden.“

D. H.

„„Ach, lieber Herr!““ das Mütterlein
Mit ſchwerem Huſten ſaget,
„„Es geht den ganzen Tag allein
Und leidt nicht, daß man's fraget:
Es hat von ſeiner Kindheit an
Nichts als beſtändig weinen 'than.““

„So wahr ein Gott im Himmel iſt!
Euch muß was heimlich quälen:
Ihr ſagt nicht alles, was ihr wißt,
Ihr ſollt mir nichts verhehlen.“

„„Nun, lieber Herr““ — und faßt den Mann
Mit beiden welken Händen an —
„„Geht an den Strom, fallt auf die Knie,
Und dann kommt wieder morgen früh:
Wird ſich mein Huſten kehren,
So ſollt ihr alles hören.““

Der Blick, der Ton, der Händedruck
Dem Fremden an die Seele ſchlug.
Er geht zum Bach, fällt auf die Knie,
Kommt zu dem Weiblein Morgens früh,
Findt ſie in bittern Zähren.
„„Ach Herr! was uns verloren gieng,
Kann dieſes Blatt und dieſer Ring
Am beſten euch erklären.““

Mit dieſem Wort zieht ſie ein Tuch
Aus ihrer Bruſt, darin ein Buch

Und in dem Buch ein Blättlein war,
Bemalt mit bunten Farben zwar,
Und an dem Farbenblättlein hieng,
Als Siegel ihr Verlobnißring.

Auf diesem Blättlein schwamm ein Weib
Im höchsten Strom mit halbem Leib.
Ihr Kahn war umgeschlagen:
Und an des Weibes Rocke faßt
Ihr Ehmann sich, doch diese Last
Schien's Wasser nicht zu tragen.

Je mehr der Fremd' aufs Blättlein sieht,
Je mehr ihm Aug und Stirne glüht,
Und darf sie nicht mehr fragen.
Das Weiblein weint, heult außer sich,
Beginnt die Brust zu schlagen:
„„Seht, lieber Herr, das Weib bin ich,
Um mich mußt er ertrinken!
Ich, in dem Schrecken, rief ihm: Mann,
Ach, warum faßt du mich denn an?
Und gleich sah ich ihn sinken.
„Er rief" — bei dieser Stelle quoll
Ihr starrend Auge minder —
„„Er rief im Sinken: Frau, leb wohl,
Und sorg für unsre Kinder!""

IV.

Göthe's urſprüngliche Ueberſetzung

der

Oſſianiſchen Geſänge von Selma.

Aus Friederickens Nachlaſſe
und nach Göthe's Handſchrift abgedruckt.

Die Gesänge von Selma.*)

Stern der niedersinckenden Nacht! Schon ist dein Licht im Westen! Du hebest dein lockiges Haupt aus deiner Wolke: ruhig wandelst du über deinen Hugel. Was sehst du nach der Ebne? Es ruhen die stürmischen Winde. Das Murmeln der Strome kommt aus der Ferne. Brüllende Wellen klettern den entlegenen Felsen hinan. Die Fligen des Abends schweben auf ihren zarten Schwingen, das Summen ihres Zug's ist über dem Fels. Wo nach blickst du, schönes Licht? Aber du lächlest und gehst. Fahrewohl du schweigender Stral, dass das Licht in Ossians Seele heraufsteige.

Und es steigt herauf in seiner Stärcke. Ich sehe meine verschiedenen Freunde. Ihre Versammlung ist auf Lora, wie in den Tagen die vorüber sind. Fingal kommt wie eine wässrige Säule von Nebel; seine Helden sind um ihn her. Und seh! die Sänger der Lieder; grauhariger Ullin! ansehnlicher Ryno! Alpin mit der melodischen Stimme! und die sanfte Klage von Minona! O wie habt ihr euch verändert, meine Freunde, seit den festlichen Tagen von

* Mit Beybehaltung der Orthographie des Originals abgedruckt.
D. H.

Selma; da wir wetteiferten wie Lüfte des Frühlings ſie fliegen über den Hügel und beugen wechſelnd das ſanftliſpelnde Gras. Minona trat hervor in ihrer Schonheit, mit niedergeſchlagenem Blick und weinendem Auge. Schwer floſſen ihr die Locken am Wind, der nur manchmal vom Hügel her ſties. Die Seelen der Helden wurden trüb, da ſie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, und die dunckle Behauſung der weisbuſigen Colma. Colma blieb allein auf dem Hügel mit ihrer melodiſchen Stimme. Salgar hatte verſprochen zu kommen, aber die Nacht ſtieg rings umher nieder. Hört die Stimme von Colma da ſie allein ſas am Hügel.

Colma.

Es iſt Nacht; — Ich binn allein verlohren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind braust zwiſchen dem Berge. Der Waſſerfall ſauſt den Felſen hinab. Keine Hütte nimmt mich vorm Regen auf. Ich bin verloren auf dem ſtürmiſchen Hügel.

Tritt, o Mond! hervor hinter deiner Wolcke; Sterne der Nacht erſcheint. Iſt denn kein Licht das mich führe zum Platz wo mein Liebſter ausruht von der Mühe der Jagd! Sein Bogen neben ihm ohngeſpannt. Seine Hunde ſchnobend um ihn her. Aber hier muß ich allein ſitzen an dem Felſen des moſigen Stroms. Und der Strom und der Wind ſauſt, und ich kann nicht hören die Stimme meines Geliebten.

Und wie, mein Salgar, wie, der Sohn des Hugels hält ſein Verſprechen nicht? Hier iſt der Felſen und

der Baum, und hier der wilde Strom. Du verſprachſt mit der Nacht hier zu ſeyn. Ach! wohin iſt mein Salgar gangen. Mit dir wollt ich meinem Vater entfliehn; mit dir meinem kolzen Bruder. Unſre Stämme ſind lange ſchon Feind, aber wir ſind nicht Feinde, o Salgar.

Ruh eine Weile, o Wind! Strom ſey eine Weile ſtill, daß meine Stimme über die Haide ſchalle, und mich mein Wandrer höre. Salgar! Ich binn's das ruft. Hier iſt der Baum und der Fels. Salgar mein Liebſter! ich binn hier. Warum zögerſt du zu kommen?

Sieh! der Mond erſcheint, die Flut glänzt in dem Thal. Die Felſen ſind grau an dem Hange des Hügels. Aber ich ſeh ihn nicht auf dem Pfad. Keine Hunde vor ihm her verkünden daß er kommt. Hier muß ich ſitzen allein.

Aber wer ſind die, die vor mir auf der Haide liegen? Iſt's nicht mein Liebſter und mein Bruder? Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Ach, ich fürchte — Ah! Sie ſind todt. Ihre Schwerter ſind roth vom Gefecht. O mein Bruder! mein Bruder! warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? warum, o Salgar, haſt du meinen Bruder erſchlagen? Lieb wart ihr mir beyde! Was ſoll ich zu euerm Ruhm ſagen? Du warſt ſchön auf dem Hugel unter tauſenden; er war ſchröcklich in dem Gefecht. Redet; hört meine Stimme, Söhne meiner Liebe. Aber ach! ſie ſind ſtumm; Stumm für ewig, ihr Buſen iſt kalt wie das Grab.

Oh! von dem Felſen des Hügels; von dem Gipfel des

windigen Berges, redet ihr Geiſter der Todten! Redet ich will nicht erſchrocken. – Wohin ſend ihr zu ruhen gegangen? In welcher Hohle des Hügels kann ich euch finden? Keine ſchwache Stimme vernehm ich im Wind, keine halbverwehte Antwort in den Stürmen des Hügels.

Ich ſitze in meinem Jammer. Ich erwarte den Morgen in meinen Thränen. Erhebt das Grab ihr Freunde der Todten: aber ſchlieſſt es nicht biß Colma kommt. Mein Leben flieat weg wie ein Traum: wie konnt ich zurück bleiben? Hier will ich mit meinen Freunden ruhn, an dem Strom des ſchallenden Fels. Wenn die Nacht über den Hügel kommt; wenn der Wind über die Haide bläst; dann ſoll mein Geiſt im Winde ſtehn, und meiner Freunde Todt betrauern. Der Jäger horet mich unter ſeinem Reiſerdach, und fürchtet meine Stimme und liebet ſie. Denn ſüß ſoll meine Stimme ſeyn um meine Freunde, denn lieb waren ſie beyde mir.

So war dein Geſang, Minona, ſanft errothendes Mädgen von Torman. Unſere Thränen floſſen um Colma, und unſre Seelen waren trub. Ullin kam mit der Harfe, und ſang Alpins Lied. Die Stimme Alpins war lieblich, die Seele Ronos war ein Feuerſtral. Aber ſie ruhten ſchon im engen Haus, und ihre Stimme horte man nicht in Selma. Ullin kam einſt zurück von der Jagd eh die Helden fielen. Er vernahm ihren Streit am Hügel, ihr Geſang war ſanft aber traurig. Sie betrauerten den Fall Morars, des erſten der ſterblichen Menſchen. Seine Seele war wie die Seele Fingals; ſein Schwert wie das

Schwert Oskars. Aber er fiel, und ſein Vater trauerte: ſeiner Schweſter Augen waren voll Thränen.

Minona's Augen waren voll Thränen der Schweſter des edelgebohrenen Morar. Sie wich zurück vor Ullins Geſang, wie der Mond im Weſten, wenn er den Regen vorausſieht, und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. Ich rührte die Harfe mit Ullin, der Trauergeſang begann.

Ryno.

Der Wind und der Regen ſind vorüber, ſtill iſt die Mitte des Tags. Die Wolken ſind getheilt am Himmel. Ueber die grünen Hügel fliegt die unbeſtändige Sonne. Roth durch das ſteinige Thal kommt nieder der Strom von dem Hügel. Süs iſt dein Gemurmel, o Strom, aber ſüſer iſt die Stimme die ich höre. Es iſt die Stimme Alpins; der Sohn des Geſangs trauert um den Todten. Von Alter iſt ſein Haupt gebeugt und roth ſein thränevoll Aug. Alpin du Sohn des Geſangs, wie ſo allein auf dem ſchweigenden Hügel. Warum klagſt du wie ein Windbauch im Wald; wie eine Well' um das ferne Geſtade.

Alpin.

Meine Thränen, o Ryno! ſind für den Todten: meine Stimme für die Bewohner des Grabs. Schlanck biſt du auf dem Hügel; ſchön unter den Söhnen der Ebne. Aber du wirſt fallen wie Morar; und auf deinem Grabe wird der Klagende ſitzen. Die Hügel werden dich nicht mehr kennen: dein Bogen wird in deiner Halle liegen ohngeſpannt. Du warſt leicht, o Morar! wie ein Reh auf dem

Hügel, ſchrecklich wie ein feurig Meteor. Dein Grimm war wie der Sturm. Dein Schwert in der Schlacht wie das Wetterleuchten im Feld. Deine Stimme war wie ein Strom nach dem Regen: wie der Donner auf fernen Hügeln. Viele ſtürzten durch deinen Arm: ſie wurden verzehrt in den Flammen deines Zorns.

Aber wenn du zurück kehrteſt vom Krieg, wie friedlich war deine Stirne. Dein Geſicht war gleich der Sonne nach dem Regen: gleich dem Mond in dem Schweigen der Nacht: ſtill wie der Buſen des Teichs wenn der laute Wind ſich gelegt hat.

Eng iſt nun deine Wohnung; finſter der Platz deines Aufenthalts. Mit drey Schritten meſſ ich dein Grab, o du der du ſonſt ſo gros warſt. Vier Steine mit ihren mooſigen Häuptern ſind dein einziges Denkmal. Ein halb verdorrter Baum, langes Gras das im Winde flüſtert zeigen dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Morar, fürwahr, du biſt tief geſuncken. Du haſt keine Mutter die dich beweinte, kein Mädgen mit ihren Thränen der Liebe. Todt iſt ſie die dich gebahr, gefallen iſt die Tochter von Morglän.

Wer iſt der auf ſeinem Stabe? Wer iſt der, deſſen Haupt von Alter ſo grau iſt, deſſen Augen von Thränen ſo roth ſind, der bei jedem Schritte wanckt. — Es iſt dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes auſſer dir. Er hörte von deinem Ruhm in der Schlacht: er hörte von zerſtreuten Feinden. Er hörte von Morars Ruhm, wie? und hörte nichts von ſeiner Wunde? Weine du Vater

von Morar! weine; aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, tief ihr Küſſen von Staub. Nimmer wird er deine Stimme vernehmen, nimmer wird er erwachen wenn du ihm rufſt. Wann wird es Morgen im Grabe werden, der den Schlummerer erwecke.

Fahre wohl du edelſter der Menſchen; du Erobrer im Feld. Doch das Feld wird dich nimmer mehr ſehen; nimmer der Wald mehr erleuchtet werden vom Glanze deines Strals. Du haſt keinen Sohn hinterlaſſen; aber der Geſang ſoll deinen Nahmen erhalten. Künftige Zeiten ſollen von dir hören, ſie ſollen hören von dem gefallenen Morar.

Nun erhub ſich die Trauer der Helden, aber am meiſten Armins berſtender Seufzer. Er dacht' an den Tod ſeines Sohns; er fiel in den Tagen ſeiner Jugend. Carmor ſas nächſt an dem Helden, der Führer des ſchallenden Galmal. Warum birſtet der Seufzer von Armin, ſagt er? Iſt hier eine Urſach zum Jammer. Der Geſang kommt mit ſeiner Muſick, die Seele zu ſchmelzen, und zu vergnügen. Es iſt wie der ſanfte Nebel, der von einem Teiche heraufſteigt, und über das ſchweigende Thal zieht: die grünen Blumen füllen ſich mit Thau, aber die Sonne kehrt zurück in ihrer Stärcke, und der Nebel iſt weg. Warum biſt du ſo trüb o Armin, Führer des ſeeumgebenen Gorma.

Trüb: das binn ich fürwahr: und nicht gering die Urſach meines Jammers. Carmor, du haſt keinen Sohn verlohren; du haſt keine Tochter verlohren in ihrer Schönheit. Colgar der tapfere lebt: und Annira die ſchönſte

der Mädgen. Die Zweige deines Geſchlechtes bluhen, o Carmor! Aber Armin iſt der letzte ſeines Stamms. Dunckel iſt dein Bed o Daura! und tief dein Schlaf in dem Grabe. Wann wirſt du erwachen mit deinem Geſang mit deiner Stimme der Lieder. Auf ihr Winde des Herbſts, auf; ſtürmt über die finſtere Haide! Ihr Ströme der Berge, brüllt! heult ihr Stürme in dem Gipfel der Eiche! wandele durch zerriſſene Wolcken o Mond! Zeige manchmal dein blaſſes Geſicht! Bring vor meine Seele jene jene ſchröckliche Nacht da alle meine Kinder fielen; Arindal der mächtige fiel; Daura die liebe dahinſanck. Daura meine Tochter du warſt ſchön; ſchön wie der Mond auf den Hügeln von Fura; weis wie der gefallene Schnee; ſüs wie die athmende Luft. Arindal dein Bogen war ſtarck, dein Speer war ſchnell in dem Feld. Dein Blick war wie Nebel über der Welle, dein Schild eine rothe Wolcke im Sturm. Armar berühmt im Kriege, kam und ſuchte Daura's Liebe, er ward nicht lang verſchmäht: ſchön war die Hoffnung ihrer Freunde.

Erath der Sohn von Odgal, ergrimmte; ſeinen Bruder hatte Armar erſchlagen. Er kam verkleidet in einen Sohn der See: ſchön war ſein Kahn auf der Welle; weis ſeine Locken des Alters; ruhig ſeine ernſtliche Stirne. Schönſte der Mädgen, ſprach er: liebliche Tochter von Armin! Ein Fels nicht weit in der See trägt an ſeiner Seit' einen Baum, roth ſcheinet die Frucht aus der Ferne. Dort wartet Armar auf Daura. Ich kam ſeine Liebe zu holen, hinüber die rollende See.

Sie ging, und rief nach Armar. Niemand antwortete als der Sohn des Felſens*). Armar! Mein Liebſter! Mein Liebſter? Wie lange ängſteſt du mich mit Furcht? Höre, Sohn von Ardnart höre; es iſt Daura die dich ruft. Erath der Verräther flob lachend zurück nach dem Land. Sie hub ihre Stimme auf, und rief nach ihrem Bruder und ihrem Vater. Arindal, Armin! Keiner, ſeiner Daura zu helfen. Ihre Stimme kam uber die See. Arindal mein Sohn flieg nieder vom Hügel, wild in der Beute der Jagd. Seine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite: ſein Bogen war in ſeiner Hand; fünf dunkelgraue Docken ſtrichen um ſeine Tritte. Er ſah den kühnen Erath an dem Ufer, ergriff und band ihn an eine Eiche. Feſt mit Riemen, rings um die Lenden gebunden beladet er den Wind mit ſeinem Geheule.

Arindal beſteigt in ſeinem Nachen die Welle Dauren zum Lande zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimm und ſchoß den graubefiederten Pfeil. Er klang: er ſanck in dein Herz, o Arindal mein Sohn; für Erath den Verräther ſtirbſt du. Das Ruder ſtarrt in ſeiner Hand, er ſanck über den Felſen und verſchied. Ach welcher Jammer, Daura, ringsher um deine Füſſe quillt deines Bruders Blut.

Den Nachen ſchlagen die Wellen entzwey. Armar ſtürzt ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſter-

*) Das Echo. (4)

den. Ein Windſtos vom Hügel kommt ſchnell über die Wellen. Er ſanck, ich ſah ihn nicht mehr.

Allein von dem ſeeumſtürmten Felſen hörte man meine Tochter jammern. Viel und laut war ihr Schreyn, und ihr Vater konnt ſie nicht erlöſen. Die ganze Nacht ſtund ich am Ufer. Ich ſah ſie beym ſchwachen Stral des Monds. Die ganze Nacht hört ich ihr Geſchrey. Laut war der Wind, und der Regen ſchlug hart an die Seite des Felſens. Eh der Morgen erſchien, ward ihre Stimme ſchwach. Sie ſtarb weg wie der Abendhauch zwiſchen dem Gras auf dem Felſen. Verzehrt von Jammer verſchied ſie. Und ließ dich Armin allein: hin iſt meine Stärcke im Krieg, gefallen mein Stolz unter den Mädgen.

Wenn die Stürme des Bergs kommen. Wenn der Nord die Wellen in die Höh' hebt; Sitz ich am ſchallenden Geſtad, und ſchau auf den ſchrocklichen Felſen. Offt am niederſinckenden Mond ſeh' ich die Geiſter meiner Kinder. Halb unſichtbaar wandeln ſie in traurigem Geſpräch neben einander.*) Will keins von euch aus Mitleiden reden? Sie ſehen ihren Vater nicht an. Ich bin trub o Carmor; aber nicht gering die Urſach meines Schmerzens!

So waren die Worte der Barden in den Tagen des Geſangs; da der König den Klang der Harfen hörte, und die Geſchichte vergangener Zeiten. Die Fürſten erſchienen von allen ihren Hügeln, und horten den lieblichen

* Goethe nahm dieſen Geſang nur bis dahin in ſeinen Werther auf. D. H.

Ton. Sie prieſen die Stimme von*) Cona des erſten unter tauſend Barden. Aber das Alter iſt nun auf meiner Zunge, mein Geiſt iſt weggeſchwunden. Ich höre manchmal die Geiſter der Barden und lerne ihren lieblichen Geſang. Aber das Gedächtnis ſchwindet in meiner Seele. Ich höre den Ruf der Jahre. Sie ſagen wie ſie vorübergehn, wie? ſingt Oſſian. Bald wird er liegen im engen Haus, kein Barde ſeinen Ruhm erheben. Rollt hin ihr dunkelbraunen Jahre, ihr bringt mir keine Freude in eurem Lauf. Eröffnet Oſſian ſein Grab, denn ſeine Stärcke iſt dahin. Die Söhne des Geſangs ſind zur Ruhe gegangen, meine Stimme bleibt über wie ein Hauch der fern um den ſeeumgebenen Felſen ſauſt, wenn ſich der Sturm gelegt hat. Das finſtere Moos rauſcht, und aus der Ferne ſieht der Schiffer die wallenden Bäume.

---

*) Oſſianen. G.

V.

Gedichte von Göthe an Friederike.

I.

Erwache Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel ſanft Geflüſter
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geſchwiſter
Erwachen ſoll.

Iſt die dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich:
Noch ſchlummerſt du?
Horch, Philomelens Kummer
Schweigt heute ſtill,

Bemerkung. Dieſe Gedichte, die ich 1838 ſchon im Musenalmanach von Chamiſſo und G. Schwab mittheilte, waren im Beſitze von Sophie Brion, Friederikens jüngſter Schweſter; die Originalien kamen ihr abhanden; allein ſie verſicherte, die Abſchriften seien getreu. Außer den hier mitgetheilten ſtand noch abgeriſſen dabei:

„Es ſchlägt mein Herz, geſchwind zu Pferde!"

und

„Sah ſchlafend aus dem Duft hervor."

Ebenſo das bekannte

„Kleine Blumen, kleine Blätter."

Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blodem Licht,
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester
Je mehr es tagt.

Ich seh dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß —
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis!

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das bald voll Schlaf und träumend
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieht sein Gesicht,
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Haß du verſäumt.
Drum höre nun zur Strafe
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Buſen
Des Reimes Joch,
Die ſchonſte meiner Muſen.
Du — ſchlieſſt ja noch.

2.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedricke,
Dürft' ich nach dir zurück,
An einem deiner Blicke
Liegt Sonnenſchein und Glück.

Der Baum, in deſſen Rinde
Mein Nam' bei deinem ſteht,
Wird bleich vom rauhen Winde
Der jede Luſt verweht.
Der Wieſen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Geſicht.
Sie ſehn die Sonne nimmer
Und ich Friedricken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbſte Trauben ein,
Umher iſt Alles Leben,
Es ſprudelt neuer Wein.
Doch in der oden Laube,
Ach, denk' ich, wär' Sie hier?
Ich brächt' ihr dieſe Traube,
Und Sie — was gäb' Sie mir?

3.

Ach, biſt du fort? aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf, du wollteſt doch nicht ſäumen,
Du flogſt davon zum zweitenmal.

Zum zweitenmal ſah ich dich Abſchied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen ſtehn,
Für deine Freundinnen — des Jünglings ſtummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht geſehn.

O warum wandteſt du die holden Blicke
Beim Abſchied immer von ihm ab?
O warum ließeſt du ihm nichts, ihm nichts zurücke
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie iſt die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne ſcheint ihm ſchwarz, der Boden leer,
Die Bäume blühn ihm ſchwarz, die Blätter ſind verblichen,
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach —
Und findet dich nicht mehr — und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib' ihm einmal nur — ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
Wenn du ihm diesen Trost nicht giebst!

Wie? nie dich wiedersehn? — Entsetzlicher Gedanke!
Strom' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich werde, Grausame — für dich!

4.

Jetzt fühlt der Engel was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und Sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch morgen sein wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein.

Nun ſitzt der Ritter an dem Ort
Den ihr ihm nanntet, liebe Kinder
Sein Pferd gieng langſam fort
Und ſeine Seele nicht geſchwinder
Da ſitz' ich nun vergnügt bei Tiſch
Und endige mein Abentheuer
Mit einem Paar geſott'ner Eier
Und einem Stück gebratnem Fiſch.
Die Nacht war wahrlich ziemlich düſter,
Mein Falke ſolverte wie blind,
Und doch fand ich den Weg ſo gut als ihn der Kutſcher
Des Sonntags früh zur Kirche fährt.
Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens ſperret uns der Winter
In unſre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer ſetzen,
Und tauſendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein;
Wir wollen kleine Kränze winden
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Wir wollen wie die Kinder ſein!

Königl. Bibliothek

Die Gesänge von Selma.

Stern der niedersinkenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen. Du hebest dein lockiges Haupt aus deiner Wolke: ruhig wandelst du über deinen Hügel. Was siehst du nach der Ebne? Es ruhen die stürmischen Winde. Das Murmeln der Ströme kommt aus der Ferne. Brüllende Wellen klettern den entlegenen Felsen hinan. Die Fligen des Abends schweben auf ihren zarten Schwingen, das Summen ihres Zug's ist über dem Feld. Wo nach blickst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst, Fahrwohl du schweigender Stral daß das Licht in Ossians Seele heraufsteige.

Die Jeſuiten.

Vorleſungen

von

Jules Michelet und **Edgar Quinet.**

Aus dem

Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet

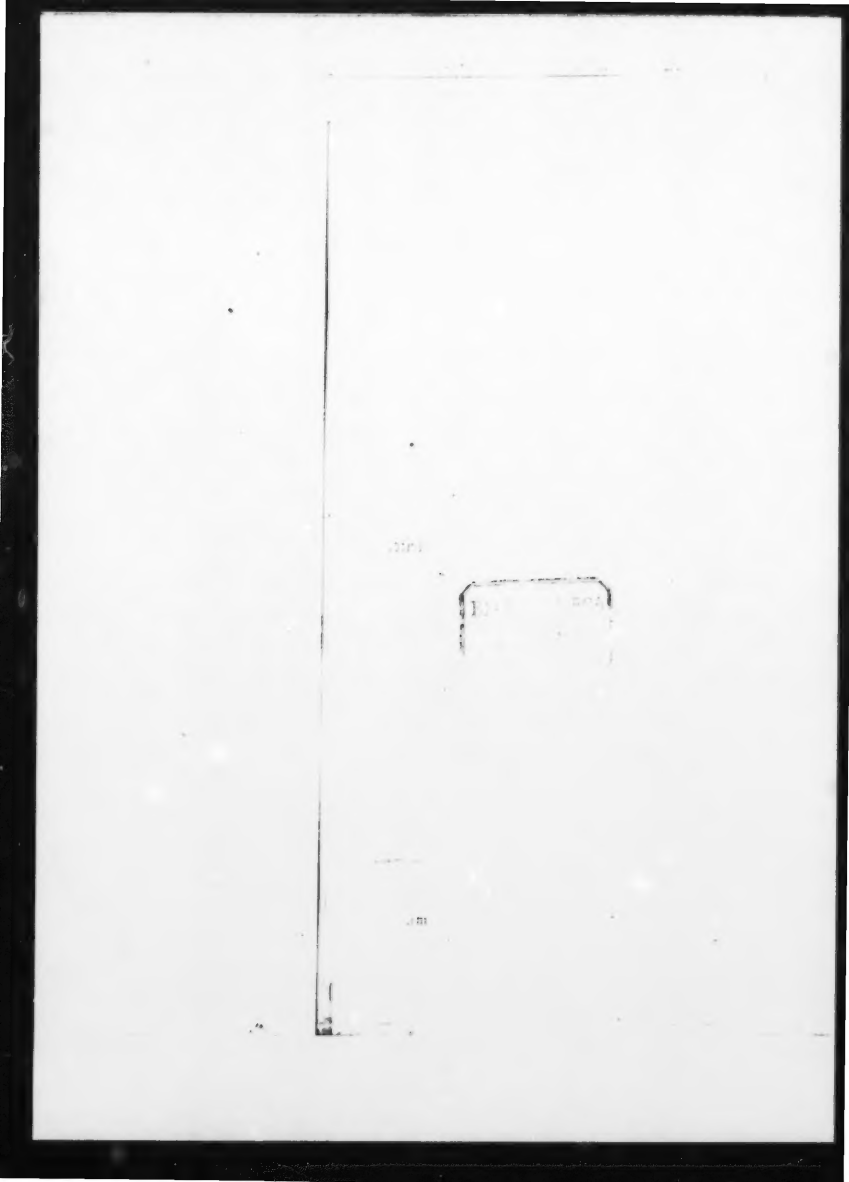
von

August Stöber.

Baſel.

Druck und Verlag der Schweighauſer'ſchen Buchhandlung.

1843.



Vorwort der Verfasser.

Die Gewalt der Umstände hat die Verfasser dieser Vorlesungen dazu gebracht, in ihrem Unterrichte denselben Gegenstand zu behandeln. Anfangs war dieses Zusammentreffen beiderseits ohne Vorwissen und Einverständniß geschehn, es gieng aus der Lage der Dinge hervor; später kamen sie miteinander überein sich in die vorzüglichsten Fragen ihres Gegenstandes zu theilen. Aus diesem freiwilligen Bunde entsprang das Buch, das wir hier veröffentlichen. Es schien uns passend zwei Theile desselben Ganzen, welche sich gegenseitig ergänzen und in welchem das Publikum denselben Geist entdeckte, unter einem gemeinschaftlichen Titel zu verbinden. Die Verfasser legen einen hohen Werth auf dieses Bündniß der Herzen und der Ideen, und dieses Buch soll als Denkmal derselben aufgestellt werden!

Paris 15. Juli 1843.

Vorleſungen

von

Jules Michelet.

Was die Zukunft uns bringen wird, das weiß Gott!... Nur bitte ich ihn, wenn er uns züchtigen muß, uns mit dem Schwerdte zu treffen...

Die Wunden welche das Schwerdt schlägt sind deutliche und ehrliche Wunden, welche bluten, aber heilen. Was vermögen wir aber gegen schmachvolle Wunden, welche man verhüllt, welche veralten und immer weiter um sich fressen?

Diejenige dieser Wunden, welche am meisten zu fürchten, ist der Geist der Polizei, wenn er sich in göttliche Dinge mengt; der Geist der frommen Kabale, der heiligen Verdächtigung; der Geist der Jesuiten.

Möge uns Gott zehn Mal eher eine politische, eine militairische Tyrannei und eher alle Tyranneien mit einander zuschicken, als daß eine solche Polizei je unser Frankreich bestecke!... Die Tyrannei hat das Gute, daß sie oft das Nationalgefühl erweckt, man zertrümmert sie oder sie zertrümmert sich selbst. Aber wenn das Gefühl einmal erloschen ist, wenn der Krebs in euerm Fleisch und Bein frißt, wie wollt ihr ihn vertreiben?

Die Tyrannei begnügt sich mit dem äußern Menschen, sie legt nur der äußern That Zwang auf. Jene Zucht würde unsre Gedanken selbst treffen.

Da die Gewohnheiten des Denkens sich sogar nach und nach verändern, so würde die in ihren Tiefen getrübte Seele auf die Länge ganz anderer Natur werden.

Ist eine lügenhafte und schmeichlerische, eine zitternde und bösliche Seele, die sich selbst verachtet, noch eine Seele? Wahrlich eine Umgestaltung, welche schlimmer ist als der Tod selbst... Der Tod mordet nur den Körper; ist aber die Seele gemordet, was bleibt dann noch übrig?

Wenn euch der Tod hinrafft, so läßt er euch doch noch in euern Söhnen fortleben. Hier würdet ihr eure Söhne und eure Zukunft verlieren.

Welch ein häßliches Schauspiel, wenn der Jesuitismus, der Geist der Polizei und der feilen Angeberei, wenn die niederträchtigen Gewohnheiten des anbringenden Schülers einmal aus dem Collège und dem Kloster in die ganze Gesellschaft übergedrungen wären! Ein ganzes Volk, welches leben würde wie ein Jesuitenhaus, das heißt, welches von oben bis unten nichts thäte, als sich gegenseitig angeben! Verrath am häuslichen Heerde, das Weib ihres Gatten Spion, das Kind der seiner Mutter... Kein Geräusch ringsum, nur ein trauriges Murmeln, nur ein dumpfes Gebrause von Gestalten, welche die Sünden Anderer beichtend, einander bearbeiten und langsam zernagen.

Dies ist kein Phantasiebild, wie man etwa glauben könnte. Von hier aus sehe ich jenes Volk, welches die Jesuiten jeden Tag um eine Stufe tiefer in die Hölle des ewigen Schlammes hinunterziehen.

„Heißt dieß sich aber nicht an Frankreich versün-

digen, wenn man eine solche Gefahr für dasselbe befürchtet? Wegen eines Tausends von Jesuiten, die wir heutzutage haben?..."[1])

Diese tausend Männer haben in zwölf Jahren Erstaunliches gethan.... Nachdem sie 1830 geschlagen, niedergedrückt und vernichtet worden, haben sie sich, ehe man sich's versah, wieder erhoben. Und nicht nur wieder erhoben; sondern während man sich noch fragte ob es denn Jesuiten gäbe, hatten sie ohne die geringste Mühe, unsere dreißig oder vierzig Tausend Priester mit sich fortgerissen, hatten dieselben Grund und Boden verlieren machen und führen sie nun Gott weiß es wohin?

„Gibt es Jesuiten?" Mancher frägt so, dessen Frau sie schon durch einen Beichtvater aus ihrer Mitte beherrschen, dessen Frau, Haus, Tisch, Heerd, Bett... ihnen angehört. Morgen werden sie auch sein Kind bekommen.[2])

---

[1]) Nach einer Person, die sich wohl unterrichtet glaubt, gibt es jetzt in Frankreich mehr als 960 Jesuiten; zur Zeit der Julusrevolution gab es deren 423. Damals waren sie in einigen Häusern vereinigt; heute sind sie in allen Diözesen zerstreut. — Sie verbreiten sich in diesem Augenblicke überall hin. Drei sind nach Algier und mehrere nach Rußland abgegangen. Durch den Pabst lassen sie sich auffordern, nach Mexiko und Neu-Granada zu ziehen. In Wallis sind sie bereits Meister, auch Luzern und die kleinen Kantone u. s. w. haben sie eben erobert.

[2]) Es sei hier ein für allemal gesagt, trotz der ewigen Wiederholungen der Jesuiten, welche sich geflissentlich in diesem Irrthume befinden, daß die Frage von der Freiheit des Unterrichts und von dem, was sie das

Wo ist denn die Geistlichkeit Frankreichs geblieben?

Wo sind alle jene Parteien, welche unter der Restauration ihr Leben bildeten? Erloschen, todt, vernichtet.

Was ist aus jenem kleinen, aber kräftigen Jansenismus geworden? Ich suche ihn vergeblich, ich sehe nur Lanjuinais's[1]) Grab!

Wo ist Herr von Montlosier?[2]) wo sind unsre

Monopol der Universität nennen, hier nichts zu thun habe. In diesem Buche wird kein Wort davon vorkommen. Ich habe an der Universität sehr liebe Freunde, aber seit 1838 habe ich nicht mehr die Ehre ihr anzugehören.

„Michelet war mehrere Jahre Professor der Geschichte am Collége Sainte-Barbe, 1830 ersetzte er Guizot, wurde später Professor an der Pariser Fakultät und der Normalschule und Chef der historischen Section des Staatsarchivs. 1838 kam er an's Collége de France, welches Institut von der Universität unabhängig ist und unmittelbar unter dem Minister des öffentlichen Unterrichtes steht."

Anmerk. d. Uebersetzers.

[1]) „Jean Denis Graf von Lanjuinais, Pair und Mitglied der Akademie, geb. 1753 zu Rennes, gest. 1827, ein kräftiger Vertheidiger der Freiheit, der sich namentlich nach der zweiten Restauration den herrschsüchtigen Forderungen der Geistlichkeit entgegensetzte. Seine Mémoires sur la religion sind ebenso freisinnig, als wahr und gründlich." Anm. d. Uebersetzers.

[2]) „Der berühmte Gegner der Jesuiten, dessen Hauptwerk: Mémoire à consulter sur un système religieux et politique, tendant à renverser la religion, la société et le trône, machte zu seiner Zeit großes Aufsehn und brachte dem Jesuitismus in Frankreich tödtliche Hiebe bei. Anm. d. Uebersetzers.

biedern Gallikaner, welche die Harmonie zwischen Kirche und Staat wollten? Sie sind verschwunden. Sie werden den Staat im Stiche gelassen haben, wie der Staat mit ihnen gethan. Wer wagt es noch heute in Frankreich sich gallikanisch zu nennen? wer nimmt noch den Namen Kirche Frankreichs in Anspruch?....

Die schüchterne Opposition von St. Sulpiz, die doch so wenig gallikanisch war und die „Vier Artikel" wohlfeilen Kaufs weg gab, schwieg mit Herrn Frayssinous.[1])

St. Sulpiz hat sich auf den Unterricht der Priester, auf den Seminar-Schlendrian beschränkt und überließ die Welt den Jesuiten. St. Sulpiz scheint in der That zur Freude dieser Letztern gestiftet zu seyn; so lange die Priester hier erzogen werden, haben jene nichts zu befürchten. Was können sie Besseres wünschen als eine Schule, welche nicht lehrt und welche auch nicht will, daß man Etwas lehre?[2]) Die Jesuiten und St. Sulpiz leben jetzt auf dem

---

[1]) „Denis von Frayssinous, Bischof von Hermopolis, Hofprediger Karls X. und 1828 Grand-maître de l'université, durch seine Reden, die er unter dem bescheidenen Titel conférences hielt, und seine Predigten in der St. Sulpiz-Kirche bekannt. — St. Sulpiz ist auch ein großes Seminarium. — Die Vier Artikel bestätigten und erweiterten im Jahr 1682 die Rechte der gallikanischen Kirche, deren erster Grund 1438 durch die pragmatische Sanktion gelegt worden war."

Anm. d. Uebers.

[2]) Der Herr Erzbischof von Paris hat sie schon vergeblich aufgefordert ihre Schüler in die Vorlesungen der theologischen Fakultät zu schicken.

besten Fuße zusammen. Der Vertrag zwischen Tod und Leere ist so ganz in der Stille geschlossen worden.

Was man in diesen, gesetzwidrig so festverschlossenen Seminarien treibt, erfährt man nur aus der Nichtigkeit der Ergebnisse. Ueberdieß kennt man auch ihre Lehrbücher, verjährte, ausgeschossene und sonst überall verbannte Bücher, die man hier immer diesen unglücklichen jungen Priestern aufzwingt.[1]) Wie will man sich dann noch wundern, wenn sie ebenso fremd mit der Wissenschaft als mit der Welt, herauskommen!

Gleich beim ersten Schritte fühlen sie, daß sie von Allem, was ihnen nöthig wäre, nichts mitbringen; die Einsichtsvollsten schweigen; wenn eine Gelegenheit kömmt, sich zu zeigen, erscheint der Jesuit, oder der Abgeordnete des Jesuiten, er bemächtigt sich der Kanzel; der Priester zieht sich zurück.

Und doch fehlt weder das Talent, noch das Herz. Aber was wollt ihr? sie haben eben jetzt Alles gegen sich.

---

[1]) Zum größten Nachtheil für ihre Moralität. Ich muß es wahrlich bewundern, daß die in dieser Kasuistik erzogenen jungen Priester noch einige Rechtlichkeit behalten. — „Aber, seht ihr nicht," sagte ein Bischof, „daß dieß Arznei-Bücher sind? . . ." Es gibt eine schmähliche Medizin, eine solche, welche, unter dem Vorwand einer jetzt vergessenen (oder auch eingebildeten und physisch unmöglichen) Krankheit, den Kranken und den Arzt befleckt.... Die cynische Sicherheit, mit welcher man dieses Alles vertheidigt, soll es hinlänglich einsehn machen, wie sehr das Gesetz diese großen geschlossenen Häuser, in welchen niemand weiß was vorgeht, beaufsichtigen sollte. Manche Klöster sind in Zuchthäuser verwandelt worden.

Sie fühlen es nur zu wohl, und dieſes Gefühl trägt noch dazu bei, ſie unter ſich ſelbſt zu ſetzen.... Von der Welt ſchlecht angeſehn, von den Seinigen mißhandelt, geht der Pfarrgeiſtliche (ſeht nur ſeinen Gang über die Straße), traurig dahin, oft mit ſchüchternem und mehr als beſcheidenem Geſichte und gerne Jedem den Vortritt überlaſſend.

Wollt ihr aber einen Mann ſehn? Seht einen Jeſuiten vorüberziehen. Was ein Mann? Mehrere in einem einzigen. Seine Stimme iſt ſanft, aber ſein Schritt um ſo feſter. Sein Gang ſagt, ohne daß er ſpricht: „Ich heiße Legion....“ Der Muth iſt ein Geringes, wenn Einer weiß, daß er eine Armee hinter ſich hat, um ihn zu vertheidigen; für Einen, der weiß, daß er geſchützt und vorwärts getrieben wird von dieſer großen Zunft von Jeſuiten und von einer ganzen Welt betitelter Leute, ſchöner Damen, welche im Nothfall die Welt für ihn in Bewegung bringen.

Er hat das Gelübde des Gehorſams abgelegt ... um zu herrſchen, um Papſt zu ſein mit dem Papſte, um ſeinen Antheil zu erhalten an dem großen Reiche der Jeſuiten, das in allen Ländern verbreitet iſt. Er verfolgt das Intereſſe desſelben durch einen vertrauten Briefwechſel von Belgien bis nach Italien, von Baiern bis nach Savoien. Der Jeſuit lebt in Europa, geſtern in Freiburg, morgen in Paris. Der Prieſter lebt in einer Pfarrei, in der kleinen feuchten Gaſſe, welche ſich längs der Kirchenmauer hinzieht; er gleicht der traurigen, krankhaften Levkoje, die er vor ſeinem Fenſter zieht.

Wir wollen diese beiden Männer am Werke sehn . . . wir wollen zuerst sehn, wohin sich jene träumerische Gestalt hinwenden wird, die auf den großen Platz kömmt und noch zu zaudern scheint . . . Links, die Pfarre; rechts das Haus der Jesuiten.

Was wird sie einerseits finden? Einen redlichen Mann, vielleicht einen Mann von Herz, unter steifem und linkischem Aeußern, welcher sein ganzes Leben hindurch daran arbeitet, seine Leidenschaften zu ersticken, das heißt, sich je mehr und mehr von den Dingen fern zu halten, über welche man ihn um Rath fragen könnte . . . Der Jesuit hingegen weiß zum Voraus, wovon die Rede, er erräth alles Vorhergegangene, findet ohne Schwierigkeit den mildernden Umstand, und ordnet die Sache zu Gunsten Gottes, manchmal zu Gunsten der Welt.

Der Priester trägt das Gesetz und die zehn Gebote, wie ein Bleigewicht; er ist langsam, voller Einwendungen und Hindernisse! Wenn ihr mit ihm von euern Gewissenszweifeln redet, so bekömmt er selbst deren noch mehr; wenn euch euere Angelegenheit schlecht dünkt, so findet er sie äußerst schlecht. So seid ihr nun weit gekommen . . . Es ist euer Fehler. Warum geht ihr nicht lieber in jene italiänische Kapelle? in jene geschmückte, üppige Kapelle? wenn sie auch etwas dunkel ist, fürchtet euch nicht, geht hinein, ihr werdet bald beruhigt und getröstet sein . . . Euer Fall ist eine Kleinigkeit; es sitzt da ein witziger Kopf, der's euch beweisen wird.

Wer spricht vom Gesetze? Das Gesetz mag dort unten regieren, hier aber regiert die Gnade, das

Heilige Herz Jesu und der Maria . . . Die gute Jungfrau ist ja so gut![1])

Es ist übrigens zwischen diesen beiden Männern ein großer Unterschied. Der Priester ist auf vielfache Weise gebunden, durch seine Kirche so wie durch die Ortsbehörde; er steht unter der Regentschaft und ist wie minderjährig. Der Priester fürchtet sich vor dem eigentlichen Pfarrer, der Pfarrer vor dem Bischofe. Der Jesuit fürchtet nichts. Sein Orden verlangt von ihm nichts, als daß eben der Orden Fortschritte mache. Der Bischof hat ihm nichts zu sagen. Und welcher Bischof wäre heute noch kühn genug, um daran zu zweifeln, daß der Jesuite selbst Regel und Gesetz sei?

Der Bischof schadet nichts und hilft viel. Durch ihn werden die Priester im Zaume gehalten; er hält den Stab über sie, der, wenn ein junger General-Vikar, der Bischof werden will, ihn handhabt, zur eisernen Ruthe wird. „Sei also auf deiner Hut, Priester. Wehe dir, wenn du dich rührst . . . Predige wenig, schreibe nie etwas. Wenn du eine Zeile schreibst! . . . Du kannst ohne weiters einstweilen bei-

[1]) Der Jesuit ist nicht nur Beichtvater, er ist auch Gewissensdirektor, und wird, als solcher, über Alles um Rath gefragt; als solcher glaubt er sich keineswegs verbunden Geheimnisse zu bewahren, so daß zwanzig solcher Direktoren, die zusammen leben, die Tausende von Seelen, die sich ihnen eröffnen und die sie jede einzeln gesehn haben, mit einander vergleichen, prüfen und verbinden können. . . . Heirathen, Testamente, alle Handlungen ihrer Büßer und Büßerinnen, können in diesen Zusammenkünften besprochen und zubereitet werden.

nes Amtes entsetzt und mundtodt erklärt werden. Verlange nur keine Erklärung, denn wenn du so unklug wäreſt, eine ſolche zu verlangen, ſo würden wir ſagen: „Sittengerichtsſache. . . .“ Dieß iſt für einen Prieſter ſo viel als mit einem Seil um den Hals ertränkt zu werden.

Man ſagt es gebe keine Leibeigene mehr in Frankreich... Es gibt deren vierzig Tauſend.... Ich rathe ihnen zu ſchweigen, ihre Thränen zu erſticken und zu verſuchen ob ſie lächeln mögen.

Viele derſelben möchten gerne ſchweigen und in einem Winkel ſtill für ſich dahin leben... Allein ſo wohlfeil ſchlägt man ſie nicht los. Sie müſſen reden, um ſich beißen, und von der Kanzel herab Boſſuet verdammen.

Man hat ſchon welche geſehen, die gezwungen waren eine Predigt zu wiederholen, die gegen einen Schriftſteller gerichtet war, den ſie niemals geleſen hatten... Als armſelige Kampfhunde wurden ſie dem Vorübergehenden zwiſchen die Beine geworfen, ſo daß dieſer ſie erſtaunt fragte, was ſie denn eigentlich wollten....

O elender, unchriſtlicher, unmenſchlicher Zuſtand!... Diejenigen, die ihnen denſelben bereiten, lachen darüber... Aber ihre rechtlichen Gegner, diejenigen, welche ſie angreifen, und in welchen ſie ihre Feinde erblicken, werden darüber weinen!

Nehmt den erſten beſten Menſchen, der über die Straße geht und fragt ihn: „Was ſind die Jeſuiten?“ Er wird ohne zu zaudern antworten: „Die Gegen-Revolution.“

Dieß iſt des Volkes feſter Glaube; er war nie ein anderer und ihr werdet ihn nie ändern.

Wenn dieſes, im Collége de France ausgeſprochene Wort, einige Perſonen überraſcht hat, ſo müſſen wir aus Uebermaaß von Geiſt die Beſinnung verloren haben.

Ihr großen Geiſter, die ihr erröthen möchtet die Stimme des Volkes anzuhören, wendet euch zur Wiſſenſchaft, ſtudiert und ich ſage es euch zum voraus, daß wenn ihr zehn Jahre lang mit der Geſchichte und den Büchern der Jeſuiten verkehrt habt, ihr nur einen einzigen Gedanken darin finden werdet: Den Tod der Freiheit.

Am Tage, da dieſes Wort geſprochen, war (eine neue Erſcheinung) die ganze Preſſe einig.[1]) Ueberall wohin die Preſſe reicht und noch weiter hinunter zu den Maſſen iſt es gedrungen und hat Wiederhall gefunden.

Sie haben dagegen nur die ſeltſame Antwort gegeben: „Wir ſind gar nicht da...“ Im April rühmte man ſich des Gegentheils; im Juni verbirgt man ſich.

Was hilft's zu läugnen? mit bloßen Worten kömmt niemand weiter. Ruft: Freiheit! ſo lange ihr wollt, ſagt ihr zu dieſer oder jener Partei. Dieß kümmert uns wenig... Wenn ihr ein jeſuitiſches

---

[1]) Man kann wohl alſo reden, wenn eine Sache, welche die Zeitungen Siècle, Constitutionnel und der Courrier français einerſeits vertheidigen: anderſeits durch die Débats und die Revue des Deux-Mondes, und ebenſo auch durch den National vertreten wird; ſelbſt die Gazette de France hat ſich in der Frage von der Wahrſcheinlichkeitslehre (Probabilismus) gegen die Jeſuiten erklärt.

Herz habt, ſo geht dort hinüber, es iſt die Seite von Freiburg; wenn ihr gerade und aufrichtig ſeid, ſo kommt hierher, hier iſt Frankreich!

Inmitten der Entkräftungen der Parteien, in der mehr oder weniger eigennützigen Annäherung vieler Männer von verſchiedenartiger Meinung, ſcheint es, daß jetzt plötzlich nur zwei Parteien übrig geblieben, wie es auch nur zwei Geiſter gibt: der Geiſt des Lebens und der Geiſt des Todes.

Die gegenwärtige Lage der Dinge iſt wohl wichtiger und gefährlicher, als diejenige der letzten Jahre, obgleich die unmittelbaren Stöße dabei weniger zu fürchten ſind. Was wäre es, wenn der Geiſt des Todes, nachdem er die Religion unterdrückt, nun die Geſellſchaft in der Politik, der Literatur und der Kunſt, in Allem, was ſie Lebendiges hat, ergreifen würde?

Die Fortſchritte der Todes-Männer werden aufhören; wir wollen es hoffen... Der Tag hat in die Gruft geleuchtet.... Man weiß es und man wird es immer beſſer erfahren, wie dieſe Geſpenſter in der Nacht daher geſchritten ſind.... Wie ſie, während wir ſchliefen, mit Wolfsſchritten die wehrloſen Leute, die Prieſter und die Weiber, die religiöſen Gebäude überfallen haben!

Es iſt kaum begreiflich, wie viele gute Leute, ſchlichte Gemüther, demüthige Brüder, barmherzige Schweſtern, auf dieſe Weiſe mißbraucht worden ſind... Wie viele Klöſter, durch jene ſüßliche Stimme verführt, ihnen die Pforten erſchloſſen. Und jetzt reden

ſie ſchon laut und man fürchtet ſich; man lacht, aber zitternd, und thut was ſie verlangen.

Man zeige uns irgend eine reiche Stiftung, in welcher ſie in dieſem Augenblick nicht den Haupteinfluß haben, in welcher ſie nicht austheilen, was ſie wollen und wem ſie wollen. Deßwegen mußten wohl die armen Innungen (der Miſſionäre, Picpus, Lazariſten und ſelbſt der Benediktiner), ihr Loſungswort bei ihnen abholen. Und jetzt ſtehn dieſe alle als ein großes Heer da, welches die Jeſuiten muthig zur Eroberung des Jahrhunderts anführen.

Es iſt in der That Staunen erregend, welche bedeutende Kräfte man in ſo kurzer Zeit zuſammenraffen konnte! Wie groß auch die Meinung ſei, die man von der Geſchicklichkeit der Jeſuiten hegt, ſo würde ſie doch nicht hinreichen ein ſolches Ergebniß zu erklären. Es waltet hier eine geheimnißvolle Hand.... Es iſt jene Hand, welche ſo wohl geleitet, am erſten Welttage, die Wunder der Liſt gehorſam vollführte. Es iſt eine ſchwache Hand, der nichts widerſteht, die Hand des Weibes. Die Jeſuiten haben ſich des Werkzeuges bedient, von welchem der heil. Hieronymus ſpricht: „Armes ſündenbeladenes Weiblein!“

Damit man ein Kind an ſich locke, zeigt man ihm einen Apfel. Ei nun! den Weibern hat man allerlei artige weibliche Andächteleien, von geſtriger Erfindung hingehalten; man hat ihnen eine niedliche kleine Götzenwelt zugeſchnitten.... Wie würde der heilige Ludwig das Kreuz machen, wenn er zurückkäme und dieß Treiben mit anſähe!... Der würde

keine zwei Tage hier bleiben. Er kehrte lieber in seine Gefangenschaft zu den Sarazenen zurück.

Diese neuen Moden waren nothwendig um die Weiber zu gewinnen. Wer sie fangen will, der muß die kleinen Schwächen mittragen, muß kleine Schliche, oft sogar den falschen Geschmack anzuwenden wissen. Was bei einigen von ihnen das Glück der Jesuiten gemacht hat, besonders im Anfange, ist gerade jene erzwungene, geheimnißvolle Lüge, der falsche Name, die unbekannte Wohnung, die heimlichen Besuche und dann bei der Rückkehr nach Hause die reizende Nothwendigkeit der Lüge....

Manche Frau, welche ein starkes Gefühl hat und welche auf die Länge die Welt einförmig und abgeschmackt findet, sucht gerne in der Mischung entgegengesetzter Ideen, ich weiß nicht welchen ätzenden Geschmack. In Venedig sah ich ein Gemälde, in welchem, auf einem reichen, düstern Teppich, eine schöne Rose bei einem Todtenschädel verwelkte, und in dem Schädel wand sich vergnüglich eine zierliche Viper.

Dieß ist jedoch die Ausnahme. Das einfachste und natürlichste Mittel, welches fast durchgängig gelang, ist die wilden Vögel mit den zahmen zu fangen. Ich spreche von den feinen und zarten, schlauen und reizenden Jesuitinnen,[1]) welche vor den Jesuiten her-

[1]) Die Frauen des „Heiligen Herzens" werden nicht nur von den Jesuiten geleitet und regiert, sondern sie haben, seit 1823, dieselben Regeln. Die Geldinteressen beider Ordenszweige, müssen bis auf einen gewissen Grad dieselben sein, da die Jesuiten, bei ihrer Rückkehr nach der Juliusrevolution, aus der Kasse des „Heiligen

schreitend, überall Oel und Honig hingegossen haben, damit der Weg recht sanft fortführe. . . . Sie haben die Frauen entzückt, indem sie ihre Schwestern wurden, ihre Freundinnen, was sie wollten, besonders zärtliche Mütter und dadurch berührten sie den empfindlichen Punkt des armen Mutterherzens. . . .

Aus guter Freundschaft verstanden sie sich dazu, die junge Tochter aufzunehmen; und die Mutter, die sich sonst nicht von dieser getrennt hätte, übergab sie freudigen Herzens, in diese zarten Hände . . . So war sie nun viel freier; denn die junge liebliche Zeugin brachte sie oftmals in Verlegenheit, besonders wenn sie, weniger jung, daran dachte, diese theure, angebetete, aber allzublendende Blume neben sich blühen zu sehn.

Dieß Alles geschah recht gut, recht schnell und mit einer bewundrungswürdigen Heimlichkeit und Verschwiegenheit. Die Jesuiten sind, auf diese Weise, nahe daran, die Töchter aller einflußreichen Familien des Landes in den Häusern ihrer Damen zu haben. Dieß ist ein unendlicher Gewinn . . . Nur muß man warten können. Diese jungen Mädchen werden in wenig Jahren Frauen und Mütter sein . . . Wer die Frauen hat, der ist gewiß, am Ende auch die Männer zu bekommen.

Eine einzige Generation wäre hinreichend gewesen. Diese Mütter hätten ihre Söhne gegeben. Die Jesuiten hatten aber nicht so viele Geduld. Einige

---

Herzens" Hülfe genossen. — Man hat jenes Verbot, welches Loyola den Jesuiten gab, Frauenhäuser zu leiten, ausdrücklich zurückgenommen.

Siege auf der Kanzel oder im Salon haben sie betäubt. Sie haben nun eiligst jenes kluge Auftreten, dem sie ihre Erfolge verdankten, aufgegeben. Die geschickten Bergleute, die so trefflich unter dem Boden gearbeitet hatten, wollten sich nun auch unter freiem Himmel versuchen. Die Maulwürfe krochen aus ihren Löchern heraus und wollten stracks in die Sonne blicken.

Es ist so schwer, sich von seiner Zeit abzutrennen, daß diejenigen, welche den Lärm am Ersten fürchten sollten, zuerst anfiengen zu schreien. . . .

Ah! ihr ward also da! . . . Dank, schönen Dank, daß ihr uns geweckt habt! . . . Aber was wollt ihr doch?

„Wir haben eure Töchter, nun wollen wir eure Söhne; im Namen der Freiheit, gebt uns eure Kinder. . . .“

Die Freiheit! sie liebten sie so übermäßig, daß sie in ihrem Flammeneifer damit anfangen wollten, sie in den höhern Lehranstalten zu erdrücken. . . . Ein glückliches Wahrzeichen dessen, was sie mit den mittlern Lehranstalten thun werden! . . . In den ersten Monaten des Jahrs 1842 schickten sie ihre jungen Heiligen ins Collége de France, um dort die Vorlesungen zu stören.

Wir hielten diese Angriffe geduldig aus. Was wir aber mit mehr Mühe ertrugen, waren die kühnen Versuche, die sie machten, die Schulen unter unsern Augen zu verführen.

Von dieser Seite war weder Vorsicht, noch Geheimniß mehr; man arbeitete am Tageslichte, man warb auf öffentlichem Platze an. Die außerordent-

liche Konkurrenz und die damit verbundene Unruhe[1]) gaben dabei gewonnenes Spiel.... Dieſer oder jener Glückszufall ſprach laut und die Wunder der neuen Kirche waren mächtig genug, um die Herzen zu rühren.... Gewiſſe Leute, die bis dahin ſtandhaft geblieben waren, fiengen an nachzudenken und giengen gebeugten Hauptes einher....

Da die Sache einmal aufgerüttelt war, ſo galt keine Ruhe mehr; ſie wurde heftig und jeden Tag mit größerer Frechheit geführt. Die Stufenfolge, die man ehemals beobachtete, wurde nach und nach vernachläßigt. Die geſetzmäßige Dienſtzeit der Neo-Katholiken wurde abgekürzt. Die Jeſuiten verlangten jetzt nur noch einen einzigen Tag zu einer vollſtändigen Bekehrung. Man zog die Eingeweihten nun nicht mehr mit den alten Präliminarien hin.[2]) Man wies gerade auf's Ziel hin.... Die Uebereilung, die man vielleicht unklug finden möchte, iſt jedoch ſehr erklärlich. Dieſe jungen Leute ſind nicht mehr ſo jung, daß man etwas dabei zu befürchten hätte, wenn man länger wartete; ſie haben bereits einen Fuß in's Leben geſetzt und werden handeln oder handeln ſchon; es iſt alſo keine Zeit zu verlieren, das Reſultat war nahe. Wenn man ſie heute gewinnen könnte, ſo würden ſie morgen die ganze Geſellſchaft ausliefern, als Aerzte die Geheimniſſe der Familien,

[1]) Die Erſchlaffung der Gemüther, welche auf ſo viele politiſche Täuſchungen folgte, hätte gewiß eine ernſte Wiederkehr der religiöſen Ideen herbeigeführt, wenn die Religionsmäkler ſich nicht ſo geeilt hätten dieſe Stimmung eigennützig zu gebrauchen.

[2]) Die chriſtliche Kunſt, die katholiſche Demagogik u. ſ. w.

als Notarien diejenigen der Vermögen, als Gerichtspersonen die Strafloſigkeit.

Es ſind Wenige unterlegen. . . . Die Schulen haben Widerſtand geleiſtet. Die geſunde Vernunft und die der Nation angeborne Offenheit haben ſie davor bewahrt. Wir wünſchen ihnen darum Glück. . . . Möchtet ihr euch immer ſo gleich bleiben, ihr Jünglinge, und die Verführung von euch zurückſtoßen, wie ihr es bei dieſer Gelegenheit gethan habt, als die religiöſe Kabale ſie zu Hülfe rief und euch bis auf die Bänke der Hörſäle verfolgte, mit ihrem lockenden Gefolge weltlicher Verſuchungen.

Keine Gefahr iſt größer als dieſe. . . . Derjenige, welcher, in jugendlicher Hinreißung verblendet, der Welt und ihren Freuden nachjagt, kömmt davon bald wieder aus Ueberdruß zurück . . . Wer aber, um die Welt beſſer zu betrügen, kaltblütig auf Gott „ſpekuliren“ konnte, wer berechnet hat, was ihm Gott einträgt, der iſt des Todes geſtorben, von dem man nicht mehr aufſteht.

Kein Mann von Ehre konnte ohne Betrübniß zuſehn, wie ſolche Verträge geſchloſſen wurden, und die Hoffnung des Landes auf ein ſo ſchmähliches Spiel geſetzt. Um wie viel weniger diejenigen, welche mitten unter der Jugend leben, ihre Lehrer, die auch ihre Väter ſind!

Und ſoll ich es ſagen, wer unter ihren Lehrern darüber am meiſten betrübt ſein mußte? . . . Ich bin es.

Warum? weil ich in meinen Unterricht Etwas legte, was kein Lebender in demſelben Grade darein

legte. — Es ist keine Rede von Talent, von Beredsamkeit, einem Freunde gegenüber, dessen Namen hier auf allen Lippen sitzt. — Es ist keine Rede von der Wissenschaft, diesem wissenschaftlichen Prophetismus gegenüber, von welchem der Orient seine vergessenen Sprachen zurückfordert.

Es handelt sich hier von einer, vielleicht unklugen Sache, die ich aber nicht bereue, von meinem gränzenlosen Zutrauen in diese Jugend, von meinem Glauben an den unbekannten Freund .... Gerade diese Unklugheit hat die Kraft und das Leben meines Unterrichts ausgemacht, sie hat ihn für die Zukunft reichhaltiger gemacht, als manchen andern, der ihm überlegen war.

Ich bestieg diesen Lehrstuhl erst spät und war schon bekannt, allein nichts desto weniger habe ich fortgefahren, vor der Zuhörermenge zu studieren. Andere lehrten ihre bereits gewonnenen Ergebnisse, ich lehrte mein Studium selbst, meine Methode und meine Lehrmittel. Ich schritt vor den Augen Aller voran, sie lernten mir folgen, indem sie zugleich mein Ziel sahen und den schlichten Weg, den ich gegangen.

Wir suchten mit einander; ich gesellte sie ohne Rückhalt meiner wichtigen Sache bei; wir setzten jenes leidenschaftliche Interesse darein, welches man in eine wirklich persönliche Angelegenheit setzt. ... Kein armseliger Ruhm, nichts für eitle Prahlerei war darin. Die Sache war zu ernst. Wir suchten eben so viel für das Leben, als für die Wissenschaft, für das Heilmittel der Seele, wie das Mittelalter sagt. Wir suchten dieses Heilmittel bei der Philoso-

phie und der Geschichte; in der Stimme des Herzens, in der Stimme der Welt.

Die oft poetische Form konnte die Schwachen aufhalten; allein die Starken fanden ohne Mühe die Kritik unter der Poesie auf, — nicht jene zerstörende, wohl aber die schaffende;[1]) die lebendige Kritik, welche jedem Dinge das Geheimniß seiner Geburt abfrägt, seine schöpferische Idee, seine Ursache und sein Recht da zu sein, — und ist dieses gefunden, so kann die Wissenschaft wieder Alles aufbauen. . . . Das ist das hohe Kennzeichen der wahren Wissenschaft, daß sie Kunst und Schöpfung zugleich ist; daß sie immer wieder erneuert; daß sie nicht an den Tod glaubt; daß sie nichts von Allem dem verläßt, was einmal da war; daß sie es aber verjüngt und wieder in das Leben hineinstellt, welches nicht vergeht.

Und was ist dazu nöthig? Vor Allem, daß man liebe; daß man sein Leben und sein Herz in die Wissenschaft übertrage.

Ich liebte den Gegenstand meiner Wissenschaft, ich liebte die Vergangenheit, die ich wieder schuf; — ich liebte also ebenfalls die Gegenwart, diese Gefährtin meiner Studien; diese Menge, welche schon lange an mein Wort gewöhnt, mich verstand oder errieth und mich durch ihre schnelle Eindrucksfähigkeit erleuchtete.

Während langer Jahre wollte ich keine andere Gesellschaft, als diese mitfühlende Hörerschaar, und

---

[1]) Ich brauche nicht zu erinnern, daß hier nur von der Tendenz und der Methode, als von den Ergebnissen derselben die Rede sein kann.

dieß erscheint vielleicht auffallend — zu ihr flüchtete ich mich in den ernstesten Augenblicken, in solchen, wo jeder Mensch einen Freund sucht; zu ihr setzte ich mich in meinen trübsten Tagen.

Dieß ist ein großes und seltenes Zutrauen, aber kein blinder Trieb! Es beruhte auf gutem Grunde. Ich hatte ein Recht zu glauben, daß mir unter allen den Menschen, welche mir zuhörten, kein einziger feindselig gesinnt sei. Als Freund der Vergangenheit, als Freund der Gegenwart, fühlte ich in mir beide Grundsätze, die sich keineswegs entgegen stehen und die sich in die Welt theilen; ich belebte sie gegenseitig. Aus der Revolution, aus der Freiheit geboren, die mein Glaube ist, hatte ich nicht desto weniger ein unendliches Herz, eine unversiegbare Liebe zum Mittelalter. Ich habe vielleicht die kindlichsten Dinge, die je über unsere alte Mutter, die Kirche, gesagt worden sind, selbst gesagt.... Man vergleiche sie mit der Trockenheit ihrer glänzenden Vertheidiger.... Woher schöpfte ich diese lebendigen Wasser? An den gemeinschaftlichen Quellen, wo sie das Mittelalter schöpfte, woran das neue Leben trinkt, an den Quellen des freien Geistes.

Ein Wort faßt meinen Gedanken über das Verhältniß der beiden Grundsätze zusammen: „Die Geschichte (es ist meine Erklärung von 1830 und ich bleibe dabei), ist der voranschreitende Sieg der Freiheit. Dieser Forschritt soll, nicht durch Zerstörung, sondern durch gründliche Deutung geschehn. Die Deutung setzt die gedeutete Ueberlieferung voraus und die Freiheit, welche diese deutet.... Andere mögen zwischen beiden wählen; ich muß sie beide

haben; ich will beide .... Warum wären mir nicht beide theuer? Die Ueberlieferung ist meine Mutter, und die Freiheit, bin ich selbst!" (Vorlesung vom 28. April 1842.)

Kein Unterricht war mehr von dem freien christlichen Geiste beseelt, der das Leben des Mittelalters ist. Von den Ursachen selbst erfüllt und sie nur in der Seele aufsuchend (in der göttlichen und menschlichen Seele), war er im höchsten Grade geistig und ein Unterricht des Geistes.

Da wuchsen ihm die Flügel zum Aufschwung und trugen ihn über manche Klippe, an welcher Stärkere gescheitert sind.

Ein Beispiel, die gothische Kunst, genüge.

Der erste, welcher sie bemerkte, welcher kein Christ war und darin nichts Christliches sah, der große Naturalist Göthe, bewunderte in diesen unendlichen Wiederholungen derselben Formen, nur eine todte Nachahmung der Natur, „eine riesenhafte Krystallisation."

Einer der Unsrigen, ein gewaltiger Dichter, mit einem weniger edlen Gefühle begabt, aber lebenswärmer, fühlte Leben in diesen Steinen: nur hielt er sich am Grotesken und Bizarren auf, das heißt, er erblickte im Hause Gottes zuerst den Teufel.

Beide sahen mehr das Aeußere als das Innere, mehr die Wirkung als die Ursache.

Ich gieng von der Ursache aus, ich bemächtigte mich derselben und indem ich sie befruchtete, verfolgte ich sie in ihren Wirkungen.

Ich machte aus der Kirche keinen Gegenstand der Betrachtung, sondern mein Werk; ich nahm sie nicht

als geschaffen an, sondern ich schuf sie .... Aus was, fragt ihr? Aus den Beständtheilen, aus welchen sie zuerst gebildet worden, aus dem Herzen und dem Blute der Menschen, aus den freien Bewegungen der Seele, welche diese Steinmassen aufgewälzt und unter diesen Massen, deren Gewalt uns mächtig niederdrückt, zeigte ich etwas, das noch älter und lebendiger ist, welches die Auktorität selber schuf, die Freiheit.

Dieses letzte Wort ist der große, der wahrhafte Rechtsgrund des Mittelalters; und ihm diesen Rechtsgrund wieder auffinden, war Frieden schließen zwischen ihm und der neuen Zeit; man bedenke dieß wohl.

Ich habe dieselbe Forschung, dieselbe vorgefaßte Meinung von den sittlichen Ursachen, von dem freien Genius des Menschen in der Literatur, im Rechte, in allen Formen der Thätigkeit verfolgt und sie in dieselben hineingetragen. Je mehr ich mich durch Studium, Gelehrsamkeit, Glauben und Urkunden hinein grub, desto mehr schaute ich auf den Grund der Dinge; mein erster organischer Grundsatz war das Gefühl und die Idee; das Herz der Menschen, mein eigenes Herz.

Dieses geistige Streben war so unbesiegbar in mir, daß ich ihm in der Geschichte der materiellen Epochen treu blieb, in jenen Epochen, welche einen guten Theil unserer Zeitgenossen materialisirten; ich spreche von jenen Wirren, sinnlichen Epochen, welche das Mittelalter beschließen und die neuen Zeiten eröffnen.

Was habe ich im vierzehnten Jahrhundert zergliedert, entwickelt, ans Licht gezogen, zum Nachtheil

von allem Uebrigen? Die große religiöse Frage, die des Tempels.[1])

Im fünfzehnten Jahrhundert, unter Karl VI., die große moralische Frage: „Wie verliert der Mensch, indem er von Unwissenheit in Irrthum verfällt, von falschen Begriffen in schlechte Leidenschaften, von Trunkenheit in Raserei, seine Menschennatur? (Bd. IV.) . . .“ Und nachdem ich Frankreich durch einen Thoren verloren hatte, rettete ich es durch die heroische fromme Thorheit der Jungfrau von Orleans.[2])

Das Gefühl des sittlichen Lebens, welches allein die Ursachen offenbart, beleuchtete, in meinen Büchern und in meinen Vorlesungen, die Zeiten des Wiederauflebens der Wissenschaften (Renaissance). Der Schwindel dieser Zeiten erfaßte mich nicht; ihre Phantasmagorie blendete mich nicht; die stürmische und glänzende Fee konnte mich nicht verzaubern und verzauberte mich nicht wie so viele Andere; ihre hundertfarbigen Regenbogen ließ sie vergebens an meinen Augen vorüberziehen. . . . Andere sahen hierin nur Kleidertrachten und Wappen, Paniere und seltsame Waffen, Kissen, Geschmeide, Fayenceestücke, weiß ich noch, was Alles? . . . Und ich sah nur die Seele darin!

Ich schob die Pittoresken mit ihren leeren Aufstellungen von Wachsfiguren, die sie nicht in Bewegung

---

[1]) „Geschichte des Tempelordens.“ Anm. d. Uebers.

[2]) Wenn ich von Karl VI. erzähle, halten sie mich für einen Materialisten, spreche ich von der Jungfrau von Orleans, so gelte ich für einen Spiritualisten; arme Kritiker, welche die Natur des Gegenstandes richten und nicht die Methode, die überall dieselbe war.

setzen können, ebenso gut bei Seite, als den tobenden Schauspielertroß, der da und dort irgend ein Glied hernahm, sie durcheinander mischte und Alles in galvanische Zuckungen brachte, zum großen Schrecken der Vorübergehenden.... Dieß Alles ist äußerlich, es ist Tod oder falsches Leben.

Was das wahrhafte, historische Leben sei und wie ein aufrichtiger Mensch, welcher die Welt und sein Herz miteinander vergleicht, es auffindet und wieder erschaffen kann... dieß war die hohe und wichtige Frage, welche ich in meinen letzten Vorlesungen aufstellte.[1]) Die ununterbrochenen Bestrebungen derjenigen, welche nun folgen sollen, werden sie nach und nach zu lösen suchen.

Die Frucht meiner Arbeit, der Lohn eines arbeitsamen Lebens wäre es, wenn ich die wahre Natur der Aufgabe in das rechte Licht gestellt und dadurch vielleicht die Auflösungen derselben vorbereitet hätte. Wer fühlt es nicht, wie unermeßlich die spekulativen Ergebnisse, wie wichtig die praktischen für Politik und Erziehung sein würden.

Ich hatte nie ein religiöseres Gefühl von meiner Sendung, als in diesen Vorlesungen der zwei letzten Jahre; nie begriff ich das Priesterthum, das Hohenpriesterthum der Geschichte besser; ich trug diese ganze Vergangenheit mit mir herum, wie ich die Asche meines Vaters oder meines Sohnes getragen hätte.

In dieser frommen Arbeit traf mich der Schimpf.[2])

---

[1]) Und die ich in einem besondern Werke noch genauer aufstellen werde.

[2]) Kein anderer Professor war noch in seinem Unterrichte

Es geschah vor einem Jahre, den 7. April 1842, nach einer sehr ernsten Vorlesung, in welcher ich, gegen die Sophisten, die moralische Einheit des Menschengeschlechts aufstellte.

Das Losungswort zur Störung der Kurse war gegeben, allein der Unwille des Publikums erschreckte jene Helden; da sie noch nicht vollständig geordnet waren, glaubten sie die allmächtige Wirkung erwarten zu müssen, welche das Libell machen würde, das der Jesuit D. nach den Noten seiner Mitbrüder schrieb und das Hr. Desgarets, Kanonikus in Lyon, unterzeichnete, indem er zugleich eingestand, daß er nicht dessen Verfasser sei.

Ich liebe den Streit nicht. Ein ganzes Jahr hindurch verfiel ich wieder in meine Lieblingsideen, in meine einsame Arbeit, in meinen Traum von der alten Zeit.... Sie, die nicht schliefen, wurden dreister und glaubten, daß man so ungestraft kommen könne, den Träumer hinterwärts zu treffen.

Jedoch fand sich's, daß ich im Fortschreiten meiner Arbeit und im Plane meiner Vorlesungen, auch auf sie kam. Da ich bis daher damit beschäftigt gewesen war, das Leben zu erklären und zu zergliedern, so mußte ich natürlich demselben das falsche Leben, das jenes entstellt, gegenüber setzen; ich mußte dem lebendigen Organismus den fruchtlosen Maschinismus entgegenstellen.

Und selbst wenn ich das Leben hätte erklären kön-

---

gestört worden. Die Unruhen in der Sorbonne hatten erst einen oder zwei Monate später, in demselben Jahre 1842, statt.

nen, ohne den Tod zu zeigen, so hätte ich es als eine Pflicht des Lehrers der Moral betrachtet, der Frage nicht auszuweichen, die sich ihm aufdrängte.

In den letzten Zeiten haben unsere Prediger Alles aufgerüttelt, soclale Fragen, politische, historische, literarische, medizinische; der Eine sprach über Anatomie, ein Anderer über Waterloo. Und als ihnen hierauf der Muth wuchs, fiengen sie an, wie zur Zeit der Ligue, gegen die Personen zu predigen. Das hat man recht gut gefunden.

Wer bekümmerte sich um die Personen?... Und, was die socialen Fragen betrifft, so wird man wohl gefunden haben, daß in diesen Tagen des Schlafs, keine große Gefahr dabei ist, sie auf der Kanzel zu verhandeln.

Wir werden hier gewiß nicht widersprechen, wir nehmen die Theilung an. Wenn die Kirche sich mit der Welt beschäftigt, so gibt sie uns unsere Arbeit an, desto besser! Wir lehren sie dann Gott!

Gott muß wieder in die Wissenschaft zurückkommen! Wie hat sie seiner so lange entbehren können?... O komm zu uns zurück, Herr, wie unwürdig wir auch seien!... O, wie wirst du uns willkommen sein!...

Warst du nicht unser gesetzmäßiger Erbe? Und so lange die Wissenschaft dir ferne stand, war sie denn Wissenschaft?... Sie hatte dich wieder errungen in dieser glücklichen Gelegenheit, und sie hat zu gleicher Zeit ihr natürliches Einverständniß mit der gesunden Vernunft des Volkes wieder gefunden, von dem sie sich nie hätte entfernen sollen.

26. Juni 1843.

Ich theile hier die Noten mit, die mir von meinem Kursus übrig geblieben. Ich theile sie ungefähr so mit, wie sie am Tage von jeder Vorlesung aufgeschrieben wurden. — Ich konnte nicht früher schreiben; die Lage der Dinge änderte sich von einer Vorlesung zur andern; die Frage schritt, durch die Presse oder anderswie, bis zum letzten Tage vorwärts.

Man wird also einige Nachsicht für einen Lehrvortrag haben, der trotz des Sturmes fortgesetzt wurde, und der, je nach den verschiedenartigen Phasen der Polemik, sich umgestaltete, aber nicht weniger sicher dem vorgesetzten Ziele zuschritt.

In diesen Noten lasse ich Mehreres weg, das sich auf meine frühern Vorträge bezog, und welches man nicht verstehn würde, wenn man dieselben nicht besucht hätte.

Ebenso lasse ich auch diesen oder jenen Punkt weg, der in einem Kursus, dessen Gegenstand allgemein war, nur angedeutet werden konnte und den ein anderer, der Literatur der Jesuiten besonders gewidmeter, Unterricht ins vollste Licht stellte.

Erſte Vorleſung.

Moderner Maſchinismus. Vom moraliſchen Maſchinismus.

27. April 1843.

In dieſer erſten Vorleſung (des zweiten Theils meines Kurſus), ſtellte ich eine ernſte Thatſache auf: daß nämlich ſeit 1834, mitten in dem unendlichen Zuwachs der materiellen Erzeugniſſe, die geiſtigen Erzeugniſſe gewaltig an Wichtigkeit abgenommen haben.

Dieſe Thatſache, die bei uns weniger beachtet, wurde es deſto mehr von unſern fremden Nachdruckern, die ſich darüber beklagen, daß ſie beinahe nichts mehr nachzudrucken haben.

Von 1824 bis 1834 hat ſie Frankreich tüchtig genährt. Es hat in dieſer Periode die literariſchen Denkmäler hervorgebracht, welche ſeinen Ruhm im Angeſichte Europa's ausmachen; und nicht nur einzelne Denkmäler, ſondern große vollſtändige Werke, Kreiſe von Geſchichten, Dramen, Romanen u. ſ. w.

In den zehn folgenden Jahren hat man eben ſo viel und noch mehr gedruckt, aber wenige wichtige Werke. Selbſt die Bücher von gewiſſer Ausdehnung ſind zuerſt in Artikeln, in Feuilletons abgeriſſen erſchienen; geiſtreiche Feuilletons, glänzende Abſchnitzel, aber wenig Gedanken, die ein vollſtändiges Ganzes bilden; wenig große Geiſteswerke.

Was die Poeſie am meiſten beſchäftigt hat, ſind die Wiederdrücke, die Veröffentlichung von Manuſcripten, von hiſtoriſchen Urkunden; jene wohlfeilen, pittoresken Bücher, eine Art von Daguerrotypen, welche in matten Bildern Alles wiedergeben, was man ihnen vorhält.

Die ſeltſame Schnelligkeit, mit welcher dieſes Alles an unſern Augen vorüberzieht; wieder durch Neues erſetzt wird, ſich verwiſcht und kaum noch eine Spur des Daſeins hinterläßt, macht es unmöglich zu bemerken, wie unter dieſen tauſend beweglichen Gegenſtänden, die Form eigentlich ſehr wenig wechſele.

Ein aufmerkſamer Beobachter, der ſeine Erinnerungen genau mit einander vergliche, würde ſehen, daß dieſe vorgeblichen Neuigkeiten periodiſch wiederkehren; er würde ſie ohne Mühe auf eine kleine Anzahl von Typen und Formeln, die man nach einander anwendet, zurückführen können. Da es ihnen an gehöriger Zeit gebricht, ſo müſſen unſere eiligen Improviſatoren wohl zu dieſen Formeln ihre Zuflucht nehmen; es iſt wie eine große Maſchine, auf welcher ſie mit leichter Hand ſpielen.

Wenn der mechaniſche Geiſt, der das neuere Leben im materiellen Gebiete vereinfacht und erweitert hat, auf die Angelegenheiten des Geiſtes angewandt wird, ſo erſchlafft und entnervt er denſelben. Ueberall ſehe ich vernünftige Maſchinen, die uns zu Hülfe kommen,[1]) um uns des eigenen Studirens

[1]) Einwurf gegen jene Art von Werken, nicht gegen ein gewiſſes Werk, deſſen Verfaſſer einen originellen und tiefen Geiſt gezeigt haben.

und Nachdenkens zu überheben; Wörterbücher, welche es verſtatten, jedes Ding einzeln zu betrachten, außerhalb der Beziehungen, die es beleuchten; Encyklopädien, in welchen jede Wiſſenſchaft, in winzige Stückchen zerſchnitten, wie unfruchtbarer Staub daliegt; Abriſſe (Abrégés), welche kurz zuſammenfaſſen, was ihr nicht gelernt habt; welche euch glauben machen, daß ihr etwas wißt, und welche der Wiſſenſchaft die Thüre verſchließen.

Dieß ſind alte Methoden, die noch viel tiefer liegen, als die Idee von Raimund Lulle.[1]) Am Ende des Mittelalters fand er Scholaſtiker, welche ſich bemühten, aus einem ſchon gegebenen Thema eine Menge von Ableitungen zu geben. „Wenn das Thema gegeben iſt," ſagte er, „wenn die Philoſophie, die Religion, die Wiſſenſchaft fertig ſind, ſo braucht man ſie nur noch zu ordnen, wenn man von den Grundſätzen zu den Folgerungen übergeht, ſo machen ſich die Ableitungen von dieſer von ſelbſt. Meine Wiſſenſchaft wird wie ein Baum ſein; man wird von den Wurzeln zu den Aeſten, von den Aeſten zu den Blättern übergehn, indem man immer vom Allgemeinen zur beſondern Art, zum Individuum gelangt, und von dieſem wieder, in umgekehrter Richtung, zu den

[1]) „Raimund Lulle, mit dem Zunamen Doctor illuminatus, (nicht mit dem Neophyten Raimund Lulle von Terraca zu verwechſeln,) wurde 1235 auf Majorka geboren und 1315 in ſeinem achten Jahre in Mauritanien, wo er die Ungläubigen bekehren wollte, geſteinigt. Er war in allen Zweigen der Wiſſenſchaft erfahren und ſchrieb über alle eine Menge von Traktaten, nach der oben angegebenen Methode." Anm. d. Ueberſ.

tiefen Wurzeln der allgemeinen Grundsätze....." Er that, wie er sagte; mit diesem so bequemen Baume suchte man nicht mehr, Alles war leicht geworden..... Nur war dieser Baum ein dürrer Baum, der nie weder Blätter noch Frucht getragen hat.

Im sechzehnten Jahrhundert kam ein anderer viel kühnerer Versuch von Maschinismus. Man schlug sich wegen der Religion; ein tapferer Kämpe, Ignaz von Loyola, erblickte in der Religion selbst eine Kriegsmaschine, in der Moral ein Maschinenwerk. Seine berühmten Exerzitien sind ein Handbuch der religiösen Taktik, in welcher die Klostermiliz zu gewissen Bewegungen abgerichtet wird. Er gab darin materielle Verfahrungsweisen, um jenen Aufschwung des Herzens, den man immer den freien Regungen überlassen hatte, künstlich hervorzubringen. Hier wird gebetet, dort getrauert und dort wieder Thränen vergossen u. s. w.

Wahrlich eine bewundernswürdige Maschine, in welcher der Mensch nur noch eine Metallfeder ist, die man nach Willkühr auf- und zuschnellen macht. Man begehre von ihr aber auch nichts, als was von einer Maschine geleistet werden kann. Eine Maschine giebt Thätigkeit, aber kein lebendiges Erzeugniß; und hierin liegt der große Unterschied zwischen ihr und dem belebten Organismus, der nicht allein thätig ist, sondern gleich ihm belebte Organismen hervorbringt. Die Maschine der Jesuiten ist thätig und leidend gewesen; sie hat aber nichts Lebendes hervorgebracht; es hat ihr noch immer dasjenige gefehlt, was für jede Gesellschaft das höchste Zeichen

des Lebens iſt: es hat ihr ein großer Mann gefehlt.... Kein einziger Mann in dreihundert Jahren!

Welcher Natur iſt der Jeſuit? Keiner; er iſt zu Allem tauglich: eine Maſchine, ein bloßes Handwerksgeſchirr, hat keine perſönliche Natur.

Die Maſchine hat ihr Geſetz, den Zufall, ſo wie die Freiheit das Geſetz der Seele iſt. Wie reden die Jeſuiten demnach von Freiheit? Was hat ſie mit ihnen gemein?

Man höre die doppelte Sprache, die ſie heute führen. Morgens ſind ſie für die Freiheit, Abends für die Auktorität.

In ihren Journalen, welche ſie unter das Volk werfen, reden ſie nur von Freiheit, und möchten dasſelbe gerne glauben machen, daß politiſche Freiheit unter religiöſer Tyrannei gar wohl möglich ſeie..... Dieß iſt etwas hart zu glauben, und Leuten ſchwer begreiflich zu machen, die, um ſie zu verjagen, geſtern eine Dynaſtie vertrieben haben (Bewegung in verſchiedenem Sinne), und die, wenn es nöthig wäre, noch zehn andere vertreiben würden.

In den Sälen, bei den vornehmen Damen, deren Gewiſſensleiter ſie ſind, iſt es nicht mehr ſo; ſie werden plötzlich wieder zu Freunden der Vergangenheit, zu wahren Söhnen des Mittelalters.

Ich, will ich ihnen ſagen, bin auch ein wenig aus dem Mittelalter; ich habe lange Jahre darin gelebt und ich erkenne die vier Worte der chriſtlichen Kunſt wohl, welche die Unſrigen euch gelehrt haben.... Aber halt! ich will euch ins Geſicht ſehen, ob ihr auch wirklich Söhne jener Zeit, ihr gleicht ihr vermuthlich.

Jene Zeit war reich, und obgleich sie sich in ihrer Demuth für unthätig und unmächtig hielt, schuf sie immer. Sie hat wie im Traume, ich weiß nicht wie viele Dichtungen, Legenden, Kirchen, Systeme gebaut.... Woher kömmt es denn, wenn ihr derselben angehört, daß ihr nichts hervorbringt?

Dieses Mittelalter, das ihr uns so gerne in einer tölpelhaften Unbeweglichkeit zeigt, war während fünfzehn Jahrhunderten in fortwährender Bewegung und fruchtbarer Umgestaltung begriffen. (Ich übergehe hier eine lange nähere Entwickelung.) Das freie Wachsthum, der ihm eigen war, hat nichts mit der trockenen und harten Thätigkeit der Maschinen gemein.[1]) Hätte es keine andere Thätigkeit gehabt als diese, so hätte es nichts Lebendes hervorgebracht; es wäre unfruchtbar gewesen.... Und dann würdet ihr ihm gleichen.

Nein, ihr gehört nicht der Vergangenheit! Nein, ihr gehört nicht der Gegenwart an!

Seid ihr denn eigentlich auch? Nein, ihr scheint nur zu sein.... Ein reiner Zufall, eine bloße Erscheinung. Keine Existenz. Was in der That ist, bringt auch hervor.

Wenn ihr, die ihr nicht seid, die ihr nichts thut

---

[1]) Der lebendige Symbolismus des Mittelalters, welcher sich immer, auch unter einer scheinbar unbeweglichen, Form änderte, glich darin jedem lebendigen Dinge, der Pflanze zum Beispiel, welche sich so unmerklich umgestaltet, daß man glaubt es sei gar nichts an ihr verändert worden. Der künstlichen Methode, welche vorgefaßt, ausgeklügelt ist, und welche den Enthusiasmus zum Voraus berechnet und den Glauben zur Maschine erniedrigt, ist dieß Alles fremd.

und nichts thun werdet, uns anriethet ebenfalls nichts zu thun und unsrer Thätigkeit zu entsagen, uns euch und eurer Nichtigkeit in die Hände zu liefern, so würden wir antworten: „Die Welt darf noch nicht ersterben; wenn ihr todt sein wollt, so seid es immerhin; habt ihr aber das Recht zu verlangen daß Alles Uebrige auch todt sei?“

Wenn man darauf besteht, wenn man durchaus will, daß ihr auch etwas seid, so will ich zugeben, daß ihr eine alte Kriegsmaschine seid,[1]) ein Branderschiff Philipps II., der unbesiegbaren Armada... Wer es besiegt, kömmt darauf um, Philipp II. so gut als Karl X. und wer es sonst noch besiegen wird.

Aus dem Kampfe hervorgegangen, bleibt ihr eurer Geburt gleich. Eure Werke sind nichts als Streitig-

[1]) Drei Jahre nach der Bartholomäusnacht bewilligte Gregor XIII., (der dem Himmel für diese glückliche Begebenheit gedankt hatte,) den Jesuiten alle Privilegien, welche die Päbste jemals allen kirchlichen, weltgeistlichen oder ordensgeistlichen Personen gegeben hatten oder je geben würden (concessis et concedendis). Daher kamen ihre Ansprüche, die ganze Kirche zu vertreten, gemäß ihres ehrgeizigen Namens der Gesellschaft Jesu. — Sie sind ein gefährlicher Nachdruck derselben. Sie greifen keck aus allen vorher bestandenen Regeln heraus, schreiben den heil. Benedikt, den heil. Dominikus, den heil. Franziskus ab. Vergleicht aber nachher die Originalien, und ihr werdet finden, daß die entlehnten Texte einen ganz andern Sinn, einen durchaus religiösen und poetischen Sinn hatten, und der mit der Polizei dieser nichts gemein hat. . . Eine ebenso bizarre und lächerliche Wirkung, wie diejenige einer Polizei-Verordnung, welche ihre Gründe in der Göttlichen Komödie suchen würde. Weiteres führen wir in spätern Noten an.

keiten, ſcholaſtiſches und polemiſches Geſchwätze, d. h. Negation.... Wir arbeiten, ihr kämpfet; welcher von beiden Wegen iſt der chriſtlichſte.

Milites (das iſt euer Name), ſteckt den Degen in die Scheide....Beati pacifici!

Thut, was wir gethan haben, ehe ihr kommt uns zu ſtören, arbeitet ruhig für euch. Dann erſt würdet ihr das Chriſtenthum und das Mittelalter verſtehen, von welchen ihr noch gar keinen Begriff habt.

Wem gab ich dieſen Rath, der nicht von einem Feinde kömmt? Der Geſellſchaft? Nein, ſie rühmt ſich, ſich nie zu verändern, ſich nie zu verbeſſern....[1]) Ich rede mit dieſem oder jenem Unglücklichen, den ich von hier aus in Gedanken erblicke und der es vielleicht zu ſpät einſehen wird, daß er ohne Rückkehr jenen Weg eingeſchlagen hat, und der es im Geheimen beweint, daß er ſich mit dem Tode vermählt hat.

Der Schluß dieſer Vorleſung wurde, ohne mein Vorwiſſen, denſelben Abend von der Patrie wiederholt und den andern Morgen (28. April) von der Presse. — Damals war mir der thätige Antheil, den die Preſſe an dieſem Kampfe nehmen wollte, noch unbekannt.

Ich wußte nicht einmal, (was ſonderbar ſcheinen mag, aber nicht weniger wahr iſt), daß mein Freund, Herr Quinet, nachdem er in ſeinen Vorleſungen bis zum ſechzehnten Jahrhundert vorangerückt war, nun

---

[1]) Jedermann kennt das Wort des Generals: sint ut sunt, aut non sint.

die Literatur der Jeſuiten zu behandeln hatte. Noch weniger war mir der Artikel bekannt, welchen Herr Libri, drei Tage nach meiner erſten Vorleſung (1. Mai) in die Revue des Deux-Mondes einrücken ließ.

Was aber noch am meiſten überraſchen wird, iſt daß ich nicht eine Zeile von Allem, was man gegen mich geſchrieben, geleſen hatte. Erſt nach meiner zweiten Vorleſung brachte mir einer meiner alten Schüler die Schrift: Le monopole universitaire.

Zweite Vorleſung.

Rückwirkung des Vergangenen. Von den Geſpenſtern. Perinde ac cadaver.

4. Mai 1843.

Man hat geſagt ich vertheidige und man hat geſagt ich greife an. Keines von Beiden... Ich lehre.

Der Lehrer der Geſchichte und Moral hat das Recht die wichtigſte Frage der Philoſophie und der Geſchichte zu unterſuchen, die Frage: Was Organismus und Mechanismus ſei und in was der lebendige Organismus von dem unfruchtbaren Mechanismus verſchieden.

Wichtig iſt die Frage beſonders in dieſem Augenblick, da das Leben zu erlöſchen ſcheint und Fruchtloſigkeit uns überfällt; da Europa, welches ſonſt befliſſen war Frankreich nachzuahmen, Frankreich zu überſetzen, darüber in Erſtaunen geräth, daß wir immer weniger und weniger hervorbringen.

Ich habe ein berüchtigtes Beiſpiel von Mechanismus angegeben, eines für Thätigkeit mächtigen, für Erzeugung aber ohnmächtigen Mechanismus, den Jeſuitenorden, der während eines Vorhandenſeins von drei Jahrhunderten, keinen einzigen genialen Mann, kein einziges geniale Buch hervorgebracht hat.

Die Jeſuiten gehören, ſo gut wie die Templer, dem Urtheil der Geſchichte an. Ich habe ein Recht

dazu und es iſt meine Pflicht dieſe großen Innungen kennen zu machen. Ich fing mit den Templern an, deren Prozeß ich veröffentliche; ich komme nun auf die Jeſuiten.

Vorgeſtern ließen ſie in ihrem Journale drucken, daß ich die Geiſtlichkeit angreife; ganz im Gegentheil. Die Tyrannen der Geiſtlichkeit, welche die Jeſuiten ſind, entlarven, iſt wohl der Geiſtlichkeit den größten Dienſt erweiſen, ihre Befreiung vorbereiten. Wir verwechſeln die Tyrannen im mindeſten nicht mit den Opfern. Sie ſollen ja nicht hoffen ſich hinter dieſes große Korps verbergen zu können, welches ſie in Verruf und in Gefahr bringen, indem ſie es zur Gewaltthätigkeit treiben, während es nur Frieden will.

Ich habe es ſchon geſagt, die Jeſuiten ſind eine furchtbare Kriegsmaſchine, die im heftigſten Kampf des ſechszehnten Jahrhunderts, als ein Nothmittel der Verzweiflung erfunden worden ſind, das denjenigen, die ſich desſelben bedienen, gefährlich wird.... Man weiß dieß ſehr wohl an einem gewiſſen Orte, in Rom, und deßwegen haben es die Cardinäle geſagt[1]) und werden es immer im Conclave ſagen, wenn man einen Jeſuiten vorſchlägt: Dignus, sed jesuita. Sie wiſſen daß dieſer Orden im Grunde nur ſich ſelbſt verehrt.... Es iſt der Glaube der Templer.

Das Chriſtenthum hat nur dadurch die Welt verbeſſern können, indem es mitten in ſie hereintrat. Es mußte aber dann auch die traurige Nothwen-

[1]) Gelegenheitlich des Jeſuiten Cardinals Bellarmin.

digkeit dieſes Schrittes über ſich ergehen laſſen, und die traurigſte von allen, den Krieg. Es wurde auf Augenblicke hin kriegeriſch; es, welches doch der Friede ſelbſt iſt; d. h. in jenen Augenblicken wurde es anti-chriſtlich.[1])

Die Kriegsmaſchinen, welche alſo, durch ein höchſt ſeltſames Wunder, aus der Religion des Friedens hervorgegangen ſind, traten in offenen Widerſtreit mit deren Grundſatze und zeigten, bei ihrem Entſtehen, einen beſondern Charakter von Häßlichkeit und Lüge; und um wie mehr mußte ſich dieſer Charakter verſchlimmern, je mehr ſie ſich von den Umſtänden entfernten, welche ſie ins Leben riefen, von der Nothwendigkeit, welche allein ihr Entſtehen erklären konnte! Je mehr und mehr unreins mit der ſie umgebenden Welt, welche ihren Urſprung vergeſſen hatte, und nur von dieſer Häßlichkeit betroffen war, flößten ſie einen unwillkührlichen Ekel ein; das Volk entſetzte ſich über ſie, ohne zu wiſſen warum.

Jede wirre und heftige Erſcheinung der alten Zeiten in unſerer modernen Welt, flößt derſelben Widerwillen ein. Die älteſten Söhne des Schlammes, welche früher allein den mit-Waſſern und Nebeln bedeckten Erdball in Beſitz hatten, und welche jetzt aus ihren zweideutigen Gliedern den lauen Nilſchlamm kneten, erſcheinen als ein Einſpruch des Chaos, das uns wieder erfaſſen möchte.[2])

---

[1]) „Wohl eher die Chriſtenheit, als das Chriſtenthum.“ Anm. d. Ueberſ.

[2]) „Die Schlange des alten Schlamms zeigt ſich liebenswürdig, glänzend, ſchuppig, beflügelt: „Siehe meine ſchönen Schuppen und meine Flügel; beſteige meinen

Gott, welcher die Schönheit iſt, hat keine abſolute Häßlichkeit geſchaffen. Die Häßlichkeit iſt ein unharmoniſcher Uebergang.

Es giebt mancherlei Arten von Häßlichkeit. Die eine, welche weniger häßlich ſein will, ſich in Einklang, in Ordnung fügen, dem Fortſchritte, Gott folgen will..... Die andere, welche noch häßlicher ſein will, und welche, je mehr die Welt in Harmonie treten will, nach dem alten Chaos hinſtrebt.

Ebenſo iſt man in Geſchichte und Kunſt mit den häßlichen Formen einverſtanden, welche die Umgeſtaltung jener wollen. «Exspecta», Domine, donec veniat immutatio mea.....» Seht jene armſeligen hockenden Figürchen an unſern Münſtern, welche, unter dem Gewichte eines ungeheuern Pfeilers, dennoch ihr Haupt in die Höhe zu ſtrecken ſuchen: es iſt dieß das ſichtbare Athmen des damaligen traurigen Volkes. Ihr findet es im fünfzehnten Jahrhundert ebenſo häßlich und verzerrt wieder, aber klug und verſtändig;[1]) durch dieſe Häßlichkeit hindurch ahnet ihr die moderne Harmonie.

Die verächtliche, unheilbare Häßlichkeit, diejenige, welche den Augen ein Anſtoß und mehr noch dem Herzen, iſt die, welche den Willen anklagt, ſtehn

---

Rücken, wir wollen miteinander dem Lichte zufliegen!"— „Was! mit dieſem kriechenden Bauche willſt du fliegen! Du, Fledermaus, willſt mich zur Sonne emporführen?... Zurück! Ungeheuer einer fieberhaften Einbildung! Zurück! lebendige Lügen! ... Heiliges Licht, komm mir zu Hülfe gegen die Geſpenſter des Chaos und gegen das Verſchlingen der alten Nacht!"

[1]) Man ſehe die Statue von Jean Bureau's Tochter in Verſailles.

zu bleiben und ſich nicht nach den Händen des großen Bildhauers verbeſſern zu laſſen, welcher ſein Werk für ewig hin bearbeitet.

Wenn das Chriſtenthum ſiegt, fliehen die heidniſchen Götter lieber davon. Sie ſuchen Wälder auf; ſie leben da ungeſtüm und immer wilder; die alten Weiber kabaliren für ſie auf Macbeths Haide. Das Mittelalter betrachtete dieſe hartnäckige Richtung nach der Vergangenheit, dieſe Anſtrengung, zurückzuſchreiten, wenn Gott vorwärts führt, als das größte Uebel und nennt es den Teufel.

Daſſelbe Entſetzen hatte es vor den Albigenſern, als dieſe, welche ſich Chriſten nannten, den perſiſchen und manichäiſchen Dualismus erneuerten, wie wenn, mitten im Chriſtenthume Ariman gekommen wäre und hätte ſich neben Gott geſetzt.

Weniger grob, aber nicht weniger gottlos, ſchien das Myſterium des Tempels geweſen zu ſein.

Es war dieß eine ſeltſame Religion jener kriegeriſchen Mönche, die, in ihrer Verachtung der Prieſter, den Aberglauben der alten Gnoſtiker und der Muſelmänner mit einander vermiſcht zu haben ſcheinen, und keinen andern Gott als den heiligen Geiſt wollend, denſelben im Geheimniſſe ihres Tempels einſchloſſen und für ſich behielten. „Ihr wahrer Gott wurde der Orden ſelbſt. Sie beteten den Tempel und die Templer als lebendige Tempel an..... Ihre Symbole drückten eine blinde Aufopferung, eine völlige Hingabe des Willens aus. Indem ſich dieſer Orden ſo zuſammenzwängte, verfiel er in eine wilde Religion der Selbſtſucht, in einen ſatauiſchen

Eigennutz. Was in dem Teufel wirklich teufelhaft, iſt daß er ſich ſelbſt anbetet.“

So wandte ſich dieſes Kriegsſchwert, welches die Kirche ſich in den Kreuzzügen geſchmiedet hatte, in ihren eigenen Händen um, und ſie fühlte ſeine Spitze auf ihrem Herzen..... Jedoch war die Gefahr dieſer Zwittergeburt des Mönchs-Soldaten geringer, da ſie außerhalb der Kreuzzüge, aus denen ſie entſtanden, wenig Lebenskeim hatte.

Die Schlacht des ſechzehnten Jahrhunderts ſchuf eine noch viel gefährlichere Miliz. Im Augenblicke als Rom in Rom ſelbſt durch Luthers Schriften und Frondbergs [1]) Waffen angegriffen wurde, erſtand ihm in Spanien ein tapferer Recke, welcher ſich ſeinem Dienſte ganz aufopferte, ein Mann von Begeiſterung und Liſt.....In ſeiner Gefahr ergreift er dieſes Schwert ſo heftig und mit ſo großem Vertrauen, daß er deſſen Scheide wegſchleudert. Er übergiebt

[1]) „Georg von Frundsberg, Freundsberg, Herr zu Mindelheim und kaiſerlicher Feldhauptmann (geb. 1475, geſt. 1528), eine Hauptſtütze des ſchwäbiſchen Bundes, welcher von ſeinen Zeitgenoſſen als einer der tapferſten Ritter geehrt wurde; 1526 hatte er 12,000 Deutſche auf eigene Koſten, mittelſt Verpfändung ſeiner Güter angeworben, ſo daß er mit Karl von Bourbons Heer vor Rom ziehen und es mit Sturm einnehmen konnte. Es iſt derſelbe, welcher auf dem Reichstage zu Worms zu Luther ſagte: Mönchlein, Mönchlein, du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in der allerernſtlichſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen und ſei nur getroſt: Gott wird dich nicht verlaſſen.“ Anm. d. Ueberſ.

dem General der Jesuiten alle Gewalt, indem er sich für immer versagt, selbst auf ihr Begehren, Privilegien zu geben, welche ihrer Verfassung entgegen laufen würden. (Nullius momenti habenda sunt, etiamsi a Sede apostolica sint concessa.) Der Pabst kann daran nichts ändern, während der General mit der Versammlung des Ordens, nach den Verhältnissen des Orts und der Zeit, Alles verändern kann, was ihm gut dünkt.

Was bei seinem ersten Erscheinen, seine Gewalt und seine Rechtmäßigkeit ausmachte, war, daß er gegen die Protestanten, welche den göttlichen Einfluß übertrieben,[1]) behauptete daß der Mensch dennoch frei sei.

Welchen Gebrauch wird der Mensch nun mit dieser Freiheit machen? Er wird sie den Jesuiten übergeben; er wird sie dazu gebrauchen, zu gehorchen und wird gerecht finden, was man ihm befehlen wird;[2]) er wird in der Hand des Obern sein, wie ein Stab in der Hand eines Greises, der damit macht was er will; er wird sich rechts und links hintreiben lassen, wie ein Leichnam: Perinde ac Cadaver.

Zum Behufe dieser Lehre vom Gehorsam und von der Tyrannei, ist die Angeberei schon zum Voraus durch den Stifter selbst erlaubt.

---

[1]) „Sollte wohl heißen: die Bibel in der Hand, ins rechte Licht setzen!" Anm. d. Uebers.

[2]) . . . . Obedientia, tum in executione, tum in voluntate, tum in intellectu, sit in nobis semper ex omni parte pertecta . . . *omnia justa esse nobis persuadendo.* Constit. p. 123. in 12. Romæ, in collegio Societatis, 1583.

Seine Nachfolger organisiren die große scholastische Moral, oder Casuistik, die für Alles und Jedes ein distinguo und ein nisi findet.... Diese Kunst mit der Moral ein listiges Spiel zu treiben, war die Hauptgewalt ihrer Gesellschaft, der allmächtige Reiz ihres Beichtstuhls. Die Predigt war streng, die Leitung nachgiebig. Hier wurde mancher seltsame Handel zwischen dem kranken Gewissen der Großen dieser Welt und der ganz politischen Leitung der Gesellschaft geschlossen.

Das nachhaltigste Mittel zur Bekehrung, welches damals gleich ausfindig gemacht und von den Jesuiten angewandt wurde, war die Kinder wegzuraffen, um die Eltern zu zwingen, sich zu bekehren.... Ein neues, gewiß sehr pfiffiges Mittel, an welches Nero und Diokletian nicht gedacht hatten.

Zum Belege nur eine einzige Thatsache: Gegen das Jahr 1650 lag eine große, recht weltlich gesinnte, recht leidenschaftliche Dame, aus Piemont, auf dem Todesbette; um sie her standen ihre jesuitischen Beichtiger, und doch fand sie keine innere Ruhe. In diesem ernsten Augenblicke erinnerte sie sich ihres Gatten, den sie schon lange nicht mehr gesehn hatte; sie ließ ihn rufen und sagte zu ihm: „Ich habe viel gesündigt (vielleicht gegen dich), ich habe viel zu büßen, ich glaube meine Seele in Gefahr. Hilf mir, und schwöre mir, daß du alle Mittel anwenden wollest, Feuer und Schwert, um die Waldenser zu bekehren.“ Der Gatte, ein tapferer Soldat, schwor, und schonte kein kriegerisches Mittel; aber es half nichts. Die Jesuiten waren gescheidter, sie gedachten

alsdann sich der Kinder zu bemächtigen; man war sicher, daß die Mütter nachkämen. . . .[1])

Dieses Mittel wurde, unter demselben Einflusse, reichlich angewandt bei der Zurücknahme des Edikts von Nantes.[2]) Ludwig XIV. war es zuwider; allein Frau von Maintenon, welche keine Kinder hatte, machte ihm begreiflich, daß nichts klüger ersonnen und wirksamer sein könnte. . . . Und das Geschrei der Mütter schlug zum Himmel empor!

Wenn es auch uns zuwider ist, denjenigen, welche diesen Kinderraub riethen, unsre Kinder in die Hände zu liefern, so wird man nicht darüber erstaunen. Die maschinenmäßige Erziehung, welche die Jesuiten geben, bildet vielleicht den Geist, aber sie zerreißt die Seele. Man kann viel wissen, aber nichts desto weniger eine todte Seele sein: Perinde ac cadaver.

Etwas Anderes muß das Mißtrauen noch gewaltiger erregen. Wer weiß es denn, was die Jesuiten in diesem Augenblicke sind und was sie treiben? . . .

---

[1]) Das Edikt von Turin, 1655, bestätigt diesen Gräuel durch die Milderung, die es verordnet: Verbot die Knaben vor dem zwölften, die Mädchen vor dem zehnten Jahre zu entführen.

[2]) „Das Edikt von Nantes wurde 1598 durch Heinrich IV. zu Gunsten der Protestanten gegeben und 1685 durch Ludwig XIV., auf Anstiften des verfolgungssüchtigen Kanzlers Le Tellier und des Jesuiten Lachaise, zurückgenommen. Die Dragonnaden nahmen sodann ihren Anfang.“ Anm. d. Uebers.

Jetzt mehr als je iſt ihr Daſein in geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

Wir hätten das Recht dazu ihnen zu ſagen: Es iſt ein ungleiches Spiel zwiſchen euch und uns. Wir übergeben alle unſere Ideen der Oeffentlichkeit, wir leben am Lichte, — was hindert euch aber Morgens Ja und Abends Nein zu ſagen?

Man weiß was wir thun. Wir arbeiten gut oder ſchlecht. Jeden Tag bringen wir euch hier unſer Leben, unſer eigenes Herz dar.... Unſre Feinde können ſie angreifen.

Und (in unſrer Einfalt, mit Arbeit beladen) nähren wir ſie ſchon lange mit unſerm Leben. Wir können ihnen ſagen, was in jenem griechiſchen Liede der Verwundete zum Geier ſagt: „Friß, Vogel, es iſt das Fleiſch eines Tapfern; dein Schnabel wird um eine Elle wachſen.“

Laßt doch einmal hören, von was lebt ihr denn in eurer großen Armuth?

Die Sprache, die ihr im Munde führt, und in welcher eure Vertheidiger J. J. Rouſſeau angreifen, iſt ja Rouſſeau's Sprache, ſo gut ſie ſie handhaben können... Rhetorik, Klügelei und wenig Beobachtung der Thatſachen.

Wer hat vor zwanzig Jahren den chriſtlichen Spiritualismus gezeigt? ſeid ihr's etwa? habt einmal den Muth es zu behaupten!

Wer hat die Begeiſterung für's Mittelalter hervorgerufen und unter die Leute gebracht? ſeid ihr's etwa? ſo ſagt's doch! Wir haben die Vergangenheit gelobt: den heil. Ludwig, den heil. Thomas, ſelbſt Ignatius von Loyola... Und ihr habt ja geſagt: ich

bin Loyola!... Nein, nicht einmal Loyola.... Ein Mann von Genie hätte heute nicht gethan, was er damals that.

Diese Kirche selbst, in der ihr predigt, sie war seit Jahrhunderten da und ihr waret nicht im Stande sie zu sehn.... Man hat sie euch zeigen müssen, man hat euch die Thürme von Notre-Dame entdecken machen, dann seid ihr hinein geschlichen, ob es Notre-Dame gewollt habe oder nicht; ihr habt einen Kriegsplatz daraus gemacht, und auf dem Thurme, auf diesem Ort des Friedens, habt ihr eure Batterien aufgeschanzt....

Wohlan! es richte selbst, dieses Gotteshaus, es richte zwischen euch und uns, wer die ächten Nachfolger jener Männer seien, die es aufgebaut haben!

Ihr sagt sehr gut, es sei nun Alles fertig, ihr wollt nicht haben, daß man noch etwas zusetze. Ihr findet, daß die Thürme hoch genug sind.... Nicht wahr, sie sind hoch genug, damit ihr eure Maschinen dort aufpflanzen könnet?

Wir sagen im Gegentheil, daß man immer fortbauen müsse, Bau auf Bau, und lebendige Gebäude, damit wir Gott, welcher immerfort schafft, nachfolgen und ebenfalls fortschaffen so gut wir können....

Ihr wolltet, daß man aufhörte.... und wir haben fortgearbeitet.... Gegen euern Willen haben wir im siebzehnten Jahrhundert den Himmel entdeckt (wie die Erde im fünfzehnten), ihr seid darob nicht übel böse geworden, allein, Leutchen, ihr habt doch selbst eingestehn müssen, daß dieß ein herrlicher Zuwachs der Religion war. — War das Christenthum verwirklicht vor dem Völkerrechte, welches den Frieden

mitten in den Krieg hinein ſetzte, und vor der bürgerlichen Gleichheit? — Wer hat dieſe großen Weltſtraßen eröffnet? Wohl die neue Zeit, die ihr anklagt. — Die politiſche Gleichheit, deren Namen ihr allmählig anfangt zu kennen, um ihn gegen uns zu kehren, iſt noch ein gutes Stück, das wir in unſer großes Gebäude einfügen.... Wir ſind Maurer, Arbeiter, laßt uns doch bauen, laßt uns von Jahrhundert zu Jahrhundert den Bau des gemeinſamen Werkes errichten, und ohne je müde zu werden, je mehr und mehr die ewige Kirche Gottes erheben!

Dieſe Vorleſung wurde durch einige Zeichen frecher Mißbilligung geſtört. Die Perſonen, welche ſie ſich erlaubten, erregten die Verachtung des ganzen Auditoriums; beim Ausgang des Kurſus wurden ſie erkannt und vom Hohngelächter der Menge verfolgt.

Den folgenden Mittwoch ſtellte Herr Quinet in einer Vorleſung, welche nicht vergeſſen werden wird, unſer Recht, das Recht des öffentlichen Lehrers auf. Die Journale erklärten ſich nach einander für uns (der National und der Constitutionnel den 5. Mai; die Débats den 13.; die Revue des deux Mondes den 15.; der Courrier den 17.; die Revue indépendante den 25.); der Siècle druckte die Vorleſungen Herrn Quinets und die meinigen ab.

Eine neue Zeitſchrift, deren erſte Nummer den 15. Mai erſchien, gab Auszüge (das von Hrn. Goubault redigirte Journal de la liberté religieuse); bedeutende Bruchſtücke wurden in verſchiedene Zeitun-

gen der Departemente und des Auslandes eingerückt, in: das Journal de Rouen; das Echo de Vésonne; den Courrier de Lyon; die Espérance; die Helvétie; den Courrier suisse u. s. w.

Donnerstags den 11. Mai wollten mehrere meiner Amtsbrüder und meiner ausgezeichnetsten Freunde, sowohl Franzosen als Fremde, gleichermaßen durch ihre Gegenwart, wider diese unwürdigen Angriffe protestiren, und erwiesen mir die Ehre, sich um meinen Lehrstuhl zu reihen.

Dritte Vorlesung.

Göttliche und menschliche Erziehung. — Widernatürliche Erziehung.

11. Mai 1843.

In einem schon vorgerückten, einsamen und der Arbeit gewidmeten Leben finde ich, wenn ich zurückblicke, einigen Ersatz für das was mir fehlen konnte.

Es war mir nämlich, mehr wie irgend einem Menschen dieser Zeit, verliehen in der Geschichte ein wahrhaft göttliches Geheimniß zu betrachten.

Ich rede nicht von dem Schauspiel der großen dramatischen Wendepunkte, welche die Staatsstreiche Gottes zu sein scheinen .. Ich rede von jener ruhigen, linden und oft kaum fühlbaren Thätigkeit, durch welche die Vorsehung das Leben vorbereitet, erregt und entwickelt, es hegt und nährt und immer kräftiger erwachsen läßt. (Lärm und Unterbrechung.)

Ich nehme meine ausgezeichneten Freunde, die Geschichtschreiber der Menschheit oder der Natur, die ich in dieser Versammlung erblicke, zu Zeugen; ich frage sie, ob die größte Belohnung ihrer Arbeiten, ihr höchster Trost in den verschiedenartigsten Unfällen, nicht das gewesen ist, was wir die „Mütterlichkeit" der Vorsehung nennen können.

Gott ist eine Mutter.... Dieß ist Jedem fühlbar, der sieht, mit welcher Schonung er die größten Kräfte

den ſchwächſten Weſen zur Benutzung an die Hand giebt.....Für wen iſt dieſe unermeßliche Arbeit, dieſes Zuſammenwirken der Elemente, dieſe von Ferne herübergekommenen Gewäſſer, und dieſes dreißig Millionen Stunden entfernte Licht? Um welchen Günſtling Gottes iſt die Natur ſo eifrig bemüht, um welchen wird ſie milder und hält ihren Athem zurück?....Um einen Grashalm des Gefildes.

Wenn man dieſe weiſe und zarte Schonung, dieſe Furcht zu verwunden, dieſes Beſtreben zu erhalten, dieſe liebevolle Beachtung des Beſtehenden beobachtet, ſo muß man wohl eine mütterliche Hand wahrnehmen.

Die erhabene Mutter, die große Nährerin, iſt wie alle Mütter; ſie fürchtet allzu ſtark zu ſein: ſie umſchlingt und erdrückt nicht; ſie will ihren Einfluß ausüben, aber ſie erzwingt ihn nicht; ſie giebt immer und immer wieder, aber langſam und wenig auf einmal....ſo daß der Säugling, wer er auch ſein mag, nicht lange unthätig bleibt, daß er ſich bald ſelbſt hilft, und je nach ſeiner Natur, ſelbſt in Thätigkeit tritt.

Das ewige Wunder der Welt iſt, daß die unendliche Kraft, weit davon entfernt die Schwachheit zu erſticken, im Gegentheil will daß ſie ebenfalls zur Kraft werde. Die Allmacht ſcheint eine göttliche Seligkeit darin zu finden, zu ſchaffen, das Leben, die Thätigkeit, die Freiheit zu befördern. (Lärm; **heftige Geſpräche; lange Unterbrechung.**).

Die Erziehung hat keinen andern Zweck, als in der Bildung der Menſchen, dieſem Verfahren der Vorſehung nachzuſtreben. Was die Erziehung ſich

vorſetzt, iſt ja eben ein freies Weſen zu entwickeln, das ſelbſt handeln und ſelbſt ſchaffen könne.

In der uneigennützigen und zärtlichen Erziehung, welche die Eltern ihrem Kinde geben, wollen ſie nichts für ſich, ſondern Alles für das Kind, damit es harmoniſch in allen ſeinen Fähigkeiten, in der Vollendung ſeiner Kräfte zunehme, damit es nach und nach ſtark werde, ſich zum Menſchen heranbilde und ſie einſt erſetze.

Sie wollen vor allen Stücken, daß das Kind ſeine Thatkraft entwickle, wenn ſie ſelbſt darunter leiden müßten.....Wenn der Vater Fechtübungen mit ihm anſtellt, ſo gewährt er ihm gerne einigen Vortheil, um ihn zu ermuthigen; er weicht zurück, läßt ſich treffen und findet nie, daß es ſtark genug ſteche.....

Der Gedanke der Eltern, das Ziel aller ihrer Sorgfalt, ſeit ſo vielen Jahren, iſt daß das Kind im Stande ſei, ſie einſt zu entbehren, ſie einſt zu verlaſſen.....Selbſt die Mutter ergiebt ſich in ihr Schickſal; ſie ſieht ihn abreiſen, ſie ſchickt ihn in eine gefährliche Laufbahn, in den Seedienſt, in die Armee. Was will ſie? daß er als Mann zurückkomme, von Afrika's Sonne gebräunt, ausgezeichnet und bewundert, und daß er ſich dann verheirathe, daß er eine andere noch mehr als ſeine Mutter liebe...

Dieß iſt die Uneigennützigkeit der Familie; Alles, was ſie verlangt, iſt daß ſie einen freien und ſtarken Mann erzeuge, der wenn es ſein muß, ſich von ihr trennen kann.

Die künſtlichen Familien oder Brüderſchaften des Mittelalters hatten in ihren Anfängen etwas von

dieſem göttlichen Geiſte der natürlichen Familie, die harmoniſche Entwicklung in der Freiheit. Die großen Mönchsfamilien hatten in ihrem Urſprunge einen Schatten davon; damals brachten ſie auch die großen Männer hervor, welche ſie in der Geſchichte vertreten. Sie waren nur ſo lange fruchtbar, als ſie der freien Entwicklung Etwas überließen.

Die Jeſuiten allein, welche durch eine heftige That der Politik und des Kriegs geſtiftet worden ſind, haben es unternommen, den ganzen Menſchen in jene That zu verſtricken. Sie wollen ſich ihn ohne Vorbehalt aneignen, ihn benützen und bewachen, von ſeiner Geburt an bis zu ſeinem Tode. Sie ergreifen ihn durch die Erziehung, ehe ſein Verſtand erwacht iſt und ſich in Vertheidigungszuſtand ſetzen kann; ſie beherrſchen ihn durch die Predigt und regieren ihn in ſeinen geringſten Handlungen durch die Gewiſſensleitung.

Was iſt aber jene Erziehung? Ihr Apologet, der Jeſuit Cerutti, ſagt es klar und deutlich (Apologia, S. 330): „So wie man die Glieder des Kindes von der Wiege an einwickelt, um ihnen Richtung und Verhältniß zu geben, ſo muß man, von ſeiner erſten Kindheit an, ſeinen Willen gleichſam **einwickeln**, damit er für das ganze nachfolgende Leben eine glückliche und heilſame Biegſamkeit erlange.“

Wenn man es dahin brächte, daß eine lange Zeit eingewickelte Geiſteskraft je thätig werden könnte, ſo genügte es, mit dieſem häßlichen Ausdrücke jenes freiere Wort in Verbindung zu bringen, welches ſie ſich nicht geſcheut haben, in ihre Regeln niederzu-

ſchreiben, und welches die Art des Gehorſams, den ſie von dem Menſchen fordern, und das, was der Menſch in ihren Händen ſein wird, ſehr gut bezeichnet: Wie ein Stock; wie ein Leichnam.

Aber, werden ſie ſagen: „Wenn der Wille allein vernichtet wird und alle andern Seelenkräfte dadurch gewinnen, iſt dieß nicht Erſatz genug?“

Beweiſt uns doch zuerſt, daß ſie gewonnen haben; beweiſt uns, daß der Geiſt, daß die Vernunft im Menſchen, mit einem todten Willen leben können.... Wo ſind ſie denn eure Berühmten ſeit drei Jahrhunderten?...

Und wenn auch ſelbſt eine Seite des Menſchen, durch die Schwächung der andern, gewinnen ſollte, wer hat denn das Recht ſolche Operationen anzuwenden, z. B. das linke Auge auszuſtechen, unter dem Vorwande, daß das rechte Auge um ſo beſſer ſähe.

Ich weiß wohl, daß die engliſchen Erziehungskünſtler eine Verfahrungsweiſe gefunden haben, ſeltſame Eigenthümlichkeiten hervorzubringen: Hämmel, welche nichts als Talg; Ochſen, welche nichts als Fleiſch ſind, und niedliche Pferdgerippe zum Gewinnen der Preiſe; und um dieſe Pferde zu reiten mußte man Zwerge haben, traurige Geſchöpfe, denen man das Wachſen verbietet.

Iſt es nicht eine Gottloſigkeit, wenn man dieſe widerliche Kunſt Ungeheuer zu machen, auf die Seele anwendet? wenn man ihr ſagt: „Du wirſt dieſe Fähigkeit behalten, aber dagegen jene andere aufopfern; wir wollen dir das Gedächtniß laſſen, den Sinn der kleinern Dinge, dieſe oder jene Liſt- und Geſchäfts-Praxis; wir nehmen dir aber, was dein Weſen aus-

macht, was du selbst bist, den Willen, die Freiheit!... Daß du also auf diese Weise unnütz bist; daß du wohl noch lebest, aber als ein Werkzeug, und daß du nicht mehr dir selbst angehörest....

Zu solch' Ungeheurem, muß man eine ungeheure Kunst verstehn.

Die Kunst die Menschen beieinander und dennoch in Vereinzelung zu halten; vereinigt für die That, uneins durch die Herzen; zu demselben Ziele mitwirkend und sich doch zugleich bekriegend.

Um diesen Zustand der Vereinzelung mitten in der Gesellschaft zu erlangen, muß man zuerst die untern Glieder in gänzlicher Unwissenheit über das lassen, was man ihnen in den höhern Stufen offenbaren wird (Reg. comm. XXVII), so daß sie von einer Stufe zur andern im Finstern forttappen, wie wenn sie in die Nacht hinaufsteigen wollten.[1])

Dieß ist der erste Punkt. Der zweite ist der, die Menschen mißtrauisch gegen einander zu machen, aus

---

[1]) Um das Verbot, lesen zu lernen, welches sie ihren Bedienten geben, zu rechtfertigen, führen sie frech genug den Heil. Franz von Assis an (Reg. comment. Nigronus, S. 303), welcher in seinem vollkommenen Vertrauen in die göttliche Erleuchtung, die Seinigen des Studierens überhebt..... Ich glaube Machiavelli zu sehen, welcher, zum Behufe seiner Politik, das auf den Lippen eines Kindes weggehaschte Wort zu Nutzen zieht. — Es ist gerade so mit einer Menge von Dingen, deren Buchstaben die Jesuiten in den alten Regeln genommen haben, die aber bei ihnen einen ganz verschiedenartigen Sinn haben, und welche nur da sind, um darzuthun, wie sehr ihr Geist von demjenigen des Mittelalters verschieden ist.

Furcht vor den gegenseitigen Angebereien (Reg. comm. XX). Das dritte iſt der, dieſes künſtliche System durch gewiſſe beſonders dazu abgefaßte Bücher, zu vervollſtändigen, indem man ihnen in denſelben die Welt in einem ganz falſchen Lichte zeigt; ſo daß ſie, da ſie kein Prüfungsmittel dagegen haben, für immer in die Lüge eingeſchloſſen und eingemauert ſind.

Ich will nur Eines dieſer Bücher anführen: ihren Abriß der Geſchichte Frankreichs (die Ausgabe von 1843.[1]), ein Buch, welches ſeit zwanzig Jahren, zu Millionen Exemplaren, in Frankreich, Belgien, Savoyen, Piemont und der Schweiz verbreitet worden iſt; ein Buch, welches ſie ſo gut angenommen haben, daß ſie es von Jahr zu Jahr verändert haben;[2]) indem ſie es von den lächerlichen Ausdrücken reinigten, welche ſeinen Verfaſſer berühmt gemacht haben; die Verläumdungen aber, die Läſterungen gegen Frankreich, haben ſie darin gelaſſen..... Ueberall ein engliſches Herz, überall Wellingtons Ruhm.[3])

---

[1]) Histoire de France à l'usage de la jeunesse, Th. II., S. 342, 12°; neue, vermehrte und verbeſſerte Ausgabe, 1843, in Lyon gedruckt bei Louis Lesne, Buchdrucker und Buchhändler, ehemaliges Haus Rusard. Dieſes Buch, und alle diejenigen derſelben Hand, ſind in den Katalogen mit A. M. D. G. (ad majorem Dei gloriam), oder mit L. N. N. (lucet, non nocet) bezeichnet.

[2]) Und dieß von Monat zu Monat. In der Ausgabe, die ſie im Juni davon gemacht, haben ſie die Stelle unterdrückt, die ich im Collége de France anführte, nach der Ausgabe vom Januar oder Februar, die ich den 24. Juni, während ich dieſe Note ſchreibe, noch vor Augen habe.

[3]) Man muß die albernen und für uns beleidigenden

Aber die Engländer ſelbſt haben ſich weniger als Engländer gezeigt; mit Verachtung haben ſie die Verläumdungen, welche die Jeſuiten gegen unſere Todten von Waterloo erfunden oder wieder hervorgeſucht, zurückgewieſen; unter anderm die Stelle, wo die Geſchichte der Jeſuiten erzählt hatte, daß die letzten Trümmer der Kaiſergarde ſich zu ergeben weigerten, und nun dazu ſetzt: „Man ſah dieſe Raſenden, im Angeſichte der Engländer, welche dieſes fremdartige Schauſpiel in grauſiger Beſtürzung gefeſſelt hielt, auf einander ſchießen und ſich gegenſeitig tödten.“

Ihr Elenden, die ihr das Heldengeſchlecht, das ihr aufs Gerathewohl verläumdet, ſo ſchlecht kennt!....

Reden, die man Wellington unterſchiebt, leſen (II, 312); die blutgierigen Thorheiten, die ſie Napoleon ausſprechen machen, (II, 342); die Ungereimtheiten eines blödſinnigen Haſſes: Den 20. März hätte man mit dem Rufe: Es lebe der Kaiſer! denjenigen vermiſcht: Es lebe die Hölle! nieder mit dem Paradieſe! S. 337. — Was ſoll man von der Diſſertation über die Perrücken ſagen, welche in dieſem kleinen Buche zwei volle Seiten einnimmt (II, 153—159)? Das Uebrige iſt je nach den Umſtänden eingerichtet; überall derſelbe weltliche und frömmelnde Geiſt; die ernſteſten Sachen ſind mit einer bellagenswerthen Leichtigkeit geſagt, wobei man den Tod im Herzen fühlt.... In folgendem Style ſpricht der Verfaſſer von der Bartholomäusnacht: Die Hochzeit fand ſtatt, und die Freude des Feſtes wäre vollſtändig geweſen, ohne die blutige Kataſtrophe, welche es beendigte. I, 294. Was aber noch über Alles, iſt das Lob der Jeſuiten durch die Jeſuiten: Durch eine für die Geſellſchaft höchſt ehrenwerthe Auszeichnung zählte ſie ebenſo viele Feinde, als die Religion ſelbſt. II, 103.

Diejenigen, welche dieſe Tapfern von Nahem geſehen, mögen es ſagen, ob ihr ruhiger Muth je mit Raſerei vermiſcht war..... Mehr als Einer, den wir kannten, hatte die Sanftmuth eines Kindes..... O ſie waren ſanft, die Starken! *)

Wenn ihr nur noch ein wenig Klugheit beſitzt, ſo redet nie mehr von dieſen Menſchen, nie mehr von dieſen Zeiten. Schweiget über dieſes Alles!... Man würde euch zu leicht für das erkennen, was ihr ſeid, für die Feinde Frankreichs..... Es würde euch ſelbſt zurufen: „Rühret mir meine Todten nicht an!

*) Wie viele Thatſachen könnte ich anführen! Hier iſt eine, welche verdient aus der Vergeſſenheit gezogen zu werden. Bei der Schlacht von Wagram war eine Batterie der kaiſerlichen Garde für einige Augenblicke auf einem mit verwundeten Feinden bedeckten Felde aufgeworfen worden. Einer von dieſen, welcher durch ſeine Wunde, durch Durſt und Hitze ſchrecklich litt, rief den Franzoſen zu, ihn vollends zu tödten. Wüthend, daß man ihn nicht verſtand, (er ſprach ungriſch), ſchleppt er ſich zu einer geladenen Waffe hin, und verſucht es, ſie auf die Kanoniere loszudrücken; der franzöſiſche Offizier nahm ihm die Waffe aus den Händen und legte einige Kleidungsſtücke über eine Gewehrpyramide, um ihm Schatten zu verſchaffen. — Dieſer Offizier war Herr Fourey-Gauduin, Kapitän der Artillerie der Garde, ein vorzüglicher Geſchichtſchreiber der polytechniſchen Schule, der mitten in dieſen ſchrecklichſten Kriegen und auf allen Schlachtfeldern Europa's herrliche Gedichte ſchrieb. Auf unſerm ſüdlichen Kirchhofe hat er dieſe einfache Grabinſchrift: hinc surrectorus; und weiter unten: Stylo et gladio meruit. Die beiden erſten, ebenſo edeln als chriſtlichen Worte, ſind diejenigen, die er ſelbſt auf das Grab ſeiner Mutter geſchrieben hatte. (hinc surrectura!)

Nehmt euch in acht, sie sind nicht so todt, als ihr denkt!"

Man konnte, während dieser Vorlesung, die Hand, welche die Unterbrechenden leitete, deutlich erkennen. Das Mittel, dessen man sich bediente, um sie zu stören, war ganz demjenigen gemäß, was wir von der Methode der Jesuiten auseinander gesetzt hatten. Es bestand darin, die Stimme des Lehrers, nicht durch Pfeifen, sondern durch Bravo-Rufen zu ersticken; .... Dieser Kniff wurde durch ein Dutzend Personen gehandhabt, welche niemals in unsre Vorlesungen gekommen waren und welche, zu diesem Behufe, erst des Morgens, in einer großen öffentlichen Anstalt angeworben worden waren.

Ein so wenig französisches Verfahren brachte die jungen Leute auf, und dieß um so mehr, da die sehr unerfahrenen Unterbrecher aufs Gerathewohl gemurrt hatten und meistens an den religiösesten Stellen der Vorlesung. Sie kamen daher in Gefahr, besonders Einer von ihnen, den ich mit Vergnügen von einem meiner Freunde in Schutz nehmen sah, welcher ihn mit seinem Körper bedeckte.

Den 16. Mai, Abends, brachten mir mehrere Studenten einen Brief voller Anstand, in welchem sie zugleich ihre Sympathie für den Professor und ihren Unwillen gegen die unedeln Angriffe ausdrückten, welchen sein Kursus ausgesetzt war. Dieser Brief war in einem Augenblicke mit zweihundert achtundfünfzig Unterschriften bedeckt worden.

Wie ich schon gesagt, hatten sich die Zeitungen bereits für uns erklärt. Ich schrieb, den 15ten,

folgenden Brief an den Hrn. Redaktoren des Journal des Débats:

Mein Herr!

In einem verbindlichen Artikel, in welchem Sie die Gerechtigkeit unserer Sache aufstellen, sagen Sie, daß wir uns des Vertheidigungsrechtes bedienen. Einige Personen möchten vielleicht hieraus schließen, daß wir, um unsern angegriffenen Namen zu Hülfe zu kommen, aus dem Gegenstande unserer Belehrungen, aus dem schon lange vorgezeichneten Kreise unserer Lektionen heraustreten.

Nein, wir vertheidigen uns nicht. Die verstümmelten, entstellten Bruchstücke vertheidigen sich von selbst, sobald man sie im Originaltexte liest. Wer würde es wagen, die beigefügten Kommentare öffentlich zu lesen? Es giebt welche darunter, deren klösterliche Phantasie selbst Aretino [1]) weichen machte. (S. Le Monopole universitaire, S. 441.)

Gleich in der ersten Vorlesung dieses Jahres stellte ich meinen Gegenstand fest; es ist die höchste Frage der Philosophie der Geschichte:

Den lebendigen Organismus von dem Mechanismus, von dem Formalismus, der leeren Scholastik zu unterscheiden.

I. Im ersten Theile meines Kurses habe ich gezeigt, daß das wahre Mittelalter nicht, wie man glaubt, von jenem unfruchtbaren Geiste beseelt ist; ich habe

[1]) „Geboren 1492, gest. 1556, ein durch die zügelloseste Frechheit und Schlüpfrigkeit berüchtigter italienischer Schriftsteller und Dichter." Anmerk. d. Uebers.

in meinen Forschungen das Geheimniß seiner reichen Lebenskraft zu verfolgen gesucht.

II. Im zweiten Theile meines Kursus zeige ich, was man von jenem falschen Mittelalter zu halten habe, welches sich uns aufdrängen möchte. Aeußerlich bezeichne ich es durch seine Ohnmacht und die Leere seiner Ergebnisse; ich dringe in sein Innerstes hinein, in die Unredlichkeit seines Prinzips: Sich des Menschen durch listigen Ueberfall bemächtigen, ihn vor dem Alter, in welchem er sich vertheidigen könnte, zu umhüllen, seinen Willen einzuwickeln, wie sie es selbst sagen in der Apologie der Jesuiten.

Dieß war, dieß ist der Plan meiner Vorlesungen. Die Polemik ist nur eine Bestärkung und Stütze der Theorien; der Jesuitenorden ist darin ein Beispiel, wie der Tempelorden, an den ich auch zu erinnern Gelegenheit hatte.

Ich mache nicht gerne Geräusch. Der größte Theil meines Lebens ist in Stille vorübergeflossen. Ich habe erst spät zu schreiben angefangen; ich habe mich nie in Streitigkeiten eingelassen, habe nie geantwortet. Seit zwölf Jahren habe ich mich in ein großes und bedeutendes Werk eingeschlossen, welchem ich mein ganzes Leben opfern will. Gestern schrieb ich Frankreichs Geschichte, ich will sie morgen wieder schreiben und immer, so lange mir's Gott vergönnt. Ich bitte ihn nur, er möge mich so lassen, wie ich bis jetzt gewesen bin — im Gleichgewicht, und Herr über mein Herz..... so daß jener Berg von Lügen und Verläumdungen, der schon lange aufgethürmt wurde, und der mich mit einem Male zerschmettern

ſollte, die unparteiiſche Wage, die er mir in die Hand gegeben, nicht wanken mache.

Ich bin u. ſ. w. Montags 15. Mai 1843.

Unſere Gegner konnten den 18. Mai an der ſchweigſamen Haltung der Menge, welche alle Höfe des Collége de France erfüllte, ſehen, daß es gefährlich für ſie werden könne, die Geduld des Publikums noch weiter auf die Probe zu ſetzen. Es herrſchte vollkommene Stille; eine Perſon, welche (vielleicht mit Unrecht) in Verdacht ſtand, einen Verſuch zur Unterbrechung machen zu wollen, wurde von Hand zu Hand geſchoben, und in einem Augenblicke zum Saale hinausgeſetzt.

Seit dieſem Tage iſt die Ruhe nicht wieder geſtört worden.

Vierte Vorlesung.

Freiheit, Fruchtbarkeit. — Unfruchtbarkeit der Jesuiten.

18. Mai 1843.

Die Freiheit der Presse hat die Freiheit des Wortes gerettet. Sobald sich ein Gedanke, eine Stimme erhebt, kann man sie nicht mehr ersticken; sie dringen durch Gewölbe und Mauern hindurch. Was würde es nützen, sechshundert Personen zu verbieten, was morgen von sechshundert Tausenden gelesen werden wird?

Die Freiheit, das ist der Mensch. — Selbst um sich zu unterwerfen, muß man frei sein; um sich dahinzugeben, muß man sich selbst angehören! Wer sich zum Voraus aufgegeben hätte, wäre kein Mensch mehr, er wäre nur eine Sache.... Gott würde seiner nicht begehren!

Die Freiheit ist so sehr der Grund der modernen Welt, daß, um sie zu bekämpfen, den Feinden keine andere Waffe mehr, als sie selbst übrig bleibt. Wie hat Europa es vermocht, gegen die Revolution zu kämpfen?.... Eben mit gegebenen oder versprochenen Freiheiten, Gemeindefreiheiten, bürgerlichen Freiheiten (in Preußen, Ungarn, Gallizien u. s. w.)

Die heftigen Gegner der Denkfreiheit schöpften ihre Kräfte aus der Freiheit. Ist es nicht ein höchst

merkwürdiges Schauſpiel, zu ſehen, wie Herr von Maiſtre,[1]) in ſeiner lebhaften Verfahrungsweiſe, jeden Augenblick ſich dem Joche entzieht, das er Andern auflegen will, und bald myſtiſcher als die von der Kirche verurtheilten Myſtiker, bald ebenſo revolutionär wird, als die Revolution, welche er bekämpft.

Wunderſame Kraft der Freiheit! Das freiſte von allen Jahrhunderten, das unſrige, iſt auch das harmoniſchſte geworden. Es hat ſich entwickelt, aber nicht mehr durch ſclaviſche Schulen, ſondern durch große Kreiſe oder Familien unabhängiger Männer, welche, ohne bei einander zu Lehen zu gehn, zuſammen Hand in Hand vorwärts ſchreiten; in Deutſchland der Kreis der Philoſophen, der großen Muſiker; in Frankreich derjenige der Geſchichtſchreiber und der Dichter u. ſ. w.[2])

---

[1]) „Es iſt hier von Joſeph de Maiſtre (1753 zu Chambery geb., 1821 zu Turin geſt.) die Rede, dem Bruder des als witzigen und liebenswürdigen Dichters und Humoriſten bekannten Xavier de Maiſtre, deſſen älterer Bruder er war; er war ein Feind aller Leute, und namentlich aller Schriftſteller, welche einen andern Weg als den der alten Politik und Scholaſtik einſchlugen; er ſchrieb einige Werke religiös-politiſcher Natur, die beinahe durchgängig an Verworrenheit und Myſtik leiden. Das Neueſte über ihn ſchrieb Sainte-Beuve in der Revue des Deux Mondes, Juli und Auguſt 1843.“ Anm. d. Ueberſ.

[2]) Dieſelbe Entwicklung iſt in den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften; ſeit dem Anfang des Jahrhunderts ſehe ich, bei Gelegenheit der äußeren großen Kämpfe, einander gegenüber, aber nichts deſto weniger in vollkommener Eintracht, die Chemiker Frankreichs, die Mechaniker Englands arbeiten, indem alle aus dem Schooß der Erde die wunderſamen Kräfte ziehen,

Also ist es gerade zur Zeit, als es keine Assoziation, keinen religiösen Orden, keine Schule mehr gab, als zum erstenmale jene große Vereinigung begonnen hatte, in welcher jede Nation in sich und alle Nationen unter einander, ohne sich vorher mit einander zu besprechen, sich verstanden haben.

Das freiere Mittelalter hatte diese edle Harmonie nicht; es hatte wenigstens die Hoffnung und wie den prophetischen Schatten davon, in den großen Innungen, welche, obgleich noch abhängig, nicht weniger Freiheiten waren, in Beziehung auf die vorigen Zeiten. Als der heil. Dominikus und der heil. Franziskus den Mönch aus seiner Verschlossenheit heraus zogen, und ihn als Prediger und Pilger in die weite Welt hinausschickten, goß diese neue Freiheit das Leben in tausend Strömen aus.....Trotz des verderblichen Antheils, welchen der heil. Dominikus [1]) an der Inquisition genommen hat, lieferte er einen tiefen Theologen, Redner, Dichter, Maler und kühner Denker, bis er, um nicht wieder zu ersehn, sich auf Bruno's [2]) Scheiterhaufen selbst verbrannt.

So war das Mittelalter kein künstliches und mechanisches System, sondern wohl ein lebendiges Wesen, welches seine Freiheit hatte und dadurch auch

---

welche, wenn sie auch mitten in der Begeisterung des Kriegs aufgefunden worden sind, nicht minder ein friedliches Besitzthum der Menschheit geworden sind.

[1]) „Dominikus de Guzman (geb. 1170, gest. 1221, 1233 durch Gregor IX. kanonisirt, der Stifter des Predigerordens, dessen Mitglieder besonders als Ketzerrichter gebraucht wurden und die das Inquisitionsgericht herbeiführten."

[2]) „Giordano Bruno, origineller Philosoph und Dominikaner aus dem 16. Jahrhundert, der 1600 in Rom als Ketzer verbrannt wurde." Anm. d. Uebers.

seine Fruchtbarkeit, welches wahrhaftig lebte, arbeitete und ins Leben schuf.... Und jetzt, da es ruht, hat es seine Ruhe verdient, gleich einem guten Arbeiter.... Wir, die wir heute arbeiten, würden morgen gerne an seiner Seite ausruhen.

Aber zuvor werden es und wir aufgefordert werden, Rechenschaft abzulegen von unserm Thun. Die Jahrhunderte sind so gut verantwortlich wie die Menschen. Wir, die Modernen, werden mit den Leuten des Mittelalters erscheinen, unsre Werke tragend und unsre großen Arbeiter vorstellend. Wir werden Leibnitz und Kant zeigen, und sie den heil. Thomas; wir Ampère oder Lavoisier, sie Roger Baco; sie den Componisten des Dies irae, des Stabat mater, wir Beethoven und Mozart.

Ja, jene alte Zeit wird uns Etwas entgegenzusetzen haben; der heil. Benedikt, der heil. Franziskus, der heil. Dominicus werden mit großen Werken kommen, die, so scholastisch sie uns erscheinen mögen, nichtsdestoweniger Werke des Lebens waren.

Und was werden denn die Jesuiten bringen?

Zwischen diesen beiden bedeutsamen Geistesvereinen des Mittelalters und der modernen Zeiten, kann nicht davon die Rede sein, gelehrte und geistreiche Leute, anmuthige lateinische Poeten, einen guten Prediger, wie Bourdaloue, einen scharfsinnigen Philosophen, wie Buffier[1]) aufzuführen....[2]) Wenig für

[1]) „Claude de Buffier (von französischen Eltern 1661 in Polen geboren, 1737 in Paris gestorben), Verfasser einer großen Menge philosophischer Schriften, wovon die Grammaire française und der Cours de Sciences die bekanntesten sind." Anm. d. Uebers.

[2]) Man sehe das Verzeichniß in der Apologie (durch den

die Literatur; nichts, weniger als nichts für die Kunst. Seht nur, welche geschminkte, alt-kokette, gezierte Malerei aus ihrem Einflusse hervorging, die von Mignard [1]) an immer blässer und unbedeutender wird.[2])

Allein das sind eure Werke nicht. Ihr habt andere, die müßt ihr zeigen.

Vor Allem eure Geschichten,[3]) die oft gelehrt sind, immer verdächtig, immer von einem Parteiinteresse beherrscht.

Jesuiten Cerutti) S. 292—310: Geschichtschreiber: Bougeant, Duhalde, Strada, Charlevoix, Maimbourg u. s. w. — Gelehrte: Petau, Sirmond, Bollandus, Gaubil, Parennin u. s. w. — Literatoren: Bouhours, Rapin, La Rue, Jouvency, Banière, Sanadon u. s. w. Viele Männer von Wissenschaft und Verdienst, aber kein einziger Mann von Genie. — Was sie dagegen einzuwenden haben, ist, daß, da sie in den Zeiten des Kampfes gekommen und überhaupt ein Leben der That geführt, sie mehr gehandelt als geschaffen haben und daß man daher weniger ihre Denkmäler als ihre Thaten beurtheilen müsse. . . . War aber nun ihre That wirklich fruchtbar? Wir antworten ohne Zögern nein, nicht einmal für die Missionen. Man sehe die Vorlesungen von Hrn. Quinet.

[1]) „Es gab zwei Brüder Mignard (Nikolas und Pierre) beide im 17. Jahrhundert und Maler."

Anm. d. Uebers.

[2]) Le Poussin liebte weder die Jesuiten, noch die Malerei der Jesuiten. Denjenigen, welche ihm vorwarfen, Christus unter einer so strengen Gestalt darzustellen, sagte er ganz trocken: „Unser Herr war kein weichlicher Pater."

[3]) Der ganze Orden ist ein Geschichtschreiber, ein unermüdlicher Biograph, ein eifriger Archivar. Er erzählt seinem General Tag für Tag, was in der Welt vorgeht.

Wenn Daniel und Mariana [1]) auch hätten wahrhaftig sein wollen, so hätten sie es nicht gekonnt. Es fehlt den Eurigen Etwas, das ihr immer zu zerstören trachtet, das was ein großer Mann gerade für die erste Eigenschaft des Geschichtschreibers erklärt: „Ein Löwenherz um immer die Wahrheit zu sagen!“

Im Grunde habt ihr nur ein Buch, welches euch angehört: ein Gesetzbuch.

Ich verstehe darunter die Regeln und Constitutionen, vermittelst welcher ihr regieret; setzen wir dazu noch die gefährlichen Ränke, nach welchen ihr eure Beichtiger abrichtet, um die Gewissen zu beherrschen.

Wenn man das große Buch der Constitutionen der Jesuiten durchgeht, so erschrickt man vor der Unendlichkeit von Einzelnheiten, vor der außerordentlich kleinlichen Vorsicht, für welche es zeugt; [2])

---

[1]) Was in diesem Buche dem Mittelalter entlehnt ist, nimmt einen modernen Charakter an, der dem alten Geiste oft sehr entgegengesetzt ist. Was darin vorherrscht, ist Federfuchserei, ist eine unendliche Regelwuth, eine Regierungsneugier, die niemals stille steht, die Alles sehen möchte, den Grund und noch tiefer als den Grund hinab. Daher kommen die unerhörten Abgeseimtheiten ihrer Kasuistik, und jener traurige Muth den Koth aufzurühren und zu zersehen, auf die Gefahr hin noch tiefer darin zu versinken.... Im Ganzen: ein kleinlicher, feiner und im Kleinlichen sich verlierender Geist, ein Zwittergemengsel von Bureaukratie und Scholastik.... Mehr Polizei als Politik.

[2]) „Pater Gabriel Daniel (geb. 1649, gest. 1728), war Superior im Professhause zu Paris, ein höchst fruchtbarer Schriftsteller, schrieb u. A. eine Geschichte Frankreichs, die im Auszuge noch 9 Bände hat; er

es ist jedoch ein mehr großes als großartiges Gebäude, dessen Anblick ermüdet, weil es nirgendwo die Einfalt des Lebens darbietet; weil man mit Entsetzen fühlt, daß die lebendigen Kräfte darin wie Steine behandelt werden. Man sollte glauben man sehe eine große Kirche, nicht wie diejenige des Mittelalters, in ihrem naiven Wachsthum, — nein! eine Kirche, deren Mauern nur aufhorchende und aufschauende Köpfe und Menschengesichter darbieten würden, aber keinen Körper, kein Glied; da Glieder und Körper auf immer, ach! in die unbewegliche Mauer hineingesiegelt sind.

Alles ist auf ein Prinzip gebaut: Gegenseitige **Beaufsichtigung**, gegenseitige Anklägerei, vollkommene **Verachtung** der menschlichen Natur (eine für die schreckliche Zeit, in welcher der Orden gestiftet worden, vielleicht natürliche Verachtung).

Der Oberste ist von seinen Konsulenten umgeben, die Ordensbrüder, Novizen, Schüler von ihren Mitbrüdern oder Kameraden, die sie verklagen können. Schmähliche Vorsichtsmaaßregeln werden gegen die wichtigsten, erfahrensten Mitglieder genommen.[1])

---

schrieb auch gegen Pascal eine: **Réponse aux Lettres Provinciales.**" — „Joh. Mariana (Spanier, 1537 geb., 1624 gest.); Verfasser einer großen Geschichte von Spanien, in 30 Büchern, die er selbst aus dem Lateinischen ins Französische übersetzte."

Anm. d. Uebers.

[1]) **Polizei und Gegenpolizei. Der Beichtiger selbst wird durch sein Beichtkind beaufsichtigt, das man ihm oft zuschickt, um ihm hinterlistige Fragen zu stellen!** ein Weib, welches der gegenseitige Spion zweier aufeinander eifersüchtiger Männer ist. . . . Hölle unter der

Wie finster sieht es da innen aus! wie beklage ich sie!.... Aber wenn der Mensch im Innern so übel steht, so muß er wohl nach außen hin um desto thätiger sein, und wird er dann nicht jene gefährliche Unruhe auf seine äußern Verhältnisse übertragen? Das einzelne Mittel, jenen schrecklichen Polizeigeist weniger zu fühlen, ist, ihn überall anzuwenden.

Ist eine solche, auf die Erziehung angewandte Polizei, nichts Gottloses?.... Was! nach dieser armen Seele, welcher nur ein Tag zwischen zweien Ewigkeiten vergönnt ist, ein Tag um der seligen Ewigkeit würdig zu werden, streckt ihr die Hand aus, um schon das Kind zum Ankläger zu machen, das heißt dem Teufel ähnlich, der nach der Genesis der erste Ankläger der Welt war!

Alle Dienste, welche die Jesuiten leisten konnten,[1]) können dieß nicht auswaschen. Ihre Unterrichts- und

---

Hölle!... Wo ist der Dante, der dieses erfunden hätte?... Die Wirklichkeit ist weit größer und schrecklicher als jede Einbildung!... Diese Art von Spionenwesen ist zwar nicht in der Regel, dafür aber in der Praxis.

[1]) Und gewiß haben sie auch welche in jenen Zwischenakten geleistet, als die scholastische Erziehungsweise zu Ende war und die neuere noch nicht begonnen hatte. Jedoch ist ihre Methode, selbst in dem, was sie klug Ersonnenes hat, durch einen kleinen Geist verdorben, durch die übermäßigen Zertheilungen der Zeit und der verschiedenartigsten Studien; Alles ist armselig zugeschnitten: ein Viertelstündchen für vier Zeilen von Cicero, ein zweites für Virgil u. s. w. Dazu kömmt noch ihre Wuth die Autoren zuzustutzen, ihren eigenen Styl beizumischen, sie als Jesuiten zu verkleiden u. s. w.

Erziehungsmethode selbst, die in manchen Dingen wohl ersonnen ist, trägt darum nicht weniger überall ein mechanisches, automatisches Gepräge. Kein Lebensgeist ist in ihr zu verspüren. Sie ordnet das Aeußere an; das Innere wird nachkommen, wenn es kann. Unter andern lehrt sie: wie man den Kopf auf eine geziemliche Weise halten müsse; wie man immer ein wenig weiter unter sich blicken müsse, als die Person, mit welcher man spricht; wie man die Falten um Nase und Stirn wohl auszuglätten habe.[1]) Alles sichtbare Beweise von Doppelsinn und List.... Die elenden Komödianten wissen nicht, daß die Heiterkeit, die Miene der Unschuld und die sittliche Größe von Innen herausblühen, aus dem Herzen ins Gesicht steigen müssen, und daß man sie nicht nachmachen könne.

. . . . . .

Dieß, meine Herren, sind die Feinde, mit welchen wir's zu thun haben. Die religiöse Freiheit, welche sie antasten wollen, ist innig verbunden mit der politischen Freiheit, mit der Preßfreiheit, mit der Freiheit des Wortes, die ich Ihnen danke vertheidigt zu haben.... Erhalten Sie dieses große Erbtheil wohl; Sie sind es um so mehr schuldig, meine jungen Zuhörer, da Sie es von Ihren Vätern überkommen haben und nicht selbst erworben; es ist der Lohn ihrer Anstrengungen, die Frucht ihres Blutes. Könnten

[1]) Institutum Soc. Jes. II; 114, Ausg. Prag. in folio. Nichts hat sich in der Erziehung der Jesuiten geändert. Alles was ich im *Intérieur de St. Acheul, par un de ses élèves* gelesen hatte, wurde mir durch die Zöglinge aus Brugelette, Brieg und Freiburg bestätigt.

Sie es hergeben? Eher müßten Sie die Grüfte Ihrer Väter aufbrechen!

Erinnern Sie sich immer der Worte eines Greises der alten Zeit, eines Mannes mit weißem Barte, wie er selbst sagt, des Kanzlers L'Hopital:[1]) „Die Freiheit verlieren, o guter Gott! Was bliebe dann noch zu verlieren übrig?“

---

[1]) „Michel de L'Hopital (geb. 1506, gest. 1573), einer der vorzüglichsten Charaktere des 16. Jahrhunderts, der durch den Muth und die unerschütterliche Beharrlichkeit, mit welcher er die Rechte des Königs, aber auch die Freiheit des Volkes, namentlich die Duldsamkeit gegen die Hugenotten vertheidigte, im Rufe stand, ihrer Partei selber anzugehören; bei dem Kolloquium zu Poissy und der Ständeversammlung zu Moulins übte er seinen Einfluß aus und setzte das in dieser letztern Stadt gegebene Edikt mit großer Ausdauer durch. Er war auch Dichter. Dufey gab 1824 zu Paris seine Oeuvres complètes, précédées d'un essai sur la vie de l'auteur, in 7 Bänden heraus.“ Anm. d. Uebers.

Fünfte Vorlesung.

Freie gesellschaftliche Verbindung, Fruchtbarkeit. Unfruchtbarkeit der dienstbaren Kirche.

26. Mai 1813.

Die heftigen und treulosen Angriffe, die man seit unsrer letzten Versammlung, gegen mich gerichtet hat, nöthigen mich ein Wort über mich selbst zu sprechen.

Ein einziges Wort; das erste, es soll auch das letzte sein.

Meine Herren, wir kennen uns schon von lange her.

Die meisten der hier gegenwärtigen Jünglinge sind, wenn nicht durch mich selbst, wenigstens durch meine Bücher und durch meine Schüler erzogen worden. Es ist Keiner zugegen, welchem die Richtung unbekannt wäre, die ich verfolgt habe.

Eine ebenso freiherzige, als religiöse Richtung. Sie geht von 1827 aus. In jenem Jahre veröffentlichte ich zwei Werke; das eine war die Uebersetzung eines Buches, welches die Philosophie der Geschichte auf der Grundlage der Vorsehung erbaut, die jeder Religion gemeinsam angehört; das Andere war ein Abriß der neuern Geschichte, in welchem ich den Fanatismus und die Unduldsamkeit mit mehr Nachdruck verdammte, als ich es seitdem gethan habe.[1])

[1]) Man sehe besonders, was ich über die Bartholomäus-

Man kannte mich also damals sowohl durch meine Schriften, als durch meinen Unterricht auf der Normalschule, einen Unterricht, welchen meine Schüler auf allen Punkten Frankreichs verbreiteten. Seitdem habe ich auch nicht ein Wort gesagt, welches nicht mit meinem Ausgangspunkte übereinstimmte.

Meine Laufbahn war keineswegs übereilt; ich bin nach und nach durch alle Stufen emporgestiegen, ohne daß man mir auch nur eine einzige erlassen oder abgekürzt hätte. Prüfung, Wahl und Altersrecht, dieß war der Weg auf welchem ich emporschritt.

Man wirft mir meine bescheidenen Anfänge vor.... Ich rühme mich derselben.... (Beifallklatschen).

Man sagt ich sei um Aemter eingekommen....[1]) Zu welcher Zeit hätte ich dieß gethan? Wer, während so vieler Jahre, jeden Tag und rastlos dem doppelten Amte des Lehrers und des Schriftstellers obliegen mußte, hatte wenig Zeit den Geschäften und Interessen nachzugehn.

Während langer Jahre habe ich das Leben der Benediktiner unsres Zeitalters geführt, eines Sismondi, eines Daunou ...[2]) Herr Daunou lebte in

---

nacht gesagt habe im Précis de l'histoire moderne, S. 141 unten, Ausg. v. 1827.

[1]) Unter der Restauration habe ich um kein Amt angesucht, wie man es gesagt hat, wohl aber bin ich angesucht worden, und zwar in welchem Augenblicke? Im Jahr 1828 unter Martignac's Ministerium und durch die Vermittelung eines meiner berühmten Freunde, welchem jenes Ministerium, unter dem Beifall von ganz Frankreich, seinen Lehrstuhl zurückgab.

[2]) „Simondi, einer der vorzüglichsten Historiker der neuern Zeit, namentlich berühmt durch seine Werke:

einer entfernten Vorstadt, mitten unter den Gärtnern; jeden Morgen, wenn sie Licht an seinem Fenster sahen, machten sie sich an die Arbeit und sagten: „Es ist vier Uhr.“

Wenn man ein so ausgedehntes Werk unternimmt, wie die Geschichte dieses Landes, ein Werk, das mit der Dauer des menschlichen Lebens in gar keinem Verhältniß steht, so verurtheilt man sich freiwillig dazu ein klösterliches Leben zu führen.... Dieses Leben ist nicht ohne Gefahr. Man zehrt sich dabei in die Länge auf, so daß man nicht mehr weiß, was draußen vorgeht und manchmal erwacht man nicht eher, als bis der Feind schon die Thüre eingesprengt und Einen überfallen hat.

Gestern, ich gestehe es, war ich noch ganz in meiner Arbeit vertieft, zwischen Ludwig XI. und Karl dem Kühnen eingeschlossen, und gewaltig damit beschäftigt sie in Einklang zu bringen.... Als ich den brausenden Flügelschlag einer Fledermaus an meinem Fenster hörte, da mußte ich doch wohl den Kopf zum Fenster hinausstrecken, um zu sehn, was es gebe!

Und was sah ich? Das Nichts, welches Besitz von der Welt nimmt.... und die Welt, welche sich

---

De la littérature du Midi, 4 Bde.; die histoire des républiques italiennes, 16 Bände, u. s. histoire des Français.“ — „Daunou, Mitglied des National-Konvents, Verfasser von: Essai sur les garanties individuelles; Essai historique sur la puissance temporelle des Papes et sur l'abùs qu'ils ont fait de leur ministère spirituel.“ Anm. d. Uebers.

gehn läßt, die Welt, welche dahin wogt, wie auf dem Floß der Medusa; welche nicht mehr fortrudern will, welche den Floß auflöst und zerstört, welche winkt... etwa der Zukunft? dem Rettungssegel?... Nein, aber wohl dem Abgrund, der schrecklichen Leere....

Der Abgrund murmelt leise: Kommt zu mir, was fürchtet ihr denn? Seht ihr denn nicht, daß ich nichts bin?

Und eben weil du nichts bist, fürchte ich mich vor dir. Was fürchte ich?... dein Nichts. Vor dem was ist fürchte ich mich nicht; denn was wirklich ist, ist von Gott.

Das Mittelalter hat in seinem letzten Buche (De Imitatione Christi) gesagt: Gott soll reden, und die Doktoren sollen schweigen. — Dieß brauchen wir nicht zu sagen, denn unsre Doktoren sagen ja nichts.

Sagen die Theologie, die Philosophie, jene beiden Herrinnen der Welt, von welchen der Geist ausströmen sollte, noch Etwas?

Die Philosophie lehrt nicht mehr; sie hat sich auf die Geschichte, auf die Gelehrsamkeit beschränkt; sie übersetzt oder druckt Altes.

Die Theologie lehrt nicht mehr. Sie kritisirt, sie schimpft. Sie lebt von Eigennamen, von den Büchern und dem Ruf dieses oder jenes Herrn, den sie angreift.... Was kümmert uns aber dieser oder jener Herr? Redet uns doch von Gott.

Es ist hohe Zeit, wenn man sich des Lebens freuen will, daß Jeder die Doktoren sich zanken lasse so viel's ihnen Freude macht und daß er Leben in sich selbst suche, daß er sich auf die innere Stimme berufe, daß er

ſich nachhaltigen Studien der Einſamkeit, daß er ſich der Mitwirkung zu freier Aſſociation hingebe.

Heutzutage verſtehn wir weder die Einſamkeit, noch die Aſſociation, noch weniger verſteht man es wie die einſame Arbeit und die freien Verbindungen die Ideen umtauſchen und ſich befruchten können.

Und da iſt doch das Heil .... Ich ſehe in Gedanken ein ganzes Volk, welches leidet und ſchmachtet, welches weder Aſſociation noch wahre Einſamkeit hat, ſo vereinzelt es auch ſonſt daſtehen mag. Hier ein Volk von Studierenden, die von ihren Familien entfernt ſind (dieſer Berg von Schulen iſt ein Quartier von Verbannten); dort ein Volk von Prieſtern, welche auf dem Lande zerſtreut ſind und zwiſchen dem böſen Sinne der Welt und der Tyrannei ihrer Obern ſchmachten, eine unglückliche Schaar, die keine Stimme hat zu klagen, die, in einem halben Jahrhundert erſt einen Seufzer ausgeſtoßen hat.[1])

Alle jene vereinzelten oder durch die Gewalt vereinigten Männer, die der Vereinigung fluchen müſſen, waren im Mittelalter zu freien Brüderſchaften, zu Kollegien verbunden, wo, ſelbſt unter der Auktorität, die Freiheit noch ihren Antheil hatte. Mehrere dieſer Kollegien regierten ſich ſelber, ernannten ihre Oberhäupter, ihre Meiſter. Und nicht nur die Verwaltung, ſelbſt das Studium war in manchen Punkten frei. In der großen Schule von Navarra, zum Beiſpiel, hatten die Studenten, nebſt dem verbind-

[1]) De l'état actuel du clergé, et en particulier des curés ruraux appelés desservants, par MM. Allignol, prêtres desservants, 1839.

lichen Unterrichte, das Recht ſelber ein Buch zu wählen, um es miteinander zu erklären, zu ſtudieren und miteinander darin zu forſchen. Dieſe Freiheiten waren reich an Früchten; das Kollegium von Navarra brachte aber auch eine Menge ausgezeichneter Männer hervor: Redner, Kritiker, die Clémengis [1]) und die Launoy, die Gerſon und die Boſſuet.[2])

[1]) „Nikolaus Clémengis (geſt. gegen 1430), Doktor der Sorbonne, der ſeine Studien in dem Pariſer Kollegium „von Navarra“ gemacht hatte, und 1393 Rektor der Univerſität wurde, ſchrieb unter Anderm einen Traktat: De corrupto Ecclesiæ statu.“

„Johann von Launoy — nicht mit dem Calviniſten Mathieu Launoy zu verwechſeln, — (geb. 1603, geſt. 1678), führte ein einfaches, ſtrenges und arbeitſames Leben; er ließ ſich aus der theologiſchen Fakultät von Paris ausſchließen, da er die Verdammungs-Cenſur des Doktor Arnauld nicht unterſchreiben wollte, obgleich er mit ihm über die Gnade keineswegs einverſtanden war. Er ſchrieb eine Menge theologiſcher Diſſertationen; auch ſind ſeine „Briefe“ ſehr geſchätzt; man hat ebenſo von ihm eine „Geſchichte des Kollegiums von Navarra.“

„Gerſon, eigentlich Johann Charlier (geb. 1363, geſt. 1429), Kanonikus in Paris und Doktor an der Sorbonne, beſonders berühmt durch ſein Auftreten in den Konzilien von Piſa und Konſtanz.“

„Boſſuet, (geb. 1627, geſt. 1704), der berühmte Biſchof von Meaux, Aumonier der Dauphine und ſpäter der Herzogin von Burgund, als Apologet der katholiſchen Kirche und geiſtlicher Redner ausgezeichnet.“ Anm. d. Ueberſ.

[1]) Man erinnere ſich noch, mit welchem Reichthume die freie Entwicklung in jenen ſchönen Maler-Verbindungen vom dreizehnten bis zum ſechzehnten Jahrhundert blühte! Indem der Meiſter ſeinen Schülern erlaubte, auf ſeine Gemälde zu malen, verfolgte er doch nicht deſto

Die Freiheit, die noch in jenen Schulen des Mittelalters übrig geblieben, verſchwand in den letzten Jahrhunderten.

In jenen, oft ſo ſchlecht beurtheilten Schulen, lernte man in der That wenig, allein man übte ſich. Im ſechzehnten Jahrhundert verändert ſich der Ge-

---

minder, durch die Fluth verſchiedener Malerei, ſeinen kräftigen Drang.... Sie ſcheinen ſich ihm aufzuopfern, in ihm unterzugehen, ſich in ſeinem Ruhme zu verlieren und je mehr ſie ſich vergeſſen, deſto mehr gewinnen ſie. Frei und leicht, ohne Selbſtſucht und Stolz, ſchreiten ſie voran, und die Grazie fließt aus ihrem Pinſel, ohne daß ſie wiſſen, woher ſie gekommen.... Und eines Morgens iſt der Jüngling, der geſtern noch Farben rieb, ſelbſt zum Meiſter und Haupt der Schule geworden.

Was in der freien Innung wahrhaft göttlich, iſt daß ſie, indem ſie ſich ein beſonderes Werk vorſetzt, ſie Etwas entwickelt, das über jedem Werke erhaben iſt, nämlich die Macht alle Werke zu vollbringen: Einheit, Verbrüderung.... In einem gewiſſen Gemälde von Rubens, an welches Van Dyk Hand gelegt, iſt Etwas, das über das Gemälde ſelbſt, das ſelbſt über die Kunſt geht: ihre ruhmvolle Freundſchaft!

Je mehr man die Kraft der freien Aſſociation verſtehn wird, deſto mehr muß man aus ihr neue Kräfte des Lebens aufbluhen ſehn; deſto freundlicher wird man dem Neuangekommenen die Hand bieten. Jeder Mann von verſchiedenem Genius, von verſchiedenartigem Studium, bringt uns ein Element, das wir aufnehmen müſſen. Er kömmt, um uns zu vervollſtändigen. Vor ihm war die große Leier, die wir mit einander bilden, noch nicht harmoniſch; jede Saite erhält ihren Werth nur durch die benachbarten Saiten... Wenn eine mehr kömmt, ſo wollen wir uns darüber freuen, die Leier wird um ſo herrlicher klingen.

ſichtspunkt; man will wiſſen. Die Wiſſenſchaft wächst mit einem Male durch die ganze alte Welt empor, die man damals wieder fand. Durch welche mechaniſche Mittel konnte man nun dieſe Maſſe von Wörtern und Sachen ins Gedächtniß ſchaffen?

Dieſe unharmoniſche Wiſſenſchaft hatte nichts als Zweifel hervorgebracht; Alles wogte hin und her, die Ideen, wie die Sitten. Um den menſchlichen Geiſt aus dieſen Wogen heraus zu ziehen, erſann man die ſtarke Maſchine der Geſellſchaft der Jeſuiten, in welcher er, einmal gut eingefangen und eingenagelt, nicht mehr weichen konnte.

Was geſchah? Die barbariſche Idee das pochende Leben zwiſchen die Zange zu kneipen, verfehlte gerade was ſie ſuchte. Als man glaubte etwas zu halten, hielt man nichts; man hatte nur den Tod gefaßt.

Und der Tod gewann das Spiel. Ein Geiſt des Mißtrauens, der Unthätigkeit verbreitete ſich in der Kirche. Das Talent kam in Verdacht. Die guten Köpfe waren diejenigen, welche ſchwiegen. Man entſchloß ſich je mehr und mehr zum Schweigen; man gewöhnte ſich daran den Todten zu ſpielen. Wenn man ihn ſo gut ſpielt, iſt man wirklich todt.

In unſern Tagen ſind die hervorragenden Kämpen der Geiſtlichkeit Fremde (die Bonald, die De Maiſtre).[1] Ein Prieſter, ein Einziger, hat ſich her-

[1] „Vicomte von Bonald, bekannt durch ſeine Théorie du pouvoir politique et religieux, von Napoleon zum Conseiller de l'université ernannt und als Erzieher von deſſen Neffen Louis Napoleon bezeichnet, welche Stelle er jedoch ablehnte, iſt einer der erſten Wortführer des Ultramontanismus. Er nahm zur Zeit mit

vor gethan [2]) .... Ist derselbe wohl noch ein Priester?

Gänzliche Unfruchtbarkeit, welche der Lärm, den man aufschlägt, nur sehr wenig erklärt.

„Aber wie!“ wird man vielleicht sagen, „ist's denn nicht genug ein ewiges Dogma wieder herzusagen und zu wiederholen?“

Ja, eben weil Christus ewig und göttlich ist, so hat er sich in seinem mächtigen Aufwachen immer mit einem neuen, jugendlichen Gewande bekleidet.... Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat er sich stets mit einer neuen Tunika umschlossen, sowohl durch den heil. Bernhard, als durch den heil. Franziskus; sowohl durch Gerson, als durch Bossuet!...

Entschuldigt eure Ohnmacht nicht! wenn die Menge die Kirchen erfüllt, versucht's doch nicht glauben zu machen, daß sie kommen um dieses Wiederdurchbeuteln alter Streitreden zu hören. Früher oder später wollen wir die verschiedenen Beweggründe zergliedern, welche sie herbeigezogen haben. Für heute nur eine Frage: Kommen diese Leute in die Kirche, um die Welt zu verlassen, oder, um deso schneller in sie hineinzukommen?... In diesen Zeiten der Konkurrenz hat Mancher gethan, wie ein eiliger Vorübergehender, der die Straße allzugefüllt findet und eine offene Kirche benützt, durchgeht, zur andern Thüre herauskommt,

---

Chateaubriand Theil an der Herausgabe des Mercure de France. — Ueber de Maistre siehe S. 71, Note 1.“ Anm. d. Uebers.

[2]) Der berühmte Herr von La Mennais.

und ſo den Einfältigen, welche ſich noch durch die Menge durcharbeiten müſſen, voraus gekommen iſt. . . .

. . . . . .

Die unfruchtbare Geiſtlichkeit zurückhalten, ſie in der trockenen Erziehung des ſechzehnten Jahrhunderts laſſen, ihr immer die Bücher aufdringen, die von dem häßlichen Geiſte jener Zeit zeugen, iſt thun was ihre grauſamſten Feinde nicht thun würden.

Wie! dieſe große lebendige Körperſchaft wollt ihr entnerven, lähmen! ſie unthätig, regungslos laſſen! ihr Alles verbieten, außer den Schimpf!

Aber Schimpf, aber Kritik und ſelbſt die beſte Kritik iſt ja immer nur Kritik, das heißt Verneinung. Immer mehr verneinen heißt immer weniger leben.

Wir, die ſie für ihre Feinde halten, wir wollen, daß ſie handeln, daß ſie leben. Und ihre Oberhäupter, oder beſſer ihre Herren, erlauben ihnen nicht einmal ein Lebenszeichen von ſich zu geben. . . . Ich bitte euch doch, welche der beiden Mütter iſt in Salomo's Urtheil, die wahre die gute Mutter? Diejenige wohl, welche will, daß das Kindlein lebe.

Arme Kirche! ihre Gegnermüſſen ſie alſo einladen ſich anzuerkennen, mit ihnen die Arbeit der Interpretation zu theilen, ſich ihrer Freiheiten und der großen prophetiſchen Stimmen, die aus ihrem Schooße hervorgegangen ſind, zu erinnern!

Erinnerſt du dich denn nicht mehr, o Kirche, der ewigen Worte, die einer deiner Propheten, Joachim von Floris,[1]) dem Papſte und Kaiſer mit Ehrfurcht

[1]) „Joachim, Abt von Floris in Kalabrien, (geſt. 1202),

zuhorchten, im Jahr 1200 am Fuße des Aetna's diktirte. Sein Schüler erzählt uns: „Er diktirte während dreier Nächte und dreier Tage, ohne zu schlafen, zu eſſen, noch zu trinken; ich ſchrieb nach.... Und er war blaß, wie ein welkes Blatt des Waldes:

„Es gab drei Alter, drei Arten von Perſonen „unter den Gläubigen: die Erſten waren zur Arbeit „berufen worden, um das Geſetz zu erfüllen; die „Zweiten zur Arbeit des Leidens; die Dritten er„wählt für die Freiheit der Betrachtung. Dieß be„zeugt die Schrift, wenn ſie ſagt: Da wo der Geiſt „des Herrn iſt, da iſt die Freiheit. — Das erſte „Alter, war ein Alter von Sclaven; das zweite, von „freien Männern; das dritte von Freunden. Das „erſte, ein Alter von Greiſen; das zweite, von Män„nern; das dritte, von Kindern. Im erſten gab es „Neſſeln; im zweiten Roſen; im dritten Lilien. — „das Geheimniß des Reiches Gottes erſchien zuerſt „wie eine tiefe Nacht; dann brach es auf wie die „Morgenröthe; eines Tages wird es in vollem Mittags„ſcheine ſtrahlen.... Denn mit jedem Alter der Welt „wächst die Wiſſenſchaft und wird vielfältiger. Er „ſchreibt: Viele werden vorübergehn, und die Wiſſen„ſchaft wird ſich immer vermehren."

So ſah aus der dunkeln Ferne des dreizehnten Jahrhunderts, der Prophet das Licht der modernen

---

iſt der Verfaſſer des „Ewigen Evangeliums," einer Schrift, deren Mittelpunkt die Auslegung der Offenbarung Johannis iſt. In frühern Jahren hatte er eine Pilgerreiſe nach Paläſtina gemacht und die ganze Zeit der Paſſion auf dem Berge Thabor zugebracht."
Anm. d. Ueberſ.

Welt, den Fortſchritt, die Freiheit, welche dieſe nun nicht mehr erkennen. — Auf dreißig Stunden unterſcheidet man den Montblanc; man ſieht ihn nicht, wenn man in ſeinem Schatten wohnt.

Heute kommt nun die Freiheit, die durch jene alten Propheten verkündigte Freiheit und bittet die Kirche in ihrem Namen, doch nicht zu ſterben; ſich doch unter dieſem Bleimantel nicht erdrücken zu laſſen; ſich doch lieber zu erheben, indem ſie ſich auf die junge, mächtige Hand ſtützt, die ſie ihr darreicht.

Jene Propheten und wir, ihre Kinder (es kömmt nicht darauf an, in welcher verſchiedenartigen Form), wir haben Gott ebenſo gefühlt, als den lebendigen und freien Geiſt, welcher will, daß die Welt ihn in ſeiner Freiheit nachahme.

Werft doch dieſe unnützen Waffen von euch, entſagt dem thörichten Kriege, den man euch gegen euern Willen führen macht. Wollt ihr denn, daß wir, gleich den ſchlechten Arbeitern, welche den ganzen Tag über an den Straßenecken ſtehn, dableiben und einander herumbalgen?

Warum kommt ihr nicht vielmehr, ihr und die Uebrigen, um mit uns zu arbeiten, während es einige Stunden Tag bleibt, ſo daß wir, Werk und Herzen vereinigend, je mehr und mehr werden, wie das Mittelalter ſagte: Brüder im freien Geiſte!

Sechste Vorlesung.

Der Geist des Lebens; der Geist des Todes. — Hatten wir das Recht dazu den Geist des Todes zu bezeichnen?

1. Juni 1843.

Wie groß auch der Druck der Geschäfte, die hinreißende Gewalt der Leidenschaften sei, so giebt es Niemand, der in seinem Leben nicht einen Augenblick fände, ein höheres Leben zu träumen. Es gibt Niemand, der, wenn er allein an seinem Heerde sieht, sei es, daß er Abends müde zurückgekehrt, oder in den heitern Morgenstunden neu gestärkt ist, Niemand, der sich nicht gefragt hätte, ob er immer in der Welt der kleinen Dinge bleiben werde, ob er nie einen höhern Schwung nehmen werde!

Welchen Menschen wird man antreffen in diesem ernsten Augenblicke, der vielleicht nicht wieder kommen wird?

Man wird zwei Menschen, zwei Sprachen und zwei Geister antreffen!

Der Eine sagt dir, daß du leben sollst, eines großen Lebens! daß du dich nicht nach Außen hin zerstreuen sollst, sondern dich auf dich selbst, auf deine innere Macht berufen, ... daß du dein Schicksal, deine Wissenschaft, deine Kunst mit heroischer Willenskraft ergreifen; nichts, weder Wissenschaft,

noch Glauben, als eine todte Aufgabe annehmen ſollſt, ſondern als ein lebendiges Ding, als ein begonnenes Leben, das du fortſetzen und noch mehr beleben mußt, indem du ſchaffeſt nach deinen Kräften und nach dem Vorbilde deſſen, der immerfort ſchafft.... Das iſt die große Straße, und weil ſie diejenige der fruchtbaren Bewegung iſt, ſo entfernt ſie deßwegen nicht von der Straße der Heiligkeit. Sahen wir ſie denn nicht jene Erſtgebornen Gottes, denen er verlieh, ihm auf der Bahn der Schöpfung zu folgen, jene Newtone, Virgile und Corneille, in ihrer Einfalt dahin wandelnd, rein bleibend und wie Kinder ſterbend?

So ſpricht der Geiſt des Lebens. Was würde der Geiſt des Todes ſprechen? Daß wenn man lebt, man wenig leben müſſe, immer weniger, und beſonders, daß man nichts hervorbringe.

„Hüte dich,“ würde er ſagen, „deine innere Kraft zu entwickeln; frage dich nicht ſelbſt; glaube den Stimmen in deinem Innern nicht; ſuche außer dir, nie in dir.....Zu was dient es, ſich müde zu arbeiten, um ſich ein Leben und eine Wiſſenſchaft zu erringen? Ei, hier ſind ja beide fertig! und ſo kurz, ſo leicht, man braucht ſie nur zu lernen.....Der wäre wohl ein Thor, der einen weiten Flug beginnen wollte; es iſt ſicherer zu kriechen, und man kömmt noch ſchneller an.

„Laß mir doch deine Bib.[illegible] und deinen Dante bei Seite! Nimm „die Blumen der Heiligen,“ „den kleinen Traktat der kleinen Tugenden.“ Schlinge dieſes Amulett um den Hals; mache die „hundert Kaſteiungen,“ und dann ſtimme ein kleines geiſtliches

Lied über eine recht weltliche Melodie an..... Wähle deinen Platz in der Kirche recht; wenn du gesehen wirst und als ein gutes Subjekt bekannt bist, so wird man dich deinen Weg machen lassen, man wird dich gut verheirathen und du wirst ein honettes Haus führen.

„Aber dieß Alles wird unter einer Bedingung geschehen, daß du nämlich vernünftig sein wirst, das heißt, daß du deine Vernunft durchaus ersticken. Du bist noch nicht recht davon geheilt, du machst zuweilen noch Seitensprünge, das ist nicht gut..... Siehst du jenen Automaten dort unten? das ist ein Muster; man möchte ihn für einen Menschen halten; er redet und schreibt, aber nichts aus sich selbst, immer angelernte Dinge; wenn er sich bewegt, so zieht ihn ein Faden.

„Wenn man nur wüßte, wie hoch die Maschine über dem Leben steht, so möchte man nicht mehr leben, und Alles gienge unendlich besser. Mit wie vielen Vortheilen würde man dieses fieberhafte Kreisen des Blutes, dieses veränderliche Spiel von Muskeln und Fasern, gegen jene schönen kupfernen Maschinen vertauschen, deren regelmäßiges Spiel von Federn, Rädern, Werken und Stöpseln das Auge entzückt!“

Viele machen was sie können, um sich diesem Ideale zu nähern. Wenn sie es dahin brächten, wenn die Umwandlung vor sich gienge, so sieht man ziemlich, was aus dem Leben werden würde.

Und was würde dann aus der Wissenschaft werden?

Zuerst gäbe es verdächtige Wissenschaften, andere welche weniger verdächtig wären und welche man für sich behalten würde, um sich ihrer wie geheimer Werk-

zeuge zu bedienen. Die mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften fänden Gnade als Maſchinismus und Thaumaturgie; Gnade für eine gewiſſe Zeit. Denn nach Allem ſind es ja auch Wiſſenſchaften; man würde ihnen den Prozeß machen. Die ſchon mit Galilei verdammte Aſtronomie, könnte ſich nicht wohl vertheidigen. Der Anti-Kopernikus, den man beim Fortgehn aus der Predigt verkauft, würde den Kopernikus tödten. Man würde vielleicht die vier Regeln beibehalten. Und das wäre noch viel!

Für den Gottesdienſt müßte man noch ein wenig Latein beibehalten; aber ja keine lateiniſche Literatur, außer etwa in den von den Jeſuiten zugeſtutzten Ausgaben. Die neuere Literatur und Philoſophie ſind, mit wenig Ausnahmen, Ketzereien; ſie würden in Maſſe verbannt werden. Um wie viel mehr jener Orient, welcher ſich heute unterſteht dem Chriſtenthum als Bruder und unter chriſtlichen Formen entgegenzutreten! Beeilen wir uns eine ſolche Wiſſenſchaft zu vergraben und man ſoll nie mehr davon reden!

Keine Wiſſenſchaft mehr. Ein wenig Kunſt, eine frömmelnde Kunſt iſt allgenug. Welche aber wohl und aus welcher Epoche?.... Das Mittelalter iſt zu ſtrenge. — Raphael iſt zu heidniſch. — Le Pouſſin iſt ein Philoſoph. — Champagne iſt ein Janſeniſt. Da haben wir dagegen glücklicher Weiſe Mignard und in ſeinem Gefolge eine Schule lieblicher Maler, welche die jüngſt erfundenen Allegorien, Sinnbilder und koketten Andächteleien recht galant malen.... Ein ſolcher Grund läßt die Form wohl entbehren; es wäre ſelbſt mit jenen herumziehenden Malern hin-

reichend, welche die kleinen Kapellen in Baiern und Tirol mit drolligen Gemälden ausstaffiren.

Wie sprecht ihr noch von Kunst, von Malerei und Bildhauerei? Da gibt es eine andere Kunst, die nicht so auf der Oberfläche bleibt, sondern die bis ins Innere hineindringt.... Eine Kunst, welche den weichen Thon ergreift — eine erweichte, verdorbene, verkehrte Seele, und welche, anstatt diese Seele fester zu machen, sie betastet und knetet, und indem sie ihr die wenige Schnellkraft, die ihr noch übrig blieb, nimmt, aus dem Thone Koth bereitet... Eine wundervolle Kunst, welche die Buße so leicht macht für die kranken Seelen, daß sie immer nur gestehn wollen, weil ein solches Gestehen Fortsündigen ist.

Wenn diese sanfte Kasuistik nicht ein wenig schielte, so sähe sie beinahe aus wie die Rechtsgelehrsamkeit, deren Bastard-Schwesterchen sie ist; aber um wie viel liebenswürdiger ist sie dagegen! Jene, die immer so sauer in die Welt blickt, würde gewißlich gewinnen, wenn sie ihre eigene Menschenerziehung in den Süßigkeiten dieser letztern machen würde! Wer würde nicht einen durch Eskobar[1]) gemilderten Papinian[2]) lie-

---

[1]) „Es gab mehrere Jesuiten des Namens Eskobar, hier ist wahrscheinlich von dem berühmten Kasuisten Eskobar von Mendoza (gest. 1669), einem Spanier, die Rede, von dem man eine Moraltheologie hat, die in kasuistischem Geiste geschrieben ist.

[2]) „Papinian, ein berühmter Rechtsgelehrter aus dem dritten Jahrhundert, der unter dem Kaiser Severus Präfekt des Prätoriums gewesen. Nachdem dessen Sohn Caracalla seinen Bruder Geta ermordet hatte, verlangte er von Papinian er solle diesen Mord in einer Rede an den Senat und das Volk vertheidigen; allein dieser

ben? Die Gerechtigkeit würde am Ende ein so gutes Herz bekommen, daß sie ihr Schwert bei Seite legte; sie würde es in jene friedlichen Hände niederlegen. Welche glückliche Umwandlung des Rechts in Gnade wäre dieß nicht! Das Recht urtheilt nach dem Verdienste; die Gnade wählt, unterscheidet und begünstigt; für die Einen wäre das Gesetz da, für die Andern die Gnade, und damit gerade das Gegentheil vom Rechte.

Wir sind nun Gottlob! vom Rechte, wie von der Kunst und der Wissenschaft befreit. Was bleibt nun noch übrig? Die Religion!

Aber ach! diese ist ja zuerst gestorben.... Wenn sie noch am Leben wäre, so hätte alles wieder umgeschaffen werden können, oder besser, so wäre gar nichts umgekommen. — Was übrig bleibt, ist eine Maschine, welche die Religion spielt, welche die Anbetung nachmacht, etwa so wie die Frömmler in gewissen Ländern des Orients Instrumente haben, die an ihrer Stelle beten, indem sie durch ein eintöniges Gesause das Murmeln der Gebete nachahmen.

Wie tief sind wir unten, wie weit voran im Tode.... Es wird finstrer und immer finstrer....

Wo ist sie denn geblieben, mitten in der Nacht, die sich ringshin ausbreitet, diejenige, die versprochen

---

antwortete ihm: „Es war leichter den Mord zu begehn als es ist ihn zu entschuldigen; es ist ein zweiter Mord einen Unschuldigen anzuklagen, nachdem man ihm schon das Leben genommen hat.“ Ueber diese Antwort gerieth Caracalla in Wuth und ließ dem gerechten und kühnen Redner das Haupt abschlagen, im Jahr 212.“

Anm. d. Uebers.

hatte uns auf den Trümmern der Reiche und der Religionen zu erleuchten, wo iſt die Philoſophie? Ein bleiches wärmeloſes Licht, mit der eiſigen Spitze der Abſtraktion, ihre Lampe iſt erloſchen.... Und ſie glaubt noch zu leben, und, ohne Stimme noch Lebenshauch, bittet ſie die Theologie, die nicht mehr iſt, um Verzeihung daß ſie lebe.

Erwachen wir! dieß Alles iſt nur ein Traum.... Gott ſei dafür gedankt!

Ich ſehe die Welt wieder; ſie lebt. Der moderne Genius iſt noch immer was er war. Nachdem er vielleicht einen Augenblick ſtille geſtanden, iſt er nichtsdeſtoweniger lebendig, mächtig, unendlich. Seine rieſenhafte Höhe hat ihn bis jetzt gehindert, des Geſchrei's von unten zu achten.

Er hatte wohl etwas Anderes zu thun, als er mit einer Hand zwanzig Religionen aufgab und mit der andern den Himmel maß; als jeden Tag unbekannte Künſte, wie eben ſo viele Lichtfunken aus ſeiner Stirne blitzten.... Ja, er dachte an etwas Anderes, und man mag ihn wohl entſchuldigen, daß er's nicht bemerkt hat, wie Jene, ich weiß nicht welches, Schächtelchen zubereiteten, um den Rieſen hinein zu legen.

Die Weisheit des alten Orients, die in ihrer kindiſchen Geſtalt ſo tief iſt, erzählt uns, daß ein unglücklicher Genius in ein Gefäß von Erz geſperrt wurde. Er, der ſchnell, unendlich war, der mit einem Flügelſchlage die Pole berührte, ward in dieß Gefäß gedrückt worden, mit einem Bleiſiegel verſchloſſen und das Gefäß in den Meeresgrund verſenkt!

Im erſten Jahrhundert ſchwor der Gefangene,

daß er demjenigen, der ihm öffnen werde, ein Reich schenken wolle. — Im zweiten Jahrhundert schwor er, daß er alle Schätze, die im Schooß der Erde verschlossen seien, geben wolle. — Im dritten Jahrhundert schwor er, daß, wenn er je herauskäme, er wie eine Flamme herausbräche und Alles verschlänge.

Wer seid ihr denn, die ihr wähnt das Gefäß zu versiegeln; die ihr euch einbildet, Frankreichs lebendigen Genius zu binden? Hättet ihr dazu etwa, wie im morgenländischen Mährchen, Salomo's Siegelring? Dieser Siegelring hat eine Kraft in sich, ein unaussprechlicher Name, den ihr nie erfahren sollt, war darein gegraben.

Keine Hand ist stark genug, um die furchtbare Federkraft eines Alles aufregenden Geistes, nicht etwa drei Jahrhunderte lang, nein, nur einen Augenblick lang zusammenzudrücken. Zeigt mir ein Felsenstück, eine Bleimasse, ein Erzgewicht, die schwer genug wären.... Legt vielmehr den Erdball darauf, er wird noch zu leicht sein. Wenn der Erdball schwer genug wäre, wenn ihr jeden Eingang verschlossen, ringsum Alles wohl behütet hättet, so würde die Flamme durch eine Ritze, die euch entgangen ist, prasselnd zum Himmel aufschlagen!

Hier wollen wir stehn bleiben. Wir haben das Ziel dieser Vorlesungen erreicht; wir haben zuerst den lebendigen Organismus des wahren Mittelalters erforscht; sodann den unfruchtbaren Maschinismus des falschen Mittelalters; wir haben den Geist des Lebens, wie den Geist des Todes ihren Kennzeichen nach angegeben und gedeutet.

Hatte der Lehrer der Moral und der Geschichte

das Recht, die höchste Frage der Geschichte und der Moral zu behandeln?

Es war nicht nur sein Recht, sondern wohl auch seine Pflicht. Wenn jemand daran zweifeln sollte, so müßte er wahrscheinlich nicht wissen, daß hier, auf der höchsten Stufe des Unterrichts, die Wissenschaft nicht eine Wissenschaft von Dem oder Jenem sei, sondern ganz einfach die absolute, die vollständige und lebendige Wissenschaft; sie beherrscht die Interessen des Lebens, und indem sie die Leidenschaft desselben zurückstößt, ergreift sie sein Licht; denn jedes Licht ist ihr Eigenthum.

„Sind die Fragen der Gegenwart nicht davon ausgeschlossen?“ Aber, was ist denn die Gegenwart? Ist es denn so leicht, die Vergangenheit von ihr abzuscheiden? — Keine Zeit liegt außerhalb der Wissenschaft; die Zukunft selbst gehört ihr an, in den Studien, die weit genug vorangerückt sind, daß man die Wiederkehr der Erscheinungen voraussagen kann: wie man dieß in den physischen Wissenschaften kann, und wie man es einst (auf muthmaßliche Weise), in den historischen Wissenschaften können wird.

Dieses Recht, dessen sich der geistliche Lehrstuhl zu persönlichen Angriffen so heftig bemächtigt hat, wird der weltliche Lehrstuhl hier friedlich üben und in dem Maße, in dem es die Gestaltung der Zeiten fordern wird.

Wenn es irgend einen Lehrstuhl in der Welt gibt, der ein Recht dazu hätte, so ist es wohl dieser; er hat dieß Recht durch seine Geburt her, und diejenigen, welche wissen, wie er es bezahlt hat, werden es ihm nicht bestreiten.

Als in der schrecklichen Zerrissenheit des sechzehnten Jahrhunderts die Freiheit sich auf die Welt wagte, als die Neuangekommene zerrüttet und blutig und kaum lebensfähig erschien, beschirmten sie dieselbe, was man auch gegen sie sagen mochte.

Allein der Sturm kam von allen vier Winden her. Die Scholastik machte Einwendungen, die Unwissenheit wurde unwillig, die Lüge wehte vom Lehrstuhle der Wahrheit herab; bald bestürmte der bewaffnete Fanatismus die Pforten; der wüthende Thor bildete sich vermuthlich ein, daß er den Gedanken erwürgen, den Geist erdolchen könne!

Ramus[1]) lehrte hier. Der König, es war Karl IX., hatte doch eine edle Rührung, und ließ ihm sagen, daß er im Louvre eine Zufluchtsstätte finden würde. Ramus widerstand. In ganz Frankreich war keine Stelle mehr frei, als diese, die sechs Quadratfuß dieses Lehrstuhls.... Sie reichten hin für einen Lehrstuhl, sie reichten hin für ein Grab!

[1]) „Pierre Ramus oder La Ramée, war Professor am königlichen Kollegium zu Paris, und einer der Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts, die am meisten zur Wiederherstellung der Wissenschaften beitrugen; durch seine Widerlegung des Aristoteles zog er sich viele Gegner und Verfolgungen zu. Im Verdacht Calvinist zu sein, verbarg er sich während den Mordscenen der Bartholomäusnacht in einem Keller, wurde aber durch Mörder, die sein Feind Charpentier bestellt hatte, ergriffen, verwundet und zum Fenster seines Hauses hinunter gestürzt. Sein Leichnam wurde durch die Studenten auf's Gräulichste beschimpft. In seinem Testament vermachte er dem königlichen Kollegium 500 Livres Renten zur Gründung eines Lehrstuhls für Mathematik." Anm. d. Uebers.

Er vertheidigte diesen Katheder und dieses Recht und rettete die Zukunft.... Er setzte dafür sein Blut, sein Leben, sein freies Herz ein....so daß dieser umgewandte Katheder weder Stein noch Holz, sondern ein lebendiges Wesen ward.

Wundert euch daher nicht, wenn die Feinde der Freiheit diesem Lehrstuhle nicht ins Gesicht sehen können; sie verwirren sich, wenn sie ihn anschauen; sie werden unruhig, ohne es zu wollen, und verrathen sich durch ein unarticulirtes Geschrei, durch einen wilden Lärm, in dem nichts Menschliches ist.

Sie wissen, daß er die Gabe besitzt, wenn sie eines Tages Meister würden und jede Stimme schwiege, von selbst zu reden.... Kein Schreckniß von Außen würde ihn zum Schweigen bringen, weder 1572, noch 1793; jüngst sprach er mitten im Aufruhr, er setzte seine standhafte und friedliche Belehrung während des Donners der Geschütze fort.

Wie hätte dieser Lehrstuhl der Moral auch schweigen können, als die wichtigste Frage der öffentlichen Moral für ihn in's Leben kam und gleichsam die Pforten dieser Schule zerbrach?

Ich wäre wohl unwürdig gewesen je von demselben herab zu sprechen, als man meine Freunde auf allen Punkten Frankreichs bedrohte, und man ihnen meine Tradition und meine Freundschaft vorwarf. Obgleich ich aus der Universität trat, um hier einzutreten, bleibe ich nichts desto weniger mit ganzem Herzen in ihr. Durch meinen philosophischen und historischen Unterricht bin ich noch in ihr; ich gehöre ihr an durch so viele arbeitvolle Jahre, die ich mit meinen Schülern verbracht habe, und die für

sie und für mich stets eine theure Erinnerung sein werden....

In dieser Gefahr war ich's ihnen schuldig, eine ihnen noch bekannte Stimme zu erheben; was auch geschehen wird, ihnen zu sagen, daß für die Unabhängigkeit der Geschichte, welche die Richterin der Zeiten ist und für die höchste der Freiheiten des menschlichen Geistes, für die Philosophie, von hier aus stets eine kräftige Vertheidigung ertönen wird.

Ich weiß es gar wohl, daß es Leute gibt, die sich weder um Philosophie, noch um Freiheit bekümmernd, mir keineswegs Dank wissen werden, das Stillschweigen gebrochen zu haben.... Es sind höchst friedliche Leute, Freunde der Ordnung, die denjenigen, welche man erwürgt, nichts anhaben, sondern denjenigen, welche schreien; wenn man um Hülfe ruft, sagen sie zu ihrem Fenster herab: Was soll der Lärm zur unrechten Stunde? Laßt doch die ehrlichen Leute schlafen!

Diese systematischen Schläfer, welche ein mächtiges Opium suchen, thaten der Religion die Ehre an, zu glauben, sie seie ein solches.... Sie, welche, wenn die Welt todt wäre, die Todten auferwecken könnte, sie haben sie gerade für ein Mittel gehalten, einzuschläfern.

Die Leute sind in andern Dingen recht geschickt, aber sehr zu entschuldigen, daß sie nichts von der Religion verstehn, weil sie nichts von ihr im Herzen haben.... Es hat durchaus nicht an Leuten gefehlt, die auf der Stelle kamen und sagten: Wir sind die Religion!

Die Religion! ei wie schön, daß ihr sie doch

mit hierher brachtet.... Aber, wer seid ihr denn, ihr guten Leute? und wo kommt ihr her? Wo seid ihr denn durchgegangen? Die Schildwachen Frankreichs haben in jener Nacht die Gränzen nicht wohl gehütet, denn sie haben euch nicht gesehn.

Aus den Ländern, welche Bücher machen, kamen uns Bücher zu, fremde Literatur, fremde Philosophie, die wir aufgenommen hatten. Da die Länder, welche keine Bücher machten, nicht im Nachtheil bleiben wollten, so haben sie uns Männer geschickt, einen Einfall von Leuten, die Eins und Eins herüber gekommen sind.

Ihr Leute, die ihr zu nächtlicher Zeit reiset, ich habe euch bei Tage gesehn; ich erinnere mich nur allzugut an euch und an diejenigen, die euch brachten: es war im Jahr 1815; euer Name ist... die Fremden.

Es war euch darum zu thun, dieß gleich im Voraus zu beweisen. Anstatt euch in Acht zu nehmen und heimlich zu reden, wie man's thut, wenn man irgendwo heimlich und verstohlen einbricht, habt ihr großen Lärm geschlagen, geschimpft und gedroht. Und als man nicht antwortete, habt ihr die Hand aufgehoben; gegen wen, Elende?.... gegen das Gesetz!

Wie wollt ihr noch daß dieses Gesetz, dem ihr Ohrfeigen gegeben habt, noch dergleichen thue, als sei: es euch nicht?

Der Lärmruf ist erschollen.... Und wer wird es wagen zu behaupten, es sei zu frühe gewesen.

War es zu frühe? man erneuerte, was man seit drei Jahrhunderten nicht mehr gesehn; als man sich

der geheiligten Kanzel bediente, um gewiſſe Perſonen zu ſchmähen; als man im Angeſichte des Altars, Verläumdungen ausſprach?

Es war zu frühe, als man in derjenigen Provinz, in welcher die meiſten Proteſtanten wohnen, die Todten der Proteſtanten angriff![1])

Es war zu frühe, als man ungeheure Verbindungen zu Weg brachte, wovon eine einzige in Paris fünfzigtauſend Perſonen zählte!

Ihr redet von Freiheit? Redet doch eher von Gleichheit! Iſt denn Gleichheit zwiſchen euch und uns?.... Ihr ſeid die Anführer gewaltiger Aſſociationen; wir ſind nur einzelne Männer.

Ihr habt vierzigtauſend Kanzeln, die ihr nach Gutdünken oder mit Gewalt reden macht; ihr habt hunderttauſend Beichtſtühle, aus welchen ihr die Familie aufrüttelt; ihr habt in eurer Hand, was die Grundlage der Familie (und der Welt!) bildet, ihr habt die Mutter: das Kind iſt nur Nebenſache.... Was ſoll denn der Vater machen, wenn ſie verzweiflungsvoll nach Hauſe kömmt, ſich in ſeine Arme wirft, und ausruft: „Ich bin verdammt!“ Ihr ſeid ja dann gewiß, daß er euch morgen euern Sohn ausliefern wird.... Zwanzigtauſend Kinder ſind in

[1]) „Anſpielung auf die Geſchichte in Baldenheim; der katholiſche Pfarrer, welcher angeklagt worden war, die in dem Chor der Kirche ruhenden Gebeine der vormaligen proteſtantiſchen Herrſchaft entweiht zu haben, wurde zuerſt von dem Gerichtshof von Schlettſtadt freigeſprochen, erhielt aber einen Verweis; er appellirte wegen des letztern an den Gerichtshof von Straßburg, der ihn völlig frei und ſchuldlos ſprach.“

Anm. d. Ueberſ.

euern kleinen Seminarien! Bald zweihunderttausend in den Schulen, die ihr regiert! Millionen von Weibern, die nur durch euch arbeiten!

Und was sind wir nun, diesen großen Streitkräften gegenüber? eine Stimme und weiter nichts.... eine Stimme, um Frankreich aufzurufen.... Es ist nun gewarnt; es mache, was es wolle. Es sieht und fühlt das Netz, mit dem man es im Schlafe umgarnen wollte.

Noch ein letztes Wort an alle biedern Herzen! An alle Laien oder Priester (und mögen diese aus der Tiefe ihrer Knechtschaft eine freie Stimme vernehmen!): sie mögen uns mit ihrem muthigen Worte oder mit ihrem stillschweigenden Mitgefühle helfen, und mögen alle zusammen mit ihren Herzen und Altären, den heiligen Kreuzzug segnen, den wir für Gott und die Freiheit beginnen!

Seit dem Tage, an welchem dieſe Worte geſprochen wurden (den 1. Juni) hat ſich die Lage der Dinge verändert. Die Jeſuiten haben ihr zweites Libell [1]) in Lyon herausgegeben. Um die Bedeutung deſſelben zu verſtehn, muß man ein wenig weiter hinaufſteigen.

---

[1]) Dießmal iſt es kein Kanonikus, welcher unterſchreibt, ſondern ein Pfarrer. Der Aufruf der Preſſe an die untere Geiſtlichkeit, hatte große Unruhe erregt; in der neuen Schmähſchrift beeilte man ſich mit ihr abzuſchließen; von den beiden Dingen, welche die curés desservants *) begehren (der Unabſetzbarkeit und der Tribunalien), gibt man die Unabſetzbarkeit zu, welche die Pfarrer von dem Bisthume freiſtellen; allein man fürchtet die Tribunalien, welche, indem ſie immerhin die biſchöfliche Gewalt einſchränken würden, ſie dennoch erhöhen und aus der Biſchofswürde ein regelmäßiges Regiment machten, anſtatt einer ſchwachen, heftigen, der Geiſtlichkeit verhaßten Tyrannei, die ſich deßwegen auch nothgedrungen auf die Jeſuiten und auf Rom ſtützen muß. (S. Simple coup d'œil, S. 170—178. — Ueberall iſt die Hand der Jeſuiten kenntlich; niemand wird ſich dabei täuſchen; ich könnte im Nothfalle eine Menge Beweiſe dafür liefern. Man hat ja geſehen, mit welcher Leichtigkeit ſie auf Unkoſten des Biſchofs mit den Pfarrern Frieden ſchließen; ſie geſtehen ein, daß nach Allem „der Biſchof denn doch ein Menſch ſei u. ſ. w.“ — Sie reden von allen Staaten Europa's, ausgenommen von denjenigen, welche von den Jeſuiten regiert werden; jene nennen ſie kaum; einige ſelbſt gar nicht. — „Dieſer überall ſo ehrenwerthe Name Jeſuite.“ S. 85. In ganz Frankreich hätte dieß Niemand geſchrieben, nicht einmal ein Jeſuite; das Buch muß in Savoien, oder in Freiburg gemacht worden ſein.

*) „Es gibt in Frankreich zwei Klaſſen der niedern Geiſtlichkeit, die eigentlichen curés, Stadtpfarrer und Kantonspfarrer, die von der Regierung ernannt werden, und ohne richterlichen Spruch nicht verſetzt, noch abgeſetzt werden können; ſodann die desservants, welche vom Biſchofe ernannt und abhängig ſind und von ihm in ſeiner ganzen Diözeſe herum verſetzt werden können, ohne daß er dafür gegen die Regierung verantwortlich iſt.“ Anm. d. Ueberſ.

Es wäre ein ganzes Buch zu schreiben über ihre Schlachtbewegungen seit einigen Monaten; über ihre Kriegskunst in der Schweiz und in Frankreich.

Ihr Abgangspunkt ist ihr großer Erfolg vom vorigen Winter, daß sie nämlich die kleinen Kantone so herrlich erobert, Luzern ergriffen, den Gotthard besetzt haben, wie sie es schon lange mit Wallis und dem Simplon gethan.

Es sind dieß große militärische Stellungen. Aber nehmt euch vor dem Schwindel in Acht!.... Von jenen Alpen herab ist ihnen Frankreich wahrscheinlich sehr klein vorgekommen, vielleicht kleiner als der Vierwaldstädtersee.

Die Zeichen von den Alpen nach Fourvières, und von Fourvières nach Paris haben sich beantwortet. Der Augenblick schien günstig.... Sie schrieben einander (wie ehmals die Juden von Portugal): „Kommt geschwinde, das Land ist gut, die Leutlein sind dumm, Alles wird unser sein.“

Seit einem Jahre betasteten sie uns um und um, und konnten die Gränze unserer Geduld nicht finden.... Herausforderungen gegen Einzelne, Beleidigungen gegen die Regierung. Und nichts rührte sich.... Sie schlugen los, aber kein Wort fiel..... Auf der verhärteten Oberhaut suchten sie irgend einen empfindlichen Fleck auf.

Dann, dann faßten sie einen ungeheuern Muth; sie warfen den Stock weg, ergriffen das Schwert, das große Schwert zu zweien Händen, und mit diesen gothischen Waffen brachten sie einen gewaltigen Hieb aus: den großen Hieb des »Monopole.«

Die Würde der Universität hat dieser nicht er-

laubt zu antworten..... Andere haben ſich ihm entgegengeſtellt; mit Hülfe der Preſſe und vor dem Stahle fand ſich's, daß das berühmte Schwert, das man mit zweien Händen halten mußte, nichts weiter ſei als ein hölzerner Säbel.

Darauf großer Schrecken, ſchnelles Weichen und jenes von naiver Furcht zeugende Wort: „Ach, wie wollt ihr uns denn tödten? wir leben ja gar nicht!“

„Wer hat aber dann euer dickes Libell gemacht?“ — Ach, mein Herr, die Polizei hat uns dieſen Streich geſpielt.... Nein, es iſt die Univerſität, die um uns zu vernichten, die ſchwarze Schändlichkeit begangen hat, ſich ſelbſt zu beſchimpfen.“[1])

Als ſie jedoch nach und nach von der erſten Furcht zurückgekommen waren, fühlten, daß ſie nicht todt ſeien; und als ſie den Kopf herumwandten, ſahen, daß ihnen Niemand nachlief... da blieben ſie ſtehn, ſetzten ſich von Neuem auf Widerſtand und zogen den Degen....

Daher ein zweites Libell, aber ein ganz anderes als das erſte, voll ſeltſamer Geſtändniſſe, die niemand erwartete.... Man kann es in der Kürze alſo zuſammenziehen:

„Lernt uns kennen; und vor Allem wißt, daß wir in unſerm erſten Buche gelogen haben.... Wir ſprachen von Freiheit des Unterrichts.... Das ſollte ſoviel heißen, daß die Geiſtlichkeit allein lehren

---

1) Es iſt gewiß (ſo ſeltſam es auch klingen mag) daß ſie in der erſten Beſtürzung ſolche Albernheiten ausſagen ließen; ein altes Weib, ein Sakriſtan, ein Weihwaſſergeber, ſagte Einem das in's Ohr.

soll....[1]) Wir sprachen von Preßfreiheit....für uns allein. „Sie ist ein Hebel, dessen sich der Geistliche bemächtigen muß.[2])“ Was die industrielle Freiheit betrifft, so „ist es Pflicht der Kirche, sich der verschiedenen Zweige der Industrie zu bemächtigen...“[3]) Die Freiheit der Religionsparteien! davon kein Wort! Sie ist eine Erfindung von Julian, dem Apostaten.... Wir werden keine gemischten Ehen mehr dulden! Solche Ehen schloß man am Hofe Katharina's von Medizis, am Tage vor der Bartholomäusnacht![4])

---

[1]) Der Unterricht gehört der Geistlichkeit an, kraft göttlichen Rechts.... Die Universität hat ihn gewaltsam an sich gerissen.... Entweder muß die Universität weichen, oder der Katholizismus u. s. w. S. 104.

[2]) Sich der Presse bemächtigen, heißt nicht nur einfach: die Presse benützen, weil die Verfasser ihre Anstrengungen, den Verkauf protestantischer Bücher zu verhindern, eingestehn. (S. 81, Anmerkung.)

[3]) Ebendaselbst, S. 191. Will man wissen, was unter einem solchen Einflusse aus der Industrie würde, so muß man das Elend ansehen, das in den meisten Ländern herrscht, wo er ausgeübt wird; dasjenige, in welchem er allein und unangefochten waltet, ist der römische Staat, eine Wüstenei.

[4]) Der Jesuit, welcher die Seiten 82 bis 85 und besonders die Anmerkung der Seite 83 schrieb, ist ein Mann von Zukunft; er ist noch jung und unwissend, das ist sichtbar; aber es steckt in ihm etwas von Jaques Clement und Marat.

Diese Seiten, die heftiger sind als Alles, das man in den wüthendsten politischen Flugschriften verurtheilt hat, scheinen zusammengeschrieben worden zu sein, um den Fanatismus der Bauern des Mittäglichen auf's Aeußerste zu treiben. Für das Mittägliche ist das Buch auch allein geschrieben; man hat kein

„Man nehme ſich wohl in Acht! Wir ſind die Stärkſten. Wir geben einen überraſchenden Beweis davon, der unwiderſprechlich iſt, den nemlich, daß alle Mächte Europa's wider uns ſind.... Mit Ausnahme von zwei oder drei kleinen Staaten, verdammt uns die ganze Welt!“

Gewiß eine ſonderbare Sache, daß ihnen ſolche Geſtändniſſe entwiſcht ſind! Wir haben nichts ſo Starkes geſagt!.... Wir bemerkten im erſten Libelle wohl die Anzeichen eines verwirrten Geiſtes; allein ſolche Geſtändniſſe, ein ſolches Lügenſtrafen ihrer eigenen geſtrigen Worte!... Darin liegt ein ſchreckliches Gericht Gottes.... Wir wollen uns demüthigen.

Dahin kömmt es, wenn man den heiligen Namen der Freiheit freventlich angenommen. Ihr glaubtet er ſei ein Wort, das man ungeſtraft ſagen könne, wenn man es nicht im Herzen trage..... Ihr habt wüthende Anſtrengungen gebraucht, um dieſen Namen aus eurer Bruſt heraus zu reißen; und es kam euch zu, wie dem falſchen Propheten Bileam, der fluchte, als er zu ſegnen glaubte; ihr wolltet abermals lügen, ihr wolltet „Freiheit!“ ſagen, wie in der erſten Schmähſchrift, und ihr ſagt: „Tod der Freiheit!“ Was ihr geläugnet habt, das ruft ihr jetzt jedem Vorübergehenden zu.

1. Juli 1843.

---

einziges Exemplar davon nach Paris geſchickt. — In der angegebenen Note hält der kriegeriſche Jeſuite Muſterung über ſeine Streitkräfte und ſchließt mit dieſem unheilvollen Satze: „Im ſechzehnten Jahrhundert ſchloß man am Hofe Katharina's von Medizis ebenfalls hugenottiſche Hochzeiten.... und ſie endigten mit Bürgerkriegen.“ Simple coup-d'œil u. ſ. w. S. 83.

Vorleſungen

von

Edgar Quinet.

Die Aufregung, die aus einer einfachen philoſophiſchen Erörterung hervorgegangen iſt, kann keiner beſondern Perſon zugeſchrieben werden. Dieſer Eindruck war nur deswegen lebhaft, weil er eine neue Stellung der Geiſter, eine Gefahr offenbarte, an die es ſonſt ſchwer geweſen wäre, zu glauben. Wer ſieht nicht von nun an ein, daß dieſe Streitigkeiten beſtimmt ſind zu wachſen? ſie werden aus dem Kreiſe der Schulen heraus, in die politiſche Welt treten; nichts iſt unnütz, was dazu dienen kann, ihren eigentlichen Charakter ſchon im Beginne zu bezeichnen.

Es bedurfte zweier Dinge, damit ich mich in dieſen Streit einließe: zuerſt daß ich dazu durch wiederholte Gewaltthätigkeit herausgefordert würde; ſodann daß ich überzeugt ſeie, daß dasjenige, was man unter dem Scheine der Univerſität beſtritt, eigentlich das Recht des Gedankens, die religiöſe und philoſophiſche Freiheit, das heißt, den Grundſatz der Wiſſenſchaft und der modernen Geſellſchaft ſelbſt gelte.

Nachdem ſich die Gegner des freien Gedankens, ſo gut ſie's vermochten, der Gewalt bedient hatten, ſpielen ſie nun heute die Rolle von Märtyrern; ſie beten öffentlich in den Kirchen für die verfolgten Jeſuiten: dieſe Maske können wir ihnen unmöglich laſſen. Warum begnügten ſie ſich denn nicht damit,

zu verleumden! Ich, für meinen Theil, hätte nie daran gedacht ihren Frieden zu stören; dieß war ihnen aber nicht genug; sie wollten Kampf; heute haben sie ihn nun erlangt und beklagen sich, daß sie verwundet worden sind. Während einigen Tagen war es uns vergönnt gewesen, unsre modernen Ligue-Kämpen, schreiend, pfeifend und tobend, um unsre Lehrstühle herum versammelt zu sehen; das Schlimmste ist, daß dieß Alles im Namen der Freiheit vorging; um des größten Nutzens der Unabhängigkeit der Meinungen willen, fing man damit an die Untersuchung der Meinungen zu ersticken.

Man machte nach und nach aus dem Unterrichte und der Wissenschaft eine blokirte Festung; wir warteten bis uns die Schmähungen darin getroffen hatten, damit es wohl erwiesen daß es nöthig sei, den Angriff gegen die Angreifenden zurückzuwerfen. An jenem Tage, als wir den Kampf annahmen, entschlossen wir uns, ihn unter allen Formen, unter welchen er sich uns zeigen würde, anzunehmen.

Etwas hat mir diese Aufgabe erleichtert: das Gefühl nemlich, daß eine solche Lage nichts Persönliches habe. Seit langer Zeit sah man in der That einen künstlichen Fanatismus, welcher aufrichtige Glaubensmeinungen zu seinem Vortheil gebrauchte; sah man die religiöse Freiheit, als ein gottloses Dogma aufgestellt; den Protestantismus durch namenlose Beleidigungen auf's Aeußerste getrieben; die Pfarrer des Elsasses durch eine gemeinsame Erklärung genöthigt, ihre durch so viele freche Herausforderungen erstaunten Gemeinden zu beruhigen; einen listig errungenen Beschluß, welcher mehr als die Hälfte der

Landkirchen ihren rechtmäßigen Besitzern wegnimmt; einen Priester, der im Gefolge seiner Pfarrkinder die Gebeine der Reformirten in den Wind hinaus wirft[1]) und diese Ruchlosigkeit auf ungewohnte Weise straflos geblieben; die Büste Luthers in einer lutherischen Stadt schmählich heruntergerissen; der stillverborgene Krieg, der in jener ruhigen Provinz angeordnet wurde, und die Rednerbühne der Deputirten, die über dieß auffallende Treiben schweigt. Auf der andern Seite sind die Jesuiten, die doppelt so zahlreich während der Revolution sind, als während der Restauration; mit ihnen die Grundsätze der Körperschaft, unsagbare Schändlichkeiten, die Pascal nicht einmal zu zeigen gewagt hätte, um sie zu bekämpfen, und die man nun als die Nahrung aller Seminarien und aller Beichtiger Frankreichs in Anspruch nimmt. Die Bischöfe kehren sich nach einander wider die Auktorität, die sie erwählt, und nach so vielen Verräthereien, findet man eine seltsame Leichtigkeit, sich wieder neue anzuziehen. Die niedere Geistlichkeit, die in einer gänzlichen Knechtschaft, neue Proletarier sind, fangen an sich bis zur Klage zu erkühnen. Und inmitten dieses Zusammendrangs von Erscheinungen, wenn man nur daran denken sollte, sich zu vertheidigen, gewahrt man eine krankhafte Fieberhitze von Herausforderungssucht; ein Fieber von Verleumdungswuth, welche man durch das Kreuz heiligt. Dieß war die allgemeine Lage der Dinge.

Der Boden war übrigens gut vorbereitet. Seit

---

[1]) Siehe die oben S. 10; gemachte Bemerkung über diese Begebenheit. Anmerk. d. Uebers.

mehrern Jahren bearbeitete man die Gesellschaft oben und unten; in den Werkstätten, in den Schulen; durch das Herz und durch den Kopf. Die Meinung schien bei jeder Gelegenheit zu sinken. Da sie zu weichen gewöhnt ist, warum sollte sie nicht noch einen Schritt weiter zurückgehn? Gleich beim ersten Worte war der Jesuitismus natürlich mit dem Karlismus einig, in demselben Geist der List und geschminkter Abgelebtheit; was Saint-Simon „jenen Schaum von Adel“ nennt, mußte sich nothwendiger Weise in diesen Sauerteig mischen. Ein Theil der Bürgerschaft, der einen falschen Ueberrest von Aristokratie gerne nachmacht, war ganz nahe daran die Nachahmung des religiösen, litterarischen und sozialen Verfalls, für ein Zeichen des guten Geschmacks zu halten.

Nachdem man so den Augenblick klüglich ausgespäht hatte, glaubte man er sei gekommen, damit man diejenigen, die man für eingeschlafen hielt, überfallen könne. Man hatte es, nach so vielen Deklamationen, sehr wohl gefühlt, daß es ein wichtiger Streich wäre, das Wort und den Unterricht am Collège de France zu unterdrücken. Was man durch einen hinterlistigen Gewaltstreich erlangt hätte, das hätte man dann sogleich als das Resultat der ausgesprochenen Meinung ausgegeben; es wäre wohl der Mühe werth gewesen aus den Katakomben heraus zu kriechen und sich öffentlich zu zeigen. Man kam auch in der That zum Vorschein, allein um es sogleich wieder zu bereuen; denn während die Angriffsplane heftig waren, so fühlten wir, unsrer Seits, die Wichtigkeit des Augenblicks; wir rechneten, um Widerstand zu leisten, nicht sowohl auf

die Kraft unſrer Rede, als auf unſern Willen, nicht nachzugeben, und auf das erleuchtete Gewiſſen unſrer Zuhörer. Was die aufrichtige oder erdichtete Wuth zu thun vermochte, war unſre Stimme zuweilen zu decken, um der öffentlichen Meinung Gelegenheit zu geben, auszubrechen. Hierauf zogen ſich dieſe neuen Miſſionare der religiöſen Freiheit zurück; Wuth im Herzen, beſchämt, ſich am hellen Tage verrathen zu haben und bereit, ſich zu verläugnen, wie ſie ſich denn in der That den andern Morgen gleich verläugnet haben.

Dieſe Niederlage hat man einzig und allein der Macht der öffentlichen Meinung, derjenigen der Preſſe, dem Biederſinn des neuen Geſchlechts zu verdanken, welches jene heilloſen Ränke nicht begreifen kann. Wenn dieſelben Thorheiten wieder beginnen ſollten, ſo würden wir morgen gewiß wieder dieſelbe Unterſtützung finden. Die Frage geht uns, in manchen Beziehungen, nichts mehr an; es ſteht nun dahin zu ſehn, was die politiſche Gewalt thun wird, wenn ſie ihr begegnet. Es wäre ziemlich bequem ſich in beide Lager niederzuſetzen, den Ultramontanismus mit einer Hand anzugreifen und ihm mit der andern zu ſchmeicheln; allein dieſe Lage iſt gefährlich. Man muß ſich ausſprechen. Ich werde gewiß die Gewalt des Jeſuitismus und die Intereſſen, die ſich daran knüpfen, nicht läugnen. Dieſe Richtung iſt erſt im Beginne; langſam und leiſe tritt ſie auf, und gewinnt im Finſtern, was ſie beim hellen Tage verliert. Man kann ſich ihr alſo zugeſellen; man kann's doch verſuchen, wenigſtens einen Fuß des Throns auf dieſem Boden feſtzuſtellen. Wenn die

Verbindung der Kräfte dann je nöthig wäre, so wäre sie um so mächtiger. Nur müßte man's eingestehn; sonst könnte es am Ende noch geschehn, daß man für die allzu große Geschicklichkeit sowohl die Ultramontanen als diejenigen, die sie bekämpfen, gegen sich bekäme.

Es ist auffallend, daß ähnliche Fragen die Gesellschaft überraschen konnten, ohne daß die Tribüne irgend Jemanden gewarnt hätte. Unter der Restauration war sie ein Wartthurm, von welchem aus man die Zeichen des Sturms von weither erblicken konnte. Man verwahrte von hier aus das Land vor den Gefahren, lange bevor diese einbrachen. Warum hat die Tribüne dieses Vorrecht verloren? Ich fange an zu fürchten, daß diese vierhundert Staatsmänner sich gegenseitig das Land verbergen, das sie bewohnen.

Dieß ist ernsthafter, als viele Leute glauben. Es handelt sich hier um einen Thron und um eine Dynastie. Ich kenne Leute, die Einem täglich, so oft man will, wiederholen: Es gibt keine Jesuiten. Wo sind die Jesuiten? Diese Leute beweisen gerade dadurch, daß sie der Frage ausweichen oder sie überdecken wollen, daß sie die ganze Wichtigkeit derselben besser als jeder Andere kennen.

Die religiöse Reaction, die man zu Gunsten einer Sekte kehren möchte, ist in der That nicht ohne Grund in der Gesellschaft. Wo ist der Mann, den man nicht, wie aus einer Art von Wollust, mit Ekel gegen die politischen Interessen und Hoffnungen erfüllt hat? Wenn man so zusieht, wie seit zwölf Jahren, was man Parteihäupter nennt, ihr ganzes Talent anwenden, um ihren Masken vor dem Publikum Vorschub zu leisten: wird man es da über sich

gewinnen können, dieſe zur Gewohnheit gewordene Beſtechung, welche ſich nur gegen den wendet, der ſich keiner Hinterliſt bedient, der nicht betrügt, noch lügt, zu richten? Dieſe religiöſe Stimmung iſt unvermeidlich. Sie wird fruchtbar und heilſam werden. Unglücklicherweiſe macht Jedermann ſchon Berechnungen auf eine ſolche Wiederkehr: es gibt ſelbſt welche, die es eingeſehen, daß dieſer ausgebeſſerte Gott ein treffliches Werkzeug für die jetzige Obergewalt ſein könnte. Welches Glück wäre dieß in der That auch für mehr als einen Staatsmann, wenn dieſes ſtolze, trügeriſche, revolutionäre, philoſophiſche Frankreich, nun einmal gegen Alles und gegen ſich ſelbſt überdrüſſig, und aller politiſchen Lebensgluth ledig, ſich darein fügen würde, ſeinen Roſenkranz im Staube neben Italien, Spanien und Südamerika herſagen würde!

Man ſagt uns: Ihr greift den Jeſuitismus aus Klugheitsmaßregeln an. Warum trennt ihr ihn von der übrigen Geiſtlichkeit? Ich trenne nur, was getrennt ſein will. Ich ſtelle die Grundſätze des Ordens dar, welcher die Kombinationen der politiſchen Religion in ſich ſchließt. Diejenigen, welche ohne den Namen des Ordens zu führen, an deſſen Grundſätzen Theil haben, werden ſich den Antheil, der ihnen in meinen Worten zufällt, leicht herausnehmen können; den Uebrigen iſt die Gelegenheit dargeboten, die Ehrgeizigen zu verläugnen, die Verirrten zurückzuführen, die Verleumder zu verurtheilen.

Es iſt einmal Zeit, daß man wiſſe, ob der Geiſt der franzöſiſchen Revolution nichts mehr als ein abgedroſchenes Wort ſei, mit dem man ſein öffent-

liches und offizielles Spiel treibt. Will der Katholizismus, indem er sich unter das Panier des Jesuitismus stellt, einen Krieg beginnen, der ihm schon einmal verderblich war? Will er Frankreichs Freund oder Feind sein?

Am schlimmsten für ihn wäre es, hartnäckig zu zeigen, daß sein Glaubensbekenntniß nicht nur von dem Glaubensbekenntniß des Staates verschieden ist, sondern ihm sogar feindselig gegenüber steht. In seinen, auf die Gleichheit der vorhandenen Religionsparteien gegründeten Institutionen bekennt und erklärt Frankreich die Einheit des Christenthums, unter der Verschiedenheit der besondern Kirchen. Dieß ist sein Glaubensbekenntniß, wie es in seinem höchsten Gesetze aufgezeichnet steht. Gesetzlich gehören alle Franzosen zu derselben Kirche, nur unter verschiedenen Namen; fernerhin werden hier nur diejenigen noch Abtrünnige und Ketzer sein,[1]) welche jede andere Kirche als die ihrige, jede andere Gewalt als die ihrige läugnen, und die ihrige allein allen andern aufdringen wollen, alle andern ohne Untersuchung verwerfen wollen, und es auszurufen wagen: Außer meiner Kirche ist kein Heil: da der Staat doch gerade das Gegentheil sagt. Es war keine bloße Laune, als das Gesetz die Staatsreligion brach. Frankreich konnte, um es zu vertreten, den Ultramontanismus nicht annehmen, welcher durch sein ausschließendes Prinzip dem gesellschaftlichen Dogma und der religiösen Gemeinschaft gerade zuwider ist, und diese sind doch in die Landesverfassung

[1]) Siehe den Anhang.

nicht nur als das Resultat der Revolution, sondern als das Resultat der ganzen neuen Geschichte aufgeschrieben worden. Damit sich nun die Dinge anders gestalten, ist nur zweierlei möglich: entweder muß Frankreich seine politische und sociale Gemeinschaft aufgeben, oder der Katholizismus muß in der That allgemein werden, indem er Alles in sich aufnimmt, was er sich bis jetzt zu verfluchen begnügte.

Diejenigen, welche die Begebenheiten von weither kommen sehn, haben, man muß es gestehn, eine sonderbare Hoffnung; sie beobachten die Arbeit, welche in den abweichenden Religionsparteien vorgeht. Indem sie also die innern Bewegungen der anglikanischen und griechischen und des deutschen Protestantismus betrachten, bilden sie sich ein, daß England, Preußen, Deutschland und Rußland selbst, sich ins Geheime auf ihre Seite neigen, und an einem schönen Tage, mit verschlossenen Augen, stracks zu dem Katholizismus, wie sie ihn verstehen, übertreten werden. Nichts ist im Grunde kindischer, als eine solche Einbildung. Denn wahrlich, sich einbilden, daß das Schisma nur eine Laune von neunzig Millionen Menschen sei, und daß dasselbe durch eine neue Laune von Orthodoxie aufgehoben werde, ist eine Art von Narrheit von Seiten derer, die behaupten, daß sie das Zutrauen der Vorsehung in der Leitung der Geschäfte allein besitzen. Wenn der Protestantismus sich gewissen Punkten der katholischen Lehre anbequemt, überredet man sich in der That, daß es einzig deßwegen geschehe, daß er sich verläugne und sich ohne gegenseitige Bedingungen ergebe? Es ist wahr, daß er sich verschiedene Theile

der allgemeinen Ueberlieferung aneignet; allein durch diese versöhnende Arbeit macht er ja gerade das Gegentheil von denjenigen in unserer Mitte, welche an nichts denken, als auszuschließen, abzuweisen und den Bannstrahl zu schleudern. Der Protestantismus vermehrt sich, so wie die Unsrigen sich verringern; und wenn je eine Bekehrung vor sich gienge, so sage ich es unsern Ultramontanen voraus, daß die Bekehrten sie mehr in Verlegenheit bringen werden, als es heute die Schismatiker thun.

Sie verlangen Freiheit, um die Freiheit zu tödten. Gebt ihnen diese Waffe, ich habe nichts dagegen; sie wird sich bald gegen sie selbst wenden. Oeffnet ihnen, wenn ihr wollt, alle Schranken; es ist ein Mittel, die Frage besser zu durchschneiden, und dieses Mittel mißfällt mir nicht. Sie mögen überall sein; Alles überfallen und besetzen. Aber kaum in zehn Jahren darauf werden sie zum vierzigsten Male mit der Regierung verjagt werden, die ihre Mitschuldige gewesen ist oder es gewesen zu sein schien; an euch ist's nun zu sehn, ob ihr Solches verlangt.

Warum wird in dem Kampf, den man um jeden Preis zwischen dem Ultramontanismus und der französischen Revolution erhebt, der erste immer und nothwendigerweise besiegt? Wohl deßwegen, weil die französische Revolution in ihren Grundsätzen wahrhaft christlicher ist, als der Ultramontanismus; weil das Gefühl der allgemeinen Religion in Zukunft eher in Frankreich, als in Rom ist. Das aus der französischen Religion hervorgegangene Gesetz war umfassend genug, um diejenigen, welche die religiösen Parteien äußerlich getrennt hielten, zu demselben

Leben zu verbinden. Es hat diejenigen, welche der Ultramontanismus auf ewig trennen wollte, im Geist und in der Wahrheit versöhnt; es hat aus denjenigen Brüder gemacht, aus welchen jener Sektirer machte; es hat erhoben, was jener verdammt; es hat geheiligt, was jener verbannt; wo jener nur die Ausstoßung und Verfluchung des alten Gesetzes will, hat es den Bund des Evangeliums geschlossen; es hat die Namen Hugenotten und Papisten ausgelöscht, und nur den Namen Christen stehn gelassen; es hat für die Völker und für die Schwachen geredet, während er nur für die Fürsten und für die Mächtigen redete. Das will so viel heißen, daß das politische Gesetz, so unvollkommen es auch sein möge, am Ende dem Evangelium gleichmäßiger geworden ist, als die Schriftgelehrten, die sich allein im Namen des Evangeliums zu sprechen dünken. Indem es also die entgegengesetzten Glieder der Familie Christi einander im Staate näher brachte, vermischte und vereinigte, hat es mehr Einsicht, mehr Liebe, mehr christliches Gefühl gezeigt, als diejenigen, die seit mehr als drei Jahrhunderten nichts Anderes zu thun wissen, als der halben Christenheit: Racha! zuzurufen.

So lange das politische Frankreich diese Stellung in der Welt behält, wird es gegen alle Ankämpfungen des Ultramontanismus unbesiegbar bleiben, denn in religiöser Hinsicht ist es ihm überlegen; es ist christlicher als er, weil es näher bei der verheißenen Einheit steht; es ist katholischer als er, weil, noch einmal gesagt, sein Prinzip ausgedehnter ist, und den Griechen und den Lateiner, den Lutheraner und den Kalvinisten, den Protestanten und den Römer

in ein gleiches Recht, einen gleichen Namen, ein gleiches Leben, eine gleiche Bundesstadt einschließt. Frankreich hat zuerst, der Idee des Christenthums gemäß, seine Fahne außerhalb der Sekten aufgepflanzt. Dieß ist die Größe der Revolution; es wird von derselben herabgestürzt werden, wenn es, diesem allgemeinen Dogma treulos, in die parteisüchtige Politik des Ultramontanismus zurückfällt, wozu es einige Personen auffordern.

Allein, zur Stütze eines solchen Stolzes, zeige man mir nur einen einzigen Punkt auf der Erde, wo die engherzige katholische Politik nicht durch die Thatsachen geschlagen und umgestoßen worden ist. Man braucht, sowohl in Europa als im Orient und in beiden Amerika, nur dieses Banner wehen zu lassen, damit der physische und moralische Verfall sogleich darauf folge. Als, zu Anfang des Jahrhunderts, Frankreich über die Welt gebot, war es wohl im Namen des Ultramontanismus? hat er sie etwa überwunden? Nicht einmal Oestreich hat es gethan: denn dieses läßt seine Kirche nur weit von sich los, um die eroberten Provinzen vollends zu unterjochen. Beneidet ihr das Loos aller jener, durch die Folgen derselben Politik untergegangenen Länder: Italiens, Spaniens, Portugals, Paraguay's, Polens, Irlands, Böhmens? Wir wollen doch offen sein! Sind dieß nicht eben so viele Brandopfer auf einem Altare, der Niemanden mehr rettet!

Erſte Vorleſung.

Von der freien Unterſuchung in religiöſen Dingen.

1. Mai 1843.[1])

Verſchiedene Umſtände nöthigen mich, mich über die Art zu erklären, wie ich die freie Ausübung der Unterſuchung im öffentlichen Unterricht betrachte. Ich will dieß mit Maaß, mit Ruhe, aber mit der vollkommenſten Offenherzigkeit thun. So lange die Angriffe von entfernten Punkten hergekommen, ſelbſt unter dem Bannſtrahle der Hirtenbriefe und der geheiligten Kanzeln, war es erlaubt und vielleicht ſchicklich zu ſchweigen; wenn aber die Beſchimpfung in's Angeſicht geſchieht; wenn ſie bis in das Innere dieſer Räume, bis zum Fuße dieſer friedlichen Lehrſtühle dringt, dann muß man wohl reden.

Ich bin benachrichtigt, daß Unordnungen vorbereitet ſind und heute in meinen Vorleſungen ausbrechen ſollen. (Spöttiſches Gelächter; Beifallklatſchen). Ich würde dieſem neuen Zutrauen kein anderes beifügen, wenn ich nicht durch das, was in dem Unterrichte eines Mannes, deſſen Gefühle

[1]) Man hat die Aeußerungen der Sympathie im Auditorium nur dann angegeben, wenn man Verſuche von Unordnungen zu bezeichnen hatte.

ich alle theile, meines theuersten Freundes, des Hrn. Michelet, geschehen ist, genugsam über die Art von Freiheit, die man uns schenken möchte, beleuchtet wäre. Ist es wahr, daß einige Personen nur deßwegen hieher kommen, um uns incognito zu beleidigen, wenn wir es wagen würden anders zu denken, als sie denken? Aber, wo sind wir denn? Etwa auf einem Theater, und seit wann bin ich denn verurtheilt, jedem einzelnen Zuschauer zu gefallen, unter Strafe der Schmähung? Das ist in der That eine schmutzige Aufgabe, die ich nicht angenommen habe. Stelle man sich einen Unterricht vor, der darin bestehn würde jedem in seiner herrschenden Idee zu schmeicheln, ohne je eine Leidenschaft oder ein Vorurtheil zu berühren! Hundertmal lieber schweigen. Wenn wir hier eintreten, so erinnern wir uns doch, daß wir in's Collège de France treten, d. h. in eine Stätte, die vor allen die Zufluchtsstätte der Untersuchung und des freien Prüfens ist; daß dieses Pfand der Freiheit uns Allen anvertraut ist, und daß es eine heilige Pflicht ist, den Charakter der angeerbten Unabhängigkeit weder abnehmen, noch umändern zu lassen.

Wann hier einige Personen sind, die von einem besondern Geiste des Hasses gegen mich erfüllt sind, so frage ich sie: was sie denn eigentlich mit mir wollen, was sie von mir begehren? Glauben sie durch Drohung meine Worte abzulenken oder mir den Mund zu schließen? Ich möchte eher das Gegentheil befürchten, wenn das Bewußtsein der Pflicht, die ich erfülle, mir nicht die Kraft einflößen würde in der Mäßigung zu beharren, die ich für das Zeichen der Wahrheit

halte. Glauben ſie, weil ich doch offen reden muß, daß mich ſo viele Beleidigungen, die man vorbereitet, in Verzweiflung bringen werden, und daß ich nichts Eiligeres zu thun habe, als Repreſſalien zu gebrauchen? Da irren ſie ſich; ich möchte ſelbſt bekennen, daß die Heftigkeit der Beleidigungen für mich ein Zeichen der Offenheit iſt; denn mit ein wenig mehr Berechnung hätte man ſie beſſer ausgewählt. Will man etwa die Meinungen, die ich damals äußerte, hier verfolgen? Ich erkläre hiemit feſt und freudig, daß ich, was ich bis auf dieſen Tag geſchrieben habe, glaube, denke und noch immer behaupte: welche Meinung man ſich auch in dieſer Hinſicht bilden möge, ſo wird mir Niemand beſtreiten, daß ich ganz und mit mir ſelbſt im Einklange geblieben bin. Iſt es etwa der allgemeine Geiſt der Freiheit in religiöſen Dingen? Ich werde bald auf dieſen Punkt zu ſprechen kommen; wenn man aber ein Glaubensbekenntniß verlangt, ſo ſpreche ich es aus, wie es der Staat in ſeinem Grundgeſetze lehrt, das aus fünfzig Jahren von Revolutionen und Prüfungen hervorgegangen iſt: ſo ſpreche ich es aus: daß ich glaube, der lebendige Geiſt Gottes ſei in allen offenherzigen Religionsgemeinſchaften dieſes Landes; ich glaube nicht, daß außer meiner Kirche ſonſt kein Heil ſei. Oder, iſt es endlich die Art, in welcher ich letzthin den Gegenſtand meiner Vorleſungen angekündigt habe? Sie waren ja Zeugen und können es ſagen, ob es möglich iſt, es mit weniger Bitterkeit und mit mehr Mäßigkeit zu thun? Man möchte alſo wohl den Gegenſtand ſelbſt erſticken. Ja, laßt uns aufrichtig ſein, der Name Jeſuiten iſt an allem Unglück Schuld: den Ur-

ſprung, den Geiſt der Jeſuiten berühren, deſſen klagen mich, noch ehe ich den Mund aufgethan habe, Leute an, die niemals vergeben.

Warum, ſagt man, wird in einem Lehrkurſus über die ſüdliche Literatur von der Geſellſchaft Jeſu geſprochen? Welchen Bezug haben zwei ſo verſchiedene Dinge aufeinander? Ich wäre ſehr unglücklich und hätte meine Zeit auf gar ſonderbare Weiſe vergeudet, wenn Sie dieſe unauflösliche Verbindung nicht ſchon in ſeiner ganzen Ausdehnung begriffen hätten. Zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts geht der öffentliche Geiſt in Spanien und Italien beſonders, ſeinem völligen Erlöſchen zu. Die Schriftſteller, die Dichter, die Maler verſchwinden nacheinander; anſtatt dem glühenden, kühnen Geſchlechte, daß ihnen vorangegangen war, verdämmern die neuen Menſchen in einer Todten-Atmoſphäre; es ſind nicht mehr die heroiſchen Neuerungen der Campanella, der Bruno:[1]) es iſt eine honigſüße Poeſie; eine abgeſchmackte Proſa, welche gleichſam einen faden Modergeruch verbreitet. Allein, während im Genius der Nationen Alles dahinſtirbt, erſcheint hier eine kleine Geſellſchaft, die der Jeſuiten, die ſichtbarlich heranwächst, die, ſich überall in dieſe krankhaften Staaten

[1]) „Thomas Campanellea, geb. zu Stilo in Calabrien 1568, geſt. 1639; Dichter, Philoſoph und religiöſer Schriftſteller, von ungemeiner Kraft und Originalität."

„Bruno, wahrſcheinlich iſt hier von Giordano Bruno, einem durch poetiſches Talent, Freimüthigkeit und philoſophiſcher Gründlichkeit ausgezeichneten Dominikaner des 16ten Jahrhunderts die Rede."

Anm. d. Ueberſ.

einschleichend, an dem letzten Lebenströpfchen von Italiens Herzen saugt; die zunimmt und sich von der Substanz dieses großen zersplitterten Körpers nährt; und wenn nun eine so gewaltige Erscheinung in der Welt aufbricht, so daß sie alle andern geistigen Thatsachen bewältigt, und deren Prinzip ist, wie sollte man nicht von ihr reden? Wenn ich unmittelbar in meinem Gegenstand auf ein so mächtiges Institut stoße, welches auf jeden Geist zurückwirkt und das ganze System des Südens in sich begreift, so sollte ich etwa vorüberziehen und die Augen abwenden! Was bleibt aber dann noch übrig? Sich in das Studium einiger Sonette und in die galante Mythologie jener Zeiten des Verfalls zu verschließen? ich will wohl; allein der Frage können wir drum nichtsdestoweniger ausweichen. Denn, nachdem wir diese Armseligkeiten ergründet hätten, so würden wir ja noch immer darauf geführt werden, den zerstörenden Einfluß zu zeigen, der einer der offenbaren Grundsätze derselben war; und wenn man die Frage vom Jesuitismus verschieben würde, so bestände der ganze Unterschied darin, daß man die Ordnung umkehrte und ans Ende setzte, was eigentlich am Anfang stehn sollte. Das Studium des Todes eines Volkes, ist, wenn man die Ursache desselben aufsucht, eben so wichtig als das Studium seines Lebens.

Aber, setzt man hinzu, hätte man die Wirkung nicht ohne die Ursache zeigen können; die Wissenschaften und die Politik, ohne den Geist, der sie beherrscht; Italien, ohne den Jesuitismus; den Todten, ohne den Lebenden? Nein, ich kann es nicht, und übrigens mag ich es auch nicht thun.

Wie, ich werde durch eine aufmerksame Beobachtung das mittägliche Europa sich in der Entwicklung und Bildung dieses Instituts sich aufzehren sehn und unter diesem Einflusse verschmachten und erlöschen; und ich, der ich mich hier besonders mit den Völkern des Südens beschäftige, ich soll nichts von dem sagen, das sie zu Grunde gerichtet hat! (Murren). Ich werde ruhig zusehn, wie mein Vaterland zu einem Bündniß verlockt werden soll, das Andere so theuer bezahlt haben, und ich sollte nicht sagen: Gebt Acht! Andere haben die Erfahrung für euch gemacht; die Völker in Europa, welche die kränksten sind, diejenigen, welche am wenigsten Ansehn und Gewalt haben; diejenigen, welche am meisten von Gott verlassen scheinen, sind die in welchen die Gesellschaft Lovola's ihren Sitz hat! (Murren; Stampfen mit den Füßen; Geschrei: das Wort wird einige Minuten lang erstickt). Gehen Sie diesem Abgrunde nicht zu nahe, das Beispiel zeigt, daß er verderblich ist; setzen Sie sich nicht unter diesen Schatten. Er hat während zwei Jahrhunderten Spanien und Italien eingeschläfert und vergiftet. (Lärm; Geschrei; Pfeifen; Beifallklatschen). — Wenn ich aus diesen allgemeinen Thatsachen den Schluß ziehen darf, so frage ich Sie, was soll denn aus jedem wahrhaften Unterrichte über solche Gegenstände werden?

Allein hier verdoppelt sich mein Staunen. Für welchen Orden, für welche Gesellschaft, verlangt man dieses seltsame Privilegium? Wen will man hier außerhalb den Angriffen der Untersuchung, der Beobachtung setzen? Etwa doch die lebende Geistlichkeit

Frankreichs? Etwa eine jener friedlichen und bescheidenen Religionsparteien, welche gegen die Gewaltthätigkeit einer unduldsamen Mehrzahl geschützt werden müssen? Nein, es ist eine Gesellschaft, welche (ob mit Unrecht oder mit Recht, werden wir später sehn), zu verschiedenen Zeiten aus allen Staaten Europa's vertrieben worden ist; welche der Pabst selbst verdammt hat; welche Frankreich aus seinem Schooße geworfen; welche in den Augen des Staates nicht vorhanden ist und welche vielmehr im öffentlichen Rechte unsres Landes für gesetzlich todt gehalten wird; und dieses namenlose Getrümmer, das sich versteckt, den Blicken entzieht und sich stets verleugnend, doch heranwächst, — dieses dürfte man nicht studiren, beobachten, sich in seinen Ursprung und seine Vergangenheit versetzen! Man gesteht ein, daß alle übrigen Orden ihre Zeiten des Verfalls, des Verderbnisses gehabt haben, daß sie in ihrem Geiste einer besondern Epoche angepaßt worden, nach welcher sie wieder andern weichen mußten; ohngefähr, wie die politischen Gesetze, die Staaten, die Völker, welche alle ihren Tag und ihr Schicksal bezeichnet haben; und die jesuitische Gesellschaft ist die einzige, deren Armseligkeiten, Verfalls-Phasen, Zeichen von Abgestorbenheit man nicht ohne eine Art von Gefahr zeigen könnte; es ist eine Gotteslästerung, wenn man ihre Zeiten des Elendes ihren Zeiten der Größe entgegenhält, weil dieß ihr die, allen andern Instituten gemeinsamen Veränderungen, zuschreiben heißt; an ihrer Unveränderlichkeit zweifeln, zeugt beinahe von einem außerordentlichen Muthe. Wohin kommen wir auf

diesem Wege? Ist es sicher, daß dieser Weg der Weg Frankreichs aus den Julitagen ist? (Beifall).

Jedoch ich muß meinen Gedanken ganz aussprechen. Ja, in dieser Kühnheit ist Etwas, das mir gefällt und mich anzieht; ich glaube, daß ich in diesem Augenblick die Größe dieser Gesellschaft besser verstehe und erhebe, als es alle ihre Apologeten thun; denn sie möchten, daß ich nicht von ihr rede; ich behaupte im Gegentheil, daß diese Gesellschaft so mächtig gewesen ist, ihre Organisation so geistreich und so lebensdauernd, ihr Einfluß so lang und so allgemein, daß es unmöglich ist, nicht von ihr zu reden; welchen Gegenstand man auch am Ende der Wiederherstellungsepoche behandeln möge: Poesie, Kunst, Moral, Politik, Institutionen; ich behaupte daß, nachdem sie sich des Wesens des ganzen Südens bemächtigt hatte, sie während eines Jahrhunderts lang allein lebendig blieb, inmitten dieser todten Gesellschaften. In diesem Augenblick selbst, nachdem sie in Stücke zerfetzt, durchlöchert und durch so viele feierliche Edikte erdrückt ist, bedarf es keines geringen Genies, keines kleinen Muthes, wenn man (wie sie) vor unsern Augen aufersteht; sich halb emporrichtet, und kaum aus dem Staube erhoben, als Herrin spricht; herausfordert; droht und von Neuem die Vernunft und den gesunden Menschenverstand zum Kampfe ruft! Wenn die Welt, nachdem sie die Jesuiten vertilgt hat, sich bewogen fühlt, sich wieder von ihnen ergreifen zu lassen, so thut sie wohl daran, es zu versuchen; wenn es ihnen gelingt, so ist es das größte Wunder der modernen Welt. In jedem Falle folgen sie ihrem Gesetze, der Bedingung ihres Daseins, ih-

rem Geſchicke; ich tadle ſie darum nicht; ſie gehorchen ihrem Charakter. Alles wird gut gehn, wenn auf der andern Seite jeder in dem ſeinigen bleibt. Ja, ungeachtet der Unduldſamkeit, deren ſie ſich rühmt, mißfällt mir dieſe Reaction nicht; ſie wird der Zukunft nützlich werden, wenn jedermann ſeine Pflicht erfüllt, das heißt, wenn die Wiſſenſchaft, die Philoſophie, die menſchliche Vernunft, die herausgefordert und vorgeladen werden, dieſen großen Kampf annehmen. Vielleicht waren wir nahe daran, über dem Beſitze einer gewiſſen Anzahl von Ideen, die mehrere nicht mehr zu erweitern dachten, einzuſchlafen; es iſt gut, daß die Wahrheit dem Menſchen von Zeit zu Zeit beſtritten wird; dieß treibt ihn an neue Wahrheiten zu erlangen; wenn er nichts zu befürchten hat für ſein Erbe, ſo vermehrt er dasſelbe nicht nur nicht, er läßt es im Gegentheil in Verfall kommen. Sie klagen uns an zu böſe geworden zu ſein; ich will einen Theil des Vorwurfs annehmen; nur will ich ſagen, daß anſtatt zu kühn geweſen zu ſein, ich anfange zu fürchten, wir möchten zu furchtſam geweſen ſein. Vergleichen Sie in der That einen Augenblick den Unterricht in unſerm Lande und den Unterricht auf den Univerſitäten der deſpotiſchen Regierungen des Nordens.

War es nicht in einem katholiſchen Lande, auf einer katholiſchen Univerſität, in München, wo Schelling während dreißig Jahren in ſeinem Lehrſtuhl, ungeſtraft und mit einer ſtets wachſenden Kühnheit, die Idee jenes neuen Chriſtenthums, jener neuen Kirche entwickelte, welche Vergangenheit und Zukunft zugleich verwandelt? War es nicht in einem deſpo-

tischen Lande, wo Hegel, mit noch größerer Unabhängigkeit alle Fragen, die sich auf das Dogma beziehen, von Neuem erhoben hat? und da sind es nicht allein die Theorieen, die Geheimnisse, welche frei von der Philosophie untersucht werden; es ist noch, und überall, der Buchstabe des alten und des neuen Testaments, an welche man denselben uneigennützigen Geist der hohen Kritik wendet, als an die griechische und römische Philologie.

Dieß ist das Leben des Unterrichts selbst in den despotischen Staaten; alles was den Menschen auf den Weg der Wahrheit führen kann, ist erlaubt und zugestanden. Und was haben wir, den andern Morgen einer Revolution, in einem freien Lande gethan? Haben wir von jener philosophischen Freiheit, welche die Zeit uns verlieh, ohne daß irgend Jemand sie uns rauben könnte, Gebrauch gemacht, oder haben wir sie etwa mißbraucht? Haben wir das Panier der Philosophie und der freien Untersuchung wehen lassen, so viel wir konnten? Gewißlich nicht! da jedermann dachte, diese Unabhängigkeit sei nun für immer errungen, so beeilte sich niemand einen vollkommenen Nutzen aus ihr zu ziehen. Die kühnen Fragen sind aufgeschoben worden; durch unendliche Schonungen wollte man alle Gelegenheiten zu Spaltung wegnehmen. Die Philosophie, welche bei jenem Julius-Triumph sich in übermäßigem Stolze erheben zu müssen schien, neigte sich im Gegentheil zu einer Demuth, über welche jedermann erstaunte; und diese so bescheidene Lage, in welche wir hoffen sollten wenigstens Frieden zu haben, ist eine Zufluchtsstätte, aus der man uns ebenfalls vertreiben möchte. Sollen

wir weichen, ſollen wir immer noch nachgeben? Allein, wenn wir einen einzigen Schritt hinter uns thun, ſo laufen wir ja Gefahr zu unſerm Jahrhundert hinaus geworfen zu werden. Was müſſen wir alſo thun? Vorwärts ſchreiten. (Beifall.) Ich meinerſeits, danke denjenigen die uns zur Thätigkeit und zum Leben aufrufen. Wer weiß, ob wir uns am Ende nicht zu einer fruchtloſen und trügeriſchen Ruhe niedergelaſſen hätten?

Es glaubten Mehrere das Bündniß zwiſchen dem Glauben und der Wiſſenſchaft ſei endlich geſchloſſen, das Ziel erreicht, die Frage gelöst. Aber nein! die Gegner haben Recht; der Kampf iſt gut, wenn man ihn aufrichtig annimmt; aus dieſen ewigen Kämpfen der Wiſſenſchaft und des Glaubens, erhebt ſich der Menſch zu einem höheren Glauben, zu einer höheren Wiſſenſchaft. Warum wären wir von der Bedingung des heiligen Kampfes, der allen Menſchen aufgelegt war, die uns vorausgegangen ſind, ausgenommen? Die Zeit wird kommen, wo diejenigen, welche ſich ſo heftig um die Zukunft ſtreiten, ſich wiederfinden werden, ſich vereinigen und mit einander ausruhen; dieſer Augenblick iſt noch nicht gekommen: bis dahin iſt es rathſam, daß Jeder ſeine Aufgabe erfülle, und, da doch der Bund auf einer Seite gebrochen iſt, auf ſeine Art kämpfe.

Noch einmal, ich danke den Gegnern; ſie verfolgen ihre Sendung, welche bisher, durch einen unveränderlichen Widerſpruch, die war den menſchlichen Geiſt herauszufordern, zu ſtacheln; ihn zu zwingen weiter zu gehn, jedesmal wenn er ſtehen

bleiben und ſich mit dem ruhigen Beſitz eines einzigen Theils der Wahrheit begnügen wollte. Der Menſch iſt furchtſamer als er ſcheint; wenn man gar nicht wider ihn ſtoßen würde, ſo würde er ſich in Alles fügen. Iſt dieß nicht ſeine Geſchichte während des ganzen Mittelalters? und iſt dieſe Geſchichte, dieſer ewige Kampf, der ihn immer wieder von neuem belebt und aufregt, nicht faſt ganz an dem Orte ſelbſt vorgefallen, an welchem wir uns in dieſem Augenblicke befinden, auf dieſem heroiſchen Berge der Geneviève? warum erſtaunen Sie über den Kampf? wir ſtehn ja auf dem Kampfplatze. Sind nicht, von Abälard bis auf Ramus, hier alle diejenigen aufgetreten, welche der Unabhängigkeit des menſchlichen Geiſtes, in der Zeit, wo ſie am meiſten beſtritten war, gedient haben? Dieß iſt unſre Ueberlieferung; der Geiſt dieſer Männer iſt mit uns. Da die Einwürfe, die ſie mit Füßen getreten haben, die man auf immer mit ihnen begraben glaubte, wieder zum Vorſchein kommen, wohlan! ſo laßt uns thun, was ſie gethan haben: laßt uns die Fahne der freien Unterſuchung noch weiter vorwärts tragen. (Beifall).

An dem Punkte, an welchem wir angelangt ſind, befindet ſich eine Grundfrage, welche in der Tiefe aller Schwierigkeiten verborgen liegt, und über welche ich mich ſo klar ausdrücken will, daß in den Gedanken meiner Zuhörer keine Verwirrung ſtatt finden könne. Welches iſt, nach dem Geiſte unſrer neuen Inſtitutionen, das Recht der Unterſuchung und der Prüfung im öffentlichen Unterrichte? Noch in klarerm Ausdrucke frage ich: muß ein Mann, welcher hier öffentlich im Namen des Staats, vor Männern ver-

ſchiedener Glaubensbekenntniſſe lehrt, ſich an den Buchſtaben eines beſondern Glaubens halten, muß er dieſen ausſchließenden Geiſt auf alle ſeine Forſchungen übertragen? darf er nichts durchblicken laſſen, was ihn einen Augenblick von jenem trennen könnte? Wenn man hierauf bejahend antwortet, ſo muß ich fragen: welches Glaubensbekenntniß dem andern aufgeopfert werden ſoll, ob es dasjenige iſt, welches alle übrigen als eben ſo viele Irrthümer ausſchließt, oder dasjenige, welches ſie alle als eben ſo viele Verheißungen aufnimmt; denn ich denke nicht, daß jemand, ohne einen Augenblick nachzudenken, die Minderzahl ausplündern wolle, wie wenn ſie gar kein Recht hätte, vorhanden zu ſein. Werde ich hier als Katholik oder als Proteſtant auftreten? Die Frage alſo aufſtellen, heißt ſie löſen.

Als es unter der Reſtauration eine Staatsreligion gab, ſo ſah man nichts deſto weniger, daß der öffentliche Unterricht einen Theil ſeiner Berühmtheit aus ſeiner eigenen Freiheit ſchöpfte: auf der einen Seite war ein gelehrter und unparteiiſcher Proteſtantismus, auf der andern ein kühner und verjüngender Katholicismus; beide traten einander näher und verſchmolzen in gleicher Gemeinſchaft der Ideen und der Zukunft. Was nun die Wiſſenſchaften, die Literatur, die Philoſophie mit ſo vielem Glanze in der Theorie geoffenbart haben, iſt in der Wirklichkeit, in den Inſtitutionen durch die Juli-Revolution ins Leben getreten. Und warum will man denn jetzt, da es keine Staatsreligion mehr gibt, daß der Staat hier öffentlich die Unduldſamkeit zur Schau trage? Dieß hieße ja ſeinem Dogma lügen; dieß hieße ſich

ſelbſt verläugnen. Ich kenne nur ein Mittel, den Grundſatz der Ausſchließung in dieſen Lehrſtühlen einzuführen; es beſteht darin, die nächſten Erinnerungen in Vergeſſenheit zu bringen: Alles, was im hellen Sonnenlichte geſchehn iſt, zu zertrümmern, und durch eine offenbare Apoſtaſie um mehr als ein halbes Jahrhundert rückwärts zu gehn. Bis jener Tag aber herbeikommt, wird es hier nicht allein erlaubt, es wird ſogar eine der Folgen des ſocialen Dogma's ſein, ſich auf die Höhe zu ſtellen, auf welcher die getheilten, getrennten, feindſeligen Kirchen ſich gegenſeitig anziehen und verſöhnen können. Dieſer Geſichtspunkt, derjenige, welchen Frankreich in ſeinen Inſtitutionen angenommen hat, iſt auch derjenige der Wiſſenſchaft; ſie lebt nicht im Lärm der religiöſen Streitigkeiten, ſondern in einer höheren Region. Wenn die verheißene Einheit eines Tags ins Leben treten ſoll, wenn ſo viele Glaubensmeinungen, welche ſich heute gegenüberſtehn und gegen einander die Waffen führen, ſich, wie man es immer angekündigt hat, im Reiche der Zukunft vereinigen ſollen; wenn eines Tages dieſelbe Kirche, die in allen Weltgegenden zerſtreuten Stämme aufnehmen will: wenn die Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſich in dieſelbe Allbürgſchaft verſchmelzen wollen; wenn das Oberkleid Chriſti, um welches ſie auf der Schädelſtätte das Loos geworfen, wieder in ſeiner ganzen Reinheit erſcheinen ſoll: ſo behaupte ich, die Wiſſenſchaft ſtiftet ein gutes Werk, indem ſie dieſen Weg zur Vereinigung zuerſt einſchlägt. (Beifall). Diejenigen, welche den Haß und den Zwieſpalt in heiligen Dingen lieben, wird man dann allerdings zu Feinden

haben. Allein, was kümmert dieß! man muß feſt bleiben; der Menſch trennt, Gott aber vereinigt. (Beifall).

Man müßte wahrlich dem Lichte die Augen verſchließen, wenn man nicht ſehn würde, daß eine neue religiöſe Morgenröthe in der Welt aufzuſteigen beginnt; ich bin davon ſo ſehr überzeugt, daß meine Gedanken ſich immer nach dieſer Seite hinwandten, und daß es mir, ſo zu ſagen, unmöglich iſt, irgend einen Theil der menſchlichen Dinge von dem religiöſen Einfluſſe abzulöſen. Der Menſch iſt ſeit einiger Zeit durch den Menſchen ſo oft betrogen worden, daß man nicht mehr erſtaunen muß, wenn er ſeine ganze Liebe nur noch Gott zuwendet. Wenn dieß nun aber angenommen iſt, welches waren denn die erſten Miſſionare dieſes verjüngten Evangeliums? Ich antworte: Die Denker, die Schriftſteller, die Dichter, die Philoſophen. Dieß waren, man wird es wohl nicht beſtreiten, die Miſſionare, welche überall, in Frankreich und in Deutſchland, auf jenen großen Reichthum von Geiſtigkeit hinwieſen, der das Weſen jedes wahren Glaubens bildet. Und welche ſonderbare Erſcheinung! kaum haben ſie jenes Werk als Vorläufer vollendet, ſo wird der Bannſtrahl auf ſie geſchleudert! Man überredete ſich, daß, weil ſich der menſchliche Geiſt zum Himmel erhoben habe, ſo ſei es im Grunde nur geſchehen, um ſich für immer zu verleugnen und zu verdümmern; daß der Augenblick endlich gekommen ſei, um mit der allgemeinen Vernunft abzuſchließen und daß man ſie ſo ſchnell als möglich in jenen Gott vergraben müſſe, den ſie gerade von ſelbſt gefunden habe. Wie es zu jeder Gelegen-

heit geschehn ist, so streitet man sich noch um den ausschließlichen Besitz und die Erstlinge dieses jungen Gottes. Allein eben dieses religiöse Leben sehe ich tiefer, allgemeiner, als man ihm zu erscheinen vergönnen will. Jeder behauptet das Recht zu haben es zu verschließen, zu umschreiben, es in einem besondern Raume einzumauern; allein dieser erwachsene, erneuerte Christus, der zum zweiten Male aus der Gruft hervorgestiegen ist, läßt sich nicht so leicht fesseln; er theilt sich Allen mit, er gibt sich Allen hin. Das große religiöse Leben erscheint nicht nur im Katholicismus, sondern auch im Protestantismus; nicht nur im positiven Glauben, sondern auch in der Philosophie. Diese Bewegung steht nicht im Süden Europa's stille; ich sehe sie auch unter den germanischen und slavischen Völkern gähren; bei denjenigen, welche man Ketzer nennt, eben so gut, als bei den Rechtgläubigen. Wenn nun alle Nationen Europa's sich bis im Innersten, ich weiß nicht durch welches heilige Vorgefühl der Zukunft, bewegt fühlen: gibt es Menschen, welche glauben, diese Bewegung möge wohl, in den Planen der Vorsehung, einzig allein zu Gunsten der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu vor sich gehn. (Beifall.) Wenn man ihnen auf einen Augenblick dieses sonderbare Zugeständniß macht, sollten sie doch wenigstens anerkennen, daß etwas bei ihren Gegnern gut ist, weil dieß durch die Jesuiten erzogene Geschlecht dasjenige ist, das sie vertrieben hat, und weil das durch die Philosophie erzogene Geschlecht sie wieder zurückführt. (Beifall.)

Die Geschichte der religiösen Orden, seit dem Ursprunge des Christenthums, wäre eine sonderbare

philosophische Geschichte. So wie die Philosophie von Zeit zu Zeit durch neue Schulen verjüngt worden ist, so ist die Religion von Jahrhundert zu Jahrhundert durch neue Orden erhoben und gesteigert worden, welche behaupteten, daß sie dieselbe allein besäßen und welche sie in der That auch, in einem gegebenen Augenblicke, vorzugsweise besitzen. Sie haben alle ihr Leben und ihre besondere Kraft. Sie treiben einige Zeit lang den Wagen des Glaubens vorwärts, bis zum Augenblick, wo sie, vom Geiste der Welt, den sie bekämpfen, ergriffen, sich selbst als Ziel ansehn, stehn bleiben und sich vergöttern. Jeder dieser Orden hat seine geschriebene Regel; in diesen Urkunden aus der Wüste dringt auf jeder Zeile die tiefe Ahnung des Gesetzgebers durch; einige derselben sind ebenso merkwürdig durch die Form, als durch den Inhalt.

Es gibt darunter kurze, lakonische, wie die Regeln Lykurgs: es sind diejenigen der Anachoreten. Es gibt welche, die durch ihre blühende Gesprächsform an Plato's Gewohnheiten erinnern: es sind diejenigen des heil. Basilius. Es gibt welche, die durch einen außerordentlichen Glanz mit den größten poetischen Stellen Dante's streiten können: es sind diejenigen von Maistre. Es gibt endlich welche, die durch die tiefe Kenntniß der Menschen und der Geschäfte an den Geist Machiavelli's erinnern: es sind diejenigen der Jesuiten. Die Stellung der menschlichen Seele zu jeder von diesen Perioden, ist in diesen Denkmälern abgeprägt. Am Anfang, in den Institutionen der Anachoreten, in der Regel des heil. Antonius, beschäftigt sich die Seele nur mit sich

ſelbſt. Weit davon entfernt noch irgend jemanden belehren zu wollen, flieht der Menſch vor ſich ſelbſt, nach allen Straßen hin; er hat ſeines Gleichen nichts zu ſagen. Gegen Alles bewaffnet, was ihm zum Einzelkampf in der Wüſte umgibt (singularem pugnam eremi), beſteht ſein Leben, Tag und Nacht nur in Betrachtung und Gebet. Er betet und lieſt den ganzen Tag und ſagt ſeine Regel her. Später, während des Mittelalters, folgt die ſumme Vereinigung dem Einſiedlerthume. Unter dem Geſetze des heil. Benedikts lebt man in demſelben Kloſter beiſammen; aber dieſe kleine Geſellſchaft nimmt ſich noch nicht heraus, mit der großen in thätigen Streit zu treten. Sie lebt hinter ihre hohen Mauern eingeſchloſſen (munimenta claustrorum); ſie öffnet der Welt die Thore, wenn ſie zu ihr kommt; allein ſie geht ihr nicht entgegen. Der Menſch fürchtet ſich vor dem menſchlichen Worte. Ein ewiges Stillſchweigen verſchließt ſeinen Brüdern die Lippen; wenn ſie ſich öffneten, könnte das heidniſche Wort noch herauskommen. Jede Nacht entſchlafen dieſe Genoſſen des Grabes unter des Mönchskutte, den Gürtel um die Lenden geſchnürt, um deſto eher beim Ruf der Poſaunen der Erzengel bereit zu ſein. Der Geiſt der Regel iſt, ſich jede Stunde auf eine heilige Weiſe zu beſchäftigen, in ſchweigender Erwartung des nahenden jüngſten Tages. Da dieſer Augenblick vorüber war, geſchah eine Neuerung in den Inſtitutionen der Orden; ſie wollen mit der Welt, welche ſie nur durch die enge Scheidewand des Kloſters erblickt hatten, in unmittelbare Verbindung treten. Der Geiſtliche tritt aus ſeinem Kloſter, um das Wort, die Flamme, die er unberührt erhalten hatte,

auswärts zu tragen. Es iſt dieß der Geiſt der Regeln des heil. Franziskus, des heil. Dominikus, der Templer, und der durch die Begeiſterung der Kreuzzüge erwachten Orden. Der Zweikampf iſt nicht mehr in der Wüſte, er geht in die Städte über. Nach dieſem blieb noch ein Schritt zu thun übrig; dieſer wird das Werk des Ordens ſein, der behauptet, alle übrigen die ihm vorangiengen, in ſich zuſammenzufaſſen, nämlich das Werk der Geſellſchaft Jeſu. Denn alle andern haben eine beſondere Geiſtesbeſchaffenheit, einen Zweck, ein beſonderes Kleid; ſie gehören dieſem Orte mehr an, als jenem andern; ſie haben den Charakter des Landes beibehalten, in dem ſie entſtanden ſind. Es gibt derſelben ſogar, welche, ihren Statuten gemäß, nicht außerhalb eines gewiſſen Landſtrichs verpflanzt werden können, an dem ſie, wie eine inländiſche Pflanze, feſthalten.

Der Charakter des Jeſuitismus, der in Spanien geboren, in Frankreich vorbereitet, in Rom entwickelt und feſtgeſtellt wurde, beſteht darin, daß er den Geiſt des Weltbürgerthums in ſich aufgenommen hat, den Italien damals in allen ſeinen Werken trug. Dieß iſt eine der Seiten, in welchen er mit dem Geiſt der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften im ſüdlichen Europa übereinſtimmte. Auf der andern Seite ſtreift er das Mittelalter ab, indem er den Asceticismus und die Kaſteiungen willig abwarf. In Spanien träumte er zuerſt nur den Beſitz des heiligen Grabes; als er nach Italien überdrang, wurde er praktiſcher: er hält ſich nicht damit auf, ein Grab zu begehren; was er noch will, iſt einen Lebendigen, um daraus einen Leichnam zu machen. Allein dadurch, daß er

in die weltliche Gesellschaft eintritt, und sich mit ihr vermengt, wird er unfähig, sich davon los zu machen, das heißt, sie etwas Besonderes zu lehren. Die Welt hat ihn erobert, nicht er hat die Welt erobert; und wenn Sie diese ganze Geschichte der religiösen Orden mit einem einzigen Worte zusammenfassen wollen, so werden Sie finden, daß im Ursprunge, in den Institutionen der Anachoreten, der Mensch so ausschließlich mit Gott beschäftiget ist, daß die Dinge für ihn nicht vorhanden sind, und daß man am Schlusse, in der Gesellschaft Jesu, so sehr durch die Dinge in Anspruch genommen wird, daß Gott im Geräusch der Geschäfte verschwindet. (Beifall.)

Ist diese Geschichte der religiösen Orden geschlossen? Immerhin haben bis jetzt die Veränderungen in der Wissenschaft und in der Gesellschaft, ihnen gegenüber, neue Orden hervorgerufen, um ihnen zu widersprechen oder sie zu reinigen; diese auf einander folgenden Neuerungen im Geiste dieser einzelnen Gesellschaften verbanden sich wunderbar mit der Unveränderlichkeit der Kirche. Es war das sicherste Zeichen eines mächtigen Lebens. Ist nun seit drei Jahrhunderten, seit der Gründung der Gesellschaft Jesu, nichts vorgefallen, das eine neue Stiftung hervorrufen sollte? Gab es nicht genug Veränderungen, nicht genug Kühnheit in den Intelligenzen? Verdient es die französische Revolution nicht, daß man für sie thue, was im Mittelalter für die geringste politische oder sociale Erschütterung geschah? Alles hat sich verändert, Alles in der weltlichen Gesellschaft hat sich anders gestaltet. Die

Philosophie, ich gestehe es, ist trotz ihrer anscheinenden Bescheidenheit, im Grunde voll Kühnheit, voll Stolzes. Sie hält sich für siegreich! und gegen Feinde, die ihre Waffen also von Neuem gestählt haben, führt man kraftlose Orden zum Kampfe zurück! Wenn ich die Sendung hätte, die Andern übertragen worden ist, so würde ich, weit entfernt, mich damit zu begnügen, Gesellschaften, welche schon mit der Vergangenheit schimpflich zerfallen oder durch zu heftige Feindseligkeiten erschüttert sind, wieder herzustellen, wie die Dominikaner, die Jesuiten, fest glauben, daß in der Welt schon genugsame Veränderungen, Tendenzen, Philosophien, oder wenn man will, neue Ketzereien vorhanden sind; damit es der Mühe werth sei, ihnen eine andere Regel, eine andere Form, oder wenigstens einen neuen Namen entgegen zu setzen; ich würde glauben, daß dieser Geist der Schöpfung das nothwendige Zeugniß des großen Lebens der Doktrinen ist, und daß ein einziges, durch neue Orden ausgesprochenes Wort, hundertmal mehr Wirksamkeit hätte, als die ganze Beredsamkeit der Welt im Munde ihres verjährten Ordens.

Dem sei nun wie ihm wolle, ich habe genug gesagt, um zu zeigen, daß die Predigt in einer besondern Kirche und der öffentlichen Belehrung vor Menschen verschiedener Religionsbekenntnisse, nicht dasselbe seien und daß von dem einen fordern, was dem andern gehört, beide zerstören wollen heißt. Der Glaube und die Wissenschaft, diese beiden Richtungen des menschlichen Geistes, die vielleicht eines Tages nur eine einzige bilden werden, sind immer als ver-

schiedenartig betrachtet worden. In dem Zeitpunkt, mit welchem wir uns beschäftigen, sind sie in der Geschichte durch zwei Männer vertreten worden, die in geringer Entfernung von einander erschienen sind: durch Ignaz von Loyola und Christoph Kolumbus. Loyola, von einer absoluten Anhänglichkeit an den Buchstaben der Auktorität geleitet, behält, mitten unter den größten Erschütterungen die Vergangenheit bei; er erfaßt sie an einigen Orten, bis im Grabe. Christoph Kolumbus im Gegentheil, zeigt klar und deutlich, wie sich durch die Vereinigung des Glaubens und der Freiheit, die Zukunft im Geiste der Menschen heranbilde. Er besitzt so sehr wie Jemand, die Tradition des Christenthums; aber er erklärt, er entwickelt sie; er hört auf alle Stimmen, auf alle religiösen Ahnungen der übrigen Menschheit; er glaubt, es könne selbst in den abweichendsten Religionsformen etwas Göttliches sein. Von diesem religiösen Gefühle, von diesem Gefühle von der wahrhaft allgemeinen Kirche, erhebt er sich zu einer klaren Ansicht über die Schicksale des Erdballs; er sammelt, er belauscht die geheimnißvollen Worte des alten und des neuen Testaments; er wagt es, daraus einen Sinn zu ziehen, der die Unfehlbarkeit für einen Augenblick ärgert; den folgenden Tag zwingt er sie, sich seiner Meinung zu fügen; er verbreitet einen Hauch von Wahrheit über die ganze Tradition; dieser Freiheit entquillt das Wort, welches eine neue Welt ins Dasein ruft; es zerbricht den äußern Buchstaben; es zersprengt das Siegel der Propheten; aus ihren Gesichten macht er Wirklichkeit. Diese Richtung ist wohl verschieden von der

erſten. Dieſe beiden Wege werden auf lange Zeit hinaus offen bleiben, ohne zuſammenzulaufen. Jedem iſt es frei gegeben zu wählen, vorwärts zu ſchreiten, oder rückwärts zu kehren. Was mich betrifft, ſo war es meiner Pflicht gemäß, das Recht aufzuſtellen und zu begründen, hier öffentlich derjenigen Meinung, die nur nach der Vergangenheit zurückſchaut, die vorzuziehen, welche die Zukunft erſchließt, und welche, indem ſie die Schöpfung vermehrt, auch den Gedanken der göttlichen Größe vermehrt. Ich habe dieß hoffentlich ohne Haß, noch ohne Umſchweife gethan; und was mir auch deßwegen widerfahren ſoll, ſo weiß ich gewiß, daß es mich nie gereuen wird. (Fortgeſetzter Beifall.)

An diesem Tage war die Frage für mich entschieden. Durch die Presse benachrichtigt, waren sowohl die Freunde als die Feinde der freien Untersuchung zusammengetroffen und füllten zwei Amphitheater. Während drei Viertelstunden war es unmöglich das Wort zu ergreifen; mehrere unserer Freunde waren selbst der Meinung, es seie nöthig die Sitzung auf einen andern Tag zu verlegen. Ich fühlte, daß in diesem Falle Alles verloren sei und entschloß mich da zu bleiben, und wenn es sein müßte bis zur Nacht; dieß war auch die Meinung des größten Theils der Versammlung. Ich danke der Menge unbekannter Freunde, die sowohl außerhalb als innerhalb, durch ihre Standhaftigkeit und Mäßigung, von diesem Tage an, aller Hoffnung zu Störungen ein Ende gemacht haben.

Zweite Vorlesung.

Ursprung des Jesuitismus; Ignaz von Loyola; die geistlichen Uebungen.

17. Mai 1843.

Ich kenne den Geist dieses Zuhörerkreises, und ich hoffe genug gesagt zu haben, damit er auch mich kenne. Sie wissen, daß ich ohne Haß rede, aber mit dem ruhigen Willen meinen vollständigen Gedanken auszudrücken. (Unterbrechung.) Ein unparteiischer Beobachter, der betrachtet, was seit einigen Tagen in diesen Räumen vorgeht, wird mir gerne zugeben, daß sich hier eine neue Thatsache kund thut; die Wichtigkeit, welche alle Geister den religiösen Fragen zugestehn. Es ist keine Sache von geringer Bedeutung, zu sehn, wie viele Männer solchen Gegenständen das Interesse (ich möchte nicht sagen die Leidenschaft) zuwenden, welche sie früher blos den politischen Auftritten geschenkt haben. Man hat gefühlt, daß es sich hier um das Interesse Aller handle, und es bedurfte nur eines Wortes, um den in der Tiefe der Herzen verborgenen Funken hell aufsprühen zu machen. Die Fragen, auf welche wir in unserm Gegenstande stoßen, gehören zu den wichtigsten, die man finden kann; sie berühren die heutige Welt an einem Punkte nur durch ihre inwohnende Größe; möchten wir uns doch, ich bitte

Sie darum, mit ihnen erheben können und jene Ruhe behalten, welche der Erforschung der Wahrheit geziemt. Was hier vorgeht, bleibt nicht in diesen Räumen verborgen; weit von hier und selbst außerhalb Frankreichs gibt es ernste Geister, die uns beobachten.

Es giebt Zeiten, wo die Menschen von der Wiege an zum Stillschweigen erzogen werden, in der Gewißheit, niemals irgend einen tiefen Widerspruch erfahren zu müssen; es giebt aber auch Zeiten, in welchen die Menschen zur offenen Verwaltung der freien Untersuchung erzogen werden, und diese Zeiten sind die unsrigen. Der schlechteste Dienst, den man heutzutage einer Sache erweisen kann, ist der, die Prüfung durch Gewalt zu ersticken wähnen. Es gelingt nicht; es wird nie mehr gelingen, und höchstens wird man dadurch die versöhnlichsten Geister überzeugen, daß die Sache, die man vertheidigt, mit der neuen gesellschaftlichen Verfassung unverträglich sei. Zu was dienen also diese kindischen Drohungen? Frankreich wird auf ein armseliges Zischen nicht zurückweichen. Kein Mensch im ganzen Lande hat die Gewalt, seine Gedanken in Umlauf zu setzen, ohne daß sie irgendwo mit der öffentlichen Oberaufsicht zusammenstoßen. Die Zeit ist nicht mehr da, wo eine Idee, eine Gesellschaft, ein Orden sich einschleichen könnte, sich bilden, sich im Geheimen erheben und dann plötzlich hervorbrechen, wenn ihre Wurzeln tief genug eingeschlagen wären, daß sie nicht mehr ausgerissen werden könnten. In welchen Pfad man sich auch begebe, findet man überall eine aufmerksame Schildwache, die bereit ist, ihren

Lärmruf ertönen zu laſſen. Es giebt für Niemanden mehr Fallſtricke noch Hinterliſt. Dieſes Wortes, deſſen ich mich heute bediene, werdet ihr euch morgen bedienen; es iſt meine Schutzwache und um ſo mehr auch die eurige. Was würde aus meinen Gegnern werden, wenn man es ihnen wegnähme? Denn ich kann mir den Philoſophen ohne das Wort leicht vorſtellen; wer kann ſich aber, auch nur einen Augenblick, die Kirche ohne das Wort vorſtellen? Und ihr beſteht darauf, im Namen der Kirche das Wort zu erſticken! Geht doch! Alles, was ich euch ſagen kann, iſt, daß eure größten Feinde nicht anders handeln würden.

Ich habe gezeigt, daß die Gründung der Geſellſchaft Jeſu den Hauptbeſtandtheil meines Gegenſtandes ausmacht. Wir wollen dieſe Frage in den uneigennützigſten Ausdrücken auffaſſen. Glauben Sie durchaus nicht, daß mir die Theilnahme, die ſie einigen Perſonen dieſer Zeit einflößt, von vorne herein verwerflich erſcheine. Ich will es gleich Anfangs eingeſtehn, daß ich feſt an ihre Aufrichtigkeit glaube. Inmitten unſerer, oft ſo ungewiſſen und ohne Zweck ſich fortbewegenden Geſellſchaft, finden ſie die Trümmer einer außerordentlichen Anſtalt, welche, während Alles ſich geändert hat, ihre Einheit unveränderlich beibehalten hat. Dieſer Anblick ſetzt ſie in Staunen. Allein beim Anblick dieſer noch ſtolzen Trümmer fühlen ſie ſich von einer Gewalt angezogen, die ſie nicht berechnen; ich möcht' es nicht beſchwören, daß dieſer Zuſtand des Verfalls nicht einen größern Zauber auf ſie ausübe, als derjenige ihres Glanzes. Da ſie ſehn, daß alles Aeußere wohl erhalten iſt, die

Regeln, die geschriebenen Verfassungen, die bestehenden Gewohnheiten, so lassen sie sich überreden, daß auch der christliche Geist in diesen Schattenbildern wohne; um so viel mehr, da ein einziger Schritt, den sie auf diesem Wege thun, sie zu vielen andern nachzieht, und die Grundsätze der Gesellschaft mit außerordentlicher Kunst unter einander verbunden sind. Wenn sie nun so in diese Bahn eingetreten sind, verwickeln sie sich immer mehr und mehr hinein, und suchen immer, unter den Formen von Loyola's Lehre, den Geist und die Seele des Christenthums. Es ist nun meine Pflicht, jenen Personen, so wie denjenigen, welche mich anhören, unumwunden zu sagen, daß das Leben anderswo ist; daß es nicht mehr in dieser Verfassung, die nur ein leeres Todtenbild des lebendigen Gottesgeistes ist; daß was gewesen, gewesen ist; daß der Duft dem Gefässe entronnen ist; daß die Seele Christi nicht mehr in diesem übertünchten Grabe wohnt. Sollten sie mir auch einen Haß zollen, den sie für ewig halten, und den ich unmöglich theilen kann; ja, sollten sie auch wüthend und drohend hier erscheinen, so sage ich's ihnen, so erkläre ich's ihnen auf's Bestimmteste, daß ich Alles thun werde, was ich vermag, um sie einer Bahn zu entreißen, in welcher sie, meiner tiefsten Ueberzeugung gemäß, nur Leere und Betrug finden; und es wird nicht von mir abhängen, daß, nachdem ich sie den krampfhaften Umarmungen einer selbstsüchtigen Regel und eines todten Systemes entrissen habe, ich sie nicht in ein ganz entgegengesetztes System schleudere, das ich für den lebendigen Weg der Wahrheit und der Menschheit halte.

Unter den gewöhnlichſten Umſtänden nimmt man Rath an; man hört das Für und das Wider; und wenn es ſich davon handelt, einem Orden, deſſen erſter Grundſatz, dem Geiſt der geheimen Geſellſchaften gemäß, der iſt, euch jeden Augenblick zu binden, indem er euch die folgende Stufe verbirgt, — wenn es ſich davon handelt, ihm ſeine Idee, ſeine Zukunft zu opfern, ſo giebt es hier noch Leute, die möchten, daß man ſie nicht über deſſen Zweck belehre! Sie waffnen ſich mit Haß gegen diejenigen, die zeigen wollen, zu was man ſich verpflichtet, wenn man dieſen nebelhaften Weg verfolgt. Viele andere Worte, und noch glücklichere als die meinigen, treiben die Geiſter auf den Weg der Vergangenheit. So dulde man doch, was unſinnig wäre zu verhindern; ſo dulde man doch, daß an einem andern Orte, eine Stimme, die ſich, ohne Zorngefühl, auf die Geſchichte und auf die Denkmäler ſtützt, auf einen andern Weg hinweiſe! dann wird das rechtliche Zutrauen von Keinem getäuſcht werden. Wenn ihr nun doch darauf beharrt, ſo werden wenigſtens euere Ueberzeugungen die Probe des öffentlichen Widerſpruchs beſtanden haben; ihr habt gehandelt, wie aufrichtige Männer in ſo wichtigen Dingen handeln ſollen. Ich kämpfe offen und redlich. Ich fordere, daß man ſich ähnlicher Waffen gegen mich bediene.

Wer weiß ſelbſt, ob unter denjenigen, die ſich heute von dem meiſten Widerwillen erfüllt glauben, in dieſem Augenblicke hier nicht Jemand ſich befindet, der ſich ſpäter glücklich ſchätzen wird, heute an der Schwelle, die er für immer überſchreiten wollte, zurückgehalten worden zu ſein?

Vor allen Dingen muß man wiſſen, wo man hinaus will; und das Erſte, womit ich mich zu beſchäftigen habe, iſt, die Sendung des Jeſuitenordens in der gleichzeitigen Welt nachzuweiſen. Der Jeſuitismus iſt eine Kriegsmaſchine; er muß immer einen Feind zu bekämpfen haben, ſonſt würden ſeine gewaltigen Berechnungen ohne Erfolg bleiben. Im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert hat er den Proteſtantismus als Gegner gehabt. Nicht zufrieden mit dieſem Feinde, gab ihm der Götzendienſt der Völker Aſiens und Amerika's eine glorreiche Beſchäftigung. Sein Ruhm iſt, immer dasjenige zu bekämpfen, das am ſtärkſten iſt. Welches war nun zu unſerer Zeit der Feind, der ihn zur Auferſtehung gezwungen hat? Wohl nicht die ſchismatiſche Kirche, denn dieſe hat ihn ja im Gegentheil zurückgerufen und nach Rußland gerettet. Wohl auch nicht der Götzendienſt. Wo iſt denn nun dieſer Gegner, der alſo gewaltig, daß er die Todten erweckt? Um ihn ganz augenſcheinlich zu zeigen, will ich mich nur auf das Pabſtthum ſelbſt ſtützen; auf die Verurtheilungs- und Wiedereinſetzungs-Bullen des Ordens berufen. Dieſen Denkmälern und Datums gegenüber, werden Sie den Schluß ſelbſt ziehen. Die Bulle, welche das Inſtitut aufhebt, iſt vom 21. Juli 1773. Ich will daraus einige Stellen mittheilen, und im Voraus bemerken, daß ich mich nie beſtimmterer und heftigerer Ausdrücke bedienen werde, als derjenigen, welcher ſich das Pabſtthum ſelbſt, durch den Mund Clemens des Vierzehnten, bedient.

„Kaum war die Geſellſchaft gebildet, suo fere „ab initio, als ſich darin verſchiedener Saame von

„Zwiſtigkeit und Eiferſucht erhob, und zwar nicht „allein zwiſchen ſeinen eigenen Gliedern, ſondern auch „hinſichtlich der andern regelmäßigen Geſellſchaften „und Orden, ſo wie zwiſchen der weltlichen Geiſt„lichkeit, den Akademien, den Univerſitäten, den „öffentlichen Kollegien der ſchönen Wiſſenſchaften, „und ſelbſt hinſichtlich der Fürſten, die ſie in ihren „Staaten aufgenommen hatten.....

„Weit davon entfernt, daß alle Vorſichtsmaß„regeln hinreichend waren, um das Geſchrei und „die Klagen gegen die Geſellſchaft zu erſticken, ſah „man im Gegentheil beinahe in allen Theilen des „Weltalls einen ſehr betrübenden Streit wider die „Lehre derſelben ſich erheben: Universum pene or„bem pervaserunt molestissimæ contentiones de „societatis doctrina; wider die Lehre, welche viele „Perſonen, als dem orthodoxen Glauben und den „guten Sitten zuwiderlaufend, anklagten. Die „Streitigkeiten brachen immer mehr und mehr in „der Geſellſchaft ſelbſt aus; und außerhalb wurden „die Klagen gegen ſie häufiger, namentlich gegen die „allzu große Begier nach irdiſchen Gütern.

„Wir haben mit dem größten Schmerze bemerkt, „daß alle Mittel, welche angewandt worden ſind, „faſt keine Kraft hatten, um ſo viele Verwirrun„gen, Anklagen, und ſchwere Klagen zu zerſtören und „zu zerſtreuen; daß mehrere unſerer Vorgänger, wie „Urban VIII., Clemenz IX., X., XI., XII., Alexan„der VII. und VIII., Innocenz X., XI., XII., XIII., „und Bernhard XIV. vergeblich daran arbeiteten. „Sie verſuchten es doch, der Kirche jenen erwünſch„ten Frieden zurückzugeben, indem ſie ſehr heilſame

„Konſtitutionen gaben, um jeden Handel zu verbie-
„ten, um den Gebrauch und die Anwendung von
„Grundſätzen, welche der heilige Stuhl mit Recht
„als anſtößig und für die Sittenregeln durchaus
„ſchädlich verurtheilt hatte, zu unterſagen u. ſ. w.

„Um nun, in einer ſo folgereichen Angelegenheit
„den ſicherſten Weg einzuſchlagen, glaubten wir, daß
„wir einen großen Zeitraum nöthig hätten, nicht nur
„um genaue Nachſuchungen zu machen; Alles mit
„Reife zu erwägen und mit Weisheit zu berathen;
„ſondern auch, um unter vielem Seufzen und be-
„ſtändigem Beten die Hülfe und die Stütze des
„Vaters des Lichts zu erflehn.

„Nachdem wir alſo nun ſo viele und ſo nöthige
„Maßregeln ergriffen hatten, im Vertrauen zur Mit-
„hülfe des heiligen Geiſtes; nachdem wir übrigens
„durch die Nothwendigkeit getrieben wurden, unſer
„Amt zu verwalten; in Betracht, daß die Geſell-
„ſchaft Jeſu nicht mehr die reichen und großartigen
„Früchte hervorbringen kann, für welche ſie geſtiftet,
„genehmigt und von unſern Vorgängern mit ſo
„reichen Privilegien ausgeſtattet worden iſt; daß
„es vielleicht nicht einmal möglich iſt, daß, ſo
„lange ſie beſteht, die Kirche je wieder einen wahr-
„haften und dauernden Frieden erlangen könne;
„überzeugt und getrieben durch ſolche mächtige Be-
„weggründe und noch durch andere, welche die Ge-
„ſetze der Klugheit und die gute Regierung der all-
„gemeinen Kirche uns liefern, die wir aber im tiefen
„Geheimniß unſers Herzens verſchließen; nach einer
„reifen Berathung unſerer vollkommenen Gewißheit
„und der Vollmacht der apoſtoliſchen Gewalt: „er-

„löſchen“ und unterdrücken wir die genannte Ge„ſellſchaft; ſchaffen ihre Statuten und Konſtitutio„nen ab, ſelbſt diejenigen, welche durch einen Eid „bekräftigt wären, durch eine apoſtoliſche Beſtäti„gung, oder durch irgend eine andere Art.“

Den 16. Mai 1774 übergiebt der Kardinal, Geſandter von Frankreich, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten eine Beſtätigung der Bulle und begleitet ſie mit einigen erklärenden Worten, welche zugleich dem König und der Geiſtlichkeit eine Warnung ſind:

„Der Pabſt hat ſich vor den Altären und im „Angeſichte Gottes zur Aufhebung (des Ordens) „entſchloſſen. Er glaubte, daß Ordensgeiſtliche, „welche aus den treueſten katholiſchen Ländern ver„trieben worden ſind, da man ſie ſchon früher und „noch kürzlich in Verdacht hatte, an verbrecheriſchen „Anſchlägen Theil genommen zu haben; da ſie zu „ihren Gunſten nichts als die äußerliche Regel„mäßigkeit haben; da ſie in ihren Grundſätzen ver„ſchrieen und um ſich mächtiger und gefürchteter zu „machen, ſich dem Handel, dem Wucher und der Politik „ergeben haben: nur Früchte der Uneinigkeit und „Zwietracht hervorbringen können; daß eine Reform „das Uebel nur bemänteln würde, und daß man die„ſem Allem den Frieden der allgemeinen Kirche und „des apoſtoliſchen Stuhls vorziehen müſſe.....

„Mit einem Worte, Clemenz XIV. hielt die Ge„ſellſchaft der Jeſuiten für unverträglich mit der „Ruhe der Kirche und der katholiſchen Staaten. Der „Geiſt der Regierung dieſes Ordens war gefährlich; „es iſt daher wichtig dieſen Geiſt nicht zu erneuern,

„und darauf ernſtlich zu achten, ermahnt der Pabſt „den König und die Geiſtlichkeit Frankreichs.“

Nun fängt mein Schluß an von ſelbſt hervorzutreten. Vergeſſen Sie nicht, daß die Interdiktionsbulle dem Ausbruch der Revolution von 1789 kaum um fünfzehn Jahre vorausgeht. Der Genius, der hier als Vorläufer erſcheint und der Frankreich das Königthum der Vernunft gab, beherrſchte die Welt, noch ehe er entſtanden war; von den Schriftſtellern war er auf die Fürſten, von den Fürſten auf die Päbſte übergegangen. Erkennen Sie hier die Verkettung der Begebenheiten! Frankreich iſt auf dem Punkte, ſich die Bahn der Neuerungen zu eröffnen, und das, durch den Geiſt Aller beſeelte Pabſtthum, zerbricht die Maſchine, die gebaut worden war, um den Grund jeder Neuerung im Keime zu erſticken. Der Geiſt von 1789 und der conſtituirenden Verſammlung liegt ganz in der päbſtlichen Bulle von 1773. Was geſchah von dieſem Augenblicke an? So lange das neue Frankreich ſiegreich in der Welt daſteht, hört man nicht mehr von der Geſellſchaft Jeſu ſprechen. Vor dem frei und ruhmvoll flatternden Panier der franzöſiſchen Revolution, verſchwindet die Geſellſchaft, wie wenn ſie niemals da geweſen wäre. Ihre Trümmer verbergen ſich unter andern Namen. Das Kaiſerthum, welches doch die Starken liebte, ließ dieſe Trümmer im Staube, es wußte wohl, daß es, das doch Alles vermochte, nicht einen einzigen Stein derſelben zu erheben vermöchte, ohne ſeinen Urſprung zu verläugnen, und daß unter den Urtheilen, die das Volk ausſpricht, welche ſind, mit denen man nicht ſpielen muß. Jedoch der

Augenblick kömmt, in welchem der von dem Pabſt-thume niedergeſchmetterte Orden, durch das Pabſt-thum ſelbſt, wieder ſiegreich hergeſtellt wird. Was iſt denn vorgegangen? Die Wiedereinſetzungsbulle des Ordens iſt vom 6. Auguſt 1814. Sagt Ihnen dieſes Datum nicht Etwas? Es iſt der Augenblick, wo man Frankreich ringsum belagert und zurückgedrängt ſieht und wo es gezwungen wird in ſeinem Geſetze den Grundſatz der Revolution zu verläugnen, anzunehmen, was man ihm noch an Luft, Licht und Leben gnädigſt bewilligen mag. Inmitten dieſes Kreuzzugs des alten Europa's, ergreift Jeder die Waffen, die ihm zu Gebote ſtehn. In dieſem Einfall von Milizen aus allen Weltgegenden, läßt das Pabſt-thum auch Loyola's wiedererſtandene Miliz los; damit, wenn Geiſt und Leib in gleichem Maße eingeſchloſſen ſind, die Niederlage vollſtändig ſei und damit Frankreich, demüthig knieend, nicht einmal vor ſeinem innern Richterſtuhle den Gedanken ausſprechen könne, ſich je wieder zu erheben.

Dieß ſind die Thatſachen, die Geſchichte, die Wirklichkeit, über die es niemanden gelingen wird, das aufwachſende Geſchlecht zu bethören. Man muß es wohl wiſſen; das iſt der Ausgang, zu dem man gelangen muß, ſobald man dieſen Weg einſchlägt; er erſcheint nicht, er zeigt ſich nicht bei ſeinem Beginne, aber er iſt das nothwendige Ziel. Auf der einen Seite die franzöſiſche Revolution mit der Entwicklung des religiöſen und geſellſchaftlichen Lebens; auf der andern, wer weiß es wo verborgen, der Orden Jeſu, mit ſeiner unerſchütterlichen Anhänglichkeit an die

Vergangenheit. Zwischen diesen beiden Dingen muß man wählen.

Und möge nur niemand glauben, daß sie vereinbar seien; sie sind es durchaus nicht. Die Sendung des Jesuitismus im sechzehnten Jahrhundert, war die Reform zu zerstören; die Sendung des Jesuitismus im neunzehnten Jahrhundert ist die Revolution zu zerstören, welche die Reform voraussetzt, in sich begreift, einschließt und welche noch weiter geht als sie. (Beifall.) Es ist dieß eine wichtige Mission; man muß es eingestehn. Dabei handelt es sich wohl von der Universität, von einem Kollegiums-Streite! Die Ideen liegen höher. Es handelt sich, wie von jeher, darum, das Lebensprincip zu entnerven und die Zukunft ganz heimlich in ihrer Quelle versiegen zu machen. Dieß ist die ganze Frage. Sie ist zuerst bei uns aufgetreten. Allein sie ist bestimmt sich anderswo zu entwickeln, und diejenigen, die am tiefsten in einem verstellten oder wirklichen Schlafe liegen, aufzuwecken; denn vermuthlich sind wir nicht ohne Ursache so mächtig dazu getrieben worden, um ihr hier die Maske abzunehmen.

Nachdem ich dieß ohne Umschweif also festgestellt habe, gehe ich gerade auf's Herz der Lehre zu, die ich zuerst geschichtlich und unparteiisch in ihrem Stifter Ignaz von Loyola erforschen will. Sie kennen jenes mächtige Leben, welches wechselsweise durch das Ritterthum, die Begeisterung, die Berechnung beherrscht ist. Ich muß jedoch den Anfang desselben etwas schildern, um zu zeigen, wie es möglich war, daß so viel Ascetismus mit so viel Politik, und die Gewohnheiten der Visionen mit dem Geist der Ge-

schäfte, in Einklang kommen konnte. Erstaunen Sie nicht darüber, wenn dieser Mann, der an den Endpunkten zweier Epochen steht, so mächtig gewesen ist, wenn er es noch ist, wenn er ein unzerstörbares Siegel auf seine Eroberungen drückt. Er übt zu gleicher Zeit die Macht aus, welche im zwölften Jahrhundert aus der Begeisterung hervorging und die Gewalt, die sich auf die vollendete Geschäftsübung der neuen Welt stützt; er hat etwas von Franz von Assisi und etwas von Machiavelli. Auf welcher Seite man ihn auch betrachtet, ist er Einer von denjenigen, welche die Geister an den entgegengesetztesten Endtheilen erfassen.

In einem Schloß von Biskaja erhält, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, ein junger Mann aus einer alten Familie die militärische Erziehung des spanischen Adels; während er den Degen führt, liest er in müßigen Stunden die Amadis;[1]) darin bestand seine ganze Wissenschaft. Er wird Page bei Ferdinand, sodann Hauptmann einer Compagnie; er ist schön, tapfer, weltlich und liebt besonders heftig Geräusch und Schlachten. Während der Belagerung Pampeluna's durch die Franzosen, zieht er sich in die Citadelle zurück; er vertheidigt sie muthig und auf's Aeußerste; auf der Bresche zerschmettert ihm ein Biskajer das rechte Bein; auf einer Tragbahre bringt man ihn in das benachbarte Schloß, in das-

[1]) „Spanischer Volksroman, dessen Verfasser noch nicht ermittelt ist; er besteht aus dreizehn Büchern, deren vier ersten Cervantes in der Bücher-Revue seines Don Quixote, Gnade ertheilt." Anm. d. Uebers.

jenige seines Vaters. Nach einer schmerzhaften und heldenmäßig bestandenen Einrichtung, verlangt er seine Ritterbücher, um darin Erholung zu schöpfen. In diesem alten, geplünderten Schlosse findet man nichts als das Leben Jesu und der Heiligen. Er liest sie; sein Herz, seine Gedanken, sein Geist werden wie durch eine plötzliche Offenbarung entflammt; in einigen Augenblicken entbrennt dieser, von menschlicher Liebe erfüllte Jüngling, von einer Art göttlicher Wuth; der Page wird jetzt Asceet, Einsiedler, Flagellant; dieß sind die Anfänge von Ignaz von Loyola.

Welches ist nun der erste Gedanke, der in diesem Manne der That aufsteigt? Der Entschluß zu einer Pilgerreise ins gelobte Land. Während er die glühenden Lebensbeschreibungen der heiligen Väter liest, zeichnet und malt er in groben Strichen die Länder und Gestalten, auf welche sich diese Erzählungen beziehen. Bald will er selbst jenes heilige Land betreten; er glaubt, die Jungfrau zu sehn; er sieht sie in der That, wie sie ihm ruft; und sogleich zieht er fort. Da seine Wunde noch nicht geheilt ist, besteigt er ein Pferd und führt in dessen Sattelbogen seinen Gürtel mit, seine Kürbisflasche, seine aus Schnüren verfertigten Sandalen, seinen Stab und alle Zeichen des Pilgrims. Unterwegs begegnet er einem Mauren, mit welchem er über das Geheimniß der Jungfrau streitet. Eine heftige Versuchung ergreift ihn, den Ungläubigen zu tödten; er überläßt die Zügel der Willkühr seines Pferdes. Wenn er den Mauren einholt, so wird er ihn tödten; wenn nicht, so wird er ihn vergessen. Er fängt so an, sein Gewissen dem Zufalle Preis zu geben. In einiger Entfernung

verabschiedet er seine Leute, hüllt sich in sein Büßerkleid und setzt seinen Weg baarfuß fort. In Manreza verschließt er sich im Hospitale; vor dem Altare der Jungfrau macht er seine Schwertwache und hängt seine Waffe an den Pfeilern der Kapelle auf. Er verdoppelt seine Kasteiungen; er schließt die Lenden in eine eiserne Kette; er mischt Asche unter sein Brod; und der Grande Spaniens geht in Manreza von Thüre zu Thüre, um sein Brod zu erbetteln. Dieß genügt jedoch diesem von ascetischem Geiste zerrissenen Herzen nicht; Loyola zieht sich in eine Höhle zurück, in welche das Tageslicht nur durch eine Felsenritze dringt; hier bringt er ganze Tage, selbst ganze Wochen zu, ohne Nahrung zu sich zu nehmen; man findet ihn ohnmächtig am Rande eines Waldstroms liegen. Ohngeachtet so vieler Bußen, ist diese Seele noch getrübt. Gewissensängstlichkeit, nicht blos Zweifel bestürmen ihn; er grübelt über sich selbst nach; denselben Kampf, dem Luther im Augenblicke Trotz bot, wo er Alles ändern wollte, besteht Loyola im Augenblick, wo er Alles erhalten will. Das Uebel geht so weit, daß ihn der Gedanke des Selbstmordes verfolgt; in diesem innern Kriege seufzt er, und schreit und wälzt sich auf der Erde hin. Allein diese Seele ist keine von denjenigen, die sich beim ersten Sturme für besiegt erklären; Ignaz erhebt sich, seine Vision von der Dreieinigkeit, von der Jungfrau, die ihn zu ihrem Sohne ruft, rettet ihn von der Verzweiflung. In jener Höhle von Manreza hat sich ihm das Gefühl seiner Kraft geoffenbart; er weiß noch nicht, was er thun will; nur wird ihm klar, daß er Etwas thun müsse.

Ein kleines Handelsschiff nimmt ihn aus Barmherzigkeit nach Gaeta mit; nun ist er auf dem Weg nach dem gelobten Lande; in Italien sieht er, immer baarfuß und bettelnd, Rom und schleppt sich bis nach Venedig; — es ist zu spät, ruft ihm eine Stimme zu, das Schiff der Pilgrime ist abgesegelt. — „Was macht dieß!“ antwortet Loyola, „wenn es an Schiffen fehlt, so werde ich auf einem Brette über das Meer fahren.“ Mit diesem glühenden Willen war es nicht schwer, Jerusalem zu erreichen; immer baarfuß, langt er daselbst den 4. September 1523 an. Nachdem er sich schon von Allem entblößt hatte, gibt er noch, was er hat, um von den Sarazenen das Recht zu erkaufen, das heilige Grab zu sehn und wieder zu sehn. Allein im Augenblicke, wo er das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, sieht er noch ein ferneres Ziel. Er wollte nur diese Steine berühren; jetzt, da er es vermag, will er etwas Anderes. Ueber dem Steine des heiligen Grabs erscheint ihm Christus in den Lüften und winkt ihm, sich noch mehr zu nähern. Es erwacht nun in ihm der feste Gedanke, die Völker des Morgenlandes herbeizurufen und zu bekehren. Er hat fürderhin eine bestimmte Sendung; und vom Augenblick an, wo seine Einbildungskraft das erwünschte Ziel erreicht, ward Loyola in einen ganz andern Menschen umgewandelt. Die Phantasie legt sich; das Nachdenken wird gesteigert; der Eifer für die Seelen besiegt die Liebe zum Kreuze.[1]) Der Ascete, der Einsiedler verwandelt sich; der Politiker beginnt.

[1]) Pater Bouhours, Leben des heil. Ignaz. S. 122.

Beim Anblick dieſes öden Grabes ſieht er ein, daß die Berechnungen der Vernunft ihm allein die Welt wieder zuführen können. In dieſem neuen Kreuzzuge wird nicht das Schwert, ſondern die Idee das Wunder wirken. Es iſt ein ſchöner Anblick, um dieſen letzten Kreuzfahrer, der es im Angeſichte der Schädelſtätte laut verkündet, daß die Waffen allein nichts mehr vermögen, um die Gläubigen wieder zu ergreifen; von dieſem Tage an iſt ſein Plan gemacht, ſein Syſtem bereit, ſein Wille feſt. Er weiß nichts, kaum kann er leſen und ſchreiben; in wenig Jahren wird er Alles können, was die Gelehrten unterrichten. Und nun verläßt in der That der Krieger, der verſtümmelte Invalide ſeine eingebildeten Entwürfe, ſeine asceticſch wollüſtigen Träumereien, um ſeine Stelle unter den Kindern, in den untern Schulen von Barcelona und Salamanka einzunehmen. Der Ritter an Ferdinands Hofe, der Anachoret aus den Felſen von Manreza, der freie Pilger des Berges Thabor, beugt ſeinen apokalyptiſchen Geiſt vor der Sprachlehre! was thut er denn, dieſer Mann, welchem die Himmel erſchloſſen ſind? er lernt die Konjugationen, er buchſtabiert das Lateiniſche. Dieſe wunderbare Gewalt über ſich ſelbſt, mitten unter den göttlichen Erleuchtungen, bezeichnet ſchon eine ganz neue Epoche.

Jedoch erſcheint der Mann der Wüſte noch unter der Geſtalt des Schülers. Er heilt, wie man ſagt, die Todten, er treibt die Teufel aus; ſo ſehr iſt er nicht zum Kinde geworden, daß der Heilige nicht in Zwiſchenräumen durchſcheine. Uebrigens übt er, man weiß nicht, welche Theologie aus, die ihn nie-

mand gelehrt hat und die anfängt, der Inquisition anstößig zu werden. Man sperrt ihn ins Gefängniß; er tritt aus demselben heraus, unter der Bedingung, den Mund nicht eher zu öffnen, als bis er während vier Jahren in einer regelmäßigen Schule Theologie studiert hat.

Dieses Urtheil bewog ihn sich dahin zu begeben, wo ihn die Wissenschaft hinzog, nach der Universität von Paris. Ist es noch nicht Zeit, daß dieser so langsam gereifte Gedanke einmal hervorbreche? Loyola hat mehr an fünfunddreißig Jahre; warum wartet er immer noch? Dieser seltsame Schüler hat im Kollegium Sainte-Barbe als Zimmergenossen zwei Jünglinge: Peter le Fèvre und Franz Xavier. Der eine ist ein Alpenhirt, den jedes mächtige Wort willig ergreift; Loyola behandelt ihn mit Behutsamkeit; der andere ist ein Edelmann, der sich auf seine Jugend und seine Geburt gewaltig viel einbildet; Loyola lobt ihn, schmeichelt ihm; er wird für ihn wieder ganz zum Edelmann von Biskaja.

Uebrigens besitzt er ein sicheres Mittel, um die Geister zu unterjochen: das Buch der geistlichen Exerzitien, ein Werk, welches sein ganzes Geheimniß verschließt und welches er in den Einsiedeleien Spaniens entworfen hat. Durch sein Wort vorbereitet, entgeht keiner seiner Freunde der Macht dieses seltsamen Werkes, das sie das geheimnißvolle Buch nennen. Schon sind zwei Schüler an diese Lockspeise gegangen; sie gehören ihm für immer an; andere, von demselben Alter, vereinigen sich mit den ersten; sie fallen ebenso der Verblendung anheim. Es sind: Jakob Laynez, der später General des

Ordens werden wird; Alfons Salméron, Rodrigo d'Azevedo, alle Spanier oder Portugiesen.

Eines Tages versammeln sich diese jungen Männer auf den Höhen von Montmartre; unter den Augen des Meisters, im Angesichte der großen Stadt, thun sie das Gelübde, sich zu vereinigen, um in's gelobte Land zu ziehen, oder um sich der Verfügung des Pabstes zu übergeben. Zwei Jahre gehn vorüber; dieselben Männer kommen auf verschiedenen Wegen in Venedig an, einen Stab in der Hand, einen Ranzen auf dem Rücken und das geheimnißvolle Buch in ihrem Bettelsacke. Wo gehn sie hin? Sie wissen es nicht! Sie haben einen Bund geschlossen mit einem Geiste, der sie durch seine logische Gewalt fortreißt. Loyola kömmt ebenfalls auf einem andern Wege zu ihnen. Sie glaubten sie würden sich einschiffen, um sich in die Einöden Judäa's zu begeben; anstatt dieser Einöden zeigt ihnen Loyola den Ort des Kampfes: Luther, Calvin, die anglikanische Kirche, Heinrich VIII., welche das Pabstthum belagern. Mit einem einzigen Worte schickt er Franz Xaver an das Ende der orientalischen Welt; er behält die acht übrigen Schüler, um sie Deutschland, England, der Hälfte Frankreichs und Europa's gegenüberzustellen. Auf dieses Zeichen des Meisters, rücken diese acht Männer geschlossenen Auges voran, ohne ihre Feinde zu zählen, noch zu messen. Die Gesellschaft Jesu ist gegründet; der Hauptmann auf der Citadelle von Pampeluna führt sie zum Kampfe. Im Handgemenge des sechzehnten Jahrhunderts tritt eine Legion aus dem Staub der Straßen hervor. Dieser Anfang ist groß, mächtig, ergreifend; er trägt das

Gepräge des Genius: Niemand weniger als wir, wird daran denken, es zu verheimlichen.

Wenn dieß der Ursprung der Gesellschaft Jesu war, so laßt uns zu dem Denkmal emporsteigen, welches die Seele derselben geworden ist und welches dasjenige umschließt, was Tacitus die „Geheimnisse des Reichs“ nennt, Arcana imperii. Man hat den Jesuitismus in seinen Entwickelungen studiert; niemand jedoch hat ihn, so viel ich weiß, in seinem ursprünglichen Ideale gezeigt. Das Buch der geistlichen Uebungen hat nach einander alle ersten Stifter des Ordens in dasselbe Modell geworfen. Woher kömmt dieser außerordentliche Charakter? Dieß muß man nun untersuchen. Hier berühren wir die Quelle selbst, aus welcher der Geist der Gesellschaft hervorging.

Nachdem er durch alle Bedingungen der Verzückung, der Begeisterung, der Heiligkeit gegangen war, unternahm es Loyola mit einer Berechnung, deren Tiefe ich niemals ausdrücken kann, die Erfahrungen, die er an sich selbst bis zu der Gluth der Visionen machen konnte, in ein vollständiges System zu fassen. Er wendet die Methode des modernen Geistes, die der Physiker auf dasjenige an, was alle menschliche Methode übertrifft, auf den Enthusiasmus in göttlichen Dingen. Mit einem Worte, er verfaßt eine Physiologie, ein Handbuch, oder vielleicht besser noch: die Formel der Verzückung und der Heiligkeit.

Wissen Sie was ihn vor allen Asceten der Vergangenheit auszeichnet? Daß er sich kaltblütig, logisch beobachten konnte, daß er sich in diesem Zu-

stande der Entzückung, der bei allen andern selbst die Idee der Reflexion ausschließt, in's Einzelne zersetzen konnte. Indem er seinen Schülern Thaten, die bei ihm selbstständig hervorgegangen sind, als „Operationen“ aufdringt, sind ihm dreißig Tage hinlänglich, um durch diese Methode den Willen und den Verstand zu brechen, etwa wie ein Reiter, welcher sein Pferd zügelt. Er verlangt nur dreißig Tage, triginta dies, um eine Seele zu bändigen. Bemerken Sie in der That, daß sich der Jesuitismus zu der nämlichen Zeit entwickelt wie die moderne Inquisition; während diese den Körper verrenkte, verrenkten die „geistlichen Uebungen“ den Gedanken unter der Maschine Loyola's. Um zum Stande der Heiligkeit zu gelangen, findet man in diesem Buche Regeln wie folgende: „zuerst auf ein Papier Linien von verschiedenen Größen ziehen, welche der Größe der Gedanken entsprechen; zweitens, sich in ein Zimmer einsperren, dessen Fenster halb verschlossen sind (januis ac fenestris clausis tantisper) u. s. w.; fünftens in Ausrufungen ausbrechen (quintum in exclamationem prorumpere); sechstens Betrachtung der Hölle, welche „zwei Präludien, fünf Punkte und ein Colloquium“ begreift; sich einbilden man höre Klagen, Geschrei; sich Rauch, Schwefel, den Wurm des Gewissens vorstellen u. s. w. Aber nicht allein diese Gesichte sind also vorgeschrieben; was man niemals vermuthen würde, selbst die Seufzer sind aufgezeichnet; das Einathmen und Ausathmen ist bestimmt; die Pausen, die Zwischenräume des Schweigens sind zum Voraus wie in einem Musikbuche angegeben. Sie würden mir's nicht glauben,

ich muß es wörtlich anführen: „Dritte Art zu beten, indem man auf eine gewisse Weise die Worte und die Zeit des Stillschweigens mißt.“[1]) Dieses Mittel besteht darin, zwischen jedem Hauche, zwischen jedem Athemzuge, einige Wörter auszulassen; und etwas weiter unten: „Man bemerke wohl die gleichen Zwischenräume zwischen dem Athmen, dem Unterdrücken der Stimme und den Worten.„ (Et paria anhelituum ac vocum interstitia observet); das heißt, daß der Mensch, sei er begeistert oder nicht, nichts mehr ist als eine Seufz- und Schluchz-Maschine, die eben zum bestimmten Augenblicke und in der Ordnung, welche die Erfahrung als die nützlichste erwiesen hat, seufzen, weinen, schreien, ersticken muß.

Wenn nun die Erziehung also vorbereitet ist, wie wird dann der christliche Automate fertig? Auf welchen Stufen erhebt er sich zu den Glaubenssätzen und Geheimnissen des Evangeliums? Dieß werden Sie sehn. Ist von einem Geheimniß die Rede, so besteht das Präludium darin, sich vor jeder andern Verrichtung irgend einen körperlichen Ort vorzustellen, mit allen seinen Nebentheilen. Ist zum Beispiel von der heil. Jungfrau die Rede, so besteht das Mittel darin, sich ein kleines Haus vorzustellen (domuncula); von der Geburt Christi? eine Grotte, eine Höhle, die auf eine bequeme oder unbequeme Art eingerichtet ist; von einem Auftritt der sich auf die Predigt des Evangeliums bezieht? einen gewissen Weg, mit seinen mehr oder weniger steilen Umkreisen. Ist

[1]) Tertius orandi modus per quamdam vocum et temporum commensurationem. Exercitia spiritualia, S. 200.

von dem Blutschwitzen die Rede? so muß man sich vor allen Dingen irgend einen Garten von einer gewissen Größe (certa magnitudine) vorstellen, dessen Länge, Breite und Flächenraum ausmessen; bei dem Reiche Christi muß man sich Landhäuser, Festungen (villas et oppida) vorstellen; nachher ist der erste Punkt sich einen menschlichen König[1]) zu denken, der mitten unter seinen Völkern ist; sich an diesen König zu wenden, sich mit ihm zu unterhalten; nach und nach den König in Christum zu verwandeln; sich an die Stelle des Volkes zu setzen und sich also in das wahre Reich zu erheben.

Dieß ist die Methode zu den Religionsgeheimnissen emporzusteigen. Ist dieß der Fall, so sehen Sie auf die Folgen! Wenn man immer vom materiellen Eindruck ausgeht, zeigt man dadurch nicht ein Mißtrauen gegen den Geist, welches die Natur des Christenthums selbst umstößt? Kömmt man auf diese Weise nicht „verkleidet" in's geistige Reich? und wenn man so viele kleinliche Vorsichtsmaaßregeln braucht, um das plötzliche Entzücken des Geistes zu ersetzen, müssen sie nicht nothwendig bei den Schülern in List ausarten, um das Oberhaupt der List irre zu führen? Wie: der Gott kniet hier, im Blutschweiße weinend, und anstatt durch diesen Gedanken allein, sogleich außer euch zu kommen, habt ihr Muße mir diesen umzäunten Ort zu zeigen, seinen Flächenraum ärmlich auszumessen, den Plan des Pfades methodisch zu messen, viam planam aut arduam! Ihr seid am

---

[1]) Punctum primum esto proponere mihi ob oculos humanum regem. Exercit. Spirit. S. 97.

Fuße des Thabors, in dem unaussprechlichen Augenblicke der Verklärung; und euch beschäftigt die Gestalt des Bergs, seine Höhe, seine Breite, seine Pflanzen? Großer Gott, ist dieß das Christenthum der Apostel? ist es das der Kirchenväter? Nein, denn es ist dasjenige Jesu Christi nicht.

Wo sah man je im Evangelium diese Befangenheit in der Anordnung, diese Theaterstreiche? Es ist die Lehre, die spricht; es sind nicht die Sachen. Das Evangelium wiederholt das Wort, und vom Worte werden die Gegenstände beleuchtet. Loyola macht gerade das Gegentheil. Er sagt es sehr gut: Mit Hülfe der Sinne und der körperlichen Dinge wolle er sich bis zum Geiste erheben:[1]) Er bedient sich der sinnlichen Empfindungen als einer Hinterlist, um die Seelen anzuziehen, und säet also den Grundsatz der zweideutigen Lehren aus, die mit ihm aufwachsen werden.

Anstatt vor Allem Gott zu zeigen, führt er den Menschen auf Umwegen zu Gott. Ist dieß noch einmal der gerade Weg des Evangeliums?

Dieß Alles hängt noch von einem tiefern Unterschiede zwischen dem Christenthume Jesu Christi und dem Christenthume Loyola's ab. Ich kenne diesen Unterschied, und will Ihnen denselben mittheilen.

Im Geiste des Evangeliums gibt der Meister sich **Allem, ganz, ohne Rückhalt und ohne Verschlossenheit hin. Jeder Schüler wird selbst ein Lichtheerd, wel-**

---

[1]) **Admotis sensuum officiis.** *Exercit. Spirit.* S. 182; **Deinde repetitiones et usus sensuum velut prius.** Ebend. S. 167.

cher das Leben verbreitet und um sich her entwickelt; die Bewegung bleibt nie in der Ueberlieferung stehn. Loyola im Gegentheil, mit seiner Politik, deren Tiefe niemand je ergründen wird, theilt seinen Schülern nur den geringsten Theil seiner selbst mit, das Aeußere oder die Schaale seines Gedankens. In seiner Jugend hat er den Enthusiasmus gekannt und gefühlt. Allein sobald er darauf ausgeht eine Macht anzuordnen, gesteht er dieses Prinzip der Freiheit und des Lebens Niemanden mehr zu; er behält den Heerd und leibt nur die Asche weg. Er hat sich auf den Flügeln göttlicher Begeisterung und Verzückung erhoben, bei Andern läßt er nur das Joch der Methode zu. Um desto sicherer zu sein, allein zu herrschen, fängt er an bei ihr Alles wegzuschneiden, was seine Größe ausgemacht hat, und da er für seinen Gott nicht nur eine kindliche Furcht, sondern auch eine knechtische verlangt, timor servilis, so läßt er dem Menschen gar keinen Ausgang, um das Haupt zu erheben. Das Christenthum macht Apostel; das Jesuitenthum Werkzeuge, aber keine Schüler.

Wenden wir aber unsere Augen nach einer andern Seite hin: und wenn, wie ich es immer glaubte, die allzu verlassene Seele Nahrung braucht; wenn die religiöse Idee von Neuem die Welt durchweht; wenn das neue Gestirn sich erhebt, so wollen wir nicht zurückbleiben und zuerst diesem Gotte entgegenziehn, der in den Herzen erwacht. Andere (wenn sie wollen) mögen sich in den Buchstaben versenken, wir wollen dem Geiste zustreben; die Begeisterung, welche allein die Gesellschaften in's Leben ruft und erneut, ist deßwegen in Frankreich nicht todt, weil sie eine

Zeitlang erstarrt war. Das neue Geschlecht, in welchem die Zukunft ruht, muß, ohne sich durch eine allzugroße Sorgfalt für kleinliche Dinge einschläfern zu lassen, darnach ringen, die Ueberlieferung des Lebens fortzusetzen; und wir Alle müssen zeigen, daß alle Religion nicht ausschließlich und allein im Priester, noch alle Wahrheit im heiligen Lehrstuhle verschlossen sei.

Dritte Vorleſung.

Konſtitutionen. Chriſtlicher Phariſäismus.

24. Mai 1843.

Dank ſei Ihnen dafür, daß die Freiheit der Unterſuchung nicht erſtickt werden wird; hier, wie überall, brauchte ſich das gute Recht nur zu zeigen, um die Gewalt zu beſiegen. Bei der erſten Nachricht, daß das Prüfungsrecht öffentlich bedroht werden ſolle, konnte man eine ſo höchſt ſeltſame Sache in Zweifel ziehen; als ſie aber gewiß war, vereinigten ſich in in einem Augenblicke alle Meinungen; Sie haben ſich um uns her gedrängt, und durch jene unwiderſtehliche Kraft, welche aus dem allgemeinen Bewußtſein hervorgeht, haben Sie unſern Worten den einzigen Stützpunkt gegeben, den wir wünſchen konnten. Welches auch die Verſchiedenheit des Eindrucks in andern Beziehungen ſein mag, ſo haben wir uns doch hier in derſelben Sache vereinigt. Wir konnten um keinen Schritt zurück weichen; Sie konnten ſich nicht verläugnen; dieß haben Sie Alle gefühlt. Ich danke Ihnen dafür im Namen des Rechts und der Freiheit Aller; ich glaube wir haben beiderſeits gethan, was wir thun mußten.

Glauben Sie übrigens ja nicht, daß ich nun nichts Eiligeres zu thun habe, als meinen Gegenſtand

zu vergiften. Mein Vorhaben ist ein ganz anderes. Heute will ich, wie vor einem Monat, die Gesellschaft Jesu, auf die ich stoße, ohne sie vermeiden zu können, philosophisch, unparteiisch zu erforschen trachten; ich setze hinzu, daß ich mir's zur Pflicht mache, sie nicht bei ihren Gegnern zu erforschen, nicht einmal in den Werken Einzelner, sondern nur in den anerkannten Denkmälern, die sie ins Leben gerufen haben.

Was Ihnen unfehlbar auffallen muß, ist die Schnelligkeit, mit welcher die Gesellschaft Jesu ausartete. Wo findet man Aehnliches bei irgend einem andern Orden? Das öffentliche Geschrei erhebt sich schon bei ihrer Wiege gegen sie. Die Konstitutions-Bulle ist vom Jahr 1540; im Jahr 1555 wird die Gesellschaft schon aus einem Theil von Spanien vertrieben; 1578 aus den Niederlanden und Portugal; 1594 aus ganz Frankreich; 1606 aus Venedig; 1622 aus dem Königreich Neapel; ich spreche hier nur von katholischen Ländern. Diese Verstoßung zeigt wenigstens, wie frühzeitig das Uebel war. Pascal, der sich nur an die seiner Zeit am nächsten stehenden Kasuisten hielt, schwieg über den Ursprung der Gesellschaft; der große Name Loyola's hat sein Schwert abgewandt. Im Prozeß des achtzehnten Jahrhunderts hat man ebenfalls vorzüglich den Jesuitismus des achtzehnten Jahrhunderts vorgeladen. Uns bleibt nun, indem wir ihn in seinen Wurzeln angreifen, als Aufgabe darzuthun, daß dieses schnelle Verderbniß unvermeidlich war, weil es gleich im Beginne als Keim vorhanden, und daß es endlich für den Jesuitismus unmöglich war, nicht auszuar-

ten, weil er ſeiner Natur nach nichts anders iſt als eine Ausartung des Chriſtenthums.

Ich hoffe in Ignaz von Loyola den Asceten auf eine unparteiiſche Weiſe gezeigt zu haben. Laßt uns jetzt den Politiker ſehn. Seine große Kunſt iſt im Augenblick, wo er das Ziel erreicht, plötzlich zu verſchwinden. Als ſeine kleine Geſellſchaft in Venedig verſammelt war, und man den letzten Schritt zu thun hatte, nämlich nach Rom zu gehn, um die Genehmigung des Pabſtes zu begehren, hütet er ſich wohl zu erſcheinen. An ſeiner Stelle ſchickt er ſeine Schüler, einfache Männer, die jeder Auktorität unterworfen ſind. Er ſelbſt verbirgt ſich, da er fürchtet bei ſeinem Erſcheinen das Gepräge der Allmächtigkeit auf ſeiner Stirne zu zeigen; wenn der Pabſt ſeine Schüler aufnimmt, glaubt er Werkzeuge zu erhalten; er weiß es nicht, daß er ſich ſelbſt einen Herrn ſetzt.

Dieſen Zug hat Loyola mit Oktavius gemein; er reicht an den Zweck ſeines Lebens, und um ihn beſſer in ſeine Gewalt zu bekommen, fängt er damit an, ihn von ſich zu ſtoßen. Im Augenblick, wo die von ihm geſtiftete Geſellſchaft ein Oberhaupt ernennen will, weigert ſich Loyola die Würde anzunehmen; er kömmt ſich zu gering und für die Laſt des Amtes zu unwürdig vor; er kann ſie nicht annehmen. Er will der Letzte von Allen ſein, wenn ihn ſeine Freunde nicht nöthigen, der Erſte zu werden! Einige Jahre darauf, als er einſieht, daß die unumſchränkte Gewalt, die er ſich aufdringen ließ, von neuem geſtählt werden muß, will er ſie niederlegen; er, der Herr der Päbſte, der Herrſcher dieſer Ge-

sellschaft, die auf einen seiner Blicke sich von einem Ende der Erde zum andern bewegt; er droht seine Villa von Tivoli zu verlassen und wieder Anachoret zu Manreza zu werden. Seine Hände sind zu schwach; sein Geist zu schüchtern, um der Aufgabe Genüge zu leisten; die Mitglieder der Gesellschaft müssen ihn wieder aus allen Theilen der christlichen Welt bitten, an ihrer Spitze zu bleiben. Und seine Gewalt war nichts weniger als eine sanfte und gutmüthige! Seine Schüler, der große Franz Xaver, schrieben ihm nur auf den Knieen; Laynez, die Seele des Konziliums von Trident, Laynez, der einst sein Nachfolger sein wird, zittert bei einem Worte des Meisters, als er es gewagt hatte, ihm einen Einwurf über einen einzelnen Punkt zu machen, der einen Nebenumstand betraf; als Strafe verlangt er, die geistige Leitung des Konziliums verlassen zu dürfen und den übrigen Theil seines Lebens damit zuzubringen, die Kinder lesen zu lehren. Eine solche Gewalt übte Loyola auf die Seinigen aus. Allein sie konnten ihre Rechtgläubigkeit auf eine geschickte Weise verläugnen, sobald sie dem Mächtigen mißfiel, wie in der Angelegenheit des Interims.

Je mehr und mehr an den kleinlichen Regeln hangend, verurtheilt er in Bobadilla, in Rodrigo, die Liebe zu jenen großen, die ehmals sein Leben ausmachten. Ihn, der in seiner Jugend als Neuerer gefangen gewesen war, hört man jetzt wiederholt ausrufen, daß, wenn er tausend Jahre lebte, so würde er nie aufhören sich gegen die Neuerungen zu erheben, welche sie in die Theologie, in die Philosophie, in die Grammatik einschleichen. In der Diplomatie ist

er ſo weit voran, daß ſeinen Nachfolgern nichts mehr zu erfinden übrig bleibt. Sein Meiſterſtück in dieſer Hinſicht war, ſeine Allgewalt mit derjenigen des Pabſtes zu verſöhnen. Der Pabſt wollte gegen ſeinen Willen einen ſeiner Schüler, Borgia,[1]) zum Kardinal ernennen. Loyola beſtimmt nun, daß der Pabſt die Stelle anbieten, Borgia ſie aber ausſchlagen werde; ſo machte er ſich den Stolz der Weigerung zu Nutze und hatte den prahleriſchen Anſchein der Demuth. Endlich, nachdem er die Erfüllung ſeiner ſämmtlichen Entwürfe geſehn hat, die Anerkennung der Geſellſchaft, die Genehmigung der „geiſtlichen Uebungen," die öffentliche Geltung der Konſtitutionen, fängt er an in Todeskampf zu treten und diktirt nun ſeinen letzten Gedanken. Und welchen nun? „Schreibt: ich wünſche, daß die Geſellſchaft „meine letzten Gedanken über die Tugend des „Gehorſams kenne;" und dieſe letzten Bekenntniſſe ſind die ſchrecklichen Worte, die ſchon angeführt wurden und die Alles in ſich zuſammenfaſſen: der Menſch muß wie zu einem Leichname werden, ut cadaver, ohne Bewegung, ohne Willen; er muß ſein wie der Stab des Greiſes, senis baculus, den man nach Gefallen ergreift oder wegwirft.

Es ſind dieß alſo keine zufällig in die Konſtitution geworfene Worte; mit dieſen wohlüberlegten und wiederholten Worten will er ſein Leben endigen;

---

[1]) „Franz von Borgia, Herzog von Gandia und Vizekönig von Catalonien, entſagte der Welt, wurde Jeſuit und der dritte General des Ordens, 1565. Er ſtarb zu Rom 1572." Anm. d. Ueberſ.

ſie ſind das innerſte Geheimniß dieſer Seele, auf das er noch ſterbend zurückkömmt. Wollten wir uns auch über dieſen Punkt täuſchen, ſo könnten wir es nicht. Dieß iſt, man muß es geſtehn, ein ganz neues Chriſtenthum, denn die Wunder Chriſti waren geſchehn, um die Todten ins Leben zurück zu rufen; die Wunder, die Loyola verrichtet, ſollen die Lebendigen zum Tode führen. Das erſte und das letzte Wort Chriſti iſt das Leben. Das erſte und das letzte Wort Loyola's iſt der Leichnam. Chriſtus läßt Lazarus aus dem Grabe herausſteigen; Loyola will aus jedem Menſchen einen Lazarus im Grabe machen. Noch einmal, was hat Chriſtus mit Loyola gemein?

Ich weiß es daß einige aufrichtige Perſonen ſichs nicht wehren konnten, über den Charakter der „geiſtlichen Uebungen“ und die unbeſtreitbaren Stellen, die ich daraus anführen mußte, zu erſtaunen. Sie glauben nun damit durchzukommen, daß ſie meinen, dieß ſei ohne Zweifel ein Geſetzbuch oder ein Geſetz, das in Abnahme gekommen, und das in der Ueberlieferung der Geſellſchaft Jeſu nichts mehr gelte. Ich kann ihnen dieſe Ausflucht nicht laſſen. Nein, das Buch der „geiſtlichen Uebungen“ iſt nicht außer Gebrauch. Im Gegentheil, es iſt nicht nur die Grundlage der Gewalt Loyola's, ſondern auch die Erziehung der ganzen Geſellſchaft; daher entſteht die Nothwendigkeit es ganz anzunehmen, oder, wenn man es verwirft, mit ihm die Geſellſchaft zu verwerfen, deſſen Lebensprinzip es iſt; es iſt da kein Ausweg; denn nach der Geſellſchaft iſt es ein von oben inſpirirtes Werk; die Mutter Gottes hat es ſelbſt diktirt, dictante Maria.

Loyola hat es nur, auf göttliche Eingebung, niedergeschrieben.

Man glaube nicht, daß ich in Prüfung dieses Werkes, boshafter Weise, die sonderbarsten Stellen ausgewählt haben, welche diejenigen die ich bekämpfe, am meisten in die Enge treiben. Ich habe nur die ernsten Punkte ausgezogen: es gibt deren noch lächerliche, die schon das Prinzip der Grundsätze und der Ausflüchte in sich fassen, die Pascal bekämpft hat. Würde man es etwa glauben, daß ein im Ascetismus so strenger Mann wie Loyola, durch sein eigenes System dahingebracht werde, mit den Kasteiungen zu spielen, sie zu erdichten? Wie! Hinterlist treiben mit dem, was ja nur aus dem freien Willen entspringen kann, mit den heiligen Geißelungen der Magdalena und der Franz von Assisi! Ja, was es auch koste, damit man das System mit Händen greifen könne, muß ich die Worte des Grund-Werks, der geistlichen Uebungen selbst anführen, allein lachen Sie nicht, denn wahrlich ich finde nichts Traurigeres als ein solches Versinken. Der ganze Gedanke ist dieser: „Wir wollen uns," sagt Loyola, „bei der Geißelung vorzüglich kleiner Schnüre bedienen, welche die Haut verletzen, indem sie das Aeußere berühren, ohne das Innere zu treffen, und dadurch der Gesundheit kein Nachtheil geschehe.[1])

Wie! gleich im Ursprunge, in der idealen Regel, noch vor aller Entartung, macht man schon kalt und

[1]) Quare flagellis potissimum utemur ex funiculis minutis, quæ exteriores affligunt partes, non autem adeo interiores, ut valetudinem adversam causare possint.

lügnerisch die Wunden und Kasteiungen der Anachoreten und der Väter der Wüste nach, welche die Empörung des alten Menschen an ihren ausgehungerten Lenden strafen! Das Märtyrthum ist nur den Heiligen auferlegt, ich weiß es wohl! Wer hätte aber je geglaubt, daß es möglich wäre mit diesem Märtyrthum zu spielen, den Heroismus zu erlisten, mit der Heiligkeit Betrug zu treiben? Wer hätte je geglaubt, daß dieß geschrieben, befohlen und im Gesetze angeordnet wäre? Sehn Sie nicht wie aus diesem ersten Betruge die blutige Strafe und die wirkliche Geißel der Provinciales aufsteigt?

Wir befinden uns im Kern der Lehre. Wir wollen auf diesem Wege weiter schreiten. Das Buch der **geistlichen Uebungen** ist ein immerwährender Fallstrick, den die Gesellschaft legt; allein wie kann man die Seelen auf die Seite gewinnen? Wie kann man sie, wenn sie einmal angezogen sind, am Anfang gleich ergreifen; ihnen nach und nach die Begierde beibringen, vor dieser Lockspeise zu verweilen, an dieser äußern Gymnastik festzuhalten? Wie kann man sie stufenweise fesseln, ohne daß sie es gewahr werden? Dieß ist eine neue Kunst, welche in einem andern Werke niedergelegt ist, das eben so außerordentlich ist, als das erste, nemlich im Direktorium. Einige Jahre nach der Stiftung der Gesellschaft, kamen die vorzüglichsten Mitglieder überein, die persönlichen Erfahrungen, die sie in der Anwendung der Methode Loyola's gemacht hatten, zu vereinigen. Der General des Ordens, Aquaviva, ein Mann von vollendeter Politik, hielt die Feder dabei; hieraus entstand dieses zweite Werk, das ebenfalls

eine Grundlage iſt und das ſich zum erſten verhält, wie die Anwendung zur Theorie. Sie haben das Prinzip geſehn; hier wird nun die Taktik zur That. Um Jemand zur Geſellſchaft anzuziehen, muß man nicht ungeſtüm, ex abrupto mit ihm verfahren. Man muß irgend eine gute Gelegenheit abwarten, zum Beiſpiel, wenn dieſe Perſon einen äußern Kummer erduldet, oder wenn ſie ſchlechte Geſchäfte macht.[1] Eine treffliche Bequemlichkeit iſt auch in den Laſtern ſelbſt.[2]

Im Anfang muß man ſich wohl hüten, diejenigen als Beiſpiele aufzuſtellen, welche, wenn der erſte Schritt gemacht war, in den Orden eingeführt worden ſind; dieß muß man wenigſtens bis ans Ende verſchweigen.[3] Handelt ſich's um angeſehene Perſonen, oder um gewiſſe Adeliche,[4] ſo muß man ihnen ja nicht die vollſtändigen Uebungen ausliefern. In jedem Fall iſt es beſſer, daß ſich der Lehrer zu dieſen Perſonen nach Hauſe begeben, weil auf dieſe Weiſe die Sache leichter geheim bleibt.[5]

Aber zu was denn ſo viele Geheimniſſe, in den Angelegenheiten Gottes?

Hinſichtlich der großen Anzahl iſt das Erſte was man thun muß, denjenigen der zu den Uebungen beſtimmt iſt, in die Einſamkeit der Zelle zu bannen. Hier ſoll er, fern vom Anblick der Menſchen, und

---

1) Ut si non bene ei succedant negotia. Directorium, S. 16.
2) Etiam optima est commoditas in ipsis vitiis. Ebend. S. 17.
3) Certe hoc postremum tacendum. Ebend. S. 18.
4) Et quidam aliquando nobiles. Ebend. S. 67.
5) Quia sic facilius res celatur. Ebend. S. 78.

beſonders ſeiner Freunde[1]), nur von ſeinem Lehrer beſucht werden und von einem ſchweigſamen Knechte, der den Mund nur aufthut, um von den Gegenſtänden ſeines Dienſtes zu ſprechen. In dieſer gänzlichen Abgeſchiedenheit, muß man ihm die geiſtlichen Uebungen in die Hand geben und ihn dann ſich ſelbſt überlaſſen. Jeden Tag muß der Lehrer (instructor) auf einen Augenblick erſcheinen, um ihn auszufragen, anzuregen und ihn auf dieſem Weg ohne Rückkehr weiter zu treiben. Endlich, wenn dieſe Seele der Welt alſo entfremdet und zerknirſcht worden iſt; wenn ſie ſich ſelbſt in die Form Loyola's gegoſſen hat; wenn ſie die unwiderſtehliche Umarmung fühlt; wenn ſie genugſam entwurzelt iſt und, um mit dem Directorium zu ſprechen, im Todeskampfe erſtickt:[2]) dann iſt der Triumph dieſer heiligen Diplomatie in der That bewundernswürdig! Die Rolle des Lehrers wird nun plötzlich geändert; zuerſt drängte, reizte, entflammte er; jetzt, da Alles geſchehen iſt, muß man eine ſchlaue Gleichgiltigkeit zeigen. Nein, wahrlich es iſt noch nichts Tieferes, ich möchte ſagen Hölliſcheres, erfunden worden, als dieſe Geduld, dieſe Langſamkeit, dieſe Kälte, im Augenblick wo man dieſen Geiſt ergreift, der ſich ſchon nicht mehr angehört. „Es iſt gut," ſagt das Directorium, „ihn ſodann ein wenig athmen zu laſſen."[3])

Wenn er nun „bis zu einem gewiſſen Punkte wieder Athem geſchöpft hat,"[4]) iſt der günſtige Augen-

[1]) **Maxime familiarium**, Direct. S. 39.
[2]) **In illa quasi agonia suffocatur.** Ebend. S. 223.
[3]) **Sinendus est aliquando repirare.** Ebend. S. 215.
[4]) **Cum deinde quodammodo respirat.** Direct. S. 223.

blick da: denn er muß gerade nicht immer gequält werden.“[1]) Das heißt wenn ſich euch dieſe Seele ganz dahingegeben hat, ſo laßt ihr derſelben kaltblütig die Wahl;[2]) in dieſem Augenblicke Friſt, den ihr vergönnt, muß ſie gerade ſo viel Leben behalten, um ſich noch frei zu glauben, ſich für immer aufgeben zu können. Wenn ſie will, mag ſie in die Welt zurücktreten, ſie mag ſich in einen andern Orden aufnehmen laſſen, wenn ihr dieß beſſer gefällt; die Thüren ſtehn ihr offen, jetzt, da ſie durch die tauſend Gewinde, in die ſie ihr Lehrer verſtrickt hat, gefeſſelt iſt; das größte Wunder dabei iſt, zu behaupten, dieſes verſchmachtete Herz ſammle einen Reſt von Freiheit, um ſich von ſelbſt in die ewige Knechtſchaft zu ſtürzen. Vereinigen Sie Alles, was ſie von den machiavelliſchen Kombinationen im Gedächtniß zuſammenfinden können, und ſagen Sie, finden Sie etwas, welches die Taktik dieſes Ordens, im Kampf mit der Seele im Beſondern übertreffen mag!

Nun iſt der einzelne Menſch eingefocht; was wird nun aus ihm im Schooße der Geſellſchaft? Dieß führt uns zu einer ſchnellen Prüfung des Geiſtes der Konſtitutionen.[3]) Ein Zug von Loyola's Genie iſt der, daß er damit angefangen hat, ſeinen Schülern den Zutritt zu den geiſtlichen Aemtern zu unterſagen; durch dieſes einzige Wort errichtet er eine Kirche in der Kirche. Dadurch, daß er den Seinigen jede Hoffnung außerhalb des Ordens nimmt,

---

[1]) Non semper affligatur. Ebend. S. 216.
[2]) Electionem.
[3]) Regulæ societatis.

weiß er, daß er ſie mit einem gränzenloſen Ehrgeiz für die Auktorität des Ordens ſelbſt erfüllt. Weil Jeder in das Inſtitut Jeſu eingemauert iſt, muß auch Jeder, mit außerordentlicher Kraft daran arbeiten, ſein Gefängniß zu vergrößern, zu vergolden, zu rühmen; Keiner ſoll weder Biſchoff, noch Kardinal, noch Pabſt werden; Alle ſollen dagegen ihren Antheil an der Unſterblichkeit des Ordens haben. In den geiſtlichen Uebungen brechen noch wenigſtens die Spuren vergangener Begeiſterung an. In den Konſtitutionen iſt Alles kalt, eiskalt, wie die Zugänge jener Katakomben, in welchen man große Gebeinhaufen ſymetriſch aufſtellt. Dieß Alles iſt höchſt geiſtreich erbaut; man ahmt die Gebäude nach, die von der Sonne des Lebens erleuchtet ſind; allein unglücklicher Weiſe ſind ſie aus den Ueberreſten der Todten aufgethürmt; und eine alſo errichtete Geſellſchaft kann lange Zeit fortdauern, ohne ſich abzunützen, da ihr das große Lebensprinzip gleich Anfangs abgeſchnitten worden iſt.

Bevor Lonola eine ſeiner Regeln öffentlich aufſtellt, legt er ſie während acht Tagen feierlich auf den Altar nieder; ob es ſich nun um den Grundſatz ſeines Geſetzes handle, oder um eine Schulverordnung, um die Stelle des Krankenwärters, des Portners, des Kleiderbewahrers oder um die Geheimniſſe des Gewiſſens: jedem von dieſen Dingen gibt er daſſelbe geheiligte Anſehn, indem er alſo die großen herunterzieht, um die kleinen zu erheben. In ſeiner Geſetzgebung finden Sie daſſelbe Mißtrauen gegen den Geiſt, als wie in ſeinen aſcetiſchen Büchern. Bei allen Stiftungen chriſtlicher Inſtitutio-

nen, gewahre ich gleich anfangs den Christen, den sich selbst angehörenden Mann, das Geschöpf Gottes; in Loyola's Gesetze sehe ich nichts als Provinzialväter, Vorgesetzte, Rektoren, Examinatoren, Konsulenten, Ermahner, Prokuratoren, einen Verweser (Präfekten) der geistlichen Dinge, einen Präfekten der Gesundheit, einen Präfekten der Bibliothek, des Speisesaals, einen Wacher, einen Oekonomen u. s. w. Jeder von diesen Beamten hat sein besonderes Gesetz, das sehr klar und sehr bestimmt ist; es ist unmöglich, daß jeder von ihnen nicht wisse, was er zu jeder Stunde des Tags zu thun habe. Ist dieß Alles? Ja, wenn von einer weltlichen, äußern Verbindung die Rede ist; es ist aber beinahe Nichts, wenn es eine wirklich christliche Gesellschaft betrifft. Ich sehe in der That Beamte, welche auf eine bewunderungswürdige Weise vertheilt sind; Beamte, von welchen jeder seine bestimmte Aufgabe hat; aber zeigen Sie mir doch unter diesem Allem die christliche Seele; inmitten von so vielen Aemtern, Benennungen, äußerer Beschäftigungen, entwischt mir der Mensch, geht der Christ unter.

Das sittliche, geistige Leben ist in diesem Gesetze versiegt; durchblättern Sie es mit aller Redlichkeit und ohne Rückhalt; fragen Sie sich, wenn Sie wollen, bei jeder Seite, ob es das Wort Gottes ist, das diesem Gebäude zum Grundstein dient; damit dieß der Fall seie, müßte der Name Gottes darin wenigstens ausgesprochen werden; allein ich bezeuge es, daß dieser Name darin am allersparsamsten erscheint. Die Erfahrung des Geschäftsmanns, das Räderwerk einer außerordentlichen Verschlingung

von Dingen, eine gelehrte Anordnung der Personen und der Sachen, die voraus aufgefundene Regelmäßigkeit des Code de procédure, vertreten die Stelle der Gebete, der geistigen Erhebung, welche das Wesentliche der übrigen Orden ausmachen. Der Stifter setzt großes Vertrauen auf die künstlichen Verwebungen, wenig aber auf die Hülfsquellen der Seele; und in dieser Regel der Gesellschaft Jesu befindet sich Alles, ausgenommen das Vertrauen in das Wort und den Namen Jesu Christi.

Dieß ist der wichtigste Grundzug dieser Gesetzgebung. Zum erstenmale vertrauen sich die Heiligen der geistigen Macht Christi nicht mehr an; um sein Reich wieder zu erheben, wenden sie sich geradezu an die den Staatskabineten entlehnten Berechnungen. Der Geist Karls V. und Philipps II., vertritt die Stelle des Geistes, welchen das Evangelium gibt.

Aus diesem Gepräge von Mißtrauen, das auf eine so auffallende Weise dem geistigen Werke Loyola's aufgedrückt ist, sieht man nothwendiger Weise die ganze Form seines Instituts hervortreten. Weil der Geist selbst verdächtig wird, so geht daraus schon im Voraus hervor, daß alle Mitglieder der Gemeinschaft, anstatt sich ruhig und brüderlich im Glauben verbunden zu fühlen, wie die ersten Christen, sich gegenseitig als eben so viele Verdächtige halten müssen; daraus erfolgt, daß, gleich auf der ersten Seite, anstatt des Gebetes, welches den andern Regeln zur Einleitung und zum Grunde dient, die Anklägerei eingeschrieben ist, als Grundstein von

Loyola's Konstitution:[1]) **Sich gegenseitig zu verklagen, ist eines der ersten Worte der Regel; es ist das erste Zugeständniß, das der Regel gemacht wird. Loyola's Kriegsheer ist keines von denjenigen, welche die Begeisterung treibt, im hellen Sonnenschein zu kämpfen; durch seinen Ursprung schon wird es nicht die thebanische Legion sein, sondern die angeordnete Polizei des Katholicismus. — Zweitens, demselben Gesetze zufolge: wenn die Seele nicht das Alles in Bewegung bringende Wesen ist, so ist sie nichts mehr als eine Gefahr, woraus dann die Nothwendigkeit entsteht, sie unter dem Leichenjoche eines geistlosen und blinden Gehorsams zu schwächen, obedientia cæca. Deßwegen ist die Unterwürfigkeit bei den andern Orden nichts, in Vergleich mit diesem willkührlichen Tode des Gewissens. Andere Gesellschaften mögen sich durch andere Tugenden auszeichnen; diejenige der Gesellschaft Jesu muß vor Allem die Entsagung seiner selbst sein. Bei den Trappisten konnte der Mensch, in seinem eigenen Märtyrthum und Stillschweigen, noch eine innere Zufluchtsstätte bewahren; bei den Jesuiten muß die Seele, wohl oder übel, sich selbst listig entfliehen und im Gewirre der äußeren Beschäftigungen erniedrigen.**

Eine andere Folge, welche mit den beiden ersten zusammenlauft, ist die systematische Nothwendigkeit, die großen Triebe zurückzudrängen, und die kleinen zu entwickeln. Man hat bemerkt, daß die Gesellschaft Jesu, die an geschickten Leuten so reich ist,

---

1) Manifestare sese invicem. — **Quæcumque per quemvis manifestentur. Regul. Societ. S. 2.**

nach Loyola keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat. Hier ist die Ursache; sie kann nicht geläugnet werden. Loyola's ächt kastilianischer Stolz überredete ihn, daß seine Schüler unfähig seien, wie er die Prüfungen des Kampfes und der Begeisterung zu bestehn; deßwegen hat er die heroischen Verzückungen, die seine Macht gewesen sind, bei den Seinigen erstickt. Ich untersuche nicht, ob dieser Stolz des heiligen Spaniers dem Evangelium gemäß war; ich sage nur, daß, indem er die Seinigen den Beschwerlichkeiten der Begeisterung und des göttlichen Heldenthums überhob, er sie auch hinderte, sich bis zu seiner Höhe emporzuschwingen; und ich behaupte dazu noch, daß diejenigen, welche sich unter sein Gesetz fügen, dadurch das Gelübde moralischer Mittelmäßigkeit ablegen.

Stellen Sie sich einen Augenblick einen großen Dichter vor, zum Beispiel Dante, der eine Schule stiften will und seine Schüler von vorneherein gegen die Gefahren des Gefühls, der Phantasie, der poetischen Leidenschaften verwahrt; er würde gerade thun, was Loyola gethan hat. In den andern Orden sieht man Männer, welche den Stiftern gleichkommen; das Leben selbst nimmt darin zu, von Geschlecht zu Geschlecht. Der Dominikaner, St. Thomas, ist größer als der heilige Dominikus. Wer hörte aber je in der Gesellschaft Jesu von einem Manne reden, der seinem Stifter gleich kam, oder ihn übertraf? Dieß ist durch die Natur der Dinge unmöglich.

Fügen Sie hiezu noch diese letzte Betrachtung, welche Alles zusammenfaßt, was vorhergeht: der Orden Jesu stellt in seiner Entwickelung genau die per-

sönliche Entwickelung von Ignaz Loyola selbst dar. Die ersten Schüler, die heil. Franz Xaver, Borgia, Rodrigo, Bobadilla sind von jenem Feuer erfüllt, das der Meister selbst in der Einsamkeit der Höhle von Manreza geschöpft hat; ein gotterfüllter Genius leitet sie. Im zweiten Geschlechte hat sich Alles umgestaltet; die eiskalte Politik Loyola's ist, in ihrer Reife, schon in die Seele Aquaviva's und seiner Nachfolger übergegangen. Um es richtiger auszudrücken: es ist Loyola's Seele selbst, die sich zu erkälten, die je mehr und mehr in den Adern der Gesellschaft Jesu zu erstarren scheint. Die Gesellschaft wiederholt ihren Stifter seit drei Jahrhunderten; und heute noch ahmt der sterbende Orden noch den sterbenden Loyola nach und stellt ihn wieder dar; wie er, erhebt er sich, da man ihn verloren glaubte; und mitten in diesem Todeskampfe, ist das Wort, welches er ausspricht, noch das letzte Wort Loyola's: Herrschaft, blinder Gehorsam, obedientia cæca. Die Menschheit biege sich wie ein Stab in der Hand eines Greises, ut senis baculus! Das ist das Testament des Stifters; es ist auch der letzte Wunsch der Gesellschaft. Indem ich dieselbe Gedankenreihe verfolge, wird es mir nicht schwer sein zu zeigen, wie aus demselben ganz verneinenden Prinzipe, aus dem Mißtrauen gegen den Geist, die Theorie der Gewissensfälle hervorgegangen ist, welche für viele Personen der unterscheidende Grundzug des Jesuitismus ist. Loyola's Prinzip muß jenen Prozeßtrieb, der auf das Gewissen angewandt wird, nothwendiger Weise hervorbringen und entwickeln. In der That, vom Au-

genblicke an, wo man Mißtrauen gegen die Seele hat, wo der Schrei des Gewissens für nichts geachtet wird, muß man Alles aufschreiben. Das geschriebene Wort wird an die Stelle des innern Wortes geschoben; die Regel der Schriftgelehrten muß nothwendiger Weise das Wort und das Licht ersetzen, welches gemacht ist, jeden Menschen, der in diese Welt kommt, zu erleuchten. Je weniger Leben eine Gesellschaft hat, desto mehr Verordnungen, Beschlüsse, Gesetze hat sie, die einander widersprechen und sich gegenseitig stoßen. Wenden Sie dieß auf das religiöse Leben an, und sehn Sie, in welches Labyrinth Sie gerathen! Da die Seele nicht mehr das Recht hat, durch eines jener erhabenen Worte, die Gott selbst niedergeschrieben hat und die aus dem innersten Leben des Menschen hervorgehen, Alles zu entscheiden, so führen die Regeln andere Regeln herbei; die Entscheidungen andere Entscheidungen; so daß es unmöglich ist, daß unter diesem Baugerüste von Widersprüchen der moralische Sinn nicht erstickt werde. Durch eine unbegreifliche Verkehrtheit, die nur die Folge des Prinzips ist, beherrscht nicht mehr das religiöse Gesetz, durch seine Einfalt, das bürgerliche Gesetz. Im Gegentheil, das religiöse Gesetz will armselig und schimpflich nachahmen, nachäffen — was? Die Prozeßgesetze, die Abgefeimtheiten der Ränkesucht; das göttliche Gesetz, welches seiner erhabenen Einheit beraubt, entwürdigt ist, prägt sich nach der Gestalt, der Methode und den Spitzfindigkeiten der scholastischen Gerichtshöfe ab.

Ist die Religion nicht tief gesunken? An der Stelle des Priesters sehe ich den Advokaten, als

Fuchsschwänzer vor dem Gerichte Gottes. Ei nun, man muß noch tiefer sinken; denn auf diesem Wege bleibt man nicht stehn. Die Gerichtsordnung war doch noch wenigstens durch einen Grund von Rechtlichkeit verbessert, die den Richter abhielt sich willkührlich ins Alberne hinein zu stürzen; indem der Priester dem Prozeßverfahren des Mittelalters hinten nach zog, verurtheilte er sich selbst noch viel tiefer zu sinken. Wo kann dieser Mensch, der sich dem moralischen Sinne in seiner Einfalt nicht mehr anvertraut, der der vernünftigen Unabhängigkeit des Rechtsverständigen entbehrt, hingerathen mit diesem freiwillig stummen Gewissen, mit dieser freiwillig verblendeten Vernunft? wohin kann er anders gerathen, als auf jenen Weg des Zufalls und der Vermuthungslehre, wo er, im Finstern alle Vorstellungen vom Guten und Bösen durcheinander mengend, sich immer mehr außerhalb aller Wahrheit, in einen ungeheuren Abgrund versenkt, der nur die Gewissensbisse einschläfern kann — wo er oft in der Theorie ein an und für sich unmögliches Verbrechen vorhersieht, sich vorstellt, ihr entgegengeht und es schafft.

Staunen Sie also nicht darüber, daß die Entartung so schnell vor sich gieng, weil sie schon im Ideal der Gesellschaft selbst enthalten war. Ich könnte, wenn ich wollte, seltsame Zeugnisse zum Belege anführen. Vernehmen Sie das schreckliche Geständniß, welches einem der Schüler des berühmten Loyola entschlüpft; einem derjenigen, welche sich seinem Geiste am meisten genähert haben, einem seiner Zeitgenossen, Mariana! Ich rede hier nicht, sondern ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, welches während

fünfzig Jahren in derselben gelebt hatte: „Unser ganzes Institut," sagt er, „scheint keinen andern Zweck zu haben, als die schlechten Handlungen zu vergraben und der Kenntniß der Menschen zu entziehen."[1]) Diesem Bekenntniß könnte ich noch andere Staunen erregende Geständnisse beifügen, welche Pascal vergessen hat und welche sich über die Art aussprechen, Fürsten, Wittwen, junge und reiche Edelleute zu fangen; ich ginge weit auf diesem Wege, jedoch ich will stehn bleiben.

Brauche ich Ihnen erst zu sagen, was Sie in dieser Untersuchung so sehr anzieht? Es ist dieß weder ihre Beziehung zu der Zeit, in der wir leben, noch die Seltsamkeit des Scandals. Was Ihr Interesse besonders erregt, ist, weil diese Frage an und für sich groß und allgemein ist: wir wollen ihr dieses Abzeichen lassen. Diese Frage ist die der Wirklichkeit und des Scheins; des Wahren und des Falschen; des Lebens und des Buchstabens. Sobald eine Lehre das Leben, das sie verloren hat, nachmachen will, finden Sie in ihr das Prinzip und den Grundbestandtheil einer Art von Jesuitismus, sowohl bei den Alten als bei den Neuern. Ich wäre nicht in Verlegenheit nachzuweisen, daß jede Religion, früher oder später, ihren Jesuitismus, welcher nichts Anderes ist als ihre Entartung, hervorgebracht hat.

Ohne aus unserer Tradition herauszutreten, sind die Pharisäer die Jesuiten des Mosaismus, wie die

---

1) Totum regimen nostrum videtur hunc habere scopum, ut malefacta injecta terra occultentur, et hominum notitiæ subtrahantur.

Jesuiten die Pharisäer des Christenthums sind. Zweifelten die Pharisäer nicht auch am Geiste? fragten sie nicht: was ist der Geist? waren sie nicht die wüthenden Vertheidiger des Buchstabens? verglich sie Christus nicht auch mit Gräbern? gefällt diese Vergleichung nicht auch am meisten den unsrigen, in ihren Konstitutionen? Wenn dieß Alles wahr ist, wo liegt dann der Unterschied? Und wenn kein Unterschied da ist, so hat ja Christus sich ausgesprochen, indem er die Pharisäer und Schriftgelehrten verdammte.

Hüten Sie sich also (hier wende ich mich an diejenigen, die von mir getrennt sind und mir am meisten Abneigung zeigen), hüten Sie sich also sich lebendig in diese Gräber zu versargen; Sie würden es bereuen, wenn es zu spät wäre. Es sind noch große Dinge zu thun; bleiben Sie also da, wo der Kampf des Geistes ist, die Gefahr, das Leben, der Lohn. Verlieren Sie sich nicht, begraben Sie sich nicht in diesen Katakomben; Sie wissen es, wie ich: Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern ein Gott der Lebendigen.

Wenn es sein müßte, könnte ich höchstens noch einen Augenblick annehmen, daß am Ende des Mittelalters einige durch übertriebenen Ascetismus hingerissene Seelen nöthig hatten, sich unter diese trockene und kalte Regel zu fügen. Ich will annehmen, daß dieser Geistesschwung des Mittelalters, der plötzlich durch eine niederschlagende Methode erdrückt worden ist, sich, wenn auch nicht auf große Gedanken, wenigstens auf kühne Unternehmungen gelegt hat. Allein was will diese Lehre zu unsern Tagen, im Jahr 1843 in

der Welt? was kann sie uns geben, das wir nicht reichlich besäßen? Wir haben vor Allem und Alle Hunger und Durst nach Offenheit und Aufrichtigkeit. Sie bringt uns dagegen Kriegskünste und Kriegslist, wie wenn nicht Kriegslist und Kriegskünste genug im sichtbaren Lauf der Dinge wären! Wir können ohne Freiheit nicht leben; sie bringt uns eine unbedingte Abhängigkeit, wie wenn nicht Hindernisse genug in den Dingen blieben. Wir müssen einen geistigen, großen, mächtigen, Allen zugänglichen und wieder belebenden Sinn haben; sie bringt uns den engen, kleinlichen, materiellen Sinn, wie wenn nicht Materialismus genug im Jahrhundert wäre. Wir brauchen Leben; sie bringt uns den Buchstaben. Mit einem Worte, sie bringt der Welt nichts, als was die Welt schon zum Ueberflusse hat. Und deßwegen will auch die Welt nichts von ihr wissen. Betrachten Sie doch auch, daß wenn es ein Land auf der Erde gibt, dessen Sinnesweise mit derjenigen der Gesellschaft Jesu unverträglich wäre, dieß Frankreich ist. Von allen ersten Generälen des Ordens, von allen denjenigen, die ihm seine Richtung gegeben haben, war keiner ein Franzose. Der Geist unsres Landes ist diesem Gemengsel des Sauerteigs von Spanien und des Machiavellismus von Italien im sechzehnten Jahrhundert von Niemanden mitgetheilt worden. Ich mag wohl begreifen, daß das Institut, da wo es seine Wurzeln geschlagen hat und selbst wenn es von der öffentlichen Meinung bekämpft wird, Staatsmänner, Controversprediger hervorbringen konnte, wie Mariana, Bellarmin, Aquaviva. Allein wenn

der Jesuitismus aus seinem Boden herausgerissen, an und für sich unfruchtbar zu uns verpflanzt wird, so kann er nichts thun, als den Boden unfruchtbar machen. Sehen Sie nur, wie ihm hier Alles widerspricht, wie Alles hier wider ihn stößt. Wenn wir in der Welt einigen Werth haben, so ist es durch freiwilligen Aufschwung: er ist aber ja ganz das Gegentheil davon. So ist es durch die selbst vorlaute Aufrichtigkeit zu Gunsten unsrer Feinde: er ist aber ja ganz das Gegentheil davon. So ist es durch die Geradheit des Geistes: er ist nur Abgefeimtheit und Verdrehung in den Absichten. So ist es durch eine gewisse Art, uns schnell für die Sache Anderer zu entflammen: er beschäftigt sich aber nur mit dem Seinigen. So ist es endlich durch die Gewalt der Seele: und gegen die Seele ist er ja mißtrauisch.

Was will man denn, daß wir mit einem Institute beginnen, das sich's zur Aufgabe setzt, in jedem Dinge den Charakter und die Sendung zu verschmähen, die Gott selbst unserm Lande gegeben hat? Jetzt sehe ich wohl selbst ein, daß es sich nicht mehr allein um den Geist der Revolution handelt, wie ich es früherhin ausgesprochen. Um was handelt sich's denn? Um das Dasein von Frankreichs Geiste selbst, so wie er immer gewesen ist; von zweien unverträglichen Dingen, die miteinander in Kampf getreten sind, und von welchem das eine nothwendiger Weise das andere ersticken muß; entweder muß der Jesuitismus den Geist Frankreichs vertreiben, oder Frankreich muß den Geist des Jesuitismus vertreiben. Dieß ist das Endergebniß von Allem, was ich bis jetzt gesagt habe.

Vierte Vorlesung.

Von den Missionen.

31. Mai 1813.

Unsere Schuld ist es nicht, wenn wir auf dem Wege, den wir betreten haben, genöthigt werden, auf unserer Hut zu sein, damit die Rollen nicht umgetauscht werden. Unsere Kraft ist in der Freimüthigkeit unserer Lage, und wenn sie zufälligerweise an einem Orte, von welchem aus man zu ganz Frankreich redet,[1]) falsch ausgelegt wird, so gebührt den Worten, die von so hoch oben herabfallen, auch ein Wort der Erklärung. Man klagt uns an, ein Gespenst zu verfolgen. Es wäre leicht zu antworten, daß wir nichts verfolgen, sondern daß wir lediglich die Vergangenheit erzählt haben; wenn es nun aber nur ein Gespenst ist, warum zeigt man so viel Haß, warum so große Anstrengung, um zu verhindern, daß man es nur nenne? Wenn der Jesuitismus todt ist, warum denn so viele Gewaltthätigkeit? Wenn er aber lebt, warum will man ihn verläugnen? — Warum? weil er sich heute, wie immer, zu sehr geeilt hat, zu erscheinen; weil er sich durch seine Ungeduld verrathen hat; weil er, so wie er sich zeigte, Gefahr lief, zu Grunde zu gehn. So-

[1]) Deputirtenkammer, Sitzung vom 27. Mai.

bald wir aber dazu verholfen haben, ihn zu entdecken, so ist unsere Mühe nicht vergebens gewesen. Es ist jetzt auf jeden Fall zu spät, wenn er sich verläugnen will.

Das Einzige, was mich in Erstaunen setzt, ist, daß man uns angeklagt hat, die Freiheit des Unterrichts zu beeinträchtigen, indem wir die Freiheit der Untersuchung aufgestellt haben. Was! wir sind die Heftigen! die Unduldsamen! Wer hätte das geglaubt? Heftig, weil wir uns vertheidigt haben! unduldsam, weil wir nicht ausschließend gewesen! Man muß gestehn, daß dieß doch sehr sonderbar klingt. Besteht die Duldsamkeit, die man begehrt, etwa darin, zu verdammen, niederzuschmettern, ohne daß Jemand antworten könne? Ist das allgemeine Recht, das man in Anspruch nimmt, etwa das Privilegium des Bannstrahles? Das müßte man dann wenigstens klar heraussagen.

Wozu also die Umwege, wenn man die Frage mit einem Wort ausdrücken kann? Kann Frankreich, das heute keine Associationen mehr hat, die Zukunft einer fremden, mächtigen und Frankreich natürlich und nothwendig feindseligen Association anheimgeben? Ich will, ganz ohne Umschweife, nur so viel sagen, daß ich sehe, wie der Jesuitismus der Vergangenheit sich des Geistes bemächtigt hat, um ihn zu materialisiren; der Moral, um sie zu demoralisiren, und ich wünsche leidenschaftlich, daß sich Niemand der Freiheit bemächtige, um sie todtzuschlagen.

Wie dem nun sein mag, wollen wir uns ein Vergnügen daraus machen, unsern Gegenstand in seinen

größten und allgemeinsten Beziehungen zu betrachten. Der Jesuitismus hat sich, bei seinem Erscheinen, als Ziel gesetzt, das Heidenthum und den Protestantismus zu ersticken. Wir wollen sehn, wie er die erste dieser Unternehmungen ausgeführt hat.

Sogleich bei der Entdeckung Amerika's und des östlichen Asiens war der erste Gedanke der religiösen Orden, diese neuen Welten in die Einheit des christlichen Glaubens zu schlingen. Die Dominikaner, die Franziskaner, die Augustiner, verfolgten zuerst diesen Weg; sie waren müde geworden, die alte Welt zusammenzuhalten; ihre Kräfte genügten nicht mehr, auch die neue Welt zu umfassen. Kaum war die Gesellschaft Jesu gestiftet, so betrat sie diese Bahn; und diese hat sie auch am rühmlichsten verfolgt. Dem menschlichen Geiste war noch kein größeres Ziel gesteckt worden, als den Orient und den Occident, Norden und Süden zu vereinigen, die moralische Gemeinschaft des Erdballs zu begründen, und so die durch die Propheten verheißene Einheit in Erfüllung zu bringen. Um dieses Ziel zu erreichen, hätte man aber des allmächtigen Lebens, des ursprünglichen Christenthums bedurft. Waren nun die Lehren, welche die Seele der Gesellschaft Jesu ausmachen, fähig dieses Wunder zu wirken? Zum erstenmale befanden sich unbekannte Völkerschaften in Berührung mit dem Christenthum; dieser Augenblick mußte nothwendiger W... einen unberechenbaren Einfluß auf die Zukunft haben. Indem sich die Gesellschaft Jesu hervordrängte, lag es in ihrer Hand, die allgemeine Vereinigung zu entscheiden oder aufs Spiel zu setzen. Was geschah von Beidem?

Indem das Christenthum das östliche Asien wiederfand, entdeckte es die sonderbarste Erscheinung der Welt: eine Art von Katholicismus, der dem Oriente eigen; eine Religion voll äußerlicher Aehnlichkeit mit derjenigen des römischen Hofes; ein Heidenthum, welches alle Formen und mehrere Lehrsätze des Pabstthums zur Schau trug; einen von einer Jungfrau gebornen Gott, der zum Heil der Menschen Fleisch geworden; eine Dreieinigkeit; unzählige Klöster; Anachoreten, die sich Kasteiungen und übergreifliche Geißelungen auflegten; das ganze Außenbild des religiösen Lebens im mittelalterlichen Europa; Einsiedeleien; Reliquienkästchen; Ritterthum, und über diesem Allem eine Art von Pabst, der ohne zu befehlen, seine unfehlbare Gewalt, gleich der des Gottes selbst, auflegt. Was sollte nun der Katholizismus Europa's, dem Katholizismus Indiens gegenüber, beginnen? sollte er ihn als die Entartung eines, ehemals beiden gemeinschaftlichen Prinzips betrachten? oder sollte er ihn als eine Nachahmung der Wahrheit ansehen, welche der Teufel mit Fleiß verzerrt hätte? Die Möglichkeit des Gelingens eines religiösen Bündnisses, war sehr verschieden, je nach der Lösung, die man dieser seltsamen Aufgabe vorbehielt.

In dieser Unternehmung war die Gesellschaft Jesu in Asien, was sie in Europa war; auch hier, in der Geschichte der Missionen, brachte sie die verschiedenen Phasen im Charakter ihres Stifters wieder zum Vorschein. Der Vorläufer, der ihr in Indien vorausgieng, war Franz Xaver aus Navarra; er war einer der Ersten, welcher den Antrieb durch Ignaz von Loyola erhalten hatte. Wie er, aus

einer alten Familie entsprossen, hatte er die väterlichen Schloßthüren verlassen, um in Paris Philosophie und Theologie zu studiren. Im Kollegium zu Ste. Barbe theilt ihm Loyola den Enthusiasmus seiner Jugend mit. Xaver wußte nie etwas von der Umwälzung, welche, im Geiste des Stifters, den Einsiedler durch den Politiker ersetzte. Nach Portugal geschickt, und von da nach Indien, behielt er den heroischen Geist, fast ohne Mischung menschlicher Berechnung, bei. Wenn man in seinen Briefen Worte findet, wie folgende: „Meßt mit euern Freunden alle eure Worte und alle eure Handlungen ab, wie wenn sie einst eure Feinde und eure Ankläger werden sollten;“.... so glaubt man darin einen letzten Rath Loyola's zu erkennen, der in dieses durchsichtige Herz gefallen ist.

Es wird übrigens eine ewig schöne Erscheinung bleiben, wenn man diesen noch jungen Mann das glänzende Schloß in Navarra verlassen sieht, um allein und aufs Gerathewohl auf Malabars Küsten umherzuirren. In diesem wundervollen Indien sieht er zuerst nur diejenigen, welche außerhalb der Städte wohnen, die elenden Kasten, die Verbannten, die Jorias, die kleinen Kinder; sobald die Sonne untergeht, nimmt er ein Glöckchen, geht von Hütte zu Hütte und ruft: „Gute Leute, betet zu Gott!“ Er berührt die Quelle der orientalischen Wissenschaft, aber er sieht sie nicht; er glaubt, nur Kinderseelen zu Widersachern zu haben, während er schon rings von den Kollegien der Braminen umgeben ist. In dieser heiligen Unkenntniß seiner Lage verlangt er, daß man ihm Priester schicke, die weder zum

Beichthören, noch zum Predigen, noch zum Unterrichte gut seien; es genügt, wenn sie nur die Taufe verrichten können. Im Namen des kindlichen Christus eröffnet sich Xaver einen unsichtbaren Pfad bis zum Vorgebirg von Komorino; er nimmt Besitz von den unendlichen Einöden, von den uferlosen Meeren, indem er durch die Größe der Dinge hingerissen, dem engherzigen Einflusse der Regel Loyola's entgeht; die Völkerschaften, welche er durchwandert, sehn ihn als einen heiligen Mann an; diese Schutzwache hilft ihm überall durch.

Am Vorgebirg von Komorino schifft er sich ein, und fährt auf einer kleinen Feluke über das große indische Meer. Durch den heiligen Geist getrieben, wie er dieß selbst glaubt, kömmt er auf den Molukken an, und nach unendlicher Mühe, in Japan. Auf dieser Endspitze des Orients findet er sich zum erstenmale im Kampfe, und zwar nicht nur mit rohen Vernunftwesen, sondern mit dem Buddaismus und seinen lebendigen Ueberlieferungen; allein weit entfernt, sich außer Fassung bringen zu lassen, streitet er in einer Sprache, von der er kaum einige Worte versteht; oder vielmehr ist es sein Glaube, der redet und anzieht; seine Seele bewohnt die Region der Wunder. Allein diese Insel Japan ist für einen so großen Bekehrungseifer schon zu klein; er will, um jeden Preis, in die verschlossene Welt China's dringen. Er hat sich nach der Insel Sancham führen lassen, die dem Festlande am nächsten liegt. Einige Tage später verspricht ihm ein Schiffer, ihn vor die Thore von Kanton zu bringen. Sein Glaube soll das Uebrige vollenden. Durch diesen Schiffer auf-

gehalten, stirbt er beinahe vor Sehnsucht und Ungeduld an den Pforten des großen Reiches. So Großes vermochte die Begeisterung eines einzelnen Menschen, der ohne Stütze, ohne Gefährten, und ohne nahe Hoffnung von Seiten der Gesellschaft war. Dieser Glaube allein ist für ihn ein rettender Heiligenschein, der ihm alle Wege öffnet. Die fremden Völker, die seine Sprache nicht verstehen, sehn auf seinem Antlitz die Spuren des Gottesmannes; wider Willen erkennen und grüßen sie ihn. Der Zauber theilt sich mit; ein einziger Mensch hat diese Ufer betreten, und schon gibt es ein christliches Asien. Was hat nun, nach der Heiligkeit eines Einzelnen, die Berechnung und List, die auf die Mitwirkung Vieler sich stützte, gemacht?

Des Wegs her, den die Begeisterung Xavers eröffnet, sehe ich ein anderes Geschlecht von Missionaren schreiten, die das Buch der Konstitutionen mit sich führen, und ein Gesetzbuch von Sittenregeln und tief studirten Belehrungen.

Wenn diese Politik nun zur Einführung der Religion dienen soll, so wird man doch wenigstens die christlichen Lehrsätze dem Glauben dieser neuen Völker entgegenhalten? Oder werden so viele Umschweife darauf hinausgehn, das Evangelium durch List aufzudrängen? Hier bricht die Kriegslist in ihrem völligen Glanze durch. Man wollte diese orientalische Welt ganz ernstlich in das größte Fallnetz verstricken, das je ausgelegt worden ist; man glaubte daß diese ungeheuern Völkerschaften, mit ihren festgenagelten Religionen, ihrer vielhundertjährigen Erfahrung sich von selbst in die Falle stürzen würden; man hat ihnen

ein falſches Evangelium dargeboten, und gedacht, es ſei noch immer Zeit ſich zum wahren hinzuführen. Von Japan bis nach Malabar; vom Archipelagus der Molukken bis zu den Küſten der Hindoſtans wollte man die Inſeln und die Feſtlande in ein betrügeriſches Netz faſſen, indem man dieſem fremden Weltall einen Lügengott in einer Lügenkirche darbot; und nicht ich ſage dieß, ſondern die höchſten kirchlichen Gewalten: die Päbſte X., Clemenz IX., Clemenz XII., Benedikt XIII., Benedikt XIV., die in einer verdoppelten und ununterbrochenen Folge von Verordnungen, Briefen, Breven und Bullen, ewig vergeblich Miſſionare der Geſellſchaft Jeſu zum Geiſte des Evangeliums zurückführen wollten. Wie merkwürdig iſt dieſe Erſcheinung, und wie ſehr zeigt ſie die Gewalt des Syſtems! Dieſelben Männer, die gebildet worden waren, um das Pabſtthum zu unterſtützen, wenden ſich, ſobald ſie dieſem unter den Händen durchgewiſcht ſind, mit mehr Kraft gegen ſeine Verordnungen, als alle Orden zuſammengenommen; es hängt nicht mehr von ihnen ab, daß ſie in dieſen fernen Gegenden nicht nur das Pabſtthum, ſondern das Chriſtenthum ſelbſt abſchaffen.

Denn welche Veränderung machten ſie es in der That erleiden? Durchdrangen ſie es mit einem neuen Leben, paßten ſie es den Sitten, dem Klima, den Bedürfniſſen einer neuen Welt an? Nein. Was thaten ſie denn? Wenig, gar wenig. Indem dieſe Männer der Geſellſchaft Jeſu, den Chriſtus lehrten, verhehlten ſie nur Eines: das Leiden, den Schmerz, die Schädelſtätte. Dieſe Chriſten verläugneten nur das Kreuz; illos pudet Christum passum et crucifixum

praedicare. Sie schämen sich den leidenden, am Kreuze hangenden Christus zu zeigen (dieß sind die Ausdrücke der Kongregation der Kardinäle und des Pabstes Innocenz X.), oder wenn sie sich noch etwa des Kreuzes bedienen, begraben sie es unter den Blumen, die sie zu den Füßen der Götzenbilder hinstreuen; so daß, indem sie den Götzen öffentlich anbeten, es nur von ihnen abhängt, diese Anbetung jenem verborgenen Gegenstande hinzuwenden. Und durch eine solche Kriegslist glauben sie unzählige Reiche und Völker zu gewinnen. In dem Lande der Perlen und Edelsteine glauben diese, ganz äußerlichen Menschen, um die Seelen anzuziehen, Wunder was zu thun, wenn sie ihnen nur einen siegreichen Christus, von geschenkespendenden Magier-Königen umgeben, vorzeigen: sie können ja, wenn die Bekehrung geschehen, die Taufe empfangen ist, noch immer Etwas von der Wahrheit sagen. Um sie zu zwingen, diesem unsinnigen Verfahren zu entsagen, zu welchem sie ihr System mit fortreißt, bedarf es Verordnungen auf Verordnungen, Hirtenbriefe auf Hirtenbriefe, Bullen auf Bullen; die Briefe genügen nicht mehr; das Pabstthum muß, so zu sagen, in Person erscheinen. Ein Prälat, ein Franzose, der Kardinal De Tournon[1])

[1]) „Karl Thomas Maillard von Tournon, geb. zu Turin 1668; zu Macao 1710 gest., verbot in einem 7. Febr. 1705 zu Nanking gegebenen Hirtenbriefe in den christlichen Kirchen, die von den jesuitischen Missionaren aufgehängten Tafeln, mit der Aufschrift: „Betet den Himmel an“ und die Gottesverehrung, die sie, nach chinesischem Gebrauche, Konfucius und den Planeten zu feiern erlaubten. Er schmachtete drei Jahre im Gefängniß, in welchem er starb.“ Anm. d. Uebers.

wird ausgeschickt, um dieses Christenthum ohne Kreuz, dieses Evangelium ohne Leiden zurück zu drängen; kaum ist er angelangt, so läßt ihn die Gesellschaft in's Gefängniß werfen; er stirbt unter Staunen und Schmerz.

Da übrigens der Lehrgrund also verstümmelt worden, so thut sich die Anwendung davon unmittelbar kund. Wenn man den armen entblößten und leidenden Christus verläugnen muß, was folgt daraus? daß man auch die Armen, die verbannten und aufgeopferten Menschenklassen verläugnen müsse; daraus erfolgt (denn man bleibt bei dieser Logik nicht stehn), die Weigerung den Unglücklichen, den für elend gehaltenen Klassen, den Parias[1]) die Sakramente zu bewilligen. Und dazu gelangt man auch in der That; und, dem päbstlichen Ansehn zum Trotze, den Drohungen der Verordnungen von 1645, von Innocenz X., von 1669 von Clemenz IX.; von 1734, 1739, von Clemenz XII.; der Bulle von 1745, von Benedikt XIV., zuwider, beharrt man auf der ungeheuern Grausamkeit, die Unglücklichen, nemlich diejenigen gerade, zu welcher es gesandt worden war, vom Christenthume auszuschließen.

Hier folgt die Verurtheilung, die der apostolische Stellvertreter Clemens des Elften 1701 zu Pondicheri, auf der Stelle selbst aussprach: „Wir können „es nicht dulden, daß die Seelenärzte den Leuten der „niedern Stände die Pflichten der Liebe versagen, die „ihnen selbst die heidnischen Aerzte nicht versagen,

[1]) Infirmis etiam objectæ et infimæ conditionis vulgo dictis parias.

„medici gentiles.“ Die Ausdrücke Benedikt's XIV., 1727, zeigen vielleicht noch deutlicher die unmenschliche Wuth, mit welcher die Missionare die Unglücklichen verläugneten, zu denen sich der heil. Franz Xaver gewandt hat: „Wir wollen und befehlen, „daß die Verordnung über die heiligen Sakramente, „die Sterbenden aus den niedern Klassen betreffend, „die man Parias nennt, endlich einmal beobachtet „und ausgeübt werden, und dieß ohne weitern Ver„schub, ulteriori dilatione remota.“ Dieß hinderte aber nicht, daß das Pabstthum, zwanzig Jahre später, von Neuem gegen denselben Unfug seinen Bannstrahl schleudern mußte; und dieß gieng so fort, bis zur Aufhebung der Gesellschaft. Dieß sind nun nicht etwa vorgefaßte Meinungen, gehässige Behauptungen; es sind Thatsachen, die von der obersten Gewalt abhängen, vor welcher unsre Gegner, wohl oder übel, das Haupt neigen müssen.

Jetzt frage ich, sind dieß christliche, oder sind es heidnische Missionen? Was haben sie jedenfalls vom Geiste des Evangeliums beibehalten? Die Apostel Christi fanden bei ihrem Austritt aus Judäa ebenfalls eine für sie neue Welt, die reich, stolz, sinnlich, von Gold und Edelsteinen funkelnd und besonders den Sclaven feind war. — War aber unter jenen Männern ein einziger, der in Gegenwart des griechischen und römischen Glanzes daran dachte, die Lehre zu verheimlichen; das Kreuz zu verbergen vor dem Triumphe der heidnischen Sinnlichkeit? War mitten in dieser Welt von Patriziern, ein einziger, der die Sclaven verläugnete? Im Gegentheil, gerade im prunkvollen Gedränge dieser Gesellschaft, zeigte sie

den leidenden Gott, den gegeißelten Christus, den ewigen Volksmann in der Krippe Bethlehems. Der heil. Petrus, der heil. Paulus zeigten Rom, inmitten seiner Trunkenheit, den Kelch der Schädelstätte, mit der Galle und dem Ysop Golgatha's; und deswegen haben sie auch Rom besiegt. Zu was brauchte Rom eines in Gold und Macht gekleideten Gottes? Dieses Bild der Gewalt war ihm hundertmal erschienen; aber Herrin der Welt sein, in den Reichthümern des Orients schwimmen und einen nackten, gegeißelten Gott antreffen, der sie durch das Kreuz der Sclaven gewinnen will, dieß setzt sie in Staunen, ergreift sie und unterjocht sie endlich.

Stellen Sie sich nun vor, daß die Apostel, die Missionare Judäa's, anstatt also zu verfahren, es versucht hätten die Welt durch List zu gewinnen, ihr vom Evangelium nur den dem Heidenthum verwandten Geist zu zeigen; daß sie den wollüstigen Griechen und Römern den Kreuzhügel und das Grab verborgen; daß sie, anstatt das Wort in seiner ursprünglichen Reinheit zu lassen, ihnen nur das gezeigt hätten, was der Erde gefallen sollte; mit einem Worte, stellen Sie sich vor, daß die Apostel in ihren Missionen dieselbe Politik beobachtet hätten, wie die Missionare der Gesellschaft Jesu! sie hätten dann gewiß auch bei der römischen Welt denselben Ausgang gehabt, den die Jesuiten bei der orientalischen gefunden: sie wären nemlich nach dem listig errungenen Erfolge eines Augenblicks, bald wieder aus der Gesellschaft, der sie Fallstricke legen wollten, herausgeworfen und ausgerottet worden. Die schlau umlagerten Fürsten hätten vielleicht einen Augenblick günsti-

ges Ohr geliehen; allein gewiß hätten die Seelen so vieler Patrizier, so vieler römischer Matronen, ihre Wurzeln nicht so tief in das Evangelium geschlagen, daß sie allen Stürmen trotz boten. Einige Schöngeister wären durch die Verheißung einer Glückseligkeit angezogen worden, wenn sie in ihrem Geleite den Schmerz nicht gehabt hätte, durch den sie errungen; allein die zurückgestoßenen Sclaven wären nicht herbeigelaufen auf die Stimme des Gottes in der Knechtsgestalt. Politik wäre gegen Politik gestanden, und diejenige Tiber's und Domitian's wäre ohne Zweifel so mächtig gewesen, als diejenige, die man ihr entgegengesetzt hätte. Wenn man die Ränke der Welt mit dem Evangelium vermischt hätte, so hätten sie, ohne die Welt zu betrügen, das Evangelium in seiner Quelle versiegen machen; wenn man Christus verunstaltet hätte, so wäre das Resultat einer solchen großen Kriegslist dieß gewesen, daß man die mißbrauchte und getäuschte Erde für lange Zeit um denselben betrogen hätte.

Dieß ist, Zug für Zug, die Geschichte der Gesellschaft Jesu in den berühmten Missionen des Orients. Wir sind in dieser Zeit zu sehr an die Meinung gewöhnt worden, daß die List Alles vermag, im Erfolg der Geschäfte. Sehn Sie wohin sie am Ende führt, sobald man sie an den großen Maaßstab der Menschheit legt. Verfolgen Sie jene großen Unternehmungen auf den Küsten von Malabar, in China und besonders in Japan. Lesen und erforschen Sie jene Begebenheit in den Schriftstellern des Ordens selbst, und vergleichen Sie den Plan mit dessen Gelingen! Die Geschichte dieser Missionen ist, an und für sich, sehr einförmig:

zuerſt ein leichter Erfolg; das Oberhaupt des Landes, der Kaiſer, wird gewonnen, verführt, umgeben; ein Theil der Bevölkerung ſelbſt folgt dem Oberhaupte in ſeiner Bekehrung; ſodann in einem gewiſſen Augenblicke bemerkt das Oberhaupt einen Betrug, oder glaubt wenigſtens einen ſolchen zu bemerken; es entſteht nun eine um ſo heftigere Reaction, da man zuerſt ein ſo vollkommenes Zutrauen geſchenkt hatte; die Bevölkerung löst ſich mit ihrem Oberhaupte ab; Verfolgung entwurzelt vollends die Seelen, die wirklich gewonnen worden waren; die Miſſion wird faſt ſpurlos vertrieben, das Evangelium iſt der Schmach dahingegeben, und ſcheitert auf einem verfluchten Strande, der nun für immer öde bleibt; dieß iſt die Frucht von allen dieſen Geſchichten.

Wer könnte ſie aber ohne Bewunderung leſen! Welche Geſchicklichkeit! welcher Geiſt im Auffinden von Hülfsquellen! welche Wiſſenſchaft, die geringſten Einzelnheiten zu benützen! welch großer Muth! und wie wenig kennt man mich, wenn man glaubt, daß ich für ſolche Dinge kein Herz habe! Wie viel Heldenmuth bei dem Einzelnen! wie viel Gehorſam bei den Untergebenen! wie viel künſtliche Berechnung bei den Obern! Man kann die Geduld, die Inbrunſt und die Kühnheit nicht wohl weiter treiben.

Was aber doch noch überraſchender, als dieſes Alles, iſt, daß ſo viele Arbeit, ſo viele vereinigte Hingebung am Ende nichts hervorgebracht haben. Wie konnte dieß geſchehn? weil die einzelnen Mitglieder ergeben waren, aber die Grundſätze des Ganzen ſchlecht. Sah man je etwas Aehnliches? und verdient dieſe Geſellſchaft in der That nicht mehr

Mitleid als Zorn? Wer hat mehr gearbeitet, und wer hat weniger geärntet? sie hat auf Sand geſäet; weil ſie das Evangelium mit Liſt vermengt, hat ſie die ſeltſamſte Strafe der Welt erlitten; dieſe Strafe beſteht darin, immer zu arbeiten und niemals zu ärnten. Was ſie mit einer Hand im Namen des Evangeliums aufrichtet, zerſtört ſie mit der andern im Namen der Politik. Sie allein hat das ſchreckliche Geſetz erhalten: daß ſie Märtyrer hervorbringt, und daß das Blut dieſer Märtyrer nichts als Diſteln erzeugt.

Wo ſind jetzt ihre Anſtalten, ihre Kolonien, ihre geiſtigen Eroberungen in dieſem ungeheuern Oriente? Was bleibt von ihr in jenen mächtigen Inſeln übrig, in welchen ſie eine kleine Zeitlang geherrſcht? wer erinnert ſich noch ihrer? Trotz der Tugenden ſo vieler Mitglieder, trotz des muthig vergoſſenen Blutes, hat der Hauch der Liſt darüber geweht: er hat Alles zerſtreut. Das Evangelium, das von einem ihm entgegengeſetzten Geiſte getragen worden, wollte nicht wachſen noch blühen. Es zog vor, eher ſelbſt zu verwelken, als feindliche Lehren zu beſtätigen. Dieß brachte die Hinterliſt hervor, die man ins Werk ſetzte, um die Welt zu umhüllen.

Aber, höre ich ſagen, ſie haben doch Großes vollbracht im Orient. — Ja, dieß iſt gewiß. Aber was denn? — Sie haben England den Weg gebahnt. — Da erwartete ich ſie eben, denn da iſt die Strafe auf ihren höchſten Gipfel geſtiegen! Hören Sie es wohl! die Miſſionare der Geſellſchaft Jeſu, die Boten, die Vertheidiger, die Helden des Katholicismus, bereiten dem Proteſtantismus den Weg! Die Stell-

vertreter des Pabſthums, machen Calvin und Luther am andern Ende der Welt eine Bahn! Iſt dieß nicht ein Fluch der Vorſehung? Wenigſtens iſt es ein Uebermaß von Elend, das ihren größten Feinden Mitleiden einflößen muß. (Beifall.)

Die Strafe wurde ihnen aber nicht allein im öſtlichen Aſien zu Theil; überall ſehe ich dieſe ſchlauen Fallſtrickleger in der eigenen Falle verſtrickt. Man hat ausgeſprochen, daß ihre mächtigſten Gegner, wie Voltaire, Diderot, aus ihren Schulen hervorgegangen ſind; dieß iſt auch dann noch wahr, wenn Sie es, nicht nur auf Einzelne, ſondern auf ganze Landſtriche und Welttheile anwenden. Folgen Sie den Jeſuiten in die großen Einöden der Louiſiana und des nördlichen Amerika's; dort iſt eines ihrer ſchönſten Siegesfelder.

Dort treten ebenfalls, auf einen Befehl des Oberhauptes abgeſandt, andere Franz Xavere, einzeln und ſchweigend, inmitten unbekannter Seen und Wälder zuſammen. Sie ſchiffen ſich auf dem Kahne eines Wilden ein, und folgen mit ihm dem Laufe der geheimnißvollen Flüſſe; auch hier ſäen ſie das Evangelium aus, und abermals brauſt ein Zorneſturm daher und zerſtreut die Saat, bevor ſie nur keimen konnte. Der Geiſt der Geſellſchaft ſchreitet im Geheimen hinter jedem von dieſem Miſſionarien her, und macht den Boden, ſo wie ſie ihn nach und nach anbauen, unfruchtbar. Nach einem Augenblicke von Hoffnung verſchwindet Alles, und man weiß nicht, von welcher Kraft es dahingerafft worden! Die glücklichſte Epoche dieſer wilden Chriſtenheit iſt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts; ſchon

1722 ſucht der Pater Charlevoix die Spuren dieſer Miſſionen der Geſellſchaft Jeſu auf. Er findet kaum noch einige derſelben, und ſo fand es ſich abermals, daß dieſe Vertheidiger des Katholicismus nur für ihre Feinde gearbeitet hatten; und dieſe vermeintlichen Apoſtel des Pabſtthums haben wieder dem Proteſtantismus, der ſie umringt, ohne es zu vermuthen, den Weg gebahnt. Indem ſie aus dieſen tiefen Wäldern hervortraten, in welchen ſie in Kriegsliſt mit den Indianern um die Wette gekämpft hatten, glaubten ſie für Rom gebaut zu haben, und ſiehe, ſie hatten für die vereinigten Staaten gebaut; noch einmal, in der großen Politik der Vorſehung hat ſich die Liſt gegen die Liſt gewandt.

Und doch war hier der Geſellſchaft Jeſu geſtattet geweſen, das Ideal ihrer Lehren einmal an einem Volke zu verwirklichen; während einer Zeitdauer von hundert fünfzig Jahren iſt es ihr gelungen, ihr Prinzip vollſtändig auf die Einrichtung der Republik des Paraguay's überzutragen; nach dieſer politiſchen Anwendung können Sie ſie in dem beurtheilen, was ſie je am Größten hatte. In Europa, in Aſien iſt ſie immer, mehr oder weniger, durch die beſtehenden Gewalten beeinträchtigt worden; nun aber wird ihr, mitten in den Einöden des ſüdlichen Amerika's, ein weitläufiger Landſtrich überlaſſen, mit der Macht, den Genius ihrer Civiliſation auf ganz neue Völkerſchaften, auf die Indianer der Pampas, anzuwenden. Es findet ſich, daß dieſe Methode, welche die Völker in ihrer Reife erlöſchen machte, dieſen Völkern in der Kindheit für eine kurze Zeit trefflich anſtand; mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Umſicht

verſteht ſie es, dieſe Völker anzuziehen, einzupferchen, wieder zu vereinzelnen, ſie in einem ewigen Noviziate zu erhalten. Es war eine Republik von Kindern, in welcher ſich die hohe Kunſt befand, denſelben Alles zu gewähren, nur das nicht, was den Menſchen im Neugebornen entwickeln könnte.

Jeder dieſer ſonderbaren Bürger der Republik der Guaranis, muß das Haupt verhüllen, wenn er einem der Väter begegnet, und ihm den Saum des Rockes küſſen; indem ſie die Erinnerungen aus den Schulen jener Zeit auf die Geſetzgebung eines Volkes anwandten, ließen ſie Männer, Weiber und ſelbſt obrigkeitliche Perſonen, für geringe Fehler, auf dem öffentlichen Platze geißeln. Von Zeit zu Zeit rafft ſich das Leben in dieſen alſo gebundenen Völkerſchaften zuſammen und bricht aus; da erhebt ſich ein Gebrülle wilder Thiere, es entſtehn Aufläufe, Empörungen, welche die Miſſionen für einige Zeit vertreiben und zerſtreuen; hierauf kehrt wieder Alles zu ſeinen alten Verhältniſſen zurück, wie wenn nichts vorgefallen wäre; die Menge zu ihrer knabenhaften Abhängigkeit, die Lehrer in ihre Gewalt des göttlichen Rechts. Das Brevier in einer Hand, die Zuchtruthe in der andern, leiten einige wenige Menſchen dieſe letzten Ueberreſte des Reichs der Inkas, und halten ſie zuſammen wie eine Heerde. Dieß iſt an und für ſich ſchon ein großes Schauſpiel; man nehme aber dazu noch: die unendliche Kunſt, ſich von der übrigen Welt abzutrennen; die unaufhörlichen Revolutionen, die, ich weiß nicht welchen, Argwohn erregen, deſſen ſich niemand erwehren kann, weder der König von Spanien, noch die regelmäßige Geiſt-

lichkeit, noch der Pabſt. Dieſe Erziehung eines Volks geſchieht im tiefſten Geheimniſſe, wie wenn es ſich um eine finſtere Verſchwörung handelt. Wenn die Miſſionsväter von Zeit zu Zeit im Gedränge ſind, ſieht man ſie, nach den Ausdrücken Eines derſelben, mit ihren Neophyten auf die Jagd der Indianer ſtürzen, wie auf die Tigerjagd, ſie in einen beſondern Zwinger ſperren, ſie nach und nach beſänftigen, zähmen und in die Kirche einpferchen.

An dieſe Staatseinrichtung knüpft ſich der Triumph der Geſellſchaft Jeſu; denn in derſelben konnte ſie ihre Seele und ihren Charakter vollſtändig ausdrücken. Aber iſt es gewiß, daß dieſe geheimnißvolle Koloniſation, der Keim eines mächtigen Reiches ſei? Anderswo, überall, hört man doch wenigſtens das Kindergeſchrei der Völker, die in der Wiege lagen; hier fürchte ich gar ſehr, ich muß es geſtehn, daß eine ſo tiefe Stille, an demſelben Orte und ſeit drei Jahrhunderten ſchon, ein ſchlechtes Vorzeichen ſei, und daß eine Leitung, welche eine jungfräuliche Natur ſo ſchnell entnerven konnte, nicht eine ſolche ſei, aus welcher ſich die Guatimozin und die Montezuma entwickeln. Die Geſellſchaft Jeſu iſt gefallen; aber ihr Volk im Paraguay überlebt ſie, aber immer ſtummer und geheimnißvoller. Seine Gränzen ſind unüberſteigbarer geworden. Das Stillſchweigen hat ſich verdoppelt, aber auch der Deſpotismus; die Utopie der Geſellſchaft Jeſu iſt verwirklicht: ein Staat ohne Bewegung, ohne Geräuſch, ohne Pulsſchlag, ohne anſcheinliches Athmen. Gott verhüte, daß er ſich in ſo viele Geheimniſſe verhülle, um einen Leichnam zu verbergen.

Um also das Ganze kurz zusammenzufassen, finde ich: einen machiavellischen Heroismus, der sich in seinen eigenen Netzen verstrickt, oder der nur Todtenstille hinterläßt, als Endergebniß so vieler Kriegslist, die darauf auszielen sollte das Wort des Lebens zu bringen; vereinzelte, jedoch immer ungewisse Siege über Stämme, die durch Wüsten getrennt sind, über Familien und Einzelne; eine gänzliche Ohnmacht, sobald man mit gebildeten Völkern, mit bestehenden Religionen, wie mit dem Islamismus, dem Brahmanismus, dem Buddaismus, in Kampf tritt.

Wenn man jedoch gerecht sein will, so muß man nicht allein die Politik der Gesellschaft Jesu anklagen, sondern ein noch viel tieferes Uebel. Was bieten wir der Erde an, um die Erde zum Evangelium zu bekehren? Ein zersplittertes Christenthum. In den Missionen hat die Feindschaft der Orden das Uebel angefangen; und die Feindschaft der Religionsparteien hat es vollendet.

Ueberall sah man, wie an den äußersten Erdpunkten der Welt, sich der Katholicismus und der Protestantismus gegenseitig lähmten. Was sollen der Islamismus, der Brahmanismus, der Buddaismus thun, wenn sie durch diese entgegengesetzten Einflüsse in Anspruch genommen werden? was anders, als geduldig warten, bis wir selbst unter uns einig geworden seien. Der erste Schritt, den wir also thun müssen, ist wohl nicht die Zwistigkeiten ewig fortzusetzen; sondern die lebendige Einheit der christlichen Welt zu offenbaren; denn wir sind nicht die Einzigen, die in Erwartung des Tages verharren, der alle Völker in das Volk Gottes vereinigen soll.

Unter so vielen Religionen, welche sich in die Erde theilen, gibt es auch keine einzige, welche nicht darnach strebt, alle übrigen, durch irgend eine Fügung der Vorsehung, auszulöschen. Und dennoch wenn man sie ansieht, so unternehmen sie nichts Ernstliches mehr gegeneinander; außer daß sie einander noch zuweilen listigerweise einzelne Mitglieder wegraffen. Sonst haben sie keinen anerkannten Plan, sich gegenseitig am hellen Tage zu messen. Ich weiß nicht was ihnen sagt, daß sie einander nicht besiegen können. Nehmen Sie an, daß noch Jahrhunderte vorübergehn, sie werden Sie auch dann noch immer am nämlichen Orte finden, nur noch unbeweglicher. Was man auch unternehme, so wird, nach ihrem jetzigen Bestande, weder der Katholicismus den Protestantismus, noch der Protestantismus den Katholicismus ausrotten.

Muß man aber darum auf die verheißene Einheit, Verbrüderung und gegenseitige Sinneseinigkeit Verzicht leisten? Dieß hieße ja auf das Christenthum Verzicht leisten. Oder gleichgültig neben einander leben, wie in zwei Grüften, ohne irgend einige Hoffnung sich das Herz zu berühren? Dieß wäre die schlimmste Todesart. Wieder blinde und blutige Kämpfe beginnen? Dieß wäre gottlos und unmöglich. Anstatt sich also mit so vielem fruchtlosen Haß herumzutreiben, glaube ich, wäre es besser ernstlich an sich selbst zu arbeiten das empfangene Erbe, die erhaltene Ueberlieferung auszubilden. Denn inmitten dieser tiefen Unbeweglichkeit der Religionsparteien, die sich einander feindlich gegenüber stehn, wird die Zukunft nicht derjenigen angehören, welche ihre Nebenbuhle-

rinnen am meiſten anfeindet, ſondern derjenigen, welche es wagen wird einen Schritt vorwärts zu thun. Alle übrigen würden alsdann dieſer Lebensoffenbarung nachfolgen. Dieſer erſte Schritt allein würde die Pforten der Reiche öffnen, die den Miſſionaren des Buchſtabens noch immer verſchloſſen ſind. So viele Völker, die jetzt unentſchieden ſind, von denen man nichts mehr hofft, würden, wenn ſie fühlten, daß der Impuls des Geiſtes wieder in die Welt dringt, ſich erheben und ihren Reiſezug zu Gott vollenden; und da alsdann der innere Krieg im Chriſtenthum aufhörte, ſo könnte das Werk der Miſſionen eines Tags ſein Endziel erreichen.

Fünfte Vorlesung.

Politische Theorien; Ultramontanismus.

7. Juni 1843.

Ein Mitglied der hohen Geistlichkeit, [1]) ein Mann, dessen Offenherzigkeit ich ehre, ein Bischof von Frankreich, welcher von den Rechten seiner Stellung und seines Gewissens Gebrauch machte, beschließt einen veröffentlichten Brief, wovon ein Theil gegen meine Belehrungen gerichtet ist, mit folgenden Worten, die sich auf mich beziehen: „Weil er weder getadelt noch censirt, noch verläugnet worden ist, so ist es offenbar, daß er seinen Auftrag erhalten hat." Diese Worte, welche von einem so hohen Ansehn umgeben sind, nöthigen mich etwas zu sagen, das unsern Gegnern Freude machen wird, nemlich, daß ich meinen Auftrag nur von mir selbst erhalten habe; ich habe nur die Würde, die Rechte des Gedankens zu Rath gezogen; um diese Bahn zu verfolgen, welche ich für diejenige der Wahrheit halte, habe ich nicht gewartet, um zu wissen, ob ich gebilligt oder getadelt würde. Wenn es also ein Irrthum ist, unter der Verwaltung der Revolution, das Recht der freien Untersuchung zu behaupten; wenn es ein Irrthum ist, im Geiste des Christenthums die Einheit statt der Zwietracht

[1]) Der Herr Bischof von Chartres.

anzurufen, die Wirklichkeit statt des Scheins, das Leben statt des Buchstabens: so ist es gerecht, daß dieser Fehler auf mich falle; um so mehr, daß ich wohl fühle, daß ich jeden Tag mehr Wurzel darin fasse, und ich schon über das Alter hinaus bin, wo man ohne Wissen, dem Antrieb und dem Auftrag Anderer folgt. Durch welche Vergünstigung wäre ich auserwählt worden im Namen der Universität zu sprechen, ich, der ich dieser Körperschaft gar nicht angehöre.[1]) Nein, meine Herrn, der Fehler gehört mir ganz allein an, und wenn Strafe kommen soll, so muß sie auch mir allein zu Theil werden. (Beifall.)

Der Charakter, den wir gleich anfangs, in der Lehre der Gesellschaft Jesu, erörtert haben, zeichnet sich auf eine außerordentlich bestimmte Art, in ihrer Oekonomie und ihrer Verwaltung. Der ganze Geist der Gesellschaft ist im Grundsatze ihres Haushalts enthalten, den ich enthüllen will. Die Gesellschaft Jesu hat, durch ein Wunder der Schlauheit, die Armuth und den Reichthum mit einander zu verbinden wissen. Durch die Armuth geht sie der Frömmigkeit entgegen; durch den Reichthum, der Macht. Allein wie sollen wir diese beiden Dinge im Rechte vereinigen? Also.

Nach ihrer, dem Konzilium von Trident unterworfenen Regel, besteht sie aus zwei Arten von Anstalten, verschiedener Natur: aus Profeßhäusern, die

---

[1]) „Es ist oben schon bemerkt worden, daß das Collége de France, an welchem auch Edgar Quinet Vorlesungen hält, von der Universität unabhängig sei."
Anm. d. Uebers.

kein Eigenthum haben können (dieß ist der Hauptheil), und aus Kollegien, die erwerben, erben, besitzen können (dieß ist der Nebentheil); dieß heißt nun so viel, daß die Gesellschaft also zusammengesetzt ist, daß sie zu gleicher Zeit abschlagen und annehmen kann, nach dem Evangelium leben und nach der Welt leben. Wir wollen bestimmter sein. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts finde ich, daß sie 21 Profeßhäuser und 293 Kollegien hatte, das heißt, 21 Hände um abzuschlagen und 293 um anzunehmen und zu ergreifen. Dieß ist in zwei Worten das Geheimniß ihres innern Haushalts. Von hier aus wollen wir zu ihren Verbindungen mit der äußern und politischen Welt übergehn.

Die Gesellschaft Jesu, inmitten ihrer fremden Missionen, ist endlich in ihren eigenen Netzen gefangen worden; heute, will ich nachsuchen, ob ihr nicht auch etwas Aehnliches in Europa widerfahren ist; ob die Politik des sechzehnten Jahrhunderts in ihren Armen nicht eine zweischneidige Waffe geworden ist, die sich endlich gegen sie selbst kehrte.

Welches ist der Charakter einer wirklich lebendigen Religion, in ihren Verhältnissen mit der Politik? Es ist: ihre Kraft den Staaten mitzutheilen, deren Grundlage sie wird; es ist: einen mächtigen Hauch zu den Völkern dringen zu lassen, die sich nach ihrem Grundsatze richten; sich ihrer anzunehmen, ihnen Hülfe zu leisten, damit sie unter ihrem Schatten wachsen können. Was würden Sie sagen, wenn Sie, anstatt dieses allverbreiteten Lebens, irgendwo eine religiöse Gesellschaft fänden, die, welcher politischen Form sie auch zugesellt wäre, einer Monarchie, einer

Ariſtokratie, einer Demokratie, ſich insgeheim als die Feindin dieſer Verfaſſung erklären würde? Was würden Sie von einer Geſellſchaft ſagen, in welches Bereich ſie auch geworfen wäre, die eine ganz beſondere Fertigkeit hätte, unter den künſtlichen Formen der Geſetze und der geſchriebenen Inſtitutionen, das wahre Prinzip des politiſchen Lebens zu entdecken und die ſich ſogleich dahinter machte, dieſes Prinzip in ſeiner Grundlage zu zerſtören?

So lange die Religionen des Alterthums beſtanden, dienten ſie gewiſſen politiſchen Formen zum Grunde: der Pantheismus den orientaliſchen Kaſten, der Polytheismus den griechiſchen und römiſchen Republiken. Mit dem Chriſtenthum ſieht man etwas Neues: einen Kultus, der, ohne ſich ausſchließend in einer politiſchen Form zu gefallen, ſich mit allen Formen der bekannten Geſellſchaften verbindet. Da es das Leben ſelbſt iſt, ſo theilt es auch das Leben Allem mit, das ſich mit ihm vereinigt: der Feudalmonarchie der Barbaren; den bürgerlichen Republiken von Toskana; den Senatorial-Republiken von Venedig und Genua; den ſpaniſchen Kortes; der reinen, abſoluten, begränzten Monarchie; dem Stamme; dem (ſchottiſchen) Clan; in einem Worte, allen Gruppen der menſchlichen Familie; und dieſe religiöſe Seele, die überall hin vertheilt iſt, die in alle Formen dringt, um ſie zu nähren und zu entwickeln, macht die Organiſation der chriſtlichen Welt aus.

Mitten in dieſer Arbeit ſehe ich etwas Seltſames, das mir plötzlich über die Natur des Ordens Jeſu Aufklärung gibt. Iſt er in einer Monarchie, ſo um-

tergräbt er sie im Namen der Demokratie[1]); und umgekehrt, untergräbt er die Demokratie im Namen der Monarchie; wie er auch in seinen Anfängen sein mag, so ist er (gewiß eine außerordentliche Erscheinung) am Ende dem französischen Königthume unter Heinrich III. entgegen; der englischen Aristokratie unter Jakob II.; der venetianischen Oligarchie; der holländischen Freiheit; der spanischen, russischen, neapolitanischen Autokratie. Dieß macht, daß er neununddreißig Mal von Regierungen vertrieben werden konnte, die hinsichtlich ihrer Formen nicht allein verschieden, sondern einander sogar entgegengesetzt sind. Es kömmt ein Augenblick, wo diese Regierungen fühlen, daß dieser Orden auf dem Punkt ist, das Prinzip des Daseins selbst bei ihnen zu ersticken; denn, welches Ursprungs sie auch sein mögen, stoßen sie ihn zurück, nachdem sie ihn herbeigerufen hatten. Wir werden sogleich sehen, zu Gunsten welcher Idee die Gesellschaft Jesu auf die Länge den Tod jeder positiven Verfassungsform, jeder Staatsform und jeder politischen Organisation hervorruft.

Wenn wir den Geist der ersten Publizisten des Ordens untersuchen, so bemerken wir zuerst, daß sie dem Augenblicke beiwohnen, wo sich die großen Monarchien Europa's vollständig bildeten. Die nächste Zukunft Spaniens, Frankreichs, Englands, im sechzehnten Jahrhundert gehört dem Königthum an; es vertritt in diesem Augenblicke das Leben der Völker und der Staaten. Nach der Macht des Königthums wird der Puls und Lebensschlag der neuen Völker,

1) Bellarmin. De potest. Summ. Pontif. Kap. V, S. 77.

beim Austritt aus dem Mittelalter, bestimmt. In Ermangelung anderer Institutionen stellt das Königthum am Ende der Wiederherstellungs-Epoche, das Werk der vergangenen Zeiten, die Einheit, die Nationalität, das Land dar; und auch gegen diese Macht erklären sich im Anfange die Publizisten der Gesellschaft Jesu; sie erniedrigen sie, sie wollen sie verstümmeln, wenn sie das Prinzip des Eröffnungsrechts (initiative) enthält und die Fahne vorträgt.

Aber in wessen Namen versuchen es die Bellarmine und Mariana diese königliche Macht zu stürzen? Wer würde es glauben? — Im Namen der Volkssouverainität. „Die Monarchien," sagt diese Schule, „sind von Daniel im Traume gesehn worden, weil „sie nichts als Gespenster sind, und nichts Wirkliches „haben, als einen eiteln äußerlichen Pomp." Da sie nicht wissen, welche Idee sie loslassen, und da sie glauben sich nur gegen ein Trugbild zu waffnen, so rufen sie die Volkssouverainität auf, um die öffentliche Macht, welche sie von der Herrschaft ferne hält, zu erniedrigen und zurückzudrängen. Es ist wahr, daß, nachdem diese großen Demokraten von 1600, die gütige Genehmigung des Volks, beneplacita multitudinis, der Monarchie zur Grundlage gegeben haben, sie nun keine Schwierigkeit machen, die Gewalt des allgemeinen Stimmrechts in Nichts aufzulösen; so daß, indem sie das Königthum durch das Volk und das Volk durch die kirchliche Macht umstoßen, nichts mehr übrig bleibt, als daß man sich am Ende ihrem eigenen Prinzipe ganz hingebe.

Da nun alle Rollen gewechselt waren und die Schriftsteller des Ordens sich zu frühe der Souverai-

nität bemächtigt hatten, um die Souverainität abzuschaffen, wissen Sie welche Zuflucht denjenigen übrigblieb, welche das bürgerliche und politische Gesetz gegen die Theokratie vertheidigen wollten? Die Schule der Gesellschaft Jesu drohte die Freiheit durch die Freiheit zu tödten, bevor sie nur zur Welt gekommen war. Sarpi[1]) und die Unabhängigen wurden genöthigt vorzugeben, daß die politische Macht, daß die königliche Macht auf göttlichem Rechte beruhe, daß also der Staat eben so gut sein Daseins-Recht habe, wie das Pabstthum; daß es nicht von diesem angegriffen werden könne, weil es, wie dieses, eine unantastbare Grundlage habe. Das heißt nun, daß, durch eine Umwälzung aller Wahrheit und durch eine Kriegslist, welche die Idee des bürgerlichen und politischen Daseins, an ihrer Quelle zu vermischen drohte: die Geistlichen immer nur von der Volkssouverainität sprachen, um dieselbe zu zerstören, und dagegen die Politiker gezwungen wurden, nur vom göttlichen Rechte zu sprechen, um dieselbe zu retten.

Nachdem die Frage also aufgestellt worden war, blieb um sie zu durchschneiden nur noch ein kühner Schritt gegen die Seite der theokratischen Partei zu machen übrig; er bestand darin, die Dinge bis zur einge-

---

[1]) „Fra Paolo Sarpi, geb. zu Venedig 1552, gest. zu Rom 1623, war der Rath und theologische Beistand der Venetianer in ihren Staatsstreitigkeiten mit Pabst Paul V, er nahm sich ihrer Sache so warm an, daß ihn der Pabst in den Bann that. Er schrieb viele Traktate in dem im Texte angegebenen Geist; sein berühmtestes Werk ist jedoch seine „Geschichte des Konziliums von Trident." Anm. d. Uebers.

ſtandenen Lehre des Königsmordes hinauszutreiben; man wich nicht vor dieſer Nothwendigkeit zurück. Es fehlte zwar, mitten im Schwindel der Ligue, nicht an Predigern aus den verſchiedenen Orden, welche dieſer Lehre entgegen kamen. Was aber niemand läugnet, iſt daß es den Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu zufällt, ſie auf Gelehrſamkeit gegründet, und als Theorie erhoben zu haben. Man kennt ihren volksthümlichen Spruch aus jener Zeit: Man braucht nur einen Stein, um einen König matt zu machen.

Von 1590 bis 1620 ſtellen die angeſehenſten Doktoren des Ordens, die ſich ferne vom Kampfgewühl, friedlich in ihre Klöſter zurückgezogen hatten, wie: Emmanuel Sa, Alfons Salmeron, Gregor von Valenzia, Anton Santarem,[1]) das Recht des politiſchen Mordes ausdrücklich auf. Folgendes iſt in zwei Worten die ganze Theorie, die in dieſem Zwiſchenraume ſehr einförmig iſt. Entweder beſitzt der Tyrann den

[1]) „Emmanuel Sa, portugieſiſcher Jeſuit, geſt. 1596; ſeine gefährlichen Grundſätze ſind namentlich in dem Buche: Aphorismi Confessariorum, enthalten.

„Alfons Salmeron, aus Toledo, geſt. 1585, einer der zehn erſten Schüler Loyola's, der im Konzilium von Trident mit Heftigkeit gegen die Proteſtanten auftrat.

„Gregor von Valenzia, ein jüngerer Zeitgenoſſe, der ebenfalls lebhaften Antheil an den Streitigkeiten gegen die politiſche Macht nahm.

„Anton Santarem, auch Sanctarellus, geb. zu Adria 1569, geſt. zu Rom gegen 1649, der berüchtigte Verfaſſer des Tractatus de hæresi u. ſ. w., der 1626 von der Sorbonne verurtheilt und auf Befehl des Parlaments durch die Hand des Henkers verbrannt wurde.

Anm. d. Ueberſ.

Staat einem gesetzlichen Rechte gemäß, oder er hat ihn gewaltsam an sich gerissen. Im ersten Falle kann er dessen durch ein öffentliches Urtheil beraubt werden, dann wird Jeder, nach Gutdünken, der Vollzieher dieses Urtheils. Oder der Tyrann ist widergesetzlich da, dann kann Jeder im Volke ihn tödten. Unusquisque de populo potest occidere, sagt Emmanuel Sa, 1590; es ist jedem Menschen erlaubt, einen Tyrannen zu tödten, der seinem Wesen nach ein solcher ist, sagt ein deutscher Jesuit, Adam Tanner,[1]) tyrannus quoad substantiam; es ist selbst ruhmvoll ihn zu tödten, exterminare est gloriosum, schließt ein nicht weniger ernsthafter Schriftsteller; Alfons Salmeron gibt dem Pabste das Recht, mit einem einzigen Worte zu tödten, wenn nur er nicht selbst die Hand dazu aufhebt, potest verbo corporalem vitam auferre; denn indem er das Recht erhielt die Schafe zu weiden, hat er nicht zu gleicher Zeit auch das Recht erhalten, die Wölfe zu tödten, potestatem lupos interficiendi? Nach der Theorie von Bellarmin,[2]) dem weisesten, gelehrtesten und, wenigstens in den Formen, gemäßigtsten, geziemt es weder den Mönchen noch den Geistlichen zu tödten, caedes facere, noch die Könige durch Hinterlist umzubringen; der Gebrauch[3]) ist, sie väterlich zu verweisen, paterne corrigere, sie

---

[1]) „A. Tanner, aus Inspruck, 1601 gestorben, nahm an dem Streitgespräch zu Regensburg Theil.“ Anm. d. Uebers.

[2]) „Robert Bellarmin, geb. zu Montepulcians 1542, gest. zu Rom 1621, besonders durch seine Controvers-Reden und Schriften berühmt.“ Anm. d. Uebers.

[3]) Ipsorum mos est.

dann zu exkommunizirer, hierauf der königlichen Gewalt zu berauben, wornach dann die Hinrichtung Andern überlassen werden muß. Executio ad alios pertinet.

Es gibt besonders ein berühmtes Werk, in welchem diese Theorien mit einer Kühnheit zusammengefaßt sind, über die man nicht genug erstaunen kann, wenn man bedenkt, welchen Lesern es bestimmt war. Ich will von dem „Buche vom König“[1]) vom Jesuiten Mariana reden. Dieses Werk wurde unter den Augen Philipps II. für die Erziehung seines Sohnes geschrieben. Ueberall anderswo schreitet der Jesuitismus auf verdrehten Wegen; hier erhebt er sich mit dem Stolze des spanischen Hidalgos.[2]) Wie sehr fühlt er es, daß das Königthum Spaniens in die Bande der Theokratie verstrickt ist! Allein, wenn er im Namen des päbstlichen Roms spricht, so ist es ihm erlaubt Alles zu sagen. Daher kömmt jene seltsame Freimüthigkeit die bürgerliche Auktorität mit Füßen zu treten, wenn sie nur ein wenig aus einer künftighin anerkannten und bewilligten Abhängigkeit erheben will.

Ohngeachtet des Unterschieds im Geiste, könnte man den König Mariana's mit dem Prinzen Ma-

---

1) „De rege et regis institutione, dieses berüchtigte Buch wurde von der Sorbonne getadelt und von dem Pariser Parlamente verurtheilt, durch die Hand des Henkers verbrannt zu werden. Mariana spricht darin seine Bewunderung für Jaques Clement, den Mörder Heinrichs III, aus.“ Anm. d. Ueberf.

2) „Hidalgo, ein spanischer Edelmann, von altem, reinchristlichem Geschlechte.“ Anm. d. Ueberf.

chiavelli's vergleichen. Machiavelli bedient ſich aller Laſter, wenn ſie nur ſtark ſind; er will ſie auf die politiſche Unabhängigkeit des Staates zurückwenden; Mariana willigt in alle Tugenden, wenn ſie nur auf das Zurücktreten des Staats vor dem Befehle der Geiſtlichkeit abzielen. Würden Sie's aber nun glauben, daß er im Namen dieſer nemlichen Tugenden bis dahin geht, die Strafloſigkeit für alle Verbrechen zu begehren, welche die Geiſtlichen begehen könnten? und dieß iſt nicht bloß ein Rath, ſondern wohl ein Befehl. „Niemand aus dem Klerus ſoll verurtheilt werden, ſelbſt wenn er es verdiente verurtheilt zu werden.“[1]) Es iſt beſſer, daß die Verbrechen ungeſtraft bleiben, præstat scelera impunita relinqui; nachdem er dieſe Strafloſigkeit aufgeſtellt, ſchließt er damit, zu verlangen, daß die Oberhäupter des Klerus nicht allein das Haupt der Kirche ſeien, ſondern noch dasjenige des Staats und daß die bürgerlichen Geſchäfte ihnen ebenſowohl, als die religiöſen, überlaſſen werden müſſen. Ich geſtehe es, ich erkenne in dieſem Jeſuitismus Mariana's den kaſtilianiſchen Stolz gerne an. Si non, non, wer hätte es erwartet, daß die Formel der Freimüthigkeit aus den alten Fueros in die Diplomatie Loyola's übergehen würde?

Jedoch, welche Art von Sicherheit wird der theokratiſche Geiſt nach dieſen harten Bedingungen, die er dieſem ideellen Königthume auflegt, demſelben gewähren? Die Sicherheit des Dolchs. Nachdem Mariana das Königthum, durch die theokratiſche Macht

[1]) Neminem ex sacrato ordine supplicio quamvis merito subjiciat. De rege, lib. I, cap. X, p. 88.

gebunden hat, um ſeiner deſto ſicherer zu ſein, hängt er die Drohung des Mordes an ſeiner Stirne aus, und gründet alſo, am Fuße des Pabſtthums, eine abſolute Monarchie, die durch das Recht des Dolches gemildert wird. Sehen Sie, wie er mitten in der Theorie abſticht, um das noch blutige Meſſer Jaques Clement's, vor den Augen ſeines königlichen Zöglings blitzen zu laſſen. „Letzthin," ſagt er, „iſt in „Frankreich eine ausgezeichnete und herrliche That „zur Belehrung der gottloſen Fürſten vollbracht wor„den.[1]) Clement hat ſich einen unendlich großen Na„men, ingens sibi nomen fecit, dadurch gemacht, daß „er den König tödtete. Er iſt umgekommen, Clement, „die ewige Ehre Frankreich (æterum Galliæ decus), „nach der Meinung der Meiſten.... als ein Jüngling „von einfachem Geiſte und zartem Körper .... allein „eine höhere Kraft ſtärkte ſeinen Arm und ſeinen „Geiſt."[2])

Nachdem dieſes Beiſpiel nun alſo geheiligt worden war, begründet er, ſeinerſeits, ſeine Lehre vom Königsmorde mit der Feſtigkeit Machiavelli's. In den gewöhnlichen Fällen ſoll eine Verſammlung veranſtaltet werden, um das Urtheil zu fällen; in Ermanglung dieſer Verſammlung muß die öffentliche Stimme des Volks, publica vox populi, oder die Meinung ernſter und gelehrter Männer[3]) entſcheiden. Nur befürchte man nicht, „daß zu Viele dieſe Macht

---

[1]) Facinus memorabile, nobile, insigne. De rege, lib. I, cap. VI.

[2]) Sed major vis vires et animum confirmabat. Ibid., p. 54.

[3]) Viri eruditi et graves. Ibid. cap. VI, p. 60.

„das Schwert zu führen mißbrauchen werden. Die „menschlichen Angelegenheiten würden viel besser ge„hen, wenn sich viele Männer von starker Brust, forti „pectore, vorfänden, die ihr eigenes Heil verachteten; „die meisten werden durch die Erhaltung ihres Lebens „gehemmt."

In diesem Wege, den Mariana mit so vieler Sicherheit verfolgt hat, ergreift ihn plötzlich ein Gewissenszweifel, und welcher? der, ob es eben so wohl erlaubt sei, sich des Giftes zu bedienen, als des Schwertes? Die Unterscheidungen der Kasuistik, von welchen er sich bis jetzt frei erhalten hatte, kommen hier nun wieder zum Vorschein. Er will kein Gift, aus einem ausschließlich christlichen Grunde, weil, wenn der Fürst das bereitete Arzneimittel[1]) nehmen würde, er, ohne sein Vorwissen, einen halben Selbstmord beginge, was dem evangelischen Gesetze widerstreitet. Da aber doch der Betrug und die List gesetzmäßig sind, so findet er, daß die Vergiftung erlaubt sei, jedesmal wenn sich der Fürst nicht selbst vergiftet; zum Beispiel, wenn man sich eines Giftes bedient, das fein genug ist um zu tödten, wenn man das königliche Gewand damit beträukt, nimirum cum tanta vis est veneni, ut sella eo aut veste delibuta vim interficiendi habeat.

Erinnern Sie sich nun, daß dieß Buch kein gewöhnliches Werk ist, sondern daß es für die Erziehung des künftigen Königs von Spanien geschrieben ist! welche Tiefe und welche Kühnheit! vom Hofe umringt, unter dem reinen Golde des Evangeliums

[1]) Noxium medicamentum. De Rege, lib. I, cap. VII, S. 67.

und der Sittenlehre Xenophons, diesem königlichen Schüler zum Voraus die Schwertspitze ans Herz zu setzen; die Drohung mit der Belehrung zugleich anbieten; den Arm der Gesellschaft über dem Kinde zu zücken, das zu regieren bestimmt ist; den Dolch Jaques Clement's, vor seinen Augen, an seine Krone heften! welches Meisterstück der Gesellschaft Jesu! welche Frechheit des Stolzes von Seiten des Lehrers! Welche Warnung für den Schüler, welch plötzliches Schrecknis, welches Entsetzen, das sich nicht wieder legen wird! Wundern Sie sich daher nicht, wenn dieser junge Philipp lebt, wie wenn das Blut ihm in den Adern geronnen wäre; wenn er sich so schnell als möglich vom Königthume zurückzieht; wenn er sich in der Einsamkeit nur bewegt, um Loyola's Pilgrimschaft nachzuahmen. Seit diesem Tage — mag es halb aus Schrecken sein, halb aus Ehrfurcht — verschwindet die spanische Herrscherfamilie aus dem Hause Oestreich; unter dieser kalten Hand, die immer über dasselbe aufgehoben ist. Diese Hand gleicht derjenigen des Kommandeurs im steinernen Gastmahle. König oder Volk, reißt sie unwiederbringlich jeden mit sich fort, der ihm die seinige überläßt.

Einem jungen Dauphin von Spanien war es wohl erlaubt zu erblassen, wenn ein mit allen Ränken vertrauter Mann, wie Philipp II. sagte: „Der einzige Orden, von dem ich nichts verstehe, ist derjenige der Jesuiten.“ Wollen Sie die Meinung eines Helden, dem sie erst die Furcht gelehrt haben, über den Orden vernehmen? so ist hier die Antwort Heinrichs IV. an Sully, der sich der Zurück-

berufung der Jesuiten entgegensetzte; der König gesteht es ein, daß er ihnen Frankreich nur darum öffne, weil er Furcht vor ihnen habe: „Nothgedrungen muß ich jetzt von zweien Sachen eine thun, „nämlich: entweder die Jesuiten ohne Weiters aufnehmen; sie der Schmach entledigen, die sie gebrandmarkt, und sie mit ihren so schönen Eidschwüren und herrlichen Versprechungen auf die „Probe setzen; oder sie gründlicher als je verstoßen und alle Strenge und Härte, die man ersinnen mag, gegen sie anwenden, damit sie sich „nie wieder mir, noch meinen Staaten nähern „können; in diesem letzten Falle ist es gewiß, daß „man sie in die ärgste Verzweiflung bringt, und „dadurch zum Vorsatze führt, mein Leben zu gefährden, wodurch es elend dahin schmachten würde, „da ich so immer in der Furcht schweben müßte, „vergiftet oder ermordet zu werden; denn diese „Leute haben überall Einverständnisse und Korrespondenzen und eine große Geschicklichkeit die Geister so zu stimmen, wie es ihnen gefällt. So daß „es mir besser wäre, ich wäre schon todt, da ich in „dieser Hinsicht Cäsar's Meinung beistimme: daß der „sanfteste Tod der ist, den man am wenigsten vorausssieht und erwartet.“ [1])

Uebrigens hat diese anerkannte Lehre vom Königsmorde nur eine gewisse Zeit gehabt; sie gehört der Drangszeit an, welche die erste Phase des Ordens Jesu bezeichnet hat. Im Jahr 1614, da diese Periode vorüber war, wird das Recht des

[1]) Mémoires de Sully, Bd. V, S. 113.

Dolches durch eine tiefere Anſtalt erſetzt, die, ohne den Menſchen zu tödten, nur den König vernichtet. Der Beichtiger folgt auf den Königsmörder; es gibt keinen Jaques Clement, keinen Jean Chatel, keinen Barrière mehr u. ſ. w.; man ſieht aber noch etwas Schrecklicheres. Hinter jedem König ſieht man einen Mann aus der Geſellſchaft Jeſu herſchreiten, der Tag und Nacht unter der Gewalt der hölliſchen Androhungen dieſe Seele in ſeiner Hand hält und in den geiſtlichen Uebungen zerknirſcht, ſie auf die Tiefe und den Ton der Geſellſchaft herabzieht; ſie leiſtet darauf Verzicht Miniſter zu ſchaffen, damit ſie ſich deſto bequemer neben den Büſſenden auf den Thron ſetzen könne. Man konnte das Königthum am Fuße der Theokratie nicht zerbrechen; man macht es beſſer; man ſchiebt den Kopf unter die Krone, durch den Beichtſtuhl hindurch und das Werk iſt vollendet; denn es handelt ſich nicht darum, die lebendige Wahrheit in das Ohr der Könige zu rufen, ſondern darum, ihr Gewiſſen einzuſchläfern und zu entwaffnen, indem man es mit einem dumpfen Gebrauſe von Haß und gieriger Eiferſucht erfüllt; und nichts iſt ſeltſamer, als wenn man mitten in dem Leben, das in den modernen Geſellſchaften heranwächst, zuſieht, wie ſo viele Fürſten und Kronhäupter, durch dieſen Willen (den ſie jeden Tag denjenigen entborgen, deren Glaubensbekenntniß es iſt, den Willen zu vernichten), auf eine mechaniſche Weiſe bewegt werden.

Ueberall wo eine Herrſcherfamilie ausſtirbt, ſehe ich eine jener düſtern Geſtalten jeſuitiſcher Beichtväter aus der Erde hervorſteigen und ſich wie ein

böser Geist hinter ihr erheben, um sie sanft und väterlich in den Tod zu ziehen: den Pater Nithard bei dem letzten Erben der östreichischen Dynastie in Spanien; den Pater Auger, bei dem Letzten der Valois; den Pater Peters, bei dem letzten der Stuarts.... Ich rede nicht von den Zeiten, welche Sie gesehn haben und welche die unsrigen berühren. Aber erinnern Sie sich nur an die Gestalt Le Telliers, in den Denkschriften von Saint-Simon! Es ist die einzige, die dieser Schriftsteller, der Alles wagt, mit einer Art von Entsetzen geschildert hat. Welche düstere Schatten, welche Vorahnung des Todes wirft sie nicht über diese ganze Gesellschaft! Ich kenne auch in der That nichts Entsetzlicheres, als den Austausch, der zwischen diesen beiden Männern vorgeht, zwischen Ludwig XIV. und dem Pater Tellier: der König läßt jeden Tag einen Theil seines moralischen Lebens zurück; der Pater Tellier theilt ihm jeden Tag eine Portion seines Sauerteiges mit: diese großartige Ruine eines edeln Geistes, der sich nicht vertheidigt; dieser fortwährende Gluteifer der Intrigue, die Alles an sich zieht, was das Gewissen verloren hat; dieser Wettstreit der Größe und der Niedrigkeit; dieser Triumph der Niedrigkeit; dann endlich die Seele des Paters Tellier, welche die ganze Seele Ludwigs XIV. in Beschlag nimmt und das Gewissen des ganzen Königreichs besetzt; und nun in diesem unbegreiflichen Austausche, der dem Einen Alles nimmt, ohne dem Andern Etwas zu geben, zuletzt Frankreich, welches seinen alten König nicht mehr erkennt und welches sich durch dessen Tod zu gleicher Zeit von der doppelten

Last des Eigennutzes der unumschränkten Gewalt und des Eigennutzes einer politischen Religion, befreit fühlt. Welche Warnung liegt nicht in diesem Allem! Wie nothwendig ist es, trotz der Verschiedenheit der Zeiten, sie nie zu vergessen! (Beifall.)

Hier berühren wir eine entscheidende Umwälzung, in den politischen Theorien des Jesuitismus. Nie war eine Veränderung schneller, noch ein Kunstgriff frecher. Wir treten in das achtzehnte Jahrhundert ein; die Lehren, welche der Jesuitismus bei seiner Entstehung aufgeregt hat, hören auf ein bloßes Scheinbild zu sein; sie nehmen einen Körper an, eine Wirklichkeit in den Geistern. Das Königthum der Meinung, die Herrschaft des Volkes, die Freiheit der Wahl des Volkes, das auf dem gesellschaftlichen Vertrage beruhende Recht, die Freiheit; die Unabhängigkeit; alle diese Dinge hören auf leere Worte zu sein; sie kreisen, sie bewegen sich, sie entwickeln sich das ganze Jahrhundert hindurch. Mit einem Worte, es sind nicht mehr Thesen eines Kollegiums; es ist baare Wirklichkeit.

Was wollen nun, im Angesichte der Lehrsätze, mit welchen sie angefangen haben, diese kecken Republikaner der Gesellschaft Jesu thun? sie verläugnen, sie erdrücken, wenn sie es vermögen. Mit diesem gewaltigen Triebe, den sie besitzen, das Leben in seinem Triebe zu überraschen, kehren sie sich, nein, stürzen sie über ihre eigene Lehre her, sobald sie anfangen zu leben. Ist dieß nicht ihre Rolle seit anderthalb Jahrhunderten? ist etwa ein Einziger unter ihnen, der sich nicht bestrebt hätte, diese Macht der Meinung, welche die Stifter vorangestellt hat-

ten, ohne zu wiſſen, daß das Wort wachſen würde und daß das Programm der Verbindung eine Wahrheit würde, zu zerſtören?

Wer verkündigt im ſechzehnten Jahrhundert, mit Genehmigung Philipps II., die Lehre von der Oberherrſchaft des Volks, als keine Möglichkeit da war, daß ſie verwirklicht werden konnte? die Geſellſchaft Jeſu. Wer bekämpft dagegen wieder, im achtzehnten Jahrhundert, mit Wuth die Oberherrſchaft des Volkes, als dieſe aufhörte, eine bloße Abſtraktion zu ſein und eine Inſtitution wurde? die Geſellſchaft Jeſu. Welches ſind, im achtzehnten Jahrhundert, die beleidigendſten Feinde der Philoſophie? Diejenigen, welche im ſechzehnten Jahrhundert dieſelben Grundſätze als diejenigen der Philoſophie aufgeſtellt haben, ohne etwas Anderes daraus machen zu wollen, als eine Streitwaffe. Wer ſind diejenigen, die im achtzehnten Jahrhundert die abſolute und trennende Gewalt Katharina's II. und Friedrichs II. durch ihre Lehrſtühle befeſtigen? Diejenigen, welche im ſechzehnten Jahrhundert nur davon ſprachen, die abſolute und trennende Gewalt im Namen des Volks umzuſtoßen, zu zertreten, zu erdolchen; denn man muß nicht vergeſſen, daß, als die Geſellſchaft Jeſu durch den Pabſt aufgehoben worden war, ſie eine Zufluchtsſtätte gegen die höhere Gewalt, mitten im Deſpotismus Katharina's II. fand. Man ſah hier auf kurze Zeit ein ſeltſames Bündniß des Deſpotismus, des Atheismus, des Jeſuitismus, gegen alle lebendigen Kräfte der Meinung. Von 1773 bis 1814, in dieſem Zwiſchenraume, während welchem der Jeſuitenorden durch das Pabſtthum todt gehalten

wird, beharrt er darauf gegen den Willen deſſelben zu leben, ſo zu ſagen in's Herz des Atheismus des ruſſiſchen Hofes zurückgezogen; dort fand man ihn wieder, ſobald man ſeiner bedurfte.

Wenn dieß noch nicht Widerſprüche genug ſind, ſo unterſuchen Sie die Denkmäler, die in unſern Tagen am meiſten von ihrem Geiſte durchdrungen ſind. Niemand hat zu unſerer Zeit die neuen politiſchen Grundſätze der theokratiſchen Schule mit mehr Anſehn hergeſtellt, als die Herren de Bonnald und de Maiſtre. Fragen Sie ſie, was ſie von der Wahl, von der Meinung, von der Oberherrſchaft des Volkes halten. Dieſe Oberherrſchaft, antwortet im Namen Aller, Herr de Maiſtre, iſt ein antichriſtlicher Lehrſatz; dieß betrifft die Rechtgläubigkeit. Allein man begnügt ſich nicht damit zu verdammen, was man ehmals gut geheißen hat; man muß noch mit jener frohen Affektation verhöhnen, die den zerfallenen Ariſtokratien eigen iſt, wenn ſie keine andern Waffen mehr haben. Deßwegen iſt jene, von Bellarmin, Mariana, Emmanuel Sa, ſo gerühmte Oberherrſchaft nichts mehr für Herrn de Maiſtre, als ein „philoſophiſches Gekreiſch," dieſe Oberherrſchaft „wird gehäſſig, ſobald man ſie vom Volke ableitet." Iſt's genug mit dieſer Abtrünnigkeit? Wenn man an dieſem Punkte angelangt iſt, hat die Truppenbewegung ein Ende. Die Waffe, die man gegen das monarchiſche Inſtitut geſchliffen, hat man gegen das Volksinſtitut gekehrt, und wenn, aus Allem was vorhergeht, Etwas mit offenbarer Klarheit hervorgeht, ſo iſt es dieß: daß man im ſechzehnten Jahrhundert das Königthum durch die Volksgewalt ſtürzen wollte und dagegen im

neunzehnten, die Völker durch die Gewalt der Könige. Den Fürsten will man nicht mehr erdolchen; wen denn jetzt? Die öffentliche Meinung.

So war also der Beruf des Jesuitismus, in seinen Beziehungen zur Politik, der, die Monarchie durch die Demokratie und dagegen diese durch jene zu zerschmettern, bis alle diese Formen abgenutzt und verachtet wären, und nichts mehr übrig bliebe, als sich in die Konstitution und das Ideal, die das Wesen der Gesellschaft Loyola's ausmachen, hineinzustürzen, und ich kann mich nicht genug darüber wundern, daß einige Personen unserer Tage sich durch dieses Trugbild von Demokratie verblenden lassen, ohne einzusehn, daß diese vorgebliche Demagogik der Ligue, im Grunde nur ein großes Fallnetz verbarg, um das Königthum wie das Volk zu umstricken. Nachdem Mariana und die Doktoren aus jener Schule Gründe genug aufgehäuft hatten, um dieß Königthum auf der Demokratie aufzubauen, setzten sie, ohne außer Fassung zu kommen, diese beiden Worte hinzu, die das ganze Gerüste wieder zusammenreißen: Die Demokratie ist eine Verkehrtheit. . . . Democratia quæ perversio est.

Was wollen denn die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, mit so großen Arbeiten und so vieler Kriegslist? was wollen sie noch? Zerstören um zu zerstören? Keineswegs. Sie wollen, was im Geiste jeder Gesellschaft, jedes Menschen liegt, das Ideal, das sie in ihrem Gesetze tragen, verwirklichen; sich ihm auf Umwegen nähern, wenn sie es nicht auf geradem Wege erreichen können. Dieß ist die Bedingung ihrer Natur, auf die sie nicht Verzicht leisten können,

wenn sie nicht aufhören wollen vorhanden zu sein. Die ganze Frage läuft also da hinaus, zu ergründen welche gesellschaftliche Form nothwendig aus dem Geiste der Gesellschaft abgeleitet werden müsse. Allein um diesen Plan zu entdecken, braucht man nur die Augen zu öffnen; weil ihre großen Publizisten ihn mit jener Kühnheit, die sie mit ihrer Kriegslist verbinden, klar und deutlich bestimmt haben. Dieses Ideal ist die Theokratie.

Oeffnen Sie nur die Werke ihres Theoretikers, desjenigen, der sie so lange mit seinem Worte bedeckt hat, jenes Mannes, der so heftigen Ideen einen so sanften und gemäßigten Ausdruck verleiht, ihres Doktors, ihres Apostels, des weisen Bellarmins. Er verhehlt es nicht: seine Regierungsformel ist die Unterwerfung der politischen Macht, unter die kirchliche; für die Geistlichkeit, das Vorrecht, selbst in civilen Streitsachen, der Gerichtsordnung des Staats zu entgehn;[1]) bei der politischen Gewalt, ist es die Unterwerfung unter die religiöse, die jene absetzen, widerrufen, einsperren kann, „wie einen Bock, den man von der Heerde trennt;“ ebenso für die Geistlichkeit das Vorrecht, selbst in weltlichen Angelegenheiten, dem gemeinen Rechte, durch das göttliche Recht zu entgehn; mit einem Worte, die Einheit zwischen Kirche und Staat, unter der Bedingung, daß dieser sich jener unterwerfe, wie die Körper dem Geiste; eine Monarchie, eine Demokratie, eine Ari-

---

1) Clericos a jurisdictione seculari exemptos non tantum in spiritualibus, sed etiam in temporalibus. De Potest. Summ. Pont. Kap. 31, S. 273, 281, 283 u. s. w.

stokratie, es kömmt nicht darauf an, mit dem veto des Pabstes, das heißt, ein kopfloser Staat: dieß ist die Verfassungsurkunde des Ordens, welche die Feder des gelehrten Bellarmin's niedergeschrieben hat.

Wer hätte es im sechzehnten Jahrhundert erwartet, den Ultramontanismus Gregors VII. Wort für Wort, als Bundesvertrag, wieder zu finden? Wir berühren feurige Kohlen, wir berühren das, was am innersten, am unvergänglichsten im Geiste der Ordensstifter ist. Nicht damit zufrieden, mitten im Schooße der Reformation, das religiöse Dogma des Mittelalters wieder zu ergreifen, glaubten sie auch das politische Dogma desselben wieder an sich zu reißen. In ihrem Eifer Alles zurückzunehmen, wollten sie dem Pabstthum die Ehrsucht zurückgeben, die es selbst abgelegt hatte; wie wenn diese oberste Gewalt, welche die Regierungen durch eine Art gesellschaftlichen Wunders, erhebt und wieder absetzt, mühsam durch die Wissenschaft, die Kontroversen und die Streitigkeiten zusammengesetzt werden könnte! Diese Gewalt erscheint dadurch, daß sie handelt; sobald sie gezwungen ist, sich zu beweisen, hört sie auf zu sein. Ich wüßte nicht, daß Gregor VII. lange Traktate geschrieben hätte, um zu beweisen, daß er die Gewalt habe Bannstrahlen zu schleudern; er schleuderte sie mit einem Buchstaben, einem Worte, einem Zeichen; die Stirne der Könige beugte sich, die Doktoren schwiegen.

Sich aber einbilden, daß um diesen Sinai des Mittelalters zu erklimmen, um die Flammenstrahlen, die von Hildebrands Stirne blitzten und unmittelbar ins Herz der knieenden Völker zuckten, zu vereinigen; sich einbilden, daß es für solche Wunderdinge genüge,

Schlußfolge auf Schlußfolge zu reihen, Text auf Text, oder selbst List auf List: dieß heißt abermals den Buchstaben für das Leben halten. Die Gesellschaft Loyola's hat dazu gedient das Pabstthum auf dem Throne des Mittelalters zu erhalten; und da das Aeußere noch ganz das nämliche ist, so kann sie nicht begreifen, daß das Pabstthum die Gewalt nicht mehr ausübt, die sie im Mittelalter besaß; die Gesellschaft Jesu hat dem Pabstthum seine materiellen Bannstrahlen zurückgegeben; sie wundert sich, daß das Pabstthum die Welt nicht damit in Schrecken setze, indem sie darüber vergißt, daß, um die Geister niederzuschmettern, man zuerst wieder die Strahlen des Geistes entzünden müsse.

Dieß ist das wahrhaftige Unglück dieses Ordens, es liegt im politischen System. Durch Hildebrands materielle Vision getäuscht, verfolgt er ein unmögliches Ideal. Er regt sich ewig, ohne irgendwo zu einem Ziele zu gelangen; und seien Sie es gewiß, daß er im Grunde unter diesen vorgeblichen Siegen unglücklich ist; denn er beunruhigt sich mehr, als ein anderer, und warum dieß? Um dem Pabstthum eine Leidenschaft zur Gewalt einzuflößen, die sie nicht mehr begreifen will. Er bewegt und ermüdet sich, und warum? Um wieder einen Fetzen von jenem Trugbilde Gregors VII. zu erhaschen, das mit jedem Jahrhunderte, mit jedem Tage mehr verschwindet, und um eine Stufe tiefer in die unwiderrufliche Vergangenheit zurücksinkt.

Die Einheit zwischen der Kirche und dem Staate, zwischen dem Geistlichen und dem Weltlichen, ist in der That ein großes Wort. Wenn man will, nehme

ich gerne an, daß die Trennung beider an und für sich ein Uebel ist; nur wäre es, weil es im Angesichte der ganzen Erde geschehen ist, und man es nicht vermeiden konnte, noch ein größeres Uebel, es zu läugnen. Als im Mittelalter alle Völker die Gewalt eines einzigen Oberhauptes anerkannten, so mochte das Zwischentreten dieser höchsten Gewalt in die öffentlichen Geschäfte eine nicht genug zu schätzende Sache sein. Die Abhängigkeit der europäischen Völker von derselben geistlichen Macht bestätigte ihre gegenseitige Gleichheit. Heute aber, da die Hälfte derselben dieses Joch von sich gestoßen und sich eine eigene freie Laufbahn errungen hat, ist die Lage derjenigen, welche dieses Joch wie in der Vergangenheit vollständig annehmen würden, leicht zu begreifen.

Man nenne mir, nach dem Bruche im sechzehnten Jahrhundert, ein einziges Volk, bei welchem das, selbst mittelbare, Einschreiten des Geistlichen in das Weltliche, das heißt, bei welchem der Ultramontanismus nicht eine Ursache des Sturzes gewesen! Seit wann ist Frankreich Alles gewesen, was es sein kann? Seit Ludwig XIV. und der Erklärung von 1682, welche die Unabhängigkeit des Staates deutlich bezeichnete. Was habt ihr im Gegentheil aus den Völkern gemacht, die euern Lehrsätzen am getreusten waren? Was habt ihr aus Italien gemacht? Im Namen der Einheit habt ihr es in Stücke zerfetzt; es kann nicht wieder zu einem Ganzen gelangen. Was habt ihr aus Spanien, aus Portugal, aus Süd-Amerika gemacht? Diese Völker sind dem Impuls der Theokratie gefolgt; wie sind

sie dafür belohnt worden? Mit allem Schein des Todes. Was habt ihr aus Polen gemacht? Es war euch ebenfalls treu geblieben; ihr habt es dem Abtrünnigen in die Hände geliefert.

Seht auf der andern Seite die Völker an, die jetzt mächtig sind, die wenigstens die Zeichen des Glückes für sich haben, diejenigen, welche nach großen Unternehmungen streben, die aufwachen, sich erweitern: England, Preußen, Rußland, die vereinigten Staaten, sind dieß Ultramontaner? Wenn man euch hört, so sind es kaum Christen.

Woher kömmt ein so seltsamer Umsturz? Warum zieht die Unterwerfung unter die geistliche Macht überall Verfall und Zertrümmerung nach sich? — Warum sind die Völker, die sich dieser Leitung überlassen, in einen unheilbaren Stumpfsinn verfallen? Liegt es nicht eher in der Natur des Geistes, aufzuwecken, als einzuschläfern? Gewißlich. Soll der Geist nicht dem Leibe befehlen? Ja, ohne Zweifel. So ist also die Lehre des Ultramontanismus an und für sich philosophisch und theoretisch wahr? Ich halte sie in der That für gesetzmäßig. Was fehlt ihr aber in diesem Falle, damit sie die Vorsehung selbst auf eine so schlagende Weise widerlege? Eine einzige Bedingung, zum Beispiel: wenn alle Beziehungen umgekehrt wären; wenn der Geist aufhörte zu denken und dem Leibe diese Thätigkeit überließe; wenn man das Wort beibehielte, ohne die Wirklichkeit beizubehalten; wenn das Geistige sich des Geistes berauben ließe; wenn es durch eine ungeheure Umwälzung seit drei Jahrhunderten mehr Märtyrer in den politischen Revolutionen, als in den kirchlichen

Streitigkeiten gegeben hätte; mehr Begeisterung bei den Laien, als bei den Geistlichen; mehr Wärme in der Philosophie, als in der Kontroverse; mit einem Worte, mehr Seele im Weltlichen, als im Geistlichen. So würde daraus hervorgehen, daß die Einen den Buchstaben behalten, während die Andern die Sache erobert hätten; allein, um die Welt zu führen, ist es nicht genug: Herr, Herr! zu lispeln; damit diese Worte Kraft enthalten, müssen sie Wirklichkeit, Begeisterung und Leben enthalten.

Sechste Vorlesung.

Philosophie; vom Jesuitismus im weltlichen Kreise; Beschluß.

14. Juni 1843.

Wir haben die Gesellschaft Jesu nach und nach im Streite gesehen mit dem einzelnen Menschen in Loyola's geistlichen Uebungen; mit der politischen Gesellschaft im Ultramontanismus; mit den fremden Religionen in den Missionen: es bleibt uns nun, um die Untersuchung ihrer Lehren zu vollenden, noch übrig, sie im Kampfe mit dem menschlichen Geiste, in der Philosophie, der Wissenschaft und der Theologie, zu sehen. Es war nichts, kühne Boten an's Ende der Welt zu schicken, um einige Völkerschaften durch List für ein verstelltes Christenthum zu gewinnen; das Königthum durch das Volk, das Volk durch das Königthum zu vernichten; dieses zur Hälfte ausgeführte Vorhaben, das so ehrsüchtig scheint, erblaßt vor dem Entschlusse, die Erziehung des Menschengeschlechts von Grund auf zu erbauen.

Die Stifter des Ordens haben den Grundtrieb ihrer Zeit vollkommen verstanden; sie entstehn im Augenblick der Bewegung einer Neuerung, die alle Geister ergreift; der Geist der Schöpfung, der Entdeckung flutet allwärts über; er zieht, er reißt die Welt mit sich fort. In dieser Art von Trunkenheit

der Wissenschaft, der Poesie, der Philosophie, sah man sich zu einer unbekannten Zukunft hingerissen. Wie soll man inmitten dieses Schwungs den menschlichen Geist anhalten, hemmen, erstarren machen? Dazu war nur ein einziges Mittel vorhanden: dasjenige, welches die Oberhäupter der Gesellschaft Jesu versuchten; sich als die Repräsentanten dieser Richtung aufzuwerfen; ihr gehorchen, um ihr desto besser Einhalt zu thun; auf der ganzen Erde Häuser zu bauen für die Wissenschaft, um den Schwung der Wissenschaft zu fesseln; dem Geiste eine scheinbare Bewegung zu geben, welche jede wirkliche Bewegung unmöglich macht; ihn in einer unaufhörlichen Gymnastik und unter einem falschen Anscheine von Thätigkeit aufzuzehren; der Neugierde schmeicheln; den Geist der Entdeckungen im Keime zu erlöschen; das Wissen im Bücherstaube zu ersticken; mit einem Worte, den unruhigen Gedanken des sechzehnten Jahrhunderts im Ixionsrade herumzuschwingen — dieß war, vom Anfange an, der große Erziehungsplan, der mit so vieler Klugheit und mit einer so vollendeten Kunst befolgt wurde. Noch nie wandte man so viel Verstand an, um sich wider den Verstand zu verschwören.

Man hat die Gesellschaft angeklagt, Galilei verfolgt zu haben. Sie hat noch mehr gethan als dieß, indem sie mit unvergleichlicher Geschicklichkeit daran arbeitete, die Rückkehr eines andern Galilei künftighin unmöglich zu machen und indem sie die Wuth Erfindungen zu machen, im menschlichen Geiste vertilgte. Sie hat jene ewige Aufgabe: die Verbindung des Glaubens und der Wissenschaft, der Reli-

gion und der Philosophie vor sich angetroffen. Wenn sie, wie die Mystiker des Mittelalters, sich damit begnügt hätte, die eine zu vernichten und die andere zu erhöhen, so ist kein Zweifel, daß das Jahrhundert sie nicht angehört hätte. Man muß ihr die Gerechtigkeit lassen, daß sie wenigstens beide Glieder fortbestehn lassen wollte; wie hat sie aber die Aufgabe der Vereinigung gelöst, indem sie namentlich den Verstand erglänzen machte, indem sie ihm alle Glücksfälle der Eitelkeit, allen äußern Anschein von Macht, unter der einzigen Bedingung bewilligte, sie nicht in Anwendung zu bringen. Deßwegen erbaut die Gesellschaft immer, wo sie sich auch niederlassen möge, mitten in den Städten, wie mitten in den Einöden des großen Indiens oder Amerika's, der Kirche ein Kollegium gegenüber; ein Haus für den Glauben, ein Haus für die Wissenschaft. Ist dieß nicht das Zeichen einer übergroßen Unparteilichkeit? Was den Stolz des menschlichen Gedankens erregt oder ihm schmeichelt: Manuscripte, Bibliotheken, physikalische und astronomische Instrumente, werden mitten in den Wüsten zusammengebracht. Man möchte glauben, es sei ein der Vernunft errichteter Tempel. Ohne uns durch diesen äußern Schein aufhalten zu lassen, wollen wir auf den Grund des Systems dringen; wir wollen den Geist um Rath fragen, welcher der ganzen Anstalt einen Sinn verleiht. In gewissen Regeln, die geheim bleiben sollen, hat die Gesellschaft selbst die Verfassung der Wissenschaft, unter dem Titel: Ratio studiorum, aufgestellt. Eine der ersten Vorschriften, der ich hier begegne, ist diese: „Niemand soll selbst für

„Gegenstände, welche von gar keiner Gefahr für „die Frömmigkeit sind, je eine neue Frage auf„werfen;“ Nemo novas introducat quæstiones..... Wie, wenn keine Gefahr da ist, weder für die Personen, noch für die Sachen, noch selbst für die Ideen, soll man sich im Anfang gleich in einen Kreis von Problemen verschließen, niemals darüber hinaus schauen, aus einer errungenen Wahrheit nicht eine neue ableiten dürfen! Heißt das nicht das gute Pfund des Evangeliums vergraben? Allein, was kümmert dieß. Die Ausdrücke sind bestimmt; die Drohung, die darauf folgt, verträgt keine Umschweife. „Diejenigen, die allzu freisinnigen Geistes sind, müssen durchaus zum Unterrichtsfache hinausgestoßen werden.“[1]) Wenn es verboten ist, die Vernunft auf neue Wahrheiten hinzulenken, so wird es doch wenigstens jedem vergönnt sein, die einmal aufgestellten Fragen zu besprechen, besonders wenn sie so alt sind wie die Welt. Nein, dieß ist nicht vergönnt; wir wollen uns deutlicher erklären. Ich erblicke lange Befehle über die Philosophie; ich bin begierig zu vernehmen, was die Philosophie des Jesuitismus sein könne; ich bleibe bei diesem Theile stehn, der die Idee aller übrigen in sich zusammenfaßt; und was finde ich? die augenscheinlichste und handgreiflichste Bestätigung Alles dessen, was ich bis auf diesen Tag gesagt habe. Bei diesem Worte Philosophie erwarten Sie doch auf die ernsten und lebensvollen Fragen des Schicksals zu treffen, oder

---

1) Hi a docendi munere sine dubio removendi. Rat. St. S. 172.

doch wenigstens auf jene Art von Freiheit, welche das Mittelalter mit der Spitzfindigkeit der Scholastik zu vereinigen wußte. Enttäuschen Sie sich; was in diesem Programme glänzt, ist gerade was man nicht hineinbringen darf; die Geschicklichkeit, alle großen Gegenstände zu entfernen, um nur die kleinen beizubehalten. Würden Sie wohl errathen, von wem es in der Philosophie des Jesuitismus von vorneherein verboten ist zu reden? Man muß sich zuerst, so wenig als möglich, mit Gott beschäftigen und selbst gar nicht von ihm reden: Quæstiones de Deo.... prætereantur! „Bei der Idee des höchsten Wesens erlaube man sich nicht länger als drei oder vier Tage zu verweilen" (und der Kursus der Philosophie dauert drei Jahre.) [1]) Ueber die Idee der Substanz soll man durchaus nichts sagen (nihil dicant!) besonders muß man es vermeiden Grundsätze zu behandeln; [2]) und noch über Alles sich sowohl hier als anderswo enthalten (multo vero magis abstinendum), sich in Nichts, weder mit der ersten Ursache, noch mit der Freiheit, noch mit der Ewigkeit Gottes zu beschäftigen. Sie sollen nichts sagen, nichts thun; [3]) diese Einsetzungsworte kehren immer wieder und bilden den ganzen Geist dieser philosophischen Methode weiter zu gehn, ohne zu untersuchen, non examinando dieß ist die Grundlage der Theorie.

---

[1]) Adeo ut tridui vel quatridui circiter spatium non excedant. Ibid. S. 227.

[2]) Caveat ne ingrediantur disputationem de principiis. Ibid. S. 227.

[3]) Nihil dicant, nihil agant!

Also hier noch einmal, aber auf eine noch viel schlagendere Weise als in keiner andern, ist der Schein an die Stelle der Wirklichkeit; die Maske an die Stelle der Person getreten. Können Sie sich einen Augenblick vorstellen, was diese vorgebliche Wissenschaft des Geistes sein mochte, die von der Idee der Ursache, der Substanz und selbst Gottes enthauptet und enterbt ist, das heißt die nichts mehr hat was ihre Größe ausmacht? Durch folgende befremdende Klausel der Regel zeigten sie übrigens sehr gut, wie hoch sie jene Wissenschaft anschlugen: „Wenn Jemand zur Philosophie untauglich ist, so soll er zum Studium der Gewissensfälle [1]) berufen werden;" ich weiß nun, wenn ich es aufrichtig gestehn soll, in der That nicht, ob mehr Verachtung für die Philosophie oder für die theologische Moral in diesen Worten liege.

Uebrigens sehn Sie wie Sie mit sich selbst übereinstimmen; von Anfang an waren sie voll Mißtrauen gegen den Geist, die Begeisterung, die Seele; deßwegen mußten sie nothwendiger Weise auch zum Mißtrauen gegen dasjenige geführt werden, was der Grund und die Quelle derselben ist, nämlich gegen die Idee Gottes selbst. In der Furcht, die sie immer vor jeder wirklichen Größe empfanden, mußten sie darauf kommen, sich eine atheistische Wissenschaft, eine atheistische Metaphysik zu machen, welche, da sie nichts vom Leben besitzen, doch wenigstens alle Truggestalten desselben aufnehmen. Nach-

[1]) Inepti ad philosophiam, ad casuum studia destinentur. Rat. Stud. S. 172.

dem sie nun das Ziel aller Wissenschaft weggenommen, mußten sie auf jenen Aufwand von Zänkereien, Thesen, Verstandeskämpfen und Wortkämpfen gerathen, welche die Erziehung durch den Jesuitenorden bezeichnen. Je mehr sie das Ernsthafte des Gedankens wegnahmen, desto eifriger trieben sie die Menschen zu jener Gymnastik, zu jenen Fechtübungen mit dem Verstande an, welche das Nichtige des Streites bedeckten. Es waren dieß nur Schauspiele, Festlichkeiten,[1]) akademisches Lanzenbrechen, geistliche Zweikämpfe. Wie kann man aber glauben, daß mitten in so vielen literarischen Beschäftigungen, künstlichen Wettstreiten und Austausch von Schriften, der Gedanke nichts sei? Das Wunder des Unterrichts der Gesellschaft Jesu bestand darin: den Menschen an ungeheure Arbeiten zu fesseln, die nichts hervorbringen konnten; ihn mit blauem Dunst zu belustigen, um ihn vom Ruhme fern zu halten, und ihn im Augenblick, wo er gerade von allem Schein einer literarischen und philosophischen Bewegung geblendet war, unbeweglich zu machen. Wenn der satanische Geist der Trägheit auf Erden erschienen wäre, so hätte er nicht anders verfahren können.

Wenden Sie diese Methode einen Augenblick auf ein Volk im Besondern an, bei welchem sie herrschend würde, zum Beispiel auf Italien, auf Spanien, und berechnen Sie die Resultate, die daraus hervorgehn würden! Diese Völker, die noch ganz von der Kühnheit des sechzehnten Jahrhunderts er-

---

[1]) Solemniorem disputationem.

füllt waren, hätten den Tod in seiner natürlichen Gestalt gewißlich zurückgestoßen. Wie soll man aber den Tod erkennen, welcher unter der Gestalt des gelehrten Streites, der Wißbegierde, der Prüfung erscheint? Deßwegen glauben in jenen Städten, welche die Kunst, die Poesie, die Politik erfüllt hatten, in Florenz, Ferrara, Sevilla, Salamanka, Venedig, die neuen Geschlechter auch auf den lebendigen Spuren der Vorfahren zu wandeln, weil sie sich unter der Hand der Jesuiten regen und bewegen und im leeren Raume kabaliren. Wenn die Metaphysik ohne Gott ist, so versteht es sich von selbst, daß die Kunst ohne Begeisterung ist; sie ist nur noch eine Uebung,[1]) ein poetisches Spiel.[2]) Man bildet sich ein noch im Lande der Dichter zu sein und ihr Geschlecht fortzusetzen, wenn man Ezechiel durch Katull erklärt und die geistlichen Uebungen Loyola's durch Theokrit; wenn man für die geistliche Einsamkeit im Prüfungshause, Idyllen verfertigt, welche denjenigen Virgils über Thyrsis, Alexis, Karydon, der „einsam am Ufer des Meeres sitzt," Wort für Wort nachgeahmt sind. Und gerade diese Zwitterwerke, deren Geschmacklosigkeit den Modergeruch eines übertünchten Grabes aushauchen, stellt die Gesellschaft Jesu frech genug als Musterbilder der neuen Kunst auf.

Sie glaubte, da die Kunst nur Lüge sei, könne sie Alles mit ihr machen, was sie wollen; aber die Kunst hat alle diese Berechnungen außer Fassung gebracht; gleich anfangs hat sie sich auf dieser Bahn,

[1]) Exercitatio, v. Imago primi saeculi, S. 441, 450.
[2]) Ludus poeticus, V. Ibid. S. 157, 444, 447, 708.

zu einer lächerlichen Ausschweifung, zu einem falschen Geschmacke hinreißen lassen, den niemand erreichen wird. Das Christenthum beginnt in der Poesie mit dem Gesang des Te Deum; der Jesuitismus beginnt mit der officiellen Idylle des heiligen Ignatius und des Paters Le Fèvre, die unter den Personen Daphnis und Lycidas verborgen sind: S. Ignatius et primus ejus socius Petrus Faber, sub persona Daphnidis et Lycidæ. Dieß ist aber nun keine Dichtung eines Einzelnen; es ist eine der Gesellschaft eigenthümliche Dichtungsart, welche sie selbst, in ihren Gesammtwerken, als eine Neuerung vorschlägt. Ich kann mich dabei nicht enthalten, zu bemerken, daß der Jesuitismus seine Geschicklichkeit in allen übrigen Dingen offenbaren, und alle übrigen Masken annehmen konnte; so wie er sich aber der Poesie bedienen wollte, jener Tochter der Begeisterung und der Wahrheit, so hat sie sich gegen ihn gewandt; durch das Vollendetste im Lächerlichen, hat sie die Philosophie, die Moral, die Religion und den gesunden Menschenverstand zugleich gerächt.

Wir wollen noch einen Schritt weiter gehn, um damit zu Ende zu kommen. Von der Philosophie wollen wir uns für einen Augenblick zur Theologie erheben; ich meine damit zu den Beziehungen des Jesuitismus mit der christlichen Welt im sechzehnten Jahrhundert. Die Frage, welche die religiöse Umwälzung beherrschte, war eine Frage der Freiheit. Die Kirche theilt sich. Welche Stellung wird der Jesuitismus nun zwischen der Reformation und dem Pabstthum einnehmen? Sein ganzes Dasein hängt in der That von diesem einzigen Punkte ab; und

hier schritt seine Politik weit über die Machiavelli's hinaus. Im Grunde handelte sich's in diesem ganzen Jahrhundert davon, sich für oder wider die Freiheit des Willens auszusprechen. Für wen glauben Sie, daß sich diese Männer entscheiden werden, die in ihrem Herzensgrunde die Knechtschaft des menschlichen Geistes geschworen haben? Sie zögern nicht; in ihren Lehrsätzen entscheiden sie sich offen und officiell für die Freiheit: sie hüllen sich in diese Fahne und schmücken sich damit; in diesem Kampfe des sechzehnten Jahrhunderts, sind sie, man kann es nicht genug wiederholen, die Männer des freien Willens, die Parteigänger der metaphysischen Unabhängigkeit. Sie übertreiben diese Lehre vorsätzlich, so sehr, daß die religiösen Orden, welche die lebendige Ueberlieferung des Katholicismus beibehalten haben, wie die Dominikaner, sich gegen sie aufzehnen; die Inquisition droht: die Päbste selbst, welche nichts von solcher Tiefe verstanden, sind nahe daran ein Verdammungsurtheil auszusprechen; jedoch, sei es aus Angst, oder aus Instinkt, sie werden zurückgehalten und lassen die Sache gehn, bis eine hinterlistige Wendung, von welcher sich weder das Pabstthum, noch die Inquisition, noch die alten Orden Rechenschaft geben konnten, den Ausgang der Sache erklärt.

Folgenden Vortheil errang sich der Jesuitismus für einen Tag, über die Reformation und das Pabstthum zugleich. Indem er die Lehre von dem freien Willen auf die höchste Stufe emportrieb, machte er, daß dieselbe den Freiheitstrieben der modernen Zeit gefiel. Welche Kraft hatte er nicht gegen die Protestanten, als er sie zur innern Unabhängigkeit auf-

fordern konnte, als er sie einlud das Joch der Prädestination und des Schicksals zu zerbrechen! Es war ein mächtiger Beweisgrund gegen die Protestanten Frankreichs und Deutschlands; sie fühlten sich durch denselben Trieb, der sie zur Trennung geführt hatte, wieder ergriffen. Luther und Calvin hatten die Freiheit des Willens geläugnet, die Schüler Loyola's, welche durch diese Bresche hindurch drangen, erfaßten und gewannen den modernen Menschen wieder, gerade bei dem Gefühle, welches die Zeiten am meisten bei ihm entwickelt hatten. Gestehn Sie, daß das Meisterstück darin bestand, den menschlichen Geist im Namen der Freiheit zu unterjochen.

In diesem Allem ist die religiöse Politik des Jesuitismus durchaus dieselbe, wie diejenige der ersten römischen Kaiser. So wie August und Tiber sich als die Repräsentanten aller alten Rechte der Republik erheben, um sie alle zu ersticken; so treten die Jesuiten als die Repräsentanten der angeborenen und metaphysischen Rechte des menschlichen Geistes auf, um ihn in die größte Knechtschaft zu versenken, in in welcher er je geschmachtet hat. Sie haben den Wunsch jenes Kaisers: Wenn das Menschengeschlecht nur einen Kopf hätte! soviel ihnen möglich war, verwirklicht. Der Unterschied besteht darin, daß sie, anstatt ihn abzuschneiden, sich damit begnügen ihn zu unterjochen.

Was werden sie, in der That, mit dieser Seele machen; die sie wieder zu ihrer natürlichen Unabhängigkeit zurückgeführt haben? Sie wieder zur Kirche zurückführen. Ohne Zweifel. Aber zu welcher? Zu der demokratischen Kirche der ersten Jahrhunderte?

Zu derjenigen Kirche, welche auf die feierliche Vertretung der Concilien gegründet iſt? zu derjenigen Kirche, deren Reform das ganze fünfzehnte Jahrhundert gefordert hat? Alles hängt, in letzter Unterſuchung, davon ab zu wiſſen, welches die Form iſt, welche der Jeſuitismus in der Konſtitution des Katholicismus vorherrſchen machen will. Es gab im ſechzehnten Jahrhundert drei Richtungen in Europa und drei Arten, den Streit zu entſcheiden: den Concilien die Oberherrſchaft zu laſſen (wodurch das demokratiſche Element entwickelt worden wäre), oder dem Pabſtthum (was zur Autokratie trieb), oder endlich, wie bis hieher, beide gegenſeitig zu mildern. Welches war nun, inmitten ſolcher Fragen, die Verfahrungsweiſe und die Theologie dieſer großen Beſchützer des angeborenen Rechtes der menſchlichen Freiheit?[1])

In den Sitzungen des Conciliums von Trident und überall war ihr Grundſatz jedes Element von Freiheit in der Kirche, in der Wurzel auszurotten; die Concilien, jene großen repräſentativen Verſammlungen der Chriſtenheit, in den Staub zu ziehen: das Recht der Biſchöfe, jener alten Volkserwählten, in ſeinen Grundlagen umzuhauen; nichts Theologiſches mehr beſtehn zu laſſen, als den Pabſt, das heißt, wie ſich ein berühmter franzöſiſcher Prälat des ſechzehnten Jahrhunderts ausdrückte, nicht eine Monarchie, ſondern eine weltliche und geiſtliche Monarchie zu gründen. Verſtehn Sie nun den langen Umweg, der ſelbſt die Inquiſition in Staunen ſetzte? Sie er-

[1]) Jure innatæ libertatis humanæ. Molina Comment. S. 761.

greifen den modernen Menſchen, im Namen der Freiheit: und alſogleich verſenken ſie ihn dann, im Namen des göttlichen Rechts, in eine unheilbare Knechtſchaft: denn, ſagt ihr Redner, ihr General, Lamenay, „die Kirche iſt in der Knechtſchaft geboren, ſie iſt aller Freiheit und aller Gerichtsbarkeit beraubt.“ Der Papſt allein iſt etwas, alles Uebrige iſt nur ein Schatten.

Dadurch verſchwindet, wie Sie ſehn, mit einem Federzuge jene Ueberlieferung göttlichen Lebens, welche im ganzen Körper kreiſte, jene Uebergabe des Rechts von Seiten des Vereins der Apoſtel an die ganze chriſtliche Geſellſchaft. Was bleibt nun an der Stelle jener gallikaniſchen Kirche, die durch ein gleiches Band der Heiligkeit, der Macht, der Freiheit, mit den andern verbunden war; an der Stelle jener großen Stiftung, welche alle Völker durch eine erhabene Einrichtung, an Gott knüpfte; an der Stelle ſo vieler provinziellen, nationellen, allgemeinen Verſammlungen, welche ihr Leben dem Oberhaupte mittheilten und ſo wieder einen Theil ihres Lebens aus ihm ſchöpften; was bleibt in der Theorie noch vom Katholicismus der Geſellſchaft Jeſu übrig? Ein Greis, den man zitternd zur oberſten Würde des Vatikans erhoben hat; Alles zieht ſich in ihm zurück; Alles geht in ihm unter. Wenn er ſchwach wird, fällt Alles zuſammen; wenn er wankt, wird Alles irre; und was wird nachher noch aus jener Kirche Frankreichs, die Boſſuet ſo herrlich feierte? Ein Hauch kann ſie verwehen.

Das heißt doch nichts Anderes, als daß ſie demjenigen den Tod mittheilen, das ſie verewigen wollen;

denn man wird doch wahrlich niemanden glauben machen, daß mehr Anschein von Leben da ist, wenn die Lebenskraft in einem einzigen Mitgliede verschlossen ist, als wenn sie in der ganzen christlichen Welt verbreitet ist. Seit fünfzehn Jahrhunderten hatte sich die Christenheit dem geistlichen Joch der Kirche unterworfen, ein Bild der Gesellschaft der Apostel. Allein dieses Joch genügte ihnen nicht; sie wollten die ganze Welt unter die Hand eines einzigen Herren beugen. Hier sind meine Worte zu schwach, ich will die eines Andern entlehnen. Sie wollten „aus der „Braut Jesu Christi eine feile Dirne machen, die „dem Willen eines Menschen unterworfen sei," (dieß ist die Anklage, die ihnen der Bischof von Paris im vollzähligen Concilium von Trident in's Gesicht sagte.) Und deßwegen wird ihnen die christliche Welt auch nicht verzeihen. Man hätte mit der Zeit einen aufrichtigen Krieg, oder selbst die Grundsätze einer falschen Frömmigkeit, Kriegslist im Einzelnen, vergessen können. Allein den menschlichen Geist plötzlich in eine Falle locken, ihn herbeirufen, ihm im Namen der innern Unabhängigkeit, des freien Willens schmeicheln, und ihn dann sogleich in die ewige Knechtschaft stürzen: dieß ist ein Streich, der auch die einfältigsten Gemüther aufregt. Da er nicht nur ein besonderes Land im Auge hat, sondern die ganze Menschheit umschließt, so geht die schimpfliche Verwesung desselben auch nicht von einem Volke, sondern von allen aus; denn ein Verbrechen muß wohl allgemein sein, damit es eine allgemeine Strafe verdiene.

Sie haben es versucht, das Gewissen der Welt zu überfallen, und die Welt hat ihnen geantwortet. Als

sie im Jahr 1606 aus einer wesentlich katholischen Stadt, aus Venedig, vertrieben wurden, begleitete sie dieses Volk, das sanfteste der Erde, in Masse an das Ufer des Meeres und warf ihnen diesen Abschiedsruf über die Wellen nach: Geht! Weh über euch! Ande in malora! Dieses Geschrei wurde in den beiden folgenden Jahrhunderten wiederholt, 1618 in Böhmen, 1622 in Neapel und den Niederlanden, 1623 in Indien, 1676 in Rußland, 1759 in Portugal, 1767 in Spanien, 1764 in Frankreich, 1773 in Rom und im ganzen Reiche der Christenheit. Wenn zu unsern Tagen die Leute, Gott sei Dank! geduldiger worden sind und nichts mehr sagen, so muß man doch jenes große Echo nicht wieder wecken, noch in Versuchung führen, da noch jetzt, wie auf Venedigs Küste, die Dinge von einem Ende Europa's zum andern rufen: Geht! Weh über euch! Ande in malora!

Dieß sind die Bemerkungen, die ich über die Grund-Maximen des Jesuitenordens zu machen hatte. Ich habe mich an den Principien festgehalten und gezeigt, wie der Orden, ihnen in der ganzen folgenden Zeit streng treu geblieben ist; wie er zwei verschiedene Menschen, in der Person seines Stifters gehabt: einen Einsiedler und einen Politiker; eine Zweiheit von Frömmigkeit und Machiavellismus, die im Anfang gleich überall hervorgetreten ist: in der Theologie durch Lainez und Bellarmin; im Erziehungssystem durch den frommen Franz Borgia und den verschmitzten Aquaviva; in den Missionen durch den heiligen Franz Xaver und die Apostaten China's; oder, um Alles in einem Worte zusammenzufassen:

durch ein Gemiſche der Andacht Spaniens und der Politik Italiens.

Wir haben den Jeſuitismus im geiſtlichen Bereiche bekämpft. Dieß iſt aber nicht genug; wir wollen alle mit einander noch darüber wachen, daß er nicht in das weltliche Bereich überdringe.

Es iſt wahrlich ein großes Uebel, daß er in die Kirche gedrungen iſt; Alles wäre verloren, wenn er ſich in die Sitten und in den Staat einſchleichen würde; denn Sie wiſſen wohl, daß die Politik, die Philoſophie, die Kunſt, die Wiſſenſchaft, die Literatur, ihren eigenen Jeſuitismus eben ſo gut haben, wie die Religion. Ueberall beſteht er darin, dem Scheine die Anzeichen der Wirklichkeit zu geben. Was würde ein Volk überhaupt werden, wenn es in der Politik allen Schein der Bewegung und der Freiheit hätte: ein künſtliches Räderwerk, Verſammlungen, Erörterungen, Kämpfe der Meinungen, der Worte, Aenderung in den Namen; wenn es nun aber, mitten in dieſer äußern Aufregung, zufälliger Weiſe, ſich ewig in demſelben Kreiſe herumdrehen müßte? Wäre da nicht zu befürchten, daß ſo viel Aeußerliches, ſo viel Scheinweſen, es nach und nach daran gewöhnen würden, den Grund der Dinge zu verlieren?

Was würde aus einer Philoſophie werden, welche, um jeden Preis, ihre eigne Rechtgläubigkeit übermäßig erheben wollte? wäre dabei nicht zu befürchten, daß ſie, ohne die Strenge der Theologie zu erreichen, den inwendigen Gott verlieren würde? Was würde aus der Kunſt werden, wenn ſie, um die freie Bewegung des Herzens zu erſetzen, durch Wortge-

rüttel und Wortgeklingel täuschen wollte? Was wäre dieß Alles, wenn nicht der Geiſt des Jeſuitismus, der in die weltliche Ordnung herübergezogen würde?

Ich ſage nicht, daß dieß Alles bereits geſchehn; ich behaupte aber, daß es die Welt bedrohe. Und wo iſt das Mittel, um ſich dagegen zu ſetzen? Es liegt in Ihnen, in Ihnen die das Leben, ohne die Berechnung beſitzen; erhalten Sie es in ſeiner erſten Quelle, weil es Ihnen nicht für Sie ſelbſt, ſondern dazu gegeben worden iſt, daß Sie damit die Welt verjüngen und erneuern. Ich weiß wohl, daß man heute Argwohn in alle Ideen bringt; allein laſſen Sie ihr Leben nicht zum Voraus, durch zu vielen Verdacht erſtarren; und glauben Sie feſt, daß es in unſerm Lande ſo viele Männer von Herz giebt, die entſchieden ſind, in ihrem Betragen ſo weit zu gehn, als in ihren Ideen. Soll ich Ihnen das ſicherſte Mittel angeben, den Jeſuitismus, unter allen Formen, zu bekämpfen? es beſteht von meiner Seite nicht darin, es von meinem Lehrſtuhle aus zu beſprechen; jedermann kann dieß thun, und noch viel beſſer als ich; und von ihrer Seite, nicht darin, mir mit Wohlwollen zuzuhören. Nein, inmitten dieſer liſtigen Ränke der Welt, die uns umgibt, genügen die Worte nicht mehr. Vor Allem muß noch Leben hinzu treten; ehe wir hier von einander ſcheiden, müſſen wir einander ſchwören, einander öffentlich verbürgen, unſer Leben auf Grundſätze feſt zu ſtellen, welche denjenigen, die ich geſchildert habe, durchaus widerſtreiten, das heißt, in allen Dingen mit Aufrichtigkeit, Wahrheit, Freiheit, bis ans Ende zu verharren. Mit andern Worten, verſprechen

dem Genius Frankreichs treu zu bleiben, der Bewegung, Kraft, Schwung, Biedersinn ist; denn an diesen Zeichen erkennt Sie der Fremde als Franzosen. Sollte ich, meinerseits, diesem Schwure untreu werden, so mag mich Jeder von Ihnen, wo er mich auch antreffen wird, daran erinnern!

Aber, ruft man aus, Sie, der von Aufrichtigkeit spricht, denken im Geheimen, daß es mit dem Christenthum aus ist, und sagen nichts davon. Verkündigen Sie es doch wenigstens, in dieser Verwirrung der Glaubensmeinungen unserer Zeiten, durch welche Sekte Sie es ersetzen wollen.

Ich habe meine Rechtgläubigkeit nicht übertrieben, ich will auch den Geist des Sektirers, den man mir zuzuschreiben beliebt, nicht übertreiben. Da man uns frägt, so wollen wir es laut sagen. Wir sind von der Gemeinschaft des Carteſius, Türenne's, Latour d'Auvergne's, Napoleons; wir gehören nicht zur Religion Ludwigs XI., Katharina's von Medicis, des Paters Letellier, noch zu derjenigen des Herrn de Maistre, noch selbst zu derjenigen des Herrn von Talleyrand.

Ich bin übrigens so weit davon entfernt, zu glauben, daß das Christenthum zu Ende sei, daß ich im Gegentheil überzeugt bin, daß die Anwendung seines Geistes auf die bürgerliche und politische Welt erst anfange. Nach dem rein menschlichen Gesichtspunkte bleibt eine Offenbarung nur dann stehn, wenn sie ihre ganze Seele in die lebendigen Institutionen der Völker gegossen hat. Diesem Grundsatz zufolge wich der Mosaismus dem neuen Worte, als dieses überall in die Gesellschaft der Hebräer ein-

gedrungen war, und dieselbe nach seinem Bilde umformte. Dasselbe ist auch vom Polytheismus wahr; seine letzte Stunde schlägt, sobald er das griechische und das römische Alterthum mit seinem Geiste ganz überkleidet hat.

Wenn dieß feststeht, so werfen Sie Ihre Blicke nicht auf das Christenthum der Pharisäer, sondern auf die Idee des Evangeliums. Wenn wir behaupten, daß dieses Wort sich in der Welt schon ganz verkörpert habe: daß sie keiner Umwandlung, keiner neuen Verwirklichung mehr fähig sei; daß diese Quelle versiegt, weil sie zu viele Völker und Staaten getränkt hat? Ich betrachte die Welt und sehe, daß sie noch zur Hälfte das Besitzthum des heidnischen Gesetzes ist. Wo ist die verheißene Gleichheit, der Brudersinn, die gegenseitige Verbürgung? Wohl in den geschriebenen Gesetzen; wo fanden Sie sie aber im Leben und in den Herzen?

Ich will zugeben, daß sich die christliche Menschheit nach dem Leben Jesu Christi gebildet habe. Ich werde, ich will es abermals zugeben, durch die achtzehn Jahrhunderte hindurch, die moderne Menschheit finden, die in der nackten Krippe des Mittelalters weint und klagt; ich werde ebenso, mitten in so vielen Streitigkeiten der Vernunft, die Kämpfe der Schriftgelehrten und der Pharisäer finden; und unter so vielen stechenden Schmerzen, welchen die Nationen anheimgefallen sind: die Nachahmung des Kelches, den Ysop auf den Lippen der gegeißelten Völker. Ist dieß aber das ganze Evangelium? und die Genossenschaft der im nämlichen Geiste versammelten Brüder? und die Vereinigung, die Eintracht,

der Friede zwischen allen Menschen von gutem Willen, die Morgenröthe der Verklärung nach der Nacht des Grabes? und der siegreiche Christus auf den Thron der zwölf Stämme erhoben; ist dieß nicht auch ein Theil des Neuen Testaments? Muß man im Voraus auf die Einheit, auf den Triumph Verzicht leisten, wie auf eine falsche Versprechung? Muß man nur das Schwert und die Galle des Evangeliums aufnehmen? Wer wagt es, dieß zu sagen, obgleich es Viele denken?

Die Seelen auf diese Einheit, auf diese verheißene Gemeinschaft vorzubereiten, ist der wahrhafte Geist der Erziehung des modernen Menschen. Die Gesellschaft Jesu konnte in ihrem auf das Menschengeschlecht angewandten Systeme diesen Zweck nicht ganz verkennen, und ich lobe sie sehr darum. Das Unglück besteht nur darin, daß, um die Welt zur socialen Einheit zu führen, sie, wie immer, damit anfieng, das Leben zu zerstören, indem sie die Familie, das Vaterland, die Menschheit in den Seelen vertilgte. Diese drei Worte finden Sie kaum in ihren Konstitutionen und Regeln, selbst nicht in denjenigen ausgesprochen, welche für die Laien bestimmt sind. Alles wird zwischen dem Orden und dem Pabstthume verhandelt. Jedoch gestehe ich es ein, daß diese abstrakte Erziehung, welche jedes gesellschaftliche Band zerriß, eine gewisse negative Unabhängigkeit gab, welche die Art von Reiz, den man an ihr fand, ziemlich gut erklärte. Man entgieng der damals strengen Gewalt des väterlichen Heerdes, des Staates, der Welt; Alles gieng gut, sobald man dem Institut Genüge geleistet hatte. Was aus

dieſer Erziehung hervorgieng, war, genau zu reden, weder ein Kind, noch ein Bürger, noch ein Menſch; es war ein Jeſuit in kurzem Rocke.

Was mich betrifft, ſo verſtehe ich die wirkliche Erziehung nicht anders, als wenn man, weit entfernt, dieſe drei Brennpunkte des Lebens: Familie, Vaterland, Menſchheit zu zerſtören, ſie vielmehr alle, je nach ihrem natürlichen Maaße in etwas mitwirken läßt; wenn ſich das Kind ſo ſtufenweiſe zur Vollkraft des Lebens erhebt; wenn ihm die Familie zuerſt, und nach und nach ihre Erinnerungen, ihre Ueberlieferung, die im Herzen der Mutter Tiefe gewinnen, mittheilt; wenn es dieſe erſte Flamme auf das Land, auf Frankreich überträgt, welches eine ernſtere Mutter für es wird; wenn der Staat, indem er es auf ſeine Arme nimmt, einen Bürger aus ihm macht, der auf einen Wink fähig wird, ſich um die Fahne zu reihen; wenn es dieſe lebendige Liebe noch weiter entwickelt und endlich die Menſchheit und die vergangenen Jahrhunderte in eine religiöſe Umarmung ſchließt; wenn es bei jeder von dieſen Stufen die Hand Gottes erblickt, welche es ergreift und ſeine junge Seele wieder mit neuer Gluth erfüllt: ſo iſt dieß ein Weg zur Einheit, welche keine bloße Abſtraktion iſt, wo hingegen jeder Schritt durch Wirklichkeit und Herzensſchlag bezeichnet iſt. Es iſt keine Formel, es iſt das Leben ſelbſt.

Die größte Freude, die wir unſern Gegnern machen könnten, wäre uns in den unbedingten Skepticismus zu werfen, nachdem wir uns dem chriſtlichen Phariſäismus entgegengeſetzt. Allein wir wollen we-

der Jesuitismus noch Voltairianismus. Wir wollen den Stern Frankreichs anderswo suchen.

Ich begann diesen Kursus [1]) den vorigen Winter damit, daß ich meine Zuhörer gegen den Schlaf des Geistes, inmitten der materiellen Genüsse verwahrte. Ich muß mit einer ähnlichen Warnung schließen. Nach Ihnen muß Frankreichs Zukunft bestimmt werden. Bedenken Sie wohl, daß es einst das sein wird, was Sie in diesem Augenblicke von Herzensgrunde sind. Sie werden nun scheiden, um die verschiedenen öffentlichen oder besondern Laufbahnen zu beginnen, Sie werden morgen Redner, Schriftsteller, Magistratspersonen oder sonst etwas sein; ich rede vielleicht heute zum letztenmal mit Ihnen; wenn es mir aber vergönnt war, in Ihnen einen Trieb, einen Gedanken der Zukunft zu erwecken, so betrachten Sie dieselben später nicht als einen Traum, als einen Wahn der Jugend, den man verläugnen müsse, sobald man ihn anwenden könnte, das heißt, sobald das Interesse sich hinein mischt. Verläugnen Sie ihrerseits ihre eigenen Hoffnungen nicht. Strafen Sie ihre besten Gedanken nicht Lügen, diejenigen, die mit Ihnen geboren sind, unter Gottes Auge, als Sie fern von den Begierden der Welt, unbekannt, vielleicht arm, einsam lebten im Angesichte des Himmels und der Erde. Bauen Sie im Voraus eine Mauer um sich herum, welche die Verführung nicht übersteigen kann. Denn die Verführung wartet auf Sie, sobald Sie diese Räume verlassen.

---

[1]) Man sehe den Anhang.

Seien Sie besonders wachsam! Wenn die Seelen nur ein wenig in der Gleichgültigkeit einschlafen, so kommen von allen Seiten her, wie Sie es ja gesehn haben, Boten des Todes an, die auf unterirdischen Wegen daherschleichen. Damit man das Recht habe auszuruhen, genügt es wahrlich nicht, drei Tage gearbeitet zu haben, wäre es auch in der Hitze einer Julissonne; Sie müssen noch immer fortkämpfen, nicht auf öffentlichem Platze, sondern in der Tiefe der Seele und überall, wo das Schicksal Sie hinstellen wird; Sie müssen mit dem Herzen, mit dem Gedanken kämpfen, um den Sieg zu erringen und zu entfalten.

Was soll ich nun noch beifügen! Etwas, das ich für sehr wichtig halte: in diesen so verschiedenen, so vielzähligen Schulen sind Sie die Günstlinge der Wissenschaft und des Schicksals. Alles ist Ihnen eröffnet, Alles lacht Sie an. Unter so vielen Gegenständen, die der menschlichen Wißbegierde offen stehn, können Sie denjenigen wählen, zu welchem Ihr innerer Beruf Sie hintreibt. Sie haben, wenn Sie wollen, alle Freuden wie auch alle Vortheile der Geistesbildung. Allein, während Sie also im völligen Genusse Ihrer selbst sind, während Sie jeden Tag mit edelm Eifer einen Keim in Ihre Gedanken säen, der wachsen soll; wie viele ebenfalls junge, ebenfalls nach Wissenschaft dürstende Geister gibt es nicht, die ein böses Geschick zwingt, sich im Stillen selbst zu verzehren und oft zu erlöschen, und dieß sowohl aus Mangel an geistiger, als an körperlicher Nahrung! Vielleicht wäre ein Wort hinreichend gewesen, ihnen ihre Bestimmung zu offenbaren; allein

dieſes Wort können Sie ja nicht vernehmen. Wie viele möchten das Brod der Wiſſenſchaft mit Ihnen theilen! und können es nicht. Sie erglühen für's Gute wie Sie, allein ſie haben genug zu thun, um ihr tägliches Brod zu verdienen; und dieß iſt nicht die geringſte Anzahl, ſondern wohl die größte.

Wenn ſich dieß alſo verhält, ſo ſage ich, daß Sie, in welche Lage das Schickſal ſie auch werfen möge, die Männer jener Männer ſind; daß Sie dasjenige, was Sie unter einem beſſern Sterne an Licht gewonnen haben, dazu anwenden müſſen, daß es zum Nutzen derſelben, zur Ehre, zur Verbeſſerung ihrer Lage, ihrer Würde gereichen könne; ſo ſage ich, daß ſie zur Schaar jener unbekannten Brüder gehören, daß Sie hier eine Verpflichtung der Ehre gegen ſie eingehn, welche darin beſteht, ihre Rechte und ihr moraliſches Daſein überall zu vertreten und zu vertheidigen; ihnen, ſo viel als möglich den Weg der Geiſtesbildung und der Zukunft zu eröffnen, ſo wie es ſich für Sie ſelbſt eröffnet hat, ohne daß Sie nur nöthig hatten, an die Thüre zu klopfen.

Theilen Sie alſo das Brod der Seele aus und vermehren Sie es vielfältig: es iſt dieß, eben ſowohl eine Pflicht gegen die Wiſſenſchaft als gegen die Religion; denn es iſt gewiß, daß es eine religiöſe Wiſſenſchaft giebt, aber auch eine andere, die es nicht iſt. Die erſte theilt, wie das Evangelium, aus und ſtreut weit hinaus, was ſie beſitzt; die zweite thut das Gegentheil des Evangeliums. Sie fürchtet ihre Privilegien zu verſchwenden, zu zerſtreuen, und Recht, Leben und Macht, einer allzugroßen Anzahl mitzutheilen. Sie erhebt die Stolzen, ſie erniedrigt die

Demüthigen. Sie bereichert die Reichen und macht die Armen noch ärmer. Es ist die gottlose Wissenschaft, und diejenige, die wir nicht wollen.

Noch ein Wort und ich bin zu Ende. Dieser Streit, der vielleicht erst anfängt, war für Alle heilsam; und ich danke dem Himmel, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, in Etwas darin aufzutreten; er kann denjenigen zur Lehre dienen, denen es zukömmt, diese Lehre zu benützen. Man glaubte, die Seelen seien getheilt, lau, und der Augenblick sei gekommen, Alles zu unternehmen. Es brauchte aber nur einer offenbaren Gefahr; der Funke sprühte, Alle standen da wie ein Mann. Was in dieser Frage, hier geschieht, würde, wenn es nöthig wäre, morgen in ganz Frankreich für jede Frage geschehn, bei welcher die Gefahr offenbar wäre. Man rüttle also nicht zu sehr an dem, was man unsere Asche nennt. Unter dieser Asche brütet noch ein heiliges Feuer.

Anhang.

I.

Ich theile hier ein Bruchstück mit, welches ich voriges Jahr veröffentlicht habe. Ich stellte die Frage in den Ausdrücken auf, in welchen sie heute von der Kritik aufgestellt worden ist. Es versteht sich jedoch, daß Beschimpfung die einzige Antwort war.

Ein Wort über die religiöse Polemik.

12. April 1842.

Diejenigen, welche heutzutage mit so gewaltigem Gebrause auf ehrwürdige Glaubensmeinungen spekuliren, hatten seit einigen Jahren einen ganz andern Ton angestimmt; die alte Kontroverse hatte sich in eine Elegie verwandelt. In dieser verliebten Theologie traf man überall nur auf Münster, auf duftende Kreuzbogen, auf halb profane, halb heilige Verschen, welche sich lispelnd in das Herz der Widerspenstigsten einschlichen; auf eine mystische Kunst, welche um mehr Duldung zu zeigen, die Sinne heiligte; auf Legionen gefallener und wieder aufgestandener Engel, die immer bereit waren Ketzerei und Sünde mit ihren duldsamen Flügeln zu schirmen. Der Teufel selbst, der nichts that als weinen, reimte melancholische

Verse, seitdem er das Lammsfell umgeworfen hatte. Bei dieser Veränderung war auch nicht ein Voltairianer, der nicht gewonnen und herbeigerufen worden wäre; es war nicht nur ein Waffenstillstand, sondern ein tiefer Friede. Welche Seele mußte nicht durch so viele Sanftmuth, so viele Liebe, ein so inniges Mitleid, ergriffen werden? Die Zeiten der Propheten waren herbeigekommen. Der Wolf schlief mit dem Schafe, das heißt die Philosophie mit der Rechtgläubigkeit; die Ungläubigen wiederholten auf ihrer Leier die geistlichen Gesänge der Gläubigen und die Gläubigen reinigten in ihren Versen die Zweifel der Ungläubigen. Wie schön waren diese Zeiten, allein wie schnell flogen sie vorüber! Mitten in diesem irdischen Paradiese füllten sich plötzlich diese honigsüßen Stimmen mit Galle an! Wie konnten denn in einem Augenblicke diese Oden, Dithyramben, duldungsvollen Elegien, diese klagvolle Kunst von der prosaischen Anklägerei verdrängt werden? Zu dieser Zeit sah man Hirtenbriefe sich in Schmähschriften verwandeln; die Bischöfe wurden Zeitungsschreiber; die gefallenen Engel schrieben Flugschriften; in die Wolke eines Feuilletons gehüllt, setzten sie die höllische Posaune an; allein unglücklicher Weise haben sie eine falsche Anklage eingereicht, so daß die Himmel der katholischen Kunst sich verhüllt haben, und daß die Universität Frankreichs, das unschuldige Ziel dieses Sturmes, bis in ihrem Wesen davon ergriffen wurde.

Ernstlich gemeint, man behaupte mir nicht, daß der Katholicismus also an seinen natürlichen Abhang gekommen sei, daß sein Temperament eben unduldsam,

herausfordernd, angeberiſch ſei; daß dieß ſein Genius ſei, dem er treu bleiben oder aufhören müſſe zu ſein. In demjenigen Theile Europa's, wo das Recht der Prüfung in religiöſen Dingen, tief in die Sitten und in die Staatseinrichtungen eingedrungen iſt, konnte der Katholicismus ſich gar wohl in die Bedingungen fügen, die ihm die Zeit und die Begebenheiten geſetzt haben. Dort theilt er ſeine Kirche mit den Ketzern: er feiert die Meſſe in demſelben Tempel, in welchem der Proteſtantismus ſeine Gläubigen verſammelt: dieſelbe Kanzel wiederhallt wechſelsweiſe von Luthers Worten und von Roms Lehrſätzen. Oft ſah ich den katholiſchen Prieſter mit dem proteſtantiſchen bei derſelben religiöſen Ceremonie vereinigt und ſo das ſchlagendſte Beiſpiel einer gegenſeitigen Duldung geben. Dort zwingt ſich der Katholicismus nicht, bei jeder Gelegenheit mit den Zähnen zu knirſchen; er mißbraucht ſeine Bannſtrahlen nicht; er weiß es, daß die Zeit der Discuſſion für ihn angekommen iſt, daß die Drohung der Gewalt, der Bannſtrahl, ihm nichts von dem zurückgeben werden, was er verloren hat. Er nimmt dieſe neue Stellung an; er ſchreit nicht in den Tag hinein, er forſcht; er zerſchmettert ſeine Gegner nicht, er nimmt ſich die Mühe an, ſie zu widerlegen; er erhebt nicht das Banner der Beſchimpfung und der Verläumdung; er folgt ſeinen Gegnern Schritt für Schritt, in allen Umkreiſen der Wiſſenſchaft. Einer ſkeptiſchen Gelehrſamkeit antwortet er ohne Heftigkeit, mit einer rechtgläubigen Gelehrſamkeit; und in der ſchwerſten Lage, in welcher ſich die Geiſtlichkeit befinden möge, glaubt er, daß das Erſte was zu thun, um die Geiſter

wieder zu gewinnen, die Einwilligung in einen aufrichtigen Kampf sei.

Warum sollten die Philosophie und der Geiſt der Prüfung dem Katholicismus in Frankreich nicht dieſelben Bedingungen auflegen, die der Proteſtantismus dem Katholicismus im nördlichen Europa aufgelegt hat? Man muß es ihn nicht einen Augenblick aus dem Geſichte verlieren laſſen, daß er aufgehört hat, eine Staatsreligion zu ſein; daß, nachdem er aus dem revolutionären Frankreich verſtoßen worden, es an ihm ſei, wenn er es vermag, es durch die Gewalt der Lehren, durch die Auktorität des Gedankens wieder zu erobern, und daß er die Gewohnheit zu befehlen und ohne Gegenaufſicht zu regieren, durchaus vergeſſen müſſe. Unglücklicher Weiſe ſcheint er nicht zu wiſſen wo die Frage ſchwebt, wenn er den Streit eingeht; wenn man ſeine Deklamationen über Loke und den Eklekticismus hört, möchte man ſagen, er wiſſe nicht einmal wo die Gefahr ihn bedrohe und auf welchem Punkte der Kampf fürderhin ſich entſpinnen werde. Und die Frage iſt doch von der modernen Theologie mit einer Beſtimmtheit aufgeſtellt, der man nicht entgehn kann. Es iſt nicht von den unbeſtimmten Lehrſätzen der ſchottiſchen Philoſophie die Rede; o wie weit glühender iſt der Boden, und wie wenig wären ſie vorangerückt, wenn man ihnen Alles gewähren würde, was ſie mit einer in der That ſchrecklichen Offenherzigkeit begehren! Da ſie den Kopf davon abwenden, ſo muß man ſie zum Lebenspunkt der ganzen Frage zurückführen. Seit fünfzig Jahren iſt ganz Deutſchland mit einer ernſtlichen Prüfung der Gültigkeit der heiligen Bücher des Chri-

ſtenthums beſchäftigt. Dieſe Männer, von verſchiedenartigen Meinungen, von einer tiefen und unbeſtreitbaren Wiſſenſchaft, haben den Buchſtaben und den Geiſt der Schriften mit einer unermüdlichen Geduld durchforſcht. Aus dieſer Unterſuchung gieng ein methodiſcher Zweifel über jede Seite der Bibel hervor. Iſt es wahr, daß der Pentateuch nicht das Werk Moſis, ſondern der Ueberlieferung der Leviten iſt; daß das Buch Hiob, das Ende von Jeſaias, und, um Alles zuſammenzufaſſen, der größte Theil des Alten und des Neuen Teſtaments apogryphiſch ſind? Iſt dieß wahr? Hierin ruht die ganze Frage, die an der Tagesordnung iſt, und die ihr eben nicht beantwortet. Wenn im Zeitalter Ludwigs XIV. ſolche Probleme aufgeſtellt worden wären, und zwar nicht von Einzelnen und im Dunkeln, ſondern mit dem ganzen Glanze, den ihnen die Univerſitäten des Nordens verliehen haben: ſo denke ich, die franzöſiſchen Prälaten hätten ſich nicht die Zeit damit vertrieben, einige unbeſtimmte Syſteme zu beſtreiten, ſondern ſie hätten ſich aus allen Kräften an den Punkt gehalten, welcher den Grund des Glaubens ſelbſt in Gefahr ſetzt. Denn in dieſem Kampfe, deſſen Zuſchauer wir ſind, ſehn wir wohl die Gegner der Orthodoxie, die vorwärts rücken, ohne ſtehn zu bleiben und jedes Getrümmer benützend, um ein neues zu machen: allein diejenigen, die gegen ſie kämpfen, ſehn wir nicht. Oder vielmehr ſtellen ſich die Vertheidiger des Glaubens, indem ſie den Ort der Gefahr verlaſſen, als wenn ſie auf eine feine Weiſe einige Trugbilder ohne Leben beſiegten, und zu gleicher Zeit laſſen ſie das Heiligthum, in welches der Feind einbricht, im Stiche. Wir werden aber nicht

aufhören, sie zu dem brennenden Kreise zurückzuführen, welcher die Wissenschaft um sie her beschreibt. Dort, dort ist die Gefahr, und nicht in den schüchternen Zweifeln, welche die Universität Frankreichs sich manchmal erlaubt. Was habt ihr gethan, seit die Wissenschaft und der Skepticismus eines de Wette[1]) eines Gesenius, eines Ewald, eines Bohlen, Zerrüttung in die kanonische Ueberlieferung gebracht haben, was habt ihr gethan, um wieder aufzurichten, was sie umgestürzt haben? Welche Hülfe habt ihr denn den Katholiken, den Gläubigen des Nordens gebracht, seitdem sie mit diesem Skepticismus im Kampfe sind, welcher den Baum an seiner Wurzel zu zerstören droht? Ihr habt ja ihr Angstgeschrei nicht einmal gehört! Wo sind die gelehrten Warnungen und Apologien unsrer Bossuet, Fenelon, gegen die Jurieu und Spinoza unsrer Tage? Wo ist die Widerlegung der Forschungen und Schlüsse eines Gesenius über Jesaias, eines Ewald über die Psalmen, eines Boh-

---

[1]) „Es hätte bei Aufzählung dieser berühmten Kritiker ein Unterschied gemacht werden sollen, da sie nicht auf derselben negativen Linie stehn, wie denn z. B. bei den kritischen Resultaten von de Wette, der Kern des christlichen Glaubens noch immer beibehalten ist. Strauß und Bruno Bauer werden in grellerem Kontraste zu der katholischen, so wie zur christlichen Orthodoxie überhaupt, gestanden. Merkwürdig erscheint es übrigens doch, daß der Erste, welcher kritische Untersuchungen über das Alte und Neue Testament mit, theilweise, der Tradition zuwider laufenden Resultaten gab, der katholische père de l'oratoire, Richard Simon, ist, histoire critique du Vieux Testament, 1685; du Nouveau Testament 1689."

Anm. d. Uebers.

len über die Geneſis, eines de Wette über die ganze Sammlung der heiligen Bücher? Es ſind dieß einerſeits wirklich feindliche Werke, da ſie nichts von der katholiſchen Auktorität übrig laſſen, und anderſeits gelehrte Schriftſteller, welche ohne andere vorgefaßte Meinung zu reden ſcheinen, als den aufrichtigen Wunſch der Wahrheit; es iſt nicht genug ſie zu verwünſchen, man muß ihnen mit derſelben Geduld widerſprechen, die ſie ſelbſt nie verläugnet haben. Es iſt freilich leichter, ſich, wie ihr es thut, an eine leere Abſtraktion zu wenden, und deswegen die Einbildungen, die ihr euch deßwegen immer ſchaft, zu verfolgen und niederzureißen; allein dieſer Umſchweif kann niemanden genügen; denn der Feind verſtellt ſich nicht, er weicht nicht zurück: im Gegentheil, er fordert euch ſchon lang zum Kampfe auf. Er ſteht aufrecht und ſpricht auf offizielle Weiſe von den Lehrſtühlen und Univerſitäten des Nordens; und was können wir, die wir nur Laien ſind, anders thun als in euch dringen, endlich einmal allen dieſen gelehrten Männern zu antworten, die euch nicht unter einer Maske angreifen, die euch nicht reizen, noch im Fliehen herausfordern, ſondern die öffentlich, mit unverhülltem Geſichte behaupten, daß ſie euch zu Grunde richten wollen? Antwortet doch, ohne länger zu zögern, es muß einmal ſein; antwortet, ohne Ausflüchte hervorzuſuchen, aber auch ohne jemanden zu verläumden, und indem ihr euch nur der biedern Waffen der Wiſſenſchaft und der Vernunft bedient, kommt ſobald als möglich dahin, wo die Gefahr ſich zeigt; laßt die Schattenbilder, über die der Triumph ja leicht iſt. Was könnt ihr zwiſchen euern Gegnern, welche euch

jeden Tag, ruhig, eine Seite aus den heiligen Schriften reißen und zwischen euch, die ihr schweigt oder von andern Dingen redet, Anderes von uns fordern, als daß wir unser Urtheil so lange aufschieben, als ihr eure Antwort aufschieben werdet? Ehe ihr daran denkt anzugreifen, denkt doch daran euch zu vertheidigen, weil, noch einmal gesagt, die Philosophie, die Philologie, die Theologie des Nordens, sich im Angesicht des Himmels rühmen, euch den Grund eures Ansehns weggenommen zu haben, indem sie das Ansehn der heiligen Schrift vor euren Augen zerstört haben, ohne daß ihr nur zu merken schienet, was euch fehle! Seid ihr entschlossen vor euern Augen, und ohne daß ihr etwas dazu sagt, die letzte Seite der geoffenbarten Bücher ausmerzen zu lassen? Es wäre gewiß das unerhörteste Schauspiel, von welchem man je reden hörte, wenn man euch triumphiren sähe, wann ihr seufzen solltet! Ihr redet von Voltaire, von Loke, von Reid; sie sind ja todt: die Lebendigen umlagern euch, und wegen ihnen gerade beunruhigt ihr euch nicht! Und dieß ist der Augenblick, den ihr wählt, um euch eures Sieges zu rühmen! und ihr sprecht und handelt, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre! Gesteht, daß dieß ein furchtbarer Triumph ist, und daß, wenn ihr Feinde habt, diese wünschen müssen, daß er nie aufhöre.

Woher kam dieser Wahn? aus einer für jedermann falschen Stellung. Die trügerischen Einräumungen, welche sich der Glaube und die Wissenschaft gegenseitig gemacht, haben nur dazu gedient, beide zu trüben. Die Orthodoxie, welche sich einige Zeit lang mit der Philosophie vereinigen wollte, hat

ihre Formen und ihren Mantel angenommen. Ihrerseits hat sich die Philosophie gerühmt, orthodox zu sein; indem sie ihre Lehrsätze verkleidete, hat sie oft die Sprache der Kirche nachgekünstelt; nachdem sie dieselbe im letzten Jahrhundert umgestürzt hatte, hat sie im gegenwärtigen behauptet, sie wieder herzustellen, ohne sie zu ändern. Wie viele Gedanken, wie viele Geister sind in dieser Verwirrung der Rollen verfälscht worden! und welche Unfruchtbarkeit ist als Ergebniß daraus hervor gegangen! Die Tradition, welche durch diesen falschen Waffenstillstand gefesselt, umgestaltet, getrübt, unkenntlich geworden ist, hatte ihren eigenthümlichen Geist verloren. Selbst die Sprache trug die Spuren dieser Wirrnisse. Man sprach nicht mehr von der katholischen Kirche, sondern von der katholischen Schule. Was wurde aber auf der andern Seite aus der Philosophie, unter ihrer Maske, die sie jeden Tag wechselte? Da sie genöthigt war, den Sinn jedes ihrer Gedanken zu verdrehen, indem sie sich immer einen doppelten Ausgang, in die Welt und in die Kirche, offen ließ; indem sie eine zweideutige Sprache führte: kehrte sie mit großen Schritten zur Scholastik zurück, deren Dienste und Geist sie schon im Voraus zu erheben bemüht gewesen. Ganz leise, ohne öffentliches Aergerniß, gieng man in Frankreich dem Umsturz der Religion durch die Philosophie und der Philosophie durch die Religion entgegen, oder vielmehr dem Nichts, weil das wirkliche Nichts darin besteht, die Lüge zu bewohnen; für den Gläubigen ist es seinen Glauben, unter dem Scheine des Systems zu verhüllen, für den Philosophen, seine Philosophie, un-

ter den Zeichen derjenigen zu verhüllen, welche sie bekämpfen.

Die heftigen, ungerechten und zuweilen verleumderischen Angriffe, welche in allen Tönen wiederhallten, können den großen Vortheil haben, Jeden in seine natürliche Stellung zu bringen. Man muß der Kirche selbst gewissermaßen Glück wünschen, daß sie dieses lügnerischen Waffenstillstandes, den man beiderseits so theuer erkauft hatte, müde geworden ist; und wir wollen nicht daran denken, uns zu beklagen, wenn dieser Ausbruch dahin führen kann, die religiösen und philosophischen Sekten auf den Boden der Wahrheit zu führen, welchen sie, im Einverständniß mit Jedermann, zu entwischen schienen.

Alles wäre in der That verloren, wenn dieselbe Gleichgültigkeit, welche sich nach und nach in das bürgerliche Leben einschlich; wenn die nemlichen Verträge, die nemlichen Anbequemungen, die nemlichen Verstellungen, in welcher die politische Gesellschaft sich aufzehrt, bis in die höchsten Regionen der Vernunft, in das Gebiet des Glaubens und der Ideen, eindrängen; wenn auch hier das Falsche und das Wahre dieselben Farben hätten; wenn man ohne Unterschied von einem zum andern übergienge, von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken; wenn, mit Hülfe einer parlamentarischen Mundart, man zugleich der Wahrheit und der Lüge schmeicheln könnte, dem Guten und dem Bösen, dem Himmel und der Hölle, indem man so den Glauben und die Wissenschaft auf eine bloße Fabel zurückführte, die man heute annimmt, die man morgen verwirft, und so Pascals Wort umstößt: „Lüge dies-

seits der Pyrenäen, Lüge jenseits, Wahrheit nirgends!“ Ehe wir einer solchen Entwickelung beiwohnen, wollen wir lieber den Zorn und den Bannfluch der Lauen, sich wider uns und unsre Feinde erheben sehn.

Hat man wohl bedacht, zu was man sich verbindet, wenn man von einem streng katholischen Unterrichte spricht? Derjenige Unterricht würde diesen Namen verdienen, welcher aus der kirchlichen Ueberlieferung allein, den Grund aller Kenntnisse ableiten würde und freiwillig oder gezwungen, den Sinn aller Thatsachen verkehrte, um sie mit verschlossenen Augen, ohne Untersuchung, ohne Prüfung, ohne Bemerkungen, auf ein vorher gefaßtes und angenommenes System, anzuwenden. Wenn aber nach diesem ein einziger Augenblick von Freiheit, von Unparteilichkeit für die menschliche Vernunft kömmt, so wird dieses ganze Gerüste von Orthodoxie ohne Rückkehr verschwinden; es bleibt nichts als eine monstruöse Meinung übrig, welche, indem sie zugleich die Auktorität der Kirche und diejenige der Wissenschaft nachkünstelt und zur Schau trägt, die erste in Verruf bringt, indem sie die zweite parodirt. Es stelle sich wer da will eine Geologie, eine Physik oder eine Chemie vor, die auf die goldene Legende gegründet ist.

Im Grunde ist der alte Zank zwischen der Geistlichkeit und der Universität kein anderer, als derjenige, welcher den menschlichen Geist theilt. Die Geistlichkeit stellt in diesem Kampfe den Glauben vor; die Universität die Wissenschaft; und jede dieser Bahnen muß bis an's Ende, ohne Hindernisse,

verfolgt werden. Wenn diese beiden Mächte, jede in ihrem Bereiche, sich frei entwickeln, so können sie sich eines Tages nähern und vereinigen; während, wenn man glaubt eine der andern zu unterwerfen und zwar durch das bloße Ansehn der Gewalt oder der Mehrzahl, so macht man weiter nichts, als daß man beide durch einander aufreibt. Was wäre die Wissenschaft heute, wenn sie es nicht durch Galilei's Astronomie gewagt hätte, Josua's Astronomie zu widersprechen, und in der Philosophie die Auktorität der Kirche durch den methodischen Zweifel der Carteſius aufzuhalten?

Diese Freiheit, die zuerſt das Princip der Wissenschaft war, iſt das Princip der bürgerlichen und politischen Gesellschaft geworden, so daß der Staat die Unduldsamkeit nach dem Lehrſatz: „Außer der Kirche kein Heil“ selbſt nicht mehr officiell in seinen Lehrſtühlen bekennen darf, denn ſonſt würde er das Gegentheil von seinem politischen Lehrſatze bekennen, nach welchem Katholiken, Lutheraner, Kalviniſten, gleichmäßig und ohne Glaubensunterſchied, herbeigerufen und erwählt ſind. Daraus folgt, daß die Lehrweiſe, welche dem Geſetz lügen würde, die wäre, welche im Namen irgend einer Kirche alle andern moraliſch verdammen, verfluchen und verbannen würde; die ſchismatiſche Lehrweiſe wäre heute diejenige, welche, anſtatt in jeder der feſtgeſtellten und anerkannten Glaubensparteien, den Antheil von Wahrheit und Größe, die darin enthalten ſind, aufzuſuchen, ſie alle einer einzigen aufopfern wollte. Dieß wäre die Lehrweiſe, die in der That nicht nur mit dem Geiſt dieſes Jahrhunderts, ſondern mit dem

Grundgesetze Frankreichs in Widerspruch treten würde. Vorausgesetzt, daß man ihm für einen Augenblick das Feld ohne Untersuchung einräumen würde, so sieht man so ziemlich, daß der Streit nicht mehr zwischen den Meinungen, sondern zwischen dem Verfassungsgesetze dieses Landes auf der einen Seite und den Sektirern auf der andern wäre. Ohngeachtet der Milde der öffentlichen Meinung, möchten wir diesen Letztern dennoch gerathen haben, dieselbe zu reizen und dadurch wieder ein Spiel zu beginnen, welches sie schon theuer zu stehn kam. Es wäre nicht immer der Kampf zwischen der Mücke und dem Löwen!

II.

Dieß sind die Worte, auf welche ich oben S. 270 anspiele. Im Augenblick, da sie ausgesprochen wurden, war es leicht vorauszusehen, was vorbereitet wurde.

Vom Geistesschlafe.

21. Dezember 1842.

Obgleich man mich versichert, daß in menschlichen Dingen die Lehre des gestrigen Tages nie für den folgenden dienen solle, so will ich Ihnen doch, als das Ergebniß des Unterrichts, welches aus diesem Anblick des Mittäglichen hervorgeht, zurufen: Sehn Sie sich vor, bewahren Sie sich, hüten Sie sich vor dem Schlaf des Geistes; er ist betrügerisch; er dringt durch alle Wege durch, und ist hundertmal schwerer zu brechen, als der Schlaf des Körpers. Glauben Sie nicht (denn dieß ist eine der Ideen, durch welche er einzuschleichen beginnt), glauben Sie nicht mit Ihrem Jahrhundert, daß das Gold Alles vermag, Alles thut, Alles ist. Wer hat mehr Gold besessen, als Spanien, und wer hat nun leerere Hände, als Spanien? Verläugnen Sie, im Namen der Ueberlieferung, die Freiheit der Untersuchung, die heilige Unabhängigkeit des menschlichen Geistes nicht. Wer hat sie denn mehr verläugnet, als Spanien, und wer in der christlichen Familie ist heute dafür

härter gestraft, als Spanien? Sie, die Sie in dieses Leben eintreten, sagen Sie nicht, daß Sie schon müde sind, bevor Sie gelaufen, daß Sie in Ihrer Epoche eine Luft einathmen, welche verhindert, daß große Ideen geboren, daß muthige Opfer gebracht werden; daß uneigennützige Berufungen sich aussprechen: daß kühne Unternehmungen in Erfüllung gehn: daß ein Hauch über ihr Haupt wehte, welcher zufällig in ihrem Herzen den Keim der Zukunft erstickt: daß Sie unvermögend sind, allein dem Einflusse einer materialistischen Gesellschaft zu widerstehen, und daß es nicht Ihr Fehler ist, wenn Sie schon jetzt, noch in Jugend, an der Enttäuschung und der Erfahrung des reifern Alters leiden. Sagen Sie dieß nicht, denn dieß ist der listigste Rath des Geistesschlafs. Durch welch sonderbares Wunder wären Sie von der Arbeit Anderer müde geworden? Während ihre Väter ohne Ruhe auf allen Schlachtfeldern Europa's umherstürmten, wo waren Sie da? was thaten Sie? Sie ruhten sanft in der Wiege; erwachen Sie nun zu den Kämpfen der Vernunft, um nur im Tode wieder einzuschlafen! Die Welt ist neu für die neuen Menschen, und es ist ein Glück, um welches uns viele Leute beneiden, daß wir einem Lande angehören, welches je nach dem Triebe, welcher bei den jüngsten Geschlechtern vorherrschen wird, noch wählen kann zwischen dem Anfange des Verfalls, oder der Fortsetzung der Tage des Ruhms.

„Während der Ueberſetzung ſind in wenigen Wochen vier Auflagen des Originals erſchienen, und eine fünfte ſoll vorbereitet werden. Als Beleg zu den in dieſen Vorleſungen aufgeſtellten Anſichten können die ebenfalls vor Kurzem erſchienenen Constitutions des Jésuites avec les Déclarations, lateiniſch und franzöſiſch, nach der Prager Ausgabe, dienen. Paris, chez Paulin, 1843.“ Der Ueberſetzer.

Inhalt.

Seite

Vorwort der Verfaſſer 3

Vorleſungen von Jules Michelet.

Einleitung 7

Erſte Vorleſung: Moderner Maſchinismus. Vom moraliſchen Maſchinismus 25

Zweite Vorleſung: Rückwirkung des Vergangenen. Von den Geſpenſtern. Perinde ac cadaver 44

Dritte Vorleſung: Göttliche und menſchliche Erziehung Widernatürliche Erziehung 57

Vierte Vorleſung: Freiheit, Fruchtbarkeit. Unfruchtbarkeit der Jeſuiten 70

Fünfte Vorleſung: Freie geſellſchaftliche Verbindung. Fruchtbarkeit. Unfruchtbarkeit der dienſtbaren Kirche 80

Sechste Vorleſung: Der Geiſt des Lebens; der Geiſt des Todes. Hatten wir das Recht dazu, den Geiſt des Todes zu bezeichnen? 92

Nachwort 107

Vorleſungen von Edgar Quinet.

Einleitung 115

Erſte Vorleſung: Von der freien Unterſuchung in göttlichen Dingen 127

Zweite Vorleſung: Urſprung des Jeſuitismus; Ignaz von Loyola; die geiſtlichen Uebungen. . . 151

Seite

Dritte Vorlesung: Konstitutionen. Christlicher Pharisäismus 177
Vierte Vorlesung. Von den Missionen . . . 200
Fünfte Vorlesung: Politische Theorien. Ultramontanismus 222
Sechste Vorlesung: Philosophie; vom Jesuitismus im weltlichen Kreise; Beschluß 249

Anhang.

Ein Wort über die religiöse Politik 277
Vom Geistesschlafe 290

Elsässische Neujahrsblätter

für 1843.

T. C. Pfeffel.

Elsässische

Neujahrsblätter

für

1843.

Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben

von

August Stöber und **Friedrich Otte.**

Der reine Ertrag ist für das Pfeffelmonument
in Kolmar bestimmt.

Straßburg,
Druck und Verlag von G. L. Schuler, 3, Gewerbslaubstraße.
Heidelberg,
in Kommission bei C. F. Winter.
1843.

54
Dr. Braun

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einladung.

Ein kräft'ger Frühling iſt gekommen,
Ein Liederfrühling bricht zu Tag;
Der Dichterwald iſt neu entglommen,
Der längſt verblüht, vergeſſen lag.
Mein Elſaß, ſchau' wie ſeinen Aeſten
Die Blüth' entkeimt, hellfarbig, klar!
Aus Oſten ſtrömt herbei, aus Weſten,
Die jugendkecke Sängerſchaar.

Hei, wie die freud'gen Weiſen ſchallen!
O öffnet willig Herz und Ohr!
Laßt Euch das ſchlichte Lied gefallen
Und jauchzet mit in unſern Chor!
Denn Frühling iſt's; die Knoſpen ſpringen,
Das Leben braust und ſchwillt und kreist;
Die Früchte wird der Sommer bringen,
Die Euch der kräft'ge Lenz verheißt.

Uns aber, freie Sängerſchaaren,
Uns aber laßt zu jeder Friſt
Des Sanges Gabe treu verwahren,
Die uns in's Herz geleget iſt:
Friſch auf, im Liede laßt uns leben,
Das deutſche Wort hat guten Klang!
Der Jugend ziemt ein muthig Streben,
Der Jugend ziemt ein freier Sang.

Es ſteht ein Grab im Dichterhaine, —
Im Heiligthume der Altar, —
Da ſchläft der Beſte der Gemeine,
Der manch ein kräftig Lied gebahr.
Wach' auf, mein Pfeffel! Dich erwählen
Zum Bannerträger unſre Reih'n!
Dein reiner Geiſt ſoll uns beſeelen
Und Wächter an den Pforten ſein.

Inhalt.

	Seite
Einladung	V
G. K. Pfeffel, biographiſche Notiz von Auguſt Stöber (Mülhauſen).	1
Brief von J. G. Jakobi an ſeinen Bruder, über Pfeffel's Tod	25
Briefreliquien von Lavater und Pfeffel	32
Gedichte auf Pfeffel von Fr. Otte (Mülhauſen) und Daniel Hirtz (Straßburg)	40 42
Der Jude von Conſtanz, von J. F.	43
Agnes von Meranien, von Auguſt Lamey (Straßburg)	52
Gedichte von Adolf Stöber (Mülhauſen)	58
Gedichte von Wilhelm Kilzer (Frankfurt a. M.)	66
Gedichte von K. E. Tenner (Darmſtadt)	72
Gedichte von Karl Candidus (Mariakirch)	75
„Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, von W. Kilzer	83
Lieder von Eduard Brauer (Pforzheim)	86
Gedichte von Auguſt Rodnagel (Darmſtadt)	91
Gedichte von Guſtav Mühl (Straßburg)	100
Mondnachtfeirée im Reiherwald, von Auguſt Stöber	111
Gedichte von Auguſt Schnezler (Darmſtadt)	123
Eulalia, Legende von Friedrich Reßler (Lauſanne)	129
Gedichte in Straßburger Mundart von Daniel Hirtz	139
Franzöſiſche Legenden von Fr. Otte	144
Alpenlied auf Rizi-Scheideck, von Pfyffer zu Neueck (Luzern)	155
Zwei Lieder nach Th. Moore, von H. W. Lienlen (Kolmar)	157

Seite

Reise-Erinnerungen von David Steinbrenner (Mülhausen) 159
Die Goldhöhle von Gustav Mühl 165
Gedichte von Theodor Klein (Straßburg) 174
Jugend von F. Flarland (Straßburg) 176
Nächtliche Wanderung von W. Th. Sehring (Straßburg) 177
Der Wanderer, von Ch. Hackenschmidt (Straßburg) 178
Die Kirche zu St. Peter und Paul in Rosheim, von L. Sch. (Straßburg) 180
Gedichte von August Stöber 185
Gedichte von Fr. Otte 191
Die Barfüßermönche, Erzählung aus Mülhausens Vorzeit, von Fr. Otte 215

Biographische Notiz

über

Gottlieb Konrad Pfeffel.

»Im Strom der Zeiten, der, wie kein Jahrhundert,
Staaten und Sitten, Tugenden und Namen
Mächtig dahin reißt, steht in reinem Lichte
Pfeffel, der Dichter.«
D. Dahler.

Der Munizipalrath der Stadt Kolmar hat endlich beschlossen eine heilige Schuld an einen der edelsten Bürger, an einen der größten Männer des Vaterlandes abzutragen — Pfeffel's Denkmal soll nun bald seine Vaterstadt schmücken! Ich konnte mich, so oft ich durch Kolmar zog, oder so oft ein fremder Wanderer mich darnach fragte, eines wehmüthigen Gefühls nicht entwehren, wenn ich bedachte, daß mit der Maueriuschrift: »Rue Pfeffel,« für so vieles Verdienst, Alles abgethan sein sollte. Wohl hat sich Pfeffel in den Herzen Aller, die seine Worte kennen, ein herrliches Denkmal erbaut, das so lange die deutsche Sprache lebt, nicht untergehn

wird; wohl blüht noch, als heilige Ueberlieferung, der Kranz seiner bürgerlichen Tugenden frisch in der Erinnerung; wohl wird sein Name von Söhnen und Enkeln seiner Schüler; von den Wenigen die ihn selbst noch kannten, mit dankbarer Rührung genannt; allein es ist der Gesammtausdruck der allgemeinen Verehrung die seine Vaterstadt auch auf die späteste Nachwelt bringen soll; es ist das öffentliche Zeugniß derselben, wenn ein Denkmal in ihrer Mitte ersteht.

Gegenwärtige Zeilen machen keinen Anspruch den Menschen und den Dichter allseitig zu besprechen. Nur einige Züge zu dem edeln Bilde sollen darin entworfen werden, nach den Angaben die in Ehrenfried Stöber's, J. J. Rieder's und Paul Lehr's biographischen Notizen, in einigen brieflichen Mittheilungen und mündlichen Ueberlieferungen, so wie besonders in Pfeffel's eigenen Schriften, sich vorfinden.[1]

Die Familientradition stellt an die Spitze des Pfeffel'schen Stammbaums einen Minnesinger „Her Pfeffel," der im dreizehnten Jahrhundert, im Schwabenland lebte und frohen Sinnes in die Saiten schlug:

„Ich sah lieblich lachen. Ein rotes miundelin,
Das was so wol gevar, davon min herze wart wund.
Ir liehter ougenblig, mag mir wol truren swachen.
Mich vieng ir mimen strick.
Si ist lieblich zaller stunt und alles valsches bar.
Ich will ir Diener sin. Swenne ich sie anschowe,
Si ist miner selden schrin,
So entzündet mich ir minne. Si rosen in meien touwe,
Erblüet von süesser frucht, das ich vor liebe brinne;
Si hat reine Zucht."[2]

Pfeffel's Vater, war Johann Konrad, der jüngere Sohn eines

[1] Blätter dem Andenken Pfeffel's gewidmet, von Ehr. Stöber. Strasb. und Paris 1809. — G. K. Pfeffel, ein biographischer Entwurf von J. J. Rieder, Supplementband zu Pfeffel's Versuchen. Stuttgart und Tübingen 1820. — Notice biographique sur Th. C. Pfeffel, als Einleitung zu den Fables et poésies choisies de Th. C. Pfeffel, traduites par M. *Paul Lehr*. Strasbourg 1840.

[2] Manessische Sammlung.

Landpfarrer's in Mundingen und Niederemmendingen, in der badischen Markgrafschaft Hochberg. Dieser wackere Mann machte, als Begleiter eines jungen Edelmanns, einige Reisen durch Europa und kam nach Straßburg, wo er mit dem damaligen Intendanten des Elsasses, d'Angerwilliers und mit dem königlichen Prätor Klingling in Berührung trat. Die seltenen Verdienste, der offene kräftige Charakter des Mannes, nahmen sie für ihn ein und sie wirkten ihm eine Stelle aus als königlichem Rechtskonsulenten (jurisconsulte du roi). Er wurde als solcher bald nach Paris berufen und im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Bei einer Sendung nach Kolmar lernte er daselbst eine junge Wittwe, Katharina Weber, geb. Herr kennen und dem Zuge des Herzens folgend, verließ er sein Hofamt, heirathete seine Geliebte und ließ sich in Kolmar nieder. Der König verlieh ihm das französische Bürgerrecht und sein Ansehn wuchs nach wenigen Jahren so, daß er zum Stättmeister ernannt wurde. Er starb, ein Segen der Seinigen, und sein Andenken lebte lange Zeit in der dankbaren Erinnerung von Kolmar's Bürgern fort.

Von Vater Pfeffel's Kindern haben sich der älteste und der jüngste Sohn, jeder in besonderer Richtung, ausgezeichnet. Der älteste Christian Friedrich (geb. 30. Oktober 1726), war ein Schüler und Tischgenosse Schöpflin's und lieferte Beiträge und Zeichnungen zu dessen Alsatia illustrata. Unter der Leitung seines Lehrers und Gönners unterrichtete er einige junge Edelleute, welche auf der alten Straßburger Universität ihre Studien machten. Er bekleidete hierauf (1749) eine Stelle als Hanau-Lichtenbergischer Rechtsconsulent in Paris; wurde später sächsischer Gesandtschafts-Sekretär daselbst und gewann nach und nach die wichtigsten diplomatischen Stellen. Als Schriftsteller war er sehr geschätzt, namentlich durch sein Abrégé chronologique de l'histoire et du droit public de l'Allemagne (von Robertson sehr gepriesen und in vier Ausgaben gedruckt) und durch die Recherches sur les droits du pape sur Avignon. Auch um die Sammlung von Dokumenten für die Geschichte Baierns hat er sich große Verdienste errungen.[1]

[1] Siehe über ihn: Alsa, von Ed. Stöber, S. 136 ff. — Annuaire du Haut-Rhin, 1853 *de Golbery*.

Der Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel, war das jüngste Kind und den 28. Juni 1736 zu Kolmar geboren. Seine Mutter nahm sich, nach des Vaters Tode, der Erziehung des zweijährigen Knaben mit aller mütterlichen Liebe und Hingebung an. Als Konrad sechs Jahre zählte, wurde er von seinem Bruder Friedrich getrennt; dieser bezog die Universität Straßburg und jener trat seinen Unterricht in der Schule zu Kolmar an. Beide blieben sich innig zugethan und Konrad verehrte in dem ältern Bruder einen zweiten Vater.

In einem seiner schönsten Gedichte: „An die Nachwelt" (1800), wo er die wichtigsten Scenen seines Lebens schildert und sein Glaubensbekenntniß ausspricht, ruft er ihm noch dankbar zu:

„O Freund! o Bruder! Segen kröne
Dein graues Haupt, vom Gram gebeugt;
Du hast, beim Eintritt auf die Scene
Des Daseins, mir den Weg gezeigt,
Und mich dem Weisen übergeben
Der meinen Geist mit Licht genährt,
Die Kunst zu denken mich gelehrt,
Und die noch größre Kunst zu leben."

Und in der Threnodie[1] (1807), wo er des Edeln Tod beweint, bricht er noch in die rührenden Worte der Liebe und Verehrung aus:

„Verschwunden, ach! für diese Welt verschwunden!
Und mit ihm schwand das Licht, das mich umgab.
Ach! und sein Geist ward fern von mir dem Staub entwunden,
Und fern von mir ist des Geliebten Grab.

O tragt mich hin, ihr Zittige der Winde!
Des Schmerzes Thräne .... die verbot er; nein!
Des Segens Thräne soll, bis ich ihn wieder finde,
Den Hügel mir zum Bethel weihn.

Zum Perlen-Diadem laß meine Thränen werden,
Und schmücke, Gott, damit sein Silberhaar.
Nur dir ist es bekannt, was er auf Erden
So vielen, ach! und seinem Bruder war."

[1] Zuerst gedruckt im Alsatischen Taschenbuch für 1808, herausgegeben von Chr. Stöber, S. 5.

Nachdem der junge Konrad den ersten Grund seines Wissens in Kolmar gelegt hatte, nahm ihn (1750) ein naher Anverwandter, der Superintendent Sander in Könderingen, bei Emmedingen (Großherzogthum Baden), zu sich und wirkte durch Wort und Beispiel auf den regen Geist und das empfängliche Herz des jungen Pfeffel's höchst wohlthätig ein. Er führte ihn in die Schätze der klassischen Literatur ein und machte ihn mit den Leistungen der deutschen Schriftsteller bekannt; von ihm erlernte er das Technische der Poesie und wurde zu den ersten dichterischen Versuchen aufgemuntert. „In dieser frühen Periode," sagt sein Biograph Rieder, „war es auch wohl, wo sich Pfeffel's Phantasie an den reinen Strahlen entzündete, womit die Natur die herrlichen Gefilde zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen, und besonders das Oberland, wo sich die Bergketten dem majestätischen Strome nähern, als mit einem Zauberschimmer übergossen hat. Welchen Eindruck diese üppige Natur auf das junge Gemüth gemacht, und welchen Reichthum von Farben und Bildern dasselbe in sich aufgenommen habe, erkennt man daraus, daß, nach fünfzig Jahren Blindheit, die holde Göttin dem innern Auge des Dichters sich noch immer in jugendlicher Schönheit darstellte."

Obgleich Pfeffel von starkem Körperbau war und einer dauerhaften Gesundheit zu genießen schien, so brach doch schon in dieser Zeit der Quell seiner Leiden auf, der sich so verderblich über sein ganzes zukünftiges Leben ausgoß. Er litt manchmal schon an Augenentzündungen, wodurch sein Gesicht sehr geschwächt wurde und auch andere Krankheiten fanden darin ihren Keim. — Wie ihn in dieser Zeit die Vorsehung so liebevoll und auf so augenscheinliche Weise beschützte, beweist Folgendes: „Einst plagte er seine Mutter um die Erlaubniß mit einigen Jugendfreunden eine schöne Sommernacht in einem Gartenhause vor den Thoren der Stadt zubringen zu dürfen. Diese hatte Gründe, es nicht zuzugeben und beharrte standhaft auf ihrem Willen. In eben der Nacht entstand ein heftiges Gewitter und das Gartenhaus wurde vom Blitzstrahl zerschmettert. Eine unsichtbare Hand leitete das Unglück an dem theuern Haupte vorüber."[1]

[1] Siehe Rieder a. a. O.

Im fünfzehnten Jahre (1751) bezog Pfeffel die Universität Halle, wo er Jurisprudenz und besonders das Staatsrecht studirte. Zudem beschäftigte er sich noch mit Philosophie, Mathematik und Naturlehre. Unter seinen Lehrern waren Rettelblatt, Maier, Krüger, Lange und Christian Wolf die vorzüglichsten. Der Edle durfte sich leider dem glühenden Drange nach Wissenschaft, der in seinem Innern sich regte, nicht ganz hingeben. Mit leidenden Augen war er nach Halle gekommen und sein Uebel nahm hier so zu, daß sich bald Flecken auf beiden Augen zeigten und er mußte die Universität früher als er es gewünscht hatte (wiewohl erst im Spätjahr 1753), verlassen. In Dresden besuchte er seinen Bruder, der ihn bewog seine Augen von den churfürstlichen Aerzten untersuchen zu lassen, und auf die angewandten Mittel erfuhr er wirkliche Besserung. Auch Leipzig besuchte Pfeffel noch vor seiner Rückkehr in die Heimat und lernte dort einen längstgeliebten Mann, den edeln Gellert kennen, dessen Fabeln und Erzählungen ihn schon als Knaben angezogen hatten. „Oft hörte ich Pfeffeln," sagt Ehrenfried Stöber,[1] „mit seliger Rückerinnerung von den Stunden sprechen, die er im Umgange mit diesem Trefflichen verlebte. Nie erlosch sein dankbares Andenken. Wie zart empfahl er Schonung für Deutschland einem jungen französischen Krieger, dem Grafen von Custine, um seines Verehrten willen:

„Freund, pflanzest du auf deutsche Wälle
Einst dein Panier mit tapfrer Hand,
So denke stets, auch diese Stelle
Gehört zu Gellert's Vaterland."[2]

Diese Schonung für Deutschland, welche Pfeffel um Gellert's willen seinem jungen Freunde Custine empfohlen hatte, erwiederte der baierische General von Wrede, der, im Jahr 1814, während der Occupationszeit, seinen Truppen befahl Kolmar, als Pfeffel's

[1] Blätter dem Andenken Pfeffel's gewiedmet, S. 37.

[2] Diese Zeilen bilden den Schluß der Anwendung des bekannten Gedichtes der Knabe und sein Vater: („Ein Schüler aß, wie viele Knaben, Die Datteln für sein Leben gern." u. s. w.)

Vaterstadt zu ehren und sein Haus und seine Nachkommen von aller Kriegslast freisprach.[1]

Im Jahr 1754 kehrte Pfeffel in's Elsaß zurück und verlebte einige Jahre abwechselnd bald in Kolmar, bald in Straßburg. In letzterer Stadt wohnte er gewöhnlich bei einem Anverwandten, dem Handelsmann Divour, dessen Tochter Margaretha Cleophe, Pfeffel's leitender Schutzengel ward, durch die dunkle Bahn seines Erdenwallens. Die Augenleiden kehrten in dieser Zeit heftiger als je zurück. Was sich nun begab, theilen wir aus der schon besprochenen Biographie von Pfeffel's mehrjährigem Gehilfen Nieder, mit: „Oft lieh auch die gütige Freundin dem Halberblindeten das hellere Auge zum Lesen und zum Schreiben. Einst, im Frühjahr 1758 — am rechten Auge sah er schon nicht mehr, und auch am andern litt er — war er wieder zu Straßburg. An einem Abende, da man eben im Familienkreise saß, bat er die Eltern seiner Freundin, daß sie ihr erlauben möchten, ihm einen Brief zu schreiben. Diese bot ihm, nach erhaltener Einwilligung, den Arm zu dieser Gefälligkeit, gieng mit ihm auf sein Zimmer, und ihm zur Seite sitzend, schreibt sie, was er mit bebender Stimme ihr vorsagt und was sie mit pochendem Herzen anhört, eine Erklärung der Liebe — an sich selbst. Von den ersten Zeilen an kann sie nicht daran zweifeln; doch hat sie Stärke genug zu endigen, und erst die Frage der Aufschrift entwickelt die von einem Nichtsehenden originell angelegte Scene der Liebe. Keine Schilderung! lieber den eigenen Ausdruck der Empfindungen des Glücklichen:

> „O du, der du mir sie gabst, der du die werdende Seele
> Nach deinem Bilde, o Allmächtiger, schufst,
> Für mich so schufst, sey gelobt! Kann dieses heilige Zittern
> Kann das dich loben, Jehovah, mein Gott!"

Der Bund ward geschlossen, und die Zukunft lächelte heiter den

[1] Der General ließ eine hölzerne Tafel vor Pfeffel's Haus hängen, auf welcher mit goldenen Lettern die Worte standen: „Des Edeln, um die Menschheit verdienten Pfeffel's Haus und Nachkommen sind vor aller Kriegslast frei." Siehe *Paul Lehr*, **Notice biographique sur Pfeffel**. S. 36.

Glücklichen. Ach sie sahen die schweren Gewitterwolken nicht, die immer drohender am Horizont heraufgestiegen kamen. Das Augenübel vermehrte sich. Alle Hilfe der Aerzte wurde umsonst angewandt. Das eine Auge war verloren gegangen ohne daß ein Instrument es berührte, und kaum hatte der Unglückliche gelernt, sich in diesen wichtigen Verlust zu fassen, so ward er, im Sommer des genannten Jahres 1758, von einer hitzigen Krankheit befallen, und — o Schrecken! der Krankheitsstoff warf sich auf das noch übrige Auge. Die Aerzte erklärten, daß nur eine diesem wesentlichen Gliede Zerstörung drohende Operation den Kranken retten könne. Dieser litt nicht allein am Körper; ein tiefes inneres Leiden nagte an seinem Herzen. Sollte die holde Freundin seiner Jugend, die dem Glücklichen ihr Herz und ihre Hand zugesagt hatte, mit in sein Unglück gezogen werden; sollte sie die schönen Hoffnungen ihres Lebens dem unsichern Loos eines Blinden beigesellen? Nein, er wollte allein das Opfer sein, und so schwer es ihm auch ankommen mochte, die Hand abzuwenden, die ihn treu durch's finstere Thal hinab leiten konnte, so blieb doch sein Entschluß fest. Er ließ nach Straßburg schreiben. Die Freundin kam, mit ihren Eltern, und als sie nun vor seinem Schmerzenslager stand, eröffnete er ihr seine Gesinnung, und sprach sie von aller Verbindlichkeit los, die sie, zu glücklichern Zeiten, mit ihm eingegangen war. Allein die getreue Seele, nicht weniger großmüthig als er, trat nicht zurück, und überwand mit edelm Muthe die zarten Bedenklichkeiten des Geliebten. Der Bund der Liebe ward zum andernmal geschlossen. Bald darauf, unter den heißen Gebeten der Braut und der liebenden Mutter, erfolgte die Operation, durch die, mit dem gänzlichen Verluste des Gesichtes, das kostbarere Leben erhalten wurde — und — schon wenige Monate hernach, es war der 26. Februar 1759, geschah die eheliche Verbindung."

Wie dankbar Pfeffel der rücksichtslos liebenden, aufopfernden Gattin Zeitlebens geblieben ist, mit welcher Verehrung er von der Theuern sprach, wissen Alle diejenigen, welchen es vergönnt war, in die Nähe des ehrwürdigen Paares zu treten. Rührend besingt der Dichter die Hingebung seiner Geliebten, die er in seinen Gedichten (der damaligen Sitte gemäß) unter dem idyllischen Namen Doris feiert,

in der ſchönen Romanze „die Kapelle.“ Wir rufen den Schluß derſelben hier in die Erinnerung des Leſers:

„Dein Benno war blühend; ihm lachte das Glück,
Und dieſer kommt blind aus der Ferne zurück.
Ach, und hat nichts mehr zu hoffen.

Nichts mehr? ſprach Jutta und küßt' ihn entzückt,
Und netzt ſein Antlitz mit Zähren:
Mein Benno bedarf einer leitenden Hand,
Die reich' ich ihm morgen zum ewigen Pfand
Der Treue vor Gottes Altären.

Er ſinkt der Edeln zu Fuß und lallt
Des Segens ſchmelzende Töne.
Hier, wo er die Traute wieder fand,
Hier weihte der Prieſter das heilige Band,
Und Engel feierten die Scene.

Auch jene Scene feierten ſie,
Da deine Hand mich wählte,
O Doris! lange ſchon biſt du mir,
Was Jutta dem Pilger; Dank ſey dir,
Daß ich kein Mährchen erzählte.“

Im Gedichte „an die Nachwelt“ ruft er der, damals (1800) gleich ihm greiſen, Gattin, die Worte der Liebe und des Dankes zu:

— — „Ja, Doris du,
Du ſchufſt mir eine neue Sonne,
Und küßteſt mir die Thräne ab,
Du botſt mir deinen Arm zum Stab,
Und Friede floß und heitre Wonne
Aus deinem Herzen in mein Herz;
Du ſtimmteſt meiner Harfe Saiten,
Mein Lied ſang nie der Liebe Schmerz,
Nur ſtets der Liebe Seligkeiten.
So ſchwanden unter Luſt und Scherz
Mir meines Lebens Sommertage;
Das Lallen unſrer Kinder drang
Oft, gleich der Lerche Jubelſchlage,
In unſern frohen Wettgeſang.“

Auf den diplomatischen Wirkungskreis, den er in früher Jugend gewählt, zu dem ihn seine Familie bestimmt und zu dem er alle seine Studien angewandt hatte, mußte der blinde Mann freilich verzichten. Allein in seinem Busen loderten zwei heilige Zwillingsflammen, die in demselben, wie auf einem Altare, bis an sein Ende in stets lichterm Scheine leuchteten, die stets reichern Segen in die Nähe und in die Ferne verbreiteten. Es war die Flamme der reinsten Humanität, die ihn zu seiner Laufbahn als Erzieher der Jugend begeisterte; es war die Flamme der Poesie, die Seelenhelle in die Nacht sprühte welche sein Auge umfieng, die er als reiner Priester verwaltete und die seinen Namen im deutschen Dichterwalde von Jahrhundert zu Jahrhundert vererben wird.

In Straßburg erschien seit dem Jahre 1759 eine Wochenschrift „der Sammler," im Geiste derjenigen belletristischen Journale welche schon früher und noch um diese Zeit, in Deutschland, namentlich in Leipzig, Bremen, Hamburg u. s. w. hervorgetreten waren. Ein ehemaliger Jugendfreund Pfeffel's hatte, ohne des Dichters Vorwissen, einige Gedichte desselben in dieser Zeitschrift veröffentlicht. Da der Einsender derselben sich manche eigenmächtige Veränderungen in denselben erlaubt hatte, so sah sich Pfeffel genöthigt, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt abdrucken zu lassen. Er fügte, auf die Bitten seiner Freunde, noch andere Produkte seines Genius hinzu und gab 1761, unter dem Titel: „Poetische Versuche in drei Büchern" (Frankfurt a. M.) seine erste Sammlung heraus. Es waren Oden, Lieder, Eklogen, Gelegenheitsgedichte und etwa ein Drittheil Fabeln und Epigrammen. Sie wurden beifällig aufgenommen und zogen ihrem Verfasser die Aufmerksamkeit des Publikums zu. Schwächer vielleicht waren einige dramatische Stücke, die er theils für eine deutsche Theatergesellschaft in Straßburg, theils für Kinder[1] schrieb. Im Jahr 1762 gab Pfeffel mit einem französischen Literaten eine Uebersetzung von Lichtwer's Fabeln, in Prosa heraus. Zwei Jahre später unter-

[1] Der Schatz, ein Schäferspiel; der Einsiedler, ein Trauerspiel; Philemon und Baucis, ein Schauspiel; theatralische Belustigungen, nach französischen Mustern, fünf Sammlungen; dramatische Kinderspiele.

nahm er unter dem Titel „allgemeine Bibliothek des Schönen und Guten," eine Zusammenstellung vorzüglicher Leistungen deutscher Schriftsteller und Uebersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Spanischen. Eine neue Sammlung seiner kleinern Gedichte gab er unter der Aufschrift: „Neue Beiträge zur deutschen Maculatur. Erster und letzter Band," Frankfurt bei Garbe, 1766, heraus. Sein „Historisches Magazin," welches er in deutscher und französischer Sprache schrieb, ist eine treffliche Sammlung von Anekdoten und Zügen aus der Geschichte; es fand eine allgemein günstige Aufnahme und wurde bis in jüngster Zeit durch neue Auflagen vervielfältigt.

Der Ruhm des unermüdlich thätigen Mannes, des geistreichen Dichters, drang nun bald über die Gränzen der Heimat, und in Deutschland wurde sein Name unter den ersten und glänzendsten Erscheinungen der Gegenwart genannt. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt hatte ihn 1763 zum Hofrathe ernannt, und 1767 wurde er zum Ehrenmitglied der lateinischen Gesellschaft in Karlsruhe erwählt.

Im Jahr 1770 verlor Pfeffel den Liebling seines Herzens, sein ältestes Kind, einen zehnjährigen Knaben, der des blinden Vaters erste Stütze und Hoffnung zu werden versprach. Dieser Verlust traf den doppelt Leidenden tief in die Seele. In den ersten Jahren die ihm folgten, wurde er dadurch oft von einer bangen Schwermuth, von einem unbesiegbaren Heimweh befallen. Wie rührend drückt er diese Vaterliebe, diesen Vaterschmerz in seiner Elegie „Auf Sunim's Grabe" aus!

Wo ist das Herz, das an des Meinen Seite
Noch jüngst so laut, so feurig schlug,
Als ich zum Freunde mir den Knaben weihte,
Der schon den Tod im Busen trug?

Sein Geist entfloh, zu groß für seine Zelle;
Sein Herz, für diese Welt zu rein,
Verwelkte; doch der Liebe heil'ge Quelle
Schließt kein Gefäß von Muskeln ein.

Er lebt, er liebet fort und seiner Jugend
Reicht Gott des Mannes Palme dar,

Ihm, dessen letzte That noch eine Tugend,[1]
Schon eines Engels würdig war.

Du, der du sanft die holde Blume küßtest,
Als sie an meiner Brust verdarb;
Sprich, du sein Schutzgeist, wenn du sterben müßtest,
Stürbst du nicht wie mein Sunim starb?

Ach und ich lebe; doch versiegt ihr Zähren,
Versiegt, er könnte meinen Schmerz
Vom Himmel sehn und meine Thränen wären
Auch dort noch Dolche für sein Herz.

Führt mich zurück, ihr Engel! selbst das Hoffen
Auf's Wiedersehn wischt sie nicht ab;
Denn ach, das Bäumchen, das der Strahl getroffen,
War eines blinden Vater's Stab.

Noch immer war der Schmerz um seinen geliebten Knaben in Pfeffels Herzen nicht erloschen, allein er war stiller und sanfter geworden, und aus demselben entsprang, wie er selbst es uns in einem seiner Gedichte sagt, der Gedanke „von nun an vieler fremder Kinder Vater zu werden." Er faßte die Idee zur Gründung einer Erziehungsanstalt, in welcher junge protestantische Edelleute, die sich dem Kriegsdienste widmen wollten, ihre Vorstudien machen könnten. Er theilte den Plan zu dieser Stiftung seinem Bruder in Paris und dem Vorsteher der Haldensteiner Anstalt (bei Chur, in Graubündten), Herrn Salis-Marschlins mit. Obgleich Beide über die kühne Idee eines blinden Mannes höchst erstaunt waren, so bestärkten sie ihn doch darin mit allen Kräften; sie kannten ja Beide sein edles Herz, seinen menschenfreundlichen Sinn und die Kraft und Ausdauer, die er einem großen Gedanken zu weihen fähig war.

Pfeffel drückt sich in dem Gedichte „an die Nachwelt" (1800), über die Art, wie er diesen großen Gedanken faßte, also aus:

[1] Ungern, aber der väterlichen Bitte willfahrend, reichte er standhaft dem Wundarzte den Arm, und fiel mit dem Aderschlag in tödliche Zuckungen. Siehe Pfeffel's poetische Versuche, Th. 1. S. 197, Anmerk.

„Mein Sunim, frisch benetzet wieder
Die Vaterzähre dein Gebein;
Doch ach! sie fließt nicht dir allein,
Noch mehr als einer deiner Brüder
Schläft neben dir im Friedenshain.
Nun wurde Sunims Todtenhügel
Mein liebstes, einziges Asyl,
Und mein verstummtes Saitenspiel
Umschleierten die Rabenflügel
Der styzischen Melancholie.
Einst trat sein Geist im Sternenglanze,
Gekrönt mit einem Perlenkranze,
Im Traum vor meiner Phantasie.
„Zu lange hast du bittre Zähren
Um einen Seligen geweint;
Willst du mein Angedenken ehren,
So nütze; werd' ein Kinderfreund,
Und bilde durch der Weisheit Lehren
Mir Brüder, bis uns Gott vereint."
So sprach der holde Geist und küßte
Von meiner Stirn den süßen Traum.
So labt kein Born, kein kühler Baum
Das Herz des Wallers in der Wüste,
Wie mich sein Kuß. Ich wachte kaum,
So strömten ungeahnte Kräfte
Wie Balsamthau durch mein Gebein,
Und der Gedanke, dem Geschäfte
Des weisen Salis mich zu weih'n,
Erhob sich schnell in meiner Seele.
Gewiß gab ihn ein Gott mir ein;
Denn jetzt da ich den Schritt erzähle,
Erschreck' ich selbst vor meinem Muth,
Den jener edle Freund noch nährte."

Hören wir nun das Nähere über unsers Pfeffels Absichten, die Worte desjenigen seiner Biographen, der ihm am nächsten stand:[1]

„Sein Plan war anfangs ein pensionnat militaire, ein Kosthaus für junge protestantische Edelleute, die sich dem Kriege widmen, zu er-

[1] Rieder, S. 35 u. ff.

richten, und solches im Kleinen, nach dem Modell der königlichen Kriegsschule zu Paris, und unter besonderer Vergünstigung des Hofes, anzulegen. Er machte dabei seine Rechnung nur auf zwölf junge Leute, die von guten Lehrern und Meistern aus der Stadt unterrichtet werden, und über welche ein besonderer Hofmeister die Aufsicht führen sollte. Für sein eigenes Fach wollte er sich bloß die Regierung des Ganzen, die Beobachtung der Lehrer, den Briefwechsel sowohl mit den Eltern, als mit einigen um die Erziehungskunst verdienten Männern, allemal Arbeit genug, vorbehalten. Diese Idee, die für diese Gegend wenigstens ganz neu war, und zu welcher seine taktischen Arbeiten viel beigetragen hatten, sollte, mit seinem Vortheil, das allgemeine Beste, welches dem edeln Menschenfreunde immer mehr als sein eigenes Interesse am Herzen lag, befördern helfen; denn eine solche Erziehungsanstalt fehlte gerade dieser Provinz; wegen dieses Mangels und weil die königliche Schule zu Paris keine Protestanten aufnahm, mußten die elsässischen Edelleute und andere vornehme Personen ihre Kinder in's Ausland schicken, wo sie nicht immer die für ihre Lage zweckmäßigste Bildung erhielten. Aus dieser Rücksicht glaubte er auch um so eher die Unterstützung des Hofes erhalten zu können. Um diese bewarb sich eifrig sein Bruder zu Paris, und im Frühjahr 1773 erfolgte eine Entscheidung des Ministers, welche indeß bloß dahin gieng, „daß der König es billige (trouve bon), daß Herr Pfeffel seine nützlichen Absichten in Ausübung bringe," ohne eben das Institut in nähern Schutz nehmen zu wollen. Doch erhielt er bald darauf die Erlaubniß Uniform zu tragen und die Trommel zu rühren."

Das Institut wurde zu Ende 1773, unter dem Namen École militaire de Colmar eröffnet. Bald strömten nicht nur aus dem Elsasse, sondern auch aus dem innern Frankreich, der Schweiz, aus Deutschland, England und Rußland zahlreiche Schüler herbei. Der Plan der Anstalt mußte erweitert werden, und Pfeffel gesellte sich zu seinen humanen Zwecken, den edeln Lerse[1] bei, der als Inspektor der Schule, mit segensreichem Wirken ihm zur Seite stand.

[1] Es ist dies derselbe Lerse (Leiningischer Hofrath) von welchem Göthe im neunten Buche seiner »Dichtung und Wahrheit«, uns ein so anziehendes Bild entwirft und den er als Franz Lerse, im Götz von Berlichingen,

Lerse gewann bald Pfeffels innige Freundschaft; dieser setzte ihm in dem Gedichte „an die Nachwelt", ein schönes Denkmal:

„Entflammt von einer heil'gen Gluth,
Die selbst der Priesterhaß nicht störte,
Bestieg ich meinen kleinen Kahn,
Und wenn mir Ungewitter drohten,
So schloß ich fest an den Piloten,
Den sich mein Herz erkohr, mich an.
Ach Gott! auch er ist bei den Todten;
Mein Lerse gieng mir auch voran!"

Die école militaire wurde nun bald in eine académie militaire umgewandelt, und ihr Ruf drang nach allen Seiten hin.[1] Sie lieferte:

verewigte. Hier Göthe's Worte in dieser Beziehung: „Da er sich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig bei mir ein, und als ich den Götz von Berlichingen schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen, und der wackern Figur, die sich auf eine so würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben."

[1] Hier noch Einiges über die Einrichtung dieser Anstalt:

„Das Institut hatte, außer dem Direktor Pfeffel und dem Inspektor Lerse, vier Hofmeister und zwölf bis fünfzehn wissenschaftliche und andere Lehrer. Die mittlere Zahl der Zöglinge war vierzig, die Externen oder Stadtkinder nicht mit eingerechnet. Das Alter der Aufnahme war von eilf bis vierzehn Jahren.... Die Gegenstände des Unterrichts waren: Allgemeine: die Religion nach dem Lehrbegriff der beiden protestantischen Kirchen, die deutsche und französische Sprache, Mythologie, Geschichte, Erdbeschreibung, Statistik, Rechenkunst, Geometrie, und die Anfangsgründe der Naturgeschichte und Physik, der Weltweisheit und der schönen Wissenschaften; das Schreiben, Tanzen, Fechten und die Waffenübung. — Besondere: die lateinische, italienische und englische Sprache, die Waffenkunde und die ersten Begriffe von der Taktik. Diese Lektionen hiengen von der Wahl der Eltern und von den Fähigkeiten der Kinder ab. Privatlektionen: die Geschichte des Vaterlandes eines jeden Zöglings, das europäische Staatsrecht, die Civil- und Kriegsbaukunst, nebst der dahin gehörigen Planzeichnung, die Musik und die Reitbahn.... Pfeffel gab selbst den Religionsunterricht. Er war ein großer Freund der Sokratik." Siehe Rieder a. a. O., S. 38 u. ff.

„Prinzen, Staatsmänner, Krieger, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Landökonomen.[1] Aber nicht nur die Zöglinge, auch die Hofmeister, die Lehrer, die Sekretäre verdanken dem edeln Manne ihre schönste Bildung und ihr Glück. Ja man kann sagen, daß Niemand in des vortrefflichen Mannes Nähe kam, ohne mit einem reinen Gewinnst von ihm wegzugehen; und wer einmal in engerem Verhältnisse mit ihm gewesen war, dessen Schicksal blieb oft sich unerwartet herrlich fortspinnend, in seiner Hand."[2]

Neben dem Zeitaufwand und der Thätigkeit, welche die, für einen Blinden doppelt schwierige Aufgabe erforderte, pflegte Pfeffel stets mit Liebe und Begeisterung der Poesie, die ihm der Himmel zur treuen Lebensgefährtin beigesellt, damit sie ihm die dunkeln Tage seines Daseins mit hehrem Glanze erheitere. Er nahm sie als ein heiliges Geschenk der Vaterliebe seines Gottes dankbar an, und verwaltete sie mit reinem Herzen und mit reinen Händen, als ihr treuer Priester. Sein Frohsinn verließ ihn auch mitten in zahllosen Leiden nicht, und wenn ihm, unter dem Gedränge der Arbeit, unter der Last der Geschäfte das Haus zu eng wurde, so eilte er hinaus in die freie Natur, die er schwärme-

[1] Zu Pfeffel's ausgezeichnetsten Schülern gehören: die Prinzen von Isenburg. Einem derselben, dem Erbprinzen, gab Pfeffel in der Fabel: „der Bär und der Löwe", die heilsame, freimüthige Lehre:

„Mein Prinz, bei jedem Zug der Gnade,
Der Dir entstrahlt, denk' ich entzückt:
Er wallt auf seines Vaters Pfade,
Der wie ein Gott sein Volk beglückt.
Dein Herz ist groß, aus Hermann's Lenden
Stammt keines, dem an Huld es weicht.
Nur werd' es nie in deinen Händen
Zur Dose, die man Jedem reicht."

Ferner: die Grafen von Cüstine; Emanuel von Fellenberg (der nachmalige Vorsteher des Instituts zu Hofwyl; er war bis 1783 Pfeffel's Schüler); Haas, ein vorzüglicher Buchdrucker in Basel, bei dem eine niedliche Ausgabe von Pfeffel's Gedichten erschien; General von Berkheim; Metzger; von Türckheim, in Kolmar; J. E. von Dietrich und J. Lichtenberger, von Straßburg; Daniel und Jakob Dollfuß, von Mülhausen.

[2] Zu den vorzüglichsten Lehrern gehören: Böll, Butenschön, König, Lauth, Luce, Weiland, Wild. Zu den Sekretären: Schmidt, Ehrmann, Rieder.

risch liebte. Da es seinem Auge nicht mehr vergönnt war die goldenen Strahlen der Sonne einzusaugen, sich an den herrlichen Farbenbildern und Gestalten der Schöpfung zu erquicken, so schlürfte er mit desto größerer Wonne die frischen Wellen der Bergluft ein, so lauschte sein Ohr mit desto größerer Begier dem Gesang der Vögel, dem feierlichen Läuten einer fernen Glocke, dem Wohlklang einer melodischen Menschenstimme. „Es vergieng nicht leicht ein Tag," sagt Eh. Stöber,[1] „erlaubte es nur immer die Witterung und seine Gesundheit, an dem er nicht das Vergnügen des Lustwandelns genoß. Ueberraschend war es dann oft, wann er plötzlich mit einem Feuer und einer Anschaulichkeit den Fremden auf interessante Standpunkte der vorliegenden Gegenden aufmerksam machte, die gewöhnlich nur einem Sehenden eigen sind; es war in der That bewundernswerth, in welchem Grade Gedächtniß und Phantasie bei ihm die Stelle des Gesichtes zu vertreten wußten." Hier noch eine Anekdote,[2] welche Pfeffels Liebe, selbst zu weiten Bergspaziergängen beurkundet: Eines Tages führte ihn einer seiner Sekretäre zum Schlosse Hohlandsberg (beinahe zwei Stunden von Kolmar); er bestieg, von der Hand seines Freundes geleitet, die hohen Mauern der Burg, und nachdem er sich durch Andeutungen die Hauptrichtungen ihres Standpunkts hatte angeben lassen, wieß er, immer richtig, auf die umliegenden Berge, Thäler, Städte und Dörfer, gleich einem Sehenden. Nachdem sie von ihrer gefährlichen Stelle wieder herabsteigen wollten, vergiengen dem Sekretär die Sinne und er zitterte am ganzen Leibe. „Was haben Sie denn, mein Lieber?" fragte Pfeffel. — „Ach, antwortete dieser, ich habe mich zu viel gewagt mit Ihnen; mich selbst erfaßt der Schwindel auf dieser Höhe!" Zum Glück für Beide waren Hirten in der Nähe, die auf ihr Rufen herbeieilten und dem zitternden Paar im Herabsteigen hilfreiche Hand boten.

Pfeffel's stets wachsender Dichterruhm, so wie der Ruf der seiner Anstalt zu Theil ward, zogen häufige Besuche von ausgezeichneten Männern in sein Haus. Keiner verließ dasselbe, ohne von Liebe und Ehrfurcht für den geistreichen, heitern, herzlichen Dichter erfüllt zu sein. Die berühmtesten Schriftsteller seiner Zeit suchten ihn auf und viele

[1] A. a. O., S. 21.

[2] Vergleiche *Paul Lehr.* S. 32 und 33, Anmerkung.

derselben gehören zu seinen innigen Freunden, mit denen er in fortwährendem geistigen Verkehr lebte. Sein Briefwechsel gibt unter anderm folgende Namen: Bodmer, Breitinger, Gellert, Göckingk, Gotter, Hirzel, J. G. Jacobi,[1] Schnezler, Sophie La Roche, Lenz, Lavater,[2] Leß, Wilhelmine Müller, v. Nicolai, Salis, Voß,[3] L. M. Büschenthal, Oberlin, Luce, Ehr. Stöber, Lamey. Auch mit Marmontel, Delille (der einige Zeit lang in den Vogesen lebte), Florian, de Gérando, Cüstine, Perrier u. a., war er in freundschaftlichem Verkehr. — Die Versammlungen der helvetischen Gesellschaft, denen er beinahe regelmäßig beiwohnte, vermehrten stets die Zahl seiner Verehrer.[4] Im Jahr 1785 eröffnete er dieselbe, als Präsident, mit einer Rede: „Ueber die europäische Kriegsverfassung vor Erfindung des Feuergewehrs, und über die Veränderungen, welche diese Erfindung in unserm Welttheil überhaupt und in Helvetien insbesondere hervorbrachte." Sie erschien das folgende Jahr im Drucke und zog ihrem Verfasser das allgemeine Lob der Sachverständigen zu.

Je näher wir in der Jahrfolge von Pfeffel's reichem Leben dem Ausbruche der französischen Revolution kommen, um so mehr häufen sich bei dem edeln Dulder, innere und äußere Schmerzen. Bei einer Bergreise, die er im Jahr 1789 unternahm, wurde er von rheumatischen Leiden befallen, die sich namentlich im Kopfe festsetzten und auch auf

[1] Pfeffel und Jacobi (der Freiburg bewohnte) beschieden sich oft nach Altbreisach, zwischen beiden Städten etwa in der Mitte liegend, und weihten manche Stunde dem Genusse der Freundschaft und der Poesie. Wir theilen den weniger bekannten Brief des Dichters Jacobi an seinen Bruder, den Philosophen, weiter unten mit.

[2] Pfeffel und Lavater waren sich innig befreundet; sie besuchten sich oft. Die beiden Reliquien welche wir von ihnen mittheilen, waren bis jetzt nur durch Abschriften bekannt; auf dem Briefe Lavaters sind einige Verbesserungen von seiner eigenen Hand; das Uebrige hatte er diktirt.

[3] Wenige Stunden nach Pfeffel's Tode, überbrachte die Post noch einen Brief von Voß.

[4] Im Jahr 1782 hatte die Stadt Biel, in Anerkennung dessen was Pfeffel als Erzieher von etwa hundertundzwanzig Schweizersöhnen gethan hatte, ihm, seiner Frau und seinen Kindern, das Bürgerrecht ertheilt. — 1788 ernannte ihn die preußische Akademie der schönen Künste zu ihrem Ehrenmitgliede.

sein krankes Organ höchst schädlich wirkten. Um dieselbe Zeit quälte ihn auch ein anderes Uebel, welches er also zu beschreiben versuchte: „Ungeachtet seiner Blindheit lebe er, bei heiterer Luft, nicht in dichter Finsterniß, sondern sehe sich mit einer Art von Atmosphäre, gleich einem hellen durchsichtigen Nebel, in welchem manchmal angenehme Farben spielen, umgeben; wie die Luft trüber oder auch nur windiger werde, verdicke und verdüstere sich der Nebel und die Farben werden dunkler; bei ganz schlechter Witterung aber stehe es wie eine schwarze Wand vor ihm, die von allerlei scheuslichen Farben, gleich Blitzen, durchstreift werde, und in welche er sich, bei jeder Bewegung, mühsam hineinarbeiten müsse. Mit diesem atmosphärischen Feinde hatte er oft zu kämpfen und schien ihn, von Zeit zu Zeit, durch eine Bewegung mit der Hand von der Stirne über die Augen herab, von sich abwehren zu wollen. Auch pflegte er ihn gern seinen Umgebungen als Wetterpropheten zu citiren."[1]

Die französische Revolution,[2] die er anfangs, mit so vielen wahren Menschenfreunden, freudig und in begeisterter Erwartung begrüßt hatte, führte für ihn unendliche Leiden herbei. Nicht nur sah er die Sache der Freiheit, der Menschheit durch unreine Hände gefährdet, auch ihm selbst und den Seinigen bedrohte die Schreckenszeit Gut und Leben. Sein Institut wurde geschlossen; sein Bruder verbannt und seines Vermögens beraubt; viele seiner Zöglinge oder Freunde starben den Opfertod; er selbst verlor über drei Viertheile seiner Habe. Allein allen diesen schweren Prüfungen bot er seinen frommen Glauben an die Wege der Vorsehung, seinen kräftigen und reinen Sinn entgegen und verlor nie den Muth des Lebens. Nachdem sich die Stürme der Zeit nach und nach wieder gelegt hatten, zog sich Pfeffel in den Kreis seiner Familie und Freunde zurück und lebte dem Dienste der Musen. Am frucht-

[1] Nieder a. a. O., S. 68—69.

[2] Einige Lieder und viele Fabeln beziehen sich auf diese Zeit und legen ein schönes Zeugniß von Pfeffel's edler würdiger Freiheitsliebe ab. Bekannt ist seine Strophe „Auf Robespierre's Staatsbericht über das höchste Wesen," 1793:

„Darfst, lieber Gott, nun wieder sein;
So will's der Schach der Franken,
Hat flugs durch ein Paar Enaelein
Dich schon bei ihm bedanken."

barſten war er in den letzten fünfzehn Jahren ſeines Lebens (von 1793 bis zum Anfang 1809). Neben den vielen Fabeln, Erzählungen, Romanzen, Epigrammen, Liedern und Epiſteln, die theils in ſeinem eigenen Innern entſprangen, oder die gelungene Bearbeitungen fremder (namentlich franzöſiſcher) Dichter waren: ſchrieb er jene, für ihre Zeit trefflichen und durch ihre zarte Haltung, ihre liebliche Charakterſchilderung, noch jetzt anziehenden proſaiſchen Erzählungen und Novellen, wovon viele in Cotta's Damenalmanach und in der Flora zerſtreut und ſpäter in den proſaiſchen Verſuchen (10 Theile) geſammelt erſchienen. In ſeinem Nachlaſſe fanden ſich auch Briefe über Religion an Bettina, welche 1824 in Baſel erſchienen und von Hrn. Inſpektor Willm 1825 in's Franzöſiſche überſetzt wurden. Es liegt nicht in unſerm Zwecke ein Urtheil über Pfeffel's ſchriftſtelleriſche Leiſtungen auszuſprechen. Pfeffel gehört der Literaturgeſchichte Deutſchlands an und wird ſeinen ehrenvollen Rang unter den edelſten Schriftſtellern ſtets behaupten. Werfen wir nun noch einen Blick auf den Abend ſeines Lebens und kehren wir zuerſt in ſeinem häuslichen Kreiſe ein. Rieder, ſchildert Pfeffel in dieſer Hinſicht alſo: „Er arbeitete mit der größten Ordnung und Pünktlichkeit. Sobald ihm die Glocke oder ſeine Repetiruhr den angebrochenen Tag verkündigte — er ſchlief meiſt allein in dem Kabinet ſeines Arbeitzimmers — verließ er das Bette, kleidete ſich an und harrete bis eine ſeiner Töchter oder eine Enkelin aufgeſtanden war. Dieſe kam auch bald zu ihm, ſich freuend, die erſte am frühen Morgen des geliebten Vaters ehrwürdige Wange zu küſſen. Hatte er etwa, welches oft der Fall war, in ſchlafloſen Stunden der Nacht, eine Fabel oder ein Epigramm gedichtet, ſo war ihr erſtes Geſchäft, dieß in ein dazu beſtimmtes Buch niederzuſchreiben;[1] alsdann wurde etwas Erbauliches

[1] Hinſichtlich dieſes Niederſchreibens von Gedichten, berichtet uns Chr. Stöber, in einem Briefe vom 16. Juni 1804 (Erwinia, 1838. S. 126 und 127): „Stellen Sie ſich einmal vor, meine Beſte, welch' ein ungeheueres Gedächtniß der Mann beſitzt! Da man es ſich zu wiederholten Malen erlaubt hat ihm Manuſcript zu entwenden, ſo ſchreibt er nun von ganzen Geſängen, die oft aus mehrern hundert Verſen beſtehen, blos das letzte Wort, den Reim jedes Verſes auf. Das Uebrige bleibt in ſeinem Gedächtniſſe treu verwahrt, und er ſchreibt es erſt nieder, wenn er es unmittelbar zum Drucke befördert.“

gelesen und damit der neue Tag eröffnet. War bis zum Frühstück noch mehr Zeit übrig, so wurde mit einer andern ernsthaften Lektüre fortgefahren. Nach dem Frühstück kam sein Sekretär, meist Jünglinge und oft Söhne seiner Freunde, zu ihm, und es wurde bis Mittag gearbeitet; doch so, daß diese Arbeit wenigstens einmal ein Gang in die Stadt und regelmäßig kurz vor dem Mittagessen, ein Spaziergang in's Freie unterbrach. Nach Tisch, wo er gern im Gespräch verweilte, lasen ihm seine Töchter die Journale oder sonst etwas Leichtes vor, bis um halb vier Uhr sein Sekretär wieder kam und die Arbeit anfieng, die bis sieben Uhr dauerte und zwischen welche wiederum ein Gang in die freie Natur eingeschaltet wurde. Die Stunde vor dem Nachtessen brachte er gewöhnlich in einer Gesellschaft von Männern zu, welche sich des Sommers im Garten eines geschätzten Arztes[1] versammelte, und die er durch seinen unerschöpflichen Geist und durch das Talent, jedem Gespräch eine interessante Wendung zu geben, belebte. Die Zeit nach dem Nachtessen bis zum Schlafengehen gehörte ganz seiner Familie, die, zahlreich und eines solchen Hauptes werth, um ihn her versammelt war.... Wer Pfeffel nie hier in seinem Familienverein gesehen hat, hat ihn nur halb gekannt.[2]"

[1] Doktor's Bartholdi. In dem schon oben angeführten Briefe Ehr. Stöber's, sagt derselbe von einem Besuche den er mit Pfeffel in diesem Garten machte: „Hr. Pfeffel schlug uns einen Spaziergang nach dem Bartholdischen Garten vor; dies ist Abend's der Vereinigungspunkt mehrerer wackerer Männer, wozu auch Fremde, wenn sie von einem Mitgliede der Gesellschaft begleitet sind, eingelassen werden. D. Bartholdi ist Pfeffel's vieljähriger Freund, ein Lob das jedes andere entbehrlich macht. Der Garten selbst ist sehr geräumig, er faßt viele ehrwürdige Bäume in deren Schatten das trauliche Wort noch traulicher wird. Hier scheint Vater Pfeffel so ganz sich zu behagen, geehrt von Allem was ihn umgibt, entfaltet sich hier ungestört sein Inneres, besonders seine liebenswürdige Gesellschaftlichkeit, die sich hier so unbefangen ausspricht ... Wie rührend ist es, diesen Patriarchen Alsatien's mit voller Seele über das Schöne und Gute sprechen zu hören, ohne daß er dabei, was dem Greise so oft geschieht, in den leidigen Predigerton verfällt! Aber vor Allem zeigt sich hier der epigrammatische Pfeffel; ein sinnreicher Einfall, ein Anekdötchen folgt dem andern."

[2] Von den dreizehn Kindern Pfeffel's lebt noch Hr. Karl Pfeffel, in Frankfurt am Main, wo er mit dem Bankier von Bethmann lange Zeit associrt war, jetzt aber von den Geschäften zurückgezogen ist.

In seinen letzten Jahren trat Pfeffel auch wieder durch öffentliche Wirksamkeit auf. Er war Präsident der Unterrichtskommission, welche nach der Wiederherstellung der öffentlichen Erziehungsanstalten gebildet wurde; zweiter Präsident der Société d'émulation und auf des trefflichen Präfekten Noels Bitten unterzog er sich dem Amte eines geschwornen Uebersetzers an der Präfektur, dem er mit der größten Pflichttreue oblag. Als Mitglied des Direktoriums und General-Konsistoriums der Protestanten Augsburgischer Konfession, wirkte er mit vieler Liebe und erwarb sich um Kirchen und Schulen unvergängliches Verdienst. Die Société des sciences et arts in Straßburg und die königliche Akademie der Wissenschaften zu München ernannten den würdigen Dichtergreis zu ihrem Ehrenmitgliede. Der damalige Kronprinz von Baiern schickte den Bildhauer Christen, einen Schüler Canova's, nach Kolmar, um Pfeffels Büste zu verfertigen; sie wurde in karrarischem Marmor ausgeführt und im königlichen Musäum aufgestellt. Napoleon ernannte ihn, durch einen öffentlichen Akt unter die Zahl der verdienstvollen Gelehrten des Reichs und setzte ihm ein Jahrgehalt aus, das nach seinem Tode auf die Wittwe übergieng. Pfeffel schrieb in dieser Beziehung das Sinngedicht: An Napoleon:

„In meiner Hütte suchst du mich
Mit einer Wohlthat? das macht Freude!
Sie ist nicht Lohn der Schmeichelei:
Das, Cäsar, ehrt uns beide."

Von Pfeffel's ältern Freunden waren bereits viele schon zu den Vätern gegangen; Schlosser, Lavater, Hirzel, Sarasin, Lerse. Nun verlor er 1807 auch noch seinen ältesten und besten Freund, seinen geliebten Bruder. „Ich komme bald! bald!" rief er oft in seinem tiefen Schmerze, während dessen seine Gattin und seine Kinder im Stillen Thränen vergossen. Seine körperlichen Leiden nahmen nun immer mehr überhand; er litt oft unaussprechlich, blieb aber bis zum Ausgange kräftigen und heitern Gemüthes. Den 29. Februar 1809 feierte er unter dem Jubel seiner Familie und dem Segen seiner Freunde sein goldenes Hochzeitsfest, an welchem er durch ungewöhnliche Fröhlichkeit Alles um sich her belebte. Bald darauf nahm sein Uebel mit mehr Heftigkeit zu und sein Schmer-

genszustand wurde nur durch kurze Zwischenräume der Ruhe unterbrochen. In einer der letzten Wochen sagte er einst zu seinem Tochtermann (Prof. Ehrmann): „Ich habe eine Idee, die ein schönes Gedicht, (Fenelon), geben könnte; aber jetzt ist es zu schwer für mich.“ Nach einiger Zeit fieng er wieder an: „Wenn ich dieß noch zu Stande brächte, dann machte ich keines mehr.“ Und es kam zu Stande; bald darauf diktirte er es seinem Gehilfen.

Mit ruhiger Fassung und um seine Angehörigen mehr wie je besorgt, erwartete er den Augenblick seiner Auflösung. Er kam. Den 1. Mai 1809, um zwei Uhr Morgens, brach die Seele ihre Hülle entzwei und von keinem irdischen Schleier mehr verhüllt, schaute das himmlische Auge des Verklärten das Licht der Ewigkeit! Pfeffels Leichenbegängniß wurde den 3. Mai gehalten; nahe und ferne Freunde strömten herbei, dem edeln Manne die letzte Ehre zu erweisen. Auf seinem Sarge lag eine Krone von Immortellen. Das einfache Kreuz auf seinem Grabeshügel enthält die Worte: „Seine Seele gefiel Gott wohl!“

Mehrere gelehrte Gesellschaften des Auslandes und Freundeskreise in der Heimat begiengen Pfeffel's Todesfeier. Den 10. November 1811 ließen der Großmeister der Universität und der Rektor der Akademie von Straßburg seine Büste im Aktensaal des College von Kolmar aufstellen um sein Andenken in dem Herzen der studirenden Jugend immer lebendig zu erhalten!

August Stöber.

Verzeichniß von Pfeffel's sämmtlichen Schriften, in chronologischer Ordnung.

Poetische Versuche, in drei Büchern. Frankfurt, 1761.

Der Schatz, ein Schäferspiel. Frankf. 1761.

Versuch in einigen Gedichten. Frankf. 1762.

Fables de Lichtwehr, traduit de l'allemand, 1762 (mit d'Aguerbe).

Der Einsiedler, ein Trauerspiel. Karlsruhe, 1763.

Philemon und Baucis, ein Schauspiel. Straßburg, 1763.

Theatralische Belustigungen, nach französischen Mustern; fünf Sammlungen. Frankfurt und Leipzig, 1765—1774. (Manche Stücke dieser Sammlung sind auch einzeln erschienen.)

Neue Beiträge zur deutschen Makulatur. Frankfurt, 1766.

Dramatische Kinderspiele. Straßburg, 1769.

Lieder für die Kolmarische Kriegsschule. (Kölln) 1778.

Principes du droit naturel, à l'usage de l'école militaire de Colmar. Colmar, 1781.

Historisches Magazin für den Verstand und das Herz. Zwei Bände; deutsch und französisch. Erste Ausgabe. Straßburg, 1792.

Fabeln der Helvetischen Gesellschaft gewidmet. Basel, 1783.

Pfeffel's Schriften. Erste Sammlung. Gedichte. Giessen, 1784 (unächt).

Poetische Versuche von Gottlieb Conrad Pfeffel; drei Theile. Basel, 1789. (Nachdruck, Wien 1791.)

Poetische Versuche von G. K. Pfeffel. Stuttgart und Tübingen 1803—10, vierte Ausgabe; zehn Theile.

Prosaische Versuche von G. K. Pfeffel. Stuttg. und Tübing. 1810—13; zehn Theile: Supplementband (enthält Pfeffel's Biographie von J. J. Rieder) 1820.

Pfeffel's Geistesblüthen (eine Auswahl für die Jugend). Straßburg.

Briefe über Religion an Bettina. Basel, 1824.

Poetische Versuche von G. K. Pfeffel. Kolmar und Straßburg, 1834; fünf Theile.

Fabeln und poetische Erzählungen von Pfeffel, in Auswahl herausgegeben von H. Hauff; zwei Bände. Stuttg. und Tüb. 1840.

Beilagen.

Brief von J. G. Jakobi an ſeinen Bruder über Pfeffel's Tod.

An wen ſollte ich in meiner Trauer um Pfeffel mich eher wenden, als an Dich, mein Lieber, mit dem ich ſeit den Kinderjahren ſo manchen gemeinſchaftlichen Verluſt beweinte, und der in meinem eignen Leiden mir oft ſo tröſtend die Hand bot? Du ſaheſt ihn nie, den brüderlichen Freund unſers verewigten Schloſſer und den meinigen; aber du liebeſt ihn, wie er Dich liebte, redeteſt von ihm mit eben der Empfindung, mit welcher er über jeden kleinen, Dich betreffenden, Umſtand mich befragte; und ſelbſt ſeine ehrenvolle Aufnahme in die Akademie der Wiſſenſchaften, deren Vorſteher Du biſt, war ihm als Erfüllung eines, zuerſt von Dir öffentlich ausgeſprochenen Wunſches, doppelt theuer. Wer alſo weiß beſſer, als Du, was ich verlor? Ach, und ſeitdem Schloſſer dieſe Gegend verließ, war er von meinen älteren Freunden der Einzige, der in meiner Nähe lebte! In wenigen Stunden konnten wir am dieſſeitigen Rheinufer zuſammentreffen, wo wir einander wechſelweiſe nach Freiburg oder nach Kolmar abholten. Welch ein Augenblick dann, wenn vor dem Gaſthofe der Wagen des früher angekommenen Freundes ſchon da ſtand, und die Deichſel, zu der meinigen hingekehrt, mich die ganze Seligkeit eines ſolchen freundlichen Begegnens auf dem Wege durch's Leben fühlen ließ! Und nun, wenn ich ſeinen Brudergruß hörte, in ſeinen Armen war! Nicht minder beglückten mich die folgenden Tage unſeres Beiſammenſeins; die

Morgenſtunden, in denen Pfeffel, mit einer Beſcheidenheit, welche zwar gern mit großen Talenten ſich vereinbart, aber doch, in dem Grade, ſelten iſt, mir ſeine neueſten Gedichte mittheilte, meine Bemerkungen darüber, und Vorſchläge zu Verbeſſerungen forderte; die heiteren Mittagsmahle, ſtets ergiebig an ernſten und launigen Erzählungen; und die Abende, welchen ein vertrautes Geſpräch zwiſchen uns beiden eine Art von Weihe gab, oder die, in einem auserleſenen Zirkel, unter dem gewinnreichſten Ideentauſche nur zu ſchnell vorüber eilten. Jede Minute wurde benutzt, bis auf die letzte, da wir bei dem Lebewohl zugleich einen künftigen Beſuch verabredeten. So ſchieden wir voll Hoffnung von einander, und es blieb uns ein herrlicher Nachgenuß. — Alles das iſt nun für mich dahin; jedoch nicht auf lange; denn in meinem Alter hat man ja von dem Grabe des entſchlafenen Freundes zum eigenen Grabe nicht weit. Darum waren die Thränen, die ich um meinen Pfeffel vergoß, Thränen der ſtillen Wehmuth, nicht des bitteren Schmerzes; und darum ſchreibe ich auch Dir, lieber Bruder, keinen Klagebrief, ſondern nur Erinnerung an den Trefflichen, der, weil ihm, wie dem blinden homeriſchen Sänger, Gutes und Böſes verliehen ward, das Gute freudig genoß, und gelaſſen das Böſe duldete. In dieſen Erinnerungen finde ich Troſt, weil ſie mir bezeugen, daß der von großen und mannigfaltigen Leiden gedrückte Mann eben ſo große und mannigfaltige Vergütungen hatte, und daß ſein Leben, ſo bedauernswerth es auch, aus der Ferne betrachtet, erſchien, mit vielen ſeligen Stunden und Tagen durchwebt war. — Eh' ich Pfeffel näher kam, dachte ich niemals an ihn, ohne die innigſte Betrübniß. Ich verſetzte mich in die Lage des Unglücklichen, der, im jugendlichen Alter ſchon des Lichtes beraubt, nie wieder, auch nur den ſchwächſten Schimmer eines Sonnenſtrahls hoffen durfte; der im Finſtern ſchlief, und im Finſtern erwachte; kein menſchliches Antlitz mehr ſah, kein Lächeln, keine Thräne mehr; für den, wenn der Frühling ihm ſeinen Blüthenduft zuwehte, über den Blüthen ſelbſt ein nächtlicher Schleier lag, und dem jeder frohe Laut, der Natur Entbehrungen ankündigte. Auf der mütterlichen Erde, welcher er nicht trauen konnte, gieng er auf ſeinen Stab und ſeinen Führer geſtützt, umher, ihren tauſend und tauſend Schönheiten ſo

nah, und dennoch ausgeschlossen aus dem Paradiese der Schöpfung. Wenn es dem Blinden genug ist Mensch zu sein, um ein heiliges Recht an das allgemeine Mitleid zu haben; wie viel härter muß ein solches Schicksal uns dünken, wenn es den Mann von feineren Sinnen trifft, weil diesem die sichtbare Welt überall Quellen einer höheren Lust öffnet, die dem großen Haufen verborgen sind! Mit schwerem Herzen also machte ich dem guten Pfeffel meinen ersten Besuch, und bei dem ersten Drucke seiner Hand hätte ich weinen mögen. Aber die heitere Stirn über den erloschenen Augen, wo kein Wölkchen von Kummer sich zeigte, der muntere Ton, mit dem er mich willkommen hieß, und nicht bloß Zufriedenheit, sondern Fröhlichkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, beruhigten mich bald. Nach einem kurzen Gespräche mit ihm bestätigte sich, was andere vorausgesagt hatten; ich vergaß allmälig seinen Zustand, wie er selbst ihn zu vergessen schien. Kein Wunder, mein Lieber! Denn er drückte sich über sichtbare Gegenstände aus, wie ein Sehender, nahm eben denselben Antheil an ihnen, wußte sie mit eben der Genauigkeit und Lebhaftigkeit darzustellen. Je länger ich mit ihm umgieng, desto mehr überzeugte ich mich, daß er nicht allein, als Dichter, die in seiner Jugend aufgefaßten Farben und Gestalten in seine Phantasie zurückzauberte; sondern, daß ihm dieselben immer gegenwärtig waren. Das einst Gesehene hatte sich so unvertilgbar in sein Gedächtniß eingeprägt, daß dem Greise noch manche von ihm, als Jüngling, durchreiste Landschaft mit allen ihren Theilen vorschwebte. Sonderbar überraschte mich's, als ich mit ihm durch eine solche Gegend fuhr, und er unweit einer Brücke — denn er pflegte sich dann und wann durch Fragen zu orientiren — mich auf ein vorzüglich schönes Thal aufmerksam machte. Was die Bergkette für ein schönes Amphitheater bildet! sagte er, und siehst du dort — indem er mit dem Finger hinwies — ganz in der Ferne den Berg, der über die andern hervorragt, mit dem alten Kastell? u. s. w. — So trug Pfeffel überall eine Welt, reich an Wundern mit sich, an welcher sein inneres Auge sich weidete. Auch gab es in dieser Welt der neuen Erscheinungen genug, weil er, um mit den Sehenden fortzuleben, sich jeden, auf eine Art interessanten, Gegenstand, dessen man gegen ihn erwähnte,

beſchreiben ließ. Da wurd' es denn einer Einbildungskraft, wie der ſeinigen, nicht ſchwer, das oft nur Angedeutete ſich auszumalen, und wieder andern, die es nicht kannten, durch die Beſchreibung deſſelben Freude zu machen. Ich hörte ihn mit der Kunſt, die er beſaß, alles zu verſinnlichen und zu vergegenwärtigen, von den neuen Anlagen um Colmar, von neuen Münzen, Gemälden, Prachtausgaben; von Uniformen der Regimenter; ſogar von ausgezeichneten Frauenzimmermoden ſprechen, und zwar von den letztern mit einem ganz eigenen Wohlgefallen am Farbenhimmel. — Du begreifſt, lieber Bruder, wie dieſes ſchon unſerm guten Pfeffel zu einiger Entſchädigung gereichte. Hierzu kam ſeine Fertigkeit, Stimmen zu unterſcheiden, und im Gedächtniſſe zu behalten, ſo daß er nach Jahren noch Perſonen, mit denen er ein paar Mal geredet hatte, gleich an der Stimme wieder erkannte. Das Organ der Sprechenden war für ihn, was für uns Phyſiognomie iſt, in ſo fern nämlich dieſe oder jene Geſichtsbildung uns auf den erſten Blick anzieht, oder zurückſtößt. Eine wohlklingende Stimme lenkte ſein Herz zu ſich hin; ſo wie die kreiſchende ihm in hohem Grade weh that, und es ihm Ueberwindung koſtete, ſich in ein Geſpräch mit ihr einzulaſſen. Er erzählte mir, daß einſt, beim Eintritt in eine große Abendgeſellſchaft, eine Dame im Vorbeigehen ihn angeredet, und nichts weiter geſagt hätte, als: Guten Abend, Herr Pfeffel, wie befinden Sie ſich? Im Tone der Grüßenden aber wäre eine ſo liebliche Melodie geweſen, eine ſo zärtliche Theilnahme, daß es ihn bis zu Thränen gerührt, und er, leider umſonſt, alles angewendet hätte, um die ſüßeſte Stimme, die er jemals gehört, wieder aufzufinden. Indeſſen bliebe ſie ihm unvergeßlich. — Da es eine bekannte Streitfrage iſt: Ob Blindheit oder Taubheit ein größeres Uebel ſei, und man faſt durchgängig den Blinden für den Unglücklichern hält, ſo war mir Pfeffel's Meinung hierüber von Wichtigkeit. Dieſe Saite aber mußte auf das zarteſte berührt, und die Veranlaſſung eines günſtigen Augenblicks dazu erwartet werden. Lange hielt ich meine Frage zurück, bis endlich, an einem traulichen Morgen, eine Unterredung mit meinem Freunde über ſein Schickſal ſie ganz natürlich herbeiführte. — Was du mich fragſt, gab er zur Antwort, iſt mir ehemals öfters eingefallen, und die Entſcheidung

war immer ebendieselbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu besinnen; ich weis es; viel lieber ohne Gesicht, als ohne Gehör! Der Taube ist ja wie verbannt aus der menschlichen Gesellschaft; da ich hingegen mit allen Menschen in Verbindung bleibe, von dem Bessern so manches köstliche Wort vernehme, und jedes gesellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Ansicht der Natur, bei der Todesstille, die ihn umgibt? Wie viele heitere Stunden verdanke ich der Musik, wie viele dem Schauspiel! Ich entbehre weit weniger, als du glaubst, und bin wirklich an den Mangel des Gesichts dermaßen gewöhnt, daß, wenn ich die Wahl hätte, sehend zu werden, oder meinen Gichtschmerz zu verlieren, ich das letzte vorziehen würde. — Allerdings waren für den armen Pfeffel seine rheumatischen Zufälle, die Krämpfe des Kopfs, und in den benachbarten Theilen, die er, wenn sie heftig wurden, gleich einem fest aufgedrückten glühenden Eisen, empfand, eine schreckliche Qual! Dennoch unterbrach dieses Leiden seinen Frohsinn nur selten auf längere Zeit. Wie es mich jammerte, wenn er oft unter solchen Schmerzen an seine Frohnarbeit gehen, und als Secrétaire interprète französische Verordnungen, Conscriptionslisten, Verfügungen wegen feierlicher Aufzüge und dgl. m. verdeutschen mußte! Er schätzte, nachdem die Revolution sein Erziehungsinstitut zu Grunde gerichtet, und die Assignaten sein Vermögen verringert hatten, jene Anstellung für eine Wohlthat; denn das sauerste Geschäft wurde ihm leicht, das gemeinste veredelte sich, wenn er es als Opfer ansah, seiner Familie gebracht. — Pfeffel's Biograph wird Dir, mein Lieber, die vielfachen harten Prüfungen erzählen, denen die Geduld des trefflichen Mannes ausgesetzt war; die blutigen Thränen, um so manche seiner Lieblinge geweint; die langen Erwartungen in der Schreckensperiode, nach ihr das sorgenvolle Ringen und Streben, mit den Ueberbleibseln seines kleinen Glücks sich wieder aufzuhelfen; alle die mühseligen Tage, die schlaflosen Nächte, und auf dem letzten Krankenlager die unaussprechlichen Schmerzen, unter denen er sein Leben endete. Wenn Du es liesest, so wirst Du gestehen, daß Pfeffel Recht hatte, die Beraubung seines Augenlichts nicht für sein größtes Unglück zu achten. Du wirst voller Verwunderung vor dem Bilde desjenigen verweilen,

der nicht allein im Gedränge so vieler Widerwärtigkeiten sich aufrecht hielt, sondern unter Gesang und Scherz auf dem bedornten Wege fort gieng, und die frohe Laune der Jugend mit in sein Alter hinübernahm. Der Kummer hatte nicht seine Stirn gefurcht, nicht seinen Nacken gebeugt, und der oft wiederkehrende Schmerz nur den Wangen einige leichte Spuren eingedrückt. Freilich war jener Frohsinn, wie er selber es rühmt, von der unsichtbaren Hand, „die Sonnen wie Goldstaub in den Raum gesäet," zur Erleichterung seines traurigen Looses, in die Wiege gelegt worden. Auch gab ihm eben diese Hand, zu Gefährten auf seiner Wallfahrt durch's Leben, einen zärtlich für ihn sorgenden Bruder, eine treue Gattin, Kinder, deren liebkosender Laut ihm erfreulich tönte in seiner immerwährenden Nacht, und Freunde, an deren Arm er, mit geschlossenen Augen, ruhig und sicher wandelte. Wie Vieles, das den müden Pilger stärken, die rauhste Bahn ihm ebnen konnte! Noch ward ihm, als mächtige Trösterin, eine der gefälligsten Musen zugesellt, die mit hohem Ernste sokratischen Witz vereinigte, ihm die Erde lieber machte, und wenn er hienieden sich fremd fühlte, seinen Geist hinschauen ließ in ein besseres Land. Der verzagt nicht, der die Muse zur Begleiterin hat. Lieder zertheilen die Nebel, die unsere Tage trüben wollen, und vor dem Witze floh schon manches drohende Gespenst. Aber alle diese Geschenke des Himmels, diese verschwenderischen Gaben der Natur, hätten meinem Freunde nicht die Ruhe, die Heiterkeit, den bleibenden Muth zu erwecken vermocht, ohne das Herz, das in ihm wohnte, geübt im Ausharren und Verläugnen, der Wahrheit getreu, die ihm theurer war, als das Leben; ohne das Wohlwollen gegen alles, was neben ihm athmete, und den unverrückten Glauben an einen Vater der menschlichen Schicksale, an eine künftige Heimath jenseit des Grabes. Mit einem solchen Herzen durfte ihm nicht grauen auf dem Boden, über den Gottes Lüfte wehen. Mit solch einer Liebe, solch einem Frieden im Innern, vertraut man dem Menschen und der ganzen Schöpfung! Seines Genius konnt' er sich freuen, weil er durch keinen Gesang ihn entehrt hatte, weil seine Begeisterung nur höheres heiliges Gefühl des Guten und Schönen war. So wie er in der Gesellschaft mit dem Tone des edlen Mannes, und des feurigen Patrioten gegen Tyrannei,

Sklavenſinn, Lüge und Trug eiferte, ohne Gallſucht und Schadenfreude, und ſo wie ſein Schatz immer das Zeichen der Gutmüthigkeit an ſich trug; eben ſo in ſeinen Strafgedichten, und in denen, wo er über die Thorheiten ſeiner Zeitgenoſſen ſpottete. Bei jeder Fabel und jedem Sinngedichte ſcheint er den Spruch Jean Paul's in Gedanken gehabt zu haben: „Die Menſchen ſoll keiner belachen, als einer, der ſie recht herzlich liebt.“

Du, mein Beſter, kennſt die Würde des Berufs, ein Lehrer der Menſchheit zu ſein; kennſt die Seligkeit deſſen, der auf ſeine Werke mit dem Bewußtſein hinblickt, daß kein Ankläger gegen ſie auftreten wird. Du ſtimmſt mir bei, daß Pfeffel ein glücklicher Mann war. Und er war es bis an ſein Ende! „Hätten Sie meinen Vater noch den Tag vor ſeinem Abſchiede geſehen!“ ſchrieb ſeine jüngſte Tochter an einen ihrer hieſigen Freunde. „Ich las ihm: Ausſichten in die Zukunft vor. Wie er die zitternden Hände faltete, und in die Höhe hob! Sein ehrwürdiges Haupt umſtrahlte himmliſche Freude. Ich ſah einen Heiligen in ihm; er gehörte ſchon dem Himmel an.“

J. G. Jakobi.

Brief-Reliquien von Lavater und Pfeffel.

1.

Lieber Gevatter Pfeffel! Ich armer verwundeter Kaſpar
Lieg' auf heißem Fleck und diktire der Pathin Louiſe
Was die Wunde geſtattet, die mir ein unfreundliches Blei grub.
Welche Tage verfloſſen, oh Bruder! ſeit ich aus Baſel
Dir in Herametern ſchrieb die Geſchichte meiner Entführung!
Laß in gemeſſener Proſa nun jenes nun dieſes mich berühren,
Was Du gerne vernimmſt, und was ich ſo gern Dir verzähle.
Zwei Verhöre gaben dem Deponenten den Anlaß
Manches freie Wort den Freiheits-Pentarchen zu ſagen.
Scharf war hie und dort der Stoff zum Verhöre, der Text ſelbſt;
Schärfer hie und dort die Erklärung, die ich dem Text gab.
Freimuth dacht' ich ſchon längſt, und hoff' es immer zu denken,
Bis man entſeelt mein Gebein zum Ziele der Sorgen und Angſt trägt,
Freimuth geziemt dem Mann, dem biedern, Bekenntniß der Wahrheit,
Freimuth, mit Würde begleitet, iſt Pflicht nicht nur, Recht nicht
nur — Klugheit.
Klugheit ſag' ich, Freund, was kligere Freunde auch ſagen,
Klugheit, welche führt viel ſchneller zum Ziel, als der Schleichweg.
Um klug zu ſein, im Auge der Welt, die nur dem Moment fröhnt,
Keine Zwecke kennt, als auszuweichen dem Tadel,
Vortheil ſich zu erringen, und Beifall des glänzenden Haufens,

Unklug zu ſein, im Auge der Welt, bei größeren Zwecken
Oft, wenn aus Liebe dies quillt, und aus Ahnung — erhabene Klugheit!
Einzige Klugheit ſei's die geradeſten Wege zu gehen,
Unerſchüttert zu ſein bei jedem erſchütternden Urtheil.
Kurz freimüthiges Wort, der terroriſtiſchen Hochmacht
Tief in die Seele geſprochen, erwarb mir das Wort der Entlaſſung,
Welches unbeſcherpte, das Haupt der Beſcherpten mir brachte,
Jacob Schmid, mein Wirth, und mein Freund, „ein Rezept für den Huſten.“
Alſo wieder frei; ich athmete reinere Lüfte,
Als ein Zimmer gibt, und ein kleiner häuslicher Garten.
Und das Hoffnungsgefühl, die Meinigen wieder zu ſehen,
Kühlte jeden Schmerz der Trennung, da mir nun im Rücken
Schwand das gute Baſel, das mehr als gefällig mich aufnahm!
Baden hatt' ich erreicht; ich eilte von Feldherr zu Feldherr
Heimgangsfreiheit mir zu erbitten, aber vergebens!
Nun, was geſchah? — Es geſchehn jetzt nur unvermuthbare Dinge.
Siehe, das Haupt der Zürcher-Beſcherpten, der, welcher erbrochen
Einen meiner Briefe, mit offener Seele geſchrieben,
Höchſt bedenklich ihn fand, und gefährlich dem Staat und der Freiheit,
Den ſein Gewiſſen trieb, und die Liebe des Staats, und der Freiheit
Dieſen bedenklichen Brief an die höchſten Behörden zu ſenden;
Eben der, welcher des Nachts, mit ſeinen Unterbeſcherpten, —
Wenig hätte gefehlt, die Glocke am Pfarrhaus zum Peter
Hätt' ihrer Mauer entſchellt, und die einſame Schreiberin dieſes
Aus dem Schlafe geweckt, in welchen ſie ſorglos verſenkt war, —
Die Papiere verlangte des Arztes nicht ahnenden Vaters,
Wie ein Dieb in der Nacht, durchmuſterte Großes und Kleines,
Was gefährlich ihm ſchien, und nicht gefährlich ſich einpackt,
Und das zahlloſe Heer der übrigen Schriften verſiegelt,
Pfenninger heißt ſein ſterblicher Name, er, ebenderſelbe
Anerbot mir ſein offenes Fahrzeug, mich hin zu dem Erſten
Aller Feldherrn zu führen, und Freiheit mir zu bewirken;

Aber Maſſena war nicht an der Stätte, wo er geglaubt ward.
Weiter führte mich dann mein Freund in die Gegenden Knonaus,
Wo mich freundliche Arme von Neffen und Schweſter empfiengen.
Jeder Verſuch war vergebens den Weg nach Zürich zu finden.
Alſo Geduld. Fünf glückliche Wochen, jedoch nicht von Qual frei,
Hatt' ich dort verlebt in Berufgeſchäften, des Pfarramts;
Denn es hatte den Pfarrer der Schlag auf der Kanzel getroffen.
Endlich kehrt ich zurück mit zween entführten Befreiten,
Welche, gleich mir, umſonſt ſich heißgeſehnt nach der Heimat,
Nach dem ferneren Baſel, wo alte Liebe mich aufnahm.
Alles war lange vergebens, was auszuführen ſo leicht ſchien.
Endlich gelang es der Liſt von edeln Frauen den Hinſchritt
Ueber die äußerſten Wachen der Franken mir ſchnell zu verſchaffen.
Mehrmals giengen ſie hin, mit Erlaubniß der Wach', jetzt auf dieſen,
Dann auf jenen Pfarrhof, zu dieſem und jenem Gevatter,
Nahmen Freunde mit, und kehrten des Abends zurücke.
So gieng einmal ich mit, und mir nichts dir nichts vorangieng
Zu dem Erſten der Wache, der ruht' in ſeiner Baracke,
Dame Hoyer, und fragte, mit unbefangener Ruhe:
Darf ich mit kleiner Geſellſchaft, Herr Kapitän, auf den Pfarrhof?
Oh, warum nicht, Madam! — Ich bitt' um ein Billet, ſprach ſie. —
Gebt mir Bleiſtift nur, antwortet der freundliche Wachtherr,
Ohne daß er ſich regt, und die kleine Geſellſchaft ins Aug' faßt.
Eilends zog ich hervor, mir den Paß zu verſchaffen — mein Bleiſtift,
Gabs der kommenden Dame, die Hoffnung den Harrenden winkte,
Und ſie eilte zurück zur niedern Thür der Baracke,
Lehnte ſich mit der Rechten auf ſie, indem man das Wort ſchrieb:
„Hin und her gehn darf, ohne Anſtand, dieſe Geſellſchaft."
Mit dem Zettelchen kam zur kleinen Geſellſchaft die Dame.
Freundin Küpfner glühte vor Freud' und nahm das Papierchen,
Ich mein glückliches Bleiſtift, und glaubte kaum, was ich ſahe.
Langſam bedächtlichen Schritts, als läg' uns nichts an dem Ziele,
Giengen wir alſo fort, und wieſen der Erſten der Wachen
Unſer Zettelchen vor. Sie hatte Reſpekt vor dem Zettel.
Sorglos ſchritten wir auch durch die zweite Wache — die Zeile

Hatte Allgewalt, wie der Wachtherr in der Baracke,
Ferner rief die dritte, die äußerſte Wache — ein Halt! uns.
Freundin Küpfner gieng voraus mit der Zeile zur Vorwacht,
Welche Anſtand nicht fand, wo ihr Herr kein Anſtand gefunden. —
Alſo — Freund und Gevatter! vorbei war alle Gefahr nun.
Welch ein Gefühl, mit einmal ſich außer den Schranken zu fühlen!
Oh, wie ſchlürft' ich hinein den Moment mit langſamer Wonne,
Gab Unvergeßlichkeit ihm, und dem Flüchtigen ewige Dauer!
Freundliche Arme nahmen mich auf, und Klugheit und Liebe
Förderten weiter den glücklichen Flüchtling, den, wo er nur hinkam,
Bruderfreud' empfieng, bis Zürichs Thürm' er erblickte.
Eins nur trübte den Blick: er erwartete früher das Antlitz
Seiner Geliebten zu ſehen, an die er Boten vorausſand.
Andere Boten ſendet er da vom Landhaus in Eckbühl.
Noch ein ſtilles Stündchen verweilt' ich ſinnend und einſam;
Nahm den Stab dann, gieng mit bedächtlichem, ruhigem Schritte,
Zürich deiner Pfort' und Euch, ihr Geliebten, entgegen.
Hergeritten erſt kam eine lange Geſtalt mir.
Welche bekannte Geſtalt? Ich darf's vor Freude kaum glauben!
Heinrich! Heinrich! Mein Sohn! — O Vater! Vater! erſcholl's mir,
Und er ſprang herunter vom Pferde, eh er mir nah war.
Welch ein jauchzendes, frohes, und welch' ein ſtummes Umarmen!
Welch ein Anſchau'n vom Scheitel zur Ferſ' und der Ferſe zum Scheitel!
Welch ein Begegnen der helleren Blicke, die Thrän' in den Wimpern!
Welche ſchnelle Fragen, mit ſchneller Antwort erwiedert!!
Wie unwiſſend gieng der hohen Freuden das Pferd mit!
So betraten wir nun, in neuer Freuden Erwartung,
Hönng, weit ſichtbar, ein Dorf, das Zürich klärer uns darſtellt.
Aber Zürich verſchwand, es verſchwand die prächtige Ausſicht,
Da wir nun das Geroll von nahenden Wagen vernahmen.
Sinds die unſern? — ſie ſind's! rief Heinrich, Vater, ſie ſind es!
Hände drangen heraus von ferne Willkommen zu winken,
Tücher wurden geſchwungen. Es trat mein Herz in mein Aug mir,
Als man ein lautes Halt! den Wagenführern zurief.

Still stand all mein Wesen, im Anschauen mancher Geliebten.
Mutterantlitz, wie leuchtetest du, da die jüngern Umarmer
Früher dem Wagen entstiegen, Momente zurück noch mich hielten!
Und wie war mir als ich nun wirklich zur Seite mich setzte,
Treues Mütterchen, dir in deine Hände die Hand legt',
Da der Wagen sich wandte, zurück zur Heimat mich führend,
Der das Erstaunen der Freud', des unerwarteten, schnellen
Wiedersehens zehnfach aus allen Bewegungen strömte,
Funkelt' in jedem Aug' und in jedem Accente gehört ward:
Brüder, Freunde, Kinder, wie neu-schön wart Ihr mir alle.
Lieblicher war ich auch euch; ihr hattet schwach mich und blaß krank
Alle verlassen, und saht, wie Neugeschaffen mich wieder.
Vater im Himmel! wie viele Freuden verbirgst du in Trübsal!
Welche Wonnen in Schmerz, o du Edelster aller Vergelter!
Zürichs Thor war erreicht. Es entströmten den Wohnungen allen
Gute, frohe Gesichter, und Hände, die Segnungen winkten.
Schnell genug konnt' ich mich nicht zur Rechten wenden, zur Linken,
Jeden freundlichen Blick mit freundlichem Blick zu erwiedern.
Was ich selbst nicht vermochte, das that, mit gefälligem Anstand,
Neben mir sitzend, die Gattin, das thaten die fröhlichen Kinder.
Haufen liefen vorher, und riefen anderen Haufen:
Lavater kömmt und gesund und heiter. — Nun wandten
Sich zur Höhe des Hauses die Pferde. — Ihrem Mittagsmahl
Rissen die Nachbarn sich los, und standen schaarweis um mich.
Welch ein neues Umarmen Geliebter verschiedenster Weise! —
Freund' und Freundinnen eilten in's wieder belebtere Pfarrhaus,
Und ein jegliches Aug sprach andere Sprache der Freuden.
Manche stellten ihr Essen auf meinen Tisch, und ein Mahl ward
Hergezaubert, wir wußten nicht wie, noch woher nur das Mahl kam.
Tag, sechszehnter August! so wardst du zum Tag uns der Wonne,
Und ein Tag der Vergütung der Leiden vom sechszehnten Mai an.
Nun genug, mein Freund! Das übrige wird die Geschichte,
Welche die Welt verlangt, die der Welt ich gebe, dir sagen.

Lavater.

2.

Kolmar, den 17. November 1799.

Liebſter Gevatter, dein Brief, von unſrer Louiſe geſchrieben,
Ja von unſrer, den Rang nimmt nach dem Vater der Pathe
Und kein Quinquevirat, in welcher Stadt es auch throne,
Und kein Sultan der Welt ſoll dieſen Titel mir rauben,
Noch den herrlichen Brief, von unſrer Louiſe geſchrieben.
Angekündigt ward er von Rieder, dem lieben getreuen,
Mir drei Tage zuvor und ungeduldig erwartet,
Denn mein Herz, das lange für dich, du Beſter, gezittert
Und um Schloſſern jetzt klagt, um ihn den edeln Geliebten,
Den der Tod uns entriß, bedurfte des himmliſchen Troſtes,
Den ihm die Botſchaft von deiner baldigen Heilung gewährt,
Und der reizende Frohſinn, der dich im Leiden beſeelt,
Und der heroiſche Muth, ſo würdig Pauls des gebundnen,
Den du für Wahrheit und Recht vor deinen Richtern gezeiget:
So entquillt des Olympiers Mund der ätheriſche Anhauch
In der trauernden Bruſt; er theilt das finſtre Gewölke,
Das den Himmel verbirgt und trocknet des Weinenden Thränen.
O! wie ſehnt ſich mein Herz an deinem ſich wieder zu wärmen
Und, es ſei nun in Baſel bei Saraſin, oder in Zürich,
Wo ich eilf Jahre nicht war, von dem was in den eilf Jahren —
Ach ſie waren ſo reich an großen und grauſigen Thaten! —
Mich im Kreiſe der Liebe, der täglich mehr ſich verenget,
Wie es die Feder nicht kann, mit dir, o Freund, zu beſprechen.

Aber nun komm ich zurück auf deinen herrlichen Sendbrief;
Leider kann ich ihn nicht in herametrischen Versen,
Wie sie im Schlaf die Muse Homers dir eingiebt, erwiedern.
Zwölfmal hab ich es kaum in meinem Leben versuchet
Herametern zu drehn; allein das Wagstück mislang mir
Immer wie heut; drum mußt du mir, Freund, mein Pfuschwerk vergeben:
Doch du vergabst ja dem Mörder, der dir den Busen durchbohrte,
Warum solltest du nicht dem Ohrenmörder vergeben?
Ach! wie starrte mein Herz, wie zitterten meine Gebeine,
Als mein Rieder zugleich mir mit der Zeitung Bericht gab:
Lavatern hat ein wilder Soldat, ein Schweizer! verwundet.
Gott, wie manches hat sich mit meinen Schweizern geändert,
Seit ihr linkes Ohr die prismatische Masche beschattet!
Glühend und kalt durchdrang mir die Post die Fibern und Adern,
Und ich flehte zum Himmel um meines Freundes Erhaltung;
Tausende flehten mit mir um meines Freundes Erhaltung.
Unser Flehn ward erhört und nach fünf ewigen Tagen
Bracht' ein gedrucktes Blättchen, mit deinem Namen gestempelt,
Mir die freudige Post: dein Bruder Lavater lebet.
Mehr noch sagte das Blättchen; es gab mir die rührende Kunde
Von der greulichen That, wie Lavater selbst sie erzählte,
Und ich dachte dabei: der Mann ist doch immer sich ähnlich!
Lob sei Gott, daß das mörderische Blei sein Leben verschonte.
Künftig mußt du, so gerne du auch die Durstigen tränkest,
Nur beim lechzenden Waller und nicht beim trunknen Soldaten,
Nennt er gleich Bruderherz dich, das Samariteramt führen.
Bruder, verzeih dem sorgenden Freund die ängstliche Warnung:
Liebreich nahmst du ja schon einmal den warnenden Wink auf,
Den ich auf fremdes Begehren dir gab, doch ohne den Freimuth,
Der dich beseelt, zu mißkennen; o nein, den werd ich verehren,
Wenn dein edles Beginnen auch gleich der Ausgang nicht krönet.
Nur ein Wort noch, o Freund, von deiner Hetschra von Basel,
Die ein Damenpaar — flugs möcht ich den Pantoffel ihm küssen —
Mit Judithischer List, doch ohne den Hauptmann zu köpfen,

Von dem Engel der Freundſchaft geleitet, ſo glücklich bewirkt hat.
Zauberiſch hat mir die Scene dein Meiſterpinſel geſchildert,
Köſtlicher noch für mein Herz war die Scene der Rückkunft,
Da, von der Gattin umarmt und von den Kindern geherzet,
Und von den Freunden umjauchzt und von den Nachbarn geſegnet,
Du das heimiſche Dach mit ſchmelzendem Buſen begrüßteſt
Und ein magiſches Mahl, gleich jenen frommen Agapen,
An der Tafel der Liebe nach langer Trennung genoßeſt.
Möge kein leidiger Sturm je wieder von ihnen dich trennen,
Noch ein bewehrter Barbar auch nur den Finger dir ritzen.
Möge der Friede doch bald die Zwietracht vom Erdball verſcheuchen,
Die, ach allzulang! ihn mit Bruderblute ſchon tränket
Und Helvetiens himmliſche Fluren in Wüſten verwandelt.
Bleib indeſſen, o Freund, wer du biſt und warſt und geneſe!
Schmeck im Schooße der Deinen das Labſal erquickender Ruhe!
Nimm für dich und für ſie von deinem Gevatter, dem Fabler,
Der als Bruder dich liebt, den Kuß der heiligen Freundſchaft
Und, verlangſt du ſein Glück, ſo fahre fort ihn zu lieben.

Pfeffel.

Eine Blume von Pfeffel's Grab.

Der Lenz war da; der Winter war entflohn,
Aus allen Gründen lächelt' Auferſtehen;
Rings alles grün! die Roſen blühten ſchon
Und Jubelruf ſcholl von den blauen Höhen.

Den ſchönen Tag hatt' ich verlebt im Hain,
Auf duft'ger Flur, auf freien Bergeswieſen,
Doch ſtill und ſinnend, mit mir ſelbſt allein,
Wollt' ich den Tag auf deinem Grab beſchließen.

Wie bald empfing mich deine ſtille Flur!
Wie bald hatt' ich die bunte Welt vergeſſen!
Kein Ton, kein Laut! Im linden Hauche nur
Erbebten rings die grünenden Cypreſſen.

Der Abend kam und den ich lang geſucht,
Den Frieden gab er meinem Herzen wieder,
Und träumend ließ ich in der ſtillen Bucht
Mich auf dein Grab, mein blinder Sänger, nieder.

Den ſel'gen Traum, ihn wird kein Sturm fürwahr,
Ihn wird die Zeit, das Alter nicht verwehen,
Denn hoch und hehr, im Silberlockenhaar,
Sah ich zumal dich lächelnd vor mir ſtehen.

Umflort dein Aug! du sahst die Sonne nicht
Im Scheideglanz am Bölchenhaupt zerfließen,
Du, der, ob blind, ein Seher doch, das Licht,
Das wahre Licht dem Volke einst gewiesen.

Du, der ob blind, des Landes leckes Schiff
Mit Rath gelenkt, ein tüchtiger Pilote,
Als es der Sturmwind an der Zwietracht Riff,
Dem fluchbeladnen, zu zerschellen drohte.

Ja stark und fest und doch so kindlich ganz,
Die Lieder zeugen's, die du einst gesungen:
Lichthelle Sterne, die im Silberglanz
Sich deiner Nacht so tröstungsreich entschwungen.

Ich drückte dir die Hand, verliest und stumm,
Im Auge nur des Dankes heiße Zähre,
Da schien es mir, als ob der Duft ringsum
Der Rosen — deiner Lieder Seele wäre.

Ich träumte viel und träumte schön und lang,
Doch als nun aus des Thales Fruchtgewinden
Die Abendglocke fern herüberklang,
Rafft ich mich auf und sah dein Bild entschwinden.

Dann kam die Nacht und zur Erinnerung
Pflückt' ich ein Röschen mir von deinem Grabe;
In meinem Garten blieb es frisch und jung
Und duftete und rankte sich am Stabe;

Und mehrte sich in frischer Blüthenlust,
Manch neues kam, das eine ward zu vielen,
Gleich deinen Liedern, wann in reine Brust
Sie segnend und befruchtend niederfielen.

Fr. Otte.

Konrad Pfeffel.

(In Straßburger Mundart.)

So lang i nurr zeruck kann denke
Isch mir der Pfeffel lieb un werth,
Rooch syne Fawle, syne Schwänke
Het's Herz als in der Schuel begehrt;
Noch manchi wort i heresaane
Us zelle forrjelose Daane.

Ja, gueder Pfeffel, frohi Stunde
Hesch du mer schunn als Bue verschafft,
Un wie e Blitzstrahl het's gezunde
Dyn Dichterfyr voll dytscher Kraft;
Was d'in der Muedersprooch hesch g'sunge
Isch dief in Herz un Seel' gedrunge!

Gar meisterli hesch d'Löenne b'singe
Im Wildgraf Hugo syni G'schicht,
De Storrk von Delft ze-n-Ehre bringe,
Un diß was d'Gracche-Mueder spricht;
Dyn Ibrahim, der's Wort het g'halte,
Zählt zue de schöenste Heldeg'stalte!

Wie manch's Gedicht wär noch ze rüehme
Vom Sänger ehreſest un blind!
Ja, meeh wie er verdient's wohl nieme,
Denn rein un edel isch er g'sinnt;
Mer spüert e frumme Geist drinn wäie,
Drum bringe syni Schrifte Säie.

Daniel Hirtz.

Der

Jude von Conſtanz.

Erzählung.

I.

Es war im Jahre des Herrn 1349, da zog eine ſchreckliche Peſtilenz durch ganz Europa und es ſtarben Menſchen und Vieh aller Orten. Das Volk aber in den Städten, wo Juden wohnten, ſchrieb ſolches Unheil dem vertriebenen Volk Gottes zu, und beſchuldigte es, die Brunnen vergiftet zu haben, und durch geheime Gräuel und Laſter den Zorn Gottes auf die Gläubigen herabzuziehen. So kam es, daß Tauſende unſchuldig und grauſam ums Leben gebracht wurden, denn wer nicht Jeſum in der Taufe bekannte, deß Habe wurde geplündert, er ſelber aber mußte des elenden Feuertodes ſterben.

Am 2. April deſſelben Jahres, als kaum die Sonne die höchſten Thurmſpitzen der Stadt Conſtanz röthete, ſaß daſelbſt in ſeiner Kammer der alte Juwelenhändler Samuel Benami. Weiße Locken fielen von ſeiner Scheitel und weiß wallte der Bart auf ſeinen Gürtel, wie ein

blühender Baumzweig, denn er zählte siebenzig Jahre. Niemand war bei ihm, weil seine Tochter Raemi und der kleine Benjamin über den See gen Ueberlingen gefahren waren, die Tante zu besuchen, die dort wohnte. Es war dort auch Elieser, der Gehülfe im Hause Samuels gewesen war, aber nunmehr in jener Stadt selbst den Handel mit Gold und edelm Gestein trieb, und der war Raemi'n verlobt. Deswegen betete der alte Samuel zu Constanz sein Morgengebet allein. In diesen Zeiten der Noth war aber die Klage der Kinder Korah sein tägliches Morgengebet, wo es heißt: „Warum verstößest du uns denn nun, und lässest uns zu Schanden werden, und ziehest nicht aus unter unserm Heere. Du lassest uns fliehen vor unsern Feinden, die uns berauben, die uns hassen; du lässest uns auffressen wie Schaafe und zerstreuest uns unter die Heiden." Bald mit gesenkter Stimme sprach er, und bald lauter, aber als die Worte kamen: „Unser Herz ist nicht abgefallen, noch unser Gang gewichen von deinem Wege"; die murmelte er grimmig in den weißen Bart, denn er war gewandelt die Wege des Herrn seit seiner Kindheit, und hatte genau geübt was das Gesetz befiehlt. Im Eifer des Betens war er nicht inne geworden, daß ein Lärm und Getöse in der Ferne erklang, und sich die Straße heraufzog, und erschreckt fuhr er auf, als drei gewaltige Schläge an seine verschlossene Hausthüre geschahen. Und wie er hinuntergieng, langsam auf den Stab die Glieder gestützt und sich durchfühlend durch die finstere Hausflur, da war der ganze Schwarm des wüthenden Volks vor sein Haus gekommen; Schimpfreden und Flüche hörte er und bittern Hohn über das auserwählte Volk Gottes, und gewaltiger schlugen sie an seine Thür. Der alte Samuel erzitterte, und wandte sich wieder hinauf zu wanken die Stiegen; da schlug der Schmied von der Rheinbrücke, der sieben Schuh groß war und stark wie ein Löwe, mit dem Hammer das Thor ein, und mit ihm herein stürzten Sebastian, der Fleischer, und der Zimmermann Martin, mit Beil und Art bewaffnet, denn diese drei waren die Anführer des Christenvolks. Draußen aber stand bei dem Haufen der Predigermönch Johannes, mit dem Crucifix in Händen; der war ein junger, schlanker, blasser Mann, hatte einen schwarzen Bart ums Kinn, und seine Augen waren wie Blitze. Der Schmied nun ergriff den greisen Mann von hinten, als er die Treppe

hinauf floh, und ihn auf seine Schultern wie einen Sack und brachte ihn hinaus. Das Volk erhob einen großen Jubel und sie spieen ihn an, und warfen ihn mit Koth und Steinen, und einer der von hinten stand, schlug ihm mit der Hand auf das vom Rücken des Schmieds herabhangende Gesicht, daß das Blut aus Nase und Mund hervorquoll, und Haupthaar und Bart roth gefärbt wurden. Da stellte ihn der Schmied vor sich hin und der Haufen schrie: „in's Paradies, daß er brenne, denn er ist der Schuldigsten Einer!“ — Das Paradies aber ist eine Vorstadt von Constanz, und es war bittrer Hohn, daß man dort die Juden verbrannte. Schimpf auf Schimpf erneute sich, und Samuel war still, doch in seiner Brust sprach er den Fluch über die Rotte Korah. Auch des Predigermönchs Stimme erschallte, und wie er Ruhe gebot, schwieg das rasende Volk. Da sprach er zu dem Alten: „Samuel Benami, jüdischer Hund, du weißt daß du sterben mußt, wenn du nicht Jesum Christum bekennest, unsern Herrn und Heiland. Aber lässest du dich taufen auf seinen Namen, so soll das Volk dein Haus nicht plündern, und die Gnade Gottes schenkt dir unwürdigem Hunde das Leben!“ Ein blasser Strahl des tiefsten Grimmes zuckte durch Benami's Antlitz. Da rief eine Stimme: „Wo ist seine verfluchte Brut? er hat zwei Kinder, der Jude!“ — und eine andere am Hause ließ sich hören: „Ich habe sie gesucht, und finde sie nirgends“ — und siehe! Benami's Augen funkelten, und er ward glutroth, denn er dachte seiner Kinder, und des Brautgutes das er seiner Naemi retten konnte; und bitter war sein Herz, da er sah daß all' sein Wandel nach dem Gesetze ihm nicht geholfen vor dem Grimme des Herrn. Drum rief er laut und hastig: „Taufet mich, taufet mich!“ Das Volk erhob ein Freudengeschrei, doch Einige waren, die murrten über das entgangene Schlachtopfer. Der Mönch bot ihm das Kreuz zum Küssen, und der Schmied schloß selbst seine Hausthür; nach den Kindern aber fragte Niemand mehr, und der Zug gieng weiter dem Dome zu.

Ehe aber Halt gemacht wurde auf dem Platze vor der Kirche, hatte der Haufen noch mehrere Judenhäuser erbrochen, und die Besitzer fortgeschleppt mit Weib und Kind. Als sie hörten, daß der alte Samuel sich taufen lasse, wurden etliche kleinmüthig und verläugneten ihren Gott, etliche aber erhuben die Stimme und riefen: „Samuel, Sa-

muel, warum haſt du deinen Gott vergeſſen und erhebeſt die Hände zu einem fremden Gott? O hätteſt du ein Schloß an deinen Mund gelegt und ein Siegel auf deine Lippen gedrückt; daß du nicht zum Fall gekommen wäreſt, und deine Zunge dich nicht verderbet hätte! Weh dir! Verführet haſt du die Schwachen und haſt Unheil gebracht über Iſrael: ihre Seelen kommen über dich!" Da erſchauerte Samuel Benami in ſeiner Seele, und es reute ihn was er gethan, ſo daß er ausrief: „Fluch dem Nazarener; eh' ſollt ihr mich verbrennen, als daß man von mir ſage, ich habe den Gott meiner Väter verlaſſen: Fluch dem Nazarener!" Und von Neuem erbrauste die Wuth der Menge, und Koth und Steine und Knüppel und Meſſer flogen nach ihm, aber zum zweitenmal gebot der Mönch Johannes Stille und ſprach: „Er hat das Kreuz des Herrn geküßt, und ihm iſt kein Rückweg geöffnet. Und du! blindes Volk! willſt du dem Heiland entreißen, was ihm ſich ergeben? Stecke das Schwert ein, denn wer das Schwert braucht, ſoll durch das Schwert umkommen. Darum bindet ihn und folget mir!" Murrend ergab ſich das wilde Volk; der Zimmermann und der Fleiſcher aber banden ihm die Hände zuſammen, ſteckten ihm ein Tuch in den Mund und ſchleppten ihn hinein in den alten Dom bis zum Taufſtein. Da taufte den Geknebelten mit funkelnden Augen und leuchtendem Antlitz der ſchwarze Mönch, und ein Gleiches geſchah denen, die nach ihm ſich zu Chriſto bekannt. Die andern, die feſt hielten am Glauben ihrer Väter, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit ſie am Abend verbrannt würden; die Neugetauften aber führte man jeglichen in ſein Haus. Da hörten die zehn Glocken, die auf dem Domthurme hiengen, alsbald zu läuten auf, denn der Judenſturm dieſes Morgens war vorüber. Der alte Samuel Benami ſchloß hinter ſich ſeine Thür, und wankte ſeine dunkle Stiege hinauf, und in ſeinem Zimmer warf er ſich auf den Boden und zerriß ſein Kleid und zerraufte den Bart und das Haar und verhüllte ſein Antlitz, und Niemand war der ihn aufhob.

II.

An eben diesem Tage war früh Morgens die schöne Naemi zu Ueberlingen in das Gärtchen der Muhme gegangen, und auch sie betete dort. Allein ihr Gebet war nicht trübe, wie das ihres Vaters, sondern lieblich und helle, wie ihre Seele. Sie sprach: „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal. Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Söhnen. Er erquicket mich mit Blumen und labet mich, denn ich bin krank vor Liebe. Seine Linke lege er unter mein Haupt und seine Rechte herze mich! Hochgelobet sey Gott, der Herr, der Gott Israels, und gepriesen sey sein herrlicher Name ewiglich, und alle Lande müssen seiner Ehre voll werden. Amen.“ Also sprach sie, und sie schaute hinaus auf den See, und ihre weißen Züge färbte das glühende Morgenroth. Unterdessen war auch Elieser dem Hause genaht, und da er sie im Gärtlein gewahrte, schlich er hinzu und lauschte und lächelte. Aber als sie geendigt, war er bei ihr, und seine Linke legte er um ihren Nacken und seine Rechte herzte sie; er bog sich über ihr Antlitz und sprach: „Warum hast du denn nicht weiter gebetet die heiligen Worte: er küsse mich mit dem Kuß seines Mundes, denn seine Liebe ist lieblicher denn Wein.“ Da küßte er sie, und der kleine Benjamin, der Knabe mit den braunen Locken, kam herbeigelaufen und spitzte die rothen Lippen nach seiner Schwester und Elieser'n; — der nahm ihn auf den Arm und trug ihn in die Laube. Dort nun saßen die drei und koseten. Elieser erzählte von seinen Reisen, von den Wundern die er in fernen Landen gesehen; und wie er doch nirgends eine Lilie erblickt, so schön und rein wie seine Naemi. Von ihrem baldigen Glück sprachen sie dann und malten sich den Garten ihrer Liebe und ihres Lebens, wie Eden aus. Auch der Mutter Naemis gedachten sie, die kaum ein Jahr lang gestorben war; da weinte der Kleine, und Elieser küßte die Thränen von den schwar-

zen Augen Naemis. Solches geschah an demselben Morgen, da Samuel Benami in Constanz getauft wurde.

Als es Nachmittag geworden war, nahm Naemi und Benjamin Abschied von der Muhme, und setzten sich in ein Schiff nach Constanz zu fahren, denn der Vater erwartete sie heute Abend. Auch Elieser fuhr mit ihnen. Der Himmel war blau und hell, aber kein Wind wehte, so daß sie langsam gen Constanz fuhren. In einer Ecke des Schiffes saßen still und verhüllt die drei Israeliten; nur das vermochte sie zu retten von der Wuth der Christen, daß sie die äußerste Demuth zeigten. Aber leise erzählte Elieser dem Kinde wunderbare Sagen von dem Wasser des See's, und Geschichten von ihrem Stammlande am Jordan, und Naemi hing aufmerksam am Munde des Geliebten, wie ein Kind. Da sprach auf einmal der Knabe: „Hörst du nicht, Elieser, was die Schiffmänner sprechen?“ und Elieser und Naemi horchten auf und erblaßten, denn die Männer sprachen von einem Judensturm, der an demselben Morgen zu Constanz statt gefunden. Aber keiner wußte Näheres zu sagen: ein Schiffer hatte im Vorüberfahren ihnen die Nachricht zugerufen.

Nun trieben sie rohen Spott mit den unglücklichen Juden, und das Mädchen und Benjamin weinten bitterlich; Elieser aber tröstete sie, ob sein eigenes Herz gleich voll Bangigkeit war wegen Samuel Benami, und der verhaltene Groll am Herzen ihm zehrte. Weißt du nicht, sprach er, was geschrieben steht: Aus sechs Trübsalen wird er dich erretten, und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren.

Es war Abend geworden und sie landeten im Hafen zu Constanz. Da eilten sie schnell aus dem Schiffe, und gingen rasch durch halbdunkle Gassen und Gänge der Wohnung ihres Vaters zu. Das Gewühl aber in vielen Straßen und das ferne Getöse erfüllte ihre Seele mit Angst.

III.

Der alte Samuel Benami blieb lange liegen auf dem Boden ſeines Zimmers, bis er gegen Abend ſich erinnerte daß ſeine Kinder kommen würden. Da erhob er ſich, aber neuer ängſtlicher Schmerz durchdrang ihm die Bruſt: denn ſie waren noch nicht da, als ſchon die Zurüſtungen zum Verbrennen ſeiner Brüder getroffen wurden, und er fürchtete ſehr ſie möchten in die Hände der Chriſten fallen. Drauf hörte er leiſe klopfen an ſeine Hausthür, und lugte unbemerkt durch ein Schiebfenſterlein hinaus, und als er ſeine Kinder ſah und Elieſern, da bebte ſein Herz vor Freude. Er eilte am Stabe hinunter und öffnete, ließ ſie herein und ſchloß ſchnell und ſorgſam wieder. Alle Angſt und Sorge der Kinder um den theuren Vater war gewichen, denn wenn er jetzt zu Hauſe war, was konnte ihm geſchehen ſein? Aber als ſie mit ihm aus der dunkeln Hausflur in das Zimmer traten, und ſein blaſſes, entſtelltes Antlitz ſahen, das blutige Bart- und Haupthaar, und die zerſchlagene Geſtalt, da fiel ihm Naemi laut weinend um den Hals, und der Kleine klammerte ſich an ihn und fragte: Vater, was haben die Goſim dir gethan? Nun ſtürzten auch dem Alten die erſten Thränen an dieſem Tage aus den trockenen Augen und netzten das Haupthaar Naemis. Elieſer aber ſtand bei Seite und war finſter anzuſehen wie das Grab. Darauf hob der Alte die Hände empor und ſang ſie und rief: „O meine Kinder, ſüße Frucht meiner Lenden! auserwählte Lieblinge des Gottes unſerer Väter! Mich haben die Nazarener getauft!“ — Da glitt Naemi mit einem lauten Schrei von ihm ab; Elieſer fieng ſie auf in ſeinen Armen, und er warf einen Blick auf Samuel, der war wie ein Blick der Hölle.

„Elieſer, ſprach dieſer, ſchaue mich nicht alſo an. Nicht freiwillig habe ich Waſſer über mich gießen laſſen im Namen des Gekreuzigten, aber doch habe ich verläugnet den Gott Iſraels — um Eurewillen. Höret mich an.“ — Da ſchlug Naemi die Augenlieder wieder auf und

aus den dunkeln Augen quollen Ströme von Thränen. Samuel Benami erzählte was ihm geschehen und was er gethan; und mählig erhellten sich Elieser's finstere Züge, und als er geendigt, bat er den Alten um Verzeihung seines Argwohns. „Aber was wird aus Naemi werden und Benjamin, sprach er dann, denn die blutdürstigen Dränger der Kinder Gottes werden wieder kommen, und werden auch sie hinschleppen in den Tempel des falschen Messias, oder werden sie verbrennen, und dich allein zurücklassen in Gehenna." Der Kleine weinte gar sehr; Samuel Benami aber warf einen langen Blick auf seine Lieben und sprach: „Sie werden das eine lassen und das andere nicht thun. Wisset ihr nicht, was geschrieben steht: Da aber Simon sahe, daß die Stadt sollte genommen werden, ging er in den Pallast in dem Hause des Königs und verbrannte sich mit dem Hause des Königs und starb; um seiner Sünde willen, die er gethan hatte, daß er that, das dem Herrn übel gefiele, und wandelte in dem Wege Jerobeams und in seiner Sünde die er that, daß er Israel sündigen machte." —

Vater, Vater, schrie Naemi, was sinnest du Schreckliches für dich! und uns willst du ganz allein zurücklossen in der Höhle der Mörder?" — „Nicht also, du Licht meiner Augen, sprach Benami, die Mörder sollen dich nicht auslöschen; — auch du sollst sterben in meinen Armen (fügte er leise hinzu), und Benjamin auch." Da rief laut Elieser: „Samuel, sie ist nicht mehr dein; mir hast du Naemi verlobt, und ich will nicht daß sie sterbe, sondern fliehe mit mir!" — „Fliehe? sprach der Alte, und ein bittres Lächeln flog über seine Lippen, und wohin Elieser? weißt du denn nicht, daß aller Orten das Volk Gottes gedrängt und gepeinigt wird wie hier, und daß Israel ist wie ein Fuchs, der keine Höhle hat, wo er sich berge! —" Da schwiegen sie alle eine Weile; darauf trösteten und ermahnten sie sich und beteten, und der Alte und Elieser bereiteten den Brand. All' ihr Gold und ihre edeln Steine gruben sie tief in die Erde, daß Niemand sie finde, und als sie das Holz im Hinterhause überall aufschichteten und Stroh dazu legten, da lächelte noch einmal wild der Alte und sprach: „Wie die Flamme lodern wird in den Häusern der Stadt und in Asche legen die Wohnungen der Gottlosen! —" Darauf legten sie das Feuer unten im Hause an, und gingen wieder hinauf zu Naemi und Benjamin. Naemi

hatte sich in den Willen des Vaters und des Geliebten ergeben, aber es that ihr weh um ihr junges Leben voll Liebe und um den Knaben an ihrer Seite der Nichts ahnte, so daß ihr das Herz fast brach.

Unterdessen war alles Volk der Stadt nach der andern Seite in die Vorstadt, das Paradies genannt, gezogen, die Juden zu verbrennen, die sich nicht bekehren wollten. Der Scheiterhaufen war aufgerichtet; mit nassen Stricken und Ketten waren die jammervollen Schlachtopfer, Männer, Weiber und Kinder an den Pfahl gefesselt und heller schlug die Flamme empor und heller ertönte das Geschrei der Gemarterten. Da fiengen auf einmal die Sturmglocken auf dem Thurme zu läuten an; alles Volk erschrack, und als die Kunde kam, es brenne in der Stadt, brach der ganze Haufen auf und zog in die Stadt; nur die Henker blieben bei dem Scheiterhaufen. Auch der Predigermönch Johannes, der Schmied von der Rheinbrücke, der Zimmermann und der Fleischer waren beim Zuge. Als aber das Volk in die Gasse Benami's kam und das Judenhaus in vollen Flammen brennen sah, da wüthete es fürchterlich, und der Schmied wollte hinein in das Haus, die beschnittenen Brandstifter zu fassen, daß die Menge sie zerreiße. Allein die Treppe war schon ganz abgebrannt und vor den Flammen kein Zugang zum Hause.

Siehe! da trat der alte Samael Benami an das oberste Fenster seines Hauses, auf dem Arme den kleinen Benjamin und hinter ihm Elieser und Naemi. Und Samuel sprach: „Ihr habt mich gemartert, ihr Söhne von Amalek, daß mein Mund verläugnete den Gott meiner Väter, aber meine Seele ist nicht gewichen von ihm. Nicht soll man von mir sagen, daß ich Aergerniß gegeben in Israel, und das Volk Gottes zur Sünde verführt um des Leibes willen. Drum will ich sterben als ein frommer Jude, meine Missethat zu büßen vor dem Herrn, und die er mir gegeben mit mir!" — Und er wandte sich und verschwand im Innern des Hauses. Da ward ein dumpfer Fall gehört und noch einer — und alsbald krachte alles Gebälke des Hauses, und die Mauern fielen ein zu Schutt. Die Flamme aber fraß gewaltig um sich, und es verbrannten in derselben Nacht vierzig Häuser in Constanz.

J. F.

Agnes von Meranien,

von Auguſt Lamey.

Zu Philipp's zarter Ehgenoſſin ſprach,
Die Stimm' erhebend, der Legat: „Agnes!
Dich hieß ein König thronen ihm zur Seite,
Du theilſt ſein Bett und jedes Tags Ergötzen
Im Feſtſaal, in der Stechbahn, im Gewälde;
Und wie dich Schönheit ihm und den Baronen
Zur Herrin macht, bezeugt, wo Ritter glänzen,
Auf Schild und Fähnlein Spruch und Namenszeichen.
Dich ſucht allein der gier'gen Menge Blick,
Wenn im Turnier du vom Altan die Preiſe,
Geſtickte Schärpen, Helme, reiche Degen
Den Siegern austheilſt, und ſie, ſtolz erröthend,
Zum Handkuß nah'n. Agnes, Agnes, berauſcht
Von jungem Uebermuth, von Sinnesluſt!
Vergißt du welcher andern, die noch lebt,
Die Treue Philipp's und ſein Thron gehören?
Es ſitzt im düſtern Schloß und trauert ſtill,
Von Prieſtern nur beſucht, Frau Ingelburga,
Die Verſtoßne; Tempeln ſchickt ſie Goldgefäße,
Koſtbare Zierden, ſeidne Meßgewande,
Der ehmals Reichen königliche Spenden.
So, von der Milde Segnungen begleitet,
Steigt ihr Gebet zur Himmelsfürſtin kräftig.
Auf Ingelburga ſah der Höchſte nieder;
Gott will, du ſollſt ihr jetzt das Ehelager
Die Krone laſſen, älterm Rechte weichend."

Agnes entgegnet bitter dem Legaten:
„Bin ich die Enklin Arnolds, vom Geblüt
Des großen Karls? bin ich die Schwester Otto's,
Der über Mähren herrscht und Istrien?
Hat König Philipp an des Bruders Hof
Um mich geworben? festlich in Compiegne
Als Braut vor seinem Volk und den Vasallen
Mich empfangen? hat ein Kardinal das Band
Gesegnet, daß ich Erben ihm gebähre?
Wie, oder zog ein Gnadenblick des Fürsten
Mich aus dem schlechten Pöbel, schob er Agnes,
Als Buhle zugelegt, in seine Kammer?
Was soll mir Ingelburga! Hatten doch,
Bevor mich Philipp sah, der mir noch fremde,
Bischöfe selbst, der Kirche Würdner, sie
Von ihm getrennt, wie früher schon sein Haß.
Drum wolle du anjetzt, Hochwürdiger,
Nicht das zerreißen was die Liebe knüpft."

Dann scholl dem König aus dem strengen Mund'
Die Donnerred' án's Ohr: „Philipp August!
Im Namen des Gekreuzigten, ich Bote
Der apostolischen Gewalt, von welcher
Ausgeht der Fürsten Macht, ich gebe dir
Zu küssen demuthsvoll das bleiern Siegel:
Von heut ist Noth zu lieben was du hassest,
Was du geliebt zu meiden. Königin
War niemals Agnes von Meranien,
Das war und ist noch Ingelburga, laut
Der Richterbulle. Auf der Glaub'gen Zucht
Gebührt's der hohen Priesterschaft zu wachen.
Willfahrst du nicht, es muß doch vor der Welt
Dem Stuhle Petrus unverkürzt im Streit
Die Ehre bleiben. Eine Waff' ist unser,
Kein Sturmhut, keine Krone schirmt dagegen.

Die Chriſtenheit erzittert bei dem Wort;
Kennſt du's? bleich wendeſt du von mir die Stirne.
Der Kirchenfluch! Ja, wag' es, ſtemme dich,
Die Zeit bedarf des Beiſpiels an den Großen,
Und mit dir, weil auf dem Gebiet die Schuld
Des Herrſchers laſtet, büßt, vom ſchweren Bann
Getroffen, was dir zinſet und gehorcht."

Sein Schweigen brach entrüſtet Frankreichs Herrſcher:
„Wer faßt den Strahl aus Gottes Hand? wer ſchreckt
Mit Ruthen ein geſalbtes Haupt? Euch würden
Zu Lehn die Königreiche! Schande ſei's
Regenten, einem neuen Rom zu pflichten.
O Saladin, von keinem Pabſt gedrückt!
Dich läßt dein Glaube frei. Was hindert mich
Der Qualung ſatt das Klüg're nachzuwählen?
Es hat auch mir getagt im Morgenland,
Mein Thron iſt aufrecht und der Zepter waltet.
Thu' was du kannſt, Legat; Agnes behalt ich."

Der Weihnacht harrten brünſtig ſchon im Land
Die frommen Herzen; da beſchied nach Dijon
Die Biſchöf', Erzbiſchöf' und hohen Aebte
Zu ſchauerlicher Kündung der Legat.
Pechkerzen in der Hand gehn feierlich
Die Prieſter. An der Tempel Fenſtern bebt
Hindurch die ſtille Nacht ein Trauerhall
Des Liedes zum Erbarmer, tief geſungen;
Dumpf läutet's wie für Kranke und Geſtorbne.
Und ſieh', des Heilands und der Jungfrau Bild,
Das himmliſche Jeruſalem, die Schützer
Und Apoſtel hüllt ein ſchwarzes Tuch. Gewölbe
Verbergen der Reliquien alten Schatz.
Die Leuchten am Altar ſind ſchnell erloſchen,
Die letzte Hoſtie hat die Glut verzehrt
Und finſtrer Flor weht von des Thurmes Kreuz.

„So lange bleibet euch der Feſte Pracht,
Der Meſſen Troſt, die Kanzelred' und Beichte,
So lang der Kirchen Zugang euch verſagt;
Ihr ſollt zur Andacht keine Glocke hören,
Am Weihnachtsmorgen nicht die Krippe küſſen,
Noch an der Oſterzeit Hoſanna feiern,
Bis von dem Ehbruch mit der Schweſter Otto's
Entſündigt, euer König vor dem Herrn,
In Staub und Aſche betend, Gnade funden."
Zahlloſen Schaaren, auf den Knieen ſtumm,
Rief alſo der Legat; die Stole war
Violenfarbig wie am Feſt der Todten.
Jetzt wurd' ein Schluchzen, unverhaltner Jammer
Von Greiſen, Frau'n und Kindern allerſeits
Vernommen. Der Legat, weitum betrachtend,
Stand gleich dem furchtbarn Engel des Gerichts
Am jüngſten Tage. Von der Staffeln Teppich
Sah er die vollen Straßen, überblickte
Bedächtig, unerregt, der Hände Ringen,
Geberden der Verzweiflung, bange Schauder.

Schon viermal hat der Jahre Lauf die Oſtern
Zurückgeführet, ihres Pomps beraubt.
Vergebens wartet auf den Prieſterſegen
Der Bräute Schmachten, um die letzte Sühnung
Fleht unerhört das Siechbett. Nicht empfängt
Die Leichnam' wie zuvor geweihte Erde;
Kapell' und Friedhof ſind verſchloſſen. Jetzt
Bewegte ſich das Volk, und ungeſtüm
Wuchs um den König Murren der Vaſallen.
Ihm nahzutreten ſcheu'n und weigern ſich
Die Diener und Gewappneten. Rebell
Iſt auf dem eignen Boden der Monarch.

„Ha, wie die Prieſter zürnen, wie ſie haſſen!
Wie knecht'ſche Seelen feiges Grauen ſcheucht!

Stehst du so ganz allein, mein Herr und König,
Und hast nur Agnes, die Getreue? lieg'
An diesem Busen; hier ist deine Kirche,
Dein Reich. Mit uns ist Gott, die ew'ge Liebe."
Philipp's Gemahl sprach diese Wort', er gab
Begrämt zurück: „So möge Gott entscheiden
Durch meine Lehensmänner und Baronen.
Fleug' nach Paris du selbst, wohin ich sie
Gerufen, daß ihr Schluß dein Recht erkenne.
Holdsel'ge, deine Gegenwart, sie wirkt
Ein Zauber mächtig. Sei mir neu geschenkt!"
„Weh', klagte Agnes, soll nur das noch retten?
Du müßtest auf der Abgehärmten Reize
Vertrauen? diese Wangen, Rosen einst,
Bethaut von süßen Thränen, ach, sie ätzte
Mit den bittern längst der Nächte Kümmerniß!
Nein, mich vernichtet was du schon gethan,
Jetzt auf der Schale zieht des Feind's Gewicht;
Unkluger, du entsagst dem starken Willen!"

Der Reichsversammlung an der Seite Philipp's
Erschien im Leidgewand Agnes, die Schöne.
Sind, die zum Rathe sitzen, nicht dieselben,
Die jüngst noch, buhlend um der Fürstin Gunst,
Im Lanzenspiel so froh den Siegesdank
Von ihr empfiengen und den holden Gruß?
Unmilde Herzen, bleibt ihr nun so kalt,
Weil kaum die Blüte fehlt, auf zarte Stirne
Das Leiden sich geprägt? Der König rief:
„Sie gab mir einen Sohn!" Doch jene schwiegen,
Und kein Baron zog kühn für Otto's Schwester
Den Ritterdegen; Schrecken lähmt die Geister,
Die Kirche siegt.
Horch, durch die Burgen, Höf' und Städte rauscht
Die Botschaft; klangreich gehn schon alle Glocken.

Der Schleier wird vom Heiligthum gerissen,
Das Volk stürmt in die Tempel, in die Klöster;
Danksagung, trunk'ne, schlägt die hohen Dome.

Gemeinem Jubel ferne, im Palast,
Stöhnt Philipp, jammert Agnes ohne Zeugen.
Das ist der Trennung Stunde. Niemals wieder,
So will der Schwur, soll er die Theure sehn.
Er entrafft sich ihrem Arm; sie fängt ihn noch
Zum heißen Kuß und stößt ihn klagend weg;
Er stürzt an ihre Brust und kann nicht scheiden.
„O wär' ich in der Alpen tiefstem Thal,
Den Völkern unbekannt, ein schlechter Hirt!
O dürft' ich mit dir von der Senne Fahrten
In dunkler Hütte ruhn! Leb' wohl, mir raubt
Der Herrschaft wilde Lust, die ungestillte,
Des Lebens Wonnen; ach, sie fliehn dir nach!
Du läßt mich auf den öden, schroffen Höhen.
Leb' wohl, mein letzter Hauch wird Agnes nennen."

Ein Schloß, vereinsamt auf Normannenerde,
Nahm die Verlass'ne auf. Als Jägerin
Durchstreift sie weite Forste, wie vor Jahren
Das Fräulein that, geübt mit Spieß' und Bogen;
Sie will in jene Zeit zurück sich träumen.
Jagdlieder, in des Bruders Wäldern einst
Gesungen, stimmt sie hell an, rasch im Lauf;
Dann schweiget sie, geht schwer und Weinen folgt.
Oft sah'n des Gutes Eigne sie vom Thurm
Ausschau'n, das Antlitz unverwandt dahin
Gekehret wo Compiegne, wo Paris.
Die Bleiche mit den losen Haaren glich
Dem Geist, der irre wandelt auf der Burg.
Zwei Monde waren um. Sie saß am Abend
Auf dem Gezinne. Dort im Sternenschein
Fand sie der alte Wächter — eine Leiche.

Gedichte von Adolf Stöber.

Wolkenschatten.

Oft inmitten heitrer Luft
Fliegt ein tiefgeheimer Schauer
Unbekannter, ferner Trauer
Durch die ahnungsvolle Bruft:
Gleichwie sonniggrüne Matten
Ueberläuft ein Wolkenschatten.

Will nicht dieser Trauerzug,
Heitre Seele, dich gemahnen
Wie ein leises Todesahnen?
Deutet nicht der Wolkenflug,
Wie der Sense rasche Schneide
Fällen wird die grüne Weide?

Unter Einem Dach.

Am Markt erhebt sich ein stattlich Schloß;
Die Armuth wohnt im Erdgeschoß,
Am Thor zu wachen als Hüter
Wohl über des Reichen Güter.

Mit Weib und Kind im engen Gemach
Da hält der grämliche Portner Wach',
Und schwebt vom frühesten Morgen
Bis tief in die Nacht in Sorgen.

Darüber wohnet der Reiche frei
In schmucken Sälen, Reih' an Reih',
Und in den gewölbten Zimmern
Krystallene Leuchter schimmern.

Und hoch zuoberst hat unterm Dach
Ein lustiger Musikant sein Fach,
Der läßt mit seinen Söhnen
Trompeten und Flöten ertönen.

Er musiciret ohne Harm
In seiner Höh' über Reich und Arm;
Vor seinem Singen und Klingen
Muß jegliche Sorg' entspringen.

Und will, von Unmuth oft gepreßt,
Der Reiche halten sein Freudenfest,
Da muß mit Horn und Geigen
Der Spielmann heruntersteigen.

Wohl prangt der Saal im Leuchterglanz
Und Paar an Paar geschmückt zum Tanz;
Doch bringen muß zum Feste
Der Musikant das Beste.

So leben sie all' unter Einem Dach:
Der Arme tief im Sorgengemach,
Der Reiche mit seinem Gepränge,
Der fröhliche Meister der Klänge.

Auf Alle dieselbe Sonne scheint,
Dasselbe Gewölk' über Alle weint —
Einst über dieselbe Schwelle
Trägt jeden das Sarggestelle.

Mummelsee's Geschenk.

Zu Kappel pocht's um Mitternacht
Einst an der Hebamm' Fenster sacht;
Sie rafft sich auf, erschließt die Thür,
Da tritt ein hoher Greis herfür:
In Silberlocken fließt ihm lang
Der Bart herab von Kinn und Wang';
Den grünen Mantel ziert ein Saum
Von weißem Pelz wie Wellenschaum.
Der Amme, vor Entsetzen bleich,
Gebeut er, ihm zu folgen gleich
Und seiner Hausfrau beizustehen,
Die niederliegt in großen Wehen.
Die Amme netzt sich an der Schwelle
Noch mit geweihtem Wasser schnelle,
Und mit geheimem Grausen dann
Folgt sie dem geisterhaften Mann.

Tief in's Gebirge gieng der Weg,
Ihr war, als ob Gebüsch und Steg
Vor ihrem Blick vorüber flögen,
Als ob sie Geisterhände zögen,
Und siehe, schon am dunkeln Rand
Des Mummelsee's die Bange stand.
Und auf's Gewässer schlug der Greis
Dreimal mit einem Birkenreis,
Daß rauschend sich die Fluthen theilten;

Auf einer Marmortrepp' enteilten
Die Beiden in die Tiefe jach
Bis in's erhellte Schlafgemach.
Und siehe — durch den weiten Saal
Schien eines Leuchters bunter Strahl,
Geziert mit glitzernden Krystallen,
Mit reichen Perlen und Korallen.
Und von dem bunten Licht beschienen,
Lag hinter seidenen Gardinen
Die blasse Frau in ihren Wehen;
Frisch eilt die Amm' ihr beizustehen
Und bald ist aller Schmerz gehoben.
Der Greis geleitet sie nach oben,
Er dankt, des guten Dienstes froh,
Und reicht zum Lohn — ein Bündel Stroh.

Kaum stieg der Alte langsam wieder
Die blanke Wendeltreppe nieder,
Kaum hatten sich die dunkeln Wogen
Zusammen über ihm gezogen,
So warf die zorn'ge Dienerin
Das Spottgeschenk in's Wasser hin.
Doch als sie bei der Morgenhelle
Nun eben trat auf ihre Schwelle,
Da sah sie hin und staunte hoch:
Es hieng an ihrer Schürze noch
Ein Halm des Strohs, der wunderbar
In lauter Gold verwandelt war!
Nun dacht' an ihr verscherztes Glück
Die Arme jeden Tag zurück,
Und grämte sich, bis über's Jahr
Derselbe Tag ihr letzter war.

Samuel Johnſon's Buße.

Zu Wallſtall jährlich zur Novemberszeit
Wird Markt gehalten, ob es ſtürmt und ſchneit.
Und auf dem Markt, ſeit vierzig Jahren faſt,
Erſcheinet ſtets ein ſeltſam ernſter Gaſt.

Er ſteht, geſenkten Blicks, an Einem Ort,
Mit bloßem Haupt, in Wind und Wetter dort;
So bleibt er ſtehen wohl vier Stunden lang,
Dann plötzlich bricht er auf in raſchem Gang.

Wer mag der ſeltſam düſtre Mann doch ſein?
Warum doch ſtellt er jährlich hier ſich ein? —
Von Lichtfield her ſein Vater jährlich kam,
Hier aufzuſchlagen ſeinen Bücherkram.

Einmal — es ſind wohl vierzig Jahre ſchon —
Da bat der alte Vater ſeinen Sohn:
„Geh' du nach Wallſtall heut an meiner Statt;
Mir iſt gar unwohl, Sämi! bin ſo matt!"

Und er in ſeinem Stolz, er ſagte: „Nein,
Ich mag nicht gehn und Bücherkrämer ſein."
Da bat der Vater nochmals ganz gelind:
„Geh', lieber Sämi, ſei doch ein gut' Kind!"

Er aber schritt zur Thür und sagte: „Nein,
Ich mag nicht gehn und Bücherkrämer sein."
Da gieng der Alte selbst, in Wintersnoth,
Er gieng — zwei Tage drauf da war er todt! —

Der Sohn — er ward ein weltberühmter Mann,
Der manches hochgepries'ne Buch ersann;
Sein Name ward gelobt in Stadt und Land:
Den Samuel Johnson rühmt ganz Engelland.

Und mitten doch in seines Ruhmes Glanz,
In seiner Seele ward's nie ruhig ganz.
Vergessen die gebrochne Kindespflicht,
Des Vaters Tod — vergessen kann er's nicht.

Und immer treibt's ihn, um die Jahresfrist,
Zur Heimath, wann der Markt zu Wallstall ist:
Den Weg von Lichtfield macht er dann zu Fuß,
Als wär's ihm auferlegt zu schwerer Buß'.

Wo einst sein Vater stand, am selben Ort,
Steht baarhaupt er in Wind und Wetter dort;
Der Schuld gedenkend, steht er dort allein —
Der große Johnson — tief gebeugt und klein.

Raphael Sanzio.

Charfreitag war's, da wurdeſt du geboren,
Charfreitag war's, da rief der Tod dich ab:
Der heil'gen Kunſt zum Opfer auserkoren,
Sank deine Lebensblüthe bald in's Grab.
Es klagt dein Volk, das dich zu früh verloren,
Doch herrlich iſt, was deine Hand ihm gab:
Du aber wandelſt nun auf Himmelsauen,
Das Urbild deiner Werke anzuſchauen.

Warſt du vielleicht vom Himmel auch gekommen,
O Raphael, ein Engel ausgeſandt,
In dieſer finſtern Welt zum Troſt der Frommen
Uns zu verklären jenes Wunderland?
Und hatteſt du vielleicht nur angenommen
Zu dieſem Dienſte unſer Knechtsgewand,
Den Himmelskönig in Verklärungsſtrahlen
Uns leuchtend vor die Augen hinzumalen?

Es war dein letztes Werk — der dich geſendet,
Rief dich zurück vor ſeinen Himmelsthron;
Und fielſt du nicht, von ſeinem Glanz geblendet,
Anbetend nieder vor dem Gottesſohn?
O wenn ſein Bild, von deiner Hand vollendet,
So ſchön in ſchwachen Erdenfarben ſchon:
Wie glorreich muß er ſein von Angeſichte,
Der Herr der Herrlichkeit im ew'gen Lichte!

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

Oktaven.

Die Glocken klingen, und die Purpurfluten
Des Abendroths umzieh'n das Himmelszelt.
Flammt auf, flammt auf, ihr lichten Feergluten,
Verklärt die bald in Nacht versunk'ne Welt!
Und du, mein Herz, laß deine Wunden bluten;
Dein Purpurschein auch deine Nacht erhellt;
Dann wird es still, du sinkst in tiefes Schweigen,
So wie auch dort die Himmelslichter bleichen.

Der Bergmann gräbt nach Schätzen in den Bergen.
Sie zu erspäh'n, flieht er das Tageslicht.
So zieh' ich auch hinab zu stillen Särgen,
Zu suchen, was dem Herzen hier gebricht.
Von ferne nur hör' ich das Lied der Lerchen:
Da wird mir klar, daß Alles todt noch nicht,
Und mir zum Trost bei Gräbern keimt die Rose
Als Lebensbild empor aus düsterm Moose.

Der Glockenruf, wie ernſt klingt er am Abend
Und doch wie mild, zur Ruhe führt er ja.
Die Sonne ſinkt, in Roſen ſich begrabend,
Die Berge ſteh'n in ihren Flammen da,
Und aus den Thälern klingt ſo ſüß und labend
Ein Nachtgeſang; die Gottheit ſelbſt iſt nah.
Ihr Frieden weilt ringsum auf allen Auen
Und dort im Blau, aus dem die Sterne ſchauen.

Was haſt du, Herz, du kannſt nicht ruhig werden?
Was haſt du, Herz, dir iſt ſo weh und bang?
Biſt du ſo müd' von irdiſchen Beſchwerden,
Währt dir der Tag, der heiße, drum ſo lang?
„Ach nein, ach nein! doch hört' ich einſt auf Erden,
Zwar nur von fern, ein Lied wie Freiheitsſang.
Und ſeit ich ihn, den ſüßen Klang vernommen,
Will mir kein Licht, kein Frieden wieder kommen.“

Der Waldſaum grenzt ſo ſchön die Wieſenflächen,
Sein Schatten ruht auf ihrem lichten Grün.
Die Sonne ſinkt, ſie ſpiegelt ſich in Bächen,
Um die, wie Träume, Waſſerlilien blüh'n.
Es iſt ſo ſtill, kein Lüftchen ſelbſt will ſprechen,
Wo noch des Tages letzte Flammen glüh'n.
Vertrauer iſt's, die Sonne will verbluten —
O Herz, mein Herz, ſang' ein die Liebesfluten!

Ich denke dein, ſo wie der Thau der Roſe,
Die er zu ſtärken und erfriſchen ſtrebt;
Ich denke dein, wie's Kindlein auf dem Schooße
Der Mutter denkt, von deren Lieb' es lebt;
Ich denke dein, ſo wie die Welt, die große,
Der Sonne denkt, der ſie entgegen ſchwebt;
Ich denke dein, ſo wie die Sternenheere
Des Meers gedenken, untergeh'nd im Meere.

Schon manches Herz ward hin zu Grab getragen,
Aus dem der Unschuld Lilie sich erhob.
Die Erde sah die stille Blume tagen
Und wußte nicht, sie blühe Wem zum Lob'.
In Nächten nur vernahm man leises Klagen,
Wenn dort der Mond die Silberfäden wob,
Und wieder sah man sich die Lilie senken
So träumend süß, wie stilles Angedenken.

8

„Komm, Nachtigall!" so sprach verschämt die Rose.
Hin trug zur Nachtigall den Ruf die Luft;
„O komm zu mir, du Liederherz, und kose,
Ich will dich hüllen ganz in Glanz und Duft!"
Die Nachtigall wich nicht aus Waldesschooße,
Da fand die Rose bald der Sehnsucht Gruft.
Wie viel der Rosen sind nicht so gefallen!
O schweigt und klagt nicht fürder, Nachtigallen!

Vogellieder.

1.

Wie bin ich doch ſo ſtill geſeſſen
  Bei jenem Baum im grünen Grund!
Wie hab' ich da mein Leid vergeſſen,
  Wie wurde mir das Herz geſund!

Ein Vöglein ſaß im Lauddach oben,
  Es ſang allein; es ſang ſo traut
Und ſchien den lieben Gott zu loben
  Mit ſeiner Stimme reinem Laut.

Das that mir wohl, mit mußt' ich ſingen,
  Das Vöglein wollt' mir Führer ſein,
Der Seele lieh' es ſeine Schwingen,
  Die trugen ſie bald himmelein.

2.

Komm, liebes Vöglein, dein Geſang
  Iſt mir ein rechter Segen!
Ich will nur deines Liedes Klang
  Die Worte unterlegen.

Hier, wo nur ſacht ein Bächlein fließt,
  Wird uns kein Fremder ſtören,
Und Der, für den das Liedlein iſt,
  Gewiß, der wird uns hören.

Heimkehr.

„Du Wand'rer ſprich, wo kommſt du her?
Du gehſt ſo matt, du gehſt ſo ſchwer."
„„Ach, meine Heimat, die iſt fern;
Doch ſäh' ich ſie noch einmal gern.““

„Du armer Mann, kehr' bei uns ein,
Lab' dich an Brod, ſtärk' dich mit Wein:
Und wenn du ausgeſchlafen haſt,
Dann eile fort, jetzt gönn' dir Raſt."

Der arme Mann, der kranke Mann
Sah Mann und Frau ſo freundlich an.
In ihre Hütte trat er ein,
Sie brachten Brod, ſie brachten Wein.

Man ſetzte ſich zu Tiſche nun,
Der Alte ſchien gar ſanft zu ruh'n.
Er ſtärkte ſich mit Wein und Brod,
Schien zu vergeſſen ſeiner Noth.

Erzählen wollte nun der Gaſt
Von ſeines Lebens herber Laſt.
„Nein!" ſprach der Wirth, „nun ruhet aus,
Sprecht morgen, eh' ihr zieht von Haus."

Und Mann und Frau, ſie führen ihn
In einer nahen Kammer hin;
Der Alte ſah ſo froh umher,
Als ob er in der Heimat wär'.

„In morgen früh theil' ich Euch mit,"
Sprach er, „was ich erfuhr und litt.
Nun gute Nacht, nun gute Nacht!
Mit Euch ſei Gott, der ob uns wacht."

Die Nacht verſchwand, der Morgen glüht
So ſchön, wie eine Roſe blüht;
Er ſah in's ſtille Hüttchen ein,
Noch waren Mann und Frau allein.

Wo iſt der Gaſt? Man hört ihn nicht,
Ihn ſucht wohl auch das Morgenlicht.
Es ſchläft der Alte wie ſo lang;
Da wird den braven Leuten bang.

Zur Kammer geh'n ſie, wie ſo ſacht,
Leiſ' wird die Thüre aufgemacht.
Wie ſchön liegt er dort ausgeſtreckt,
Den hat ein Andrer aufgeweckt.

Die Frau tritt hin, kein Odem geht,
Er ſcheint von Schmerzen frei. O ſeht,
Wie mild und freundlich lächelt er,
Als ob er in der Heimat wär'.

Gedichte von K. C. Tenner.

Mutterſeelenallein.

Es blickt ſo ſtill der Mond mich an,
Es fließt ſo ſtill der Rhein;
Der Fiſcherknabe ſteht im Kahn
So mutterſeelenallein!

Ich ſitz' am Rocken traurig ſtill
In meinem Kämmerlein;
Das Rädchen mir nicht ſchnurren will
So mutterſeelenallein!

Wärſt du bei mir, — wär' ich bei dir,
Du lieber Knabe mein,
Du ſtünd'ſt nicht dort, — ich ſäß' nicht hier
So mutterſeelenallein!

Das alte Schneiderlein.

Es ſitzt in ſeiner Zelle,
Im ſtillen Abendſchein,
Bei Nadel, Scheer' und Elle,
Ein altes Schneiderlein.

Sonſt flog ihm leicht und ſchnelle
Die Nadel aus und ein,
Jetzt nicht mehr von der Stelle
Will ſie dem Meiſterlein.

Da ſchließt es Scheer' und Elle
Und Nadel ruhig ein,
Und nimmt vom Bettgeſtelle
Die liebe Bibel ſein.

Und ſieh! der Altgeſelle,
Freund Hein, ſpricht bei ihm ein,
Und trägt es aus der Hölle
In's Himmelreich hinein.

Der blonde Burſch im Hain.

Nach einem engliſchen Volksliede.

Ich nehme keinen Mann, nein, nein! doch den blonden Burſch im Hain —
Doch will ich haben den blonden Burſch, meinen blonden Burſch im Hain!
Ich nehme keinen Mann, nein, nein! doch den blonden Burſch im Hain —
Doch will ich haben den blonden Burſch, meinen blonden Burſch im Hain:
Der ſoll mich küſſen, küſſen, ja küſſen nur allein!

Ich will nicht haben den Pfarrer mit ſeinem frommen Blick,
Auch will ich nicht den ſchlauen Schreiber mit ſeinem Bäuchlein dick;
Ich will nicht haben den Müller, auch nicht den Hans am Rain,
Doch will ich haben den blonden Burſch, den blonden Burſch im Hain:
Der ſoll mich küſſen, küſſen, ja küſſen nur allein!

Ich will nicht haben den Schiffer, der Schiffer riecht nach Theer!
Auch will ich den jungen Soldaten nicht, — piff puff, und er iſt nicht mehr!
Ich will nicht haben den Edelmann mit all' ſeinem Edelgeſtein,
Doch will ich haben den blonden Burſch, den blonden Burſch im Hain:
Der ſoll mich küſſen, küſſen, ja küſſen nur allein!

Gedichte von Karl Candidus.

Frühlingsanfang.

Der laue Thauwind geht in allen Gaſſen.
Hoſanna! Wer mag's faſſen?
Die Palmen werft! die Kleider ſpreitet aus!
Der junge Frühlingsfürſt zieht in ſein Haus.
Hoſanna!

Frühlingslied.

Ich bin hinausgegangen:
Wie kehr' ich nun zurück!
Es glühen meine Wangen,
Mir Thränen ringt der Blick.

Das warme Frühlingsleben
Umfängt dich, ach, so weich!
Es will dir Hoffnung geben:
Es iſt ſo hoffnungsreich!

Mir iſt als ob mich küßte
Ein Mund unſichtbarlich,
Mir iſt als ob es grüßte
Von Himmel und Erde mich!

Des Lebens Schleier wehen
Mir ſüßen Minnefold!
Und dunkle Augen ſehen
Mich an ſo tief und hold!

Alte Liebe.

Es kehrt die dunkle Schwalbe
Aus fernem Land zurück,
Die frommen Störche kehren
Und bringen neues Glück.

An dieſem Frühlingsmorgen,
So trüb verhängt und warm,
Iſt mir als fänd ich wieder
Den alten Liebesharm.

Es iſt als ob mich leiſe
Was auf die Schulter ſchlug,
Als ob ich ſäuſeln hörte
Wie einer Taube Flug.

Es klopft an meine Thüre
Und iſt doch niemand draus;
Ich athme Jasmindüfte
Und habe keinen Strauß.

Es ruft mir aus der Ferne,
Ein Auge ſieht mich an,
Ein alter Traum befällt mich
Und führt mich ſeine Bahn.

Hasenbrod.

Ach, Hasenbrod zu essen
Mit seinem Schätzelein!
Das hab' wohl ich erfahren,
Das schmeckt wie Honigseim! —

Wir waren kleine Kinder
Und saßen auf der Au.
Die Ferne stand so golden!
Der Himmel stand so blau!

So große Chrysanthemen,
Ach, standen im Gras umher!
An leichten Halmen hiengen
Die braunen Brödchen schwer!

Und unter den Gespielen
Da sitzen ihrer zwei,
Die kränzen sich wie die andern,
Nur glücklicher dabei.

Sie essen wie die andern
Das süße Hasenbrod,
Doch ißt nur immer das Eine
Was ihm das Andre bot. —

Ja, Hasenbrod zu essen
Mit seinem Schätzelein!
Das hab' wohl ich erfahren,
Das schmeckt wie Honigseim!

Mohn.

In meines Vaters Garten
Da ſtehn noch Blumen heut',
Die ſtimmen mich beinahe,
Beinah zur Traurigkeit.

In meines Vaters Garten
Da ſteht ſo dunkler Mohn,
Den pflanzt' ich ſchon als Knabe,
Ach ja, als Knabe ſchon.

Sie hatte ſo ſchöne Blumen,
So ſchöne Blumen gar!
Sie ſagte: da haſt du Samen,
Und reichte mir Samen dar.

Sie ſagte: da haſt du Stöcklein!
Die ſchönſten ſie mir gab;
In meines Vaters Garten
Ich ſie gepflanzet hab'.

O weh, ihr ſchönen Blumen,
Ihr wuchert ewig fort!
In meinem Herzen die Liebe
Iſt ſelber längſt verdorrt.

Die Blutstropfen.

Lieblich! In der Blumenſprache
Spricht ein Blümchen auch von Chriſto.
Als er ſterbend hieng am Kreuze,
Rann das Blut von ſeinen Händen,
Tropfenweiſe rann es nieder,
Und die heiligen, die reinen
Blutestropfen, ſieh, verwandelt
Wurden ſie in rothe Blümchen,
Liebesrothe, ſtille Blümchen. —
Wenn ich einem Mädchen werde
Jemals einen Salem bieten,
Wird er alſo ſein beſchaffen,
Daß darin erſcheinen können
Dieſe frommen, ſchönen Blümchen.

Der Maskenladen.

Allerliebst! Sieh diesen Maskenladen!
Hinter blanken, großen Scheiben grinzen,
Grimassiren, fletschen, glotzen, blinzen
Masken: von den klugen, von den faden,
Heuchlerisch, plump, wichtig, süßlich, trutzig,
Alte Gecken, schneikige Fraubasen,
Mit monströsen, namenlosen Nasen:
Welche Galantina! Welche Schätzchen!
Alles hochgrotesk und häßlich-putzig,
Ganz dämonisch Alles und von Sinnen!
Und — dahinter, sieh, dazwischen drinnen
Der Verkäuferinnen holde Frätzchen,
Menschlich-schöne, lächelnde Gesichter,
Dunkler Augen lieblich stille Lichter!
Wahrlich, anders ist es nicht im Leben!
Dort, wie hier, im Vordergrund erheben,
Zwischen Augen falsch und ausgeblasen,
Meistens Fratzen ihre frechen Nasen,
Und bescheiden, Gott zum Trost, dahinter
Leben seine frommen, stillen Kinder.

Sommerfäden.

Sommerfäden hin und wieder
Fliegen von den Himmeln nieder;
Sind der Menschen Hirngespinnste,
Fetzen goldner Liebesträume;
An die Stauden, an die Bäume
Haben sie sich dort verfangen;
Hochselbsteig'ne Firlefanze
Sehen wir darunter hangen.

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben."

Von **Wilhelm Kilzer.**

„Guten Abend, Nachbar!" sprach Meister Friedlich, mit einer Thräne im Auge zu mir, als er aus dem Hause der alten Dornau trat; „die gute Frau ist so eben verschieden!" Und das sagte er mit so bewegter Stimme, daß mir's durch Mark und Bein fuhr, und ich in diesem Augenblicke gar nicht der armen Töchter gedachte, die eine so gute Mutter verloren hatten, obgleich sie die kränkliche Frau schon seit Jahren durch ihrer Hände Arbeit ernähren mußten, was sie freilich gern, herzlich gern thaten, da es gar brave Mädchen sind, die nur zu gut wissen, welche Mühe und Sorgen eine treue Mutter mit ihren Kindern von Jugend auf hat. — „Guten Abend!" sagt' ich, „Gott hab' sie selig! Wie mag's der guten Frau so wohl sein; sie hat viel leiden müssen. Jetzt komm' ich freilich zu spät zu ihr; aber die Mädchen bedürfen des Trostes. Gott befohlen, lieber Nachbar!" sagt' ich noch, drückte dem Manne die Hand und trat in das Sterbhaus. Da war's stille, wie im Grabe; aber in dem Zimmer in welchem die Verstorbene lag, war's nicht still. Am Sterbebette knieeten die beiden Mädchen, Regine und Martha, und weinten noch, obgleich die Augen schon so roth waren wie blutende Herzen. Sie hielten die Geschiedene an der Hand und sprachen schluchzend mit ihr; aber der bleiche Mund öffnete sich nicht und die schweren Augen konnten sich vor Schlummer nicht aufschlagen. „Laßt sie ruhen!" sagt' ich und trat zu den Trauernden,

„laßt sie ruhen, die gute Mutter! Seht doch das bleiche Gesicht, wie's lächelt; es hat ja lange vor Schmerz nicht mehr lächeln können. Ihr ist jetzt wohl, laßt sie ruhen!" Das konnten die guten Mädchen aber nicht begreifen und sie weinten fort und fort und wollten von Trost nichts wissen. Es ist auch eine eigene Sache um's Trösten, man darf nicht viel Worte machen, denn sie helfen doch nicht viel; und hier findet so recht seine Anwendung, was der Weiseste aller Weisen sprach: „Freut Euch mit den Fröhlichen und trauert mit den Trauernden!" Wer am besten trösten kann ist Gott, und der tröstet so gern, wenn ihn anders die Menschen schon früher kannten und nicht in der Noth erst zu ihm aufblicken. Er ist freilich auch dann noch mit seinem Troste nahe, aber es hält schwer, bis er durch die eisige Rinde des Herzens dringt. Der Gottestrost, den die Menschen nicht geben können, kommt so unsichtbar von innen wie Sonnenschein, und er trocknet nach und nach die Thränen und spiegelt sich in ihnen und er gibt gar einen herrlichen Thränenbogen, der in den Farben der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung glänzt. Auch Euch wird er aufgehen, ihr guten Mädchen, dacht' ich, nach dem Schmerzensregen, den ich daher nicht hemmen wollte, noch konnte. Erst müssen die Wolken herunter, ehe es wieder klar werden kann. So ein wahres Glaubensherz gehet im Schmerze nicht unter, Gott wohnt ja in ihm und der hilft empor; und wenn eine Thränenflut käme, so ein Herz bekommt seine Arche. Nach diesem Glauben handelte ich auch bei den trauernden Mädchen; ich stand bei ihnen am Sterbebette und es war mir so warm um's Herz und ich weinte mit ihnen und sprach nur selten. Noch war es Nacht in den Leidensherzen, und die Sonne des Trostes konnt' ich ja nicht aufgehen lassen vor der Zeit; aber von der Sonne konnt' ich reden, daß sie kommen und herrlich die Wolkennacht durchbrechen werde. Und die Mädchen glaubten gern, was ich sprach, denn es kam mir von Herzen; und die Mädchen hofften auf die Sonne, die ich ihnen verkündigte; sie sahen sie ja in ihrem Leben schon oft glänzen, und an's Wiedersehen und Wiederkommen glaubt das liebende Herz so gern. Da sah ich nochmals die bleiche Frau an, die nun gesiegt hatte, und ich nahm Abschied vom Sichtbaren und dachte an ihren entfesselten Geist und freuete mich seines Glückes. Ich ging hinaus und war bald

vor dem Orte auf dem Friedhofe. Da war's auch stille und friedlich, die Bäume neigten ihre Zweige über die Gräber, und aus den Zweigen klang es wie Abendlieder und vom Kirchthurme klang's so feierlich und auch in mir war das Glockenspiel der Gefühle losgelassen. — Also dahin, gute Nachbarin, dacht' ich, wirst du auch in wenig Tagen gelegt, und so ein schwarzes Kreuz mit deinem Namen ist Alles, was von dir über der Erde bleibt. Und dann dacht' ich wieder: Es muß doch noch mehr bleiben, es wäre sonst nicht der Mühe werth um ein so langes Leben und um all der Schmerzen und Sorgen; es muß gewiß noch mehr bleiben. Da fiel es mir wie ein Stern in die Seele, was mir einst die gute Frau sagte. Es war damals, als sie ihre Regine stillte, als sie so recht ihre Last hatte und sie doch Alles so gern that aus Liebe und aller Arbeit nicht achtete — ja, damals sagte sie und lächelte, wie nur eine Mutter zu lächeln vermag: „Ich trag' gern alles Leid, wenn nur die Kinder gedeihen, ich möchte gar zu gern fortleben in ihnen!" Das fiel mir jetzt wieder ein, das war der Stern, der mir in die Seele kam. Du hattest Recht, gute Frau, und ich hab' auch Recht. Es muß gewiß noch mehr bleiben! Wie das mich tröstete! Nun war die gute Nachbarin nicht todt, und alle die waren nicht todt, die da in ihren Gräbern schliefen; sie haben gewiß Alle — dieß war mein Hoffen und Denken — mehr über der Erde gelassen, als die schwarzen Kreuze mit den Bändern und Reimen. Ich kann dir nicht Alles sagen, lieber Leser, was in jenen Augenblicken mein Herz bewegte; aber das Leben kam mir so ernst und wieder so kurz vor, daß man eilen müsse, um nicht ganz zu sterben auf Erden; und dann kam mir das Sterben vor nicht als was Schreckliches, nein! als was recht Großes kam es mir vor. Wenn ich's doch selbst so recht ausdrücken könnte; aber das vermag ich nicht, da vergehen uns die Gedanken! Wohin geht es, wenn's hier Nacht wird? Wer weiß das, und man muß was recht Mächtiges in sich haben, wenn man da nicht erzittert, und darum sagt' ich: „Das Sterben kam mir als so was recht Großes vor!"

Lieder von Eduard Brauer.

Die Abkunft der Sterne.

Ihr Stern', ihr ewig klaren,
Voll ſtiller Majeſtät,
Das möcht' ich wohl erfahren,
Wer euch in's Blau geſät?

Ich ſprach's in heil'ger Stunde,
Da zuckt' ein Stern herab,
Der mir mit tiefem Munde
Die Himmelsantwort gab:

„Wir Sterne ſind die Zähren,
Die Lieb' im Schmerz vergoß,
Als bei der Schöpfung Gähren
Ihr Blick das All durchfloß."

„Drum blickt zu allen Zeiten
Ein minnevolles Herz
Aus Lebensdunkelheiten
So gerne ſternenwärts."

Im Leid.

1.

Heb' an, mein Lied, zu klingen
In Weiſen ernſt und ſchwer,
Im Leiden will ich ſingen,
Doch ſinken nimmermehr.

Heb' an mich zu umfluthen
In Tönen tief und klar,
Bis alle Schmerzensgluthen
Erloſchen ganz und gar.

Sei du mein Stern, es dunkelt,
Der Pfad wird glatt und ſchmal,
Kein Rettungsſtrahl durchfunkelt
Das nebelvolle Thal.

Sei du mein Stab, es ſchwindet
Der Hoffnung Wankelſteg.
Herz, das noch Lieder findet,
Geht ſicher allerweg.

2.

Trink' aus, mein Herz, den bittern Trank
Des Leid's bis auf den Grund,
Der erſte Zug nur macht dich krank,
Der letzte macht geſund.

Trink' aus den Kelch mit feſtem Muth,
Als wär's ein Luſtpokal,
Trink' aus, bald kömmt die Zeit, dann ruht
Auf immer Sorg' und Qual.

Was krümmſt du dich? was ſchauderſt du?
Wird dir der Trunk ſo ſchwer?
Trink zu, mein Herz, trink immer zu,
Noch iſt der Kelch nicht leer.

Trink' aus! von Perlen glänzt der Trank,
Er kömmt aus Gottes Hand,
Einſt ſagſt du noch dem Meiſter Dank,
Der dir den Trank geſandt.

Röschen vom Rhein.

Röschen vom Rhein,
Wie biſt du ſo fein,
So hold und ſo minnig,
So herzig und innig,
So klug und ſo ſinnig!
Röschen vom Rhein,
Wie biſt du ſo fein!

Röschen vom Rhein,
Dich lieb' ich allein;
O darf ich es wagen
Mit Himmelsbehagen
Das Wort dir zu ſagen:
Röschen vom Rhein,
Dich lieb' ich allein?

Röschen vom Rhein,
Du machſt mir viel Pein;
Ich ſchmacht' in Verlangen,
In harrendem Bangen,
Beſiegt und gefangen.
Röschen vom Rhein,
Du machſt mir viel Pein!

Röschen vom Rhein,
Mein Leben iſt dein,
Mein Dichten und Singen,
Mein Streben und Ringen,
Mein Thun und Vollbringen,
Röschen vom Rhein,
Mein Leben iſt dein.

Röschen vom Rhein,
Du zartes ſei mein;
Du lieblich erblühtes,
Du minnedurchglühtes,
Stern meines Gemüthes,
Röschen vom Rhein,
Du zartes ſei mein.

Röschen vom Rhein,
Treu will ich dir ſein,
Auf jederlei Wegen,
In Mühſal und Segen,
Dich warten und pflegen,
Röschen vom Rhein,
In Ewigkeit Dein!

Gedichte von August Nodnagel.

Valisneria.

Zwei ſtille Blumen blühen in Eines Teiches Flut,
Die für einander glühen voll junger Liebesglut.

Die Sonne küſſet beide, doch an dem heißen Tag
Kein Wellchen in dem Teiche ſich hilfreich regen mag.

Erſt wenn aus ſeinen Wolken der blaſſe Mondſtrahl lauſcht,
Dann nickt das Schilf am Ufer, und Luft und Welle rauſcht.

Dann reißt die Eine Blüte ſich ſchnell von ihrem Stiel,
Und Schiff zugleich und Schiffer ſucht ſie der Liebe Ziel,

Froh nickt das Schilf am Ufer, und Luft und Welle rauſcht,
Wenn auf das Liebespärchen der blaſſe Mondſtrahl lauſcht.

Hassan Ben Ali.

Klugheit haben mir die Greise
Und die Bücher viel beschert;.
Zucht und Ordnung gab mein Vater,
Streng an seinem eignen Herd.
Kämpfe lehrten mich die Männer
Im Gebirg mit Speer und Schwert,
Jagd und Pfeilwurf gar ein Emir,
Unsers Stamms Geschenke werth.
Chidher in der Kunst der Lieder
War mein Meister hochgeehrt —
Nur die Liebe, beim Propheten!
Hat ein Mädchen mich gelehrt.

Ginniſtan.

Es war in ſtiller Maiennacht;
Der Mond ſtieg auf in voller Pracht
Und goß in's Schlafgemach den Schein,
Wo fern von Menſchen und allein
Aſtolf, nur ſeinem Schmerz geweiht,
Erwog des Lebens Luſt und Leid.
Nichts lebt um ihn. Nur auf dem Tiſch
Im Glas glüht eine Roſe friſch.
Er ſpricht zu ihr: Die mit Gekoſe
Ich früh im Garten nahm, o Roſe!
Vom Morgenthau noch warſt du naß,
Nun träumſt du im kryſtall'nen Glas!
Wer gab das Recht mir, dich zu pflücken?
Der Dichterlaunen Hochentzücken?
O nein! als ich zum Beete kam,
Du glühteſt nur für mich in Scham,
Mit Lilien hatteſt du gezankt,
Und mit der Rebe, die dort rankt:
Sie wollten Beide dir nicht glauben,
Er käme, der dich müſſe rauben!
Der Biene hatteſt du gegrollt,
Die deinen Kelch berauben wollt',
Mir war, als würzte Zauberduft
Bräutlich für mich die kühle Luft —
Du ſollſt — dacht' ich — durch mich nur ſterben,
Ich pflücke dich, muß dich erwerben.

Es iſt geſchehn. Nun biſt du mein,
O ſüßes Röschen, traut und rein,
Drum höre mich, mein duft'ges Leben,
Ich bitte, wolleſt Antwort geben!
Doch ſprich in Worten nicht zu mir,
Im Duft allein, ich lauſche dir;
Mir tönt's, wie aus der Fern' ein Gruß —
Nimm, Blumenkind, den erſten Kuß!
Ich bin ein Menſch, was iſt da mehr?
Wär' ich dir gleich, wie wollt' ich hehr
Nur deines Kelches Reize ſehen,
Und wortenlos im Schau'n vergehen,
Das wäre Leben und Genuß —
Mein Lieb, o nimm noch einen Kuß!
Was ſind ſie, die ſich Menſchen hießen
Und nicht wie du zu ſein, ſich prieſen?
Was ſoll ich noch von ihnen ſingen,
Die nur um leere Schalen ringen?
Und deren Wiſſen, deren Kunſt
Der bunten Seifenblaſe Dunſt?
Fremd wahrer Liebe, wahrem Leid
Sich mühen um Erbärmlichkeit?
Wie anders biſt du, Blume, doch!
Ihr Maienkinder freut euch noch
Der Kraft, womit der Erde Bruſt
Euch hegt und pflegt in Werdeluſt.
Sei mein — wär's Eine Stunde nur,
Ich habe Garten nicht, noch Flur,
Dort freudig aufzublühn', dir gleich,
In wahrer Füll', im eignen Reich.
Nun ich dich kühn vom Strauche riß,
Biſt du wie ich — bleibſt mir gewiß,
Fühlſt auch, was mich verzehren muß;
O Süße, nimm den dritten Kuß! —

Dies Wort Astolf zur Rose sprach,
Da zog ein Klingen durch's Gemach.
Er fuhr empor, vom Laut geschreckt.
Bist du es, die das Grab schon deckt?
Ach du Thaline! stolzes Herz,
Mir erste Lieb' und letzter Schmerz?
Grollst du, daß ich mit Blumen kose,
Seit du im Grabe, blasse Rose?
Doch nein! die Seligen im Licht
Sie zürnen Staubeskindern nicht.
Ein zweiter Klang — ha! was ist das?
Regt sich das Wasser, klang das Glas?
Der Lampe ungewisser Schein
Hüllt bang in Dämmerung sich ein;
Der Mond sucht, müde, Schlummers Ruh,
Den Wolkenvorhang zog er zu.
Und hier — es weichen Thür' und Wände,
Als rückten unsichtbare Hände.
Der dritte Klang — war's Klang, war's Strahl?
Wo bin ich? welch ein weites Thal!
Ein Becken schimmernd von Krystall!
Ist dies mein Glas? — ha, aus dem Schwall
Der Wasser steigt verschämt, geschwind —
Wer bist du, wunderbares Kind?
Und dies Gefolge um dich her?
Wer löset mir das Räthsel, wer?

Sie sah mit klarem Aug' ihn an:
Astolf, du bist in Ginnistan.
Und hier gebeut als Königin,
Die du mit Kuß und trunknem Sinn
Als eine Rosenbraut gerufen.
Um jenes Thrones goldne Stufen
Steht dichtgedrängt die volle Schaar,
Die deine Phantasie gebar.

So oft ein Lied der Sehnsucht voll
Dir aus bewegtem Herzen quoll,
Dann send' ich meine Diener aus,
Sie tragen es in's luft'ge Haus;
Sie fesseln, des Gebotes froh,
Den leichten Klang, eh' er entfloh.
Und hast du fruchtlos stets gerungen,
Wort und Gedanken nicht bezwungen,
Hier schaff' ich, süßer Zeitvertreib!
Den Seelen einen schönen Leib.

Er naht dem Thron. O welch Gewirre,
Von Geisterlein welch ein Geflirre!
Sie tanzen, sie umkreisen ihn
Mit wohlbekannten Melodien.
Bald stillverschämte Mädchen sind es
Mit Augen, Augen noch des Kindes;
Bald Jünglingsmänner groß und kühn
Mit Wangen, die von Kampflust glühn;
Dazwischen schweigsam ernste Meister,
Ein Rittersmann, ein vielgereister.
Aus Burgruinen eichumlaubt
Manch sagenhaftes Heldenhaupt,
Die Braut, so still im Garten trauert,
Indeß ein hundert Jahr verschauert,
Das Zwergenvolk, das Riesenheer,
Die Niren aus dem tiefen Meer.
Zuletzt erscheint in ihrer Mitte
Ein Weib mit leisem, schwankem Tritte,
Fest auf der Brust die weiße Hand;
Von Todesqualen übermannt,
Als trüge sie der Welt Geschick,
Fleht Mitleid noch erstorb'ner Blick.
Da spricht bewegt die Königin:
Astolf, tritt zu den Deinen hin,

Erheitre doch die finſtern Mienen!
Sie wollen dir mit Freuden dienen.
Du ſeufzeſt? mag von dieſen Schönen
Nicht Eine dein Verlangen krönen?
Weißt du mir keinen Dank zum Lohn,
Daß ich ſie rief an meinen Thron?
Hat meine Liebe gar vernichtet,
Was du geſonnen und gedichtet? —

Er ſank zu ihren Füßen nieder:
O ſcheuche fort die tollen Lieder!
Nun ich ſie ſchau' leibhaftig hier,
Mit tiefem Vorwurf ſag' ich mir,
Wie kindiſch all mein Streben war,
Wie nichtig, ach! mein Dichten gar.
Spukgeiſter ſind's, nicht Poeſie
Durchflammt mit heil'gen Gluten ſie;
Mir ſprudelte nie jener Quell,
Daraus ſie ſteigen ewighell.
Nur fiebriſch braunte mein Gehirn,
Als ich ſie rief, drum an der Stirn
Steht jedem deutlich eingebrannt
Das Todesmal mit frecher Hand.
Was ich gewollt, was ich erſonnen,
In ſtillen Nächten was begonnen,
Halb ward es bleiches Bild und Wort,
Die beſſre Hälfte ſchwand mir fort.
Das quälet, das durchwühlt die Bruſt,
Zu fühlen hoher Schöpfung Luſt,
Und, hüllſt du den Gedanken ein,
Zu ſchaffen nur ein Bild von Stein.
Ach! was aus meiner Seele drang,
Es ſtammelt nur, iſt nicht Geſang,
Und doch mit übermächt'gem Zug
Fühl' ich in mir der Liebe Trug.

O laß mich fliehn aus deinen Reichen,
In finstrer Schluchten Graus entweichen,
O strafe mich mit ew'ger Blindheit,
Wie ich in dämmernd stiller Kindheit
Noch von der Dichtung nichts gewußt
Zufrieden mit der Spiele Lust,
Da mir die Rose mocht' allein
Liebtraute Lenzgespielin sein! —
Er sprach's; sie hob die zarte Hand,
Ihr Arm den Sänger fest umwand.
Du küßtest dreimal meinen Mund,
Der Kuß ist heil'ger Geisterbund,
Und mit dem Dritten warst du mein,
Ich will dich ganz zum Dichter weih'n.
Sie küßt ihn auf die Lippen schnell,
Da blitzt es durch die Seele hell,
Die Lieder alle sind verschwunden,
Die er in früh'rer Zeit empfunden,
Ein neues Leben vor ihm lag,
Wie noch im Thau ein Frühlingstag,
Da küßt sie ihn zum andern Mal,
Verwandelt wieder glänzt das Thal:
Vor ihm liegt, aller Bande los,
Natur so heilig, göttergroß,
Er schaut in aller Wesen Grund,
Sie machen ihm Geheimes kund,
Es spricht der See mit dunkler Welle,
Es spricht die kleine Felsenquelle;
Mit schwanker Wipfel mächt'gem Rauschen
Vermag er Zwiesprach leicht zu tauschen,
Der Wolken Wort in Himmelshöhen,
Des Sturmes Groll kann er verstehen.
Der Geier, der vom Horste krächzt,
Die Unke, die im Röhricht ächzt,
Der Glühwurm, der den Hain durchsprüht,

Der Demant, der im Schacht erglüht,
Sie ſagen Alle Neues an
Vom Wunderreiche Ginniſtan.

Sei mein — ruft er — o Königin!
Wie ich auf ewig dein nur bin.
Da küßt ſie ihn zum dritten Mal —
Die Windsbraut ſauſt durch's weite Thal,
Sie haucht die Zauberbilder an — —
Im Nu verſunken Ginniſtan.
Es war in ſtiller Maiennacht,
Der Mond ſtand hoch in voller Pracht
Und goß in das Gemach den Schein,
Wo fern von Menſchen und allein
Aſtolf auf ſeinem Lager ſitzt,
Das Haupt auf ſeine Hand geſtützt.
Das war kein Traum im ſchwülen Wetter:
Zerknickt die Roſe, ihre Blätter,
Auf's Lager hingeſtreuet ſind,
Wie fortgeweht von ſcharfem Wind,
Von ferne klingt es durch die Nacht,
Wie Echo, das zuletzt erwacht.
O Heimathland, ſo ruft er laut,
Wer einmal nur dich angeſchaut,
Der ſchließ' auf ewig ſeine Augen,
Die Fremdes nicht zu ſchauen taugen;
Kein Wort entfliehe dieſem Mund,
Den ſie berührt zum Geiſterbund. —
Er ſang kein Lied ſeit jener Nacht,
Urkräftig blieb des Zaubers Macht:
Er ſah die welken Blätter an,
Sein Geiſt war nur in Ginniſtan.

Gedichte von Gustav Mühl.

Die Lieblingslieder.

Dies meine liebſten Lieder ſind,
Die, wenn ſie angeſchlagen,
In ihrem Wehen heimlichlind
Ein andres leiſeres tragen,

Ein Tönen, das nicht freie Luſt,
Auch Schmerz nicht wär' zu heißen,
Ein ſanftes Zittern durch die Bruſt
Von nie geſungenen Weiſen.

Und wenn des lauten Liedes Ton
Sich ſenkt zur Erde nieder,
So ſchwebt zurück das Andre ſchon
In's tiefſte Herze wieder.

Am Mittag.

Im Sonnenſcheine geh' ich gern
Durch Feld und Auen hin,
Es ſchimmert ſtill die Himmelsfern',
Die Matten ſind ſo grün;
Mir in dem Herzen iſt's ſo kühl,
Ich ſchaue tief hinein
In halberwachter Träume Spiel
Und milden Dämmerſchein.

Dann ſetz' ich mich an einen Baum,
Erglüht der Mittag heiß,
Hoch in der Zweige Schattenraum
Singt müdes Vöglein leis;
Was ſich verborgen in der Bruſt
In Bildern ſanft gewiegt,
Ich ſchau' wie draußen es voll Luſt
Im Sonnenglanze fliegt.

Venedig.

Königin im Sonnenglanze,
Warmer Nächte Wundertraum,
O Venedig, wie du ſteigeſt
Stolz aus grüner Wogen Schaum!
Wie das Meer um deine Reize
Lüſtern hundert Arme ſchlingt,
Und von deinem Bild beſeligt,
Sanft und weich die Welle klingt!

Masken ſchwärmen in der Ferne,
Harlekin ſpringt in die Fluth,
Vom Rialto tönen Lieder,
Ueberall des Tanzes Gluth,
Und die ſchwarzen Gondeln irren
Leis auf den Kanälen hin,
Dunkel wie die Nacht, verſchwiegen,
Wenn die Feuerküſſe glühn.

Nachtbild.

Des Baumes holde Blütenseele,
Die Nachtigall ist auferwacht,
Daß ihr Geheimstes sie erzähle
Im Wonnelied der frommen Nacht.

Da ist der Mond auch aufgegangen
In einem milden Lilienschein,
Und schaut mit hellen Götterwangen
Durch's Zweigegitter zu ihr ein.

Erſter Schnee.

Vom Himmel ſank heut' über Nacht
Ein weißes Friedenskleid,
Das hat ſich nun gelegt ſo ſacht
Auf alles Lieb' und Leid.

So ſchweigſam iſt die Luft und rein,
Von fremdem Glanz erhellt,
Als wär's ein ſanfter Wiederſchein
Aus ſtiller Geiſterwelt.

Der blaue, klare Himmel ſchaut
Der Schläf'rin Erde zu,
Gießt zartes Sonnengold der Braut
Auf ihre holde Ruh.

Sie lächelt dann in Träumerein
Von ferner Frühlingsluſt,
Und Liebeskräfte wallen ein
In ihre Mutterbruſt.

Ja, mir lebt ein innig' Sehnen.

Ja, mir lebt ein innig' Sehnen,
Glaubet nimmer daß es schlief,
Und es ist wie jener Aether
So unendlich und so tief.

Doch wie Wölklein hoch am Himmel,
Goldenhell und still und frei,
Wandeln leise die Gedanken
An des Herzens Lust vorbei.

Wenn die blauen, tiefen Lüfte.

Wenn die blauen, tiefen Lüfte
Wogen wie mit fernem Klang,
Und in Glanz und Blumendüfte
Jauchzt der Vögel Luftgesang,

Und von sonn'gen Bergeshöhen
Lächelt stille Gottesluft,
Weiß ich nicht wie mir geschehen,
Dehnt und enget sich die Brust.

'S ist als möcht' ihr dann entsteigen
Meiner Schmerzen trüber Hauch,
Und doch läßt er im Entweichen
Eine letzte Thrän' im Aug'.

Vor Sonnenaufgang.

I.

O Seele, lag're dich an jenen goldnen Thoren,
Wo ew'ger Gottesminne Roſen blühen,
Und bete ſtill im heil'gen Flammenglühen —
In Freuden wird das Himmliſche geboren.

II.

Nah' iſt der Gott! wie raſche Engelsflügel
Ziehn Windesſchauer rauſchend vor ihm her,
Sprich, ſtehſt du auch, mein Geiſt, ein reiner Feuerſpiegel
Vor dieſem reinen Glanzesmeer?

Schmetterlinge.

Frisch auf, ein Schwarm von bunten Schmetterlingen!
Das seid auch ihr, ihr flücht'gen Ritornelle,
Ein Leibchen mitten auf zwei Reimenschwingen.

Man nennt sie Bräutigame stets der Rosen,
Die wilden Falter, doch ich seh' sie immer
Mit andern Dirnen, ihren Zosen, kosen.

Auch Schwärmer hab' ich schon sie nennen hören,
Ja Schwärmer sind es, um mit Schwärmereien
Die armen Frühlingsblümchen zu bethören.

Leichtfert'ge, wißt nichts mehr von jenen Tagen,
Wo mühsam ihr von Zweig zu Zweig gekrochen,
Um dort die sauern Blättlein abzunagen.

Wohl glänzen Manchem nun die Farben minder
Auf leichten Flügeln, als am Raupenkleide,
Doch Alle sind des Frühlings liebste Kinder.

Man sagt, ihr hättet mehr noch als zwei Augen,
Man sagt sogar, ihr hättet über tausend,
Ich glaub's, ihr wißt sie wahrlich zu gebrauchen.

Und wenn ihr zu den Schönen niedersitzet,
So hat Natur, die liebeszarte Mutter,
Den Mund euch selbst zum Küssen zugespitzet.

Zu meinen Blumen Einer kam geflogen, —
Welch' Blicken, Nicken, Brüsten und Gelüsten....
Allein der Schalk ist weiter fortgezogen.

Ein Blümlein hat mit leisem Lustgestöhne
Den Kelch noch schnell dem Abendlicht erschlossen,
Doch ward gehört das liebliche Getöne.

Und wie das Blümlein auch zur selben Stunden
Verschämt sich schmieget in des Grases Dunkel,
Es hat's ein loser Horcher schon gefunden.

Ihr Weißen gleicht wohl Manchen unsrer Weisen,
Es thut euch doch auch wohl, wenn euch die bunten
Die farbenglüh'nden, frischen Blüten preisen.

Gezierter Admiral auf grünem Meere,
Du findest wohl in diesem Archipele
Kein Inselchen, das unbezwingbar wäre.

Ein großer gelber, schwarzgestreifter Tiger
Sitzt stille saugend auf erschrock'ner Blume,
Die leise zittert unter ihrem Sieger.

„Herr Hofrath mit dem rothen Ordensbande,
Es ist uns armen Mädchen gar viel Ehre,
Daß Sie uns grüßen just wie Längstbekannte."

Blauviolett machst, Kleiner, du die Runde,
Trägst du vielleicht, ein Ritterlein, die Farben
Von einem Veilchen, fern im Waldesgrunde?

Gleich einem Blättleinpaar, das aufgeflogen
Vom jüngſten Zweig im Rauſch der Lenzeswonne,
So kommſt du, Grünlicher, daher gezogen.

Gleich einem Blättleinpaar, gelöst vom Hauche
Des kalten Nords, ſchwebſt du heran, o Brauner,
Doch auf den Schwingen glänzt ein blaues Auge.

Die Nacht iſt da, es winken ſchon die Sterne,
Wo ſind die Falter alle hingegangen?
Dort fliegt noch Einer in der trüben Ferne.

O könnt' ich doch, ein freier Schmetterlinge,
Um jener Sterne lichte Silberblüten
Hinflattern froh auf einer goldnen Schwinge!

Mondnachtſoirée

im Reiherwald.

Meinen Buchsweiler Freunden zur Erinnerung.

Zu meinen Privatgrillen gehört auch die, alljährlich eine Sommernacht ganz allein in einem beliebigen Walde zuzubringen. Ich beſtelle mir dazu immer die lauſte Luft und verbitte mir alle Windperſifflage; nur das Liſpeln des Zephyrs wird geſtattet, bis zur Potenz, wo es etwa die Blätter einer Zitterpappel in gelinde verneinende Bewegung zu bringen vermöchte.

Diesmal hielt ich meine Mondnachtſoirée von meinem geliebten Buchsweiler aus. Es war im Hochſommer; die Luft warm und blütenduftig; der Vollmond warf einen glänzenden Strauß von Lilienlichtern zu meinen offenen Fenſtern herein — da pflücke! Der Röhrbrunnen mit dem Löwenbilde plätſcherte luſtig und die Wellen im Becken erzählten einander murmelnd die Geſchichten des vergangenen Tages. Um die Ecke der Straße erklang noch der wohltönende kräftige Geſang der Stadtburſche. Nach und nach verhallte das Lied:

„Denn du warſt meine erſte Liebe,
Meine letzte ſollſt du ſein!“

Da streifte ich das Staubhemd über mein grünes Sommerröckchen, schwang die Strohflasche mit Gemüthsstärkung über die Schulter und griff nach Mütze und Stock. „Ei, ei, Herr Sta-Ursus," rief mir eine Stimme entgegen, nachdem ich den Drücker der Thüre leise hinter mir sinken lassen wollte, um auf den Fußspitzen die Treppe hinunter zu schleichen, Niemanden in der Ruhe zu stören. — „Ei, ei! ich glaube Sie wollen bei Nacht und Nebel davon!" Es war meine gute Hauswirthin, die eben von einer kranken Freundin zurückkehrte und mich mit großen Augen ansah. — „Ich bin... ich will" stammelte ich, — „in eine Soirée gehn!" — „Aber um's Himmelswillen, doch nicht in diesem Aufzuge! fällt denn die Fastnacht dieses Jahr in den Juli?" — „Lassen Sie das gut sein, meine Liebe," entgegnete ich, „die Freunde, die ich besuche, haben sich diese Tracht ausgebeten und ich würde mich bei ihnen in Frack und Manschetten schlecht ausnehmen. Schlafen Sie wohl, Madame Renork, und seien Sie meinetwegen ganz außer Sorge!" Kopfschüttelnd gieng sie und während ich die Treppe hinabstolperte, hörte ich noch immer ihr „ei! ei!" hinter mir nach.

Meine Schritte schallten bald durch die Herrengasse; rechts und links schnarchten wohlbekannte Schläfer und Schläferinnen. Nur an meines Freundes, des Professor's J-Tunika's, Fenstern zitterte noch Lichtschimmer. Er schwelgte wohl in Yemen's heiligen Gefilden und ihm tauchten aus dem Geringel und Geschlingel der arabischen Lettern, blühende Palmbäume, ziehende Caravanen, glühende Houris auf! „Gut' Nacht, mein Lieber, träume fort! ich gönne Dir's, wenn Du auf deinem arabischen Renner durch die brennenden Wüsten jagest, dann auf Oasen ruhst und an frischer Quelle, im Palmenschatten Dich labest! Aber laß mich auch weiter ziehn; auch meiner warten freundliche Wunder und eine abendländische Zaubernacht!"

Ueber den öden Schloßplatz gieng's. Die Kanzlei warf ihren mächtigen Schatten weit herüber. Bald rauschte die Mühle hinter mir und ich stimmte sekundirend in das Singen der lustigen Müllerbursche. Der Mond, mein Getreuer, ließ mir auch den kleinsten Winkel der lieblichen Hügelgegend nicht verborgen.

Dort von der Kirrweiler Straße herab, sich in's Wiesenthal ver-

ſenkend, erblicke ich den Pfad, den die geſpenſtiſchen Kinder jede Nacht wandeln und höre ihr leiſes Wimmern und den dumpfen Bußgeſang der Mönche, die ſie in ihre ſchwarzen Särge verſchließen und zur kurzen Ruhe bringen.

„Ja, wenn ich noch dieſelbe Straß'
Zu ſpäter Nacht mußt' gehn,
So mußt' ich auch die Kinder blaß
Und ſtill dort wandeln ſehn.“

Und weiter unten am Stege raſchelt's durch die Zweige, das iſt die ſchneeweiße Kuh mit der Silberglocke die allnächtlich dort weidet, ein auf Erlöſung harrender Geiſt. Und hinter dem Walde dehnt ſich der ſchwarze Egerd bis zur Straße herab und die Geiſter warten des einſamen Wanderers ihn mit ſüßem Rufen in ihre Nähe zu locken. Und um die Spitzen der Bäume des Moderer Waldes flackern blauliche Lichter und wundervolle Klänge ſchwimmen durch die ruhigen Wellen der Nachtluft.

„Dem Wanderer rufet
Den Namen ein Laut,
Wie Stimme der Braut.
Er ſtammelt hin:
„Hier bin ich, hier,
Wer rufet mir?“
Kaum floh das Wort,
Iſt Alles gewendet,
Das Aug' iſt geblendet.“

Das weiß ich wohl, ihr lockenden Spuckgeiſter, und der Dichter, der dieſe Verſe im ſchaurigen Nachgefühle der Erinnerung dahinhauchte, ſoll mich nicht vergebens gewarnt haben; ich will heute nicht mit euch verkehren!

Oeffne du mir dein duftiges Zweigthor, heiliger Reiherwald, du klaſſiſche Stelle von jeher! du von ſüßen Ahnungen durchwogtes Wunderhaus! und laß mich eintreten in deine geheimnißvollen Hallen! Deine Pfade ſind lieblich verſchlungen und führen von einem Zauber zum andern.

Schläfriges Volk der Vögel, ihr ſitzt in den warmen Neſtern und

träumt und verträumt die schönste Zeit, und zwitschert nur leise, wie Rede träumender Menschen! — Auch die Blumen schlafen; die blauen Glocken haben die Läden zugemacht und auf einer jeglichen sitzt ein Thautropfen, im zitternden Mondlichte wie ein silbernes Schloß erglänzend, damit kein frecher Nachtfalter einbreche. Nur ihr seid wach geblieben und wiegt euch in traulichem Gespräche auf den wilden Rosensträuchen, goldne Johanniskäfer, wandelnde Sternchen! ihr allein genießt diese herrliche Nacht! — Aber weiter! fort, von diesen heimlichen Plätzchen, zu noch heimlichern! Tiefer hinein in das Heiligthum; ringsum nur von dir umrankt, zauberische Waldnacht! Rauschen nicht im Gebüsche die Geister der hier getauschten Küsse? flüstern nicht durch die Zweige die hier ausgesprochenen Liebesworte und Versicherungen ewiger Treue? Drängen sie sich nicht aus der Rinde der hundertjährigen Buchen, die verschlungenen Namenszüge und nehmen die Gestalten der Liebespaare an, die sie eingegraben? Ja, ich erkenne derselben manche, und rufe ihnen den leisen Gruß des Herzens zu; bin aber froh daß sie abwärts wandeln die Utenhofer Wiesenpfade; denn ich will allein sein mit mir; allein mit dir, mein Wald, und wir lassen nur unsern dritten Freund im Bunde, den Mond, in unsere Gesellschaft.

O wenn ich dich seh',
Auf himmlischer Höh'
Du freundliches, silbernes Mondengesicht,
So lacht mir das Herz,
So flieht mir der Schmerz,
So schwelg' ich, wie selig! versunk' in dein Licht!

Dieses Moosbett an der alten knorrigen Eiche hab' ich mir manchmal schon zur Ruhe erkoren; so will ich auch jetzt, im süßesten Gefühle, im innigsten Wohlsein meiner Seele mich darauf niederlassen; will Mensch sein, Naturwesen im All der Natur, und hören was die Nacht, der Mond, der Wald, und die schwerathmenden Blumen, die schwärmenden Käfer und die träumenden Vögel wissen; was die Gespenster der Umgegend hier mit einander verkehren und die über meinem Haupte hinfliegenden Herlein, die nach dem Bastberg ziehn, so eifrig zu besprechen haben. Der Wächter von Sulzbach ruft die

Geiſterſtunde an und ſein Kollege von Weinburg gibt ihm Antwort und das Echo des Kaſtanienwaldes gibt es wieder und wirft es in der Runde umher von Berg zu Berg, von Thal zu Thal. Aber auch eure Nachtwächterlieder, ihr Edeln, ſollen mich nicht in Schlummer wiegen; nein, er ſoll mich nicht übermannen; ich will ausdauern bis der Mond ſich neigt und über den Schalkendorfer Hügeln die Morgendämmerung graut. Drum abermals weiter!

Welch' lieblich Rund! welch' heimlich Plätzchen! rings von jungem Gebüſch umblüht und durchfunkelt von der Elite der Leuchtmännchen des Waldes, den goldnen Illuminaten, die auch in tiefer Nacht dem Obſcuranten Licht in's Auge blitzen. Ja hier, hier will ich von Neuem ſüße, ſanfte Raſt halten, das Haupt in's halmende Gras tauchen und die ſchlummernden Blumen ſollen ihren Thau auf mich herunter träufeln. Alles Denken will ich zurückdrängen und nur die Fühlhörner der Seele ausſtrecken, nur die tauſend Augen der Phantaſie öffnen!... Ich möchte die Springwurzel haben um die verborgenen Pforten der tief unten rauſchenden Waſſer zu öffnen und ſie zu einem klaren Weiher ſammeln, von goldnen Seerosen und blaßgelben Waſſerlilien umblüht, von luſtig ſchnellenden Fiſchlein durchzogen, und Waſſerhühnchen und Tauchente ſollten in den hohen Binſen am Ufer koſen und Rohrſpätzchen ihr ſchwankes Neſt an's wogende Schilfgras heften! Fiſcher und Jäger ſollten ſich hier begrüßen und holde Jungfrauengeſichter im Silber der Wellen ſich zulächeln! Ich möchte den Erdſpiegel beſitzen und die Zaubergerte, die ſich bernieterneigte wo ein verborgenes Erz im Schachte blinkt! Ich möchte geheime Worte ſprechen können, die Zauber zu löſen die hier gebunden liegen, und dem Eichhörnchen das eben vom Ahorn zur Buche ſpringt das Erlöſungswort zurufen, damit es als befreites Königstöchterlein zu meinen Füßen ſinke und ich es an mein Herz drücke! Ich möchte!...

Wollt' ich doch noch nicht dich verlaſſen, heiliger Hain? Führt mich dieſer Pfad, ſo ganz gegen Willen in's Freie! Eine ſtattliche Allee öffnet mir ihre weiten Schattengänge! Wo wird ſie mich hinführen? Hier, links am Wege, rauſchte ja vor wenig Stunden noch die Mühle und die Müllerburſche ſangen und ich ſang mit ihnen! und rechts blinkte das Tuch auf Meiſter Eckart's Bleiche, weithin

wie eine unendliche Schneewiese! und hier lag der Krempiſche Garten mit dem zerfallenen Gitterthor und dem Obſtbaumreichthum und den ſchönen Erinnerungen der Freundſchaft! Nun iſt Alles gewendet. An den hohen Pappeln vor dem Holzhof hängen Aeolsharfen; ihre Saiten klingen und ein Nachtigallenpaar ſchlägt aus dem nahen Roſenbuſche drein! Zwei große Wagen halten vor einem Hauſe; Gemüſe von allen Arten ſind auf dem einen hoch aufgeſchichtet und ein friſcher Gärtnerburſche in hellgrüner Schürze ſteht dabei; auf dem andern wölben ſich Weidenkörbe empor zu einer unendlichen Pyramide, drin ſchnattern fette Gänſe, perroriren dumme Enten, hüpfen piepende Hühner, flattern ruchzende Tauben. „Wo fährt ihr noch hin, ſo ſpät zu Nacht?“ fragte ich den Fuhrmann der eben aufſaß und luſtig mit der Peitſche klatſchte. — „Ei, nach Pirmaſens,“ antwortete er „des gnädigen Landgrafen gnädige Küche zu verſorgen!“ — Pirmaſens? gnädiger Landgraf? gnädige Küche?... Ich mußte mich am Stabe halten und, zu näherem Verſtändniß dieſer neuſten Sphynxiana, den letzten Zug aus meiner Flaſche thun. — „Seid ihr denn toll, ihr Leute!“ ſchalt ich ihnen zu, „was geht uns denn Pirmaſens an und der Landgraf und ſeine Küche?“ Sie aber wandten ſich lachend und, an einen Baum gelehnt, ſah ich die Wagen langſam vor mir her rollen, um die Ecke biegen und mit Blitzesſchnelle verſchwinden. Ich folgte eiligſt, der Sache auf den Grund zu kommen! denn, dacht' ich, die Führer dieſer beiden Wagen im größten Folioformate, könnten wohl Vettern irgend eines berühmten Rapar ſein, auf ungewiſchten Bänken gefunden und mir in aller Schnelligkeit von blauen Enten gepredigt haben.

Im Amtseifer verdoppelte ich meine Schritte, feſt entſchloſſen die allzeitwache und rüſtige Kanzleiwache auf die Beine zu ſtellen; im Nothfalle ſelbſt eines Gewehrs mich zu bemächtigen, Allarm zu ſchlagen, die Sturmglocke zu läuten und die Thäter im Triumphe zurückzuführen, und eine wohlverdiente Ehrenmeldung im „Anzeige und Unterhaltungsblatt für Buchsweiler und die Umgegend“ einzuſtreichen. Voll von dieſen kühnen Entſchlüſſen ſtand ich bald an — einem Thore, und es fiel mir ein dämmriger Schleier vor die Augen; denn was da ein Thor ſein wollte, ward ja vor einigen Jahren bereits niedergeriſſen und auch keine Spur mehr davon zu ſehn und ich war ja eben

erſt hier durchgegangen. Die Möglichkeit einer Geiſtesabweſenheit meinerſeitlich annehmend, ſtieß ich die halboffenſtehende Pforte zurück und ſchritt über ein Paar langer Beine, die ſich weit hinausſtreckten, ſchob einen noch längern Speer zurück und hörte einen ſchläfrigen Kerl, dem dieſe langen Verehrungen anzugehören ſchienen, in kläglichem Tone die Worte von ſich geben: „Laßt mir mein Ruh!“ —

Nachdem ich auch die Exiſtenz dieſes Weſens angenommen hatte, trat ich in den Schloßhof. Aber da war ja wieder Alles umgekehrt! Da ſtand ja der alte Herrengarten; da ſtand ja das Schloß ſelbſt leibhaftig, weißblendend, mit rothem Rande überall eingefaßt, wie es, von dem ſeligen Profeſſor Lutz gezeichnet, in allen Häuſern Buchsweilers — auch in meinem Zimmer — als Glanz-Reliquie prangt! So will ich mich denn begeben und annehmen und meine Wanderung gläubig fortſetzen. Das wohlbekannte ehmalige Gitterthor ſtand weit offen und mit langſam abgemeſſnen Schritten trat mir ein Spießträger entgegen, mich nach meinem Begehr fragend und im Namen ſeiner hohen Herrſchaft, des Landgrafen von Hanau-Lichtenberg, ſeine bequaſtete Waffe mir entgegenhaltend. Da ſprudelte aber doch die bisher dumpfbrauſende Quelle meines Ingrimms hervor und brach als wildſtürmender Strom aus allen Adern. „Wiſſe, du langer Spießbürger,“ donnerte ich ihm zu, „daß ich dich nicht annehme! daß ich der Spiegelfechtereien müde bin und weichſt du nicht auf der Stelle, ſo werde ich dir den Charakter zu legen trachten und dem wachhabenden Artilleur bedeuten daß er dir zu freier Koſt und Logis neben der Hofkapelle verhelfe! Iſt doch der Lieutenant Karl Meininger, vom eilften hier in Kantonnement liegenden Regimente mein alter Jugendfreund und hat der ſelige Magiſter **** im Straßburger Gymnaſium einſt über mir und über ihm daſſelbe Meerrohr und dieſelbe Kraftſtimme erhoben! Der wird mich auch jetzt nicht im Stiche laſſen!“ Gegenwärtige Improviſation, die ich ihm ganz friſch von der Leber zufließen ließ, ſchien ihren Eindruck nicht verfehlt zu haben; denn der Spießträger wich zurück und ſchob ſich hinter die Platanen, ſeinen Zorn an einer Flora auslaſſend auf die er mit ſeiner Pike losſtach. Nun gewahrte ich auf einer Steinbank eine räthſelhafte Kreatur, die den Kopf nach mir umwendend, aufſtand und die Hände in die

weiten Taſchen des purpurrothen Rockes getaucht, gravitätiſch auf mich zuſchritt. Das Männlein machte tauſend Bücklinge und verſicherte mich daß ich ihm ſehr willkommen ſei und daß mich der gnädige Landgraf ſchon ſeit einigen Tagen erwarte, maßen die Decke im Hauptſaale des Schloſſes von inländiſchen Malern bereits ſo grundirt ſei, daß ſie das Kunſtwerk des italieniſchen Meiſters nun ſo bald wie möglich aufnehmen könne.

Der Mann, der ſich mir als gnädig landgräflichen Hausbofmeiſter vorgeſtellt hatte, ſchlug ſeinen Arm vertraulich in den meinigen und lud mich zu einer Promenade im Platanen- und Kaſtanienſchatten ein. Wir wandelten zwiſchen den weißen Steinbildern, zwiſchen den üppig duftenden Blumenrainen hin, durch blühende Orangenbäume, und traten vor das künſtliche Vogelhaus, in welchem Kanarienvögel und Kolibri's luſtig hin und her flatterten, und keck herausflogen im kryſtallenen Waſſerbecken die Flügelein netzend und im Regenbogen des Springquells ſpielend. Nachdem er ſich bei mir genau nach der letzten Orangen- und Citronenernte in Italien, nach den Reisfeldern und Zuckerrohrplantagen erkundigt hatte, und ich ihm auf Alles genügenden Bericht erſtattet, vertraute er mir an wie des gnädigen Landgrafen Federvieh dieſes Jahr ſo erſprießlich gedeihe, wie ſeine Schweine ſo appetitlich fett werden, wie ſeine Wieſen tauſendfältig geben und wie viel Ohm Zwetſchgenwaſſer, Birn- und Aepfelmoſt, Reidter, Freudenberger, Käsberger und Baſtberger im hanauiſchtenberglandgräflichen Keller zu ruhen die Gnade hätten, und wie der Zehnte ſo richtig eingehe; lauter Dinge (wie er mir parentheslich zuflüſterte) von welchen auch er ſein beſcheidenes Etiam ziehe.

Nun flog plötzlich mit einem Fiſchgarne ein großer ſtämmiger Burſche an uns vorüber, in rothem Hute und rothem Wammſe, und pfiff ſein Liedchen. Mein Begleiter belehrte mich daß dieſer der berühmte Lure-Jerri ſei, der bei dem gnädigen Landgrafen in großer Gunſt ſtehe, da er im vorigen Jahre den Preis des rothen Hutes davon getragen, den Höchſtderſelbe gnädige Landgraf demjenigen ausgeſetzt, der ihm zuerſt die Ankunft der waſſerreichen Quelle an der Schäferei, die unter der Ludogarius-Kirche hervorſprudelt, anfündigen werde. Der Glückliche hat den Sieg errungen, und allem Anſchein nach wird er ſein

Fischgarn nun bald bei Seite legen und dafür in Staatstracht, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, als geheimer Hofquellenrath daherstolzieren. Mit ehrfurchtsvollen Blicken schaute ich dem Berühmten nach, der von seiner künftigen Glückseligkeit noch keine Ahnung zu haben schien, sondern fortpfeifend im Garten verschwand.

Ein schwarzgekleideter, blasser Mann, der schon einige Zeit um die zahlreichen Bildsäulen geschlichen war, und wie in Sehnsucht manche derselben umarmt hatte, trat jetzt zum Weiher und wusch sich die Stirne. Mein Freund Haushofmeister zog mich zurück und machte ein bedenkliches Gesicht: „Das ist unser Hofbildhauer," sagte er mir, „der alle diese Statuen und dort jene Grotte am Vogelhaus gefertigt hat, und in der nächsten Nacht soll das letzte Bild, diesem Postamente hier bestimmt, vollendet werden. Der gnädige Herr Landgraf weiß es nicht, aber mir haben es Wohlunterrichtete anvertraut, daß der unglückliche Meister, um seine Aufgabe in der eingeräumten Zeit zu lösen, sich dem Bösen verschrieben habe, der allnächtlich in seine Werkstatt komme und ihm arbeiten helfe. Wär' es denn anders möglich? Der Meister ist ganz allein, wollte nie einen Gehilfen annehmen, und jeden Morgen steht ein neues Bild auf dem Postamente. Gott sei seiner Seele gnädig!"

Ich stimmte in sein Seufzen ein und wir kamen dem Schloßgebäude näher, aus dem uns ein anderer schwarz gekleideter und wohlbeleibter Mann, mit dreieckigem Hute, weißer Halskrause und mächtigem Stabe entgegen schritt. „Verzeihen Sie, Maestro Bojazo," sagte der Haushofmeister eiligst zu mir, „daß ich Sie für einige Augenblicke unserm hochgelahrten Herrn Informator überlasse, meine Dienstinspektion ruft mich in die Stallungen: einige unsrer wälschen Hühner müssen ausgebrütet haben, auch sollen zwei weiße Kaninchen heute werfen, zwei Kühe stehn trocken, der Leibesel der gnädigen Landgräfin..., die Pferde..., die Gänse..." Ich weiß nicht, was er mir Alles noch im Forteilen nachrief, nachdem er mich dem eben Angekommenen an die Seite geschoben und mich ihm als den längst erwarteten italienischen Maler vorgestellt hatte.

Mich ekelte das ewige Annehmen offenbarer Lügen, offenbarer Unmöglichkeiten an, und ich war nun fest entschlossen allen diesen Hirngespinnsten mit einem Male ein Ende zu machen, mit Entschiedenheit

aufzutreten und dem sogenannten Herrn Informator klaren Wein einzuschenken. „Also, demnach..." lautete er mir zu, indem er zum tiefsten Bückling, der noch je vor mir geschnitten worden, einen Halbkreis um mich beschrieb, „demnach, also, habe ich die Ehre in Ihnen den weltberühmten kunstgeschickten Maëstro Bojazo aus Florenzia zu begrüßen?"

„Mit nichten, mein Herr," entgegnete ich gerade zu, ich bin weder Maëstro Bojazo, noch sonst ein Malermaëstro, sondern mit Ihrer Gunst, Schulmaëstro allhier und mit dem Unterricht der obern Mädchenklasse beauftragt!"

Mein dicker Nebenmann fuhr bei diesen Worten auf wie ein Schnellfisch, hob sein spanisches Rohr gegen mich empor, stemmte die Linke in die Seite und bließ sich roth auf wie ein Wälschhahn, so daß die weiße Halskrause in rosigem Wiederscheine auf und niederwogte.

„Wie, mein Herr!" schrie er mir zu, „Sie sind nicht Maëstro Bojazo, als den man Sie mir vorgestellt, als den Sie sich wahrscheinlich hier einzuschleichen die Frechheit hatten! Ja, Sie haben noch die größere Frechheit sich mir als Jugendlehrer, als hiesigen, mit dem Unterrichte der obern Mädchenklasse beauftragten Jugendlehrer zu präsentiren, während ich Magister Ambrosius Dintenrührerius, in eigener Person vor Ihnen stehend, die Stelle durch landgräfliche gnädige Ernennung schon seit dreißig Jahren begleite, was ich nöthigenfalls durch Unterschrift und Siegel meines vielgeliebten Herren und Gebieters, des Landgrafen von Hanau-Lichtenberg beweisen kann. Wenn Sie kein italienischer Maëstro sind, so mögen Sie wohl — was mir Ihr leichtfertiger Anzug zu muthmaßen erlaubt — ein italienischer Lautenstreicher, oder ein neapolitanischer Lazzaroni sein, der seine Lagerstätte auf einer Kirchenstaffel einmal mit einem weichern Pfühle, und seine gerösteten Seefische und trockenen Makkaroni's mit unsrer exemplarischen Hoftost vertauschen will."

„Mäßigen Sie sich doch, mein Herr," entgegnete ich lachend, und erlauben Sie mir Ihnen ganz kaltblütig und auf's Gründlichste zu beweisen, daß Sie ja eigentlich gar nicht existiren; daß Sie vielleicht einmal existirt haben, was ich in den alten Kirchenbüchern nachsehen will, wenn Sie mir Ihren langen werthen Namen noch einmal anver-

trauen werden; daß ich vielleicht jeden Tag zehnmal über den Ort ſtolpere, wo das letzte Stäubchen Ihrer Leibhaftigkeit vermodert iſt. Gehen Sie! Sie ſind eine längſt vergangene Zeit, ein altes Plusquamperfektum, das außer Gebrauch iſt!" — „Und Sie! Und Sie!" wüthete er mir zu, ſeine vorigen Hypotheſen vergeſſend, Sie ſind eine Chimäre, ein problematiſches Weſen, von dem es noch in den Sternen ſteht, ob es einmal ein Weſen werden wird oder nicht! Sie ſind jedenfalls ſehr zukünftig und liegen noch im weiten Felde!"

„Ich fahre fort, mein vorgeblicher Herr Kollege," ſagte ich, „und bin bereit Ihnen aus Johann Friedrich Aufſchlagers Elſaß Ihre ganze Ehemaligkeit nachzuweiſen; Ihnen darzuthun daß nicht nur Sie, ſondern auch dieſes Schloß und ſeine Gärten und die ganze Sippſchaft die es bewohnen ſoll, eitel blauer Dunſt iſt, und daß die ganze Herrlichkeit in meinem Zimmer im Contrafei am Nagel hängt. Laſſen Sie's Tag werden, ſo ſollen Sie, wenn Sie beim erſten Hahnenſchrei nicht in Ihr körperliches Nichts zurückſinken — unſre Kanoniere hier manövriren ſehen, unſre Schuljugend ſich herumtummeln und die Mädchen ſingen hören:

„'s regnet auf den Brücken,
Das wär' naß,
's hat mich was verdroſſen,
Weiß wohl was!..."

Ja, Sie ſollen den Schutt ſehn, der allein Ihr vermeintliches Schloß noch errathen läßt; die naſenloſen Köpfe Europa's, Aſia's, Afrika's und Amerika's und die übrigen verſtümmelten Bildſäulen! Drüben an der Kanzlei ſoll Ihnen die dreifarbige Zinkfahne entgegenflattern, „und wenn Sie ſich nicht davon machen, fuhr ich immer hitziger fort, „ſollen Sie ſelbſt von mir aufgefaßt, in Spiritus geſetzt und als Antiquität dem hieſigen Publikum gezeigt werden!"

Er wollte eben in höchſter Wuth auf mich einſtürmen... da erklangen die holdſeligſten Guitare-Akkorde, da begann die himmelreinſte Stimme zu ſingen und vom nahen Altan neigte ſich eine Engelsgeſtalt hernieder. Außer mir vor Entzücken, ſtieß ich meinen Gegner über die Brückenlehne hinab in den Weiher, rannte durch eine Reihe von Spieß-

trägern, die breiten, rechts und links mit blühenden Orangen- und Granatenbäumen besetzten Treppen hinauf, durch einen goldprunkenden Saal zum Söller und sank zu den Füßen der Herrlichen hin. Alsobald sah ich mich aber von einer glänzenden Schaar von Hofleuten umringt, und ein hoher stattlicher Mann in gepuderter Perrücke, mit Ordenszeichen geschmückt — es war der Landgraf selbst, der Vater der Holdseligsten — trat mit finsterer Stirne auf mich zu. Die Sinne vergiengen mir. Es war mir als würde ich gebunden, die Treppe hinunter geführt, in den Schloßgarten geschleppt; man verband mir die Augen und... „abgedrückt!“ kommandirte eine Donnerstimme. Der Schuß fiel...

Lachend warf mir mein werther Freund, Herr Nivusvir, einen eben geschossenen Fuchs vor die Füße und rief mir zu: „Nahm ich Sie doch für einen Wilddieb, mein bester Herr Sta-Ulfus! Aber was machen Sie denn so frühe im Reiherwald?“

Ich sprang auf, strich die Haare aus der Stirne, rieb die Augen und schüttelte den Thau von den Kleidern und mit ihm die letzte Spur meines Traumes von der Seele.

„Das war also meine abendländische Zaubernacht! Das meine diesjährige Mondnachtsoirée!“ sagte ich leise in mich hinein und schritt mit meinem Begleiter langsam der Stadt zu.

August Stober.

Gedichte von August Schnezler.

Am Rhein.

Es flattern die Wimpel, uns tragen die Fluten
Hinunter in's nebelumgürtete Land;
O ſelig, wer je der Begeiſterung Gluten,
An dieſen entzückenden Ufern empfand.

Wir waſchen mit ämſigem Siebe das Rheingold
Der Mährchen und Sagen an mancherlei Ort,
Und zieh'n aus dem Römer gefüllet mit Weingold
Hervor zum Geſange den köſtlichſten Hort.

Wohl leuchten im Purpur der ſinkenden Sonne
Der Burgen ſo viel am Geſtade umher,
Wir aber belagern die blinkende Tonne,
Und fürchten die Geiſter darinnen nicht mehr.

Nachts.

Die Erde liegt umfangen
Von tiefer dunkler Nacht,
Doch brennendes Verlangen
Iſt in mir angefacht.

Ich ſitze nun alleine
In ſtiller Einſamkeit,
Bei meinem Lampenſcheine
Von allem Schlummer weit.

Da gehen mir die Pforten
Geheimen Reiches auf,
Da ſteigen aller Orten
Geliebte Geiſter auf.

An mir vorüberſchreiten,
Verherrlicht und verklärt,
Die Weiſen aller Zeiten,
Die meinen Geiſt genährt.

Allein auf meine Fragen
Erwiedern ſie mir nichts;
Und Keiner will mir ſagen
Von jenem Reich des Lichts.

Auf's Lager ſink' ich nieder,
Umſonſt hab' ich gewacht,
Und mich umfängt ja wieder
Die alte Räthſelnacht.

In der Ebene.

O friſch grün Bergesleben,
Wie ſehn' ich mich nach dir!
Wie iſt es doch ſo eben,
Wie flach iſt Alles hier!

Dort drinnen in den Bergen
Rinnt wahre Lebensfluth,
Doch hier unter den Zwergen
Wird mir ſo ſchwach zu Muth!

Hier kommt ſo trüb gezogen
Der Bach durch lauter Sand,
Dort ſtäubet im Regenbogen
Der Fluß von der Felſenwand.

Die Luft iſt hier ſo kraftlos,
Das Grün ſo blaß und fad,
Wie Luft und Laub ſo ſaftlos,
Sind auch die Menſchen grad.

Doch im Gebirge droben
Wo ſtolz der Adler kreißt,
Wie fühlt das Herz ſich gehoben,
Beflügelt der Menſchen Geiſt!

Dort klingt aus brauſenden Wellen
  Des Gottes Harmonie,
Dort ſpringt aus tauſend Quellen
  Die heilige Poeſie.

Aus dämmernder Waldesfühle
  Schallt fröhlich des Jägers Lied,
Es klappert im Thale die Mühle,
  Es hämmert der luſtige Schmied.

Doch hier ſind eben und kleinlich,
  Die Leute, die Wälder, die Flur,
Wie wird mir das Leben ſo peinlich
  In dieſer flachen Natur!

Hier ſchleicht die Langeweile
  Zu Thüren und Fenſtern herein, —
O dürft' ich doch flüchten in Eile
  Weit, weit in die Berge hinein!

Im Gebirge.

Luft des Gebirgs, o wie biſt du ſo rein!
Wie labſt du die ſchmachtenden Augen!
Tief in die Gründe des Herzens hinein
Darf ich nun wieder dich ſaugen.

Alle die Keime, die drunten im Schlaf
Lagen im Banne gehalten,
Als dein belebender Odem ſie traf,
Fiengen ſich an zu entfalten.

Alle die Lieder, die niedergedrückt
Schüchtern ſich bargen dort drunten,
Klingen und ſchwingen ſich wieder entzückt
Ueber die Wiegen, die bunten.

Alle die Sorgen, die drunten verſteckt
Tückiſch die Blumen umſchlichen,
Sind nun vor deinem Fächeln erſchreckt
Fort aus dem Herzen gewichen.

Aber die Liebe, das ſchelmiſche Kind,
Waltet und ſchaltet nun drinnen,
Wehre den Gluthen, o wehre geſchwind,
Bergluft den glühenden Sinnen!

Das wilde Mädchen.

Ihr säuselnden Eichen und Buchen,
Vergebens o lustiger Bach,
Verbarg ich mich, Kühlung zu suchen,
Hier unter dein schattiges Dach.

Im heimlich grünenden Grunde,
Der Glücklichen Labung gewährt,
Da brennet noch heißer die Wunde
Im Herzen, von Liebe genährt.

Da bin ich verfolgt von dem Bilde
Des trotzigen Mädchens vom Thal;
Du Böse! du Holde! du Wilde!
Erweiche dein Herzchen einmal!

O schließ' in die liebenden Schranken
Der Arme den Schwärmer hinein,
Und wiege die Wildnißgedanken
Am rosigen Busen mir ein.

Eulalia.

Legende

von

Friedrich Neßler.

Dem Manne, welcher seinem Volk ein kühner Waidelotte,
Das Lied vom Polenhermann sang, erfüllt vom Freiheitsgotte,
Das Lied, das Sohn und Enkel wird von Mund zu Munde pflanzen,
Und das unsterblich leben wird wie Tasso's heil'ge Stanzen;
Dem Manne, dessen Muse nie am Hofe sich entehrte,
Dem Vaterland die Treue brach und Fürstensold begehrte;
Dem Manne, dessen Lieder weit fortflogen wie die Schwalben,
Und welcher fand ein wirthlich Dach am Fuß der freien Alpen;
Dem Manne, dessen Poesie geläutert hat der Glaube,
Daß sie, Eulaliens Seele gleich, zum Himmel flog als Taube:
Dem Manne, den mit Liebe ich im Mund und Herzen trage,
Dem Dichter Adam Mickiewicz weih' ich die heil'ge Sage!

Durch die Stadt der Emeriten
Sprengt ein Herold, welcher spricht:
„Auf dem Forum, ihr Quiriten,
Nach der Römer alten Sitten,
Sitzt der Prätor zu Gericht.

„Wer den Bräuchen unsrer Väter
Und den alten Göttern treu,
Haßt die neuen Missethäter,
Und des Vaterlands Verräther,
Nah' getrost und ohne Scheu.

„Seine Klagen und Beschwerden
Gegen Christen finden Recht;
Furchtbar soll gezüchtigt werden
Wer mit Worten und Geberden
Zeus zu höhnen sich erfrecht!

„Denn Chronions Donnerkeile
Treffen jeden Frevler heut!
Christen! fliehet mit Sturmeseile!
Der Lictoren scharfe Beile
Und der Holzstoß sind bereit!"

Auf dem Stuhle sitzt der Prätor, ernst und furchtbar anzuschauen,
Finstern Wolken ähnlich dräuen seine dunkeln mächt'gen Brauen,
Auf der Stirne lagern Wetter, seine Augen schießen Blitze;
Lautlos steht die Volksmenge dicht gedrängt vor seinem Sitze.
Auf den Beilen der Lictoren spielen rothe Morgenstrahlen,
Als ob sie zum blut'gen Dienste sie mit Purpur wollten malen.
Alle Zungen sind gelähmet, alle Herzen schlagen ahnend,
Gottes unsichtbare Engel schweben durch die Menge mahnend,
Leise und unhörbar singend: „Jedes Auge soll's gewahren,
Gott wird sich an diesem Tage groß und herrlich offenbaren!"

Was flieget für ein lauter Schrei urplötzlich unter'm Volke
Von Mund zu Mund, dem Blitze gleich, aus einer Wetterwolke?
Die Zunge, die gefesselt lag, will sie sich kühn befreien,
Und gegen blut'gen Götzendienst dem Dienst der Liebe weihen?
Empöret sich der Männer Herz, erfüllt von heil'gem Grimme,
Hält Menschenwort für Aberwitz und hört auf Gottes Stimme?
Der Prätor auf dem Stuhl erblaßt: „Empört ihr euch, Verräther?
Lictoren! tretet vor und schützt des Kaisers Stellvertreter!"
Laß ruh'n das Schwert, du brauchst es nicht, gebiete diesen Knechten,
Im Solde hast du ihren Arm, sie werden für dich fechten!
Der Stolz der Männer trägt dein Joch mit tief gebücktem Leibe,
Und kühne Mannheit lebt nur noch in einem schwachen Weibe!
Da tritt sie her! wer führet sie? nicht deiner Sklaven Rotte!
Freiwillig kömmt sie, ganz allein, geleitet nur von Gotte;
Er gieng mit ihr, er hieß sie gehn; und stolz und ohne Wanken
Gieng freudig sie den Todesweg und steht vor deinen Schranken.

Aus theuerm Vaterhause
Trieb sie die heil'ge Pflicht
Und ihres Herzens Sehnsucht
Zum blutigen Gericht.

Wie hütete der Vater
Das fromme Töchterlein,
Die, ach! so früh schon wollte
Ein Engel Gottes sein.

Die schon so früh verschmähte
Der Menschen irdisch Thun,
Der Lust der Welt entsagte,
An Gottes Brust zu ruh'n.

Die nicht nach Spielen lüstern,
Wie andre Kinder sind,
Mit Engeln wollte spielen —
Das fromme süße Kind!

Wie war der Vater glücklich
In seiner Einsamkeit,
Weil er die fromme Taube
Geborgen hielt zur Zeit,

In seinem stillen Hause
In treuer Knechte Hut,
Dem blut'gen Haß entronnen
Und der Verfolgungswuth.

Ach! der gute Vater irrte und es war ein süßer Wahn!
Weh! es ließ die fromme Taube willig sich vom Geier fah'n!
Denn der Glaube und die Sehnsucht nach dem Himmel und nach Gott
Trug sie über Thal und Hügel zu dem Richtplatz, zum Schaffot!
Weh! an dem verwaisten Lager steht zu eben dieser Stund'
Voll Verzweiflung nun der Vater, ringet sich die Hände wund,
Rauft die gramgebleichten Locken und beweint das Paradies,
Das auf Erden er verloren, weil die Tochter ihn verließ!

Tief in der Nacht im stillen Haus, als all' entschlafen sind
Zwcen Engel traten an ihr Bett: „Wach auf, du frommes Kind!
Gott hat erhört dein heiß Gebet und schenkt dir hohe Ehre,
Mit Blute sollst besiegeln du des Heilands heil'ge Lehre,
Damit sich herrlich offenbar' an deinem zarten Leibe,
Daß Gott im Schwachen mächtig sei, ja selbst im schwachen Weibe!"

Aus süßem Vaterarme
Und aus der Liebe Schooß,
Gerufen von den Engeln
Die Jungfrau reißt sich los.

Sie geht getrosten Muthes
Die dunkle Todesbahn:
Als helle Lebensfackeln,
Zwcen Engel zieh'n voran.

Gleich jener Feuersäule,
Die unsern Vätern wies
Den Weg durch Nacht und Wüste,
Als Gott sie gehen hieß.

Den Fuß verwunden Dornen,
Sie fühlet keinen Schmerz,
Die Ferse an dem Boden,
Das Aug' geht himmelwärts.

Gleich einer Alpenblume,
Die von dem Lichte lebt,
Und nur mit schwacher Wurzel
Am hohen Felsen klebt:

So über Thal und Berge
Eilt sie der Meilen viel
Fort, unaufhaltsam, weiter
Zu ihrem Todesziel.

Und als das Auge Gottes
Vom Himmel niedersah,
Steht sie als heil'ger Bote,
Als Cherub, strafend da.

Spricht der Prätor: „Sage, Jungfrau, hat beleidigt dich ein Christ,
Daß vor meinem Richterstuhle klagend du erschienen bist?
Bei der Majestät des Kaisers halten will ich streng Gericht,
Bei den heil'gen Göttern schwör' ich....“ Rasch die Jungfrau: „Schwöre nicht!
Deine Götter, finst'rer Prätor, sind nur ein erbärmlich Nichts,
Nichts die Majestät des Kaisers und des blutigen Gerichts!
Jene nichts, weil keine Gottheit in dem todten Steine wohnt,
Da die Gottheit, die lebend'ge, über allen Himmeln thront;
Diese nichts, weil sie im Staube vor dem Bilde niederfällt,
Das die Blindheit und der Frevel sich zum Götzen aufgestellt!

Deine Götter, deinen Kaiser, beide acht' ich gar gering,
Beide sind ein eitel Wesen, beide sind ein nichtig Ding!
Klagend bin ich hier erschienen: deinen Kaiser Maximian
Und dich selber, Prätor, klag' ich des Verraths und Mordes an!
Jener beugt, ein Herr des Erdballs, und der Steine Schützling doch,
Den gewalt'gen Herrschernacken unter seiner Götter Joch.
Mag er's! — Doch warum als Feldherr, als ein Herrscher, mild und gut,
Weidet er die Tigerblicke an der Frommen reinem Blut,
Findet in dem Todesröcheln einen wollustvollen Reiz,
Peiniget standhafte Tugend, schlägt die Treue an das Kreuz?
Und du, Prätor, bist sein Helfer! Denn in einem Blutespfuhl
Auf den Leichen der Erschlag'nen steht dein ungerechter Stuhl!
Mord besudelt deine Hände, Blut befleckt dein Gewand!
Jetzt nach neuen Opfern hast du deine Häscher ausgesandt;
Alle Christen zu vertilgen wähnest du im Herzen schon!
Sieh! auch ich bin eine Christin, spreche deinen Göttern Hohn,
— Tret' mit Füßen deine Götzen, halte sie für Trug und Spott,
Und bekenn' mit Herz und Munde meinen Heiland, meinen Gott!
Auf denn, Henker! brenne, schneide und zerfleische diesen Leib!
Das Zerbrechliche zerbrechen, leicht ist's, ich bin nur ein Weib!
Doch die Seele, die unsterblich, sie entzieht sich ird'schem Schmerz,
Ihr wirst du nicht schaden können; denn sie fliehet himmelwärts!"

So die Jungfrau. Drauf der Prätor: „Lictor! flugs! ergreife sie!
Ueberstürme sie mit Martern, daß die Freche lerne hie,
Unsre väterlichen Götter seien wohl kein eitel Ding,
Und die Herrschaft unsres Kaisers nicht so leicht und so gering!"
Sprach's und einem Habicht ähnlich, der die junge Taube faßt,
Stürzet ein entmenschter Lictor auf das Mädchen sich in Hast. —
Und das Herz des wilden Prätors übermannet mit Gewalt
Plötzlich eine bess're Regung, er gebeut dem Lictor: Halt!

„Sieh! mich rühret deine Schöne,
Deine Jugend, thöricht Kind!
Unsre Götter sollst du kennen,
Daß sie dir barmherzig sind.

„Sie vergeben deine Läst'rung
Gnädig dir, die du sie höhnst,
So du reuig und bekennend
Sie durch Widerruf versöhnst.

„Ha! bedenke, welche Freuden
Du so thöricht selbst verschmähst,
Wenn umringt von den Gespielen,
Du als Braut zum Altar gehst!

„Lockt dich nicht der gold'ne Schimmer,
Welchen Hymens Fackel beut?
Locken dich nicht Kranz und Blume,
Welche Amor vor dich streut?

„Rührt dich nicht dein banger Vater,
Nicht das Haus das du verdirbst,
Weil du eine zarte Blume,
So beweinenswerth nun stirbst?

„Schau! das Beil ist scharf geschliffen
Das dein Haupt vom Rumpfe trennt!
Schau! der Holzstoß ist errichtet,
Welcher dich zu Asche brennt!

„Was verlang ich? daß ein wenig
Salzes du den Göttern weihst,
Daß des Weihrauchs du ein kleine
Auf die Opferpfanne streu'st!

„Thuſt du willig das, o Jungfrau,
Wollen ſie dir ganz verzeih'n,
Und die ſchwere Todesſtrafe
Soll dir dann erlaſſen ſein!"

Die Jungfrau ſchaudert ob dem Wort, die Stimme ihr gebricht,
Sie ſchaut den Prätor zürnend an mit ernſtem Angeſicht.
Mit raſchem Fuße ſtößt ſie um die Opferpfanne wild,
Und ſchleudert fort das Opfermahl, zerbricht das Götzenbild.
Der Prätor knirſcht. Der Henker zwei ergreifen raſch das Kind,
Und geißeln ihren zarten Leib erbarmungslos und blind;
Zerfetzen ihre weiße Haut. Das purpurrothe Blut
Umfließt den Leib, wie jungen Schnee die abendliche Glut.
Und alldieweil der Henker Fauſt die knot'ge Geißel ſchwingt,
Erſchallt ein Hymnus ſchön und hehr, das Mädchen, horch! es ſingt:

„Der Herr iſt Gott und König aller Welt,
Sein herrlicher Pallaſt das Himmelszelt,
Es überſpannt ſein unermeßlich Reich.
Da herrſcht er ewig! Niemand iſt ihm gleich!

„Sein Stuhl ſteht feſt! der Waſſer wild Getos
Erhebt wie Berge Wellen rieſengroß;
Doch wann auch noch ſo hoch ſich thürmt das Meer,
In ſeinen Himmeln größer noch iſt er!

„Die rechte Lehre iſt ſein heilig Wort,
Und Jeſus Chriſtus aller Menſchen Hort!
Die Heiligkeit iſt ſeines Hauſes Zier,
In alle Ewigkeiten für und für!"

Alſo ſang das heil'ge Mädchen, wie ein Engel im Triumph
Unter Pein und Höllenqualen, Rache ſchlug ſich an ihr ſtumpf.
Ihrer Seele Jubel reizte mehr den Prätor noch, er ſchrie:
„Laßt die Geiß'lung, holet Fackeln, auf den Holzſtoß ſchleppet ſie!"

Fackeln kommen. — Auf dem Holzstoß steht die hohe Jungfrau jetzt.
Ihre Augen leuchten freudig, selbst der Prätor steht entsetzt:
„Zündet an!“ Zwölf Mörderfackeln sind gehorsam diesem Ruf.
Dunkler Rauch umwallt den Holzstoß, wie der Nebel den Vesuv,
Und wie über'm Feuerkrater steht der weiße Mond der Nacht,
So die Jungfrau über Flammen, welche Mordlust angefacht.
Purpurrothe Feuerschlangen ringeln, züngeln schon mit Gier,
Aus der grauen Dampfeswolke zornig und gereizt nach ihr,
Lecken schon an ihrer Sohle, fassen ihr Gewand von Schnee,
Das die Züchtige umhüllte von dem Scheitel bis zur Zeh'.
Sieh! da fällt ihr duftend Haupthaar von dem Scheitel, aufgelöst,
Ueber Brust und Nacken fließend, deckend, was die Gluth entblößt.
Nun in's Antlitz fliegt die Flamme, schlingt empor sich durch das Haar,
Ueberwallet ihren Scheitel, schlägt zum Himmel licht und klar.
Also über'm Opferlamme, welches Abel Gott gebracht,
Schlug die Flamme von dem Altar zu dem Himmel auf mit Macht.
„Martertod! sei mir willkommen, der den Himmel mir erwirbt!“
Ruft die Heil'ge triumphirend, trinkt die Flamme, sinkt und stirbt.
Aber ihrem Mund entschwingt sich eine Taube, weiß wie Schnee,
Ihre reine Seele war es, die entfloh'n dem Erdenweh',
Lilienweiß, geläutert, harmlos, zu dem Himmel sich erhob,
In dem Chor der heil'gen Engel anzustimmen Gottes Lob!
Alle Heiden seh'n das Wunder, alle Heiden fliehen jetzt,
Stille wird es auf dem Forum, selbst der Henker flieht entsetzt!

Sieh! da nahet eine Wolke, auf des Winters duft'gen Schwingen,
Gottes reine Grabesdecke dem entseelten Leib zu bringen:
Weiße Himmelsblumen fallen und wie unter einem Lein,
Ruht das Forum und der Holzstoß und das heilige Gebein.
Keine Thränen, keine Klagen, keine Priester, keine Lieder
Feiern dein Begängniß, Heil'ge, und bestatten deine Glieder;
Aber Gott, der seine Diener in dem Tode nicht verläßt,
Er gebeut: die Elemente feiern selbst dein Todtenfest!

Schöne Stadt mit hohem Dome,
Emerita sei gegrüßt!
Von des Ana Silberstrome
Wird dein heil'ger Fuß geküßt!

Reich bist du an Volk und Schätzen,
Reich an Gold und köstlich Gut;
Aber reicher noch zu schätzen
Durch Eulalia's heilig Blut!

Deines Domes Kuppeln glänzen
Ueber ihrem Marmorgrab,
Das geziert mit grünen Kränzen
Ihr die fromme Andacht gab.

Dorthin aus der Fremde wallen
Fromme Beter früh und spät,
An dem Grabe hinzufallen,
Und zu rufen im Gebet:

„Die du früh den Kranz erwarbest,
In dem Tode sei uns nah!
Lehr' uns sterben, wie du starbest,
Heilige Eulalia!"

Gedichte von Daniel Hirtz.

(In Straßburger Mundart.)

Der hübſche Bäckerknecht.

'ſ iſch jetz e Beckebürſchdel hie
Vor dem haw i Reſpekt,
Er fluecht un lumpt un juckert nie,
Iſch proper, grad wie g'ſchleckt.

E Schürzel het er, ſchloßewyß,
's rund Käppel uff em Ohr,
Mer meint e Coiffeur von Paris
Freſiert em ſyni Hoor.

E Schillilaiwel draat er furt,
Grad wie gemoolt ſo ſchöen;
Wem bringt er's denn? Weiß ich's, er wurrd
Mit zue ſym Schätzel gehn.

Un hört er andri Beckeknecht
Am Billard luſchdi ſinn,
Die Gueds ſich duen ſor d'heiße Näecht
Im kühle Wirthshuus drinn:

Je blyd diß netti Bürſchdel daud
Un wicht nit vom ſym Platz;
Er föercht't ſich vor em Bachſtubbſtaub
Wie vor em Waſſer d'Katz.

Nurr ein Artikel g'fallt mer nit;
Er het e Pfyff im G'ſicht!
Diß baßt zuem Schillilaiwel nit,
Wenn die nurr ball verbricht!

Sunſcht awwer in der Propertät
Do dient er zuem Modell,
Un wyl er 's Lumpe nit verſteht
G'hört em ſyn Ehreſtell. —

Wo finde mer diß Bürſchdel denn?
Am End iſch Alles G'ſpaß....
Nein, däli iſch's als Schild ze ſehn
In der... Siwwemannsgaß.

Klagelied der Waſchweiber über Waſſermangel.

Junius 1842.

Unſer G'ſchäft mueß ſchiewes gehn
  Kricie mer ken Näie!
O wie wotte mier ſo ſchöen
  Uns vor dem vernäie!

Drucke-Wäſch're ſinn mer jetz
  Faſt uff alle Brittſche,
's nächſt dort by der Große-Metz
  Köennt mer Hanf jo knittſche!

Zorni wurrd mer wie e Huus!
  's iſch au nir ze g'ſpaſſe;
Müeſſe mier, wie d'Katz uff d'Muus,
  Nit uff's Waſſer baſſe?

Schnupfe ganz d'Tuwackbüechs leer,
  Jucke, kratze, waſſle,
's Waſſer, 's klein, macht ewwezemär
  Uns zue räechte Raſſle!

Owwedryn noch köennt mer au
  Gar in's Lumpe kumme;
's Waſſer fehlt, na, d'Wäſchersfrau
  Steit drum zuem e Krumme.

Niemeds recht's eim ſer e Staat
Schöppelt mer in Ehre,
D'Krumme, leider, wäre grad
Vor em Handumkehre!

D'Herre Müller döerfte wohl
Wyn uff d'Britſche ſchicke....
Hebb's am Oehrel! Nit ein Mol
Looßt ſich Einer blicke.

Schwelle-n-im Schinder e-n-Ohr ewek,
Han uns ganz vergeſſe;
Schnyd't ſ-n-armi Wäſch're Speck
Iſch ſie drucket g'ſeſſe?!

Drucke ſitze mier ſchunn lang
In de-n-enge Käſte —
Müller, 's wurrd es Angſt un Bang,
Kriete viel Malläſte!

Saaue nurr, wie kann merr denn
D'Wäſch jetzt ſuuſer ſchwenke,
Daß d'Maddamme Freud dran hän
Un 's es nit gedenke?

Genn de Lauf im Waſſer frei;
Sunſcht wurrd mer euch füehre:
Uffgebaßt! Vor's g'ſchwolle Knei
Loon mer euch ziddire!

Odder d'Müehlärzt duen mer weich
Mit der Wäſchſchlaa drüeckle,
Um de Hals ne — 's wär e Streich —
Naſſi Lumpe wickle!

Die ſonderbare Zeitung.

Es geht e Herr in'ſ Bierhuus myn
— 's iſch juſcht am Ziel geweſe —
Der möcht zuem Scheppe, hell un fyn,
E bieſ'gi Zytung leſe.
Der Lingelſer iſch nit vakant,
Drum nähmt er's Elſaß[1] gern in d'Hand,
Saat zue der Magd, die's erſchtmol hyt bedient:
„Bring Sie mer's Alſaß doch, myn nettes Kind."

Myn Liſſel guckt de Herre-n-an
Mit gar ze große-n-Aue,
Un denkt, der will ebbs Extras han,
Iſch's g'ſtoche-n-oder g'hane!
„Schunn guet — ſaat's lutt — i hol's ne grad,
Doch iſch's nurr halwer voll, 's iſch Schad!"
— Der Herr meint faſt daß 's Liſſel g'ſchoſſe-n-iſch,
Wie's kommt un ſtellt em 's Salzfaß uff de Diſch.

[1] Die Zeitung: Das Elſaß, l'Alsace.

Franzöſiſche Legenden

von

Friedrich Otte.

I.

Die eiſerne Spindel.[1]

Johanna Lambert war aus dem Flecken Saiſſac gebürtig. Sie wurde von Allen geliebt weil ſie artig war und von Allen bewundert weil ſie ſchön war. Aber wehe! ihre Schönheit ſollte ſie unglücklich machen. Oft ſtand ſie ſtundenlang am Wieſenbache und bewunderte in ſeinem klaren Spiegel ihr Antlitz, das ſo weiß und ſo zart war, wie das einer Edelfrau. Oft bewunderte ſie auch die niedliche und geſchmeidige Form ihrer Hände und Füße und ihres Körpers ſchlanken, herrlichen Wuchs. Dann ſeufzte ſie wohl, daß ſie nur ein einfaches, wollenes Röckchen trug, während Gold und köſtliches Geſtein auf den ſeidenen Gewändern der alten Dame von Saiſſac prangten, wenn ſich dieſelbe, begleitet von ihren Rittern und Edelknechten, nach der Kirche begab, woſelbſt ſie auf einem prachtvollen, ſammtenen Kiſſen

[1] Vergleiche: «Légendes et traditions populaires de la France, par le comte *Amédée de Beaufort.*» Paris, 1840. S. 205 u. ff.

niederzuknieen pflegte. Die arme Johanna! Sie wußte nicht, daß des Weibes Herz, sobald es dem Stolze Raum gibt, von der Schlange, seinem gefährlichsten Feinde, bewacht und umzingelt wird.

Einst erblickte sie in der Dorfkirche den Herrn von Saissac, umgeben von seinen Knappen und Rittern. Sie betete nicht. Strafbare Begierden erfüllten ihr Herz.

„Ach, murmelte sie, was frommt es mir so schön zu sein, wenn ich doch nur die Schafe hüten muß? Wäre ich nicht weit glücklicher, wenn ich den übrigen Bauerndirnen gliche? O, ich wollte, ich wäre entweder häßlich oder reich und angesehn!“ —

Noch hatte sie nicht vollendet, als mit einem Male ein hoher hagerer Mönch vor ihr stand.

„Ich komme, sprach er, deine Wünsche zu erfüllen. Es steht in meiner Macht, dich häßlich oder reich zu machen, ganz nach deinem Gutdünken.“

Johanna fand keine Worte; sie war wie versteinert.

„Nimm diesen Ring, fuhr der Mönch fort, so oft du die Worte, die darein gegraben sind, aussprichst, werden alle deine Wünsche in Erfüllung gehen.“

Er sprach's und verschwand. Der Ring aber blitzte an Johanna's Finger. Zuerst wollte sie ihn von sich werfen, ihre Neugierde ließ es jedoch nicht zu. Uebrigens tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß der Mönch keine Bedingungen an sein Geschenk geknüpft hatte. Kurz, sie behielt ihn.

Seit Johanna im Besitze des verhängnißvollen Ringes ist, ist sie die alte nicht mehr. Früher liebten sie alle ihre Gespielinnen, denn sie war gut und man verzieh ihr ihre Schönheit gern. Nun wird sie aber des Stolzes und der Hoffart geziehen und Jedermann flieht ihre Nähe. Und doch hat sie sich des Ringes noch nicht bedient. Sie ist aber zerstreut und nachdenkend geworden; sie antwortet nicht, sie hört nicht, sie verlacht die Spiele, die sie einst so innig geliebt hatte, weiß sie doch, daß es nur von ihrem Willen abhängt, in den Besitz aller Freuden und Güter der Erde zu gelangen. Der Ring ist das einzige Ziel ihrer Gedanken und sie widersteht kaum dem Wunsche seine Kunst zu erproben. Aber eine innere Stimme, die sich laut und vernehmlich

hören läßt, hält sie noch zurück. Ja, sie würde ihre strafbare Begierde unterdrücken, wäre der Reiz des magischen Ringes nicht viel stärker als sie.

Als sie eines Abends, in tiefes Nachdenken versunken, auf ihrem Schemelchen kauerte, haftete ihr Auge unverwandt auf dem verhängnißvollen Geschenke des Mönchs. Mit einem Male lösten sich ihre Haare, wie von einer unsichtbaren Hand entknüpft, und gossen ihre seidenen Wellen auf des Mädchens weißen Nacken.

„Wie schön meine Haare sind!“ rief sie unwillkührlich.

Dann fügte sie leise hinzu:

„Und doch hängt es nur von mir ab, sie mit einem Hütchen, wie's die Gräfinnen tragen, zu krönen. O wie schön wäre ich dann und wie gerne möchte ich mich in diesem Schmucke erblicken!“

Und sie las überlaut die allmächtigen Worte des Ringes.

Siehe da, ein blitzendes Licht erhellte das Gemach und Johanna befand sich plötzlich vor einem alterthümlichen, reichverzierten Spiegel. Einem sammtenen Hütchen entquollen ihre Locken und ein mit Gold und Perlen verziertes Gewand schmiegte sich knapp an ihre geschmeidigen Glieder.

Und eine Stimme flüsterte:

„Johanna, wohl bist du viel schöner als eine Königin, aber du bist ärmer denn ein Bauernweib. Wie schön ist es unter einem Thronhimmel von blühenden Pagen bedient zu werden! Wie herrlich ist es im Turniere die Königin der Schönen gegrüßt zu werden! Siehe wie prachtvoll dieser Schmuck deinem Antlitz läßt! Scheint er nicht einzig für dich geschaffen zu sein? Sprich ein Wort und Alles ist dein eigen.“

Inzwischen war es ihr als ließe sich ein schwerer Schlaf auf ihre Wimpern nieder. Die Stimme klang je schwächer und schwächer und verhallte zuletzt.

Als das Mädchen des andern Morgens erwachte war ihm nur eine dunkle Erinnerung an alle diese Herrlichkeiten geblieben. Um so gewaltiger regte sich aber die Lust in ihr, sie zu erwerben, sie zu besitzen.

Vierzehn Tage nach diesem Vorfalle segnete ein greiser Kapellan die

Ehe des jungen Grafen von Saiſſac und der ſchönen Johanna. Nun iſt ſie eine reiche, angeſehne Gräfin! Nun verdeckt ſie mit einem alten ruhmbeladenen Wappenſchilde ihre dunkle Herkunft und die mühſamen Arbeiten ihrer Jugendjahre.

Walther von Saiſſac liebt ſeine Johanna mit glühender Leidenſchaft, aber was fragt ſie nach aller Liebe? Hat doch der Ehrgeiz jedes zärtliche Gefühl aus ihrem Herzen verdrängt. Sie ſehnte ſich nach keinen ſchönen Gewändern mehr, ſondern nach der unumſchränkten Alleinherrſchaft einer mächtigen Gräfin, nach der Huldigung unzähliger Vaſallen. Wohl ward ſie Gräfin genannt, aber dies war ja nur ein leerer Titel, gehörte doch dem alten Vater ihres Gemahls das Regiment und die Herrſchaft des Hauſes. Dieſes Gedankens konnte ſie ſich nimmer entledigen; ſie war aber nicht gewöhnt einem Wunſche zu entſagen, deſſen Gewährung in ihrer Macht ſtand. Welches Mittel wandte ſie nun an, um die ihr läſtige Macht abzuſchaffen? Nahm ſie ihre Zuflucht zum Ringe? Niemand weiß es. Es geht aber die Sage, daß man während einer Gewitternacht ein klägliches Geſchrei im Schloſſe vernommen habe. Der alte Herr von Saiſſac rang mit dem Tode. Johanna ließ ihn mit aller Herrlichkeit beſtatten.

Sechs Monate waren verfloſſen. Im geräumigen Schloßhofe ſtanden vierhundert Knechte unter den Waffen. Ihrem wilden, von zügelloſer Freude erfüllten Blicke ſah man es an, daß ſie auf irgend ein Abenteuer auszuziehn bereit waren. Zuletzt erſchien ihr Oberhaupt in reichem, mit Gold und Damaſt verbrämtem Gewande. Eine gewaltige Lanze blitzte in ſeiner Hand und auf ſeinem Helme prangte eine mit den Farben des Hauſes Saiſſac geſchmückte Feder. Durch das geöffnete Viſier erkannte man Johanna's Antlitz. Ein ſtolzes, hochfahrendes Weſen hatte ihre ſanften Geſichtszüge verſcheucht. Luſtig ſchwang ſie ſich auf ihren Renner, winkte dem Gemahl, der krank und leidend auf dem Söller lehnte, ein Lebewohl und ſprengte in geſtrecktem Galopp von dannen.

Dies Alles war nur das Vorſpiel zu ihren künftigen Schreckensfahrten. Eine langwierige Krankheit hatte endlich Walthern hinweggerafft und ſo war ſie nun unumſchränkte Beherrſcherin ihrer Unterthanen. Um zu dieſem Ziele zu gelangen hatte ſie mehr denn einmal die zauber-

kräftigen Worte des Ringes ausgesprochen, aber selbst der glücklichste Erfolg war nicht im Stande ihren Ehrgeiz zu bezähmen. Einsam und gebieterisch saß die stolze Gräfin auf ihrem Herrscherthrone, ihr Auge funkelte, dem Blick eines Adlers gleich, wann er nach Beute späht. Das erste Opfer, welches sie sich ersah, war der Herr von Montolieu, ihr Nachbar; sie leitete einen Grenzstreit ein und ließ ihm befehlen, ihr, als seiner Lehensherrin, Huldigung zu leisten.

„Sagt Euerer Dame, antwortete der Graf, es sei in Frankreich nicht Sitte, daß das Schwert gegen die Spindel zu Felde ziehe."

„Wohl, rief die Gräfin, als ihr diese Antwort überbracht wurde, Johanna's Spindel ist mächtiger denn das Schwert des Herrn von Montolieu!"

Und siehe da! Sie wappnete auf's Neue ihre Mannen und Dienstpflichtigen und ihre Rechte schwang statt des Schwertes eine eiserne Spindel. Der allmächtige Ring verhalf ihr zum Siege. Ueberwunden und von Johanna's schrecklicher Waffe zermalmt, war es dem Ritter nur noch vergönnt des Weibes Hohngelächter zu vernehmen, als sie ihm den Todesstreich versetzte.

Inmitten dieses Blut- und Schlachtenlebens erstarrte Johanna's Herz je mehr und mehr; sie ward ungerecht, grausam, unerbittlich. Durch ihre Kühnheit und ihre Siege gelangte sie zu großem Ruhme und das Glück folgte ihren Fersen beständig nach; aber Jedermann haßte die Unterdrückerin, nur ihre Kriegsleute, die ihr an Rohheit gleich kamen, waren ihr zugethan.

Eines Abends saß sie, ihrem Gebrauche gemäß, am alten gothischen Herde des Rittersaals. Die Nacht war finster und grausig, und die Lampe, die im Gewölbe hieng, warf einen blassen, ersterbenden Schimmer auf den Estrich. Ernst und traurig saß die Herrin da; aber ihr Herz kannte keine Furcht.

Mit einem Male verdoppelte der Sturm seine Wuth. Die ehernen Waffen hallten dumpf zusammen und das Schloß erbebte in seinen Grundfesten. Der Blitz zischte und allmälig richtete sich ein hoher, hagerer Schatten vor Johanna's Antlitz empor. Es war der Mönch.

„Wer bist du?" rief Johanna, ihre Spindel ergreifend.

„Laß diese unnütze Wehre!" entgegnete die furchtbare Erscheinung.

Und siehe da, die Spindel sank zertrümmert nieder.

„Erkennst du mich nicht?“ fuhr der Mönch fort. „Bin ich nicht derselbe, der dir vor zwanzig Jahren den Ring schenkte? Du hast ihn, mein' ich, lange genug zu Rathe gezogen?“

Das entsetzte Weib wollte den Ring von ihrem Finger reissen, aber sie konnte es nicht.

„O nicht doch, rief der Mönch, dies ist das erste Glied der Kette, die dich mit mir verbindet!“

Johanna versuchte zu widerstreben.

„Habe ich einen Bund mit dir geschlossen?“ schrie sie. „Verpflichtete ich mich je zu einer Gegengabe?“

„Nein, wahrlich nein!“ erwiederte der Mönch; „ich wollte dir keinen Handel vorschlagen, in welchen du, wie ich zum Voraus wußte, nicht eingegangen wärest. Ich wußte gar wohl zu welchem Zwecke das schlichte Hirtenmädchen die Macht, mit welcher ich es begabte, gebrauchen würde und darum schenkte ich dir den Ring. O nicht dieser Ring gibt dich in meine Gewalt! du bist die Meine, weil du eine Vatermörderin bist, weil du unnützerweise das Blut deiner Unterthanen und Nachbarn vergossest! du bist mein durch deine Freveltaten!... Ich komme, meine Schuld zu fodern.“

Und also sprechend legte er seine glühende Hand auf Johanna's Stirne, nahm das Weib in seine Arme und zertrümmerte im Entfliehen das gewaltige Herrenschloß.

Es geht die Sage im Lande, daß es trotz aller Versuche, nie wieder habe erbaut werden können.

Wenn der Sturm in wilden Novembernächten auf den Trümmern des Schlosses sein furchtbares Lied pfeift, so rufen die Greise wohl den sich ängstlich bergenden Kleinen zu:

„Habt Acht! Habt Acht! das ist die Schloßfrau mit ihrer eisernen Spindel!“

II.

Sankt Benedikt.

Ein Hirte lag im Abendlicht
In sel'gen Traum ergossen,
Da hat vor seinem Angesicht
Der Himmel sich erschlossen.
Es naht der Herr mit mildem Gruß
Gar lieblich anzuschauen
Und spricht: „Sollst über jenen Fluß
Mir eine Brücke bauen."

Der Hirt fährt aus dem Traum empor
Und sieht das Bild entwallen,
Doch kann das Wort in seinem Ohr,
Das ernste, nicht verhallen.
Er macht sich auf und eilt zuthal,
Läßt Heerd' und Bühl im Rücken,
Am Flusse, wie's der Herr befahl,
Zum Werk sich anzuschicken.

Bald lagen Kitt und Steine da.
Den Hammer thät er schwingen,
Am Rhodan stand das Volk und sah
Viel Wunder ihn vollbringen.
Der Bischof selber kam herbei,
Den Knaben wollt' er schauen,
Der von dem Herrn berufen sei
So Großes zu erbauen.

Nun war allzeit ein mißlich Ding,
Daß, wenn man Brücken baute,
Der Teufel in die Queere ging
Und ſich am Ohre kraute,
Und ſann und rieth und rieth und ſann,
Wie er das Werk zerſtöre,
Damit der Meiſter ihm fortan
Und ſeiner Macht gehöre.

So kam er auch als Betteljud'
Verkappt mit rothem Barte,
Und ſah den Meiſter wohlgemuth
Wie er am Bau beharrte.
Doch als der Abend brach herein,
Griff er mit hölliſchem Gleiſen
Nach einem rieſ'gen Felſenſtein
Die Brücke zu zerſchmeißen.

Umſonſt! — Am gottgeweihten Bau
Ging ſeine Kraft zu Schanden,
Und wurd' er auch vor Aerger blau,
Die Steine widerſtanden.
So trieb er's wohl manch' lange Nacht,
Doch konnt' er Nichts zerſtören;
Es thät der Morgenſonne Pracht
Das Werk ſtets neu verklären.

Es ſtand, als ſie vollendet war,
Der Hirte auf der Brücke,
Umgeben von des Volkes Schaar,
Den Himmel in dem Blicke.
Er lehrt die Menge und beharrt,
Von keinem Pfeil verletzet,
Und auf der Wunderbrücke ward
Als Greis er beigeſetzet.

Die Brücke wird dereinſt vergehn,
Wo man ihn pred'gend ſchaute,
Doch ewig wird die Brücke ſtehn,
Die er der Seel' erbaute:
Der Frommen Hort, die Chriſtuslehr',
Der Felſen ſonder Gleichen,
Und kämen alle Teufel her,
Die Brücke wird nicht weichen.

III.

Der beſte Goldſchmied.

Der beſte Goldſchmied, der bekannt,
War Sankt Eligius;
Er lebt' im ſchönen Frankenland,
Wohl manchem zum Verdruß;
Das war ein wackrer Junge,
Der ſchuf manch' Goldgeräth',
Der hob mit gutem Schwunge
Den Hammer früh' und ſpät.

Von Gott er ganz beſeelet war.
Es lag das Bibelbuch
An ſeiner Seiten immerdar,
Draus lernt' er manchen Spruch.
Er ſang beim Hammerſchlage
Manch ſchön und geiſtlich Lied,
Er ſang bis ſpät am Tage
Und ward es nimmer müd'.

Und war zu End' das Tagewerk,
So drängt's ihn auszuziehn,
Die Männer alle vom Gewerk',
Sie ſammeln ſich um ihn;
Er löst des Wahnes Binde
Von manchem Angeſicht,
Er ſcheucht die Nacht der Sünde
Mit hellem Glaubenslicht.

Das war der König Dagobert,
Der ſprach gar wohlgemuth:
„Friſch auf, du lieber Goldſchmied werth,
Friſch auf und ſchmiede gut!
Ja ſchmiede mir mit Fleiße
'nen güldenen Pokal,
Daß er zum Ruhm dir gleiſe
In meinem Königsſaal.“

Mit Gott er drauf ſein Werk begann,
Altgutem Brauch gemäß,
Und eh' die Wochenfriſt verrann
Sah man das Goldgefäß
Gar wunderherrlich prangen,
Vom Fuße bis zum Knauf
Mit Edelſtein umfangen;
Manch Sinnbild ſtrahlte drauf.

„Ei,“ ſprach der König Dagobert
Mit freudevollem Blick:
„Du haſt vollbracht, mein Goldſchmied werth,
Dein beſtes Meiſterſtück!
Nicht in der Welt verloren
Steh' mir ein ſolcher Mann,
Zu Höherm iſt erkoren,
Wer Solches leiſten kann.

„Lieb Meiſter mein, dir ſtünde gut,
Da längſt dein Kleid zerfetzt,
Der Krummſtab und der Biſchofshut, —
Und Biſchof biſt du jetzt.
Es ſchläft in meinem Volke
Viel Gold vom beſten Schlag,
Auf! Scheuch' des Wahnes Wolke
Und fördre mir's zu Tag.“

Alpenlied auf Rigi-Scheideck,

von **Pfyffer zu Neueck.**

Wie ſchweift über Berge und Thäler mein Blick!
Und trunken von Freude kehrt ſtets er zurück.
Bald weilt er auf Felſen und ſonnigen Höh'n,
Auf Bächlein und Wieſen mit Blumen ſo ſchön.

Bald ſenkt er ſich nieder zum ſilbernen See,
Und fort aus dem Herzen zieh'n Kummer und Weh,
Dann eilt er, ein Blitzſtrahl, zum Himmel hinauf
Und folget der Wolken beflügeltem Lauf.

Hier ſchwebet, tief unten, kaum ſichtbar, ein Kahn,
Es rauſchet das Dampfſchiff mit Stolz ihm voran.
Dort zieh'n über Fels und bemooſtes Geſtein
Die Heerden vergnügt in den Weideplatz ein.

Dort ſtarrt aus dem Thale Zerſtörung empor,
Kaum ſprießt aus den Trümmern ein Blümchen hervor,
Und über die Wüſte weht traurig und bang
Der Glocke von Goldau ſchwermüthiger Klang.

Das Seelein von Lowerz, das Inſelchen klein,
Die mächtigen Mythen, gleich Wächtern von Stein,
Der Garten von Seewen, die Muotta im Thal,
Und ſtolzer Gebirge ein Heer ohne Zahl.

Hier liegt zu den Füßen das liebliche Arth,
Vom Himmel beim Sturze des Rotzbergs bewahrt,
Und bei ihm der Zugersee freundlich und mild,
Umkränzt wie vom herrlichsten Rahmen ein Bild.

O göttliche Schöpfung! Ihr Höhen voll Luft!
Ihr stärket mit Aether des Lebens die Bruft!
Bleibt unten: Haß, Feindschaft, Verzweiflung und Schmerz!
Hier wohnen nur Freundschaft, Erholung und Scherz![1]

[1] Der wackere Tonkünstler X. Schnyder von Wartensee hat dieses Lied für vier Stimmen mit Alphornbegleitung trefflich in Musik gesetzt.

Die Herausgeber.

Zwei Lieder nach Th. Moore,

von H. W. Kienlen.

1.

«SAIL ON, SAIL ON.»

O segle bei des Windes Weh'n
Wohin er dich, mein Kahn, auch treibt!
Du kannst so traurig nichts mehr sehn,
Als das was hinter uns nun bleibt,
Und fliehend jede Woge spricht,
Ob Tod in unserm Lächeln lauscht,
So falsch, so fühllos sind wir nicht,
Als deren Lächeln dich berauscht.

Ja, segle durch die Wogenflur,
Durch Sturm, durch Windstill, weit vom Strand!
Im wilden Meer hat Ruhe nur,
Wer solch ein Loos am Ufer fand.
Und wenn's ein wüstes Eiland gibt,
Wo falscher Menschen Lügenspiel
Noch nicht die reine Welt getrübt,
Da setze deinem Lauf ein Ziel.

2.

»OH BANQUET NOT.«

O ſchwelge nicht auf grünem Rain,
Wo Jugendfreude ſchwärmend braust
Und komm' in meinen welken Hain,
Wo Gram und Alter einſam haust!
Dort feiern wir ein Thränenmahl
Mit Schatten der Vergangenheit,
Und ſchweigend wird dort ein Pokal
Verblühtem Jugendglück geweiht.

Wo uns in todter Einſamkeit
Umweht der Myrthe blaſſes Laub,
Da trinken wir gebrochnem Eid,
Verlorner Freundſchaft, Grabes Raub,
Und wie das bleiche Lorbeerblatt
Sich zitternd über Gräber wiegt,
So trinken wir der Ruheſtatt,
Wo Jugend längſt vergeſſen liegt.

Reise-Erinnerungen,

von David Steinbrenner.

I.

Pissevache.[1]

Thürmten sich nur die Walliserriesen
Ueber Martinachs Elysien auf,
Windete durch jene reichen Wiesen
Nur die Rhone ihren raschen Lauf,
Dann schon müßte hier die Muse schweigen
Und die Sprache stummem Staunen weichen.
Doch was donnert in fernem Getön
Thalauf sonder-Rast?
Ist's der Erde banges Gestöhn
Unter der Felsenlast?
Wär' es nur der Heerden fern Geläute,
Das harmonisch diese Gründe füllt,
Wär' es nur die jähe Alpenweide,
Die dem trunknen Blicke sich enthüllt,
O dann würde schon ein still Entzücken
Seel'gen Alpenzaubers hier beglücken!

[1] Ein Giesbach im Wallis.

Doch es erdröhnet ſo ſchwer, ſo ſchwer
Und es erbrauſet ſo dumpf!
Löst ſich der Eiszacken fallendes Heer
Von dem gewaltigen Rumpf?
Und der Wandrer mit begier'gem Grauſen
Eilet längs der ſchwarzen Felswand hin:
Oben wo die Alpengeiſter hauſen,
Sieht er, rechts auf, Morcle's Zähne glüh'n;
Ueber ihm zur hohen, wilden Linken
Dent-du-Midi's grauſe, eiſ'ge Zinken.
Wunder, o Wunder! da ſchäumt es hervor
Wie ein gebrochenes Meer,
Und ein mächtiges Wogenthor
Stampfet die Erde ſo ſchwer!
Aus der Felswand ſchwindelndem Spalt
Jaget es brauſend hinaus,
Speiet in ſchäumender Allgewalt
Ewige Schaumbogen aus.
Wie ein geborſtener Alpenſee,
Der, in den Felsrumpf geengt,
Seine Dämme, bekrönt mit Schnee,
Plötzlich durchgeſprengt;
Wie ein angezapftes Meer,
Das in den Fels ſich birgt
Und nun plötzlich brauſend und ſchwer
Durch die Klamme ſich würgt;

Wie der Waſſerhoſe Gebraus,
Die im Sturme ſich bäumt,
Jagt es, und drängt es, und treibt ſich's hinaus,
Bis es im Bogen erſchäumt.

Denn von oben ſtoßt es hinab
In den felſigen Grund,
Und von dem Felsgrund prallet es ab,
Stäubet hinauf aus dem Schlund.

Donnernd ſtürzet es in das Geſtein,
Kochet und rauchet und dampft,
Als ob des Beckens Felſengebein
Wär' an die Hölle gekrampft.

Funkelnd wie in Demantregen
Badet Iris ſich: ihr Badgewand
Schimmerte nie bunter mir entgegen,
Farbenreicher hab' ich's nie gekannt:
Gleich als wollte ſie des Sturzes Schrecken
Mit dem Strahlenſchleier überdecken.

II.

Ein Sturm auf dem Meere, bei Genua.

19. Oktober 1838.

Mißtraute ich nicht meinen augenblicklichen Eindrücken, ich würde Genua gleich den Vorrang unter den italienischen Städten einräumen; nicht eben seinen Häusern und Straßen, aber seiner unvergleichlichen Lage wegen. Wie prächtig und mannichfaltig es sich hier auf dem weiten blauen Golfe ausbreitet! Hier sieht das Meer ganz anders aus als zu Neapel: Neapel spielt mit dem Meere, es umarmend in seinem weiten Busen; das Meer aber spielt mit Genua, oder vielmehr Genua ist die glänzende Krone unter welche der stolze Neptun sich schmiegt.

Aber kaum sind wir ja aus Livorno weg, und seit gestern Abend habe ich so Vieles erlebt! Freilich, hätte man diesen Sturm vorausgesehen, so hätte Maria-Christina[1] fein zu Livorno geschlafen. Von dort fuhren wir ab bei sinkender Nacht, und eben schwanden Corsika's Berge in der Dunkelheit. Der Himmel war sternenhell, wie ich ihn selten oder nie gesehen. Bald verlosch auch vollends der lange Lichtstrahl gegen Marseille hin, und nun ward es öde und unheimlich um uns. Wir sahen nur noch rechts den weißen Thurm von Meloria, der wie ein Gespenst mitten aus den Fluthen auftaucht, um vor seinen Klippen und Bänken zu warnen.

[1] Eines der größten und schönsten Dampfboote des Mittelmeeres.

Ich ſtand mit einigen Franzoſen vorn auf der Spitze des Schiffes, und wir ſtimmten Lieder an, die eben auf unſere Fahrt nach der Heimath paſſten. Die Wellen wurden gewaltiger; das Schiff gieng höher und tiefer: doch waren wir ſeit zwei Tagen tüchtige Seeleute geworden, und keine Spur von Seekrankheit dieſesmal. Bald aber wurden wir, einer nach dem andern, gezwungen unſern gefährlichen Standpunkt zu verlaſſen, um nicht über Bord geſchleudert zu werden. Ich blieb der Letzte, es war mir ſo wohl! dort außen im Angeſichte der weiten Bahn, auf der wir Frankreichs Küſten zuflogen.

Je ſchwärzer die Nacht wurde, deſto heftiger praſſelte der Wind in Maſten und Tackelwerk; matter und banger blickte oben die Laterne in die weite Dunkelheit hinaus; lauter kämpften Räder und Maſchine gegen den Andrang der Wellen; hohler tönten die Rippen des Schiffes; ſchäumender knirſchte die Brandung. Menſchenſtimmen keine, — nur eilige Tritte hin und her, — hämmern und ſchlagen und Kohlenſcheuern und fallende Laternen und rollende Tonnen und knatternde Maſte und knirſchende Balken und ſchlagende Thüren, — und dann plötzlich wieder ein Commando, und drauf das haſtige Rennen und Handthieren der Matroſen, und wieder ungeheure Wellen, die bis hoch über die beiderſeitige Zimmerlinien auf's Verdeck herüberſchlagen und uns tüchtig durchnäßten; und dann der fürchterliche Orkan, der dazwiſchen heulte und klagte in Stimmen und Tönen, die auf dem Feſtlande unbekannt ſind.

Ich wollte den ernſten Spaß mit anſehen und lag meiſtentheils auf dem Verdeck, neben dem warmen Kamin, das mich jeden Augenblick unter ſeinem Sturze zerſchmettern konnte und oft beinahe horizontal ſtand! Oft auch hielt ich mich an den eiſernen Barrieren und ſchaute hin in die Wuth des Elementes, wo weitklaffende, ſchwarze, tiefe Gräber uns zu verſchlingen drohten.

Niemand ſchlief —, niemand redete, — alle begriffen die Gegenwart; keiner kannte die Zukunft, — alle fürchteten ſie — — und, ich weiß nicht war es natürlicher Leichtſinn oder Gottloſigkeit, — ich mußte oft bis zum Erſticken auflachen. Doch dieſe Lachluſt vergieng mir, als plötzlich gegen drei Uhr Morgens, wo die Wuth des Sturmes am heftigſten war, die Matroſen mit Todtengeſichtern unter ihren

rothen Mützen, die Madonna an einer Laterne an dem mittleren Maste aufhißten, und denſelben auf ihren Knieen umkauerten. Bis dahin hatte ich nicht an Gefahr gedacht; jetzt ward ich plötzlich wie vom Donner gerührt über meinen frühern Leichtſinn, und unwillkührlich gedachte ich der Heimath und ihrer Lieben, die ich ſeit fünf Jahren nicht mehr geſehen, und von denen mich nur meine unbezwingbare Reiſeluſt vertrieben. „Wenn du hier enden ſollteſt — ſo nahe dem Ziele!“ Ich betete mit, nicht zur Madonna, aber zu Dem dem Wind und Meer gehorſam ſind.

Weit heftiger als die vorigen Tage tobte der Sturm fort bis gegen Morgen, wo wir ſtatt in der Nähe Genua's, an den Küſten Corſika's ſchwammen, dann aber von günſtigem Winde und ruhigem Meere befördert, nach einigen Stunden in den heitern ſtolzen Hafen der Genua superba einliefen. — Zwei Tage darauf las ich zufälligerweiſe in der Zeitung, daß die beiden kleinern Dampfboote, die mit uns Neapel verlaſſen, Schiffbruch gelitten und ſiebenzehn Menſchen dabei das Leben verloren. Das eine ſcheiterte an Corſika's Klippen, das andere unweit Livorno.

Die Goldhöhle,

einem Freunde nacherzählt,

von

Gustav Mühl.

Wir kamen auf unserer Wanderung in das mittägliche Frankreich durch das Bourbonnais, wo wir uns, durch die verschiedenen Merkwürdigkeiten des Landes angezogen, ungefähr eine Woche aufhielten. Aus unsern Schuljahren her wußten wir, daß diese Gegend einst von den Aeduern und den Boiern bewohnt wurde; ferner belehrte uns die Geschichte, daß, als Augustus Aquitanien bis gegen die Loire und die Cevennen hin erweiterte, diese Gauen in eine der Hauptabtheilungen jener Provinz, das sogenannte Aquitanien, eingeschlossen wurden. Das Land blieb unter der römischen Herrschaft, bis sich zuletzt der schwache und entartete Honorius gezwungen sah, den größten Theil davon dem Westgothenkönig Evarich abzutreten; lange behielten die Nachfolger dieses Fürsten das ganze Aquitanien, als aber Clodwig ihre Heere bei Vouillé im Jahr 207 auf's Haupt geschlagen hatte, fielen die meisten ihrer Ländereien und mit diesen auch das Bourbonnais dem Frankensieger anheim. Neustrien und Austrasien zertheilten sich nachher die eroberten Provinzen, und Dagobert I übergab sie endlich als ein Königreich seinem Sohne Charibert, dessen Enkel sie gegen Karl den Großen verlor, welcher seinen Sohn Ludwig den Frommen als Herrscher darüber setzte; erst Ludwig der Stammler, als er im Jahr 877 auf den Thron von Frankreich berufen wurde, vereinigte die aquitanischen Ländereien, die er

zuerſt beſeſſen hatte, mit dem väterlichen Erbe; jedoch das Bourbonnais ſelbſt kam erſt nach dem Abfall des berühmten Connetable von Bourbon gänzlich an die franzöſiſche Krone.

Das alterthümliche Moulins, die beiden bekannten Badeplätze Bourbon-l'Archambault und Vichy hatten wir bereits beſucht, als wir in der Umgegend von Ferrieres, eines zierlich gelegenen Fleckens, in das Dörfchen Sichon kamen. Wir traten in ein an der Straße gelegenes Wirthshaus, legten unſern Wanderbündel ab und ließen uns ein Mittageſſen geben; die Leute waren artig und gefällig; der Menſchenſchlag, der dieſe Gegend bewohnt, hat noch nicht den charakteriſtiſchen Typus, der ſo leicht die Franzoſen des Mittäglichen erkennen läßt; blonde Haare und ein ſtämmiger ausgefüllter Wuchs ſchienen hier noch mehr zu Hauſe zu ſeyn, als weiter gegen Süden; im Ganzen aber wäre es vielleicht ſchwer, die beſonderen Kennzeichen anzugeben, welche den Bewohner des Bourbonnais von denjenigen anderer Provinzen des mittleren und nördlichen Frankreichs unterſcheidet; noch wird die Sprache ziemlich rein hier geſprochen, doch nicht mehr mit jener faſt zu gezierten Eleganz, die ſelbſt den Bauern der Touraine eigen iſt.

Während wir nun, in ein gemüthliches Wohlbehagen verſunken, an unſerm Tiſche ſaßen, bemerkte einer unter uns durch ein Fenſter eine äußerſt maleriſch gelegene Burgruine, die ſich auf einem bedeutenden Felſenrücken aus einer dunkelgrünen Tannennacht erhob. Unſere Blicke waren alle nach jener Richtung hingekehrt, als die ſchmucke Wirthstochter mit einem Hammelsbraten zur Thüre hereinkam: ein kleiner Knabe folgte ihr und hielt ſich an ihrem Rocke. „Wie heißt wohl jenes Schloß?“ frug ich alſobald das Mädchen. „Das Schloß dort oben, entgegnete ſie lächelnd, jedoch mit einiger Bedeutung, das Schloß heißt Pyramont, mein Herr.“ — „Und gehört jetzt dem Teufel,“ fügte recht ernſthaft das Kind bei, welches mit ihr in die Stube getreten war.

Dem Teufel? ſchrieen Einige unter uns. „Da habt ihr eine ſchlimme Nachbarſchaft,“ bemerkte ich neugieriger noch als ſcherzend, denn ich muß geſtehen, daß ſich immer ein ganz beſonderes Gefühl meiner bemächtigt, wenn ich irgend einer Volksſage, einem alten Liede und

ähnlichen Dingen auf die Spur kommen kann; ich habe dann keine rechte Ruhe mehr und vergesse fast alles Andere, bis ich mich im Besitze des ersehnten Kleinodes sehe, besonders wenn es kein falsches ist, sondern den echten Stempel des tieferen Volkslebens an sich trägt; es kommt mir dann vor, als wäre die alte, vergangene Zeit der Wrack eines stolzen und königlichen Schiffes, welches nun einsam, abgetakelt und verwittert auf einem weiten, stürmischen Meere umhertreibt; suchen wir noch das Letzte, Schönste und Beste, das einst seine Zierde war, den kalten, tobenden Wellen zu entreißen, und lassen wir alsdann getrost das zertrümmerte Fahrzeug im Flutengrab versinken!

Nun aber fällt mir eine Bemerkung ein, die ich wohl oft schon machen mußte, wenn ich auf die Ausspürung einzelner Volkstraditionen ausgieng; das Volk hat keineswegs jene feinere Bildung, die zur historisch-poetischen Auffassung der Schönheit mancher seiner inhaltstiefen Sagen erfordert wird, und da es jenen Mittelweg einer künstlerischen Objektivität nicht kennt, so kann es dieselben nur glauben, gänzlich mit ihnen verwachsen seyn oder sie geradeweg als einen gehaltlosen, lächerlichen Aberglauben verachten und verwerfen; hält es nun oft schwer, etwas von Denjenigen zu erfahren, welche in moderner Aufklärung jene ersten Schritte thaten, die sie über die beschränkteren Ideen ihrer Väter hinausetzten, so muß man auf der andern Seite mit Denjenigen sehr vorsichtig umgehen, welche noch mit Leib und Seele am Veralteten hängen, denn sie wissen sehr wohl, daß ein Neues, das Alte Verdrängendes, vorhanden ist, und sie sind daher gar mißtrauisch gegen Jeden, der von dem, was sie noch glauben, etwas Näheres wissen will; dieses war vermuthlich bei dem guten Mägdlein der Fall, welches wir befragt hatten, und als ich es zu einer weiteren Erklärung aufforderte, sah es mich eine Weile prüfend an, senkte dann schnell und verschämt das Köpflein mit den Worten: «Eh, vous vous moquez de moi», und eilte zur Thüre hinaus.

Meine Neugierde ließ jedoch nicht nach; die einsamschweigenden Trümmer auf ihrer kahlen Felsenhöhe schauten mir nun beständig in die Augen; ich weiß nicht warum, aber mir schien nun einmal jener Ort durch das Geheimniß irgend einer bösen That entweiht; während ich nun so halb im Ernste, halb im Spielen meine Betrachtungen

anstellte, trat der Wirth in die Stube herein, um uns zu begrüßen; es war ein ältlicher, aber schön gewachsener Mann, welcher die Feldzüge des Kaisers mitgemacht hatte; er hieß uns freundlich willkommen, holte sich einen Schoppen Wein aus dem Keller und setzte sich zu uns unten an den Tisch; er fragte uns, woher wir kämen, und es entspann sich bald zwischen uns ein ziemlich belebtes Gespräch; als er erfuhr, daß wir Deutsche wären, nahmen seine Reden sogleich eine bestimmtere Richtung; schnell suchte er nun alle Erinnerungen hervor, die aus der Zeit seines Aufenthaltes jenseits des Rheines herrührten, und da er bei allen Lobeserhebungen des Kaisers und seines Landes doch die hinlängliche Delikatesse besaß, sich keine unziemlichen Angriffe auf unser Vaterland zu erlauben, so war die gegenseitige Zutraulichkeit keineswegs gestört, und das Gespräch gieng seinen gewöhnlichen Gang fort; nach und nach jedoch neigte es sich zu anderen Gegenständen hin, und wir kamen auf die Tage und Verhältnisse des Bourbonnais zu sprechen; ich konnte mich nun nicht länger mehr enthalten, ihm von der Burgruine zu reden, welche uns gegenüber lag, ich wiederholte ihm, was ich so eben davon gehört hatte; inzwischen trat auch die Wirthin herein und wünschte uns einen guten Tag.

„Da, Katharine, rief er lachend seiner Frau zu, erzähle doch einmal den Herren die Geschichte vom Schlosse droben, das schickt sich für euch Weiber besser, als für Unsereinen.“

Du wirst darüber spotten, versetzte Frau Katharine etwas lebhaft, bis du dir daran die Nase verbrennst, obgleich du ein alter Soldatenkopf bist. Und zu uns sich wendend, fuhr sie dann in ihrer geläufigen Sprache fort: Das Schloß Pyramont da droben ist gar schwer zu ersteigen, übrigens möchte ich es Keinem rathen, allzu lange dort zu verweilen. — Es sollen einmal zwei Brüder droben gehaust haben, welche gar schlechte, habsüchtige und unchristliche Menschen waren; der Pfarrer sagt, sie wären nie anders in eine Kirche oder eine Kapelle der ganzen Gegend gekommen, als um die heiligen Gefäße oder den Schmuck der Muttergottes und der Heiligenbilder wegzunehmen; die armen Leute die im Reviere wohnten, belegten sie unaufhörlich mit drückenden Steuern, und den vorbeiziehenden

Kaufleuten und sonstigen Wandersleuten, die nach Moulins und Montluçon hinzogen, paßten sie auf, um ihnen die vollen Ränzlein abzunehmen. Sie selbst hießen sich die „rothen Löwen," das Volk aber nannte sie nur die „reißenden Wölfe."

Alles trugen sie auf ihre Burg hinauf, wo der Teufel sie oft besuchte und ihnen blanke Goldstangen für die erbeuteten Güter hingab; lange bewahrten sie ihre Schätze in ihrem Schlosse, in welchem nur einige liederliche Bursche aus der Umgegend und aus fernen Ländern als Dienstleute und Helfershelfer bei ihnen sich aufhielten; aber mit ihrer von Tag zu Tag zunehmenden Raubsucht wuchs auch die Furcht, den erworbenen Reichthum zu verlieren; der Teufel wies ihnen daher eine Höhle unten an dem Felsen an, auf welchem das Schloß sitzt, indem er ihnen allein den Vortheil gestattete, die Oeffnung davon zu kennen und zu finden. Unterdessen schlug die häßlichste Habgier immer tiefere Wurzeln in ihren längst entarteten Herzen, und mit scheelen Augen sah Einer den Andern an, wenn sie an jedem Freitage mit Gold beladen vor der Felsenhöhle standen, um mit einer verwünschten Zauberformel die steinerne Pforte des Eingangs zu sprengen.

So kamen sie einst gegen Abend wieder mit einander vor die Grotte, da gab der Böse, dem es daran gelegen war, Beider Verderben herbeizuführen, dem einen der Brüder einen gräßlichen Gedanken ein; schon war die Thür der Schatzkammer geöffnet, und heller, reicher und glänzender hatte noch nie das aufgehäufte Gold zu ihnen herausgefunkelt; plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht dazu getrieben, umfaßte der Jüngere den Leib des Aelteren und suchte ihn an den Rand des Felsenvorsprungs zu ziehen, wo er ihn in den Abgrund hinunter zu stürzen gedachte; diesem aber gelang es durch seine Riesenstärke und durch seine Gewandtheit, sich aus den Armen seines Meuchelmörders loszuwinden, und nun begann ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden Brüdern; im nämlichen Augenblick blitzten ihre Schwerter im letzten Strahle der Abendsonne, aber ehe noch diese ganz untergegangen war, lag ein jeder von ihnen sterbend in seinem Blute; Einer war durch die Hand des Andern gefallen, und ihre Seelen fielen Dem anheim, der sie zuerst zum Laster verleitet hatte.

Seitdem ist das Schloß dort oben verlassen, kein Mensch wollte

es mehr nach ihnen bewohnen, nur acht Tage vor jedem Christtage soll es wieder lebendig auf der Burg werden, und der alte Förster, der gleich unten am Berge wohnt, erzählte meiner verstorbenen seligen Mutter, daß er zu jener Zeit immer ein ganz besonderes Klirren und Sausen dort oben vernehme, im Felsen drinnen aber sollen alsdann gar klägliche Stimmen gehört werden, als müßten sich dort Zwei recht tüchtig herumschlagen und Einer beständig die Gnade des Andern anflehen. Viele Leute im Dorfe wollen auch zu andern Zeiten des Jahres diesen Lärm dort oben vernommen haben.

Aber am Frohnleichnamstage, fuhr die Frau Wirthin fort, und wir horchten ihr aufmerksam zu, am Frohnleichnamstage, da hat sich Alles ganz anders gestaltet; auf der Burg ist es dann so mäuschenstill, daß man den Wind im fernsten Walde rauschen hört; das Wunderbarste jedoch ist, obgleich es nicht alle Jahre und jetzt schon lange nicht mehr geschieht, daß, sobald an diesem Festtage die Prozession und der Priester mit dem Hochwürdigsten aus der Kirche herauskommen, droben die Goldhöhle offen gefunden wurde; Jeder kann alsdann von den schweren Goldstangen, die dort liegen, abmeiseln und abhämmern, nur muß er sich sehr eilen, überhaupt dem allzugroßen Reize, Alles, was er dort sieht, zu besitzen, keinen weitern Spielraum lassen, denn sobald der Priester bei der Rückkehr der Prozession in die Kirche die Stufen des Altars hinaufgeht, fällt die augenblickliche Oeffnung der Felsengrotte wieder zu. Vor langen Zeiten versuchte wohl Mancher das gefährliche Spiel, statt in Demuth und Frömmigkeit mit dem Zug der Gläubigen zu wallen, aber auch Mancher kam nicht mehr zurück, und man konnte nie erfahren, was aus den Unglücklichen geworden ist.

Drunten am Ende des Dorfes wohnte nun einmal eine blutarme Frau, ihr Mann war früh gestorben und ließ sie mit einem kleinen, aber bildschönen Knäblein allein auf dieser Erde; da sie selbst nicht aus unserer Gegend war, so hatte sie nur wenig Bekannte und fast Niemand nahm sich der unglücklichen Verlassenen an, welche nur mit großer Mühe und durch schwere Arbeit sich selbst und ihrem Kinde das Leben fristete. Diese Frau war keineswegs schlecht und kam jeden Sonntag mit ihrem Knaben in die Kirche; wenn sie betete, zog sie

ſich dort in einen einſamen Winkel zurück, wo ſie vor einem aus Holz geſchnitzten Muttergottesbilde niederkniete, welches ſchon ſeit uralten Zeiten dort geſtanden haben ſoll; Einige behaupten, es wäre ein Geſchenk geweſen, welches einer der Ritter von Pyramont, ein Ahnherr der beiden böſen Brüder, einſt der Kirche gemacht hätte, als er in das heilige Land zog. Die Weiber des Dorfes betrachteten die Wittwe oft lange und mit neugierig forſchenden Blicken, wenn ſie vor dem Gnadenbilde lag und von Zeit zu Zeit das Knäblein, um welches ſie beim Beten den Arm ſchlang, heftiger an ihren Buſen preßte, und einen flüchtigen, aber heißen Kuß auf ſeine friſchen, unſchuldigen Wänglein drückte.

Da erſchien wieder ein Frohnleichnamstag. Die Prozeſſion hatte ſich in und außer der Kirche aufgeſtellt und machte den gewohnten Weg; jedoch bemerkten einige unter den Frauen, daß die Wittwe mit ihrem Kinde dieſes Jahr fehlte. Dieſe war auch wirklich an jenem Tage nicht zu den andern Gläubigen in die Kirche gekommen, ſondern hatte ſich früh Morgens ſchon, um nicht geſehen zu werden, nach dem Schloſſe aufgemacht; dort ſetzte ſie ſich mit dem Knäblein an den Wunderfelſen, weinte, küßte das Kind und betete laut und zu vielen Malen ihr Ave und Vaterunſer. Nie war es ihr elender gegangen, als gerade in dieſem Jahre, da auch ſie zu kränkeln anfing; ſie war nun heraufgekommen, um zu ſehen, ob die Goldhöhle ſich nicht öffnen würde; ſie hätte, ſagte ſie ſpäter, nur ſo viel nehmen wollen, als hinreichend geweſen wäre, um ihre eigenen Tage und das zukünftige Schickſal ihres Lieblings einigermaßen verbeſſern zu können. — Als nun die Sonne ſich bereits über die nahen Berge erhoben hatte, ſchaute das Weib mit banger, geſpannter Erwartung bald den verhängnißvollen Felſen an, bald lugte ſie hinunter nach der Kirchthüre, ob die Prozeſſion noch nicht vor ſich gienge; ängſtlich ſchauderte ſie zuſammen, wenn der leichte Morgenwind ſich in den ſie umgebenden Brombeerſtauden regte, aber wie ſüße, tröſtende Engelstimmen tönten ihr dann wieder in die beklommene Bruſt die feierlichen Geſänge, welche aus dem Heiligthume zu ihr heraufdrangen. Nun bewegte ſich der Zug; der Prieſter, von Weihrauchdüften umhüllt, kam mit dem Hochwürdigſten auf die Schwelle des Tem-

pels, da knarrte es plötzlich in dem Felsen, er sprang auf — und die goldenen Schätze funkelten plötzlich im hellen Glanze des Sonnenstrahls. Schnell war sie in der Höhle, setzte dann geschwind den Knaben auf die Erde und begann sogleich mit Hammer und Meisel an den Goldstangen zu arbeiten; aber das Metall war hart und ihre Kräfte schwach, und nur mit der äußersten Mühe gelang es ihr zuletzt, einige Stücklein loszuhauen. Unterdessen strich die Zeit vorbei, sie eilte demnach schnell zur Grotte hinaus, um nach der Prozession zu sehen; aber zu ihrer großen Bestürzung erblickte sie nur noch den hintersten Theil davon, und der Priester war schon in der Kirche; wie ein Blitz sprang sie zurück, aber sieh, die Höhle war zugefallen und nur die mit Dornen bedeckte Felsenwand stand wieder vor ihr da.

Und ihr Kind war drinnen geblieben.

Schreiend und winselnd schlägt sie mit ihrem Hammer an die Steine, ruft bald den Namen des Verlorenen, bald fleht sie in unsäglicher Qual zu Gott, der Muttergottes und allen Heiligen. Ach, mein Pierre-Marie hört mich nicht! ruft sie zuletzt mit erschöpfter Stimme aus, schleudert das erworbene Gold in den Abgrund und sinkt besinnungslos zu Boden.

Endlich, als sie wieder etwas zu sich kam, raffte sie sich auf; ein dumpfer, todeskalter Nebel lag auf ihrem Geiste und auf ihren Augen; sie stieg in das Dorf herab und — war verrückt. Nur zuweilen schien sie aus ihrer Betäubung zu erwachen, dann eilte sie nach dem Felsen hinauf, schlug an die Felsenwand und rief ihrem Kinde; oft mußten einige barmherzige Männer des Dorfes sie von dort wieder herabführen, sonst wäre sie im Walde liegen geblieben.

Ein ganzes Jahr gieng unterdessen herum, und der Frohnleichnamstag war wieder erschienen. Die Prozession war so eben wieder in die Kirche zurückgekehrt, als ein Weib mit einem wunderschönen Knaben unter die Singenden und Betenden stürzte, mit einem Schrei des unbeschreiblichsten Entzückens das Kind in die Höhe hob und dann, in einen Strom von Thränen ausbrechend, mit ihm auf die Kniee niedersank. Alles hatte sich um sie her gedrängt, und Jeder erkannte die unglückliche Wittwe, welche endlich, zu den Umstehen-

den sich wendend, den Mund wieder öffnete: „Ja, ihr lieben Leute, begann sie mit fester, aber ungemein süßer Stimme, die holdselige Muttergottes hat mich gehört und ich habe Gnade bei Gott gefunden; als die Prozession wieder die Kirche verließ, war ich schon oben an dem Orte, wo ich mein Söhnlein verloren hatte; ich weinte und betete gar inbrünstig, da that der Felsen sich wieder auf, eine weiße, wunderschöne Frau mit einer goldenen Krone kam aus der Höhle mit einem Knäblein, küßte es zärtlich, gab ihm etwas in die Hand, legte es dann in meine Arme, verschwand und mein Pierre-Marie hieng an meinem Halse!“ — Näher drängten sich nun die Umstehenden um den lieblichen Knaben, welcher eine reiche, goldene, mit köstlichen Steinen verzierte Lilie in der Hand hielt. Das Kind erzählte ferner, daß, als es so einsam in der grabesdunkeln Höhle gesessen, mit einem Male jene nämliche Frau mit der Krone in einem rosenfarbigen Lichte erschienen wäre und es in eine herrliche Gegend geführt hätte, wo es sehr viele Gespielen und allerlei prächtige Blumen fand. Die Kathedrale von Moulins kaufte später das Kleinod mit vielem Gelde an, und die Mutter, deren Wahnsinn verschwunden war, sah sich alsdann mit ihrem Sohne im Besitze eines großen Vermögens.

Dies, meine lieben Herren, ist die Geschichte vom Schloß Pyramont, von den reißenden Wölfen und der verlassenen Wittwe. Die gute Wirthin hielt nun inne; die Erzählung hatte uns alle in Anspruch genommen und recht erfreut; der Wirth lachte, rieb sich die Hände und stieß freundlich mit uns an.

Nun denn, sprach ich, auf das Wohlsein eurer Frau, der braven Erzählerin, und auf dasjenige des zierlichen Mägdleins, das uns zuvor den Hammelsbraten brachte und euer Töchterlein zu sein scheint.

So, das laß ich gelten, ihr jungen Kameraden, stimmte der alte Soldat ein, und die Gläser stießen aneinander.

Endlich standen wir auf, bezahlten unsere Zeche, luden uns die Wanderbündel wieder auf den Rücken, nahmen herzlichen Abschied und kehrten nach Ferrieres zurück, von wo wir in einem bequemen Stellwagen wieder nach Moulins fuhren.

Gedichte von Theodor Klein.

Auf dem Straßburger Münster.

Hier der Wasgau, dort der Schwarzwald,
Mitten drin der alte Rhein,
Und daran gestellt als Wächter,
Tauchend in den Aetherschein,
Münsterthurm, der altersgraue,
Der so treu herniederblickt
Und der Eintracht stumme Grüße
Rings herum in's Rheinthal schickt.

Die Abendwölkchen.

Abendliche Silberwölkchen
Ziehen an der Himmelsau —
Das iſt ein gar traulich Völkchen,
Tanzend durch des Aether's Blau.

Lämmlein ſind es, friedlich weidend
In der gold'nen Sternenhöh',
Englein, ihre Flügel breitend
Liebend auf der Erde Weh.

Jugend,

von F. Flaxland.

Einſt ſaß ich am Rheine, am blühenden Strand,
Nach eilenden Wellen die Blicke gewandt.
Es glimmte ſo traulich der Sterne Geſtimmer,
Und Luna begrüßte mit freundlichem Schimmer
Das ruhende Land.

Da folgte den Wellen der weinende Blick,
Sie eilen vorüber wie irdiſches Glück,
Wohl rinnet die Thräne, wohl tönet die Klage,
Es kehren doch nimmer die fröhlichen Tage
Der Jugend zurück.

Es ſchwebten die Lüftchen ſo kühl und ſo mild,
Und küßten die Blümchen, von Dunkel umhüllt,
Und ſchwebten dann fort nach unendlichen Räumen;
So war auch die Jugend ein glückliches Träumen,
Ein fröhliches Bild.

Das Blümchen vergeht — die Lüftchen ſind weit,
Die Wellen — ſie ſchwimmen im Meere zerſtreut;
Ich blicke auf Gräber und blicke auf Fluren,
Und überall ſeh' ich nur traurige Spuren
Vergangener Zeit.

So ſaß ich am Rheine, am blühenden Strand,
Nach funkelnden Sternen die Blicke gewandt,
Dort wird ja die Sonne einſt ewig erglühen,
Dort werden uns ewige Blumen umblühen
Im beſſeren Land.

Nächtliche Wanderung.

von W. Th. Sehring.

1.

Wie deine Schatten mich, o Nacht, umfiengen!
Seit ich entflohn des Abends holdem Licht,
Da wollteſt wieder du mir Ruhe bringen,
War's auch des Friedens ſüße Ruhe nicht;
Die Ruhe war es, wenn nach heißem Ringen
Zum neuen Kampf die letzte Kraft gebricht;
Doch ob ihr auch der ſüße Frieden fehle,
Erquickt ſie dennoch mir die matte Seele.

2.

Ja decke, Nacht, nur endlos die Gefilde
Und ſtarr' mich an ſo ſchaurig und ſo wild;
Mir darf nicht grau'n vor deinem Schreckensbilde:
Iſt's doch nur meines Lebens ſchrecklich Bild.

Was iſt denn Nacht? — Nacht iſt ein ſchmerzlich Sehnen
Der dunkeln Welt nach Licht und Sonnenſtrahl:
So hin zu Ihr, in nie erſchöpften Thränen,
Zieht mich der Liebe ew'ge Sehnſuchtsqual.

Welch ander Glück noch kann die Erde geben,
Was hat der Himmel noch das ſelig macht?
Ach, ohne Liebe iſt ja all' das Leben,
Nur eine ew'ge ſchauervolle Nacht.

Der Wandrer,

von Ch. Hackenschmidt.

Ein Wandrer zieht, leicht ist sein Sinn
Und heiter sein Gesicht,
Wo kommt er her, wo zieht er hin?
Er weiß es selber nicht.

Die Wiege war sein erster Raum
Sein letzter wird die Gruft
Und zwischen beiden schmückt ein Traum
Des Lebens düstre Kluft.

Bald tosen Stürme um ihn her,
Bald strahlt ihm Sonnenschein;
Hier wird sein Herze thränenschwer,
Dort ladet Lust ihn ein.

Mit Blüten ist sein Weg bestreut,
Doch Nesseln stechen vor;
Heut schmücket ihn das Feierkleid
Und morgen Trauerflor.

Trotz diesem Wechsel zieht er oft
Ganz sorgenfrei und froh;
Er müht sich ab, er träumt, er hofft,
Als blieb' es ewig so.

Die Freuden die das Jetzt ihm beut
Vertändelt er wie Spiel,
Als läge eine Ewigkeit
Vor ihm und seinem Ziel.

Der Thor! die Straße die er zieht
Betritt er einmal nur;
Die Stunde, die vorüberflieht,
Entschwindet ohne Spur.

Und wehe ihm, wenn nur gelebt
Er hat auf seiner Fahrt,
Wenn er nicht auch zu nützen strebt'
Und Segen durch ihn ward!

Die Kirche zu St. Peter und Paul

in Rosheim.

Vaterländische Sage.

Glühend roth, in einem Meere von Nebel, war die Sonne hinter der felsigen Spitze des Heidenkopfes untergegangen. Schon fieng die Nacht an ihren geheimnißvollen Schleier über die Erde auszubreiten, und immer war der junge Graf noch nicht in das Schloß seiner Väter zurückgekehrt. Je finstrer die Nacht herniederstieg, desto finstrer wurde auch die Stirne des Grafen von Salm.

Von Zeit zu Zeit durchzuckten zackige Blitze das schwarze Gewölbe des Himmels; und wann die Nacht, nur auf Augenblicke durch das Leuchten der Blitze unterbrochen, ihr Recht wieder geltend gemacht hatte, wiederholten tausend ferne Echo das Dröhnen des Donners in Bergen und Thälern. Immer näher heran zog der Sturm; immer lauter und zahlreicher fielen die Donnerschläge; und bald schütteten die schweren Wetterwolken dichte Regengüsse hernieder auf die bangende Erde. Bei jedem neuen Zucken des Blitzes schossen die Raubvögel des Waldes mit durchdringendem, jammervollem Schrei in die Lüfte; das aufgeschreckte Wild floh scheu durch Hecken und Büsche und suchte vergebens den schützenden Hort; die Wölfe selbst, durch das Rollen des

Donners aus ihren Höhlen getrieben, näherten sich, wie von der Angst gejaget, aus den entfernten Felsschluchten, den Wohnungen der Menschen, und begleiteten mit ihrem unheilverkündenden Heulen die dröhnenden Schläge des Donners.

Jede Minute vermehrte die Besorgnisse des Grafen; jede Minute steigerte seine Seelenangst.

Hätte sich vielleicht sein Kind in den dunkeln Wäldern verirret wo tausend Gefahren es in dieser Schreckensnacht umgaben? Vielleicht, — so sagte eine Stimme in dem schwer bedrängten Vaterherzen — vielleicht hat bereits der blutgierige Wolf, welcher schon die ältern Geschwister des holden Knaben getödtet, auch seine zarte, blühende Gestalt mit scharfem Zahne zerrissen? — Und bei diesem Gedanken, der so schmerzliche, grauenvolle Erinnerungen in dem armen Vater erweckte, zog sich das Herz des Grafen krampfhaft zusammen, und ein kalter Schweiß, wie der Schweiß des Todes, badete seine Stirne. Bei jedem neuen Donnerschlage, bei jedem neuen Gewinsel der Wölfe, erbebte er unwillkührlich.

Umsonst hatten treue Diener, mit flammenden Fackeln, die finstern Gänge der hundertjährigen Waldungen, welche das Schloß umkränzten, durchstreifet. Umsonst hatten sie mit lauter Stimme in alle Richtungen den Namen ihres jungen Gebieters ertönen, umsonst das gellende Horn erklingen lassen: kein menschlicher Laut, nur der Sturm und die Berge antworteten ihrem kläglichen Rufe. Der Schall des Hornes verlor sich wie ihre Stimmen, ohnmächtig im wüsten Toben der empörten Elemente.

Der bedauernswürdige Vater erwartete die Rückkehr seiner Diener in namenloser Seelenangst. Und als nach langer Zeit, die ihm eine Ewigkeit gedünket, das Schloßthor von raschen Schlägen ertönte, und sogleich darauf das Horn des Thurmwarts erschallte, fuhr er in sich selbst zusammen in unsäglicher Pein und zagender Hoffnung. Aber die getreuen Diener kehrten alleine zurück. Die ganze Nacht, eine Nacht voll Graus und Schrecken, verstrich ohne daß der Sohn wiederkehrte. Nimmer sollte der arme Vater ihn an's liebende Herz drücken. Und rasende Verzweiflung erfaßte den Grafen bei dieser schmerzlichen Ahnung!

Doch siehe! mit einem Male erheiterte sich sein finsteres Antlitz: Er gedachte in seinem endlosen Gram dessen, der allein in den Finsternissen der Nacht, und mitten in allen Stürmen des Lebens, über die menschlichen Schicksale wachet. Und er konnte wieder beten, beten mit Inbrunst, aus tiefem Herzensgrunde. Und nachdem er brünstig zu Gott gefleheet um Erhaltung des einzigen Kindes, oder um Hilfe und Stärkung von Oben, die allzuschwere Prüfung zu bestehen, konnte er gefaßter in seinen herben Verlust sich ergeben. Ein Gedanke war, wie ein Blitz, in ihm aufgestiegen; ein Gedanke, der, er fühlte es, ihm Kraft und Ergebung gab.

Kaum war die Nacht zu Ende, kaum verkündigte eine leise Röthe am Himmel daß bald die Sonne, mitten unter düstern Wetterwolken hinter den tiefblauen Spitzen des Schwarzwaldes emporsteigen würde, als schon das alte Burgthor in seinen Angeln knarrte, die Ketten der Fallbrücke niederrasselten und diese unter dem kräftigen Hufschlage des wiehernden Hengstes erdröhnte. In das Dickicht des Waldes, in der Richtung wo der Himmel sich röthete und wo bald die Sonne über dichte Nebel und Wolken hervorschauen sollte, trug der stolze Gaul den tiefbetrübten Herren zu der Klause des frommen Waldbruders, der, obgleich von der ganzen Welt abgeschieden, dennoch für die Gegend ringsum ein treuer Helfer, eine andere Vorsehung war! Ihm klagte der Graf das Leid, das, zu wiederholtem Male, sein schon so schwer getroffenes Vaterherz heimgesuchet. Und tröstend und lindernd, gleich einer Stimme von Oben, erschallten in seinem Ohre die Worte des heiligen Klausners. Getrost, so lautete des Gottesmannes Aussage, getrost solle er nach Hause zurückkehren: Gott, zu dem er sich wieder gewendet, habe sein heißes Flehen vernommen und werde sich seiner erbarmen. Diesem rettenden, ewig milden Gotte zu Ehren, so fügte der Eremit hinzu, solle der reiche, mächtige Graf eine Kirche bauen, an dem Orte wo er einen Vogel sich niedersetzen sehen werde, und fernerhin würden seine Kinder verschonet bleiben von dem grimmigen Wolfe der sein Geschlecht zu zernichten getrohzt; und weithin, bis in die fernsten Jahrhunderte, würden seine Nachkommen glänzen unter den ersten Fürstenhäusern des Landes.

Und getrost, wie der Klausner es gesagt hatte, trabte der Graf

zurück; und muthiger wieherte der Rappe, als ob das edle Thier die frohe Erwartung theilte, welche des heiligen Mannes Verheißung in seinem Ritter erwecket hatte.

Da ertönte in der Ferne der Schall eines wunderlieblichen Glöckleins: es war der Gruß des Herren, welchen der Glöckner durch die friedliche Stille des Morgens läutete. Dreimal ertönte das Glöcklein, und dreimal auch bekreuzte der Graf sich die Brust. Bald führte der schmale Pfad ihn einer einsamen Waldkapelle zu, die mitten im dichten Forste den Wanderer einlud zu andächtigem, innigem Gebete. Und siehe, als er der Kapelle nahe war, flatterte es mit einem Male hin und her über dem Haupte des Grafen. Er schaute empor: ein stattlicher Vogel umkreiste ihn in freudigen Schwingungen, flog davon, kehrte wieder, und setzte sich dann nieder bei der Kapelle, und pickte schäckernd die von Thautropfen funkelnden Gräser und breitete die kräftigen Fittige aus und schlug, den Grafen mit glänzendem Auge anblickend, in raschen Schlägen die laue Morgenluft. Da gedachte der Graf der bedeutungsvollen Worte des Klausners, und er gelobte in seinem Herzen, an der Stelle wo der Vogel sich gesetzet, eine Kirche zu errichten, welche glänzen sollte gleich einer Perle, mitten unter den herrlichen Gotteshäusern womit bereits das Elsaß geschmücket war.

Und was er gelobet in jener Stunde, er hat es treu vollführet.

Heute noch erhebt sich die Kirche zu St. Peter und Paul in der ehemaligen Reichsstadt Rosheim. Oben an der Vorderseite des Tempels hat der, uns leider unbekannt gebliebene Künstler, der dies Meisterwerk vollbracht, auf beiden Seiten ein Unthier gebildet, das einen Menschen in gewaltigen Tatzen unter sich hält. Ganz oben auf die First des Giebels stellte er den Vogel, welcher dem Grafen die Stelle für seine Kirche angewiesen. Dem gläubigen Christen erscheinet dieser Vogel, ein königlicher Aar, zugleich als Sinnbild des reinen, vom Himmel stammenden Glaubens, der den Menschen adelt und ihn befreiet von den thierischen Leidenschaften, von den irdischen Banden, deren Herrschaft weiter unten, in den zwei den Menschen unterdrückenden Unthieren, angedeutet ist. Weiter hinten an der Kirche, am Untersatze des Thurmes, sitzet eine männliche Gestalt, gen Himmel blickend, das Antlitz gegen den auf der Giebelspitze

thronenden Adler gerichtet, vermuthlich den frommen Stifter des Gotteshauses darstellend. Und noch bestehen, auf der Südseite des Querbaues, die Ueberreste der alten Kapelle, bei welcher der Vogel sich niedergeschwungen zur Erde. Sinnreich hat sie der Werkmeister in seinen Wunderbau aufgenommen.

Noch glänzet das Geschlecht des reichen, frommen Grafen. Und noch pranget das durch ihn gestiftete Gotteshaus, wie der Gründer es gelobet, nicht nur mitten unter den herrlichen Basiliken des Elsasses, sondern mitten unter den schönsten Kirchen des ganzen Landes, der ganzen Christenheit.

L. Sch.

Gedichte von August Stöber.

An August Lamey.

Dein Morgen brach aus Sturmestoſen,
Es fiel zerſplittert manche Eich';
Was ſollte werden aus den Roſen?
Entknoſpet welkten viele gleich.

Und Deinen Tag umzückten Blitze,
Es ſtand die halbe Welt in Brand;
Du flüchteteſt zum Wolkenſitze,
Flogſt auf zum Phantaſienland.

Nun iſt Dein Abend angebrochen,
Du ſteheſt bald im Silberhaar;
Wie ein Prophet haſt Du geſprochen,
Und ſiehſt der Zukunft Walten klar!

Wir Jungen ſchmücken uns mit Blüten,
Wie man ſie bricht im Maienglanz —
Heil uns! wenn ſie einſt hell erglühten
Wie Dir in Deinem Sängerkranz!

Eine Tanne im Frühling.

Die Schneelast schüttelt wild der Tannenbaum,
Er ist erwacht nach langem Wintertraum;
Und an den dunkelgrünen Zweigenspitzen
Im warmen Lenzduft helle Flämmchen blitzen.
So pflanzt der Mensch, abschüttelnd seinen Schmerz,
Sich grüne Maien auf in's bange Herz,
Und gibt, vertrauend wie der Tannenbaum,
Nach alter Hoffnung neuer Hoffnung Raum.

Mittagfeier im Walde.

Drunten hell ein Glöcklein ſchallt
Aus der Thalkapell';
Murmelnd drängt zum Felſenſpalt
Sich hervor der Quell.

Eichhorn kauert in dem Aſt,
Halb im Schlaf, und lauſcht;
Alle Käfer halten Raſt
Und kein Blättchen rauſcht.

Vöglein ſchweigen alſobald,
Blumen nicken ſchwer;
Mittagfeier hält der Wald —
Alles ſtill umher.

Alles athmet leis empor,
Wie im Traum entzückt,
Wie wenn durch der Zweige Flor
Gott hereingeblickt.

Die Centifolie.

Einen Bijou-Almanach
Ich vom grünen Strauche brach:
Hundert Blätter roſiglicht
Faßt er, jedes ein Gedicht!

Im Herbſte.

Erde, wie du biſt ſo müde! und du lächelſt nur noch halb!
Deine Vögel ſind verflogen, deine Blumen alle falb.
Deine Sonn' am Himmel ſchaut noch liebend zwar auf dich herab,
Doch es ſind die goldnen Strahlen — goldne Roſen auf dein Grab.

Der Professor.

Wahre Anekdote.

Kollegien- und Kollegen-satt
Flieht der Professor aus der Stadt;
Er macht sich auf höchsteigne Sohlen,
Sich in der Landluft zu erholen.
Er stolpert über Stock und Stein
Dörflein aus und Dörflein ein;
Freut wie ein Kind sich der Natur,
Lustwandelnd auf der grünen Flur.
Jetzt eben ein Bauernjunge wild
Tritt zu ihm hin aus dem Gefild.
Dem winkt er zu ihm sich zu setzen,
Sein Ohr will er mit Weisheit letzen.
Der Junge guckt ihn verwundert an:
„Ei Herr, was seid Ihr für ein Mann?
Versteh' ich von Allem was Ihr sprecht
Nichts wen'ger als eben Alles schlecht!"
Es zieht der Gelehrte die Stirne kraus:
„„Mein Sohn, ich bin der Professor Flaus.““
— „Professor? je nun, das begreif' ich auch nicht,
's kommt Keiner so vor in der biblischen Geschicht';
Was ist ein Professor? Herr, sagt's mir an!"
— „„Mein Sohn, 's ist Einer der Alles kann;
's ist Einer der durch Genie und Fleiß
Etwas mehr noch als Alles versteht und weiß!““

Der Bube zieht's Käpplein und ganz verzückt
Hat er den Wundermann angeblickt. —
Nun gehn ſie weiter. An einem Steg'
Da trennen ſich kreuzend zwei Wieſenweg'.
Es guckt der Profeſſor nach Oſt und nach Weſt,
Nimmt Kompaß und Fernrohr: „„Wo liegt das Neſt?
Sprich, Söhnlein, da rath' mir und ſag' zur Friſt:
Wo das Dorf Nußberg gelegen iſt!““
Der Bube ſetzt's Käpplein wieder auf
Und ſchüttelt den Kopf und lacht hellauf:
„Ei, ei! ein Profeſſor, das iſt ein Mann
Der Alles und Etwas noch mehr weiß und kann:
Nun muß ein Profeſſor auch wiſſen, mein Treu!
Wo unſer Dorf Nußberg gelegen ſei!
Doch wollt Ihr nur ſoppen, ich ſag's Euch frei,
Ruft Euch einen andern Tölpel herbei.“

Es ſtolpert über Stock und Stein,
Bei Nacht, der Profeſſor zu Nußberg hinein.
Er hat ſeit der Zeit wohlweislich ſchon
In Etwas geändert die Definition.

Gedichte von Friedrich Otte.

Aus den Schuljahren.

In meiner Seele taucht mit andern Bildern
Ein Bild empor aus längſt vergangnen Tagen,
Wohl ſeh' ich's hoch und herrlich vor mir ragen,
Doch kann ich's nicht, ſo wie ich möchte, ſchildern.

Es iſt ein Schloß; — von hohem Bergesrücken
Schaut es zu Thal mit ſeinen räum'gen Hallen,
Mag auch der Sturm an ſeine Mauern prallen,
Es trotzt ihm gut, er wird es nicht zerſtücken.

Hier ſaßen einſt des Landes ſtarke Söhne,
Den Humpen leerend und die Lanze ſchwingend,
Um manchen Kranz der Ehr' und Minne ringend;
Den Wein kredenzt' die Schaffnerin, die ſchöne.

Hier hab' auch ich in meinem Lenz gelegen,
Hier hab' auch ich, der Wirklichkeit entzogen,
So manchen ſchönen, goldnen Traum gepflogen,
Ein ritterlicher, ſangbegabter Degen.

Wie oft lag ich im Bücherſaal begraben,
Die Pergamente ihres Staub's entkleidend,
Wenn drunten ſich, zu luſt'gem Kampf bereitend,
Im Hofe tummelten die muntern Knaben.

Wir lebten in recht ritterlichen Zeiten!
Kaum hatten wir die Schule in dem Rücken,
Da gieng es an ein Gürten, Brüſten, Schmücken,
Und Schlachtenruf erſcholl von allen Seiten.

Das Holzſchwert klirrte und die Banner flogen,
Die Trommel dröhnte und die Helme glänzen,
Und für den beſten wölbte ſich aus Kränzen
Ein ſchmuckgezierter, hoher Siegesbogen.

Dort in dem Gang, von Reben rings umſchlungen,
Las ich zuerſt, Homeros, deine Sagen
Und auf der Bank, die Felſen überragen,
Las ich zuerſt im Lied der Nibelungen.

Noch ſeh' ich Euch ſo ſtattlich vor mir ragen,
Wie Euch das kindliche Gemüth erfaßte,
Dich, kühner Siegfried, der ſo früh erblaßte,
Chriemhilde, Dich, und Dich, vielgrimmer Hagen!

Doch wann der Abend mählig niederthaute
Und ſich der Nebel auf die Fluren ſenkte,
Wann friſcher Thau die müden Matten tränkte
Und leiſe nun der blaue Berg ergraute,

Da ſtand ich hoch auf der zerfallnen Warte,
Die ſich erhob mit Thürmen, Zinnen, Kanten,
Wo einſt des Schloſſes muntrer Zwerg geſtanden,
Der ſpähende, mit ſeiner Hellebarte.

Rings tiefe Stille, nur die Bäume rauſchten,
Der Wind durchfuhr die grünen Blüthenwipfel
Und droben überm Thal und überm Gipfel,
Hört' ich die Vöglein, welche Lieder tauſchten.

Und dunkler ward's und trunken in den Gaſſen
Lag tiefe Ruhe nach des Tags Getümmel,
Es war mir faſt, als wollte ſich der Himmel,
Der ſchlummernde, zur Erde niederlaſſen.

Und als der Mond ſich leiſe nun erſchwungen
Und Sternlein glänzten in den ſtillen Räumen,
Da hab' auch ich, in meinen ſel'gen Träumen,
Mein erſtes Lied, mein reinſtes Lied, geſungen.

Die ſchöne Zeit, wohl iſt ſie längſt entſchwunden!
Ach! was ich damals hoffte, träumte, ſehnte,
Das eitle Glück, das ich zu haſchen wähnte,
Ich hab' es nicht auf meinem Weg gefunden.

Denn freudenloſer ward mein junges Leben,
Ich lernte früh entſagen und verzichten,
Doch würd ich gern den Sommer mit den Früchten
Für Einen jener Frühlingstage geben.

Tempelbau.

Wohl ſtand er feſt, der tauſendjähr'ge Dom,
An den ſich heut die feilen Hände wagten;
Vergebens ſchlug der Zeit gewalt'ger Strom
An ſeine Zinnen, die gen Himmel ragten.
Stark, wie der Fels im Meere, ſtand er da,
Ein Friedenseiland in der Brandung Grollen,
Ein heiß Gebet, das in die Wolken ſah,
Und das mit eins an dieſem Tag verſchollen.

Alt war der Dom zwar, doch ehrwürdig auch!
Feſt ſah'n wir noch die Rieſenpfeiler ragen,
Wo einſt, getreu dem alten, guten Brauch,
Die Väter brünſtig im Gebete lagen.
Die Alten bauten für die Ewigkeit! —
Wohl hätt' im dunkeln Raum des Kreuzgangs drunten,
Wo Sarg an Sarg und Grab an Grab gereih't,
Noch Mancher ſeinen letzten Pfühl gefunden.

Das iſt der Fluch! — Der Zwerge Loſungsruf
Heißt nur das Neue gut und höhnt des Alten.
Die Münſter ſelber, die der Ahn' erſchuf,
Zu Modetempeln ſeh'n wir ſie geſtalten.
— So baut denn friſch und grabt das Fundament!
Baut ſtark und feſt und ſorgt, leichtfert'ge Thoren,
Daß ihr im neuen nun den Gott erkennt,
Den ihr im alten Dome längſt verloren.

Gewitternacht.

Durch Thränen blick' ich in die Nacht!
Der Blitz entziſcht den Wolkenriſſen,
Der Sturmwind braust, der Donner kracht,
Sturzregen ſchäumt in wilden Güſſen.

Durch Thränen blick' ich in die Nacht,
Kein Licht am Himmel, keine Sterne!
Der Wind zerwühlt mit dumpfer Macht
Die Aehrenfelder nah und ferne.

Durch Thränen blick' ich in die Nacht!
Nun ſel'ge Ruh' in allen Gründen!...
O Herz in deinem dunkeln Schacht
Kannſt nicht ſo bald den Frieden finden!

Erdenstürme.

Schneegestöber, Stürme brausen.
Laß, mein Herz, dich das nicht kümmern,
Schreite fürder auf den alten,
Hingewelkten Lenzestrümmern.

Laß die Schläge frei und kräftig,
Wie ein Jugendlied verhallen,
Ist der Lenz in deinen Tiefen
Doch dem Herbste nicht verfallen.

O das ist ein lustig Wallen
Und ein seliges Behagen,
Wenn die Erdenstürme fruchtlos
An die Herzenskammer schlagen.

Der Wald im Winter.

Du haſt der Schneelaſt dich entrungen,
Du lieber, grüner Tannenwald
Und biſt auf's Neu ſo dicht verſchlungen,
So jugendkräftig von Geſtalt.

Und Frühling iſt es, ſollt' ich meinen,
Die Sonne blickt mit freud'gem Glüh'n
Durch deine Zweige, aus dem reinen,
Hellblauen Wolkenbaldachin.

Es wär' ein Frühling ohne Fehle,
Hätt' ich, mein Wald, nicht Eins vermißt:
Das Vogellied, das deine Seele,
Dein reiches Wunderleben iſt.

Glockentöne.

Wenn im blumenreichen Mai'n
Alle Glocken rings erbeben,
Deucht es mir ein Ruf zu ſein,
Neu zu lieben und zu leben.

Aber wenn zur Winterzeit
Dumpfer nun die Glocken klingen
Und die Bäume, überſchneit,
Traurig mit den Stürmen ringen,

O da mahnt mich jener Schall
Wie ein dunkles Todtenklagen,
Scheinen doch die Fluren all'
Trauerkleider ſelbſt zu tragen.

Laßt uns bei dem Feſtgetön
Heute in den Tempel treten!
Für dein ſelig Auferſteh'n,
Mutter Erde, woll'n wir beten.

Den Lebenden.

Was legt ihr Hobelſpäne
  Dem Todten unter's Haupt,
Wenn ihr bei heißer Thräne
  Den ſchwarzen Deckel ſchraubt?

O hart war ſchon ſein Leben
  Und düſter iſt ſein Haus!
Drum wollt ihm lieber geben
  'nen friſchen Blumenſtraus.

Legt Roſen, duft'ge Blüthen
  Ihm in die ſtille Truh',
Und traget dann den Müden
  Zu ſeiner letzten Ruh'.

Die Welt hat ihm geboten
  Nur Dornen. Schläft er nun,
So laſſet doch den Todten
  Einmal auf Blumen ruhn!

Sternſchnuppen.

Glaubt nicht, daß die kleinen Sterne,
Die mit goldighellem Blinken
Aus der tiefen Himmelsferne
Auf die Erde niederſinken;
Glaubet nicht daß ſie zerſtieben,
Schöner, freud'ger iſt ihr Loos:
Denn die Erde, reich an Lieben,
Nimmt ſie auf in ihren Schooß;
Und ſie ruhn im Heiligthume,
Wie der Sam' in ſtiller Gruft,
Bis der Lenz als Sternenblumen
Sie auf's neu zu Tage ruft.

Einem Greiſe.

Du biſt kein Greis; ein Jüngling biſt du mir!
Daß du durch achtzig Winter hingeſchritten,
Wer ſieht dir's an? Wer lieſt im Antlitz dir,
Was du gekämpft, geſorget und gelitten?
Es weiſt's kein Maal, und keine Furche zieht
Sich um die Stirn dir und die blüh'nden Wangen;
Du Rüſtiger! biſt nicht der Wallfahrt müd',
Ein Jüngling kommſt du hoch und ſtark gegangen.

Schön ſteht dem Haupt das Silberlockenhaar,
Deckt es mit ſeid'ner Well' der Stirne Falten;
Doch ſchöner iſt's, weit ſchöner iſt's fürwahr,
Konnt' es die Jugendfarbe ſich erhalten:
Dein Haar iſt noch, wie dir's der Frühling gab;
Kein Winter hat's mit ſtarrem Reif umzogen,
Und auf die Schultern fällt es dir herab
In üpp'gen, reichen, dunkelbraunen Wogen.

Was? du ein Greis? — — Sag' an, hat je ein Greis
Wie du geliebet und wie du geſungen?
Hat Einer je in der Genoſſen Kreis
So friſch wie du das volle Glas geſchwungen?
Dich ſchreckt kein Froſt, um deine Glieder haſt
Du nie den weichen Winterpelz geſchlagen;
Du biſt kein Freund von ſüßer, blum'ger Raſt,
Im Sturm im Feld mag dir's allein behagen.

Das macht, du bist ein Kind ganz andrer Zeit!
Auf Rosenblättern ward dir nie gebettet;
Früh hat dich schon des Lebens Sturm umbräut,
Du hast gesiegt und hast dein Heil gerettet.
Stark giengst und rein du aus dem Kampf hervor,
Und mitten im Entbehren und Entsagen
Hast du — zuerst ein sturmerprobtes Rohr,
Dann eine Eiche — Blüth' und Frucht getragen.

Ganz anders jetzt! — In Lust und Ueppigkeit
Schwelgt das Geschlecht, das lang nach dir gekommen.
Es welkt dahin und greiset vor der Zeit;
Sein Winter naht, eh' noch der Lenz verglommen.
Ein Giftwurm nagt an seines Lebens Mark,
Die Wollust, die den frühen Sarg hilft zimmern;
Du aber stehst, ein Jüngling hoch und stark,
Die jungen Greise dir zu Füßen wimmern.

Dem blinden Bettler.

Wer kann die Gabe dir versagen,
Du armer blinder Bettelmann?
Von allen, die der Herr geschlagen
Bist du am übelsten daran.

Bei Sturm und Wind harrst du am Wege,
Dein Hündchen einzig zum Geleit;
Du hast kein Weib, das deiner pflege,
Du hast kein Dach, kein schützend Kleid.

Du hörst den Baum im Winde rauschen,
Du hörst der Schnitterinnen Chor;
Der Vöglein Lied, die Küsse tauschen,
Dringt nah und fern zu deinem Ohr.

Ach, wenn der Lenz mit Liebesarmen
Nun seine Braut, die Erde, schmückt
Und wir zum Leben neu erwarmen,
Hält Finsterniß dein Aug' umstrickt.

Das frische Feld, die grünen Matten,
Der Sonne Gold, das Morgenlicht,
Die Blümlein in dem Waldesschatten, —
Dein müdes Auge sieht sie nicht.

Von ew'ger Nacht bist du umgeben,
Kein Sternlein hellt den finstern Raum:
Dein Leben ist, dein ganzes Leben,
Ein Mitleidsruf, ein Schmerzenstraum.

Der Smum.

Wo der Smum die Wipfel der Palmen entlaubt,
Wo der Mittagsſtrahl auf der Sandflur glüht,
Da liegt ein Wandrer, irr' und beſtaubt,
Greis iſt ſein Haar und ſein Leib iſt müd,
Und der Giftwind ſpielt mit ſeinen Locken.

Er ringt die Hände und fleht empor:
„Schließ auf, o Vater, ſchließ auf das Thor!
Ich bin in der Wüſte ein mürber Baum;
Mich letzt kein Quell, mich erquickt kein Traum!“
Und der Giftwind ſpielt mit ſeinen Locken.

„Schließ auf! — Mich verſtieß die weite Welt.
Ich habe kein Obdach, ich habe kein Zelt!
Mein ſpottet der Wind, die Sonne heiß —“
So ruft zum Vater der arme Greis
Und der Giftwind ſpielt mit ſeinen Locken.

Und der Giftwind weht ihn verderbend an,
Da ward ihm die Ruhe, dem müden Mann;
Barmherzig deckt der glühende Sand
Den todten Leib, ſein letztes Gewand —
Und der Giftwind ſpielt mit ſeinen Locken.

Das stille Haus.

Es liegt abseits vom Wege
Ein kleines, stilles Haus,
Aus blühendem Gehege
Schaut es gar froh heraus;
Und grüne Ranken weben
Sich um Gesims und Stein,
Du sprichst: „Hier muß das Leben
Gar süß und selig sein.“

Du siehst am Fenster droben
Die rosige Gestalt,
Von Blumen rings umwoben,
Von Blüthenduft umwallt;
Der Morgenwind umwehet
Ihr braunes Lockenhaar
Und nach den Bergen spähet
Ihr dunkles Augenpaar.

Doch schwebt auf diesem Munde
Ein Zug von leisem Gram.
Ob der wohl aus dem Grunde
Des reinen Herzens kam?
Ist Schmerz die Morgengabe,
Die solcher Magd gebührt?
Du denkst: „Beglückt der Knabe,
Der sie zum Tanze führt!“

Und doch hat sie zum Tanze
Wohl nie ein Knab' verlangt,
Und doch hat sie im Kranze
Der Schwestern nie geprangt;
Kein Freund sucht diese Zelle,
Kein froher Abendgast,
Und auf der öden Schwelle
Hält nie ein Pilger Rast.

Das Gras wächst in dem Wege
Und wuchert rings heraus,
Und einsam im Gehege
Steht das versehmte Haus.
Ein Mann mit rothem Kragen
Geht düster aus und ein,
Das Kind ist, laß dir's sagen, —
Scharfrichters Töchterlein.

Der Schreinermeister.

Auf dem harten Krankenbette
Liegt der Schreinermeister bang,
Oed und düster ist die Stätte,
Wo noch jüngst manch Lied erklang.
Wo einst Hobel glitt und Säge
Ohne Säumen, ohne Rast,
Schafft der Tod, der nimmer träge,
Und ein Herz will brechen fast.

„Sieh', mein Stündlein ist gekommen —
Ruft der Alte leis' und schwach —
Und der Docht ist bald verglommen,
Dem es längst am Oel gebrach.
Sei gegrüßt, du Ruh' des Todten,
Nach des Lebens Leid und Lust!
Was das Schicksal mir geboten,
Nahm es wieder von der Brust.

Achtzig kalte Winter zogen
Ueber dieses greise Haar;
Manches Glück hat mich betrogen,
Das ein flücht'ger Lenz gebahr.
Was auch kam: Mein Thun und Trachten
War dem Vater stets geweiht;
Mag's drum wettern, mag es nachten, —
Morgenroth ist nicht mehr weit.

Herr, noch Eins laß mich erbitten!
Manchen Sarg ſchuf dieſe Hand;
Manches Brett hat ſie geſchnitten
Für das ſtille Todtenland.
Laſſ' mich nun den letzten fügen!
Friſte noch den Scheidensruf!
Laſſ' die ſchwache Kraft genügen,
Bis ich meinen Sarg erſchuf."

Und in mitternächt'ger Stunde
Tönt ein dumpfer Hämmerklang;
Aus der Werkſtatt dunkelm Grunde
Hallt ein Lied, wie Todtenſang.
Und am niedern Schreinertiſche
Steht ein Greis, geſpenſtig faſt,
Sägt die Bretter mit Geziſche,
Leimt und hobelt ohne Raſt.

Hei, da iſt der Sarg ſchon fertig!
Eng und klein, doch feſten Bau's,
Und der Alte ſteht gewärtig,
Betend vor dem Bretterhaus.
Sieh', da wirft das Frührоth leiſe
Gold'nen Schimmer auf die Truh',
Und im Sarge ſchließt der Greiſe
Seine müden Augen zu.

Das Palmblatt.

Wie ich das Palmblatt doch ſo gern
Zu jeder Friſt betrachte,
Das mir der Schiffer aus der Fern'
Vom Strand des Nils brachte;

Wohl iſt es dürr, wohl iſt es kaum
Ein Palmblatt noch zu heißen,
Ich aber ſeh's in ſel'gem Traum
Stets neubegrünt ergleiſen.

Das Blatt, es ſchießt zum Baum mir auf,
Verzweigt und fruchtbehangen;
Die Sonne wirft durch ſeinen Knauf
Die Strahlen gluthumfangen.

Ich ſelber bin dem Moslem gleich
In ſeiner Heimat Schooße
Und aus dem Bernſtein ſaug' ich reich
Die duftende Narkoſe.

O Wundertraum, o Mährchenwelt!
Hier grünende Oaſen,
Wo vor des Reiters luſt'gem Zelt
Kameel und Maulthier graſen.

Der Nil! — Mein Nilpferd frisch heran,
Dein Reiter iſt gekommen!
Ein Ritt zum fernen Ocean
Mag meiner Neugier frommen.

Und hier der Pyramiden Kranz,
Wo in den dunkeln Räumen
Die Mumien, im Königsglanz,
Jahrtauſende verträumen.

Träumt fort, träumt fort! — Sei eure Nacht
Von keinem Strahl durchdrungen;
Längſt hat der Nil die alte Pracht,
Den alten Glanz verſchlungen. — —

Beim Trinken.

Schenk' ein, mein Kind, es lechzt im Lenze
Die Kehle viel nach kühlem Trank!
Frisch auf, frisch auf! schenk' und kredenze
Den Alten mir und habe Dank.
Ein trockner Lenz kann mir nicht frommen,
Die Blum' entbehrt des Thau's nicht gern,
Es wird kein Baum zu Kräften kommen,
Steht er allzeit vom Regen fern.

Wir all' sind Blumen — die Bedingung
Des Pflanzenseins ist Sonn' und Thau,
Sie kräftigen die freie Schwingung
Und bringen Segen jeder Au'.
Mein Kind — zwar ist nicht neu das Gleichniß,
Doch sprech' ich's aus — du bist die Sonn'!
Der Wein, ich geb' ihm gern das Zeugniß,
Das ist mein Thau, mein kräft'ger Bronn.

Juchhei! das ist ein lustig Blühen!
Ich bin ein grüner, frischer Baum,
Die Säfte sprüh'n, die Kräfte glühen,
Es kommt der Segen, wie im Traum.
Und Lieder schüttl' ich von den Zweigen,
Kennt Ihr die losen Vöglein nicht? —
— So lang mir Thau und Sonne eigen,
Lach' ich den Stürmen in's Gesicht! —

Waldmeiſter.

Rundgeſang beim Maitrank.

Ihr Freunde laßt beim Maientrank
Ein luſtig Lied uns ſingen,
Und laßt uns Alle frei und frank
Die vollen Gläſer ſchwingen!
Nicht in den Stuben dumpf und bang
Woll'n wir die Labe ſchenken,
Nein, in dem Wald, beim Vogelſang,
Auf grünen Raſenbänken.

So ſchenket ein, im grünen Hain,
Im Walde nur iſt Leben!
Es lebe Alles, Groß und Klein,
Waldmeiſterlein daneben!

Der moos'ge Fels iſt unſer Tiſch,
Von Blumen rings umſchlungen,
Hoch auf den Bäumen ſchlagen friſch
Der Vöglein Liederzungen;
Das ſind die beſten Muſici,
Die ſoll'n in Ehren bleiben,
Weil ſie die freien Künſte nie
Als ſchnödes Handwerk treiben.

So ſchenket ein, im grünen Hain,
Im Walde nur iſt Leben!
Es lebe Alles, Groß und Klein,
Waldmeiſterlein daneben!

Waldmeiſterlein ſei hochgelobt
Beim lauten Gläſerſchalle!
Wir haben ſeine Kraft erprobt
Und freu'n uns ſeiner Alle.
Der ſchlimme Held ein Zaubrer iſt,
Wir kennen wohl die Kunde,
Verkappt, als Blümlein, wie ihr wißt,
Entſchwingt er ſich dem Grunde.

So ſchenket ein, im grünen Hain,
Im Walde nur iſt Leben!
Es lebe Alles, Groß und Klein,
Waldmeiſterlein daneben!

Er lebe, bis auf's Neue wir
Auf ſeine Fährte dringen,
Und ihn dem grünen Waldrevier,
Dem Zauberreich entringen!
Wir ſperren, eh' ſein Geiſt erſchlafft,
Ihn in ein Glas behende,
O Meiſterlein, die Meiſterſchaft
Hat dann gar bald ein Ende!

So ſchenket ein, im grünen Hain,
Im Walde nur iſt Leben!
Es lebe Alles, Groß und Klein,
Waldmeiſterlein daneben!

Wir raufen dich, wir drängen dich,
Du kleinſter von den Meiſtern!
Wir taufen dich, wir mengen dich
Mit andern kräft'gen Geiſtern!
Und biſt du erſt zerhau'n, zerſetzt,
Zerdrücket und zerſchoſſen,
So trinken wir dein Blut zuletzt,
Mit Wein ganz übergoſſen.

So ſchenket ein, im grünen Hain,
Im Walde nur iſt Leben!
Es lebe Alles, Groß und Klein,
Waldmeiſterlein daneben!

Wir wollen, ſchöne Maienzeit,
Dich dreifach ſtets begrüßen,
Willſt du zu deinem Hofgeleit'
Waldmeiſterlein erkieſen.
Du haſt es heuer gut gemacht!
Gib, daß in jedem Lenze
Der kleine Schalk, ſtatt aller Pracht,
Den dunkeln Wald bekränze.

So ſchenket ein, im grünen Hain,
Im Walde nur iſt Leben!
Es lebe Alles, Groß und Klein,
Waldmeiſterlein daneben!

Die Barfüßermönche.

Erzählung aus Mülhausens Vorzeit

von

Friedrich Otte.

I.

In einer der schönsten Ebenen des gesegneten Elsasses, da wo sich jetzt die freundliche Stadt Mülhausen mit ihren Fabriken und Handelshäusern erhebt, lag vor Zeiten das Städtchen Mulenhusen, umgeben von Mauern, Zwingern und Gräben. Vier finstere Thürme, der Nesselthurm, der Judenthurm, der Teufelsthurm und der Walkenthurm, starrten aus der niedrigen Häuserreihe in die Weite und gaben dem Städtchen ein gar trauriges, ja fast furchtbares Aussehen. Mulenhusen mochte kaum 2000 Einwohner zählen; von der Industrie, dem mächtigen Hebel, der der Stadt in der Folge einen so bedeutenden Schwung gab, war noch keine Spur vorhanden. Der Bürger pflügte sein Feld, baute seine Reben, und trieb ein Gewerbe

nebenbei, indessen sich die Jugend in den Waffen übte, oder die Unbemittelten wohl auch Dienst nahmen bei den Rittern und Edelleuten, deren zahlreiche Burgen von den Hügeln nieder „sast lustig", wie ein Chronikschreiber bemerkt, in's Land schauten. So arm das Städtchen damals war, in so großem Wohlstande befanden sich die Klöster und frommen Stifte, deren sich eine Unzahl gebildet hatte. Außen einfach und schlicht, ja zuweilen ärmlich gebaut, waren ihre Speicher und Hallen nichts destoweniger mit Vorrath und Kostbarkeiten angefüllt, und die ehrwürdigen Klosterbrüder und Stiftsdamen ließen sich's trefflich in ihren Zellen behagen und konnten ohne Zweifel die goldene Freiheit füglich entbehren. Hören wir das Urtheil, das ein gleichzeitiger Chronikschreiber in seiner gerechten Entrüstung über den damaligen Zustand der Geistlichkeit fällt.

„Zu Mülhaußen — so schreibt der ehrliche Hans Heinrich Petri — zu Mülhaußen ist es diser ziten in der Kyrchen wie auch in übriger Christenheit gestanden, also daß, da das volckh mit den Latinischen meßen vnnd anschauwung deß Brotgotts auffgehalten vnnd sonsten von niergend anderem unterrichtet worden, sie vnnseren Herren und Heyland Christum gäntzlichen verloren haben, also daß unter so ohngelehrten, ippigen, ohnverschämten vnnd in Göttlichen Sachen blinden vnnd ohnverständigen Meßpfaffen, sie in der irre gantz vngewiß dahär gewandlet vnnd nach fattem grund vnnd trost für ihre angefechtene seelen gelechzet haben. In St. Stephans Münster hat es einen Pfarherer, desselben Helfferen vnnd in die 20 Capellanen, die für nichts anders als ihre pfründen gesorget, vnnd einen jeden anderen auch für sich selbsten haben sehen lassen, vnnd gegen diese Pfahrkyrchen gleich hinüber, in der Schüelgassen, ein offenes, gemeines Frauwenhauß gehabt. . . .

In dem Parfürßer Chloster seind wenig vnnd etliche jahr Johann Habermann[1], ein übermüetiger Mönch, allein geblieben, der endlichen mit allen cleinodien, vrbaren, brämien vnnd briessen ausgerießen, damit nach Thann khommen, vnnd also daselb Chloster durch

[1] „Habermann gab sich für ein Kind Mülhausens aus; die Mülhauser nannten ihn dagegen ein Teufelskind." Siehe „Geschichte der Kirchenverbesserung zu Mülhausen, von Pfarrer Graf." Straßb. 1818.

dieſen Räuber mit vnſeren ſüderen geſchmückhet worden iſt. Zwiſchen dieſen beeden Clöſtern, (dem Auguſtiner- und dem Barfüßerkloſter) hat es in einer durchgehenden, von einem züem anderen füehrenden, vnnd von ſo Geiſtlicher übung, ſo heil. Sanct Auguſti und Franciſci Jüngeren noch benannten gaßen, ein gemein offen frauwenhauß gehabt.

Sanct Claren Cloſter, welches vnſer frauwen ſtift ſchier in ſeinem einfang vnnd derſelben prieſterſchafft in ſeinem büeſen gehabt, gegen Set. Johannis Ordensbrüederen über gelegen vnnd vor altem eine reiche Abbtey geweſen, iſt auß verwahrloſung vnnd liederlichem Weſen der Nonnen vnter Gertruthen von Mühlheim, der Aebtiſſin, mit allen cleinodien vnnd ſchriftlichen gewahrſamen in äſchen gelegt, doch bald wiederumb erbauwen, vnnd da dieſe Geiſtlichen frauwen es immer ärger machten im Jahr 1490 aus St. Claren von Villingen ſechß andere Cloſterfrauwen berüeſen worden, welche die erſten mores lehren vnnd das Cloſter in beſſere ordnung vnnd weſen bringen ſollten; darinnen man ſich aber bald betrogen funden hat ꝛc."

„Sihe alſo iſt die ſeelenſorg vnnd das geiſtliche Hirtenampt zue Mühlhaußen beſtellet geweſen vnnd verwahltet worden."

So weit unſer ehrlicher Petri. Die Reformation ſetzte dem Unfug jedoch bald ein Ziel; das heilloſe Weſen der Pfaffen ward aufgedeckt, und die meiſten Klöſter mußten geräumt werden; der gereinigte Glaube ſchwang ſein Panier unter Siegesjubel und ein neues und herrliches Licht verdrängte die alte Finſterniß, die ſo lange der Aufklärung Trotz geboten hatte.

Nachfolgende Erzählung fällt in die Zeit, welcher wir oben gedachten.

II.

Folge mir, lieber einheimischer Leser, in die Barfuß- oder Barfüßergasse. Wo jetzt die, in neuem Style erbauten Häuser „der Lothringer Hof," „der Löwenfels" und andere stehn, erhoben sich vor vier Jahrhunderten kleine unansehnliche Gebäude mit Giebeldächern und Erkern, an welchen sich grüne Reben, Pfirsich- oder Apfelbäume emporschwangen, und die alten Mauern gar lieblich mit ihren frischblühenden Ranken und Zweigen bedeckten. Unten an der Ecke, wo sich jetzt die einfache Kirche erhebt, stand das weitläufige Barfüßerkloster mit seinen überhängenden Mauern und grünen Ziegeldächern, von welchen du wohl heut zu Tage noch hie und da eine Spur erblickst. Der weitgedehnte Gemüsegarten, welcher es mit seinen blühenden Beeten und Lauben umringte, mußte dem Friedhofe, und dieser in der neuesten Zeit dem Schulgebäude den Platz räumen, und der alten, ehrwürdigen Linde, die vor der Klosterpforte eine steinerne Bank beschattete, bringt kein Lenz mehr frische Blüthen und Blätter.

Dem Barfüßerkloster gegenüber stand ein kleines, aber neuerbautes Haus; das freundliche Gärtchen vor dem Eingange, und die schneeweißen Vorhänge, welche die runden Scheiben zierten, deuteten auf Wohlhabenheit des Besitzers. Und dem war wirklich so. Herr Bartholomäus Iring, der Waffenschmied und Rathsherr, war einer der angesehensten und zugleich verständigsten Bürger der kleinen Republik. Seinem Fleiß und seiner Geschicklichkeit verdankte er ein nicht unbedeutendes Vermögen, und seine Umsicht und Rechtlichkeit hatten ihm viele Freunde erworben. Man mußte ihn aber sehen, wenn er des Sonntags mit den Beamten und Rathsherrn aus der Kirche zurückkam. Unter dem feinen, schwarzen Mantel, und der zierlich geformten Halskrause von schneeweißen Spitzen, hätte man Herrn Iring, den Waffenschmied, nicht gesucht, zumal wer ihn an gemeinen Wochentagen mit den rußigen Knechten an der Esse ge-

ſehen hatte. Herr Iring war ein Greis, aber noch friſch und munter, beinahe ein Jüngling an Kraft und Rüſtigkeit. Seine Ehehälfte, Frau Gertrude, mochte einige Jahre jünger ſein. Auch ſie ward allgemein geliebt, denn ſie war eine Mutter der Armen und Waiſen und führte ein zurückgezogenes, gottſeliges Leben. Die dritte Seele dieſes Stilllebens war Jungfrau Anna, Herrn Irings ſchmuckes Töchterlein, ein Engel an Gemüth und Schönheit, und angebetet wie keine andere von den jungen Bürgersſöhnen, die ihr zu Liebe gar oft an dem Häuschen hinaufſchielten, um hinter den Roſen- und Nelkenſtöcken das kleine, von goldenen Locken umwallte Köpfchen zu entdecken, oder auch wohl, wann ſie den Meiſter abweſend wußten, ſein Haus betraten und unter irgend einem Vorwande nach Herrn Iring fragten; daß ſie einzig kamen um das Mägdlein zu ſehen, oder ihr vielleicht gar ein trautes Wörtlein zu ſagen, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Die jungen Stutzer mußten indeſſen alle unverrichteter Sache abziehen, — gehörte Annchens Herz doch längſt dem wackern Heinrich Wunnenbrecht, der in jenem Augenblicke mit den Eidsgenoſſen vor Milano ſtand und ſich nach dem Ausgange der Streitigkeiten ſehnte, um endlich ſeine heißgeliebte Braut, deren Bild ihn in Krieg und Frieden umſchwebte, an den Altar führen und ſie auf ewig die Seinige nennen zu können.

Es waren übrigens nicht einzig die weltlichen Knaben, welche Wohlgefallen an Irings Anna hatten. Wie oft ſah man, wann das Mägdlein über die Straße gieng, ein paar liſtige Mönchsaugen über das Gebetbuch hinweg durch das Fenſtergitter ihr nachſchielen. Die hochheilige Bruſt mochte dann wohl ziemlich weltliche Gedanken hegen.

III.

Die Franzosen waren zurückgedrängt und der Eidsgenossen siegreiches Banner, welches dem Pabste zu Hilfe gezogen war, wehte von den Thürmen Milanos. Ein Fähnlein Mülhauser hatte sich unter dem Commando Martin Brüstlin's den Eidsgenossen zugesellt und gemeinschaftlich mit diesen des Pabstes Sache ergriffen, der auf Ludwig XII, König von Frankreich und dessen Heerschaaren den Bannstrahl geschleudert hatte.

Den ersten Montag nach Petri Kettenfeier langten die Mülhauser, begleitet vom Segen des heiligen Vaters, wieder in ihrer Vaterstadt an. Eine Menge Volks zog ihnen unter Musik und Trommelschall entgegen. Die Spitze des Zuges bildeten die Knaben und Jünglinge in Festkleidern. Dann folgten zu Fuß und zu Roß die Zunftmeister, Rathsherren und Bürgermeister, hierauf die gemeinen Bürger, ebenfalls festlich geschmückt und mit dem Schwerte gegürtet. Weiber und Jungfrauen in bunter Reihe, die nachgefolgt waren, ihre Ehemänner oder Geliebten zu begrüßen, beschlossen den fröhlichen Zug. Unter dem Schall sämmtlicher Glocken, und begrüßt vom schönsten Morgen, war alles hinausgezogen, um Theil an der allgemeinen Festlichkeit zu nehmen. Vor den Thoren der Stadt trafen die beiden Haufen zusammen. Der Bürgermeister, Herr Laurenz Jordan, hieß die Angelangten mit einer kräftigen, zierlich gesetzten Rede willkommen, worauf Herr Martin Brüstlin, der Hauptmann, einige Worte des Dankes erwiederte. Nach beendigten Ceremonien beeilten sich Alle die Heimkehrenden zu begrüßen; sie warfen sich diesen in die Arme und reichten ihnen Blumenkränze, welche die Jungfrauen am Vorabende des Festes künstlich gewunden hatten. An Herrn Irings Seite gieng, des Wiedersehens froh, der wackere Heinrich Wunnenbrecht; seine erste Frage betraf Anna, und als er erfuhr, daß während der Trennung des Mägdleins Liebe noch weit festere und stärkere Wurzeln

geschlagen habe, fiel er dem Alten in unnennbarer Seligkeit um den Hals und benetzte dessen Wangen mit Freudenthränen. Inzwischen war auch die erröthende Anna an der Hand der Mutter herbeigekommen, um den geliebten Jüngling zu begrüßen; dieser schloß die Jungfrau mit Inbrunst in seine Arme und das Wogen der zwei Herzen, die nun bald durch noch engere Bande sollten verknüpft werden, bezeugte besser als es dem todten Worte gelungen wäre der Liebenden Glück und Seligkeit.

Der heutigen Zeit ihr gebührendes Recht! Wir ehren und schätzen hoch, was sich im Laufe der Jahrhunderte zum allgemeinen Frommen umgestaltet hat. Der Menschengeist kann und soll nicht rasten; die Zeit in ihrem beständigen Kreislaufe zieht ihn mit sich empor zur höhern Ausbildung, zur Vervollkommnung, und wenn wir unsere Blicke auf jene frühere Zeit zurückwerfen und den Gang der Jahrhunderte verfolgen, so können wir nicht ohne Rührung die Schätze wahrnehmen, welche die Menschheit seitdem, vermöge ihres Forschens und Denkens, zu unserm eigenen und zu unserer Nachkommen Heil, an's Licht förderte. Aber jene alte Zeit — und du stimmst hierin gewiß mit mir überein, freundlicher Leser! — jene alte Zeit war dennoch eine schöne, freundliche Zeit. Noch hatte das leidige Interesse keine, oder nur wenige Spaltungen in die Familien gebracht; die Menschen lebten, sich mit Wenigem begnügend, ein freies, sorgenloses Leben; das gesellige Band schlang sich enger um die Herzen und das Freudenfest einer Familie war allemal ein Jubeltag, welchen die ganze Stadt theilte. In politischer Hinsicht kann freilich von keiner Parallele die Rede sein. Das bürgerliche, das engere Familienleben, war aber gewiß ein schöneres als das heutige.

IV.

An eben diesem Abend saßen in Irings Wohnstube um den alten eichenen Familientisch einige wackere alte Bürger, Freunde des Waffenschmieds; sie besprachen sich bei einem Glase Wein über die Angelegenheiten des Pabstes, den armen Heinrich mit tausend Fragen bestürmend, der mit seiner Anna kosend in einer Ecke saß und des Gesprächs längst überdrüssig war, — hatte er doch nach der langen Abwesenheit seiner Verlobten so vieles zu sagen, dessen sein Herz voll war.

Laß uns, lieber Leser, das Gespräch der Alten eine Weile belauschen!

„'s ist wie ich sage, in späten Zeiten wird man noch der braven Bursche gedenken, die, zu unsres Freistaats Ehre, Wunder der Tapferkeit gethan!" sprach Meister Wendelin, der Schlosser, einen freundlichen Seitenblick auf Heinrich werfend.

„Haben sich wacker gehalten, das kann Keiner läugnen!" fuhr Meister Spechtschnabel, der Metzger, fort. „Dauert mich nur der arme Eisenblech, der, fern von der Heimath, sein Leben lassen mußte."

„Ist immer," nahm Balthasar, der Schreiner, das Wort" ist immer ein braver Kerl gewesen, wann es galt die Rechte seiner Vaterstadt sowohl als die der Eidgenossenschaft zu vertreten. Für seine unmündigen Kinder soll gesorgt werden, sagt man."

„Das wollen wir zur Ehre unseres obrigkeitlichen Regiments glauben. Schande, ewige Schande wär's, wenn man die Waisen eines Mannes, der für uns gestorben, verhungern ließe", sprach Herr Iring.

„Habt Ihr von dem Becher sprechen hören, den uns der heilige Vater, nebst dem Banner, das wir diesen Morgen bewunderten, zum ewigen Andenken soll gesandt haben?"[1] rief Meister Spechtschnabel, der Metzger.

„Freilich, freilich," erwiederte Herr Coder, der Schulmeister. „Morgen soll er im Rathhaussaale aufgestellt und voll köstlichen Weines

[1] Diese Fahne wird noch heute im Stadtarchive aufbewahrt.

jedem Bürger, nullis exceptis, kredenzt werden. Juchhei, der Stadtkeller mit seinem flüssigen Golde soll leben! — In vino lux vera. Benedictum sit vinum! Et in æternum sit benedictus summus pontifex! —"

— „Wie sieht denn der Becher aus, Herr Heinrich?" rief Meister Wendelin, der Schlosser.

„Ist er golden oder silbern?" fuhr Meister Spechtschnabel, der Metzger fort.

„Und sein Gewicht?" fragte Meister Balthasar, der Schreiner.

„Und seine Höhe, seine Breite, seine Tiefe?" fiel Herr Coder, der Schulmeister, ein, den Satz mit lateinischen Brocken würzend.

„Beim Teufel! habt Ihr denn Eure Ohren in der Tasche, Herr Heinrich Wunnenbrecht?"

Und Heinrich drehte sich um, wie ein Träumender, und wußte nicht wovon die Rede war.

„Hahahaha! Hehehehe!" Alle brachen in ein lautes Gelächter aus. Der Schlosser sah den Metzger an, der Metzger stieß den Schreiner und dieser den Schulmeister, welcher sich in voller Freude den Bauch halten mußte. „Hahahaha, Hehehehe!" Und Heinrich und Anna lachten herzlich mit.

— „So geht's den Verliebten! Hahahaha! Ist doch ein närrisch Ding um das bischen Liebe, das Einen stumm, taub, blind und wer weiß was Alles macht! Alii præstantes viri jam dixerunt!" — rief Herr Coder, noch immer lachend. „Vom Becher, vom Becher, sprachen wir!"

Nun mußte ihnen Heinrich, wollte er wohl oder übel, so viel, und mehr als er wußte, vom gepriesenen Becher erzählen und abermals nahmen die Fragen kein Ende.

So vergieng die Zeit, und Heinrich war hocherfreut als er sich mit Herrn Iring, Frau Gertrude und seiner Geliebten endlich allein befand. Nun wurde von der Hochzeit gesprochen, der Tag festgesetzt und Pläne über Pläne gemacht. Erst spät Abends schieden die Glücklichen von einander.

V.

Am andern Morgen hüpfte Anna schon frühe im Hause umher, ein fröhlich Liedchen trällernd, und Anstalten treffend den Morgentrunk zu bereiten, denn damals war es Sitte, daß die Töchter dem Hauswesen vorstanden, die Küche selber besorgten, und am Webstuhl ihre Leinwand mit eigener Hand fertigten. Aber freilich, die lieben Romane und die Bildung, die haben gar Manches umgestaltet.

Die Ursache von Annas Fröhlichkeit lag nicht ferne; sie hatte nun das Ziel ihrer Wünsche erreicht, ihre Sehnsucht war erfüllt und rosig und golden lächelte ihr die Zukunft. Noch schlief Mütterlein im stillen Gemache. Anna zog die Vorhänge zusammen, daß die Sonne, die bereits hell hereinfunkelte, die Matrone nicht aus dem Schlummer wecke, und eilte dem Vater, der längst mit den Gesellen am Ambos stand, einen guten Tag zu wünschen. Dann ergriff sie den großen irdenen Krug, um, wie es längst in Irings Hause Sitte war, im Kloster frisches Wasser zu holen, — war doch der große Ziehbrunnen, der sich daselbst befand, berühmt, besseres und frischeres Wasser als jeder andere Brunnen der Stadt zu enthalten, eine Ursache, die viele Dienstboten herbeiführte und beinahe immer neues Leben in den sonst so stillen und öden Klosterhof brachte. Anna versäumte aber nie zugleich das anliegende Kirchlein zu betreten, woselbst sie sich in Reue und Demuth niederwarf, und ihre Eltern, ihren Heinrich und Alles was ihr lieb war, dem Schutze des himmlischen Vaters empfahl. Als sie diesmal den Hof betrat, schien noch Alles in Ruhe versunken; keine Seele war am Brunnen beschäftigt, und der ganze Hofraum hatte so ein todtes, ein grabähnliches Ansehen, das Einen unwillkührlich schaudern machte. Anna war kaum eingetreten, da krachte die Schloßthür in ihren eisernen Angeln hinter ihr zu, und wer gerade vorüber gegangen wäre, dem wäre aus des Klosters Innerstem ein schallendes Gelächter entgegen geklungen.

Anna war in die Schlinge gefallen, welche ihr die listigen Mönche gelegt hatten. — Ein Schlag sollte das Lebensglück des armen, unschuldigen Kindes zertrümmern.

VI.

Noch ſtand Meiſter Iring in ſeiner Werkſtatt, ſich an den Liedern freuend, welche die Geſellen in die Morgenluft hinausſangen. Unbekümmert ſaß die alte Gertrude an ihrer Spindel, nach ihrem gewohnten Brauche die Arbeit mit einem frommen Liede begleitend. Alles gieng ſo ſchön, ſo ruhig im altherkömmlichen Geleiſe, und Keines ſah die ſchwarzen Gewitterwolken, die ſich verderbenſchwanger am Himmel ſeines Glückes ballten. Erſt als die Mittagsſtunde heranrückte vermißte die Mutter ihr geliebtes Kind; ſie ſchrieb indeſſen das längere Ausbleiben einer jugendlichen Nachläſſigkeit zu und fuhr ruhig an ihrer Arbeit fort. Aber es wurde Mittag, und der Abend brach allmählig herein und Anna erſchien nicht. Die Geſellen wurden ausgeſandt, um bei Annas Bekannten und Freundinnen nachzuforſchen; ſie kamen erſt ſpät zurück, aber ihr Nachſuchen war vergebens geweſen, Niemand wollte etwas von dem Mädchen gehört haben. Da trat Heinrich herein, bleich und keuchend; ſchon hatte ſich das Gerücht von Anna's räthſelhaftem Verſchwinden zu ſeinen Ohren Bahn gebrochen und in heftiger Erſchütterung war er herbei geeilt, um aus Irings Munde das Nähere zu vernehmen. Er traf die Mutter ſchluchzend und heiße Thränen vergießend. Nur der alte Vater war, wenigſtens dem Anſcheine nach, noch ruhig; er hatte die Hoffnung, ſein Töchterchen wieder zu finden, nicht aufgegeben, und in ſeinem unerſchütterlichen Vertrauen auf den, der da Alles zum Beſten lenkt, vermochte er noch den Andern Troſt einzuſprechen. Aber ſeine Worte frommten nicht; in der feſten Ueberzeugung, daß dem Mädchen irgend ein Unglück zugeſtoßen ſei, vergoß die Mutter heiße Thränen bis zum kommenden Morgen, und Heinrich haſtete von Haus zu Haus, um ſeiner Geliebten nachzufragen, aber alle Bemühungen blieben fruchtlos. Es entſchwanden Tage und Wochen, Anna kehrte nicht zurück. Es wäre ein thörichtes Beginnen, dir, lieber Leſer, den Schmerz ſchildern zu wollen, der die noch vor kurzer Zeit ſo glückliche Familie folterte. Auch dir mag

der Himmel ſolche Seelen entriſſen haben, für die du lebteſt und die du liebteſt, aber vorbereitet durch Boten, die der Tod heraufſandte, ehe er ſich in ſeiner Nacktheit zeigte, konnteſt du dich auf den ſchmerzlichen Verluſt gefaßt machen, und ſo die Leiden ruhiger und geduldiger tragen, als wenn ſie dich mitten im Freudenrauſche ereilt hätten.

Anna's Verſchwinden war in dem Städtchen zum Alltagsgeſpräche geworden, es wurde viel darüber gedacht und geäußert; keiner kam jedoch der Sache auf den Grund. Die alten Mütter, die früher mit Frau Gertrude befreundet waren, mieden das Haus, oder bekreuzten ſich im Vorübergehn, ſchrieben ſie doch das Unglück einem böſen Geiſte zu, der, ich weiß nicht ſeit wie vielen Jahrhunderten, dort in der Nähe allnächtlich ſeinen Spuk treiben und der böſen Werke gar viel vollbringen ſollte. Dieſe Vermuthungen vergrößerten den Kummer, der an Gretrudens Herz nagte, und nun fieng auch ſie an dem obengedachten Mährchen Glauben beizumeſſen. Ein tiefer Schmerz, den er aber in die männliche Bruſt zurückdrängte, nagte an Irings Leben; ſprachlos und in ſich gekehrt gieng er einher, und Jeder, der ihn früher gekannt hatte, mußte Mitleid mit ihm haben.

Heinrich floh und haßte die Welt; er ſchauerte zuſammen ſo oft er der vergangenen ſeligen Tage gedachte und ſeinen Blick in die Zukunft warf, die ihm nichts als Schmerzen und Leiden verhieß. Er wollte aber nicht auf dem Bette dahinſiechen und ſich, ein lebendiges Gerippe, den Menſchen mit ſeinen Schmerzen zur Schau ſtellen. Nein! Noch hatte er Thatkraft, noch wallte friſches Blut in ſeinen Adern, und er beſchloß bei der nächſten Gelegenheit ſein Leben für die Vaterſtadt zu wagen. Jeden Abend, wann er aus Irings trauriger Wohnung kam, betrat er, ehe er nach Hauſe zurückkehrte, die gegenüberliegende Barfüßerkirche, wo er ſich vor dem Dulder niederwarf und ſeine Anna dem Schutze des Allerhöchſten empfahl. Getröſtet und voll feſten Vertrauens auf die Vorſehung, verließ er jedesmal die heilige Stätte, des folgenden Abends mit Sehnſucht harrend, an welchem er wieder, nach den Geſchäften des Tages, dahin zurückkehren konnte.

VII.

Die Glocke im Kloſterthurme ſchlug Mitternacht. In den engen Gaſſen pfiff der Sturm ſein Wächterlied und ſchwarze Wolken ſchwebten über der Stadt. Der Sturm hatte die Pechfackeln, die hie und da an den Straßenecken lohten, ausgeblaſen, und nur der Blitz hellte auf Augenblicke die finſtere Nacht. Ein furchtbares Gewitter hatte die Schläfer aufgeweckt, und einige Glöcklein ſchollen in der Ferne, die Menſchen zum Gebete ladend, daß ſie den zürnenden Vater um Gnade flehten. Auch Heinrich erwachte, aber ach! wo erwachte er? Als er die Augen aufſchlug, kam ihm Alles ſo fremd, ſo unheimlich vor. Hinten, in der Ferne, brannte ein kleines, mattes Licht, das ſeinen geiſterartigen Schimmer auf hohe ſteinerne Säulen warf, die eine reichverzierte gewölbte Kuppel trugen. Rings umſtanden ihn bleiche Marmorbilder, die ſich im matten Strahle des Lichtes zu regen ſchienen, und ihre weißen Arme nach ihm dehnten. Ein kalter Schauer überlief den Jüngling; er zitterte, und die Schläge ſeines Herzens verdoppelten ſich. Da erinnerte er ſich des geſtrigen Abends: müde und ſchlummertrunken war er, ſeinem Brauche gemäß, in die Kirche getreten, der Schlaf hatte ihn aber während des Gebets übermannt und der Sakriſtan mußte ihn, aller Wahrſcheinlichkeit nach, beim Schließen der Kirche nicht bemerkt haben. In der That, es waren die Mauern der Barfüßerkirche, die ihn umringten; hinten im Chor brannte das blaſſe, ewige Licht, und ſein Fuß ſtand auf den Gräbern der Todten.

Nachdem Heinrich mehrere Male vergeblich verſucht hatte, die Pforte zu öffnen, warf er ſich auf ſeine Kniee nieder, und ſuchte das Entſetzen, das alle ſeine Glieder ſchüttelte, durch ein brünſtiges Gebet zu verſcheuchen. Kaum hatte er begonnen, als ein leiſes Geräuſch, das immer näher zu kommen ſchien, ihn auf's Neue erzittern machte. Mit einem Male hörte er das Knarren einer Thüre, und im Chor-

erſchien ein hoher, geſpenſtiger Mönch, der in der Rechten einen Bund Schlüſſel trug. Heinrich, deſſen Stirn ein kalter Angſtſchweiß bedeckte, mußte ſich, um nicht niederzuſinken, an einer der Säulen feſthalten. „Der Geiſtermönch“ dachte er, und bekreuzte ſich. Man erzählte ſich in der That gar viel von dem hagern Mönche, der, eines begangenen Frevels willen, um Mitternacht aus dem Grabe erſtände, und im Kloſter ſeine Runde mache, bis der erſte Hahnenſchrei ihn wieder in das Reich der Todten zurückbanne. Der Mönch war verſchwunden. Nach einer Weile kehrte er wieder, gefolgt von fünf bis ſechs andern Brüdern, welche unter Lachen und Kichern ein Weib herbeiſchleppten, das ſchluchzend und betend ihre Kniee umklammerte. — Es war Anna. — Heinrich hatte ſie, ſo blaß und hager ſie auch war, beim erſten Blicke erkannt; jetzt ſah er klar, daß ihn kein Traumbild, kein nächtiger Spuk neckte. Es waren die verworfenen Mönche in ſelbſteigner Geſtalt, er durchſchaute nun das Gewebe des ganzen Betruges und ſeine Fauſt ballte ſich krampfhaft zuſammen.

— „Nun, lieb Mägdlein, willſt du dich endlich ergeben, oder beharrſt du noch immer auf deinem alten Trotzköpfchen?“ flüſterte einer der Mönche, ein hagerer, blaſſer Lüſtling, der ein Kreuz auf der Bruſt, aber die Hölle im Herzen trug.

— „Laß ſie nur, foppte ein Anderer, ſie wird uns ſchon entgegenkommen, wenn ſie ſich einmal ſatt gegeſſen hat an ihrem trocknen Brode, und wenn ihr die Augen erblindet ſind im finſtern Prunkſaale dahinten, wo Ratten und Mäuſe ihre Hofdamen ſind.“

— „Anna, fuhr ein Dritter fort, ich habe dir Ablaß deiner Sünden verſprochen, ſo du die Meinige ſein willſt. Bedenke dich nicht lange mehr; denn ich will dich glücklich machen. — Und biſt du denn, ſeit du in unſern Händen biſt, total ſtumm geworden? Haſt doch früher ein freches, ein vermaledeit ſchnippiſches Mäulchen gehabt! Komm du mit mir, ſollſt wieder zur Roſe erblüh'n! Fühlſt du denn nicht wie du dahinwelkſt?“

Mit dieſen und ähnlichen Reden ſtürmten die elenden Mönche auf die arme Anna ein, die beinahe bewußtlos auf der Erde lag, denn die feuchte Kerkerluft und der Hunger, den ſie ſeit ſo mancher Woche leiden mußte, hatten ſie völlig entkräftet. Die Sprache ver-

ſagte ihr den Dienſt, aber der Mönche ſchamloſe Reden beantwortete ſie mit einem Blick gen Himmel.

Und dies Alles mußte Heinrich, der noch immer in ſeiner dunkeln Ecke ſtand, und von den Mönchen nicht bemerkt werden konnte, mit anhören. Sein Herz empörte ſich beim Anblick dieſer Elenden, denn ihr Thun und Treiben lag nun klar vor ſeinen Blicken, und er ſchwur ihnen fürchterliche Rache. Wie gerne wäre er auf ſie hingeſtürzt und hätte ihnen ſeine Braut entriſſen! Wie gerne hätte er in jenem Augenblicke das fürchterliche Urtheil, das er geſprochen, vollzogen, aber die Uebermacht war zu groß, und er ſah ſich genöthigt, da er nicht bewaffnet war, den folgenden Morgen zu erwarten.

— „Werft ſie wieder in ihr Loch!“ ſchrie der ehrwürdige Bruder Anſelm, „morgen kehren wir wieder, und willfährt ſie auch dann unſerm Verlangen nicht, ſo ſoll die Folter zu Rathe gezogen werden! Gilt es die Wette, ſie öffnet dann ihr Mäulchen, das ſie uns zum Trotze ſo lange verſchloſſen hält?“

Mit wildem Lachen ſchleppten ſie das arme, halbtodte Mädchen wieder von dannen, und begaben ſich in ihre Zellen zurück.

Auf ſolche Weiſe entweihten die Fluchwürdigen des Nachts den Ort, wo ſie während des Tages dem Volke Frömmigkeit und Gottſeligkeit heuchelten.

VIII.

In tiefes Nachdenken versunken, und brünstige Gebete für seine Anna gen Himmel schickend, sah Heinrich dem kommenden Morgen, der so Vieles entscheiden sollte, entgegen. Aber die Glocke im Klosterthurme schlug erst zwei Uhr. Heinrich konnte es nicht länger in der unheimlichen Kirche aushalten, seine Brust war zu voll; sein Zorn mußte sich Luft machen. Siehe! da brach durch die finstern Wolken, die droben am Himmel hingen, ein freundlicher Stern, und schimmerte hell durch das Bogenfenster in die Kirche hinein. — „Gegrüßt, gegrüßt sei mir, du schöner Stern! rief Heinrich, dich hat Gott gesandt, mir in der tiefen Nacht einen Ausweg zu zeigen."

Also sprechend, stieg er auf einen Betstuhl, der am Fenster stand, zerbrach behutsam einige Scheiben und zerriß das Drahtgeflecht, welches dieselben umgab. Jetzt hatte er freie Bahn: ein Sprung, und er stand Irings Hause gegenüber, in der menschenleeren Barfüßerstraße. O! wie wohl that ihm die Freiheit! O! wie jubelte er, da es nun in seiner Macht stand, die Anschläge, über welchen er in der Kirche gebrütet hatte, auszuführen. Er flehte Gott noch einmal um seinen väterlichen Schutz und Segen und eilte, seine Freunde, denn er hatte der Freunde viele, aus dem trägen Schlummer zur rüstigen That in's Leben zu rufen. Mit der innigsten Theilnahme wurde des aufgebrachten Jünglings Erzählung angehört; alle seine Genossen boten ihm hilfreiche Hand, und rüsteten sich hastig den Anschlag, den ihnen Heinrich angegeben hatte, auszuführen, denn ein gränzenloser Haß gegen die Mönche erfüllte ihre Brust, und es ward einstimmig beschlossen, daß Rache geübt werden solle. Noch ehe der erste Sonnenstrahl die Stadt begrüßte, sollte Anna wieder an der Eltern und an Heinrichs Brust liegen, und nach den langen Qualen zu neuem, zu glücklichem Leben erwachen.

Mit starken Waffen versehen, aber einzeln, um kein Aufsehen zu

erregen, eilten die Jünglinge bei einbrechender Dämmerung durch die menschenleeren Straßen. Vor dem Kloster angekommen, ließ Heinrich seinen Ruf erschallen, und in demselben Augenblicke stand der rüstige Haufe, dem verabredeten Zeichen gehorchend, vor der Klosterpforte. Jetzt wurden die Pechfackeln angesteckt und geschwungen, die Schwerter klirrten, die Steine prallten gegen die alten Mauern, die Pforte mußte weichen, und alsobald spreizte der rothe Hahn, sich zum furchtbaren Riesen dehnend, seine grausen, rachebeladenen Schwingen auf dem Klosterdache. Inzwischen waren die Jünglinge in den Hofraum und in die Zellen eingedrungen, aber die Klosterglocke läutete Sturm und draußen gab es einen wüthenden Auflauf. Die Wuth der Rächer konnte indessen nicht gedämpft werden, und ein Theil der schlaftrunkenen Mönche, die nicht anders glaubten, als die Hölle sei an ihren Fersen, entwichen, noch halb entkleidet, die Andern wurden geknebelt und gebunden. Ihr Fluchen, ihr Bitten half nichts, und in der Todesangst mußten sie das fürchterliche Bekenntniß ihres Frevels ablegen und Anna freigeben.

Ein allgemeines Entsetzen erfaßte die Jünglinge, als sie die arme, halberstarrte Anna, die nicht im Stande war ein Wort hervorzubringen, in ihrem Verließe erblickten. Hastig trugen sie sie von dannen, an die Brust der weinenden Eltern, die kaum mehr ihr Kind erkannten.

Das Werk war vollendet; Jubel- und Freudengeschrei erscholl in den Straßen Mülhausens. Die Mönche der andern Klöster hatten während dieser Zeit ebenfalls die Flucht ergriffen, da sie glaubten es würde ihnen, zum Lohne ihrer Missethaten, deren sie sich nur zu gut bewußt waren, ein Gleiches widerfahren. Aber Heinrichs Zweck war erreicht: Er hatte seine Anna wieder.

Ein Hochzeittag, lieber Leser, sollte nun unsere Erzählung beschließen und, wir können es nicht läugnen, es wäre dies ein erfreuliches Ende! Wir wollten dir aber keinen Roman erzählen, und auch hier müssen wir, wie im ganzen Verlaufe der Erzählung, der alten Ueberlieferung treu bleiben. Die bräutlichen Rosen wandeln sich in Cypressen. Anna schlummerte nach wenigen Stunden in den Armen Heinrich's und der tiefbetrübten Eltern ein und erwachte hienieden

nicht wieder. Dieselben Jünglinge, die ihr die Ketten gelöst hatten, trugen sie zu Grabe, und eine Trauerweide beschattete lange Zeit die Blumen, die ihrem Hügel entsprossen. Wenige Monate nach diesem Vorfalle, grub der Todtengräber ein frisches Grab an Anna's Seite: Heinrich's treue Seele war ihr nachgefolgt in jene Wohnungen, wo liebende Herzen keiner Trennung unterworfen sind. —

Nachricht.

Die Herausgeber der **Neujahrsblätter** beabsichtigen dieselben auch späterhin fortzusetzen und diesem ersten Bändchen noch andere Jahrgänge folgen zu lassen, falls das dadurch bezweckte Streben: **der deutschen Literatur im Elsasse ein Organ aufrecht zu erhalten**, einige Anerkennung finden sollte. Der nächste Jahrgang wird das Bildniß und die Biographie **Arnold's**, des Dichters des „Pfingstmontags“, bringen, wie denn überhaupt jedem Bändchen die Lebensgeschichte eines bedeutenden Landesgenossen älterer oder neuerer Zeit vorausgeschickt werden soll. Es steht den Herausgebern in dieser Hinsicht ein weites Feld offen; denn Namen wie: Erwin von Steinbach, Tauler, Seb. Brandt, Geiler von Kaisersberg, Fischart, Jacob Balde, Schöpflin, Lambert, Oberlin, Blessig, Ehrenfried Stöber, Ohmacht (um zunächst nur der heimgegangenen zu gedenken,) haben auch in Deutschland einen guten Klang.

Hoffentlich werden sich die Herausgeber auch in Zukunft der thätigen Mitwirkung ihrer Freunde des In- und Auslandes zu erfreuen haben.

Aug. Stöber. Fr. Otte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

16
12
9

Elſäßiſche Neujahrsblätter

für 1844.

G. D. ARNOLD

Verfasser des Pfingstmontags

Elſäßiſche

Neujahrsblätter

für

1844.

Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben

von

Auguſt Stöber und Friedrich Otte.

(Mit dem Portrait G. D. Arnolds, Verfaſſers des Pfingſtmontags.)

Baſel,
Druck und Verlag der Schweighauſer'ſchen Buchhandlung.
1844.

Inhalt.

Seite

An die Leſer von August Stöber (Mülhauſen) 1

Georg Daniel Arnold, biographiſche Notiz von demſelben 3

Arnolds Pfingſtmontag, Gedicht von Friedrich Otte (Mülhauſen) . . 13

Gedichte von Adolf Stöber (Mülhauſen) 15

Der Eichwald im Frühling. — Zur Heuarntezeit. — Troſt einem Jüngling. — Heiliger Zorn. — Der letzte Chriſt.

Gedichte von Wilhelm Kilzer (Frankfurt a. M.) 25

Oktaven. — Unendlichkeit der Liebe.

Tonliſa, ein indiſches Mährchen von G. L. 30

Zimmerſpruch von Wilhelm Wackernagel (Baſel) 59

Gedichte von Karl Rudolf Hagenbach (Baſel) 61

Des Liedes und der Liebe Macht. — Die Liedertafel. — Komm auf's Land. — Einſame Wanderung. — Kreuz am Wege. — Gott iſt mein Lied. — Stille halten. — Ergebung und Uebung. — Auf den Gräbern.

Die ehemalige Grafſchaft Pfirt, nach Natur, Sage und Geſchichte, von August Stöber 71

Gedichte von Eduard Brauer (Karlsruhe) 94

Neujahrsgruß für 1844. — Zwölf Sprüche.

Gedichte von Karl Candidus (Altweiler im Unterelſaß) 99

Fabel. — Der Flötenſtock. — Sich ſelbſt genug. — Ein Gleichniß.

Wilfried von Ludwig Storch (Gotha) 103

Das Bäckermädchen von Sennheim, von Karl Eichhorn 105

Bilder aus dem Norden, von Adolf Bube (Gotha) 120

Auf der Wanderung. — Heiligkeit des Forſchens.

Gedichte von Guſtav Mühl (Straßburg) 133

Sokrates. — Dämmerung.

Die alte Braut, von Friedrich Otte 136

Das Martinsfeſt, von Auguſt Lamey (Straßburg) 137

Gedichte von Friedrich von Tſchudi (Lichtenſteig) 142

Ein Lied von der Liebe. — Der Erzbiſchof von Cöln.

Friedrich von Spee, von Wilhelm Kilzer 144

St. Severin und der Schwur, von Gerhard Heilfrich (Kaſſatt 149

Seite

Gedichte von Daniel Hirz, Drechslermeiſter in Straßburg 121

Das verhüllte Munſter. — In einer Dorfkirche.

Madame Bernard, von Auguſt Stöber 131

Das glückhafte Schiff von Zürich, von Balthaſar Reber (Baſel) . . . 162

Beim Scheiden der Schwalben, von Theodor Klein (Paris) 177

Des Künſtlers Chriſtnacht, von F. Ziarland (Straßburg) 178

Die Rechnung, von Chriſtian Hackenſchmidt (Straßburg) 181

Elſäßiſche Sagen 153

Die Dame von Rothenberg. — Die verlorene Stadt.

Gedichte von Auguſt Rodnagel (Darmſtadt) 189

Romanze. — Jdaline. — Lebewohl. — Mein Stern. — Der Dampfer war ertrunken.

Gedichte von Karl Chriſtian Tenner (Darmſtadt) 194

Eiſenbahn-Fahrt. — Sängers Vorüberziehen. — Ein.

Der Vagabund. Dramatiſches Sprichwort von Wilhelm von Chezy (Baden) 199

Gedichte von Friedrich Otte 224

Alpenidnette. — Alpenfrühling. — Der Wegweiſer. — Jlumination. N. N. — Jn bitterer Stunde. — Waldkraft. — Auf der Wanderung. — Die drei Muſikanten.

Gedichte von Auguſt Stöber 134

Frühlingstroſt. — Verſchiedene Standpunkte. — Bewährung. — „Mein Herz iſt ein Vogel.“ — Der Wegweiſer. — Apoſtrophe.

Zum Schluſſe 239

Verbeſſerungen.

Seite 6, Zeile 3 von unten lies Tribunkts ſtatt Tribunals.
„ 133 im Motto zu Mahls Gedichten lies Eunium ſtatt Sucium.
„ 235, Zeile 2 lies den Adler ſtatt der Aller.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An die Leſer.

Wenn Wald und Wieſen grünen,
Wenn Höh'n und Thal in Kraft,
Dann ſammeln alle Bienen
Den ſüßen Honigſaft.

Dann ſingen durch die Räume
Der jungen Frühlingswelt
Die Vögel ihre Träume,
Aus dunkelm Waldeszelt.

Dann rauſchen alle Quellen
In reinem Silberklang,
Drin ſpiegeln ſich die hellen
Blümlein die Flur entlang.

Dann ziehn die Sänger, trunken
Von dieſen Wundern all'n,
In Seligkeit verſunken,
Durch duft'ge Blütenhall'n.

Sie ſingen nicht und ſagen,
Sie ſchweigen ſtillentzückt;
Wenn Nachtigallen ſchlagen,
Sind ſie genug beglückt.

Sie lauſchen in dem Schatten
Der tiefen Waldesnacht,
Sie ſchauen aus den Matten
Zur blauen Himmelspracht.

Doch in des Herzens Grunde
Da ſangen, nimmermüd',
Sie, was zu guter Stunde,
Erblühen ſoll zum Lied.

Und braust der Sturm hernieder,
Entblättert Baum um Baum;
Deckt Schnee der Erde Glieder
Und ihren ſel'gen Traum:

Dann ſteigen aus den Tiefen
Der Sängerbruſt empor
Die Lieder, die drin ſchliefen,
Und brechen friſch hervor.

O wollt den Liedern lauſchen! . . .
In euern Winter bang
Soll draus herüberrauſchen
Ein goldner Frühlingsklang.

August Tröber.

Georg Daniel Arnold.

Biographiſche Notiz.

Unſerm Vorſatze getreu, die elſäßiſchen Neujahrsblätter jedesmal mit dem Bildniſſe eines vaterländiſchen Schriftſtellers zu ſchmücken, und mit deſſen Biographie einzuleiten, fiel unſre Wahl dießmal auf Arnold. Da wir jedoch zu einer größern Arbeit über ihn die nöthigen Mittheilungen von der Familie des edeln Sängers nicht erhalten konnten,[1]) ſo müſſen wir uns auf eine kurze Angabe der wichtigſten Lebensmomente desſelben beſchränken.

Georg Daniel Arnold wurde den 18. Februar 1780 zu Straßburg geboren. Sein Vater war Küfer, ein zwar unbemittelter, aber wackerer und biederherziger Mann, der mit ſeiner Gattin die erſten Kinderjahre ſeines geliebten Knaben mit aller Treue und Sorgfalt leitete. Dieſer ward jedoch im achten Jahre ſchon eine vater- und mutterloſe Waiſe und fand bei ſeiner Stiefmutter, einer verſtändigen und frommen

1) Aus zu ehrenden Gründen. Der Verf.

Frau, die liebevollſte Pflege, für die er ſich bis zum Tode derſelben ſtets dankbar bewies. Im Jahr 1787 trat er in's Gymnaſium, und zeichnete ſich bald durch reiche Anlagen und unermüdlichen Fleiß unter ſeinen Mitſchülern aus. Mit mehrern derſelben, die von gleichem Eifer für die Wiſſenſchaft beſeelt waren, verband er ſich zu einem literariſchen Freundſchaftsbunde, in welchem ſie ſich ihre jugendlichen Arbeiten mittheilten und gegenſeitig beurtheilten. Die erſten poetiſchen Verſuche Arnolds entſtanden zu dieſer Zeit und ſchloſſen die Keime ſeines Dichtertalents, das ſich ſpäter ſo herrlich entwickelte, ſchon in ſich. Manche derſelben liegen uns vor; ſie tragen meiſtens das Gepräge des Ernſtes und beſingen Tugend, Wahrheit, Freiheit und Vaterland. Erſt in ſpätern Dichtungen treten Humor, Witz und Laune hervor. Der eigene Antrieb und die theilnehmende Aufmunterung ſeiner Lehrer beſtimmten den jungen Arnold frühzeitig zur Wahl einer wiſſenſchaftlichen Laufbahn. Allein, als er eben ſeine Studien im Gymnaſium vollendet hatte und die Hörſäle der alten berühmten Univerſität ſeiner Vaterſtadt zu betreten hoffte, war die Revolution in ihrer traurigſten Phaſe. Die Univerſität war aufgelöst und die meiſten Profeſſoren wurden fortgeführt oder ſchmachteten in den Gefängniſſen Straßburgs.

Er war jetzt auf ſich ſelbſt beſchränkt, ſetzte aber nichts deſto weniger ſeine Studien mit raſtloſem Eifer fort. Alle waffenfähigen Männer und Jünglinge waren zur Vertheidigung der Gränzen gegen den eindringenden Feind hinausgeeilt. Die Knaben Straßburgs von

zwölf bis vierzehn Jahren bildeten ein Bataillon, des Enfants de la Patrie genannt, und übten sich im Handhaben der Waffen. Auch gründeten Arnold und seine Mitschüler eine „Gesellschaft junger Freunde der Konstitution," in welcher begeisterte Reden voll Vaterlands- und Freiheitsliebe gehalten wurden. Wir sind im Besitze des interessanten Protokolls dieses Vereins. Schon im fünfzehnten Jahre nahm Arnold an den öffentlichen Geschäften Antheil und bekleidete die Stelle eines Unterbeamten im Büreau der Kriegsverwaltung des Niederrheins.

Im Jahr 1796, nachdem die Stürme der Revolution sich gelegt hatten, waren die vertriebenen Professoren aus der Verbannung zurückgekehrt und sammelten, obgleich sie dazu keine öffentliche Befugniß hatten, die nach dem Quell der Wissenschaft dürstenden Jünglinge um sich her. Arnold war einer der Ersten, die sich in ihre Reihen drängten und mit lernbegierigem Sinne zu den Füßen der Lehrer: Oberlin, Schweighäuser, Bleßig, Haffner, Herrenschneider, Hermann, Franz, Dahler niedersetzten.

Einige Jahre darauf bezog er die Universität Göttingen, wo er unter Hugo, Meister, Martin, Martens sein Fachstudium, die Jurisprudenz, mit Eifer betrieb. Ein Geist, wie Arnold, konnte sich aber nicht auf ein einseitiges Erlernen seines Faches beschränken; es trieb ihn, als einen freien Bürger im Reiche der Wissenschaft, nach allen ihren segensvollen, heiligen Quellen hin. Der ehrwürdige Nestor Heyne fand in ihm einen wißbegierigen Junger des Alterthums; Hee-

ren führte ihn in die Tiefen der Geſchichte ein und unter des berühmten Botaniker Hoffmanns Leitung, ergab er ſich ſeiner Lieblingsneigung zur Pflanzenkunde, welcher er bis an ſein Ende manche Muße opferte. Schon damals waren aus Norddeutſchland mehrere Berufungen für dieſes Fach an ihn ergangen; er zog es aber vor, der Jurisprudenz treu zu bleiben und konnte ſich auch nicht von dem Gedanken trennen, einſt ſeiner Vaterſtadt Straßburg Kräfte und Kenntniſſe dankbar zu weihen.

Von Göttingen aus unternahm er längere Ausflüge nach Bremen, Hamburg, Lübeck, Dresden, Weimar. In letzterer Stadt machte er Göthe's Bekanntſchaft, der ihn höchſt freundlich aufnahm und auf ſeine poetiſche Bildung keinen geringen Einfluß ausübte.

Zwei Jahre hatte Arnold, unter ernſthaften Studien und hohen Geiſtesgenüſſen, in Deutſchland zugebracht. Er kehrte nun nach Straßburg zurück, um ſich daſelbſt auf eine neue wiſſenſchaftliche Reiſe, nach Paris, vorzubereiten. Er hatte in Deutſchland einen tüchtigen Grund gelegt und konnte nun um ſo mehr mit Frucht den Vorleſungen der Profeſſoren und den Verhandlungen der Gerichtshöfe beiwohnen. Höchſt intereſſant für ihn waren auch die Sitzungen des geſetzgebenden Körpers und des Tribunals, in welchen damals gerade das neue Civilgeſetzbuch beſprochen wurde. Koch, ſein Lehrer in Straßburg, war als Mitglied des Tribunals in Paris gegenwärtig, und leitete den geliebten Zögling mit väterlichem Rathe; ſeiner hohen Stellung und Verbindung mit den vorzüglichſten Ge-

lehrten jener Epoche, verdankte er manche wichtige Bekanntſchaft; Chabot, Sedillez, Fontanes, Cuvier gewährten ihm ihren Schutz und ihre Freundſchaft. Einzelne literariſche, namentlich juriſtiſche und hiſtoriſche Arbeiten, die er in den franzöſiſchen Miscellen erſcheinen ließ, giengen aus dieſen Verhältniſſen hervor.

Von Paris aus machte Arnold mit einem geiſtreichen Franzoſen, Herrn de Chaßenon, eine Reiſe nach Italien, über Rom bis Neapel, die ſeinem eindruckfähigen, reichen Geiſte neue Nahrung gab. Es gelang ihm mit ſeinem Begleiter, mitten im heißeſten Krieg, Nelſon's Flotte zu beſuchen, welche Neapel blokirt hielt. Eine Beſchreibung dieſer Reiſe wurde einzeln gedruckt und blos an Freunde vertheilt.

Zu dieſer Zeit waren die Rechtsſchulen in Frankreich wieder neu eingerichtet worden, und Arnold wurde 1806, als er eben aus Italien zurückkehrte, zum Profeſſor des franzöſiſchen Civilrechts in Koblenz ernannt. Der edle Lezai-Marneſia war damals Präfekt des Departements Rhein und Moſel, und bald gewann Arnold deſſen Zutrauen und Freundſchaft.

Im Jahr 1810 wurde er zum Profeſſor der Geſchichte an der Literatur-Fakultät zu Straßburg ernannt; ohngeachtet des Beifalls, den ſeine Vorträge fanden, vertauſchte er jedoch ſchon im folgenden Jahre dieſen Lehrſtuhl mit demjenigen des römiſchen Rechts an der Juriſten-Fakultät. Mit Gelehrſamkeit und Scharfſinn verband er ein ungemeines dialektiſches Talent und eine hohe Gabe, den Ernſt der Wiſſenſchaft mit lebendiger Anſchaulichkeit zu würzen und ſeine Vorträge dadurch

eben ſo lehrreich als anziehend zu machen. Sein Handbuch des römiſchen Rechts, das er mit dem Code Napoléon verglichen, wurde in ganz Frankreich mit Beifall aufgenommen.

Außer ſeinem Hauptkurſus gab er jährlich ſowohl auf der Akademie als in ſeinem Hauſe beſondere Vorleſungen über die Geſchichte des Rechts, über das Handelsrecht, das öffentliche Recht, das Völkerrecht. Seiner Zöglinge nahm er ſich auf's väterlichſte an, öffnete ihnen ſeine Bibliothek und leitete ihre Privatſtudien mit der uneigennützigſten Hingebung.

Zu ſeiner Erholung beſchäftigte er ſich bei Spaziergängen und in freien Stunden zu Hauſe mit Botanik; auch unternahm er in der Ferienzeit größere Reiſen, ſo nach England, wo er die Univerſität Orford beſuchte.

Neben ſeinen Vorleſungen auf der Akademie fand der thätige Mann noch Zeit, das 1820 ihm aufgetragene Amt eines Präfekturraths zu übernehmen. In demſelben Jahr wurde er durch den Tod Hermanns an deſſen Stelle zum Dekan der Fakultät erhoben und folgte ihm ebenſo als Mitglied des Direktoriums des allgemeinen Konſiſtoriums, augsburgiſcher Konfeſſion, nach.

Mitten in ſeinen gelehrten Studien und ſeiner vielfachen Amtsthätigkeit beſchäftigte ſich Arnold noch immer mit der Poeſie, die ihm in den frühen Jünglingsjahren ſchon ihr roſiges Antlitz zugewandt hatte. Das alſatiſche Taſchenbuch von 1806 bis 1808 enthält von ihm einige treffliche Lieder, Romanzen, Fabeln und beſchreibende Gedichte; namentlich iſt ſeine Elegie, die Roſen, durch Zartheit und inniges Gefühl ausgezeichnet. Er nahm

ſich ebenſo vor die vogeſiſchen Naturſchönheiten und Sagen, in einem Cyclus größerer Gedichte zu ſchildern, von welchen ſich einige in ſeinem Nachlaſſe befinden ſollen. Seine Elegie auf Bleſſigs Tod, 1816, hat klaſſiſchen Werth und wird in der deutſchen Literaturgeſchichte ſtets rühmlich genannt werden; der Versbau iſt fehlerlos, die Sprache einfach und edel, Gefühl und Bilder im ſchönſten Einklange; trefflich beſonders iſt der Schluß, in welchem der Dichter Bleſſigs Verdienſte unter allegoriſchen Geſtalten an ſein Grab treten läßt und ſodann alſo endigt:

„Auch erblickt ihr Geſtalten, auf deren Scheitel die Flamm' glüht
Ewiger Wiedergeburt, leuchtend mit blendendem Glanz.
Die ihm Vorangegangenen ſind's, Alſatiens Zierden:
Schaut, es ſchließen die Reih'n Oberlin, Pfeffel und Koch.
Staunend ſeht ihr dieß Alles. War dieß ein Leichenzug? fragt ihr;
Nein, ein Triumphzug war's hin zu der Ewigkeit Thor."

Arnold's Meiſterſtück aber, das ihn zum Liebling des Volks und der Gebildeten im Heimatlande gemacht, iſt ſein Luſtſpiel: Der Pfingſtmontag, welches er innerhalb wenigen Monaten niedergeſchrieben hatte. Der Druck begann im April 1816 und war im November desſelben Jahrs beendigt; der Dichter hatte ſeinen Gegenſtand ſo feſt und in allen ſeinen Theilen ſo fertig im Sinne, daß bereits die erſten Bogen abgedruckt werden konnten, während er noch an den letzten Akten arbeitete. Der allgemeinſte Beifall ward dem Stücke zu Theil, und zwar nicht bloß wegen des Reichthums

komiſchen Reden und Situationen oder wegen der komiſchen Behandlung der Sprache ſelbſt, ſondern weil dieſes treffliche Kunſtwerk als poetiſche Arbeit eben ſo gelungen iſt, als es ein treues Sitten- und Lebensgemälde des alten Straßburgs bildet, woran (rückſichtlich der Epoche, 1789, in welcher das Stück ſpielt) auch nicht ein einziger Pinſelſtrich gemangelt wird. Göthe würdigte es daher auch mit Recht einer größern Beurtheilung (in Kunſt und Alterthum, 1820, Band II. Heft 2, S. 152) und ertheilt ihm das ſchönſte Lob. Die Schilderung jener Zeit und jener Menſchen findet Göthe ſo ſehr aus dem Leben herausgegriffen und das Ganze mit ſo vieler Umſicht und Kunſt bearbeitet, daß er ſagt: „Der nachdenkende Kenner wird gar leicht ermeſſen, daß dieſes Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angeſehen werden müſſe.“ Auch glaubt derſelbe, daß das Luſtſpiel im Jahr 1789, der Zeit der Handlung, ſeinen Haupttheilen nach ſchon fertig geweſen ſei, während Arnold damals erſt neun Jahre zählte. Im Uebrigen verweiſen wir auf die Beurtheilung ſelbſt, welche Arnolds Freunde auch in einem beſondern Abdrucke mitgetheilt haben. Unter den Liedern am Schluß des fünften Auftritts ſind das von Starkhans, zu Straßburgs Lob, und das von Claus, im Kochersberger Bauerndialekt, volksthümlich geworden. Schreiber dieſer Zeilen erinnert ſich noch mit freudiger Rührung, wie drei Wochen vor ſeinem Tode, den 28. Jenner 1829, Arnold das erſte dieſer Lieder in einer heitern Abendgeſellſchaft mit ungemeiner Laune vorſang, und herzlich mitlachte, wenn der Chorus am Schluſſe ſingend und lachend zugleich einfiel.

Den 18. Februar 1829, an seinem fünfzigsten Geburtstage, starb Arnold plötzlich vom Schlage getroffen. Sein Tod erfüllte die ganze Stadt, das ganze Land mit allgemeinem Schmerze; Gelehrte, Bürger aus allen Ständen, Studirende aus allen Fakultäten drängten sich hinter dem bekränzten Sarge her und gaben Alsatiens edelm Sänger die letzte Ehre. Eine gebeugte Gattin, ein unmündiges Töchterlein weinten ihm nach.

Fünfzehn Jahre ist nun Arnold todt. Die erste Ausgabe des Pfingstmontags ist vergriffen und unter den Papieren des Verstorbenen findet sich eine zweite vor, die nach Göthe's Andeutungen abgefaßt ist; ebenso viele ungedruckte Gedichte und interessante Briefe, die einen Band ausfüllen würden und des Erfreulichen recht viel enthalten. Gleich nach Arnolds Tode ward auch der lebhafte Wunsch ausgesprochen, es möge bald eine vollständige Sammlung seiner Schriften veranstaltet werden. Es geschah dieß auch in der That von Seiten seiner Angehörigen,[1]) allein — so hart und unglaublich es auch klingt — es muß gesagt werden: es fand sich in Straßburg kein Verleger, der Arnold's Schriften ehrenvoll honoriren wollte! Welch' ein trauriges Zeichen der Zeit! Wenn noch einige Jahrzehnte vorüber geschwunden, und die vorhandenen Exemplare des Meisterstücks der einheimischen Literatur, des Straßburgischen Familienbuchs, des Pfingstmontags, vollends

1) Der erste Band sollte eine schon abgefaßte Biographie Arnolds, so wie den Pfingstmontag nebst Varianten zu demselben enthalten; der zweite kleinere Dichtungen umfassen, welche also rubricirt sind: Romantisches, Lyrisches, Elegisches, Naives, Satyrisches, Erzählendes.

verbraucht ſind, ſo werden hoffentlich unſre Söhne und Enkel die zerſtreuten Blätter hier und dort zuſammenleſen und gut machen, was wir in unſrer Lauheit verſäumt haben und Arnolds Schriften werden ein dankbareres Geſchlecht von heimatlichen Leſern erfreuen!

Auguſt Tröder.

Arnold's „Pfingstmontag."

Pfingstmontag war's, ich saß in meiner Zelle.
Trübselig Fest der Blüthen und der Maien!
Der Himmel stand, der gestern noch so helle,
Umzogen rings von dunkeln Wolkenreihen.

Und mit den Blüthen lag der Sturm im Kampfe
Und in den Blättern prasselte der Regen!
Die Erde lag alswie im Todeskrampfe,
Kein Vogellied erscholl in den Gehegen.

Stumm stand der Bölchen, unsres Landes Recke,
Hoch überm Thale und den düstern Räumen;
Sein Haupt, umhüllt von grauer Nebeldecke,
Es mochte wohl von schönern Tagen träumen.

Trübselig Fest! — Sonst war's ein ander Walten,
Wann Pfingsten uns das Heiligthum erschlossen
Und bei der Keime freudigem Entfalten
Die Wolken ganz in Duft und Glanz zerflossen.

Grün war das Thal, der Himmel stand in Bläue,
Die Liebe dort und hier unendlich Hoffen!
Vieltausend Kehlen jubelten auf's Neue
Und jedem Herzen schien der Himmel offen.

Fahr' wohl du Stadt! die freien Burschе schwangen
Im grünen Hain die laubbekränzten Hüte,
Derweil die Dirnen freud'ge Lieder sangen,
Das Haupt bedeckt vom Schnee der Maienblüthe.

Wie anders nun!! — Doch alle Sorgen wichen
Als ich dein Buch, mein Arnold, aufgeſchlagen,
Dein friſches Buch mit ſeinen goldnen Sprüchen
Und ſeinen Liedern aus viel ſchöner'n Tagen.

Und wunderbar! — die trüben Nebel ſchwanden,
Die erſt den Himmel noch umzogen hatten:
Die Sonne ſtand verkläret ob den Landen
Und Vöglein ſangen tief im Waldesſchatten.

Wie klangen hell die ſüßen Melodeien!
Wie rauſchte froh der kräft'ge Baum dazwiſchen!
Der Jäger lag, am Hut die grünen Maien,
Stumm und beſeligt in den kühlen Büſchen.

Welch' Grüßen rings! Welch' Singen und welch' Sagen!
Welch' liebend Sehnen, Scherzen und Verlangen!
Der Himmel ſchien, — den Blicken aufgeſchlagen, —
Die ganze Welt in Liebe zu umfangen.

Der ſchöne Traum, — wie bald mußt' er entſchweben!
Dein kräftig Wort, — wie bald war es verklungen!
Ich horchte auf! — Mir war, als habe eben
Die Nachtigall im nahen Wald geſungen.

Fr. Otto.

Gedichte von Adolf Stöber.

1.

Der Eichwald im Frühling.

Schon blüht' es ringsum fort und fort,
Nur an den Eichen ſah ich ſitzen
Noch ſtets die welken Blätterſpitzen,
Die ſchon im Herbſt dahingedorrt.

Kaum daß der Winterſtürme Haſt,
Die an den Stämmen wild gerüttelt,
Ein wenig Laub herabgeſchüttelt —
Das meiſte ſaß noch feſt am Aſt.

Doch nun ich wiederkomme heut —
Wie ſteht ſo friſch im Blätterkranze
Der Wald im allergrünſten Glanze!
Wie hat ſich alles ſchnell erneut!

Was nicht dem rauhen Sturm gelang,
Hat innre Zeugekraft errungen:
Es wich das dürre Laub dem jungen,
Dem ſaftgeſchwellten Knospendrang.

Ach! meines Volkes Freiheitsbaum,
Wohl ſteht er noch nicht grün und laubig!
Des alten Blattwerks, dürr und ſtaubig,
Iſt abgeſtreift ein wenig kaum!

Doch Muth! iſt auch gewichen nicht
Dem Sturm der Zeit das längſt Verdorbne;
Herab muß fallen das Erſtorbne,
Wenn junge Kraft von innen bricht!

2.

Zur Heuärntezeit.

In Häuflein aufgeladen,
Wie duften ſüß die Mahden!
Das Werk iſt wohl vollbracht:
Es war in treuer Mühe
Die Wieſe ſpät und frühe
Geſchäftig Tag und Nacht.

Sie hat die beſten Kräfte,
All' ihre friſchen Säfte
An dieſe Frucht geſetzt;
Nun fühlt ſie wie die Ruhe
Des Feierabends thue,
Süß, wie ſie duftet jetzt.

O daß mich ſolche Liebe,
So warmer Eifer triebe
Zu meinem Tagwerk auch!
Daß mir der Feierabend
So lieblich wär', ſo labend,
Wie dieſer würz'ge Hauch!

Und liegen meine Glieder
Einſt hingeſtreckt darnieder,

Wie Gräser dieser Flur:
O daß ich hinterließe
So süßen Duft wie diese,
So milde Segensspur!

3.

Trost einem Jüngling.

Du klagst, daß in den Jugendtagen,
Wenn fröhlich Andrer Herzen schlagen,
Dein Lebenshimmel sich verhüllt,
Von trüben Sorgen überfüllt.

Dein Jugendloos ist zu beklagen?
Getrost, mein Bruder! laß dir sagen:
Am besten jede Frucht gedeiht,
Wenn's ist bewölkt zur Blüthezeit.

Die Kräfte, die im Lenze schaffen,
Bei Sonnengluth gar leicht erschlaffen;
Doch wenn Gewölk die Sonn' umspinnt,
Die Blüthe Kraft und Saft gewinnt.

Drum sei bewölkt auch deine Jugend,
Getrost! du sammelst Kraft und Tugend,
Und kommt die Zeit der Aernte nah,
So stehst du reich an Früchten da.

Und Viele deren Jugendsonne
Nun strahlt in wolkenloser Wonne,
Wirst du am Tag der Aernte seh'n,
Gebeugt und arm an Früchten steh'n.

4.

Heiliger Zorn.

Nein, in des Lebens
Wirren und Kämpfen
Ziemt es den Zorn nicht
Immer zu dämpfen!
Darfſt nicht inmitten
Tollem Gewühl
Stehn wie ein Eisberg
Allezeit kühl.

Nein, wo das Unrecht
Thronet und ſchaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:
Sollſt du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan.

Beuget die Ohmacht
Heilige Rechte,
Will ſie die Freien
Meiſtern wie Knechte:
Auf! laß entlodern
Flammendes Wort!
Rache zu fodern,
Donner' es fort!

Siehſt du die Feigheit
Küſſen die Ruthe,
Die ihr den Nacken

Geißelt zu Blute:
Auf! den Verkehrten
Stachle dein Zorn,
Sei dem Entehrten
Weckender Sporn!

Weinet die Unſchuld,
Trauert die Reinheit
Tückiſch geläſtert
Von der Gemeinheit:
Auf! und empöre,
Herz, deinen Muth,
Tilge der Schlange
Giftige Brut!

Siehſt du den Halbwitz
Höhniſch ſich rotten,
Frevelnd des Hohen,
Heiligen ſpotten:
Röthe dein Antlitz
Flammendes Blut,
Sprühe dein Auge
Zürnende Gluth!

Ja, wo das Unrecht
Thronet und ſchaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:
Sollſt du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan.

Doch zu vernichten
Wehre dem Zorn,

Daß er der Liebe
Diene zum Borne,
Daß er befruchte,
Gleich dem Veſuv,
Der aus der Lava
Reben erſchuf.

Lacrymä Chriſti
Zeugt er am Fuße:
Himmliſche Thränen,
Thränen der Buße
Lock' aus den Herzen,
Die du geſchreckt,
Die deine Zorngluth
Segnend bedeckt!

5.

Der letzte Chriſt.

(Seitenſtück zu A. Grüns letztem Dichter.)

„Die alte Chriſtuslehre
Hat ihre Zeit verlebt;
Die reifgewordne Menſchheit
Nach hellerm Lichte ſtrebt.

Das Kreuz ſchon bald verfallen,
Wann ſinkt es ganz und gar?
Wann ſchwindet von der Erde
Der letzte Chriſtaltar?" —

So lang in Menſchenherzen
Noch ein Gewiſſen ſchlägt,

Nach Frieden und Verſöhnung
Ein heiß' Verlangen trägt;

So lang ein Schwerbeladner,
Dem jede Stütze bricht,
Sehnſüchtig droben ſuchet
Ein tröſtlich Hoffnungslicht;

So lang noch ein Verwaister
Um ſeine Lieben weint
Und nach dem Lande ſeufzet,
Das die Geſchied'nen eint;

So lang ein Menſch gedenket:
Ich bin des Todes Kind!
Wer hilft daß ich die Schrecken
Des Grabes überwind'?

So lang in Menſchenſeelen
Ein Gottesfunke ſprüht,
So lang des heil'gen Feuers
Nicht alles ausgeglüht — :

So lange ſteht auf Erden
Die Kirche Chriſti feſt
Und ſchließt in ihre Hallen
Der Menſchheit beſſern Reſt!

Und wer da ſucht zu retten
Sein künftig Himmelsloos,
Wird für und für ſich flüchten
In ihren Mutterſchooß.

Und ſtirbt dereinſt die Menſchheit
Dem alten Erdkreis ab,

So geht im letzten Menſchen
Der letzte Chriſt zu Grab.

Und fällt am Tag des Zornes
In Aſche Sonn' und Stern,
So ſchwingt ſich aus den Trümmern
Das ew'ge Wort des Herrn.

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

I.

Oktaven.

Siehſt du das Gärtchen dort im Wieſenthale
Und auch dabei das kleine, nette Haus?
Die Täubchen fliegen mit dem erſten Strahle
Der Sonne fröhlich in die Welt hinaus.
Doch kehren ſie zum heitern Abendmahle
Zurück vor Nacht, ruh'n ſtill betrachtend aus.
So laß ich auch umirren die Gedanken,
Doch kehren ſie zurück in liebe Schranken.

Wohl' kenn' ich eine liebe, traute Stelle,
Die Stelle, wo ich dich zuerſt geſeh'n.
Es war im Lenz bei milder Abendhelle,
Die Lüfte koſ'ten im beglückten Weh'n.
Noch rauſcht ihr Lied die munt're Wieſenquelle,
Und immer drängt es mich, zu ihr zu geh'n.
Ja, Quelle, rauſche du in Blumenbanden,
Du wirſt von einem Glücklichen verſtanden!

„Und liebſt du mich?" ſo fragt ich einſt mit Beben
Die ſüße Braut, die nun im Grabe ruht.
Ach, auf ihr „Ja!" da kam ein höh'res Leben
In meine Bruſt, ein Leben voller Glut.
Ich hab' ihr Wort, nicht läßt es auf ſich heben,
Und dieſes Wort, es iſt mein höchſtes Gut.

Sie liebt mich noch! Ich will es nie vergeſſen:
Nun ſproßt mir Lebenskraft bei den Cypreſſen.

Auf einem Grabe ſah ich feſt verſchlungen
Zwei Hände im herzinnigen Verein.
Da dacht' ich, Denen iſt der Sieg gelungen,
Ihr Glück wird groß in höhern Welten ſein.
Sie ſind aus Nacht zum Licht hindurchgedrungen,
Sie fanden ſich im neuen Morgenſchein.
Wer ſo ſich hält, den kann kein Wechſel trennen:
Und o wie ſelig iſt dort das Erkennen!

Ich grüße dich beim Frühlingswiederkehren,
Im heitern Blau, du Lerche voll Geſang.
Nun ſollſt du mich ein Sängerleben lehren,
Ein Leben, reich an Blüthen, Duft und Klang,
Ein Leben, das noch ſinget im Entbehren,
Dem der Geſang iſt tiefer Herzensdrang.
Und wenn du ziehſt im Herbſt von unſern Auen,
Will ich noch ſingend in das Leben ſchauen.

„Du mein?" — „Ja, dein!" ſind Worte, die verwehen,
An ihnen hat die Seele keinen Halt.
Sie ſind nur Brücken zum Hinübergehen,
Gewinnt ein Herz im andern die Geſtalt.
Iſt die Geſtaltung glücklich doch geſchehen,
Verloren hat das Wort dann die Gewalt.
Mag es verweh'n! Hat es doch ſüß geklungen,
Die Seele in ihr Heimatland geſungen!

Der erſte Blick, den ſcheue Liebe blicket,
Er gleicht im frühen Lenz dem Vögelein,
Das ſeine leiſen Frühlingsgrüße ſchicket,
Es weckt die Flur, es weckt den ſtillen Hain.
Wie ſolch ein Blick die Seele tief beglücket,

Ach ſolch ein Glück kann nur empfunden ſein!
Der letzte Blick, den treue Liebe ſpendet,
Dem Vöglein gleicht er, das ſich heimwärts wendet.

—

Wer viel geliebt, dem wird auch viel vergeben,
Wer rein geliebt, liebt ſich zum Engel hier;
Wer treu geliebt, erringt im Erdenleben,
O Ewigkeit, ſchon einen Kranz von dir.
Wer in der Liebe ſtirbt, fühlt im Entſchweben:
Gott iſt die Lieb' und Strahlen nur ſind wir.
Vereint mit ihm zu ſein, iſt Ziel des Strebens:
Nur Liebe löſ't das Räthſel dieſes Lebens.

2.

Unendlichkeit der Liebe.

Ein wahres Wort haſt du geſprochen,
Als ich im Stillen bei dir ſaß.
Ich fühlt' an meines Herzens Pochen,
Wie tief dein Blick im Innern las.
Ja, du haſt recht, die Seeleneinung
Iſt Werk nur eines Augenblicks.
Nicht trübt die irdiſche Verneinung
Die reine Quelle dieſes Glücks.

Die Seele fühlt am tiefen Frieden,
Daß in ihr eine Seele ruht,
Und daß, wenn irdiſch auch geſchieden,
Sie nie verliert dieß hohe Gut.
Komm', laß uns flüchten aus den Zeiten!

Erhebe dich zum freien Raum!
Was uns zu Gott vermag zu leiten,
Gewiß, das iſt kein leerer Traum.

Uns ſchlägt die Zeit in enge Bande;
Beengt hält uns die Körperwelt;
Doch werden öfters uns Geſandte
Aus lichtern Sphären zugeſellt.
Oft ſind es Farben, oft auch Töne,
Die uns erwecken wunderbar.
Da werden wir das geiſtig Schöne
In unſerm Innern erſt gewahr.

Der tiefe Blick, der mir gelungen
In dein unendlich Inn're — ſprich!
Hat dieſer Blick nicht auch bezwungen,
Bewältigend, dein ganzes Ich?
Und ſo, wie du dich mir gegeben,
So werd' ich auch beherrſcht von dir.
Vereint, verzweigt iſt unſer Leben,
Nicht Rede iſt von dir und mir.

Ich denk' mich in die weitſte Ferne,
Weit über Tod und über Grab,
Du weilſt noch nicht auf jenem Sterne,
Wohin ich meine Seele gab.
Und müßt' ich ſelbſt ſo weit mich trennen,
Ich fühlte doch mit dir mich eins;
Sieh'! dieſes innige Erkennen
Iſt Bürge unſ're ew'gen Seins.

Was flötet aus der Nacht im Thale?
Was regt ſich in der Abendluft?
Wie? wiegen ſich im Mondenſtrahle
Die Geiſter in dem Roſenduft?

Der Ewige hat ſich vereinet
Dem Stoff der irdiſchen Natur.
Und was uns herrlich hier erſcheinet
Iſt er in der Verhüllung nur.

Und ſo wie er die Welt durchdringet,
Wie ihm iſt Alles unterthan;
Wie er das Sterbliche bezwinget,
Daß es ihm nicht enteilen kann:
So feſſeln, ſo durchdringen Geiſter
Sich auch zur höhern Seligkeit;
Doch ihm, dem ew'gen Weltenmeiſter,
Bleibt Alles immerdar geweiht.

Auch wir ſind ſein im großen Runde,
Wir fühlen ſeinen ew'gen Hauch;
Und weihen uns zum ew'gen Bunde
Und ringen nach Verklärung auch.
Du mein! Ich dein! Vereintes Leben!
Du mein! Ich dein! in Gott vereint!
Laß oft den Blick hinauf uns heben,
Wo Stern bei Stern in Nacht erſcheint!

Wer kann den Weltenraum ermeſſen?
Nur Ahnung zeigt die Bahn uns vor!
Sie lehrt, das Irdiſche vergeſſen,
Weil ſie ſich Himmliſches erkor.
Wir haben ihren Schein geſehen,
Der, wie ein Morgenroth, erglüht;
Auch fühlten wir ſchon leiſes Wehen
Von dort, wo die Vollendung blüht.

3.

Der Ring.

Der Ring, den ich von ihr empfing,
Der Ring,
Der Ring in tauſend Stücken ging,
Der Ring.
Da dacht' ich mit der Lieb' iſt's aus,
Iſt's aus!
Und zog weit in die Welt hinaus,
Hinaus!

Doch in der weiten Welt thut's weh',
Thut's weh';
In Sommers Glut, in Winters Schnee
Thuts weh'.
Man denkt zurück, ſtets an das Glück
Zurück!
Hin iſt das Glück, kehrt nie zurück
Das Glück!

4.

Die Köhlerstochter.

Im Wald ſteht eine Hütte,
Ein Köhler wohnt darin,
Und ſeine ſchöne Tochter,
Die liegt mir ſtets im Sinn.

Der Vater geht zum Meiler,
Zu ihr ich wohlgemuth;
Der Vater schürt die Kohlen,
Wir nähren auch die Glut.

Erst glimmte sie verstohlen,
In Flammen schlug sie aus.
Kein Wunder, bringt doch Kohlen
Der Vater selbst ins Haus!

Touliesa.[1])

Indiſches Volksmährchen.

In einem der öſtlichen Reiche Aſiens lebte ein armer Mann, Nurſingh genannt; er war ein Holzhauer, aber ſo arm, daß er ſich nicht einmal das nöthige Handwerksgeräthe anſchaffen konnte. Da er weder ein Hackmeſſer, noch eine Axt beſaß, mußte er ſich damit begnügen, dürres Holz aufzuleſen und daraus Reisbündel zu verfertigen. Seine Frau und ſeine Tochter halfen ihm bei der Arbeit; und wenn ſie, nach vieler Mühe und Anſtrengung, das tägliche Brod herausgebracht hatten, waren ſie zufrieden, ja ſogar glücklich; oft aber brachten ſie es nicht einmal ſo weit. Solcher Tage zählten ſie leider immer mehrere und zuletzt ſahen ſie dem Augenblick entgegen, wo ſie alle drei vor Hunger ſterben müßten.

Nurſingh und ſeine Frau ergaben ſich geduldig in ihr Schickſal; wenn ſie klagten, ſo war es vorzüglich darum, daß ſie ſich um die Zukunft ihrer Tochter be-

1) Nach einer franzöſiſchen Bearbeitung.

kümmerten. Sie war bereits zu den Jahren herangerückt, wo ſie einen Mann nehmen konnte, aber ach, es wollte ſich keiner zeigen; wie ſollten ſie es übrigens anfangen um dem Mädchen eine Mitgift zu verſchaffen; ſie lebten ja in einer tiefen Einſamkeit. Die ſonſt ſo geſchäftigen Zwiſchenhändlerinnen boten nur ſolchen Leuten ihre Dienſte an, welche ſie dafür reichlich belohnen konnten.

Touliesa, ſo hieß das Mädchen, hatte ſich oft mit Wohlgefallen im Spiegel der Quellen betrachtet; ſie fand ſich ſchön, war ehrgeizig und mitten in ihrer Armuth hieng ſie den glänzendſten Träumen nach. Oft dünkte ſie ſich eine Prinzeſſin geworden zu ſein; ſie vergaß dann ihr Elend und ſchwelgte in den Genüſſen eines glücklichen Zuſtandes, der ihr doch nie zu Theil zu werden ſchien. Obgleich ſie ihr Lager auf nackter Erde aufgeſchlagen hatte, bildete ſie ſich ein in einer ſilbernen Bettſtelle und unter der reichſten Brokart-Decke zu ruhen; an ihren Füßen fühlte ſie weiche Sandalen von Saffian; die glänzendſten und koſtbarſten Gewänder lagen ringsumher und ein großer Spiegel mit ſilberner Einfaſſung warf ihre Züge zurück; alles was eine Sultanin nur wünſchen mag, ſtand ihrer Phantaſie zu Dienſten. Ueber dieſen Träumen, die ſie ſtundenlang beglücken konnten, vergaß ſie alle Bekümmerniſſe der Wirklichkeit.

Allein um ſo unglückſeliger fand ſie ſich, wenn ſie erwachte; ſie mußte in den Wald hinaus, dürres Holz ſammeln, in Bündel vereinigen und nach Hauſe tragen.

Eines Tages, als ſie ihrem täglichen Geſchäfte nachgieng, kam ſie von ungefähr an die Ueberreſte einer

alten Cisterne, welche das hohe Halmengras und andere Pflanzen, die sich zwischen den Steinritzen festgewachsen hatten, beinahe verdeckten. Touliesa fand zu ihrer großen Freude, daß dürres Holz in Menge um die Cisterne herum lag. Eilig sammelte sie dasselbe und band es zu einem Bündel, so groß wie sie noch nie einen erobert hatte. Eben wollte sie ihre Last auf die Schultern laden, als eine Stimme, welche aus der Tiefe der Cisterne zu kommen schien, ihren Namen rief. Von Erstaunen ergriffen, schaute sie sich um, ward aber niemanden gewahr. Sie horchte und in einer Weile rief dieselbe Stimme ganz deutlich:

„Willst du mein Weib sein?“

Touliesa fuhr vor Schrecken zusammen, ergriff ihr Reisig und entfloh, fest entschlossen, nicht wieder an diesen Ort zurückzukehren, an welchem ein böser Geist zu hausen schien.

Allein nachdem das letzte Geldstück vom Erlös des letzten Holzes ausgegeben war, und sie im ganzen Waldrevier vergebens nach anderm Reisig sich umgesehn hatte, sah sie sich genöthigt nach jenem unheimlichen Ort zurückzukehren, wo sie sicher war welches zu finden. Nicht ohne Widerwillen gieng sie dahin; sie zitterte, und nur der Anblick der reichen Beute, die abermals rings um die Cisterne herum lag und noch in viel größerer Menge als vorher, gab ihr einige Fassung. Hastig las sie Zweig um Zweig auf und wollte mit einer gewaltigen Last enteilen, als zum zweitenmale die geheimnißvolle Stimme aus der Tiefe zu ihr empor rief:

„Willst du mein Weib sein?“

Touliesa erschrack noch heftiger als zuvor, und lief so schnell als ihr's die Ladung, die sie auf dem Rücken trug, erlaubte.

Ohne Unfall erreichte sie ihre Hütte. Der Verkauf des Reisigs fristete wieder auf einige Tage das Leben der dürftigen Familie; aber bald war Alles aufgezehrt und Nursingh und seine Frau sahen einander traurig an und seufzten: „Was soll noch aus uns werden?“

Ohne Erfolg durchsuchten sie das benachbarte Gehölze; sie fanden nichts mehr. Touliesa sollte sich nun abermals in die tiefern Waldungen begeben. Da offenbarte sie ihren Eltern das Geheimniß der Cisterne; sie hatte es bis jetzt verschwiegen, denn es war gefährlich, den Ort zu verrathen, den ein Djin, ein Naturgeist, zu seinem Aufenthalt gewählt hatte. Nursingh und seine Frau waren durch dieses Geständniß nicht im geringsten beunruhigt.

„O meine Tochter,“ sagte Nursingh, „kehre wieder zur Cisterne zurück, und wenn die Stimme abermals ruft, so antworte, daß man sich an mich, deinen Vater, zu wenden habe, der allein das Recht hat, über deine Hand zu verfügen.“

Nicht ohne Unruhe gehorchte Touliesa. Nachdem sie, wie früher, ihren Reisbündel zusammengerafft hatte, hörte sie den bekannten Ruf:

„Willst du mein Weib sein?“

Touliesa nahm allen Muth zusammen und antwortete mit zitternder Stimme:

„Ich vermag nichts, mein Vater muß diese Frage entscheiden!“

„Schicke deinen Vater," erwiederte die Stimme, „damit ich die Sache mit ihm abthue!"

Touliesa entfernte ſich, zufrieden ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu ſein. Sie kehrte nach ihrer Hütte zurück und gab getreulichen Bericht über das Vorgegangene.

Nurſingh verlor keine Zeit; nach den Angaben der Tochter war es ihm leicht die Ciſterne zu finden. Kaum war er daſelbſt angelangt, als das in der Tiefe der Erde verborgene Weſen zu ſprechen begann:

„O Nurſingh, du biſt arm und unglücklich: gib mir deine Tochter und du ſollſt reich werden. Dein Schatten ſoll größer werden und deine Schätze ſollen ſich mehren; was auch dein Herz wünſchen mag, bin ich im Stande zu erfüllen.

Durch dieſe glänzenden Verſprechungen geblendet, zögerte Nurſingh keinen Augenblick mehr, in das Begehren zu willigen; der Vertrag ward alſobald geſchloſſen.

Der Tag der Hochzeit wurde feſtgeſetzt.

Der Holzhauer gieng fröhlichen Sinnes ſeiner Hütte zu und wünſchte ſich Glück zu der glänzenden Zukunft, die ſich nun vor ihm aufthun ſollte.

Allein da er mit leeren Händen kam, ſo waren Touliesa und ihre Mutter nicht wenig traurig, denn ſie hatten nun gar nichts mehr, um ſich nur irgendwie auf die Feierlichkeit zu rüſten.

Ihre Unruhe legte ſich jedoch bald. Wenige Tage vor dem zur Hochzeit anberaumten Zeitpunkte ſaß die Familie gegen Anbruch der Nacht in der Hütte bei-

ſammen. Da erſchienen plötzlich, durch die Luft von unſichtbaren Händen getragen, hundert Körbe, in welchen ſich die reichſten Brautgaben befanden. Einige waren mit Früchten, Leckerbiſſen und eingemachtem Obſte angefüllt; andere enthielten reiche Shawls und Zeuge; alle waren auf's Herrlichſte ausgeſchmückt und funkelten aus einem Kranze farbiger Lichtlein.

Touliesa war durch dieſe Freigebigkeit des unſichtbaren Liebhabers gar ſehr geſchmeichelt; ſie und ihre Mutter fiengen an etwas Rechtes auf ihn zu halten. Mit ſtets neuem Entzücken verſuchten ſie jeden Tag bald dieſes, bald jenes Stück ihrer prachtvollen Anzüge.

Am feſtgeſetzten Tage begaben ſie ſich, in Begleitung Nurſingh's, zur Ciſterne. Wie erſtaunt waren ſie aber, den Ort noch ebenſo öde und wild zu finden wie früher; kein Zelt war daſelbſt aufgeſchlagen worden; keine Zurüſtung zu ihrem Empfange getroffen; nichts bezeichnete daß hier eine Hochzeit gefeiert werden ſolle. Nurſingh fand ſich daher in ſeiner Erwartung recht getäuſcht.

„Bei meinem Bart!“ rief er ärgerlich aus, „wem ſoll ich denn meine Tochter zur Frau geben, es iſt ja niemand da, der ſie aus meinen Händen in Empfang nehmen will?“

„Wir ſind alle da!“ rief eine geheimnißvolle Stimme, „der Bräutigam und ſeine Freunde erwarten die Braut mit Sehnſucht! Streife nur dieſen Ring an den Finger deiner Tochter Touliesa, die Hochzeit iſt geſchloſſen und ſie iſt mein Weib!“

Im Augenblicke fiel ein Ring in Nurſingh's Hand, der ihn an Touliesa's Finger ſteckte.

Nun ſahen ſie ein prachtvolles Gezelte ſich aus der Erde erheben, mit allen Zurüſtungen eines Feſtes; eine reiche Tafel, mit den ſüßeſten Weinen und den köſtlichſten Speiſen beſetzt, in der Mitte. Nurſingh und ſeine Begleiterinnen, gewöhnten ſich willig an die Wunder, die ſich nun vor ihnen erzeigten; ſie traten ein und labten ſich an dem herrlichen Mahle, das ihnen der Geiſt hatte auftragen laſſen; in ihrem Leben hatten ſie nichts Aehnliches genoſſen.

Nachdem ſie gegeſſen und getrunken hatten, hielt ein prachtvoller Tragſeſſel, wie ihn nur die vornehmſten Damen Oſtindiens beſaßen, vor dem Eingang des Zeltes. Der Augenblick der Trennung war gekommen; er fiel der Mutter und der Tochter jetzt überaus ſchwer. Aber es galt da kein Widerſtreben. Touliſa wußte, daß ſie unwiderruflich in der Macht eines Geiſtes ſtehe und daß das Entweichen unmöglich ſei. Sie ergab ſich in ihr Loos und ſtieg in den Tragſeſſel, welcher rings mit Vorhängen umzogen war und nun ſogleich durch eine übernatürliche Gewalt einige Fuß über die Erde hin, in die Luft empor geführt wurde. Touliſa ſchob die Vorhänge zurück, um ihren Eltern einen letzten Blick zuzuwerfen. Dieſe folgten in geringer Entfernung, voller Unruhe über das Schickſal, welches ihrer Tochter beſchieden ſein würde.

Als ſie nun ſo vorwärts ſchritten, durch eine Gegend, die ihnen bekannt zu ſein ſchien, veränderte ſich nach und nach der Anblick der Natur. Sie kamen an einen Hohlweg, welcher in die fruchtbare Ebene hinaus, oder vielmehr in einen wundervollen Garten führte, in deſſen

Mitte ſich ein prächtiger, von hohen Mauern umgebener Pallaſt erhob. Der Tragſeſſel flog dorthin, das Thor fuhr auf und er verſchwand in deſſen Wölbung.

Sie betrachteten eine Zeit lang dieſen Pallaſt, in dem ſich auch nicht das leiſeſte Geräuſch hören ließ und in dem eine zauberhafte Ruhe zu herrſchen ſchien. Sodann kehrten ſie zu ihrer Hütte zurück, mit gepreßtem Herzen und mit den heißeſten Segenswünſchen für das Wohl ihrer Tochter. Sie dachten, daß der Geiſt, welcher den erſten Theil ſeines Verſprechens gehalten hatte, auch den zweiten halten würde.

Als ſie nach Hauſe kamen, fanden ſie einen Stoß von den ſchönſten Reisbündeln vor der Thüre, die ſie vortheilhaft abſetzten. So viele ſie auch derſelben verkauften, nahm der Stoß dennoch nicht ab.

Nun brauchten ſie nicht mehr zu arbeiten, um ihr Brod zu verdienen; ſie ſchafften ſich Diener an; bauten ſich ein ſchönes Haus und lebten täglich in Freuden. Die Leute in der Nachbarſchaft, die ſich früher nicht darum bekümmert hatten, ob ſie Hungers ſterben müßten, fiengen nun an ſie mit ihren Beſuchen zu beehren. Jedermann war neugierig, zu wiſſen, auf welche Weiſe der Holzhacker und ſeine Frau ihre hölzerne Hütte in ein ſo ſchönes ſteinernes Gebäude verwandeln konnten; wie die ehemals ſo armen Leute nun plötzlich ſo reich geworden waren. Man fragte ſich namentlich, wer Touliesa geheirathet habe, wann und unter welchen Umſtänden die Hochzeit ſtatt gefunden habe. Nurſingh fand nicht für nöthig auf alle dieſe Fragen zu antworten; er ſetzte ihnen ein ſtetes Stillſchweigen entgegen. Allein

der Neid der Nachbarleute ließ es nicht dabei; dieser wundervolle Glückswechsel wurde dem Könige berichtet und der Holzhauer an den Hof gerufen; um über den Ursprung seiner Reichthümer Rechenschaft abzulegen.

Er bekannte die völlige Wahrheit und erzählte bis ins Einzelne die Heirathsgeschichte seiner Tochter, nebst allen Vortheilen, die für ihn selbst daraus entstanden waren.

Diese Offenherzigkeit schadete ihm aber in den Augen des Königs, welcher der Geschichte dieser sonderbaren Begebenheiten keinen Glauben beimessen wollte. Er befahl, daß Nursingh auf die Folter gelegt würde. Nachdem dieser aber auf der Wahrhaftigkeit seiner Aussagen bestund, verurtheilte ihn der erzürnte Monarch zum Tode.

Der Holzhauer und seine Frau verzweifelten; sie fiengen an zu bereuen, daß sie ihr Kind einem Wesen gegeben hatten, von welchem sie nichts Genaueres wußten, und dessen Gaben ihnen nun so verderblich werden sollten. Ihre Lage ward so schlimm als jemals. Hatten sie früher mit dem Hunger zu kämpfen, so waren sie jetzt der schonungslosesten Gewaltthätigkeit preisgegeben. Sie durften nicht für ihr Leben besorgt sein, und so groß auch oft ihr Elend war, trösteten sie sich doch mit dem Gedanken an eine glücklichere Zukunft. Jetzt sah Nursingh seinen Tod vor Augen; er glaubte schon das Schwert des Henkers im Nacken zu fühlen. Und was sollte dann aus seiner trostlosen Wittwe werden? sie war allein, verlassen, ohne Rath und Stütze; sie wußte ja nicht einmal, in welchem Winkel der Erde sie ihre Tochter Touliesa hätte aufsuchen sollen.

So klagten die greisen Eltern und warfen sich ihre Leichtgläubigkeit und ihre Unklugheit vor; allein sie klagten ihren Tochtermann mit Unrecht an, sie verlassen zu haben. Denn am Vorabend des zu Nursings Hinrichtung bestimmten Tages vernahm der Fürst eine Stimme, die ihm zurief:

„O König! hüte dich über Alles, ein Haar auf Nursingh's Haupte zu krümmen; er hat dich nicht betrogen; ich habe seine Tochter geheirathet und die schrecklichste Rache soll dich treffen, wenn du ihm das geringste Leid zufügst!"

„Wer du auch sein magst," erwiederte der König, „so wisse, daß ich den Tag der Hinrichtung dieses Betrügers verschieben will, um zu erfahren ob du auch die Macht habest, die du dir zuschreibst; übermorgen wird Nursingh bestimmt sterben, und keine leere Drohung soll mich von meinem Vorsatze abbringen."

Der Fürst war in der That muthig. Die Stimme antwortete nichts. Als er aber den folgenden Tag erwachte, wurde er gewahr, daß er und der Holzhauer die beiden einzigen lebendigen Wesen in der ganzen Stadt seien; alle übrigen Bewohner derselben waren von Schlangen gebissen worden und lagen leblos in ihren Häusern. An diesem schrecklichen Zeichen erkannte der Fürst, daß er es mit einem mächtigen Geiste zu thun habe; er eilte zu Nursingh und bat ihn, er möchte den Zorn seines Tochtermanns von ihm abwenden und dessen Gunst erwerben.

Da der arme Holzhauer nicht boshafter Natur war und sich nicht rächen wollte, so versicherte er den Ko-

nig, er wolle Alles verſuchen, was dieſer wünſche, obgleich er nicht gewiß ſeie, daß ſeine Bitten erhört würden. In demſelben Augenblicke aber hörte er die geheimnißvolle Stimme rufen:

„Schlangen, die ihr meine Befehle vollſtrecktet, ihr beſitzet ein Gegengift, das von euern Biſſen heilt, wendet es an, damit dieſe Menſchen wieder aus den Schatten des Todes zurückkehren!“

Die Schlangen gehorchten; die Bewohner der Stadt erſtanden vom Tode. Und der von den Schreckniſſen deſſelben noch bewegte König löste ſelbſt Nurſing's Bande und ließ ihn nach Hauſe ziehen, nachdem er ihn reichlich beſchenkt hatte.

Seit dieſem Tage hatte Nurſingh Ruhe vor der vorwitzigen Neugierde ſeiner Nachbarn. Sie haßten ihn zwar noch, denn ſie mißgönnten ihm ſein Glück; aber die Furcht legte ihnen Stillſchweigen auf; denn wie hätten ſie es wagen können, den Zorn eines Mannes auf ſich zu ziehen, den mächtige Geiſter ſo ſichtbar beſchützten?

Was war aber ſeitdem aus Touliesa geworden?

Sie lebte glücklich mit ihrem Gatten. Sie ſah ihn nur des Nachts; den Tag über war er immer abweſend. Er überhäufte ſie mit Geſchenken; was ihre Laune nur fordern konnte, ward ihr gewährt. Nur Eines war von ihr gefordert, daß ſie ſich nemlich nicht aus dem Pallaſte entfernen und keinen Fremden einlaſſen möge.

Ihr Aufenthalt war übrigens von Wundern erfüllt, und die Mannigfaltigkeit derſelben ließ keine Langeweile zu. Die Gärten waren weitläufig, reich an ſüßem Obſte

und ringsum von frischen Hagebuchen umzogen. Die herrlichsten Badwannen von Marmor waren mit Jaspis und Agath eingelegt. Touliesa's Dienerinnen waren von ausgezeichneter Lieblichkeit und besaßen glänzende Talente. Die einen sangen mit harmonischer Stimme zum Klange der Leier; andere wußten wunderbafte Geschichten zu erzählen; andere tanzten; wieder andere besaßen eine seltene Fertigkeit Touliesa's Anzug zu bestellen und zu ordnen. Diese befand sich also überglücklich und schweifte zu jeder Stunde im Garten umher.

Eines Tages erblickte sie ein Eichhörnchen, welches ein Geier verfolgte. Das arme Thier war schon nahe daran, die Beute des Raubvogels zu werden, und warf einen bittenden Blick auf Touliesa, um deren Beistand zu erflehen. Sie empfand Mitleid, vertrieb den Geier, und es gelang dem Eichhörnchen zu entfliehen.

Diese kleinen Begebenheiten bezeichneten ihr friedliches, einförmiges und verlassenes Leben. Stundenlang saß sie in ihrem Vogelhause und liebkoste und fütterte ihr kleines Volk. Allein bald empfand sie eine gewisse Leere in diesen Zerstreuungen und sehnte sich nach anderen.

Die Thore des prachtvollen Pallastes waren immer verschlossen. Bei Todesstrafe war es den Dienern verboten sie irgend Jemanden zu öffnen. Das Haus stand vereinzelt da und war von der übrigen Welt abgeschnitten. Was außerhalb vorging, wußte Touliesa nicht. Es war ihr nicht erlaubt die verschiedenen Dinge, die sie wünschte, auswärts zu kaufen, noch sich draußen zu ergehn und die Luft und das Licht der Freiheit zu

genießen. Zur Zeit ihres größten Elendes war ihr doch dieses noch vergönnt gewesen; jetzt, da sie es entbehren mußte, kam es ihr als das größte und ersehnteste Gut vor. Sie war dieser immer wieder erzählten Geschichten von Ländern, Städten und Leuten, die sie nicht kannte, herzlich müde. Ihre Stickereien zerstreuten sie nicht mehr. Für eine im Walde gepflückte Jasminblüte hätte sie gerne alle ihre Juwelen preisgegeben. Ihr Glück hatte allen Werth für sie verloren. Jetzt da sie keine Entbehrungen mehr hatte, vergaß sie wie sauer sie dieselben ehemals ertragen mußte; sie betrachtete sich als eine Gefangene; dieser herrliche Pallast erschien ihr als ein großer Kerker.

Eines Morgens, als sie an einem kleinen Fenster saß und traurig in die Ebene hinaus schaute, erblickte sie eine alte Frau, welche ihre Schritte dem äußern Thore zulenkte. Diese Frau war eine Krämerin. Sie begehrte Einlaß; allein der Pförtner, den Befehlen seines Herrn getreu, wies sie ab. Ärgerlich wandte sich die Alte um und setzte sich an den Fuß der Mauer, über welcher Touliesa's Fenster waren, und knüpfte ein Gespräch mit ihr an. Sie gebrauchte alle erdenklichen Schmeicheleien, alle verführerischen Versprechungen. Wenn sie zu dieser Königin der Schönheit gelangen könnte, sagte sie, würde sie ihr Ohr durch wunderhafte Mährchen, ihr Auge durch unbekannte Schätze erfreuen.

Touliesa war von Langeweile geplagt; sie war von Natur schon neugierig: sie warf der listigen Alten den Zipfel eines Tuches zu und diese kletterte daran mit erstaunlicher Gewandtheit empor, und setzte sich auf die

Zinne des Thurmes, in welchem Touliesa ſich befand Ein übernatürliches Weſen war allein im Stande, ein ſolches Wageſtück auszuführen. Dieß hätte die Tochter des Holzbauers wohl einſehn ſollen; allein daran dachte ſie am wenigſten.

Die vorgebliche Krämerin ſetzte ſich auf den Vorſchuß der Mauer und fieng an mit Touliesa zu plaudern. Nachdem ſie ihr tauſend kurzweilige und geiſtreiche Dinge erzählt hatte, begann ſie dieſelbe auszuforſchen.

„Meine Tochter," ſagte ſie zu ihr, „du rühmſt mir die Güte und zärtliche Liebe deines Gatten; aber, ſage mir doch: ißt er auch je mit dir und aus der nämlichen Schüſſel wie du?" — „Dieſe Ehre hat er mir noch nie erwieſen," antwortete Touliesa. „Deſto ſchlimmer!" ſagte die Alte, „das iſt ein Zeichen, daß er dich verachtet. Verlange doch von ihm dieſen Beweis von Achtung, die jeder Mann ſeiner Gattin ſchuldig iſt; wenn er ſich weigert, ſo ſiehſt du daraus, wie wenig er ſich um dich bekümmert." Die Alte ſah, daß das Giftkörnlein, das ſie in Touliesa's Seele geworfen, bereits Keim gewonnen hatte und entfernte ſich.

Touliesa war nun wieder allein; ſie hieng ihren Gedanken nach, von welchen einer immer trauriger war als der andere. Mit unbeſchreiblicher Ungeduld erwartete ſie die Nacht und die Ankunft ihres Gatten, denn ſie war feſt entſchloſſen, ihn gleich heute auf die Probe zu ſtellen.

Die Nacht war herangekommen und wie ſonſt wurde die Mahlzeit aufgetragen. Die junge Frau berührte

ſie nicht. Endlich trat ihr Gatte ein. Sie lief ihm entgegen und bat ihn mit ſchmeichelnder Stimme, er möge ſich doch zu ihr an den Tiſch ſetzen und das Mahl mit ihr theilen.

Nicht ohne Widerſtreben ergab er ſich endlich auf ihre fortgeſetzte Zudringlichkeit; er ſetzte ſich, berührte jedoch die Speiſen nur mit den Lippen, und nachdem er Touliesa ernſtlicher als je anempfohlen hatte, Niemanden in den Pallaſt zu laſſen, zog er ſich zurück.

Nach einigen Tagen hatte Touliesa ihre gewöhnliche Lebensweiſe wieder fortgeſetzt und jenen Vorfall beinahe vergeſſen; als ſie zu ihrem Thurmfenſter hinausſchauend, die Alte erblickte, welche als Antimonium-Händlerin gekleidet war. Sie ließ ſich zum zweitenmale durch ihre ſchönen Reden berücken und ſie die Mauer emporſteigen.

Die Alte fragte ſie: ob ſie von ihrem Gatten erlangt hätte, daß er ihre Mahlzeit theile. Touliesa bejahte dieß mit ſtolzem Selbſtgefühle.

„Aber," fuhr jene fort, „hat er dir auch ein Pan, d. h. ein Stück Fleiſch angeboten, von dem er ſelbſt genoſſen? Du weißt, meine Tochter, in unſern Sitten iſt dieß ein Beweis von Anhänglichkeit."

Daran hatte Touliesa nicht gedacht. Sie war darüber betroffen und nachdem ſie die Alte dafür tüchtig abgekapitelt, beſchloß ſie ihres Gatten Liebe von neuem auf die Probe zu ſetzen.

„Mein Gatte," ſagte ſie, als er ſich das nächſtemal wieder an ihre Seite niedergelaſſen hatte, „warum haſt du mir nie ein Pan angeboten? Alle Männer, die ihre Frauen lieben, wiſſen doch wohl, daß dieß ziem-

lich iſt?“ — „O Touliesa,“ verſetzte dieſer, frag' mich nicht darüber. Ewige Trennung wäre unſer Loos, wenn ich dir's entdecken würde.“

Dieſe Antwort befriedigte die Neugierige nicht. Sie hielt an, ſchmeichelte, ſchmollte, allein vergeblich. Ihre Unruhe wuchs und wurde immer gereizter. Sie glühte vor Ungeduld, dieſes Geheimniß zu ergründen und fragte ſich Tag und Nacht:

„Warum hat er mir noch kein Pan angeboten?“

Sie ſah mit Betrübniß, daß ſie jene Macht, welche die Frauen ſo gerne über ihre Männer ausüben, noch nicht über den ihrigen habe und ſann über Mittel nach, ſie zu erhalten. Allein da ſie von Natur gutmüthig war, verwiſchte ſich dieſer traurige Eindruck nach und nach und ſie dachte am Ende gar nicht mehr daran.

Da erſchien die ſchreckliche Alte zum drittenmale.

„O meine Tochter!“ ſagte ſie, „hat dir dein Gatte niemals ſeinen Namen genannt?“

Touliesa kannte dieſen Namen in der That nicht und verſprach ſogleich, ihr Gatte müſſe ihr auch noch dieſen Beweis ſeiner Anhänglichkeit geben.

Sie fragte ihn alſo mit ungewohnter Dreiſtheit und Hartnäckigkeit. Zwanzigmal wurde ſie abgewieſen, aber nicht müde ſtets von neuem zu fragen. Vergebens verſicherte er ſie, daß ihre Neugierde ebenſo unvernünftig als gefährlich ſei; ſie antwortete auf Alles nur durch Thränen und beſtigere Bitten.

„O Touliesa!“ ſagte er endlich, „wenn du dieſen Beweis meiner Liebe durchaus verlangſt, ſo muß ich dir ihn geben, eine geheime Macht zwingt mich dazu. Aber

wiſſe, die Offenbarung dieſes Namens wird dir verderblich werden. Du wirſt in deine vorigen Verhältniſſe zurücktreten und nur den Kummer haben, dein Glück durch eigene Schuld verſcherzt zu haben.“

Ein Weib, welches der Vorwitz ſticht, läßt ſich weder durch Drohungen noch durch Gefahr zurückſchrecken. Touliesa beharrte auf ihrem Begehren. Ihr Gatte machte ihr nochmals die dringendſten und liebevollſten Vorſtellungen; ſie hörte ihn kaum an.

„Nun denn!“ ſagte er, es geſchehe, was du verlangſt: aber hier kann ich dir deine Bitte nicht gewähren.“

Er führte ſie zum Pallaſt hinaus: ſie ſchritten einige Zeit weiter, bis ſie an das Ufer eines Fluſſes kamen. Der Geiſt blieb ſtehen und ſagte dann mit traurigbewegter Stimme:

„O Touliesa! beharrſt du noch auf deiner Frage nach meinem Namen? . . . Siehe, noch iſt es nicht zu ſpät, darauf zu verzichten. . . .

Touliesa's Eigenliebe war zu ſehr im Spiele; ſie fand es unter ihrer Würde, ſich zurückzuziehen.

„Ich beharre darauf!“ ſagte ſie.

Nachdem ihr Gatte dieſen Beſcheid vernommen hatte, ſtieg er bis an das Knie ins Waſſer und wiederholte ſeine Frage. Touliesa's Antwort war dieſelbe. Er ſtieg abermal vorwärts, ſo daß ſie ihm nur noch Kopf und Schultern ſehn konnte, und beſchwor ſein Weib mit den zärtlichſten Worten, ſich nicht einer ewigen Reue auszuſetzen. Ach! die Tochter des Holzhackers war von ihrem guten Genius verlaſſen: ihr Stolz hatte

Liebe und Vernunft bezwungen; ſie winkte mit der Hand, daß ſie nicht weichen wolle.

„Mein Name iſt Basnak-Dau!“ rief der Geiſt und verſank im Fluſſe.

In demſelben Augenblicke tauchte der Kopf eines Fiſches aus dem Waſſer und verſchwand wieder, nachdem er einen zornigen Blick auf die zitternde Touliesa geſchoſſen hatte. Darauf ward ringsum Alles ſtille.

Als Touliesa zu ſich gekommen war, befand ſie ſich allein und war wieder in ihre zerriſſenen Lumpen gekleidet wie ehemals. Traurig und in tiefer Reue ſchlug ſie den Weg zum Pallaſte ein; allein der Pallaſt war nicht mehr vorhanden: er war mit den prächtigen Gärten, die ihn umgaben, in der Luft zerronnen. Die Ebene, in deren Mitte er ſich erhoben hatte, war in eine ſandige Einöde verwandelt.

Touliesa gieng vorwärts, ohne zu wiſſen wohin. Bald erkannte ſie das Haus, oder vielmehr die Hütte ihres Vaters, denn auch dieſe war wieder, was ſie vormals geweſen und ſchien noch mehr zerfallen als früher. Wie von ihr, ſo war auch das Glück von ihren Eltern gewichen. Sie hatten kein Reiſig mehr, kein Geld, keinen Vorrath im Hauſe. Da ſie durch ihren kurzen Wohlſtand an den Müßiggang gewöhnt worden waren, ſo kam ſie die Arbeit ſauer an. Ihre Tochter mußte ſich nun allein dazu verſtehn und bekam zu ihren eigenen Gewiſſensbiſſen noch die bitterſten Vorwürfe von ihren Eltern. Sie liebte den Gatten, den ſie durch ihre Schuld verloren hatte, mehr als ſie es wußte und verzweifelte nun, ihn nicht mehr zu beſitzen. Aber

warum hatte ſie ihn nicht beſſer zu würdigen gewußt? warum hatte ſie ſeine Liebe mit Undank und Herzloſigkeit vergolten? warum blieben ihre Augen verſchloſſen vor den vielen Reichthümern, die er ihr gegeben? So ſeufzte ſie oft im tiefen Herzen und zürnte ihrer Thorheit und hätte gern ihr letztes Blut vergoſſen, ihren Fehler wieder gut zu machen.

Jeden Tag ſetzte ſie ſich mehreremale an den Rand der Ciſterne, allein die geheimnißvolle Stimme ließ ſich nicht mehr vernehmen. Touliſa kehrte traurig nach ihrer Hütte zurück, und war getröſtet genug, wenn ſie nur ſo viel Holz zuſammenleſen konnte, um einen Bündel daraus zu machen.

Welch trauriger Wechſel war in ihrem Schickſal eingetreten! Sonſt wohnte, nach Arbeit und Mühſeligkeit, Friede in dieſer ärmlichen Hütte. Touliſa legte ſich auf ihre Strohmatte nieder und überließ ſich ihren Lieblingsträumen; ihre Träume waren Phantaſeen und keine Reue über die Vergangenheit. Jetzt ließ ihr der Jammer weder Ruhe noch Säumniß zu. Gerne hätte ſie im Tod eine Rettung aus dieſem unglücklichen Zuſtande geſucht, wenn ſie nicht die Gewißheit gehabt hätte, daß ihre Eltern ohne ſie Hungers ſterben müßten. Sie entſchloß ſich alſo zu leben, zu dulden und zu arbeiten.

Eines Tages, als ſie den Wald durchſtreifte, ſah ſie ein Eichhörnchen an ihr vorüberhüpfen. Dieſe niedlichen Thierchen waren an dieſem Ort in großer Anzahl, ſie hätte dieſes eben nicht bemerkt, wenn es ſie nicht auf eine ganz beſondere Art angeſehn hätte,

wodurch ſie an das Abenteuer im Garten erinnert wurde. Sie beobachtete es genau und beſchloß ihm nachzufolgen. Das Eichhörnchen ſchien darüber erfreut zu ſein, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben und ſprang langſam vor ihr her, manchmal das Köpfchen umwendend, um zu ſehn, ob ſie ihm in der That folge. Es führte ſie an einen Ort im Walde, wo dürres Holz in Menge lag. Touliesa machte einen großen Bündel und kehrte fröhlich in ihre Hütte zurück.

Den folgenden Tag erblickte ſie daſſelbe Eichhörnchen wieder; es führte ſie abermals an jenen Ort im Walde. Es war ein ſtilles, heimliches Plätzchen, ringsum von weichem grünem Raſen umgeben. Nachdem Touliesa ihren Bündel zuſammengebracht hatte, ſetzte ſie ſich in den Schatten und ſchlief bald darauf ein.

Ein leiſes Stimmengeflüſter weckte ſie aus ihrem Schlummer auf, und als ſie die Augen halb öffnete, gewahrte ſie einige Eichhörnchen, die mit einander geheimnißvolles Geſpräche pflogen. „Ach!“ ſagte eines von ihnen, „wie iſt unſer Feind auf einmal ſo mächtig geworden? Als ich jüngſt dieſe Gegend verließ, war unſer ganzes Geſchlecht noch frei, und nun finde ich es in tiefer Knechtſchaft.“

Ein anderes antwortete: „Wiſſe, daß der grauſame Geierkönig Sarkaſukus eine unerwartete Verbindung eingegangen iſt. Die Mutter Basnak-Dan's, des Königs der Fiſche hatte erfahren, daß ihr Sohn eine Tochter der Erde geheirathet; ſie wußte, daß wenn ſie dieſe überreden könnte, den Namen ihres Gatten zu erfragen, ſie die Gewalt wieder erlangen könne, die ſie

durch deſſen Großjährigkeit verloren hatte. Nun hat ſie ſich mit Sarkaſukus verbunden, der als Krämerin verkleidet, ſich in den Pallaſt ſchlich und der jungen Gattin jenen verderblichen Rath gab. Jetzt hat die Königin ihren Thron wieder erobert; ihr Sohn ſchmachtet in Gefangenſchaft, und Sarkaſukus, der durch der Königin mächtige Hülfe ſtolz und ſtark geworden iſt, verfolgt uns mit grauſamer Bosheit.“

„Wie ſehr beklage ich die Tochter der Erde!“ ſeufzte das andere Eichhörnchen: „ſie hat mich aus den Klauen des grauſamen Sarkaſukus gerettet, und gerne möchte ich ihr meine Dankbarkeit zu beweiſen ſuchen. Wird ſie denn für immer von ihrem Gatten getrennt ſein? und giebt es kein Mittel, ihn wieder zu beſitzen?

— „Es gibt ein Einziges,“ ſagte mit bedenklicher Miene, das beleibteſte unter den Eichhörnchen, das eine gelehrte und angeſehene Perſon zu ſein ſchien, „aber dieſes Mittel iſt gefährlich. Sie muß ſich gegen Morgen wenden und bis zu einem großen Fluſſe wandern. Nachdem ſie an das entgegengeſetzte Ufer desſelben gelangt ſein wird, muß ſie das Neſt des Hooma's aufſuchen. Wie ſie aber über dieſen Fluß gelangen kann, weiß ich nicht, denn ſie kann ſich keinen Nachen verſchaffen und wenn ſie hinüber ſchwimmen will, ſo werden ſie die Fiſche ſogleich auffreſſen. Hat ſie aber das Neſt glücklich gefunden, ſo muß ſie eines der Eier in ihrem Buſen verſchließen, wo es alſobald ausgebrütet ſein wird. Verkleidet muß ſie ſich dann zur Königin begeben und ſich als Dienerin bei ihr anwerben laſſen. Dieſe wird ihr die ſchwierigſten Arbeiten auflegen; wenn

ſie dieſelben nicht alle glücklich zu Stande bringt, ſo verräth ſie ihre ſterbliche Abkunft und wird ſogleich den Fiſchen zum Fraße vorgeworfen. Jedoch wird ihr der Vogel, der aus dem Ei des Hooma's ausſchlüpft, bei allen dieſen Aufgaben treffliche Dienſte leiſten. Dieſer Vogel wird dem grünen Fiſche, den die Königin um den Hals geſchlungen trägt, die Augen auspicken und in demſelben Augenblicke wird Basnak-Dau ſeinen Thron und ſeine Gattin wieder erhalten. Dieſe wird dann durch die Zauberkraft des Hooma's, in deſſen Beſitz ſie ſich befindet und der ein Talismann iſt, Königin ſein und das Recht haben, den Namen ihres Gatten zu wiſſen."

Die Eichhörnchen zerſtreuten ſich nun wieder im Walde. Was Touliesa von ihnen gehört hatte, entflammte ſie mit neuem Muthe. Die Gefahren, denen ſie ſich ausſetzen ſollte, um in den Wiederbeſitz ihres Gatten zu gelangen, ſchreckten ſie nicht zurück. Nur die Furcht, ihre alten Eltern dem Hungertode preis zu geben, betrübte ſie. Voll von dieſen traurigen Gedanken, hob ſie ihr Reiſig auf; aber wie groß war ihre Freude, als ſie darunter einige Goldſtücke fand! Sie dachte gleich, ihr Freund, das Eichhörnchen, habe ſie hierher gelegt.

Da dieſes Geld hinreichte, die Eltern während Touliesa's Abweſenheit zu nähren, ſo machte dieſe ſich auf den Weg, die Abenteuer, die ſie beſtehen ſollte, aufzuſuchen. Sie wanderte lange Zeit durch unbekannte Gegenden, ohne daß ihr etwas Unangenehmes begegnete; ſie ſchien durch höhere Mächte Kraft und Schutz zu erhalten.

Nachdem ſie während einigen Wochen gewandert war, kam ſie an einen großen Fluß. Eine Menge ſchwarzer Fiſche tauchten daraus von Zeit zu Zeit ihre häßlichen Köpfe, um zu zeigen, daß ſie da ſeien, um den Fluß zu bewachen.

Touliesa ſann über Mittel nach, über dieſen Fluß zu kommen und glaubte, eines gefunden zu haben. Sie hatte einen irdenen Waſſerkrug bei ſich, dieſen leerte ſie und ſchloß den Hals desſelben hermetiſch zu; um ihren Krug ſchlang ſie Bambusrohre, welche ſie mit Binſen vereinigte. So hatte ſie bald eine Flöße zuſammengebunden, welche auf dem Waſſer hintrieb. Nun war aber die Frage: wie ſie ſich im Angeſicht der gräulichen Fiſche darauf wagen könne. Während ihres Zögerns kamen einige Eichhörnchen, welche ihrem Treiben zugeſehen hatten, herbeigeſprungen und hüpften auf die Flöße. Touliesa hielt dieß für ein günſtiges Zeichen und ſprang ſelbſt darauf. Mit einer langen Stange entfernte ſie die ſchwarzen Fiſche, welche den Floß umgaben und mit drohendem Rachen nach ihr ſchnappten, und ſiehe, ſie erreichte glücklich das andere Ufer. Sie ſtieg an's Land und die Eichhörnchen desgleichen, was Touliesa zu großem Troſt gereichte, denn ſie hoffte, von ihnen den Weg zum Neſte des Hooma's zu erfahren.

Unfern vom Strande kam ihr ein Bienenſchwarm entgegen, was ſie ebenfalls für eine glückliche Vorbedeutung nahm. Die Eichhörnchen hüpften um ſie her und ſtießen ein Freudengeſchrei aus. So führten ſie Touliesa bis in ein Thal, in deſſen Mitte ſich ein prächtiger Baum erhob, deſſen Blätter wie Smaragden glänzten.

Auf diesem schönen Baume bauten der Hooma und sein Weibchen eben ihr Nest, indem sie dazu die schönsten Lieder sangen. Dieß Alles hätte Touliesa wohl bewundert, wenn sie der Gegenstand ihres Vorhabens nicht so sehr beschäftigt hätte. Das Nest war bald gemacht und das erste Ei hineingelegt. Die beiden wundersamen Vögel waren so glücklich, das erste Pfand ihrer Liebe zu betrachten, das Touliesa den Muth verlor, ihnen dasselbe zu rauben. Sie wartete, bis einige Eier im Neste lägen und nahm endlich das letzte und verbarg es in ihren Busen. Mit diesem köstlichen Talisman versehn, und im Geleite der freundlichen Eichhörnchen, setzte sie ihre Reise fort. Endlich kam sie vor die Mauern eines großen Pallastes. Die Hälfte ihrer Aufgabe war hier gelöst, allein andere Prüfungen sollten nun für sie beginnen.

Nicht ohne heimliches Grauen pochte sie am Thore und begehrte in den Dienst der Königin aufgenommen zu werden. Man führte sie in ein prachtvolles Gemach, wo diese Fürstin auf einem Thurm von Kissen saß; um ihren Hals wand sich die große grüne Schlange, das Sinnbild ihrer Macht. Die Königin glich ihrem Sohne etwas; ihre einstige Schönheit hatte noch einige unzweideutige Spuren zurückgelassen; aber ihr Anblick war ernst und ehrfurchtgebietend; wer sie ansah, zitterte unwillkührlich. Ihre Augen waren durchsichtig wie diejenigen der Fische, und ihre Haare fielen in langen, schlangenartigen Locken um die Schultern. Wie milder war dagegen Basnak-Dau! Touliesa erkannte, daß auch bei den Geistern sich der Charakter der Seele auf dem

Geſichte abſpiegle. Während ſie in dieſe Gedanken vertieft war, betrachtete die Königin ſie von Kopf zu Fuß; hierauf ſagte dieſe zu ihr, daß ſie keine Dienſtfrau annehme, bevor ſie die nöthigen Prüfungen beſtanden habe. Es komme nun auf ſie an, ob ſie ſich denſelben unterwerfen wolle, allein der geringſte Fehler ſolle mit dem Tode beſtraft werden.

Obgleich die Tochter des Holzhackers durchaus nicht wußte, was man mit ihr beginnen werde, antwortete ſie, daß ſie bereit ſei.

Sogleich überreichte man ihr ein kryſtallenes Glas; man führte ſie in einen, von hohen Mauern umgebenen, gepflaſterten Hof und ließ ſie da allein zurück, mit der Aufgabe, den Duft von tauſend Blumen in dieſem Glaſe zu ſammeln. In dem Hofe war aber keine einzige Pflanze, kein Halm, geſchweige die tauſend Blumen, deren Duft Touliesa ſammeln ſollte. Das arme Mädchen verzweifelte beinahe. Bis jetzt hatte ſie immer noch auf den Beiſtand ihrer Freunde, der Eichhörnchen, gezählt; allein es ſchien, ſie hätten ſie verlaſſen; ſie waren außerhalb des Pallaſtes geblieben und ſie hatte ſie ſeitdem nicht wiedergeſehn.

Als ſie eben in tiefer Betrübniß zu weinen begann, flog ein dichter Bienenſchwarm über die Mauer; jede Biene trug ein Beutelchen, in welchem ſich Blumendüfte befanden; ſie leerten ſie in das Gefäß und die Luft ward von den herrlichſten Wohlgerüchen erfüllt.

Einige Augenblicke hierauf öffneten ſich die Thore, es traten Diener herein und brachten das Gefäß zu den Füßen der Königin, welche mit dieſer Probe zufrieden war.

An dieſem Tage durfte die Tochter des Holzhackers zum erſten Male wieder, nachdem ſie ihren Gatten verloren hatte, in einem guten Bette ſchlafen; ſie träumte von Basnak-Dau.

Den andern Morgen brachte man ihr einen mit Sand angefüllten Waſſerkrug und befahl ihr, daraus einen reichen Schmuck für die Königin auszuſuchen. Allein ſie mochte ſuchen, ſo lange ſie wollte, ſie fand nichts als Sand. Die Eichhörnchen kamen ihr zu Hülfe: ſie trugen ein Körnlein nach dem andern fort und ließen dafür eine Perle oder einen Diamant vom ſchönſten Waſſer zurück. Touliesa, die einen treflichen Geſchmack hatte, machte daraus ein wundervolles Geſchmeide. Die Königin hätte ſie hier gerne beſchämt, allein ſie mußte ſelbſt eingeſtehn, daß Touliesa's Werk vortreflich gerathen ſei.

Mit gleichem Erfolge beſtand ſie einige andere Proben, und ſchon glaubte ſie ſich dem Siege nah', als ſie bemerkte, daß ihr treueſter Gefährte, das kleine Eichhörnchen, traurig und niedergeſchlagen war; mehrere Male zog es ſie am Schleier, und Touliesa, welche auf das geringſte Zeichen achtete, ließ ſich von ihm bis an's Ende des Gartens in eine Laube von Hagebuchen führen. Hier hielten alle Eichhörnchen Rath. Touliesa ſetzte ſich unter einen Baum, ſchloß die Augen und horchte ihren Berathungen zu. Eine traurige Nachricht brachte die Eichhörnchen in Beſtürzung. Der grauſame Sarkaſukus, der König der Geier, hätte ſich auf den Weg gemacht, um nach dem Pallaſte zu kommen; gelingt ihm dieß, ſo iſt Touliesa's bisherige Arbeit vergeblich:

ſie wird ſogleich erkannt und den Fiſchen zum Fraße vorgeworfen werden.

Um dieſem drohenden Geſchicke zu entgehn, mußte Touliesa nun verſchiedene Spezereien verbrennen, welche den Einzug des Geierkönigs allein verhindern können. Allein der Rauch dieſer Spezereien vertrieb auch zugleich die Eichhörnchen und Touliesa war nun ſich ſelbſt überlaſſen und hatte allein gegen einen eben ſo liſtigen als wachſamen Feind zu kämpfen, bis zum Tage, wo das Ei des Hooma's, das ſie auf ihrem Buſen trug, ausſchlüpfen würde.

Touliesa that pünktlich was ihr die Eichhörnchen anbefohlen hatten, und da ſie damit beauftragt war, die Rauchpfännchen zu unterhalten, in welchen die Wohlgerüche brannten, ſo wählte ſie diejenigen Spezereien, welche die Kraft hatten den grauſamen Sarkaſukus zu entfernen, und zündete dieſelben an allen Enden des Pallaſtes an.

Mehrere Male ſchon hatte das häßliche Geſicht des Geierkönigs zu den Thüren und Fenſtern des Pallaſtes hereingegrinzt, allein der Rauch, der ihm entgegen qualmte, vertrieb ihn jedesmal wieder. Er flog unabläſſig um das Gebäude herum und das Brauſen ſeiner Flügel glich einem Sturmwirbel. Touliesa lief von einem Rauchpfännchen zum andern und war von Mattigkeit erſchöpft; bald hätten ſie Kraft und Muth verlaſſen. Sarkaſukus verdoppelte ſeine Angriffe; jeden Augenblick konnte er eine Öffnung entdecken, welche der Rauch nicht beſchützte, und in den Pallaſt dringen....

Allein jetzt hatten Touliesa's Bemühungen ihr Ziel

erreicht: mit leiſem Gekrache zerſprang die Schale des Hooma-Ei's und ein junger Vogel kroch heraus. Plötzlich ſtieß der Geierkönig ein fürchterliches Geſchrei aus, ſpannte ſeine rieſigen Flügel und brauste davon, und verlor ſich in den Lüften.

In wenigen Augenblicken war der eben ausgebrochene Vogel mit Federn bedeckt und mit Schnabel und Klauen verſehn. Jetzt ſtürzte er auf die grüne Schlange los, welche den Hals der Königin umwand, und bohrte ihr die Augen aus. Der Zauber war gebrochen. Die Königin fiel betäubt zu den Füßen ihres Thrones und ein Heer von Genien, zahlreiche Schaaren von Eichhörnchen, Fiſchen und Bienen führten ihren geſetzmäßigen König, Basnak-Dau, in den Saal herein. Die armſelige Kleidung Touliesa's war plötzlich in königliche Prunkgewänder verwandelt. Ein Diadem funkelte auf ihrer Stirne; ſie wurde allgemein als Königin und Gattin eines jener mächtigen Geiſter ausgerufen, welche unter gewiſſen Bedingungen, über die unſichtbaren Reiche herrſchen.

So war Touliesa's vorlaute Neugierde beſtraft worden; ſo wurde aber nun auch ihre heldenmüthige und aufopfernde Beharrlichkeit belohnt.

Die ſeltſamen Unterthanen Basnak-Dau's waren froh, nun gegen die Verfolgungen des grauſamen Sarkaſukus geſichert zu ſein. Die Eichhörnchen beſonders bezeugten ihre Fröhlichkeit durch allerlei Artigkeiten und ſpaßhafte Sprünge; das kleine Eichhorn, welches ſich der armen Touliesa ſo treulich angenommen hatte, ſtieg zur Würde eines königlichen Rathes.

Auch Nurſingh und ſeine Gattin fühlten ſogleich die Folgen der glücklichen Schickſalsänderung ihrer Tochter: ſie ſaßen eben in einem Winkel der dürftigen Hütte, zu Boden, und wollten ihr über der Aſche geröſtetes Brod verzehren, als ſich plötzlich ein mit den herrlichſten Speiſen, den köſtlichſten Weinen beladener Tiſch vor ihnen erhob.

An dieſem Zeichen erkannten ſie, daß Touliesa ihren Gatten wieder gefunden habe, und ſie dankten dem Weſen, welches alle Dinge dieſer Welt nach ſeinem Wohlgefallen leitet.

W. L.

Zimmerſpruch, von Wilh. Wackernagel.

Gerichtet iſt das neue Haus:
Hoch oben ſteckt ein Blumenſtraus,
Der Tannenbaum mit weh'ndem Band,
Und grüßt hinaus in alles Land,
Und grüßt in Gaſſen grad und krumm
Die Nachbarhäuſer rings herum.

Gerichtet iſt das neue Haus:
Doch ſieht es noch gar luftig aus,
Noch kann vom Himmel hoch herein
Der Regen und der Sonnenſchein:
So ſpend' ihm auch der Herr der Welt
Den Segen, der vom Himmel fällt.

Gerichtet iſt das neue Haus:
Bewahr' es Gott vor Saus und Braus!
Gott wahre Haus und Herz vor Sturm
Und vor dem Brand und vor dem Wurm!
Es ſtehe feſt von Stund zu Stund
Auf ſeinem guten tiefen Grund!

Gerichtet iſt das neue Haus:
Nur frommer Muth geh' ein und aus;
Die Faulheit bleibe draußen ſtehn,
Die Armuth ſoll vorübergehn,
Und drinnen hab' ein treuer Fleiß
Sein ſüßes Brot für ſauren Schweiß!

Gerichtet iſt das neue Haus:
Gott mache noch ein altes draus!

Alt werde drinnen Mann und Weib
Bei jungem Geiſt und friſchem Leib;
Es wohne drinn die alte Treu:
Die Liebe nur ſei täglich neu!

Gerichtet iſt das neue Haus:
Nun kommt und mauerts tüchtig aus,
Und decket übers Wohngemach
Von Ziegeln auch ein gutes Dach!
Dann mag es regnen, mag es ſchnein:
Im Haus iſt ew'ger Sonnenſchein.

Gedichte von K. A. Hagenbach.

1.

Des Liedes und der Liebe Macht.

Wo nähm' ich Luft und Odem her,
Wenn nicht die Macht des Liedes wär'?
Des Liedes Macht,
Die Tag und Nacht
Zum reinen Quell der Freuden macht.

Wo nähm' ich Troſt und Hoffnung her,
Wenn keine Macht der Liebe wär'?
Der Liebe Macht,
Die ſehnend wacht,
Vom Himmelsodem angefacht.

Wo nähm' ich Lieb' und Lieder her,
Wenn nicht ein Gott im Himmel wär',
Der Liedesluſt
Und Liebesluſt
Beweget in des Menſchenbruſt?

Drum preiſ' ich Gott von Herzens Grund,
Der mir das Lied gab in den Mund,
Und in das Herz
Der Liebe Schmerz,
Und beide lenket himmelwärts.

Drum laß' ich Lieb' und Lieder nicht,
Ob alles sonst zusammenbricht,
Nach oben zieht
Mich Lieb' und Lied,
Zu dem, der all' mein Sehnen sieht.

Und wenn mein Lied dereinst verklingt,
Die Liebe bleibt, die Liebe singt
Mir noch ins Grab
Ihr Lied hinab,
Wenn ich schon überwunden hab'.

2.

Die Liedertafel.

Wohlan, die Tafel ist gedeckt,
Und alles eingeleitet,
Herbei ihr Gäste, kommt und schmeckt
Das Mahl, das uns bereitet.
Die holde Wirthin, kennt ihr sie?
Es ladet euch die Harmonie
Zu ihrer Liedertafel.

Was flimmern in dem Königssaal
Die Kerzen ob den Bechern?
Was schwelgen an dem Königsmahl
Die Zecher bei den Zechern?
Der Becher kreist von Mund zu Mund,
Doch willst du werden ganz gesund,
Komm' an die Liedertafel.

Da ſchäumt und perlt der wahre Trank,
Da fließt die rechte Speiſe,
Es quillt, wie Silber rein und blank,
Vom Mund des Liedes Weiſe;
Es dringt zum Herzen friſch und ganz,
Daß in der ew'gen Sterne Glanz
Erglüht die Liedertafel.

Und mit dem Liedesdrange ſteigt
Der Lieder bunte Menge,
Je mehr das Ohr ſich dürſtend neigt,
Je voller die Geſänge:
Du wirſt des Schönen nimmer ſatt,
Das iſt der Segen, den man hat
Von dieſer Liedertafel.

Herbei ihr Gäſte, kommt herbei
Zum großen Liederfeſte,
Das *eine* Band, das ſchönſte, ſei
Was bindet alle Gaſte,
Das holde Band der Harmonie,
Und immer walt' und herrſche ſie
An unſrer Liedertafel.

3.

Komm' aufs Land.

Haſt du ſelber dich verloren
In der Städte Staub und Sand,
Komm' aufs Land, komm aufs Land,
Werde neu geboren!

Auf dem Lande wehn die Lüfte,
Friſch aus Gottes freier Hand,
Komm' aufs Land, komm' aufs Land,
Trinke Himmelsdüfte.

Auf dem Lande ſcheint die Sonne
Durch der Firne Roſenwand,
Komm' aufs Land, komm' aufs Land,
Fühle Morgenwonne!

Auf dem Lande grünt und flimmert
Täglich Gottes Feſtgewand,
Komm' aufs Land, komm' aufs Land,
Wo dir Hoffnung ſchimmert.

Auf dem Lande heilt die Wunde,
Kühlet ſich des Schmerzes Brand,
Komm' aufs Land, komm' aufs Land,
Und dein Herz geſunde.

4.

Einſame Wanderung.

Wenn ich ſo einſam wandle
Durch Flur und Feld und Hain,
Und da mit mir verhandle
Was mir gehört allein:
Iſt mir als ob ein Andrer
Mit ſeinem Hauch mir nah',
Und ſpräche: „Lieber Wandrer,
„Merk auf! auch ich bin da.

„Zu mir ſollſt du erheben
Den Geiſt in ſtiller Ruh',
Mir Red' und Antwort geben,
Und auf mich hören du,
Dann wirſt du mit dem Deinen
Auch bald im Reinen ſein." —
O wär' ich mit dem Einen
Doch immer ſo allein.

3.

Kreuz am Wege.

„Reißt die Kreuze aus der Erde."
Herwegh.
— „Das werden ſie wohl bleiben laſſen."
Luther.

Mich ſoll es freuen jedesmal
Tritt mir auf meinen Wegen
Auf Bergeshöh', im Feld, im Thal
Des Kreuzes Bild entgegen.

Mir ſoll es heben jedesmal
Den Blick zum Vater droben,
Der uns das Kreuz nach ſeiner Wahl
In Weg und Steg verwoben.

Wo Kreuze ſtehn, da flammt das Licht,
Da läßt ſich Hoffnung faſſen,
Wo Kreuze ſtehn, da ſind wir nicht
Vergeſſen, nicht verlaſſen.

Wo Kreuze ſtehn, iſt auch nicht weit
Der Brüder Wohl und Wehe,
Ein Kreuz, auch in der Einſamkeit,
Verkündet Gottes Nähe.

Wo Kreuze ſind, wo Kreuze ſtehn,
Da kann mein Fuß auch ſtehen,
Und nach dem Stern, noch ungeſehn,
Durch Nacht und Dunkel gehen.

Das Kreuz iſt's, was uns aufrecht hält,
Wo Sturm und Wetter hauſen,
Des Kreuzes Stamm, wo der nicht fällt,
Mags durch die Berge brauſen.

Nur Eines bitt' ich, Herr! von dir
Nach meinem ſchwachen Dichten,
Willſt du am Lebensweg auch mir
Ein ſtilles Kreuz errichten:

Stell' mirs ins freie, grüne Feld,
Umſtrahlt vom Sonnenlichte,
Auf Bergeshöh', wo dirs gefällt,
Nur daß michs aufwärts richte!

Umwallt von deines Himmels Blau,
Von reinen Lebenslüften,
Getränkt von deinem ſüßen Thau,
Wirds Balſam von ſich düften.

Von ihm geht aus der Hoffnungsſtrahl,
Daß wir das Ziel erreichen,
Drum ſei gegrüßt auf Berg und Thal
Holdſel'ges Siegeszeichen!

6.

Gott iſt mein Lied.

Sie mögen ſingen von der Liebe,
Von treuer Liebe ſing' auch ich,
Sie mögen ſeufzen, daß ſie bliebe,
Sein Lieben bleibet ewiglich.

Sie mögen ſingen von den Sternen,
Mein Stern iſt meines Liedes Luſt,
Und was ſie ſuchen in den Fernen,
Mir geht es auf in ſtiller Bruſt.

Sie mögen ſingen von dem Lenze
Und ſeiner Blumen Herrlichkeit,
Ihm duften meines Liedes Kränze
Auch in der rauhen Winterzeit.

Sie mögen ſingen von den Quellen,
Und von der Rebe ſüßem Saft,
Aus einem Quell, dem ſüßen, hellen,
Erneut ſich meines Liedes Kraft.

Sie mögen ſingen von den Kriegen,
Mein Lied iſt Krieg- und Siegeslied,
Mein Held muß ewig, ewig ſiegen,
Der mich zum ernſten Kampf beſchied.

Sie mögen ſingen von den Göttern,
Ich ſinge dem lebend'gen Gott,
Sie mögen ſpotten mit den Spöttern,
Mein Lied trotzt ihres Liedes Spott.

Gott iſt mein Lied, ihm will ich ſingen,
So lang ein Odem in mir lebt,
Ihm ſoll des Herzens Saite klingen,
Bis Ihr der letzte Hauch entſchwebt.

7.

Stille halten.

Stille halten deinem Walten,
Stille halten deiner Zucht,
Deiner Liebe ſtille halten,
Die von je mein Heil geſucht;
Ja, das will ich, wie's auch geh',
Wie's auch thu' dem Herzen weh.

Stille halten ohne Klage,
Ohne Murren, ohne Trotz,
Was dazu die Welt auch ſage,
Ich will ſpotten ihres Spotts;
Weiß ich doch, wie gut mir war
Stille halten immerdar.

Wo ich's ſelber wollte zwingen
Und es wagen ohne dich,
Ach, da ſanken mir die Schwingen
Meines Muthes jämmerlich,
Aber wo ich ſtille hielt,
Haſt du ſtets mein Heil erzielt.

Ward es anders auch gewendet,
Ging's durch banges Dunkel oft,

Immer hat es gut geendet,
Beſſer, als ich je gehofft,
Beſſer, als bei Tag und Nacht
Ich's im Herzen ausgedacht.

Darum will ich ſtille halten
Tag und Nacht, Jahr ein und aus,
Bricht auch neues zu dem alten
Kreuz und Leid herein ins Haus;
Weiß ich nur, es kommt von dir,
Nun, es ſei willkommen mir.

Du, o Herr! giebſt Kraft den Deinen,
Und den Schwachen allermeiſt,
Darum gieb mir deinen reinen,
Deinen guten, ſtillen Geiſt,
Daß, es gelte wo und wann,
Ich dir ſtille halten kann.

In der wellenloſen Stille
Über tiefem Meeresgrund
Thut ſich mir dein Gotteswille
In dem klarſten Spiegel kund,
Da nur kann dein Odem wehn,
Wo die Stürme ſchlafen gehn.

Wie das Weltmeer ſeine Maſten
Sicher trägt auf ſtiller Fluth,
So Herr! laß mich deine Laſten
Tragen mit ergebnem Muth,
Kehr' mit deinem Frieden ein —
Laß mich ſtille, ſtille ſein.

8.

Ergebung und Übung.

Immer ernſter wird das Leben,
Immer näher rückt der Tod,
Herz! was kann die Welt dir geben,
Als den Tod, womit ſie droht?
Du, mein Gott! nur du allein
Kannſt des Lebens Spender ſein.

Schöne, freudenreiche Tage
Schenkte deine Liebe mir,
Vor dem Danke ſchwieg die Klage,
Nur Erwünſchtes dankt' ich dir,
Und nun wär' mein Danken aus,
Weil du führſt ins Klagehaus?

Nein, nun erſt will ich erkennen
Deiner tiefſten Liebe Grund,
Nun erſt recht dich Vater nennen,
Der ſich thut als Vater kund,
Der mich als ſein Kind erzieht
Und nur auf mein Beſtes ſieht.

Herr, was deiner Huld genüget,
Und was deinem Weſen recht,
Bleibt, ob alles lügt und trüget,
Wie ſichs füget, gut und ächt,
Hebet über Luſt und Schmerz
Hoch empor zu dir das Herz.

Ob ſich dann die Tage trüben
Und gar finſter wird die Nacht,

Herz! du kannſt, du ſollſt dich üben
In der Zucht, die ſelig macht,
In der Zucht, die ungeſucht
Reifen macht des Himmels Frucht.

Süße Frucht aus bittrem Samen,
Reines Gold aus heißer Gluth,
Uber alle ſtolzen Namen
Einzig weſenhaftes Gut!
Seelenruhe, Seelenheil,
Endlich wirſt du mir zu Theil.

9.

Auf den Gräbern.

Auf den Gräbern blühn die Roſen,
Auf den Gräbern ſchwillt das Grün,
Geiſter flüſtern, Geiſter koſen
Durch die Lüfte her und hin.

Zu dem Grabe meiner Lieben
Zieht es mich mit ſtiller Macht,
Wo ich ſonſt kein Stündlein blieben,
Blieb' ich jetzo Tag und Nacht.

Fremde Stätten, fremde Betten
Waren dieſe Hügel mir,
Und nun ſind es Liebesketten,
Die mich halten, binden hier.

Ja wohl theure Glieder ſind es,
Die ich hier beiſammen hab',
Grab der Mutter, Grab des Kindes
Und der theuern Brüder Grab.

Da leſ' ich die goldnen Namen
Auf dem ſchwarzen Marmorſtein,
Aber in den engen Rahmen
Faß' ein großes Bild ich ein.

Eine Welt voll ſüßer Schmerzen,
Eine Welt voll herber Luſt
Regt ſich im beklomm'nen Herzen,
Drängt ſich aus bewegter Bruſt.

Über Zeiten, über Räume
Trägt die Ahnung himmelweit,
Nicht ins Reich der ſüßen Träume,
Nein, ins Reich der Wirklichkeit.

Wirklich iſt ja nur was droben
Ewig lebt und ewig währt,
Was wenn all der Staub zerſtoben,
Auch den Staub ins Licht verklärt.

Dahin, dahin hebt ſich freier
Des entzückten Geiſtes Schwung,
Zu der heil'gen Liebesfeier
Seliger Vereinigung.

Und ſie all', die hier im Kreiſe
Schlafen innern Todesthor,
Sind mir all in ihrer Weiſe
Jetzo näher, denn zuvor:

Denn ich merk' es, nicht alleine
Wandl' ich hier ein Gaſt umher,
Hier auch iſt des HErrn Gemeine,
Und wo ſie, da iſt auch Er.

Die ehemalige Grafſchaft Pfirt,

nach Natur, Sage und Geſchichte.

An der Südgränze des Sundgau's, da wo der höhere Jura vom fernen Genferſee ſeine ſeltſam geſtalteten Bergſchüſſe und Flüen zu den kleinern Hügeln und in die Ebene hineinſtreckt, — ſüdlich von der Schweiz, öſtlich vom Rheine beſäumt, liegt ein Landwinkel, der eben ſo reich an hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, als an Schönheiten der Natur iſt und den Walter Scott in ſeinem Karl dem Kühnen mit allem Aufwande der Romantik geſchildert hat.

Der vaterländiſche Traveller, der die Ill aufwärts geſtiegen iſt und ſich ihrer geſegneten Ufergefilde erfreut, oder die herrliche Wasgaukette durchſtreift hat, ſetzt gewöhnlich, von den mannichfaltigſten Genüſſen erfüllt, am Fuße des Bölchen oder an der Thanner Thalöffnung, ſeinen Wanderſtab nieder, wähnend, hier ſei das Ende der heimatlichen Wunder, hier ſei finis Alsatiæ. Wir möchten ihn durch gegenwärtige Zeilen von ſeinem Irrthume abbringen, etwas weiter ſüdwärts

locken und ihn erſuchen, mit uns in eine Gegend zu wandern, die noch für Viele ein unbekanntes Land zu ſein ſcheint, wenigſtens noch lange nicht ſo bekannt, beſucht und beſprochen iſt, als ſie es verdient.

Zur Zeit des Wanderns, zur ſchönen Sommerzeit, gehn täglich mehrere Wagen von Mülhauſen nach dem Städtchen Altkirch ab. Von Straßburg aus jagen bekanntlich die Dampfhippogryphen mit mächtigen Flügelſchlägen, in vier Stunden nach Mülhauſen, von wo aus dann der Weg durch liebliche Hügelthäler, von Fruchtfeldern und Wieſengründen begränzt, eine Zeitlang in geringer Entfernung vom Rhein- und Rhonekanal hinführt. Wer ſeiner Füße bis auf die eigentlichen Bergpartien ſchonen will, kann auch einmal des Tags im Eilwagen von Mülhauſen bis nach Pfirt fahren. Es lohnt ſich aber der Mühe, in Altkirch ſchon den Wanderſtab zu nehmen und die drei Stündchen zu Fuß zurück zu legen: die Gegend verdient es und gibt reichlichen Erſatz für die kleine Anſtrengung. Die Landſtraße iſt bequem und die ſich nach und nach dem Auge aufthuenden Ebenen und Hügel gewähren die freundlichſte Abwechslung; beſonders da ſich bald in der Nähe die Juraſpitzen amphitheatraliſch erheben. Die würzige Gebirgluft ſtrömt erfriſchend und kräftigend herüber und hebt die Sohle unwillkührlich zu raſcherem Schritte.

Kaum eine Stunde von Altkirch entfernt, gewährt der in einer Wieſentrift liegende Kantonort Hirſingen, an der Ill, einen Ruhepunkt. Er lehnt ſich ſüdlich an einen waldumkränzten Hügel, über welchen die

Straße führt, und das Auge kann der Thalwindung weit hinaus bis an den Fuß der Berge folgen; um und um schauen freundliche Dorfkirchlein aus den Bäumen hervor. Etwas näher bei Altkirch, nördlich von Hirſingen, liegt das von Wieſen umgebene Dörfchen Hirzbach, mit dem Schloſſe der Herren von Reinach, die zu einer der älteſten Familien des Oberrheins gehören.

Abermals eine Stunde weiter, an zwei bedeutenden Meierhöfen vorüber, erſcheint im Thalgrunde Feldbach, in deſſen Kirche mehrere Grafen und Gräfinnen von Pfirt begraben liegen.

Wir ſind noch in der Ebene, ſteigen aber bereits, zwiſchen üppigen Getreidefeldern und duftigen Wieſen, den vor uns ſich öffnenden Bergthoren zu. Das Schloß Pfirt glänzt uns hell entgegen im Sonnenlichte, mit ſeinen keck anragenden Zinnen und lichten Fenſterbogen.

Rechts an die Vorberge geſchmiegt, arbeitet ſich Alt-Pfirt mit ſeinen dunkeln Moosdächern, aus unzähligen Obſtbäumen heraus. Hier ſtand, aller Vermuthung nach, die Stadt Pfirt, welche wegen ihrer weniger feſten — für Handel und Gewerbe aber deſto vortheilhaftern — Lage, in den Kriegen zerſtört worden war und ſodann ſpäter an einem von den Bergen beſſer beſchützten Orte wieder aufgebaut wurde. Man zeigt daſelbſt noch die Stelle, an der ſich einſt das ältere Schloß erhob. Die geſunde Luft, die Anmuth und Fruchtbarkeit der Gegend machen den Aufenthalt hier ſehr angenehm; eine reiche Quelle von geringem mineraliſchem Gehalte, aber von ſtärkenden Eigenſchaften,

verſorgt eine Badanſtalt, welche bei beſſerer Einrichtung z. B. für Kaltwaſſerkur, gewiß bald zahlreiche Gäſte anziehen würde.

Um ein Kleines, ſo haben wir Pfirt ſelbſt erobert.

Das Städtchen bietet, außer einigen Herrenhäuſern, von blühenden Gärten umgeben, meiſt nur alterthümliche Häuſer dar, an welchen die Neuerungsſucht der jüngern Zeit jählings abgeprallt zu ſein ſcheint. Die letzten Grafen von Pfirt haben wahrſcheinlich dieſe vergilbten, verſchoſſenen Häuſeranſtriche noch alle geſehn. Vor manchem runden Fenſterlein ranken, in hölzernen Käſtchen, üppige Federroſchen weit hinab, oder ſchauen ſich hellrothe Cactus in grün lakirten Töpfen ganz verwundert an, in dieſer terra incognita zuſammen zu treffen. In viereckigen Hollunderkäfigen daneben, ſchleichen traurige Diſtelzweiglein und Schwarzamſeln umher und ſingen: „Freiheit die ich meine!“ Im Herbſte, wenn die Rheinnebelgeiſter mit den Bergnebelgeiſtern hier Zwieſprach halten und ihre naſſen Mäntel über Thal und Ebene auslegen, hangen vor jedem Hauſe drei bis vier Meiſenkäfige und es iſt ein Piepen und Zwiken ohne Gleichen; denn nächſt meinen lieben Straßburgern ſind die Pfirter die berühmteſten Meiſenlocker des Erdballs; nur daß die „Brandele unn Blejele“ hier nicht nur mit der Leimruthe, ſondern auch, viel romantiſcher noch, durch Lockmeiſen herbeigebracht in Laubhütten und mit langen Holzklappen gefangen werden. Sie werden von den Liebhabern zu Dutzenden, und im eigentlichen Sinne mit Haut, Horn und Haaren verſchlungen.

Die Menſchen haben recht derbe, treuherzige Geſichter, ſind aber hie und da noch von einem etwas mittelalterlichen Hauche angeblaſen, was gar mancherlei Beobachtungen auszuſprechen erlauben. So iſt z. B. unter Vielen im Volke der Glaube an Hexen und böſe Geiſter hier noch in ſeiner klaſſiſchen Epoche. An manchen Stallthüren ſind lateiniſche Gebetſprüchlein und Beſchwörungsformeln angeklebt; einige Thüren, namentlich auf der Bergſeite, ſind vernagelt, was ſie übrigens mit den Köpfen ihrer Inhaber gemein haben.

Einen guten Alten traf ich gerade an der Arbeit, als er einen ſolchen exorziſtiſchen Zettel von ſeiner Stallthüre abnahm. Ich fragte ihn, warum er dieß thue. „Ei,“ ſagte er, „nun hat's keine Noth mehr mit meinem Vieh, der Böſe kann ihm nichts mehr anhaben, denn es iſt geſtern geweiht worden.“ Als ich der Sache weiter nachfragte, erfuhr ich, daß, in der That, über einen ganzen Troß neuangekommener Rinder auf offener Straße Beſchwörungsformeln ausgeſprochen und ſie mit Weihwaſſer beſprengt worden waren.

Ein anderes Geſchichtchen erzählte mir ein junger Burſche mit der gläubigſten Miene von der Welt: dem Meier auf dem Schloßberge droben wollte vor einigen Jahren das Vieh nicht gedeihen; die Pferde waren kettenlos und rasten und tollten jede Nacht im Stalle herum; die Kühe ſtanden trocken. Natürlich war da eine Hexe oder ein ſonſtiger Unhold mit im Spiele. Bald brachte man ans Licht, daß es ein Geiſt ſei, der ſchon ſeit Jahrhunderten hier wandeln müſſe, um ſeine Sünden abzubüßen. Der Geiſt wurde demnach ge-

faßt — wo, hab' ich nicht ermitteln können — in eine Flasche versiegelt und dieselbe begraben; in eine Ecke des Stalls wurde ein Stück geweihtes Blei festgenagelt als Antidotum. Und seitdem ist Ruhe und des Kälberns und Milchkießens kein Ende.

Wein wächst hier zu Lande wenig; desto lieber wird er getrunken. Es ist aber ein böser Wein, den die jungen Bursche trinken. Es vergeht beinahe keine Kilbe (Kirchweihe), ja kein Sonntag, wo Rebenblut nicht Menschenblut fließen macht; um ein Geringes wird das Messer gezogen. Ein Mitglied der öffentlichen Gerichtsbarkeit wurde jüngst zu einem Ausfluge eingeladen. „Ja," war der Bescheid, „ich komme schon mit, wenn nicht — es war am Sonntage — einige blutige Köpfe zu verhören sind." — Ein Bursche äußerte von einem seiner Widersacher: „Es ist ein Elend, man weiß gar nicht mehr, wo man ihm hinschlagen soll, der ganze Kopf ist vernarbt!" Dieß sind Feiertagsexerzitien; in der Woche ist Alles vergessen. Die Leute sind fleißig und eingezogen; sie machen zwar keine Komplimente und bewähren das Sprichwort „grob wie ein Sundgauer" gar manchmal; sie geben aber dem Fremden auf seine Fragen treuherzige Auskunft; zahlen ihre Abgaben; gehn täglich in die Kirche, und wollen sonst nicht weit über's Nest hinaus.

Pfirt, Ferrette, in lateinischen Urkunden Phirretum, hat etwa 900 Einwohner und ist der Hauptort des Kantons. Da es beinahe alle sogenannten Herrenleute des Umkreises (einen Friedensrichter, drei Notare, einige Huissiers, der Einnehmer, Doktoren und Apotheker

u. ſ. w.) bedacht und beſacht und daher — ganz wider das Geſetz der Schwere — viele Gelder der Ebene den Berg hinauf, nach Pfirt rollen müſſen: ſo hat ſich das liebe Landvolk bewogen gefühlt, ihm den Beinamen „Blutſauger“ zuſtießen zu laſſen; was aber im Entfernteſten kein Schimpf ſein kann, maßen dieſes mediziniſche Thier zu den Wohlthätern der kranken Menſchheit gezählt zu werden pflegt und deßwegen ſelbſt ein fürſtliches Wappen nicht verunſtalten würde.

In der Nähe von Pfirt iſt das Schloß der intereſſanteſte Punkt. Von den letzten Häuſern des Städtchens führt ein ſteiler Fußpfad durch ein überbautes Thor in einen geräumigen Weg, der in neuſter Zeit, ſo wie überhaupt der ganze Schloßraum mit vielem Geſchmacke angepflanzt worden iſt. Ein Förſterhäuschen, in mittelalterlichem Style aus Schloßtrümmern und Baumſtämmen erbaut, gewährt einen freundlichen Anblick. Ein ehemals 600 Fuß tiefer Felſenbrunnen iſt jetzt zum Theil verſchüttet. Auf der höchſten Ruine iſt eine hölzerne Plattform angebracht, von welcher ſich das herrlichſte Panorama in die weite Ebene hinaus eröffnet. Im fernſten Norden erhebt ſich wie eine blaſſe Nebelſäule das Straßburger Münſter, dieſe Sehergeſtalt im Rheinthale, nach der von allen Bergfirnen der Heimat ſich zuerſt die Blicke wenden, die jedem Elſäßer eine unabwendbare Liebe und Sehnſucht in die Seele zaubert. Vom Norden gegen Südweſten herüber zieht ſich in langer Kette, der majeſtätiſche Wasgau, „der Rieſe mit der Eichenkrone in der Tannen dunklem Kranz;“ die Kegelgeſtalt des Ungersbergs iſt leicht

erkenntlich; weiter oben die Rappoltsweiler und Kolmarer Gipfel und der König der Vogesen, der Bölchen mit seinem klaren See, seinen Alpenblumen und Sennhütten. Die Thanner Berge stießen mit den letzten größern Juragipfeln zusammen, die sich mit ihren wundersam gestalteten Flüen hinter uns her und weiter südöstlich hin bis an den Rhein ziehen, dessen Silberband am Fuße des Schwarzwalds und des Kaiserstuhls hinrauscht. —

Jenes friedliche Dorfchen, auf der Anhohe drüben, ist Liqstdorf und hinter dem Walde, von Wiesen umsaumt, liegt Winkel, wo die unermüdliche Rize aus krystallener Urne die Wasser der Alsa gießt; Gallier und Romer haben einst an ihren Gestaden gelegen und Attila's Rosse aus ihren Fluten getrunken und in mancher Schlacht ist sie durch die Bluttaufe der Volker getränkt worden. Ich grüße dich, du heiliger Quell des gesegneten Heimatstroms! mögen deine Ufer stets reichlich blüben und ein freies, kräftiges Volk, voll göttlichen Sinnes und Handelns, daran froher Tage genießen, mit treuer Liebe zum alten Vaterlande, mit frischem Muthe einer immer schönern Zukunft entgegenschreitend!

Gerne verweilt der Blick noch in der Nähe: bei dem Dorfchen Roppenzweiler, wo eine der bedeutendsten Papierfabriken des Landes ist; bei dem freundlich gelegenen Burweiler; bei dem Kloster Luppach, wo während der Schreckenszeit der Dichter Delille eine einsame Zufluchtsstätte gefunden; bei Folgensburg, wo einst Ariovist von Cäsars Legionen geschlagen wurde und sich dann auf einem schwanken Nachen über den

Rheinſtrom retten mußte; bei Blotzheim, wo das 1775 geſtiftete Tugendfeſt der Gräfin von der Au gefeiert wurde und kürzlich erſt römiſche Gräber aufgedeckt worden ſind.

Eine geologiſche Eigenthümlichkeit bietet das Becken dar, das ſich hinter Pfirt gebildet hat und das am nördlichen Ende des Städtchens in die Ebene ausmündet. Außer einigen wenigen Brunnen befinden ſich alle Quellen jenſeits der Berge, welche dieſes Becken begränzen. Die Ill fließt in weitem Bogen um Pfirt herum, ſich zuerſt öſtlich in die Ebene ſchlängelnd, dann in der Nähe von St. Blaſi ihren Lauf nordweſtlich fortſetzend.

Wenn man durch das verfallene Stadtthor, an dem noch das alte Wappen, zwei Fiſche, zu ſehn iſt, den ſanftaufſteigenden Bergweg antritt, ſo gelangt man in den Junkerwald, in dem Markſteine aus ältern Zeiten ſich befinden; ſie zeigen ein rundes Schild, über dem die Grafenkrone ſitzt, eine Straße mit drei Sternen theilt es in zwei Hälften, ein Ruthenbüſchel bildet damit ein Kreuz. Am Gemeindehauſe der Stadt iſt das Wappen der Grafen bloß durch eine Straße auf nacktem Felde vertreten. Der Junkerwald iſt reich an kräftigem Baumwuchs; der Maitrankſpender, Waldmeiſterlein, hat hier ſein würziges Reich ringsum aufgeſchlagen. Der Weg führt nun abwärts durch dichtes Geſträuch, um bald wieder emporzuſteigen, und in einer Viertelſtunde ſtehn wir an einem entzückenden Punkte: an der Heidenflüe, von wo aus der Blick weithin in die Ferne ſchweifen mag, ſich aber gewiß

bald wieder nach den seltsamen Berggestalten und Schluchten wenden wird, die sich ihm erzeigen. Unter uns klafft eine gegen zweihundert Fuß tiefe und einige Fuß breite Kluft. Die Bauern sollen einmal einen tyrannischen Vogt bis dahin verfolgt und in die Tiefe geschleudert haben. Am Fuß der Heidenfüe liegt die Wolfshöhle. Der Weg dahin ist überaus jäh und verwachsen und bietet das Bild eines europäischen Urwaldes dar. Diese hundertjährigen Tannen, diese majestätischen Eichen, Buchen, Ahorne, die sich aus dichtem Gebüsche wie Mastbäume emporschwingen und von Moos umwoben sind; diese üppigen Clematisranken, die sich mit ihren weißen Blütensträußen hoch hinauf bis in die Wipfel der höchsten Bäume verspinnen; diese breitblättrigen Erdbeerstöcke, mit großen würzigen Früchten — ein rothes Korallenmeer, — habe ich in unsern nordlichen Gegenden noch nie gesehn! Der schwarze Elleborus, das blaßrothe Geranium mit seinen fein geschnitzten Blättchen und seinem brennenden Geruche; die wilde Rose, die in zahlreichen Guirlanden bis zum Boden herabquillt und allenthalben ihren süßen melancholischen Duft hinstreut; die hochaufgeschossenen Farrenkräuter; die schwankenden, zierlichen Waldgräser, die wie verzauberte Bergjungfern in dichter Gesellschaft stehn und einander geheimnißvoll zunicken — überhaupt alle Bergpflanzen der vogesischen Gegenden haben hier eine ungewöhnliche Höhe, Kraft und Ueppigkeit gewonnen, die in Staunen setzen.[1]) Waldvögel aller Art

1) Der Botaniker findet hier und im Umkreis von einer Stunde, unter anderm noch: die dornenlose Rose der Alpen, rosa alpina, die nur auf hohen Gebir

zwitschern, singen und schlagen in den Zweigen und theilen sich in die Herrschaft des grünen Wunderreichs. Ein dem Elsaß fremder Schmetterling, der Alpenvogel Apollo, besucht manchmal diese zauberhaften Räume. Wir sind unten zwischen den Felswänden der Heidenflüe, an der Wolfshohle angelangt und blicken in die schwarze Tiefe hinein, die weit in den Berg läuft und zu deren Besuch man sich mit Fackeln bewaffnen muß.

In der Wolfshohle, so erzählt die Sage der Umwohner, hauste einst vor vielen hundert Jahren ein Bergvolklein zwergartiger Natur, welches seine wundersamen Wohnsitze in unzähligen Krystallkämmerlein aufgeschlagen hatte. Je zwei und zwei, Männlein und Weiblein, hatten ein solches Kämmerlein inne und eines derselben sah gerade aus wie das andere. Eine krystallene Bettstelle, mit Moos und duftigen Waldblumen bestreut; ein rundes Tischlein von Gold, hinter welchem zwei Stühlchen von demselben Metalle standen; Teller und alles Tischgeschirr von lauterm Silber; in einer Ecke niedliche Feld- und Gartenwerkzeuge: dieß war alles Geräthe des kleinen Haushalts. An der Decke hieng ein Käfig, aus den feinsten Goldfaden wie aus

---

gen, namentlich auf den Alpen erscheint; — den Traubenholunder, sambucus racemosa, mit weißlichgelben Blüten, dessen Frucht als rothe glänzende Beren erscheint, die sich in dichten eiförmigen Rispen ansetzen; — die dreiblättrige Zottenblume, menyanthes trifoliata, deren schöne weiße, mit Roth vermischte Blumenkrone, einen fünftheiligen Kelch hat und eine lockere Traube bildet, ist stets am Fuß der Heidenflue, am Weiher; — ebendaselbst blüht auch das Sumpf-Weidenröslein, epilobium palustre, mit kleinen blaßrothen Blüten, auf kahlem fußhohem Stengel; auch die Haselwurzel, asarum europaeum, (sonst selten), ist hier im Gebirge zu finden und wird häufig als Heilmittel gesammelt. Unter den Giftpflanzen trifft man: die Einbeere, Wolfsbeere, paris quadrifolia; die Tollkirsche, atropa belladonna; den Kellerhals, daphne laureola u. a.

Sonnenſtrahlen gewoben, drinnen hüpften zwei ſilberweiße Vöglein mit goldrothen Köpfchen und Flügelpaaren, die ſangen ſo ſüß und lieblich, daß wer's oben im Walde vernahm, davon wunderſam ergriffen wurde und helle Thränen weinen mußte. Das Bergvölklein lebte ſchon Jahrtauſende lang in ſeiner Abgeſchiedenheit, in ewiger Jugend fort. Die friſchblühenden Bäcklein und Lippen, die weißen Stirnen, die klaren Aeuglein, in welchen zwei milde Sternchen glänzten, ihr ganzes Weſen ſprach etwas Freundliches und Zutrauliches aus. Sie waren alle kinderlos und liebten es mit den Menſchen der Umgegend zu verkehren, deren Sprache ihre feinen Silberſtimmlein nachahmten. Zur Zeit der Heuleſe und der Ernte kamen ſie oft in buntem Gewimmel aus ihrer Berghöhle hervor, mit ihrem Feldgeſchirr verſehn und ſtellten ſich mit den Schnittern in Reihe und Glied, und die Mahden fielen luſtig unter ihren Streichen. Beinahe jede Haushaltung hatte ihr Zwergenpärchen und es war immer ein Jubel, wenn ſie, was freilich im Jahre nur einige Mal geſchah, über die Schwelle traten und dann beim Abſchied reiche Geſchenke auf den Tiſch legten. Die Leute zeigten ſich dankbar gegen ihre kleinen Wohlthäter. Aber Eins wollte ihnen nicht gefallen, daß ſie nämlich ſo lange Röcke trugen, die bis zum Boden reichten und ihre Füße verbargen. Die Neugier zu wiſſen wie dieſe Füße ausſähen, konnten am Ende einige Mädchen von Burweiler nicht länger bezwingen. Sie giengen eines Morgens früh zur Hohle hinauf und ſtreuten Sand auf die breite Felſenplatte, die ehemals davor lag —

jetzt aber in Geröll verwandelt und mit Gestrüppe bewachsen ist — und dachten, wenn die Zwerglein ihren Morgenspaziergang in den Wald machen, so werden ihre Füße schon Spuren im Sande zurücklassen und ihre Neugier wird dann endlich befriedigt. Sie versteckten sich also im Gebüsche. Bergmännlein und Bergweiblein kamen zwei und zwei hervorgehupft und wandelten über die Felsenplatte. Da sahen nun die Mädchen, daß sie Stapfen von Ziegenfüßen im Sande zurückließen. Darüber mußten sie so heftig lachen, daß es die Zwerglein hörten, sich umwandten und den Betrug merkend, mit traurigen Mienen in die Höhle zurückkehrten. Seit dieser Zeit kamen sie nicht wieder zum Vorschein.

Unter den übrigen schönen und merkwürdigen Punkten, in geringer Entfernung von Pfirt, namentlich an der Schweizergränze hin, wollen wir dem Wanderer noch nennen: Den Hinterberg jenseits der Heidenflüe; man gelangt dahin durch ein liebliches Wiesenthal, der Keucher genannt; er gewährt eine herrliche Aussicht, einerseits in die Ebene, anderseits in mehrere Bergthäler und ist mit schönen Waldpflanzen und ganzen Beeten von Erdbeerstöcken bewachsen; die Neun-Eiche bei Winkel, zwei kleine Stunden von Pfirt gelegen, ebenfalls ein schöner Standort nach Gebirg und Ebene hin. Weiter entfernt liegen das Schloß Mörsberg, Morimont; Lützel, Lucelle; einst die reichste und prachtvollste Abtei des Landes, dessen gefürsteter Abt nie anders als auf einem mit acht Schimmeln bespannten Wagen ausfuhr; jetzt ein beträchtliches Schmelz- und

Hammerwerk; Bruntrut, Porentruy; der Mont-Terrible, wo noch ziemlich gut erhaltene Ueberreste eines römischen Lagers, (hier Julius Cäsars Lager genannt) vorhanden sind; der Eigenthümer, Herr von Klöckler, hat in der Nähe eine Menge römischer Münzen und anderer Alterthümer aufgefunden. Die Aussicht von der, ungefähr wie das Schloß Pfirt gelegenen Feste, ist wunderschön; die ehemalige Gränzveste Landskron; das reiche Kloster und der Wallfahrtsort Mariastein, im Solothurner Gebiet.

Wer zur Rückkehr einen andern als den oben angegebenen Weg einschlagen will, der folge dem rechten Illufer und gehe über Werenzhausen, Dürmenach, ein reiches Judendorf mit einer prächtigen Synagoge; der Maire und die meisten Mitglieder des Gemeinderathes sind dort Israeliten; über Roppenzweiler, Waltighofen, Oberdorf, Grenzingen, Henflingen und Bettendorf nach Hirsingen, wo er wieder auf die Landstraße kommt. Dieser Weg hat recht liebliche Wiesen- und Feldpartien und zieht sich, wie gesagt, sich längs der Ill hin, was seinen Reiz noch erhöht.

Ein weiterer Umkreis, der aber dem Wanderer die herrlichsten Genüsse aller Art darbietet, würde ihn über Basel nach St. Louis führen, wo ihn die Eisenbahn aufnimmt und in einer kleinen Stunde nach Mülhausen bringt. Die anmuthigsten Fußpfade führen ihn dann von Pfirt aus durch Wald und Thal über Oltingen, Wollschweiler, Burg, mit einer schonen Schloßruine und trefflichem Bade; Metzerlen; das schon besprochene höchst interessante Mariastein; an Landskron hin; dem

freundlichen Badort Flühen, im Solothurniſchen zu; und von da durch das Basler Gebiet nach Basel ſelbſt.

Eine flüchtige Ueberſicht der wichtigſten hiſtoriſchen Momente, welche ſich an die alte Herrſchaft von Pfirt knüpfen, möge dieſe Zeilen beſchließen und ſo Gegenwart und Vergangenheit verbinden.[1])

Die Urkunden, welche von der Grafenfamilie von Pfirt ſprechen, reichen nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus. Die älteſte iſt vom Jahr 1125. Ludwig, Graf von Mouſſon, heirathete zu Anfang dieſes Jahrhunderts, Sophie, eine Tochter des Herzogs Friedrich oder Ferry's II., von Lothringen, eine Enkelin des Burgunderkönigs Konrad; ſie war auch Erbin der Grafſchaft Bar. Ihr Sohn Thierry, Graf von Mouſſon und Bar, vereinigte ſich mit einer Tochter Wilhelm's II., Grafen von Burgund, und aus dieſer Ehe entſproß Friedrich, der in der angegebenen Urkunde von 1125 zuerſt den Titel eines Grafen von Pfirt führte; er führte auch denjenigen eines Grafen von Mümpelgard, der jedoch ebenfalls, und ſpäter vorzugsweiſe, ſeinem Bruder Theobald beigelegt wird. Die Häuſer von Mümpelgard und Pfirt kommen auch in der Zukunft oft in genauer Verbindung mit einander vor. Wahrſcheinlich gehörten die Beſitzthümer des letztern zu den zergliederten Theilen des einſt ſo mächtigen Burgunderreiches.

Vom Schloſſe Pfirt iſt 1144 zuerſt die Rede. Graf Friedrich ſtiftete mit ſeiner Gattin Stephanie

---

1) Siehe de Golbéry, Antiquités du Haut-Rhin. Eine Manuſcript-Chronik, in welcher Vieles über die Geſchichte von Pfirt aufgezeichnet iſt, beſitzt das Kloſter Mariaſtein. —

von Egisheim das Kloſter Feldbach und ſeine Nachfolger hatten ſtets, nach dem Rechte der Erſtgeburt, die Landvogtei über dasſelbe. Es iſt ſchon oben geſagt worden, daß mehrere Grafen und Gräfinnen von Pfirt in der Kirche von Feldbach begraben ſind.

Graf Friedrich war in früherer Ehe mit dem Hauſe Zähringen verbunden geweſen; durch ſeine zweite Gattin kam ihm ein großer Theil der Ländereien von Egisheim und Dachsburg zu, da die männlichen Erben jener Grafen mit Stephanie's Bruder, Ulrich von Egisheim, ausſtarben. Dieſer hatte 1138 die berühmte Ciſterzienſer-Abtei Pairis im Urbisthale geſtiftet, welche Stiftung durch eine Urkunde von Ludwig, Friedrich's Sohne, beſtätigt worden war; 1453, als Priorat unter die würtembergiſche Abtei Maulbronn kam, und erſt nach dem weſtphäliſchen Frieden wieder zu ihrer Unabhängigkeit gelangte. Jetzt ſtehn davon nur noch Steintrümmer im einſamen Thale, in einer romantiſchen Waldgegend.

Ludwig verband ſich mit einer Tochter Werners von Habsburg, von welcher er mehrere Erben erhielt. Der bekannteſte iſt der durch ſeine traurigen Schickſale berühmt gewordene Friedrich II.

Ein Zwieſpalt um Beſitzungsrechte war zwiſchen dem Biſchof von Baſel, Heinrich von Thun und Friedrich von Pfirt ausgebrochen. Eines Morgens machte ſich dieſer mit einem Fähnlein Reiſiger auf und hob den Biſchof in der Nähe von Altkirch aus, ſchleppte ihn gefangen nach dem Schloſſe und ließ ihn einen Eid ſchwören, nach welchem er ihm alle Forderungen,

die er ihm machen würde, zugeſtehn müſſe. Dieſe Keckheit kam den Grafen theuer. Der Biſchof wurde bald wieder aus ſeiner Haft befreit und ein Bannſtrahl der Kirche nöthigte den kühnen Friedrich zur demüthigſten Buße. Er mußte vor Allem die ganze Beute, die er dem Biſchof abgenommen hatte, zurückgeben und obendrein ſich den niedrigſten Bedingungen fügen. Er und ſeine Angehörigen, ſeine ganze Ritterſchaft und alle Diener waren der Strafe des Harnescar verfallen. Sie mußten mit einem Sattel auf dem Rücken vom Stadtthore Baſels bis zur biſchöflichen Kirche ziehen, vor derſelben niederfallen und ein Sündergebet ſprechen, während auch für ſie gebetet wurde. Darauf mußten ſie ſich erheben und den Biſchof in der ganzen Stadt aufſuchen. Ubicumque in civitate fuerit, heißt es in der Urkunde. Nachdem ſie den Biſchof endlich gefunden, mußte Friedrich ihn aller gewaltthätig erpreßten Eide entledigen und ſchwören: nur auf ausdrückliche Erlaubniß des Biſchofs, in ſeiner eigenen Grafſchaft zu erſcheinen. Die Beſitzungen, wegen welchen der Streit entſtanden war, mußte er ſogleich abtreten und wenn der Biſchof durch gültige Zeugniſſe das Recht auf andere in Anſpruch nehmen könnte, auch auf dieſe Verzicht leiſten. Jedoch ſollte der Graf dieſe dann vom Biſchof als Lehen erhalten und ihm als Oberherren in Allem dienen, wie es einem gehorſamen Vaſallen zieme. Iſt dieß Alles geſchehn, dann könne der Graf um Verzeihung anſuchen und den Friedenskuß, osculum pacis, erhalten; auch ſoll ihm dann auf ein verſiegeltes Schreiben vom Biſchof und ſeinem Kapitel

die Abſolution des Pabſtes zu Theil werden. Aber auch jetzt muß noch eine neue Bedingung erfüllt werden: Der Ort, wo der Graf den Biſchof gefangen genommen, iſt entweiht und muß ausgeſühnt werden. Alle Unterthanen der Grafſchaft Pfirt, Männer und Weiber, müſſen daher in Prozeſſion nach Baſel kommen, die Männer ſich vor den Thoren ihrer Kleider entledigen, um Bußgewänder anzulegen und als reuige Sünder vor das Portal der Kirche wallen, wo ſie geſchoren werden und ſich anderer Kirchenſtrafen zu unterziehen haben. Von dieſer Maßregel ſind die Gräfin nebſt ihren Damen unter der Bedingung ausgenommen, daß ſie dem Biſchof um ſo reichere Geſchenke zuſchicken.

Friedrichs Sohn, Ludwig, der bis jetzt alle Demüthigungen ſeines Vaters ertragen hatte, ſah ſich durch die Verzichtleiſtung desſelben auf einige der bedeutendſten Beſitzthümer der Grafſchaft beeinträchtigt, und weigerte ſich dieſelben einzugehn. Er wurde nun ebenfalls mit ſeinen Unterthanen in den Bann gethan und der arme geduldige Vater abermals von der Gemeinſchaft der Gläubigen und vom Genuſſe der Sakramente ſo lange ausgeſchloſſen, bis er die Einwilligung ſeines Sohnes erhalten hätte.

Friedrich verſuchte vergeblich alle väterlichen Ermahnungen, um zum Frieden und zur Ruhe ſeiner Seele zu gelangen. Ludwig zeigte ſich unerbittlich und der unabläßigen Zuſprüche müde, ergriff er den greiſen Vater, warf ihn in ein dunkles und feuchtes Verließ und erwürgte ihn darin.

Der Bischof, der gegen die Angriffe auf sein irdisches Interesse die flammenden Bannstrahlen nahe bei der Hand hatte, schwieg bei denjenigen auf die heiligsten Rechte der Natur. Einige Jahre nach dieser Schandthat unterhandelte er mit dem Vatermörder und mit dessen Bruder Ulrich wegen einiger Rechte, die sich auf die Ländereien von Bruntrut und Delsberg bezogen. Schloß die Kirche bei diesen Freveltaten das Auge, so that es die weltliche Macht nicht und rettete die Ehre der Natur und der Menschheit, die von jener vergebens Genugthuung gefordert. Ludwig, wegen seines grimmen Charakters Grimmel genannt, wurde vom Kaiser in die Acht erklärt. Einer seiner Brüder, Berthold, war während zwölf Jahren Bischof von Basel und sprach auf päbstlichen Befehl den Bann über Rudolf von Habsburg aus.

Im 13ten Jahrhundert bekleideten die Grafen von Pfirt mehrmals kaiserliche Aemter, weßwegen sie in den Urkunden homines imperiales genannt werden.

Durch Johanna, eine Tochter Ulrichs und Enkelin Theobalds von Pfirt, kam die Grafschaft an Albrecht II., Herzog von Oestreich, Sohn des Kaisers Albrechts I. In der Folge wurden einzelne Theile derselben abgetreten, so unter andern an Karl den Kühnen von Burgund.

Während des dreißigjährigen Kriegs, 1633, hatten die Schweden das Schloß inne, wurden jedoch durch die Bauern niedergehauen oder vertrieben und ihr Obrist Erlach mit einigen seiner Offiziere zu einem Fenster des Schlosses hinuntergestürzt. Durch den westphäli-

ſchen Frieden kam die Stadt an Frankreich. Von 1639 an war Kardinal Mazarin einige Zeit lang Herr von Pürt.

Jetzt iſt das zerfallene Schloß nebſt reichen Waldungen Beſitz des Herrn J. Zuber von Rixheim, eines der ausgezeichnetſten Fabrikanten des Oberrheins. Der Sturm der Vergangenheit iſt verflogen. Man ſteht froh und ruhig auf dieſen Trümmern, auf welche die Zeit in Moos und Epheulettern ihre ſinnreichen Epigramme geſchrieben; man ſchaut hinaus in die Natur, die groß und herrlich bleibt, durch alle Jahrhunderte hindurch, ob auch der Menſch klein wird und ſchwindet, und man beugt ſich der Macht des höhern Herrn, vor dem alles verkehrte Weſen am Ende vergehn muß und nur das Reine und Göttliche Beſtand hat.

Auguſt Stöber.

Gedichte von Eduard Brauer.

1.

Neujahrsgruß für 1844.

Nicht iſt's, in ſüßen Weiſen
Zu girren, an der Zeit,
Der Minne Macht zu preiſen,
Des Lenzes Lieblichkeit.

Nicht Zeit iſt's, Ammenmähren
Zu ſpinnen fiebertoll,
Von Rieſen, Drachen, Bären
Und grimmem Herengroll.

Nicht Zeit iſt's, nach den Tropen
Mit flinkem Lied zu flieh'n,
Wo Leu'n und Antilopen
Durch Palmenhaine zieh'n.

Nicht Zeit iſt's, loszuwettern
Gen Fürſt und Volk im Zorn,
Berſerkerhaft zu ſchmettern
In's große Freiheitshorn.

Nicht Zeit iſt's, anzurichten
Gen Kirch' und Hochaltar
Ein Heer von Schmähgedichten,
Giftſchnaubend Schaar für Schaar.

Noch minder Zeit, zu leiern
Ein kriechend Hofgedicht,
Und pfäffiſch zu umſchleiern
Der Wahrheit ſiegend Licht.

Es iſt die Zeit, zu ſingen
Aus freier, freud'ger Bruſt,
Von vaterländ'ſchen Dingen,
Von Deutſchlands Leid und Luſt.

Es iſt die Zeit, zu ſagen
Die Wahrheit freigemuth,
Den Lindwurm Wahn zu jagen,
Der Zwietracht Höllenbrut.

Es iſt die Zeit, zu wecken
Des Volkes beſſer'n Geiſt,
Die Thorheit abzuſchrecken,
Die in den Köpfen kreiſt.

Es iſt die Zeit, zu wahren
Des Glaubens ächten Kern,
Den Chriſtenſinn, den klaren,
Die heil'ge Furcht des Herrn.

Es iſt die Zeit, zu ſäen,
Zu pflanzen und zu bau'n,
Sollt' auch der Sohn erſt mähen
Den Dank von unſern Au'n.

Wohl auf und mitgeſungen,
Wer deutſch noch ſingen kann,
Im Lande deutſcher Zungen
Bricht heller Morgen an!

2.

Zwölf Sprüche.

1.

Viel tauſend Sonnen ſcheinen
Des Nachts mit dürſt'gem Licht,
Der Tag wird von der Einen
Erhellt, der's nie gebricht.
So wird von hundert Trieben
Manch dunkles Herz durchglüht,
Doch nur von Einem Lieben
Entbrennt ein klar Gemüth.

2.

Mach Selberdenken dir zur Regel,
Statt daß du ſchwörſt auf Kant und Hegel.
Mit allem Schwulſt der Philoſophen
Lockſt du kein Hündlein aus dem Ofen.
Sperr' auf dein inn'res Aug' und ſieh'!
Das iſt die Urphiloſophie.

3.

Nicht ſo verwegen,
Du junger Degen,
Nur Überlegen
Macht überlegen!

4.

Bau' nicht auf Protection,
Du läufſt nur ab die Sohlen,
Empfiehl dich ſelbſt, mein Sohn,
Dann biſt du gut empfohlen.

5.

Was ſchlecht iſt, ob geprieſen,
Zuletzt wird's doch verhöhnt,

Was ächt iſt, ob verwieſen,
Zuletzt wird's doch gekrönt.

6.

„Streitet mit Worten nicht" ruft uns die Flachheit,
Brauchend als Schild ihre eigene Schwachheit.
„Worte ſind Worte, und Worte nur!" heißt es,
Worte ſind Boten des innerſten Geiſtes,
Wählt er ſich Schurken und plumpe Geſellen,
Kann er ſein Lebtag nichts Kluges beſtellen.

7.

Das Eiſen beugt des Hammers Wucht,
Der Flamme muß das Gold ſich ſchmiegen,
Doch machtlos quält ſich, wer da ſucht,
Krumme Begriffe grad' zu biegen.

8.

Hoher Sinn in matten Reimen,
Gleicht feiner Dirn' in Schmutz gehüllt;
Roher Sinn in glatten Reimen,
Gemeiner Dirn' in Putz gehüllt.

9.

Vereinſamt Herz iſt halbes nur,
Zweieinigkeit gebeut Natur.

10.

Dein Herz nur adelt dich; nicht deines Stammbaums Reinheit,
Dein edler Sinn nur hebt dich über die Gemeinheit;
Ein grober Geiſt bleibt grob trotz ſeines Rockes Feinheit.

11.

Homöopathen und Allopathen —
Wie ſie ſich in das Haar gerathen!
Der Tod indeß hält fetten Schmaus,
Und lacht die Herrn Doctores aus.

12.

So oft ich die deutſche Sprache beſchau',
Wie herrlich ſie ſteht, ein gewaltiger Bau,
Voll Lieblichkeit, Tiefe und bildender Kraft,

BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der Dichtkunst Sprach' und der Wissenschaft,
So freu' ich mich recht in innerster Seele,
Und brüste mich meiner germanischen Kehle.

Doch stell' ich mir alle die Narrheit zusammen,
Von „Jungfern und Fräulein, Mammsellen, Madammen,"
Von „Hör' Er, und Hört Ihr, und Hören Sie"
Und all die geschnörkelte Ceremonie
Von „Edel, von Wohl- und Hochwohlgeboren,"
Dann schäm' ich mich ihrer bis über die Ohren.

Gedichte von Karl Candidus.

1.

Fabel.

„Die Birnlein abreißen?
Das Bäumlein zuſammenſchneißen?
Was denkt mein Kind?
Weil ſie ſauer ſind?
Laß ſie in ihren Hecken
Noch reifen ſieben Wochen,
Dann werden ſie gebrochen,
Dann werden ſie dir ſüße ſchmecken."
Als Schulmeiſter Säuberlich ausgeredt,
Und ſich herumdreht —
Der Pfarrer hinter ihm ſteht,
Herr Redelich.
Der ſchmunzelte gegen Herrn Säuberlich:
„Auch die Jugend, Herr Kantor, iſt herb
Und derb;
Kann drum mit der Zeit doch werden zart
Und guter Art.
Betracht' Er immer ſo die Sache;
Hat dann mehr Luſt am Fache."
Als Paſtor Redelich ausgeredt,
Und ſich herumdreht —
Ein Cherub hinter ihm ſteht,
Glanzte lichterloh,
Sprach: „Tragt auch den Sünder ſo,

Als eine unreife Frucht,
Die die ewige Sonne zu reifen sucht.
Natur ist beweglich;
Bei Gott ist nichts unmöglich."

2.

Der Flötenstock.

Der Münster aus dem Nebel brach,
Und da ein Dach und dort ein Dach,
Und drüben blinzt die Sonne schon
Und röthet hell die Münsterkron',
Und n[illegible] und ferne kommen mehr
Der Bauern schon und Juden her.

Ein Handwerksbursche wohlgemuth
Der schönen Stadt zuschreiten thut;
Er bläst auf seinem Flötenstock
Ein Liedchen von dem Schneiderbock,
Und Andres mehr, das klingt so schön,
Wie Lerchentriller in Himmelshöh'n.

Milchmädchen schreiten schneller drein,
Zu holen den Musikanten ein;
Sie rufen schäkernd über ihn;
Musik und Tanz, das ist ihr Sinn.
Ihr Rosenmädels, habet Acht,
Daß ihr es nicht wie **Martha** macht!

Die Bäurin, die dahinten fährt,
Im Karren mit Gemüs beschwert,

Ein Morgenſchläfchen ſie noch nickt,
Im Traum das Paradies erblickt,
Und findt, bei ſanftem Orgelſpiel,
Verſtorbene Bekannte viel.

Ihr kleiner Bube quick und wach,
Horcht all den ſchönen Tönen nach;
Sein ſchwarzes Auge ſinnet ſtill:
Ein Muſikant er werden will. —
So regt die göttliche Muſik
Je andern Menſchen andres Glück.

3.

Sich ſelbſt genug.

Steht! Hier laßt uns weilen!
Welch lieblicher Ort!
Wie einſam und heimlich gelegen!
Was ſollten wir eilen?
Was treibt uns denn fort?
Wir bleiben in dieſen Gehegen.
So ſtille, ſo fröhlich,
So ruhig, ſo ſelig
Entwirket das göttliche Leben ſich hier,
Entgrünet harmoniſch in freundlicher Zier,
Sich ſelbſt genug.

Blau rollet der Himmel
Und ſonnig ſich auf;
Die kräftigen Berge, ſie ragen;
Das Kirmesgewimmel,

Es tönet herauf,
Muſik von den Winden getragen;
Sie freu'n ſich! Auch wir uns —
Wie einzig! — dahier uns.
Es ſei dieſe Stelle der Freundſchaft geweiht,
Die Auge in Auge zu ſchauen ſich freut,
Sich ſelbſt genug.

4.

Ein Gleichniß.

Ein Mann gieng über Feld mit ſeinem Kind.
Das Knäblein ſprang erſt munter hin und her;
Doch bald ergreift das müde Vaters Hand,
Und letztlich ſchaut es bittweis zu ihm auf:
„Trag' mich!" er nimmt's, und feſt umhalst es ihn.

Ich bin das Kind, das Leben iſt die Reiſe,
Vollkommenheit das Ziel, und Gott mein Vater.

Wilfried von Ludwig Storch.

Wilfried, Biſchof von York, ein treuer Lehrer
Und blinder Heiden eifriger Bekehrer,
Ward hart von Haß und grimmer Wuth bedroht;
Für ſanfte Mahnung: ſeinen Feind zu lieben,
Von Herd und Heimath grauſam ausgetrieben
Entgeht er nur mit Müh' dem blut'gen Tod.

Sein Haupt vertrauend eines Schiffes Kiele
Hat er ſich Rom geſetzt zum Reiſeziele,
Dem längſt ſein ſehnend Herz entgegen ſchlägt.
Doch peitſcht ein Sturm empor die Waſſerwüſte
Und wirft ſein Fahrzeug an die Frieſenküſte,
Wo Adalgis die Königskrone trägt.

Der Frieſenfürſt, wenn auch der Chriſtenlehre
Nicht zugethan, empfängt mit hoher Ehre
Den würd'gen Gaſt im königlichen Haus.
Sein hoher Sinn mag nicht dem Prieſter wehren
Den Chriſtusglauben allem Volk zu lehren,
Und Wilfried theilt der Taufe Segen aus.

Und als er Vielen ſo das Heil geſpendet
Langt Botſchaft an, von Hebroin geſendet,
Der Neuſtrien als Majordom gebeut.
Ihn haben Wilfrieds Feinde ſchlau gewonnen
Und Liſt und Lüge meiſterlich erſonnen
Ihn zu verderben frech und ungeſcheut.

Der edle Adalgis empfängt zu Handen
Den Brief des Majordom von den Geſandten,

Der zeigt dem König freundlich sich und hold:
„Was hast du mit dem Christen doch zu schaffen?
Gib mir lebendig oder todt den Pfaffen.
Ich wiege dreifach ihn dir auf mit Gold.“

Der König läßt den Bischof zu sich rufen
Und winkt die Boten an des Thrones Stufen.
„Bischof von York, lies' diesen Brief uns vor!“
Die Franken hören, zittern und erbleichen
Vor Adalgis bedeutungsvollem Schweigen;
Doch bald schnellt ihn sein finstrer Zorn empor.

„Mir solche Schmach wagt Hebroin zu bieten!
Wie ich dieß Blatt zerreiße, so geschieden
Sind er und ich! Fluch seinem falschen Wort!
Weil ich mich selbst zum Christen nicht ließ taufen,
Soll ich den Christenpriester ihm verkaufen,
Soll schänden meine Hand durch feigen Mord!

Sagt ihm: wenn sich der Franke nimmer scheue
Vor solcher That, des Friesen deutsche Treue
Vollbringt sie nicht für alles Gold der Welt.
Und wie ich dieses schlechte Blatt vernichte,
So sei vertilgt vor meinem Angesichte
Die Schmach, die Hebroin an mich gestellt.“

Er übergiebt das Pergament den Flammen,
Die Boten stehn beschämt und stumm zusammen.
Der König führt den greisen Priester fort.
„Bekenn' ich mich auch nicht zu deinem Glauben,
Soll doch kein Christ den deutschen Sinn mir rauben,
Den treuen Sinn, bewährt in That und Wort!“

Das Bäckermädchen von Sennheim.

„Wie flogen rechts, wie flogen links Gebirge, Bäum' und Hecken! wie flogen links, und rechts, und links die Dörfer, Städt' und Flecken!“ — ja, der Bürger hat das Ding vortrefflich gegeben; sollte man nicht glauben, er wäre schon, wie wir, auf den stolzen Schienenwegen dahin geeilet!

So rief ich zuletzt meinem Freunde Auguſto zu, als wir mit Blitzesschnelle durch die mondhellen Gauen zwiſchen Mülhauſen und Thann dahinſchwebten.

Schau nur, jetzt geht es durch den Wald, verſetzte Auguſto, ſchau nur, wie dieſe Bäume daneben uns wie Trunkene herumtaumeln, wie je zwei und drei einen ſekundenlang dauernden, vertrackten Walzerwirbel ausführen, dann ſchnell auseinander fliehen, um mit andern das nämliche Spiel zu beginnen; und ſo geht's immer weiter und weiter; es iſt, als hätten ſie alle bei dem Nahen des hölliſchen Pfeifens, das uns begleitet, raſch ihre ſonſt ſo feſten Wurzeln aus dem Erdboden geriſſen und liefen nun in wilder Verzauberung wie Beſeſſene durcheinander. — Und die lichten

Mondstrahlen dort hinten im Dickicht, die guten, friedlichen Mondstrahlen, wie hüpfen und tanzen sie auf Hecken und Bäumen herum, während der Mond selbst in seinen Himmeln leis und langsam dahingeht und in seine Sternenträume vertieft, nicht auf unsern schwarzen, stolz dahinbrausenden Zug herniederblicken mag, der seine Bahn mit rothen Funken bestreut.

Jetzt hatte der Wald ein Ende, die Gegend wurde immer freier und bald lag eine große leere Heide um uns her; kalte Nachtschauer zogen an uns vorüber und flüsterten uns im Vorbeirauschen dumpfe, unverständliche Worte ins Ohr.

Wir kamen durch das Lügenfeld; weiter öffneten sich jetzt meine Augen, um die ganze, weite Fläche mit einem Blicke zu erfassen, gleichsam um an der Größe dieses wüsten Raumes die ganze Kraft jenes Fluches zu ermessen, den ein unglücklicher Vater hier einst über seine Söhne und diesen Schauplatz der Verrätherei aussprach.

Und plötzlich war mir's, als sähe ich in der Mitte der geisterhaft erhellten Haide, den riesenhaften Schatten des kaiserlichen Vaters allein, wie für die Ewigkeit hieher gebannt, dastehen; ich sah ihn das schmerzliche Greisenangesicht und die gefesselten Hände dem Himmel zukehren, und die rauhen Winde trieben ihr spottendes Spiel mit den früh gebleichten, der Kaiserbinde beraubten Locken. Tiefe Rührung zog durch meine Brust. Dann gedachte ich jener Schaaren, die da unten schlafen sollen und über deren Gebeine jetzt das feurige Dampfroß dahinbraust, unbekümmert um alle jene Orte,

die es flüchtig durcheilt; aber auch dich, o zarte Maid von Sennheim, vergaß ich nicht, und deine holdselige Gestalt zog traurig lächelnd an mir vorüber.

Augusto, kennst du die Geschichte vom Bäckermädchen von Sennheim?

Augusto hatte sich seitdem in eine Ecke des Wagens zurückgelehnt, sein mildes Auge schien ganz von Mondschein gesättigt; leichte Sylphen waren, während ich in die öde Haide hinausstarrte, leise zu dem Freunde in den Wagen hereingeschlüpft, spielten auf seinem Schooße und zauberten vor seinen Blicken allerlei von jenen duftigen, rosigen Gebilden hin, die er uns dann auf eine so eigene, wundersame Weise zu erzählen weiß; jetzt aber, als ich jene Worte an ihn richtete, erwachte er schnell aus seinen Träumen und sein hastiges, fragendes „Nein“ forderte mich zur Erzählung auf.

Vor langer Zeit ging jeden Morgen, in der ersten Dämmerung, das Töchterlein eines Bäckers von Sennheim mit Brod nach Thann hinüber. Der Vater hatte gewöhnlich noch nicht einmal die Gluth im Ofen gelöscht und der schläfrige Gesell den Backtrog ausgefegt, wenn das muntere Mädchen schon angezogen mit den warmen Laibchen das Haus verließ. Ihr Weg führte sie über das Lügenfeld. Zwei Jahre bereits hatte sie schon mit jedem neuen Tage ihre kleine Reise angetreten, und nur selten begegnete ihr Jemand; wenige Leute waren so frühe als sie, denn nach Hause zurückgekommen, erwarteten sie schon, da ihre Mutter seit längerer Zeit gestorben war, die Geschäfte des Hauswesens und die Besorgung ihrer jüngern Geschwi-

ſter, die während ihrer Abweſenheit erwacht waren. Nun aber wandelte einſtmals eine ſeltſame hohe Geſtalt einſam in einiger Entfernung vor ihr her. Das Zwielicht der Dämmerung erlaubte ihr nicht leicht viel Näheres zu erkennen, blos ſo viel konnte ſie bemerken, daß es ein Mann wäre und ſeine Tracht nichts mit derjenigen der Leute ihres Standes gemein hätte; ſie glaubte ſogar einen hohen Federbuſch auf ſeinem Haupte wanken zu ſehen, juſt wie die Herren der nahen Engelsburg deren an Feſttagen trugen oder wann ſie an der Spitze ihrer Leute fort in den Krieg zogen.

Gerne hätte ſie ihren Füßen mehr Eile geboten, um dem ſonderbaren Fremdlinge näher zu kommen, aber die einem Mädchen in ſolchem Falle natürliche Furcht, zügelte ihre lebendige Neugierde; ſie ſuchte demnach blos gleichen Schritt mit dem Wanderer zu halten, bis der hellergewordene Tag ihr erlauben würde, ihn beſſer zu betrachten.

Jetzt nahten ſich Beide dem Ende der Haide, lichtere Strahlen zuckten ſchon am öſtlichen Himmel herauf, als die Maid plötzlich den Unbekannten nicht mehr erblickte; ſie mochte wohl ſtille ſtehen und nach allen Seiten und Weiten ſich umſchauen, nirgends war eine Spur mehr von ihm zu finden! — Sie ſetzte zuletzt ihren Weg nach Thann fort, verkaufte daſelbſt ihre Brode und kehrte nach dem Vaterhauſe zurück; wohl öfters ſah ſie ſich auf ihrem Heimwege, wie ſie es auch auf dem Marktplatze zu Thann nicht unterlaſſen konnte, überall um, aber von dem Fremden war nichts zu entdecken. Obgleich dieſe ſeltſame Begegnung ſie ſehr in Anſpruch

genommen hatte, ſo gebot ihr doch eine geheime Stimme, von welcher ſie ſelbſt ſich eigentlich keine Rechnung geben konnte, das Ereigniß ihrem Vater und den ſonſtigen Bekannten zu verſchweigen.

Des andern Morgens machte ſie ſich wieder auf den gewohnten Weg; die verſchiedenen Beſchäftigungen im Laufe des vorigen Tages und der Alles mildernde Schlummer der Nacht, hatten jenen Eindruck etwas vermindert; ja, ſie ſchien ſogar während manchen Augenblicken an eine bloße Täuſchung ihrer Sinne glauben zu wollen, und auf dieſe Art von einer Muthmaßung zur andern wechſelsweiſe übergehend, erreichte ſie jetzt wieder jene Stelle, wo das wunderſame Spiel am vorigen Tage begonnen hatte. Gleichſam wie zu einer gewiſſen Beruhigung ihrer ſelbſt, drehte ſie nun das Köpfchen um, um nach dem immer klarer werdenden Oſten zurück zu ſchauen, als würden ihre Zweifel nun gänzlich mit dem aufſtrahlenden Morgenglanze verſchwinden, — da gewahrte ſie wieder, halb mit Schrecken, die Erſcheinung, welche jetzt in einer Entfernung von etwa hundert Schritten hinter ihr ſtehen blieb, einige leichte, aber bedeutungsvolle Bewegungen machte, hauptſächlich aber den Blick auf ſie zu richten ſchien und dann, in ein Gebet verſunken, auf die Knie niederfiel und fromm die Hände faltete.

Ihr erſtes Gefühl war ſo mächtig, daß ſie es kaum vermochte, den Kopf wieder zurückzuwenden, aber wie ſonderbar! dieſer erſte Eindruck verſchwand faſt eben ſo ſchnell als er gekommen war und hinterließ eine ſanftere, obgleich ungewohnliche Gemüthserregung, welche

ſich bald als ein inniges Intereſſe für den einſamen, edelgeſtalteten Fremdling herausſtellte, ſo daß ſie eigentlich gar nicht mehr an das Fliehen dachte. Das aufglimmende Morgenlicht ſchien ihr jetzt auf einen Harniſch zu fallen und unter dem wogenden Federbuſche glaubte ſie einen Helm zu bemerken, aber von einem Geſichte konnte ſie nichts entdecken; ſie ſchrieb dieß jedoch der noch immer vorherrſchenden Dämmerung der kurzen Zeit zu, welche die Schicklichkeit ihr zu einer Beſichtigung geſtattete; doch indem ſie vorangieng, verſprach ſie ſich, nicht allzu ſehr zu eilen und wohl oftmals ſich nach dem geheimnißvollen Krieger umzuſehen; es währte auch nicht lange, daß ſie ſolches wagte, aber — wieder war er verſchwunden.

Dießmal hätte nicht wenig gefehlt, daß ſie ihre Brode weggeworfen hätte, um ihre Schritte, ich weiß nicht wohin zu lenken. Endlich raffte ſie ſich wie aus einer plötzlichen Betäubung auf und wandelte recht mühſam ihren Weg fort. Das Abſetzen ihrer Brode in Thann, der gewohnte Ankauf einiger für die Haushaltung nothwendiger Gegenſtände, dieß alles geſchah jetzt, ohne daß ſie nur recht daran dachte; ſie lebte nur halb und dennoch ſchien ſich auf dem Grunde ihres Herzens eine beſondere geheime Qual anzuſetzen, welche in dieſen erſten Augenblicken eigentlich nur wie flüchtige Nadelſtiche von Zeit zu Zeit fühlbar wurde; gleichſam blos dann, wenn dieſelbe ſich plötzlich tiefer in die Fibern des Herzens hineinbohrte, um wieder in geheimer Stille nach jener Stunde hinzuarbeiten, wo ſie mit aller ihrer ungeſtümen Gewalt losbrechen konnte. Und wie dürfen

wir wohl des Mägdleins Unruhe deuten? — Die räthselhafte Erscheinung des Ritters hatte ihre ganze Lebenskraft in Anspruch genommen und das Unerklärliche seines Wesens wie seines Verschwindens stachelte in ihr nur noch mehr die Erinnerung an seine herrliche Gestalt, an ein Gebet und an das besondere Interesse, mit welchem seine Blicke so lange sie zu verfolgen schienen. O wäre er ein Mensch wie wir! waren die ersten, aber auch einzigen Worte, die jetzt leise ihre Lippen öffneten.

Bei ihrer Ankunft in Thann hatte sie sich eigentlich recht ernstlich versprochen, nie wieder jenen Weg über die Haide zu betreten, sondern in Zukunft den, obgleich etwas weitern, Fahrweg längs den Rebhügeln vorzuziehen; sie war aber auf ihrem Heimweg kaum an die letzten Häuser dieses Städtchens gekommen, als ein unwiderstehlicher Trieb sie wieder nach dem gewohnten Pfade hinzog; wie am vorigen Morgen erblickte sie auch jetzt nicht das Mindeste von dem nächtlichen Wanderer, aber mit einem seltsam schweren Herzchen langte sie im väterlichen Hause an.

Der Tag verstrich, sie wußte kaum wie, und die Nacht brach zuletzt an. Immer unruhiger warf sie sich auf ihr Lager, wo sie lange nicht einschlummern konnte; endlich schien sie in einen dumpfen Schlaf zu versinken, aus welchem jedoch bald die wunderlichsten Träume hervorgingen. Sie befand sich wieder auf der Haide; aus weiten Nebelfernen sah sie den herrlichen Ritter mit unvergleichlicher Schnelle auf sie zueilen; sie wollte fliehen, aber ein wirres Geflecht von Dornen und Disteln er-

wuchs plötzlich zu ihren Füßen und umstrickte hastig ihren Leib, so daß sie keinen Schritt weiter voran zu thun vermochte; jetzt lag auch der Jüngling vor ihr auf den Knien und umschlang zärtlich ihre minniglichen Hüften; und siehe, die wilden Dornen und Disteln wurden mit einem Male zu einer lieblichen, frühlingsduftigen Rosenlaube; die weite, große Haide ward zum grünen, von goldenem Lichte bestrahlten Wundergarten und in den geheimnißvollen Schattengängen sangen, schwatzten und lockten glänzende Wundervögel; Quellen sprangen, jetzt rasch und ungestüm hervorrauschend, wie ein erster Liebeserguß; jetzt mit weichem Getöne, wie ein verhauchendes Wonneseufzen; über den dunkeln und dichten Gesträuchen erhoben sich himmelshohe Bäume und schienen den Glücklichen in noch schönere Fernen hinüberzuwinken. Die Luft war so blau, so rein und durchsichtig klar, und in den ungemessenen Himmelstiefen zogen selige Engel mit rosiggoldenen Flügeln, über ihren Häuptern leise singend hin, und her.

Nur Eines fehlte zur vollkommenen Wonne; der Jüngling, dem sie ohne zu wissen wie, ihr ganzes Herz ergeben hatte, blieb in das kalte Eisenkleid gehüllt; auch das Visier seines Helmes verbarg noch immer sein Angesicht, und als er es endlich auf ihr inständiges Bitten aufziehen wollte, erlosch plötzlich der wundersame Glanz um sie her; jetzt fühlte sie sich mit ihrem Buhlen wie durch eine unbekannte Macht von der finstern Erde weggehoben; nur die Sterne, aber viel größer und klarer als sie dieselben je geschaut hatte, leuchteten vom nächtlichen Himmel ihr entgegen, und als ihr Glanz

immer brennender wurde, ſah ſie ſich und ihren Geliebten, beide leiſe ſtrahlend, von jenen nämlichen Engeln emporgetragen, welche zuvor in den ſonnigen Ätherhöhen über ihnen hinkreiſten. — Plötzlich ergoß ſich eine lichthelle Strahlenfluth aus der unendlichen Tiefe des Himmels und ein Meer von Roſen, Lilien und allerlei ſonſt nie geſehenen Wunderblumen, wogte nach allen Seiten durch die dufterfüllten, ſeligen Lüfte und aus dem Blüthenmeere tauchten jetzt freundlichlächelnde Engelskopfchen und riefen mit ſilbereinen Stimmelein: „Kommt ihr? kommt ihr?“ daß der Grund ihrer Seele aufſchauerte.

Nun verloren ſich die Bilder immer mehr und mehr, heftig erregt erwachte ſie und trat an das Fenſter, ihre glühende Stirne ſuchte nach den kühlen Lüftchen der Nacht; der Mond neigte ſich eben zu ſeinem Untergange, aber die Sterne blitzten und funkelten noch im vollen Glanze ihrer ewigen Jugend; ein Monduntergang hat immer etwas ungemein trauriges und düſteres an ſich, auch als das Mädchen, beſonders bei ihrer jetzigen Stimmung ihn verſinken ſah, da netzten leiſe Thränen ihre brennenden Augen, dann aber lenkte ſie den Blick wieder nach jenen herrlichen, ſtillen Räumen hinauf, die ihr immer mehr wie ihr eigentliches, bald erlangtes Vaterland entgegenlächelten.

Jetzt ſchlug die Glocke die Stunde, wo ſie jeden Morgen zu ihrem Vater hinunterzugehen pflegte; ſie kleidete ſich haſtig an und eilte hinab.

Der gute Bäckermeiſter ſah ſeiner Tochter wohl an, daß ſie nicht wie ſonſt ruhig geſchlafen haben müſſe;

auch ihr träumeriſch in ſich gekehrtes Weſen während zwei Tagen und beſonders dem zuletzt entfloſſenen, war ihm nicht entgangen. Da aber ſolche Gemüthszuſtände auch bei den munterſten Mädchen zu gewiſſen Zeiten oft ſich einſtellen, ſo war der Alte noch keineswegs dazu geneigt, ſie darüber zu befragen, ſondern übergab ihr wie gewöhnlich, nach herzlichem Morgengruß und Kuß, die fertigen Brode.

Sie verließ das Haus und betrat den Weg der Haide. Kaum war ſie eine kleine Strecke darüber hingegangen, als der Ritter ihr entgegen kam. Ihre ganze Liebesgluth erwachte, dennoch verdoppelte ſie faſt unwillkührlich ihre Schritte, um ihm zu entgehen; bald aber ſah ſie, daß die Geſtalt ihr nicht folgte, ſondern ſich auf einen Stein niedergelaſſen hatte und das Haupt auf die Hand ſtützte; langſamer ging ſie weiter, als ſie ſich aber nochmals umdrehte, fiel eine bedeutende Anzahl der Brode aus ihrem Korbe auf die Erde; ſie ſtellte ihre Laſt ab und knieete nieder, um die zerſtreuten Laibchen in ihrer Schürze wieder zuſammen zu ſammeln, als plötzlich der Jüngling ſich ihr näherte. Ein leichter Schrei drang aus ihrem Buſen.

Fürchte dich nicht vor mir, du holde Maid, tönte jetzt eine äußerſt lieblich klingende, wenn gleich bewegte Stimme hinter dem heruntergezogenen Viſier hervor.

Wer biſt du? ſtammelte halblaut das ergriffene Mädchen.

O Einer, der dich liebt, dem du die Seligkeit bringen kannſt, entgegnete ſchnell der Ritter, ja die Seligkeit, o die Seligkeit! fügte er mit einer halber-

ſtickten, wehmüthigen Stimme bei, welche leicht eine Thräne in ſeinem Auge verrathen mochte.

Sie ſtund auf, er aber erfaßte ihre Hand; ein ſeltſamer Schauer durchrieſelte die Jungfrau; der Jüngling drückte ſie an ſeine Bruſt. O wenn du wüßteſt, begann er ſo zärtlich, welch' ein Herz da hinter dieſer eiſernen kalten Wand ſchlägt, o gewiß, du würdeſt mich lieben — wenigſtens Mitleid mit meinem Schickſale haben! Fürchte dich nicht, wenn ich dir ſage, ich gehöre nur halb dieſer Erde an; wie du, zählte ich einſt ein Lebender zu den Lebenden; einem reichen und mächtigen Geſchlechte entſproſſen, war ich, ſonſt von reiner Sinnesart, im erſten Jugenddrange jenen wilden, verbrecheriſchen Söhnen gefolgt, welche auf dieſem Orte ihren unglücklichen, gramgebeugten Vater gefangen nahmen und ſeine zitternden Hände mit unwürdigen Feſſeln belaſteten; nur wenige ſeiner Krieger waren ihm treu geblieben und verſuchten anfangs ein verzweifeltes Gefecht mit ihren Feinden und den abgefallenen, zu Verräthern gewordenen Freunden; im Kampfe gegen jene edeln Treugebliebenen ſank ich auf dieſer Stelle. Aber Gott hatte des unglücklichen Vaters Fluch gehört und den Himmel unſern armen Seelen verſchloſſen. Mir ward jedoch Erlöſung verheißen, wenn eine reine, fromme Jungfrau während ſieben Tagen für meine Ruhe beten würde.

Das Mädchen verſprach es ihm; da preßte er ſie inniger an ſeinen Buſen, aber mit gerührter Stimme brachte er einige Worte hervor, die mehr als bloßen Dank anzudeuten verſuchten. Endlich entwand ſie ſich ſeiner Umarmung und eilte von dannen.

Als ſie wieder nach Hauſe kam, verſuchte ſie wohl oftmals für die Seele des nun ſo heiß geliebten Ritters zu flehen, aber ſie konnte dem Gebete nicht ihr ganzes Herz zukehren; ein immer friſch auftauchender Gedanke entriß ſie jeder andächtigen Stimmung. O was wird denn aus mir werden, klagte ſie heimlich, wenn ich ſein Scheiden von dieſer Welt erlangt habe? Inzwiſchen traf ſie in jeder Morgendämmerung mit ihm zuſammen und da ihre Herzen ſich immer trauter wurden, unterließ ſie es zuletzt während einiger Zeit an das Heil ſeiner Seele zu denken.

Wie aber ihre Liebe, ihre Hingebung ruhiger und zugleich viel inniger wurde, ermaß ſie auch wieder die ganze Wichtigkeit ihrer eigenen Aufopferung, ja dieſelbe ſchien ihr jetzt mit jeder Stunde immer dringender geboten; um aber deſto feſter, ungeſtörter in ihrem gefaßten Entſchluſſe verharren zu können, wählte ſie ſogar während ſieben Tagen den Weg längs dem Gebirge zu ihrem morgendlichen Gange; auch auf ihr Angeſicht kehrte jetzt wieder eine milde Heiterkeit zurück, welche ihrem immer mehr ſich härmenden Vater wieder ſeine Ruhe zu geben ſchien, obgleich der Greis ſich eigentlich wenig erklären konnte, warum ſeine Tochter nun jeden Nachmittag, ſobald die Arbeit es ihr erlaubte, in die Kirche hinüber ging, wo ſie ſich in eine einſame Seitenkapelle zurückzog, um dort ungehinderter ihre Gebete verrichten zu können.

So war der Abend des ſiebenten Tages herangekommen; ſie war noch in der Kapelle; mit geſenkten Augen und wohl mit ſchwerem Herzen ſtand ſie ſo eben

vom Gebete auf; ihr Opfer war vollbracht; der Jüngling durfte jetzt die himmlischen Wohnungen betreten, aber ihre Wonne auf Erden war dahin.

Siehe, da ergoß sich ein goldener Abendschein in die Kirche und die buntfarbigen Rosen der Fenster leuchteten plötzlich in einem wundersamen, himmlischen Glanze und streuten ihren Farbenschimmer auf dem Boden und den hohen Säulen umher; unwillkürlich mußte sie jetzt die Augen aufrichten, um die stille, liebliche Pracht zu beschauen, als mit einem Male der geharnischte Jüngling vor ihr stand; nicht mehr nächtlich dunkel war sein Panzer, aber auf dem himmelblauen Stahle spielten jetzt die Sonnenstrahlen und der herrliche Wiederschein der Kirchenfenster; durch das Visier leuchteten zwei freundlich strahlende Augenlichter.

Ich bin erlöst, o rettender Engel, flüsterte er mit sanftgerührter Stimme, schon zieht ein reineres Feuer durch meine langumnachtete Seele — aber meinen Himmel werde ich nur dann finden, wenn auch du von dieser Welt gerufen wirst, unterdessen lebe wohl! Wohl mir, wenn jetzt ich, während du noch hienieden wallest, dein treuer Schutzgeist werden dürfte.

Bei diesen Worten ergriff er ihre Hand, es sollte zum letzten Male auf dieser Erde sein.

Da durchglühte ein unnennbares Gefühl ihre tiefbewegte Brust.

Und soll ich so von dir scheiden, ohne je dein Antlitz geschaut zu haben? rief sie endlich, o laß es mich sehen, dieses Engelsangesicht; nein, du kannst, du darfst mir dieß nicht länger mehr verweigern .... o es muß

ſchön ſein, wie dasjenige jener Geiſter, in deren Mitte du nun bald prangen wirſt!

Theure Geliebte, lebe wohl, verſetzte der Ritter, dort wo uns nichts mehr trennen wird, dort nur ſoll dein Wunſch erfüllet werden; ſagte ich dir doch, daß jener Spruch, der mich einſt an dieſe Erde feſſelte, mir auch gebot, niemals mein Angeſicht irgend einem Sterblichen zu zeigen, ſelbſt jener rettenden Jungfrau nicht, die ich von Jahrhundert zu Jahrhundert erwartete und die mir endlich in dir erſchien, denn jeder Lebendige, der es ſchauen würde, müßte im nämlichen Augenblicke dem Tode anheimfallen.

Und ſo würde ich jetzt gleich mit dir dieſe Erde verlaſſen, auf welcher ja keine Hoffnung mehr für mich erblühet? fiel die Jungfrau ſchnell ein und ſchlang ihre Arme heftig um ihn, als wollte ſie nicht mehr von ihm laſſen, o dann ſehe ich tauſendmal zu dir, fuhr ſie fort, lüfte dieſes verhaßte Eiſen, laß mich ſie ſehen deine himmliſchen Züge und an deiner Bruſt will ich in ihrem Anſchauen die Welt verlaſſen und beſeligt mit dir von hinnen ziehen!

Feſter ſchmiegte ſie ſich nun an ſeinen Buſen, ſie ſprach nichts mehr, aber ihr erwartungsſtarrer Blick forderte jetzt mit unwiderſtehlicher Gewalt die Willfahrung ihrer dringenden Bitte.

Nochmals neigte er bedeutungsvoll das Haupt zu ihr herab, dann erhob er langſam das Viſier und legte den Helm ab.

Schon ein verklärter Geiſt Gottes, ſtand der Jüngling im irdiſchen Heiligthume da; goldener und milder

umſpielte der heilige Abendglanz das ſchöne, friedensbelle Antlitz und die blonden Locken, die in frommer Anmuth auf ſeine Schultern ſanken.

Da glühten und blühten die Roſen in den Kirchenfenſtern, wie geküßt von Hauchen des Paradieſes; die Jungfrau blickte den Jüngling, dann die ſtrahlenden Himmelsblüthen an und dachte zurück an ihren wunderſamen Liebestraum; „kommet ihr, kommet ihr!“ hörte ſie jetzt die Engel wieder rufen, „kommet ihr, kommet ihr!“ liſpelte ſie leiſe und verzückt jenen freudigen Stimmen nach.

Jetzt fühlte ſie einen Kuß auf ihrer Stirne, er war lieblich warm wie ein erſter Frühlingsſtrahl der Sonne. Aber ihre Wangen wurden immer bläſſer, ihre Wimper ſenkte ſich wie zu einem milden Schlafe; da erfüllte eine roſige Wolke das Heiligthum, und als ſie ſich allmählig wieder verzog, war die Kirche leer und graue Dämmerung lagerte ſchon in den einſamen Hallen.

Ich ſchwieg. — Jetzt gellte plötzlich das ſchrille Pfeifen der Maſchine, der Zug hielt an, vor uns erhob der Münſter von Thann ſeine jungfräulich ſchlanke Pyramide im lichten Lilienglanze des Mondes.

Du ſollteſt die Geſchichte vom Bäckermädchen aus Sennheim für unſere Neujahrsblätter niederſchreiben, ſagte mein Freund, als wir ausſtiegen.

Hier haſt du ſie nun, mein Auguſto.

Karl Eichhorn.

Bilder aus dem Norden, von Adolf Bube.

I.

Auf der Wandrung.

Jetzt ſchwarzer Moor, jetzt ſchneebedeckte Räume,
Jetzt zugefror'ner Seen öde Felder;
Verlaſſen traurig kahle Birkenbäume,
Am Horizonte düſt're Tannenwälder.

Kein Menſch, kein Haus, ſoweit die Blicke ſchweifen,
Kein Vogel auf dem Schnee und in den Lüften;
Nah' meinem Scheitel graue Wolkenſtreifen,
Und bleich der Mond, wie Lampenſchein in Grüften.

Rings tiefe Stille, die Natur erſtorben,
Allüberall des Todes kalte Schauer;
Mein Geiſt, der ſtets um Leben nur geworben,
Von ſolchem Bild verſenkt in tiefe Trauer.

Da plötzlich Glockenhall aus ferner Weite,
Ernſt, feierlich im langgedehnten Schwingen,
Und, hin mich wendend nach des Klanges Seite,
Laß ich ihn mir in Herz und Seele dringen.

Er ſchallt, wie eines Prieſters fromme Rede,
Wie eine Stimme Gottes aus der Höhe;
Zum weiten Tempel wandelt ſich die Öde,
Und zum Gebete wird des Herzens Wehe.

Und tiefer, unzertrennlich feſt verbinden
Der Seele ſich des Glaubens Kraft und Milde;
Wer Gott, den Herrn, recht innig will empfinden,
Der ſuch' ihn auf in Nordland's Schneegefilde.

2.

Seligkeit des Forſchers.

Ein großer Sumpf liegt vor mir ausgebreitet,
Unüberſehbar, fahl und grauſenhaft,
Ein Chaos, wo ſich Wind mit Nebel ſtreitet
Und kein Gewächs gedeiht in heit'rer Kraft.

Nur Giftkraut, ſchwanke Binſen, braune Mooſe
Und nied're Birken ſind auf ihm zu ſeh'n;
Rietgräſer ſtrigen ſtarr aus ſeinem Schooße,
Und laſſen weiße Seidenbüſche weh'n.

Hier giebt die Becaſſin' aus trübem Schaume
Farbloſe Larven und Gewürm zu Tag,
Und von dem ſchilfumrauſchten Uferſaume
Tönt Kibitzſchrei und ſchnarrend Wachtelſchlag.

Hinweg, hinweg von dieſem düſt'ren Bildniß,
Das mir das Herz mit Trauer tief erfüllt!
Doch nein — halt' an — durchſpäh' erſt noch die Wildniß,
Vielleicht, daß ſie dir holden Reiz enthüllt.

Schwer dring' ich durch's Geſtrüpp am Uferrande,
Vom aufgeſcheuchten Schnepfenſchwarm erſchreckt,
Oft rechts und links zerſchlitzend die Gewande,
Und ſpäh' im Sumpf, ſoweit er ſich erſtreckt.

Nur Öde, nichts als Öde in die Runde! —
Hinweg, hinweg! — doch, was glänzt dort von fern?
Ich ſpring' hinzu, ich beuge mich zum Grunde,
Bei Gott, ein wunderſchöner Blumenſtern!

Welch' ſüßer Duft! welch' hohe Seelenweide!
Wie licht, wie lieblich zart der Farbe Schein!
So zeigt auf Bereſows gefror'ner Haide
Ein holdes Purpurröschen ſich allein.

So hebt im bleichen, dürren Sand der Wüſte
Sich die Oaſe lebensfriſch empor,
So ſpringt dem Steuermann die Palmenküſte
Nach langer Fahrt aus wildem Meer hervor.

So geht dem Forſcher in dem tiefen Dunkel
Der alten Welt ein Strahl des Lichtes auf,
So leitet uns der Wahrheit Glanzgefunkel
Aus banger Räthſelnacht zu Gott hinauf.

O wüßtet Ihr, wie ſelig mir zu Muthe,
Ihr würdet mich beneiden um das Glück.
Der Stern iſt mein, er ſtrahl' an meinem Hute,
So kehr' ich ſiegreich aus dem Streit zurück!

Gedichte von Guſtav Mühl.

1.

Sokrates.

Das heilige Schiff des Theſeus, welches die atheniensische Theorie von den durch jenen Helden eingesetzten Apollofesten auf der Insel Delos zurückbringen sollte, war am Vorgebirge von Sunium geblieben worden. — Der Weise sah seinem Tode mit heiterer Fassung entgegen. (Nach dem Phädon.)

Euch grüßt' ich ſtets am liebſten doch vor Allen,
Ihr Kinder Hellas, herrliches Geſchlecht,
Euch rief ich oft in euern Siegeshallen,
Ihr ſtolzen Streiter für der Freiheit Recht;
Sah euch voll Ehrfurcht nach dem Marktplatz wandeln,
Ich wollt' euch kennen, Männer von Athen,
Ihr zeigtet mir wie ſtarke Seelen handeln,
Es thut ſo wohl ein glücklich Volk zu ſehn.

So zieh' ich wieder nach dem blauen Meere,
Vorbei an Aegina und Salamis,
Dort, wo die Tochter Zeus mit mächt'gem Speere
Herunterſchaut von der Akropolis;
Wo ſel'ge Götter bei den Menſchen wohnen,
Der Donn'rer ruht in ſeinem Lieblingshaus,
Der Pyth'ſche Gott mit ew'gen Lorbeerkronen
Die Sänger ladet vor ihr Volk heraus!

Und dennoch faßt ein ahndungsvolles Grauen
In dieſem Schimmer plötzlich mir die Bruſt,
Auch euch, ihr Hohen, kann ich nimmer ſchauen
Mit der gewohnten, götterfrohen Luſt;
O Thraſybul, du durfteſt einſt erretten
Aus der Tyrannen Feſſel dein Athen,
Doch es legt einen Sokrates in Ketten,
O Thraſybul auch dein Volk muß vergehn!

Was ſtrömet dort im goldnen Morgenglänzen
Der Menge nach des Meers Geſtaden fort?
Ein Schiff, geſchmückt mit grünen Lorbeerkränzen,
Wogt lautumjubelt in Piräus Port;
Von Delos heiterm, gottgeliebtem Strande
Kehrt heim die feſtesmüde Theorie,
Und von des Theſeus Schiffes heil'gem Rande
Tönt frommer Heldenlieder Melodie.

Doch um die Segel zieht ein nächtlich Trauren,
Ihr Jungfraun mit den Wangen freudenroth,
Ihr Knaben, die ihr träumt von Minotauren —
Heimkehrend bringt ihr Sokrates den Tod!
Du hoher Theſeus, dieſer Stadt Befreier,
Dieß Schiff trug einſtens deine Heldenkraft,
Erſchein' und brich die heimzugetrunkne Leier,
Entreiß' den Mördern ihren Schierlingsſaft!

Wie du beſeelt von reinem Heldenfeuer,
Brach neue Bahn der Weiſe jüngſt dem Licht,
Kühn wie einſt du, ſah blut'gem Ungeheuer
Er in das freche, lüſterne Geſicht;
Scheu brach es ſchon vor ſeines Schwertes Flamme
Aus der Sophiſtik wirrem Labyrinth,
Da bäumt es ſich mit neidgeſchwollnem Kamme
Und haucht ihn an mit ſeinem gift'gen Wind.

Und du erwachst nicht zu gerechtem Grimme,
Du Zeusgeborne dort am Parthenon?
Und rufst du nicht mit donnergleicher Stimme:
Was thut ihr, Blinde, meinem treusten Sohn?
Erhebe dich in deinem Schreckensglanze
Und laß sie schauen der Medusa Graus,
Und schleudre drohend deine ehrne Lanze
Herunter auf der Wahnumstrickten Haus!

Ruf aus der Erde jene Eumeniden,
Die du dereinst mit dieser Stadt versöhnt,
Und sprich: erwacht aus mitternächt'gem Frieden,
Sie haben euch, sie haben mich verhöhnt! —
Versammle zürnend in der Aegis Schatten,
Der Adlermutter gleich, den schwarzen Chor,
Vor seinem Anblick soll die Sonn' ermatten
Und rückwärts stürzen durch des Himmels Thor!

— Doch deine Macht auch, Göttin, wird zerstieben,
Bald wirst du selbst, ein eitles Luftgebild,
Von kalter Zweifel rauhem Sturm getrieben,
Zertrümmert sehn den siegesstolzen Schild;
Ein Nachtgewölk vom Windeshauch zerrissen,
Wirst du dereinst am Götterhimmel gehn,
Ein hell Gestirn bricht dann aus Finsternissen —
Du wirst in seiner Morgenpracht verwehn!

Trink Sokrates! — bring's dieser neuen Sonne,
Erglüht auf Gottes reinstem Tempelheerd,
Die leise schon mit frommer Ahndung Wonne
In mildem Glanz auch deinen Sinn verklärt!
Trink Sokrates — es wird ein Andrer nahen,
Ein heiligstilles Wesen, liebesehr,
Der wird noch einen größern Kelch empfahen,
Gefüllet aus der Menschheit Thränenmeer.

Bring's jenen Tagen, wo der Geiſt der Liebe
Verſöhnend auf uns Alle niederſinkt,
Das Elend nimmer jedem wüſten Triebe
Hinunter in des Laſters Nächte winkt,
Wo ſanftbeſeligt in des Friedens Walten,
Erloſchne Augen wieder freudig glühn,
Wo deines Hellas heitere Geſtalten,
Von Gott geküßt, im Leben wieder blühn!

2.

Dämmerung.

(Geſchrieben unweit der Königshöfer Höhe bei Straßburg, jetzt eine Eiſenbahnſtation.)

Ich hab' gelitten und geſtritten
Den ganzen Tag mit dir, o Welt,
Empfang' mich nun in deiner Mitten,
Du ſelig ſtilles Himmelszelt!
Schon winkt ihr, brüderliche Sterne,
Aus blauen Tiefen mild heraus,
Ihr tröſtet mich ja immer gerne,
Ihr ſeid in meines Vaters Haus!

Wo längſt die Sonne hingeſunken,
Erblüht der Weſten noch ſo hell,
Noch ſteigen purpurlichte Funken
Aus jenem heil'gen Wunderquell;
Die Abendglocken ſchweigen wieder,
Und langſam dort die Wölklein ziehn
Und lagern ſich zum Schlummer nieder
In jene Roſenwonne hin.

— Horch wie noch ſpät in Dämmerzeiten
Das nimmermatte Dampfroß keucht
Und drüben in den nächt'gen Weiten
Gleich letzter Tagesſorg' entfleugt;
Da kläret ſchon mit mildem Glanze
Der Mond den ſtillen Erdenplan,
Als ſollten jetzt im Friedenskranze
Der Menſchheit fromme Engel nahn.

Die alte Braut.

„Hinaus, o Menſch, weit in die Welt,
Banat dir das Herz in trübem Muth:
Nichts iſt ſo trüb in Nacht geſtellt,
Der Morgen leicht macht's wieder gut!“

So ſang ich mit Eichendorff und die Vöglein ſtimmten jubilirend in die freudigen Klänge und die Sonne lauſchte grüßend über den blühenden Wipfeln des Waldes, die, vom Hauche des Morgenwindes geſchaukelt, ihre tauſend und aber tauſend grüne Finger nach den Blumen ausſtreckten, die der Lenz zu ihren Füßen ausgebreitet hatte. Aber die Blumen ſelber wiegten ihre buntfarbigen Blüthenlocken und ſelige Klänge entſchwebten den Höhen und Gründen und zogen hinaus in die blaue Ferne und in mein Herz, deſſen geheimſte Pforten der Wonne des Morgens entriegelt waren. Die Glockentöne entſchwebten aber nicht dem Walde, ſondern dem ſchimmernden Dorfkirchlein, das ſich mit ſeinem ſilbernen Kreuze wie ein Wegweiſer aus den blühenden Wipfeln zum Himmel hob. Dorthin zog mich meine Wanderluſt, denn ich war der Stadt müde und müde ihres einförmigen und abgemeſſenen Treibens.

In der Waldeinſamkeit war ich neu aufgelebt; die friſchblühenden Zweige hatten mir den Staub von den

Füßen, die Sorgen von der Stirne gescheucht; die Lerche hatte mir den Gram aus dem Herzen gesungen: ich war weit jünger, frischer und fröhlicher als je. Dort unter den blühenden Linden des nächsten Dorfes wollte ich den Rest des Morgens verträumen, mit den stämmigen Burschen und roßigen Mägdlein verkehren; mit den Kindern jubeln und nach den blauen Bergen hinüberschauen, wo mein einsames Vaterhaus, gleich einem weißen Punkte zwischen den Reben und Obstbäumen hervorschimmerte.

Nach Verlauf einer halben Stunde stand ich an der Pforte eines friedlichen Thales; ein Wegweiser prangte auf der Anhöhe und zeigte nach drei Dörfern. Aber ach! was braucht es da der Wegweiser? Wo Wälder blühen, wo Vögel singen, wo Blumen duften, da ist das Herz zu jeder Stunde daheim. Mir ist ein grüner Baum im Rücken der Stadt der liebste Meilenzeiger, obgleich ich mich weder um Zeit noch Stunde zu bekümmern pflege, wann mich die Natur, die wunderbare Fee, mit ihren blühenden Ketten umschlingt.

Ich muß mich wahrhaftig meiner Ungelehrsamkeit schämen, weiß ich doch nicht, mit welchem Namen dieses Thälchen in der vaterländischen Geographie bezeichnet wird; aber das Volk nennt es das Rosenthal und ich zweifle, daß sein wirklicher Name so wahr und folgerecht wie dieser ist. Denn in keinem andern Theile unseres Ländchens gedeihen die Blumen so schön, stehen die Gräser so hoch und üppig, die Bäume so blüthen- und früchtenreich als eben in diesem — Rosenthale. Dazu kommen noch die kräftigen Bursche

und Mägde, die die Stadt nur selten, höchstens etwa an den Jahrmärkten besuchen und die, ein biderbes Völklein vom alten guten Schlage, mit ihrem phantastischen Volksglauben einen starken Arm und ein gesundes Herz verbinden.

Der Hirtenknabe zog eben jodelnd mit seiner Heerde auf die Matten hinaus, als ich unter den drei Linden anlangte, die ich zum Ruhesitz ersehen hatte. Zur Rechten schimmerte das friedliche Dörfchen mit seinem schlanken Kirchthurme und seinen Storchen- und Schwalbennestern, den Sinnbildern des Friedens und der Häuslichkeit. Mir gegenüber lag ein alter, einst vielberühmter Edelhof, von dessen Erkern und Thürmen der Lenz sein grünes Panier wehen ließ und der mit reizenden Gärten und Bäumen, wo die Vöglein ihre lustigen Lieder trällerten, umgeben war. In seltsame Gedanken versunken, sah ich nach dem alterthümlichen und dennoch modernen Gebäude hinüber und die alte Zeit, — aber nicht das Mittelalter mit seinen Recken, Rittern und Frauen, sondern die Perrücken- und Zopfzeit, in welcher das Schlößlein einst eine gewaltige Rolle spielen mochte, — stieg mit ihren zugestutzten und zugeschnittenen Junkern, Damen, Reifröcken, Schönpflästerchen und Schooßhunden vor meinem innern Auge empor. Die Geschichte meines Vaterlandes weiß gar viel von den ehrsamen Junkern zu erzählen, die hier wie anderswo zumeist ein rohes und ungebildetes Volk waren, hübsche Dirnen aufs Korn nahmen, jeden Tag auf die Birsch und den Fischfang zogen und sich's angelegen sein ließen, die Bauern zu drücken und ihnen

den Zehnten abzupressen. Diese Junker waren im Ganzen die glücklichsten Leute von der Welt, denn sie hatten, was sie wollten und brauchten, einen guten Tisch und oftmals einen gefüllten Beutel und mehr begehrten sie nicht; waren ihnen doch die Alfanzereien, die wir Kriegsruhm, Tapferkeit, Unterthanenliebe nennen, unbekannte, wenigstens gleichgültige Dinge. Bekanntlich pflegten die Dichter des vergangenen Jahrhunderts, wenn sie einen recht albernen, eingebildeten und herzlosen Menschen bezeichnen wollten, einen solchen Landjunker zum Helden ihrer langgesponnenen Alexandriner — Gott habe sie selig! — zu stempeln. Ein schlagender Beweis, daß das Junkerthum auch damals nicht eben in großem Ansehen stehen mochte.

Während ich mit solchen und andern Gedanken beschäftigt nach dem alten Edelhofe hinüberschaute, sah ich plötzlich ein altes, uraltes Mütterlein auf dem blumenumrankten Söller erscheinen; freundlich sah ihr todtblasses, faltenreiches Antlitz zwischen frischduftenden Rosen- und Jasminstöcken hervor, während sie mir mit der einen Hand einen freundlichen Morgengruß zuwinkte, den ich nach Pflicht und Schuldigkeit ehrerbietigst erwiederte. Aber ich wußte nicht, wie mir geschehen! Lebte dieses Weib, oder war es ein alberner Spuk meiner Einbildungskraft, die im Walde vielleicht von einer schlimmen Fei, welche die Gestalt eines losen Vögleins angenommen hatte, in trüglichen Zauberschlaf gesungen worden war. Diese runde goldene Haube, die nach hinten gekämmten schneeweißen Haare, diese Perlenschnüre um Hals und Busen, der gewaltige Reifrock,

der die Gestalt umgab, erinnerten mich unwillkührlich an jene alten Kindermährchen, an jene gemüthlichen Sagen der Spinnstube, denen ich einst so willig mein Ohr lieh. Wahrlich an diesem Weibe schien die Neuzeit mit all ihrem Modetande spurlos vorüber gegangen zu sein! Es war das leibhaftige und lebendige Konterfei einer Edeldame des letztverflossenen Jahrhunderts.

Aber siehe da, mit einem Male lag eine schwere Hand auf meiner Schulter; ich fuhr empor und Franz, der mir wohlbekannte Eierhändler, stand vor mir und sah mir verwundert ins Antlitz. Er hatte mich weder so früh noch in diesem Aufzuge unter den Linden seines Dorfes vermuthet.

„Grüß Gott, Alter!“ rief ich, seine dargebotene Rechte fassend, die ich so oft als Knabe geschüttelt hatte und die noch heutzutage so viele Kinder drücken; denn die ehrliche Haut ist in meiner Vaterstadt, wohin er sich jeden Morgen mit seinem Tragkorbe verfügt, den Alten und den Jungen bekannt und wird wegen seines graden, gutmüthigen Wesens von Allen gerne gesehn. Aber der Alte meinte, indem er sich vertraulich zu mir niederbeugte, hier sei nicht gut weilen und die Dame auf dem Söller drüben dürfte leicht in ihrem Nachdenken gestört werden, wenn so ein junger Herr ihr gegenüber sein lustig Lied in den Wind pfeife.

Ich lachte hell auf. „Wie meinst du das, guter Franz? Ich glaube . . .“

Das ist die alte Braut, fuhr Franz fort, indem er mich auf einen andern Sitz führte, das ist die Schutzheilige unseres Dorfes, für die wir bitten und die für uns betet.

Alter, du sprichst in Räthseln, entgegnete ich lächelnd. Braut ist sie wohl nur in dem Sinne, daß sie bald heimgerufen wird ins schönere Vaterhaus, wo uns allen ein ewiger Brautmorgen harrt. Oder ist sie vielleicht — wie wir die Klosterfrauen zu nennen pflegen, — eine Gottesbraut? Aber auch dieß möchte ich bezweifeln, da ihre Kleidung durchaus eine weltliche ist und der Schloßgarten drüben mit seinen Alleen und steifzugestutzten Bäumen nicht eben große Aehnlichkeit mit einem stillen, bescheidenen Klostergarten haben dürfte.

Es sind nun wohl viele Jahre her, — so begann Franz, ohne meinen Zweifeln einige erklärende Noten beizufügen — es sind nun wohl viele Jahre her, da lebte in unserm Dorfe ein alter und reicher Edelmann, der auch im Innern Frankreichs viele und große Besitzungen hatte und den Winter in der Regel bei Paris zu verleben pflegte. Ganz verschieden von den übrigen Junkern der Umgegend, hatte er sich frühe schon die innige Liebe seiner Unterthanen zu erwerben gewußt, die in Noth und Drangsal zu ihm, den sie als Vater ehrten, ihre Zuflucht nahmen. Bei ihm fanden sie Trost und Hülfe und bei seiner Gattin, einer gebornen Französin, Verpflegung und Nahrung in Tagen der Krankheit und der Trübsal; denn die Vorboten der französischen Umwälzung hatten sich auch in unserm friedlichen Thale geltend gemacht; am Himmel des Vaterlandes standen finstere Gewitterwolken und viele der reichsten Bauern waren an den Bettelstab gerathen. Obgleich ich damals kaum fünf Jahre zählen mochte, so weiß ich mich doch noch gar wohl zu erinnern, wie

mich die gute Mutter jeden Morgen und jeden Abend für das Wohl der Schweſtern und Brüder beten lehrte und wie ſie mir den Zuſtand des Landes mit ſo grellen und düſtern Farben zu ſchildern wußte, daß mir das junge Herz blutete. Aber erſt viel ſpäter, als des Krieges verheerende Wogen auch in unſer ſtilles Thälchen drangen, lernte ich die Noth ganz ermeſſen, denn von unſerer ganzen Habe war nichts übrig geblieben als eine leere Brandſtätte, ja das ganze Dorf war damals einer großen traurigen Brandſtätte zu vergleichen und die Kirche ſelber war von den Feinden nicht verſchont worden. Der Junker, der damals in Paris verweilte, und von unſerer troſtloſen Lage wiſſen mochte, beeilte ſich, ſchleunigſt mit ſeiner Familie ins heimatliche Dörfchen zurückzukehren. Sein erſtes Geſchäft war, uns ein ſicheres Obdach zu bereiten, und er ſcheute weder Geld noch Mühe, uns ſoviel immer möglich das zu erſetzen, was uns der Krieg geraubt hatte, während ſeine Gattin und ſeine Tochter, ein herrliches ſiebenzehnjähriges Mädchen, die Armen- und Krankenhäuſer beſuchten und, mit Aufopferung ihrer eigenen Geſundheit, den Kranken und Hülfsbedürftigen die zärtlichſte Sorgfalt angedeihen ließen. Es waren zwei Engel uns zum Troſte vom Himmel geſandt.

Einige Monate ſpäter trugen wir die Gräfin zu Grabe; drei Dörfer weinten an ihrem Hügel und ſegneten ihr Andenken und ſegnen es noch heute.

Das Mädchen, das mittlerweile zur herrlichen Jungfrau emporgeblüht war, wurde einem franzöſiſchen Grafen verlobt, der aus herzinniger Liebe um ihre Hand

geworben hatte, denn Maria war, gleich ihrer heimgegangenen Mutter, ein Vorbild edler und ächter Weiblichkeit, eine Versorgerin der Waisen und eine Beschützerin der Verfolgten. Das ganze Dorf jubelte ob ihrem Glücke. Der Verlobte der jungen Gräfin, Herr von G . . ., hatte seinen einstweiligen Wohnsitz in unserem Dorfe aufgeschlagen, um in der Nähe seiner Geliebten leben und ungehindert mit ihr verkehren zu können. Es war eine Wonne, die beiden zu sehen, wenn sie des Abends durch's Dorf wanderten und ihnen die Jungfrauen Blumen und Lieder brachten, oder wann der alte Fidler von Maienau mit seinen sechs Muskanten herüberkam und den Abend mit einem lustigen Ständchen begrüßte. Das ganze Dorf pflegte alsdann in die fröhlichen Weisen einzustimmen und ein Tanz auf der Allmend beschloß die heitere Festlichkeit.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt!

Einst saßen die beiden Liebenden am obern Fenster des Edelhofs und starrten in die Gluth der Abendröthe; der Tag war schwül gewesen; finstere Wolken deckten den Himmel und einzelne Blitze kreuzten sich über dem Thale. Aber unsere Verlobten sahen das heraufziehende furchtbare Gewitter nicht; denn ihre Gedanken schwelgten in den rosigen Gefilden der Zukunft und in der Wonne des bevorstehenden Hochzeittags, der, dem Willen des alten Vaters gemäß, mit dem altherkömmlichen Prunke begangen werden sollte. Doch es dunkelte je mehr und mehr, der Donner rollte gewaltiger und die Wetterwolken sammelten sich in finstern Schaaren dicht über dem Dorfe.... Mit einem

Male fuhr ein brennender Strahl in den Edelhof und der Jüngling lag vom Blitze getroffen und mit dem Tode ringend zu den Füßen der ohnmächtigen Braut. Ich füge nichts mehr bei. Ihr habt sie gesehn, die alte Braut, deren Haare in Einer Nacht zu Silber geworden sind! Ihr habt sie gesehn im Hochzeitkleide, den welken Brautkranz im Haare auf dem Söller knieen! Dieß Hochzeitkleid wird sie mitnehmen in den Sarg, den sie seit sechzig Jahren vergebens erflehte. Bald aber hat sie ausgerungen, die irre Wellerin, und der Bote des Friedens wird sie heimführen in die Arme des Bräutigams, dem sie lebte, dem sie sterben wird."

Der Alte hatte sich nach einem leisen Händedruck entfernt. Aber noch stand das Mütterlein auf dem Söller und eine weiße Taube spielte auf ihrer Hand; mir schien es, als neige sich der blaue Himmel tiefer und tiefer über dem Haupte der Dulderin.

Ich barg mich im Schatten des Waldes und sang abermals, aber dießmal mit bewegtem Herzen:

„Nichts ist so trüb in Nacht gestellt,
Der Morgen leicht macht's wieder gut!"

Hast du, lieber Leser, meine Erzählung für ein eitles Mährchen gehalten, so bist du übel berichtet. Noch lebt die alte Braut, noch schaut sie, die vielen meiner Landesgenossen um ihres Schicksals willen lieb geworden ist, zum blauen Himmel empor; — noch harrt sie unter Thränen und frommen Liedern des schönern und ewigen Brauttages.

Fr. Otte.

Das Martſchenfeſt, von Auguſt Lamey.

(Hiſtoriſch v. 20. Mai d. J. 1332.)

1.

Es war am Tag der Martſche für Straßburgs Ritterſtand,
Die Grafen und Barone turnirten auf dem Sand;
Da hat ſich den Gedieg'nen der Hohen Pracht gezeigt,
Bis hinter Wasgau's Kronen die Sonne ſich geneigt.

Die Roſenſtrauch' im Garten erhellte Leuchtenglanz,
Hier luden feine Junker die edeln Frau'n zum Tanz.
Die Bürgerstöchter haben den Reigen fern gehört,
Der Eingang blieb den ſchönſten mit reif'ger Hand verwehrt.

Schon ſitzen ohne Damen und nach dem prunken Mahl
Am Rundtiſch viel der Ritter, den Finkwein im Pokal:
Sie ſprechen laut und lauter, wie Geiſt und Zung' entbrennt,
Von des Geſchlechts Verdienſte, von Stadt und Regiment.

„Horch, murmelt's auf der Straße, die Gäſte ſind voll Weins;
Wie hadern ſie und lärmen im Hof des Ochſenſteins!"
Da neckt ein Schöffe trocken: „ihr Burger, ſeid gemuth,
Sie zanken um die Aemter und das gemeine Gut.

Denn weil ſie mit euch hauſen wie Herrſchaft mit Geſind,
Zoll, Umgeld und Gefälle berechnen ſie geſchwind.
Sie ſtreiten über Mittel, daß alles beſſer trägt
Und forthin jeder Pfennig zu Adels Nutzen ſchlägt.

Wer mag's auch endlich hindern? wir ſind ein freier Staat,
Das heißt, die Edelleute ſind Meiſter, Schulz und Rath;
Sie wählen ſich alljährlich und treten wechſelnd ein.
Wir ließen's erſt geſchehen und laſſen's ferner ſein." —

„Das Handwerk, seufzt ein Schneider, hat's mit den Herren klar;
Kommt ihr an Schuld zu mahnen, euch zahlen Tritte baar,
Und wer vom Adel Keinen erkaufte — Schutz ist feil —
Dem bleibt nach sauern Gängen noch kaum der Rücken heil."

„Der Hochmuth vor dem Falle! bricht aus ein Schmiedgesell,
Das Eisen ist im Feuer. Still! horchet dem Geschöll.
Die Mühlheim und die Zorne sie thun sich wohl Bescheid;
Es spaltet ihre Häuser die Rangsucht und der Neid."

Ein Steinmetz reibt die Hände: „'s steht eben nicht so schlecht;
Die Zwietracht der Bedrücker macht uns die Sachen recht.
Heut sah ich Zorn's-Gesippen, als ging ihr Sinn auf Blut,
Im dicken Wamse schreiten, mit blauem Kugelhut."

Er kann nicht weiter reden, man dränget überall;
„Sie brechen sich die Hälse," rufts im bewegten Schwall.
Von Fluch und Schelten bebte zuerst das Ritterhaus,
Die Degen und die Prügel verfolgen sich hinaus.

Dem Haufen, welcher spähend noch in den Gassen wacht,
Kein Streit nach edler Sitte wird ihm zur Schau gebracht.
Was Grimm und Zufall boten, bewehrt der Schläger Hand;
Die haben im Gewirre sich all' am Haß erkannt.

Ein Gegner packt den andern, vom dritten selbst gezerrt,
Der Stecken dient zur Keule, das Messer haut als Schwert.
Dort ringen vier zusammen, sie stürzen längs dem Rain;
Die Fers' und Fäuste schlagen, es stieget Holz und Stein.

Der Edelmann ist glücklich, der scharfes Eisen schwingt!
Der Knappe wird gepriesen, der Schild und Lanze bringt!
Auf Grafen sticht, zur Hülfe, der schlechte Rittersknecht;
Er kömmt an offne Tafel, es wird mit Blut gezecht.

Als nach dem Roßmarkt flohen die Rauſer alleſammt,
Sich aus der Stube werfend vom ſchlimmen Rauſch entflammt,
„Die Blauhüt' in den Graben!“ ſchrie Völtſchen auf der Bruck
Und ſtieß den trunknen Epſig hinab zum Waſſerſchluck.

Claus Zorn, der Jung, iſt nahe, der übt an Völtſchen Rach',
Er ſchleudert ihn erſtochen dem Freund nach, in den Bach.
Ein Wacken traf den Hetzel, Marr Urſohn, viel berühmt;
Er mußt' erbärmlich enden und nicht wie Helden ziemt.

Heut zu des Feſtes Ehre mit ihrem Lieb getraut,
Wird dein vergeblich harren, o Waſſelnheim, die Braut:
Du gingſt den Vater ſuchen, der bei dem Zwiſt geweilt,
Nun hat dich ſelbſt im Kampfe das böſe Loos ereilt.

Was ſoll ich alle nennen? der Zorne Leid iſt groß;
Zur Erde ſind ſchon ſieben, gefällt mit Hieb und Stoß.
Mühlheimer ſanken fünfe, man weiß nicht ob ſie todt;
Die Opfer zu erkennen iſt ſpät die Fackel noth.

2.

Derweil in ſolchem Strauße das Luſtmahl unterging
Und über Straßburgs Häuptern die Wage finſter hing,
Schreckt aus dem erſten Schlafe das Lärmhorn jach die Stadt,
Und ſammelt vor dem Münſter was Herz und Waffen hat.

Zunftmänner, wohl belobte, Herr Schwarber oben an,
Beſtiegen feſte Bretter, darauf er ſo begann:
„Ehrbare Bürger, höret! man würgt ſich in der Näh',
Die Edeln im Geſchölle bereiten Fahr und Weh.

Sie hätten's wohl verſchuldet, wenn auch der Letzte fiel',
Doch wir und die Gemeine ſind kläglich auf dem Spiel;
Sie haben unſerm Beſten lang einig nachgeſtellt,
Jetzt wollen ſie entſcheiden wer uns im Joch behalt.

Der Nachtſturauß kann Nichts enden, ob mancher ſchon erlag,
Sie werden Bundeskräfte ſich holen mit dem Tag;
Die Raubbrut aus den Schlöſſern kömmt ſchnell, ein reiſig Heer;
Der Krieg iſt in den Mauern, die Stadt iſt ohne Wehr.

Sind darum unſere Väter ins Feld und kehrten frei?
Half Edelmann den Städtern, daß er die Ruthe ſei?
O Väter zu vertrauend, o Söhne feig und weich!
Er ſchlich in die Behörden, er ſinnt den letzten Streich.

Beim Siege von Hausbergen,*) der nicht zum Heil gedieh'n!
Was März einſt trieb aus Keimen, im Maimond ſoll es blühn.
Schleuß auf den Kelch der Blume, du Hauch der Frühlingsnacht!
Den Kühnen glückt's, ihr Bürger! wollt nur und greift die Macht.

Im Stadthaus ſitzt zur Stunde vom Rath ein ringer Theil;
Die andern und der Meiſter ſind bei des Feſtes Greu'l.
Zu Jenen als Regenten, die für den Frieden ſtehn,
Muß jetzt von euch, ihr Zünfte, gewicht'ge Botſchaft gehn.

Die Rathsherrn, Adeliche, die Haß und Neigung trennt,
Sie ſchwanken weil noch Keiner des Streits Erfolge kennt;
Gefährdet ſehn die Beſſern was jeder liebt und ſchützt,
Sie möchten Ruh' ermitteln eh' fremdes Eiſen blitzt.

Ernennt mich als den Sprecher und eile zum Geleit;
Ich ſage vor den Herren was von den Rotten dräut,
Und fordr' in eure Hände, nun ſo der Sach Geſtalt,
Die Schlüſſel unſrer Thore mit oberſter Gewalt." —

---

*) Wir machen bei dieſer Gelegenheit auf des Verfaſſers treffliches Gedicht „die Hausbergers Schlacht" aufmerkſam. S. Elſaß. Sagenbuch, herausgegeben von Aug. Stöber, Straßburg, Schuler. S. 240 und Gedichte von Aug. Lamey, 2te Aufl. ebend. Seite 271. D. Red.

„Zur Pfalz!“ rief eins die Menge; dahin ist gleich ihr Zug.
Die Herrn vom Rath empfangen die Boten mild und klug.
Herr Schwarber hat geredet, die Folger stimmen bei,
Des Hauses Fenster klirren von der Gedieg'nen Schrei.

Das Wort ist bald verstanden, man wählet nicht zu lang;
Den sorgbefallnen Greisen ist vor dem Ärgsten bang.
Acht Männer, laut gerufen, sind unterm Eid bestellt;
Man bringt die eh'rnen Schlüssel, die sonst der Meister hält.

„Und haben wir von heute der Schlüssel sich're Hut,
Wir nehmen auch das Siegel und unser Banner gut.“ —
„So nehmt's auf diese Tage, gebraucht es nach Gebühr,
Seid alter Ordnung Stützen und bauet weise für.“

Herr Schwarber faßt das Banner, schwenkt's hoch im weiten Saal,
Da jubeln die Begleiter und alles Volk zumal.
„Wir lassens nimmer fahren, es ist uns allzuwerth.
Auf, Bürger, daß ihr wachet der Freiheit und dem Herd!

Das Siegel mit dem Wappen, zu bünd'ger Schlüsse Kraft,
Ist unsrer Herrschaft Zeichen, die jetzt den Frieden schafft.
Nicht soll, der Stadt ein Schrecken, auf neues Morden gehn,
Wer von den Rittern morgen das Tageslicht wird sehn.

Die notherkornen Meister, sie retten euch das Schiff,
Sie steuern, fest am Ruder, vom Wirbel und vom Riff.
Zieht aus in alle Viertel, verwahrt die Thor' und Thürm',
Legt nicht die Waffen nieder und traut auf Gottes Schirm.“

Erklärungen: Die Martsche, der Martschatz, (martius dies) wurde jährlich in der vierten Woche nach Ostern vom Straßburger Adel mit Kriegsspielen, Banket und Ball gefeiert. Unter den Gedieg'nen wurden die Handwerker, das Volk verstanden. Das Wort Geschelle, in den alten Chroniken, bezeichnete Mißhelligkeit, Schlägerei.

Gedichte von Fr. von Tſchudi.

1.

Ein Lied von der Liebe.

Wir haben's geglaubt und haben's gehofft,
Das Rechte mit Macht zu erfaſſen;
Wir haben verkümmert viel und oft
Und zertrümmert durch unſer Haſſen.
Das Schwert iſt blutig, die Hand iſt ſchwer;
Wir haben's gewaltig getrieben;
Allein, o glaubt es, wir können noch mehr:
Wir können unendlich lieben!

Es iſt ein ſchlecht Evangelium,
Die Freiheit dem Haß zu verbünden;
Kein Heerweg führt zu dem Heiligthum
Durch den Fluch der Freiheitsſünden.
Es iſt ein ewiger Widerſtand
Gegen feindliche Schwerterhiebe;
Doch was der Haß nicht überwand,
Das überwindet die Liebe.

Die Pfaffen und Junker nach altem Brauch,
Sie mögen in Frieden fahren!
Doch wolleſt, lieber Herrgott, uns auch
Vor der neuen Freiheit bewahren!
Es iſt die Freiheit vor der uns graut,
In der ein Tyrann uns nur bliebe;

Doch die Alles rettet und pfleget und baut,
Das iſt die Freiheit der Liebe.

Nicht Spiegelgefecht und ein prahlendes Wort
Und dabei ein luſtiges Leben —
Nur geiſtiges Kämpfen fort und fort
Iſt ein rechtes heiliges Streben.
Die Wahrheit allein behauptet das Feld,
Ins Herz der Menſchheit geſchrieben,
Und du, o unſer Führer und Held,
Du allüberwindendes Lieben!

2.

Der Erzbiſchof von Cöln.

Zu Cöln am Rhein ein Erzbiſchof
Hielt reichen Troß und großen Hof,
Doch mocht' ihm eines fehlen:
Mein Land iſt ſchön, mein Gold iſt fein,
Mein Volk iſt gut und klar mein Wein,
Doch einſam meine Seelen.

Herr Gebhart Truchſeß alſo ſprach
Und härmte ſich, daß ihm gebrach
Ein Herz voll Lieb und Treue.
Wie der Pallaſt ſo öd' und weit
Iſt öd' mein Herz an Seligkeit
Und nichts, daß ich mich freue.

Zu Poppelsdorf im Biſchofsſaal
Sitzt Gebhart bald beim Hochzeitsmahl
Mit Agnes von Mansfelden.
Herr Erzbiſchof, nimm dich in Acht!
Die Kirch', dein' Braut, haſt du veracht':
Ein Rächer wird ſich melden!

Dem Biſchof ziemt es nicht, zu frei'n,
So ſprach das Volk zu Cöln am Rhein,
Und wandte ſich vom Herrn.
So ſprach das Volk im ganzen Land,
Hat ſich vom Biſchof abgewandt:
Ade mein goldner Stern!

Der Herzog ſeine Burgen nahm,
Er zog von dannen ſonder Gram,
Geächtet und vertrieben!
Und bin ich arm und ohne Heerd,
Du biſt mir, wohl ein Bisthum werth,
Biſt Agnes mir geblieben!

Und eh' ſein Herz im Tode brach
Er friedensvoll noch alſo ſprach:
Es mocht' mir vieles fehlen:
Ein armer Mann — mein Weib iſt todt —
Doch iſt mein Herz verſöhnt mit Gott,
Und reich iſt meine Seelen.

Friedrich von Spee.

Friedrich von Spee, der liebenswürdige Dichter, wurde zu Kaiserswerth bei Düſſeldorf im Jahre 1591 geboren und ſtarb, kaum vier und vierzig Jahre alt, zu Trier den 7. Auguſt 1635. — Von ſeinen Verdienſten als Prieſter, von ſeinem frommen Eifer für das Gute, von ſeiner männlichen Kühnheit, mit der er gegen die Hexenprozeſſe zu Felde zog, kann hier keine Rede ſein. Nur eine einfache Begebenheit aus ſeinem frommen Leben will ich erzählen, die von ſeiner herzlichen Nächſtenliebe ein ſchönes Zeugniß gibt.

In Köln lebte eine reiche, vornehme Dame, die den weltlichen Genüſſen gar ſehr ergeben war; und wenn ſie auch oft die Kirche beſuchte, ſo betrachtete ſie dieſelbe doch nur als einen Ort, wo ſie ihre Reize zeigen und ſich konnte bewundern laſſen; von einer Einkehr in ihr Inneres, von Beſſerung ihres Lebenswandels war aber keine Rede. Wenn ſie daher den Frommen kein Wohlgefallen abzugewinnen vermochte, ſo war ſie um ſo glücklicher bei den Kindern dieſer Welt. Es konnte ſich nicht fehlen, daß viele alte und junge Thoren ſich vor ihren Triumphwagen ſpannten,

die schönen Augen, den üppigen Wuchs und das volle Lockenhaar bewunderten und in Sonetten und sonstigen Gedichten feierten, die freilich längst verklungen sind, so wie auch von den gepriesenen Herrlichkeiten nichts mehr zu finden ist. Gar häufig, besonders in der schönen Jahreszeit, kamen verliebte Thoren und brachten ihrer Huldgöttin glänzende Ständchen. Mit welchem Wohlgefallen mag die eitle Frau den üppigen Gesängen gelauscht haben, die ihr zu Ehren angestimmt wurden! Sie stand hinter den Gardinen und musterte die Schaar ihrer Anbeter, freuete sich derselben: sie selbst aber dachte an's Beten nicht. Doch kommt Zeit, kommt Rath, und der liebe Gott will nicht, daß Eine Seele verloren gehe; er weiß am besten, wenn der rechte Augenblick da ist, den rettenden Engel zu senden. Aber wen sandte er? Doch stille, ich will weiter erzählen!

Es war an einem herrlichen Abende, den die Natur ganz vorzüglich der Liebe gewidmet zu haben schien, als ein eigener Zug von Musikfreunden sich nach dem Hause unserer Schönen begab. Sie mochte geahnet haben, daß der reizende Abend nicht ohne Nachtmusik für sie vorübergehen werde, denn sie lauschte längst schon hinter der Gardine und sah zu dem strahlenden Monde auf, der ihr gewiß von manchem Liebesabenteuer zu erzählen wußte, das sie in seinem Silberlichte erlebte.

Jetzt werden die Instrumente gestimmt, und nach einem eigenen Vorspiele, das eben nicht sehr weltlich klingt, ertönt ein kräftiger, männlicher Gesang. Wie innig und seelenvoll weiß der Sänger seine Stimme

zu erheben, wie einfach und doch wie bewältigend iſt ſein Vortrag! Die Dame muß geſtehen, der Sänger weiß mit Gefühl zu ſingen; es liegt etwas Einſchmeichelndes in dieſer Stimme, man fühlt, daß der Geſang von Herzen kommt. Doch was iſt der Inhalt dieſer Lieder? Ach, nicht die Weltluſt wird in ihnen gefeiert! Da iſt keine Rede von leuchtenden Augen, blühenden Wangen und üppiger Geſtalt; der Liebe, der Sinnenliebe wird hier kein Weihrauch geſtreut, und doch ſingt ein verliebtes Herz dieſe Worte, ein Herz, das ſeinen Heiland zum Bräutigam erkoren, dem es in ſtiller Demuth huldiget, an deſſen Blicken es ſich labt, an deſſen Buſen es Ruhe und Frieden finden will. Die Dame lauſcht. Dieſe Lieder legen ſich wie glühende Kohlen um die Eisrinde ihres verweltlichten Herzens; ſie muß ſchmelzen. Da wird die erſte Thräne der Reue geboren, und nun ſtürzen ſie nieder, ein ſeliger Strom. Ach die Augen, die nur der Weltluſt leuchteten, weinen zum erſten Male ihrem Erlöſer! Doch wer iſt der Sänger?

Hinter der Gardine hervor ſucht ihn die bewegte Schöne zu entdecken, und ſie erblickt — keinen Jüngling; ach nein! ein Mann in der Vollkraft ſeiner Jahre, ſingt dieſe Himmelslieder.

Es iſt Friedrich von Spee! Er hat von der eiteln Frau gehört, hat ſie geſehen und ihn jammerte die verwahrloſte Seele in dieſer reizenden Körperhülle. Da beſchloß er, um dieſe Seele zu werben: vielleicht daß es ihm gelänge, ſie zu gewinnen für ein neues und beſſeres Leben. Und ſiehe, es iſt ihm gelungen!

Die ſchöne Dame läßt ſchon am folgenden Tage den frommen Sänger kommen. Er eilt auf Flügeln reiner Gottesliebe zu ihr, ſeinen Worten gelingt es, ihr den Weg des Heils zu zeigen; ſie wird ſeine Schülerin, und die Andacht, mit der ſie ſeiner Rede lauſcht, iſt ihm der ſicherſte Bürge, eine Seele für den Himmel gewonnen zu haben. Schon längſt ſind Lehrer und Schülerin bei Gott; und wenn auch der Name der letzteren verklungen iſt auf Erden, ſo lebt doch der des Lehrers im geſegneten Andenken fort.

Wilhelm Kaiſer.

St. Severin und der Schyre, von Gerhard Helfrich.

Sankt Severin, der Greis, der ſegnend lehrte,
Der Wunden heilte, wo die Zeit ſie ſchlug,
Der dunkle Herzen zu dem Lichte kehrte,
Verehrt, wohin ſein nackter Fuß ihn trug,
Der baut ſich ſtille eine Klausnerhütte
Tief in des Waldes nächt'ger Einſamkeit,
Daß er das volle Herz dem Herrn entſchütte,
Der ihm des Auges Seherblick geweiht.

Es wogt das Land von ſtolzen Männerſchaaren,
Sie überſchreiten kühn den Donauſtrom,
Aus fernem Norden kommen ſie gefahren,
Ihr Amt iſt Krieg, ihr Ziel das ew'ge Rom;
Den Rieſenleib gehüllt in raube Felle,
In kräft'ger Fauſt den nie beſiegten Stahl,
Erreichen ſie der Alpen Felſenwälle,
Sehnſüchtig ſtrebend nieder nach dem Thal.

Ein Jüngling aus dem kühnen Stamm der Schyren,
Hoch überragend ſeiner Brüder Schaar,
Deß Heldenhaupt goldhelle Locken zieren,
Der Blitze blickt, ein königlicher Aar,
Der eilt, voll Sehnſucht nach des Heil'gen Segen,
Das Herz von Ahnungsflammen angefacht, —
Daß er die Hände mög' aufs Haupt ihm legen,
Den Greis zu ſuchen in des Forſtes Nacht.

Und wie er vor der Hütte niedrer Pforte
Das hohe Haupt, herein zu treten, bückt,
Empfängt der Greis ihn mit dem Seherworte,

Das wunderbar des Jünglings Herz durchzückt:
„Zeuch hin in's Land, wo an der Tiber Wellen
Der Lorbeerbaum in warmen Lüften rauscht,
Zeuch hin, dort wird dein armes Kleid von Fellen
Mit königlichem Purpur ausgetauscht!"

Er traut dem Wort; ſein Glaube iſt kein ſchwacher, —
Der Schyren Fürſt zieht er zum Tiberſtrom,
Und bald begrüßt als König Odoacher
Sein Volk ihn vor dem herrſchaftsmüden Rom.
Und wie er unter ſeinen ſtolzen Schaaren,
Gedenk des Sehers, in dem Lager ſtand,
Da nahte ſich der Letzte der Cäſaren
Und legt' ihm Kron' und Purpur in die Hand.

Gedichte von Daniel Hirtz,

Drechslermeiſter zu Straßburg.

1.

Das verhüllte Münſter.

Die Morgennebel ſchließen
Dicht Straßburgs Münſter ein,
Den felserbauten Rieſen
Umſtrahlt kein Sonnenſchein.

Vergebens iſt mein Spähen!
Ich kenne doch den Ort,
Und kann es nicht erſehen
Aufſtrebend fort und fort.

Doch trotzt es den Orkanen;
Schlug ja die Wurzeln tief,
Ein Zeuge kräft'ger Ahnen,
Ein frommer Schenkungsbrief.

Geduld! dort hebt ſich's wieder!
Die Sonne bricht hervor;
Beſiegt ſinkt vor ihr nieder
Der trübe Nebelflor.

Und ob dem Haupt es taget,
Mild glänzt des Himmels Blau,

Empor noch freudig raget
Der Väter Glaubensbau.

Ein Bild der ew'gen Wahrheit;
Auch die ſteht felſenfeſt,
Und ihre reine Klarheit
Sich nicht umdunkeln läßt.

Ob täglich Nebel mehre
Des Aberglaubens Wahn,
Und der Sophiſten Lehre,
Sie bricht ſich dennoch Bahn!

Was Zweiflers Hände woben
Durchblitzt des Glaubens Schein;
Die Wahrheit ſtrebt nach Oben,
Dort fließt ihr Urquell rein.

2.

In einer Dorfkirche.

1. Die Todtenkronen.

Siehſt du, Freund, die welken Todtenkronen
Ernſt und mahnend dort ob unſerm Haupte?
Feſſellos, im Land der Geiſter, wohnen,
Die der Tod im Blüthenalter raubte;
Jene Kronen ſchmückten ihre Truhen,
Drinnen ſtille die Gebeine ruhen!

Weinend ſitzet in dem Kreis der Frauen
Eine Jungfrau mit gebroch'nem Herzen!

Ihre Thränen auf das Mieder thauen,
Stumme Zeugen bitt'rer Seelenſchmerzen!
Ach, die Krone, welche friſch noch glänzet,
Hat des Liebſten frühen Sarg bekränzet!

Hin zum Friedhof zog vor wenig Tagen
Langſam, feierlich das Grabgeleite;
Dumpf herab der Glocken Stimmen klagen,
Hohe Kündiger von Leid und Freude.
Den Gespielen ſorgenloſer Jahre
Trugen Freunde trauernd auf der Bahre.

Ach, kein Heiland ſchritt voran voll Güte,
Rief der Auferweckung mächt'ge Worte,
Wie zu Nain einſt, wo zarte Blüthe
Auch getragen ward zum Schlummerorte;
Und wir ſah'n der Kronen Zahl ſich mehren,
Die ſo ernſt des Lebens Hinfall lehren!*)

2. Das Vaterunſer.

Schön iſt des Dorfes kirchlicher Gebrauch
Beim Vaterunſer-Beten;
Zum Wort des Pfarrers ſchallt die Glocke auch,
Und alle Wohner treten,
Daheim ſowohl als in der Kirche drinn,
Vereinet jetzt vor Gott mit frommem Sinn!

Da faltet zitternd, blind und lebensmüd
Der Greis die welken Hände,
Ein Engel lind an ihm vorüberzieht
Mit ſüßen Troſtes Spende!

*) In den meiſten proteſtantiſchen Dorfkirchen des Elſaßes werden die Kronen, welche den Sarg der Knaben und Mädchen, der Jünglinge und Jungfrauen zierten, in der Kirche aufbewahrt.

Zum Tempel wird ſein ſtilles Kämmerlein,
Durchzittert von der Hoffnung lichtem Schein.

Da beten auch das Vaterunſer mit
Die freudenloſen Kranken;
Gern lenkten ſie zur Kirche ihren Schritt,
Allein die Kniee wanken.
„Erlöſe uns von allem Übel, Herr!“
So flehen ſie voll Inbrunſt, kummerſchwer.

Und auf die Kirche, auf die Hütten blickt
Voll Huld der ew'ge Vater,
Der Freud und Leid nach ſeiner Weisheit ſchickt,
Ein liebender Berather!
Er ſieht die Beter an dem heil'gen Ort,
Und hört der Kranken, hört der Greiſe Wort.

Madame Bernard.

Nach der mündlichen Erzählung eines verſtorbenen Freundes.

In meiner Kindheit, ſo erzählte der ſelige Freund, beſuchte ich oftmals liebe Verwandte in C**, einem Städtchen der Bretagne. Neben ihnen wohnte ein Arzt, Herr Bernard mit ſeiner Gattin; ſie hatten nur ein einziges Kind, Armand, der Liebling des Vaters, der Abgott der Mutter. Da die Kinder meiner Verwandten weit über meine Jahre hinaus waren, ſo brachte ich einen großen Theil meines Aufenthalts in C** bei Herrn Bernards zu. Der kleine Armand und ich waren in demſelben Jahre und Monat geboren und er war mir recht zugethan; er hatte eine Menge Spielzeug, das in einem großen Zimmer aufgeſtellt war, welches uns gewöhnlich als Tummelplatz diente. Dieſe Umſtände und die liebreiche Art, womit mich ſeine Eltern immer aufnahmen, machten mich zum täglichen Gaſt in ihrem Hauſe.

Herr Bernard war den Tag über meiſtens in der Stadt oder in den umliegenden Dorfſchaften beſchäftigt, ſo daß die Sorge für Armands Erziehung beinahe ganz der Mutter überlaſſen blieb. Ich kenne wenige

Mütter, welche dieſe Pflicht mit mehr Hingebung betrieben hätten. Sie vergaß ſich ſelbſt über ihrem Knaben und lebte nur in ihm, nur für ihn. Früher war ſie Erzieherin zweier jungen Gräfinnen geweſen, und beſaß für eine Frau ungewöhnliche Kenntniſſe. Ihre Frömmigkeit und Herzensgüte waren in C** ſprichwörtlich geworden; wollte man in dieſer Hinſicht eine Perſon loben, ſo ſagte man: ſie iſt fromm und gut wie Madame Bernard, ſie iſt eine zweite Bernard. Lehre und Beiſpiel waren bei ihr immer im Einklange. Als der kleine Armand über die erſten Kinderjahre hinaus war, begann ſeine Mutter den Unterricht mit ihm auf eine Weiſe, über die ſie ſeit ſeiner Geburt vielfach nachgedacht hatte und die ſein ganzes Weſen, nach allen Richtungen hin, ergreifen ſollte. Daß die Religion die Grundlage desſelben war, braucht nicht erſt erwähnt zu werden. Der gute Gott, ſagte ſie, hat mir in meinem Kinde ſein Kind anvertraut, ich will täglich zu ihm beten, damit er mir Kraft verleihe, es ihm wieder als einen zum Himmel reifen Engel zurückgeben zu können. Mit welchem Ernſte und mit welcher Herzlichkeit kam ſie dieſem Vorſatze nach! Ich war davon ſchon als Knabe oft ergriffen, und bin noch jetzt tief gerührt, wenn ich daran denke.

Nichts weniger als ſteif und pedantiſch, ließ ſie unſerer Fröhlichkeit, manchmal unſerer Ausgelaſſenheit, freie Zügel und lachte herzlich mit, wenn wir unſere luſtigen Streiche trieben. Hatten wir uns dann müde geſpielt und gelaufen, ſo kauerte ſie ſich zu uns auf ein Stühlchen nieder, oder auf die Thürſchwelle gegen

den Garten hin, und ſang uns ein altes Bretagner-liedchen oder erzählte uns liebliche Mährchen und Geſchichten. Ging die Sonne unter, ſo ließ ſie uns die Händchen falten und hinaufblicken zum abendrothen Himmel und ſprach mit uns ein Dankgebet zum lieben Gott, der uns auch heute wieder ſein freundliches Licht auf die Erde und in die Seele leuchten ließ, und wir nahmen immer den Entſchluß mit zu Bette, recht fromme Kinder zu werden und Gott und unſern Eltern Freude zu machen und allen Menſchen ein Wohlgefallen zu ſein.

Aber die Sonne ging nicht immer ſo ſchön unter für meine Freunde. Als ich in ſpätern Jahren wieder nach C** kam und, nach dem Willkommgruße, nach Armand und ſeinen Eltern fragte, ſagte man mir: „Guter Jules, da hat ſich gar Vieles verändert! Herr Bernard iſt vor einem halben Jahre geſtorben und Armand mit ſeinem Onkel, der auch ſein Vormund iſt, vor einem Monat nach Neu-Orleans abgereist, wo er ſein Glück machen ſoll. Die arme Madame Bernard hat ſeitdem kein trockenes Auge; der Kummer verzehrt ſie. Was ihrem Herzen aber beſonders wehe thut, iſt, daß Armand ſich gleich ſo willig zeigte, ſich von ihr zu trennen und nach dem fernen Welttheile abzugehen, wo ihm freilich durch die angeſehenen Verbindungen des Onkels in einigen Jahren eine glänzende Stelle im Seedienſte offen ſtehn ſoll. Dieſe Ausſicht und das Verſprechen einer baldigen Wiederkehr, auf einige Wochen wenigſtens, ſind auch der einzige Troſt, der die gebeugte Mutter noch aufrecht erhält.“

Bei dieſer Nachricht konnte ich mich nicht halten; ich lief in einen Winkel und ließ meinen Thränen freien Lauf. Mit rothgeweinten Augen ging ich zu Madame Bernard, die, in tiefer Trauer, blaß und abgehärmt am Fenſter ſaß und über die Roſentöpfe hinaus zum fernen Weſten ſchaute.

Als ſie mich erblickte, ſtieß ſie einen Schrei des Schmerzes aus, ſtürzte mir entgegen und preßte mich in ihre Arme. Ein Strom von Thränen rieſelte über mein Geſicht; ich ſchluchzte laut. Wir konnten uns lange nicht faſſen. Endlich ergriff ſie meine Hand und deutete hinauf zum Himmel.

„Gott hat mich ſchwer geprüft, lieber Jules," ſagte ſie. „Meinen Gatten hat er zu ſich gerufen und meinen Armand weit über die Meere geführt. Ich klage ſeine Vaterliebe nicht an, aber ich bin jetzt ſo allein und verlaſſen auf der Welt, und außer meinen Thränen habe ich nur Gebete und den heißen Wunſch, meinen Armand bald wiederzuſehn und einſt mit ihm, bei Gott und ſeinen Engeln, meinen ſeligen Bernard!"

Sie erzählte mir nun Alles, was ſich ſeit unſerer Trennung zugetragen hatte, und ich fand in meinem Herzen Worte des Mitgefühls und des Troſtes, die ihr wohlzuthun ſchienen.

Nun führte ſie mich in ein entlegenes Zimmerchen. Sie ſtieß einen Laden auf; die Sonne war gerade auf dem Niedergang; ihre Strahlen fielen auf einen kleinen Hausaltar; ein goldenes Kruzifix von einem Immortellenkranz umwunden, und zwei abgebrannte Kerzen waren ſeine einzige Zierde. Gegenüber an der Wand

hieng das Bildniß ihres Gatten, darunter dasjenige Armands, und längshin befanden ſich Reliquien aus der Kindheit des geliebten Knaben: eine ſcharlachrothe Huſarenjacke mit ſilbernen Knöpfen, ein Paar weiße Höslein, Säbel, Patrontaſche u. ſ. w.

Das Herz wurde mir abermals ſchwer. Wir fielen vor dem Altare nieder und beteten lange, aber jedes ſtille für ſich, und hiengen unſern traurigen Gedanken nach.

Endlich erhob ſich Madame Bernard und ſchien geſtärkt und gefaßt zu ſein. Sie küßte mich. Ich nahm Abſchied von ihr und verſprach ihr, ſie jeden Tag zu beſuchen, was ich auch treulich hielt.

Einige Wochen darauf reiste ich mit meinen Eltern ab und ſah Madame Bernard nicht wieder. Was ich noch von ihr vernommen, haben mir meine Verwandten berichtet. Armand hatte ſeiner Mutter in den erſten Zeiten ihrer Trennung häufig geſchrieben und jedes Mal den Wunſch einer baldigen und, ſpäter, dauernden Wiedervereinigung ausgeſprochen. Bald aber kamen ſeine Briefe ſeltener; er ſchrieb oft kaum ein Mal im Jahre. Madame Bernard war tief betrübt durch dieſes Schweigen ihres Lieblings. Sie weinte, betete, duldete; ihre Liebe zu ihm und die Sehnſucht ihn wiederzuſehn, wuchs aber mit jedem Tage.

Armand war in zehn Jahren nach und nach bis zum Range eines Schiffkapitäns emporgeſtiegen, ehe es ihm möglich geworden, wieder nach Frankreich zu kommen. Nach der Ausſage eines aus Amerika zurückgekehrten Mitbürgers, war er ein reicher, ſtolzer Herr geworden

und ſollte nun bald mit einem großen Handelsſchiffe im Havre einlaufen.

Mit freudeſtrahlendem Angeſicht verkündigte Madame Bernard dieſe frohe Nachricht allen Freunden. Ihre jahrelangen Trennungsſchmerzen wollte ſie für nichts achten, im Vergleich mit der Wonne des Augenblicks, wo ihr Sohn wieder an ihrem Herzen liegen werde.

Arme Mutter! deine jahrelangen Schmerzen ſollten ſich dieſes Balſams nicht erfreuen!

Sie ſaß eben, in Erwartung ſelig, bei einer Freundin und ſprach von ihrem Armand und erzählte, wie ſie alle Zimmer im Hauſe ſo ſchmuck und freundlich zu ſeinem Empfange aufgeputzt und eingerichtet, und alle Verwandte und Freunde zur Feier ſeiner Wiederkehr eingeladen habe. Da kam der Briefträger und brachte ein Journal vom Havre.

„Hier, liebe Madame Bernard,“ ſagte die Freundin, indem ſie ihr das Blatt überreichte, finden Sie vielleicht die Ankunft Ihres Armands ſchon angemeldet.

Haſtig ergriff ſie das Blatt und durchlief es mit eiligen Blicken. Plötzlich aber ſtieß ſie ein Jammergeſchrei aus; in ihrer Bruſt krachte es, als wäre ſie zerſprungen. Sie lag todt in den Armen der erſchrockenen Freundin.

Man war außer ſich vor Schrecken. Ein Arzt, welcher ſchnell herbeigerufen worden, öffnete ihr eine Ader; es war vergebens, ihr Herz hatte ausgeſchlagen.

Die Stelle der Zeitung, welche die hoffende Dul-

derin im Todeskampfe zerknittert hatte, enthielt folgende Anzeige:

„Der Dreimaster Espérance, Kapitän Herr Armand Bernard, ist nach zweimonatlichem Aufenthalte im Hafen, heute wieder nach Neu-Orleans abgesegelt!

August Stöber.

Das glückhafte Schiff von Zürich, von Balth. Reber.

Der Dampf iſt König unſrer Zeiten,
Sein Flammenſcepter lenkt die Welt;
Wir können wie die Rieſen ſchreiten,
Weil uns der Dampf von dannen ſchnellt;
Seht! wie die Schiffe Flügel tragen
Und Flügel tragen unſre Wagen;
Seht! wie die Welt zuſammenrückt:
Entgegen rollen ſich die Städte,
Den Ocean auf kurzem Brette
Wir überhüpfen ihn entzückt!

Ja, du mein fliegendes Jahrhundert,
Du ausgeſpreizter Rieſenaar,
Du ſonnſt dich, ob dir ſelbſt verwundert,
In deiner Thaten Strahlenſchaar;
Du haſt dich ſchwindelnd aufgeſchwungen
Hoch über alle Niederungen
Der nebligen Vergangenheit;
Schauſt du nach jenen trüben Thalen
Zurück in mitleidvollem Prahlen,
Dehnt deine Bruſt ſich doppelt weit.

O blick' du ſtolzer Aar des Dampfes,
O blick' doch einmal ſcharf hinab
In jene Zeit des Zwergenkampfes,
In der Vergangenheiten Grab;
Schau rückwärts viele Hundert Jahre
Und rühr' an jener Zeiten Bahre,
Draus ſiehſt du Geiſter auferſtehn,
Die haben Höheres geleiſtet

Und zu noch Größer'm ſich erdreiſtet,
Als was durch deinen Witz geſchehn.

Was mit den finſteren Gewalten
Des Dampfes keuchend dir gelang,
Das haben jene Kraftgeſtalten
Vollbracht mit heiter'm Seelendrang;
Sie haben Flügel ſich gewoben
Aus Manneskraft, die ſtammt von oben,
Sie wühlten nicht im Höllenreich;
Sie waren Adler echt erhaben
Damals die wackern Schweizerknaben!
Du biſt nur einem Drachen gleich.

Von Straßburg ſcholl die frohe Kunde
Ins große Eidgenoſſenland:
Ihr lieben Brüder auf zur Stunde!
Die Büchſ', die Armbruſt von der Wand,
Wir geben euch ein Freudenſchießen,
Wir wollen eure Treu genießen;
Die ſchönſten Gaben ſind erwählt,
Bekränzet harren unſre Thore;
Aus Straßburgs reichem Töchterflore
Die Blüthe winkt euch glutbeſeelt.

Da iſt im Land der Eidgenoſſen
Ein reges Leben auferwacht,
Da hat auf Wagen, hat auf Roſſen
Das munt're Volk ſich aufgemacht;
Denn wie mein Volk vom Schießen höret,
Iſt freudig gleich ſein Herz empöret,
Das iſt ein wahres Zauberwort;
Und fehlt ein Feind mit breitem Leibe,
So nimmt es ſich zum Feind die Scheibe,
Und ſchießet grimmig hier wie dort.

Und vor den Schweizergauen allen
Hat Zürich seine Schaar bestellt;
Die Zürcherfahne sie darf wallen
Voraus der kühnen Schweizerwelt,
Wir sind der Vorort der Genossen;
Drum ward's im Zürcherrath beschlossen:
Der erste Freund muß Zürich sein,
Der Straßburgs edelm Volke zeiget,
Wie treu die Schweiz ihm sei geneiget
Im Wetter wie im Sonnenschein.

Da haben sie ein Schiff gerüstet,
Das glänzt wie eine Siegeskron,
Und Zürichs Herrscherfahne brüstet
Sich oben auf des Schiffes Thron;
Und zu des Ehrenbanners Fuße
Da glüht ein Topf mit Hirsenmuße,
Den kochten Zürichs Frau'n zu Haus;
Ihn sollen ihre schmucken Gatten,
Die nun das Schiff bestiegen hatten,
Den Straßburg bringen warm zum Schmaus.

Auf nun! und weckt Trommetenzungen
Mit euerm Hahnenschrei den Tag!
Und wie die Sonne aufgesprungen,
So rauscht im Takt der Ruderschlag.
Du Sonne, Rennerin dort oben,
Hor', was wir Zürcher hochgeloben:
Mit dir beginnen wir den Streit!
In einem Tage kannst umkreisen
Die halbe Erde du, wir reisen
Nach Straßburg wohl in gleicher Zeit!

Die Sonne borcht empor und flammet
Das Schifflein an mit vollem Glanz;

Doch ſie iſt trefflich heut' gelaunet
Und freut ſich auf den Wettertanz.
Mit den gewalt'gen Schweizermannen,
Vor deren Blick in Nacht zerrannen
Die Fürſtenſonnen dieſer Welt,
Mit dieſen iſts der Himmelsſonne
Zu kämpfen eine wahre Wonne:
Mich ſchlagt ihr doch nicht aus dem Feld!

Sie läßt dem Schiffe das vermelden
Durch ihren beſten Morgenwind;
Der kommt und flüſtert um die Helden
Und ihre Fahne pfeilgeſchwind,
Er dringt in ihre wärmſten Adern,
Da werden ſie ſo friſch zum Hadern,
Sie heben an ein Kriegsgeſchrei,
Das drohnet mächtig in die Lüfte
Und reißt die ſcharfen Nebelklüfte
Auf Flur und Bergen rings entzwei.

Sie waren alle feuerhelle
Gehüllt in lichtes Seidengold,
Sie hatten auf der Heimat Schwelle
Schon dieſen kühnen Kampf gewollt;
Drum trugen ſie der Sonne Zeichen
Und waren Sternen zu vergleichen
Auf ihres Schiffes Himmelsrund.
Ha, prächt'ge Sterne, Schweizerſöhne!
Wie ſind wir ſtolz ob eurer Schöne,
Auf, ſchlagt die ſchön're Sonne wund!

Die Limmat war zuerſt erſchrocken
Vor ſolchem Schwane, den ſie trug,
Sie wollte ſchwinden, wollte ſtocken
Und hemmen bang des Schiffes Flug;

Die Ruder ſchluzen ſie zu Häupten,
Daß ihre Waſſerfunken ſtäubten,
So ſchwoll ſie wieder hoch daher:
Nein, das ſind keine Kaufmannsgüter,
Das ſind ganz andere Gemüther,
Als wenn ganz Zürich drinnen wär'!

Jetzt flogen ſie vorbei an Baden,
Dem Garten Zürcheriſcher Luſt;
Da wars noch ſtill auf allen Pfaden,
Das Städtlein lag an Schlummers Bruſt,
Da lag gar mancher Zürcherzecher
Und träumte von dem ſüßen Becher,
Den er geleeret in der Nacht;
In dieſen köſtlichen Revieren
Beginnt das Schiff zu jubilieren,
Daß Baden plötzlich iſt erwacht.

Das Paradies will taumelnd ſchauen,
Doch jene ſind ſchon längſt davon.
Da fängt's der Limmat an zu grauen
Vor dieſem neuen Waſſerſohn;
Es iſt nicht bloß ein Menſchenbangen,
Wie es im Anfang ſie umfangen,
Ein Geiſterſchreck ergreifet ſie:
Daß friſch lebend'ge Zürcherknaben
Durch Baden ſchiffen, ſich nicht laben,
Das hat ſie noch erfahren nie!

Schon höret ſie der Aare Rauſchen,
Sie muß das Wunder ſchaun zuvor,
Sie rafft zuſammen ſich, zu lauſchen,
Sie ſpitzt das breite Wellenohr;
Doch wie ſie ihre Waſſer hebet
Und an des Schiffes Wänden ſtrebet

Emporzuklimmen mit dem Haupt,
So iſt das Schiff in ihren Armen
Nur höher immer ohn' Erbarmen
Und reißender dahingeſchnaubt.

Da wird vor Ungeduld ſie grimmig,
Zur Aare ſtößt ſie es mit Macht;
Die Limmat hat ihm dunkelſtimmig
Halb nachgeweint, halb nachgelacht.
Doch Zürichs Söhne froh gerühret,
Daß ſie die Limmat ſo geführet,
Sie neigen dankend ſich ihr zu
Zum Mütterlein, dem treuen, guten;
Und ſie hebt ſegnend ihre Fluthen
Empor noch in verſöhnter Ruh.

Und jene riß die Aar von dannen,
Sie thut des Namens Adel kund
Der Bernerherr den Zürchermannen:
Ich heiße Aar mit gutem Grund,
Ein Adler bin ich, der darf horſten
In des gewalt'gen Bären Forſten,
Die Limmat war ein Täubchen bloß.
Die Zürcher gönnen ihm das Ruhmen
Und laſſen von dem Ungeſtümen
Sich wiegen in des Rheines Schooß.

Und nun dem Rheine zugewendet
Umarmen ſich die Helden ſtolz,
Im Strome, der zum Weltmeer ſendet
Den Schnee, der fern im Gotthardt ſchmolz,
Im großen Strom der Schweizergauen,
Im großen Strom der deutſchen Auen,
Im Strom ſo lang, breit wie ein See,
Da iſt viel größer auch geworden

Ihr Herz, und ſprenget ſchier die Pforten
Vor Kampfesluſt und Kampfesweh!

Das Schiff zugleich es dehnt die Seiten
Am Bauche rings gewaltig aus,
Und in die Höhe, wie die Breiten,
Steigts auf ein Rheines-würdig Haus;
Die Fahne auch löst alle Binden,
Sie hat erſt vor den Rheineswinden
Ihr ganzes Prangen aufgeblähet.
So ſchwimmt in ihrem Wellendome
Vom Bürgerfluß zum Kaiſerſtrome
Hinüber Zürichs Majeſtät.

Und auf des Thurmes Zinnen droben
Schwenkt Zürich der Trommeten Strahl,
Und hat zu blaſen angehoben:
Der Ton durchfährt des Rheines Thal.
Er fährt bis an die Felſenwände
Zurück, die ihre Zackenhände
Vorſtemmen trutzig ſeinem Drang,
Er fähret zurück bis gen Schaffhauſen;
Man hört den Ton bei Baſel brauſen;
Trommeten-Donner war's, kein Klang!

Das war ein Gruß, der hat dem Rheine
Behagt bis in den tiefſten Grund,
Er hebt im hellen Sonnenſcheine
Sein grünes Haupt empor zur Stund';
So ſprach er der ſmaragdne Rieſe:
Ihr Herren, Dank! ich kenne dieſe,
So grüßt mich nur ein Eidgenoß;
Fürwahr, ich bin auch Eidgenoſſe,
Des ew'gen Gotthardt erſter Sproſſe,
Heil Brüder, euerm Waſſerroß!

Heil Zürcher! ich faß' es am Zügel,
Ich geb' ihm meiner Wogen Sporn,
Ich ſchwing' mich ſelber in die Bügel,
Ich ſtoße in mein Reiſehorn.
So woll'n wir, meine Zürcherknaben,
Recht brüderlich gen Straßburg traben,
Noch vor der Sonne ſind wir dort;
Sagt's nur der ſchnellen Frau im Blauen,
Im grünen Rhein, ſie könn' es ſchauen,
Da wandle man noch ſchneller fort.

Hei! wie hat doch die Zürcherherzen
Das fromme Bruderwort erbaut!
Wie hat die Sonne heiß in Schmerzen
Dem grünen Sonnlein zugeſchaut;
Sie wandelt hoch ſchon über ihnen
Und ihre grad'ſten Strahlen ſchienen
Um ſie als wie ein Gloriſchein,
Da wird der Feind nur ſchöner immer,
Sie ſucht nach Wolken, findet nimmer
Ein Wölklein, ſich zu bergen drein.

So ſprengt in gold'nem Panzerſtahle
Wie ein St. Georg hoch zu Roß
Mein Zürich ſpiegelnd durch die Thale;
Die Wellenflur von Blumen ſproß,
Und Silberlilien, Silberroſen
Sieht man den Herrlichen umkoſen,
Auf ſeinen Spuren ſeufzend blühn;
Die andern Wellen fern am Strande
Erzählend ſingend es dem Lande:
Sahe ihr das Roß? die Hufe ſprühn?

Weh, da verkündet Donnerrollen
Bei Laufenburg den jähen Schuß.

Weil vor zwei Berglein, neidisch tollen,
Der hohe Strom sich bücken muß;
Und ob er noch so zornig schäumet
Und noch so dräuend auf sich bäumet,
Die Berglein schau'n gerubig zu;
Der breite Riese muß sich zähmen,
Zum schmalen Bache sich bequemen,
Und auf ihn nieder lacht die Flub.

Jetzt aber mit den Eidgenossen,
Zu Bund der starken Männerzucht
Kommt er in höher'm Schwall geflossen,
Kommt er mit unerhörter Wucht,
Er nimmt den Anlauf, dehnt die Flügel
Und siegreich über's Haupt der Hügel
Schwingt er sich selbst und Zürich mit.
Ha! wack're Brüder, eure Stärke
Sie gab mir Kraft zu diesem Werke,
Zum Danke renn' ich schneller'n Schritt.

Dem Oesterreicher sind die Lande,
Drum hassen sie den Schweizerrhein,
Und schlagen tückisch ihn in Bande
Mit stumpf- und spitzer Felsenpein.
Drum Schwarzwald fort und fort Seckingen!
Fürwahr, uns fehlt zum Messesingen
St. Fridolin, heut' alle Zeit!
Und doch: ein Opfer könnt' nicht schaden,
Hört, wie's im Strom dem glatten, graden
Von neuen grausen Strudeln schreit.

Da ist es, schaut! der Höllenhacken,
Seht wie es greifet nach dem Schiff
Und lechzt, uns auf sein Rad zu packen,
Wie Mehl zu malmen uns am Riff!

Haut mit den Rudern auf die kalten,
Die naſſen Teufel, ſie zu ſpalten,
Haut Schweizerbrüder! ruft der Strom,
Das iſt nur eine falſche Hölle
Dies wäſſerige Stromgerölle,
Die wahre brennt ja, lehrt uns Rom.

Rheinfelden! herzlich uns willkommen;
Hier wird der Rhein ein eben Feld,
Und keine Felſenhöll' den frommen
Fortan mehr in den Klauen hält.
Bis hieher ſchlichen wir an Krücken,
Jetzt ſoll es gehn wie Blitze zücken!
So ſprich: was weilſt du Bruder Rhein?
Warum urplötzlich denn ſo ſachte?
Wär's Baſel ſchon, das dort uns lachte?
Der Bruder Rhein er ſagt nicht nein!

Der Reißende hier muß er ſtille
Bei dieſer Pracht vorübergehn,
So zwingt im Buſen ihn der Wille,
Sein Baſel muß er gründlich ſehn.
Zwar ſchau'n viel prunkendere Städte
In's Aug' ihm lockend, eine Kette
Von gold'nen Jungfraun wunderhold;
Doch keine ſchaut der Gotthardtriefe
So gegenliebend an wie dieſe;
Seht, wie er hier ſo wonnig rollt!

Ich hab's im Buſen ihm geleſen,
Als ich auf ſeiner Brücke ſtand,
Was ſeiner Liebe Grund geweſen:
Hier ſcheidet er vom Vaterland!
Hier wirft er ſich zum letztenmale
Mit Augen naß vom Heimwehſtrahle

Dem Schweizerboden an das Herz;
Und Basel auch das treue, warme,
Es nimmt ihn traut in beide Arme,
Und fühlet tief der Trennung Schmerz.

Die Edeln haben's auch empfunden,
Auf ihrem Schiff des Stromes Weh'n,
Als zu den Ufern sie, den bunten,
Und zu der Brücke aufgesehn.
Sie sind es werth! nehmt die Trommeten,
Laßt einen Scheidegruß uns beten
In's Ohr der letzten Bruderstadt;
Ist sie die letzte auch des Landes,
Ist sie im Rang des Liebesbandes
Die erste doch, die Zürich hat!

Der Rhein benetzt mit hellen Thränen,
Da er vernimmt den sanften Klang,
Der ganz das Wort ist für sein Sehnen,
Er netzt die Ufer mild entlang;
Die Basler auch auf den Gestaden
Und auf der Brücke engen Pfaden
Sie haben brüderlich gegrüßt:
Die Theuern können jetzt nicht weilen,
Zum Glücke ist's, wohin sie eilen!
So ward der Abschied schön versüßt.

Jetzt ist das Schwerste überstanden.
Der Bruder Rhein nun doppelt stark
Umfaßt sein Schiff mit Liebesbanden,
Und leihet ihm sein tiefstes Mark;
Sie sind die Einzigen, die Lieben,
Die in der Fremde ihm geblieben,
Auf and'res ist er nicht bedacht,
Als dieser Lieben Wunsch zu stillen,

Als nur zu leben ihrem Willen,
Er schießt dahin mit Wundermacht.

Ha, welch ein Dorf-, welch Stadtgewimmel
An Elsaß Ufern Hand in Hand,
Das ist ein Ländchen wie ein Himmel
Im azurblauen Duftgewand!
Und süße Brunnen springen drinnen,
Die weiß und roth von Moste rinnen;
Alsatia! du Feenkind,
Dein Athem von den Traubenhügeln
Wie er mit holden Schmeichelflügeln
Den Sinn uns seliglich umspinnt!

Laßt, laßt ihr Männer diese Träume,
Bald kommt die Nacht zum Traumesspiel;
Schaut aufwärts in des Aethers Räume,
Die Sonne neigt zu ihrem Ziel!
Seht, wie schon die Vogesenfürsten
Auf ihren Burgen feurig dürsten,
Die Himmelsfürstin zu empfahn
In ihren königlichen Betten.
Es gilt, den Schweizerruhm zu retten,
Wir müssen vorher Straßburg nahn!

Jetzt Bruder Rheinstrom gilts zu rennen!
Der Rheinstrom nickt mit seinem Haupt;
Jetzt Brüder laßt die Ruder brennen
In Händen, krönt sie siegbelaubt!
Jetzt Banner zeig' uns Züriche Schilder,
Die niegebeugten Wappenbilder
In ihrer Drohung ganzer Glut!
Jetzt ihr Trommeten, die zum Gruße
Ihr nur erklangt bisher zur Muße,
Jetzt sprüht uns an zur Kampfeswuth!

Sie ordnen ſich als wie zu Schlachten,
Umſahn die Ruder Schwertern gleich,
Des Schiffes Eichenhüften krachten,
So holeten ſie aus zum Streich!
Vom Schwerterſtreich ſieht man die Fluthen
Des Stromes bis zum Grunde bluten,
Bis in die Knochen hauen ſie.
Und ſchaut der Angeſichter Dräuen,
So blicken nur die Schweizerleuen;
Wie ſie des Kampfes Giſcht umſpie!

Das Schiff wie eine Wetterwolke
Geſchleudert durch den Sturm des Herrn,
So fleugt's dahin mit ſeinem Volke,
In weißem Flor ein dunkler Kern.
Und aus der Wolke zuckt's von Blitzen:
Es ſind des Zürcherbanners Spitzen,
Die leuchten aus dem Nebelduft!
Und aus der Wolke feuchten Hüllen
Erſchallet es wie Donners Brüllen:
Die wetternde Trompete ruft!

Und droben in den Himmelsauen
Da rollt des Wettgeſtirnes Pracht,
Die Strahlgewänder hat im Blauen
Die Sonnen-Jungfrau losgemacht,
Weit flattern hin die Lichtgewande
Und ſinken ſchimmernd auf die Lande
Rückwärts von ihrer Sohlen Sprung,
Die Sonne in des Kampfes Gluthen
Wird zum Komet mit Schweifesruthen
Und peitſcht die Welt im Zorneeſchwung!

Und mit der Ruthen allerſchlimmſten
Schießt ſie hinunter in den Rhein,

Des Schweißes Strahlen, ſie die grimmſten,
Sie zucken in das Schiff hinein;
Sie will die Augen ihnen blenden,
Verſengen ſie an Häuptern, Händen,
Daß finſtre Schrecken ſie umwehn,
Daß heißer Wahnſinn ſie erfaſſe,
Daß ihre Fauſt das Ruder laſſe
Vor Qual im Strome untergehn.

Ha Zürich, ja, du kämpfſt in Ängſten,
Die große Stunde ſie iſt da;
Doch jetzt, da dir's am allerbängſten,
Halt feſt, halt feſt, dein Ziel iſt nah!
Sieh deinen Rhein, der wackre Bruder
Er ſpritzet doppelt hoch am Ruder,
Kühlt dich mit ſeinem tiefſten Thau!
Umſonſt, der Feindin rothe Ruthen
Sie brennen kochend auch die Fluthen,
Schon jauchzet Sieg die Sonnenfrau.

Ha Zürich, ja, du kämpfſt in Ängſten,
Die große Stunde ſie iſt da;
Doch jetzt, da dir's am allerbängſten,
Halt feſt, halt feſt, dein Ziel iſt nah;
Laß du die Sonne triumphieren,
Du darfſt nach lauter jubilieren,
Die Augen auf: ſiehſt du den Stern?
Siehſt du den Stern? er ſteigt und ſteiget:
Der Münſter Straßburgs iſts! er neiget
Dem Sieger froh ſich zu von fern.

Ja, nun hat Zürich ausgelitten:
Der Münſterthurm er iſt mein Hort!
Ja, nun hat Zürich ausgeſtritten:
Die Siegespalme winket dort!

Ja, Münſterthurm! du Siegespalme,
Begrüßt von meinem Siegespſalme,
Schon faß' ich dich mit meiner Hand,
Ein Ruck noch mit dem Siegesruder,
Ein Stoß noch, Rhein, du Schweizerbruder,
Ein Ruck, ein Stoß, ſie ſind am Land!

Die Sonne ſtrahlt am Himmelsbogen,
Sie ſind bei hellem Sonnenſchein
In Straßburgs Thore eingezogen!
Die ganze Stadt trug ſie hinein;
Da ſah im Sonnenſtrahl dem hellen
Man noch die Freudenthränen quellen
Als Perlen in den Ehrenwein;
Die Zürcher aber, die Pokale
Sie heben ſie zum Sonnenſtrahle:
Heil Straßburg, ſchön im Sonnenſchein!

Die Sonne wankt, ins Herz getroffen:
Das iſt des Tellenſohn's Geſchoß!
Ein Wolkenbett iſt wallend offen,
Darein ihr Blut in Strömen floß.
So iſt ſie ſterbend hingeſunken,
Verglühend ſtets in mattern Funken,
Zu der Voggſenfürſten Zelt.
Die hüllen ſich in finſtre Schleier,
Und halten ſtumm die Todtenfeier
Des ſchönſten Helden dieſer Welt.

Beim Scheiden der Schwalben, von Theodor Klein.

Leichtbefiedert ziehn die Schwalben
Nach dem warmen Süden hin
Und ich möchte allenthalben
Mit, ein freier Wand'rer, zieh'n.

Aber ach! am Herzen klebet
Noch so arg der ird'sche Staub!
Was es Höh'res sich erstrebet,
Wird so leicht der Erde Raub!

Flattert nur durch euern Äther
Und in Himmelslüften seid,
An des Ew'gen Thron, Vertreter
Uns'rer armen Menschlichkeit.

Des Künstlers Christnacht, von F. Flaxland.

In einer engen Kammer
Ein Künstler sinnend stand,
Die heiße Stirne brannte
In seiner müden Hand.

Er schaute nach dem Bilde,
Das er so eben schuf,
Ach, könnt es doch gehorchen
Der Seele ganzem Ruf',

Ach, könnt' es sich gestalten
Wie's ihm im Geiste strahlt:
Die Schönste der Madonnen
Wär' auf dem Bild gemalt,

Und nebenbei ein Knabe
Mit goldgelocktem Haar,
Und über ihm der Sternen
Unzählbar lichte Schaar;

Das Köpfchen würde ruhen
An seiner Mutter Brust,
Und Aug' und Lippen glänzen
In wonniglicher Lust.

Die Linke würde ruhen
In seiner Mutter Hand,
Die Rechte sollte deuten
Zum schönen Sternenland.

Und sprechen sollt' er leise
In engelmildem Ton:
„Der Beste aller Väter
„Schickt euch den liebsten Sohn,

„Vom Himmel stieg er nieder
„Mit Liebe und Geduld,
„Zu lösen eure Bande,
„Zu sühnen eure Schuld.

„Zu kämpfen, zu erretten
„Für euch das Himmelreich,
„Will er an's Kreuz geschlagen,
„Will sterben er für euch.

„O blicket zu den Sternen,
„Zum ewig lichten Thron!
„O hört des Vaters Stimme,
„Sie spricht durch seinen Sohn!"

Die Worte sollten fließen
Gleich einem reinen Quell,
Sie sollten sich ergießen
Weithin wie Well' auf Well'. — —

So still in seiner Kammer
Der Künstler einsam stand,
Die heiße Stirne glühte
In seiner müden Hand.

Bald blicket er nach oben,
Bald zu dem Bilde hin; —
Doch hört er keine Stimmen,
Sieht keine Sternen glühn.

Lang ſchaut er noch zum Bilde
So ſtill, ſo ſehnſuchtsvoll,
Und eine heiße Thräne
Auf ſeine Farben quoll! —

Die Rechnung, von Christian Hackenschmidt.

Vor seinen Büchern sinnend saß
Ein reicher Kaufmann und ermaß
Was er im Jahre, das zerronnen,
An Erdengütern sich gewonnen.
Zu großer Freude ward erkannt,
Daß seitdem seines Glücks Bestand
Sich um ein Ziemliches vermehret;
Doch bald ihn ein Gedanke störet,
Der, ob er dessen sich entwehrt,
Doch immer wieder zu ihm kehrt:
„Wie steht es denn mit deiner Seele?
Ist auch die Rechnung ohne Fehle,
Die du dem Himmel schuldig bist?
Hast du auch, sonder Trug und List,
Im Jahre, welches nun zerronnen,
An Himmelsgütern viel gewonnen?“

Der Kaufmann schwieg. Die Frage brannt',
Doch schnell entgegnet' er: „Ich fand
Zu dem nicht Zeit; denn spät und frühe
Trug ich des Lebens Last und Mühe,
Das Himmlische laß ich gern ruh'n,
Denn Besseres weiß ich zu thun!“

Bei diesem blieb's. Des Lebens Sorgen
Begleiteten vom frühen Morgen
Ihn bis zum Abende und kaum
Fand er Zerstreuung sich im Traum.
An etwas Höheres zu denken
Und ihm ein wenig Zeit zu schenken,

Wohl Niemand von ihm fordern kann;
Dem armen, vielgeplagten Mann
Blieb keine Zeit, vor lauter Sinnen
Das Glück der Erde zu gewinnen.

Doch anders ward es über Nacht,
Es kam der Tod. Und Goldesmacht
Verscheuchte nicht den düstern Boten
Der Ewigkeit. Dem Schwerbedrohten,
Ob er sich dessen auch erwehrt,
Ein Schreckgedanke wieder kehrt':
„Wie steht es nun mit deiner Seele?
Ist deine Rechnung ohne Fehle?"

Der arme Mann! Sein ganzes Glück
Gäb' er in diesem Augenblick,
Nicht damit Leben ihm beschieden,
Nur um ein wenig Ruh und Frieden.
Und was im Leben er verkannt,
Er jetzt im Sterben auch nicht fand.

Elsäßiſche Sagen.

I.

Die Dame von Rothenberg.

Auf der Straße von Maßmünſter nach Belfort liegt das beträchtliche Dorf Rothenberg, Rougemont, das nebſt dem dazu gehörigen Weiler St. Niclaus 1050 Einwohner hat. Ehemals war es der Sitz der Herrſchaft gleichen Namens, welche noch über Leval, Klein-Brunn, Romagny und St. Germain gebot. Auf dem nahen Berggipfel liegen einige Mauerſtücke und ein runder Thurm, die einzigen Ueberreſte des Schloſſes Rothenberg. Die Menſchenwerke ſind zerfallen, aber das jeden Frühling neu erblühende Reich der Natur, bietet die herrlichſten Genüſſe dar. Die Ausſicht reicht ſüdlich weit hinaus bis über Delle und an die Schweizergränze; der Marktflecken und Kantonsort Damerkirch (Dannemarie), die Städte Altkirch und Belfort liegen deutlich vor uns und öſtlich erhebt ſich Mülhauſen, von deſſen Betriebſamkeit die dampfenden Schlote zeugen, die wie hohe Säulen in die Luft ragen; hinter Mülhauſen zeigt ſich der Rhein, an den ſich die waldumkränzten Höhen des Schwarzwaldes lehnen.

Der Berghirt, der ſeine Ziegen und Rinder auf dieſe lieblichen Weideplätze treibt, erzählt uns gerne die Sage von der weißen Dame von Rothenberg, die von Zeit zu Zeit, im Abendlichte, wenn drunten im Thale die Betglocken läuten, oder im Mondſcheine, wenn Wald und Ebene ſchlummern, dem einſamen Wanderer erſcheint. Ein Mägdlein, welches ſich beim Reiſigſuchen auf dem Berge verſpätigt hatte, ſah ſie einſt in langem weißem Gewande mit wallenden Haaren auf einem Felsſtücke ſitzen und weinen. Sie winkte dem zagenden Kinde, das, von keinem böſen Gewiſſen geängſtigt, in der Eile ein inbrünſtiges Gebet ſprach, und, obgleich klopfenden Herzens, ſich der unbekannten Geſtalt nahte. „Fürchte dich nicht, liebes Kind,“ ſagte ſie, „ich war einſt ein Menſch wie du und freute mich des Lebens; allein durch Vergehungen und Sünden mancher Art bin ich Gottes gerechtem Strafgerichte anheimgefallen, und kann keine Ruhe finden. Du allein kannſt mich retten, denn ich ſehe, meine Erſcheinung flößt dir keine Furcht ein; biſt du muthig bis an's Ende, ſo bin ich auf ewig befreit und reiche Schätze ſollen dir zu Theil werden. Komm' Morgen zur ſelben Zeit wieder, ich werde dir zwar in Geſtalt eines ſchrecklichen Drachen erſcheinen, allein faſſe Muth, ertrage den Anblick und nimm aus dem feuerſpeienden Rachen den Schlüſſel, der dir zu dem Schatze und mir zur ſtillen Grabesruhe verhelfen wird; aber hüte dich wohl ein Wort zu ſprechen, ſonſt bin ich abermals verloren.“

Das Mädchen verſprach wieder zu kommen und inzwiſchen für das Seelenheil der Unglücklichen zu beten.

Der Abend des morgenden Tages erſchien und es machte ſich auf zum Schloſſe. Als die letzte Glocke im Thal verſtummt war und die Sterne bereits ihren Silberglanz auf die Waldung goſſen, rauſchte es plötzlich im Gebüſche und ein ungeheurer feuerſchnaubender Drache ſtürzte hervor. Bei ſeinem Anblick erſchrack das arme Kind ſo heftig, daß es mit lautem Schrei bewußtlos zu Boden fiel und noch in ſelbiger Nacht ſtarb. Eine klagende Stimme rief: „Ach, nun bin ich wieder für hundert Jahre gebannt!“

August Stöber.

II.

Die verlorene Stadt.

Zwiſchen den unterelſäßiſchen Dörfern Ratzweiler und Volksberg liegt eine Berggegend, zum Theil von Haide oder Sumpfplätzen bedeckt; Erdwälle und Steinhaufen, die Trümmer einer weit gedehnten Mauer, ziehen ſich um dieſelbe her; an manchen Orten hallt es hohl und dumpf, wenn Pferde über die Haide traben; oft auch ſoll der Boden gewichen und Rinder ſollen in die tiefen unterirdiſchen Höhlen geſunken ſein. Am Rande des Thales liegen die Trümmer einer Kapelle, die man in der Umgegend Heidenkirchlein nennt; weiter ſüdlich erhebt ſich der ſteinerne Mannsberg mit den Ueberreſten römiſcher Bildwerke. Eine

ſchauerliche Sage der Bewohner knüpft ſich an dieſe verlaſſene Stelle.

Wo die Riedgräſer aus dem dunkeln Erdboden hervorwuchern; wo über dem Becken des Sumpfes die Waſſerjungfer ihre einſamen Kreiſe zieht, ſtand vor Zeiten eine prächtige, weitberühmte Stadt, deren Urſprung ſich im tiefſten Alterthume verlor. Weithin ragten die Zinnen und Mauern ihrer gewaltigen Thürme; ihre Straßen und Marktplätze waren vom regſten Gewerbsfleiße belebt und die reichſten Kaufleute der angrenzenden Länder zogen mit ihren ſchwerbeladenen Saumroſſen durch ihre Pforten; in der Nähe der Stadt prangten reiche Fruchtfelder und blühende Wälder. Kurz, dieſe Gegend war in der damaligen elſäßiſchen Wüſte einer geſegneten Oaſe zu vergleichen.

Gleichzeitig mit den Apoſteln Maternus, Eucharius und Valerius waren römiſche Söldlinge im Elſaße angelangt, deren einziges Streben dahin ging, die ſegensreichen Saaten, die jene in frommem Glaubenseifer ausgeſtreut hatten, aus dem Herzen des Volkes zu tilgen und die Herrſchaft der alten Götzen aufrecht zu erhalten. Was der Liebe der Erſtern gelungen war, zerſtörten dieſe mit dem Schwerte und es kam zu jenen blutigen Kriegen, von welchen uns die Geſchichtbücher eine ſo ausführliche Beſchreibung geben.

Das Licht des Chriſtenthums war auch, Dank der unabläßigen Bemühung jener heiligen Männer in der obenerwähnten alten Stadt aufgegangen und das Volk hatte ihm, nach langem Widerſtreben, ſeine Blicke zugewandt und ſchien von ſeiner ewigen Wahrheit durch-

drungen. Denn an der Stelle der Götzenbilder und Römertempel erhoben ſich nach kurzer Friſt Kirchen und Kapellen; wo die liebloſen Prieſter einſt ihre Opfermeſſer gewetzt hatten, ſtanden die gottgeſandten Lehrer am Taufſteine und predigten Worte der Wahrheit und des ewigen Lebens. Von dieſer Zeit an ſchienen die Felder dreifach zu tragen, die Bäume ſchöner zu blühen und die Menſchen ein glücklicheres Leben zu führen. Aber ſiehe, da war ein reicher, gewaltiger Mann im Lande, deſſen Herz ſich den Lehren des Chriſtenthums nicht geöffnet hatte; er ſtand mit dem Kaiſer Diocletian, dem eifrigſten Feinde der Chriſtenheit, im Verkehr und die Pforte ſeines Hauſes war allen Widerſachern der göttlichen Lehre offen. Er zeugte auf den Märkten und Plätzen wider den Heiland und ſeine Jünger, ließ die Apoſtel ſteinigen und von dannen treiben und warf ſein Gold mit vollen Händen unter das Volk, das, vom Glanze verblendet, den neuen Glauben wieder fahren ließ und zu den alten Göttern zurückkehrte. Die Kreuze ſanken von den Thürmen, das Bild des Erlöſers lag im Staube und die Kirchen und Kapellen wurden abermals den Götzen des Heidenthums geweiht. Des reichen Mannes Herz war deſſen voll großer Freude und ſein einziges und unabläßiges Streben war darauf abgeſehn, der neuen Lehre ſolche Schranken zu ſetzen, daß ſie nie wieder eindringen könne. Er wußte zu dieſem Ende ein ſchriftliches Gebot vom römiſchen Kaiſer auszuwirken, worin es allen Abtrünnigen des alten Glaubens unterſagt war, ſich je wieder im Lande blicken zu laſſen; widrigenfalls ſollten

ſie geſteinigt, an's Kreuz geſchlagen oder der Rache des Pöbels preisgegeben werden. Und dabei blieb es, bis der Himmel ſeinem Thun ein Ziel ſetzte.

Als der reiche Mann an einem ſchwülen Sommertage auf ſeinen Beſitzungen luſtwandelte, erblickte er in der Ferne ein kleines, der heiligen Mutter geweihtes Kapellchen, das der Wuth der Zerſtörer entgangen war. Sogleich befahl er ſeinen Knechten, das Kirchlein niederzureißen und an deſſen Statt einen Heidentempel zu erbauen. Er ſelber wagte es, gegen das Muttergottesbild, das über dem Altar thronte, zu ſpeien. Aber in dieſem Augenblicke ſchwang der längſt erzürnte Himmel ſeine Zornruthe über dem hohnlachenden Sünder. Ein Blitzſtrahl zuckte aus den Wolken, der Donner rollte, die Erde klaffte weit auf und die Stadt verſank vor den Blicken des reichen Mannes, der, von unſäglichem Grauſen gepackt, zu Stein erſtarrte.

Das iſt der ſteinerne Mannsberg, der ſeit mehr als tauſend Jahren auf das halb zertrümmerte Kirchlein niederblicken und den Stürmen und Gewittern ſein ergrautes Antlitz Preis geben muß. Es iſt eine wilde, fluchbeladene Einöde. Aber rings umher prangt ein geſegnet Gelände mit Wieſen und Wäldern, ſchmucken Dörfern und friedlichen, beglückten Menſchen. Der Morgenwind, unter deſſen Hauche ſich die Haidegräſer zur Erde beugen, trägt die frommen Glockentöne zu den blauen Bergen hinüber und überall iſt Leben und Freude.

Fr. Otte.

Gedichte von Auguſt Hodnagel.

1.

Romanze.

Der Hollunder blüht, der Knabe
Birgt ſein glühendes Geſicht,
Sitzt wie ſonſt im duft'gen Schatten,
Aber ſchlafen kann er nicht.

Der Hollunder blüht, das Fräulein
Singend aus dem Schloſſe kam,
Sah den jungen Schäferknaben
Und entbrannt' in Lieb und Scham.

Der Hollunder blüht, das Fräulein
Saß als Braut des Ritters dort,
Die des Knaben ganz vergeſſen,
Und vergeſſen Kuß und Wort.

Der Hollunder blüht, der Knabe
Birgt ſein thränenvoll Geſicht,
Sitzt wie ſonſt im duft'gen Schatten,
Aber ſchlafen kann er nicht.

2.

Isaline.

Was willſt du in der Einſamkeit?
Die Nacht iſt lang, dein Herz iſt weit,
Und Troſt und Liebe ſchimmern fern,
Wie droben glänzt ein bleicher Stern.

An deinem Kummer zehreſt du,
Und haſt nicht Raſt, und haſt nicht Ruh.
Die Flur liegt ſtill und haucht ſo kühl,
O komm' in's bunte Weltgewühl!

Du biſt noch dein zu dieſer Friſt,
Laß fahren, was verloren iſt,
Mag brauſen das empörte Meer,
Es ſchmiegt ſich koſend um dich her.

Und neue Lieb' mit neuem Glanz,
Sie flicht noch einmal dir den Kranz. —
Die Nacht iſt lang, dein Herz iſt weit:
Was willſt du in der Einſamkeit?

3.

Lebewohl.

Lebe wohl! Nie ſeh' ich wieder,
Die ſo kurz nur meine war,
Dieſe Pracht der jungen Glieder,
Dieſes holde Augenpaar

Und dieß blonde Lockenhaar —
Lebe wohl! Die Nacht ſinkt nieder,
Die uns trennt auf immerdar.

Lebe wohl! Die Schatten färben
Dunkel, ach! dein Angeſicht.
Um dich koſen, um dich werben
Darf ich in der Ferne nicht,
Und die bange Sorge ſpricht:
Lebe wohl! Auch du wirſt ſterben,
Mein geliebtes Augenlicht!

Lebe wohl! Die Nacht ſinkt nieder,
Die auf immerdar uns trennt
Wie durch alle meine Glieder
Heißer Schmerz verzehrend brennt!
Wie die flücht'ge Stunde rennt!
Lebe wohl! bis meiner Lieder
Letztes dich verklingend nennt!

4.

Mein Stern.

Du biſt ein Stern im Abendſchein,
Du holde Lichtgeſtalt.
Du biſt ein Stern, ſo klar und rein,
So fern — und ach! ſo kalt.

Du biſt mein Stern, ich Träumer ſeh'
Hinan, hinauf, ſo gern:
O falle nie aus deiner Hoh',
Mein heller Liebesſtern!

5.

Der Dämpfer war betrunken.

(Wahre Geſchichte.)

Es fuhr ein Schiff hinab den Rhein,
Drin ſaßen drei Studenten,
Die tranken wohl vom beſten Wein,
Und ſangen hell im Sonnenſchein:
Ade!
Leb wohl, herzliebſte Au,
Leb wohl, du Rheinweingau!
Das Scheiden thut ſo weh.

Gings am Johannisberg vorbei,
An Bergen und an Burgen.
Sie leerten Flaſchen mancherlei,
Wohl mehr als zwei und mehr als drei.
Ade!
Leb wohl, herzliebſter Rhein,
Leb wohl, du goldner Wein!
Das Scheiden thut ſo weh.

Und weiter fuhr das Schiff zu Thal,
Es tranken die Studenten.
Und Herrn und Damen allzumal,
Sie zechten mit, leer war der Saal.
Ade!
Leb wohl, du goldnes Naß,
Leb wohl — kehrt um das Faß! —
Das Scheiden thut ſo weh.

Sie tranken Alle, groß und klein,
Das Ufer ſcholl von Liedern.

Der Kapitän sah munter drein,
Der Steuermann saß fest allein.
Ade!
Leb wohl, wenn Alles trinkt,
Leb wohl, die Hand mir sinkt —
Das Scheiden thut so weh.

Der Kapitän, er nahm das Glas
Und trank mit den Studenten.
Der Steuermann, der kann es baß,
Er wollt', sein Humpen wär' ein Faß.
Juchhe!
Leb wohl, herzliebste Au,
Leb wohl, du Rheinweingau,
Es geht zu Thal, Ade!

Und Alles sang und Alles trank,
Der Dämpfer war betrunken!
Er thät wohl manchen großen Wank,
Er saß auf einer sand'gen Bank.
O weh!
Leb wohl, herzliebster Rhein!
Nur noch ein Glas voll Wein —
Dann süßer Schlaf, Ade!

Gedichte von Karl Chriſtian Tenner.

1.

Eiſenbahn-Fahrt.

Welch herrlicher Flug, welch herrlicher Lauf!
Die Sonne geht unter, der Mond geht auf,
Und kaum, kaum winken die Sterne mir,
Da ſitz' ich beim Liebchen und koſe mit ihr!

Es jagt der Gnom mit dem Thiere dahin,
Daß in Dampf und Geſtöhne die Funken ſprüh'n;
Und mit gellender Pfeife toſ't nebenher
Sein leichtes, flinkes Geſellenheer.
Welch herrlicher Flug! u. ſ. w.

Wie fliegen die Büſche, die Bäume, hei!
Wie fliegen die Felder und Wieſen vorbei!
Das Dörflein hier — und der Hügel dort,
Ein Pfiff, ein Klapp — und beide ſind fort!
Welch herrlicher Flug! u. ſ. w.

Nun geht's in den Berg mit Saus und Braus.
Ich merke, Zwerg, hier biſt du zu Haus!
Du ſtreichſt durch die Höhle mit Jung und Alt,
Daß dröhnend dein Erzneſt wiederhallt.
Welch herrlicher Flug! u. ſ. w.

Nun geht's durch den Wald nach dem Erlenthal,
Wo jüngst die Lose das Herz mir stahl.
Schon schweifen da drüben im Tanze, husch, husch!
Die lustigen Elfen von Busch zu Busch.

Welch herrlicher Flug! welch herrlicher Lauf!
Die Sonne geht unter, der Mond geht auf,
Und kaum, kaum winken die Sterne mir;
Da sitz' ich beim Liebchen und kose mit ihr!

2.

Sängers Vorüberziehen.

Im Mondschein zieht der Sänger frei
So schön am Königsschloß vorbei.

Er greift in die Saiten, er spielt und singt.
Daß Berg und Thal gar herrlich erklingt.

Der König droben im Schlafgemach,
Er hebt sein Haupt und ruft halb wach:

„Ha! welcher von meiner Dienerschaar
Bewegt mir das Herz so wunderbar?"

Die Königin, träumend von Tanz und Spiel,
Sie flüstert leise vom weichen Pfühl:

„Wie lieblich singt in meinen Traum
Das Vöglein heut auf dem Lindenbaum!"

Der Vogt hoch auf vom Lager ſpringt,
Daß Becher und Kann' auf dem Tiſche klingt:

„Wie das durchs innerſte Mark mir drang!
Das heiß' ich mir einen Becherklang!"

Die Königstochter allmählich erwacht,
Und lächelt — und ſeufzt hinein in die Nacht:

„Was dringt ſo mächtig, ſo ſüß mir zum Ohr?
Trägt mich ein Engel zum Himmel empor? —

„Er iſt's! — es iſt der herrliche Knab',
Der das Blümlein auf meinem Herzen mir gab! —

„Er zieht, ach! dahin über Thäler und Höh'n,
Und nimmer werd' ich ihn wiederſeh'n!"

2.

Sie.

Eine Perle nenn' ich mein,
Eine Perle ſchön und rein,
Meine Augen, trunken von Entzücken,
Auf die Perle blicken!

Eine Taube nenn' ich mein,
Eine Taube ſchön und rein;
Meine Arme ſich in tauſend Grüßen
Um die Taube ſchließen!

Eine Roſe nenn' ich mein,
Eine Roſe ſchön und rein;
Himmelswonne meine heißen Lippen
Von der Roſe nippen!

Einen Engel nenn' ich mein,
Einen Engel ſchön und rein:
Meine ſüße, meine makelloſe
Perle, Taube, Roſe!

Der Vagabund.

Dramatiſches Sprichwort

von

Wilhelm von Chézy.

Personen:

Rupprecht.
Habholz, Zolleinnehmer.
Ursula, dessen Frau.
Hulda, ihre Tochter.
Frau Schmied.
Ein Brigadier.
Ein Gendarme.
Ein Zollgardist.
Eine Schildwache.

Scene: freier Platz; im Hintergrund ein Schlagbaum mit einer Schildwache; vorne rechts das Zollhaus, links andere Gebäude. Vor dem Zollhaus gegen das Proscenium ein Garten, der seitwärts nach der Bühne zu eingezäunt ist.

Scene I.

Hulda, Brigadier, Gendarme. — Zollgardist und Schildwache im Hintergrund, (welche beide letztern stets auf der Scene bleiben.)

Hulda (mit einem Milchhafen), Brigadier, Gendarme.

Brigadier. Schöne Hulda, warum so eilig?

Hulda. Die Herren werden mich doch nicht arretiren wollen?

Gendarme. O, mit dem größten Vergnügen.

Brigadier. Simpel! — Ich möchte mich gern von Ihnen arretiren lassen, Sie herzige Mademoiselle Gabholz...

Gendarme. Ich streck's Gewehr...

Hulda. Um des Himmels willen, meine Herrn.

Scene II.

Vorige; Ursula, am Fenster; Frau Schmied, unter der Thür.

Ursula (am Fenster:) Hulda, willst du wohl.

Hulda. Ach Gott, die Mutter.

Frau Schmied, (unter der Thür:) Mädel!

Hulda. Und die Großmutter nun gar.

Frau Schmied. Du bist gut nach dem Tod schicken. Wie lange soll dein Vater auf sein Frühstück warten? Soll er den Kaffee etwa schwarz trinken?

Brigadier (sinat:) Hat mich die Mutter um Milch ausgeschickt, ha'n mir die Buben das Häfli verdrückt.

Urſula. Spottvogel! Ich ſag' Ihnen, laſſen Sie mir mein Töchterlein gehn. Es iſt nicht recht von Ihnen, dem jungen Ding den Kopf ſo zu verdrehen.

Brigadier (zum Gendarmen): Die liebe Unſchuld! Bis auf Weihnachten kommt ſie ins lange Jahr.

(Geht mit dem Gendarmen zum Schlagbaum.)

Frau Schmied. Wie oft ſoll ich dir's ſagen, in Gutem oder in Böſem? So bekommſt du in deinem Leben keinen Mann.

Hulda. So wird mir einſt das Kränzchen auf den Sarg gelegt.

Frau Schmied. Im Frühjahr ſind die Kränzlein luſtig anzuſehen, doch nicht im Herbſt, denn jeglich Ding hat ſeine Zeit, wie der weiſe Salomo ſagt. Verſtanden, Jungfer Naſeweis? Aber wir ſind wählig, ich weiß es wohl. Wir begehren nach einem Schnurrbart, nach blitzenden Augen, und einem blauen oder grünen Rock mit Litzen und Treſſen.

Hulda. Die Frau Großmutter hält mich länger auf als vorhin die Herren Grünröcke.

Urſula. Biſt du wieder boshaft? Wart', ich komm dir.

Gabholz (von innen): Wo ſteckt das Mädel?

Hulda. Da bin ich, Väterchen. Gleich wird das Frühſtück fertig ſein. (ab.)

Scene III.

Vorige, ohne Hulda.

Frau Schmied. Schöne Geſchichten. Warum hat ſie den Herrn Thorſchreiber nicht genommen? Harrt ſie etwa auf den Vetter aus Amerika? (ab.)

Scene IV.

Brigadier, Gendarme, Schildwache, Zollgardiſt, Rupprecht.

Rupprecht (kommt bei dem Schlagbaum vor.)

Schildwache. Wer da?

Rupprecht. Gut Freund.

Schildwache. Paſſirt.

Rupprecht (für ſich:) Das war des Cerberus erſter Kopf, und da kommt ſchon der zweite.

Brigadier. Woher des Weges? Wohin?

Rupprecht. Ihr glaubt mir es ja doch nicht, ihr Herren, und wenn ich euch zehnmal ſagte, daß ich von drüben herüber komme.

Brigadier. Wo hat Er ſeinen Paß, Landsmann?

Rupprecht. Wo ſoll ich ihn haben? — Im Sack ſteckt er.

Brigadier. Heraus damit. Name: Rupprecht; gebürtig aus Freiburg in der Schweiz; Alter: 32 Jahre; Signalement: Augen, Stirn, Naſe, Mund, Kinn . . .

Rupprecht. Das hab' ich Alles, und noch mehr.

Brigadier. Beſondere Kennzeichen, keine. Trifft zu. Statur . . . leg' ihm einmal das Maß an, Fürchtegott.

Gendarme. Gleich.

Brigadier. Trifft auch zu. Kommt aus Embrün — reist nach Haus.

Rupprecht. So ein Paß iſt wie das Wunderröslein, er weiß, er ſagt Alles.

Brigadier. Nur nicht, weßhalb Er den Umweg macht, ſtatt gradaus heimwärts zu wandern?

Rupprecht. Ei, Herr Gendarme, wenn man zu ſeinem Vergnügen reist, wiſſen Sie wohl . . . und wenn man ſich nach langem Feſtſitzen Bewegung machen will . . .

Brigadier. Schon gut, Landsmann.

Zollgardiſt. Nichts zu verzollen?

Rupprecht. Lauter alte Sachen. Ein leinenes Gewehr, mit dem ich zur Zeit der Noth auf die Brotjagd gehe . . .

Brigadier. Der Bettel iſt verboten.

Rupprecht. Danke für die Weiſung. Werde mich nicht erwiſchen laſſen. Meine Effekten können Sie da drinnen ſuchen, Herr Zollgardiſt; werden mich ſehr verbinden, wenn Sie ge-

ſchickter ſind als ich und etwas finden. Will's recht gern verzollen. Meine Gedanken aber waren bisher überall zollfrei.

Zollgardiſt. Und ſein durchlöchertes Gewiſſen auch, ſo lange es ſeine ſpitzbübiſchen Gedanken nicht durchſickern läßt. Gott befohlen. Glückliche Reiſe.

Rupprecht. Mich ſchönſtens zu bedanken. (Während des folgenden gehen die Gendarmen durch den Schlagbaum ab, der Zollgardiſt ſetzt ſich neben das Schilderhaus, und Rupprecht nähert ſich ſprechend dem Hauſe des Einnehmers, vor dem er ſich dann auf die Bank ſetzt.)

Scene V.

Rupprecht, — hernach Gabholz am Fenſter.

Rupprecht. Das waren alſo des Höllenhundes Rachen alle drei, kurz und gut, und der eine Paß hat ſie beſchwichtigt; mithin liegt vor mir wiederum eine kleine Strecke Wegs, die ich ungehindert durchſtreifen darf. — Ein netter Ort, das Grenzſtädtchen da. Sieht ganz chineſiſch aus, und wenn man's näher betrachtet, iſt es doch wieder nicht chineſiſch.

Gabholz (am Fenſter:) Was thut Er auf der Bank da?

Rupprecht. Ausruhen, gnädiger Herr. Werde ſie nicht mitnehmen.

Gabholz. Schon recht. Laß Er nur nichts da. (Zieht ſich zurück.)

Scene VI.

Rupprecht, Hulda.

Hulda (tritt auf die Schwelle.)

Rupprecht (für ſich:) Alter Brummbär. Ein Wunder, daß er mich nicht von ſeiner Thüre jagt. (Hulda gewahrend:) Ihr ergebenſter Diener, mein holdſeliges Fräulein.

Hulda. Was ſoll's?

Rupprecht. Das ſchöne Geſchlecht iſt immer mitleidig, und Sie werden gewiß meine Bitte erhören, mir ein kleines Frühſtück zukommen zu laſſen.

Hulda. Warum nicht gar? Meint Er, die Victualien wachſen einem nur ſo auf der flachen Hand?

Rupprecht. Dann wäre allenfalls meine Hand ſchier ſo breit als die Ihrige, und Platz genug zu einer reichen Aerndte. Aber laſſen Sie ſich erweichen. Ich bin heut ſchon zwei Meilen gelaufen, nüchtern wie der ewige Jud, aber hungriger als er. Möge immerhin Ihr ſtolzes Herz Amors Pfeilen unzugänglich ſein, ſo wird doch das milde Erbarmen ein Pförtlein finden. Nicht wahr, mein Fräulein?

Hulda. Sein Mund geht ja wie ein Mühlrad.

Rupprecht. Seien Sie der Knappe, der friſches Korn aufſchüttet, damit es etwas zu malen habe.

Scene VII.

Vorige, Urſula.

Urſula (kommt.)

Urſula. Was gibt's wieder da? Heh?

Hulda. Der Menſch begehrt ein Frühſtück . . .

Urſula. Was ſonſt noch?

Rupprecht. Nur eine Taſſe Kaffee und ein Pfeifchen Taback, von dem guten Knaſter etwa, den mir vorhin der gnädige Herr zugeblaſen hat.

Scene VIII.

Vorige, Gabholz am Fenſter.

Gabholz (am Fenſter:) Was will Er? Von meinem Knaſter will Er? Ihn ſoll das Donnerwetter . . . Weiß er, was das Pfund davon koſtet, Er Lump, Er?

Rupprecht. Pah, alter Herr, ich habe ſchon beſſern geraucht, und nicht gefragt: wie theuer?

Hulda. Er beleidigt den Vater.

Urſula. Jetzt geb' Er Ferſengeld.

Gabholz. Soll ich die Peitſche holen?

Scene IX.

Vorige, Frau Schmied.

Frau Schmied (kommt mit einem Besen.)

Frau Schmied. Was ist los da? Welch ein Lärm?

Gabholz, Ursula und Hulda (schreien zugleich auf die Alte ein, um ihr den Auftritt zu erklären:) Kaffee verlangt er, — ein Frühstück, — ist unverschämt, — zudringlich, — beleidigt uns, — mein Knaster.

Rupprecht (für sich:) O weh! Eine Großmutter; ärger noch: eine Schwiegermutter. Man sollte im Sprichwort sagen: des Gottseibeiuns Schwiegermutter. Da geh' ich.

Frau Schmied. Halt da. Nicht von der Stelle. Er unverschämter Landstreicher. Glaubt Er, der theure Kaffee sei für Ihn und Seines Gleichen? Warum beleidigt Er meinen Herrn Sohn?

Rupprecht. Aber um des Himmels willen, werthe Madame! Ich bin unschuldiger, denn ein neugebornes Kind.

Frau Schmied. Geh' hinein, Hulda. Solche Dinge soll ein sittsames Mädchen nicht anhören.

Hulda. Was für Dinge, liebe Großmutter?

Rupprecht. Ich habe blos dem gnädigen Herrn gesagt, ich hätte schon ächtesten Varinas geschmaucht, ohne nach dem Preis zu fragen.

Gabholz. Und dafür . . .

Frau Schmied. Ruhig, Herr Sohn. Alles ist möglich in der Welt. Und überdieß — der Schein trügt oft.

Rupprecht. Bei mir nicht, Madame; — und wenn Sie mit Ihren grünen Augen mich auch durch und durch blicken, werden Sie keinen Prinzen in mir entdecken. Auch macht mich die Musterung nicht satt, und darum: Gott befohlen! Nichts für ungut.

F. Schmied. Warten Sie doch nur ein Bischen. Wie heißen Sie?

Rupprecht. Rupprecht, Ihnen aufzuwarten. (für sich:) Warum nennt sie mich plötzlich Sie?

F. Schmied. Rupprecht? (Sie lacht.) Nun, wie Sie wollen. Rupprecht also. (Lacht wieder.)

Rupprecht. Was haben Sie an meinem ehrlichen Namen auszusetzen? Ich verbitte mir das. Verstehen Sie mich?

F. Schmied (mit einem tiefen Knix:) Nach Ihrem Befehl. Dürft' ich aber so frei sein, zu fragen, wie alt sind Sie, mein Herr?

Gabholz (bei Seite.) Die Frau rappelt.

Rupprecht. Wenn Sie mir das verlangte Frühstück vorsetzen wollen, bin ich bereit, das Frag'- und Antwortspiel fortzusetzen.

F. Schmied. Sie wollen etwas zu sich nehmen? Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Treten Sie gefälligst ein. (Sie nöthigt ihn über die Schwelle, und geht mit ihm. Gabholz kommt heraus.)

Scene X.

Vorige, ohne Rupprecht und F. Schmied.

Ursula. Das sind mir böhmische Dörfer.

Hulda. Ich erkenne die Großmutter nicht.

Gabholz. Geh' hinein, und heiße sie herauskommen. Ich will ihr doch auf den Zahn fühlen.

Hulda. Gleich, Väterchen. (Ab.)

Scene XI.

Vorige, ohne Hulda.

Gabholz. So will ich doch zur Stelle mich am Höllenthor für einen linken Schächer verzollen lassen, wenn ich von alledem eine Sylbe verstehe . . . die Alte hat sich in den Landstreicher verliebt!

Ursula. Aber lieber Gabholz, wie magst du nur so lästerliche Reden führen . . .

Gabholz. Dürres Holz fängt am schnellsten Feuer, meine gute Ursula. Laß dir das gesagt sein. Aber sie soll sich nur

vor mir in Acht nehmen. Ich laſſe ſie unter Curatel ſezen, und müßt' ich deßhalb bis an des Herrn Finanzminiſters Excellenz gehen.

Scene XII.

Vorige, Frau Schmied.

Frau Schmied (kommt.)

F. Schmied. Das Alter trifft auch zu, und der rothe Fleck auf dem linken Ohrläppchen, und der ſchlechtmaskirte Name.

Urſula. Alter?

Gabholz. Ohrläppchen?

F. Schmied. Wenn wir ihn ſchlecht behandeln, läßt er uns nichts zukommen von ſeinen erworbenen Reichthümern, und iſt ſogar im Stande, ſein Erbtheil zurückzufordern.

Gabholz. Jezt reden Sie mal deutlich, Frau Mutter. Mir ſauſt es wie Windmühlenflügel im Kopf, in den Ohren. Das zutreffende Alter, das rothe Ohrläppchen, erworbener Reichthum, zurückzuheiſchendes Erbe, — was ſoll mir das?

F. Schmied. Geht einer nach Penſylvanien, Boſton und Oſtindien, um als ein armer Schlucker heimzukehren?

Urſula. Mutter.

Gabholz. Gott ſchenke mir Geduld.

F. Schmied. Aber der Bräutigam aus Meriko, und der Vetter Benjamin aus Polen haben ſich dennoch arm und elend angeſtellt, um die Tugend zu prüfen und zu belohnen, die Hartherzigkeit zu beſchämen und zu beſtrafen.

Gabholz. Komödienſchwänke.

F. Schmied. Wer weiß, wie gut es iſt, daß die Hulda den Thorſchreiber nicht genommen hat, das liebe Kind.

Gabholz. Ich ſag' dir's, Urſula, halte den Schnapps beſſer unter Schloß und Riegel,

F. Schmied. Wollen Sie mich für benebelt ausgeben, Herr Sohn? Oder für toll? Seien Sie froh, daß ich vor lauter Vergnügen keine Zeit zum Schelten habe, ſonſt wollt'

ich Ihnen nicht übel den Leviten lesen. — Haben Sie nicht für den Werth von hundert und achtzig Gulden Caution stellen müssen? Ist es so, oder nicht? Sagen Sie selbst, bin ich hell im Kopf, oder nicht?

Gabholz. Allerdings habe ich für mein Theil an der Erbschaft des verlaufenen Vetters-Robert Sicherheit geleistet, wie die Miterben auch, und wir harren nun in Geduld des Zeitpunktes, da eine Hohe Obrigkeit ihn für verschollen und todt zu erklären für passend erachten wird.

F. Schmied. Robert, das mag auf malabarisch leicht Rupprecht lauten. Verstehen Sie mich?

Ursula. Du meinst doch nicht . . .

Gabholz. Daß dieser Rupprecht . . .

Ursula. Der Vetter Robert sei?

F. Schmied. Der Vetter Robert, in Person und Gedanken, just wie er neulich sich als Kreuzkönig und Kreuzbauer zu beiden Seiten des Reisebuben stellte; daneben lag der Eksteinzehner, der weite Weg, beim Haus, und das zählte sich alles mit Dame und Siebener in Herz, mit dem Schippenkönig, dem Glück und der Heirathskarte zusammen.

Gabholz. Karten, — Aberglauben.

F. Schmied. Darüber streiten wir nicht mehr, Herr Sohn.

Gabholz. Vetter Robert? Unsinn.

Ursula. Wenn sie aber dennoch Recht hätte?

F. Schmied. Sie hat; verlaßt euch darauf. Darum gilts, klug sein. Wäre der Vetter arm, so hätte er entweder sich entzückt an unser Herz geworfen, um uns zu rühren, — oder er wäre in Begleitung eines Notars und zweier Zeugen erschienen, um seine Persönlichkeit geltend zu machen, und zugleich seine Erbansprüche.

Gabholz. Jetzt sprechen Sie vernünftig. So würd' ich auch verfahren.

F. Schmied. Wenn ihm aber an seinem Erbtheil nichts liegt, das unter zehn Verwandte vertheilt ist, so ist es ein

Zeichen, daß er achtzehnhundert Gulden für einen Pappenstiel ansieht, mithin wenigstens zehnmal mehr besitzt.

Gabholz. Das ist wieder eine leichtsinnige Folgerung. Um eine so bedeutende Summe für gering zu halten, müßte man ein Millionär sein.

F. Schmied. Sie mögen Recht haben, aber ich versteh' es nicht, denn so weit hab' ich das Rechnen nicht gelernt. Jedenfalls ist nicht stets ein Bettler, der manchmal dafür gelten möchte, und unser Freund verstellt sich so schlecht, daß er als Almosen eine Tasse Kaffee und eine Pfeife Tabak begehrt, und von echtem Varinas spricht.

Gabholz. Richtig. Der wächst in Amerika. Da hat er sich verschnappt.

F. Schmied. Er will uns prüfen. Er will unter seinen Verwandten diejenigen heraussuchen, die es am besten und ehrlichsten meinen, um dann mit ihnen seinen sauer erworbenen Reichthum in süßer Ruhe zu genießen, und die Strapazen zu vergessen, welche er bei den Cannibalen und andern Menschenfressern hat ausstehn müssen.

Gabholz. Wer weiß, ob er nicht schon bei Pfifferlings angepocht hat . . .

Ursula. Aha! der Robert wär' so ein Mann für ihre vergilbte Aurora . . .

F. Schmied. Was? die Aurora? das wär' zum Aufhängen. Nein, nein, wir wollen das Goldhähnchen selber rupfen, wir. Darum aufgepaßt. Zieh du dein Püppchen sauber an, Urschel. Was sein soll, schickt sich wohl. Vergiß die Watte nicht an der rechten Achsel und an der linken Hüfte! leg' ihr den neuen Zopf aus Straßburg und den neuen Kamm an, und den Sonntags-Sürplüs. Komm, komm, ich will indessen Standrecht über das Geflügel halten, und den Fischhalter mustern. (ab mit Ursula.)

Scene XIII

Gabholz (allein:) Man sollte doch suchen, einige Gewißheit zu erlangen, bevor es Hühnern und Enten so unbarm-

herzig an Hals und Kragen geht. — Wenn ich ihm den Paß abverlangte? Aber das geht nicht, sähe wie Mißtrauen aus, könnte ihn scheu machen. — Wenn nur einer von den Herren Gendarmen um die Wege wäre; aber die sitzen gewiß wieder auf der Rheinbrücke, spielen mit den Franzosen Piquet, und denken nicht daran, daß hier ein bedrängter Familienvater gar zu gern unter der Hand den Namen eines Landstreichers, respective Millionärs erführe. Die Schildwache und der Zollgardist werden ihn schwerlich wissen. — Halt! jetzt kommt mir ein heller Gedanke! ich schicke den Hansjörg über die Brücke, und laß mich erkundigen, ob nicht irgend eine sechsspännige Equipage mit gallonirten Mohren oder Mulatten auf ihren Herrn wartet.

Scene XIV.

Gabholz, Frau Schmied, Rupprecht.

Frau Schmied und Rupprecht (kokomplimentiren sich unter der Thür wegen des Vortritts; letzterer raucht aus einer langen Pfeife.

F. Schmied. Bin hier zu Hause . . .

Rupprecht. Damen . . .

F. Schmied. Bitte, bitte recht sehr.

Rupprecht. Nun denn, weil allzuviel Umstände nicht mehr Mode sind, will ich vorangehen.

F. Schmied (leise zu Gabholz:) Seine Erziehung straft den abgetragenen Rock Lügen. Sie sehen selbst, wie gebildet er ist.

Gabholz (eben so:) Sehr gebildet. Ein ganz gebildeter Mann.

Rupprecht (für sich:) Was stecken sie wieder die Köpfe zusammen? Ich glaube, sie schmieden ein Complott. Wissen mehr von mir, als ich denke, und als mir lieb ist.

(Kleine Pause gegenseitiger alberner Verlegenheit.)

Gabholz. Schönes Wetter heut.

Rupprecht. Der Wind kommt von N. O. O.

F. Schmied. Wo her?

Gabholz. Das ist ein Seefahrer-Ausdruck.

F. Schmied. Ach so. (Bei Seite:) Hat sich wieder verschnappt, wie mit dem Varinas.

(Neue Pause.)

Rupprecht. Eine herrliche Pfeife.

Gabholz. O, bitte recht sehr. Ein Kloben, gut genug für einen Kleinstädter, wie ich einer bin.

Rupprecht. Nein, nein, sehr schön, auf Ehre.

F. Schmied (zu Gabholz:) Er sagt: auf Ehre. Das ist sehr nobel, und sehr vornehm.

Gabholz. Wenn sie Ihnen gefällt . . . ich weiß nicht, darf ich es wagen, ein so geringes Andenken Ihnen anzubieten . . . aber, sie steht zu Ihren Diensten, ohne Umstände.

Rupprecht. Zu gütig; ein Fußwanderer kann ein solches Instrument nicht wohl führen; wenn Sie mir aber eine kürzere verehren wollten, so würde ich mit unendlichem Vergnügen dabei ihrer wahrhaft überraschenden Güte gedenken.

Gabholz. Ei, Sie wollen doch nicht uns alsogleich wieder verlassen?

Rupprecht. Mein Weg ist der weiteste.

Gabholz. Scherz bei Seite. Sie ruhen einige Tage unter meinem bescheidenen Dach.

Frau Schmied. Wenigstens so lange, bis die Hulda einen Tabacksbeutel von Perlen zu der Pfeife gestickt hat.

Rupprecht. Sie beschämen mich. (Zur Seite:) Das Ding ist mir halb und halb verdächtig.

Gabholz. Sie bleiben? — Die Hand drauf. Topp!

Rupprecht. Topp!

Gabholz. Ich heiße Sie willkommen mit diesem treuherzigen Händedruck eines deutschen Biedermanns.

Rupprecht. Bist du ein Biedermann, oh, so laß dich an dieses freie männliche Herz drücken, — wir sind verwandt im Geist. (Er umarmt den Zolleinnehmer.) Ach, lieber Herr, verzeihen sie einem armen Schlucker den unwillkührlichen Erguß überströmenden Gefühls. Aber Herzlichkeit und Biedersinn begegnen mir so selten, daß ich da, wo ich sie treffe, ganz wie

von Sinnen komme, und das, wie gesagt, schickt sich nicht für meine Glücksumstände.

Gabholz. Armuth ist keine Schande, lieber Robert. Ja, ja, schau mich nur an. Ich habe dich gleich errathen, du selbst hast dich verrathen, Dich als meinen Verwandten bekannt.

Frau Schmied. Und Ihr männliches Herz ist frei?

Rupprecht. Aber, mein Herr, Sie . . .

Gabholz. Nur keine Verstellung weiter; und nicht das fremde „Sie." Komm, alter Schwed', ohne Umstände. Wir sind wie du arm an Gütern, reich an Liebe. Und glaube ja nicht, daß ich Dir dein Erbe vorenthalten will. Ich habe meinen Antheil getreulich verwaltet, und bin zu jedlicher Stunde bereit, ihn herauszugeben; die andern Verwandten freilich . . . aber wir wollen sie schon zwingen, darüber sei nur ruhig und getröstet.

Rupprecht. Lieber Herr, für wen halten Sie mich eigentlich?

Gabholz. Du brauchst dich nicht zu schämen, Vetter Robert, daß du in der Welt dir die Nase angerannt und zerstoßen hast. Nirgends ist es besser als in der Heimath, und hier kann dir noch immer gerathen, was draußen dir mißglückte.

Rupprecht. So will ich denn die Verstellung von mir werfen. Ja, ich bin Robert, dein Vetter.

(Umarmung.)

Gabholz. Hulda! (Er ruft:) Ist die Kröte taub. — Und wo kommst du her, Robert?

Rupprecht. Frag' mich nicht. Einst will ich dir alle meine wunderbaren Schicksale erzählen, aber jetzt laß mich alles andere vergessen, nur nicht die Freude über das Glück, so unverhofft die liebenswürdigsten Verwandten gefunden zu haben.

Frau Schmied. Unverhofft? Sind Sie denn nicht gekommen, uns aufzusuchen?

Rupprecht. Versteht sich! Aber wie konnte, durfte ich voraussetzen . . .

Gabholz. Daß wir den Edelstein erkennen würden, obschon er nicht glänzt? Ja, ja, mein Alter, wir sind nicht so dumm, als wir aussehen, und wollen den Diamanten schon gehörig schleifen.

Rupprecht (für sich.) Mein gutes Glück helfe mir hier durch. Noch tapp' ich im Dunkeln.

Gabholz. Hulda, Hulda! Wirst du heraus kommen, und den Herrn Vetter willkommen heißen?

Scene XV.

Vorige; Hulda, (im Pug, und Ursula (kommen heraus.)

Ursula. Wo ist ein Herr Vetter?

Gabholz. Da steht er, Robert, der Verschollene, — Robert, der Wiedergefundene.

Ursula umarmt den Rupprecht.

Rupprecht. Uf!

Gabholz. Das ist meine Tochter, keusch wie Luna, und eine vortreffliche Wirthschafterin.

Rupprecht. Mit Erlaubniß. (Er will Hulda umarmen.)

Hulda (ausweichend:) O, Herr Vetter. (Sie entflieht ins Haus.)

Scene XVI.

Vorige, ohne Hulda, hernach ohne Rupprecht.

Gabholz. Nach, nach, junger Mensch. (Er schiebt den Rupprecht ins Haus.) Wie das sich ziert und blöd ist.

Frau Schmied. Wir haben's zu unserer Zeit nicht anders gemacht; doch wollen wir die Leutchen nicht zu lange allein lassen. (Alle ab.)

Scene XVII.

Rupprecht (kommt hinter dem Haus vor.)

Rupprecht. Wie weggeblasen! Das ist Coquetterie vom schlechtesten Geschmack, aus der Zeit der Pfänderspiele. Der

Kuß ist mir dennoch schwerlich geschenkt, da ich nun einmal Vetter Robert sein muß. Uebrigens hab' ich den guten Leuten Unrecht gethan, da ich meinte, sie wollten mich aufhalten, um mich zu verrathen. Was sie aber im Schilde führen, beginn ich zu errathen, denn umsonst haben sie den Haubenstock nicht so herausgeputzt. Wäre etwa die Erbschaft so bedeutend? Wohl möglich! Und wenn der Herr Vetter aus der alten Jungfer eine junge Frau machte, und das vertheilte Vermögen wieder in eine Hand brächte, so hätten sie doppelten Vortheil für einen kleinen Verlust. — Na! wollen sehen, was da zu machen ist, und ob ich etwas mehr fischen kann, als einige Tage gut Essen und Trinken, ein weiches Bett und saubere Wäsche. — Sieh da, dort flattert sie durch den Corridor. Wart, Püppchen, du sollst gleich fühlen, wie der Bart eines Landstreichers sticht. (ab.)

Scene XVIII.

Frau Schmied, Ursula, (treten durch die Hausthür, und gehen in den Garten.)

F. Schmied. Komm, bring' das Tischzeug daheraus, Urschel. Wir wollen heut im Garten decken.

Ursula. Das hab' ich auch schon gedacht.

F. Schmied. Und wo ist denn der Hansjörg?

Ursula. Der Herr hat ihn wahrscheinlich fortgeschickt. Was soll er?

F. Schmied. Er soll Affenthaler in der Post holen.

Ursula. Nicht doch. Ich habe mein schönes Gebild-Tischzeug heraus gethan, und der rothe Wein gibt Flecken. Wir setzen Kastelberger Strohwein auf, und zum Dessert von dem konfiscirten Champagner.

Scene XIX.

Vorige, — Rupprecht am Fenster.

Rupprecht (erscheint oben am Fenster.)

Rupprecht (für sich:) Nicht übel. Aber ich will auch rothen, und ginge aller Damast darüber zu Grunde.

F. Schmied. Wo iſt die Hulda?

Urſula. Sie ſagt ſich noch mit dem Herrn Vetter im Hauſe herum.

F. Schmied. Das liebe Kind.

Rupprecht. Ja wohl. Zum Freſſen lieb. Ich fange an, mich vor ihrer Liebenswürdigkeit zu fürchten.

Urſula. Ach, wenn ich noch die Freude an ihr erlebte ...

Scene XX.

Vorige, Gabholz.

Gabholz (kommt.)

Gabholz. Frau!

Urſula. Da bin ich? Was ſoll's?

Gabholz. Ah, da biſt du? — Es iſt richtig. Wir haben uns nicht betrogen, wie er ſich auch verſtelle.

Urſula. Iſt er wirklich der Vetter?

Gabholz. Das verſteht ſich von ſelbſt.

F. Schmied. Wie kannſt du zweifeln? Aber eine andere Frage iſt zu löſen, und das iſt die wichtigſte: iſt der Herr Vetter ein Millionär?

Rupprecht (für ſich:) Wie käm' ich zu der Ehre?

Gabholz. Und er iſt ein Millionär.

Rupprecht (für ſich:) Ei?

Gabholz. Ein vornehmer Herr. Ich weiß es nun gewiß.

Urſula und F. Schmied: Woher?

Rupprecht (für ſich:) Das frag' ich auch.

Gabholz. Ich habe vorhin den Hansjörg auf Kundſchaft ſchicken wollen. Der hat aber ſchon gewußt, was ich erfahren wollte. Mit dem Dampfſchiff iſt heut Morgen eine Caleſche angekommen, die noch auf ihre vier Poſtpferde harrt. Die Equipage und die Dienerſchaft ſollen ihres Herrn warten, der ganz allein fortgegangen iſt, um die Gegend zu betrachten, wie er ſagte.

F. Schmied. Und der Herr?

Gabholz. Iſt ein reicher Kauz, ein Pflanzer aus Surinam.

Urſula. Sein Name?

Gabholz. Robert.

Urſula. Wirklich? Haben ihn ſeine Leute genannt?

Gabholz. Das nicht. Aber ich kann mir's an den Fingern abzählen, ſo gut, als ich weiß, was ich habe, wenn man mir zweimal zwei gibt.

Rupprecht (für ſich:) Da alſo liegt der Haas im Pfeffer? (Zieht ſich zurück.)

Scene XXI.

Vorige, ohne Rupprecht.

Gabholz. Und jetzt gilt es, raſch zu ſein, eh ſich der feine Patron anders beſinnt, und allenfalls merkt, daß wir die rechte Fährte zeichnen. Noch vor Tiſch will ich ihn haben, wo ich ihn brauche.

Urſula. Schick noch einmal hin, und laß die Bedienten ausforſchen.

Gabholz. Bei Leib und Leben nicht. Er könnt's wieder erfahren. Denn, ſeht ihr . . .

Urſula. Bſt!

Scene XXII.

Vorige, Rupprecht, Hulda.

Rupprecht und Hulda kommen.

Rupprecht. Das gilt nicht, ſchönes Mühmchen. Wenn Sie ſich ſo vor mir verſtecken, ſprechen Sie mein Verbannungsurtheil, und ich muß mein Bündel ſchnüren.

Hulda. O Herr Vetter, Sie werden doch ſo bös nicht ſein?

Urſula (bei Seite:) Horch!

Rupprecht. Wo man mich nicht gerne ſieht, da eile ich, fort zu kommen.

Hulda. Sie werden sich doch zureden lassen, und da bleiben?

Rupprecht. Ihnen kostet es nur ein Wörtlein, mich ewig zu halten. Ich bin zu Allem zu bringen, wenn man mir zuredet. So bin ich zwei Jahr lang unter wildfremden Menschen zu Embrün geblieben, blos weil man mir so sehr zugeredet hat. Es kommt also nur darauf an, wie Sie mit mir sprechen.

Hulda. Ach, reden Sie mit dem Vater. (Verbirgt ihr Gesicht.)

Rupprecht (für sich:) Wie dumm. Sie hat ihre Lektion schlecht gelernt. Viel zu früh platzt sie mit der berüchtigten Redensart heraus.

Ursula. Huldchen.

Hulda. Mutter?

Ursula. Hilf mir doch den Tisch vollends decken, liebes Kind.

Hulda. Gern. — Verzeihen Sie, Herr Vetter. (Sie geht in den Garten.)

Rupprecht. Lassen Sie sich nicht stören.

Gabholz. Nun, wie findest du die Kleine? Noch ein Bischen scheu, heh?

Rupprecht. Schüchternheit läßt jungen Mädchen gut.

Gabholz. Sie hat eben wenig Welt.

Rupprecht. Vielleicht desto mehr Herz.

Gabholz. Apropos, was hattest du den zu Embrün zu schaffen? Das liegt in Frankreich, denk' ich.

Rupprecht. Als ich meinen ersten Ausflug in die Welt versuchte, machte ich dort Bekanntschaft mit dem Zuchthausverwalter, und der wollte mich gar nicht fortlassen. Aber eine höhere Bestimmung schien mich zu rufen, — ich folgte.

Gabholz. Wie billig. Und kamst?

Rupprecht. Über die See, nach Cayenne, dann nach Surinam, wo ebenfalls Pfeffer wächst.

Gabholz. Nach Surinam? Und was machtest du dort?

Rupprecht. Mein Glück.

Gabholz. Dein Glück? Ei!

Rupprecht. Ja, lieber Vetter, ich hatte zwei Ärzte und ein Fieber zu gleicher Zeit, und entkam allen dreien mit heiler Haut. Heißt das nicht Glück?

Gabholz. Und sonst . . .

Rupprecht. Sonst hab' ich nicht viel von Bedeutung von dort mitgebracht. Ein Paar Raritäten, ein Paar beschriebene Papiere, das wird alles sein.

Gabholz (für sich:) Diamanten, Rubinen und Wechselbriefe.

Rupprecht. Andere Leute kommen dort öfters zu Geld, — ich habe keins.

Gabholz. Das ist Spaß.

Rupprecht. Vollkommener Ernst. Kehre mich um und um, Vetter, und wenn du einen rothen Heller nur herausschüttelst, geb' ich dir eine Grafschaft.

Gabholz. Wenn dir's an baarem Gelde mangelt, — ich steh' zu Diensten.

Rupprecht. Das ist Spaß.

Gabholz. Vollkommener Ernst.

Rupprecht. Ich möchte dein langes Gesicht sehen, wenn ich dir nun plötzlich sagte: gib mir tausend Gulden!

Gabholz. Ich habe freilich nicht so viel vorräthig.

Rupprecht. Siehst du. Da hab' ich dich schon, wo ich wollte.

Gabholz. Aber ich habe einen verschwiegenen Freund, der mir schon in mancher Verlegenheit ausgeholfen. Und wenn du willst . . .

Rupprecht. Das möcht' ich auch sehen, wie du die landesherrliche Kasse zu einem kleinen Credit zwingst, um einen armen Schlucker zu vergnügen, wär's auch nur des Scherzes halber.

Gabholz. Ist es dein vollkommener Ernst?

Rupprecht. Wenn du nicht willst, laß es bleiben, lieber Freund. So vieler Worte ist die ganze Bettelei nicht werth.

Gabholz. Na, na, nur nicht gleich so oben hinaus! Ein Bischen Geduld. (ab.)

Scene XXIII.

Vorige, (ohne Gabholz.)

Rupprecht (für sich:) Der Philister ist geschmeidiger, als ich vermuthete. Hätt' ich nur das doppelte verlangt, er hätt' es auch hergegeben. Doch, — ein Bischen Geduld, wie er selbst sagte. Sein Kassenschlüssel wird wohl noch irgendwo zu finden sein, zwischen jetzt und morgen früh, da ich von dannen zu wandern gedenke. Er und die zwei alten Weiber werden sich schwer trinken, und die Hulda, — das Fischlein schnappt nach dem Köder, in der Hoffnung, daß ein Angelhacken dahinter stecke. — Der Herr Millionen-Vetter soll euch theuer zu stehen kommen.

Hulda. Ob er wohl schon mit dem Vater gesprochen hat.

Ursula. Zeige nur um des Himmels willen keine Ungeduld. Gut Ding will Weile, und du wirst dir Bedenkzeit ausbitten. Acht Tage wenigstens, das heischt die Sittsamkeit.

Hulda. Acht Tage!? So?

F. Schmied. Allerdings; aber man wird dir sie nicht zugestehen.

Hulda. Ach, so!

Scene XXIV.

Vorige, Gabholz.

Gabholz (kommt.)

Gabholz. Da, lieber Vetter.

Rupprecht. (steckt wie in Zerstreuung das Geld ein:) Ich glaube gar, du hast aus dem Scherz Ernst gemacht?

Gabholz. Und du machst aus meinem Ernst einen Scherz?

Rupprecht. Wenn ich dir nun nichts wieder gäbe?

Gabholz. Lassen wir des muthwilligen Neckens ein Ende sein, denn es stört die Rührung.

Rupprecht. Ja, wir wollen uns ernsthaft des schönen

Tages freuen, und unſere Gedanken würdigern Gegenſtänden widmen.

Frau Schmied (nähert ſich den beiden Männern.)

Gabholz. In der feierlichen Stunde des Wiederſehens will ich dir mein ganzes Herz öffnen, recht wie ein freimüthiger Enkel Thuiskons.

Rupprecht (für ſich:) Auch das noch? Nun, in Gottes Namen.

Gabholz. Du biſt zu ſchüchtern, und ich muß den erſten Schritt thun. Siehſt du: mein Kind war ſchon in der Wiege mit dir verlobt, und obwohl du lange Jahre hindurch ſpurlos verſchwunden bliebſt, ſo hob ich doch mit Sorgſamkeit das Kleinod für dich auf, wie ich es für dich erzogen hatte. Denn ich bin meines Wortes Sclav, nach der Väter Art, und ich betheure dir, ſie hätte eher als alte Jungfer ſterben ſollen, denn einem Andern angehören.

F. Schmied. Und wir haben ſchon ſchöne Partieen ausgeſchlagen. Da war zum Beiſpiel der Herr Thorſchreiber ...

Gabholz. Auch werdet ihr nicht arm ſein. Ihr könnt an die dreitauſend Gulden zuſammenbringen, und mehr noch, wenn der liebe Herrgott uns fette Defraudanten beſcheert.

(Frau Schmied winkt Urſula und Hulda verſtohlen herbei. Hulda will vorauneilen, wird von ihrer Mutter zurückgehalten, und zu einem langſamern Schritt gezwungen.)

Rupprecht. Amen. Gieb uns deinen Segen, würdiger Mann, denn wir ſind bereits einverſtanden.

Gabholz. So ſchnell? Du biſt ein feiner Hecht. — Da, nimm ſie, meine Hulda, deine Hulda.

Urſula. Morgen feierliche Verlobung.

F. Schmied. Die Hochzeit ...

Gabholz. In vierzehn Tagen.

(Die Weiber weinen, während Hulda den halb und halb widerſtrebenden Rupprecht immer wieder umarmt.)

Gabholz (für ſich:) Jetzt muß ſein Geſtändniß kommen, wenn er kein Stockfiſch iſt.

Scene XXV.

Vorige, Brigadier, Gendarme.

Der Brigadier (am Schlagbaum.)

Brigadier. Mein Pferd vor. Tapeitt! der Fürchtegott ſoll mitreiten.

Rupprecht. Was ſchreit der Kerl dort hinten?

Gabholz. Laß dich nicht ſtören. Sie wollen wahrſcheinlich einem Gaudieb nacheilen, wie das faſt alle Tage bei uns vorkommt.

Brigadier. Die Gäule zurück. Da iſt mein Mann.

Gabholz. Was iſt's? Was ſoll's?

Brigadier. Er iſt mein Arreſtant, Muſje.

Rupprecht. Ich?

Brigadier. Er.

Gabholz und die Weiber: Er?

Brigadier. Ein Steckbrief iſt gekommen. Muß über die Grenze zurück, per Schub. Voran.

Gabholz. Zeig' deine Papiere, Robert.

Rupprecht. Der Herr hat ſie ſchon geſehen.

Gabholz. Ruf deine Bedienten herbei.

Brigadier. Bedienten? Wie käme der Muſje Rupprecht zu Bedienten?

Gabholz. Er heißt Robert, und iſt von hier.

Brigadier. Er heißt Rupprecht, und iſt aus Freiburg in der Schweiz.

Gabholz. Er kommt graden Wegs aus Surinam.

Brigadier. Aus dem Zuchthaus von Embrün, wollen Sie ſagen.

Gabholz. Wer von uns hat Recht?

Rupprecht. Der Grüne, wie gewöhnlich. — Reich' mir die Hand zum Abſchied, deutſcher Biedermann.

Gabholz. Meine Pfeife her, Er ungebildeter Menſch.

Rupprecht. Und der Perlenbeutel, Enkel Thuiskons?

Gabholz. Herr des Himmels, mein Geld!

Rupprecht. Das magſt du von der Gerechtigkeit verlangen, Sclav deines Wortes. Mir ſteht keine Verfügung mehr darüber zu.

Gabholz (nach ihm:) Mein Geld.

Brigadier. Zurück, Sie haben kein Recht, an meinen Gefangenen Hand anzulegen.

Rupprecht (bei Seite:) Wenn du nicht ruhig biſt, verrath' ich, aus welcher Quelle du geſchöpft. — Grüß' mir den verſchwiegenen Darleiher, und ſchicke mir ein artiges Trinkgeld, wenn ich zu deinen Gunſten mich erklären ſoll, Bruder Altdeutſcher.

Gabholz. Wehe mir!

Brigadier. Vorwärts, Muſje. — Warum ſo geputzt, Mademoiſelle?

(Hulda fällt in Ohnmacht, in der Mutter und Großmutter Arme.)

Gabholz. Er hat tauſend Gulden von mir. Müſſen ſich bei ihm vorfinden.

Brigadier. Ich werde das Geld vor der Auslieferung des Gefangenen bei Amt niederlegen. Gottbefohlen. (ab mit Rupprecht.)

Scene XXVI.

Vorige, ohne Rupprecht und die Gendarmen.

Hulda. Iſt er fort?

Urſula. Zuſt geht er. — O mein armes Kind.

F. Schmied. O die Hühner und Enten. Man muß ſie ſchnell los zu werden trachten.

Gabholz. Wenn ſie bis Neujahr keinen Mann hat, ſo . . .

F. Schmied. Sie ſtehen nicht übel im Preis, und werden Käufer finden. Aber ich hab's auch gleich geſagt, ihr ſolltet dem wildfremden Menſchen nicht zu ſehr trauen, und euch nicht übereilen, denn neulich fiel zweimal hinter einander der Schippen-Siebener mit dem Achter zum Haus.

Gedichte von Friedrich Otte.

1.

Alpensonette.

1.

Im Alpenthal, umringt vom Felsenwalle,
Von aller Welt verlassen und geschieden,
Sucht ich die Ruhe und den Seelenfrieden,
Den ich verlor im bunten Menschenschwalle.

Vergeb'nes Müh'n! des Sturmes Donnerhalle,
Die Schneelawinen droben und danieden,
Die Wogen, die im Felsenkessel sieden,
Des Adlers Schrei, — feindsel'ge Boten alle; —

Die machten bald dem süßen Traum ein Ende,
Die Wirklichkeit, die nackte, durfte siegen
Und wieder sucht' ich wo ich Ruhe fände:

Eins ward mir klar! wo nicht die Menschen kriegen,
Da sey'n wir die geschied'nen Elemente
Und die Natur in ew'gem Kampfe liegen.

2.

Ihr sprecht: die Alpen, die zur Sonne ragen
Mit ihren purpurn überflog'nen Spitzen,
Das sind die alten, vielgewalt'gen Stützen,
Die unsrer Freiheit gold'nen Himmel tragen.

Der aber hat den Mantel umgeschlagen
Und aus den dunkeln, wetterschwangern Ritzen
Seh' ich die Sonne lächelnd niederblitzen,
Als möchte sie ein spöttisch Wörtlein sagen.

Als spräche sie: Vermeß'ne, eitle Thoren,
Was fromut die Freiheit Euern Alpengründen,
Wenn Euer Herz im Dünkel sie verloren?

Die Alpe nicht, — o laßt's Euch doch verkünden!
Zur Stütze sei des Volkes Herz erkoren,
Dann wird die Freiheit dauernd sich begründen.

2.

Alpenfrühling.

Aus der Alpen tiefem Grunde
Hat der Frühling sich erschwungen;
Alles jubelt in die Runde
Und der Winter ist bezwungen.

Und die Aue, wo so lange
Sich der arge Greis gebrüstet,
Hat, dem Buhlen zum Empfange,
Sich festprächtig ausgerüstet.

Die Lawine fährt mit Grollen
Von des Berges nackten Riffen,
Aber auf den kalten Schollen
Siehst du keck den Frühling schiffen.

Blüthen ſtreut er in die Lüfte,
Blumen giebt er allen Bächen;
Aus dem Dunkel tiefer Grüfte
Soll ein heit'res Leben brechen.

Ei, wie drängt ſich's allenthalben!
Welch Begrüßen und Frohlocken!
An dem Fuße todter Alpen
Läuten helle Blumenglocken.

Und der Strom ſtürzt mit Geplätſcher
Jubelnd in die freien Räume.
Lüſtern ſtarrt ein alter Gletſcher
In die gold'nen Frühlingsträume.

3.

Der Wegweiſer.

Dreiarmig ſteht ein Zeiger auf den Matten,
Um deſſen Stamm ſich wilde Ranken weben;
Sein einer Arm weiſ't dir den Waldesſchatten,
Das Thal der andre, mit den blühnden Reben.

Der dritte Arm zeigt nach den grünen Bergen,
Die mit den Gipfeln in die Wolken ragen.
Wo ſoll ich dich, mein glühend Antlitz bergen?
Wohin ſoll ich, mein freies Herz, dich tragen?

Schön ruht es ſich in Waldesdämmerungen,
Wo Blumen der die weite Ferne umgittern

Und wo die Zweige, wunderbar verſchlungen,
Im Wiederhall des Lerchentrillers zittern.

Schön iſt es auch, im Schooße grüner Reben
Am Blüthenduft ſich läßig zu berauſchen,
Wann gold'ne Wolken über'm Haupt dir ſchweben
Und Winzerinnen deinen Liedern lauſchen.

Doch ſchöner lebt ſich's auf den luft'gen Höhen
Wo Menſchen nicht; wo du mit Gott alleine!
Da wohnt die Freiheit; ihre Burgen ſtehen
Verklärt im gold'nen Abendſonnenſcheine.

Drum friſch hinan! den Berg hinan und weiter!
— Die Berge ſind, mit den granit'nen Sproſſen,
Die erſten Stufen einer Himmelsleiter
Auf die der Lenz ſein Füllhorn ausgegoſſen.

4.

Illumination.

Mir will das frohe Feſt gefallen,
Das Lichterfeſt in finſt'rer Nacht.
Die Kerzen ſprüh'n, die Flammen wallen
Vor jedem Fenſter hell entfacht.
Die Freude ſtrahlt aus allen Gründen
Und eifernd ſtrebt jedwedes Haus
Die Lichter heller zu entzünden,
Trotz Sturm und Wind und nächt'gem Graus.

Sagt' an, und gilt es ernſtern Dingen,
Seid ihr dann auch ſo raſch zur Hand
Und werdet ihr die Leuchte ſchwingen
Der Nacht zum Trotz, die euch umwand?
Wohlauf, wohlauf, viel iſt zu klären
Und aus der Nacht an's Licht zu zieh'n!
Laßt auf der Wahrheit Hochaltären
Einmal die Siegesflamme ſprüh'n.

5.

N. N.

Das alte Neſt mit ſeinen Thürmen,
Es iſt dem Blüthenaufſchwung gram;
Will 'mal der Lenz den Wall erſtürmen,
So muß er ziehen, wie er kam.
Das Moos allein darf drin gedeihen
Und jedes Dach trägt ſeine Spur
Und rings, der Himmel mag's verzeihen!
Siehſt du bemooste Häupter nur.

Der Staub der letzten hundert Jahre,
Auch er genießt das Bürgerrecht;
Er decket alt' und junge Haare
Und ſolcher Puder ſieht nicht ſchlecht,
Ein böſer Wind, er kann nicht taugen,
Der ſich im Städtchen bläht und reckt,
Wirft dir den Staub flugs in die Augen,
Wie er die Bürger längſt geneckt.

Der Staub, — ach ja, das ist ein schlimmer,
Ein böser, feindlicher Kumpan;
Er hemmt des Keim's Entfaltung immer,
Kein Lenz, kein Sommer darf ihm nah'n.
Die Ranken, die am Thurme klettern,
Die hellen Blüthen sind sein Raub: —
Drum sank auch längst mit seinen Blättern
Der Baum der Freiheit in den Staub.

6.

In bitterer Stunde.

Du gleichst der Wiese, hoffend Herz,
Die nach dem Winter Blumen pflegt,
Bescheid'ne Blumen, wie der März
Sie gern in seinem Kranze trägt.

Die Zeit rückt vor; der Himmel blaut;
Die Blumen schießen heller auf;
Der Morgenwind umbuhlt sie traut,
Der Abend streut den Thau darauf.

Du freust dich an dem milden Schein,
Du freust dich an der hellen Pracht, —
Da tost der Sturm vernichtend d'rein
Und kalter Schnee fällt über Nacht.

7.

Waldrast.

Ich bin des langen Wanderns müde,
Ich bin des alten Haders satt,
Mein Wald so reich an Duft und Blüthe,
Dich kür' ich nun zur Ruhestatt.

Wie selig ruht sich's hier im Moose,
Dem silberhell ein Quell entspringt
Und wo des Waldes wilde Rose
Im Purpurkleide sich erschwingt.

An meine Brust, du glüh'nde, wilde,
Eh' dich der kalte Herbstwind raubt?
Dich traf kein Gärtner im Gefilde,
Dich hat die Stadtluft nicht bestaubt!

Mein wildes Herz, die wilde Rose, —
Das ist ein seliger Verein!
Die Sonne lacht ob dem Gekose
Und golden schaut der Himmel d'rein.

Ja, sing' uns nur die frischen Lieder,
Du Lerch' in deiner blauen Höh'!
Ja, deck' uns nur mit deinem Flieder,
Du heller, kühler Blüthenschnee!

Das ist ein Singen, Klingen, Scherzen!
Das ist ein selig Weilen hier!
Die wilde Ros' am wilden Herzen, —
Und Gottes Segen über mir.

8.

Auf der Wanderung.

Der letzte Berg, die Fremde hier!
Das Heimathland zu Füßen mir!
Glückselig, wer in diesem Port
Die süße Rast gefunden;
Mich trieb das Schicksal fort.

Der Nebel birgt mein grünes Thal.
Lebt wohl ihr Theuern allzumal!
Leb' wohl, mein herzig Vaterhaus,
Dein Sohn muß wandern, wandern
Weit in die Welt hinaus!

Glück auf, da blitzt die Sonne drein!
Die Wolken fliehn, auftaucht der Hain!
Die Fern' ist goldig und verklärt
Und mir ist in die Heimath
Der letzte Blick gewährt.

Da liegen sie die grünen Höh'n,
Die weiten Flüh'n, die hellen See'n
Mit ihren Dörflein am Gestad' — —
Wie oft bin ich gewandert
Auf jenem Waldespfad!

Das Glöcklein klingt, der Münsterknauf
Schaut funkelnd zu den Wolken auf,
Ein Recke, der die Wache hält;
Zu seinen Füßen schlummert
Die junge, entfremdete Welt.

Der Frühling ſchwenkt ſein Siegspanier,
Die Vöglein jauchzen dort und hier;
Das ſingt und klingt im vollen Chor — —
Du ſchauſt, mein Thal, gleich der Mutter
Zum verlornen Sohn empor!

O laß' mich zieh'n in die weite Fern'!
Mein Aug' iſt trüb, doch ich wand're gern!
Ich wand're gern, wie ſchwer der Gang,
Nun ich in's Herz der Heimath
Noch Einen Blick errang.

9.

Die drei Muſikanten.

Die Sonne ſchleicht ſo träg und kalt,
Der Herbſtwind pfeift im nahen Wald;
Aufwirbeln die Blätter und fliegen weit:
Ade, du ſelige Sommerzeit!

Und ſieh, da zieh'n zum Thor hinaus
Drei Muſikanten, friſch überaus,
Mit rothen Wangen, bereiftem Bart,
Strichvögel loſer und ſelt'ner Art.

Sie machen Halt vor meiner Thür:
Der Erſte nimmt ein Waldhorn herfür,
Der and're die Fidel, luſtig und leicht,
Derweil der dritte den Brummbaß ſtreicht.

„Das ist die schwere Zeit der Noth!“
„Die liebe Kunst, — sie geht nach Brod.“
— Sucht nicht das Vöglein, nach altem Brauch,
Mit Sing und Sang seine Körnlein auch?

Und hei, wie mich der Schall erfreut!
Mein Herz wird jung, mein Herz wird weit,
Der Lenz erblüht, die Sonne glänzt,
Der Wald ist helle, die Flur bekränzt.

Da schwenkt der Eine sein Käpplein frank,
Streicht ein mein Geld und sagt „Schön' Dank!“
Und es flattern die Vögel zum nächsten Haus,
Und der Lenz ist hin, und mein Traum ist aus.

Gedichte von Auguſt Stöber.

1.

Frühlingstroſt.

Soll ſich dein Herz erheitern,
Zieh' aus in's Frühlingsland,
Da wird es ſich erweitern
Und ſprengen Band um Band.

Komm' nur mit deinem Sehnen!
Getränkt in Silberthau,
Mitweinen deine Thränen
Die Blumen auf der Au.

Komm' nur mit deinem Klagen
Und ſag' dein ſtilles Weh!
Die Vöglein wollen's tragen
Empor zur Himmelshöh'.

Komm' nur mit heißem Beten!
Die Wellen all' im Bach
Leisrauſchend ſagen jeden
Von deinen Seufzern nach.

Und wenn's in Gründen dunkelt
Und nachtet nah und fern —
Blick' auf! wie droben funkelt
Der Frühlingstroſt des Herrn!

2.

Verſchiedene Standpunkte.

Zum höchſten blauen Äther trug
Der Adler ſeines Fittigs Flug;
In Sonnengold, in Himmelsglanz
Vergißt er ſeines Horſtes ganz.
Die Erde ſcheint ihm arm und klein:
Wer möcht ſo tief da unten ſein!

Die Nachtigall im dunkeln Hain
Stillſelig träumt und ſchlägt allein.
„Du labſt dich in dem Sonnengold,
Dir ſind die reinen Lüfte hold,
Doch, Lieber, hoch im Strahlenglühn
Siehſt du nicht, daß mir Roſen blühn.“

3.

Bewährung.

Auf ſchwankem Schifflein zu ſchaukeln
Freut dich, mein gut Geſell,
Wenn linden Spiels dich umgaukeln
Die Wäſſerlein, Well' um Well'.

Doch wenn die Fluthen ſich bäumen,
In Sturmesbraus, zeig' an
Daß in den empörten Räumen
Du ſeiſt der tüchtige Mann.

4.

„Mein Herz iſt ein Vogel."

Mein Herz iſt ein Vogel,
Es flattert hinaus;
's iſt Frühling, da mag es
Nicht bleiben zu Haus!

Es ſind ihm die Flüglein
Gewachſen erſt recht,
Doch fliegt's um die Wette
Mit Vögeln nicht ſchlecht.

Hat mit den Geſpielen
Zu wechſeln manch Lied;
Waldein und waldweiter,
Wird nimmermehr müd.

Auf ſchwankendem Wipfel,
Hoch oben allein,
Da ſingt es beſeligt
Zum Himmel hinein.

Da guckt's in die Neſtlein,
So heimlich und traut,
Drin koſen und küſſen
Sich Bräut'gam und Braut.

Mein Herz, wie ein Vogel
Flieg' weiter zur Zeit!
Flieg' weiter, dir iſt ja
Kein Neſtlein bereit!

5.

Die Wegweiser.

Wegweiser zur Genüge
Stehn da in Kreuz und Quer,
Doch wenn ich sie auch frage,
Sie frommten mir nicht sehr.

Der Namen viele tragen
Sie auf dem grauen Schild,
Doch keiner kann mir sagen:
Wo weilt mein Liebchen mild.

Drum folg' ich meiner Grille
Und reis' auf eigne Faust,
Und forsche in der Stille
Wo's liebe Liebchen haust.

Da wo ein Vogel helle
Gesungen hat im Hain,
Wend' ich die Tritte schnelle —
Da mag mein Liebchen sein.

Da wo ein Bächlein rauschet
In klarem Silberschein,
Fliegt hin mein Herz und lauschet —
Da mag mein Liebchen sein.

Da wo am schönsten sprießen
Die Blumen auf der Flur,
Werd' ich wohl finden müssen
Des Liebchens holde Spur.

Geſchlagen hat im Haine
Wohl manch ein Vögelein,
Es rauſcht' im Silberſcheine
Manch Bächlein ſchon thalein.

Und ſchöne, wunderſchöne,
Blüht' manche Blumenhald',
Ach, meine ſchönſte Schöne,
Dich find' ich nicht ſo bald!

6.

Das Bildniß.

Dein Bildniß lächelt heiter
Aus roſ'ger Jugendzeit;
Du ſelber zogeſt weiter
Zur ew'gen Herrlichkeit.

Dort möcht ich erſt erſchauen
Dein mildes Augenlicht,
Wenn Strahl von Himmelsauen
Durch ſeine Wimpern bricht.

7.

Apoſtrophe.

Ein Dichter will Er ſein, mein Lieber,
Und
Iſt geſund,
Und ſpricht nicht wie im Fieber?
Und ſein Herz
Hat ſich nicht beſliſſen
Zu ſein vom Weltenſchmerz
Zerriſſen?
Und Er treibt nicht Spott
Mit dem alten Gott?
Und hat an's ew'ge Leben
Den dummen Glauben nicht aufgegeben?
Und fordert zu Liebe noch Treue?
Braucht das alte Wort Reue?
Will vom Gewiſſen
Noch etwas wiſſen?
Verſtaubter Pedant!
Grauer Obſcurant!
Ihm ſchiebt am goldnen Götterthor
Poeſie ewig den Riegel vor.

Zum Schluſſe.

Nun ſagt Ade den muntern Gäſten,
Nun fahre wohl, du froher Reih'n!
Das war ein Klingen in den Aeſten
Und eine Luſt im Dichterhain!
Wohlan, der Dichterwald ſoll leben,
Der Schutz und Schatten uns verlieh'!
Wir haben all ein gleiches Streben
Und Eine Braut, die Poeſie.

Jedweder Strom ſchickt uns Geſandte:
Da bringt ein grünes Blatt der Rhein;
Ein andres kommt vom Steinſtrande,
Uns zollt die Leine und der Main.
Und an des Taunus grünem Fuße
Und an der Alpen jähem Wall
Wohnt auch, ſie flog herbei zum Gruße,
Die liederſel'ge Nachtigall.

Du wachteſt auf von deinen Träumen,
Mein Vaterland, ob dieſem Klang:

Hei, wie das ſchallt in deinen Bäumen,
Dem treuen Alſaſtrand entlang!
Und jubelnd ſtimmten deine Söhne
Mit in den fröhlichen Erguß, —
Da ſtand die Fraun' in Jugendſchöne
Still lächelnd über'm Vogeſus.

— Laßt fürder uns den Banner tragen
Und folgt uns fürder in den Streit.
Im Wald, wo Nachtigallen ſchlagen,
Da iſt die Hofburg uns bereit.
Fahr' wohl, du Stadt mit deinen Sorgen!
Fahr' wohl, du alter Völkerzwiſt:
Wir ſind gebettet und geborgen,
So weit des Liedes Freiſtaat iſt.

Es ſteht ein Schloß in unſern Gauen,
Ein Felſenwall, die Geroldseck,
Oed zwar und düſter anzuſchauen,
Doch weicht ſie nicht vom alten Fleck.
Und in den mondverhellten Nächten
Prangt ſie, von Geiſterhand erbaut,
Auf's Neu' mit Thürmen, Rittern, Knechten
Und die Drommeten werden laut.

Und läßig ruh'n in ihren Hallen,
Wo die Trophä'n geſpeichert ſind,
Die Kämpen, die im Streit gefallen,
Armin, Herfeſt und Wittekind.
Sie ſchlafen nicht, die alten Leuen,

Sie ruhen nur vom heißen Streit;
Fürwahr, ihr Herz muß ſich erfreuen
Bei unſres Liedes Seligkeit.

Drum friſch gewagt und friſch geſungen,
Das Banner glänzt im Morgenſchein!
Der Sturm, der draußen ſich erſchwungen,
Er toſet nicht im Dichterhain.
Wohlan, der Dichterwald ſoll leben,
Der Schutz und Schatten uns verlieh:
Wir haben all' ein gleiches Streben
Und Eine Braut, die Poeſie! —

Fr. Otte.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen des Elsaßes, Deutschlands und der Schweiz bezogen werden;

Die Jesuiten.

Vorlesungen

von

Jules Michelet und **Edgar Quinet.**

Aus dem

Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet

von

August Stöber.

8. geh. 1843. Preis. fl. 1. 24 kr.

Schweizersagen

in

Balladen, Romanzen und Legenden.

Von

Friedrich Otte.

Neue Sammlung.

8. geh. 1842. Preis fl. 1.

Die erste Sammlung erschien bei Schuler in Straßburg.

Der Dichter Lenz

und

Friederike von Sesenheim.

Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen;
nebſt Gedichten und Anderm von Lenz und Goethe.

Herausgegeben
von
Auguſt Stöber.
8. geh. 1842. Preis fl. 1.

Bei Schuler in Straßburg iſt erſchienen:

Elſäßiſches Sagenbuch.

Herausgegeben
von
Auguſt Stöber.
Mit Stahlſtichen.
gr. 8. geh. 1842. Preis Fr. 12.

Elſäßiſches Volksbüchlein.

Herausgegeben
von
Auguſt Stöber.
gr. 8. geh. 1842. Preis Fr. 1. 30 Cent.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Elsäßiſche Neujahrsblätter

für 1845.

AUGUST LAMEY

von Strasburg

Elsäßische

Neujahrsblätter

für

1845.

Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben

von

August Stöber und Friedrich Otte.

(Mit dem Portrait August Lamey's.)

Basel,
Schweighauser'sche Buchhandlung.
1845.

54

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Den Zunggenoſſen von Friedrich Otte (Mülhauſen) 1

Auguſt Lamey, biographiſche Notiz von Friedrich Otte 2

Gedichte von Auguſt Lamey (Straßburg) 15

Der Bauernkrieg. — Die Zukunft.

Kleine Gedichte von Karl Meyer (Tübingen) 20

Menſchliche Zuſtände. — Das Schloß. — Froher Anblick. — Das Kind im Winde. — Frühlingsſtimmen. — Frühlingslaut. — Regenverkündigung. — Der neckende Baum. — Sommermorgen. — Sommermittag. — Die Ruheſtunde. — Sommerſchwere. — Roſenzeit. — Der Dahingeſchiedenen. — Entbehrte Antwort.

Chriſtens Brautfahrt von Jeremias Gotthelf (Lützelflüh, Kant. Bern) 27

Gedichte von Adolf Stöber (Mülhauſen) 84

Eisgang. — Iſtein. — Baſilius des Großen letzter Tag.

Gedichte von K. A. Tanner (Aarau) 91

Nahe am Frühling. — Das hereinſteigende Schwälblein. — Hinaus in die Ferne. — Waldeseinſamkeit. — Was der Sommer ſei. — Wunſch am Quell. — Windsgerauſch in den Zweigen. — Des Mückleins Tanz. Im Herbſte. — In der Stille. — Alles iſt Zufall. — Verweilen in Gott.

Gedichte von Wilhelm Kilzer (Frankfurt am Main) 99

Zuruf. — Auszug. — Der große Schmerz. — Oktaven.

Viſion von Friedrich von Tſchudi (Lichtenſteig) 104

Gedichte von Karl Candidus (Altweiler im Unterelſaß) 110

Im Mai. — Myſtiſches Frühlingslied. — Mein Dichten. — Wiegenlied für einen Müden. — Büßen. — Das rothe Männlein. — Melanchthon in Domeſſel.

Gedichte von K. A. Hagenbach (Baſel) 119

Auf den erſten warmen Regen. — Offenbarung. — Himmelfahrt. — Die Theilung. — Am Murtenſee. — Der alte Zierhen.

Seite

Lieder von Auguſt Rodnagel (Darmſtadt) 129

Volksſagen und Legenden aus der Bretagne von Auguſt Stöber (Mülhauſen) 133

Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeiſter in Straßburg 155

Kirchlichkeit. — Der alte Fiſchbrunnen in Straßburg.

Zu Thorwaldſens Grabmahl, von Auguſt Schnezler (Stuttgardt) . . 159

Gedichte von Karl Chriſtian Tenner (Darmſtadt) 162

Der Schneidergeſell. — Gute Nacht.

Gedichte von Wilhelm Wackernagel (Baſel) 165

Zwei Sonette.

Gedichte von Adolf Bube (Gotha) 167

Morgenlied. — Optik. — Die Waſſerpflanze. — Ernſt des Frommen Bibel.

Das Kreuz im Münſter 172

Gedichte von Guſtav Mühl (Straßburg) 175

Die Töne. — Die Roſe. — Die Tänzerin des Canova. — Aetherblau. Die Ueberraſchung. — Zwei Lieder an Sie. — Glockenklang und ſtille Thränen.

Gedichte von Theodor Klein (Paris) 179

Märzſturm. — Frühlingsgedanken. — Zur Luſt. — Wand'rers Scheiden. — Kunde aus der Heimat. — Die Nebel. — Frage. — Traumflucht.

Gedichte von Eduard Brauer (Karlsruhe) 183

Zwei Kloſterſagen aus der Gegend von Baden. — Das Edelfrauengrab bei Bodenſtein.

Die Spinnerin, von Flarland (Straßburg) 194

Der Frieden, von G. Hackenſchmidt (Straßburg) 196

Gedichte eines Dilettanten (Tübingen) 197

Einem Künſtlerkinde in's Stammbuch. — Flora. — Ein Spruch.

Calanus, von Ludwig Carl Wirtich (Darmſtadt) 199

Gedichte von Friedrich von Tſchudi 201

Die guten Chriſten. — Lieder. — Ein Glarner Stücklein von Anno 1316. — Ista me o te mala.

Ein Gang auf den Friedhof, von Wilhelm Kilzer 208

Gedichte von Auguſt Jäger (Ballbronn im Unterelſaß) 219

Gedächtniß. — Die Tröſter. — Spätherbſt.

Gedichte von Ferdinand Braun (Paris) 221

Ihr Häubchen, von Marie D . . . (Schaikendorf) 224

Liebeslieder, von Alexander Patuzzi (Zürich) 226

Die Zwerge auf Kerdholz, von Joh. Breſch (Münſter im Oberelſaß) . 228

Das leere Haus, von G. L. (Mülhauſen) 231

Peter von Hagenbach im Elſaß, von Balthaſar Reber (Baſel) . . . 237

Gedichte von Auguſt Stöber 245

Der Vogler. — Der Bergatiſl. — Liebestod. — Priameln. — Zwei Stücklein aus Geiler von Kaiſersberg.

Seite

Gedichte von Friedrich Otte 219

Wanderlied. — An der Grenze. — Innerer Frühling. — Schneeglöckchen. Klage und Erwiederung. — Gute Gesellen. — „O Liebe nicht.“ — Akazius. — Wachtmeisters Lied.

Kunstgeschichtliches. Die steinernen Männer zu Straßburg, von Ludwig Schneegans (Straßburg) 273

Den Sanggenoſſen.

Willſt du, mein Freund, vom Lebensernſt geneſen,
So laß' dich nicht die muntre Fahrt verdrießen!
Erklett're friſch die morgenrothen Rieſen,
Die lenzumblühten, heimiſchen Vogeſen!

Das iſt der Pindus, den wir uns erleſen!
Hier laß uns dichten, jubeln und genießen,
Derweil die Blicke, die ſich neu erſchließen,
Im Runenbuch der kräft'gen Urwelt leſen.

Hier iſt gut ſingen! Lauſchend ſteh'n die Haine
Und ſteh'n die Alpen, die zum Himmel ragen,
Umblüh't vom gold'nen Morgenſonnenſcheine.

Friſch auf! friſch auf! den Grundton angeſchlagen!
Wer ſchwiege hier, wo ſelbſt die todten Steine
Erdröhnend unſ're Lieder weiter tragen?

Fr. Otte.

August Lamey.

Wenn wir in den frühern Jahrgängen unserer Neujahrsblätter die Gallerie Elsäßischer Dichter und Schriftsteller mit den Biographien und Bildnissen zweier edler Todten eröffneten, so möge es uns nun vergönnt sein, die Freunde unseres vaterländischen Unternehmens näher mit einem Manne bekannt zu machen, der, wenn auch hochbetagt, noch rüstig und jugendkräftig in unserer Mitte schreitet, und dessen Name guten Klangs sich längst das Ehrenbürgerrecht auf dem deutschen Parnaß erworben hat.

August Lamey, dessen freundliche und wohlgetroffene Gesichtszüge wir an der Spitze unseres Büchleins erblicken, wurde den 3. März 1772 zu Kehl geboren, woselbst sein Vater, ein Elsäßer von Geburt, einem nicht unbedeutenden Handelshause vorstand. Die Mutter des Dichters, eine geborne Lotzbeck von Lahr, war die Tante und Großtante der seitdem in den Adelsstand erhobenen Herren von Lotzbeck. Sein Oheim väterlicher Seite war der als Publicist bekannte Andreas Lamey, der sich unter Schöpflin gebildet hatte und als Hofrath und Bibliothekar in Mannheim verstorben ist. Als die

Familie im Jahr 1778 von Kehl nach Straßburg überſiedelte, trat der junge Lamey in's Gymnaſium daſelbſt, wo ſich ſeine geiſtigen Fähigkeiten ſchnell entwickelten. Während ſich ſeine fünf Brüder dem Handelsſtande widmeten, ergriff er mit Liebe das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und bald hatte er es ſo weit gebracht, daß er die philoſophiſchen Vorleſungen Oberlin's, Haffner's und anderer berühmter Lehrer an der Hochſchule ſeiner neuen Vaterſtadt beſuchen konnte.

Inzwiſchen brach die längſt vorbereitete franzöſiſche Revolution aus. Die Univerſität wurde geſchloſſen und diejenigen Lehrer, welche nicht im Gefängniſſe ſchmachteten, waren genöthigt die Flucht zu ergreifen. Der Verkehr hatte ſich aus den Sälen in die Straßen geflüchtet und die öffentlichen Plätze, wo der aufgebrachte Pöbel, dem von Paris ausgegangenen Loſungsworte treu, nach Freiheit und Gleichheit ſchrie, waren zur hohen Schule geworden. Die kriegeriſchen Vorbereitungen auf der einen, und die ſchönen Worte und Verheißungen, die von beredten Zungen in den National- und Bürgerverſammlungen verſchwendet wurden, auf der andern Seite, weckten nicht nur den politiſchen Eifer, ſondern auch das poetiſche Talent des jungen Republikaners, der ſich gerne den glänzenden Hoffnungen hingab, die an der Wiege des jungen Freiſtaats laut wurden. Seine Begeiſterung für die Sache des Vaterlandes war ſo groß, daß er, noch ehe er das Alter erreicht hatte, welches die jungen Bürger in die Reihen der Nationalgarde rief, freiwillig, an ſeines Vaters Stelle, den militäriſchen Dienſt verſah. Die vielen Volksfeſte, die damals zu Gunſten der neuen Verfaſſung gefeiert wurden, wo die verſchiedenſten Meinungen und Parteien im Glauben an eine ſchönere Zukunft übereinſtimmten, mochten keinen geringen Einfluß auf die geiſtige

Entwicklung des jungen Mannes haben. Wer hat z. B. nicht von jenen rheiniſchen Bundesfeſten gehört, an denen im Jahre 1790 die Vorgeſetzten des Landes im Beiſein von mehr als zwanzigtauſend bewaffneten Männern vor einem aus Raſen erbauten Altare und vom Geläute aller Glocken begrüßt, den Eid der Treue leiſteten, wo wechſelsweiſe politiſche und religiöſe Reden gehalten wurden und die Fahnenweihe unter dem Hurrahrufe einer unzähligen Menge Volkes ſtatt hatte? Um dieſe Zeit erſchienen bei A. König in Straßburg die erſten poetiſchen Verſuche Lamey's unter dem Titel: „Gedichte eines Franken am Rheinſtrom;“ friſche, kräftige Ergüſſe eines in den Kämpfen der Zeit erſtarkten Gemüthes, die ſich beinahe durchgängig auf die Ereigniſſe der unvergeßlichen Jahre 1789 und 1790 beziehen und alle jene großen Hoffnungen und Kämpfe wiederſpiegeln, welche die erſte Revolutionsepoche bezeichnen. „Auf die Zerſtörung der Baſtille; an das Jahr 1789; Lied der elſäßiſchen Bürgersſöhne; die Aufhebung des Adels; Preis des gerechten Richters; Menſchengröße; an die Freiheit.“ — Dieß ſind die Ueberſchriften der kräftigſten dieſer Lieder, die trotz einiger Unvollkommenheiten in der Form, ſo ſchlagende Wahrheiten enthalten, daß man weit eher auf einen erfahrenen Mann, als auf einen Jüngling ſchließen möchte. Wie ſchön heißt es im „Vaterlandspſalm:“

„So ſteigt die Gnade endlich nieder:
Die Stimme ruft; der Menſch erwacht.
Und ſieh'! die Freiheit kehret wieder
Und die Vernunft nimmt ihre Macht.
Herr, führ' den zagen Schritt nun weiter,
Nach dem Geſetze richt' er ſich.

Beglücktes Volk, das dich zum Retter
Und keinen Herrn erkennt als dich!"

Das sind Worte, die sich unsere sogenannten Volksvertreter und Freiheitsmänner allzumal hinter's Ohr schreiben sollten!

Auch der Liebe sind, wie billig, einige Klänge geweiht, aber auch diese sind von jener republikanischen Glut durchdrungen, die uns Jüngern manchmal etwas seltsam erscheint, sich aber um so leichter erklären läßt, wenn wir die Zeiten berücksichtigen, in welchen Lamey seine ersten Lieder dichtete. So heißt es z. B. in dem Liede „das ernste Mädchen:"

„Der Jüngling, der mein werth will sein,
Darf nicht anbetungheuchelnd vor mir liegen,
Denn ich bin stolz! und der ist mir zu klein,
Der vor dem Mädchen sich kann schmiegen."

Aber die schönen Tage gingen vorüber und die Zeiten wurden schwül. Auch in Straßburg gährte der Brand unter der rothen Jacobinermütze und die Wortführer der verschiedenen Parteien lagen miteinander in unausgesetztem Kampfe.

Enttäuscht und um viele Hoffnungen ärmer, folgte Lamey einem heimkehrenden Emigranten, Herrn Marey, nach Nuits, dem er die in Deutschland zurückgelassenen Söhne ersetzen sollte. Ein volles Jahr trieb sich der junge Elsäßer, — wie er's wohl früher in Lahr bei seinen Verwandten gethan hatte, — in den gesegneten Thälern und auf den Höhen des Goldhügeldepartements herum, bis ihn die erste militärische Requisition in seine Vaterstadt Straßburg zurückrief, die bald darauf vom Feinde umzingelt wurde. Die Umstände fügten es, daß das Bataillon, dem er einverleibt werden sollte, kurz vor Lamey's Ankunft in östreichische Gefangenschaft gerathen war, und so erhielt er vorläufig eine Gerichtschreiberstelle in Straßburg.

Man weiß, wie die Sachen im Jahre 1793 in Frankreich ſtanden. Nicht genug, daß der Thron im Staube lag; auch der alte Gott wurde in die Schranken geladen und das Heiligſte, die Kirchen und Tempel ſollten der fatalen Politik jener Zeit geopfert werden. Es gab ſofort keinen Münſter, keine Kirche, keinen Sonntag mehr. In den ſogenannten Tempeln der Vernunft beging man mit tollen Reden und unſinnigen Geberden das Feſt des „höchſten Weſens;" die Religionsdiener wurden gezwungen, ihren Glauben abzuſchwören und ſich als Heuchler und Volksverführer öffentlich zu erklären.*) Das Kreuz der ehrwürdigen Domkirche verhüllte eine blecherne rothe Mütze, als Symbol der Blutregierung.

Wir haben von Lamey ein Bändchen „Dekadenlieder," die damals von den niederrheiniſchen Gemeinden in den Tempeln der Vernunft abgeſungen wurden. Die meiſten dieſer Lieder, von denen auch einige in der Form ausgezeichnet ſind, athmen eine geſunde, wohlthuende Friſche und ſind jenen Zeiten zum Trotz von wahrhaft chriſtlichem Sinne eingegeben. Wir erinnern nur an die Gedichte: „An den Schöpfer; am Feſte des Ewigen; Unſterblichkeit der Seele; Pflichtgebot;" im letztgenannten heißt es:

„Menſch, einen Gott erkenne,
Mit Ehrfurcht du ihn nenne,
In keinen Truggeſtalten
Sollſt du ihn heilig halten.

Du ſollſt auch keinen Götzen
An ſeine Stelle ſetzen,

---

*) S. Anſchlager, das Elſaß u. ſ. w. B. I. S. 310 u. f.

In Erzen oder Steinen
Ihn abzubilden meinen;

Sollſt alles Unrecht haſſen,
Die Unſchuld nicht verlaſſen;
Sollſt keine Schwachen drücken,
Vor keinem Herrn dich bücken." u. ſ. w.

Inzwiſchen war Lamey als Ueberſetzer beim Comitat des öffentlichen Wohls in Paris ernannt worden. Die ſich mit jedem Tage anders geſtaltenden politiſchen Verhältniſſe bewirkten jedoch, daß ſeine Ernennung, obgleich unwiderrufen, ohne Folge blieb. Der nun einmal rege gewordene Wunſch, Paris, den Schauplatz welthiſtoriſcher Begebenheiten zu ſehen und die Hoffnung, ſeine von der Revolution unterbrochenen Studien fortſetzen und vollenden zu können, vermochten ihn, ſich in die vom Nationalconvent zu Paris organiſirte Normalſchule aufnehmen zu laſſen. Von ſeinem greiſen Freunde, dem Dichter Pfeffel dazu aufgemuntert, ging er im Jahre 1794 nach der Hauptſtadt ab. Er hörte daſelbſt die Vorleſungen eines Monge, Laplace, Garat, Sicard, Volney, Bernardin de St. Pierre, Laharpe u. A. Der Dichter von „Paul und Virginie" und der geiſtreiche Verfaſſer der „Ruinen" würdigten ihn ihres nähern und vertrauten Umganges. Lamey bewegte ſich in dieſem Kreiſe, in welchem er nicht allein ſeinen Wiſſensdurſt befriedigen, ſondern auch ſeine Welt- und Menſchenkenntniß erweitern konnte, bis ihn das Vollziehungs-Directorium zu den Verrichtungen eines „traducteur officiel à l'imprimerie de la république" berief, einem in mancher Beziehung ſchwierigen und undankbaren Amte, das er während eines Zeitraums von fünfzehn Jahren

verwaltet hat. „Ich führte damals, — so schrieb er einem jüngern Freunde, — ein philosophisches, fast möcht' ich sagen ein poetisches Leben, wenn ich alles Ungewöhnliche, was mich umgab, Poesie nennen darf. Verse machte ich freilich keine mehr; die täglichen Zerstreuungen und eine ungewöhnliche Leidenschaft für's Theater ersetzten meinen Hang zur Schriftstellerei." . . . . „In früherer Zeit die Sturmglocke der Tuilerien, sodann die großen Volksfeste; später die Pracht des Consulats und des Kaiserreichs, der immer wiederkehrende Wechsel der Sitten und Trachten nahmen einzig und allein meine Einbildungskraft in Anspruch." Nichts desto weniger erschienen von Lamey in den Jahren 1807 und 1811 einige französische Dramen, — Romulus oder die Gründung Roms; Irza oder die Verschwörung von Tescuco, — deren günstiger Erfolg ihn nicht nur manchen angesehenen Männern näher brachte, sondern ihm auch in ökonomischer Hinsicht von Nutzen war.

Daß der Pariser Aufenthalt Lamey's deutschem Wesen nicht eben förderlich war, fällt in die Augen, wenigstens ist uns aus jener Zeit kein einziges deutsches Lied von ihm zugekommen, einige dramatische Fragmente abgerechnet,*) die den Geist der klassischen Schule Frankreichs athmen, aber, zum Theil eben ihrer fragmentarischen Gestalt wegen, den Maßstab der strengern Kritik nicht zulassen. Das Ringen mit der Sprache tritt manchmal etwas grell aus diesen Versuchen. Einzelne ächt dramatische Situationen bezeugen jedoch, daß sich unser Dichter mit Glück in dieser Sphäre bewegt haben würde, wenn er deutsche Muster vor Augen gehabt hätte

---

* Alexanders Tod; Jmauriba; Marius.

und seine Bildungsjahre überhaupt in eine andere Zeit gefallen wären.

Daß das Leben und Treiben der Hauptstadt dem geborenen Elsäßer, der an den Ufern des Rheins, Angesichts der blauen Berge aufgewachsen war, nicht auf die Dauer zusagte, erhellt namentlich daraus, daß er im Jahre 1812 einem Ruf nach Lüneburg folgte, woselbst er als Mitglied des Douanengerichts unter allen Widerwärtigkeiten, welche die in Deutschland lebenden Franzosen zu jener Zeit heimsuchten, ungefähr zwei Jahre zubrachte. Als er sich im Jahre 1813 mit seinen Amtsbrüdern nach Hamburg geflüchtet hatte, wurde diese Stadt bald nach seiner Ankunft blokirt und erst nach einem achtmonatlichen Aufenthalte daselbst, erhielt er mit Davoust's Heer freien Abzug. Er begab sich sofort nach Paris zurück, woselbst er sich bereits im Jahre 1801 verheirathet hatte. Lameys Aufenthalt in Lüneburg hat ohne Zweifel Einfluß auf seine neuere Geistesrichtung gehabt. Auf dem Punkte dem Elsaße entfremdet zu werden, war er dort wieder mit deutscher Sprache, deutscher Literatur und deutschem Leben vertraut geworden. In den zwei Jahren, die er hierauf noch in Paris verlebte, war er Augenzeuge der hundert Tage und der zweiten Invasion. Im Jahre 1816 auf immer in sein heimisches Elsaß zurückgekehrt, bekleidete er nach und nach die Stelle eines Friedensrichters im Münsterthale, eines Instruktionsrichters im Bezirke von Altkirch, so wie das Richteramt in Colmar und in Straßburg, bis er endlich zu Anfang des gegenwärtigen Jahres (1841) nach fünfzigjährigem Diensteifer auf sein Begehren in den Ruhestand versetzt wurde.

Wir haben die mittlere Periode von Lameys Leben gefliſſentlich nur mit kurzen Umrissen angedeutet, weil sie, wie

wir bereits gesehen, für die einheimische Literatur keineswegs ersprießlich war. Erst am Lebensabend hat ihm die Muse, die ihm früher zur Seite ging, wieder ihr freundliches Antlitz zugewandt und sein Glauben, Hoffen und Lieben der letztern Jahre finden wir in einem Bändchen Gedichte niedergelegt, das, im Jahre 1839 erschienen, bereits die zweite Auflage erlebte und nebst einer Auswahl von frühern politischen Gedichten — Balladen, Romanzen und dramatische Fragmente enthält. Lamey scheint den trefflichen Uhland zum Vorbilde genommen zu haben. Während seine epischen Dichtungen an die unübertroffenen Balladen dieses Meisters erinnern, athmen indessen viele seiner Lieder den köstlichen Humor Chamisso's, dieses Lachen, worin, wie Jean Paul so treffend in seiner Vorschule sagt, noch ein Schmerz und eine Größe ist. Wie schön sind nicht die launigen Lieder: „An die Rückgängigen; die krumme Welt; das Lachlied; das Trommelständchen" und andere! Ernster, aber nicht weniger vortrefflich, sind die Lieder: „Die Erndte," worin er mit Wehmuth der vergangenen Zeiten gedenkt:

„Die grünen Felder, die mein Lenz begrüßte,
Die gold'nen, sommerlichen, hoffnungsreichen,
Sie liegen alle mit den Stoppeln wüste,
Durch die herben, kalten Winde streichen.
Und andre blüh'n, die für mich nimmer tragen,
Auch nicht für Jüngre, so es feindlich wettert u. s. w."

„Das Lied vom Glauben," mit den zeitgemäßen Worten:

„Ihr vielen, die ungläubig schwanken,
Vom Himmlischen in's Wüste sanken,

Mißkennt, wofür die Bruſt gepocht!
Was könnte heilen Euch, Ihr Kranken?
In Dunſt verglomm der Lampe Docht:
Unſtetes Prüfen! laues Wählen!
Das Hohe muß den Buſen ſtählen,
Das Schlaffe, Lahme tritt mein Fuß.
Halten feſt am Glauben,
Brüder, das iſt Noth!
Selig ſind die glauben!
Zweifeln iſt der Tod!"

Ferner: „Erwin; Lied auf dem Münſter," vor allen aber „die ausgeriſſene Staude," eines der wenigen rein lyriſchen Lieder, die der Sammlung einverwebt ſind.

Als auf Herrn Niklaus Beckers Rheinlied hin, die Leidenſchaft auf der Seite der einen und der Hohn auf der Seite der andern Partei ſtand, dichtete Lamey ſeine „Streithymne," in welcher unſers Bedünkens ein glücklicher Gedanke recht glücklich ausgedrückt iſt. Der greiſe Dichter trat nicht als Vermittler auf; er ſchien gleichſam den Krieg zu wünſchen, der, nach ſeiner Anſicht, beide, geiſtig ebenbürtige Völker zum gemeinſamen „Erkennen" führen und einem dauernden Frieden den Weg bahnen ſollte. Wir tragen kein Bedenken, das ſchöne Lied hier ganz ſo wiederzugeben, wie es in der zweiten Auflage von Lamey's Gedichten, Seite 215 abgedruckt iſt:

„Für Landesheil zu kriegen,
Wer ſcheuet das Gefecht?
Laßt in der Schale wiegen
Die Waffen und das Recht

Mit Hohn die Klinge wetzen,
Iſt nicht der Starken Art:
Die Streiche mögt Ihr ſchätzen,
Im Felde kühn geſchaart.

Erneut der Väter Proben,
Seid tapfer ungeſchmäht!
Des Kampfes Richter oben
Erklärt den Sieger ſpät.

Dreifache Wolke hüllet
Der Erdenvölker Loos:
Was uns die Bruſt erfüllet,
Macht ewig Alle groß.

Heran die Fehderufer!
Ein Zeug' iſt uns gemein,
Mit ſeinem Doppelufer
Der gleich getheilte Rhein!

Er, unter ſeinen Brücken,
Hat Leichen oft geſehn;
Vor ſeiner Schiffer Blicken
Sind Thaten viel geſchehn!

Daß wir nicht feige wanken,
Verbürgt das Mutterland;
Die Deutſchen und die Franken,
Sie haben ſich erkannt!

Zwei Gegner längs dem Grunde
Vermengen heiß ihr Blut;
Sie greifen ſich die Wunde:
„Wir fochten beide gut!“

So ſtreitet ohne Weichen
Den letzten guten Streit,
Bis wir die Hand uns reichen
Zum Bund auf lange Zeit!"

Wiewohl wir das Lied unbedingt unterſchreiben, ſo möchten wir die letzte Zeile desſelben dennoch dahin abgeändert wiſſen:

„Zum Bund auf ew'ge Zeit."

Außer dieſem und wenigen andern dichtete Lamey in neuerer Zeit keine politiſchen Lieder; vermuthlich weil es nach dem Untergange der Julisonne, die er in einem kräftigen franzöſiſchen Liede beſang, keine neue Sonne am politiſchen Himmel zu begrüßen gab. Hin und wieder blickt er jedoch auf die hoffnungsreiche Vergangenheit zurück, wie z. B. im Liede „Erinnerung an den Bundestag," wo er den Jüngern zuruft:

„Uns hatt' aus Aſche ſich ein Phönix aufgeſchwungen,
Der fern von Euch im Dunſte kreiſ't;
Drum, Enkel, reden wir Euch nicht mit Euern Zungen,
Wir denken nicht mit Euerm Geiſt."

Wenn das eigentliche lyriſche Element unſerm Dichter überhaupt ferner als das lyriſch-epiſche zu liegen ſcheint, — ſchon Pfeffel nannte ihn einen epiſchen Dichter, — ſo bewegt er ſich im Bereiche des letztern mit beſonderer Liebe und viele ſeiner Balladen und Romanzen dürften den beſten derartigen Gedichten an die Seite zu ſetzen ſein, z. B. „die zwo Tannen; Martius und Gallus; Ebersmünſter; die Hausbergerſchlacht;" die, wiewohl an Uhland's Graf Eberhard

erinnernd, ein frisches und farbiges Gemälde der elsäßischen Vorzeit entrollt.

Ferner: „die Gräfin von Niedeck; der Knabe von Hüningen“ und so manche andere. Die elsäßische Volker- und Sagengeschichte liefert ihm in dieser Beziehung viele und treffliche Stoffe und sein neuestes, so eben die Presse verlassendes Werk „Chronik der Elsäßer,“ das wir gerne als den Beginn eines vaterländischen Heldenbuches betrachten möchten, enthält seine jüngsten Balladen und Romanzen, die an Frische und jugendlicher Vollkraft wohl kaum den frühern Gedichten den Platz räumen dürften. Als Probe dieser Schrift gab er im letzten Jahrgange der Neujahrsblätter das kräftige Gedicht: „das Martschenfest,“ wie wir uns denn überhaupt rühmen dürfen in den beiden ersten Jahrgängen unseres vaterländischen Jahrbuches einige der eigenthümlichsten und schönsten Gedichte des greisen Sängers mitgetheilt zu haben.

Fr. Otte.

Gedichte von Auguſt Lamey.

1.

Der Bauernkrieg.

(1524.)

Hat eine Zauberleuchte, dem Seher hoch geſteckt,
Die Frühwelt und die ſpäte mit einmal aufgedeckt?
Mein Blick ſchweift über Völker und mißt in aller Zeit
Der Menſchendinge Streben, den Zwang und Widerſtreit.

Ob ſich ein Weg gebrochen durch blinder Wirren Kreis,
Woher, wohin dem Fahrer das rechte ſich're Gleis,
Ich möcht es gern erforſchen, gern am geheimen Knauf
Des Schickſals Urring finden, die Kette weit hinauf.

Doch laßt die Vorſicht walten! euch ſoll nur als Gemäld'
Im engen Raume hallen, was Seher ausgewählt.
Das lang Geſcheh'ne, Ferne, dem Todten gleich verſcharrt,
Entfaltet neues Leben und wird zur Gegenwart.

* * *

„Ein Hirt und Eine Heerde im ſchönen Gottesreich!
Die Menſchen alle Brüder und alle Menſchen gleich!
Des Himmels Fried' auf Erden nunmehr und alſofort!
Drum iſt das Lämmlein kommen, die Taube und das Wort;

Das Wort des ew'gen Trösters, dem Volk so mild und klar
Die Blöden und die Kinder hat er gerufen gar.
Nur Jeglichem das Seine, dem Herrn des Guten Preis'
Dann wird der Stein zum Brode und Segen ist dem Fleiß."

Zuerst von nied'rer Kanzel vernahm's der Bauer so,
Drob wundersam ergriffen sein Herze reg' und froh,
Vom Wagen dann im Felde, wo Saatenblüthe schoß,
Vom Heustock thäts erschallen, daß Lust in Thränen floß.

Des Pflügers Weib und Tochter sie beten glaubensvoll,
Dem sel'gen Zion rufend, das niedersteigen soll.
Schon sind am gold'nen Bölchen die Glorien aufgethan;
Es posaunt im Frühlingswinde: das Reich! das Reich geht an!

Der Pred'ger wallte lehrend die Dörfer her und hin,
Er sah mit frischen Zweigen ihm nach die Menge zieh'n,
Gemeinden ihm entgegen mit frommer Mägdlein Sang,
Darein von ihren Thürmen ein holder Friedensklang.

Nun eifernd ließ der Pred'ger die strenge Red' ergehn:
„Das Reich ist nicht, ihr Brüder, was wir anheute sehn.
Wie hat der Herr gesprochen? „Verunehrt ist mein Haus."
Er warf unreine Schwärme zur Tempelthür hinaus.

Hat Christus die Prälaten, die Lehensherrn gewollt,
Und was ihr säet, erntet, daß ihr's Tyrannen zollt?
Wenn spät am Tag die Garbe von euerm Schweiße troft,
Ihr bringt's am frühen Morgen dem Schloß, dem Klosterhof.

Auch ist vor Probsten, Vögten, geschert keine Stätt',
Sie greifen euch in Kelter, in Pferch und Ehebett.
Der Zehnte und die Gülte, das Waldrecht und die Frohn,
Sind das nicht, wenn ihr leidet, ein Greu'l vor Gottes Thron?"

Da ward's dem Landmann schaurig, es faßt' ihn kalt am Haar:
Gott will nicht, daß er dulde, was ihm so leidig war!
Gott will, daß er bestreite. Horch, Lärmruf! Eisen klingt.
Ueberall ist Sturmgeläute, daß bald die Glocke springt.

Zusammen auf die Pfesser! wir halten Osterzeit.
Was nutzen Stift' und Lehen? was Priester, Edelleut'?
Sie saugen uns am Leben und heben sich in Pracht:
Nein, ächte Lehr' ist diese, die uns zu Freien macht.

Jetzt weg von Saat und Acker! ein Neues wächst im Gau.
Den Rechen und die Wanne dem Schwächling und der Frau'
Doch Schaufel, Art und Hacke, was hauen, stechen kann,
Ergrimmt als Kampfgeräthe nimmt's fort der Bauersmann.

Jagdmesser gürten Viele, wie sie der Lehnmann trägt,
Noch Andre führen Büchsen, woraus die Kugel schlägt.
Das Dorf ist leer geblieben, die Felder werden öd,
Wo nicht geschwor'ne Bande mit ihrem Häuptling steht.

Ein weißes Fähnlein rauschet, gekrönt vom bunten Schlauf;
„Des Herren Wort ist ewig!" schrieb man in Gold darauf.
Dieß, an der Haufen Spitze, bringt Retter bald zu Noth:
Dieß, mit den Feuerbränden, bat Aebte gleich bedroht.

Kein Thor schließt, kein Gegitter: stark ist kein Thurm noch Wall:
Die Stürmer sind im Hofe, sie plündern Saal und Stall.
Das Münster, nicht mehr heilig, die Waldburg, nimmersest,
Sie erliegen unterm Zorne, der nackte Mauern läßt.

Rüstkammern hat er gierig geräumt vom blanken Schatz:
Die Bilder und die Warpen zertritt er auf dem Platz
Meßbücher, Litaneien, auch was Kapellen schmückt,
Es fleugt hinab die Matten verblättert und zerstückt.

Seht ihr des Mönchen Kutte in Fetzen längs dem Weg?
Der Nonne blut'gen Schleier aufwehend am Geheg?
Seht ihr geworf'ne Speere mit Leichen in der Schlucht?
Es zeugt von kurzer Wehre, von Zellenraub und Flucht.

O Menschheit beß'rer Tage, ist das dein Wiegenlied!
O Tabors Licht, du neues, bist du mit Tod erblüht!
Geht einsam, junge Bräute; fern ist der Liebe Lust!
Des Buhlen Strauß, der letzte, er welkt an eurer Brust.

2.

Die Zukunft.

Der du mit dem Dampfschuh gleitest und der Länder Ferne treugst,
Ueber dunkler Meere Wüsten mit der Feuersäule fleugst,
Menschengeist! du mächt'ger Jäger, weithin zielend, ewig reg'!
Welche neue große Beuten läufst du auf dem raschen Weg?

Füllt sich erst der leere Köcher, ist dein Bogen abgespannt?
Oder, bis der Raub verlohnet, hält den Pfeil geduld'ge Hand?
Müden Waidmann winkt der Abend von der Lauer in die Ruh:
Nicht des Tages kurze Stunden, nicht die Jahre zählest du.

Was im geistigen Bereiche wild und roh der Erde schweift,
Muß dem Genius erliegen, der das Hocherspähte greift:
Aber, einst den Preis zu theilen von der edeln Kräfte Spiel,
Sind, dem rechten Band vertrauend, alle Völker nicht zu viel.

Zeiten, öffnet eure Wunder! lebt der sinnige Verein?
Stimmt zusammen Slav' und Maure? fließt die Donau mit dem Rhein?

Dann vielleicht iſt keine Themſe auf den Neid der Seine ſtolz;
Welſch' und Deutſcher, ungeſondert, lacht der Mähre alten Grolls.

Dann vielleicht, ihr Heil zu krönen, erſter Eid des Frankenbunds,
Schwören doch die Antipoden des geſammten Erdenrunds!
Ohne Satzung blüh'n der Glaube und die Freiheit und die Macht,
Gottes Antlitz aber ſtrahlet, weil gemeine Treue wacht.

Kleine Gedichte von Karl Mayer.

1.

Menschliche Zustände.

Des Menschen Seufzer sagt: es sollte
Gar Vieles, Vieles anders sein,
Und wenn ein Gott es ändern wollte,
Wie oft doch riefen wir ihm: Nein!

2.

Das Schloß.

Auf grünem Berg ein prächtig Schloß
Als Luginsland, ein Park daneben!
Gern wär' ich deiner Lust Genoß,
Um schöne Zeit, wie du, zu leben.

Und dennoch stell' ich um dieß Glück,
O Graf, an's Schicksal keine Bitte!
Hoch ragst du vor, ich steh' zurück
Gern in des Volkes Tief' und Mitte.

Da, da empfind' ich brüderlich
Und wurzeln meine Sympathieen
Und nicht für allen Glanz um dich
Vermöcht' ich, ihnen zu entfliehen.

3.

Froher Anblick.

Ein ſchöner Bauer, junger Gatte,
Des Morgens aus dem Pförtlein ſchlüpfte,
Was Strahlendes ſein Auftritt hatte,
Ein ſtarker Eindruck d'ran ſich knüpfte.
Wie glänzt, ſo ſprach ſein Bild mich an,
Im Zwilche ſelbſt ein freier Mann!

4.

Das Kind im Winde.

Halb die Glieder eingezogen,
Strebſt du zaghaft durch den Wind!
Alle Locken ſind entflogen
Deiner Stirne, liebes Kind.

Bis deſſelben Windes Streichen
Sie dir wirft in's Auge neu.
Sollſt du vorwärts? ſollſt du weichen?
Weißt du's zwiſchen Muth und Scheu?

So mir hinter meinen Scheiben
Wareſt du ſchnell in Reim gebracht:
Denn bei allem Kindertreiben
Hat mir ſtets das Herz gelacht.

5.

Frühlingsstimmen.

Gesang, Gelächter, Kinderlallen
Schallt, wo wir durch die Gärten wallen,
Der Mai hat es im Brauche so:
Er macht die Bien' im Blüthenthal,
Den Waldesvogel und zumal
Den guten Menschen stimmefroh.

6.

Frühlingslaut.

Was Stimme hat, das stimmt sie an
An diesem Feiertag.
Die Lerche singt sich himmelan
Aus frohem Wachtelschlag.

Und Nachts? Wie kurze Zeit nur schläft
Der Kuckuck ohne Schall?
Und wann im süßen Dunkel träft
Ihr still die Nachtigall?

Stumm sollt' ich selbst in Berg und Wald
Verläugnen Aug' und Ohr
Und den Geruch? Wie käm' ich kalt,
Wie mir erstorben vor!

Wenn jeder Sinn herbei mir trägt
Die Gaben seiner Lust,
Sagt, wo sie mir zusammenschlägt,
Als in dem Laut der Brust?

7.

Regenverkündigung.

Das regenkund'ge Schütt! Schütt! Schütt!
Des Vögleins ſchallt mir. Haus und Hütt'
Sind weit entfernt;
Allein es lernt
Im Mai ſo frohen Sinn der Geiſt,
Daß er auf grünen Waldeswegen
Sich gerne hingibt auch dem Regen,
Wie einem Freund, der mit ihm reist.

8.

Der neckende Baum.

Ein ſchwanker Reſt der Regennacht
Aus eines Baumes Sonnenpracht
Hat plötzlich ſäuſelnd mich begoſſen.
Was ſollen dieſe Sommerpoſſen?
Steht unter dir, o ſtiller Baum,
Nicht ſicher mehr ein Sommertraum?

9.

Sommermorgen.

Purpurn, weiß und roſenroth
Als Geſellſchaft mir ſich bot
Eines Mohnfelds bunte Schaar,
Die des Hügels Zierde war.

Weit durch's grüne Landſchaftsbild
War vom Sonntag rings geſtillt
Jeder Arbeitslaut im Feld
Und in Feier lag die Welt.

Lagernd ruht' ich nah' dem Mohn.
All der bunte Farbenton,
Einheit und doch Unterſchied,
Stimmte, wie ein heilig Lied.

10.

Sommermittag.

Wie das Bächlein die Steine durchrauſchet!
Oft ſchon hab' ich den Platz hier getauſchet;
Immer vertreibſt du mich, Sonne,
Herrin der Wonne!

Jagſt den Schatten hinweg aus der Erle,
Wo ich lauſchte dem Waſſergeperle
Und mir die Tropfen entbrannten
Gleich Diamanten.

Mittagsherrin, ſo ſieh mich entweichen
In das bergende Dickicht der Eichen!
Freu' ſich hier glitzernder Helle
Nur die Libelle!

11.

Die Ruheſtunde.

Dort ein Haus im Sonnenſchein
Zieht die grünen Läden ein.
Glücklicher Bewohner, du,
In des Zimmers kühler Ruh'!
Denn vom Sommertag das Beſte
Bleibt doch immer die Sieſte.

12.

Sommerſchwere.

Natur, in deinem Kraftgefühl
Wird es dir oft zu ſchwer, zu ſchwül,
So, daß dich oft ein Zorn durchzückt,
Wie dich die eig'ne Fülle drückt.
O Schrecken, wie die bange Kraft
Dann im Gewitter Luft ſich ſchafft!

13.

Roſenzeit.

Wenn die Roſen voll ſich zeigen
Fab'n die Vögel an zu ſchweigen.
Ach! im Flug zuſammenfallen
Roſen nur und Nachtigallen!

14.

Der Dahingeschiedenen.

Im Frühling 1833.

Ein Lenzlaut ferne draußen ruft;
Kaum ist er noch zu kennen,
Kaum von der blau ergoss'nen Luft,
Kaum mehr vom Nichts zu trennen.

Solch leis' Gemisch von Nichts und Ton
Aus deinem ew'gen Frieden,
Wie fern auch, doch beglückend schon
Wär's deinem Freund hienieden!

Verklärte, doch dein Heiligthum
Läßt keinen Hauch durchbeben,
Verborgen bleibt mir, fern und stumm
Dein Wohnort und dein Leben!

15.

Entbehrte Antwort.

Ist Frag' und Antwort auch im Streit,
Sei froh und laß es ungeklagt,
Und was dir auch dein Lieb versagt,
Sie hält die Antwort doch bereit!

Wenn einst dein Herz nach Antwort darbt
Von deinem hingeschied'nen Lieb
Und fern und stumm dein Liebstes blieb, —
Dieß ist ein Schmerz, der nicht vernarbt.

Christens Brautfahrt,

von

Jeremias Gotthelf.

Vor einem großen Hause saß auf der Bank gegen die Straße eine stattliche Frau und rüstete Bohnen; der Ochse über ihr auf verwettertem Brett zeigte an, daß hier ein Wirthshaus sei und sie wahrscheinlich die Wirthin darin. Das Haus lag hoch; vor ihm in freundlichem Boden ein klein Kirchlein, ein heimelig Pfarrhaus in üppigen Bäumen. Darüber weg sah man schöne Alpen und hinter ihnen erhoben die Schneeberge ihre königlichen Häupter; in den königlichen Purpurmantel, den alle Abend neu die Sonne um sie wirft, waren sie gehüllt. Es war ein schönes Liegen über's liebliche Land hinweg in's hehre Gebirge. Aber die Wirthin sah es nicht. Sie war fleißig hinter ihren Bohnen, sönderte sie gut, die zarten von den harten, die kleinen von den großen; sie mußte das im Griff haben, denn es waren dunkle Wolken auf ihrem Gesichte, schwere Gedanken mußten dahinter sein; oft seufzte sie tief auf.

Da kam langsam, mit krummem Rücken, am langen Stabe, ein altes kleines Weib; auf dem Rücken hatte es eine Hutte, zu oberst am Stabe baumelte ein großer Bündel Schwamm; der Wirthin zu lenkte es seine kurzen Beine. Guten Abend

ged dir Gott, Anni! sprach die Kleine zur Wirthin, die hoch auf fuhr bei dem Gruße, denn Bohnen und Gedanken hatten ihre Sinne gefangen gehalten. Was erschreckst du mich so, Grit? aber sei doch Gottwilchen. Kommst vom Himmel oben aben, daß ich dich nicht gemerkt, bis du auf mir oben warst? Den Weg komme ich wo andere Male, antwortete sie; mein', wenn ich einmal oben wäre, ich käme nicht wieder hinunter. Aber so reiche Weiber haben oft gar tiefe Gedanken und müssen sich fast zu Tode sinnen, wo sie mit dem Gelde hin wollen, wohin mit Garn und Flachs. Kisten und Kästen sind voll und in den Spycher mag auch nichts mehr. Doch was ich habe sagen wollen, mangelt etwas, Anni? Schwamm oder Seife oder Schmöckwasser. — Muß luege, Grit, sagte die Wirthin, wird aber nicht so preistren; komm, sitz ab, wirst doch wollen hier über Nacht bleiben. Gern, sagte Grit, aber bei Anni, nicht bei der Wirthin; einen Batzen Schlafgeld vermag ich nicht. — Hab dir auch noch nie einen gefordert, oder? — Nein, nein, sagte Grit, wenn alle Weiber so wären, wie du, es wäre noch dabei zu sein; aber es sind deren, die alle Tage wüster werden, und einem die Haut über den Kopf zögen, wenn sie nicht an den Zähnen hängen bliebe.

Wo kömmst her? fragte die Wirthin. Unten herauf aus den Dörfern, sagte Grit. Wollte dort noch eine alte Schuld einziehen, haben es verflümmert wüst gemacht, denen will ich es eintreiben, hab es ihnen aber auch gesagt, sind erschrocken, haben mich heißen zurückkommen, aber was halt Grit gesagt hat, das hat es gesagt. Haben sie es dir abgeleugnet? fragte die Wirthin. Nein, das nicht, sagte Grit, es ist von wegen einer Heirath gewesen. Das sind wüst ungereimte Leute, Kuderjogais sagt man ihnen, aber reich und haben einen einzigen Sohn,

es völliges Fülli von Kalberochtigi. Der hätte heirathen sollen, aber keine hat ihn wollen; wenn ihn eine hat kommen sehen von Weitem, so ist sie geflohen oder hat dem Vater gerufen: er solle doch der Gottswille ihr zu Hülfe kommen. Das haben die Leute nicht erleiden mögen; es hat sie fast tödten wollen, daß keine ihren Sohn hat wollen. Endlich kommen sie hinter mich, halten mir an, was sie haben mögen, daß ich ihm zu einer Frau verhelfe, und versprachen mir vier Kronen. Zwei haben sie gleich auf der Hand gehabt, und zwei mir versprochen, wenn die Heirath vorbei sei. Ich habe ungern die Hände darin gehabt; aber was habe ich machen sollen? unser einer muß den Kreuzer nehmen, wo er ihn findet; aber so dumm hätte ich nicht sein sollen, den halben Lohn stehn zu lassen, bis nach der Hochzeit; weiß man doch wie es geht, wenn die Leute einmal haben, was sie wollen! Wie hat es der reiche Bauer zu Taubeligen gemacht, als der Habermehler ihm die Dublonen nachgefordert hat, welche er ihm versprochen, wenn er ihm z'best rede bei seiner reichen Frau? beide Beine hat er ihm krumm geschlagen, daß er ja jetzt noch so wunderlich laufen muß. Aber so geht es einem, wenn man ein gutes Herz hat, und meint, allen Leuten helfen zu müssen! Ich wußte ein Mädchen, ein hübsches, nicht das listigste, aber werchbar und das grusam gern einen Mann gehabt hätte. Es ist alleine bei seiner Großmutter gewesen; die hielt es schrecklich eingeschranket, ließ es nirgends hin; das erleidete dem Mädchen übel und etwas Vermögen war auch noch da. Hiehin gehe ich, rühme der Großmutter die Leute und den Kerli, daß es mir wahrhaftig manchmal vor den Athem gekommen ist; gewiß nicht bloß für zwei Kronen habe ich gerühmt, sondern für viel Dublonen. Es ist aber auch nöthig gewesen, nicht bei dem Mädchen, —

das ist doch auf gesprungen vor Freud, wo es gemerkt hat, daß es um einen Mann zu thun sei, — aber bei der Großmutter. Die war eine gar mißtreue Frau und ließ das Mädchen ungern von sich, und doch hat sie ihm nicht ganz vor einem Mann sein wollen; die war lang genug in der Welt, um zu wissen, was das kann, wenn man einem Mädchen vor dem mannen (heirathen) ist. Sie hat grusam fragt und fein, aber endlich hat sie sich berichten lassen. Aber wo sie den Kerle gesehen, so wäre beinahe Alles in Krebsgang gekommen, er hat ihr in Gotts liebe heilige Name nicht gefallen wollen, und was ich da habe müssen reden, und rühmen, und an die Sache thun bis sie endlich doch ab Brett gegangen; es glaubt es kein Mensch. Vor vierzehn Tagen war die Hochzeit. Gestern mache ich mich auf den Weg und will das Eingestellte holen; aber wohl, da kam ich wüst an, und zuletzt mußte ich Gott danken, daß ich eine ganze Haut davon brachte; um die zwei Kronen war ich erfroren. Die Alten haben mir wüst gesagt, was ich ihnen für ein bös Mensch in's Haus gebracht. Der Bub, wo jetzt ein Mann sein sollte, hat mich prügeln wollen, weil ich ihm ein so dummes Mensch aufgeschwatzt und sogar die Junge ist mir mit dem Besen nachgelaufen und hat mir alle Schande nachgebrüllt, weil ich Schuld sei, daß sie in zwei Wochen schon dreimal geprügelt worden. Und was vermag ich mich doch dessen, warum thut das Babi nicht witziger? Das ist mein Dank gewesen für so viel Mühe; aber es geschieht mir recht, habe ich doch gewußt, was das für Unfläth sind, warum habe ich ihnen getraut und sie nicht gezwungen mir alle vier Kronen gleich zu geben; sie hätten es gerne gethan; es ist ihnen zu sehr Angst gewesen um ein Söhnisweib; aber so geht es einem, wenn man ein gutes Herz hat. Aber wohl, denen habe ich nicht für zwei,

ſondern für mehr als hundert Kronen Sachen angewünſcht; das iſt der Troſt, wo ich habe bei der Sache. Jetzt habe ich mich verredt und verſchworen, in ſolche Sachen habe ich meine Finger nicht mehr; zuerſt muß man reden, daß man ſich faſt ein Gewiſſen daraus machen muß und zuletzt bekömmt man nichts dafür als vielleicht noch Schläge. — Ja, ja, ſagte die Wirthin, es giebt heut zu Tage wüſte Leute; aber alle ſind doch nicht ſo. Gottlob! Wo wareſt über Nacht?

Auf dem Kabisgrat. Das ſind auch noch gute Leute, bſunderbar brave, wie man ſie ſelten antrifft in dieſer böſen Zeit; den armen Leuten gönnen ſie die Sache noch, und für ſo eine alte Frau, wie ich bin, haben die noch ein Bett, und heißen ſie nicht in den Stall hinaus, es mag Wetter ſein wie es will und Sommer oder Winter. Sie haben es aber auch, einen ſolchen Hof und Ausgeliehenes, es weiß kein Menſch wie viel, und dazu ſo gar nicht hochmüthig, ſo gmein und niederträchtig mit jedem Menſchen, daß es eine rechte Freude iſt. Und was die werchen, man glaubt es nicht, einen ſolchen Hof und faſt keine fremden Leute!

Sie werden öppe keine haben und behalten können, ſagte die Wirthin.

Bhütis, was denkſt, Anni? ſagte Grit, Leute mehr als genug; ſie laufen ihnen faſt das Haus ab. Denn doch auch, gute Leute und gutes Eſſen, wer wollte da nicht gerne ſein. Und das Eſſen iſt hauptdändiſch brav, ich muß es ſagen. Öppe bei dir und ein paar andere Orte ausgenommen, trifft man es nirgends ſo an. Zwiel iſt nicht an die Sache gethan, öppe ſo uvernünftig Anke oder Schmutz (zerlaſſenes Schweinefett) wie es nicht einmal geſund iſt, iſt nicht daran, ſondern ebenrecht, aber ſie mögen ſich die Mühe nehmen zur Sache zu ſehen und

verſtehen es bſunderbar wohl. Das iſt die Hauptſache. — Sie werden öppe nicht viel anders machen als das, ſagte die Wirthin, und wenn man einen ganzen Tag dazu nimmt, ſo iſt es wohl möglich zu kochen, daß es die Leute eſſen mögen; aber viel ausgerichtet iſt damit nicht; die Sache muß doch erſt gepflanzt ſein, ehe man ſie kochen kann. — Du biſt läz daran, Anni, antwortete Grit, es iſt dann nicht, daß das Weibervoll nichts macht als kochen. Bhütis, das macht die Mutter alleine, und auch ſie ſieht man noch oft im Pflanzplätz, öppe auf's Feld geht ſie nicht mehr, ſelb iſt wahr; aber für ſo viele Leute zu kochen, heißt was. Die Mädchen, die ſind draußen von früh bis ſpät, und rühren das Wüſteſt alles an. Geſtern kam ich ſpät hinauf; da ſind die Mädchen noch draußen und bſchütten, ſtatt ſo ums Haus herum zu höckle, wie an manchem Orte nach dem Feierabend der Brauch iſt, und wo ich heute Morgen vors Haus komme, da iſt Eiſi ſchon in der Matte und werbet das Emd, wo doch an den meiſten Orten das die Mägde machen, und erſt noch nach dem z'Morgeneſſe (Frühſtück) und noch nicht fünfe war's. Wenn ich einen Bub hätte, das wollte ich zum Söhnisweib und kein anders. Leibshalb ſieht man kein Braveres; werchen kann es wie ein Knecht, das braucht man nie zu heißen, und dann gegen die Mutter iſt es bſunderbar ein Gutes; ich habe noch nie eins ſo angetroffen, was es ihr an den Augen abſieht, thut es ihr, legt ihr die Hände unter die Füße, und nicht das kleinſte Unantwörteli habe ich je gehört, das es ihr gegeben hätte. Und wegen Vermögen hätte es dann öppe nicht Manche zu fürchten im Kanton; einmal zwanzig tauſend Pfund kriegt es von daheim und vielleicht noch einmal ſo viel wenn ſein Götti ſtirbt, der hätte ihm ſeine Sach ganz verſchreiben laſſen, wie man ſagt.

Häb nit Müh, ſagte die Wirthin, mit Rühmen verdieneſt du da Nichts, Grit; die donſtigs Leute ſind mir zu gut bekannt, gerade die ſind es, die mir Kummer machen Tag und Nacht, daß ich nicht mehr eſſen mag, nicht mehr ſchlafen kann. Sie werden dich nicht umſonſt geſandt haben; aber ſchweig mir davon; hier verdienſt du nicht einmal zwei Kronen, geſchweige dann vier.

Bhütis, Anni; was denkſt? ich geſandt derentwegen zu dir! Nein, da wollte ich doch mein Lebtag lieber Dornen ſpinnen, als dich irgend an einem Orten hineiniſprengen, die beſte Frau, wo ich habe auf der Welt! Nein, aber was denkſt du auch? Geſagt habe ich ſchon hundertmal, wenn Anni z'Tanne nicht wäre, es freute mich nicht mehr zu leben, es wiſſe kein Menich, wie es mir ſchon manchmal gegangen wäre, und wo ich über Nacht hätte bleiben müſſen, wenn Anni z'Tanne nicht geweſen wäre. Aber ſag mir doch, was haben dir die Leute zwider dienet, daß du ſie ſo auf dem Strich haſt und Kummer haſt ihretwege? Öppe viel bin ich nicht dort, aber brave Leute ſcheinen ſie mir und wo ich hinkomme, haben ſie den Ruhm. Prozedirt ihr etwa miteinander, öppe wegen einem Teſtament?

Hör Grit, ſagte Anni, wenn du einen Narr haben willſt, ſo mach dir einen hölzernen, aber laß mich ruhig. Glaubſt du, ich ſolle meinen, du wiſſeſt nicht, daß mein Chriſten auf den Kabisgrat zu deinem v — Eiſi geht, das wiſſeſt du nicht, wo im ganzen Kanton kein Huhn ein Ei legt, das du nicht weißt. Sie locken ihn auf alle Weiſe; ſie wiſſen, daß ich es nicht thun will; darum haben ſie dich geſandt, um gut Wetter zu machen. Wie viel haben ſie dir verſprochen, wenn du die Sache könneſt zweg reiſe?

Glaub es mir oder glaub's mir nicht, von der Sache habe

ich gar nichts gewußt; ich wohne zu weit da weg und komme zu ſelten auf den Kabisgrat und in die Umgegend, als daß ich wiſſen ſollte, wie es zu jedem Mädchen geht, und geredet mit ihnen über ſolches habe ich erſt nicht. Sie werden einem ſolchen alten Kratten, wie ich bin, ſolche Sachen anvertrauen, ja wolle! antwortete Grit.

Ich kenne ſie weiter nicht; aber daß ſie brave Leute ſeien, habe ich geglaubt, von wegen ich habe nie etwas anders von ihnen gehört; und du haſt mich ja gefragt, wo ich über Nacht geweſen, ſonſt wäre mir ja nicht einmal in Sinn gekommen, von den Leuten anzufangen.

Gib ab, Grit! Hörſt, wir kennen einander zu lang und wiſſen, wenn Trumpf gſpielt wird. Selb brichtet mich Niemand, daß du nicht wiſſeſt, wie ſie auf dem Kabisgrat auf dem Trocknen ſitzen. Ja, vor Zeiten ſind das reiche Leute geweſen; aber d'Großthun hat ihnen die Auszehrung angehängt. Wenn die Buben von Hauſe gingen, ſo hat der Vater geſagt zu ihnen: Buben, wehret euch brav und wenn es tauſend Pfund koſten ſollte, ſo macht es Nichts. So etwas braucht man wilden Buben nicht zweimal zu ſagen, ſie laſſen es ſich geſagt ſein; ſie ſchlugen, daß Fetzen davon fuhren, daß es manchmal nicht bloß tauſend, ſondern zweitauſend Pfund koſtete, Schmerzengeld und Koſten; die Hälfte der Söhne immer baniſirt war und da ebenfalls ein Höllengeld verputzte. Nein Grit! da wollte ich das Vermögen nicht mehr theuer; das iſt ein ausgedrückter Schwamm, es ſcheint noch der gleiche Schwamm, aber es iſt nichts mehr darin, wenn man genauer luegt.

Ja, ſagte Grit, von den Buben habe ich wohl ſchon gehört, denn ſolche Sachen kommen weit herum, aber etwas

Schlechtes iſt das nicht; es heißt ja: das gebe die bravſten Bauern, wo die tollſten Schläger geweſen. Aber von den Meitlene, da habe ich gar Nichts gehört. Es iſt möglich, daß ſie nicht ſo reich werden, wie ich geglaubt; aber werchbar ſind ſie und bſunderbar wohl verſtehn ſie Alles; das iſt am Ende für eine Bäurin doch die Hauptſache. Wenn man einen großen Kohlwagen voll Dublonen hatte, was hilfts Einem, wenn man ein Babi zur Frau hat, die vom Halben nichts verſteht und das andere Halbe läz macht; keine Suppe, keine Röſti, nicht einmal einen Eiertätſch machen kann. Und werchbar ſind die auf dem Kabisgrat, bſunderbar anſchlägig; von ihnen habe ich immer nur Gutes gehört, und daß ſie ſolche Brüder haben, deſſen vermogen ſich doch die arme More von Meitlene Nichts.

Jezt, Grit! ſchwyg, jez hab ich's ſatt, ſchäm dich! haſt nicht ein beſſer Herz für mich, gönnſt mir ſolche Menſcher zu Sohniswybern! Wenn ſelb iſt, ſo kann ich es auch machen ohne dich; öppe Schwamm hat man allenthalben.

Nein aber Anni, wird mir nicht bös, bin weger aufrichtig wie ein untauft Kind gegen dich, und im Himmel und auf Erden habe ich nichts Lieberes, wager hab' ich nicht. Aber was ich nicht weiß, weiß ich nicht, und was ich nicht gehört habe, habe ich nicht gehört.

Sei das wie es wolle, Grit! ſo ſchweig mir von den Menſchern, ſagte die Wirthin. Wenn ich ein Sohniswyb kriegen ſollte, das auf allen Tanzplätzen z'Gſpott iſt, hier betrunken war und wie eine Sau ſich im Kothe wälzte, dort den Buben im Schooße ſaß oder ſie um den Hals nahm, — ich drehte ihr den erſten Tag den Hals um und wenn ich's nicht vermochte, ſo drehte ich mir ſelbſt ihn ab.

Nein aber, ſagte Grit, ſövli ſchlecht, und hab ich das nicht gewußt! Aber biſt nit lätz berichtet Anni, man ſagt gar Viel in der Welt, die Leute ſind gar ſchlecht heut zu Tage. — Ja, Grit, ſagte Anni, ſelb iſt wahr, und wer einem einen X für einen U machen kann, hat ſeine Freude dran; die beſten Leute nicht ausgenommen, aber was ich weiß, iſt wahr, ſelber geſehen hab' ich's nicht, aber Leute haben es mir geſagt, die nicht lügen und ſelbſt Chriſten hat Nichts dawider gehabt, als ich es ihm vorgehalten, und der Lausbub hat keinen Abſcheu an ſolchen Dirnen, das iſt was mich am täubſten macht. — Das iſt das beſt Zeichen, ſagte Grit, daß er nur den Narren mit ihnen treibt, darum hab' nicht Kummer, Ernſt macht er nicht aus der Sach. — Das weißt du nicht, Grit, ſagte die Wirthin, ſolch Narretreiben haſſe ich verſtümmert, zuletzt muß doch der der Narr ſein, welcher andere dafür halten will: wie oft auch der Fuchs der Falle entrinnt, zuletzt gibt es ihn doch, es iſt Keiner ſo ſchlau, er findet am Ende eine noch Schlauere. — Weißt was Anni, ſagte Grit, weis ihn an eine andere hin im Ernſt, ſo vergehn ihm die Flauſe mit Eiſi auf dem Kabisgrat. — Weißt öppe eine Anſtändige, ein braves Meitli, wo Geld hat und eine Hausmutter gibt? es ſollte dein Schade nicht ſein, Grit, ſagte die Wirthin. S'iſt bös, ſagte Grit, es ſind ihrer viele, die mannen möchten und wo man meinen ſollte, wie gut man es mache, wenn man ſie anſtelle, und hat man's gethan, ſo kömmt einem das Rechte erſt in die Augen, und man möchte ſich die Finger abbeißen. Ungfraget miſche ich mich in ſolche Sachen niemals, aber ſchon manchmal habe ich gemeint, ich wolle auch nicht mehr Bſcheid und Antwort geben, wenn man mich frägt. Wie gut man es meint, ſo ſollte man doch immer alleine ſchuld ſein, wenns nicht gut

geht, und dann kann man auch öppis Lätzes meine, hab's ja grad erſt erfahren. Aber weil du es biſt, ſo will ich dir in Gott's Name ſagen, was mir gerade jetzt in Sinn gekommen iſt, ich zweifle zwar, daß es viel abtragen wird.

Anni, Anni! ſchallt' es um des Hauſes Ecke. Wirſt wohl warten, bis ich komme, ſagte unwillig die Wirthin. Was iſt dir in Sinn gekommen, Grit? ſagt's geſchwind. Anni, Anni, komm' doch recht, 's iſch Jemand da, ſie wollen öppis z'eſſe, rief es. — Die können warten, werden wohl Weile haben und aus der Haut iſt noch Niemand gefahren, wenn nicht gleich da geſtanden iſt, woran ſie gedacht haben. Da kam der Stimme nach ein rüſtiges Mädchen und ſagte: dr tuſig Gottswille komm! es iſt Einer da, ich glaube es ſei der Amtsſchreiber und noch Einer iſt bei ihm, e wüſte aber gruſam ſo e ſtolze und herrſchelige, vielleicht iſt's gar der Landvogt, die wollen was eſſen und Zapfen-Wein, ſie ſeien preſſirt ſagen ſie, komm' doch recht auf der Stelle. — Ich wollte ſie waren an zTüfels Kilbi! was ich doch das donnſtigs Herrengeſchmäus haſſe, wo Nichts kann als befehle, und gränne über alles was man ihne aufſtellt. Sie haben die Art, immer da zu ſein, wo ſie nicht ſein ſollen und kommen immer, wenn es Einem am unbequemſten iſt, wenn man ſonſt alle Hände voll zu thun hat, die Donnſtige! Aber ſag mir nur noch geſchwind, Grit, wen meinſt, fragte die Wirthin, indem ſie ihren breiten Schooß von Bohnen und Bohnenfaden ſäuberte.

Guten Abend, Frau Wirthin, guten Abend! kam es um die Ecke, ich muß ſehen, wo ihr ſtecket, wir möchten was eſſen, ein Fiſchlein oder ſonſt was Gutes, wie man es bei euch findet, aber wir ſind preſſirt, der Bruder von unſerm Junker Landvogt iſt bei mir, er iſſt gern was Gutes. Was lebet ihr geng, mi liebe Frau Wirthin? ſo ſprach eine

kleine ſabelbeinige Figur, blatternarbicht und ſchwarzgelb im Geſicht und eine Schnupftrucke (Doſe) in der Hand. — So, ſo, Herr Amtsſchreiber, ſagte die Wirthin, ſo wie wir es gewohnt ſind, es geht immer wie es will und nie wie wir wollen, und machte dazu ein Geſicht, wie wenn ſie des Herrn Amtsſchreibers Schnupftrucke ſchlucken ſollte. — Pardieu, ſagte der Herr Amtsſchreiber, klaget nicht, wem die Fiſche in die Bähre laufen ungeſagt wie euch, ſoll nicht klagen. Wollte wohl gerne mit euch tauſchen. — Ihr veriret, wurdet euch wohl noch beſinnen, und von wegen den Fiſchen hat der Herr Amtsſchreiber nicht zu klagen, die fetteſten und größten ſagt man in ſeine Bähre und wenn ſchon hie und da ein Hürlig ſich zu uns verirrt, ſo iſt's ebe numme e Hürlig, e klyne Krot und numme Grät ſtatt Fleiſch. Aber von wegen den Fiſchen, wie wollt ihr ſie, gebacken oder an einer Sauce? ſetzte die Wirthin raſch hinzu, um der Antwort auf ihren Hieb zuvorzukommen. — Beider Gattig, Frau Wirthin, ſagte der Amtsſchreiber, indem er eine Priſe nahm, wenn ihr nämlich ſchöne große Forellen habt und nicht nur Hürlig. Zuerſt etwa ein halb Dutzend von den ſchönſten, habt ihr pfündige? an der Sauce und nachher eine Platte voll gebacken. Ihr macht ſie ganz vortrefflich, man ißt ſie nirgends ſo, nur waren ſie das letzte Mal etwas zu wenig gebacken, ein Bischen röſter dießmal alſo, der Oberſt iſt ein Gourmand und ich habe ihn expreß hieher geführt. Er hatte behauptet, wir eſſen hier wie die Schweine, ich habe ihm geſagt, ich wolle ihn an einen Ort führen, wo man was kriege, was er weder in Holland, noch in Frankreich gefunden, darum wendet an, Frau Wirthin. Und apropos! in die Fiſchſauce vergeſſet nicht ein gut Glas Wein, das Brod brav geröſtet und brav Zwibelen; ſo einer alten Kriegsgurgel muß man die

Sache ſtark machen, von wegen die ſind von ſtarkem Leder. Und apropos! das letzte Mal haben die Fiſche noch geblutet bei den Köpfen, eine Idee zu wenig waren ſie, gebt alſo etwas weniges zu, von wegen die Großen muß man etwas länger über dem Feuer haben als die Kleinen. Wißt ihr was, Herr Amtsſchreiber, ſagte die Wirthin, kommt und kocht ſelbſt, ihr verſteht das ſicher viel beſſer als ich, ihr könnt es dann punktum machen, wie es euch recht iſt, nüt für ungut. — Poz Frau Wirthin, poz ſchon hohn! Ihr müßt mir das nicht für übel nehmen, es iſt mir nicht wegen mir, und wenn ich nicht wüßte, wie ihr eine vortreffliche Köchin wäret, ſo hätte ich den Oberſt nicht hieher bringen dürfen. Aber eben wegen ihm mochte ich, daß alles perfekt wäre, daß er gar Nichts auszuſetzen fande, nicht ein Körnlein Salz zu viel, keins zu wenig. Es iſt mir wegen der Ehre, daß er mir bekennen muß, man eſſe hier nicht wie die Schweine, ſondern exquisit, Holland und Frankreich z'trotz. Und ſchicket uns doch 2 Flaſchen 1795ger Lacôte, ihr wißt wohl, von welchem ich meine, der Wein iſt noch jung, aber er macht ſich vortrefflich; zu den Gebackenen dann ſchickt uns 2 Flaſchen Neuenburger vom ältern, er iſt beſſer zu gebackenen Fiſchen als der Lacôte. Es iſt mir daran gelegen, daß der Oberſt heute eingeſteht, wie einſeitig und ungerecht er geweſen. Nicht wahr, Frau Wirthin, ihr helft mir dazu und wendet an, was möglich iſt, es iſt wegen der Ehre? — Hh — auf die Ehre, dachte die Wirthin bei ſich, ſagte es aber nicht, ſondern fragte nur: alſo nichts als Fiſche? — Nein, gar nichts, ſagte der Amtsſchreiber, möglich, daß dann ſpäter noch ein Stück guter Emmenthaler nicht bös iſt zu beſſerer Verdauung. — Uerſt, bring mir das Schlüſſeli zum Fiſchtrog und den Herren 2 Flaſchen 1795ger. — Excusez. Frau Wirthin, wir wollen

kommen und ſehen, wie ihr die Fiſche aus dem Troge nehmt, das iſt immer eine Sache, die mich ſehr intereſſirt, ihr glaubt es nicht. Oberſt, rief er zum Fenſter hinein, kommt zum Fiſchtrog, ſie wollen die Fiſche heraus nehmen!

Der Wirthin Geſicht ward wie eine glühende Kugel. Jetz glaube ich bald auch, es ſei kein Teufel mehr, oder er ſei ase alte und nichts mehr nutz, ſonſt hätte er das Herregſchmäus genomme, ehe es hieher gegabelt, brummte ſie bei ſich und ſchoß mit Schlüſſel und Bährli fort, wie es ihr bei ihrer Dicke Niemand zugetraut hätte.

Der Herr Oberſt, eine ſteife Figur, aber glatt raſirt wie ſie damals noch waren, und der Amtſchreiber vermochten ihr nicht nachzubeinlen, ſchon war der Trog offen und das erſte Opfer gefallen, als ſie ihre Naſen in das Dunkel des hoffnungsreichen Troges ſtoßen konnten, in welchem die Wirthin wieder mit kundiger Hand ihre Bährchen ſpazieren ließ; ein ſchöner Fiſch lag ſchon im größern Teller, den Ulerſt nachgebracht hatte nebſt einem kleinern Teller für die Backfiſche. Das ſind miſerable Fiſche, ſagte der Oberſt, als die Wirthin das Bährli mit mehreren Fiſchen herauszog, vor ſich hinlegte, während ſie nach einer mächtigen Forelle griff und mit ſtarkem Daumen ihr das Genick brach, miſerable Fiſche ſind's. In Holland hat man ſie ganz anders, zwei Schuh lang hat man ſie und zwanzig Pfund ſchwer, ſolche miſerable Kreaturen ſieht Niemand an. Das werden die für's Backen ſein. — Au contraire, ſagte der Amtsſchreiber, das ſind die für en sauce, ihr glaubt nicht, was die für zartes Fleiſch haben, Colonel, ganz anders als ſo zwanzigpfündige Klotze. Ich war auch in Holland und weiß, was das für grobes Fleiſch iſt bei ſolchen Fiſchen, es hat Faden wie bei uns das gröbſte Stieren-

fleiſch. — Gerade das iſt das beſte, ſagte der Oberſt, es ſcheint nur grob auf dem Teller, im Munde aber iſt's fein und zart wie ein blanc-manger. — Du tout, Colonel, probirt erſt das Fleiſch, dann werdet ihr anders reden. Aber Frau Wirthin, ihr leſet wirklich nicht gut aus, ſagte der Amtsſchreiber, dem es Angſt ward, ſeht dort die zwei in jener Ecke, das ſind zwei prächtige Stück, die nehmt, das ſind wahrhaftig pfündige oder mehr. Aber kurios war's, die Wirthin konnte dieſe Prachtſtücke nicht fangen. Sie fuhr wie wild im Troge herum, zog heraus, ſagte, das wird ihn ſein, brach einer ſtattlichen Forelle das Genick, ehe der Amtsſchreiber rufen konnte: wartet, wartet, das iſt keiner von den zweien, dort ſind ſie ja noch! So ging es, während der Oberſt über die Miſerabilitäten ſchimpfte und erſt Holland rühmte, dann Frankreich noch mehr, bis wirklich ſchon 6 Opfer auf dem Teller lagen und der Amtsſchreiber noch immer rief: da, da, Frau Wirthin, da ſind ſie noch die rechten, gebt mir doch die Bähre, es nimmt mich doch Wunder, ob die nicht zu fangen ſeien. — Aber Herr Amtsſchreiber, es ſind ſchon ſechs da, antwortete die Wirthin. — Und wären es zwölfe, das iſt jetzt gleich, ſagte der Amtsſchreiber, gebt mir die Bähre, griff darauf und fuhr damit raſch ins Waſſer, wild darin herum, aber von ſeinen zwei Fiſchen konnte er keinen fangen, ſie fuhren herum wie Blitze und Blitzen nachzufahren lehrt man bekanntlich in Schreibſtuben nicht. Der Herr Amtsſchreiber kam in Guſel ſpritzte ſich, achtete es nicht, da fiel ihm die Parücke in's Waſſer, wie das zuging, konnte er nie begreifen, aber im Eifer wie er war, drückte er ſie erſt recht hinein, ehe er ſie herausfiſchte mit dem Bährli. Der Colonel lachte nicht wenig und meinte, das ſei wahr, weder in Holland noch in Frankreich ſei

ihm ein solcher Fisch vorgekommen; die Wirthin sah kichernd der Betrübniß zu, mit welcher der Amtsschreiber seine Parücke betrachtete, meinte aber, es gehe gerne so, wenn man Sachen machen wolle, die man nicht könne. Können oder nicht können! sagte der Amtsschreiber, und griff auf's Neue nach dem Bährli. Nit, nit! sagte die Wirthin, so gebt man nicht mit den Fischen in einem Troge um, sonst hat man sie morgen alle todt. Seh, gebt mir das Bährli, vielleicht geräth es mir jetzt. Und richtig, in einem Griff hatte die Wirthin der großen Fische einen gefangen, rief aber sogleich Uerst und sagte: nimm die aus, während ich die andern für's backen fange, sonst werden wir heute nicht fertig. — Aber Frau Wirthin, und den andern, sagte der Amtsschreiber, ihr habt erst einen? — Sieben große Fische und ihrer zwei, sagte die Wirthin, und dann noch zwei Dutzend gebackene darauf, es dunkt mich, ihr könnet es machen. Habt ihr dann nicht genug, so sind schnell noch andere zweg; aber zu viel auf einmal trägt nichts ab. Und sie hatte ihren Willen die Frau Wirthin, trotz Amtsschreiber und Colonel, mit sieben Fischen mußten sie sich begnügen, sie waren aber auch gut, die Sauce kraftig und ebenrecht, daß der Colonel selbst sagen mußte, die seien recht pasabel, er hätte es wirklich nicht geglaubt. Auch die gebackenen waren sehr gut, trotz dem Zorne der Wirthin, die mit jeder Minute zorniger ward, weil in jeder Minute ihre Neugierde wuchs, wen Grit meine, während sie dieselbe nicht befriedigen konnte, denn in der Küche ließen solche Verhandlungen sich nicht fortsetzen. Je zorniger sie ward, desto besser geriethen die Fische, und je mehr die Wirthin über die donnstigs Freßhüng pülverte, desto besser lebten diese, bis endlich der Oberst sagte: ma foi, Amtsschreiber, ich mache euch mein Compliment, es ist wahr-

haftig keine Kleinigkeit, ein ſolches Wirthshaus in der Nähe zu haben, ich habe wirklich, ſo lange ich heim bin, noch nie ſo gut gelebt und auch der Wein läßt ſich trinken, es iſt vom beſten. Der Amtsſchreiber ward ganz glücklich. Sag doch der Wirthin, daß ſie gleich herein komme, rief er dem aufwartenden Mädchen zu. Ihr könnt, wandte er ſich zum Oberſt, ihr es ſelbſt ſagen, wie gut ihr Eſſen und Trinken findet, es wird ſie freuen, ſie nimmt das auf die Ehre, von wegen die Leute ſind reich und wirthen eigentlich mehr der Ehre als des Geldes wegen. (Man ſieht, der Amtsſchreiber verſtand ſich wahrſcheinlich auf Contrakte beſſer als auf die Wirthſchaft.) Aber die Wirthin kam nicht, was das Mädchen für eine Antwort erhielt, ſagte es nicht, ſondern blos, ſie hätte zu thun und nicht wohl Zeit. Aber der Herr Amtsſchreiber ließ ſich nicht ſo abfertigen und was ihm mit dem Fiſch nicht gelang, verſuchte er an der Wirthin, er ging in eigener Perſon in die Küche, um ihrer habhaft zu werden. Und wie ſie ſich ſperrte, bald das Fürtuch, bald die Hände vorſchützte, ſie mußte in die Stube, und war in einem Zorn, daß ſie hätte verſpritzen mögen und mußte ihn doch verwerchen, denn an einem Amtsſchreiber und an eines Landvogts Bruder den Zorn auszulaſſen, iſt einer Wirthin nicht zu rathen, und damals war es noch weit gefährlicher als jetzt. Sie mußte ſich ſogar neben den Herrn Amtsſchreiber ſetzen, mußte ſich ein Glas Neuenburger einſchenken laſſen, mußte dem Colonel Bericht geben, woher ſie den Neuenburger bezogen und wie ſie die Fiſche fingen; mußte da ſitzen und draußen ſaß Grit und wußte etwas, das die Wirthin noch nicht wußte und was ſie zehntauſendmal mehr intereſſirte als was der Amtsſchreiber und der Colonel zuſammen zu ſagen wußten, oder was ſie ihnen ſagen mußte. Und gab wie

es sie an allen Haaren zog, mußte sie da sitzen, bis endlich der Colonel nach der Uerti (Zeche) fragte und von Aufbrechen sagte.

Leicht ward es ihr um's Herz, als sie die Uerti machen konnte, obgleich sie keine leichte machte; indessen die Herren waren glücklich, hatten einmal wohl gelebt, fanden sie sehr billig, gaben sogar 6 Kreuzer in die Küche und zogen nach freundlichem Abschied in glücklichem Bewußtsein von dannen, wie die guten Leute jetzt von ihnen reden, und wegen der Ehre und der Freundlichkeit und den 6 Kreuzern ihres Lobes voll sein würden. Ma foi, es ist nichts leichter als mit diesen Leuten nachzukommen, aber man muß sie zu nehmen wissen, c'est la chose, sagte der Colonel. Hinter ihnen sagte die Wirthin: was ich doch froh bin, daß die beiden alten Stürmine endlich fort sind, mein Lebtag habe ich die Herren nirgends lieber gesehen als im Rücken. Wenn sie Einem das Haus zunteroben gekehrt und am Ende 3 Kreuzer Trinkgeld gegeben, so meinen sie, was sie gemacht, auf den Knieen sollte man ihnen dafür danken und sein Lebtag dankbar sein für die Ehre und die 3 Kreuzer. Es ist gut, muß man sie nicht alle Tage haben; aber wohl, denen wollte ich das Kommen am Ende doch verleiden.

Tief unten war die Sonne, die Nacht war Meister geworden, doch schwarz war sie nicht, nicht graulicht gespensterhaft, sondern sternenreich und voll ahnungsreichem Säuseln, doch das faßten die Leute, welche eben von einem langen Tische aufstanden, nicht, sie stolperten schläfrig hinaus und suchten, ohne um Sterne und Säuseln sich zu kümmern, ihre Betten. Es war das Hausgesinde, welches dießmal ungewöhnlich lang auf's Essen hatte warten müssen, da das Feuer gerade zur Zeit, als das Essen gekocht werden sollte, den Fischgelüsten der

beiden Herren dienen mußte. Als alle hinaus waren bis an einen ſchlanken Burſchen, der ſich auf den Ofentritt legte, rief die Wirthin Grit herein. Grit hatte unterdeſſen vor dem Hauſe geſeſſen, hatte manches intereſſante Wort mit Vorübergehenden gewechſelt und die Einladung der Magd, mit ihnen am Tiſche zu eſſen, wie es manchmal auf Geheiß der Wirthin geſchah, ausgeſchlagen. Es wolle warten, ſagte es, bis ſie fertig ſeien, bleibe dann noch etwas übrig, ſo nehme es dasſelbe gerne, es wolle nicht ſagen, daß es nicht hungrig ſei. So iſt es nämlich Sitte mit den ſogenannten Uebernächtlern, ſie warten draußen auf die Reſte, den Abhub der Tafel.

Grit war nicht dumm, es wartete gerne länger, bis die Wirthin es rief, kriegte es da vielleicht nicht blos, was das Geſinde hatte, ſondern was von der Herrſchaft; Grit wußte, was mit Demuth und Beſcheidenheit, zu rechter Zeit vorgekehrt, zu gewinnen iſt. Es wiſſen das noch mehr Leute als Grit, doch bei weitem die Meiſten verſtehen ſich nicht darauf. Grit hatte ſich nicht verrechnet. Die Wirthin brachte noch ein Möcklein Fleiſch hervor aus dem Kuchiſchaft, ſelbſt ein Fiſch in der Sauce erſchien; wie hungerig die Herren auch gethan, alles hatten ſie doch nicht bezwungen. Aber nein, ſagte Grit, noch gar Fiſch, du biſt immer die Beſte, nein wahrhaftig! Fiſch iſt nicht für unſerer Gattig, iß du ihn ſelbſt. — Mag nicht, ſagte die Wirthin, frage dene Gräte Nichts nach, Speck iſt mir lieber. Aber ſag du mir jetzt, an wen haſt du geſinnet, es hat mich faſt verſprengt vor Gwunder? — He! ſagte Grit, ich habe ſeither geſinnet, ich ſollte es nicht ſagen, von wegen es könnte vergebene Mühe geben, und wenn es auch grathen thät, es ſind brave Leute, aber ein wenig wunderlich und altväteriſch, und es ging nicht gut, ſo müßt ich Schuld

sein, und hätt' so heid Weg schlechten Dank. So red doch Grit, und mach mich nicht taub, es mag gehen wie es will, dein Schade soll's nicht sein, und die Schuld wollen wir haben. — Ja, das ist wohl gut, sagte Grit, aber weiß nicht, was du gesagt hast und sinn dann daran, wenn es Zeit ist, ich meine nicht dich; nein b'hütis, aber Leut' giebt's, die läugnen Einem haarklein Alles weg, und haben's vergessen, was sie Einem bei den höchsten Namen versiegelt und vernagelt haben. — Du wirst uns doch nicht zu solchen zählen, sagte die Wirthin. Hast's ja gehört, sagte Grit, wie manchmal muß ich dir es sagen, daß du meine beste Frau seiest? — So red, sagte die Wirthin, oder ich werde taub. — He nun, sagte Grit, wenn du's witt ghebt haben, so hör: im Truberthal oben ist ein grusam reich Bauernort, die Sonnhalde heißt er, den Leuten sagt man der Kürze z'lieb nur z'Sunnebure. Dort sind drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, die eine ist verheirathet, die andere noch ledig. — Von denen hab' ich schon gehört, sagte die Wirthin. — Es ist mir lieb, sagte Grit, so weißt du, daß ich dir nicht lüge. Das sind also grusam reiche Leute, der Bauer ist von sich selber reich und von der Frau hat er, es weiß kein Mensch wie viel; wo sein Schwäher starb und sie zum Erben kamen, theilten sie das Geld mit dem Maß. Jetzt soll jedes Kind wenigstens 80000 Pfund (Pfund = ½ Gulden) bekommen, dem Tochtermann hat er 10000 Pfund Ehesteuer gegeben, was noch nie erhört worden ist. Und dann iss's nicht, daß sie dem Vermögen nach Staat machen und nicht werchen, potz, die sind früh und spät und keine Magd thut's ihnen gleich. — Gleich wie auf dem Kabisgras, sagte die Wirthin. Es zuckte über Grit's Gesicht, da es aber eben am Fisch war, sagte es kaltblütig, s'wird sein, wenigstens haben

ſie den Ruhm ſo weit man kommt, ſelbſt geſehen habe ich es nicht. Aber d'Sach hat einen andern Hacken. Öppe ungeſund, fragte die Wirthin, oder gerathen ſie gerne z'Narren in der Familie? — Was denkſt Anni, ſagte Grit, würde ich dir von Einer reden, wo der Gattig z'ſchüche wär? Nein, aber es wollen viele Leute ſagen, die, wo noch ledig ſei, (Chriſtina Stüdi heißt ſie) hatte im Sinn ledig zu bleiben. Die Einen ſagen, ſie hätte eine Liebſchaft, es wiſſe aber Niemand, mit wem, andere meinen, ſie könne das Mannevolk nicht ſchmocken, und hätte die Freude daran, Alle zum Narren zu halten. — Warum glaubt man das, fragte die Wirthin? He denk, ſagte Grit, ſchon 24 Jahre alt, e ſelige Reichthum, und nut z'ſchuche, und no ledig. — Es hat öppe Niemand ſich durfen melden, ſagte die Wirthin. — Was denkſt Anni, ſagte Grit, ſo blöd ſind unſere Buben nicht, ſie haben's ja wie die Metzger, wo die was Feißes vernehmen, da haben ihrer ein Dutzend die Naſen im Stalle. Ganze Haufen haben ſich herbei gemacht und an Samstagen Abends war manchmal die Hofſtatt ſo voll, daß die Bäume kaum mehr Platz hatten, und dann nicht etwa ſo nur ein Burſche, ſo Schachengeſchmäus oder Geißenbauern, die vornehmſten und reichſten machten ſich herbei, aber einer wie der andere erhielt ſeine Abfergeten. — Alſo mit Niemand hat ſie ſich angelaſſen? — Wohl freilich, ſagte Grit, das iſt eben der Gugger, daß man nicht weiß, wie es gemeint iſt. Schon ein paar Mal glaubte man, die Sache ſei richtig und plötzlich war Alles aus. Des Müllers Sohn zu Braſtigen hatte eine Zeitlang den Fuß im Hafen, daß Alles meinte, jetz, jetz laſſen ſie verkünden; alle Wochen war er oben und wo was ging, hielt er ſie z'Gaſt und ging mit ihr heim. Da geben ſie an den Signaumarkt, der Müllersſohn führte ſie

zum Mittageſſen und ließ aufwarten, was der Tiſch hat tragen mögen und von Allem, Voreſſen und Braten, Turten und Mandeln, kurz was in der Wirthſchaft zu haben war und lauter angemachten Wein dazu. Darauf muß es getanzt ſein, er befiehlt Selbander (ein Paar tanzt alleine, und zahlt, ſo lange es tanzt, die Muſik alleine; da alle andern Tänzer und Tänzerinnen warten müſſen, ſo gibt ſolch Tanzen meiſt Anlaß zu blutigen Händeln). Du kannſt denken, daß das ihm zu Signau nicht anging, die Höchſtetter und Konolfinger ſind nicht mit Stroh ausgeſtopft, es gab Feuer, aber zwei Mal leerte er die Stube, wie Viele Löcher im Kopfe hatten, weiß man nicht, aber ſieben lagen in die Leiſtung, (ſich auf Koſten des Schlägers zu Bette legen und von einem Arzt behandeln laſſen), die Ausmachete ſoll mehr als 2000 Pfund gekoſtet haben, aber damit war auch der Handel aus. Selb Nacht hat er noch mit Stüdi heim können, aber von da an hat es ihm nie mehr aufgethan, ihm nie mehr Beſcheid gethan, er hat es ihm bringen mögen, ſo oft er wollte, und doch war der ganze Handel nur Stüdi z'Lieb, dann ſonſt hat man nicht gehört, daß der Müller appart händelſüchtig ſei. Gleich iſt es z'Burenſohn im Heuboden gegangen. Da hat man gemeint, es könne nicht fehlen, und geſagt hat man, ob's wahr iſt, weiß ich nicht, die Hochzeitkleider ſeien ſchon beſtellt geweſen. Er hat gethan mit ihm wie ein Narr, hat ihm die Hände unter die Füße gelegt, iſt mit ihm an alle Orte gefahren, wo es luſtig ging und kramet hat er ihm, was ihm ſchön ſchien und Stüdi wohl anſtand. Einmal fuhr er mit ihm in's Nütigenbad, und wo ſie dort waren, kam ein Hauſirer, der hatte ſchöne Sachen und ſtrengte die Leute an, daß ſie kramen ſollten.

Mein Baurenſohn, nicht faul, ſchlägt die Neuthaler her-

um, daß es geſtoben hat, kramet Stüdi, was Schöns geweſen, gäb wie es abwehrt und ſagt, es begehre es nicht und er ſolle denken, man fände die Neuthaler nicht auf der Gaſſe aufzuleſen. Wo die ſeien, ſeien noch mehr, ſagte der Heuboden-Sohn, es ſolle nicht Kummer haben, und wenn man zuviel auf einander habe, ſo grauten ſie nur, und märtete auf's Neue um ein ſchön Halstuch, wie in ſieben Kirchgemeinden keins zu finden geweſen wäre, und mehr als ein Dutzend Mädchen ſtanden umher, das Waſſer lief in ihrem Munde zuſammen und jedes dachte: o wenn doch der Heuboden-Sohn mein wäre ſammt dem Halstuch! Stüdi aber ſagte: hör doch, lauſs nit, du machſt eine grauene Sach (Sache, die Reue verurſacht). Des Heuboden-Bauern Sohn aber lacht und ſagt: Es hat mich noch nie was gereut; da Krämer, haſt Geld und was zviel iſt, iſts Trinkgelt, bhalts! Und zHalstuch iſt ſeins geweſen, er hat es Stüdi gegeben, das hat es genommen und Nichts mehr dazu geſagt; es iſt mit ihm heimgefahren, aber der Handel iſt aus geweſen. Stüdi that ihm nie mehr Beſcheid, that kein einzig Mal mehr ihm auf, gäb wie nöthlich er that und ſich hinterſinnen wollte. Den Kram könne er zurückhaben, wenn er wolle, ſagte es, aber ſeinetwegen brauche er ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen. Seither hat es noch Mancher probirt, und Jeder umſonſt, ſo daß es den jungen Burſchen erleidet und man anfängt dieß und jenes zu ſagen. Ich für mich glaube Nichts davon, aber was dem Meitſchi im Kopfe ſteckt, weiß ich doch nicht, allweg ein wenig wunderlich wird es ſein, ſelb zweifle ich nicht daran. Die Wirthin fragt, was bei ſolchen Umſtänden zu fragen iſt, nach Nachbarſchaft, Lebensweiſe u. ſ. w. Sie ſetzten zuſammen, verglichen die Sachen untereinander, brachten aber Nichts heraus, als daß das eine Sache ſei und zwar eine

kuriose. Die Wirthin erkannte, allweg müsse man da luegen, und Grit erbot sich fernern Bericht einzuziehen, und gelegentlich Annis Haus und Sohn zu rühmen und zBest zreden, daß man wisse, daß es geredet sei. Als Alles wohl abgeredet war, fragte Grit nach seinem Lager. Die Wirthin erhob sich, ihm nieder zu zünden; im Vorbeigehen sahen sie Christen auf dem Ofen liegen. Lue, sagte die Wirthin, wie der aber da liegt und schnüfelt; wenn die Sterne vom Himmel fielen, er hörte es nicht. Das kommt von dem nächtlichen Herumfahren, vielleicht ist er gestern doch auf dem Kabisgrat gewesen und liegt mir jezt da wie ein Stein. Seh, sagte die Wirthin, die sich in Zorn gesprochen hatte, steh auf und mach dich in's Nest, dahin ghörst und nicht auf den Ofen! Diese Worte begleitete sie mit einigen wohlangebrachten Rippenstößen. Die kräftige Ermahnung verfehlte ihre Wirkung nicht. Christen fuhr zweg, dehnte sich und stieg brummend und gähnend seinem Gaden zu. So wie von ungefähr ließ Christen im Laufe der Woche fallen, er hätte Muth am Samstag zAlp zu gehen, er sei lange nicht auf den Bergen gewesen und es nehme ihn Wunder, wie es ihrem Füllen gehe, das sie dicker Beine wegen zBerg gethan.

Christen, der Wirthin einziger Sohn, war nicht bloß ein hübscher, sondern auch ein schlauer, listiger Junge, kannte seine Mutter aus dem Grunde, und gäb wie diese über ihn brummte und balgete, machen mußte sie doch was er wollte, aber sie merkte es nicht. Nun wußte er, daß die Mutter immer zuerst Allem widersprach, was er sagte, immer Alles abschlug, was er wünschte, jedoch am Ende immer einwilligte, ja sogar seine Wünsche in Befehle umschuf, wenn Zeit genug zwischen dem Lautwerden solcher Wünsche und ihrer Ausführung lag. Es hatte diese Eigenheit aber nicht bloß Christens Mutter, es be-

ſitzen dieſelbe noch heut zu Tage viele Weiber, und vortrefflich fährt mit ihnen, wer dieſelbe wie Chriſten berückſichtigt. Der ſagte alſo, was er im Sinne hatte, bei Zeiten, ſo daß die Mutter Zeit hatte aufzubegehren und ihm abzuputzen. Den folgenden Tag war er ſtumm wie ein Fiſch, machte ein verdrießlich Geſicht; am dritten Tag fing die Mutter ſelbſt von der Sache an, am vierten ſagte ſie: Seh Chriſten, du weißt, wie ich das Drehen und Dreißen haſſe; ſeh, mach dich z'weg, mach daß du fortkömmſt, wenn man was will, ſo muß man kuraſchirt daran hin. Akurat ſo ging es auch jetzt. Am Dienſtag kanzelte die Wirthin ihm tüchtig ab über die Dummheit, jetz z'Alp zu wollen, keinem vernünftigen Menſchen fiele gerade jetz ſo was Dummes bei. Am Donnſtag ſagte ſie, wenn er es zwingen wolle zu gehen, ſo ſolle er nicht vergeſſen Brot mitzunehmen, er wiſſe ja, wie das Füllen es ſo gerne habe. Am Freitag ſagte ſie, es nehme ſie ſelbſt Wunder, wie es dem armen Thierchen gehe, es wäre ſonſt ſo ein ſchönes und verſtändiges; ſie hätte ſchon lange daran gedacht, es ſollte Jemand gehen und zuſehen, aber ſie habe gefürchtet man lache ſie aus. Chriſten ſolle aber früh fort in der Kühle, ſie wolle ſelbſt auf und ihm z'Morgen machen.

Am folgenden Morgen vor der Sonne war die Wirthin auf, weckte den Sohn, kochte das Frühſtück, und wartete ungeduldig dabei, bis er endlich kam. Als er kam, kam er nicht recht. Er komme ja daher, ſagte ſie, nicht viel beſſer als ein Knecht; warum er die neue B'kleidig nicht anbabe, wo ſie ihm zu Oſtern habe machen laſſen? ſo laſſe ſie ihn nicht gehen. Chriſten war allerdings nicht in vollem Staate, ſeine Kleidung war reinlich, aber nur von Halblein und abgetragen; bloß eine ſchwere ſilberne Uhrenkette und ein mächtiger Schlagring von

gleichem Metall am kleinen Finger deuteten an, daß wahrscheinlich auch Silber in der Tasche sei. Er wollte sich nicht anders anziehen, gäb wie die Mutter aufbegehrte, wie sie sich schämen müsse, wenn ihr Sohn im Lande herumlaufe fast wie ein Fötzel und gar nicht besser als ein Taunerbub. Die andere Kleidung sei ihm zu warm, sagte er, und sie rene' ihn, von wegen er wisse ja nicht, wo er über Nacht sein müsse, ob im Heu oder Stroh, und öppe kenne da im obern Emmenthal werden ihn nicht viele Leute, und wo er herkomme, brauche er ja Niemand auf d. Nase zu binden.

Die Mutter mußte sich zufrieden geben und Christen ziehen lassen wie einen Taunerbub.

Der ging lustig und pfeifend vom Hause weg; mit mütterlichem Glanze in den Augen sah ihm die Mutter nach, sah wie einige hundert Schritte weiter Christen einem Knaben begegnete, sich bei ihm stellte und ihm eilig Etwas gab. Der Gwunder kam sie an, was das sei; sie wartete, rief dem Knaben, ließ sich das Gegebene zeigen: es war ein neuer schöner Batzen. Was Tüfels hat der Bub im Sinn, sagte sie, daß er für gut Glück einen Batzen gegeben? Denn das sah sie alsbald, daß Christen des Knaben Begegnen für eine gute Vorbedeutung bei einem bedeutenden Unternehmen nahm, und dafür ihn belohnte. Sinnend ging sie ins Haus und den ganzen Tag dachte sie nichts anders als: dä Tüfelsbub, was will er wohl? Die gute Mutter hatte es wie viele Mütter, sie hielt ihren Sohn für ein halbes Kind und ganz dumm ohne ihren Rath und Beistand, sie hätte ihm noch das Essen eingegeben, als ob er einjährig sei, wenn er es im geringsten gewünscht hätte; daß er ein durchtriebener Schalk sei und sehr selbstständig, davon hatte sie nicht die mindeste Ahnung. Das gute Kind, der

Christen, hatte wohl gemerkt, daß seine Mutter mit Grit noch was Appartes wollte, er lag nicht umsonst auf dem Ofen, aber an schlafen dachte er nicht. Er hörte der Mutter und Grit sehr gerne zu, aber aus ihren Reden nahm er, was ihn gut dünkte, und handelte gerne ohne weibliche Einmischung; er liebte die Souveränetät. Auf dem Kabisgrat trieb er nur Spaß und nicht bloß mit Eisi, sondern so halb und halb auch mit seiner Mutter; er zog, wie ein schlauer Feldherr durch falsche Wachtfeuer den Gegner täuscht, der Mutter Blicke dorthin, um unbemerkt von ihr anderwärts um so sicherer zu manöveriren; denn weiden wollte er, das hatte er sich vorgenommen. Aber noch fischte er bloß so im Allgemeinen, was Besonders hielt ihn nicht fest; darum hörte er Grits Reden gerne, sie erweiterten seinen Gesichtskreis und waren anschaulicher als mancher Anschauungsunterricht. Wie nun Grit von Sonneburen Städi erzählte, dachte er gleich bei sich: da mußt du es auch probiren und je schwerer Grit die Sache machte, desto leichter kam sie ihm vor, desto sicherer war er seiner Sache. Es ging ihm wie beim Räthselauflösen; manchmal zerbricht man sich Tage lang den Kopf und Nichts erräth man und manchmal gibt der erste Blick den klarsten Aufschluß, man weiß nicht wie. Da er nicht gerne was an die Pfanne backen ließ und, wie gesagt, fremde Einmischung nicht liebte, wie gerne er auf fremde Reden hörte, so stand alsobald sein Entschluß fest, aber die Mutter sollte es nicht wissen, nicht ängsten und kummern um ihn, darum schob er das Füllen vor und ging dem Meitschi nach.

Es war ein schöner Sommermorgen, als Christen auf den verhängnißvollen Gang sich machte; das Bübchen, das ihm als erste Person begegnet war, hatte ihn seiner Sache gewiß gemacht, und lustig wandelte er seinen Weg. Er preßirte nicht,

denn vor Abend wollte er an der Sonnhalde nicht eintreffen nach wohl überdachtem Plane, jedoch nicht, wie bei Kiltbuben üblich, nach eingebrochener Nacht, sondern noch bei hellem Sonnenschein. Er wanderte daher bedächtig die Thäler auf, besah sich Alles wohl, und so ein Bauernsohn mit heiterm Auge und verständigem Sinn sieht gar viel, was keines Herren Auge sieht, ja was kein Weltweiser von der neuen Sorte sieht, und wenn er hundert Brillen übereinanderschnallen würde. Er freute sich des dunkeln, üppigen Emmenthaler Grün in Wiesen und Wäldern, ein Grün, wie man es sonst nirgends findet; des trotzig aufrechtstehenden Kornes, das seiner Reife entgegen ging, ohne daß es ihm nieder in die Hosen noch in die Blüte geregnet; der von Obst starrenden Bäume. Hier und da dachte er: wenn ich da Bauer wäre, so müßte mir das anders sein und jene Matte würde ich ebnen, und diesen Bach tiefer legen und jene Wässergraben hätten des Räumens übel nöthig. Für jeden Begegnenden hatte er einen Gruß und war's ein Mädchen, so entfloh ihm ein Witz und aus Einem wurde in rascher Gegenrede ein Dutzend. Waren die Mädchen auf Kirschbäumen, so ward das Reden erst recht flott und mehr als ein Mädchen verließ die Leiter und bot dem schmucken Burschen, wenn er auch nur daherkam wie ein Tannerbub, seinen Kratten voll Kirschen zur Labung an, und versuchte mit Worten und Blicken die wunderbare Kette zu flechten, die kein sterbliches Auge je gesehen, die aber so viele Sterbliche fest gehalten, daß sie nicht mehr von der Stelle konnten, und zeitlebens gebunden blieben in der Gewalt derer, welche die Kette geflochten. Dießmal gelang es jedoch Keiner, wie emsig und ängstlich sie flochten und fochten. Christen kam glücklich gegen Mittag auf Langnau, wo damals noch nicht so viele schöne Häuser waren wie jetzt, das jedoch

immer ein respektirt Ort war, wo die Leute überaus ehrliche Gesichter hatten, dahinter aber nicht dumm waren, fast klug wie die Schlangen, ob wirklich auch ganz ohne Falsch wie die Tauben, das wird unser Herrgott wissen; der hat es aber auch zu wissen nöthig, unser Einer soll nicht gwunderig sein. Dort kehrte er ein und ließ es sich wohl sein, ließ sich nicht nur so um einen halben Batzen Suppe und für drei Kreuzer Fleisch aufstellen, sondern ein recht ordentlich Essen. Sie sollten ihm öppe geben was sie hätten, sagte er, öppis Apparts begehre er nicht; aber er sei hungerig, und wenn man nicht recht gegessen, so sei man nur ein halber Mensch.

So eine Rede hört eine Wirthin gerne; sie klingt ihr ganz anders, als eine, die ganz kurz lautet: nur öppis Wenigs, für einen Batzen Fleisch öppe, Kraut begehre ich keins, davon haben wir daheim selbsten! — Ein Gast, der einer Wirthin manierlich ein ordentlich Essen bestellt, wird ihr auf der Stelle lieb; sie kriegt eine Zuneigung zu ihm und wenn es sich irgend thun läßt, so sitzt sie bei ihm ab, frägt: woher? wohin? und gibt ihm Bericht, so weit sie kann. Damals hatte man noch keine gedruckte Conversationslexiken, desto mehr lebendige; fast jede Wirthin war eins, und wenn auch nur einbändig, so war dieser eine Band gewöhnlich um so umfangsreicher. So geschah es auch hier. Christen gab Bericht, die Wirthin ebenfalls; jedes vernahm, was es wollte, so daß sie in großer Zufriedenheit von einander schieden, die Wirthin ihm ausdrücklich eindingete, wenn er hierdurch komme, so solle er ihr nicht vorbei, ohne einzukehren. Du hast Neuis im Sinn, ich merke es dir wohl an, mach nur daß es geräth, ich mag dir's gönne, nit grad Eim besser, sagte sie.

Christen hatte von Sonnebure bestätigen gehört, was Grit

gesagt, daß sie brave Leute seien gegen die Armen und die Diensten bsunderbar gut, wie nicht grad an einem Bauernorte besser. Daneben aber sehr huslich (sparsam) und auf die alte Mode; auf dem Heutigen hätten sie nicht viel. Man könne noch einmal sehen, was das für einen Austrag nehme, sagten sie, gut könne das nicht kommen; wie reich sie seien, wisse Niemand und wer bei Stüdi z'Plazg komme, der sei ein glücklicher Mensch und nicht nur wegem Geld, sondern auch wegen der Person, von wegen Stüdi sei es Mönsch, es hübschers sehe man nicht bald, und dazu gutmüthig gege de Thiere und gege de Lüte.

Herzhaft, aber bedächtig schritt Christen das Thal hinauf, das enger und enger ward, weil die Berge näher rückten, höher wurden, steiler ihre Wände, während vorlaut und immer lärmend die wilde Ilsis zu ihren Füßen rauschte. Halb oben in fruchtbaren Einschnitten oder Absätzen sah man zu beiden Seiten große Bauernhöfe, deren Besitzer in vielen Beziehungen eben so stolz sind, als die Adeligen es waren, deren steinerne Schlößchen auf unfruchtbaren Felsenspitzen klebten. Etwas klopfte ihm doch das Herz, als er von weitem den Steg über den Fluß sah, bei welchem er rechts abbeugen mußte, um zur Sonnhalde zu kommen, die am Fuße des Berges lag, vor sich und zur Rechten und zur Linken prächtiges Land und hinter sich prächtigen Wald, der aber damals einer Goldgrube glich, deren Besitzer sie wohl besaß, jedoch ohne sie auszubeuten, weil er ihren Werth nicht kannte.

Christen verlor aber den Muth nicht; er war schon gar manchmal dabei gewesen, wo Kaltblütigkeit Noth that, wo man aushalten mußte, wenn man nicht zu Grunde gehen wollte, die Hand nicht abziehen durfte, und allemal war er glücklich

davon gekommen, weil er immer den Muth feſt hielt, und nie den Glauben verlor, daß ein guter Austrag in ſeiner Hand liege. Wer im Winter mit vier raſchen Roſſen an eiſigen Halden Holz ſchleift, mit ſchwerem Wagen oder Schlitten ſteile Hohlwege niederfährt, der lernt den Muth behalten.

Jenſeits des Steges beſah er ſich die Gelegenheit: das Volk arbeitete ſeitsab, im Hauſe rauchte es; es war Veſperzeit, es war, wie er es haben wollte. Raſch bog er in den ſchmalen Weg ein, der zum Hauſe führte, der voll Steine war und dem die Löcher nicht fehlten; man ſah es ihm an, daß er nicht bloß Wagen trug, ſondern auch Waſſer führen mußte, der wilden J'ſis zu, wenn es wetterte in den Bergen. Als er dem Hauſe zu kam, erhob ſich drüben beim Volk der Ringgi, begann zu bellen in abgemeſſenen Tönen; er zeigte an, er ſei da und es möge geben, was es wolle, könne man auf ihn ſich verlaſſen, und in würdevollem Schritt, aber mit aufgehobenem Schwanze näherte er ſich dem Hauſe, ſo daß als Chriſten an der Haus- oder Küchenthüre klopfte, Ringgi an der obern Ecke des Hauſes ſtand und zuſah, was es geben ſolle.

Vom Herde weg kam eine rundlichte Frau mit ſtattlichen Armen und behaglichem Geſichte und fragt: was hätteſt welle? Hätt' Reuis mit dem Meitſchi welle, wenn's daheim wär, antwortete Chriſten. Es wird nicht weit ſein, ſagte die Frau, komm herein, wenn d'Reuis wottſt, hab die Milch ob dem Feuer und kann nicht davon. — Chriſten ließ es ſich nicht zweimal ſagen, trat zu der Frau an den Herd und gab manierlichen Beſcheid auf die Fragen: wem biſt? woher kunſt? Neben der Milch ſtand noch ein Hafen mit Kartoffeln über dem Feuer, in welchem das Waſſer gewaltig brodelte und dicken Schaum

trieb neben dem Deckel herauf. Wenn's erlaubt wär, sagte Christen, so nehmte er einen Erdäpfel aus dem Hafen, er wär neue hungerig. He, sagte die Frau, ich wollte warte, du kannst mit uns essen. Es ist nicht, daß ich sie dir nicht gönne; aber sie werden noch nicht lind sein. — Er wolle ihr Anerbieten mit Dank angenommen haben, sagte Christen, aber wenn sie nichts darwider habe, so nehme er doch afe einen, das Than sei ihm neue ab dem Magen, wenn man so lauf, so werde man neue hungerig, und all Schritt einzukehren, sei ihm zwider, bsunderbar an einem heiligen Werktag, an einem Märit oder einer Musterung muß öppe jede machen was der Brauch ist. Aber die Mutter sagt immer, wenn ich fortgehe: Bub, nimm Geld, soviel daß du willst, aber z'unnutz bruch's nit und je mehr du heim bringst, dest lieber isis mir. — So redete Christen und nahm einen Erdäpfel aus dem Hafen, verbrannte sich die Finger halb, warf ihn von der einen Hand in die andere Hand und je nachdem es ihn brannte, lüpfte er bald das eine, bald das andere Bein, wie die Störche es machen auf dem Moose, schälte ihn mit zugespitzten Fingern und aß ihn unter schauerlichen Geberden, so heiß als möglich. Als er ihn glücklich hinunterhatte, sagte er: wenn es erlaubt wäre, er nehmte noch einen, er wäre ganz ernüchtert gewesen, es hätte ihm schon viel gwohlet. — Du kannst mich frs buren, sagte die Frau, nimm doch so viel du magst, aber wir essen bald zgrechten und da nimm nit zviel diesen Weg, sie sind allweg noch nicht gut. Damit ging sie hinaus eine Strecke gegen den Acker hin, auf welchem das Volk arbeitete; unterdessen stellte der Ringgi ungeheißen sich mit den vordern Beinen auf die Küchenschwelle und sah schweigend zu, wie Christen seinen Erdäpfel von der einen Hand in die andere warf und mit den schauerlichsten Geber-

den ſich ans Eſſen machte. Chriſten war klug, verließ ſich nicht auf das Fortgehen der Frau, um mit dem Kartoffel zu machen, was ihm gelüſtete, er wußte daß die Wände Spälte haben, und daß man im eigenen Hauſe vor Verräthern ſelten ſicher iſt, geſchweige denn in einem fremden.

Von Ferne ſchon winkte die Mutter der Tochter; die kam und auf freiem Felde, wo rinasum kein Horcher unbemerkt ſich nahen, ſich bergen konnte, ſagte die Mutter: Stüdi, Stüdi, es iſt Eine da, der wird für dich ſein, traue ich, er gfallt mir bſunderbar wohl, ſo ein Huslicher und Manierlicher iſt noch Keiner gekommen. Komm bald heim, und mach dich ein wenig zweg, ehe du dich zeigſt. Stüdi ſprang vor Freuden weder die Wände auf, was ihm übrigens auf freiem Felde eine Kunſt geweſen wäre, noch machte es die Spröde und that zimpfer; es benahm ſich kaltblütig, wie Eine, die gerne heirathet, wenn ſie es gut machen kann, und deſſen kein Hehl hat, es aber auch füglich laſſen kann, ſo bald eben nichts Anſtändiges ſich bietet. Wie iſts Einer und woher kommt er? fragte es. Es iſt e tolle brave Burſch von den Brävſten einer und iſt Wirths-Sohn bei der Tanne, ich habe ſchon von ihnen gehört, brave Leut ſollen es ſein; der Vater iſt güorben, er iſt einziger Sohn und er ißt die Erdäpfel aus dem Hafen, und kehrt an einem heiligen Werktag nicht gerne ein. Komm bald und lueg ſelber, aber wenns jetzt nichts giebt, ſo traue ich faſt, es wolle ſich nicht ſchicken, daß du Einen bekommſt, der dir anſtändig iſt. — Me cha luege, ſagte Stüdi, ging wieder zum Volk zurück, arbeitete noch eine kleine Weile, ſagte dann, es wolle vorab heim noch Samſtag machen (d. h. aufräumen), die Mutter balge, wenn man an einem Samſtag nach dem Feierabend noch arbeite. Du kannſt mitkommen, ſagte Stüdi zu einer Magd,

die, wenn nicht seine Freundin, so doch seine Vertraute war, denn es war ihres Hausmanns Tochter und sie waren mit einander unterwiesen worden.

Unterwegs sagte Stüdi der Magd: Schick dich mit der Sach, und zähl nicht auf mich, es soll Einer da sein, die Mutter hat Neuis davon gesagt. — He nun so dann, sagte die Magd, aber nimm dich in Acht, es gibt sie heut zu Tag gar schlimm, die Welt ist ase bös. — Häb nicht Kummer, sagte Stüdi, ich kenne das Kraut neue ase, bi nimme hüttig (von heute). — He nun so dann, sagte die Magd, aber vergiß nicht, daß schon oft der schlausten Katze eine Maus entronnen ist. — Allweg, sagte Stüdi, aber geschehen thut es auch, daß wer am nöthlichsten thut, ganz hinten ab kommt. — Ja, ja, sagte die Magd, zmitts dure wär wohl am besten. — Somit ging Stüdi hinterm Haus durch zum Brunnen, die Magd dagegen zur hintern Thüre ein, stellte ihr Werkholz wie üblich im Gang ab und ging der Meisterfrau zu, ihre Befehle zu vernehmen. Christen meinte, es sei Stüdi, trat einen Schritt vor zur Begrüßung. Da sagte die Bäurin: häb nit Müh, es ist nimme d'Jumpfere. Christen hatte einen Spaß auf der Zunge, aber er fesselte ihn; er wußte wohl, daß Späße mit Jungfern zu Majestätsverbrechen werden in vielen Häusern. He ja, ja, sagte er, an Orten, wo es recht zugeht, Alles werchet und man doch keine Fözeln begehrt und die Leute recht hält, ist am Werchtag öppe kein großer Unterschied; es ist bei uns auch so, und wenn sich Jemand verschießt, so hat es Niemand ungern, wenn es schon etwas zu lachen gibt. — He ja, sagte die Bäurin, öppe an rechten Orten geht es so, aber nicht allenthalben. — He ja, sagte Christen, es wird bei euch sein, wie bei uns, es gibt allenthalben zweier Gattig, aber wo am Werchtag

Alles in den Fotzeln iſt, und am Sonntag Alles glitzeret und glänzt, ußefert Alles in der Hoffahrt iſt und wenn man ſich in Acht nimmt Alles halbbatzig iſt und ungewaſchene Ruſtig bis zu oberſt an's Göller, daß kein Unterſchied iſt, am Sonntag nicht, am Werchtag nicht, da gruſet es einem, man hält vorume. — Du viſitirſt z'Sach gut mit Schyn, Bürſchli, ſagte die Bäurin. — O, ſagte Chriſten und machte ein ſchalkhaft Geſicht, viel hört man reden, wenn man ſich achtet, und jung Burſche haben öppe nicht immer die feinſte Naſe, Alles riechen ſie nicht, ſie müſſen es erſt greifen. Da zeigt ſich dann der Unterſchied, wem es darab gruſet, geht nebe ume, wer d'Art hat, ſcheut ſich nicht und hat Freude daran. — Die Antwort gefiel der Bäurin bſunderbar wohl, das ſei Einer, dachte ſie, der zSach ſchmöck (rieche), aber ſie doch für das halte, was ſie ſei, und d'Naſe ab Seits dreh. Sie konnte gar nicht begreifen, wo Stüdi blieb, und wurde ungeduldig, hatte aber nicht Urſache dazu. Stüdi übertrieb es mit der Toilette nicht. Es war zum Brunnen gegangen, hatte Hände und Geſicht gewaſchen, Hemd und Fürtuch waren rein und weiß, wie man ſie zu tragen pflegt, wenn man aufs Feld vor der Leute Augen geht, (wäre wohl gut, wenn man immer daran dächte, daß Alles rein ſein ſollte, was vor Augen kömmt und nicht bloß vor Menſchen Augen, ſondern auch vor die Augen, die dahin ſehen, wohin noch keine Sonne geſchienen, keines Menſchen Auge je gedrungen iſt.) Mit den naſſen Händen ſtrich es ſich die Haare zurück, was ganz geſchwind ſich machte, denn Schmachtlocken, wie die heutigen Jungens ſie tragen, hatte es nicht. Die Schuhe zog es aus, klopfte die Erde aus, welche darin war, machte mit einem Knebel oberflächlich die ab, welche darum hing, ſchlüpfte wieder hinein, und fertig war Stüdi.

Unbefangen trat es in die Küche, ließ weder am Ringgi seine Verlegenheit aus, noch verbarg es sie hinter einem andern Gegenstand, sondern als Christen zur Mutter sagte: so wird doch das das Rechte sein, und hinzusetzte: Grüß Gott und einen guten Abend geb dir Gott, sagte es: Grüß Gott dich wieder; schön warm hat es gemacht heute. — Ja, sagte Christen, das hab ich auch erfahren, besonders da unten das Loch herauf; bei uns oben zieht immer etwas der Wind, da unten aber war's wie in einem Käskeiß, ich habe fast geglaubt, es müsse geschieden sein und ich müsse von einander, der eine Theil wolle z'Käsmilch werden, was der andere wolle, darüber kam ich noch nicht recht, etwas Wunderlich's allweg, wie ich habe mögen merken. — Das lächerete Mutter und Tochter und die Letztere sagte: Oppe viel Rar's wärs wohl nicht gewesen, wenn du bist wie die Andern. — Ho, sagte Christen, rühmen appart will ich mich nicht, es trag Nichts ab, d'Wahrheit muß immer an Tag, man mag es anstellen wie man will, und sollte es hundert Jahre gehen. Aber etwas Schlechtes wird man kaum von mir vernehmen, und wenn ich auch vor meinem Hergott ein großer Sünder bin, so ist's doch nicht, daß ich meine, ich müsse alles mitmachen, was die Andern machen. Einer hat seine Freude den Weg, der Andere diesen Weg, mir gefällt es daheim am Besten, wenn man im Frieden sein kann und Alles gut geht, wie an einem Schnürchen.

Die Rede gefiel Mutter und Tochter bsunderbar wohl, aber sie sagten nichts darauf. Die Mutter hieß die Tochter zum Essen rufen, dasselbe hineintragen, Christen hineingehen; er werde müde sein und froh abzusitzen, hier sei er ihr nur im Wege. Das wunderte Christen, daß er in die Stube, wo das Volk aß, gehen solle; aber es gefiel ihm; er hatte es sonst schon erlebt, daß man ihn in einem Hause sorgfältig verbarg

in irgend einem Gemach, in welches kein Uneingeweihter den Fuß ſetzen durfte, und ihm das Eſſen heimlich zubrachte, wie einem Staatsgefangenen. Dieſe Öffentlichkeit gefiel ihm, nur hätte er gerne gewußt, war ſie Hausſitte oder ein Zeichen beſondern Wohlgefallens, eine Aufnahme in des Hauſes traulichen Kreis. Das ſah er wohl, die Leute wieſen ihn nicht von der Hand; ſie ſchienen ihn erheblich, näherer Unterſuchung werth zu finden, nicht ungünſtig für ihn geſtimmt zu ſein. Während Stüdi den Tiſch zweg machte, redete er ein vernünftig Wort mit ihm, und als der Vater kam, hieß dieſer ihn Gottwilchen und gab ihm die Hand.

Beim Eſſen that Chriſten beſcheiden, betete etwas länger als die Andern, langte aber ſeltener in die Milch, redete wenig, machte ſich dagegen tapfer an die Erdäpfel, und als das Brod umging, gab er es weiter ohne abzuhauen. Willſt nicht Brot? ſagte Stüdi und reichte das Brod ihm wieder. Nehme nie, wenn wir Erdäpfel haben, Erdäpfel ſind mir das Liebſt', antwortete er. Chriſten hatte aber Takt; da die Dienſten mit am Tiſche ſaßen, ſo ſetzte er hinzu: die Andern nehmen immer Brot daheim, derentwegen weil ich keins nehme meine ich nicht, die Andern ſollten es auch ſo machen, da läßt man ein Jedes machen, wie es ihm beliebt. Wer recht werchen ſoll, muß auch recht zu eſſen haben, ſagt die Mutter und mir iſts auch ſo. — He ja, ſagte ein alter Knecht, es wär ſo, aber an allen Orten iſts nicht ſo. Als ich hieher kam, war es mir ungewohnt genug, daß Jedes Brod nehmen konnte, ſo viel als es wollte, denn ich war früher an einem Orte, wo wir nur halb genug zu eſſen hatten. Anken und Schmutz kamen nicht viel in ihre Pfannen, die Kellen mochten das Kochen nicht ertragen, keine dauerte länger als acht Tage, ſie wurden ſo dürr und ſpröd,

daß sie brachen wie dürre Glasstengel. In der Suppe sah man selten ein Schnefeli Brod, mehr als ein Dutzend Schnittchen kamen selbst an einer Kindstaufe nicht hinein. Am Tage vorher, ehe ich fortging, da trieb ich ihnen es ein. Die Schuhmacher waren dazu noch da auf der Stör. Sobald wir gebetet hatten, nahm ich den Löffel, fuhr in der ganzen Schüssel herum wie wild; sowie ich ein Schnittchen Brod auf dem Löffel sah, nahm ich es geschwind, hielt es dem Nebenknecht dar und sagte: gschwind, gschwind, häb mrs, häb mrs, ich will hurtig noch ein Anderes fangen, wenns noch möglich ist. Es hat noch lang nachher Alles glachet. Sie haben es öppe ungern genug gehabt. — Das war die Heldenthat des alten Knechtes, die er zu erzählen liebte bei jedem Anlaße, und verübeln that es ihm Niemand, war es doch die einzige Heldenthat, die ihm das Bewußtsein gab, daß er was sei und was könne. Christen sagte nicht viel dazu, er kannte den Boden, auf dem er stund, zu wenig, um sich vom Stamme weg weit hinaus auf die Aeste zu lassen.

Lang aß man nicht, darum konnte man auch nicht viel schwatzen; wer viel schwatzte kam zu kurz mit dem Essen, denn länger als die Andern am Tisch zu sitzen, dessen schämten sich auch die, die sonst gerne viel schwatzen. Als wieder gebetet worden, Alles aufstand und die Diensten zur Thür hinaus waren, sagte Christen, er hätte fragen wollen, ob er da über Nacht bleiben könne? Sag du Hans, sagte die Frau. — Hab Apparts Nichts darwider, sagte Hans. — He nun so sollt ihr Dank haben aufs Allerhöchst und vergelts Gott, sagte Christen. Darauf ging Christen mit Hans in den Stall hinaus zum Examen, das gerne der Bauer die bestehen läßt, die zu Tochtermännern gerathen möchten. Dieses Examen ist so leicht

nicht, als man vielleicht wähnen möchte. Wohl gibt es auch da Sympathien und Antipathien, aber bei solchen Examen sind keine Hallunken, welche die Sache karten für oder gegen zum Voraus, und eben so wenig Hallunken, welche dem Examinanden die Antworten in Mund oder Feder legen. Was aber dieses Examen besonders schwer macht, ist die Kunst, alle Thiere recht zu würdigen, ohne die Eigenliebe des Besitzers zu verletzen, kein Roß zu hoch zu schätzen, aber ohne die Fehler, welche den Werth verringern, besonders hervorzuheben oder aufzudecken. Das Ding ist nicht ganz leicht, aber Christen bestand gut, bestand auch am spätern Abend, als er mit der Familie alleine in der Hinterstube bei einer Maaß Wein saß, gut, redete verständig über seine Lage ohne mit der Thur ins Haus zu fallen, sagte wie seine Mutter alte und wie er ihr z'Lieb und z'Ehr heirathen möchte, aber nicht daß sie es böser bekomme, sondern besser; sie hätte ihm seit der Vater gestorben bsunderbar gut ghuset und er möchte, daß sie in ihren alten Tagen recht gut hätte, z'Sach brauchen, wo sie gelüste und d'Arbeit an Jemand anders lassen. Er hätte schon Manche haben können, aber die Eine, so er möchte und wie er sie der Mutter wegen mangle, hätte er noch nicht gefunden, er sei neue afe bös mit der Religion und öppe, was recht sei, sinn man nicht. Kurz, Christen kaufte sich ein und sie kriegten ein b'sunderbar Vertrauen zu ihm; wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, er sei selbe Nacht bei Stüdi z'Kilt gewesen und als er am nächsten Morgen fortging, wußte er, daß er sie am nächsten Langnau Markt um die Mittagszeit beim Bären daselbst antreffen würde. Meine Alte wird luegen und Auzen machen, dachte er, und konnte kaum ein Jauchzen bändigen, das man zu Berg und Thal gehört hätte; er

bandig'e es zwar weislich, aber es wollte ihm fast die Brust verſprengen.

Er hinterließ ein gut Andenken. Wie gefällt dir der? fragte am Morgen die Mutter. — Gut, sagte Stüdi, es dünkt mich fast, ich möchte ihn, wenn er nur nicht wie die Andern ist; ich glaube, ich plärete, was ich noch bei Keinem gethan. — Ja, sagte die Mutter, erleidet bist du mir nicht, es geht Niemand übler als mir, wenn du mannest (heiratheſt), aber wenn ich dir Etwas zu rathen habe, so nimm den, wenn't einmal mannen willst. Der Reichst ist er nicht mit Schyn, aber Sachen genug habt ihr, und Einer der huset, hat geschwind noch einmal so viel als Einer der z'halb reicher ist, aber Nichts weiß als zu brauchen.

Die Mägde konnten sich nicht enthalten, ihn ebenfalls zu rühmen, öppe einen Hübschern und Tollern sehe man nicht bald, er wisse b'sunderbar fin zu reden, thue nicht so wie ein Kalb, wenn es aus dem Hälfig sei, wie so mancher reiche Sohn thue, weil er meine, das gefalle den Leuten. Und hochmüthig sei er nicht, mit einem Jeden habe er geredet und die Zeit gewünscht; brav sei er daher gekommen, aber doch nicht so narrechtig, wie es heut zu Tage der Brauch sei. Sie fanden Alles an ihm rühmenswerth und Jede war der Meinung, wenn sie je Einen möchte, so wäre es der, es sei nur eins läz, daß es ihm nicht auch so sei. Wenn Alles einander hilft, so kann es nicht fehlen, und wenn Alles bläset, so muß ein Feuerfunken zur Flamme werden; so ging es Stüdi. Es mochte den Langnauer Markt kaum erwarten, und doch ward ihm so angst dabei, daß es fast nicht ohne Weinen daran denken konnte. Wenn es wieder fehlen thäte, mußte es immer denken!

Vom Fülli wußte Christen der Mutter nicht viel zu sagen, hingegen b'richtete er deſto mehr von Kühersäuen, die er ge-

ſehen und wie die ihm gefallen, ſo ſchöne, glatte, lange auf kurzen Beinchen aber mit geringelten Schwänzchen hätte er noch nie geſehen. O, wenn doch die Mutter die ſehen könnte, wie würde die luegen, hätte er immer denken müſſen. Sie ſeien noch zu klein geweſen, ſonſt, glaube er, er hätte ſich unterſtanden und zwei heim gebracht, ungefragt und ungeheißen. Sie hätten ihm aber geſagt, ſie kämen damit auf den Langnauer Markt, und jetzt müſſe die Mutter mit ihm dorthin, ſie möge wollen oder nicht, die Schweinchen müſſe ſie ſehen, und wenn ſie ſie ſehe, ſo kaufe ſie dieſelben auch. So redete er alle Tage von dieſen Schweinchen, daß die Mutter ſagte, er ſolle doch aufhören mit dem G'ſtürm, es erleide ihr, ſie wiſſe gar nicht wie das gegangen, daß ihm jetzt auf einmal nur Schweine im Kopfe ſeien, er hätte ſich ja deren ſonſt gar nicht geachtet, und ſich ihrer nicht annehmen wollen. Sie müſſe ſagen, ſie fange bald an zu glauben, es ſei ein ſchön Kühermeitle, das ihn ziehe und nicht junge Säuli. Aber ſie müſſe ſagen, deren eine begehrte ſie nicht, vom Pflanzen verſtänden die Nichts und wenn die nicht alle Tage friſchen Anken und ſüßen Zieger hätten, ſo lägen ſie auf dem Rücken und meinten, es müſſe geſtorben ſein. Mira, ſagte ſie, fahr, wenn du doch den Narren gefreſſen haſt an deinen Kühersäulene, du weißt ja, daß ich nie z'Langnau z'Märit geweſen; was würden doch die Leute lachen, wenn ich in meinen alten Tagen anfing, in der Welt herum zu fahren? Sie würden öppe ein Gelärm haben, es ſei mir gegangen, wie es den Wittweibern ſonſt allen geht, z'Manne ſei mich angekommen, und jetzt müſſe ich auch noch den Märiten nach, dr Narr z'mache. Trotz dieſem Reden, dieſem Sträuben ſaß doch die Wirthin auf's Wägeli früh am Tag, als Langnau Märt war; der Verdacht wegen der Kühers-

tochter hatte sich bei ihr eingegraben. Dem Lumpenwerk wollte sie ein Ende machen und dem Lumpenmensch die Sache verleiden, dachte sie. Christen, der Schalk, hatte diesen Hebel rasch erkannt und Nichts gethan, ihn aus der Mutter Gedanken zu entfernen, im Gegentheil, wenn sie über das Kühervolk pülverte, nahm er es in Schutz, behauptete immer, Schweine wie die hätten, gebe es keine in der Welt, und wenn eine Frau sich auf die Schweine wohl verstände, so sei es ein gewonnener Handel in einer Haushaltung.

Es war ein schöner Morgen im Heumonat, als Mutter und Sohn nach Langnau fuhren. Was doch so eine Wirthin, welche zugleich Bäurin ist und selten von Hause kömmt, Alles zu sehen und zu bewundern hat, wenn sie in dieser Jahreszeit durchs Land fährt! Freilich weder Tinten noch Gruppen, weder die Färbung noch der Vordergrund oder gar der Hintergrund fallen ihr auf, und doch nehmen ihre Ausrufungen kein Ende! — Nein aber, sieh mir doch den Kornacker, jedes Aehre gleich hoch wie das andere, wie wenn man ihn mit der Scheere geschoren hätte, — nein, aber was das für ein Bohnenplätz ist, das müssen fremde Bohnen sein, wenn ich doch deren auch hätte; sieh doch dort die Flachsere, noch keine Blueſt und schon anderhalb Ellen hoch; schöns Werch ist dort, doch unsers ist dicker und eben so hoch; sieh doch dort das neue Haus, das ist afe es bravs, müssen reiche Leute sein, kennst sie? — So ging das fort in einem Zuge bis nach Langnau, wo ihr erst wieder die Schweine und das Täschli, die Kühertochter, in Sinn kamen.

Wo sind sie jetzt, deine Kühersäu, fragte sie, es wird sich wohl der Mühe lohnen, ihretwegen einen Tag zu versäumen und noch Kosten zu haben, es weiß kein Mensch wie viel?

He das wird ſich zeigen, Mutter! antwortete Chriſten. Beim Bären wollen wir einſtellen, denke ich, von dort wird es wohl nicht weit ſein auf den Säumärit.

Es war ein böſes Fahren bis zum Bären, der enge Weg voll gepfropft von Menſchen, Vieh und Wagen, Chriſtens Roß wild und ungeduldig, die Wirthin des Fahrens ungewohnt, ängſtlich und alle Augenblicke einen Schrei oder wenigſtens einen Seufzer laſſend. Als ſie endlich beim Bären glücklich landeten, konnte es einem Schiffbrüchigen, der auf ſchmalem Brette auf den Meereswogen treibend, endlich durch die Gnade Gottes ans feſte Ufer getrieben wurde, nicht anders zu Muthe ſein, als es der Wirthin war. Recht wäre es ihnen geſchehen, wenn ſie Arme und Beine gebrochen hätten, ſo zu fahren ſei Gott verflucht; ſei ſie aber einmal glücklich wieder da weg, ſo bringe ſie kein Menſch mehr ſo an einen Ort und wenn ein Bauernhof davon abhinge, geſchweige denn nur ſo ein paar Ketzere von Küherſaulene mit geringelten Schwänzchen, ſagte ſie. Sie fanden ſich nicht einmal auf dem Saumärit, obgleich ſie ihn zweimal auf- und abgingen, in alle Bütten ihre Augen warfen, alle Färech (Behälter) die Muſterung paſſiren ließen. Mehr als einmal ſagte Chriſten, er glaube, das ſeien ſie? So wie Chriſten das ſagte, ſah die Mutter nach dem Küher-mädchen; wenn dann ein alter Schweinhändler oder Küher dabei ſtand, ſo wohlete es ihr und mit Begierde ſah ſie nach den geringelten Schwänzchen. Aber Chriſten, ſagte ſie dann, was haſt du auch geſehen, du verſiehſt dich doch auch hell Nichts auf die Sau, ich ſchäme mich faſt deiner. Sieh doch nur, was das für verrebelte verrarete Thierchen ſind und eine ſchlechte Art haben. Geſprengt haſt du mich, umſonſt verſäumen wir einen Tag und haben Koſten, ich hätte fort. Mutter, ſagte

dann Christen, die sind es nicht, wo ich gesehen, aber ich will noch besser sehen, oder vielleicht daß sie dieselben unterdessen verkauft haben. Wenn wir sie nicht finden, so ist's mir recht fort, aber zuerst wollen wir doch noch was essen. Es wird dich auch Wunder nehmen, wie sie aufwarten an einem andern Ort und was sie für Uertene machen. — Hast recht, sagte die Mutter, es nimmt mich Wunder, wenn wir nur Platz finden. — Häb nit Kummer, sagte Christen, am Ordinäri,*) wo unser Gattig hingehen, ist immer Platz; in den Gaststuben da würde es schwer sein unterzukommen. — Mira, sagte die Mutter, aber lang bleiben will ich nicht und mit mir heim mußt du, ich dürfte nicht alleine fahren. Du kannst dich darnach ranzieren. — Das versteht sich öppe, sagte Christen, dem es nun doch Angst zu machen begann, wie er die Bekanntschaft einleiten solle zwischen der Mutter und z'Sunnebure und er wurde fast reuig, daß er die Mutter nicht eingeweiht in den Handel, sondern hinter ihrem Rücken manöverirt hatte, wie sie hinter dem seinigen. Er wußte wohl, daß seine Manöver ihr nicht recht gewesen wären, und gerne vermied er, wenn's thunlich, den Widerspruch; das Ziel — das wußte er — war ihr erwünscht, und wie herrlich dann, wenn er unerwartet daran stand und sagen konnte: lue Mutter! und diese dann sagte: „du donstigs Bub du, du bist doch immer der nützigste Kerli, ja wolle, was du bist!"

Es war daher Christen merklich nicht recht wohl, als sie dem Bären zugingen und Operationsplan konnte er keinen ent-

*) Das Ordinari ist eine ordentliche Mahlzeit, an welche die Mannalten sich setzen, das Volk setzt sich in die Gaststube, wo Jeder bestellt was er will: Suppe, Fleisch ꝛc.; er speist gleichsam à la carte

werfen, denn er wußte nicht, wo er z'Sunneburen antraf, ob ſie nach ihm oder vor ihm kommen. Langſam ging er hinter der Mutter die Treppe auf der großen Kammer zu, in welcher das Ordinäri ſervirt wurde. Brauch iſt es, daß man bei ſolchen Gelegenheiten unter der Thüre ſteht und recognoscirt, einige Mal den Kopf hineinſteckt und wieder hinauszieht, ehe man hinein geht. So that natürlich auch die Mutter und über ihren Kopf weg ſah Chriſten z'Sunneburen bereits drinnen, und der Platz neben ihnen noch leer. Wer iſt das? fragte die Wirthin, indem ſie den Kopf zurückzog. — Weiß es nicht, ſagte Chriſten, aber es nimmt mich ſelbſten Wunder, mit dem Meitſchi habe ich ſchon getanzt, will doch fragen. Unbegreiflich ſchnell kam er mit dem Beſcheid zurück, es ſeien z'Sunneburen da oben im Thal. — Donſtig, ſagte die Wirthin, gſchwind hinein und ſitz nebem Meitſchi ab, mach nit Flaure, ghörſt? thu oppe wies dr Bruch iſt. — Roſch die Wirthin voran, ſegelte der Sonnenbäurin zu, und mit dem Spruch: Es wird erlaubt ſein? legte ſie ſich an ihre Seite vor Anker. Chriſten aber ging Stüdi zu, ſagte ganz unbefangen: E grüß Gott, das iſt ſchön daß du auch da biſt! längte ihm die Hand, dann Vater und Mutter auch ohne weitere Bemerkung und Andeutung der Beſtellung; von ſo was redet man in keinem Wirthshauſe, auch nicht auf das leiſeſte. Die Wirthin wunderte ſich, daß Chriſten Vater und Mutter die Hand gab, als ob er ſie ſchon kenne. Mit dem konnte er warten, bis ſie auseinander gingen, dachte ſie, das ſei nur zu noth'ich gethan, ſie konnten ja meinen, das ſei ein angelegt Spiel von ihnen, und ſie hätten ihnen abgepaßt, um neben ſie zu kommen. Daneben ſonſt führte Chriſten ſich zu ihrer großen Verwunderung anfänglich ſehr verſtändig auf, hatte keine Späße und redete wie es einem hundert-

jährigen Bauer wohl angestanden wäre, über das Vieh, die Preise von Allem und sonst diesem und jenem. — Der Lohl, begann sie aber, thut wie ein Großatti und weiß nicht, daß die Meitscheni einem nicht darauf halten, wenn man nicht mit ihnen dr Narr macht; einschenken thut er ihm auch nicht. Dä donstigs Lappi, er war immer einer und wird sein Lebtag einer bleiben. — Sie mischte sich nicht gerne laut hinein, sie führte mit der Sonnenbäurin interessante Gespräche über ihre Haushaltungskünste und hätte recht kurze Zeit haben können, wenn der Lappi gegenüber nicht gewesen wäre. Sie blickte ihm, und als er das nicht merkte, suchte sie unter dem Tisch seine Füße, trappete ihn und als das Nichts half, stupfte sie ihn an die Beine; aber wie hart sie anwendete, Christen verzog keine Miene, änderte seine Weise nicht. Wär's möglich gewesen, die Wirthin wäre aus der Haut gefahren, die aber war währschaft und die Schranken des Anstandes sind auf dem Lande aus hartem Eichenholz gezimmert und halten ebenfalls fest; so wußte sich die Wirthin am Ende nicht mehr zu helfen, als zu sagen: der Wein dünke sie nicht gut, sie glaube, er sei geschwefelt und keinen Tropfen der Gattig könne sie trinken, wenn sie am folgenden Tag nicht Kopfweh haben wolle zum Sterben, sie hulf andern kommen zu lassen, öppe eine Halbe guten Rothen. Ihm sei der Wein recht, sagte Christen, vom Schwefel merke er nichts, darneben wolle er ihr Nichts befohlen haben, sie solle nur kommen heißen, wenn es sie gelüste, es sei ihm ganz recht.

Dä donstigs Lappi, dachte die Wirthin, und stupfte ihn unwillkürlich an's Schienbein, daß Christen für gut fand, die Füße unter seinen Stuhl zurückzuziehen. Sie bestellte rothen Wein, aber guten, vom rechten befahl sie, und als sie ihn er-

hielt versuchte sie ihn: es sei vom rechten, sagte sie, wie sie glaube. Seh du, sagte sie zu Stüdi, mach aus; ich möchte dir auch einschenken, es kömmt afe lustig, wenn die alten Weiber den Meitschene einschenken müssen, seh mach aus. Stüdi mußte sich einschenken lassen, sowie der Sonnenbauer und Bäurin, obgleich die Letztere sagte, sie liebe den rothen nicht appart, sonst hätte sie auch eine Halbe kommen lassen können. Als sie endlich auch Christen sagte: seh häb dar! sagte er: dankeigist, Mutter, ich will bei dem bleiben, zahlen müssen wir ihn allweg, und ihn stehen lassen und andern trinken, wär gschändet, und er dunkt mich nicht bös. — He nun, sagte die Wirthin, wenn du ihn magst, so mag ich dir ihn wohl gonnen, mach wie du willst, und machte dazu Augen fast wie Pflugsräder. Stüdi gefiel das aber sehr wohl; es ward ihm leicht um's Herz; es that recht freundlich mit Christen, der sich ganz gelassen gleich blieb, daß es die Wirthin fast aufsprengte. Hat denn der Lappi keine Augen mehr, dachte sie, wenn er nur die Hand ausstreckte, so hat er das Meitschi und bocket da wie ein Pfund Schnitz. Endlich sagte sie, es dünke sie, sie höre den Geiger, ob sie nicht einen mit einander haben wollten? — Mutter, sagte Christen, du hast gesagt, du wellest bald fort, und wenn man einmal mit Tanzen anfängt, so weißt wohl, man weiß nie wann man fortkommt. Das war der Mutter zu viel, eines so einfältigen Sohnes schämte sie sich, sie konnte nicht mehr an sich halten, sie sagte: Wirst dich fürchten; daß du so e Leide bist, e Höseler, habe ich nicht gewußt. — Mutter, sagte Christen, so Einer fürchtet sich nicht, und damit nahm er Haselnüsse vom Teller und verdrückte sie mit den Fingerspitzen, als ob es Erdbeeren wären. — Wenn du dich nicht fürchtest, warum gehst du denn nicht, kannst etwa nicht mehr

tanzen oder hast kein Geld für den Geiger, so will ich dir geben. — Mutter, aber Mutter, sagte Christen, nehmt es nicht für ungut, ihr vergeßt, daß wir nicht daheim sind, und ob dem Meitschi eine Schlägerei so eines fremden Burschen wegen anständig ist, weiß ich nicht; Mancher wär's recht, aber witzig dünkts mich nicht, darneben mira. — Für kein Geld, sagte Stüdi, würde es gehen, es wüßte wie ihre Burschе wären und was das könnte. — Schämst dich seiner? sagte die Wirthin. — Wüßt nicht warum, sagte Stüdi, aber wenn's Einem nicht anständig ist, was herauskömmt, so muß man den Anfang nicht machen. — He so geht zusammen auf den Markt, wenn du dich seiner nicht schämst, es gibt vielleicht was zu kramen; geht miteinander, sagte die Wirthin, der es war, wenn Christen ihr nur ab den Augen käme mit seinem dummen Thun. Dagegen hatte Christen Nichts einzuwenden, und Stüdi verstand sich bald dazu, da seine Mutter sagte: he gang, aber komm bald wieder. Christen ging voran und wählte vorsichtig einen Weg, der nicht ins Gewühl führte, sondern an eine einsame Ecke, wo ein Wort im Vertrauen zu reden war. — Zürn doch recht nicht, sagte Christen, von wegen der Mutter, sie ist grusam eine gute, aber sie sieht wie bei uns die Mädchen thun, und meint, sie seien alle gleich. Ich habe es dir aber den ersten Augenblick angesehen, daß du nicht bist wie die andern, und deretwegen bist mir gleich so lieb geworden. Deinetwegen reut mich kein Geld, aber es z'Unnutz ausgeben für Nichts und wieder Nichts und nicht wissen, ob du die Sache brauchen kannst und ob sie dich freut, das dünkt mich einfalt und dumm, und ich weiß nicht, ob du mir etwas darauf hast oder nicht? Wenns selb wär, so sags. Sieh, da habe ich eine doppelte Berner-duplone, damit du siehst, daß das Geld mich nicht reut, so

nimm sie; hast was nöthig, so kauf's, sonst behalt sie; irgend wann wird sie wohl gut zu brauchen sein. Ein Ehepfand soll sie nicht sein, nimm sie nur, ich will deretwegen kein Recht; nur damit du siehst, daß mich deinetwegen das Geld nicht reut. Aber so die Neuthaler herumzuwerfen, nur so um sich groß zu machen, das ist eine Sünde, das menschelet nicht, das ist kalberechtig. — Du hast recht, sagte Stüdi, gerade so ists mir auch. — So nimm sie, sagte Christen. — Eine schöne ists, sagte Stüdi, recht luege möchte ich sie gerne, und hier schickt es sich mir nicht, ich will sie mitnehmen; wenn du Langeweile darnach kriegst, so komm und hole sie. — He nun, sagte Christen, das ist guter Bescheid und zBlangen wird mich bald ankommen, wenn du Nichts darwider hast? — Was wollte ich? sagte Stüdi, komm wann du willst. — So sygs, sagte Christen und bot Stüdi die Hand und Stüdi legte die seine hinein und hatte die Augen voll Wasser. Habe ich den Rechten gefunden, dachte es oder bin ich der Narr im Spiel? — Als sie zu den Alten zurückkamen, die hinter einer neuen Halbe Rothen saßen und kein schlecht Gefallen aneinander gefunden hatten, fragte die Wirthin: Nun wo ist der Kram? möchte ihn auch sehen. — Haben Nichts gefunden, sagte Christen, das uns anständig gewesen wäre, was Lumps habe ich nicht mögen und was Rechts war nicht da; ein ander Mal treffs öppe besser, haben wir gedacht. Der Wirthin Gesicht lief auf wie altes Leder in siedender Butter; es mußte brennen in ihr; endlich ließ sie einen tiefen Seufzer los und sagte bloß: ich hulf wir wollten fort; gewöhnlich sind an diesem Abend Leute über Nacht bei uns, und wenn ich nicht daheim bin, so gehts nicht. — Wie sie befehl; sagte Christen, wenn sie noch eine Halbe befehlen wolle, er hätte Durst bekommen, so wolle er unterdessen

heißen anſpannen. — Es wird z'beſt ſein, wo du machen kannſt, ſagte die Mutter ſehr verächtlich. Von der letzten Halbe, ſagte die Wirthin, möge ſie nicht, während dagegen Chriſten herzhaft und fröhlich trank, heiter Abſchied nahm, während der Mutter die Wehmuth zu vorderſt war, daß ſie faſt nicht ſagen konnte, es würde ſie freuen, wenn ſie zuſprächen bei ihnen, wenn ſie einmal dort vorbei kämen, und ſie hätte recht Freud gehabt ſie anzutreffen, hätte ſchon viel von ihnen gehört, aber ſie noch nicht gekannt. Und wenn ſie etwa gefehlt, ſo ſollten ſie es nicht für unzut haben, ſie ſeien gar grob gewohnt, und b'ſunderbar heute hätte Chriſten gethan wie ein Kalli, er wiſſe doch ſonſt ſo grob ane was der Brauch ſei. In höflicher Gegenrede erwiderten die Andern. Die Sonnenbäurin ſagte, ſie hätte b'ſunderbar kurze Zyti gehabt, und Stüdi gab ihr gar freundlich die Hand, und ſagte, wenn es öppe gefehlt, ſo ſolle ſie es nicht zürnen, erpreß hätte es es nicht gemacht, es hätte es öppe nicht im Brauch, Jemand zu beleidigen und ſie dann gar nicht. — Eine Dublone wollte ſie geben, wenn ſie auf freier Straße wäre, ſagte die Wirthin, als ſie auf's Wägeli ſtieg, und bis auf verſchiedenen Wegen die Menge auseinander gelaufen, das Gedränge nachgelaſſen hatte, konnte ſie Nichts ſagen als: Lue, Lue, häb Sorg, häb de tuſig Gottswille nebe us!

Als es endlich ruhiger wurde auf dem Wege, ſagte die Wirthin: Was du mir für einen Verdruß gemacht haſt! wenn ich nicht krank werde, ſo werde ich es nie mehr, es hat mich faſt zerreißen wollen! Da trohlet dir das Glück um die Füße herum und du machſt dr Lappi und ſtreckſt kein Glied darnach aus — kann man auch! Die Kabisgrattäſche werde dir im Kopf ſtecken, aber wohl! die will ich dir austreiben und ſollte ich erpreß Kapuziner müſſen kommen laſſen dafür. — Mutter zürn

doch recht nicht, aber ich habe ein Bestelltes für nächsten Sonntag an der Sonnenhalde bei der Tochter, wenn du Nichts darwider hast; das Meitschi hat mir erlaubt zu kommen. — S'ist nicht möglich, sagte die Wirthin, drehte sich um auf dem Sitze, daß er ganz über Ort kam und schlug die Hände in einander. — Wohl, wohl Mutter, sagte Christen, und ich habe gute Hoffnung, öppe grusam habe ich nicht anhalten müssen. — Du bist doch z'gfelligist Düpfi wo auf Gottes Erdboden lebt. Schenkst dem Meitschi nicht ein, tanzest nicht mit ihm, kramest ihm nicht, machst nüt dr Narr und z'letzt doch ein B'stelltes für den nächsten Sonntag, jetz verstehe ich mich nicht mehr auf die Welt, und auf die Meitscheni erst nicht, das ist doch zu meinen Zeiten anders gewesen! — Nein Mutter, sagte Christen, das ist immer so gewesen, es ist mit den Mädchen gerade wie mit den Fischen, für jeden Fisch muß man was Appartes an der Angel haben: wo die Forelle beißt, da beißt die Barbe nicht, und wo die Barbe beißt, da sieht die Nase nicht neben une — und wo die Nase beißt, spazirt der Alet vorbei, und dazu muß man sich noch wohl achten der Jahreszeit; im Frühling will z. B. die Forelle zarte Würmer und Steinkärtel, gegen Herbst verachtet sie dieses Zeug und will Nichts als Heuschuffel. Gerade so ist bei den Meitschene; sie beißen auch nicht alle an's Gleiche, da muß man nun erfahren, was Jedes liebt, und was für Zeit es ist, das ist die Kunst und wer die kann, dem beißen Alle. — Da lachte die Wirthin, daß sie den Husten kriegte und lange nicht sagen konnte: du bist e donnstigs Kerli, e Spitzbub bist. Aber was hast du dann Dem dargehalten, daß es dir gebissen hat? — Ja lue Mutter, sagte Christen, das kann ich dir noch nicht sagen, wenn Einer was weiß, und er plaudert es aus, ehe die Sache richtig ist, so ist's auch aus

mit dem Glück. Darum laß mich machen, s'Sach kommt gut, ich will wetten mit dir. — Wetten will ich nicht, e Spitzbub biß, g'hörst? ich sag's dir noch einmal. Aber es dünkt mich, der Mutter könntest du das doch sagen, ausbringen würde ich es dir doch nicht. — Darf nicht, Mutter, nicht einmal unserm Herrgott würde ich es sagen, wenn er es nicht schon wüßte. Ich weiß wohl, Mutter, erpreß brächtet ihr mir es nicht aus, aber ung'sinnet entrinnt Einem manchmal etwas, man merkt es nicht, bis es draußen ist. Und noch eins, Grit sagt gar Nichts von dem, was heute begegnet ist, das ist eine Klappertäsche und meint es immer mit denen am besten, bei denen sie zuletzt ist, die wäre im Stande, die ganze Sach in Krebsgang zu bringen und einen Larm zu machen, daß mir von allen Seiten s'bös geredet würde. Ihr wißt ja wie es geht, wenn zwei zusammen wollen, da leert dr Tüfel d'Holl und schickt all Tüfle us für z'lüge und z'verlümde. — Trotz ihrer Freude konnte die Mutter es fast nicht verwerden, daß Christen ohne ihre Hülfe zu einer Frau kommen solle: du wirst die Sache gewiß noch verkegeln, du wirst's erfahren, wie es dir geht, wenn dir Niemand rathet, sagte sie, so oft sie dazu kommen konnte. Und wie wolltest du das so gründlich kennen, was das Meitschi liebt, kennst's ja nicht. — Hab nicht Kummer, Mutter, sagte Christen, wo du und das Grit mich verhandelt haben, hat mich euer Reden gweckt, und da habe ich vernommen, was mir nothig war. — Spitzbub, was du bist! aber es kommt dir doch nicht gut, zähl darauf, sagte die Mutter. — Aber der Mutter Wahrsagen erwahrete sich nicht; Christen ebnete immer mehr die Wege, blieb sich gleich, aß tapfer Erdäpfel und brachte es dahin, daß sie ihm versprachen zu ihnen z'Dorf zu kommen auf d'Gschaui (Beschau), wie man bei solchen Anlaßen zu sagen pflegt.

Als er der Mutter die Nachricht brachte, ſchlug ſie die Hände über dem Kopf zuſammen und ſagte: Nein aber auch, keinem Menſchen hätte ich es geglaubt und wenn mir es der Pfarrer ſelbſt geſagt hätte, daß du ſo etwas zweg brächteſt, aber e Spitzbub biſt, g'hörſt!

Große Mühe hatte Chriſten, die Mutter zu verhindern aus allen Kräften aufzuwarten und alle ihre Kunſt zu einer Mahlzeit zuſammen zu raffen. Dype was üblich ſei, ſolle ſie geben, aber nichts Übertriebenes, ſo wie es in einem braven Bauernhauſe üblich ſei, wenn Dorf komme, aber mehr nicht, die Wirthin ſolle ſie nicht laſſen hervorgucken, ſonſt komm's nicht gut, ſie werfe ihm den Heuwagen noch vor der Einfahrt um. Sie ſolle ihm doch glauben, wenn er es ihnen nicht treffen könnte, ſo hätte er die Sache nicht bis dahin gewerchet. — Sie widerſprach ihm natürlich bis auf den Tag vorher, dann that ſie akurat, wie er es angegeben hatte. Richtig lief auch Alles vortrefflich ab. z'Sonnebure waren mit Allem ausnehmend zufrieden, mit der Aufwart nicht nur, ſondern hauptſächlich mit der Einſicht. Alles war in vortrefflichem Stand, alles Werkzeug doppelt und dreifach vorhanden. Hülle und Fülle in Spycher und Kaſten, da hatte man nicht nöthig, Alles zu Geld zu machen, um den Schulden zu begegnen; daß ſie derſelben keine hatten, weder Weinſchulden noch andere, bewies die Wirthin zum Ueberfluß noch ſchwarz auf weiß. Kurz die Sache ward richtig gemacht und die Verkündigung beſtellt. Lang z'warte trage Nichts ab, ward im Rathe der Weiſen erkannt, wenn man das Geld für die Hochzeit nicht zu leihen brauche und man zu rechter Zeit oppe an ein Trößeli gedacht habe.

Und richtig, ſie hatten recht. Was das für einen Lärm

gab, als die Welt vernahm, daß die reiche Tochter an der Sonnhalde Braut sei, ein weggefangen Bröcklein, und z'Wirths Christen bei der Tannen sei Hochzeiter! Da war's, als ob man mit einem Stecken das Wüsteste alles in der ganzen Welt aufrühre, alle Neidlöcher, alle Lügenlöcher, alle Tüfelsüchtige in allen Herzlöchern der ganzen Welt. Wie Bremsen an ein Roß sich hängen, das durch den Wald läuft, so stob es der Sonnhalde zu, stob der Wirthin zu von allen Seiten, und Jedes, das gestoben kam, machte ein bedenklich Gesicht und sagte, es habe doch noch kommen und sagen wollen, was es vernommen, es sei vielleicht noch nicht zu spät, aber es dürfe es fast nicht sagen. Es ging später die Rede, Eisi aus dem Kabisgrat habe sich selbst auf die Beine gemacht, in Bettlerkleidern und das Grüslichste an der Sonnhalde von Christen gesagt, so daß, wenn alles wahr gewesen wäre, man ihn wenigstens sieben mal köpfen und drei mal hätte hängen müssen. Anfangs wollte es fast kleben in den Ohren und die Sonnenbäurin und die Wirthin wußten nicht recht, was sie glauben sollten und dachten der Sache nach. Als es aber so arg wurde, daß man die Lügen mit Pelzhandschuhen greifen konnte, da wurden sie wieder kaltblütig und ließen die Sachen liegen wo sie lagen und putzten den Leuten tapfer ab; es gutete alsobald.

Zudem that Christen klug, er war viel oben an der Sonnhalde, und wenn man ihn merkte, so kehrten die, welche kamen, um ihn hinunter zu machen, alsobald den Spieß um und rühmten ihn, daß die Schwarten krachten, daß man hätte glauben sollen, seit Vater Abraham sei keiner seines Gleichen auf Erden gewesen. Zudem hatte er immer an den Diensten Fürsprecher, die nicht genug rühmen konnten, wie manierlich er

ſei, Allen behülflich und das Arbeiten verſtehe, wie Keiner Land auf Land ab.

So vermochte die Welt Nichts, vermochte Nichts als ein Zeichen zu thun, wie viel Schlechtes ſei in den verborgenen Löchern, das nur zu Zeiten an's Tageslicht komme, wie viel Ungeziefer nur dann ſich zeigt, wenn Unwetter im Anzuge iſt.

Ungeſtört und ſtill ging die Hochzeit vorbei, ein großes Weſen, wie es damals wohl noch üblich war, das drei Tage dauerte und woran zwei bis dreihundert Gäſte Theil nahmen, wollten ſie nicht machen, Chriſten drang nicht darauf und im Sinne von Sonnebures lag es nicht. Verwandtſchaft und die jungen Burſche ſtellte man ſonſt zufrieden, und ſonſt hatte Niemand darnach zu fragen.

Nach Landesſitte blieb die junge Frau noch ein Paar Wochen bei ihren Eltern, dann führte ſie Chriſten heim und die Mutter übergab ihr alſobald Schlüſſel und Kellen und trat die Meiſterſchaft ab.

Am folgenden Mittag brachte die junge Wirthin eigenhändig das Erdäpfelkörbchen auf den Tiſch und ſagte: Lue jezt, ob ich es hier auch kann und es dir treffe! angewendet habe ich, was ich konnte? — Chriſten nahm lächelnd einen, griff dann aber nach andern Dingen und ließ die Erdäpfel bei Seite. Hab ich es dir nicht getroffen? ſagte die junge Frau, ich habe doch gewiß gemacht, was ich konnte. Lue, die ſind gewiß gut, und las ihm ein halb Dutzend der größten Erdäpfel aus. Da lachte Chriſten merkbarer und ſagte: Häb nit Müh, du guts Fraueli, meine Erdäpfel habe ich vor der Hochzeit gegeſſen, jezt denk ich ſie ein wenig in Ruhe zu laſſen. — Da war's faſt, als ob die junge Frau zur Salzſäule werden wolle; heſt mi bſch...., heſt mi agführt? fragte ſie ganz blaß. — Nein,

lieb Fraueli, das hab ich nicht, aber gemacht für dich zu bekommen, was ich gut glaubte mit Ehren, das habe ich, und das iſt erlaubt, denk ich. Mancher Mann thut groß vor der Hochzeit und iſt nachher ein Gizhund oder er kömmt um ſeine Sache und ſeine Frau hat beidweg bös bei ihm. Ich that klein und armmüthig, weil ihr das gerne ſahet, jetzt wollen wir nicht groß thun, aber weder geizen oder über Nichts kommen, ſondern uns die Sache gönnen, wie wir es öppe können und vermögen, und du ſollſt es gut haben. Mit dem z'Unnuz brauchen will ich dich nicht ärgern, mit Geizen plagſt du mich nicht, zur Sache wollen wir beide ſehen, wie wir es vor Gott verantworten können, aber öppe übertreiben ſelb nicht, wenn man zung ſo anfinge, wie käme es im Alter heraus, ſolche Sachen mehren mit den Jahren.

Aber angeführt haſt du mich, b'ſch . . . . wenn man es ſagen durfte, ſagte Stüdi, doch nicht mehr mit ſo kläglichem Geſichte. — Wäger nicht, Fraueli, wenn Einer buhlet, ſo wendet er Alles an, was er meint, daß gut ſei, macht dr Narr bis ane uſe und Niemand nimmt es ihm übel, wenn er nachher aufhört, z'Gegentheil die Leute würden öppe lachen, wenn er dr Narr ſein Lebtag machen wollte.

So habe ich auch ein wenig dr Narr gemacht mit den Erdäpfeln, aber dich nicht angeführt, b'hütis nein, häuslich bin ich auch aber reich genug ſind wir, daß ich nicht blos Erdäpfel zu eſſen brauche, dr Narr damit zu machen mein Leben lang. Verzeih mir's, reuig ſollſt nicht werden deſſenwegen, im Gegentheil, wenn Gott uns geſund erhält noch 30 Jahre, ſo danſt du mir vielleicht und lacheſt allemal, wenn du daran denkeſt, daß du gemeint, d'Erdäpfel

ſeien d'Hauptſach und Nichts zu brauchen das Wichtigſt auf der Welt.

Und alſo geſchah es auch, es gab ein glücklich Ehepaar, das geſegnet lebte und deſſen Andenken im Segen blieb.

Gedichte von Adolf Stöber.

1.

Eisgang.

Gebrochen iſt des Eiſes Haft,
Die freien Waſſer ſchwellen;
Des Winters lange Zwingherrſchaft
Zerbarſt in lauter Schollen.

Der Winter flüchtet hinterher,
Und auf der letzten Scholle
Fährt ringend ſchon mit ihm daher
Der Lenz, der freimuthvolle.

Er hat den alten Landvogt ſchnell
Zum Land hinausgeſchwungen,
Und iſt — ein freier Wilhelm Tell —
An's Ufergrün geſprungen.

Fahr' wohl, Herr Geßler, fahre wohl,
Und laß das Rachedräuen;
Kehr' nimmer durch der Gaſſe Hohl,
Es möchte dich gereuen!

Der Schütze wacht: wenn noch einmal
Der Landvogt kommt, der alte,
So ſchießt er ihm den Sonnenſtrahl
In's Herz, das eiſigkalte.

2.

Iſtein.

Von Baſel kommt gezogen
In ſtolzem Lauf der Rhein.
Da beugen ſeine Wogen
Zur Rechten plötzlich ein:
An Iſteins Felſenmauer
Zieht hoch der Strom heran,
Und rauſcht zurück mit Schauer,
Und brandet wieder an.

Was lockt ihn da herüber?
Was treibt ihn fort zur Flucht?
Was wird er ernſt und trüber,
Und gräbt ſich tiefe Bucht?
Es liegt an dieſem Strande
Ein todtenſtiller Ort;
Es ragt bis vor zum Rande
Des Dorfes Kirchhof dort.

Und oft — ſo hört' ich ſagen —
Wenn hoch die Waſſer zieh'n,
Wirft hier mit dumpfen Klagen
Der Strom die Todten hin,
Er wirft ſie an's Geſtade
Aus ſeinem Wogenſarg,
Auf daß er ſich entlade
Der Schulden, die er barg.

Da lag wohl auf dem Sande
Schon manches graue Haupt.
Ob dieſem Noth und Schande

Den Lebensmuth geraubt?
Ob Jener ſank in Sünde,
Bis ihn hinunterriß
In ſeine Todesgründe
Der Geiſt der Finſterniß?

Auch manche Jungfrau'nleiche
Lag dort am Felſenhang.
Was war's, du arme Bleiche,
Daß dich die Fluth verſchlang?
Ach! wühlt' in deinem Herzen
Getäuſchter Liebe Gram,
Bis dich, betäubt von Schmerzen,
Verzweiflung übernahm?

Ein Menſch im Todtenhemde —
Was ſtürzt' ihn in die Fluth?
War's eig'ne Schuld, war's fremde,
War's Sturm und Stromes Wuth?
Wer hat wohl ſich're Kunde? —
Die Dörfner fragen's nicht;
Sie denken nur zur Stunde
Der frommen Liebespflicht.

Des Friedhofs Ruheſtätte
Nimmt alle Todten auf,
Die aus dem kalten Bette
Verſtieß der Fluthen Lauf.
Sie richten nicht, ſie ſchweigen;
Dem iſt's anheimgeſtellt,
Dem alle Todten eigen,
Dem Richter aller Welt.

Es ſteht ein Kreuz erhoben
Hoch auf dem Felſengrund,

Es deutet ernſt nach Oben,
Thut Gottes Gnade kund;
Es ſieht die Wellen fliehen
Im raſchen Strom der Zeit,
Und Die vorüberziehen,
Mahnt's an die Ewigkeit.

3.

Baſilius des Großen letzter Tag.

Cäſarea ſank in Trauer, Kappadociens erſte Stadt,
Denn Baſilius der Große liegt darnieder todesmatt.
Um den Hirten klagt die Heerde, um den Vater weinen Arme,
Juden ſelbſt und Heiden trauern um dieß Herz, das Allen warme.

Vor dem Sterbelager ſinnend, kummervoll in ſich gekehrt,
Steht der Arzt, der Jude Joſeph, der den Biſchof hoch verehrt.
Zu den Freunden ſpricht er leiſe: „Gilt! die letzten Kräfte ſtreiten —
Nur ein Schritt noch bis zum Tode! — Gilt, was noth iſt, zu bereiten.“

Doch Baſilius der Große blickt den Arzt erbarmend an;
Säh' er doch des Glaubens Thüre dieſem Freund noch aufgethan!
Und er fragt ihn hoffnungsfreudig: „Meinſt du nicht, der Gott der Chriſten
Könne ſeinem Knecht bis morgen dieſes arme Leben friſten?“

„Nein, erwiedert Joſeph, nimmer wirſt du mehr den Morgen ſeh'n:
Heute noch wird eine Sonne mit der andern untergeh'n.

Hat dein Herz noch eine Sorge für die Heerd' und ihren Frieden,
Eile, Freund! noch eine Stunde, eine nur iſt dir beſchieden."

„Aber wenn ich morgen lebte?" fragt der Biſchof glaubenslicht.
— „Dann will ich des Todes ſterben!" ruft der Arzt voll Zuverſicht.
„Sterben — ja, der Sünde ſterben," meint Baſilius, „Dem zu leben,
Der für dein' und meine Seele ſich an's Kreuz dahingegeben."

„Nun es ſei," gelobt der Jude, „wenn dieß Wort dich tröſten kann:
Biſt du morgen noch lebendig, ja, zur Taufe geh' ich dann;
Denn ein Wunder nur vermag es, neues Licht und neues Leben
Dieſen halberloſchnen Augen, dieſem ſtarren Leib zu geben."

Scheidend drückt er ihm die Rechte. Doch Baſilius betet gleich:
„Herr, bis heut' haſt du geholfen, daß ich kämpfte für dein Reich;
Ach! belebe dieſe Glieder, ſtärke ſie nur wenig Stunden,
Bis mein Freund ſich aus der Irre, o mein Gott! zu dir gefunden."

So voll Inbrunſt, immer heißer, betet er die Nacht entlang;
So von Stund' zu Stunde mächtig hält ihn wach der Liebe Drang.
Sieh', da grauet ſchon der Morgen, ſieh', da leuchtet ſchon die Sonne!
„Ruft den Arzt!" gebeut der Kranke und ſein Antlitz ſtrahlt von Wonne.

Joſeph kommt, doch wähnt er zweifelnd: „Nur zum Todten riefen ſie,
Ob ich vor der theuern Leiche Jeſu beuge Herz und Knie."
Aber nun, von ſeinem Lager lächelt ihm der Freund entgegen,
Ruft in Jeſu Chriſti Namen: „Friede ſei mit dir und Segen!"

Da bekennt er tiefanbetend: „Ja, dein Gott iſt Gott fürwahr,
Iſt der Väter Troſt und Hoffen, iſt Immanuel — Wunderbar!
Mein Gelübde will ich halten, heut' noch um die Taufe bitten,
Ihm, ſammt meinem Haus, mich weihen, der für uns das Kreuz erlitten."

„Freund, ich ſelber will dich taufen," ſo der Todesmatte ſpricht;
Aber trauernd wehrt ihm Joſeph: „Lieber, das vermagſt du nicht."
„Wie? der Heiland," ruft Baſilius, „der mich wunderbar erhalten,
Sollte mich nicht ſtärken können, dieſes Amt noch zu verwalten?"

Joſeph eilt. Es ſchlägt die Stunde. In den Tempel zieht die Schaar,
Alles Volk frohlockt und ſtaunet — denn wer ſteht am Hochaltar?
Sieh', im ſchmucken Biſchofskleide, huldvoll grüßend die Gemeinde,
Steht Baſilius der Große, deſſen Tod ſie ſchon beweinte.

Und in weißem Taufgewande ziehet Joſephs Haus herein,
Weib und Kind und treue Diener, alle wollen Chriſti ſein.
Und der Biſchof weiht ſie alle auf des Welterlöſers Namen,
Segnet ſie und betet brünſtig, und das Volk ſpricht: Amen, Amen!

D'rauf, ihr Bündniß zu beſiegeln, ſtill die Neugeweihten nah'n,
Aus der Hand des treuen Hirten Jeſu Nachtmahl zu empfah'n.
Lobgeſänge, heil'ge Pſalmen tönen durch die hohen Hallen,
Gottes Geiſt erfüllt den Tempel, Gottes Friede wohnt in Allen.

„Bleibt bei Jeſu, lieben Brüder! Heil und Leben hat nur Er,"
Spricht der Biſchof zur Gemeinde von der heil'gen Stätte her.
Feurig ſtrömt noch lang die Rede; plötzlich, eine Himmelsroſe,
Glühlt ſein Antlitz — und vollendet hat Baſilius der Große.

Christenvolk, du königliches, wache auf mit neuem Muth!
Bete glaubenskühn und zeuge, daß der Herr noch Wunder thut;
Bete, daß er neu belebe deine halberstorbnen Glieder,
Bete, daß ihm alle Völker singen ihre Dankeslieder.

Gedichte von K. U. Tanner.

1.

Nahe am Frühling.

O es iſt Nichts als Freudigkeit,
Wenn bei dem erſten Sonnenſchein
Der grüne Specht im Walde ſchreit
Und Vogelzüge ruft herein;
Und wie er an die Stämme ſchlägt,
Prüft er, ob ſich der Frühling regt.

O es iſt Nichts als Freudigkeit,
Wenn nebenbei die Meiſe ſingt,
Und, kehrend nun aus Dunkelheit,
Der Staar die bunten Federn ſchwingt.
Das Schwatzen iſt ſein liebſtes Spiel,
Vom neuen Frühling ſchwatzt er viel.

Wer ſchweigen kann, der ſchweige noch,
Das Hurrah-Klingen iſt zu früh;
Noch zagt der Lenz, — und nahet doch,
Denn ſelbſt der Falter winkt ihm zu:
Wenn auch dich, Lenz, noch Froſt beſchneit,
Nur friſch heraus, es iſt die Zeit!

2.

Das hereinfliegende Schwälblein.

Bis in's Zimmer flatterſt du,
Schwälblein traut, und ſingſt dazu;
Wohl, wo Menſchen friedlich weilen,
Iſt es ſüß, ihr Glück zu theilen!
Wäre Einer traurig wo,
Trillerſt du und pfeifſt ihn froh!

3.

Hinaus in die Ferne.

Schweben hier die Wolken trüber,
Glänzet dort ein Lichtesflug!
Blaue Ferne winkt herüber
Leis, wie ein Gedankenzug,
In den Schmelz der Farbenſtufen
Unſern Schmerz herauszurufen.
Fahr' nur hin, du Nachtgeſelle,
Dort im Fernblau wirſt du helle.

4.

Waldeinſamkeit.

Das wäre Waldeseinſamkeit? —
Der Hain durchſpielt von Sonnenſchein, —
Dies Flüſtern, Säuſeln weit und breit, —
Dies Lichterhüpfen aus und ein, —
Das wäre Waldeseinſamkeit? —

Das wäre Waldeseinſamkeit? —
Dies Sumſen, Flattern über'm Moos, -
Der Vögel heller Wetteſtreit,
Der rings erſchallt aus grünem Schooß, —
Das wäre Waldeseinſamkeit?

Willkommen mir, o Einſamkeit,
Du ſüße Einſamkeit im Wald!
Wie wohl wird mir doch allezeit,
Wie flieht die Traurigkeit ſo bald
In trauter Waldeseinſamkeit.

5.

Was der Sommer ſei.

Was du ſieſt, Sommerzeit?
Biſt ein Sein voll Widerſtreit.
Du biſt Frühling, du biſt Herbſt,
Du treibſt Blüthen, du entfärbſt;
Haſt zwei Kammern wie das Herz,
Herbſtestrauer, Frühlingsſcherz.

6.

Wunſch am Quell.

Bis hinab in's Herz der Quelle
Glänzt auf Moosgrund Sonnenhelle.
Möchte auch in Seelengründen
Sich der Strahl des Lichts entzünden,
Daß daraus die Lebenswelle
Als ein Himmelsnachglanz ſchwelle!

7.

Windsgeräusch in den Zweigen.

Nun der Wind so rauscht und dringt,
Seht die Birke, die sich schwingt,
Sehet sie auf Windes Wegen
Sich voll Anmuth säuselnd regen:
Liebe gibt sich süß gefangen
Und ihr Schmiegen ist ihr Prangen.

8.

Des Mückleins Tanz.

Das Mücklein tanzt im Sonnenschein,
Ein Fünklein kaum, so ist es klein;
Die Mutterreue lockt es mild
Als kleinstes Erdenmondgebild;
So schwebt im Raum es her und hin
An Liebesfaden, die es ziehn.

9.

Im Herbste.

I.

O ihr so späten, sanften Tage!
Des Nebels Meerfluth sinkt und bricht,
Zur Lust verwandelt sich die Klage,
Das Trauern selbst wird Freudenlicht.

Wie ſtill ruht Alles und wie heilig,
Wie opferfeſtlich prangt die Flur!
Zur Sonne ſchaut die Blume eilig,
Die doch dem Tod geboren nur.

Auch du, mein Herz, das längſt gebebet,
Wach auf, wach auf! die Blume winkt!
Vergiß des Glückes, das verſchwebet,
Gedenk des Glücks, das jetzt ſie trinkt!

II.

O wie biſt du farbenmächtig,
Herbſttestag, vor Allen prächtig!
Ganze Berge werden golden,
Roſen wiegend an den Dolden.
Klängen drinnen Frühlingstöne,
Wär' es mehr als Lenzesſchöne;
Traun, Nichts haſt du aufgeſpart,
Ueberreiche Gegenwart!
Doch, o weh, der Nüſſeſpäher
Quakt mich aus dem Traum, der Häher.
Lenz iſt nur ein Sehnſuchtsleben,
Das, o Herbſt, kannſt nie du geben!
Wer ſein Glück zu voll empfängt,
Der wird traurig und beengt.

10.

In der Stille.

In der Stille
Iſt mein Wille
Nur auf Dich, mein Gott, geſtellt;

All mein Ringen, all mein Denken
Strebt in Gott ſich einzuſenken,
Deſſen Hauch mich ſüß umſchwellt.

Seelenfrieden
Iſt beſchieden
Mir, der ſo in Gott ſich wiegt.
O, ihr Schmerzen, Gram und Trauer,
Seid ihr mehr als Mainachtſchauer,
Draus der Tag erglänzt und ſiegt?

11.

Alles iſt Zufall.

Alles, was ich bin und habe,
Iſt nur Zufall, — Zufallsgabe,
Ohne Zufall hätt' ich Nichts;
Alles iſt mir zugefallen,
Zugefallen Alles Allen,
Wie dem Aug' der Strahl des Lichts.

Nicht mein Wiſſen, nicht mein Schaffen,
Nicht mein Meiden, nicht mein Raffen
Hat bewirket, was ich bin;
Alles, was mir je begegnet,
Kam als Zufall zugeregnet,
Ganz als Zufall nahm ich's hin.

Ehe drum ich mußte flehen,
War es weiſe ſchon geſchehen;
Was mich ſegnet und beglückt,

Zugefallen kam's von Oben
Und ſo hab' ich's aufgehoben, —
Als von Gott an's Herz gedrückt.

12.

Verweilen in Gott.

Lebe nur in Gott, o Seele,
Bete dich in Gott hinein,
Dann zergeht, was auch dich quäle,
Und du wirſt voll Freude ſein.
Bete dich in Gott hinein,
Daß du freudig ſeiſt, o Seele!

Freudigkeit in Gott iſt Leben,
Alles andre Sein iſt todt:
Doch ſelbſt dieſem ward gegeben
Noch ein Freudenmorgenroth,
Daß ſich heitre deſſen Noth,
Der da ringt, in Gott zu leben.

Wo du weileſt, ziehen Pfade,
Seele, auf zum Freudenreich,
Und dein Beten hat die Gnade,
Daß du ſuchend ſchaueſt gleich
Nach dem ſüßen Freudenreich
Jene ſüßen Freudenpfade.

Jeden Augenblick des Lebens
Iſt das Reich dir aufgethan:
Keiner ſtehte noch vergebens,

Wer gefleht zu Gott hinan,
Daß ihm werde aufgethan
Solches Freudenreich des Lebens.

Schnell zergeht, was auch dich quäle,
Und du wirſt voll Freude ſein!
Lebe nur in Gott, o Seele,
Bete dich in Gott hinein:
Gottesfreudig wirſt du ſein,
Daß zergeht, was auch dich quäle.

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

I.

Zuruf.

Du willſt des Lebens Laſt nicht tragen,
Nur baden dich im Sonnenſchein;
Im leichten Ungemach verzagen,
Dich faſt ſchon der Verzweiflung weih'n?
Bedenke, wahres Glück genießen
Kann der nur, der den Schmerz erkannt.
Sieh' hin, die ſchönſten Blumen ſprießen
Auf einem recht durchpflügten Land.

Es naht die reichſte Abendfeier,
War nicht der Tag ganz ſonnenklar,
Dann legt ein duft'ger Roſenſchleier
Sich um der Berge Hochaltar.
Welch Glück iſt da dem Thal beſchieden'
O ſchöner Sonnenuntergang!
Wie ſchallt noch durch den Abendfrieden
Der Lerche jubelnder Geſang'!

Laß Dir im Thal das Bildniß zeigen
Des Mannes, der gekämpft, geſtrebt'
Auch ſeiner harrt ein ſel'ges Schweigen,
In dem er, reich befriedigt, lebt.

Er ſiegt, umſonſt war nicht ſein Streben,
Ihn freut, was er im Kampf errang.
Gleicht nicht am Ziele ſolches Leben
Dem ſchönſten Sonnenuntergang?

2.

Auszug.

Es zieh'n mit munterm Spiele
Das heit're Thal entlang
Der frohen Burſche viele;
Wie ſchallt ihr Luſtgeſang!

Die milden Lüfte klingen
Von ihrem Saus und Braus.
Im Laub die Vöglein ſingen
Friſch in das Land hinaus.

Und rings von allen Orten
Ein Jubelruf ertönt.
Die Welt iſt jung geworden,
Die Welt, ſie iſt verſchönt.

Der Abſchied mag nicht ſchmerzen
Den, der von hinnen zieht:
Sonſt kläng' aus ſeinem Herzen
So fröhlich nicht das Lied.

Sonſt würd' er rückwärts blicken
Trotz Jubelruf und Braus
Und Liebesgrüße ſchicken
In ein geliebtes Haus.

Der Abend iſt geſunken
Schon in das Thal hinein;
Schon ſingen, ſchlummertrunken,
Die müden Vögelein.

Schon ſieht der Stern der Liebe
Herab mit bleichem Strahl,
Da ziehet ſtill und trübe
Ein Mädchen durch das Thal.

Matt ſind die Augenſterne,
Als wie verblühtes Glück.
Sie ſeufzt in öde Ferne:
„Ach, nie kehrt er zurück!“

3.

Der größte Schmerz.

Was iſt der größte,
Der tiefſte Schmerz?
Wenn Herzen ſcheiden,
Die nur Ein Herz;
Wenn Augen nimmer
Die Augen ſeh'n
In deren Strahlen
Verklärt ſie ſteh'n;
Wenn ſich die Lippen
So trüb und matt
In Trauer ſchließen,
Gleich welkem Blatt,
Weil ihnen Lippen
Zum Kuſſe nicht

Gutgegen athmen
Im Rosenlicht.
D'rum ist's der größte,
Der tiefste Schmerz,
Wenn Herzen scheiden,
Die nur Ein Herz!

4.

Oktaven.

Gib auf das Leben, du gewinnst das Leben,
Gib auf das Sein, und du gewinnst das Sein!
In einem schönen, gotterfüllten Streben
Wird dein die Welt und auch der Himmel dein.
So lange du der Selbstsucht noch ergeben,
Empfindest du stets neu des Todes Pein.
Wer sich verliert, in Andern sich empfindet,
Nur der allein wird selig, überwindet.

—

Wie lieblich klingt die Stimme treuer Seelen!
Da kommt der Ton mir wie ein Vöglein vor,
Das in der Brust des Andern will erwählen
Die Heimat, die in eigner es verlor.
Sein heit'rer Flug kann nicht des Zwecks verfehlen,
Süß ist die Stelle, die es sich erkor.
Da ruht es aus und weckt im treuen Herzen
Der Liebe Lust, der Wehmuth süße Schmerzen.

—

„Auf Wiederseh'n!" Dies Wort gleicht Frühlingssaaten:
Aus ihnen soll einst gold'ne Frucht erstehn.
Beim Trennungsschmerz ist der gar schlimm berathen,
Dem solche Bilder nicht durch's Innre wehn.

O wohl uns, wenn auf trüben Lebenspfaden
Wie Blumengold es glänzt: „Auf Wiederseh'n!“ —
Blick' auf nach dort! wo Licht und Leben quillet,
Wird auch gewiß der Hoffnungsruf erfüllet.

—

Recht tief hinein seh' ich in blaue Ferne;
Mir iſt, als zög' die Seele mit hinaus,
Als ſuche ſie ſich einen jener Sterne
Für ferne Zeit zum ſtillen Wohnort aus.
Sie folgt dem Zug, dem Ahnungszug ſo gerne:
Ihr iſt die Welt ein weites Vaterhaus.
Sie lauſcht: vielleicht wird ihr ein Gruß geboten
Aus jener Welt von theuern, lieben Todten.

—

Zwei Blüthen küſſen ſich im Sonnenſcheine,
Ein leichtes Sommervöglein ſitzt dabei.
Die Eine ſprach: „Dich lieb' ich, ſei die Meine!“
Darauf die And're: „Ja, dir bleib' ich treu!“
Das Sommervöglein ſcherzte: „Seht, ich meine,
Ich bleibe frei und küſſ' Euch alle Zwei.“
Sieh da! ſieh' da! es hilft kein Widerſtreben,
Dem Schmeichler müſſen beide ſich ergeben.

—

Der Welt gehört mein Denken und mein Handeln,
Nicht darf ſie einen müß'gen Träumer ſeh'n.
Doch nach des Tages Mühen laßt mich wandeln
Zur Blüthenflur, wo duft'ge Blumen ſteh'n!
Laßt immer ſie das inn're Sein umwandeln,
Laßt da das Herz ſein Liebesfeſt begeh'n!
Umſonſt ja läuten nicht die Abendglocken —
Hüllt mich dann ein, der Dichtung Blüthenflocken!

Viſion

von

Friedrich von Tſchudi.

Tief aufathmend von der Beſchwerde des Weges ſtand ich auf dem ſchroffen Felſenvorſprunge in den bunten, hochgewachſenen Kräutern des Gebirges. Hoch über mir ragte nackt und öde die ſtolze Wand der Felſenmauer und hie und da hatte eine Alpenroſe, eine bunte Primel oder die purpurblaue Genziane ſich angewachſen und ſchaute in den ſchwarzblauen Himmel über ihr, der des Berges höchſtes Haupt überwölbte und in die luftige dunkle Tiefe, die unabſehbar zu ihren und meinen Füßen ſchwamm. Gottlob! rief ich aus, da biſt du nun einmal, biſt herausgekommen aus der ſchwülen, giftigen Thalluft, herausgerettet aus dem Elende der elenden Menſchenkinder, dieſer traurigen Schwächlinge, der Selbſtſüchtigen, der Engherzigen und Feigen. Vaterhaus ob meinem Scheitel, Mutterbruſt der reinen, ſtillwaltenden Natur, wie grüße ich dich und ſegne deine klare Einſamkeit! Mit dem letzten Blick in die gewundenen Thäler und auf die kleinen Hütten und dunſtbedeckten Städte werf' ich all mein Elend hin; dir, du ſtiller

Gottesgeiſt, der mich liebend umwaltet, opfere ich meine Sorgen, dir mein warmes Herz, o Gott, mit ſeiner heißen Liebe, nimm ſie an, mein allmächtiger Vater! Ich rief und weinte und rief wieder und drückte die thränenzitternde Wange an das Geſtein. Der Stein wurde naß und blieb kalt und in den Blumen allen rauſchte es und ſie wiegten die Häupter hin und her und ſprachen zu einander in ihren Zungen und hörten nicht auf, mich anzuſchauen als Einen, den ſie bemitleideten. Wußte ich denn, was ſie wollten und verſtand ich ihre leiſen, duftigen Worte?

Und ich ſtand da und ſtand bis ſich die Sonne neigte zum Untergange, denn es war irr und wirr in mir geworden und ich war wie gebannt auf dieſen Felſentritt. Aber als ſie ſich neigte, die Sonne der Welt und meine Sonne, als ſie wehmüthig ihren ſterbenden Mutterblick auf mich heftete und zitterte und niederſank, da hab' ich mich niedergeworfen auf derſelben Stelle, und Bruſt und Angeſicht im kühlen Kraut begraben, weil es über mich kam mit unausſprechlicher Wehmuth und ich mit ihr nicht weiter ziehen konnte, mit meiner Sonne, und auch nicht ſterben mit ihr.

Lange, lange lag ich da; denn es wurde Morgen und Abend und aber Morgen — die Sonne kam nicht wieder. Die Blumen aber kamen alle hernieder von den Felſen und Klüften und ſtanden um mich und waren ſtille geworden und hatten ſtill das elende Menſchenkind angeſchaut, das ſtolz zu ihnen aufgeſtiegen war und nun jammervoll auf ſeinem Angeſichte lag. Aber einmal ſprachen ſie, eine nach der andern, und fragten mich: Lieber, wer biſt du? Lieber, wer biſt du? und ſchwankten verwundert in ſeltſamem Rauſchen mit ihren großen Häuptern.

So haſt du mich niedergeworfen, Sonne, mit deinem erlöſchenden Lebensblick! Ich ſprach es und ſtand auf und ſchaute umher, erwachend aus der Nacht des ſtumpfen Schmerzes und ſchaute gegen Mittag und gegen Abend, welche Stunde es in der Welt ſei. Ruhig wandelten zu meinen Häupten die Geſtirne und ich blickte auf zum Blitzwege der Kaſſiopeja und ſah den Gürtel des Orion erbleichen. Von Morgen wehte ein friſcher, feuchter Wind; Lichtſtrahlen kreuzten am erblaſſenden Nachthimmel und des Oſtens gelbliche Lichter riefen den anbrechenden Tag in die Welt hinein. Da war mir wieder wie mir vorher geweſen, und ich ſtemmte den Fuß auf den Vorſprung; der alte Grimm und die eiſige Härte meines Schmerzes zog durch meine Seele und ich reckte die Hand aus über die Erde, die dalag zu meinen Füßen in der Geburtsſtunde des Tages. Und mächtig fuhr meine Stimme hin über die dämmernden Lande, da ich im Grimm meines Herzens dieſe Worte rief: Wehe dir, du alte Nacht! Nacht der Knechtſchaft, Nacht der Dummheit, Nacht der Bosheit! Wehe dir, Verrätherin des Gotteskindes und der Menſchheit, und wehe, wehe dir, fluchſchwarze Sünde, Unterjocherin des ewigen Geiſtes, die du ihn niederzwingſt zur Erdennacht und den Menſchen zum Teufel machſt oder zum Wurme und elender noch!

Da ſtand mit einem Male ein dünnes Thierchen vor mir, faſt wie ein Affe anzuſehen, voll giftiger, grimmiger Bosheit. Mit hellem Gelächter ging es um mich herum und glotzte mich an und ſetzte ſich auf den äußerſten Felſenrand vor mich hin in die Schwebe ob dem Abgrund und lachte mich wieder an und rief: Biſt du auch Einer von den Trefflichen, die genug bekommen haben da unten? Auch ſo ein Wurm voll Weltſchmerz oder eigener Trübſal, oder ein Menſchenbeglücker, oder ein

Prahlhans, der den Kopf verloren, oder gar ein Philoſoph im Werden? Scheint's ein Bißchen ſchief gegangen da unten, drum heult das Ding hier oben. Bravo! Herz aus dem Leibe und fort mit! Aber wirf dein Bißchen Verſtand hinter drein, Püppchen; iſt doch ſchon aus dem Geleiſe gekommen! und krieche wieder hinunter zu deinen edeln Brüdern, weiters ein Thor mit den andern Thoren! Kaum hatte es ausgeipottet, als ich das grinſende Ding mit einem Fußtritt in die Tiefe ſchleuderte, wo es lachend verſchwand. Und mit neuem Grimme fluchte ich der Ordnung der Dinge und der Geiſter und dem Liebes- und Lebensodem im fühlenden Menſchenherzen als Einer, der ſchwindelnd vorwärts will zum Licht, aber mit dem andern Fuße noch feſtgewurzelt iſt in der Nacht.

Da ſtieg aus der Tiefe des Abgrundes vor mir ein Adler auf mit ſchwarzem Gefieder und drei blutrothen Ringen am Halſe, und faßte meinen Wehruf in die Breite ſeiner Schwingen und rauſchte im mächtigen Flügelſchlage gegen Morgen, da die Sonne aufgehen wollte, — aber die Sonne der Welt ſchoß einen glühenden Blitzſtrahl in das Himmelsgewölbe und ging nicht auf.

Und zwiſchen Nacht und Morgen hing die Erde in zeitloſer Bangigkeit und alle Kreatur ſeufzte des ungebornen Tages.

Nachtgeſtalten ſtiegen aus der Tiefe in wallenden, ſchwarzen Gewanden, anſagend der Menſchheit Elend und goſſen ihre Thränen aus porphyrnen Schaalen vor mir aus. Da wurden Wolken daraus, heiße, ſchwere, dunkle Wolken, die mich eng und enger umlagerten und den Odem von der Lippe mir ſogen, und des Odems Quell in der Bruſt erſtickten. Da raffte ich mich auf von dem Felſentritte und klomm athemlos die nackte Felſenmauer über mir hinan. Kein Puls ſchlug.

kein Nerv zuckte, denn mein Herz war stillgestanden; nur meine Augen leuchteten als zween Diamanten zur Höhe des Gebirges, klar und scharf; doch war es, als könne ich sie nicht schließen.

Ich weiß nicht, wie lange ich gestiegen bin, und fühlte nicht der Zeiten Kommen und Weichen, die keine Sonne maß, denn mein Herz war stille gestanden, aber mit einem Male glühten meine Augen auf — ich war auf dem Gipfel. Keine Hütte und kein Herd, keine Liebe wohnte da und kein Leid; aber Wunderbares ging vor meinem Blicke auf. Die Höhe war in Licht gekleidet als in Himmelslicht und die Engel Gottes stiegen auf und nieder und die Glorie des Dreieinigen umfloß in stiller Herrlichkeit meine zitternden Gebeine.

So stand ich da, getränkt mit der Fülle der unaussprechlichen Güter und die Räthsel der Welt lagen gelöst vor dem Diamantblick meiner Augen, vor der stummen Seele, die in mir zu beben begann. Und es stand vor mir Einer, der keinen Namen hatte; auf dessen Angesicht ruhte die wunderbare Herrlichkeit Gottes. Er hub an und fragte: Wen suchest du, mein Sohn? Bist du nicht ein Pilger noch und hast doch die Pfade gesucht und gefunden, die zur Heimath führen? Herr, Herr! rief ich, und mein Herz ging auf am Odem der ewigen Liebe; ich habe Alles dahin gegeben, auf daß ich dich fände und erkenne, das Höchste und das Tiefste, und habe dahinten gelassen ein arm, blutend Herz. Aber mir ist deine Glorie zu schwer, so stärke mich mit der Fülle deiner maßlosen Kraft, daß ich sie trage. Und er antwortete mir und sprach: Trägest du nicht ein Pilgergewand, mein Sohn? und hast dich vermessen, zu des Herrn Glorie einzugehen und zu türnen mit der Schwere deines betrübten Herzens? Wohne ich nur hie und da? Hast

du meinen Odem nicht gespürt, der alle Geister durchglüht und alle Seelen bewegt? Hast du meinen Gang nicht erkannt, den ich im Menschen wandle, erdenfest, himmelan; nicht meine Ruhe in deinem Schmerz, nicht meinen Sieg in meinem Weh? Armes Kind, losgerissen von der Mutterbrust deiner Zeit; setze deinen Stab ins Weite und eile zurück, daß dich ihr Zorn nicht treffe und du nicht einsam untergehest auf fremden Höhen. Dulde, strebe, bete, liebe! — Sprach's und meine Augen, die leuchtenden, wurden dunkel, der Boden schwamm unter meinen Füßen, meine Gebeine zitterten, mein Herz schlug und ich sank und sank, vom Lichte zur Dämmerung und vom Zwielicht in die Nacht. Da war es mir bange wie einem Büßer. Als ich aber meine Augen wieder hub, war mir wie nach einem traurigen Träumen; zu meinen Häupten die Blitzwege der Kassiopeja und ferne des Orion erbleichender Gürtel und die Welt harrte des Morgens und der schwarze Adler rauschte ostwärts.

Die Sonne der Welt ging auf.

Ich vernahm das Loblied der Creatur und weinte heiße, heiße Thränen. Und nachdem ich auf mein Angesicht gefallen war und die göttliche Liebe und Nothwendigkeit angebetet und mich gedemüthigt hatte, wie ein Kind vor der Gerechtigkeit seines Vaters, lud ich den alten Schmerz auf mich, eine versöhnte Last, setzte den Stab fürder und wandelte in der Geduld der Liebe und in der Demuth der Erkenntniß und in der muthigen Kraft des heiligen Kampfes durch die blühenden Thäler der Menschen, segnend und gesegnet bis auf diese Stunde.

Gedichte von Karl Candidus.

1.

Im Mai.

Wenn im Kirchthurm nun der getreue Hammer
Hold des Maimonds blühende Stunden anſchlägt,
Daß es klangreich wallt durch die heitern Räume,
Feierlich, ſelig,

Und mich all das Glück übermannt, dann däucht mir,
Du umfaſſeſt, Ew'ger, dein Kind, am Buſen
Lieg' ich dir, dein himmliſches Auge ſpreche:
„Bin ich dir gütig?!“

2.

Myſtiſches Frühlingslied.

Jetzt kommt die Roſen-, kommt die Roſenzeit
Jetzt, armes Herze, iſt dein Gott nicht weit.
Sanftes Sauſen
Gehet draußen.

Ja, draus im Garten-, draus im Gartenland
Steht, der im Garten vor Maria ſtand.
Glücklich Herze!
Auf, und ſcherze!

Ach, nun iſt Alles, nun iſt Alles gut!
Schmückt er die Blumen, faſſ' du neuen Muth!
O geh' ſchauen
In den Auen!

Ha, dieſe Lieblich-, dieſe Lieblichkeit
All ſeiner Werke macht das Herze weit!
Spiel' Ihm! Sing' Ihm!
Jauchz' Ihm! Spring' Ihm!

Jetzt kommt die Roſen-, kommt die Roſenzeit:
Jetzt, armes Herze, iſt dein Gott nicht weit.
Sanftes Sauſen
Geht draußen.

Mein Dichten.

Was ich dichte, was ich ſinge,
Ha, die Späne ſind es blos,
Die der Meiſel, den ich ſchwinge,
Wirft herab auf meinen Schooß.

Was ich dichte, was ich ſinge,
Blüthenblätter ſind es nur,
Die der Lenz, mit leichter Schwinge,
Weht auf ſeine ſel'ge Spur.

Doch die Fruchtknoten hangen
Stillverſchloſſen in der Bruſt,
Und die gold'nen Vaſen prangen,
Und mir ſäuſelt ew'ge Luſt.

Aber wie die ſüßen Feigen
Blühen, Niemand ahnet es
Bis ſich erſt die Früchte zeigen,
Alſo du, mein Heiligſtes.

4.

Wiegenlied für einen Müden.

In ſüße Träume wiegt die Poeſie,
O laß dich wiegen, müdes Menſchenkind!
Sie reicht dir Spielzeug und ſie wiegt ſo lind
Und gibt dir wieder was verloren hie.

In ſüße Träume wiegt die Poeſie,
O laß dich wiegen in dein altes Glück!
Unwiederbringliches bringt ſie zurück
Und Unabänderliches ändert ſie.

Die himmliſche, die hohe Poeſie!
Die das geſtillte Kind im Traum beglückt!
O ſeht es ſaugen! Ach, es iſt entrückt
In alte, ſchöne Zeit! Ihm gibt ſie die!

Die himmliſche, die hohe Poeſie!
Die in die Jugendzeit den Greis verſetzt
Im Frühlingsnachttraum, der ihn alſo letzt,
Daß ihm den ganzen Tag, er weiß nicht wie!

In ſüße Träume wiegt die Poeſie,
O laß dich wiegen, müdes Menſchenkind!
Sie reicht dir Spielzeug und ſie wiegt ſo lind
Und gibt dir wieder was verloren hie.

5.

Viſion.

Was iſt das für ein Glanz und Strahl?
Es ſteht verklärt der Todespfahl!
Es ſchlägt der kahle Kreuzſtamm aus
In einen hohen Freiheitsſtrauß!
Sagt, was belebt ihn für ein Saft?
Es iſt der Liebe Wort und Kraft!
Was fließt in ſeinen Adern gut?
Es iſt ein dreimal heilig Blut!

Wie ſteht der Baum ſo heilig kühn!
Wie rauſchet uns der Aeſte Grün!
Des Himmels Lichter glänzen dran
Und Früchte, roſig angethan!
O Weihnachtsbaum, o Sündenholz,
O Lebensſtamm, o Freiheitsſtolz,
Erhebe dich am Strom der Zeit
Voll Himmelskraft und Herrlichkeit!

6.

Das rothe Männlein.

Es liegt ein Dorf im Hochland,
Es liegt auf einem Berg.
Die Funkelbänder ſchimmern
Und flimmern
Beim Spätherbſtabendwerk.

„Mein Sohn, ſo ſpricht die Mutter,
Willſt du nicht ſeh'n einmal
Ob deinen Wieſen 's Waſſer
Der Haſſer
Wohl wieder nahm im Thal?

Wer iſt nur ſo voll Tücke?
Vermaledeite Sach!
Kein Nachbar thut's und immer
Und immer
Verrammt man uns den Bach!"

Schlapphut und Regenmantel
Und Hacke nimmt der Sohn,
Setzt auf den Schooß das Kätzchen
Dem Schätzchen,
Und zieht umlacht davon.

Er ſteigt den Berg hinunter,
Summt für ſich eine Weiſ'.
Der Nachtwind thät durchſtreichen
Die Eichen
Am Bergeshang ſo leis.

Er tritt in eine Helle —
In's weite Männelthal.
Der grauen Berge Massen
Rings blassen
Im grauen Mondenstrahl.

Das Wasser war genommen,
Er richtet's wieder ein.
Die Wässerchen erklangen
Und sangen
Mit Silberstimmelein.

Er kehrt zurück. Da schallet
Gelächter schon von fern.
Es sind zur Kunkelstuben
Die Buben
Gekommen alle gern.

Und auf der Schwelle fand er
Die Liebste steh'n allein.
Er nimmt sie in die Arme
So warme!
Wann wird die Hochzeit sein?

Die jungen Bursche lenzen
Wohl auf der Ofenbank.
Sie rauchen braune Stummeln
Und brummeln
Und treiben losen Schwank.

Die jungen Bräute spinnen
Den Linnen gold vom Berg.
Umdreh'n die jüngern Mädchen
Die Rädchen
Und knotteln das Gewerg.

Schlapphut und Regenmantel
Und Hacke nimmt der Sohn.
„Ich muß hinunter gehen
Und sehen.
's iſt wohl genommen schon.“

„Am End', so spricht die Liebſte,
Thut dir's das Röthelein.“
Er küßt ihr's rothe Sündchen
Vom Mündchen,
Und geht die Wege fein.

Der Mond im Nebelhimmel
Verdämmert umrißlos.
Der Nachtwind thät durchſtreichen
Die Eichen,
Das Laub zur Erde floß.

Das Waſſer war genommen,
Er richtet's wieder ein.
Die Wäſſerchen erklangen
Und ſangen
Mit bangen Stimmelein.

„Ei, den will ich doch kennen,
Der ſo mich narren darf!“
Er ſtieg herüber balde
Zum Walde
Und ſah hinüber ſcharf.

Der Mond im Nebelhimmel
Erloſch jetzt ganz und gar,
So daß in Thales Weite
Und Breite
Kein Ausblick möglich war.

Doch thät ſich's bald erhellen,
Da kehret er zum Bach,
Die Gräben ſind verrammet,
Verſchlammet. —
Er ſteht. — Drauf putzt er jach.

Jach ſtößt es ihn hinunter,
Sein Schrei iſt gleich verhallt.
Der Tiefe iſt ſein Leben
Gegeben.
Rothmännlein kehrt zum Wald.

7.

Melanchthon in Domfeſſel.

Volksſage.

Philippus Melanchthon, der Gottesmann,
Nach Domus vassalorum kam,
Das in deutſch Lothringen iſt gelegen,
Dem Flecken Bockenum zugegen.
Predigt' allda den Mönchen ſehr
Von der reinen evangeliſchen Lehr,
Thät auslegen die heilige Schrift,
Daß ſich bekehrte das ganze Stift,
Und ſoviel allda waren der Kutten,
Die wandten alle ſich zum Guten.
Noch iſt die Kirche da zu ſchauen,
Darin er ſie thät aus dem Groben hauen.
Als ſie nun gingen aus dem Thum,
Sahe ſich Doktor Philippus um,
Wie der Kirche Bauart beſchaffen.
Zeigt ihm da ein Mönch Schlaraffen,

Die, gar artlich in Stein gemetzet,
Auf die Pfeiler waren geſetzet,
Als zum Exempel: ein Uhu,
Eine Sau, ein Storch, ein Fuchs dazu
Und, dreiköpfig, ein Cerberus.
Fragt' ob das nicht ein Aergernuß
Und eitel heidniſche Sach?
Doktor Philippus aber lächelte und ſprach:
„Erweiſt denen das Volk göttliche Ehr?"
Der Mönch: daß deme nicht ſo wär.
Sprach Doktor Philippus: ſo iſt nichts übels dran.
An bloßen Bildern ergetzet ſich jedermann."

Gedichte von K. R. Hagenbach.

1.

Auf den erſten warmen Regen.

Auf den erſten warmen Regen
Kommt der rechte Sonnenſchein,
Kommt der Frühling uns entgegen
Nach des langen Winters Pein.

Auf den erſten warmen Regen
Drängt es ſich hervor mit Macht,
Und es deckt ein Blüthenſegen
Bäum' und Felder über Nacht.

Auf den erſten warmen Regen
Rinnt der letzte Schnee zu Thal,
Und auf weichen Raſenwegen
Ziehn die Lämmer allzumal.

Auf den erſten warmen Regen
Lockt es Jung und Alt hinaus,
Auch die Lahmen, auch die Trägen
Kriechen aus dem Schneckenhaus.

Auf den erſten warmen Regen
Regt ſichs auch in meiner Bruſt,
Und dieß Regen, dieß Bewegen
Deutet auf des Liedes Luſt.

Unter ſanften Wellenſchlägen
Wird das Herz mir warm und weich,
Frühlingsſchauer, Frühlingsregen,
Milder Sonnenſchein zugleich!

O willkommen warmer Regen,
Der befruchtet Herz und Sinn!
Wär' ich um ein Lied verlegen,
Der in Gott ich ſelig bin?

Herr! laß ſtrömen deinen Regen,
Deinen Frühling ſende du,
Gib den reichen Liedersegen
Und das volle Herz dazu!

2.

Offenbarung.

Herr, ohne dich vermag ich Nichts,
Das wird mir täglich offenbarer,
Erſt in der Ruhe deines Lichts
Wird meiner Sehnſucht Himmel klarer;
Nur wo du ſelbſt den Sternen rufſt,
Gehn auf die Sterne, die du ſchufſt.

Du haſt ſie reichlich ausgeſät,
Die Sterne durch des Zweifels Nächte,

Und was kein ſterblich Aug' erſpäht,
Was keines Weiſen Sinn erdächte,
Haſt du nach milder Väter Art,
Herr! deinen Kindern offenbart.

Du ſprachſt es mächtig aus, das Wort,
Auf das die Vorwelt ahnend lauſchte,
Das Wort, das dunkel hie und dort
Des müden Forſchers Ohr umrauſchte,
Das unverſtanden, unbelebt,
Ein Räthſel auf den Zungen ſchwebt.

Du ſprichſt es heut' und morgen aus
Und ewig auf des Herzens Grunde,
Das Wort, das aus des Vaters Haus
Der Sohn uns bracht' als frohe Kunde,
Und wo das Herz nur in ſich geht,
Verſteht es, was geſchrieben ſteht.

Wohl iſt auch mir das Wort der Schrift
Auf wirrem Pfad die beſte Leuchte,
Der Quell, der die verdorrte Trift
Mir neu mit Gottes Thau befeuchte;
Der Anker, der nicht wankt, noch weicht,
Bis wir den ſichern Port erreicht.

Doch nicht auf ſteifem, dürrem Blatt,
In ſtarren Lettern darf es bleiben;
Im Herzen ſucht es ſeine Statt,
Du mußt es ſelbſt ins Herz mir ſchreiben
Mit deiner Liebe Flammenſchrift,
Mit deines Ernſtes ſcharfem Stift.

Du legſt es mir vor Augen klar,
Wie du es ſelber aufgeſchlagen —

Und wo nur Morgendämm'rung war,
Beginnt es hell und groß zu tagen;
Verſtummen muß der Worte Streit
Vor dir, du Wort von Ewigkeit.

Und ob auch fort der Zeiten Sturm
Durch aller Bücher Blätter wehe,
Das eine Wort zernagt kein Wurm,
Ob alle Schrift auch untergehe;
Aufgehen muß der Morgenſtern,*)
Dein Wort in uns, das Wort vom Herrn!

3.

Himmelfahrt.

Himmelwärts den Blick gerichtet,
Wo die Pforten aufgethan,
Wo ſich all das Dunkel lichtet,
Das umzieht die Erdenbahn —
Wo der vielen Räthſel Hülle
Wie ein Nebelſchleier ſinkt,
Wo des Lebens reichſte Fülle
Unſre durſt'ge Seele trinkt.

Dahin, dahin geht das Hoffen,
Dahin unſers Wandels Ziel,
Steht uns dieſer Himmel offen,
Dann iſt Alles nicht zu viel;
Kummer, Leiden, Angſt und Schmerzen,
Kreuz und Spott und Noth und Drang,

*) 2 Petr. 1, 19.

Machen ſie auch bang dem Herzen,
Ewig iſt uns doch nicht bang.

Was bekümmert, was betrübet,
Das verſchwindet mit der Zeit,
Was uns läutert, was uns übet,
Das gehört der Ewigkeit.
Unverwelkt und unvergeſſen
Bleibt es unſer Eigenthum,
Was wird hoffend hier beſeſſen,
Dort iſt's voller Siegesruhm.

Wer will dieſen Ruhm uns ſchänden,
Wer uns rauben dieſen Kranz,
Den wir aus des Siegers Händen
Nehmen dürfen friſch und ganz?
Preis dem Sieger, Preis dem Sohne,
Blutend ſchritt er uns voran,
Herr, gib, daß ich deine Krone,
Daß dein Kreuz ich tragen kann.

4.

Die Theilung.

(Nach dem zweiten Verluſt eines Kindes.)

Wieder eins vom Tod ereilt,
Wieder iſt an uns die Reihe!
Heißt das nicht mit Gott getheilt,
Von den Vieren nur noch Zweie?
Eins an jeder Vaterhand,
Droben zwei im Vaterland!

Zwiſchen Erd' und Himmel ſchlägt
So das Herz in Liebesbangen,
Nach den Lieben droben regt
Sich ein ſehnliches Verlangen,
Und die Lieben auf der Erd'
Sind uns wieder doppelt werth.

Iſt es nicht daſſelbe Herz,
Das um die Entſchwund'nen jammert,
Und mit neuem Liebesſchmerz
Sich an die Geblieb'nen klammert?
Und das bittet: Laß mir doch,
Lieber Gott! die beiden noch.

Iſt es nicht daſſelbe Herz,
Das, wenn's ſchmerzlich ausgeblutet,
Sich ermannet himmelwärts,
Und in Sehnſucht überfluthet,
Und ſich freut: ſo hab' ich doch
Droben zwei der Lieben noch?

Nun es geh, wie Gott es will;
Liebe ſoll die Wage halten,
Soll gen Himmel ſeufzen ſtill,
Soll auf Erden fröhlich walten;
Liebe hält das Gleichgewicht,
Liebe weicht im Tode nicht.

5.

Am Murtenſee.

Ob noch ſo klar und heiter
Dein glatter Spiegel lacht,

Der iſt es nicht, der weiter
Das enge Herz mir macht;
Wie ſollt' ich an dem Flachen
In flacher Luſt mich freu'n,
Kann doch ein ſtetes Lachen
Mir nur den Schmerz erneu'n!

Was mir den Sinn erheitert
Iſt wohl des Spiegels Glanz,
Doch was das Herz erweitert,
Das iſt der Berge Kranz,
Den Gottes Hand gewoben
Aus lauter Silberſchein,
Und der ſo ſtolz von oben
Ragt in die Fluth hinein.

Der iſt es, der im Stillen
Die hohe Weihe gibt,
Daß um des Großen willen
Man auch das Kleine liebt.
Erſt durch die ſtolzen Firnen
Gewinnt der See Geſtalt,
Und an den mächt'gen Stirnen
Die Gegend ihren Halt.

Nun ruht das Auge ſicher
Auf feſtem Hintergrund:
Und ernſter, feierlicher
Thut ſich die Schöpfung kund;
Nun iſt gelöst das Siegel,
Und wie aus heil'ger Tauf'
Steigt aus des Sees Spiegel
Ein Himmelsgruß mir auf.

6.

Der alte Ziethen.

Der König macht' ein großes Mahl,
Es war Charfreitag eben;
Der König hatt 'nen General,
Der war ihm treu ergeben.

Wer kennt den tapfern Ziethen nicht
An seinen grauen Haaren?
Nicht an den Schwarren im Gesicht
Den Meister der Husaren?

Der, wie er Allen stets voraus,
Wo Schuß und Hiebe fallen,
Der soll auch bei dem Königsschmaus
Der Erste sein von Allen.

So will's des Königs Majestät;
Doch also läßt der Ziethen,
Wie's eben ihm um's Herze steht,
Dem hohen Wirth entbieten:

„Charfreitag ist's: von seinem Thron
Hat mich der Gott der Gnaden,
Mich heute mein Erlöser schon
Zu seinem Tisch geladen!" —

Und wieder gab ein großes Mahl
Der König seinen Degen,
Und Ziethen auch, der General,
Ist frisch und froh zugegen.

Der Becher kreiſt in wilder Luſt,
Die Geiſter ſind im Schwunge,
Es lüftet freier ſich die Bruſt,
Und leichter wird die Zunge.

Champagner knallt; es ſchießt der Witz
Des Königs Blitz auf Blitze;
Denn unter Allen leuchtet Fritz
Mit ſeines Geiſtes Witze.

Doch wehe! wenn des Witzes Spiel
In frechen Spott ſich endet,
Doch wehe! wenn des Blitzes Ziel
Sich nach dem Himmel wendet.

„Sieh da! mein frommer General,
Ziethen, ſei Er willkommen;
Wie iſt Ihm denn das Abendmahl
Von Seinem Herrn bekommen!“

Und laut erſchallt im Königsſaal
Ein wieherndes Gelächter;
Denn auch der Dümmſte fühlt einmal
Sich witzig als Verächter.

Den alten Ziethen irrt es nicht;
Stolz hebt er ſich vom Sitze,
Den edeln Zorn im Angeſicht,
Im Auge Schlachtenblitze.

Und vor den König tritt er hin
In ſeinen grauen Haaren,
Herr! daß ich keine Memme bin,
Haſt du bei Prag erfahren.

Dem Tod hab' ich in's Aug geſchaut
Bei Hennersdorf und Leuthen,
In deinem Dienſt bin ich ergraut:
All das will Nichts bedeuten.

Und willſt du meinen Kopf, ich leg'
Ihn heute dir zu Füßen,
Doch Einem wirſt in alleweg
Auch du dich beugen müſſen.

Der iſt's, der in dem Schlachtendrang
Mich trug auf Adlersflügeln,
Der mir die Siegesfahne ſchwang
Auf blut'gen Leichenhügeln:

Der über Schutt und Tod und Graus
Dein treues Heer geführet —
Herr! iſt's mit dieſem Glauben aus,
Dann haſt du ausregieret.

Der König hört's, der König ſchweigt,
Verſtummt iſt das Gelächter;
Vor ſeinem König ſteht geneigt
Der königliche Fechter.

Der König faßt ihn bei der Hand:
„O Glücklicher! nicht rauben
Will ſolchen Glauben ich dem Land,
Bleib' Er bei Seinem Glauben!"

Lieder von Auguſt Vodnagel.

1.

Der Mond hat mit der Nachtigall
Die ganze Nacht verlehret,
Das war ein Glanz, das war ein Schall,
So ſelig unverwehret.

Wie hab' ich mit Bedacht gelauſcht!
Ich mochte gern erfragen,
Was er im Zwiegeſpräch ertauſcht,
Und was ſie hab' zu klagen.

Da ſprach die Sängerin der Nacht:
Sollſt dich zur Ruhe geben,
Wir wollen unſers Liedes Pracht
In deine Träume weben.

Denn uns verſtehen wirſt du nicht,
Magſt auch zu tode dich müden,
Ein Räthſel bleibt, wie Klang und Licht
All in einander ſprühen.

O ſei nicht ſtolz, weil du begreifſt,
Was ewig uns verborgen:
Je weiter du zur Ferne ſchweifſt,
Je größer deine Sorgen.

O Menſchenkind! o traurig Loos!
Willſt du es noch nicht faſſen?
Du ringſt dich von der Erde los,
Sie wird dich nimmer laſſen!

Du ſehneſt dich von hier nach dort,
Nach unbekannten Räumen,
Und wüßteſt du — doch ſchlummre fort,
Wir ſtören nicht dein Träumen!

2.

So laß mich ſtets an deinen Lippen hängen,
O wehre nie dem wonnigen Genuß!
Kein Roſenblatt darf zwiſchen uns ſich drängen —
Das iſt, mein Kind, ein ſeelenſel'ger Kuß.

Das iſt ein Wort, wie keins noch ward erſonnen,
So lang ein Menſchengeiſt den Laut verſteht;
Das iſt ein Lied, wie keins noch ward begonnen,
So lang ein Dichter unterm Monde geht.

Das iſt ein Leben, wie nur der empfunden,
Der, was des Staubes iſt, in Staub hinwarf,
Das iſt ein Tod in tauſend ſüßen Wunden,
Der ohne Grauen ſtündlich nahen darf.

Aus meinen Thränen kann ich dich nicht ſehen —
O wehre nicht den wonnigen Genuß!
Laß mich an deinen Lippen gar vergehen,
Das iſt, mein Kind, ein ſeelenſel'ger Kuß!

3.

Laßt die Lebensfackel glüh'n!
Stimmt in frohe Lieder!
Heute zechen wir einmal,
Und wer weiß, wann wieder?

Nur ein jämmerliches Ding
Iſt's ums Menſchenleben.
Heute zechen wir einmal,
Hoch und hoch die Reben!

Mag die Welt, ſie wandelt ſtets,
In die Weite geben!
Heute zechen wir einmal,
Laßt die Welt ſich drehen!

Mag an Geld und Edelſtein
Liebchen ſich verkaufen!
Heute zechen wir einmal,
Laßt das Mädchen laufen!

Wird der Freund, das alte Haus,
Mit der Weisheit winken:
Heute zechen wir einmal,
Auch der Freund ſoll trinken!

Grollt der Wirth und will ſich nicht
Länger mehr gedulden:
Heute zechen wir einmal
Auf die alten Schulden!

Brüder, füllt mir dieses Glas!
Stimmt in frohe Lieder!
Heute zechen wir einmal,
Und wer weiß, wann wieder?

Volkssagen und Legenden aus der Bretagne.

In keiner Provinz Frankreichs hat sich der alte Volkscharakter so treu und vollständig erhalten, als in der Bretagne. Inmitten dieses Reichthums an druidischen Denkmälern, wie sie sonst nirgends zu finden, dieser Dolmen, Feenschlösser, Feensäle, Feengärten u. s. w., wohnt ein einfaches, tiefpoetisches Volk, das mit Innigkeit an seiner alten Sprache, seinen Liedern, Sagen, Spielen und Ueberlieferungen hängt. Die ältere Poesie der Bretagne bietet einen herrlichen Schatz von dramatischen, epischen und lyrischen Dichtungen dar, besonders von Volksliedern, ernsten und heitern Tones, wie sie wenige Provinzen aufweisen können; die ernsten namentlich enthalten eine Fülle von Poesie, die uns um so rührender anschlägt, als die Darstellung so kunstlos, einfach und ohne allen Anspruch ist. Bis auf die jüngste Zeit besingt der Bretagner, was ihn und die Seinigen, was sein Land und sein Volk an Leid und Freude berührt. Die Bettler singen es weiter auf den Straßen und tragen es von Dorf zu Dorf;

die Hirten rufen sich's zu über die Hügel; die Fischer an der Meeresküste lassen es weithin über die Wogen ertönen. Auch die Sage spinnt noch ihren goldenen Faden fort, Heidnisches und Christliches, Erfindung und Wahrheit verbindend und oft auf die seltsamste Weise vermengend. Durch Mittheilung einiger der originellsten Volkssagen und Legenden, aus älterer Zeit, möchten wir in unsern Lesern den Wunsch rege machen, sich näher mit diesem interessanten Volke bekannt zu machen. Ausführlicheres finden sie in folgenden Schriften: Les derniers Bretons, par Em. Souvestre; Barzas-Breis, par de Cavillemarqué und hinsichtlich der Legenden in Dom Lobineau, la vie des Saintes de la Bretagne. Treffliche Angaben über die Feen der Bretagne theilt Dr. Heinrich Schreiber in seiner Monographie: Ueber die Feen in Europa, mit. In unserer Bearbeitung folgen wir meistens der Schrift von Em. Souvestre.

Die Poulpikans und die Feen.

Die Poulpikans sind die Männer der Feen und werden als Geister der Erde angesehen; ihre Wohnsitze sind in der Bretagne überall wo sich druidische Denkmäler befinden; sie werden meistens als neckische Gesellen geschildert, welche den einsamen Wanderer, der sie beim Trunk am frischen Quelle stört, verfolgen; mit ihren Glöckchen die Hirtenknaben im Walde irre leiten, wenn sie eine verlorene Ziege aufsuchen; die Mädchen, welche Abends zu spät vom Nachtgebete oder der Spinnstube heimkehren, mit starken Armen bei den Schultern fassen und küssen. In Winternächten, wenn Nachbarn und Freunde um den knisternden Heerd versammelt sind, hört man manchmal grelle,

ſchneidende Laute. Unerfahrene Jugend ſagt dann wohl: das Brunnenrad im Hofe ſchreit, oder: die Flügel der Windmühle knarren; allein die Alten ſchütteln bedenklich die Köpfe und wiſſen's daß es die Poulpikans ſind, die ſich zurufen und zum Rundetanz um die Cromlech's oder Dolmen des Hügels ſammeln. Wer fromm und züchtig iſt, hütet ſich wohl das Haus zu verlaſſen; man ſpricht ein ſtilles Gebet und ſtellt, bevor man ſich zu Bette legt, ein Töpflein mit Hirſe davor, denn wenn die Geiſter zu nächtlichem Beſuche kommen, ſo ſtoßen ſie das Töpflein um, und müſſen Korn um Korn aufleſen, was ſie die ganze Nacht über aufhält, ermüdet, und zum Rückzuge zwingt.

Höchſt gefährlich iſt es auch neugeborne Kinder allein in der Wiege zu laſſen, ohne daß eine ältere Perſon bei ihnen wacht. Katharine Cloar vernachläßigte einſt dieſe Vorſicht, da kam eine Fee, ſah den weißen Säugling, mit dem roſigen Munde und den blauen Augen, wurde lüſtern nach dem ſchönen Menſchenkinde und nahm es, nachdem ſie ihren kleinen Poulpikan an deſſen Stelle gelegt; der war häßlich ſchwarz und bös wie eine Katze. Die Mutter kam zurück, vermuthete nichts Uebels und ſäugte den Wechſelbalg. Allein ſo alt er auch wurde, wuchs er immer nicht und wurde von Tag zu Tage ſchlimmer. Wenn er die Kühe auf der Wieſe hütete, befeſtete er ihnen einen Dornzweig an den Schweif und lachte hell auf, wenn ſie halbtoll davonliefen.

In ſeiner Nachbarſchaft wohnte ein Mägdlein, das einem Knaben hold war; wenn nun das Liebespärchen im Zwielicht hinter der Mauer koſte, lief er an ihm vorüber und rief überlaut: Gi guten Abend, Ninorch Cosquer! ei guten Abend, Peter Poulou, wenn ſteckt ihr das ſilberne Ringlein an den Finger?

Auf sein Geschrei kam dann des Magdleins Mutter unter die Thürschwelle und rief ihrer Tochter; die floh erschrocken. Der Unhold aber lief das Thal hinunter und weithin hörte man ihn pfeifen und schrillen wie eine Grille im Kornfeld.

Katharina Cloar war es ein großes Kreuz, daß ihr Sohn immer so klein blieb und nur an Bosheit zunahm. Oft sagte sie zu ihrem Manne, wenn sie beim Feuer saßen:

Die heilige Anna segne uns! Dieses Kind ist nicht unser, es ist zu klein an Körper und zu verschlagen an Geist.

Cloar streckte dann seine rauhen Hände gegen das Feuer aus, nahm die Pfeife aus dem Mund, spuckte in die Gluth, brummte in den Bart und sprach weiter nichts: dies war so seine Art zu antworten. Seine arme Frau aber litt überaus. Endlich entdeckte sie das längst geahnte Geheimniß.

Eines Abends saß der kleine Poulpikan allein in der Stube; der Regen prasselte und der Wind schlug an die Fenster, da pochte plötzlich eine Hand an dasselbe und eine grobe Stimme rief:

— Habt er kein Vieh zu verhandeln?

Es war der Metzger von Vannes, der trotz des Regens anfragte ob nicht ein guter Handel zu machen sei. Er war in einen großen, blauen Mantel eingehüllt, und stand zwischen seinem Pferde und einem Kalbe, so daß, als der Poulpikan das Fenster öffnete, die drei Köpfe ihn allzumal anklotzten. Erschrocken warf er das Fenster zu und rief: — „Ich habe die Eichel gesehn vor der Eiche, und sowas hab' ich noch nie gesehn!"

Der Metzger zog sich verblüfft zurück. Einige Tage darauf traf er Katharina Cloar an und erzählte ihr was er gehört. Diese wurde dadurch in ihrem Argwohne bestärkt, und beschloß sich vollends zu überzeugen. Denselben Tag, als

der Unhold eben abwesend war, kaufte sie hundert Eier, zerbrach sie und reihte sie vor den Heerd, wie einen Zug von Priestern in weißen Chorhemden, bei der schönen Frohnleichnamsprozession. Als sie nun die Stimme des Poulpikans vernahm, verbarg sie sich. Dieser trat herein und als er die Eier dergestalt ausgelegt sah, rief er:

— „Ich habe die Eichel gesehn vor der Eiche, und so was hab' ich noch nie gesehn!"

Katharina hörte diese Worte und hatte nun keinen Zweifel mehr. Abends erzählte sie Alles ihrem Manne und beide beschlossen den Kleinen zu tödten, der durchaus ein Wechselbalg und Unhold sein müsse. Sie wollten eben ihren Anschlag ausführen, als die Fee hereintrat und einen schönen Knaben bei der Hand hielt. — Da ist euer Sohn, den ich im Dolmen Tir-Forden mit Wurzeln und Kohlen ernährt habe; ihr seht, er ist schön und fröhlich; nehmt ihn und gebt mir meinen Poulpikan zurück!

Das soll den Müttern zur Lehre dienen, welche ihre Säuglinge allein in der Wiege zurücklassen.

Die Mary-Morgan.

Bei Vannes, im Herzogensee haust eine Wassernixe, eine Mary-Morgan, die Abends im letzten Sonnenstrahl manchmal aus der Fluth taucht; ihre weißen Glieder glänzen wunderbar, wenn sie ihre langen grünen Haare flechtet. Ein Soldat sah sie einst auf dem Felsen am Ufer sitzen; von ihren Reizen angelockt, nahte er sich ihr; allein in demselben Augenblick fasste sie ihn in ihre Arme und verschwand mit ihm unter dem

Waſſer. Von Mary-Morgan erzählt das Volk folgende Geſchichte:

Eine wunderſchöne Prinzeſſin, welcher der Herzogenſee gehörte, wurde von einem reichen Ritter geliebt; der Eigenthümer des Weihers von Plaiſance war: allein ſie wollte ihm ihre Hand nicht geben. Auf die vielſeitigen Bewerbungen des Ritters ſagte ſie endlich einmal zu ihm:

Ich will die Eurige ſein, ſobald der See von Plaiſance in den Herzogenſee laufen wird.

Sie glaubte eine unmögliche Bedingung gemacht zu haben; der Ritter aber ſcheute keine Bemühung, kein Opfer; er ließ einen Waſſergang graben und vereinigte beide Seen.

Eines Tages lud er ſeine Dame zu einem Feſt auf ſeinem Schloſſe ein und führte ſie auf einem Nachen vom See von Plaiſance bis in den Herzogenſee.

— Ich habe eure Bedingung erfüllt, ſchöne Dame, ſagte er von Freuden ſtrahlend; erfüllt nun auch euer Verſprechen.

Da ergriff die Prinzeſſin ein tiefer Schmerz, es war ihr unmöglich Leib und Seele einem Manne zu ſchenken, der ihre Liebe nicht hatte, während ſie im ſtillen Herzen einem andern hold war. In ihrer Verzweiflung ſchritt ſie zum Rande des Schiffleins, ſtürzte ſich in die Wellen, und kam nimmer zum Vorſchein.

Seit jenem Tage aber ſieht man eine Mary-Morgan im Herzogenſee. Sie iſt ſchon wie der Tag und im Abendſtrahl, oder an warmen Sommermorgen, ſitzt ſie auf den Felſen am Ufer, kämmt ihr langes Haar und flechtet Kränze von gelben Waſſerlilien.

Das Reden der Thiere.

Zur Erinnerung an den Ochsen und den Esel, welche bei der Geburt des Heilandes im Stalle zu Bethlehem standen und der Macht des Gottes und Herrn der Welt huldigten, erhielten die Thiere die Gabe in der Nacht vor dem heiligen Christfeste in menschlicher Sprache zu reden.

In jener Nacht wankte einst ein Bauer von Noyal, welcher ein wildes, wüstes Leben führte, Gott und Menschen zum Mißfallen, betrunken nach Hause. Unvermögend die Thürschlempe seiner Wohnung zu finden, stieß er den Stall auf und fiel bei seinem Gespann Ochsen nieder.

Da sprach ein Ochs zum andern:

Was machen wir morgen?

Der andere antwortete:

Wir ziehen unsern Herrn unter die Erde.

Bei diesen Worten fuhr der Bauer zornig aus seinem Taumel auf und schrie:

Du lügst, verdammtes Vieh!

In seiner Wuth wollte er ein Beil ergreifen und über das Thier herfallen, allein er führte den Streich nach seinem eigenen Leibe und stürzte todt zu Boden, und so war die Rede der Ochsen erfüllt.

Der arme Jüngling.

In der untern Bretagne herrschte vor langer Zeit zu Anfang des Spätjahrs eine bösartige Seuche. Einem armen frommen Jüngling starben Eltern, Geschwister, Verwandte und Nachbarn, nach und nach alle weg und Elend über Elend

brach auf ihn los. Da er noch jung war, wagte er es nicht zu betteln, und doch war er zum Arbeiten zu schwach und hatte auch das nöthige Feldgeräthe nicht dazu, ja nicht einmal hinreichende Kleidung, seine Blöße zu bedecken. Gute Leute brachten ihm Speise zu; andere aber traten mit Härte und Spott vor sein Lager und riefen ihm zu: Steh auf und schaffe!

Der arme Jüngling trug Härte und Spott geduldig, schaute mit inbrünstigem Blicke zum geweihten Bildniß der heiligen Jungfrau empor und betete.

Ein reicher Bauer des Landes hörte von ihm und kam zu ihm. Komm und arbeite bei mir, sagte er. Ach, antwortete der arme Jüngling, ich habe ja keine Kleider, meine Blöße zu bedecken und weder Schaufel noch Hacke, um im Felde zu arbeiten. Willst du mir aber vier Thaler leihen, so will ich von früh Morgens bis spät Abends schaffen, damit ich dir sie abverdienen könne.

Der Bauer gab ihm das verlangte Geld und er kaufte sich was ihm nöthig war. Er arbeitete auch treu und fleißig, wenn auch der Schweiß von seinem Gesichte lief und seine Hand zitterte. Allein eines Tages erschien er nicht zur Frühstunde bei der Arbeit, und da er gewöhnlich der erste war, wunderten sich die übrigen Knechte und Taglöhner gar sehr. Zuletzt begaben sie sich in sein niederes Kämmerlein und fanden ihn todt auf dem Stroh liegen, in ein Bahrtuch gehüllt, als sollte er begraben werden. Der reiche Bauer war unterdessen auch gekommen, und als er den todten Jüngling da liegen sah, gedachte er daß er ihm seine Schuld noch immer nicht zurückerstattet hatte und in seiner Hartherzigkeit verfluchte er ihn und rief: Nein, seine Seele darf nicht eher ins Paradies kommen, bis er mir zurückgegeben was ich ihm geliehen habe.

Schrecken und Entrüſtung überfiel die Anweſenden und ſich kreuzend wichen ſie davon.

Die heilige Jungfrau, welcher der arme Jüngling ſtets ſo treu und fromm gedient hatte, erlaubte ſeiner Seele, die eben zur Ewigkeit aufgeſtiegen war, wieder in den Leib zu kehren, damit er arbeiten könne und der Fluch des reichen Bauern vernichtet würde.

Der arme Jüngling begab ſich ſomit zu ſeinem Meiſter und verlangt Arbeit; er leiſtet dreimal ſoviel als der ſtärkſte Knecht. Allein jedesmal, wenn die andern ihre Mahlzeit hielten, zog er ſich zurück, legte ſeinen Mund an die Erde und trug ſeinen ſtillen Kummer. Das war dem reichen Bauern ſeltſam und er ging zu dem Geiſtlichen und ſagte zu ihm: Herr Rector, ich habe einen Arbeiter, der arbeitet dreimal ſo viel als der ſtärkſte Knecht, aber er ißt nicht und trinkt nicht.

Als der Geiſtliche auf's Feld kam, erkannte er ſogleich, mit Gottes Gnade, daß der arme Jüngling ein Geiſt ſei. Ich beſchwöre dich, ſprach er, ſage mir, biſt du nicht derſelbe, deſſen Leib ich vor acht Tagen begraben habe? was ſuchſt du hier? und was kann dich erlöſen?

Ich war dem Meiſter vier Thaler ſchuldig, antwortete der arme Jüngling, und will ſie ihm noch abverdienen, damit ich zur ewigen Ruh gelange.

Arme Seele, du ſollſt acht Thaler haben, ſtatt vier, damit du erlöst werdeſt!

Ach, ich kann nicht allein zum Himmel emporſteigen, mein guter Engel muß mir die Gnade verkündigen, ſeufzte der Jüngling. Betet doch für mich und morgen zur ſelben Stunde will ich für euch im Himmel beten.

Der Rector holte das Geld. Der arme Jüngling empfing

es und schon streckte der reiche Bauer die Hand darnach aus, da durchzuckte ihn plötzlich ein fürchterlicher Schmerz und Feuergluth verzehrte seinen rechten Arm bis an die Schulter. Das Geld fiel auf die Erde. Der Jüngling strahlte von himmlischer Lust. Lebt wohl, Herr Rector, sagte er, jetzt gehe ich zur Freude ein und bete für euch zu unserm Herrn Jesu Christo.

Das Mährchen vom listigen Moustache.

Im Flecken Corlay lebte ein Knabe Namens Moustache; er war noch sehr jung, als ihm schon Vater und Mutter starben. Sein Oheim nahm ihn zu sich, bei dem wuchs er auf, war aber stets von den übrigen Kindern des Hauses getrennt, denn man liebte ihn nicht. Er bekam schmale Bissen und wenn die andern lustig am Tische saßen und Kuchen von Schwarzmehl verzehrten, sah er ihnen vor dem Fenster zu und der Mund wässerte ihm gewaltig darnach, allein er mußte mit leerem Magen abziehen. Trotz diesem führte der Bube ein unbekümmertes Leben und sang fröhlich in den Tag hinein, wie eine Lerche in den Himmel; er sah schon gerne schöne Mägdlein und war dem Feuerweine (Branntwein) hold, wenn er dazu kommen konnte.

Eines Tages jedoch kam's ihm in den Sinn, sein Glück im fremden Lande zu versuchen. Er sagte Niemanden ein Wort davon, nahm an einem schönen Morgen sein Quersäckchen auf den Rücken, nachdem er es mit Brod gefüllt, ergriff seinen Rosenkranz und seinen Stock und schritt keck Muthes von dannen. Nachdem er den Flecken verlassen hatte und die Häuser und der Kirchthurm ihm nachschauten, wurde es ihm denn doch schwer um's Herz und die Thränen liefen

ihm wie große Regentropfen die Wangen herab; sobald ihm aber ein Wald die Kirchthurmspitze verhüllte, begann er lautsingend fortzuwandern.

So gieng er während eines halben Tages rasch dahin und als er müde wurde, setzte er sich bei einem Kreuze nieder und fieng an in sein Brod zu beißen. Siehe, da kamen plötzlich drei arme Reisende und der erste von ihnen sprach:

— Guten Tag, lieber Herr, wir sind arme Gottesleute und haben Hunger, gebt uns doch etwas in Jesu Christi Namen!

Ein guter Christ kann auf diesen Namen nichts verweigern, sagte Mousache; nehmt, hier ist Alles, was ich habe.

Kaum hat er ausgeredet, als die drei Bettler plötzlich in hellem Lichte funkelten; ihre armseligen Lumpen waren in schöne, goldgestickte Gewänder verwandelt worden, und Einer von ihnen sprach:

— Dank, mein wackerer Junge. Ich bin Christus, und diese hier sind der heilige Petrus und der heilige Paulus, meine treuen Diener. Thue drei Wünsche, und sie sollen dir alsobald in Erfüllung gehn.

Fordere einen Platz im Himmel, flüsterte ihm Petrus heimlich zu.

Mousache hörte ihn aber nicht an.

— Sohn Gottes, sagte er, indem er das Käppchen vor dem Heiland abzog, weil du doch so gütig bist, mir drei Wünsche zu gewähren, so verlange ich: ein schönes Weib, das mein eigen sei, ein Kartenspiel, das immer gewinnt, und einen Sack, in den ich den Teufel einsperren könne.

— Deine drei Wünsche sollen erfüllt werden, sagte Christus; zieh jetzt hin in Frieden.

Alsobald verschwanden die Reisenden, Moustache warf seinen pen-bas (Quersack) auf den Rücken und gieng weiter.

Bald sah er ein herrliches Schloß vor sich liegen, mit einem großen Taubenhaus, und rings herum zog sich ein Lustwald. Er klopfte an der Pforte an, um zu fragen, ob man ihn nicht in Dienst nehmen wolle. Eine alte Frau machte ihm auf, und als sie ihn erblickte, rief sie ihm zu:

— Herr Jesus! mein schöner Junge, was willst du hier? Willst du vielleicht auch um die junge Prinzessin freien? Ich rathe dir, laß die weißen Blüten an der Hecke hangen, denn drunter sind Dornen, die reißen dir die Hände wund.

Moustache wußte nicht, was die Alte faselte. Bald aber erfuhr er, daß das Schloß verwünscht sei und daß der Fürst, welcher es bewohnte, demjenigen, der die bösen Geister vertreiben würde, seine Tochter „Dornsträuchlein" (Gars spern) versprochen habe, und die sei so schön wie die Sterne.

Moustache ließ das Weib kaum ausreden und zeigte sich sogleich willig, das Abenteuer zu bestehn.

Nun führte ihn die Alte in ein großes Gemach des Schlosses, das ringsum mit rothen Tapeten versehn war. Im Hintergrunde stand ein ungeheures Bett und unter demselben eine große Reihe von Fußbekleidungen aller Art, welche den unglücklichen Opfern angehört, welche gehofft hatten, das Schloß vom Zauber zu losen und die schöne Prinzessin heimzuführen. Es standen allda reiche Stiefel von Edelleuten, schwere, eisenbeschlagene Schuhe von Bürgern und Holzschuhe von Bauern.

— Deine Schuhe werden morgen auch hier sein, Junge, sagte das Weib.

Mouſtache lachte hell auf. Er fürchtete Nichts und erwartete getroſt die Nacht.

Als nun die Nacht heranbrach, legte er ſich zu Bett. Aber gegen Mitternacht erhob ſich plötzlich ein fürchterlicher Lärm. Es raſſelte im Schornſtein, und eine Menge von Teufeln fielen herab und hielten einander bei der Hand. Jetzt liefen ſie im Saale umher. Einer ſchleppte einen Tiſch herbei, ein anderer ſtellte Lichter darauf, die er mit der feurigen Spitze ſeines Schweifes anſteckte; ſodann ſtürmten ſie vor das Bett und ſchrieen:

— Holla! auf Chriſtenkind! komm' und ſetze deine Seele ein, du mußt ſie gegen jeden von uns gewinnen.

Mouſtache ſtand auf ohne ein Wort zu ſagen. Er ſuchte in ſeinem Querſack, fand die Karten, die ihm der Herr gegeben hatte, und fieng an mit den Teufeln zu ſpielen. Er gewann die erſte Partie, ſogleich ergriff er den Teufel, der verloren hatte, bei den Hörnern und ſteckte ihn in ſeinen Sack. Ein zweiter Teufel hatte dasſelbe Schickſal, ſo ein dritter und endlich alle übrigen, und alle ſteckte er nach einander in den Sack. Nachdem Mouſtache denſelben feſt zugeſchnürt hatte, legte er ſich wieder zu Bett und erwartete den Tag.

Sobald der Hahn anfieng zu krähen und es hell genug war daß die Mädchen die Schnürlöchlein ihrer Leibchen finden konnten, klopfte die Alte an der Thüre, um zu ſehn ob der junge Fremdling noch am Leben ſei.

— Ich bin noch munter und friſch, rief ihr Mouſtache entgegen. Geht nur gleich und laßt mir alle Schmiede des Landes zuſammenrufen, ich habe Arbeit für ſie.

Dies geſchah.

Nachdem alle Schmiede herbeigekommen waren, legte Mouſtache ſeinen Sack auf einen Ambos und ſagte zu ihnen:

— Jetzt Geſellen, ſchlagt darauf wie auf altes Eiſen und ſtört euch keineswegs an dem Geſchrei im Sacke.

Die Schmiede fiengen an zu hämmern, daß es eine Luſt war, die Teufel aber ſchrieen wie Karren, die ſchlecht geſalbt ſind, und baten um Gnade. Mouſtache gieng in Verhandlungen mit ihnen ein und nachdem er ihnen das Verſprechen abgenommen hatte, daß ſie nicht mehr auf die Erde kommen ſollten, um die armen Chriſten zu quälen, öffnete er den Sack und die Teufel huſchten mit Blitzesſchnelle davon und flogen ihren ſchwarzen Kammern zu.

Alſo ward das Schloß erlöst und Mouſtache heirathete die ſchöne Prinzeſſin mit den Sternenaugen.

Allein das Glück auf Erden iſt wie das Gras und die Blumen auf dem Anger; wenn ſie am lieblichſten grünen und blühen, werden ſie von der Vorſehung weggemäht. Nachdem Mouſtache kaum ein Jahr lang in Herrlichkeit und Freuden gelebt hatte, ſtarb er.

Nachdem er aber geſtorben war, verlor er ſeine Faſſung nicht. Er ſtand plötzlich an einem Scheideweg, zwei Wege öffneten ſich vor ihm: der eine ſchien mühſam und voller Dornen; der andere war eine königliche Straße, über welche eine ſolche Menge von Leuten zog, als wäre irgendwo in der Nachbarſchaft Kirchweihe. Mouſtache, welcher Bequemlichkeit und Geſellſchaft liebte, ſchlug die breite Straße ein und kam geraden Wegs an die Pforten der Hölle.

Er pochte an.

Heda! Holla!

— Wer da? fragte Belzebub!

Ich bin's, sagte der Todte, Mouſtache! nur aufgemacht!

— Hebe dich weg! rief der Teufel. Wir können dich nicht brauchen, Junge, du biſt uns zu pfiffig!

Mouſtache, der in aller Höflichkeit ſein braunes Käppchen abgenommen hatte, ſetzte es wieder gelaſſen auf und drehte der Hölle den Rücken.

Nun kam er wieder an den Scheideweg und verfolgte den mühſamen und dornigten Pfad und ſtand bald an den Pforten des Paradieſes.

Er pochte an.

Heda! holla!

Sankt Peter ſteckte den Kopf zum Himmelsfenſterlein heraus.

— Du biſt's, Mouſtache? ſagte er; was ſoll ſein?

Ich will mein Plätzlein einnehmen, ſagte Mouſtache.

— Für dich iſt kein Raum im Paradies, antwortete Sankt Peter. Du wollteſt ja kein Plätzlein bei uns haben, als dir der Herr drei Wünſche gewährte. Geh' nur weiter.

Und Petrus machte ſein Fenſter zu.

Jetzt war der arme Mouſtache doch etwas übel dran und kam ſich recht einfaltig vor. Teufel und Engel verſtießen ihn. Er kratzte ſich am Kopfe wie ein Seminariſt, dem man eine ſchwierige Frage gemacht. Aber glücklicher Weiſe war der Bube ſo frech, daß er die heilige Jungfrau verkauft hätte, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen.

Er dachte, ich muß liſtiger ſein als der Himmelspförtner.

Und hiemit ergriff er ſein braunes Käppchen mit beiden Händen und warf es über das Thor, in's Paradies hinein.

Nun klopfte er abermals.

Petrus fragte ihn, was er wolle.

— Mach auf, ſagte Mouſtache, und laß mich mein Käppchen holen, das ich im Zorn über die Mauer geworfen habe.

Ein kluger Mann läßt nicht von ſeinem Käppchen, entgegnete Sankt Peter; du bleibſt draußen.

— O dann, ſagte Mouſtache, bleibt mein Käppchen drin und hält mir einen Platz auf, bis zum Tag der Auferſtehung und nach dem letzten Gerichte mußt du wohl ſo gut ſein, mich unter die Seligen aufzunehmen.

Petrus ſtutzte bei dieſen Worten und ſchloß ihm auf.

— So komm denn und hol's, ſagte er, mach' aber, daß du gleich wieder hinaus kommſt.

Kaum war aber Mouſtache eingetreten, ſo lief er in's Paradies hinein wie ein junges Füllen auf den grünen Anger.

— Herr Petrus, ſagte er, ein kluger Mann läßt nicht von ſeinem Käppchen, haſt du ja ſelbſt geſagt; ei, ſo will ich denn auch nicht mehr von dem meinigen laſſen.

Und er ſetzte ſich auf ſein braunes Käppchen, mit verſchrenkten Beinen, wie ein Schneiderlein.

Da begannen die Heiligen laut auf zu lachen und die heilige Jungfrau befahl, daß man ihn nun laſſe wo er ſei.

Und ſo ſitzt Mouſtache noch immer auf ſeinem Käppchen und wartet auf den jüngſten Tag.

Legende vom heiligen Efflam.

Die Wellen des Meeres brechen ſich ſchäumend am Fuße des „blauen Felſens" des Roch-Jr-Glas, nahe dabei iſt eine kleine Bucht, in welcher einſt die heiligen Einſiedler Hiber-

niens (Irlands) landeten, welche in ſteinernen Trögen ſtatt Fahrzeugen, herüber kamen, den Heiden das Chriſtenthum zu verkündigen. Eine gute Strecke im Meere erhebt ſich ein großes Kreuz von Granit, welches zur Zeit der Ebbe trocken ſteht und diejenigen, welche ſich dann auf den trockenen Meerboden hinaus begeben, um Muſchelthiere zu ſuchen, leitet; denn ſo lange man das Kreuz noch über dem Waſſer ſieht, hat man die Fluth nicht zu fürchten.

Unter den heiligen Männern, welche das Evangelium in der Bretagne predigten, war auch Efflam. Er hatte ſich mit einer ſchönen Prinzeſſin verheirathet, ſie aber wieder verlaſſen und war dem höhern Rufe, der an ihn ergangen, gefolgt.

Er landete eben an der Küſte der Bretagne, als er ſeinen Vetter Arthur gewahrte, der im Begriff war auf einen ungeheuern Drachen loszukämpfen. Das Ungethüm ſchnaubte Feuer und Flammen und ſeine funkelnden Blicke verwundeten die Männer wie Lanzen.

Der Ritter und der Drache kämpften einen ganzen Tag lang, ohne daß einer den andern zu beſiegen vermochte.

Gegen Anbruch der Nacht ſetzte ſich Arthur am Saum des Waldes nieder, denn er war müde und vom Durſte gequält. Allein rings umher war kein Waſſer und nur die bitteren Meereswellen ſchäumten toſend gegen den Ir-Glas.

Da fiel Efflam auf die Kniee nieder und betete. Hierauf ſchlug er mit ſeinem Stabe auf den Boden und alſobald ſprudelte eine klare, friſche Quelle heraus. Arthur bückte ſich und trank mit vollen Zügen.

Der Heilige ſetzte ſeine Gebete die ganze Nacht hindurch fort. Und als der Tag angebrochen war und Arthur ſeinen Kampf wieder beginnen wollte, ſagte Efflam zu ihm:

Ruht für heute, ſchöner Vetter, und laßt euer Schwerdt in der Scheide; denn das Wort Gottes iſt ſtärker als der ſchärfſte Stahl.

Mit dieſen Worten trat der Heilige zum Drachen und befahl ihm, im Namen des lebendigen Chriſtus, aus ſeiner Höhle heraus zu gehn und ſich ins Meer zu ſtürzen.

Das Ungeheuer gehorchte mit dumpfem, fürchterlichem Gebrülle, und Arthurs Herz erbebte daß ſein Panzerhemd klirrte.

Noch fließt die geſegnete Quelle, welche auf Efflams Gebet aus der Erde floß und die Kapelle Toul-Efflam auf dem Sandhügel der Küſte erinnert bis auf den heutigen Tag an die Wunderthaten des Gottesmannes.

Legende vom heiligen Bieuzy.

Der heilige Bieuzy ſtand eines Tages am Altare um die Meſſe zu feiern, als ein benachbarter Edelmann einen ſeiner Knechte zu ihm ſandte, um ihn zu ſeinem Herrn zu entbieten.

Mein Herr, ſagte der Knecht, befiehlt euch ſogleich auf's Schloß zu kommen, um einen ſeiner Hunde zu heilen, der von der Wuth befallen iſt.

— Ich muß zuerſt dem Herrn deines Herrn dienen, ſagte Bieuzy, ich muß die Meſſe beendigen, dann will ich auf's Schloß kommen.

Der Diener überbrachte ſeinem Herrn den Beſcheid. Dieſer aber ſammelte in höchſter Wuth ſeine Knappen, ſtürzte mit gezücktem Schwerdt in die Kirche und als Bieuzy eben das Dominus vobiscum ſprach, ſtieß ihm der Ritter das Schwerdt ſo gewaltig in den Kopf, daß es ſtecken blieb.

Ohne ſich dadurch irre machen zu laſſen, beendigte der Geiſtliche das heilige Opfer; er hielt eine ſchöne Rede an das verſammelte Volk und ſchickte ſich an nach der Abtei des heiligen Gildas zu gehn und deſſen Segen zu empfangen.

Die Nacht über brachte er in einer Kapelle der Pfarrei Pluvigner zu, indem ihm das blutige Schwerdt immer im Kopf ſtack.

Als die Hähne anfingen zu krähen, ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner Beichtkinder, die alle treulich mit ihm gewacht und gebetet hatten, und zog mit ihnen gegen die Abtei des heiligen Gildas.

Sie waren im Dorfe Baden angelangt, und ſiehe, von der Küſte aus erblickten ſie eine groſſe Menge von Schiffen, von welchen das Meer bedeckt war. Die Schiffer waren fremde, unbekannte Leute, aber ſo groß und ſchön, daß man ſie hatte für Engel halten mögen, welche ihre Flügel verbargen.

Kaum waren ſie eingeſchifft, ſo fing das Morbihan an zu wüthen; die Wellen ſtiegen empor wie Kirchthürme; allein das Schiff, welches Bieuzy trug, ſchien unbeweglich und feſt im Sturme. Er ſtand aufrecht am Vordertheil des Schiffes, und neigte ſich wie in Nachdenken und Gebet verloren, über die Wogen hinaus; in der klaffenden Wunde ſtack das Schwerdt, und das helle Blut rieſelte tropfenweiſe ins Meer herab.

Endlich kamen alle ohne Gefahr in der Abtei an und alſobald verſchwanden die wunderbaren Fahrzeuge.

Der heilige Gildas ertheilte Bieuzy den Segen, worauf dieſer ſelig verſchied. Ohne die Stelle zu verändern, kniete er an der Schwelle des Kloſters, mit gefalteten Händen.

Legende vom heiligen Sezny.

Der heilige Sezny war ebenfalls einer jener Gottesmänner, welche aus Hibernien herüber nach der Bretagne kamen, um die Bewohner derselben zum christlichen Glauben zu bekehren.

Bevor er das Licht dieser Welt erblickte, träumte es seiner Mutter einst, sie werde einen Stern gebären. Nachdem er an den Küsten der Bretagne gelandet war, klopfte er an der Wohnung eines der reichsten Bauern der Gegend an, und bat ihn, er möge ihm doch ein Obdach gewähren. Da derselbe ihn aber hartherzig abwies, erbaute sich Sezny eine Kapelle zum Gebet und zum Schutz gegen Sturm und Wetter. Seine Arbeit vollendete er in einer einzigen Nacht, denn die Steine kamen von selbst herbei und reihten sich folgsam an einander wie Schafe, wenn sie mit einander in die Pferche gehn.

Als Sezny mit seinem Baue fertig war, warf er seinen Hammer in ein Feldstück des reichen Bauern, und als der Tag anbrach, klopfte er abermals an dessen Hause.

Was willst du? fragte ihn der schlimme Bauer. Hab' ich dir nicht gesagt, daß für dich kein Schemel an meinem Herde steht?

— Ich will nichts von dir, erwiederte Sezny, du sollst nur heraus kommen und dein Getreide abschneiden, das hoch und reif ist, damit ich meinen Hammer wieder bekomme, den ich vom Meeresufer herüber in dein Feldstück geworfen habe.

Der reiche Bauer hielt den Fremdling für blödsinnig, denn es war mitten im Winter, und das Getreide hatte kaum zu keimen begonnen.

— Genug des Spaßes, guter Mann, rief er zornig, mach' dich nicht länger über mich lustig, oder . . .

Ei, im Geringſten nicht, ſagte der Heilige, du biſt ein ungläubiger Thomas, aber komm' nur und ſchau' mit eigenen Augen, ſo wirſt du ſchon ſehn, ob ich wahr rede oder nicht.

Dieſe Eindringlichkeit machte den Bauern ſtutzig und er willigte endlich darein, dem Fremdling zu folgen.

Kaum waren ſie an's Ufer getreten, ſo erblickte er ſein Feld in vollen Aehren, die ſchon ſo reif waren, um geſchnitten werden zu können, während rings umher Alles unfruchtbar und öde war.

Von lebhafter Reue ergriffen, fiel er dem Heiligen zu Füßen und bat ihn um Verzeihung wegen ſeiner frühern Hartherzigkeit und bekehrte ſich mit ſeinem ganzen Hauſe.

Der heilige Seyny erfüllte ganz Armerika mit ſeinen Wunderthaten. Als er eines Tages in ſeiner einſamen Zelle ſaß, hörte er Gott Vater, der alſo zu ihm ſprach:

Seyny, ich habe dich ſo eben unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, du wirſt hinführo der Schutzheilige der Weiber ſein.

Seyny wurde bei dieſen Worten von Angſt und Schrecken ergriffen.

— Herr Gott, ſeufzte er, wenn Ihr ſo gütig ſein möchtet, das Gebet eines armen Sünders zu erhören, ſo würdet Ihr mir keine ſo ſchwere Laſt aufbürden. Wenn der Teufel nicht eben auf der Erde zu thun hat, ſo ſind die Weiber die Schlechteſten und Unlauterſten aller Weſen. Sie würden mich jeden Tag um ein neues Schnürleibchen oder um einen bemittelten Liebhaber bitten. Ich möchte lieber der Patron der Schneider oder der Seiler ſein!

— Ei, ſagte der liebe Gott, weil du ein ſo empfindlicher

Mann bist, sollst du noch um einen Grad steigen und der Schutzheilige der kranken Hunde werden.

Sezuy jubelte vor Freuden und dankte dem lieben Gott, daß er so gnädig mit ihm verfahren sei.

Und seit dieser Zeit haben die Hunde in der Bretagne einen Schutzheiligen, während die Weiber keinen haben.

August Stöber.

Gedichte von Daniel Hirtz,

Drechslermeiſter in Straßburg.

1.

Kirchlichkeit.

Muß Jeder nicht für einen Frömmler gelten
Der heute gern in Gottes Tempel weilt?
Die große Menge wird ihn Heuchler ſchelten,
Weil freudig er dem Lenker aller Welten
Verehrung zollt und Preis und Ruhm ertheilt.

Erſchallt vom Thurm der Glocken feſtlich Läuten,
Das dringend fordert: Kommt zum Haus des Herrn!
Lobt euern Gott, den Spender aller Freuden,
Und dienet ihm wie zu der Väter Zeiten . . . .
Schließt man das Ohr dem Mahnungsrufe gern.

Doch iſt's ſo friedlich in der Kirche Hallen!
Von Erdenſorgen wird das Herz befreit,
Wenn feierlich der Orgel Töne ſchallen,
Und Hymnen fromm zu Gottes Throne wallen,
Ein lautes Zeichen froher Dankbarkeit.

Wenn treuer Lehrer ſalbungsvolle Rede
Sich Eingang bahnet in der Hörer Bruſt,
Die Gottes Wort von der geweihten Stätte,
So klar und hell wie lichte Morgenröthe,
Verkündigen, der Sendung ſich bewußt.

Und vor des Mannes ernstgeword'nen Blicken
Taucht freundlich auf der Kindheit lächelnd Bild,
Erfüllet ihn mit wohligem Entzücken,
Das alte Lied, der alte Text entrücken
Ihn mächtig wieder in das Blüthgefild.

O höret gern der Kirchenglocken Mahnen,
Betretet gern der Andacht stilles Haus!
Laßt Gottes Wort den Weg zur Seele bahnen,
Befolgt das Beispiel unsrer frommen Ahnen,
Setzt euch getrost dem Witz der Spötter aus.

Dem freien Glauben, offen, ohne Zagen,
Erschließe sich des Christen ganzes Herz,
Soll seinem Gott, soll seinem Heiland schlagen,
Des Mittlers Joch mit Lust und Freude tragen;
Empor den Blick, voll Hoffnung, himmelwärts!

Es ist so sanft, das Joch des guten Hirten,
Der gern sein Leben für die Schafe ließ,
Der emsig späht und forscht nach den Verirrten,
Auf daß sie Alle, Alle selig würden,
Und mit ihm seien in dem Paradies!

2.

Der alte Fischbrunnen in Straßburg.

1575—1845.

Dec

's isch endli leider doch Gewißheit worre,
Hab lang gemeint 's sei in de Wind gered't!
Fischbrunne stirb, du hesch halb's Rächt verlore,

Geh, schloof im Fridde n-in dym Doodebett!
Die dreuje Dienscht un au dyn hoohes Alder,
's badd alles nix; der Stab het schunn gekracht!
Zwei maauri Stutzer, Gasladernehalder,
Hän, sadder Burrjer, dir de Zopf gemacht.

D' Luthringer Lyt un d' frumme Schwarzwaldbuure,
Wo sunscht an dir sich g'nüeigsam regalirt,
Wie wäre die jetz d'Aue sich verkluure,
Du hesch im Summer wollfel sie gastirt!
Wie sinn sie do nit so gemüedli g'sesse;
Es het ne g'schmeckt wie an der Daweldott,
Der Brunnegeist het's Pfännel vollgemesse,
Un d' Zech bezahlt e früendlis: „Dank der Gott!"

De Noochbersmägd, wo sunscht mit ihre Küewwel
An dir bequem diß koschber Wasser g'schöepft,
Bisch d' däjli g'sinn e küehls Vysittestüewwel;
I glaub daß die der Stoß am meischde kröepft!
Wie flink sinn als die helle Rättsche gange;
Sie han sich d' Freud un 's Herzeleid verdröuit,
Uff d' Herrschaft g'schimpft, die 's Boßle nurr verlange,
Un wie ze fest sie uff de Schatz geböuit!

Wie müerwi Brenkle het als 's Herz gerunne,
Un 's G'sicht geglüeiht fast wie e Hahnekryd;
Gar mancher Syfzer steckt im tiefe Brunne,
Gar manches G'heimniß zitter langer Zyt! —
Un d' kleine Männle still im Abgrund drunde,
Im kupfre Schiffel, stimme 's Klaaulied an;
Ihr Steinpalast, ihr hoocher, isch verschwunde,
Un d' hyti Waar die isch ne viel ze raan.

Nimm köenne d' Buewe-n-an de Schwenkel henke,
Nimm lyre dran, de Blöujele zuem Drutz!

Meereddimann, an dich au ſott mer denke;
D' Pelzkapp ellein gibt kein ſo gueve Schutz.
Heſch zimmli drucket hinterm Brunne g'handelt;
Ruef drum de Herre ferm de Huusrood uß,
Daß d' Aarygſucht ſie grëuiſam angewandelt,
E Zorn bekummt mer, größer als e Huus!

Doch haltela! 's iſch Heu genue jetz hunde!
Leb wohl, du Denkmal uß der Reichsſtadt-Zyt;
Dyn Lauf iſch uß; du heſch dich ehrli g'ſchunde;
Jetz ſtehſch d' im Weij, mer hulvert dich uff d' Syt!
Na, leb denn wohl! Viel Dank in Aller Namme
Die Liebs un Gueds von dir geneſſe hän;
In döuſig Johr rytzt mer an 's Münſter z'ſamme:
's wurrd viel ze n'ald, 's mueß aleſurt Neues genn!

Zu Thorwaldſens Grabmahl, von Auguſt Schnezler.

Kaum hat von eines Lieblings früher Bahre
Die Muſe ſich gefaßt emporgerichtet,
Den Schmerz getrocknet und vom Lockenhaare
Des Trauerſchleiers dunkle Nacht gelichtet:
Kaum ſtrahlt ihr tröſtend von der Sterne Meer
Das erderloſch'ne Sonnenaug' entgegen,
So mahnt ſie wieder aus der Ferne her
Ein neuer Wehruf, Trauer umzulegen.

Wem ſtrömen dieſes letzten Abſchieds Thränen?
Wem gelten dieſe Klagen dort am Belt?
Thorwaldſen, ihm, dem Stolze ſeiner Dänen,
Dem Stolz von ganz Europa's Künſtlerwelt!
Dem Meeresſohn, in deſſen Adern rollte
Noch Blut vom König Harald Hildebrand,
Und dem der Marmor tauſend Quadern zollte,
Zu bauen ſich den Thron, auf dem er ſtand.

Den Thron des Ruhmes, deſſen hohe Stufen
Heroen, Götter, Göttinnen umgeben,
Die er aus rauhem Stein hervorgerufen
Zu einem zweiten, kunſtverklärten Leben:
Ein ewig Reich entzückender Gebilde,
Was unter eines ſchönern Himmels Milde,
Wo nicht der Neuzeit Nebel uns umweben,
Zu zaubern in Olympos Lenzgefilde.

Wo Venus wonnig und entgegen lächelt,
Indeß ihr loser Knabe prüft den Pfeil,
Der Wunden schlägt, die schwer nur werden heil.
Wo Psyches Flügelpärchen uns umfächelt,
Wo leuchtend in der Schönheit Wunderstrahle
Adonis prangt, dort bei dem Göttermahle
Der vorentführte Ganymed, und Hebe
Auf ihrer weißen Füßchen leichter Schwebe,
Dem Donnerer kredenzt die Nektarschale.

Wo sich die Grazien umschlungen halten,
Begeisternd in die Lyra greift Apoll —
O welch ein Kreis unsterblicher Gestalten!
Der dieses Meisters Genius entquoll;
Den Romas Himmel reifte und durchglühte,
Daß er nur mühsam dessen Hauch entbehrte,
Als er mit seiner Locken Silberblüthe
Noch einmal in die Dänenheimath kehrte.

Drum bei der ersten Frühlingslüfte Kosen
Sehnt' er sich wieder nach dem Tiberstrand,
Dort nur ja blühten seine liebsten Rosen,
Nur dort ja war sein Herzensvaterland;
Schon hielt er sich bereit zur weiten Reise,
Ihn lockten noch der neuen Pläne viel,
Da wies der Herr dem ahnungslosen Greise
Ein and'res, höh'res Vaterland als Ziel.

Er hatte, ruhend von des Tags Bewegung,
Die Büste Luthers müde hingestellt.
Und saß im Schauspiel, frische Geistesregung
Zu holen aus der Bühne bunter Welt.
Doch eh' der Vorhang in die Höhe rauschte,
Da rollte der von seinem Leben nieder,

Und mit ätheriſchem Gewand vertauſchte
Der große Geiſt die Hülle ſeiner Glieder.

Gleich ſeinem Alexanderſiegeszuge,
Ging ſein Triumphzug durch der Kunſt Gebiete,
Erobert hat er uns im kühnſten Fluge
Auf's Neu das wundervolle Reich der Mythe;
Jetzt ruht, gelehnet auf der Hoffnung Bild,
Er aus im ſelbſtgeformten Grabesmale,
Indeß ſein Geiſt im himmliſchen Gefild,
Schwelgt in der höchſten Schönheit Ideale.

Gedichte von Karl Chriſtian Tenner.

1.

Der Schneidergeſell.

Ich war in London, ich war in Dublin,
Ich war in Paris, ich war in Wien,
Und wo ich auch da in der Hölle ſaß,
Ich führte ſtets meine Nadel baß,
Und dachte bei jedem, jedem Stich,
Mein liebes Kind, an Dich!

Ich war in London, ich war in Dublin,
Ich war in Paris, ich war in Wien;
Und nun ſitz' ich hier in der Hölle fein,
Im ſchönen, geld'nen Mainz am Rhein,
Und denke bei jedem, jedem Stich,
Mein liebes Kind, an Dich!

Wirft da wohl die Nachbarin für und für
Die glühenden Aeuglein herüber nach mir,
Heizt da wohl des Meiſters Töchterlein
Die Hölle mir verteufelt ein,
Ich denke bei jedem, jedem Stich,
Mein liebes Kind, an Dich!

Ich' Schäflein in der Himmelshöh',
Ich' Vöglein, das ich fliegen ſeh',
Ich ſchick' es mit tauſend Grüßen zu Dir,
Und laſſe Dir ſagen: Ich ſäße hier,
Und dächte bei jedem, jedem Stich,
Mein liebes Kind, an Dich!

Um Oſtern iſt aus meine Wanderzeit,
Da näh' ich bei Dir Dein Hochzeitkleid,
Und ſitze dann in der Hölle ſo ſüß,
Wie droben die Englein im Paradies,
Und denke bei jedem, jedem Stich,
Mein liebes Kind, an Dich!

2.

Gute Nacht.

Mein Schatz ſteht brummend im Schilderhaus,
Am Lindenplatz, auf der Wacht,
Und ſtreicht ſich den Schnee aus dem Schnurrbart heraus.
Gute Nacht, mein Schatz, gute Nacht —
Herzliebſter Schatz, gute Nacht!

Ich ſteh' an der Hausthür ganz allein,
Und trällr' ins garſtige Wetter hinein.

Und brummen und trällern wir noch ſo ſehr,
Es ſchneit nicht wen'ger, es ſchneit nicht mehr!

Drum wird's wohl, denk' ich, am beſten ſein,
Wir laſſen es heute ruhig ſchnei'n.

Guckſt morgen früh du zu mir hinauf,
Da zieht wohl die Sonn' ihren Vorhang auf.

Und wenn wir am Abend uns wiederſeh'n,
Da wird wohl der Mond am Himmel ſteh'n.

Doch läßt das Schneien noch immer nicht nach,
Dann laß es ſchneien, ſo lang' es mag!

Stehſt du auch mitten im Schnee bei mir,
Am Lindenplatz, auf der Wacht,
Kein Schnee kommt mehr in den Schnurrbart dir!
Gute Nacht, mein Schatz, gute Nacht —
Herzliebſter Schatz, gute Nacht!

Gedichte von Wilhelm Wackernagel.

Zwei Sonette.

I.

Latet anguis in herba.

(24. Juni 1840.)

Mit Gnad' und Hoffnung triefendem Gefäſſe,
Daß Duft entquoll dem dürren Sommerſtaube,
Mit hohem heil'gem Feierflug der Taube
Gieng auf der Tag, der Tag der Druckerpreſſe.

Du Tag der Wonnen, deß ich nie vergeſſe,
Niemals vergeſſe, wie mit Eichenlaube,
Bekränzt mit Blumen, mit dem Laub der Traube
Die Preſſe ſtand, das ſchönſte Kind der Eſſe!

Wohl ziemend war's dem Tage Sanct Johannes,
Daß ſo mit Ketten ſie die Preſſe ſchmückten
Und rings mit buntem Blumenüberhange:

Denn noch in Ketten ſeufzt das Wort des Mannes;
Noch mit dem Wort, dem ſchmachvoll unterdrückten,
Verbirgt in Blumen ſich die alte Schlange.

2.

Enkel und Ahnen.

Mir fließt kein Blut auf tausendjähr'gen Bahnen
Von Groß- und Urgroß- und Urältervätern,
Noch wurden je von Paukern und Trompetern
Begrüßt beim Stechen meine Wappenfahnen;

Auch leset in Geschichten und Romanen
Kein Wörtlein ihr von großer Thaten Thätern
Aus meinem Hauf' und grauen Klosterbetern:
Mit Einem Wort, ich habe keine Ahnen.

Ich habe keine, die man füglich zählen
Und konterfeien könnt' in Einem Saale,
Mit rost'gen Schwertern nebenbei am Henkel.

Ich bin, und kann es leider nicht verhehlen,
Ein Sohn des Volks, mit neugeschliffnem Stahle,
Und selber erst der Ahnherr meiner Enkel.

Gedichte von Adolf Bube.

1.

Morgenlied.

Schau' oſtwärts, wo die Ströme ſchwellen,
Sieh', dort den erſten Morgenſchimmer
Sich zitternd ſpiegeln in den Wellen
Und werfen in die Dämm'rung Flimmer.

Er ſtreut hinauf in Fichtenkronen,
In's Laub phantaſtiſch-bunte Lichter.
Er dringt in Himmelsregionen
Und färbt der Wolken Nachtgeſichter.

Jetzt ſteigt, wie eine Feuerſcheibe,
Die Sonn' empor aus grünen Fluthen;
Bis zu des Berges Rieſenleibe
Luft, Land und Meer in Purpurgluthen!

Wie trennen ſich ſo ſcharf die Wogen
Vom angebund'nen Fiſcherboote!
Harmoniſch iſt der Strand umzogen
Von ihrem zarten Roſenrothe.

Harmoniſch leuchten Häuſerfächer
Und Fenſter aus dem Tannenſaale.

Harmoniſch ſteigt das Roth der Dächer
Und Dampf der Eſſen aus dem Thale.

Und Alles fügt ſich mir zum Bilde
Vom farbenreichſten Meiſterpinſel.
Da ſingen Vögel im Gefilde
Und Menſchen in dem Dom der Inſel.

Sie ſingen dort beim Glanz von Kerzen,
Zum Tagewerk ſich zu erbauen.
Nun fühl' ich's tief in meinem Herzen,
Daß mehr, als Malerei zu ſchauen.

2.

Optik.

Ich ſah hinaus vom Fenſter in die Au':
Ihr Hintergrund erfüllt von Nebelgrau,
Davor ein rieſengroßer Wandersmann.
Urplötzlich ſchnob ein Sturm, das Grau zerrann,
Im lichten Grund erſchien ein blauer Berg,
Davor der ferne Wand'rer, wie ein Zwerg. —
O Wahrheit! Mancher, den des Zufalls Hand
Im Leben ſtellt vor eine dunkle Wand,
Erſcheint dem Aug' der Menſchen rieſengroß,
Auf hellem Grund iſt er ein Zwerglein bloß.

3.

Die Waſſerpflanze.

Ich ſtand am Seegeſtade
Und konnt' im Wellenbade
Ein traurig' Pflänzchen ſchau'n
Mit Blättern, ſchlaff und braun.

Es wankt' und ſchien zu ringen,
Aufwärts an's Licht zu dringen:
Doch hielt das Wurzelband
Es feſt im dunklen Sand.

Es war, als ob es riefe:
„Ach, zieh' mich aus der Tiefe!
Sieh, wie mein Angeſicht
Sich ſehnet nach dem Licht.

Pflanz' mich am Uferraine
Im warmen Sonnenſcheine:
Wie dort die Roſen glüh'n,
Werd' ich dann freudig blüh'n."

Da fühlt' ich mich beklommen,
Als ob mein Ohr vernommen
Ein tiefes Menſchenweh':
Heiß weint' ich an dem See.

4.

Ernſt des Frommen Bibel.*)

Ein zarter Fürſtenknabe
Schrieb auf ein Blatt Papier:
„Lieb' Mutter, eine Gabe
Wünſch' ich zu Weihnacht mir.

Bitt' dir doch aus die Bibel
Für mich vom heil'gen Chriſt;
Sie ſei auch meine Fibel,
Da ſie die Deine iſt."

Die Mutter ſah die Zeilen
Und küßte ſtill das Kind:
Sie ſchickte ſonder Weilen
Fort nach dem Angebind'.

Und als im Kerzenſchimmer
Der Weihnachtsabend kam,
Gab's in der Mutter Zimmer
Geſchenke wunderſam.

Auf kleinem Hausaltare,
Bedeckt von rothem Tuch,
Vor hellem Kerzenpaare
Lag frei das Gottesbuch.

*) Ernſt der Fromme, Herzog zu Sachſen Gotha, geb. 1601, geſt. 1675. Vgl. Galdke's actenmäßige Darſtellung des Lebens Ernſt's des Frommen, Gotha, 1810, 3 Bde.

Der freudetrunk'ne Knabe
Ließ allen Flitterand
Und nahm allein die Gabe
Mit Ehrfurcht in die Hand.

Er gab der Mutter ſinnig
Des Dankes Zeichen kund.
Sie freute ſich herzinnig,
Und küßt' ihm Stirn' und Mund.

Sie ließ ihn mit dem Buche
In ſtiller Luſt allein:
Er las in einem Zuge
Und las ſich tief hinein.

Er las, indeß die Kerzen
Verbrannten unbemerkt,
Und fühlt' in Geiſt und Herzen
Sich wunderbar geſtärkt.

Er las nun alle Morgen,
Las alle Abend drin;
Es blieb ihm nicht verborgen
Der Offenbarung Sinn.

Er las daraus, was nütze
Zu Lehr' und Beſſ'rung iſt,
Was vor der Sünde ſchütze,
Und ward ein ächter Chriſt.

Er ward ein Fürſt vollkommen
Nach Gottes heil'gem Wort.
Man nannt' Ihn ſchön den Frommen
Und ehrt ihn fort und fort.

Das Kreuz im Münster.

Eine strasburgische Künstler-Sage.

In der Charwoche des Jahres 1410 drängte sich das Volk, mehr noch als es sonst in dieser heiligen Woche zu geschehen pflegte, dem Münster zu. Bei dem großen mittleren Portale, damals „die Schappelthüre" genannt, war die Menge am dichtesten: dort war der Gegenstand, der diese Unzahl von Neugierigen und Schaulustigen hergezogen hatte; dort war das große hölzerne Kreuz, welches bis dahin im Münster gestanden, aufgestellt worden, damit es männiglich besehen möge; denn gleich einer feilen Waare, sollte es an den Meistbietenden verkauft werden.

Und doch war dieses Kreuz so lange ein allgemein verehrtes Heiligthum gewesen: und doch hatte ihm, wegen seiner wunderbaren Entstehung, und wegen der Erinnerungen, die sich an dasselbe knüpften, das Volk eine besondere Vorliebe geweihet!

Die Väter hatten erzählet, dieses Kreuz sei einst ein großer Wilgenstock gewesen, und habe als solcher lange Zeit hindurch in der Hirtzlachen gelegen, von den Wellen von einem Orte zum andern getrieben. Niemals aber habe der Stamm aus dem Wasser gezogen werden können: und so

Viele dieß zu thun auch verſucht hatten, Keinem war es gelungen. Da habe ſich endlich Meiſter Michel Böhem, ein geſchickter Bildhauer zu Straßburg, daran gemacht und gelobt, wenn er den ungeheuern Stamm glücklich aus dem Waſſer brächte, ein Kreuz daraus zu formen. Und ſiehe! der Baum, der bis dahin die kraftvollſten Anſtrengungen zu Schanden gemacht hatte, zeigte ſich auf einmal gehorſam und willig wie ein Lamm, und ließ mit ſich handeln und umgehen, ließ ſich drehen und wenden nach dem Wunſche und Willen des Meiſters. Jetzt, zum Erſtaunen Aller, lag er am Lande, und bald hernach in der Werkſtätte des Bildhauers. Wohl hatte dieſer Schaden genommen über der mühſamen Arbeit, und hatte ſich überhoben an der ungeheuren Laſt des Wilgenſtammes, daß er an allen Gliedern gebrochen war; achtete deſſen nicht. Nur ſeines Gelübdes war er eingedenk, es getreulich zu erfüllen. Voller Zuverſicht, mitten in den Schmerzen, machte er ſich an's Werk; und leicht ging es ihm von Handen. Splitter um Splitter flog vom Stamme: jeder Tag brachte den Meiſter mit Rieſenſchritten voran. Bald war das Werk vollbracht. Dem Meiſter ſelbſt ſchien es ein Wunder. Vor ihm ſtund aber das Kreuz, das ſo eben aus ſeinen kunſtfertigen Händen hervorgegangen, und auf demſelben das Bild des ſterbenden Heilandes, das Antlitz von himmliſcher Liebe und Ergebung, von göttlicher Verklärung übergoſſen. Und er kniete nieder vor dem Kreuze, und betete voller Inbrunſt zu Gott um Vergebung ſeiner Sünden und um Befreiung von ſeinem Uebel, und alſobald genas er von demſelben und ſeine Glieder waren wieder gerade und gelenkig wie zuvor. Daher die Verehrung des Volkes für dieſes wundervolle Kreuz.

Meiſter Hans Vetter, ein ehrbarer und frommer Küfer, erfund das Heiligthum, um daſſelbe an St. Martin, wohin er verpfarret war, zu verehren. Allein ein neues Wunder that ſich kund vor dem ganzen Volke. Als ſich die Werkleute daran machten, um es hinweg zu tragen, ſiehe, da wollte es abermals, wie zur Zeit als es noch, ein roher Wilgenſtamm in der Fluth hin und her trieb, trotz aller Anſtrengungen nicht weichen; wie Viele auch ihre Kräfte und ihr Glück daran verſuchten, es war nicht von der Stelle zu bringen; und, übel oder wohl, mußte ſich der Eigenthümer bequemen und ſein Kreuz am Orte, wo es aufgeſtellt worden war, ſtehen laſſen. Kein Zweifel konnte mehr obwalten: es ſollte nicht aus der Münſterkirche hinweg.

Dahin kamen, wie zuvor, die Gläubigen, ihre Gebete vor dem alten Kreuze zu vollbringen, wo ihre Väter ſchon in Andacht gekniet hatten. Da ſah man auch oft den frommen Küfermeiſter, das Auge voller Thränen der Reue auf den ſterbenden Heiland geheftet; bis eines Tages eine Bahre vor dem Kreuze niedergeſtellet, und, im Beiſein einer zahlloſen Volksmenge, ein Sarg zu deſſen Füßen in die Erde verſenkt wurde: Meiſter Vetter hatte verordnet, daß er im Münſter, vor ſeinem Heiligthume, zur Ruhe beſtattet werden möge.

So erzählen, in ihrer naiven Einfalt, die Alten.

Wie feſt und ſteif aber dieſes alte Crucifix auch vor Zeiten geſtanden hatte, ſagt ſchließlich der eifrige Proteſtant des ſiebzehnten Jahrhunderts, der uns obige Sage in einer handſchriftlichen Note aufbewahrt hat, ſo zeigte es ſich doch, im Jahr 1525, beweglich und willfährig, und ließ ſich, nebſt andern alten Bildern, abnehmen und hinweg thun.

L. Sch.

Gedichte von Guſtav Mühl.

1.

Die Töne.

Wenn das Herz mir erſtirbt im lauten Getriebe der Menſchen,
Naht ihr ihm, Töne, ſo kühn, wecket das Schlummernde auf:
Und wenn es ſtürmet und klagt, und Alles vergeht und verwehet,
Seid ihr es liebend und treu, die ihm die Ruhe verleiht.

2.

Die Roſe.

Roſe, dein farbiger Glanz erweckte das ſtaunende Auge,
Aber der himmliſche Duft ſchließet es träumend mir zu.

3.

Die Tänzerin des Canova.

Göttliche Tänzerin, hüpft Leben heut in dem Marmor?
Aber, mir ſelbſten gelähmt, weilt vor der Holden mein Fuß.

4.

Aetherblau.

Es lächelt ſtill der Aether in blauer, ſonn'ger Pracht,
Er birgt in ſeinem Schooße die heil'ge Sternennacht.

5.

Die Ueberraſchung.

Ich geh' zu meiner Liebſten hold
Im letzten Abendſchein,
Auf allen Fluren liegt's wie Gold
Und wie Smaragdenſtein;
Doch wie ich ſchau' nach ihrem Haus,
Was Wunder fährt dort wohl heraus!
Aus allen Fenſtern ſeh' ich ſprüh'n
Ein feuriglitzend Strahlenglühn.

Ach ſüße, holde Göttin' drinn
Im Sonnenkämmerlein,
Dort weileſt du mit ſtillem Sinn,
Und harreſt, harreſt mein —
Und wär' der Sonnengott bei dir,
Ich bräch' in's Haus hinein,
Des Paradieſes Luſtrevier,
Es kann nicht ſchöner ſein!

6.

Zwei Lieder an Sie.

I.

Gern möcht' ich vor dich legen,
Wie vor ein Gnadenbild,
Was mir mit ſtummem Zagen
Das arme Herz erfüllt.

Und doch iſt es verſchwunden
In deiner Wundernäh',
Ich kann es nicht bekennen,
Wenn ich dich lächeln ſeh'.

II.

Mein Lieben iſt wie Gold ſo rein
Und hat nicht ſeines Gleichen,
Vor ſeinem gold'nen Himmelsſchein
Muß alles And're weichen.

Mein Lieben iſt wie Gold ſo ſchwer,
Ich kann es kaum ertragen,
Und wie's mir drückt das Herz ſo ſehr,
Ich kann es Keinem ſagen.

7.

Glockenklang und ſtille Thränen.

Glockenklang und ſtille Thränen,
Weiheſtunden, wo umringt
Von vertrauten Glockenlauten
Mir ein Lied im Herzen klingt.

Alle frommen Lenzesblüthen
Lächeln dann ſo heimlichſüß,
Wie ein kindlich Frühlingsmahnen
Aus verlornem Paradies.

Und durch blaue Aetherhöhen
Geht ein heil'ger Wonneruf,
Ahneſt du, mein Herze, wieder,
Was einſt deinen Himmel ſchuf?

Gedichte von Theodor Klein.

1.

Märzſturm.

Horch, wie der Sturm daherbrauſt wild
Durchs winterſchaurige Gefild
Und nochmals an den Bäumen rüttelt,
Ob alle Zweige gar geſchüttelt.

Laß dich's nicht kümmern, liebe Au,
Das iſt des Winters Abſchiedsſchau
Und auf der Zeitfluth raſcher Welle
Naht ſchon der Lenz, der blüthenhelle.

2.

Frühlingsgedanken.

Ei Frühling, biſt du wieder da
Mit Duft und Blüthenregen?
So jubelt Alles fern und nah
Dir ſeinen Gruß entgegen.

Nachdem der Winter traurig gar
Im Zeitengrab verſchwommen,
Mit tauſend Wundern farbig klar
Iſt nun der Lenz gekommen.

Du ſtandeſt, ſehnſuchtkranke Bruſt,
Dem herbſten Kummer offen,
So öffne dich nun auch der Luſt
Und ſchwelg' im kühnſten Hoffen.

O ſchnell verrauſchend Liederglück,
Wie gehſt du bald in Trümmer!
Natur, dein Frühling kehrt zurück,
Der dein'ge, Herz, kehrt nimmer.

3.

Zur Luſt.

Was will das heimlich-ſüße Weh
In meiner Bruſt bedeuten,
Daß ich die Vöglein in der Höh',
Die Fiſchlein im kriſtall'nen See,
Im grünen Wald das flinke Reh
Muß immerfort beneiden?

O Herz, empor aus deiner Gruft
Zum hellen Frühlingsreigen!
Die Freude ſpringt im Waldesduft,
Die Wonne ſingt in blauer Luft,
Die Liebe lockt, die Liebe ruft,
Und du nur wollteſt ſchweigen?

4.

Wand'rers Scheiden.

Ein Wanderburſche ziehet
Bergauf mit feuchtem Blick,
Zurückgelaſſen drunten
Hat er ſein Heimatglück.

Und wie er ſich auch faſſe,
Es wandert auf gut Glück
Der Leib bergan wohl immer,
Der Geiſt thalwärts zurück.

5.

Kunde aus der Heimat.

Jn des Mantels weite Falten
Eingehüllet, wie gemüthlich
Schreit' ich durch die naſſen, kalten
Straßen heute, ſelig, friedlich!

Süße, liebe Heimatworte
Aus der Ferne hergekommen,
Haſt du hier am fremden Orte
Sehnſuchtkrankes Herz, vernommen.

O es fiel die ſtumme Wonne
Jn das öde Wintergrauen
Wie ein Strahl der Heimatſonne,
Daß mein Herz begann zu thauen!

6.

Die Nebel.

Mitleidig ſinkt der Nebel nieder
Und deckt ſein weites Leichentuch
Rings auf der Hauptſtadt Rieſenglieder,
Auf ihre Luſt und ihren Trug.

Ei ſollt' ich zürnen dem Geſellen,
Daß er die Welt mir trüb verhängt
Und auf den Tag, den ſonnenhellen,
In meinem Buſen mich beſchränkt?

7.

Frage.

Roſenhell in ſtummer Feier
Zog ja kaum der Sonnenwagen
Und ſchon haben ihren Schleier
Ihm die Wolken umgeſchlagen.

Sprich, o Herz, geht's dir nicht eben
Wie der lieben Gottesſonne,
Daß ſich trübe Schleier weben
Um den Himmel deiner Wonne!

8.

Traumflucht.

Ich träumte von der Heimat eben,
Vom Rhein und ſeinem grünen Thal
Und ſchlürfte heim'ſches Blut der Reben
Aus Alſa's glühendem Pokal.

Da glitt ein Strahl der Morgenſonne
In meines Zimmers ſtillen Raum,
Und ich erwacht' — ade du Wonne!
Ade du lieber Heimattraum!

Gedichte von Eduard Brauer.

1.

Zwei Kloſterſagen aus der Gegend von Baden.

I.

Kloſter Allerheiligen.*)

So ſprach Frau Uta die Herzogin:
„Ich will ein Kloſter ſtiften,
Ihr Räthe ſagt, wo ſtell' ich's hin?"
Da gab's viel Reden und Schriften
Voll ſintemal und alldieweil,
Inmaaßen und derowegen,
Faſt Jeder ſuchte das Gegentheil
Vom Andern darzulegen.
„So wird mein Wille nie zur That,
Der Nebel immer dichter!
Geht, holt mir einen klügern Rath,
Der ſei des Zweifels Schlichter.
Ein Eſel war's, den ſchickt ſie hinaus,
Bepackt mit reichſten Schätzen.
„Nun lieber Getreuer, ſuch' mir aus
Den beſten von allen Plätzen."
Rath Langohr ſchleicht in trägem Gang,

*) Allerheiligen mit dem nicht weit davon entfernten Wildſee, wird, obwohl es nicht zu den nächſten Umgebungen Badens (im Großherzogthum) gehört, von den dortigen Badgäſten häufig und gern beſucht.

Dem weiland amtsgemäßen,
Als wär' er all sein Leben lang
Herzoglicher Rath gewesen.
Bald wird ihm heiß auf seiner Bahn,
Die Thäler glüh'n und dampfen,
Ein grimmig Dürsten fällt ihn an,
D'rob hebt er an zu stampfen;
Und kaum hat seines Hufes Schlag
Den lockern Grund gerieben,
Da sprudelt ein klarer Quell zu Tag,
So ward sein Durst vertrieben.
Und weiter trägt er seinen Sack,
Bis an des Berges Schiefe
Er jählings seinen schweren Pack
Wegschleudert in die Tiefe.
„Freund Langohr, klug ist dein Entscheid,
Hierunten will ich bauen;
In wilder Bergeseinsamkeit
Soll man das Kloster schauen."
Nach Eselsrath ward also dort
Der Klosterbau begonnen
Und schnell vollführt, und nah dem Ort
Fließt heut' noch der Eselsbronnen. —
Zuletzt noch eine gute Lehr
Für Alle, so dieß lesen:
Des Esels Rath frommt oftmals mehr
Denn hochgelahrtes Wesen!

II.

Fremersberg.

Der Bergwald braust, der Sturmwind saust,
Wohl dem, der jetzt im Sichern haust!
Es blitzt und platzt; der Donner rollt,
Als ob der Himmel bersten wollt.

Der Markgraf Jacob auf der Jagd
Ward überraſcht von Sturm und Nacht,
Getrennt von ſeinem Jagdgeleit
In wilder Waldverworrenheit.

Er reitet hin, er reitet her,
Vergan, vergab, die Kreuz und Quer,
Durch Pfütz' und Schlucht, durch Heck' und Dorn,
Und immer wächst des Wetters Zorn.

Vom Himmel ſtrömt's ohn' Unterlaß,
Schon längſt iſt Aſt und Wipfel naß,
Und jedes Blatt und Gräschen bald,
Und immer wächst des Stroms Gewalt.

Er reitet her, er reitet hin;
Des Waldes Geiſter necken ihn,
Bald glitſcht ſein Roß auf feuchtem Grund,
Bald ritzt ein Zweig ſein Antlitz wund.

Jetzt hat ein Aſt, vom Wind geknickt,
Des Roſſes müden Huf umſtrickt,
Und von ihm ſtürzt der Eiche Stamm,
Vom Blitz zerſplittert, in den Schlamm.

Der Fürſt, zum Tod ermattet, ſpricht:
„Herr Jeſu Chriſt, verlaß mich nicht!“
Er ſtößt in's Horn zum letzten Mal,
Da bricht durch's Laub ein Rettungsſtrahl.

Zwei Greiſe, Fackeln in der Hand,
(Sind's Engel, die der Herr geſandt?)
Erſcheinen in des Waldes Grund,
Für Jacobs Blick ein freud'ger Fund.

Zwei fromme Klausner führen ihn
Zu ihrer Hütte freundlich hin;
Ein ſchlichtes Mahl, ein trocknes Kleid,
Ein ländlich Bett iſt ſchnell bereit.

Wie war der edle Fürſt ſo froh
Um dürftig Brod und Lagerſtroh;
Kein Imbiß ſchmeckt ihm noch ſo gut,
So fürſtlich hatt' er nie geruht.

Er ſchlief und ſchlief die ganze Nacht,
Und nun er ſpät am Tag erwacht,
Da blickt der klare Morgenſchein
So fromm durch's Klauſenfenſterlein.

Ihm wird ſo leicht, ſo wunderbar,
In ſeiner Bruſt ſo himmelklar.
Er ſpricht: „Ein Kloſter ſoll hier ſteh'n,
Wo ich den Rettungsſtrahl geſeh'n;

Damit noch mancher Wandersmann
Vom Sturm verfolgt, hier raſten kann,
Damit noch manches Rettungslicht
Aus dieſem Waldesdunkel bricht."

Er hat's geſagt, er hat's vollbracht.
Schnell wuchs durch Jacobs Fürſtenmacht
Im dichten Wald aus dürft'ger Klauſ'
Ein wohlbeſtelltes Gotteshaus.

Das Kloſter liegt in Trümmern nun;
Wohl Denen, die im Sichern ruh'n!
Ein ſteinern Kreuz ragt hoch in's Blau
Und trägt die Inſchrift dir zur Schau:

Ob auch die Welt in Trümmer geht,
Das Kreuz doch unerſchüttert ſteht.
Ob auch das Herz im Kampfe bricht,
Herr Jeſu Chriſt! dich laß ich nicht.“*)

2.

Das Edelfrauengrab bei Boſenſtein.

Volksmährchen.

DOG

I.

Des Heilands Wiege zu befrei'n
Aus Sarazenenhand,
Zog weiland Ritter Boſenſtein
Zum fernen Morgenland.
Er zog hinaus mit mächt'gem Heer;
Drommet' und Horn erſcholl.
Wie ſchien ſein Weib bekümmert ſchwer
So bleich und thränenvoll.

Sie rief vom höchſten Thurmgemach:
„Ade, Ade!“ noch lang;
Der Eichwald und der Kukuck ſprach
Ihr ſpottend nach den Klang;
Drei Tage blieb ſie trennungskrank;
Bald lacht' ihr Luſt auf's Neu,
Und als das Laub der Eichen ſank,
Da ſank auch ihre Treu'.

*) Der Fremersberg iſt Jedem, der ſchon das freundliche Baden beſuchte, wohlbekannt. Das Kloſter ging vor zwei Jahrzehnten ein. Vor mehreren Jahren ließ der Großherzog zur Erinnerung das Kreuz mit obiger Inſchrift errichten. — Ein von Götzenberger für die neue Trinkhalle entworfenes und (al fresco) auszuführendes Bild ſtellt die hier bearbeitete Sage dem Auge dar.

Einſt ſaß ſie vor des Schloſſes Thor,
Den Liebſten zu empfah'n,
Und lauſchte mit geſpanntem Ohr
Auf ſeiner Schritte Nah'n,
Da kam vom Wald ein Bettelweib
Mit ihrer Kinderſchaar,
Von Antlitz bleich und dürr von Leib,
Zerlumpt und elend gar.

„Ach gnäd'ge Frau von Boſenſtein!
Erbarmt Euch meiner Noth,
Für meine ſieben Kinderlein
Gebt mir ein Stückchen Brod."
Umſonſt — ein deutungsvoller Wink
Heißt ſie von dannen zieh'n.
Die Mutter wirft ſich nieder flink
Und jammert auf den Knie'n:

„Ach gnäd'ge Frau von Boſenſtein!
Erbarmt Euch meiner Noth,
Für meine ſieben Kinderlein
Gebt mir ein Stückchen Brod!"
„„Verdammte Bettel, zeuch davon
Mit deiner Bettelbrut,
Sonſt laß ich, Metze, noch zum Lohn
Dich geißeln bis auf's Blut!""

„Ach, um des Heilands Kreuz und Pein
Gebt mir ein Stückchen Brod."
Die gnäd'ge Frau von Boſenſtein
Ward Zornes funkelroth:
„„Zum Teufel! ſpare dein Bemüh'n,
Sonſt zierſt du dieſen Baum
Sammt deinen ſieben Hungerküh'n
Aus Pharaonis Traum.""

Nun ſchrie, erfüllt vom tiefſten Grimm,
Das Bettelweib im Geh'n:
„Maria! Gottesmaid, vernimm
Der Mutter Racheſteh'n;
Der Sünderin zur Schmach und Qual
Mit Kindern ſegne ſie,
Gib ſieben Kinder ihr zumal,
So bleich und ſchwach wie die."

II.

Der Winter floh in Saus und Braus
Im Schloſſe Roſenſtein;
Der Tag verging bei Spiel und Schmaus,
Die Nacht bei Buhlerei'n.
Nie dacht' im Freudenübermaß
An's Wort der armen Magd
Das Weib, das Ehr' und Treu vergaß,
Von Reue nie geplagt.

Doch als der Lenz entwichen war,
Entwich die Fröhlichkeit;
Denn ſieben Kinderlein gebar
Das Weib zur ſelben Zeit.
Der Sünderin zur Schmach und Qual
Vor Augen muß ſie ſeh'n
Der bleichen Zeugen Siebenzahl,
Beſchreiend ihr Vergeh'n.

Und hurtig ward ein Plan gefaßt,
Durch Joſenliſt erdacht,
Hinwegzuräumen jene Laſt
Noch in derſelben Nacht.

„Ja, Joſe, du biſt ſchlangenklug,
Nimm hin die eckle Brut,
Der Krötenteich hat Waſſers g'nug
Und ſchweigſam iſt die Fluth.

„Geſchwind, bevor die Morgenluft
Das Uferſchilf bethaut,
Des Frühroths munt'rer Herold ruft
Im Burghof hell und laut."
Die Joſe folgt getreu dem Wort,
Sie füllt den größten Sack
Und trägt die ſieben Kinder fort
Zum Teiche huckepack.

Schon geht ſie an des Waldes Saum,
Dem Teiche nicht mehr fern,
Da ſteht gelehnt an hohlen Baum
Der Förſter ihres Herrn,
Und ſpricht: „Gott grüß dich liebe Seel',
Im Sack, was trägſt du feil?"
„„Die Hündlein trag' ich nach Befehl
Zum nahen Teich in Eil.""

Der Förſter will nach Waidmanns Brauch
Die Hündlein ſich beſchau'n
Und findet in des Sackes Bauch
Zu namenloſem Grau'n
Die ſieben Kinder ſchwach und bleich —
Er fährt ſie grimmig an:
„Sprich, oder meines Schwertes Streich
Löst deiner Zunge Bann."

D'rauf gibt ſie zitternd ihm Beſcheid
Von dem was ſich begab,

Der Waidmann ſtaunt und nimmt der Maid
Den Eid des Schweigens ab;
Er nimmt den Sack mit raſchem Schwung,
Waldeinwärts geht's damit,
Und in der Eichen Dämmerung
Verſchwindet bald ſein Schritt.

III.

Das Jahr ward neu und wieder alt,
Und ſechsmal wieder neu,
Das Herz der Burgfrau, ſtarr und kalt,
Ward nie geplagt von Reu;
Wenn Sorg' ihr an's Gewiſſen ſchlug
Sprach ſie mit ſich'rem Muth:
„Der Krötenteich hat Waſſers g'nug
Und ſchweigſam iſt die Fluth."

Geächtet waren Zucht und Schaam
Im Hauſe Boſenſtein,
Des Burggebieters Stelle nahm
Ein nied'rer Buhler ein;
Von Spiel und Tanz und Feſtgelag
Ward's nimmer ſtill im Schloß,
Heil wie bei hellem Zitterſchlag
Der Wein in Strömen floß!

Was frug ſie nach des Landmanns Noth,
Des Brod ſie ſchwelgend aß;
Mit Block und Geißel ward bedroht,
Wer Bet' und Zins vergaß;
Der Bettler, ſo die Burg betrat,
Ward hung'rig fortgeſchickt,

Doch hatt' ein Spielmann ſich genaht,
Der ward nicht karg erquickt.

Ein Fiedler kommt. „Spiel auf geſchwind
Zum Feſt, Freund Fiedelmann;
Du ſcheinſt ein drollig Menſchenkind,
Das luſt'ge Liedlein kann."
Die Herrin ſprach's. Mit ſtarkem Ton
Beginnt die Melodei;
Die weite Halle dröhnt davon,
Er ſingt ſo kühn und frei.

Er ſingt ein herzergreifend Lied
Von Treu', die ſchnell verdorrt,
Vom Weib, das ihren Mann verrieth,
Und ſiebenfachen Mord
Auf ihre ſchwarze Seele lud;
Er ſingt vom Krötenteich
Und wie der Kinder ſchuldlos Blut
Gerettet ward, zugleich.

Das Lied iſt aus. Er wirft im Nu
Den Fiedlermantel ab.
„Der Mann bin Ich, das Weib biſt Du,
Dein Buhle büßt im Grab.
Erwart' ihn nicht beim Freudenmahl,
Ihn traf mein Schwert am Thor."
Der bleichen Zeugen Siebenzahl
Führt d'rauf der Förſter vor.

Nun ward ein ſtreng Gericht gehegt;
Das ſündenvolle Weib
Ward in ein Felſengrab gelegt
Noch bei lebend'gem Leib.

Dort wo die Gottſchläg zürnend rinnt
Vom Felſenjoch herab,
Noch ſteht der Wand'rer ſtill und ſinnt
Am Edelfrauengrab.

Die Spinnerin,

von

F. Kurland.

In ſtiller, enger Stube,
Bei trüber Lampe Schein,
Sitzt klagend an dem Rocken
Die Spinnerin allein:
„Hab' Mutter längſt verloren,
Den Vater nicht gekannt,
Der Liebſte liegt begraben
Am hohen Iſar Strand!
Hier ſitz ich ganz verlaſſen,
Weiß nicht wie's werden ſoll:
Mir iſt die Welt ſo enge,
Mir iſt das Herz ſo voll!

Vom allerfrühſten Morgen
Bis zu dem Abend ſpat,
Dreh' ich die treue Spindel,
Dreh' ich das liebe Rad.
Viel tauſend Fäden glitten
Durch meine müde Hand,
Beſeuchtet von den Thränen
Zahllos wie Meeresſand,
Doch mit den tauſend Fäden
Wird kommen auch vielleicht
Der längſt erſehnte Faden,
Der meinem Leben gleicht! —

Ha, ſieh! — er iſt gekommen
Und ſchnell riß er entzwei;

So iſt's mit meinem Jammer
Nun endlich auch vorbei. —
Hab' Mutter längſt verloren,
Den Vater nicht gekannt,
Der Liebſte liegt begraben,
Jetzt reicht er mir die Hand;
Die Hand iſt's die geriſſen
Den Faden mir entzwei,
Der Liebſte hat gerufen,
Und Gott will, daß es ſei.

Reicht mir das Goldgeſchmeide,
Den Blumenkranz der Braut,
Es harrt der treue Buhle,
Heut werd' ich ihm getraut.
Ich komm' und ſing' und ſpringe
Im weißen Hochzeitkleid;
Laßt ſchmettern die Poſaunen,
Die Gäſte ſieh'n bereit!" —
Und nach dem Iſar Strande
Eilt ſingend ſie zur Stund . . .
Alſo ward ihr die ew'ge Ruhe
Im kühlen Iſargrund?

Der Frieden,

von

G. Hackenſchmidt.

Wo iſt Ruhe, wo iſt Frieden?
Frägt ſo manche arme Seele;
Und doch trifft, ſie's nicht hienieden,
Wie ſie ſich auch drüber quäle.

Was iſt Frieden? Willſt du's wiſſen?
Da nicht, wo's ſo Mancher wähnet;
Frieden wohnet im Gewiſſen,
Das mit ſeinem Gott verſöhnet.

Wo iſt Frieden? Im Gemüthe
Rein und kindlich, treu und offen:
Frommer Glaub' iſt deſſen Blüthe,
Seine Frucht iſt Himmels Hoffen.

Wo iſt Frieden? In dem Herzen,
Das für alles Glück der Erde
Nicht den Himmel will verſcherzen,
Wie es hier auch mit ihm werde.

Wo iſt Frieden? In der Seele,
Ihrem Herrn und Gott ergeben,
Die ſich reiniget von Fehle
Und geheiligt hat ihr Streben.

Da iſt Ruhe, da iſt Frieden;
Suche, ſuche, arme Seele!
Suche, bis ſie dir beſchieden
Und ihr Glück dir nimmer fehle!

Gedichte eines Dilettanten.

1.

Einem Künſtlerkinde in's Stammbuch.

Kennſt Du die Lilie? goldenrothe Gluth
Umſchließt der Kelch mit weichem, weißem Scheine.
Alſo die Kunſt, die leuchtend warme, ruht
In Deiner Kinderſeele kühler Reine.
O nähm ein Engel Dich in ſeine Hut,
Daß nicht die Flamm' im Buſen wüchſ' alleine,
Daß auch der Blume Kelch im Weltgetriebe
Erhaben, rein, dem Himmel offen bliebe!

2.

Flora.

Flora, komm' in den Schatten, mein Mädchen, rufet die Mutter,
Aber das liebliche Kind badet das Köpfchen im Licht.
Wohl verſteh' ich der Mutter Beſorgniß, Phöbus Apollo
Möcht' ihm neidiſch den Glanz trüben von Wangen und Stirn.
Mehr doch lob ich das Kind, weil's unter den Blumen die Blume —
Flora heißt es mit Recht — dürſtet nach Helios Schein.

Ahnungslos ſich vertrauend dem feuerathmenden Gotte
Saugt ihre Seele den Strahl ein, der ihr Auge verſprüht.
Immerhin dorre das Laub, wenn hoch ſich röthet die Traube,
Schmelze des Nackens Schnee, wenn ſich entzündet der Blick.
Blick iſt Geiſt, und der Geiſt iſt Gott, und der Gott wird allmächtig,
Augen, leuchten aus euch, Flora's unwelklichem Flor!

3.

Ein Spruch.

Wie du auch, Menſchenkind,
Fliegſt in die Lüfte,
Immer doch offen ſind
Unten die Grüfte;
Purpurgebettet ruht
Wellengefunkel
Und in der Tage Gluth
Brechen die Dunkel:
Ach! Steigen und Neigen,
Unendlicher Reigen!

Calanus,

von

Ludwig Carl Wittich.

Verredet mich, Ihr Treuen,
Zum ferner'n Leben nicht!
Ich ſcheide, mich zu freuen
Im neuen Sonnenlicht! —
Ihr, denen noch die Locken
Der Jugend Kranz umweht,
Wißt nicht, wie ihren Rocken
So trocken
Für mich die Parze dreht! —

O großer Alexander!
Wie klein iſt deine Welt,
Wenn klingend auseinander
Des Lebens Kette fällt! —
Wenn Müdigkeit und Schwere
Langſam das Mark beſchleicht,
Und Phöbus und Cythere
Der Schere
Der finſt'ren Parze weicht! —

O wißt, aus meinem Thore
Iſt jeder Gott entfloh'n;
Es klingt zu meinem Ohre
Nicht mehr der Tuba Ton;
Es ſchallt zu meinem Herzen
Nicht mehr des Sieges Heil! —
Statt Zechlied, Sang und Scherzen,
Sind Schmerzen
Mein zugemeſſen Theil! —

Auch mir war einſt erſchienen
Der Jugend gold'ne Zeit;
Es lacht' aus meinen Mienen
Der Gott der Fröhlichkeit,
Der Ströme dunkle Wogen
Theilt' ich mit Manneskraft,
Kühn ſpannt' ich meinen Bogen,
Es flogen
Der Pfeil mir und der Schaft! —

D'rum weinet nicht um Einen;
Euch Allen iſt es nah
Das Schickſal, das noch Keinen
In Wolluſt altern ſah! —
Die von Prometheus ſtammen
Sind Erde, wie zuvor. —
Auf, ſtoßt die Brände zuſammen! —
In Flammen
Steigt jung mein Geiſt empor! —

Gedichte von Friedrich von Tſchudi.

1.

Die guten Chriſten.

Alſo geſchah's und ſo hab ich's geleſen:
Euch zur Erbauung will ich's wiederſagen,
Wie's höchſt erbaulich ſelber mir geweſen.
Es ward in Griechenland in dieſen Tagen
Ein deutſcher Offizier zu Berg geſandt,
Mit Palicaren einen Kampf zu wagen.
Tief hatt' er ſich in's Innere gewandt,
Bis er in ſeinem Muth Quartier vergeſſen
Und Nichts zu beißen und zu brechen fand.
Das Kritiſche des Fall's läßt ſich ermeſſen:
Ein deutſcher Hunger ohne deutſche Brocken,
Der Palicaren Muth — und Nichts zu eſſen!!
In ſolcher Zeit wird Kehl' und Seele trocken;
Manch Kraftwort fällt, dem Fluchen zu vergleichen —
Da hört die Vorhut plötzlich man frohlocken.
Dort ſteigt ein Rauch — das iſt ein wirthlich Zeichen;
Sieh! Dächer, Hütten, Weiber, Kinder, Hunde:
Ein Freudenruf — und alle Sorgen weichen.
Furiere werden abgeſandt auf Kunde,
Um Proviant zu ſuchen für die Schaar —
Da brachte Wunderbares dieſe Stunde.

Man nimmt im Dörfchen einen Aufruhr wahr,
Die Weiber ſammeln drohend ſich zu Haufen
Und weigern Proviant für blank und baar.
Und während neue Hungerboten laufen,
Bewaffnet ſich die Weiberſchaar mit Steinen; —
Das iſt denn doch ein ſond'res Knödelkaufen!
Doch endlich merken ſie, die Weiber meinen,
Die Krieger ſeien Juden von Natur.
Und darum allen Proviant verneinen.
Umſonſt iſt Crucifix und Fleh'n und Schwur
In den geweiht- und ungeweihten Namen,
Die Weiber ſpotten drohend ihrer nur.
Doch laſſen endlich rühren ſich die Damen
Und zu erfahren, ob es Chriſten ſind,
Beſchließen ſie ein gründliches Examen.
Zwei Weibchen eilen in das Dorf geſchwind,
Die Andern aber halten trotzig Wacht,
Großmütterlein ſammt Kind und Kindeskind.
Nach einer Stunde endlich wird's gebracht:
In einer Mulde ein geſotten Schwein,
Drob unſrer Schaar das Herz im Leibe lacht.
Mocht' auch das Thier nicht ausgenommen ſein,
Doch war der Helden Appetit zu loben
Und Alles bald bis auf die Knochen rein.
Und als nun ſo das Ferkel war zerſtoben,
Sprach feierlich die Stift'rin dieſer Liſten:
Wir ſind gerührt von ſolchen Glaubensproben —
Kommt, eſſt mit uns — ihr ſeid wahrhafte Chriſten! —

2.

Lieder.

Daß du mich liebeſt, weiß ich wohl;
Doch durfteſt du's nicht ſagen.
Daß ich dich liebe, ahneſt du —
Kein Wörtlein durft' ich wagen.

So ſchauen ſich zwei Sternlein an
Nächtens am Himmelsbogen,
Und wäre jedes innig gern
Zum andern hingezogen.

Sie können nicht, ſie dürfen nicht,
Sie müſſen einſam ſchwimmen,
Und wann der lichte Morgen kommt
Einſam, einſam verglimmen.

Wann in mein einſam Kämmerlein
Die kühlen Schatten ſinken,
Dann iſt's, als ob im Dämmerſchein
Einſam in meinem Kämmerlein
Mir deine Züge winken.

Ich breite nicht die Arme aus,
Und bin doch ſo verlaſſen.
Weit in der Fremde ſteht dein Haus,
Ich breite nicht die Arme aus,
Ich kann dich nicht erfaſſen.

Hoch in der Luft der Vogel zieht:
Ich kann nicht mit ihm wandern;
Die Städt' und Länder all' er sieht,
Hoch in der Luft der Vogel zieht
Von einem Land zum andern.

Und geb ich einen Gruß ihm auf,
Er wird ihn schnell dir bringen;
Hoch in den Lüften geht sein Lauf,
Geb ich ihm tausend Grüße auf,
Will er dir alle singen.

Doch gäb' ich ihm die Thränen mit,
Die mir im Auge blinken,
Die schweren Aengste, die ich litt,
Die Thränen und die Aengste mit,
Müßt' er zu Boden sinken.

3.

Ein Glarner-Stücklein von Anno 1316.

Es saß auf der Burg der Major vom Land,
Herr Rudolf von Glarus, ein Tschudi genannt,
Der führte ein gut und mild Regiment
Nach dem Herzen, nicht nach dem Pergament.
Von Seedorf, sein Schwager, war anderer Art,
Ein trotziger Junker, unmaaßen hart.
Sie hatten ob einer Alp sich entzweit
Und lagen in bitt'rer Fehd' und Streit.
Oft brach mit den Urnern Herr Hans in's Gehег
Und raubte die Heerden und trieb sie weg;

Er war als der Schreck der Glarner bekannt
Und wurde der Teufel von Seedorf genannt.
Einsmals Herr Rudolf zu jagen ging,
Er achtete Klippen und Schlünde gering;
Dem Steinbock, den er im Wappen führt,
Hatt' lang mit dem Bolzen er nachgespürt,
Da stieß in dem finstern Tannenwald
Auf des Seedorfer's Leut' er alsobald;
Die brachen hervor zu zwanzig Stück
Und warfen des Freiherrn Knechte zurück.
Doch als ihm Einer zu nahe kam,
Herr Rudolf gelassen die Armbrust nahm
Und warf sie ihm an den Kopf mit Macht,
Daß das Knechtlein blutig zusammenkracht.
Und spöttlich redet der Ritter sie an,
Ob sie noch weiters zu fragen ha'n;
Und schlägt mit beiden Händen frei
An des Nächsten Schädel sein Schwert entzwei,
Da springt er vom Rosse sonder Bang',
Ein stolzer Mann, drei Ellen lang —
Und reißt mit Macht zum neuen Strauß
Ein Tännlein zusammt den Wurzeln aus,
Und reckt sich empor und springt hervor
Und schmettert es sausend den Knappen um's Ohr.
Ei Kinder, ruft er, ein Weihnachtsbaum!
Er wird euch flugs zum Charfreitagsbaum,
Die Lichtlein scheinen in blutigem Graus;
Ihr beißt an den Nüssen die Zähn euch aus!
So hat er das Stämmlein zum Schwerte gewetzt
Und hat neun Knechte zum Tode verletzt.
Den Andern hat's, wie die Chronik erzählt,
Drauf nicht an flinken Füßen gefehlt.
Nun malte zum Steinbock in's Wappen der Held
Ein Tännlein, neunzapfig, im goldenen Feld;

Und der dieſe waidlichen Streiche gethan,
Ich ſang ihm dieß Liedlein, er iſt mein Ahn.

4.

Mata me o te mato.

(Hiſtoriſch vom Februar 1810.)

„In Riobamba's brandig-öden Flächen
War ich ermattet von dem langen Ritt,
Es wollte faſt mein Thier zuſammenbrechen.
Und als der müden Hand der Zaum entglitt,
Da ſchweiften traurig hin mir die Gedanken
Und traurig ſtieg hinan des Pferdes Schritt.
Nur um die Huaranghos ſieht man ranken
Ein wüſtes Schlingkraut ſich mit grünen Händen,
Sonſt muß das Leben alles hier erkranken.
Hinziehend nach des Leichenſtrom's Geländen,
Hebt ſich der Condor, eine Todesmahnung,
Langſam an der Paramos Felſenwänden.
Und alſo fürder ritt ich, ſonder Bahnung,
Die Wege nach Alauſi hin zu finden,
In meiner Seele Bilder ſchwerer Ahnung.
Es war ein mühvoll ſich zur Höhe Winden,
Verſunken ſaß ich da — urplötzlich fällt
Ein Schlag auf's Haupt mir und die Sinne ſchwinden.
Und wie mein Auge wieder ſich erhellt,
Schwingt über mir ein Neger ſeine Keule, —
Da hab ich mich vom Boden aufgeſchnellt;
Ich ſprang ihn an in Angſt und wüth'ger Eile
Und rang ihn mächtig auf den Boden nieder
Und preßt' ihn, daß er ſtöhnt' im Schmerzgeheule.

Selbſt waffenlos umſchlang ich ſeine Glieder
Und würgt ihn feſt; doch wollt' ich ſchon ihn laſſen —
Es quoll ſein Blut durch Mund und Augenlieder.
Als er die Lippen regte, dumpf gelaſſen
Zu ſprechen: Morde mich, ſonſt mord' ich dich, —
Da mocht' Entſetzensſchauer wohl mich faſſen:
Und mit dem nächſten Steine fürchterlich
Schlug ich auf ſeine Stirn in Angſt und Wuth:
Er aber: Morde mich, ſonſt mord' ich dich ....
Ich ließ ihn; mir entſank mein Mördermuth,
Doch klang es: Morde mich, ſonſt mord' ich dich —
Er hob ſein Haupt ingrimmig aus dem Blut.
Da ſchwang mit Graus den Stein noch einmal ich
Zerſchmetternd auf ſein Haupt mit letzter Kraft.
Drauf ſtöhnt' er ſchwach: Jetzt iſt's genug, laß mich!
Und als ich halbbewußt mich aufgerafft,
Ergriff mein Innerſtes entſetzlich Bangen
Wie nie im Leben ſo geſpenſterhaft;
Ich warf mich betend hin mit Gottverlangen
Und zur Verſöhnung eine Hand voll Erde
Warf ich auf meines Feind's zerriſſ'ne Wangen —
Dann ritt ich weiter auf dem müden Pferde."

Ein Gang auf den Friedhof

von

Wilhelm Kilzer.

Auf Reisen ist es meine Gewohnheit, keinen Friedhof, an dem ich vorüber komme, unbesucht zu lassen. Oft verlebe ich daselbst recht ernste und genußreiche Stunden, und außer dem «memento mori», das hier unentgeldlich gepredigt wird, empfange ich der Anregungen noch mancherlei. Häufig ist es der Fall, daß ein einfacher Denkstein aus längst vergangener Zeit meine Aufmerksamkeit gefesselt hält und mich in mancherlei Betrachtungen versenkt. Ein schlichtes Kreuz mit Namen reicht hin, mich auf Augenblicke festzuhalten, und oft finde ich die einzelnen Glieder ganzer Familien heraus, die hier gesondert von einander im Erdenschooße ruhen. Dann wird die Phantasie rege, und sie läßt die Geschiedenen wieder aufleben, führt sie in ihre Hütten und träumt sich in die Zeiten zurück, wo die Glücklichen Hochzeit hielten, Kindtaufen und ländliche Feste feierten. Von einem solchen Friedhofsgange will ich jetzt meinen Lesern erzählen.

Auf einer meiner Wanderungen kam ich auch nach dem freundlichen Oertchen A. Vor demselben liegt auf einer unbedeutenden Anhöhe die schöne Kirche, umgeben von der ernsten

Ruheſtätte der Todten. Der ſchöne Abend, die hübſche Umgebung, Alles lud mich ein, den ernſten Ort zu betreten. Es war ſtille weit umher, und der Blick nach dem fernen Gebirge weckte unendliche Sehnſucht in mir, die für den Ort, an welchem ich mich jetzt befand, ganz paſſend war. Ich ging durch die Reihen der Gräber, welche mit Kreuzen und Blumenkränzen geſchmückt waren und ſich im Abendglanze gar freundlich ausnahmen. Als ich in ſtillem Sinnen dahinging, zog beſonders ein Kreuz meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war friſch angeſtrichen, und die goldenen Buchſtaben funkelten im Abendſcheine. Ein friſcher Blumenkranz wand ſich um daſſelbe. In einiger Entfernung ging ein Frauenzimmer, ganz in Trauerkleider gehüllt, die, wie es ſchien, von dem Ruhehügel gekommen war. Ich trat hinzu, um die Aufſchrift zu leſen. O Gott, wie ſollte ich überraſcht werden! Ich las und las, allein ſo viel ich leſen mochte, immer kam derſelbe Name zum Vorſcheine, und der Name war kein anderer, als der eines meiner beſten Jugendfreunde. Armer Johannes, ſollteſt du es wirklich ſein? ſollteſt du hier ſchon ſo frühe das Reiſekleid abgelegt und die große Reiſe in's unbekannte Land angetreten haben? Faſt unterlag es keinem Zweifel! Nicht nur der Name, nein! auch das angegebene Geburtsjahr traf zu. Nun hatte ich keine Ruhe mehr, ich mußte wiſſen, ob hier unter dieſem Hügel die Hülle meines theuern Freundes ruhte. Ich ging in das Haus des Küſters, und fand einen ſchon ziemlich bejahrten, aber freundlichen Mann, der mir auf meine etwas verworrenen Fragen willig Beſcheid gab. Von ihm erfuhr ich, daß vor ungefähr einem Jahre der Fremde mit ſeiner jungen Frau nach A. gekommen war und zwar in der Abſicht, ſeine ſehr geſchwächte

Gesundheit in der gesunden Gegend wieder herzustellen. Er sei wahrscheinlich Maler gewesen, denn am Anfange seines Aufenthaltes habe er öfters schöne Punkte in der Umgegend aufgenommen; allein später hätte er Nichts mehr arbeiten können, da er durch seine Kränklichkeit immer mehr und mehr an das Haus und endlich an das Zimmer gefesselt gewesen wäre. Vor ungefähr einem Monate sei er gar elend gestorben, seine junge Frau wäre fast im Schmerze vergangen. „Sie wohnt," beschloß der wohlwollende Alte seine Rede, „nicht weit von hier; dort unten in dem weißangestrichenen Häuschen mit den grünen Laden. Bald nach dem Tode des Mannes ist ihre Mutter gekommen, mit der sie nun, wie ich höre, in ihre Heimat will. Täglich besucht sie das Grab, welches sie mit ihren Thränen bethaut und mit frischen Blumenkränzen schmückt."

Herzlich drückte ich dem freundlichen Manne die Hand, dankte ihm für seinen Bericht und beschloß, die Wittwe meines Jugendfreundes aufzusuchen, um von ihr noch Auskunft über den Theuern zu empfangen, von dem ich schon seit acht Jahren keinen Brief mehr erhalten hatte. Er war als zwanzigjähriger Jüngling nach D. auf die Akademie gekommen, erfreute sich bald der besondern Liebe des trefflichen Direktors; denn er hatte ein ausgezeichnetes Talent und gewann durch seinen liebenswürdigen Charakter, dem nur mehr Fertigkeit zu wünschen gewesen wäre, die Herzen Aller, die ihm näher standen. Damals war unser Briefwechsel noch lebhaft; allein wie es zwischen Freunden zu gehen pflegt, die einen verschiedenen Lebensberuf haben; so ging es auch uns. Wir schrieben uns seltner, zuletzt gar nicht mehr. Daß er später in Italien war, erfuhr ich aus dem Munde eines gemeinschaftlichen Freundes, der mir tausend

Grüße von ihm brachte. Auch erzählte mir derselbe, daß er unsern Johannes in Rom in der heitersten Künstlerlaune gefunden habe, vielfach beschäftiget, doch auch in mannigfachen Zerstreuungen lebend, und nicht so auf seine Gesundheit achtend, wie es Freundesliebe wohl wünschen mußte. Er hatte Italien wieder verlassen und lebte im deutschen Vaterlande. Seinen letzten Gruß brachte mir der liebenswürdige Dichter M., der ihn in M..... kennen lernte, wo er sich vor ungefähr fünf Jahren aufhielt. Später erfuhr ich Nichts mehr von ihm.

Der Gang in das bezeichnete Haus wurde mir schwer und doch konnte ich ihn nicht unterlassen. Bald stand ich, nicht ohne bedeutendes Herzklopfen, vor der Thüre und pochte an. Ein freundliches „Herein!“ begrüßte mich. In dem reinlichen, aber einfachen Wohnzimmer saßen zwei Frauen, die eine schon bejahrt, die andere noch sehr jung und blühend: beide waren in tiefer Trauer. Daß ich am rechten Orte war, unterlag schon bei meinem Eintritt in das Zimmer keinem Zweifel, denn der Thüre gegenüber hing das Bild meines theuern Freundes: ein frischer Blumenkranz schlang sich um dasselbe. O Gott, wie mich die wohlbekannten freundlichen Züge überraschten, wie sie eine glückliche Vergangenheit in mir erweckten! Die Frauen erwiederten meine Begrüßung, und nicht ohne sichtbare Bewegung hörten sie mir, zumal die jüngere, zu. „Seien Sie uns herzlich willkommen!“ sagte sie; „wie oft hat mein guter Johannes von Ihnen gesprochen; wie oft sich nach Ihnen gesehnt!“ Man nöthigte mich zum Sitzen, und nun erfuhr ich, wie es meinem Freunde noch im Erdenthale ergangen war. Diese Mittheilung will ich meinen Lesern nicht vorenthalten. Der Gute war von M. nach der alten ehrwürdigen Stadt N. gegangen, woselbst

er einige Monate zu verweilen und sich ganz dem Studium alter Kunstschätze hinzugeben gedachte. Für seinen Unterhalt hatte er nicht nöthig, ängstlich zu sorgen, da er erst kürzlich für zwei große Gemälde, die der Kunstverein in M. angekauft hatte, in den Besitz einer nicht unbedeutenden Summe gekommen war. Doch wollte er nebenbei noch Einiges durch Porträtiren erwerben. Seine Porträte gefielen nicht nur durch die Aehnlichkeit, sondern auch durch die frische und lebendige Darstellung. Sehr bald wurde sein Name mit Auszeichnung genannt, und er konnte fast nicht alle Verbindlichkeiten erfüllen, da er nur einen Theil seiner Zeit der Porträtmalerei widmete. Eines Tages wurde er auch in das Haus der verwittweten Räthin H. beschieden. Die würdige Dame wollte sich für ihre in B. verheirathete Tochter malen lassen. Bei dieser Gelegenheit sah er ihre noch ledige achtzehnjährige Tochter Emma. Das Mädchen machte, als er sie zum ersten Male sah, einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn, weniger durch auffallende Schönheit, als vielmehr durch die Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens, welche sie, wie eine Glorie, umstrahlte. Er kam von der Zeit öfters in das Haus und konnte sich nicht bergen, daß Emma die Ursache seiner häufigen Besuche war. Mutter und Tochter sahen ihn gern; sein gebildeter Geist nahm gleich für ihn ein, und seine beispiellose Gutmüthigkeit gewann ihm die Herzen Aller, welche näher mit ihm bekannt wurden. Mein Freund sah bald ein, daß er in eine gefährliche Lage gerathen sei. Zum ersten Male fühlte er sich von einem edeln weiblichen Wesen, das seiner würdig war, dauernd gefesselt; zum ersten Male bereuete er tief die Thorheiten seiner Jugend, die seinen Körper geschwächt und ihm die Aussicht auf ein höheres Lebensalter

genommen hatten. Seine Redlichkeit sagte ihm, du mußt deinem Herzen Schweigen gebieten und einen Ort meiden, wo du nur Unglück stiften kannst. Qualvolle Stunden verlebte er, bittere Thränen weinte er in der Stille der Nacht; allein sein Entschluß war gefaßt. Er schrieb der Räthin einige Zeilen, in welchen er von ihr und ihrer Tochter innig und warm Abschied nahm, entschuldigte sich mit der Ausrede, schnell abreisen zu müssen, daß er nicht gekommen sei und mündlich Lebewohl gesagt habe. Nach M. ging er wieder. Das Bild der Liebenswürdigen folgte ihm und mußte ihm folgen, hatte er es doch in allem Liebreize mit der sprechendsten Aehnlichkeit gemalt, trug er es doch beständig auf dem Herzen! Wie einsam gegen früher war jetzt sein Leben in der Residenz! Nur selten verließ er seine stillen häuslichen Räume, in welchen er ganz seiner Kunst lebte. Ein großes Oelgemälde, dessen Vorwurf ihm eine herrliche Ballade unseres Uhland bot und in welchem er die Geliebte seines Herzens feierte, hielt ihn unausgesetzt beschäftiget. Seine früheren Freunde, die zum Theil ein wüstes Leben, oft fälschlich „ein Künstlerleben" genannt, führten, sah er fast nie; sein Umgang beschränkte sich fast allein auf einen sehr ernsten Maler, den trübe Lebenserfahrungen ebenfalls die Einsamkeit suchen ließen. In N. hatte er einen Freund gefunden, mit welchem er in Briefwechsel stand. Von ihm bekam er Nachrichten von dem Gegenstande, der sein ganzes Herz erfüllte. Nach nicht langer Zeit erfuhr er von ihm, daß Emma kränkle, ihre frühere Heiterkeit sei verschwunden und man vermuthe, daß ein stiller Gram an ihrem Herzen nage. Nun hatte er in M. keine Ruhe mehr. Sein großes Gemälde war vollendet und bereits an eine bedeutende Akademie sehr vortheilhaft

verwerthet. Er beſchloß nach N. zu gehen und ſeinen Freund daſelbſt zu beſuchen. Wie ſchlug ihm das Herz, als er die herrlichen Thürme der ehrwürdigen Stadt von ferne ſah! Wie bewegt war er, als er an dem Hauſe der Geliebten vorüberfuhr! Er drängte ſich in den Wagen zurück, um ja nicht zufällig von ihr geſehen zu werden. Bei ſeinem Freunde ſtieg er ab, da er nur einige Tage zu bleiben gedachte. Dieſer mußte ihm Alles erzählen, was er von der Räthin und ihrer Tochter wußte. Leider konnte ihm der Freund nur beſtätigen, was er ihm bereits geſchrieben. Emma kränkelte noch immer, und die ſtille Trauer ſchien von Tag zu Tag nur noch zuzunehmen. Johannes mußte ſie ſehen. Er ging hin. Wie ungeſtüm pochte ſein Herz! Ihm ſchwindelte, als er vor der bekannten Thüre ſtand, anpochte und die wohlbekannte ſüße Stimme ihn, wie in ſchönen Tagen, hereinzutreten bat. Emma war allein im Zimmer. Der Augenblick entſchied! Die beiden Liebenden ſahen ſich. Das trübe Auge des Mädchens leuchtet auf, verſchwunden ſind die bleichen Lilien ihrer Wangen, der Liebe junge Roſen erblühen auf denſelben. Johannes erbebt, er eilt auf ſie zu und hält ſie ſchweigend umfaßt. Die Mutter kommt; auch ihre Freude iſt groß. Der Geliebte bringt nur ſtammelnd ſeine Lüge vor, daß er nur auf einige Tage in Geſchäften nach N. gekommen ſei. Die genannte Zeit iſt vorüber, und er noch immer da. Emma gewinnt zuſehends an Lebensfriſche, in ſeinem Umgange wird ſie wieder das glückliche, unbefangene Mädchen. Die Mutter gewahrt mit Freuden dieſe Veränderung, der Maler erkennt immer mehr, was er ihr iſt, und er beſchließt, der redlichen Mutter Alles zu offenbaren. In einer vertrauten Unterhaltung macht er ſie mit ſeiner Lage bekannt, ſchildert

ihr den Eindruck, welchen ihre Tochter auf ihn gemacht, verschweigt ihr die Verirrungen seiner Jugend nicht und spricht von den Besorgnissen, die ihn in dieser Hinsicht wegen der Zukunft erfüllen. Die verständige Frau ehrt diesen Freimuth, sie erkennt den hohen Seelenadel des redlichen Mannes, sie glaubt, viele dieser Besorgnisse verringern zu können und entdeckt ihm endlich das Geheimniß ihrer Tochter, auf welche unser Freund schon bei seinem ersten Erscheinen einen mehr als flüchtigen Eindruck gemacht hatte. Sie erkannte die Trefflichkeit seines Herzens, und ihr weiblicher Scharfsinn ließ sie gar bald entdecken, daß sie ihm nicht gleichgültig sei. Um so mehr schmerzte es sie, daß er sich damals entfernen konnte, ohne persönlich Abschied zu nehmen. Sie fragte sich nach der Ursache, und wenn sie sich bemühete, die Frage zu beantworten, so lag immer etwas in der Antwort, was ihrem Herzen Unruhe verschaffte und sie mit Bekümmerniß erfüllte. So sehr diese Entdeckung den jungen Maler erfreuen mußte, so tief schmerzte sie ihn auch, wenn er des Kummers gedachte, welchen er dem armen Mädchen bereitete, und er beschloß, ihr denselben durch Liebe und Treue zu vergüten. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlt er, wie ihn neuer Lebensmuth durchströmt, und er läßt den beseligenden Gedanken, daß auch ihm noch eine glückliche Zukunft erblühen könne, in seiner schon für wahres Erdenglück erstorbenen Brust wieder aufleben. Von dem Entzücken des seligen Mädchens rede ich nicht, als ihr der Geliebte sein Herz antrug, eben so wenig von dem stillen Glücke, welches den Beiden nach ihrer ehelichen Verbindung zu Theil wurde. Johannes wollte vorerst in N. bleiben. Er fand Beschäftigung die Fülle, und die jungen Leute führten ein sehr

anständiges, aber geräuschloses Leben: Emma war nur für ihren Johannes bemüht, und dieser gewann in dem innigen Umgang mit seiner Emma in jeder Beziehung. Beinahe zwei Jahre währte dieser glückliche Zustand; aber leider nur zu bald folgten herbe Stunden der Prüfung. Johannes fühlte sich von dieser Zeit an öfters leidend; Brustschmerzen stellten sich häufig ein, und der Arzt rieth, nachdem der Kranke sich von einer heftigen Brustkrankheit wieder einigermaßen erholt hatte, A. mit einem andern Aufenthaltsorte zu vertauschen. So schwer auch dem Ehepaare die Trennung von der geliebten Mutter und der befreundeten Stadt wurde; so geboten doch höhere Rücksichten, dem Rathe des Arztes Folge zu leisten. Man wählte vorerst A... zum künftigen Aufenthaltsorte, theils wegen der milden Luft, theils auch wegen seiner nicht zu großen Entfernung von A. Der Umzug geschah im Spätjahre, und die Trennung fiel allen Gliedern der liebenswürdigen Familie sehr schwer. Die Veränderung selbst schien für den Leidenden von gutem Erfolge zu sein. Der Winter ging ziemlich gut vorüber; er konnte seinen Studien obliegen, und noch manches schöne Gemälde verdankt dem Aufenthalte in A. seine Entstehung. Der März des folgenden Jahres stellte sich ein und mit ihm auch das alte Leiden unseres Freundes. Die Krankheitsanfälle kamen öfters, der Husten blieb fast nie aus, große Schwäche stellte sich ein, und der Arzt schien nicht ohne große Besorgniß zu sein. Der innere Mensch reifte zusehends; er sprach mit seiner geliebten Gattin viel von der Ewigkeit; der Glaube an ein geistiges Fortleben, so wie auch der an das Wiederfinden unserer Geliebten wurde in ihm zur freudigen Zuversicht. Mit männlicher Fassung sah er seinem Tode entgegen.

bedauerte nur, seine arme Emma sobald verlassen zu müssen. Sie suchte ihn zu trösten, und an ihrem liebenden Herzen erkannte er das Glück, ein treues Weib zu besitzen. Nur zu schnell waren die Fortschritte der Krankheit; schon nach einigen Monaten konnte er das Bett nicht mehr verlassen, und der Augenblick der Trennung war leider sehr nahe. In dieser hülflosen Lage schrieb die unglückliche Frau ihrer Mutter und bat sie zu kommen; allein wie groß war für diese der Schmerz, dem Wunsche der geliebten Tochter nicht Folge leisten zu können, da sie selbst an das Krankenlager gefesselt war. Nur einigermaßen wieder hergestellt, eilte sie zur unglücklichen Tochter. Sie fand sie im tiefsten Schmerze, als junge trostlose Wittwe. Schon lag der geliebte Schwiegersohn auf dem Friedhofe.

Dieß ist die Geschichte des unglücklichen Mannes, meines mir unvergeßlichen theuern Jugendfreundes. Der würdigen Räthin verdanke ich diese Mittheilung. Die junge Frau mußte sich häuslicher Geschäfte wegen bald entfernen, und so konnte sich die treffliche Mutter ganz unbefangen gegen den Freund seiner Jugend äußern. Emma kam später und brachte mir ein liebliches Bild, welches ihr Mann in seiner letzten Krankheit malte. „Er hat es Ihnen bestimmt," sagte sie, „und mir aufgetragen, Sie, sollte ich Sie je kennen lernen, seiner treuen Liebe zu versichern." Nun erfuhr ich auch, daß er mir bald nach seiner Verheirathung geschrieben; ich kam jedoch nicht in den Besitz des Briefes, woran wahrscheinlich die Veränderung meines Wohnortes schuld war. Daß er keine Antwort von mir empfing, that ihm wehe, und mich schmerzte es jetzt unendlich, dieses hören zu müssen. Armer Freund, wie gern hätte ich

dir in deinen Leiden ein Wort des Trostes zugerufen! Jetzt bedarfst du es nicht mehr! — Die Räthin nöthigte mich, ihr einfaches Abendbrod mit ihnen zu theilen. Bei Tische wurde faſt nur von ihm geredet, eine ſüße Wehmuth hielt uns umſchloſſen. Innig bewegt nahm ich von den Leidenden Abſchied, in deren Freundſchaft ich einen Erſatz ſuche für den Verluſt eines geliebten Jugendfreundes. Als ich in mein Zimmer kam, ſchien der Mond hellglänzend herein. „Er gedenkt im glücklichen Jenſeits deiner!“ der Gedanke fuhr mir plötzlich durch die Seele. Da fiel der volle Mondſtrahl auf das Gemälde. Es ſtellt eine Herbſtlandſchaft vor, auf welcher im Hintergrunde eine Ruine ſteht. Der Sturm hat die Bäume entblättert, er ſauſ't durch die ſchweigende Waldung. Vorn am einſamen Wege ſteht, in Gedanken verſenkt, ein trauernder Wanderer. Wie tief wurde ich bewegt! Ach, vom Baume meines Lebens wie viele der Blätter ſind nicht ſchon gefallen; wie herbſtlich ſieht es in dieſer Hinſicht um mich ſchon aus! ich ſah nochmals den trauernden Wanderer an, und der trauernde — war ich!

Gedichte von August Jäger.

1.

Geständniß.

Ach, was soll das eitle Prangen
Süßen Thuns, süßer Worte!
Was ich denke — nur mit Bangen
Geht's aus des Herzens Pforte.
Stumm und unbeweglich
Schau ich dir in's Angesicht —
O, wie so unsäglich
Ich dich liebe, fühlst du nicht.

2.

Die Tröster.

Sie sprachen von Freude,
Sie sprachen mir von heilender Lust,
Die Leute,
Und haben doch von meinem Leide
Gesenkt den Keim in meine Brust.

Von milden Sonnenstrahlen
Und von des Frühlings süßem Weh'n.

O Qualen!
Ach, von dem Glück, das sie mir stahlen,
Da wollten sie kein Wort versteh'n!

3.

Spätherbst.

Was ist das für ein neues Leben!
Die Sonne scheint so schön
Auf die erblich'nen Felder;
Da muß es neue Blüten wieder geben —
Doch wehe dir, Natur,
Arglose, stirbst nur um so bälder!

Es zittert in den todten Zweigen
Ein neues Leben auch —
O süße Frühlingsdüfte!
Die Sonne küßt mit ihrem warmen, weichen
Gekose wach die Flur —
Daß sie bald scheine über öde Grüfte!

Ihr lebenswarmen Sonnenstrahlen
Des Glücks, o trügt mich nicht!
Ihr schmeichelt auch mit süßen Lippen,
Aus diesem leicht bethörten Herz, die Qualen,
O goldner Traum, das Herz
Ist wonneselig, schauet nicht die Klippen!

Gedichte von Ferdinand Braun.

1.

Die Blumen nicken, es geht kein Wind;
Sie freu'n sich, daß sie beisammen sind:
Sie haben geschmückt sich mit frischem Grün;
Sie reichen die Hände, die Blätter sich hin!

Sie flüstern so leise und sprechen vertraut,
In's Auge Eine der Andern schaut;
Sie küssen den Kelch sich, den duftigen Mund
Und reichen bis in des Herzens Grund.

Auf dem Baume sitzt die Nachtigall,
Die flötet dazu mit süßem Schall;
Du lebende Blume, du Nachtigall,
Du sehnsüchtig Sprudeln beim Wasserfall.

Die Käfer setzen sich auch dazu,
Die Schmetterlinge sind längst zur Ruh.
Die Käferlein, dieses wandernde Gold,
Sie sind den bescheidenen Blumen hold.

Im Grase liegen Funken zerstreut,
Johanniskäferchens Feierkleid,
Wie Sterne vom Himmel, so weich und rein,
Die wollen auch mit beim Feste sein.

Die Blumen ſprechen, ich weiß nicht was,
Die Käfer ſagen ſich dies und das,
Der Tag war lang, der Tag war ſchwül,
Sie haben ſich zu erzählen viel.

Die Blumen nicken, es geht kein Wind,
Und neben mir ſchläft mein liebes Kind
Und der Mond vom Himmel niederblickt,
Und ich lebe und liebe und bin beglückt.

2.

Du haſt mich auferwecket wie
Die Sonne die Blumen wecket,
Wenn die Nacht mit ihrem dunkeln Kleid
Die Welt nicht mehr überdecket.

Du haſt die Augen mir aufgethan,
Das Licht mir hineingeſtreuet,
Und d'rüber ward ich traurig gar,
Wie ein Kind, das weint und ſich freuet.

Du haſt die Strahlen mir eingeſtreut,
Die Helle hat mich geblendet,
Und Alles iſt anders geworden ſo,
Und Alles hat ſich gewendet.

Du haſt mich auferwecket wie
Die Sonne die Blume wecket,
Wenn die Nacht mit ihrem dunkeln Kleid
Die Welt nicht mehr überdecket.

Ich höre und ſehe und höre nicht;
Es liegt meine Seele in Banden,
Doch werd' ich wied'rum mich verſtehn,
Wenn erſt ich dich habe verſtanden.

Ihr Häuschen,

von

Marie D...

Du freundlich stilles Häuschen
Am stillen grünen Feld,
Du bist's, das all mein Sehnen,
Mein Herz gefangen hält.

Oft eil' ich Morgens frühe
Dem stillen Häuschen zu:
Die Läden sind geschlossen
Und d'rin ist tiefe Ruh.

Im Morgenstrahl erglänzet
Das stille grüne Feld.
Das freundlich stille Häuschen
Die Morgenröth' erhellt.

Da sehe ich im Geiste
In Träume eingewiegt,
Wie's Liebchen schläft, es glänzet
Sein stilles Angesicht.

Die Hände sind gefalten,
Wie sollt' es anders sein!
Es schlief ja unter'm Beten
Mein liebes Liebchen ein.

Denn Abends, wenn die Winde
Durch blühende Bäume weh'n
Und wenn die hellen Sterne
Auf dunkeln Pfaden geh'n;

Zieht's mich nach ihrem Fenſter
Und bei der Lampe Licht
Erkenn' ich meines Lisbchens
Viel liebes Angeſicht.

O ſtilles, grünes Häuschen
Am ſtillen, grünen Feld,
Das meine Lieb, mein Sehnen,
Mein Herz gefangen hält.

Für deine ſtillen Räume
Verließ ich gern die Welt,
Du freundlich ſtilles Häuschen
Am ſtillen grünen Feld.

Liebeslieder von Alexander Patuzzi.

1.

Schlummern möchte ich dich ſehen,
Streng geſchloſſen deine Augen,
Daß ich deine Strahlenblicke
Aus den Wimpern könnte ſaugen.

Wie kein Aug' des Staubes ſchauen
Darf in's Gotteslicht der Sonnen,
Wag' ich nicht, den Blick zu ſenken
In dein Aug', den Himmelsbronnen.

Wie ich's einmal hab' gewaget,
Schrack mein Herz in ſich zuſammen,
Und ein Phönix, wollt' mein Weſen
Stürzen ſich in deine Flammen.

Raſch verzehrt wär' es geworden
In des Brandes Flammenbanden,
Aber aus der fahlen Lohe
Wär' ein Seraph mir erſtanden.

2.

Lieg' ich einſt tief im Grabe,
Vergeſſen, ohne Stein,
Ich wär' doch nicht geſtorben,
Gedächteſt du noch mein.

Und ging'ſt du einſt vorüber
An meines Hügels Fuß,
Und deine Seele dächte
Mir einen leiſen Gruß.

Dann glühte neues Leben
Durch das begrab'ne Herz,
Und eine Blume ſtiege
Zu dir auf, ſonnenwärts.

Und willſt du ſie beſchauen,
So iſt's ein einfach Lied,
Mit dem, im Tod dich preiſend,
Dein Sänger einſt verſchied.

Die Zwerge auf Kerbholz,

von

Joh. Bresch.

Im Münsterthal erhebt sich stolz
Ein Berg, genannt das Kerbeholz:
Dort oben die lustige Senne stehet,
Von welcher beim Hirten die Sage gehet,
Daß Zwerge schon lange dort hausen.

Zerrinnt im Lenz auf Thal und Höh'
Im lauen Winde das Eis, der Schnee,
Und keimen lustig die Gräser und Kräuter,
So zieht der Senne voll Hoffnung und heiter
Hinauf in die Hütt' mit der Heerde.

Es wuchert dort oben jederzeit
Der Heerd' des Sennen gar gute Weid';
So lebet er fröhlich und frei von Sorgen,
Denn Butter und Käse gibt's jeden Morgen
Und im Keller häuft sich die Menge.

Es lebt der Hirte stets ohne Noth,
Bis sich gefärbet die Trauben roth;
Bis sich im Thale die Zeitlose zeiget,
Bis feuchter Nebel die Fluren beschleichet
Und fernhin die Schwalben gezogen.

Dann weilt er ruhig nicht länger mehr,
Bei Nacht schon spucken Zwerge umher.

Wollt aber er länger noch immer bleiben,
So würden die Zwerge den Kühner vertreiben,
Mit dem Leben müßte er's büßen.

Kaum zog der Hirt' mit der Heerd' davon,
Zieh'n in die Senne die Zwerge schon:
Man höret von ferne melodisch Klingen,
Die Zwerge die Kühe zur Weide itzt bringen,
Den Käse für's Reich zu bereiten.

Sobald ein Sternlein am Himmel blinkt,
Bis früh die Sonne den Tag uns bringt,
Sind Zwerge geschäftig, für's Reich zu sorgen,
Daß Butter und Käse es gibt den Morgen
Und im Keller sich häufe die Menge.

So lang der Winter mit Eis und Schnee
Dort oben wohnet auf jener Höh',
Sind auch allnächtlich die Zwerge zugegen.
Es geh'n die Heerden auf heimlichen Wegen,
Gar kräftige Kräuter zu weiden.

Doch lacht der Frühling wieder in's Thal,
Und Fink und Amsel schlagen zumal,
Dann fliehen die Zwerge mit ihren Heerden,
Sie möchten auch ruhen ob den Beschwerden
Tief unter der Erde im Reiche.

Auf Kerbholz oben, da regt sich's neu,
Die Senne erdröhnet von der Schallmei,
Harmonisch dazwischen die Glöcklein klingen,
Dem Frühling die Grüße der Rückkehr bringen,
Die freudigen Hirten und Heerden.

So geht es immer Jahr aus und ein,
Mag's Sommer droben, mag's Winter sein,
Bald sind es die Zwerge und bald die Hirten,
Die auf den Firsten dort hausen und wirthen,
Wohl schon seit undenklichen Zeiten.

Das leere Haus.

Die Gesellschaft, mit der ich per Hauderer von Karlsruhe nach Stuttgart fuhr, bestand aus zwei Damen, die sich nach dem Bad Cannstadt begaben und einem Kaufmann, der in Geschäften über Ulm ins Bairische reisen wollte. Anfangs ging es ziemlich schweigsam bei uns zu; nur einige Fragen, wie sie die Höflichkeit erfordert, wurden gewechselt. Da es noch frühe war und die Morgenluft uns kühl anwehte, zogen die Damen die Schleier herunter; der Kaufmann drückte das silbergestickte Sammetkäppchen über die Ohren und sich selbst in die Ecke des Wagens und nickte bald ein. Ich überließ mich dem Anschauen der Gegend und gedachte der nächsten Tage und Wochen, die mir so manchen Genuß zu bringen versprachen.

Die Sonne war unterdessen höher emporgestiegen, und wie die Aehren und Gräser im Felde nach und nach den Thau von sich schüttelten und in den warmen Morgenstrahlen sich behaglich streckten; und wie die Vögel ihre Lieder lustiger anzuheben begannen: so regte sich's auch nach und nach bei uns. Die Damenschleier wurden gelüftet, der Kaufmann schob sein Käppchen zurück; und der Verkehr, der zwischen Menschen, die in einem so kleinen Raume vereinigt, einige Stunden zusammen verleben, so natürlich und unge-

zwungen sich entspinnt, begann auch jetzt unter uns anzuheben. Nachdem die Damen von ihrer Reise ins Bad gesprochen hatten und von den Bekannten, die sie dort anzutreffen hofften, theilte auch ich mein Vorhaben mit, Stuttgart wieder zu besuchen und dießmal auch Heilbronn und Weinsberg. Der Name Weinsberg brachte, wie leicht zu denken, das Gespräch auf den liebenswürdigen Dichter und Geisterseher Justinus Kerner, und es wurde namentlich über letztere Eigenschaft desselben Vieles für und wider gesprochen und eigene Erfahrungen wurden zum Besten gegeben. So erzählte uns auch der Kaufmann folgende Geschichte:

„Vor etwa zehn Jahren war ich noch Kleinkrämer, und reiste jedes Jahr mit meinen Waaren nach dem beträchtlichen Jahrmarkt, der in dem bairischen Städtchen gehalten wurde, nach welchem ich mich auch jetzt wieder begebe. Ein Unfall, der eines meiner Pferde getroffen hatte, hielt mich unterwegs auf, so daß ich, gegen meine Gewohnheit, am ersten Tage des Jahrmarkts selbst, anlangte, während ich früher immer einen oder zwei Tage eher angekommen war. Es war bereits Nacht und der Wirth bedauerte, daß er das Zimmer, das ich sonst inne hatte, vergeben, und im ganzen Hause keines ledig sei. Allein, fiel ihm bei, in dem Hause gegenüber, das er seit einigen Wochen angekauft und das noch ganz leer stand, wolle er mir für diese Nacht ein Bett und Alles, was zu meiner Bequemlichkeit erforderlich, zubereiten lassen; die folgenden Tage gebe es dann schon wieder Raum im Gasthofe selbst. Bei so bewandten Umständen war mir der Vorschlag genehm; ich ließ meinen Wagen unterbringen und trat in den Wirthssaal, wo ich Bekannte und Handelsfreunde traf, die sich über die Vorgänge, Kauf und Ver-

kauf, guten und bösen Wechsel am heutigen Jahrmarkte besprachen.

„Nach eingenommenem Mahle folgte ich dem vorleuchtenden Kellner über die Straße; ich selbst trug meine kostbarsten Waaren, nebst Geld und einem Paar scharfgeladener Pistolen, die ich auf meinen Reisen immer mit mir führe.

„Das schwere Thor des großen, vierstöckigen Hauses knarrte, that sich durch unsere vereinten Anstrengungen auf, und rasselte wieder hinter uns zu. Ein feuchter Duft drang aus dem grauüberlaufenen steinernen Hausgang und den breiten Treppen, die von unsern Tritten hallten. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das Einen überfällt, wenn man in ein so altes weitläufiges Gebäude tritt, in dem sonst keine menschliche Seele athmet. Welch bunter Wechsel von Leid und Freud mag einst auch hier in diesen vielen Gemächern geherrscht haben; wie manches junge Leben mag hier zum Lichte dieser Welt gekommen! wie mancher Sarg über diese Schwelle getragen worden sein!

„Das Zimmer, das man mir angeräumt hatte, war hoch und trug die Spuren ehemaligen Glanzes: Decke und Wände waren von Holz und mit eingelegten Figuren und Goldstreifen geschmückt. In einigen Nischen standen allegorische Figuren; ein großer Tisch, mit mächtigen geschnitzten Füßen, nahm die Mitte ein, und im Hintergrunde war eine große Alkove mit rothseidenen, verschossenen Vorhängen.

„Der Kellner stellte den Armleuchter mit zwei Wachskerzen auf den Tisch und empfahl sich, nachdem er mir die übliche „gute Nacht“ gewünscht hatte.

„Ich legte meine Habseligkeiten auf einen Stuhl, die Pistolen auf das Tischchen, und da ich von den Beschwer-

lichkeiten der Reise ermüdet war, löschte ich das Licht, sprach mein stilles Gebet und dachte an Frau und Kind in der fernen Heimat.

„Ich mochte gegen zwei Stunden geschlafen haben, als die Schloßuhr auf dem Markte Zwölfe schlug, und auch der Wächter mich mit seinem Gesang weckte.

„Kaum war Alles verstummt, so war mir als hörte ich einige Thüren im Hause knarren; Tritte schallten durch die hohlen Gänge, so schwer und dumpf, daß mir graute. Ich vernahm jetzt deutlich, wie man mit einem Schlüsselbunde rasselte und bald öffnete Jemand meine Thüre. Ich richtete mich auf, ergriff meine Pistolen, entschieden, sie auf den Ersten, der sich mir nahen würde, abzudrücken. Noch war Alles finster und ich konnte Nichts unterscheiden. Da trat ein Diener, in einer Staatslivree, mit einem Leuchter herein und setzte ihn auf den Tisch nieder; einige andere folgten, sie trugen schwere Geldsäcke, die sie keuchend auf den Tisch niederstellten. Endlich schritt ein alter Mann, mit dünnen Silberhaaren, herein; er trug ein rothes Kleid, an Brust und Händen mit Spitzen verziert; sein Gesicht war hager und erdfahl und zeigte Spuren eines tiefen Kummers. Kaum ward er der Säcke gewahr, so fiel er mit wilder Begier darüber her; seine Augen funkelten in ihren tiefen Höhlen; mit langen, magern Fingern wühlte er in den Goldstücken, die er mit solchem Ungestüm auf den Tisch ausleerte, daß einige derselben weithin in die Stube rollten. Es war ein grausenhafter Anblick. Noch grausenhafter aber war es, als er sich mit halbem Leibe krampfhaft auf seinen Mammon hinstürzte, und ihn mit beiden Armen umschloß, sodann, die Fäuste ballend, auffuhr, als wollte er Jemanden

davon abwehren, endlich Alles wieder in die Säcke füllte, sich auf den Boden kauerte und ihn mit blutigen Nägeln aufkratzte, als ob er seinen Schatz verscharren wollte. Der Schweiß rieselte ihm dabei über das hagere Gesicht, obgleich er am ganzen Leibe vor Frost zu klappern schien.

„Kaum athmend, und mit klopfendem Herzen, sah ich diesem unheimlichen Treiben zu und wünschte sehnlichst, es möge ein baldiges Ende gewinnen.

„Es schien aber dem nicht also, denn nun entstand plötzlich ein Geräusch vor den Fenstern; eines derselben wurde von Außen aufgebrochen, und eine vermummte Gestalt stieg herein. In diesem Augenblicke schlug die Glocke Eins und der Leuchter auf dem Tische erlosch. Nun war mir als hörte ich eine zweite Person hereinsteigen und als ob sich beide leise unterredeten.

„Die Scene hatte sich geändert. Ich war fest überzeugt, daß die neuen Ankömmlinge von Fleisch und Bein seien, riß den Vorhang auf und rief mit fester Stimme: „Wer da?" Es erfolgte keine Antwort. Die Gestalten, die ich bei dem schwachen Lichte, das eine entfernte Laterne noch ins Zimmer warf, jetzt deutlicher unterscheiden konnte, blieben stehn und drückten sich in eine Nische. „Wer da?" schrie ich abermals und feuerte zugleich eine Pistole auf sie ab. Mit fürchterlichem Geschrei stürzte die eine zu Boden, während die andere zum offenen Fenster lief und auf die Straße sprang, zu gleicher Zeit vernahm ich den Fall einer Leiter.

„Ich sprang aus dem Bette und tappte durch den Pulverqualm nach dem Fenster. Einige Zeit darauf ging das Hofthor im Gasthause gegenüber auf und bald trat der Wirth mit einer Laterne und in Begleitung der Kellner und Haus-

knechte herein. Der Pistolenschuß hatte sie geweckt und die Leiter, die zerbrochen unter den Fenstern lag, ließ sie nichts Gutes ahnen. Ich erzählte den Vorgang mit kurzen Worten. Des Spucks wollte ich nicht erwähnen, da ich nicht wußte, ob ich ihn als das Erzeugniß meiner Phantasie, oder als Wirklichkeit ansehn sollte. Den vermummten Kerl hatte ich mitten in die Brust getroffen; er gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Andere war entflohen."

Der Kaufmann schwieg jetzt und unser Hauderer hielt eben am Posthause von Vaihingen, wo wir Mittag machen wollten. Unsere beiden Damen, die während der Erzählung mehr als einmal zusammengeschauert, athmeten tief auf und versicherten, daß es ihnen recht lieb sei, daß die Sonne hoch und hell am Himmel stehe, daß Raum in der Herberge und daß ein gutes Mahl in freundlicher Gesellschaft doch viel heimlicher sei, als eine Nacht im leeren Hause.

G. L.

Peter von Hagenbach im Elsaß (1470—1474),

von

Balthasar Reber.

Karl sprach zu seinem Diener Peter von Hagenbach:
Du bist ein Mann von Eisen, ich sah dich niemals schwach,
Ich mache dich zum Landvogt von Herzog Sigmunds Land,
Das Elsaß und das Breisgau geb' ich in deine Hand.

Als Pfand hat sie der Sigmund mir in der Noth versetzt
Für sechzigtausend Gulden, so hat er sie geschätzt.
Doch merke dir: die Länder, die halt' ich ewig nun,
Und er kann meine Gulden behalten in der Truh'n.

Drum schaff' die Oesterreicher drin zu Burgundern um;
Sie mögen dich verklagen bei mir, ich bleibe stumm.
Dazu vom deutschen Reiche die Städte links am Rhein
Von Straßburg bis nach Basel, ich nennte gern sie mein.

Bleib' nur! Noch ist's nicht fertig, die Schweizer fehlen noch;
Du herrschest als ihr Nachbar, sei kein zu guter doch;
Klopf' nur an ihre Thore oft mit geballter Faust,
Daß sie vor dem Burgunder ein Schrecken übergraust.

Ich werd' indeß ein König, der Kaiser muß daran!
Bis ich das Scepter schwinge, rühr' ich kein Schwert mehr an;
Bis mich die Krone drücket, macht Nichts das Haupt mir schwer;
Bis ich im Thron mich dehne, steig' in kein Bett ich mehr!

Doch flugs, ſobald ich König, hol' ich das Königreich:
Hab' ich nur erſt den Titel, den Kittel hab' ich gleich.
Mein erſtes Königswörtlein dann lautet: Schweizertod!
Mach ſie durch Angſt erſt mürbe, ſo iſt's ein Morgenbrod.

Gar gern hat das vernommen Peter von Hagenbach.
Ich bin ein Mann von Eiſen, ihr ſah't mich niemals ſchwach:
Woher das kommt, mein Herzog, das ſag' ich Euch ſogleich,
Paßt's wohl: der Herr heißt kühne, der Diener heißet weich?

Der Ritter mit viel Reitern zieht in die Lande ein.
Ach! wenn er neu iſt, herbe ſchmeckt der Burgunder Wein:
Sie ſind gewohnt den alten vom Oeſterreicher Moſt,
Der war ſo ſüß wie Honig, der neue: Eſſigkoſt.

Sie müſſen ihn verſchlucken; ſie geh'n mit ſaurem Mund
Und klagen an den Landvogt beim Herzog von Burgund:
Dein Vogt hat Gott geſchworen, zu richten unſer Land
Nach Oeſterreicher Weiſe; es iſt ja nur ein Pfand!

Der Herzog ſitzt ganz ſtille, er denkt an's Königthum;
Er ſelbſt, was er gelobte, er hält's: er bleibet ſtumm.
Jetzt pilgern ſie gen Innſpruck zum Herzog Sigismund;
Der iſt nicht ſtumm, laut zecht er vom Golde von Burgund.

Der Vogt lacht drob im Herzen, und ſieht nur finſt'rer d'rein:
Da wird nun gar zu Blute der eſſigſaure Wein.
Aus Elſaß kräft'gen Bergen ragt Tann empor, die Stadt,
Der Vogt die trotz'ge Tanne gar wohl gemerket hat.

Er ſchleicht im Morgennebel mit Aexten ſcharf heran,
Und plötzlich in die Wurzeln der Tannſtadt ſauſt ihr Zahn.
Dort auf dem Marktplatz war es, da ſtehen feſt geſchnürt
Von Tann die erſten Bürger, vom Beil in's Grab geführt.

Und von den dreißig Häuptern schon rollen vier im Staub.
Das Volk, gebannt vom Schrecken, es starret blind und taub.
Des Henkers Art erblitzet zum fünften Streich empor.
Es ist ein junger Gatte, sein Weib auch starr zuvor.

Sie stürzt sich in den Haufen, die Welt vergeht vor ihr,
Sie stößt zurück die Reiter, jetzt ist beim Mann sie schier:
Noch blitzt die Art im Schwunge, sie reißt mit Armen lind
Den theuern Nacken seitwärts; der Henker köpft den Wind.

Der Liebesfunke zündend zersprengt den kalten Bann,
Vom starren Morgentraume auffährt das Volk von Tann:
Befreit sind die Gebund'nen, gebunden Hagenbach,
Er knüpfet los sich gnädig und schlüpft hinaus gemach.

So schafft die Oesterreicher er zu Burgundern um;
Kein Gott ist dieser Schöpfer und wohl ein Teufel d'rum.
Zwar Gold und Silber tragen am Stecken sie durch's Land,
Kein kleiner Dieb darf stehlen, vom großen Dieb gebannt.

Der Vogt bei zahmen Weibern ruht aus vom wilden Thun,
Und frisch des Reiches Städte macht er burgundisch nun:
Erst das Burgundertänzlein geigt sanft er ihnen vor,
Und wollen sie nicht tanzen, umgeigt sein Schwert ihr Ohr.

Der Geiger oder Geier, eins ist's, er schwirret her
Vor'm Spalenthor zu Basel auf einen Wagen schwer:
Herr Rot, der Bürgermeister, er selbst sitzt zwar nicht drin,
Doch wohl sein schöner Haber; der Vogt, wegkrallt er ihn.

Bei guter Habergrütze muß guter Schinken sein;
Fang' ich nur einen Basler, er schwört's zum Thor hinein,
Ich will in meinen Thürmen einsalzen ihn zum Schmaus!
Die Basler drauf spazieren zum Schweizerthor hinaus.

Der Vogt hört von Mühlhausen die Mühlen geh'n gar keck;
Das kommt vom Schweizer Alpstrom, der speist sie im Versteck;
Mein Schwerdt schreibt dir ein Mährlein, Mühlhausen, gib du Acht,
Wie man dich Schweizer-Kuhstall zum Rosengarten macht.

Zu Basel in der Krone sitzt Hagenbach und zecht;
Da kommt von Straßburg Einer, der auch ein Schöpplein möcht',
Der Vogt reißt an den Haaren ihn aus dem Kronenhaus:
So will am Haar ich Straßburg der Reichskron' reißen aus!

So schafft des Reiches Städte er zu Burgundern um.
Kein Gott ist dieser Schöpfer, und wohl ein Teufel d'rum.
Der Kaiser schläft, und wacht er, sieht er die Blumen an,
Und knetet Hochzeitkuchen für seinen Maximilian.

Der Vogt bei zahmen Weibern ruht aus vom wilden Thun.
Und frisch die starken Schweizer, die will er treffen nun:
Das ist doch einmal Fäustearbeit dem Eisenmann,
Das And're mit dem Finger, dem kleinen, war's gethan.

Dort ragt ein schmuckes Schlößlein fern über'm Rhein empor,
Es tanzt der Bär, der Berner, als Schildwach' ob dem Thor.
Der Vogt greift nach dem Schlößlein mit ausgeholter Faust:
Allein der Bärentatzen hat häßlich ihn gezaust.

Die Schweizer sind kein Elsaß, kein Breisgau sind sie traun,
Sind keine Reichesstädte; der Vogt zieht ab mit Grau'n.
Doch als der Kaiser Friedrich mit seinem Sohne Max
Hinzieht gen Trier zur Hochzeit, da wächst der Kamm ihm stracks.

Der Friedefürst, der Friedrich, hat's endlich doch erreicht,
Er hat das Panzerherze des kühnen Karl erweicht;
Dem Max wird die Marie, die reiche, angetraut,
Die Königskrone zahlet der Kaiser für die Braut.

Zu Basel hielt der Kaiser am Weg nach Trier die Rast.
Dort grüßten auch die Schweizer den kaiserlichen Gast.
Da hat der Vogt so grimmig die Schweizer laut gehöhnt,
Daß seines Hohnes Echo bis an die Alpen dröhnt.

Dem Berner Herrn von Diesbach, als er beim Kaiser stand,
Dem hat der Vogt gedräuet: Bald brauch' ich ein Gewand!
Der Pelz von euerm Bären, den gerb' ich mir zurecht,
Der Hagenbach Berns Landvogt, das klingt bei Gott nicht schlecht!

Der Bote der Luzerner war schief auf einem Bein,
Da lacht der Vogt: Haßfurter, da nimm dies Hellerlein!
Wie sind die Eidgenossen an graden Männern arm,
Daß sie zum Kaiser senden solch einen Gotterbarm!

Da reckest du, Haßfurter, auf deinem Bein dich auf,
Und stützest dich gewaltig auf deines Schwertes Knauf:
Der Tag wird kommen, Landvogt, da kerzengrad ich will
Vor dir einmal noch stehen! Herr Diesbach schweiget still.

Zu Trier gibts keine Hochzeit, Burgund denkt nicht daran,
Er denkt an Karl den König, nicht an Prinz Maximilian;
Er möchte König werden, das merkt der Kaiser fein,
Und seine Herzogstochter behalten obendrein.

Da haben Morgens frühe Friedrich und Max gar sacht
In einem Moselschifflein sich rheinwärts fortgemacht.
Es war der Tag, da sollte die Krönung sein im Dom;
Als man den Kaiser weckte, da schwamm der Herr im Strom.

Drauf hat der Herzog wüthend sein Elsaßland bereist,
Ihm ritt gar drang zur Seite der Vogt, sein böser Geist;
Da hat der Meister schrecklich gepriesen seinen Knecht:
Ja, den verfluchten Deutschen thust du vollkommen recht.

Zu Tann hielt auf dem Schlosse der Herzog einen Tag,
Die Schweizerboten brachten dorthin gar bitt're Klag;
Der Herzog hieß sie knieen, so ist's bei ihm der Ton.
Das ward ihm nie verziehen vom freien Alpensohn.

Der Karl ist heimgefahren, der Landvogt blieb zurück;
Jetzt schießt erst blutigroß empor des Vogtes Glück.
Der Herrscher zürnt den Landen, der Diener herrscht d'rauf los:
Pabst, Bischof, König, Kaiser, ich bin's auf Einen Stoß!

Er hat sich eine Gräfin von Thengen auserwählt,
Sich lustig auf dem Schlosse zu Tann mit ihr vermählt.
Die Edlen all' im Lande, sie mußten her zum Schmaus,
Und wer nicht zehnfach gabte, dem ging's um Hab' und Haus.

Wie hat von Hallwil Thüring verdammt die lust'ge Nacht,
Als ihm sein Landser raubte der Bräut'gam ungeschlacht.
Und als er sprach: das Wildpret, das bann' ich für Burgund,
Wie knirschten da die Edlen mit wässerigem Mund.

Wenn ihr den Edelleuten das Hasenjagen nehmt,
Nichts ist, was auf der Erde die Tapfern also grämt:
Wenn er verboten hätte die edle Türkenjagd,
Die Edlen hätten nimmer so jämmerlich geklagt.

Die Herren hatten selber in ihrem Schweizerzorn
Sich die Burgunderrube zur Herrscherin erkor'n.
Auf allen Burgen murren sie in die Bärte jetzt:
Wir haben, dumme Frösche, den Storch zum Herrn gesetzt.

Des Landes Jammer schläget an Sigmunds sanftes Herz;
So lang die Bürger seufzten und Bauern, war's ein Scherz:
Doch daß die Ritter schreien, das rühret Oesterreich,
Nur ist verpraßt das Pfandgeld, das ist ein arger Streich.

Der Herzog Sigmund ſitzet zu Innſpruck, Kopf im Arm:
Doch wie er ſitzt und ſchwitzet, ſein Beutel bleibet arm;
Da bieten ihm die Summen des Reiches Städte gleich,
Straßburg, Mühlhauſen, Baſel; Reichsſtädte ſind auch reich.

Die ſechzigtauſend Gulden, die ſchmucken Goldfiſchlein,
Flugs in die Basler Münze ſpeit ſie an's Land der Rhein,
Dem Herzog wird's verkündet: dein Pfandgeld liegt bereit:
Allein der Herzog lachet: Kein Geld brauch' ich zur Zeit!

Will man das Geld ihm ſchicken, drückt er die Säcke zu,
Man kann ihm keinen Heller einſchieben in den Schuh.
Du mußt das Land erobern, auf, Fürſt von Oeſterreich!
Der Adel tobet, Sigmund — er wird ein Siechmund bleich.

Der Herzog Sigmund ſitzet zu Innſpruck, Kopf im Arm:
Doch wie er ſitzt und ſchwitzet, ſein Kriegerzelt bleibt arm,
Bis ihm die klügſte Zunge, die damals ſich geregt,
Mit Einem Zauberſprüchlein den Kummer niederſchlägt.

Gewinn' dir ganz die Schweizer! halb haſt du ſie ja ſchon,
Burgund hetzt ſie mit Höhnen, ich bez' ſie mit Penſion;
Burgund, es muß bergunter, wenn du die Schweizer haſt.
Von Frankreich König Ludwig, er hat ſo klug geſpaßt.

Das iſt ein Spaß zum Jubeln, ein königlicher Spaß.
Roth wird der Sigmund wieder, der Herzog merkt ſich das.
Er beut den Schweizern Frieden, er richtet Alles ein,
Aargau, die Welt vergißt er vor der Burgunder-Pein.

Die Schweizer drücken ſtaunend des Oeſterreichers Hand;
Iſt's auch die Hand des Herzogs? denn neu iſt dieſes Band;
Die Schweiz im Bund mit Oeſtreich, wie Eis iſt das und Glut;
Doch iſt's die Hand des Herzogs, iſt ſeine Rechte gut!

Ja wohl! willst du uns haben, wir wollen auch den Bund!
Dies Schweizerwort ist Urtheil des Todes für Burgund.
Einsiedeln war die Stätte, da es gesprochen ward,
Zum Schweizerheiligthume that Sigmund fromm die Fahrt.

Als Karl den Bund vernommen, da fuhr es ihm durch's Herz,
Gleich wie aus blauem Himmel ein Donner Ostwärts:
Er hat zwar mit den Schweizern sich manchen Stoß erlaubt,
Jetzt bebet er, da plötzlich der Stier ihm Antwort schnaubt.

Sein Hazenbach der bebet mit nichten vor dem Schwank,
Daß vormals er gezittert, das machte schier ihn krank;
Er zählet seine Haufen, Lombarden hoch zu Roß:
Jetzt Kameraden gilt es, die Schweizerkuh ist los!

Und wie ein Hagelwetter am schwülen Sommertag,
Kommt er herein gerasselt nach Breisach Schlag auf Schlag.
Dies Nest schaff' ich zur Festung, d'ran soll das Schweizerhorn
In tausend Stücken splittern, Burgund verliert kein Korn!

Es war die heil'ge Woche von Christi Passion,
Ganz Breisach lag inbrünstig im Dom vor Gottes Thron,
Da stürmen die Lombarden zum Heiligthume, weh!
Wie jene Priesterrotten dort nach Gethsemane.

Es wird an seinen Jüngern des Meisters Leiden neu,
Der Vogt treibt's, wie Pilatus der Heide, ohne Scheu:
Sie müssen an den Tagen den stillen, sonder Rast,
Sich selbst in Aengsten zimmern des eig'nen Kreuzes Last.

Da tönet, statt vom Dome der hohen Glocken Klang,
Rings um die Stadt in Gräben der dumpfen Schaufeln Schwang:
Da hebt sich, statt mit Glanze die göttliche Monstranz,
Rings her der Festungs-Zinnen grau düst'rer Höllenkranz.

Und als der Oſtermorgen an Auferſtehung mahnt,
Hat etwas von Erlöſung die Bürger tief durchahnt;
Die Höll' mit allen Teufeln bezwang der Chriſt allein.
Uns bangt, uns vielen Chriſten, vor Einem Teufelein?

Der Vogt, die ernſten Tage von ſeines Herren Weh
Durchſchwelgte er mit Lachen, nie war er luſt'ger je;
Und wie der Herr des Leidens Kelch bis zur Hefe trank,
Leert er bis auf die Hefen den Luſtkelch Ihm zum Dank.

War er hellauf geweſen ſchon in der Leiden Nacht,
Wie will er jetzt erſt lodern, da Oſtern heiter lacht?
Er ſteht in ſeiner Herberg und ſinnt auf Oſterluſt,
Da faßt ihn wie ein Geier der Vög'lin an der Bruſt.

Fritz Vög'lin iſt der Falke, der's Zeichen gibt zur Jagd.
Ihm nach ſchwirrt wie ein Sturmwind ganz Breiſach unverzagt:
Und in die ſchwachen Tauben da ſchwingt ſich Gottes Aar,
Ein Schreck' faßt die Lombarden, wegſprengt die ganze Schaar.

Da iſt ein Lied erklungen durch Breiſach ſelber Stund,
Ein Oſterlied, das dichtet und ſingt der Knaben Mund:
Herr Chriſtus iſt erſtanden, deß ſyn wir heut voll Preis.
Der Landvogt iſt gefangen, Herr Kyrie Eleis!

Wie Breiſach's Boten ſtäubten nach allen Winden hin!
Der Oſterſang ertönte am Rheine, Aar und Inn.
Elſaß und Breisgau athmen nun auf mit lautem Schall,
Es wetzen ihre Schwerter die Henker überall.

Ein Landgericht bereitet ſich über Hagenbach,
Gleich einer ſchweren Wolke zieht es heran gemach:
Und mit den Richtern ſtrömen die Völker her ſo dicht,
Der Rhein trägt kaum die Kähne, es wird ein Weltgericht.

Der Vogt ſitzt hoch zu Breiſach auf ſeinem finſtern Thurm,
Er hört tief unten ſpülen der Völkerwogen Sturm:
Er iſt gefaßt und trutzig, er trutzet auf Burgund,
Da meldet ihm ſein Wächter mit zitternd bleichem Mund:

Durch's Thor, Herr, ſah ich drunten Graumäntel reiten ein,
Sie recken ſich wie Rieſen, weiß iſt des Haares Schein,
Geſtutzt ſind ihre Mähren. Der Vogt: Gott, hilf dem Graus!
Das ſind die Eidgenoſſen, jetzt iſt mein Leben aus!

Haßfurter war's, der Lahme, der ritt herein zum Thor,
Um jetzt gerad zu ſtehen vor dir, wie er's beſchwor;
Herr Diesbach war's, zu Baſel hielt er den Mund mit Glimpf,
Nach Breiſach bringt er Antwort auf deinen Bärenſchimpf.

Der Landvogt wird geführet vor das zertret'ne Land.
Er kommt im Sammethute, im ſeidenen Gewand,
Ein furchtbar ſchöner Ritter auch in der zahmen Tracht:
Was braucht er Schwerdt und Sporen zur ſchnöden Zungenſchlacht?

Da hat ihn hart verklaget des wunden Landes Zorn,
Herr Iſelin von Baſel ſtand für die Kläger vorn:
Die Bolzen abzuwehren, der Ritter hat's verſchmäht,
Hans Irmy iſt's von Baſel, der beſſer das verſteht.

Die Basler thaten Wunder diesmal im Redekampf;
Sonſt iſt's nicht ihre Tugend, Geſchwätz iſt ihnen Dampf;
Das Thun behagt den Baslern, ſie tragen ſtill mit Luſt
Das Herz nicht auf der Zunge, ſie tragen's in der Bruſt.

Doch, wie der Irmy wehret mit ſeinem Zungenſchild,
Von Iſelins Geſchoßen die Laſt, ſie ſchwillt und ſchwillt:
Man ringt ſchon Nachts bei Fackeln: Irmy, gleich Siſyphus,
Nicht hemmt er mehr den Felſen, er rollt zuthal im Schuß.

Tod! ſprechen alle Richter; verſtummt iſt jeder Laut;
Die Nacht, für's Volk das ſchaudert, ihr Amen niedergraut.
Da hebt das Haupt zur Rede Peter von Hagenbach,
Er bleibt der Mann von Eiſen auch in der Todesſchmach.

Was ich gethan, ſo ſchallt es, ſein Wort iſt feſt wie Stahl,
Ich that es Alles Alles, weil ſo Burgund befahl;
Burgund nur iſt mein Richter; mein Rächer iſt Burgund,
Mein Blut zeugt Ströme Blutes. Doch beter Ihr jetztund

Für Eures Landvogt Seele! Er ruft dies Wort ſo ſtark
Dies Herrſcherwort, ſein letztes, es drang durch aller Mark.
Und alles Volk, gehorſam, wie's nie auf ihn gehört,
Es murmelt Sterbgebete, jetzt nimmermehr empört.

Dumpf beten mit die Glocken hoch in der Thürme Schooß.
Die Henker zieh'n die Looſe, den Kleinſten trifft das Loos.
Wo Gottes Gnad' gen Lachen, iſt Menſchengröße Trug,
Den Größten iſt zu fällen der Kleinſte groß genug.

Von Kolmar war der David, ſein Schwertlein breit und ſpitz
Zuckt durch die Finſterniſſe gleich des Allmächt'gen Blitz.
Es ordnen ſich die Fackeln, blutroth, ein banger Kreis;
Sind das der Hölle Gluthen? Sein Haupt ſinkt leichenweiß.

Gedichte von Auguſt Stöber.

1.

Der Vogler.

Im Morgengold der Frühthau blitzt,
Der Vogler in der Laubhütt' ſitzt:
Ein friſcher Junge wohlgemuth,
Mit Wangen voller Roſengluth.

„Ich lockt', und fieng der Vögel viel
Im Garn, mit liſt'gem Pfeifenſpiel,
Kibitz und Droſſel, Fink und Specht
Mir waren wie ſie kamen recht.

„Ein Hüttlein ſteht mir auch im Wald,
Der Lenz umſpinnt's grün alſobald:
In meinen Käfigen ſinget klar
Manch traut und heimlich Vögelpaar.

„Hör' ich ihr Singen, ſo allein,
So möcht ich auch zu Zweien ſein,
Möcht' drücken auch in ſüßer Luſt
Ein lieblich Liebchen an die Bruſt!"

Und wie der Vogler alſo ſpricht,
So fliegt ein Vöglein goldigleicht

Ins Garn ihm, und er ſäumt nicht lang,
Will haſchen gleich den guten Fang.

Das Vöglein ſchaut ihn an ſo mild:
„Grüß Gott, du junges Menſchenbild!
Ich will dir ſein dein lieblich Lied,
Den Brautkuß deiner Holden gieb!“

Die Fäden drauf bat's aufgepickt:
Der Vogler weiß nicht wie ſich's ſchickt.
Der Fittig ſchwirrt, das Aeuglein blitzt,
Das Schnäblein ſich zum Kuſſe ſpitzt.

Und eh' der Knabe ſich's verſehn,
Iſt auch das Wunder ſchon geſchehn
Ein ſüßes Mägdlein voller Luſt
Herzt ihn und drückt ihn an die Bruſt.

Wie jauchzt und ſchallt ſein Lied zur Stund
Hoch in die Luft aus Waldesgrund:
„Fahrt hin, ihr Vöglein all', fahrt hin!
Mein iſt des Waldes Königin!“

2.

Der Berggeiſt.

Der Berggeiſt ſitzt am Quelle,
In kühler Abendluft,
Die Vögel ſingen helle,
Es ſtrömt der Blumenduft.

Ein Mägdlein kommt gegangen
Den Waldespfad allein,
Rosen auf zarten Wangen,
Augen wie Sternenschein.

Es regt sich in dem Knaben
Wie süßer Liebesschmerz,
Er gäb' die reichsten Gaben
Für solch ein blühend Herz.

Da kommt aus Waldesmitten,
Die Büchse abgespannt,
Der Jägersmann geschritten,
Der hat sein Lieb erkannt.

Sie fliegen sich entgegen,
Sie zittern voller Lust,
In heißen Doppelschlägen
Hebt sich und sinkt die Brust.

Nun, Arm in Arm geschlungen,
Beseligt wunderbar,
Wallt durch die Dämmerungen
Zuthal das traute Paar.

— Der Mond ist aufgegangen,
Am Quell der Berggeist sitzt,
Und von den blassen Wangen
Ihm Thräne um Thräne blitzt.

3.

Liebestod.

Im warmen Sommerhauche
Schwimmt mondbeglänzt die milde Nacht,
Im duft'gen Roſenſtrauche
Allein der Elfe wacht.

Ob auch im dunkeln Flieder
Die Nachtigall in Sehnſucht ſingt,
Keins ihrer ſüßen Lieder
Des Elfen Herz bezwingt.

Es thaut herab die Wangen
Ihm Thrän' um Thrän' mit wildem Drang,
Er ſchaut mit ſchwerem Bangen
Die ſtille Flur entlang.

Im Dorfe drüben tönet
Ein Glöcklein trüb wie Todeskund':
Der Elfe lauſcht und ſtöhnet,
Das Herz bricht ihm zur Stund.

Als ſich der Tag ergoſſen
Lag eine Maid wohl auf der Bahr,
Von Roſen war umfloſſen
Ihr blondes Lockenhaar.

Als ſich der Tag ergoſſen
Stand matt und welk der Roſenſtrauch.

Von lichtem Thau umfloſſen
Rauſcht er im Morgenhauch.

4.

Priameln.

I.

Ein Apfel der gekommen nicht vom Baum,
Ein Dichter der gelebet nicht im Traum,
Ein Röslein das der Knospe nicht entſproſſen,
Ein Mägdlein das der Liebe ſtets verſchloſſen,
Ein Rezenſent der ganz ein Buch geleſen:
Das ſind fünf Weſen die nie da geweſen.

II.

Verſtand kommt von verſtehn,
Und Stand kommt her von ſtehn.
Es meinen Manche daß Verſtand
Nur ſei wie ſie die Welt verſtehn,
Und Keiner hätt' den rechten Stand,
Wenn er nicht da ſteht, wo ſie ſtehn.

III.

Wer will den Frühling ohne Märzſturm,
Und will den Frieden ohne Schmerzſturm,
Und will die Liebe ohne Herzſturm,
Der meint das Leben ſei ein Scherzſturm.

5.

Fünf Stücklein aus Geiler von Kaisersberg.*)

Doc

1. Die Nase.

Predigt über die Sünden des Mundes, fol. 34

Beim Fürsten ward getafelt frisch,
Fast brach von Speis und Trank der Tisch.
Und unter den Rittern Einer saß
Dem war bescheert eine riesige Nas'.
Zum Nachtisch erscheint der Narr und spricht:
„Welch' große Nas' sitzt dir im Gesicht!"
Der Fürst rollt die Augen zornentbrannt:
Der Ritter nimmt gar das Schwert zur Hand.
Der Narr sich eilig faßt und spricht:
„Welch' winzig Näslein zeigt dein Gesicht!"
Der Fürst noch zornentbrannter blickt,
Der Ritter hat schon das Schwert gezückt.
Der Narr stößt ein schallend Lachen aus,
Er drückt sich und trollt sich zur Thür hinaus;
Doch ruft er zuletzt noch dem tobenden Ritter;
„So hast du denn gar keine Nas', du Zwitter?"

* * *

Das Mährlein ist denen zu Nutz gemacht,
Die tadeln ohne klugen Bedacht,
Und denen auch die Mängel und Fehl'
An Leib und Seel gern halten hehl.

*) Geiler, geb. 16. März 1445 zu Schaffhausen, gestorben 10. März 1510 zu Straßburg, als Doktor der Theologie und Prediger am Münster.

3. Das Sauermilchhäflein und das Ferklein.

(Zerrig schaf. fol. 2.)

War einſt ein arm Wittfräulein,
Das trat beim ſtrengen Richter ein;
Es nimmt wohl unter der Schürz' von Drillch
Hervor ein Töpflein Sauermilch.
„Herr Richter," hebt es mit Züchten an:
„Wollt Euch dies Töpflein ſchmecken lan,
Ihr wißt Armuth nicht viel vermag,
Es bringt ihr jeder Tag nur Plag,
Zumal wenn böſe Nachbarſchaft
Ihr weg den letzten Heller raſft.
Doch kennt Ihr ja ſchon meine Sach,
Und wißt welch' Unbill mir geſchach;
Drum ſchirmt mich arme Frau und ſprecht
Ein Urthel mir nach gutem Recht!"
Der Richter zeigt ſich alsbald willig,
Und nimmt das Töpflein Sauermilch.

Da kommt nun auch die Widerpart,
Der Nachbar, reich, und ſchlimmer Art,
Der bringt ein Ferklein rund und feiſt.
Der Richter ihn willkommen heißt.
Das Ferklein ſchnüffelt rings herum
Und wirft das Sauermilchtöpflein um.
Der Nachbar macht der Wort nicht viel,
Er weiß er hat gewonnen Spiel.
Der Richter zeigt ſich alsbald willig;
Das Ferklein leckt die Sauermilch.

Und als der Richter zu Gericht
Saß auf dem Stuhl, im Amtsgeſicht,

Da nahm sein falscher Spruch der Armen
Den letzten Heller ohn' Erbarmen.
Und wie sie weinend hub zu schrein:
„Gebt mir mein Sauermilchhäfelein!"
Der Richter antwort't unverdrossen:
„Das Ferklein hat es umgestoßen."

---

3. Die Gänslein.

(Postill., III. 46.)

Ein junger Mönch kam zu dem Thor
Des Klosters noch kein Mal hervor:
Es war die Welt ihm unbekannt,
Menschen und Thier', Stadt und Land.
Da führt' ein alter einst ihn aus
Durch eines Städtleins Saus und Braus.
Sie sahn daher die Straße ziehn
Viel schöner Mägdlein her und hin;
Darob der Jung', verwundert baß,
Den Alten fragt: „Gi was sind das?"
— „Sind Gänslein," der Bescheid ihm gab,
„Doch ihrer nimmer Achtung hab'!"

Und als zum Kloster sie gekehrt,
Der Junge rief: „Mich sehr begehrt
Nach einem Gänslein, auf der Welt
Nichts anders mehr mir wohlgefällt!"
Und nun zu weinen er begann,
Und wollt' sich nimmer trösten lan:
„Ein Gänslein, Gänslein, muß ich haben,
Sonst könnt ihr mich sogleich begraben!"

* * *

Es ist oft um ein solches Gänslein
Noch heutzutag dasselbe Tänzlein.

---

4. Birnen und Seelen.

(Brosamlein, fol. 16.)

Ein Bischof gerne Birnen aß;
Da kam als er zu Tische saß
Ein Bäuerlein, bracht' ihm fürwahr
Ein Körbchen voll der schönsten dar.
Beim Bischof saß ein Diakon,
Noch blutjung, den verlangt es schon
Zu kosten von der süßen Frucht,
Das Körbchen er zu fassen sucht.
„Gnadherr," so bat er, „laßt mich sie
Behalten Euch mit Fleiß und Müh'."
Der Bischof lachend zu ihm spricht:
„Du ißt mir sie, du schlimmer Wicht!"

War Einer da, der hört' das Wort
Und sprach zum Bischof alsofort:
„Mein Herr, daran thut Ihr nicht recht,
Ist dieser Junge Euch zu schlecht
Daß Birnen er nicht mag behalten,
Was laßt Ihr Seelen ihn verwalten?"

---

5. Der Biſchof und der Bauer.

(Synodalpredigt, 1492, fol. 9.)

War einſt ein Biſchof ſtolz und mächtig,
Der ſaß zu Roß ſtattlich und prächtig;
Mit ſeinen Dienern er geritten
Kam raſch durch zweier Felder Mitten.
Ein Bauer hinterm Pfluge ſtund,
Mit müß'ger Hand und off'nem Mund,
Ob all dem Glanz und Reichthum gar
Ueber die Maßen verwundert war.
Der Biſchof ſah ihn alſo ſtahn,
Red't ihn mit güt'gen Worten an:
„Ei, lieber Sohn, was ſinnſt du klug
Wohl über mich und meinen Zug,
Biſt du darob ſo bas betroffen
Daß Aug' und Mund dir ſtehen offen?“
— „Mein Gnadherr,“ hub der Bauer an,
„Wer bin ich doch, ich armer Mann,
Und wer ſind doch die Eltern mein,
Daß Ihr mir wollt ſo gnädig ſein
Und gönnen eures Wortes Segen,
Den man kann brauchen allerwegen!
Doch, wißt warum ich alſo ſtund,
Mit müß'ger Hand und off'nem Mund —
Ich dacht: ob Sankt Martinus auch,
Der Biſchof war, ſolch ſondern Brauch
Wie Ihr, bei ſeiner Lebzeit hatt',
Daß er durchzog ſo Land und Stadt,
Mit Sporenklirren, hoch zu Roß,
In ſchmucker Ritter und Knappen Troß?“

Der Bischof stutzt, doch faßt er bald
Sich wieder, und entgegnet kalt:
„Wiß, daß ich Bischof nicht allein,
Daß ich auch Fürst dazu thät sein,
Als solcher bin ich ausgeritten;
Kommst du zu meiner Kirch' geschritten,
So sollst du auch den Bischof sehn."
— Der Bauer blieb bedenklich stehn:
„Gnadherr, noch Eines sagt mir recht,
Nehmt mir mein unklug' Red' nicht schlecht:
Wenn einstmal — doch sei Gott dafür! —
Der Teufel pocht an eurer Thür,
Und will den Fürsten für sein' Sünd'
Fortschleppen in die Höllenschlünd' —
Wie wird's dem Bischof dann ergehn?"

Der Bischof läßt den Bauern stehn.
Auf und davon auf hohem Roß
Ritt er mit seinem Dienertroß.
— Hat er sich wohl in stiller Nacht
Des Bauern Frage überdacht?

Gedichte von Friedrich Otte.

1.

Wanderlied.

Das iſt die rechte Zeit zum Reiſen,
Wenn ſich die ganze Welt verjüngt,
Wenn Vogellieder dich umkreiſen
Und ſelbſt der Quell ſein Liedlein ſingt.

Denn wenn die hellen Knospen ſpringen,
Da ſprengt das Herz auch ſeine Haft
Und ſüße Morgenhauche bringen
Den Lenz ihm, der das Leben ſchafft.

So hab' in dieſen Maientagen
Auch ich mein Bündelein geſchnürt.
Ich wand're friſch und will nicht fragen
Nach welchem Ziel die Straße führt.

Wegweiſer ſeh' ich viele prangen,
Die Lerch' im Blau, den grünen Hain,
Den Quell, von Blumen rings umfangen,
Und jeder führt zur Freude ein.

Wohlan, ſo laßt mich fürder wallen;
Ein Lerchlein ſteigt mir froh voraus,
Und wo's am beſten mir gefallen,
Bau' ich mein luſtig' Blüthenhaus.

Mit Lerch' und Amſel will ich ſingen,
Mit loſen Vögeln bau'n mein Neſt,
Und mir ein ſchmuckes Lieb erringen,
Wo ſich's am ſchönſten koſen läßt.

Und fällt auf meinen Wanderzügen
Einmal die eig'ne Noth mir ein,
So jauchzt mein Herz und ſtraft mich Lügen:
Die Welt iſt mein! die Welt iſt mein!

2.

An der Grenze.

Vermaledeiter Grenzenhüter,
Haſt du mich bald genug gequält?
Du ſiehſt, ich habe keine Güter
Und auch mein Geld iſt bald gezählt.

Wozu dies Greifen, Suchen, Langen?
Wozu der bämiſche Späherblick?
Wie ich vor Jahren ausgegangen,
Kehr' ich in's Vaterland zurück.

Mein Sinn iſt noch der alte blieben,
Mein Herz iſt friſch und unbeſtaubt,
Das alte Hoffen, Glauben, Lieben
Hat mir die Ferne nicht geraubt.

Ein raſcher Schritt und frohe Weiſen,
Ein warmes Blut, ein luſt'ger Muth
Und eine Treu', bewährt wie Eiſen,
Das iſt mein Paß, mein ganzes Gut.

Geſell! ſchau mir in's Aug', in's klare,
Das ungetrübt zu jeder Friſt,
Und laß' mich zieh'n, wenn ſolche Waare
Nicht etwa Contrebande iſt.

3.

Innerer Frühling.

Ich kann euch nicht beneiden,
Ihr Bäume friſch und grün,
Wenn euch zur hellen Seiten
Die duft'gen Blümlein blüh'n.

Welch Loos euch auch gegeben,
Es hält doch nimmer Stand;
Bald greift nach euerm Leben
Der Tod mit kalter Hand.

Strömt, Vöglein, heut' wie geſtern
Die frohen Klänge aus!
Bald hängt ob euern Neſtern
Der Herbſt die Fahne aus.

Das iſt des Herzens Segen,
Daß es in engerm Kreis
Den Herbſt mit kräft'gen Schlägen
Zu überfliegen weiß.

4.

Schneeglöckchen.

Weißt du welche ſüße Weiſ'
Schneeglöcklein geſungen?
Seht, ſo rief's rundum im Kreis,
Winter iſt bezwungen!

Und der Frühling kommt herbei
Mit den Blumenſpenden,
Vöglein im Gefolge frei,
Roſen in den Händen.

Alles Todte muß erſteh'n,
Aller Schmerz muß weichen!
In dem Thal und auf den Höh'n
Weht das Siegeszeichen.

Werft d'rum weg den Sorgendrang!
Juble, wer da leidet,
Daß ihr feſtlichen Empfang
Heuer ihm bereitet.

Singt wie Vöglein fern und nah
Frohe Jubellieder!
Seht, er bringt den Himmel ja
Auf die Erde nieder.

Fahre wohl, du arger Greis,
Biſt nun doch bezwungen!
Alſo hat die frohe Weiſ'
Schneeglöcklein geſungen.

Als es d'rauf im Abendſchein
Seinen Mund geſchloſſen,
War von Himmelsſchlüſſelein
Alles übergoſſen.

5.

Klage und Erwiederung.

Du klageſt ob den Zeiten
Und nennſt ſie ſchwer und bang.
Was ſoll dies ew'ge Streiten,
Dies Suchen und dies Meiden,
Der eitle Schmerzendrang,

Iſt nicht, wie er's geweſen,
Der ganze Frühling dein?
Frohlockt nicht jedes Weſen
Und lädt dich zum Geneſen
Der kühle Wald nicht ein?

Wenn Schmerzen dich getroffen,
Such' keck der Freude Spur!
Der Himmel iſt ja offen,
Es predigt Lieb' und Hoffen
Die ſelige Natur.

Vergiß' an ihrem Herzen
Den Gram in ſüßer Ruh.
Lern' wieder lieben und ſcherzen,
Sie deckt ja deine Schmerzen
Mit kühlen Blüthen zu.

Die Blümlein liebentglommen,
Sie blüh'n am duft'gen Rain,
Waldvögelein iſt kommen,
Und wenn du's nicht vernommen,
Trägſt du die Schuld allein.

Du läß't dich bang umſtricken
Von dumpfem Erdenwahn,
Du willſt die Roſe nicht pflücken,
Du ſiehſt mit trüben Blicken
Den heitern Frühling an.

6.

Gute Geſellen.

Die Lerche ſang im Felde
Als ich beim grünen Wald
Mein kleines Haus beſtellte
Zu frohem Aufenthalt,
Und als ich's nun bezogen
Wohl mit dem Liebchen mein,
Da flüſterten und flogen
Die Schwalben aus und ein.

O ſelig Frühlingsleben,
O friſche Waldesluſt!
Wie ſchlug, von Blüth' umgeben,
Das Herz mir in der Bruſt!
Wie klang der Vög'lein Koſen
Vom Baume grünumſäumt,
Derweil wir in den Roſen
Von Roſen nur geträumt.

Nun iſt der Wald verglommen
Und öde ſteht der Plan,
Nun iſt der Herbſt gekommen,
Doch, Herz, wer glaubt daran?
Du ſiehſt nur Blüthenwellen,
Dich kühlt nur Frühlingswind,
Weil ewige Geſellen
Dir Lenz und Liebe ſind.

7.

„O fliehe nicht."

O fliehe nicht den Sonnenſchein
Und laß dein dunkles Träumen;
Schau, wie die Strahlen aus und ein
Die ganze Welt umſäumen!

Das nenn' ich eine gold'ne Zeit,
Ein luſtig Blüh'n und Streben!
Ein Frühling, dem die Sonne weit,
Iſt nur ein halbes Leben.

Mach's wie das Blümlein, das du ſiehſt
Zur gold'nen Höhe ranken!
Mach's wie der Baum, der ſich erſchließt
Den ſonnigen Gedanken.

Ja wandre zu und immer zu
Auf Gottes ſonnigen Wegen,
Wer weiß, wie bald ſie dich zur Ruh
Im kühlen Schatten legen.

8.

Akazius.

Der Greis ſteht vor dem Richterthrone,
Wo zürnend ſich der Conſul bläht:
„Du haſt, Akazius, uns zum Hohne,
Die Götter nun genug geſchmäht!
Vermeßner, laß den Frevel fahren!
Dein Haupt iſt morſch, denk' an dein Grab!
Was ſich bewährt ſeit tauſend Jahren
Zertrümmert traun kein Biſchofsſtab.

Wer iſt dein Gott? du ſollſt mir ſagen
Ob ihn dein Auge je geſchaut,
Ob er dir je auf deine Fragen
Ein einzig Wörtlein nur vertraut!
Sahſt du ihn wo die Sonnen kreiſen?
Sahſt du ihn auf der Erdenflur?
Der Gott, den du der Welt verheißen,
Er iſt ein Kind des Wahnes nur."

Der Greis: „Ob unſichtbar dem Blicke,
Das gläub'ge Herz hat ihn erkannt.
Die Liebe baut ihm eine Brücke,
Die euer Haß nicht überwand.
Sein Wort, es lebt in ſeinen Werken,
Es flammt in gold'ner Sternenſchrift,
Es rollt im Donner ob den Bergen
Und ſpricht im Gräschen jeder Trift.

O horcht dem Wort! Sein Zorn iſt Liebe,
Er ſelbſt iſt Liebe, Liebe ganz;
Sie bleibt, wenn auch nichts anders bliebe,

Und ſtrahlt im ew'gen Jugendglanz.
Ihn ſchmückt nicht eurer Götter Krone;
Er ſchwebt im All, ein ſel'ger Geiſt;
Ihr aber ſteht vor ſeinem Throne
Und euer Spott trifft euch zumeiſt!"

„„Du wirſt mich traun nicht überführen!
Doch ſage mir zu dieſer Friſt:
Wie kann der Geiſt die Welt regieren,
Wenn er vom Leib geſchieden iſt?
Wie kann er zeugen und gebären,
Wenn er nur eitel Luft und Schaum?
Wir faſſen Nichts von deinen Lehren,
Du ſelber ſprichſt im Fiebertraum.

Dein harrt der Tod; du liegſt in Ketten
Und an dem Kreuz ſühnſt du die Schuld,
Und nur ein Wunder kann dich retten,
Das zeugt von deines Gottes Huld.
Iſt er allliebend und allweiſe,
Wie du gelehret am Altar,
So beut er dir, dem ſchwachen Greiſe
Wohl hilfreich gern die Rechte dar.

Sieh' dieſen Baum, in deſſen Krone
Der Herbſt die welken Blätter ſchlang,
Wo einſt, ein Fürſt auf grünem Throne,
Der Lenz der Herrſchaft Scepter ſchwang,
Die Vöglein all', die muntern Gäſte,
Bezogen längſt ein wärmer Haus,
Und ſehnend ſtreckt er ſeine Aeſte
Nach einem neuen Frühling aus.

Wohlan! An dieſen Baum geſchlagen
Seiſt du dem Volk ein Warnungsmal!

Doch ſag' ich: Wenn nach ſieben Tagen
Die Krone, jetzo welk und kahl,
Sich neu begrünt, dem Herbſt zum Trutze,
Und Blüthen ſtreut auf dieſen Rain,
So magſt du unter meinem Schutze
Auch dieſes Volkes Lehrer ſein.“

Gehorſam heiſcht des Richters Wille.
Schon ſteht am Baum der heil're Greis;
Die Kette ſchmerzt, doch trägt er ſtille,
Weil er den Vater nahe weiß.
Vom Seſſel ſteigt, umwogt von Schergen,
Der Conſul in der Toga Pracht,
Da eilt die Sonne zu den Bergen
Und auf die Fluren ſinkt die Nacht.

Die Nacht? Zahlloſe Sterne ſäumen
Des Himmels feſtlichen Talar,
Die Bäume ſchütteln wie in Träumen
Den Reif, die welken Blätter dar.
Es iſt, als ſchmückten tauſend Hände
Die Erde leiſe wie im Flug,
Als ob die Welt in Blüthen ſtände,
Die jüngſt des Herbſtes Farben trug.

Und horch! welch Singen, Schlagen, Koſen
Aus allen Zweigen jubelnd bricht,
Der Himmel küßt der Erde Roſen
Mit ſeiner Strahlen Silberlicht,
Und tauſend Blüthenkränze ſchlingen
Sich um des Berges Hochaltar
Und junge Nachtigallen bringen
Dem Morgen ihre Grüße dar.

Der Conſul nah't, vom Volk umgeben,
Blaß und entkleidet aller Pracht,

Und Jeder ſteht mit heil'gem Beben
Das Wunder der verfloß'nen Nacht.
Es beugt das Volk ſich in die Runde
Und beut dem Alten ſeinen Gruß,
Und jubelnd ſchallt's aus jedem Munde:
„Heil dir, heil dir, Akazius!“

Und den ſie geſtern noch verhöhnet,
Sie küſſen ihm des Kleides Saum,
Und nun der alte Haß verſöhnet,
Gewinnt die Liebe neuen Raum.
Noch ſtreut der Baum, dem Lenz zum Preiſe,
Die duft'gen Blüthen über's Land
Und wird nach jenem frommen Greiſe
Rings der Akazienbaum genannt.

9.

Wachtmeiſters Kind.

1701.

Ein einſam Lichtlein hellt den Raum
Und ſchmückt die Wand mit gelbem Schein,
Da liegt in böſem Fiebertraum
Wachtmeiſters armes Töchterlein.
Sie kennt das Mütterlein nicht mehr,
Das betend ihr zu Füßen liegt,
Den Vater nicht, der ſorgenſchwer
Sein altergraues Antlitz wiegt.
Und ſieh', da ſpringt ſie jach empor
Und ſtreift das wirre Haar zurück,
Ihr Herz ſchlägt wilder als zuvor
Und tief're Funken ſprüht ihr Blick.

Sie hebet an und jubelt laut:
„Ihr Leutchen, ſtellt das Beten ein!
Was ſoll das Kreuz, wovor mir graut?
Bin ja der Hölle Töchterlein.
Heida, der Teufel iſt mein Mann!
Das iſt ein luſt'ger Kamerad,
Er hat ein roth Barettlein an
Und ſtreicht ſein Bärtlein früh und ſpat.
Und horcht, nun holt er mich zum Tanz;
Die Muſikanten kratzen friſch,
Das Heimchen zirpt im Irrlichtsglanz,
Die Kröten flöten im Gebüſch.
Die luſt'ge Windfahn' kreiſcht den Takt,
Der Sturm, der bläst den Baß darein
Und endlos wirbeln, ſchwarz und nackt,
Die Teufel und die Teufelein.
Das Weibchen dort mit rothem Bart,
Das kichernd auf dem Dreizack ſitzt,
Es iſt des Teufels Mutter zart...
Hei, wie ſie Kinn und Naſe ſpitzt!
Sie gab den Segen unſerm Bund
Kraft ihrer Höllenflammenmacht,
Das klang von ihrem welken Mund
Faſt wie ein Fluch, der ſelig macht.

Ihr Leut', ich bitt' Euch all' zum Tanz,
Auf meines Mütterleins Geheiß.
Laßt fahren Chriſt und Roſenkranz
Und Rosmarin und Ehrenpreis!
Es wächst ein Kraut im grünen Wald,
Alraun genannt, gar wunderfein,
Sein Würzlein, ſeltſam von Geſtalt,
Iſt unſer Himmelsſchlüſſelein.
Fahr' hin, du heil'ge Drei zumal,
Sammt Hochaltar und Jeſus Chriſt,

Die böſe Sieben iſt die Zahl,
Die in der Höll' im Schwange iſt."

So ſpricht das Kind im Fiebertraum
Und ſinkt auf's Lager matt zurück,
Das Lichtlein loſch im engen Raum
Und mit dem Tode ringt ihr Blick.
Der alte Vater faßt ſich nicht,
Die Mutter heult und jammert laut,
Derweil das blaſſe Mondenlicht
Geſpenſtig in die Kammer ſchaut.

Im Städtchen geht ein böſer Wind
Und in dem Städtchen wird es kund:
„Kennt' Ihr die Mähr'? Wachtmeiſters Kind
Steht mit der Höll' in ſünd'gem Bund.
Sie ſchlägt das Land mit ihrem Fluch,
Sie hat uns neue Qual gebracht,
Sie heult aus altem Zauberbuch
Verruchte Formeln in die Nacht!
O deck' uns, Herr, mit deinem Schild
Und wahr' uns vor der ſünd'gen Brut!"
Da wächst der Wind zum Sturme wild
Und rothe Flammen zeugt die Glut.
Es ſammelt ſich des Volkes Schwarm
Mit Kreuz und Schwert vor Mägdleins Haus;
Sie ſchleppen's aus der Mutter Arm
Verblendet in die Nacht hinaus.
Ein Prieſter murmelt das Gebet,
Die Menge wächst zu jeder Friſt,
Fort geht's zur Armenſünderſtätt',
Wo ſchon das Holz geſchichtet iſt.
„Fort mit der Her!" — Es heult der Wind,
Ihn übertönt des Volkes Schrei,
Der Henker ſchürt' die Glut geſchwind,
Ein Wink, — und Alles iſt vorbei!

Frühglöcklein läuten traurig drein,
Die Menge jauchzt in's Morgenroth,
Ihr Jubel schallt thalaus, thalein:
„Die Her' iſt todt! die Her' iſt todt!
Nun trägt die Erd' ein grüner Kleid,
Nun bricht herein die gold'ne Früh!
Die Her' iſt todt, das Land befreit! —
Ave Marie!!"*)

*) Diesem Gedichte iſt eine wahre Begebenheit zu Grunde gelegt. Zſchokke erzählt (Baieriſche Geſchichte III S. 263): „Im erſten Jahr des achtzehnten Jahrhunderts wurde ein unwiſſendes Mädchen von ſiebenzehn Jahren, von krankhafter Nerventhätigkeit und echtzter Einbildungskraft getäuſcht, mit dem Schwert hingerichtet und ſein Leichnam zu Aſche verbrannt. Es war die Tochter eines Wachtmeiſters zu Pfaffenhofen, ihr Name Marie Thereſia Kaiſer. Sie ſah in Träumen den Teufel u. ſ. w."

Kunstgeschichtliches.

Die steinernen Männer zu Straßburg

von

Ludwig Schneegans.

Am Mittwoch nach dem Sonntage Reminiscere, in der Fasten, also den 9. März 1262, hatten Straßburgs muthige Bürger, in den Feldern zwischen Ober- und Mittel-Hausbergen, Bischof Walther von Geroldseck in blutiger Schlacht geschlagen, und durch diesen Sieg, nicht allein den Ausgang des schon allzulange dauernden Verheerungskrieges zu ihren Gunsten entschieden, sondern auch der Vaterstadt Unabhängigkeit von der weltlichen Macht des Bischofs gesichert; sie erwarben und erfochten durch diesen Sieg, um mit unserm alten Königshoven zu reden, Nutz und Ehre der Stadt, und für sich und ihre Nachkommen große Freiheit und Seligkeit.[1])

Von dem Schlachttage an wuchs rasch und gedeihlich Straßburgs Macht.

Groß war an jenem Tage der Städter Ruhm. Mehr denn sechzig Grafen, Ritter und Knechte blieben erschlagen auf der Wahlstatt; etliche siebzig andere Grafen und Herren folgten, mit gebundenen Händen, dem Triumphzuge der heimkehrenden Sieger. Edelleute, Bürger und Handwerker hatten, im Angesichte der drohenden Gefahr, vereint gestanden in dem Kampfe um Gut und Blut: ihnen Allen gehörte der Sieg. Hochgepriesen aber wurden vor Allen die Anführer, deren glückliche Anordnung, Kraft und Klugheit, so viel zur Entscheidung des Streites beigetragen. Allen voran glänzten Herr Reimbolt Hirnkorn, der Liebenzeller, der Alte Ritter, Rudolphs von Habsburg würdiger Freund, der Held dieses Krieges, und der nicht minder heldenmüthige Schultheiß, Herr Niklaus Zorn, ebenfalls Ritter; nur dieser Beider Ruhm überstrahlte denjenigen der zwei Anführer des tapfern Fußvolks und der wackern Bogenschützen, der Herren Hugo Küchenmeister und Heinrich von Ache.

Wohl war der glorreich errungene Sieg und das Bewußtsein durch denselben der Vaterstadt Befreiung von dem bischöflichen Joche gesichert zu haben, der vier biedern Männer schönste Belohnung; und gewiß auch genügte ihnen Allen das erhebende Gefühl der erfüllten Pflicht. Nicht aber ihren Mitbürgern. Diese rechneten es sich ihrerseits zur Pflicht, die Erinnerung an die hohen Verdienste der Feldherren, und zugleich diejenige an den ewig preiswürdigen Siegestag, durch ein öffentliches Denkmal ihrer Dankbarkeit, ihren Kindern und spätesten Enkeln aufzubewahren.

Specklin, und nach ihm die übrigen Chronikschreiber, berichten, daß die vier Anführer und alle ihre Nachkommen

auf ewige Zeiten gefreiet und deren Häuſer aller Abgaben und Laſten enthoben worden ſeien; welche Freiheit ſpäterhin durch Rudolph von Habsburg, nachdem er den kaiſerlichen Thron beſtiegen, beſtätiget und auf das ganze Römiſche Reich ausgedehnet worden ſein ſoll.

So annehmbar auch an und für ſich dieſe geſchichtliche Angabe wäre, ſo ſtehen derſelben dennoch in ſo fern einige Zweifel entgegen, als nirgends in Urkunden die mindeſte Spur von dem beſagten, den vier Straßburger Feldherren ertheilten Privilegium aufzufinden iſt.

Erwieſen iſt hingegen eine zweite Angabe jener Chronikſchreiber.

Zu gleicher Zeit, ſo fahren ſie fort, wurde, zu immerwährendem Gedächtniß, vor dem Hauſe eines jeden der Führer, ein ſteinernes Königs- oder Biſchofsbild aufgeſtellt; wie denn zu ihrer Zeit ſämmtliche, die „ſteinernen Männer“ oder „Könige“ genannten Bildſäulen, und drei derſelben noch bis zur Revolution, vorhanden waren. Nur in ſo fern irrt auch hier Specklin, ſo wie der ihn abſchreibende Schadarus, daß nicht alle vier Statuen, ſondern nur zwei derſelben Könige, die beiden andern aber, wie wir bald genauer ſehen werden, Biſchöfe darſtellten. Es geht dieß aus Wenckers Angabe hervor, welcher aber, ebenfalls irrigerweiſe, ſämmtliche Bilder als Biſchöfe bezeichnet. Bei der Kirche des H. Nikolaus an der Breuſch, berichten ſchließlich die Alten, ſtund das erſte; in der Schildgaſſe das zweite; in der, ſeitdem die „ſteinerne Mannsgaſſe“ genannten Straße das dritte, und in der Kalbsgaſſe endlich das vierte dieſer ſteinernen Bilder.[2])

Bis hieher die Chronikſchreiber.

Der Wunsch aber, womit diese Letzteren ihre Erzählung schließen: daß nämlich diese ächt vaterländischen Denkmale fortwährend in Ehren gehalten und nie zerstört werden möchten, ging leider nicht, oder wenigstens theilweise nur in Erfüllung. Zwei dieser, durch das denkwürdige Ereigniß, welches sie uns zurückrufen sollten, so ehrwürdigen Bildsäulen, sind allein noch vorhanden; die beiden andern sind, im Laufe der Zeiten zu Grunde gegangen. Die eine war schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verschwunden: die andere, da sie Krone trug und Scepter, wurde in der Schreckenszeit, mit noch so vielen andern Kunstwerken des Mittelalters, von dem Pöbel zuerst hart beschädiget und dann in Stücke zerhauen. In ihrer Unwissenheit wähnten die Zerstörer, ein Denkmal der Knechtschaft ihrer Vorältern zu zernichten: und ein merkwürdiges Denkmal, der durch so viele schwere Kämpfe und Opfer von unsern Vätern errungenen Freiheit sank zusammen unter den Streichen jener rohen, barbarischen Freiheitsmänner.

Geben wir nun, nach dieser allgemeinen, nothwendigen Vorerinnerung zu den einzelnen Bildern über. Zuerst zu den zwei noch vorhandenen, deren Rettung wir allein dem Umstande verdanken, daß beide, obgleich städtische Monumente, in Schöpflins Antiquitäten-Sammlung übergegangen waren. Beide fielen mit dieser als Eigenthum an die Stadt Straßburg zurück, und zieren nun die untere Vorhalle der öffentlichen Bibliothek, wo sie, gleichsam als Wächter, zu beiden Seiten des Eingangs des Saales aufgestellt sind, und wo der, ebenfalls glücklich aus dem Revolutionssturme gerettete, unendlich reiche Schatz der mittelalterlichen Handschriften und der Inkunabeln aufbewahret wird.

Beide ſind koloſſale, ziemlich roh gearbeitete Büſten, deren Styl und Haltung vollkommen der oben bezeichneten Entſtehungszeit entſprechen. Allein nichts deſto weniger ſind beide, nicht nur in rein hiſtoriſcher Hinſicht, als ſprechende Denkmale eines der glorreichſten Ereigniſſe unſerer vaterländiſchen Vorzeit, ſondern auch in kunſtgeſchichtlicher Hinſicht, von hohem Intereſſe. Sie ſind dies um ſo mehr noch, weil uns unſtreitig in beiden Bildwerken die Züge damals lebender Perſonen erhalten ſind. Beide Köpfe, obgleich ſie dieſelbe Künſtlerhand verrathen, zeigen in der That ſo durchaus verſchiedene und ſo ſcharf und beſtimmt individualiſirte Typen, daß jedes geübte Auge, bei dem erſten Anblicke, nach der Natur gefertigte Arbeiten in denſelben erkennen muß.

Ganz auffallend charakteriſtiſch ſind die Geſichtszüge der königlichen Büſte. Es weiſt uns dieſelbe ein hohes, ſchmales, zwiſchen zwei faſt parallel laufenden Linien eingeſchloſſenes Haupt, deſſen Obertheil in unverhältnißmäßiger Größe iſt zu dem Untertheile; welche Eigenthümlichkeit beſonders ſcharf hervortritt, wenn man das Bild im Profile betrachtet. Die Züge ſelbſt ſind ebenfalls wie in gerader Linie gezeichnet. Man denke ſich eine hohe Stirne, auf der ein tiefer edler Ernſt thronet; eine unverhältnißmäßig lange Naſe; feine Lippen und einen ſprechenden Mund; ein ganz kurzes, beſonders durch den Kinnbart etwas hervorſtehendes Untergeſicht; ein recht männliches Antlitz, aus dem zugleich Ernſt, Entſchloſſenheit und klarer, heller Verſtand herausleuchten: und man wird ſo ziemlich den Haupteindruck haben, welchen das Bild auf den Beſchauer macht. Nie kam mir noch ein Kopf vor, der ſo verzeichnet, deſſen einzelne Theile ſo un-

harmonisch zusammengesetzt, und dessen Ausdruck dennoch so wahr, so sprechend gewesen. Ein Leichtes wäre es, für einen tüchtigen Künstler, diese Züge, deren Typus offenbar nur übertrieben von dem Bildhauer wiedergegeben wurde auf ihre wahren, naturgemäßen Verhältnisse zurückzubringen. — Mit der aufgehobenen Linken endlich, wie wir dies oft an Bildwerken und Malereien des 13. Jahrhunderts treffen, hält unser Königsbild die Schnur des über die Schultern geworfenen Mantels; die herabhängende Rechte trug früher das Scepter, welches längst nicht mehr vorhanden ist; noch aber schmücket die Krone das königliche Haupt.

Die schon allein durch die so eben bezeichnete Eigenthümlichkeit nicht unbedeutende Statue, erhält ein noch höheres Interesse dadurch, daß von derselben allgemein behauptet wird, es sei die Bildsäule Rudolphs von Habsburg. Schöpflin, welcher eine Abbildung unserer Büste mittheilt, die mit dem Original auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat, sagt dies auf das Bestimmteste, ohne jedoch irgend eine Quelle anzugeben, aus welcher er die von ihm so unzweifelhaft aufgestellte Behauptung gezogen. Um dem Einwurfe zuvorzukommen, der aus dem Umstand gezogen werden durfte, daß, zur Zeit der Hausberger Schlacht, Rudolph erst noch Graf von Habsburg war, und also noch nicht als König dargestellt werden konnte, fügt Schöpflin hinzu, daß die vier Bildsäulen erst längere Jahre nach jener Schlacht ausgeführt worden seien; eine zweite Behauptung wofür er aber, ebenso wenig als für die erstere, irgend einen älteren Gewährsmann angibt,[2]) und wogegen übrigens die Aussage sämmtlicher Chronikschreiber und der Styl der Bildwerke entschieden sprechen.

Leicht, und ohne auf entferntere Hülfsmittel bedacht zu sein, wäre der in Frage stehende Punkt zu entscheiden, wenn wir noch die große Reiterstatue Kaiser Rudolphs besäßen, welche der Stadtrath von Straßburg im Jahr 1291, mit denjenigen der Könige Chlodwig und Dagobert, in den Nischen der Strebepfeiler unserer Münsterfaçade, als Ehrendenkmale der drei Fürsten, aufrichten ließ. Jene Bildsäule war, dem einzig noch übrigen Haupte eines der zwei andern Könige nach zu schließen, von Meisterhand geformet, und hatte gewiß treu die Natur wiedergegeben. Rudolph, der auch auf dem Kaiserthrone der Stadt steter Freund blieb, hielt sich oft in Straßburg auf. Dasselbe Jahr noch, in welchem seine Bildsäule am Münster aufgestellt wurde, war der greise, das Nahen des Todes fühlende Monarch, acht Tage in Straßburg gewesen, und hatte, wie ein Augenzeuge, der gleichzeitige Chronikschreiber Gottfried von Ensmingen, so einfach und rührend erzählt, mit thränenden Augen und wehmuthsvollen Worten von seinen lieben Bürgern und Freunden Abschied genommen.[1]) Leider fiel aber auch diese, in so vielfacher Beziehung merkwürdige, Statue unter dem Hammer der jakobinischen Bilderstürmer. Aus den allein noch vorhandenen kleinen, höchst unvollkommenen Zeichnungen, welche von Schadarus und Schöpflin aufbewahrt, unter sich nicht zusammenstimmen, ja sogar völlig verschiedene Züge darbieten, ist eben so wenig als aus der erneuten, charakterlosen Bildsäule Rudolphs abzunehmen, ob beide Bilder dieselben Züge aufwiesen oder nicht. Der Umstand, daß in der großen Reiterstatue des Münsters Rudolph ohne Bart dargestellt war, während unsere Büste hingegen mit einem solchen versehen ist, könnte

noch kein hinlänglicher Beweis sein, daß die zwei Bildsäulen nicht eine und dieselbe Person darstellten. Ebensowenig könnte uns stören, daß in jener der Kopf und die ganze Haltung des Körpers einen schon älteren Mann bezeichnete, als in dieser, da zwischen der Entstehung beider Bildwerke ein Zeitraum von beinahe dreißig Jahren verflossen sein dürfte, wodurch sich diese Verschiedenheiten von selbst erklären würden. Anstößiger aber ist, daß Herrmann, welcher noch die ursprüngliche Reiterstatue des Münsters gesehen, und die zwei obigen Bemerkungen gemacht, ausdrücklich beifügt, daß beide Figuren sich nicht ähnlich waren, durchaus verschiedene Züge darboten, und also unmöglich derselben Person angehört haben konnten.[5]) Zu bedauern ist, daß auch das in Basel befindliche, vorgebliche Bild Rudolphs wegen seines unbedeutenden Kunstwerthes und in seinem jetzigen Zustande kein Licht über die uns beschäftigende Frage zu verbreiten vermag. Aller Zweifel aber schwindet im Anblick des in Speier neu aufgefundenen und wieder in dem Kaiserthore des Domes aufgestellten Grabmales Rudolphs. Hier, versichert man uns, zeigt das Antlitz des Kaisers eine stark gebogene Habichtsnase, während unsere Büste wohl auch eine Rundung darbietende, aber mehr in gerader Linie laufende und erst unten mehr herausgebogene Nase aufweiset; was hinlänglich darlegt, daß die Züge beider Köpfe durchaus verschiedene Typen haben. So auch endlich sehen wir Rudolphs Bildniß auf seinem großen Majestäts-Siegel, wo der Kopf, obgleich klein, dennoch unverkennbar eine scharfgezeichnete Habichtsnase und damit übereinstimmende Züge darbietet, womit auch wieder die Schöpflin'sche Zeichnung der alten Reiterstatue das Münster übereinstimmt. Alte

Schriftſteller bezeugen übrigens, daß Rudolph eine ſolche Geſichtsbildung gehabt, und einer derſelben ſpricht ausdrücklich von ſeiner Habichtsnaſe.*)

Unhaltbar iſt demnach, in Ermangelung eines ältern Gewährsmannes, die ohne Anführung irgend einer geſchichtlichen Quelle durch Schöpflin mitgetheilte und höchſt wahrſcheinlicher Weiſe nur auf einer neuern Vermuthung beruhende Nachricht, welche ſeitdem ſo oft mit derſelben Beſtimmtheit, wie dieſelbe aufgeſtellt worden iſt, wiederholt wurde.

Warum konnte der Künſtler nicht eher in einem ſeiner Könige das Bild eines oder des andern der vier Anführer, oder dasjenige irgend eines andern Herrn dargeſtellt haben, welcher ſich Ruhm und Ehre in Straßburgs Freiheitskrieg erworben, und welcher in der Schlacht mitgekämpfet hatte, als dasjenige Rudolphs, der, obgleich thätiger Theilnehmer an jenem Kriege, bei dieſer Schlacht nicht zugegen war? Läge nicht näher, da zu Schöpflins Behauptung kein triftiger Beweis geführt werden kann, ja, da dieſelbe als unhaltbar erwieſen iſt, daß gerade die fragliche Büſte diejenige eines der vier Feldherren ſei, und uns ſomit vielleicht des biedern Liebenzellers oder des tapfern Schultheißen Züge wiedergibt? Wie wir denn an dem Münſter, rechts über dem Hauptportale, nahe bei der Niſche, wo einſt die urſprüngliche Bildſäule Rudolphs geſtanden, die trefflich und von derſelben Künſtlerhand, wie die drei alten Könige, gearbeitete, beinahe gleichzeitige Statue eines Rittermannes erblicken, welche uns gewiß auch die Züge eines rühmlichſt bekannten Straßburger Herren aus jener Zeit, vielleicht eines der ſo eben genannten Ritter, aufbewahret und dort zu ewigem Gedächtniſſe aufgeſtellet wurde.

Fügen wir noch hinzu, ehe wir zu der zweiten Bildsäule übergehen, daß diese einzig noch erhaltene Königsbüste dieselbe iſt, welche, bis auf Schöpflins Zeit, ſich in der Schildsgaſſe befand und man weiß nicht wie noch wann, in den Beſitz des berühmten Geſchichtſchreibers kam. So viel nur geht aus dem was Schöpflin ſelbſt hierüber bemerket hervor, daß die Büſte im Jahr 1761, wo er ſchrieb, bereits ſchon längere Zeit in dem Hofe ſeines Kanonicat-Hauſes aufgeſtellt geweſen ſein dürfte. An ihrer urſprünglichen Stelle ſtand dieſelbe, über ein Ziegeldach hinausſchauend, über dem Einfahrtthor des unbezeichneten Hauſes, welches, im Jahr 1262, einer der Helden der Hausberger Schlacht bewohnte.

Nicht minder charakteriſtiſch als die ſo eben beſchriebene Königsbüſte iſt die zweite, in dem Bruſtbilde eines Biſchofs beſtehende Bildſäule. Der Prälat war dargeſtellt mit Inful und Krummſtab. Die Erſtere iſt noch vorhanden; der Letztere aber, welchen der Biſchof ehemals aufgerichtet in der Rechten gehalten, iſt abgebrochen. In der Linken trägt er ein Buch, wie wir dieß faſt durchgängig an mittelalterlichen Prälaten-Bildern ſehen. Das Koſtüm iſt dasjenige der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, mit der auf beiden Seiten aufgeſchnittenen Dalmatika, wie wir dasſelbe an der Statue Konrads von Lichtenberg, auf dieſes Biſchofs Grabmal, wiederfinden.

Wenn das Bildniß des Königs uns lange, abgemagerte Züge weiſt, ſo ſehen wir hier, als kontraſtirendes Gegenſtück, die vollen Züge eines Prälaten, mit freier Stirne, ſtarker Naſe, etwas dicken Lippen, rundem Kinn und runden Wangen und ziemlich vorherrſchendem Untergeſicht: das

Ganze, den Eindruck einer kräftigen, etwas trotzig in ſich abgeſchloſſenen Natur machend, in der ein gewiſſer Ausdruck von Lebensluſt mit keckem Stolze und Hartnäckigkeit gepaaret iſt. Kopf und Geſtalt gehören einem jüngern Manne an als jene der Königsbüſte, wie dieß die runden, vollen Formen allein ſchon hinlänglich angeben.

Auch dieſe Büſte iſt, wie die erſte, unſtreitig Portrait: Hier wie dort haben wir offenbar individualiſirt-ausgeprägte Züge vor Augen. Auch von dieſer Bildſäule will man wiſſen, welches deren Original geweſen. Einer, freilich nur unverbürgten, neuen Behauptung zu Folge, wären dieß die Züge des in der Hausberger Schlacht beſiegten Biſchofs Walther von Geroldseck. Und es iſt dieſe Behauptung in der That weder unwahrſcheinlich noch unzuläſſig. Warum ſollten die Sieger nicht vor die Behauſung eines ihrer Anführer das Bild des beſiegten Biſchofs aufgeſtellt haben? Dieſe Möglichkeit liegt ſogar ſo nahe, daß dieſelbe einen gewiſſen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhält. Und wahrlich, die Züge der Büſte würden gar wohl zu dem Charakter des ritterlichen, feurigen, kühn aufſtrebenden Walther paſſen, den unſere Chronikſchreiber uns als ſo ſtürmiſch, aufbrauſend, leidenſchaftlich und ehrgeizig ſchildern.[8])

Dieſe Biſchofsbüſte ſtand ehemals, ungefähr ein Stockwerk hoch aufgeſtellet, an der Ecke des, auf der Weſtſeite der St. Nikolai-Kirche gegenüber liegenden Hauſes.[9]) Silbermann, in deſſen Handſchriften ſich eine Note über die „ſteinernen Könige“ und, leider! nur höchſt unvollkommene Zeichnungen der Büſten vorfinden, erzählt wie dieſe Bildſäule in Schöpflins Beſitz kam. Als nämlich im Jahr 1757, ſo berichtet er, ein Herr von Müllenheim, der da-

malige Eigenthümer jenes Hauses, dieses Letztere an einen Herrn Falmer verkaufte, welcher sodann das alte, im Hofe stehende Haus abbrach und das jetzige an dessen Stelle aufführte, brachte der Verkäufer den Käufer dahin, daß er die alte Büste an Schöpflin verabfolgen ließ. In dem Hofe des gelehrten Professors sah man hernach diese Bildsäule vereint mit der ersteren; und so geschah es, daß beide Denkmale dem zerstörenden Zorne der Schreckensmänner entgingen.

Die dritte Büste befand sich, wie bereits bemerkt worden, in der von derselben die „steinerne Mannsgasse" genannten Straße; ohngefähr in der Mitte, auf der Südseite, an dem Hause neben demjenigen „zum Hasensprung", über dessen Thüre man noch heut zu Tage springende Hasen oder Kaninchen ausgehauen sieht. Zu Silbermanns Zeit hatte Herr Pasquai oder Baquet, der damalige Eigenthümer des Hauses, diesen König, wie der berühmte Orgelbauer sich recht originell ausdrückt „mit Oehlfarb recht schön verschmieren lassen, also, daß man ihn vor dieses alte rare Monument nicht wohl mehr erkennen konnte.

Es war diese dritte Büste, den, nur mit wenigen Strichen in Silbermanns Sammlung angedeuteten Umrissen zufolge ein auf ähnliche Art wie die erste ausgeführtes Bild eines Königs mit Krone und Scepter, nur scheint die Figur einen jüngern Mann dargestellt zu haben als die noch vorhandene.

Da über diese Büste keine weitere Angaben vorliegen, so ist auch nichts Weiteres über deren Bedeutung zu muthmaßen. Diese ist es, die Herrmann unter den mittelalterlichen Kunstwerken aufzählt, welche in der Schreckenszeit zu Grunde gingen.[m])

Eben so wenig bleibt über die vierte und letzte Büste zu sagen übrig, welche sich in der Kalbsgasse, es ist nicht angegeben wo, befunden haben soll. Möglich und sogar wahrscheinlich ist es, daß diese Büste, wie die zweite, diejenige eines Bischofs war: es wären somit zwei Bischöfe und eben so viele Könige gewesen, welche ursprünglich sämmtlich von dem Volke unter dem Namen der „steinernen Männer," später oft auch der „steinernen Könige" bezeichnet wurden.[11]) Jedenfalls ist Silbermann im Irrthume wenn er behaupten will daß diese Büste dieselbe war, welche zu seiner Zeit an der Ecke des Dekanathauses von St. Thomä aufgestellt gewesen, wohin sie ihm zu Folge aus der Kalbsgasse gebracht worden sein mußte. Die von Silbermann angeführte Statue, welche in der Revolution gleiches Schicksal mit dem ohnweit von ihr aufgestellten „steinernen Könige" zu theilen hatte, war diejenige des Bischofs Richwin, welche seit undenklichen Zeiten an dem alten Hause des Dechanten aufgestellt war, von wo sie zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, nach der Erbauung des noch vorhandenen Dekanat-Hauses, dahin gebracht und an der Ecke der Schlußmauer, dem Kirchplatze zugekehrt, aufgerichtet wurde. Die ehemals in der Kalbsgasse befindliche Statue scheint lange vor der Mitte des letztvergangenen Jahrhunderts abhanden gekommen zu sein, ohne daß zu jener Zeit irgend Jemand mehr wußte wohin.

Schließen wir, wie einst die Alten, mit dem Wunsche, daß die zwei geretteten vaterländischen Denkmale, glücklicher als die beiden andern, keiner ferneren Gefahr mehr ausgesetzt sein mögen; daß sie, sicher gestellt in dem Schöpflin'schen Museum, dem Wunsche ihrer Gründer gemäß, bis auf die

fernsten Zeiten unsern Enkeln die Heldenzeit unserer vaterländischen Geschichte, der sie das Dasein verdanken, und den glorreichen Kampf unserer Väter für Freiheit und Unabhängigkeit zurückrufen mögen! —

Noten.

1. »Also gewan dirre krieg vnd strit ein ende, do mitte die burgere ervohtent vnd erwurbent nutz vnd ere der stette, vnd ir selbes vnd ir nochkumen grosse friheit und selikeit.« *(Municipal-Ausgabe, S. 84.)*

2. Specklin, Collectanea; *T. I. p. 107 a*: »Den vier hauptleutten so disen krieg hatten das beste gethan, als Her Reimbolt Liebenzeller, H. Claus Zorn, ritter, H. Hug, küchenmeister, H. Heinrich Eiche, die wurden nochdem sie der statt freyheitten erhalten, ewiglichen gefreyheit, auch ire heusser und wehr darin würt wohnen, auch durchs gantz reich, vnd vom König bestedigt, und wurden uff ihre heusser vier konig von stein gehawen gesetzt, bey S. Clausz, in Schiltsgasz, zum hassen vnd Kalbsgasz so noch do stän.«

Schadæus. Straßb. Chronik. *f. 39 b*: »Undt weil sich in diesem krieg vor allen insonders vmb die statt wohl verdient gemacht haben[]. Herr Reimboldt Liebenzeller, H. Klaus Zorn, Ritter, Her Hugo kuchenmeister vndt H. Heinrich Eich, die vier Hauptleutt durch deren weisheit vndt ritterliche thatten, so sie in der schlacht bey Hausbergen erwiesen, der sieg vff der statt seiten gebracht worden, also sindt auch dieselben also vnd der gestaltt geehret worden, das sie vndt ihre nachkömmling, auch ihre heuser vndt wer darinnen wohnet, wirdt in ewigkeit sollten frey sein, nicht allein alhie vndt in dieser statt, sondern auch durchs gantze reich: inmassen solche freyheit von Rudolfus I dem graffen von Habspurg, als er römischer keyser worden, soll confirmirt worden sein. Wessen zu immer wehrender gedechtnus auch die steinerne König, so noch zu sehen sindt, an vndt vff ihre heuser sindt gesetzt worden, als nemblich bei St. Claus, in der schilltsgassen, zum hasen vndt in

‘der kalbsgassen, welche antiquiteten vnd so viell desto werther ‘sollen gehalten vndt immermehr demolirt werden.’

I. Wencker, Straßb. Chronik, T. 1, B. 7, cap. 27. p. 136. a ‘Gemeldeten vier hauptleuten, hatt man erlaubt steinerne bis‘choff an ihre heuser zu setzen, welche noch heutiges tages zu ‘sehen. Etliche wollen auch von etwas freyheit so denselben er‘theilt worden sagen, es ist aber dauon kein nachrichtung vorhanden oder verpliben.’

3. Alsatia illustrata, Tom. *II. S. 308*, *note d*, u. *S. 314. p. 114.*

Hier die erſte Stelle: ‘Statuæ dicebantur regales, steinerne ‘Kœnig, quarum una in platea Schiltzgass, portæ ædium imposita, ‘in curia mea canonicali jam extat. Rudolphum Habsb. representans; ‘altera in platea Eporina, cui nomen inde steinerne Mannsgass; ‘utraque hodie superest. Tertia quæ prope ædem B. Nicolai, ut et ‘quarta, quæ in Kalbiana platea fuerunt interiere.’

Die zweite lautet alſo: ‘Simplicior, nec inelegans tamen, illa ‘Rudolfi statua est, quæ umbilico tenus formata, non ita prideum ‘aulæ meæ antiquariæ illata est, opus argentinense.’ (Folgt die Beſchreibung der Büſte.) ‘Statua hæc una ex illis est, quam Epi‘scopo dejecto, cives argentinenses in memoriam cladis illatæ posue‘runt. Non statim tamen post victoriam posita fuit, quod Rudolfus ‘non nisi undecimo post in regem electus est.’

4. ‘. . . Descendit festinanter versus Argentinam, ibique per‘mansit octo diebus, immediate sentiens se debilem corpore, licentiam ‘recepit a civibus dicens: vale civitas et valete cives mei dilecti, et ‘turbido ab eis recedebat vultu.’ (Magni Ellenhardi Chronicon.) Welche Stelle der ſpätere Chronikſchreiber Cloſener alſo verdeutſchet: ‘Do fur er gon Strosszburg, vnd bleibe do VIII tage. Zehant ‘wart er krankeheite gewar an sime libe, do gesegent er die burgere ‘vnd sprach: Stat du wol, vnd mine liebe burgere dunt wol, vnd ‘schiet betrübet von inen’ . . . . Derſelbe Chronikſchreiber, Gottfried von Enſmingen, bezeuget, daß Rudolph nach ſeines Vaters Tode, „Fähndrich“ oder Hauptmann der Stadt Straßburg wurde, welches Amt er auch zu Zürich inne hatte: ‘Erat enim,’ ſagt er, ‘dux militiæ et vector vexilli civitatis argentinensis;’ was Cloſener mit: leitere vnd venre’ wiedergiebt.

8. Nachdem Herrmann auseinander geſetzt wie die Münſterſtatue

erſt längere Zeit nach unſerer Büſte aufgerichtet worden, zieht er hieraus folgenden natürlichen Schluß:

»Si donc l'une des statues placées à l'honneur des chefs mili»taires qui ont remporté la victoire de 1262. représentoit Rodolphe, »le sculpteur se seroit sûrement efforcé de la rendre ressemblante. »L'artiste chargé ensuite de faire la statue équestre, eût-ce été un »autre que celui qui sculpta la première, en auroit eu connoissance »et l'auroit imitée, même copiée. Or, les deux statues ne se ressem»blent aucunement. La tête de la statue-trophée est barbue; celle »de la statue équestre ne l'est pas, et représente un homme plus »jeune que l'autre. Les traits de la figure sont en général tout dif»férens. Il n'est pourtant pas à croire que l'artiste qui a sculpté la »statue équestre n'ait pas tâché de rendre aussi ressemblante que »possible la figure du Roi Rodolphe, prince très-connu et chéri à »Strasbourg, dont il honorait les habitans de sentimens réciproques, »et où il séjourna encore peu de temps avant sa mort.« (Notices historiques, statistiques, et littéraires sur la ville de Strasbourg. *Tom. I. p. 126.*)

6. „Rex autem longus erat, gracilis statura valde, aquilum »habens nasum, indutus grisea rusticali tunica, cum alto galero.« . . (Magni Alberti Argentinensis Chronicon, bei Urstisius, Scriptores rer. German. Pars *II. S. 101.*)

In dem etwas ältern Chronicon Dominicanorum Colmariensium (Ebendaſelbſt, S. 37.) wird Rudolphs Geſtalt alſo beſchrieben: »Erat hic vir longus corpore, habens longitudine septem pedes, gra»cilis, parvum habens caput, pallidam faciem atque longum nasum; »paucos habebat crines;« womit, merkwürdig genug, unſere Büſte ziemlich übereinſtimmt.

Fügen wir nur noch folgende, ebenfalls auf Kaiſer Rudolph bezügliche Stelle Specklins bei: »Kaiser Rudolff ist vber die mossen »ein verstendiger kurtzwilliger her gewesen. Er wahr vber auss »ein schone lange person, hatte aber zu der grosse vnd lenge ein »klein haupt mit einem langen falben har vnd bart.« (Collect. manuscr. Tom. *I. fol. 114* b.)

7. Silbermann, in der ſogleich im Texte anzuführenden Note.

Dies Haus kann aber kein anderes ſeyn, als das auf der Morgenſeite gelegene, heut zu Tage mit Nr. 9. bezeichnete. Man

erkannte dies leicht aus Silbermanns Zeichnung, ehe noch dieses Haus auf der Seite der Straße seine jetzige Gestalt erhielt, was erst vor Kurzem geschehen ist.

8. Einer andern, von Hrn. Prof. Jung mitgetheilten Ansicht zu Folge wäre diese Bildsäule diejenige des h. Bischofs Arbogast, indem sie, wie berichtet wird viele Aehnlichkeit darböte mit einem alten Bilde dieses Bischofs. (Revue d'Alsace, 1856, Les Bibliothèques publiques de Strasbourg, S. 208.) Dieser Nachricht aber steht entgegen, daß das angeführte Bild gewiß weit jünger ist als unsere Büste; daß wir kein ganz altes, authentisches Bild niß St. Arbogast's besitzen; daß das uralte Sigill des ehemaligen Stifts St. Arbogast bei Straßburg, auf welchem der Kopf des Heiligen ziemlich groß zu sehen ist, ganz entschieden von dem Typus unserer Bildsäule abweichende Züge darbietet, und diejenigen der Büste selbst durchaus nicht dem Charakter des Heiligen Arbogast, wohl aber eher dem Bischof Walther's, entsprechen können.

9. Unsere Bildsäule ist nicht mit derjenigen des h. Nikolaus zu verwechseln, welche ehedem, nahe bei derselben, an der westlichen Seite der St. Nikolai-Kirche aufgestellt war. Von jener Statue bezeugt Hermann ausdrücklich, daß sie in der Schreckenszeit zu Grunde gegangen. (A. a. O. S. 387.) Es kann demnach, über die Verschiedenheit dieser beiden Bischofsbilder, auch nicht der mindeste Zweifel obwalten.

Auffallend ist, daß Schöpflin, in der ersten der zwei oben angeführten Stellen, und Hermann nach ihm, blos von den beiden Königsbildern, als noch zu seiner Zeit bestehend, spricht; und daß er sogar ausdrücklich beifügt, daß die beiden andern Statuen verloren gegangen seien. Schöpflin glaubte demnach offenbar, daß sämmtliche vier Büsten Könige dargestellt haben; was, ohne Zweifel Ursache war, daß er die dritte dieser Büsten, welche er bereits im Besitz hatte, nicht für eine der nach der Hausberger Schlacht aufgerichteten hielt. Allein Specklin und die späteren Chronikschreiber, bezeichnen allzu bestimmt den Ort, wo diese Büste, wie auch Silbermanns Zeugnisse zu Folge, gestanden hatte, ehe sie in Schöpflins Hände gekommen war, als denjenigen, wo einer der vier „steinernen Männer" aufgestellt gewesen, als daß auch über diesen Punkt, und die Identität der Bildsäule, irgend ein

Zweifel übrig bleiben könnte; zumal da Wencker, wie wir gesehen, sogar ausdrücklich von Bischofs-Bildern spricht.

Schöpflin störte sich wahrscheinlich an der volksthümlichen Benennung die „steinernen Konige," welche, zu seiner Zeit, allgemein gebräuchlich gewesen zu sein scheint, und welcher zu Folge, nach seiner Ansicht, sämmtliche vier Bilder Konige gewesen sein müßten. Allein dieser Schluß ist keineswegs treffend: die Büsten wurden gewiß ursprünglich von dem Volke die „steinernen Männer" geheißen; wie dies, allein schon, aus dem, sicher ganz alten, Namen der „steinernen Manns- (nicht Königs Gasse," erhellt. Die „steinernen Männer" konnten also, wie sie es, in der That, auch waren, theilweise Könige und Bischofe seyn: und wenn auch das Volk nachher oft vorzugsweise, und in späterer Zeit sogar ausschließlich, die Bildsäulen unter dem Namen „die steinernen Könige," statt dem ursprünglichen, allgemeinern „die steinernen Männer" bezeichnete, so geschah es offenbar nur weil in seinen Augen die beiden Könige nothwendiger Weise den Vorrang über die beiden Prälaten erhalten mußten. Dieser einfachen Erklärung zu Folge darf es eben so wenig störend sein, daß die späteren Chronikschreiber, welche uns allein die Sage über die steinernen Bilder aufbewahret, diese Letzteren meistens die „steinernen Könige," und mehrere derselben sogar ausschließlich so nennen. Immerhin bleibt uns das Zeugniß des gewöhnlich so zuverläßigen Wencker und die unwiderleglich erwiesene Identität der ehmals bei St. Nikolai befindlichen Büste, als Beleg, daß obiger Schluß keineswegs aus dieser, erst in späterer Zeit aufgekommenen Benennung zu ziehen sei.

Wir könnten übrigens, um zu zeigen, wie wenig hierauf Gewicht zu legen ist, mehr denn ein Beispiel anführen von andern noch weit unrichtigern Bezeichnungen als die vorliegende, ja von ganz falschen, welche, in Straßburg zumal, unter dem Volke entstanden und allgemein in Umlauf gekommen waren. Es genüge uns hier blos auf die Bildsäule Bischofs Konrad von Hüneburg hinzuweisen, welche ehmals an dem sogenannten Bischofs-Burgthor ausgehauen gewesen, und welche allgemein von dem Volke für das Bild eines richtenden Ammeisters genommen wurde, weil durch einen, weiter unten, auf einem Unthier reitenden Mann, die völlig grundlose Sage entstanden war, der Sohn eines Ammeisters habe eines Tages, in strafbarem Uebermuthe, auf öffentlicher

Straße ein Kind überritten, und sein deswegen, von seinem eigenen Vater, gleich als von einem andern Brutus, zu Tode verurtheilt worden. Wer weiß nicht übrigens, auf welche sonderbare Arten oft die Sagen entstehen: und wie der bloße Anblick eines Bildwerkes, dessen wahrer Sinn, dem Volke unbekannt ist häufig zu ähnlichen, ebenso grundlosen Erzählungen Anlaß giebt?

10. In dem bereits angeführten Werke. Tom I. S. 387.

11. Siehe Note 9.

Elſäßiſche Neujahrsblätter

für 1846.

Pa. 166 f / 1546

68 G

EHRENFRIED STOEBER.

Elſäßiſche

Neujahrsblätter

für

1846.

Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben

von

August Stöber und Friedrich Otte.

(Mit dem Portrait Ehrenfried Stöbers.)

Baſel,
Schweighauſer'ſche Buchhandlung.
1846.

BIBLIOTHE
REGLA
MONACE

Inhalt.

Seite.

Ehrenfried Stöber, biographische Notiz von Friedrich Otte (Mulhausen) 1

Lieder aus der Schweiz von K. A. Hagenbach (Basel) 29

Nach den Bergen. — Kirchgelaute. — Dampfschiff. — Der Muthen. — Auf dem Esel. — Wanderers Morgenandacht.

Gedichte von Adolf Bube (Gotha) 36

Frühlingslied. — Einkehr. — Abendglanz. — Dem Reinen ist Alles rein!

Die Kinder von Peregrinus (Straßburg) 40

Gedichte von Emanuel Geibel (Lübeck) 47

Lied im Frühling. — Heute Nächte.

Gedichte von Karl Rudolf Tanner (Aarau) 49

An die Ungeborenen. — Unterm Mond. — Beim Erschimmern der Sterne. — An den hinter der Thränenweide aufsteigenden Mond. — Im aufknospenden Walde. — Tiefer im Lenze. — Möchte gern ein Schwalbleim sein. — Vogel singe. — Die Erdbeer im Spätherbst. — Die Liebe der Sterne. — Zuruf. — Einzig wahre Beseligung.

Jungfrau Sara, ein Straßburger Mährchen, von August Stöber (Mulhausen) 57

Gedichte von Wilhelm Kilzer (Frankfurt am Main) 67

Die Poesie der Jugendjahre. — Frühlingswonne. — Ideal und Wirklichkeit.

Guck! Guck! von Karl Boese (Niederbronn) 72

Franz Liszt, von B. Reber (Basel) 75

Der Vogelkrieg von Ludwig Schneegans (Straßburg) 81

Gedichte von Eduard Breiner (Karlsruhe) 87

Freiheit. — Das Wort der Wahrheit und das Wort der Lüge. — Allerheiligens Ende.

Variation von Wilhelm Wackernagel (Basel) 91

Seite

Gedichte von Adolf Stöber (Mülhausen) 92
Des Rheines Thalweg. — Lichtfreunde. — Tauler und der schwarze Tod.
Gedichte von Karl Gödeke (Hannover) 94
Wiederkunft. — Nachts.
Zwei Genrebilder von Peregrinus 100
Die Conditorei. — Die Demagogen.
Gedichte von Fr. von Tschudi (Lichtensteig) 119
Ein Frühlingslied. — Dome und Systeme.
Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeister in Straßburg 124
Der Wunderdoktor. — Frühjahr und Spätjahr. — Weihnachts-Freude.
Gedichte von Friedrich Voigts (Hannover) 129
Morgenandacht. — Sendung. — Waldlied. — Im Walde.
Gedichte von August Nodnagel (Darmstadt) 133
Stimmen aus dem Volke mit städtischem Nachklang.
Die Dinghöfe von August Stöber 136
Gedichte von Fr. Hofmann (Hildburghausen) 142
Befürchtung. — Deutsche Klage.
Gedichte von Peregrinus 144
Liebe auf der Wanderschaft. — Kennst du den Stern um Mitternacht. — Wochenrechnung.
Gedichte von Hermann Kurtz (Karlsruhe) 149
Auf der Mühle. — An Marie. — Liebeslichter.
Gedichte von Theodor Klein (Mühlhausen) 154
In der Morgenfrühe. — Frühlings-Recht. — Im Grase. — Abschied vom Walde. — Die Münsterkrone.
Der Grabstein der Liebenden, von J. J. Reithard (Hottingen bei Zürich) 157
Gedichte von August Schnezler (Karlsruhe) 213
Der Minneberg. — So fährt man zum Teufel.
Da fühl ich mich erst ganz allein, von Gustav Mühl (Straßburg) . . 219
Gedichte von Friedrich Oser (Waldenburg, Kts. Basellandschaft) . . . 219
Das erste Lied. — Heimathklänge.
Drei Geschichten aus dem Munde des elsäßischen Volkes, nacherzählt von Gustav Mühl 221
Wie Petrus in die Ernte ging. — Christus und die beiden Weiber. — Vom Söhnlein, das seinen Vater erlöste.
Glauben und Wissen von Alexander Patuzzi (Wien) 241
Frei! von Ludwig Köhler (Hildburghausen) 243
Der Sturm bei Mecs-el-Kebir von Karl Bernhard (Straßburg) . . . 245
Der herbste Schmerz, von Marie Delaroche (Straßburg) 247
Gedichte von J. Hub (Mainz) 248
Das Rheinland. — Der Gast in der Rheinmühle.
Gedichte von J. J. Reithard 251
Der Dreisingerstein. — Am Altjahrabend.
Herbstlieder von Karl Mayer (Tübingen) 258

Seite.

Die fallenden Früchte. — Die blaue Luft. — Die Miniaturblumen. — Friedensbilder. — Das Weinland. — Herbſtliches Genügen. — Zuthunlichkeit. — Rührung. — Der Herbſtreif. — Doppelte Luft. — Im Spätjahr.

Diſtichen von Karl Candidus (Altweiler im Unterelſaß) 281

Gedichte von Ludwig Wittich (Darmſtadt) 283

Ueber den Waſſern. — Kornmütterlein.

Gedichte von Friedrich Otte 286

Mitternacht. — Hoh-Königsburg. — Die verlaſſene Sägemühle. — Der Graf von Kaſtein.

Weinblüt-Phantaſieen von Auguſt Tröber 273

Ein Kolmarer Dichter, eingeführt durch Dr. Kienlen (Kolmar) . . . 295

Proben aus einem elſäßiſchen Idiotikon, von Auguſt Tröber 300

Ehrenfried Stöber.*)

Der franzöſiſchen Revolution ging auch im Elſaße eine in mancher Beziehung aufgeregte Zeit voraus. Das literäriſche und wiſſenſchaftliche Leben verſtummte über den großen Fragen der Zeit und die Hauptſtadt, von welcher das Heil ausgehen ſollte, zog, gleich einem gewaltigen Magnete, alle Blicke auf ſich. Die Herzen ſchlugen einer neuen Zukunft entgegen und einſam ſang die Nachtigall von Colmar ihre zum Theil prophetiſchen Lieder am Fuße der Vogeſen, über deren Gipfel ſich die Gewitterwolken zu ſammeln begannen. „Ein Mann, deſſen Name ſchwer zu nennen iſt, der liebenswürdige Dichter, der geiſtreiche Kanzelredner, der blutbedeckte Eulogius Schneider" hatte ſich, nachdem er ſeine Profeſſur in Bonn nieder-

*) Eine ausführliche Notiz über Ehrenfried Stöber, die wir unſerer Arbeit hin und wieder zu Grunde legten, enthält der dritte Band der „geſammelten Gedichte und kleinen proſaiſchen Schriften." Sie iſt von der Hand J. Leſers, eines wackern elſäßiſchen Schulmannes, der unſerm Dichter während einer Reihe von Jahren ſehr nahe ſtand. Eine nicht minder actenmäßige Lebensſkizze des Verewigten, die unſerm Freund Adolf Stöber, den zweiten Sohn Ehrenfrieds, zum Verfaſſer hat, befindet ſich in Voigts Nekrolog der Deutſchen vom 1836. Auch dieſe Arbeit ließen wir nicht unbenutzt, obwohl wir vorzugsweiſe bemüht waren, ſowohl die Familie als die reichhaltige Correſpondenz Ehrenfried Stöbers zu Rathe zu ziehen.

Der Verf.

gelegt, zu Straßburg angesiedelt, woselbst er den revolutionären Ideen mit ganzer Seele nachhing. Schon im Stillen über seinen fanatischen Anschlägen brütend, war er gleichwohl ein eifriger Pfleger der Künste. Er hatte in mehren angesehnen Familien Straßburgs, und auch im Stöber'schen Hause Zutritt gefunden und sein Einfluß erstreckte sich namentlich auf die erste literärische Bildung des Mannes, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind.

Als sich späterhin einige jener großen, lang genährten Hoffnungen zu verwirklichen schienen und sich das Volk wieder heimisch in der Gegenwart fühlte, nahm auch im Elsaße das wissenschaftliche Leben einen neuen Schwung und mehre junge Dichter begrüßten die neue Zeit mit kräftigen Vaterlands- und Freiheitsgesängen. Ehrenfried Stöber's erstes Auftreten fällt in diese Zeit. Wir schicken, ehe wir eine Charakteristik seiner Schriften aufzustellen versuchen, einige biographische Notizen über diesen beachtenswerthen Mann voraus.

Daniel Ehrenfried Stöber wurde am 9. März 1779 zu Straßburg geboren. Sein Vater, ein Neffe Elias Stöbers (welcher von Schöpflin den gründlichen Sprachforschern beigezählt wird), bekleidete die Stelle eines Notars; die Mutter, Maria Salomea Ziegenhagen, die als eine fromme, gebildete Frau geschildert wird, war die Tochter eines ausgezeichneten Wundarzts aus Hamburg, „dessen Geist kindlicher Frömmigkeit auch in die Seele seiner Tochter überging und noch in ihr durch ihren Erzieher Oberlin, den ehrwürdigen Pfarrer von Waldbach im Steinthale, genährt wurde." Mit den vorzüglichsten Erzeugnissen der damaligen schönen Literatur, namentlich mit den Schriften Klopstocks und Lavaters vertraut, liebte und pflegte sie die Dichtkunst und einige ihrer poetischen Ver-

ſuche zeichnen ſich durch Gemüth und Tiefe der Empfindung aus. So ſang ſie z. B. noch in ihrem hohen Alter, am Tauftage ihres Enkels Auguſt:

„So tritt nun, holdes Kind, denn deiner Wallfahrt Bahn
Mit ſorgenfreiem Schritt und froher Hoffnung an.
Dich taufe Gottes Geiſt mit Weisheit, Kraft und Güte,
Wie dich mit Waſſer heut des Täufers Hand beſprengt.
Bleib immer rein und froh! Die Huld des Herrn behüte
Vor Elend deinen Leib, vor Laſtern dein Gemüthe!
Und iſt mit Bitterkeit dein Leben oft gemengt;
Will manche Laſt dich ſcharf zur Erde niederdrücken,
So laß dich deine Tauf' und Gottes Wort erquicken
Und lerne glaubenvoll vom Staub zum Himmel blicken!
Thu', was du thun ſollſt, gern, und leide ſanft und ſtill,
Was, das du leiden ſollſt, die höchſte Güte will.
Dein Herz ſei niemals matt nach höherm Ziel zu ſtreben. —
Leb' jeden Tag ſo rein, als ob's der letzte ſei!
Wie Chriſtus dachte, denk'! Lern' wie er lebte, leben,
Und werde durch den Tod von allem Uebel frei!"

Auch der Vater verſuchte ſich bisweilen in der Dichtkunſt, wie aus einem im Jahre 1785 gedichteten Weihnachtsliede hervorgeht, deſſen Schlußſtrophen hier ſtehen mögen:

„Baue dir in unſern Seelen
Deines Namens Heiligthum.
Uns zu deinem Volk zu wählen
Sei dein und unſer Ruhm.
Laß durch deinen Geiſt uns rein,
Deiner Liebe würdig ſein

Nimm das Opfer unſrer Lippen,
Das dir unſre Herzen weih'n,

Laß uns schon bei deiner Krippen
Glaubend deine Brüder sein,
Bis sich dort, o bester Freund,
Herz und Aug' mit dir vereint."

In solchen Umgebungen erwachte schon frühzeitig das poetische Talent unseres Ehrenfried, auf dessen Gemüth der Ernst des Vaters und die Frömmigkeit der Mutter den segensreichsten Einfluß übten. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und schon als Primaner schrieb er ein kleines, in der Anlage nicht mißlungenes Drama „das Butterbrod, oder der kleine Wohlthäter", das um's Jahr 1790 von mehren Nachbarskindern unter der Leitung und Mitwirkung des jungen Poeten auf dem geräumigen Estrich des Stöber'schen Hauses zur Aufführung kam, woselbst es von dem kleinen Publikum, wie sich's voraussehn ließ, mit gehörigem Applaus begrüßt wurde. Er schrieb ferner eine kleine Erzählung „die Geschichte eines alten Schäfers", in welcher der Triumph der französischen Revolution gefeiert wird, so wie ein Schauspiel „der Einsiedler", dessen Entstehn einer noch früheren Zeit zuzuschreiben ist, das unseres Wissens aber nicht vollendet wurde.

Ueber diesen poetischen und prosaischen Versuchen mit denen Stöber einen Theil seiner Freistunden ausfüllte, vernachlässigte er jedoch seine ernstern Studien nicht. Er wurde vielmehr unter die talentvollsten und fleißigsten Schüler des Gymnasiums gezählt und erhielt in dieser Eigenschaft den ehrenvollen Auftrag im Namen seiner Mitschüler eine Rede vor dem Pariser Abgeordneten Denzel zu halten. „Sei mir willkommen, antwortete ihm dieser, sei uns Allen willkommen, hoffnungsvoller Jüngling, Gesandter der blühenden Jugend Straßburgs, die einst des Volkes Zierde und Stütze werden muß." Bald darauf

wurde St. in das Bataillon „des Enfants de la patrie“ aufgenommen, das aus 12—14 jährigen Knaben bestand und in der Absicht errichtet worden war, in den empfänglichen Herzen der Jugend die Vaterlandsliebe zu wecken und sie für die freimüthigen Ideen, welche sich damals kund gaben, zu gewinnen. Um eben diese Zeit erschienen seine ersten poetischen Versuche, in welchen Vaterland, Freundschaft und Religion mit begeisterten Worten gefeiert werden.

Die Frucht seines innigen Zusammenlebens mit mehren strebenden und ausgezeichneten Jünglingen wie Rieder, dem Biographen Pfeffels, und Arnold, dem Verfaßer des vaterländischen Lustspiels „der Pfingstmontag“, war die „literärische Gesellschaft alsatischer Freunde“, deren Mitglieder sich unter dem Vorsitze des würdigen Professors und Amtspredigers Redslob (gest. 1834) gegenseitig verpflichteten über die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Theologie, Philosophie, Philologie, Aesthetik, Geschichte u. s. w. Bericht zu erstatten und sich überhaupt in Ausarbeitung wissenschaftlicher Themata zu versuchen. Die Protocolle dieses interessanten Vereins liegen theilweise vor uns. Unserm Stöber war vorzugsweise das ästhetische und geschichtliche Fach angewiesen und wir bedauern sehr, einen von ihm im Auftrage der Gesellschaft geschriebenen Aufsatz „Ueber das Verhältniß der französischen Sprache zur Deutschen im Elsaße“ (ein Süjet, das von verschiedenen Mitgliedern behandelt wurde), nicht mittheilen zu können.

Wiewohl St. gerne dem Zug seines Herzens Folge geleistet und sich einem gelehrten Fache gewidmet hätte, so nöthigten ihn doch Familienverhältnisse, sich zum Nachfolger seines Vaters im Notariat vorzubereiten. Den Eltern, denen es jedoch daran lag, daß der Sohn eine wo möglich vielseitige

Bildung erhielt, sahen es nicht nur gerne, daß er die Universität Straßburgs besuchte, deren Lehrstühle von vielen tüchtigen Professoren besetzt waren, sondern sie gestatteten ihm in der Folge die Hochschule Erlangen zu beziehen, woselbst er Gelegenheit fand, sich zum tüchtigen Juristen auszubilden, und, wie er selbst sagt, die verschiedenen Theile des Gebäudes seiner wissenschaftlichen Kenntnisse zweckmäßig zu bereichern und durch erweiterte Menschen- und Länderkunde einen auf seine geistige Entwicklung vortheilhaften Einfluß zu bewirken.

Am 7. April 1801 trat er sofort vom elterlichen Segen begleitet, an der Seite seines Bruders und seines Freundes Arnold die Reise nach Erlangen an. Die Eindrücke, welche er auf dieser Reise empfing, finden wir, schriftlich niedergelegt, unter den Papieren des Verstorbenen und wir tragen kein Bedenken, einige Bruchstücke daraus mitzutheilen, soweit sich dieselben auf allgemein interessante Gegenstände beziehen, oder aber uns einen Blick in das Leben merkwürdiger Männer gewähren, deren Freundschaft, zwar nur flüchtig angeknüpft, aber durch spätern brieflichen und mündlichen Verkehr befestigt, unsern Freund noch in den Greisenjahren beglückte.

„Es war etwa sieben Uhr, — so erzählt Stöber, — als wir in Carlsruhe ankamen. Nachdem uns der Unteroffizier der Thorwache gewissenhaft nach unserm Namen, Vaterland und Charakter gefragt hatte, bezogen wir unser Quartier im Römischen Kaiser. Ich besuchte noch an demselben Abend Hrn. Hofrath Rink, einen Busenfreund meines seligen Großonkels Prof. Stöbers. Hofr. Rink ist als Literator bekannt. Obgleich er schon bei Jahren ist, so besitzt er noch viele Lebhaftigkeit. Sein Aeußeres war mir höchst auffallend; ich traf ihn beim Lichte sitzend, mit einem weißen Hute von einem rothen Band

umwunden auf dem Kopfe und bis über's Kinn in einen großblumigen Nachtrock vergraben. Er erzählte mir verschiedene rührende Anekdoten von seinem edeln Fürsten und rühmte besonders dessen noch immer fortgesetzte literärische Thätigkeit. Sodann ging ich zu Hrn. Hofrath Gmelin, Prof. der Naturgeschichte, dem ich einen Brief zu überreichen hatte. Hofrath Gmelin war nicht zu Hause, doch traf ich ihn im botanischen Garten. Er war so gütig, mir den ganzen Morgen zu widmen. Nachdem er mir den botanischen Garten gezeigt hatte, führte er mich in das Treibhaus, welches die begünstigtern Pflegsöhne in sich faßte. Mit dem innigsten Vergnügen sah ich hier eine Sammlung der seltensten Pflanzen aus den verschiedenen Weltgegenden. Zum Beschlusse begleitete er mich in das markgräfliche Naturalienkabinet, dessen geschmackvolles Gebäude nach dem eigenhändigen Plan der verstorbenen Markgräfin errichtet wurde. Auch verfertigte dieselbe viele Zeichnungen von Blumen, die hier aufbewahrt werden. Alles ist mit vieler Sorgfalt und dem zartesten Schönheitssinne eingerichtet und jedes sehr reichlich begabt. Herr Hofr. Gmelin sprach mir von verschiedenen Schriften des Markgrafen, wovon die eine die Grundsätze des Fürsten über das physiokratische System enthält, die andere „sur les droits de l'homme" betitelt ist. Er machte mich lüstern auf ihren Besitz und ging mit mir zum Hofbuchhändler Maklot, um mir solche zu verschaffen, allein leider war kein Exemplar mehr vorhanden. Im Rückwege trafen wir den Bruder der jetzigen Frau Markgräfin, einen äußerst einfachen Mann, dem mich Herr Gmelin vorstellte. Um Mittag gingen wir nach dem Schlosse. Wir besahen daselbst die prachtvollen Zimmer, die der Beherbergung durchreisender Fürsten gewidmet sind und die Gallerie, in wel-

cher eine Reihe von Bildnissen der verstorbenen Markgrafen aufgehängt ist, welche sich bis in's zwölfte Jahrhundert verliert. Das Bildniß des Erbauers von Carlsruhe war mir besonders interessant. Es ist ein Mann mit hoher Stirn, feurigen Augen und stark gebogener Nase; man traut's ihm zu, daß er sagen konnte: Hier habe ich geruht, — hier soll eine Stadt stehen, die den Namen Carlsruhe trägt.....

Das Anziehendste in Pforzheim war für mich die Bekanntschaft der schätzbaren Dichterin Wilhelmine Müller, geb. Maisch. Ich war so glücklich, nicht nur ihre Bekanntschaft, sondern selbst die Versicherung ihres ausgezeichneten Wohlwollens zu erwerben. Ich brachte einige schöne Stunden in ihrem bescheidenen Häuschen und ihrem daranstoßenden kleinen Garten zu. Mad. Müller mag nahe bei dreißig Jahre alt sein, sie ist bei weitem nicht, was man schön nennt; allein was alle Allabasterhäutchen und Rosenwangen der Welt aufwiegt, sie besitzt, was Campe die Schönheit der guten und verständigen Leute nennt, in hohem Grade. Ihr Profil ist sehr sprechend und in ihrem großen offenen Auge wird selbst dem ungeübtesten Beobachter ein gewisser wahrhaft überirdischer Zug nicht entgehen, der die Sängerin unsterblicher Lieder verkündet.*) Madame Müller ist die Tochter eines siebenbürgischen Landpfarrers. Ihrem Vater wurden verschiedene Zöglinge anvertraut, die er in den Elementarkenntnissen unterrichtete, Wilhelmine, die gewöhnlich bei diesen Lehrstunden gegenwärtig war, äußerte schon als kleines Mädchen die unbegränzteste Wißbegierde. Etwa in ihrem zehnten Jahre erlernte sie für sich mit Leiden-

*) St. hat nicht ganz richtig vorhergesagt. Die genannte Dichterin ist zur Zeit beinahe verschollen. D. Bl.

ſchaft die lateiniſche Sprache und obgleich ihr Vater, der ungern an ſeiner Tochter dieſen Hang zu den Studien bemerkte, ihr oft wochenlang alle Bücher verſchloß, ſo fand doch ihr unerkaltender Eifer immer Mittel ſich neue Unterrichtsquellen zu öffnen. In reifern Jahren fanden ſich einige Gönner, welche ſie in den Stand ſetzten, Reiſen zu machen. Ihr längſter Aufenthalt war zu Wien, wo ſie in dem auserleſenen Zirkel von Blumauer, Alxinger, von Retzer u. ſ. w. lebte. Seit wenigen Jahren iſt ſie mit Buchhändler Müller in Pforzheim verheirathet. Ihre ökonomiſchen Umſtände ſcheinen nichts weiger als glänzend zu ſein. Die Tendenz ihrer Gedichte iſt elegiſch, was wahrſcheinlich in den zahlreichen Leiden, worin dieſes edle Weib geprüft wurde, ſeinen Grund hat. Stärke der Empfindung, Zwangloſigkeit der Verſe und Wahrheit der Bilder ſind Verdienſte, die ihren Gedichten nur einige verächtliche Neider abſprechen. Ihre Ode an den Erzherzog Karl, ihre Todtengräber-Elegie und ihr Friedensgeſang in ihrem Taſchenbuche auf das Jahr 1801 verdienen vorzüglich ausgezeichnet zu werden. Haug ſchrieb vor einigen Jahren folgende Zeilen in ihr Stammbuch:

„Ja, Herzensgüte ſpricht
Aus deinen ſanften Zügen
Und dieſe täuſchen nicht.
Dein edelſtes Vergnügen
Iſt, deiner Mädchenpflicht
Streng, raſtlos zu genügen.
Du biſt uns werth und lieb,
Und, Freundin, was ich ſchrieb
Sind keine Stammbuchlügen."

Ich füge hier noch folgendes Impromtu von demſelben an dieſelbe bei:

„Vor Tausenden verdienst es Du
Des Lebens Wonne zu erringen,
Und schliche Quäler Spleen herzu,
O du vermagst ihn wegzusingen!“

Auch in Stuttgart machte Stöber die Bekanntschaft einiger berühmter Männer; er äußert sich darüber wie folgt:

„Componist Zumsteeg, ein Mann der kaum vierzig Jahre zählen mochte und dessen blühende Gesundheit ein sehr hohes Alter versprach, ist ein eben so angenehmer Gesellschafter als geschickter Tonkünstler; davon hatte ich Gelegenheit, mich während dem Besuche, den ich ihm mit einem seiner Freunde machte, hinlänglich zu überzeugen. Er wohnte in dem schönen Gebäude, wo ehemals die Carlsschule war. Nicht nur jeder würtembergische Patriot, sondern auch jeder Freund der Wissenschaft bedauert die Auflösung dieser interessanten Schule, die es, wenn sie auch sonst keine Ansprüche hätte, es zu sein, schon darinn wäre, daß ein Schiller ihr seine erste Bildung verdankt.... Stuttgart vereinigt eine Reihe der interessantesten Männer, von denen mehre als ausgezeichnete Künstler oder Schriftsteller bekannt sind. Mit besonderm Vergnügen erinnere ich mich noch immer an Haug, Reuffer, Matthisson und den Herrn Minister von Seckendorf. Haug, an den ich von Mad. Müller adressirt war, ist ganz, was seine Gedichte ankündigen, der lebhafte, muntere Gesellschafter, wozu das attische Salz seiner Gedichte die Erwartung gibt, und dabei ein Mann voll Güte und sanfter Empfindung, die sich in seinen neuern Gedichten, welche meistens im Geschmacke der alten Minnesinger sind, treu abspiegelt. Er war so gütig, mir ein Geschenk mit einer Sammlung seiner Epigramme zu machen, die nicht in den Buchhandel gekommen ist. Haug bekleidet das

Amt eines Geheimsekretärs, das ihm die Muße die Muse anzuhören nicht versagt. Er ist ein Mann von etwa vierzig Jahren, seine Gattin ist die Schwester des verstorbenen Stäudlin, der sein unglückliches Dasein in unserer Vaterstadt endete. In Haug's Zimmer machte ich die Bekanntschaft von Matthissen. Ehrfurcht und Dank erfüllten wechselsweise mein Herz, als ich mich mit diesem einfachen Sänger der Natur und aller sanften Empfindungen unterhielt. Ich habe schon oft und selbst in Stuttgart sagen hören, Matthissens Benehmen gegen Fremde sei sehr abschreckend; ich muß gestehen, daß ich davon Nichts gewahr wurde, doch verdankte ich dieß vielleicht der Güte Herrn Haug's, der mich ihm auf eine sehr verbindliche Weise vorstellte. Das Porträt, das an der Spitze seiner Gedichte steht, hat wenig Aehnlichkeit, es sieht besonders zu alt und zu breit aus. Matthissen und Haug sind Busenfreunde.

Neuffer ist Diakonus am Waisenhause, wo ich ihn mit vielem Vergnügen über die Auferstehung der Leiber predigen hörte. Er wußte dieser, dem Anschein nach sehr unfruchtbaren Materie, mit vieler Geschicklichkeit einen hohen Grad von practischem Interesse zu geben. Seine kürzlich erschienene Herbstfeier, ein beschreibendes Gedicht in Hexametern, etwa im vossischen Geschmacke, sichert ihm, wenn auch nicht unter den deutschen Klassikern, doch unter den Dichtern zweiten Rangs eine ehrenvolle Stelle."

Im Jahre 1802 kehrte Stober von Erlangen zurück. Nach kurzem Aufenthalt im väterlichen Hause, begab er sich nach Paris, um sich im juristischen Fache zu vervollkommnen. Er hörte daselbst die Collegien mehrer berühmter Professoren, wor-

unter vorzugsweise der gelehrte Perreau zu nennen ist, der auf Stöbers Geist großen Einfluß übte und sich später auf's Günstigste über seinen Schüler ausließ. „Sie erweisen mir eine Ehre, schrieb er ihm einst, wenn Sie dem Inspector der Rechtsschule in Straßburg sagen wollen, daß Sie meine Kurse besucht haben." — Es erhellt aus diesem Schreiben seines Gönners, sowie aus seinen eigenen Briefen und den Berichten seiner Freunde, daß sich Stöber jenem sinnenberauschenden Taumel ferne hielt, der die Jugend so oft auf verderbliche Bahnen zieht und wozu Paris schon damals die beste Gelegenheit bot. Die Schätze der Bibliotheken und Museen, sowie das öffentliche Leben überhaupt, dessen schroffe Contraste ihm die Welt von einer ganz neuen Seite zeigten, gaben seiner Wißbegierde die ersehnte Befriedigung und seinem Geiste jene reife Anschauung des Lebens, die sich in den meisten seiner damals entworfenen und ausgeführten Arbeiten kund gibt.

Ein deutscher Schriftsteller — Heinrich Heine, wenn ich nicht irre, — sagt irgendwo: „Die Elsäßer hängen fest an Frankreich, wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freier Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe sehr angenehm sind" ... Dieselbe Wahrheit sprach Stöber weit früher, nur mit andern Worten aus. Den großen Vortheil erkennend, der dem Elsaße aus seiner Vereinigung mit Frankreich erwachsen war, ein Vortheil, der sich namentlich auf das öffentliche Leben und die Industrie erstreckte, war und blieb sein Gemüth dennoch ein durch und durch deutsches. Er stellte sich gleichsam vermittelnd zwischen Frankreich und Deutschland, ganz verschieden von manchen Neuern, denen das Wort „deutsch" ein Greuel ist und die da glauben, Gemüth und Sprache könne man gleich

einem Kleide abſchütteln oder umwenden, und alles und jedes Heil müſſe aus Paris verſchrieben werden. Hieraus erklärt ſich's, aus welchem Grunde Stöber auch in der franzöſiſchen Hauptſtadt der deutſchen Sprache treu blieb und vorzugsweiſe mit Elſäßern und Deutſchen Umgang hatte. Die Worte, die er in ſpätern Jahren einem Gegner Frankreichs zurief, waren ſchon damals ſein Wahlſpruch:

„Meine Leier iſt deutſch, ſie klinget von deutſchen Geſängen;
Liebend den galliſchen Hahn, treu iſt, franzöſiſch mein Schwert.
Mag es über den Rhein und über den Vasgau ertönen:
Elſaß heißet mein Land, Elſaß, dir pochet mein Herz!"

Und in dieſem Sinne ſchrieb und wirkte er bis an ſein Ende. Der Leſer möge uns dieſe kleine Abſchweifung zu gute halten; ſie ſcheint uns nicht überflüſſig in einer Zeit, wo man gewöhnt iſt, die deutſche Sprache über die Achſel anzuſehen und ſie, gleich der engliſchen und italieniſchen, als Modeſache zu treiben.

Stöber zählte in Paris, wie bereits angedeutet wurde, viele Deutſche unter ſeine Freunde. Die Dichter Stollberg und Seu. e; Helmine von Chezy, die Verfaſſerin der drei weißen Roſen, den nachmaligen Obermedizinalrath von Froriep ſah er oft. Namentlich ſchloß er mit dem Letztgenannten einen dauernden Freundſchaftsbund und gerne gedachten ſie in ihrem ſpätern Briefwechſel einer ergötzlichen Ferienreiſe, die ſie im Jahre 1803 nach dem Havre gemacht hatten.

In's Elſaß zurückgekehrt, arbeitete Stöber einige Zeit im Büreau ſeines Vaters. Nachdem er jedoch im Jahre 1806 ſeine gründlich geſchriebene Abhandlung „Des Testaments d'après la législation du Code Civil" vertheidigt hatte, blieb er bis

gegen das Jahr 1821 im Notariate, welches er sodann mit dem Advokatenstande vertauschte, zu dem er größere Neigung trug. Seine Freistunden widmete er fortwährend dem Dienste der Musen. Den größten Theil seiner damals fertigen Gedichte enthalten die verschiedenen Jahrgänge des alsatischen Taschenbuchs, das er in Verbindung mit einigen gleichgesinnten Freunden herausgab und wozu der im Elsaße bekannte Schlachtenmaler Benjamin Zix gelungene Zeichnungen entwarf. Beiträge, prosaische und poetische, lieferten: Pfeffel, Schweighäuser, Büschenthal, Arnold, Lamey, Hebel u. a. m.

Dieses Unternehmen unseres Stöbers, sowie seine eigenen literärischen Producte, die er in der Regel dem Urtheile Pfeffels zu unterwerfen pflegte, brachte ihn dem letztern sehr nahe und aus den gegenseitigen Verhältnissen dieser beiden Dichter ging ein schöner, inniger Freundschaftsbund hervor, wovon die vielen an seinen jungen Freund gerichteten Briefe Pfeffels den rührendsten Beweis ablegen. „Ungeachtet — schrieb ihm dieser im Jahre 1807, nachdem ihm Stöber seine ehliche Verbindung angezeigt hatte — Ungeachtet ich den Brief, wodurch Sie mir Ihre Verbindung angekündigt, nicht erhalten, sondern die Nachricht erst durch Freund Rieder und sodann durch Herrn Büschenthal erfahren habe, so werden Sie es meiner Freundschaft zutrauen, daß meine besten Wünsche Ihnen dennoch zum Altare gefolgt sind. Mögen Sie so lange und so unverrückt glücklich sein, als man es hienieden werden kann! Es wird mich sehr freuen, in der schönen Jahreszeit Ihre neue Gefährtin persönlich kennen zu lernen. Da Sie mit Ihr eine ungetheilte Einheit ausmachen, so hoffe ich im Voraus, daß Sie Ihre Freundschaft gegen mich auch auf sie werden übergetragen haben“...

Und ein Jahre ſpäter, als Stöber den Freund gebeten hatte, bei ſeinem Erſtgeborenen (Auguſt) die Pathenſtelle zu vertreten, ſchrieb Pfeffel:

„Empfangen Sie, lieber Freund, meinen freudigſten Glückwunſch zur neuen heiligen Würde, die Ihnen zu Theil geworden iſt. Gott laſſe Sie an Ihrem Erſtgebornen die edelſten Väterfreuden und Ihre liebenswürdige Gattin die ſüßeſten Mutterfreuden an ihm erleben! Mit froher Rührung reiche ich Ihnen Hand und Herz zu dem neuen Bande, das Sie unter uns knüpfen wollen: Es verpflichtet mich in Ihre Familie und macht den kleinen Ankömmling zu einem adoptiven Gliede der meinigen. Freilich werde ich die Pflichten, die dieſer Bund mir auflegt, nicht lange erfüllen können. Ich werde aber meine Freundſchaft gegen Sie, lieber Gevatter, und die Ihrigen meinen Kindern hinterlaſſen.

Mit wahrer Freude würde ich, Ihrer Einladung zufolge, mein Pathchen ſelber über der Taufe halten, allein dazu ſehe ich leider keine Möglichkeit und ich bitte Sie im Voraus mir einen Repräſentanten zu ernennen. Ich werde ſogar ſchwerlich meinem Freunde Jakobi den ihm ſchuldigen Gegenbeſuch dieſes Jahr wieder geben. Vielleicht treten Umſtände ein, die meine erſtorbenen Hoffnungen wieder neu beleben. Allein für dieſes Jahr iſt es nur allzu wahrſcheinlich, daß ich mir keine Abweſenheit von mehren Tagen werde erlauben dürfen.

Ihr Reformationslied iſt ſchön. Ich habe es mit groſſem Vergnügen geleſen. Eines von den überſandten Exemplaren werde ich Herrn Inſpector Engel zuſtellen, der wirklich auf einer Reiſe nach Genf begriffen iſt.

Sehr leid iſt es mir, daß ich die Anfrage der Madame

Bürger *) auf keine Weise beantworten kann, die meinen Wünschen entspräche. Ungeachtet der Ruf ihres vorzüglichen Talents auch bis in den Oberrhein gedrungen ist, so würde ich ihr doch kaum 10 bis 12 Zuhörer versprechen können. Sie wissen, daß beinahe alle Familien, die hier auf Bildung Anspruch machen, Franzosen sind. Einige Deutschredende, die sich für Madame Bürger interessiren würden, sind nun in den Bädern zerstreut und so weh es mir thut, muß ich Ihnen sagen, daß, wenn eine Muse in Person vom Olymp herab käme, um sich hören zu lassen, sie um Beifall zu finden, französisch declamiren müßte u. s. w."

In Bezug auf das Elsäßische Taschenbuch äußerte sich Hebel gelegentlich in einem Briefe an Stöber:

„Ich erstatte Ihnen meinen verbindlichsten Dank für das schöne Geschenk, womit Sie mir Ihr Wohlwollen auf die angenehmste Art bewiesen haben. Liegt ein Vorwurf auf mir, daß ich es so spät thue, so kann ich mich dagegen wahr und gut entschuldigen. Ich wollte die Gedichte zuerst lesen und wieder lesen, und nicht wie man ein Stück Hausbrod aus der Faust wegißt, so schnell als möglich, sondern wie man Konfekt genießt, langsam, wenig auf einmal und nur in den Minuten der guten Stimmung dazu. Ist Ihnen an meinem Dank und Beifall etwas gelegen, so kann ich Ihnen sagen, daß beide dadurch vermehrt worden sind und Ihre eigenen, schönen Aufsätze haben das ihrige dazu beigetragen. War es möglich, mir für Ihre alsatischen Dichterblüthen ein noch innigeres Interesse einzuflößen, so geschah es durch die Ehre, die Sie mir erwie-

*) G. A. Bürgers, des Dichters, dritte Gattin, das berüchtigte „Schwabenmädchen."

ſen, indem Sie die Güte hatten, mich zu Ihrer poetiſchen Landsmannſchaft zu rechnen, die ich dankbar und freudig, ungeachtet des politiſchen Gränzfluſſes, anerkenne; denn was hat die Poeſie mit dem Waſſer zu ſchaffen?!"

Auch folgende ächt charakteriſtiſche Briefſtelle des liebenswürdigen „Rheinländiſchen Hausfreundes" möge hier Raum finden:

„Ich bin meinem Stock recht gut dafür, daß er Ihnen, lieber Freund, noch zu einem Theil Ihrer Reiſe dienen konnte, und beneide ihn, daß er in Straßburg iſt. Aber es ſchmerzt mich, daran zu denken, was er nun für eine betrübte Rolle neben Ihren viel ſchönern ſpielen muß. Von ſeinem Heimweh nicht zu reden. Der arme Schelm iſt noch nie ſo lange ohne mich aus der Stadt geweſen. Haben ſie die Güte, ihm ein Schnürlein durch die Ohren zu ziehen, ihm auf einem Kartenblatt ſeines Herrn Namen dran zu hängen und ihn ſo mit der Börtin in ſeine Heimat wandeln zu laſſen u. ſ. w."

Nachdem Stöber das bekannte Trauerſpiel „Die Templer" von Raynouard, überſetzt hatte, beſorgte er eine Sammlung ſeiner bis dahin zerſtreut erſchienenen Gedichte, die namentlich im Elſaße großes Glück machte und im Jahre 1821 in dritter Auflage bei Cotta erſchienen iſt. Dieſe Gedichte wurden von mehren damaligen und ſpätern Kritikern recht günſtig beurtheilt. Unter den letztern iſt beſonders Wolfgang Menzel, zu nennen, der unſerm Dichter volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber ſeinen franzöſiſchen Patriotismus mit ſtrengen Worten tadelt. Daß dieſer Patriotismus weder ein gemachter noch ein geheuchelter war, ſondern aus Stöbers innerſtem Weſen hervorging, haben wir bereits angedeutet. Konnte es ihm, der vorzugsweiſe Elſäßer war, zum Verbrechen an-

gerechnet werden, daß er Männer wie Fox, Benjamin Conſtant u. A. pries, deren ſegensreiches Wirken ſich auch auf das Elſaß erſtreckte, das lange genug unter dem Drucke der Reſtauration geſchmachtet hatte? Wir glauben nicht.

Von zwei kleinen Schweizerreiſen brachte Stöber eine reiche poetiſche Ausbeute mit. Auch dem Steinthal, woſelbſt ſein väterlicher Freund, der ehrwürdige Oberlin lebte und wirkte, widmete er einen Cyclus gelungener Lieder. Von Stöbers Verhältniß zu Oberlin, das ein, wir möchten ſagen, kindliches war, zeugen ſowohl dieſe Gedichte, ſo wie viele Briefe und die nach dem Tode des gefeierten Patriarchen erſchienene Schrift „Vie de J. F. Oberlin, Pasteur à Waldbach etc. par D. E. Stœber," ein Werk, das zu compendiös iſt und in deutſcher Sprache hätte geſchrieben werden müſſen, um ein elſäßiſches Volksbuch zu werden, als welches es mannigfachen Segen geſtiftet haben würde. Dieſes Buch, das allen ſpäter herausgekommenen Biographieen Oberlins zum Grunde liegt, iſt übrigens mit großem Fleiße zuſammengetragen und beurkundet Stöbers Gewandtheit, ſich in franzöſiſcher Sprache auszudrücken. *)

Unter der Reſtauration hielt ſich Stöber, wie zu erwarten ſtand, auf der Seite der Oppoſition, was ihm natürlicherweiſe den Unwillen der Regierung zuzog, die ihn durch geheime Agenten beobachten ließ. Sein Freiſinn verſetzte ihn zu verſchiedenen Malen in mißliche politiſche Verhältniſſe; er ließ ſich gleichwohl nicht irre machen und beharrte auf ſeinem Ent-

*) Nachträglich erfahren wir, daß Stöber mit dem Gedanken umgegangen iſt, dieſe Schrift ins Deutſche zu überſetzen; dieſe Arbeit kam jedoch nicht zu Stande. Eine deutſche Bearbeitung iſt vor einigen Jahren in Stuttgart erſchienen.

ſchluſſe, gegen Alles in die Schranken zu treten, was der Wohlfahrt des Elſaßes feindlich entgegenſtand. Oftmals wurden ihm von Seiten der obern Beamten Anträge gemacht, ſich für die Reſtauration zu erklären, aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos.

Zu jener Zeit hielt er in einer obern Kammer die Exemplare früherer und ſpäterer Freiheitslieder verborgen (unter dieſen das kräftige Lied, „beim Ablegen der dreifarbigen Kokarde)." Eines Tages kamen die Knaben über dieſelbe und hatten nichts Beſſeres zu thun, als ſich einiger Pakete derſelben zu bemächtigen und an Nachbarskinder zu vertheilen, durch welche ſie auch ältere Perſonen erhielten. Groß war des Vaters Schrecken, als er, beim Nachhauſekommen, die ganze Nachbarſchaft mit ſeinen Liedlein vor den Thüren fand. Die Sache ward ruchbar. Die Polizei kam und nur mit großer Mühe und durch die Erklärung des Vorgangs konnte er der Strafe entgehen.

Im Jahre 1816 vereinigte ſich Stöber mit einigen Freunden zur Herausgabe der Zeitſchrift „Alſa", die zwar unter günſtigen Auſpizien in's Leben trat, aber nur zu bald das Loos ähnlicher Unternehmen früherer und ſpäterer Zeit theilte. Sie mußte wegen Mangel an Abonnenten eingehen, während mit Heißhunger nach den ſeichteſten Romanen und periodiſchen Erſcheinungen gegriffen wurde. Die Namen Schweighäuſer, A. Schreiber, Zſchokke, Hebel, gewährten ihr eine nur vorübergehende Empfehlung und der Zweck, den ſich der Herausgeber geſetzt hatte, dem Werke vorzugsweiſe einen elſäßiſchen Charakter zu geben, es mit vaterländiſchen Sittenſchilderungen und geſchichtlichen Aufſätzen (oft in romantiſchem Gewande) zu bereichern, mochte gerade den größten Einfluß auf ſein frühes Eingehen haben. Geht es doch bei uns wie überall. Man

greift nach Fremdem und „Pikantem", ehe man es für gut findet, der lieben Heimat einen Blick zuzuwenden. Die eigenen Gedichte Stöbers, die er in diese Zeitschrift niederlegte, sind großentheils ohne poetischen Werth, dagegen scheint uns seine Geschichte „Die Zürcher in Straßburg u. s. w." um so gelungener und Spindler, der in dieser Beziehung wohl als Autorität gelten darf, äußert sich über genannte Arbeit in seinem „Blümchen Wunderhold": „Lebendig vergegenwärtigt stehen Anordnung, Zweck des Freischießens, Sonderbarkeiten der damaligen Zeit und Lebensweise in der kräftigen Schilderung des prachtvollen Volksfestes, mit welcher Stöber die Monatschrift „Alsa" geschmückt hat."

Stöber ließ kein wichtiges Zeitereigniß unbegrüßt vorübergehen. Hatte er der Säcularfeier der Reformation eine treffliche Ode gesungen, so widmete er später dem Kampfe der Hellenen ein nicht minder schönes Lied, dessen Werth ein mehr als vorübergehender war. Nebenbei beschäftigte er sich mit einer deutschen Anthologie, — er hatte schon im Jahre 1808 einen ähnlichen Versuch gewagt, — die bei Levrault in drei Bänden erschienen ist. Dieses Werk, an dem Stöber mit vielem Fleiße arbeitete, entsprach gleichwohl den Anforderungen nicht, welche man berechtigt ist an ähnliche Sammlungen zu machen. Doch müssen wir, um nicht unbillig zu erscheinen, dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm im ersten Bande mehre Charakteristiken deutscher Dichter, deren Eigenthümlichkeit er mit schlagenden Zügen hervorzuheben wußte, vorzüglich gelungen sind.

Eine Lokalposse im Volksdialect „Daniel oder der Straßburger", die er um diese Zeit dichtete, steht zwar dem vielgepriesenen „Pfingstmontag nach, beurkundet aber des Ver-

faſſers großes Talent Volksſcenen zu malen und das ſtereotype Leben und Treiben jener ergötzlichen Spießbürgerſchaft mit poetiſch-humoriſtiſchen Farben zu ſchildern. Das Stück iſt überhaupt von der munterſten Laune durchweht und mag ſeiner Zeit manchem Hypochonder das Zwerchfell erſchüttert haben. Es ging in Straßburg mehre Male über die Bühne und der Schreiber dieſer Zeilen weiß ſich noch gar wohl aus ſeinen Kinderjahren zu erinnern, mit welch' außerordentlichem Beifalle es auch in Mülhauſen aufgenommen wurde. Die in demſelben vorkommenden Lieder werden noch oft in Geſellſchaften und vom Volke geſungen.

Um dieſelbe Zeit beſchäftigte ſich unſer Dichter mit dem Plane zu einem poetiſchen Pantheon, in welchem er Momente aus dem Leben berühmter Männer älterer und neuerer Zeit poetiſch durchzuführen gedachte. Wir entlehnen dem Prolog dieſes leider unvollendet gebliebenen Werkes folgende Strophen:

„Nicht in erloſch'ner Zeiten Nächte
Soll'n tragen mich des Liedes Schwingen,
Den Kampf für ew'ge Menſchenrechte
Der Jetztzeit will ich preiſend ſingen.
Doch . . . heil'ge Schatten mich umreihen,
Ein Todtenopfer muß ich weihen,
Ein Pantheon wölbt ſich vor meinen Blicken,
Das, ſchön bekränzt, viel hohe Namen ſchmücken.

Leonidas, hoch von den Thermopylen
Strahlſt du ſo kühn mit deinen Sparterſchaaren,
Die willig für den Sieg der Freiheit fielen,
Zu wenden fern des Vaterlands Gefahren,
Und Brutus Dolch zückt ewiges Verderben

Den Unterdrückern auf den Thronen allen,
Als letzter Römer wollte Kato sterben,
Um nicht dem Joch der Knechtschaft zu verfallen u. s. w."

Das Bruchstück eines unvollendeten Idylls „Das Christfest" betitelt, mag noch hier angereiht werden. Es ist durchgängig im Straßburger Dialect abgefaßt und scheint uns ein würdiges Seitenstück ähnlicher Localgedichte von Grübel und Ufteri zu sein.

„Glitschri isch es ze gehn, es schneit unn rejelt an drunter,
Newwlicht isch es unn Nacht, der Wind bruust hinter'm Münster,
Theim isch's Oeffele warm unn köstli isch es im Stüwwel:
Awwer 's isch alles egal, dort geht e Papye-n-e Mamme,
Unn sie friere so gern, sie welle-n-iehr Kinder erfreue,
Zum Christkindelsmärk hien gehn sie mit frohe Gedanke
Unn' d'Trumpetle-n-erschalle, unn Geijle-n-unn Trummle so lusti!
Unn d'Buttikle finn hell, unn gligre dunn köstliche Sache:
Bubbe wie Kinder so groß unn Bürstebübble die tanze,
Küchle, unn Gschirrle vunn Blech, unn irderni, hölzerni Bütle,
Stünwle mit Sessele drinn unn Spiejele unne Kemmödel,
Was merr zuer Hushaltung brucht diß kammer fürr d'Maidele finde:
Gumperösser unn Pisse-n-unn Steckepferd unn Soldate,
Flinte, Kanone-n-unn Säwel, unn Zungedeckel fier d'Buewe:
Unn Hanswurstel die gaukle-n-unn Scherereschlieser unn Brünnle,
Druß merr Wasser kann pumpe-n-unn sandgetriwweni Mühle,
Derri mit Schäfle-n-unn Bäum, um Löwe-n-unn Tiger, unn Jagde:
Au zuem Sitze manch Spiel, wie's Gänselspiel unn wie's Pochbrett,
Menschehutteni Helje-n-unn Bilder vonn allerlei Farwe,

Au viel Zuckergebäck unn marzepanneni Männle,
Suranchäffele-n-au in ſcheen vergoldeti Läble,
Baslerleckerle unn Lebkueche wie Teller, unn größer“ . . . . .

Dieß Gedicht ſcheint für ein Jugendſchriftchen beſtimmt geweſen zu ſein, das unſer Dichter im Jahre 1827 zu einem milden Zwecke herausgab. Es iſt betitelt „Liederkranz für Kinder und ihre Freunde“ und enthält mitunter ſehr ſchöne, von ächt-kindlichem Geiſte durchwehte Lieder.

Wir haben im Verlaufe dieſer Schilderung zu verſchiedenen Malen auf den politiſchen Standpunkt unſeres Dichters hingewieſen und gezeigt, daß er, ein Feind des Obſcurantismus, unaufhörlich mit jenem verderblichen Prinzip im Kampfe lag, das unſerm Vaterlande unter den glanzendſten Vorſpiegelungen mit Deſpotismus und geiſtiger Unterjochung drohte. Es läßt ſich daraus abnehmen, mit welcher Begeiſterung Stöber die denkwürdigen Tage begrüßen mochte, die, aus den Trümmern der Julirevolution hervorgegangen, eine ſchöne und ſegensreiche Zukunft zu verheißen ſchienen. Wie groß auch in der Folge des Dichters Enttäuſchung ſein mochte, er verlor den Glauben an eine beſſere Zeit nicht und mit jugendlicher Kraft entwickelte er in ſeiner Zeitſchrift „Gradaus“ die wichtigſten Fragen des Tages. Sein damaliges politiſches Glaubensbekenntniß legte er im Vorworte zu den von ihm überſetzten „Paroles d'un Croyant“ von Lamennais nieder.

Die äußern Verhältniſſe unſeres Dichters, bis dahin glücklich, nahmen in ſeinen letzten Lebensjahren eine weniger erfreuliche Wendung. Die Muſe, die ihm in allen Phaſen ſeines thätigen Lebens zur Seite gegangen war, blieb ihm jedoch treu und mehre ſeiner beſten Lieder verdanken jener mißlichen, drangvollen Zeit ihr Daſein. Noch kurz vor ſeinem

Ende beschäftigte sich sein kräftiger, ungebeugter Geist mit weitaussehenden Entwürfen. „Eine Monatschrift — so berichtet J. Leser, der schon erwähnte Freund des Verewigten — Eine Monatschrift unter dem Titel „Elsässisches Volksblatt" sollte unter seiner Leitung erscheinen. Mehre rüstige Mitarbeiter waren gefunden. Frieses vaterländische Geschichte der Stadt Straßburg sollte bis auf die neueste Zeit fortgesetzt werden. Materialien waren gesammelt; da überraschte der Tod den noch ferne Tage Träumenden."

Im Jahre 1835 besorgte Stöber eine Auswahl seiner Gedichte und prosaischen Schriften zum Druck und noch kurze Zeit vor seinem Ende ward ihm die Freude zu sehen, mit welcher Liebe diese letzte Gabe seiner Muse von ältern und jüngern Zeitgenossen aufgenommen wurde. Mehre Hundert der achtungswerthesten Namen bedeckten das Subscribentenverzeichniß.

Dieses Werk, das gleichsam als letztes Vermächtniß des Verewigten zu betrachten ist, umfaßt drei Bände, (der dritte wurde von J. Leser herausgegeben,) und zerfällt in folgende Abschnitte: Romanzen, Balladen und Legenden; Poetische Erzählungen; Episteln; Lyrische und vermischte Gedichte; Epigramme; Liederkranz für Kinder; Dramatische Gedichte; Kleine prosaische Schriften; Biographien; Aphorismen; Nachlese u. s. w.

Der beschränkte Raum, der diesem Aufsatze zugemessen ist und der ohnehin schon überschritten wurde, erlaubt uns nicht den Maaßstab der Kritik an jede einzelne dieser Abtheilungen zu legen; wir bemerken nur, daß Stöber weder für die epische noch für die dramatische Poesie ein entschiedenes Talent zeigte, mit der Ausnahme jedoch, daß seine Romanzen, da wo sie mehr aus subjectiver Anschauung hervorgehen und sich dem

Liede nähern, glücklich durchgeführt ſind, wie z. B. mehre humoriſtiſche Romanzen ſpäterer Zeit, welche hin und wieder den Stempel der ſchwäbiſchen Schule tragen, die auf unſern Stöber nicht ohne Einfluß geblieben iſt. Auch ſeine dramatiſchen Arbeiten überragen nur in den lyriſchen Scenen die Mittelmäßigkeit. Stöber war überhaupt ſubjectiver und lyriſcher Natur und nur da, wo ſeine Gedichte der unmittelbare Ausdruck, der Reflex ſeines innern Lebens ſind, hat er Tüchtiges zu leiſten vermocht. Das Lied im weitern Sinne war ſeine Sphäre und ſeine dießfälligen Leiſtungen tragen die Vorzüge und Mängel der verſchiedenen Schulen, die auf ihn einwirkten. Wie bei einigen unſerer beſten Liederdichter ſpielt auch bei Stöber die Empfindung hie und da in Empfindelei über, das Gefühl erzeugt krankhafte Bilder oder die verſchiedenen Nüancen des Gedichtes ſtechen zu grell von dem angeſchlagenen Grundton ab. Doch trifft ihn dieſer Vorwurf nur ſelten und die meiſten ſeiner Lieder ſind friſche und geſunde Ergüſſe eines weder im Treibhauſe noch im Zwang der Schule verkümmerten Herzens, das ſich jene ſchöne Jugend, welche der Segen und die Wiegengabe des Dichters iſt, zu bewahren wußte, wie aus dem Liede „des greiſen Sängers Troſtgeſang“ hervorgeht:

„Was? grau das Haar? Ich wär' ein Greis?
Wie bin ich's denn geworden?
Noch brauſt die Bruſt ſo fiedend heiß
Und pocht an allen Pforten.
Noch glüht ſo jugendlich das Herz,
So reich an Luſt, ſo reich an Schmerz,
Wie in den Maientagen.

Auch ſchneebedeckt, die Tann' iſt grün,
Vom Winter nie geſchrecket,

Und Flammen aus Vulkanen sprüh'n,
Die eis'ge Rinde decket.
Mag grau'n das Haar so lang, so lang
Mich Locken Liebe, Wein, Gesang,
Wie in den Maientagen" u. s. w.

Die Quellen, aus welchen unser Dichter seine schönsten Lieder schöpfte, heißen: Natur und Liebe, Freiheit und Wahrheit. Hat er uns in seinen frühern Liedern die Geheimnisse und den Zauber der Liebe mit schönen Worten zu schildern gewußt, so tritt er in seinen spätern Gedichten als glücklicher Dollmetscher des Vedas der Natur auf. Bezeichnend ist es übrigens, daß mehre seiner schönsten Feld- und Waldlieder, die uns wie Kornblumen und wilde Rosen, voll Blüthenduft und Jugendfrische vorkommen, an Ort und Stelle selbst entstanden sind. Gerne pflegte Stöber auf Spaziergängen und Bergpartieen sich von der ihn umgebenden lauten Gesellschaft zu verlieren, um im Schatten eines Baumes oder im geheimnißvollen, poesiereichen Halbdunkel der Waldeinsamkeit seinen Träumen und Bildern nachzuhängen. In der Regel brachte er von solchen Ausflügen einige neue Lieder mit.

Den gelungensten Gedichten unseres Stöber sind folgende beizuzählen: Das Lied (S. 109)*). Des greisen Sängers Trostgesang (S. 117). Trinklied (S. 119)**). Der Becher (S. 124). Neigung (S. 125). Frühlingslied (S. 127).

---

*) Die Seitenzahl bezieht sich auf die vierte Ausgabe der Stöberschen Gedichte: (E. Stöbers sämmtliche Gedichte und kleine prosaische Schriften, 2 Bande. Straßburg 1835—1836.)

**) „Zum Trinklied möcht' ich Sie nur geschwind hier haben — schreibt Hebel — um es unter biedern Freunden und vollen Pokalen mit Ihnen singen zu können!"

Vogesus (S. 129). Waldgesang (S. 131). Zuflucht (S. 136). Abendlied im Winter (S. 139). Wanderers Lust (S. 149). Die Heimkehr (S. 151). Sehnsucht (S. 159). Zumuthung (S. 169). Finden und Verlieren (S. 176). Die Geliebte (S. 187). Erntelied (S. 310). Vor Allen aber das „Elsäßische Vaterlandslied (S. 191), das, als ächtes Volkslied, im Munde aller deutschredenden und deutschsingenden Elsäßer lebt. Als Dialektsdichter im Liede behauptet Stöber noch immer den ersten Rang unter den elsäßischen Sängern. Auch gelangen ihm mehre Episteln und erzählende Gedichte recht gut: An den Tod (S. 96). Des Arztes Genesung (S. 67). — Außer dem bereits Angeführten findet sich noch manches Vortreffliche in der Sammlung, z. B. unter den Idyllen, den Kinderliedern und vermischten Gedichten. Stöbers prosaische Aufsätze sind großentheils von untergeordnetem Werthe, doch verdienen seine fleißig ausgearbeiteten Biographieen merkwürdiger Elsäßer, so wie einige novellistische Aufsätze eine ehrenvolle Erwähnung.

Die ersten poetischen Producte unseres Dichters tragen das Gepräge der ältern deutschen Dichterschule. Die in seiner mittlern Lebensperiode entstandenen Gedichte lehnen sich im Wesentlichen an Göthe und die Romantiker, während seine jüngsten Arbeiten den Einfluß der schwäbischen Schule nicht verleugnen können.

Schließlich bemerken wir noch, daß Stöber mehre juristische Aufsätze in französischer Sprache schrieb. Er war ferner Mitarbeiter am Morgenblatt, der Abendzeitung, Jakobis Iris, Zschokkes Ueberlieferungen, dem Pilote, der Encyclopédie des Gens du Monde, der Revue Germanique und übersetzte einige Werke von Chateaubriand, Madame de Duras und Picard, die im Buchhandel längst vergriffen sind.

Stöber starb den 28. December 1835. Auf seinen Sarg, der am Sylvesterabend desselben Jahres beigesetzt wurde, legte der damalige Rector der Academie, Herr Cottard, einen von Freundeshand gewundenen Lorbeerkranz.

Der Verewigte hat sich um die deutsche Sprache und Literatur im Elsaß große und mannigfache Verdienste erworben, und sein Name wird fortleben, denn viele seiner Lieder sind Eigenthum des Volks geworden.

Geschrieben im Sommer 1815.

Fr. Otte.

Lieder aus der Schweiz

von

K. A. Hagenbach.

1.

Nach den Bergen.

Nach den Bergen laß mich schauen,
Wo mit Schatten spielt das Licht,
Wo das Grüne sich am Blauen,
Sich das Blau am Grünen bricht;
Wo in leisen Uebergängen
Hohes sich zum Tiefen neigt,
Ueber sanften Waldabhängen
Blüthenduft gen Himmel steigt.

Nach den Bergen laß mich gehen,
Wo sich schwellend hebt das Grün,
Wo die Lüfte reiner wehen,
Wo die Alpenkräuter blühn;
Wo der Abend länger dämmert,
Früh' erglüht der Morgen schon,
Wo kein andrer Hammer hämmert,
Als der Heerden Glockenton.

Nach den Bergen laß mich fliehen
Aus der engen flachen Welt;
Da nur ist mir noch verliehen,
Mensch zu sein, wie's mir gefällt!

Nach den Bergen laß mich eilen,
Zu den Bergen zieht's mich hin,
Auf den Bergen laß mich weilen,
Wo ich freier, froher bin.

2.

Kirchgeläute.

(Auf dem Zürcherser.)

Sonntag iſt es, Sonntag heute,
Klingend trägt von Ort zu Ort
Ein vernehmliches Geläute
Dieſes liebe Sonntagswort.

Sonntag, Sonntag, ſchallt es hüben,
Sonntag iſt der Wiederhall,
Sonntag hüben, Sonntag drüben —
Lauter Sonntag überall.

Und wie klingt's in deinem Herzen?
Leuchtet dir der Sonnentag,
Der den Scherzen wie den Schmerzen
Die Verſöhnung bringen mag?

Der den Schmerz verkehrt in Wonne,
Der den Scherz verklärt in Ernſt?
Leuchtet dir der Tag der Sonne,
Da du kindlich beten lernſt?

O ſo lern' es, lern' es heute,
Laß verklingen Luſt und Schmerz,
Und es bringe das Geläute
Dir den Sonntag in das Herz.

3.

Dampfschiff.

Seh' ich durch des Sees Wellen
Hin und her den Dämpfer streichen,
Seh' ich wie ihm schon von Weitem
Aus die Schiff' und Schifflein weichen;

Wohl nahe hie und da ein Nachen
Nur mit Zittern auf sein Klingen,
Einen Wandrer fortzunehmen,
Einen andern ihm zu bringen:

Seh' ich wie er unbekümmert
Von sich läßt den einen Wandrer,
Und wie dann an dessen Stelle
Uebermüthig tritt ein Andrer;

Seh' ich wie mit stolzem Schnauben
Seinen Rauch er von sich dämpfet,
Während dort mit Wind und Wellen
Manch ein kleines Schifflein kämpfet:

Dann erscheint mir bald der Dämpfer
Als das Haupt der Pantheisten,
Und die kleinen stillen Kämpfer
Als ein Häuflein frommer Christen,

Und mein Trost ist, daß im Himmel
Nicht nur gilt die Einheitsregel,
Und daß Gottes Auge zählet
All die Ruder, all die Segel —

Und ich schaue mit Vergnügen
Auf das fröhliche Gewimmel,

Wenn der ſchwarze Qualm des Dämpfers
Sich verliert im heitern Himmel.

4.

Der Mythen.

Von Pilatus weiß ein Jeder,
Was die Sage hat berichtet,
Aber wer hat von dem Mythen
Einen Mythus je gedichtet?
Von dem Mythen, der gen Himmel
Strecket ſeine beiden Zacken
Mit den rauhen ſcharfen Kanten,
Gleich dem Zahn aus Mammuthsbacken?
Nun, ich wag' es, einen Mythus
Euch zu dichten von dem Mythen;
Denn, da wo die Sage ſchweiget,
Da beginnen erſt die Mythen.

Als der Herr das Werk der Schöpfung
In ſechs Tagen hat vollendet,
Und der Creaturen Jubel
Rings ihm Preis und Lob geſpendet;
Jedes ſich des Daſeins freute,
Und ſich ſonnte und ſich labte
An dem ewig friſchen Lichtquell,
Womit Gott die Welt begabte —
Da war Einer nur der Geiſter,
Der gekommen, zu verneinen,
Und was Andre Leben nannten,
War ihm nur ein ſeltſam Meinen.

Alles, ſprach er, was ihr ſchauet,
Erd' und Himmel, Meer und Lüfte,
Iſt ein Traum nur eurer Sinne

Und ein Spiel phantaſt'ſcher Düfte;
Nur zu leben meint die Sonne,
Nur zu blühen meint die Blume,
Und die Sterne mögen träumen
Lieder zu Jehovahs Ruhme;
Auch der See mit ſeinen Wellen
Iſt ein Spiel nur von Gedanken,
Die im ew'gen Fluthenwechſel
Launig hin und wieder ſchwanken;
Aufgeblähet von leerer Meinung
Schwellet dort das Grün die Hügel,
Meinung löst der Vöglein Zunge,
Meinung hebt des Adlers Flügel.
Alſo ſprach in ſeinem Neide
Satanas mit hohlem Grinſen
Mitten auf der grünen Weide.
Und es ſprach zu ihm Jehovah:
Geiſt der Lüge, der zu Mythen
Stempeln will das Buch des Lebens,
Werde Stein — und heiße Mythen,
Mitten im Geruch des Lebens:
Strecke deinen Zahn, den ſcharfen,
In die leeren blauen Lüfte,
Um ihn ſpielen dir zum Trotze
Meiner Schöpfung Opferdüfte,
Pred'ge ſcharf und kahl und kritiſch
Rings den Thalen die Vernichtung,
— Und nun rathet, was iſt mythiſch,
Was iſt Wahres an der Dichtung?

5.

Auf dem Etzel.

(Abends.)

Vorwärts ſchau' ich in das Zürcherland,
In das Land, gebaut von Menſchenhand,

Wo zu mehren all den Erdenſegen
Bauern ſich und Fabrikanten regen;

Seh' die Schiffe mit der ſchweren Fracht
Emſig ſteuern mitten durch die Nacht
Nach dem einen längſt bekannten Ziele,
Nach der Stadt und ihres Markts Gewühle.

Rückwärts blick' ich in das Land von Schwyz,
Wo in mitten des Naturgebiets
Sich die Kloſterkuppeln ſtolz erheben,
Dahin tauſend fromme Pilger ſtreben;

Wo der prieſterliche Weihrauchduft
Rings ſich menget mit der Alpenluft,
Wo der Thau an jedem Halme hängt,
Gleich als hätt' der Wedel ihn beſprengt:

„Welch ſo gar verſchiedne Induſtrie!"
Alſo der Verſtand mit Ironie —
Aber vor des freien Herzens Größe
Muß verſchwinden jede Menſchenblöße.

Proteſtantiſch und katholiſch Land,
Eng verbunden durch ein höher Band,
O wie gerne möcht' mit vollen Händen
Beiden ich der Liebe Segen ſpenden!

Proteſtantiſch und katholiſch Land,
Ueber beiden nehm' ich meinen Stand,
Zu dem ew'gen Bundeszelt erhoben,
Wo gemeinſam All' den Vater loben.

6.

Wandrers Morgenandacht.

Hier wo Gottes Altar vor mir ſteht,
Hier will ich verrichten mein Gebet,
Hier wo wallt der Berge Opferrauch
Wallet über meine Seele auch.

Feſt, wie dieſer Berge Rieſenfuß,
Klar und heiter, wie der Silberguß
Ihrer Stirnen, von Gewölke rein,
Feſt und klar ſoll auch mein Glaube ſein.

Friedlich wie des Sees Spiegelbild,
Auch im Tragen durch Ergebung mild,
Offenbarend Gottes Sonnenſchein,
Sanft und mild ſoll meine Liebe ſein.

Grün wie dieſer Bäume Vordergrund,
Mit der Erd' im ſteten Liebesbund,
Doch auf ſie gerichtet nicht allein,
Gott! zu Dir ſoll meine Hoffnung ſein.

So hab' ich gebetet zu dem Herrn,
Und nun geb' ich auch den Segen gern,
Als ob ich beſtellt zum Prieſter wär',
Rings den Menſchenwohnungen umher.

Gott erhalt' euch eures Glaubens Mark,
Laß euch werden durch die Liebe ſtark,
Laß euch hoffen allezeit auf ihn,
Gott mit euch! nun muß ich weiter ziehn.

Gedichte von Adolf Bube.

1.

Frühlingslied.

Mild weht die Luft. Gebüſch und Haide
Sind ſchon befreit von Schnee und Eis.
Es blüh'n am Bach und auf der Weide
Schneeglöckchen, zart und ſilberweiß.

Sie läuten mir zur Hochzeitfeier,
Die Frühlingsflur iſt meine Braut.
Sie warf den Gürtel und den Schleier
Aufs Hochgebirg und lächelt traut.

Ich folg' ihr zu dem Brautgemache
Im duftererfüllten Blumengrund.
Dort unter grunem Blätterdache
Beſiegeln wir den Seelenbund.

Er iſt geſegnet. Ihm entſpringet
Der Kinder eine reiche Zahl;
Freudvoll aus meinem Herzen ſchwinget
Sich Lied auf Lied dahin durch's Thal.

2.

Einkehr.

Ich war ſo traurig, matt und alt,
Das Leben mir ſo öd' und kalt;
Ich floh die Welt und ſchloß mich ein
In meines Herzens Kämmerlein.

D'rin fand ich dich ſo jugendfriſch,
Wie einſt im Kämmerlein am Tiſch,
Wo ich in deine Arme ſank
Und Luſt von deiner Lippe trank.

Ich neigte ſchüchtern mich zu dir,
Du blickteſt ſtill in's Auge mir,
Das drang mir tief in Herz und Mark,
Ich ward von neuem jung und ſtark.

Und als ich freudvoll neben dir
Hinausſah in das Weltrevier,
Da kußte mich des Lenzes Hauch,
Da blühte Baum, Gebüſch und Strauch.

Da ſangen hundert Vöglein hell,
Da hüpft' und rauſchte froh der Quell,
Da glänzte Strom und See ſo rein,
Und Alles lag im Sonnenſchein.

Von deiner Blicke Zaubermacht
War ſchnell das Wunder angefacht!
Und wie ein Springquell ſteigt empor,
So ſprang es hoch aus mir hervor.

Es ſtrahlte lauter wie Kriſtall,
Es klang wie Nachtigallenſchall,
Es hauchte ſüß wie Roſenduft,
Es ſchwebte leicht wie Zephyrluft.

O schwebe, hauche, klinge fort,
Erhelle meines Daseins Ort,
Erhalte mich im Alter jung,
Du reicher Quell, Erinnerung!

3.

Abendglanz.

Sieh doch den goldnen Glanz am Himmelszelt!
Wie er des Berges Fichtennacht erhellt,
Des Thales dunklen Grund erfüllt
Und purpurroth den schwarzen Fels umhüllt!

Hat je dein Auge schön'res Licht erblickt?
Das kommt vom ew'gen Urquell ausgeschickt!
Was auch die Erde Holdes beut,
Nichts giebt sie, was wie dieses Licht erfreut.

Wie füllt der reine, überird'sche Glanz,
Dieß heil'ge Feuer meine Seele ganz!
Sie senkt, vergessend Raum und Zeit,
Sich tief in dieses Meer voll Seligkeit.

Sie läutert sich in dieser Himmelsfluth,
Was irdisch an ihr, das verzehrt die Gluth:
Sie dient, ein flammendes Gedicht,
Dem Gott des Weltalls, der da wohnt im Licht.

4.

Dem Reinen ist Alles rein!

In des Römersaales goldnen Stühlen
Auf gewirkten, buntgeblümten Pfühlen

Sitzen rings des deutschen Reiches Wähler;
Doch nicht gilt's ein Oberhaupt zu küren,
Nein, es gilt zu schützen Deutschlands Thüren
Vor der Christen altem Feind und Quäler.

Nur ein Sessel harrt noch seines Fürsten,
Was hat Köln doch heut' so lang zu dürsten,*)
Daß es sich noch nicht verfügt zum Rathe?
Görg, der Sachse, zürnt: „Wo bleibt der Zollner?"
Da zeigt ernst im Eingang sich der Kölner
Mit demantnem Kreuz, im Kurornate.

„Schafft," ruft er, „die Bilder von den Wänden,
„Die das Zartgefühl, die Sitte schänden,
„Soll ich schreiten über diese Schwelle.
„Loth und seine Tochter, wollustrunken,
„Simson, in Delila's Schooß gesunken,
„Schafft, schafft sie hinweg an dunkle Stelle."

Sein Gebot aufs schnellste zu erfüllen,
Bringen Edelknaben dichte Hüllen,
Und verschleiern flink die Bilder alle.
Nun tritt er mit feierlicher Miene,
Als ob er dem Herrn im Hochamt diene,
Rechts und Links sich neigend, in die Halle.

Und bedächtig sinkt er in den Sessel.
Da, zerbrechend aller Schonung Fesseln,
Daß die Zeugen beben und versteinen,
Stürzt der Sachsenfürst sich zu den Wänden,
Reißt die Hüllen weg mit beiden Händen,
Donnernd: „Alles zeigt sich rein — dem Reinen!"**)

*) Jägerausdruck für trinken.

**) Auf der Wahlversammlung im Römer zu Frankfurt 1652 fand dieser Vorfall zwischen Johann Georg III., Kurfürsten von Sachsen und dem Kurfürsten Maximilian von Köln statt.

Die Kinder.

Von

Peregrinus.

Den ganzen Tag kommen ſie mir überall zwiſchen die Füße. Ich kann nicht denken und nicht ſchreiben vor lauter Gequik und Getummel. Ich möchte nur wiſſen, was meine Frau denkt, daß ſie mir das Volk gerade jetzt auf dem Halſe läßt, wo ich für die elſäßiſchen Neujahrsblätter Artikel ſchreiben ſoll, von denen mein literariſcher Ruf abhängen kann? Wollt ihr mir den auch ſtehlen wie das Uebrige?

Ach ja! Herr Herausgeber, Diebe ſind's; davon kann ich Ihnen den juridiſchen Beweis liefern. Sie haben ja auch das Glück, Papa zu ſein; laſſen Sie ſich ein Wort erzählen. Je mehr man ſie liebt, deſto mehr ſtehlen ſie, und leider, je mehr ſie ſtehlen, deſto mehr liebt man ſie.

Aber — ich kann ſie doch nicht aus den Augen laſſen — erlauben Sie, daß ich ſie mitbringe; Sie haben wohl in Ihrer Chriſtbude einen übrigen Spielwinkel, wo ſie ihr Weſen treiben können? Nun, ſo kommt heran, ihr kleinen, vorlauten, unruhigen Dinger! Der Herr erlaubt euch, mit mir in ſein hübſches, buntes Haus zu kommen; aber macht euch nur nicht zu breit drin, daß auch Platz für andre Leute bleibe.

Diebe sind's, sag' ich Ihnen! Das Stehlen fangen sie vor der Geburt an. Wie die Nebelraupen im Frühjahr das junge, zarte Grün abgefressen haben, ehe man sich ihrer versieht, so zernagen auch sie ungesehen, ja fast ungeahnt, der Mutter frische Farbe, ihre jugendliche Munterkeit, ihre einst so ungetrübte Gesundheit, ach, und leider auch ihre schlanke Gestalt. — — Sind sie einmal da, so geben sie zwar einen Theil des Gestohlnen in anscheinender Großmuth wieder zurück und wohl noch neue Reize dazu, mit gleißnerischer Hinterlist; denn eben diese Reize bringen bald die Gelegenheit zu einem zweiten Diebstahl herbei, der noch größere Verwüstungen anrichtet und bald unwiederbringliche.

Kaum aber haben sie ihre erste Wiege mit der zweiten vertauscht, so wird das Handwerk nach einer neuen Seite hin getrieben. Ich wette, sie merken, daß es das eheliche Gleichgewicht stören könnte, wenn die Mutter allein bestohlen würde; sie machen sich, als gute Kinder, nun auch an den Vater. Den ganzen Tag liegen sie in ihren Kissen oder auf den Armen der Wärterin, so still, so hold, so lächelnd, daß man dächte, es könnte ihnen kein böser Gedanke einkommen. In überfließender Seligkeit legen sich Papa und Mama zu Bette und ziehen die Wiege zu sich heran und wissen kaum, wo sie zuerst küssen wollen: plötzlich gellt das kleine Wesen laut auf, und verführt eine mörderische Klage, als würde es um alle Liebkosungen bestohlen, und läßt sich gar nicht mehr schweigen, und der Vater muß den Schlafrock und die Pantoffeln wieder holen und den Klaffer herumtragen, und wenn er's meint gewonnen zu haben, und ihn und sich wieder legen will, so geht der Tanz von vorn an. Nun schlagt sich die Mutter in's Mittel, und legt das Puppchen an die Brust, welche es sich

denn wohl schmecken läßt. Somit wäre alles im Geleise; jedermann legt sich auf's Ohr, um der lang ersehnten Ruhe zu genießen. Siehe da bringt die nächtliche Mahlzeit ihre natürliche Wirkung hervor, und — nun Sie wissen das Uebrige. Das Geschrei fängt von Neuem an; je mehr man sich bemüht, dem Kinde zum Schlafe zu verhelfen, desto mehr verscheucht man ihn aus den eignen Augen. Die ganze Szene wiederholt sich gegen Morgen rinforzando, und man ist eben um seine Nacht bestohlen!

Indessen — man gewöhnt sich an alles; ja, man schätzt sich zuletzt glücklich bei allen diesen Diebstählen. Großartig treiben sie's besonders in der nächsten Periode, wenn sie anfangen laufen und plaudern, bis zur Schule hin. Da ist's zumeist auf die kostbare Zeit abgesehen, um die sie einen auf die amönste Weise zu bringen wissen. Morgens, sehn Sie, wenn ich aufstehn will, trippeln sie mir schon vor dem Bette herum, bis ich der Versuchung nicht widerstehn kann und sie zusammen heraufhole, um sie noch eine Viertelstunde über mir herum kugeln zu lassen. Den Tag über, laff' ich mich in ihrer Stube sehn, und schaue mit Lust auf ihre zwecklosen Spiele, oder helfe ihrer Ungeschicklichkeit nach, gleich hängen sie sich an mich, zerren mich am Rock, suchen in meinen Taschen, umfassen meine Kniee, klettern auf meinen Rücken und ruhen und rasten nicht, bis ich mich dazu setze und mitspiele und Häuser und Thürme baue, und die Soldaten marschiren mache, und Figuren ausschneide, und den Thierchen die zerbrochenen Beine heile durch die Amputation der andern, und tausend Dinge erfinde, an die ich noch nie gedacht habe. Bleib' ich aus und quält sie die lange Weile, so laufen sie mir nach, stellen sich an meine Thüre, singen mir aus schreiender Kehle

ihre Paar Liedchen vor, die ſie gelernt haben, und der Papa — lange eh' ſie zum Schluſſe kommen, macht die Thüre auf und herzt ſie zum Willkomm. Da verlangen ſie nun nichts als die Uebergabe des Papierkorbs à discrétion; da framen ſie nun und fabriciren ſidibus und Briefe, dann muß der Vater Oblaten ſpenden, dann Bleiſtifte liefern, dann Adreſſen ſchreiben, dann Bilderchen zeichnen, dann Bücher leihen, um Häuſer zu bauen, dann auf's Sopha ſitzen, dann wieder aus dem Wege gehn, dann ſeinen Stock zum Exerziren geben, und wenn er eine Stunde lang Alles und Jedes und ſich dazu gegeben hat, eine zweite aufwenden, um ſie durch Bitten und Schelten zur Ordnung zu bringen, bis alle Papierſchnitzel vom Boden aufgehoben, die Bleiſtifte unter den Möbeln hervorgeſucht und die Bücher wieder an ihrer Stelle ſind. Darüber klingelt's zur Suppe, der Morgen iſt herum, der Herr Papa kratzt ſich hinter den Ohren und führt doch wohlgemuth und ſeelenvergnügt ſeine Diebsrangen zu Tiſche.

Ja, Alles und überall ſtehlt ihr! Ohne Wahl und Schätzung, wenn's nur etwas zu nehmen gibt. Keine Blume im Garten iſt vor euch ſicher, kein Stückchen Papier; auf jedes Fädchen wird Embargo gelegt; jedes Fleckchen Zeug dünkt euch gute Priſe. Die Mütze nehmt ihr mir vom Kopfe, das Schnupftuch aus der Taſche, die Uhr aus der Fücke, den Hut vom Stuhle. Küſſe ohnehin ſtehlt ihr den ganzen Tag; denn die gibt man euch, ohne zu wiſſen, daß und warum, und die Nacht dazu, wann ihr ſchlaft in eurer rothwangigen Unſchuld, und der Zauber, den die Natur in eure holdſelige Anmuth gelegt, recht wirkſam geworden iſt. Kaum wieder wach, ſtehlt ihr einem alle Grundſätze der Pädagogik und Diätetik aus dem

Herzen und Gewissen und klammert euch an Einen, bis man euch mit Bonbons füttert!

Am gewissenlosesten, Herr! stehlen sie das Geld, denn das nehmen sie Einem nicht einmal mit den Händen, sondern schicken ihre Verbündeten, Gevatter Schneider und Schuster und die ganze Sippschaft Einem auf den Hals.

Vom Eigenthumsrecht haben sie überhaupt gar keinen Begriff, außer da, wo sie's für sich selbst in Anspruch nehmen. Was sie einmal gekriegt haben, nehmen sie nachher gleich selber ohne zu fragen. Doch gehören alle diese Diebstähle noch zu den geringfügigen und werden vom Hausgesetze kaum geahndet, oder selbst mit einer prime d'encouragement belohnt. Aber, Verehrtester, was sagen sie zu dem Schwerern, Beklagenswürdigern? Nichts Geringeres, als daß sie der Frau den Mann und dem Manne die Frau stehlen. In den ersten Jahren gelingt zwar dieser Diebstahl nur periodisch, nach Zeit und Umständen. Theuerster! Sie wissen, was ich sagen will. Sie kennen das babylonische Exil, das freilich nicht ganz siebenzig Jahre, aber doch mehr als sieben Wochen dauert, und zum Ersatz Ihnen nur einen neuen Titel in die Hauschronik bringt. Sie wissen, wie man selbst am hellen Tage vor lauter Ammen und Basen, wahren Hehlerinnen der kleinen Diebesbande, nicht zu seiner Frau kommen kann. Nun, was thut man? Man ergibt sich gutwillig in sein Schicksal, legt den Vater recht breit heraus und schlägt sich's aus dem Sinn. Die Mutter macht es ihrerseits auch so: sie streichelt das Bübchen, er hätschelt das Mädchen; wenn er morgens in die Wohnstube kömmt, sind die ersten Küsse für die Kinder, die Frau kriegt was übrig bleibt; wenn sie Abends sich schlafen legt, redet sie von ihnen, bis sie von ihnen träumt. Die süßen Wörtchen:

Seele, Herz, Kind, Engel — die Taufnamen ſelbſt waren viel zu proſaiſch — das hört ſo allmählig auf, ſelbſt Mann und Frau, was doch nicht überflüſſig poetiſch iſt. Und wo kömmt's hin? In die Taſchen der Kinder! Und dafür betitelt man ſich jetzt mit Papa und Mama, als ob man ſelber wieder Kind geworden wäre — und iſt man's denn nicht? — und gelangt ſo zu dem Stadium, wo es Alter und Alte heißt. Und die draußen, die Ledigen, z. B. Ihr College, Herr Herausgeber, die meinen, wenn ſie's hören, man ſei eben ein Philiſter geworden. Nein! Geſtohlen iſt's!

Geſtohlen, Herr! und wir könnten uns Glück wünſchen, wenn es dabei ſein Bewenden hätte. Aber der feinſte und heimlichſte Diebſtahl kömmt noch, der am längſten unbemerkte, der, wann er endlich entdekt wird, am tiefſten beſeufzte, der den unwiederbringlichſten Schaden anrichtende! Sie ſtehlen uns, was wir ihnen gegeben haben — das Leben! Wenn ſie kommen, ſind wir noch jung, friſch, ſchwarzlokig, vieler muthwilligen Streiche fähig, und küſſen noch gerne. Sind ſie einmal da, ſo können wir's nicht erwarten, bis ſie uns anlächeln und kennen lernen, dann wieder bis der erſte Zahn kommt, dann wieder bis ſie auf den Füßen ſtehn, dann wieder bis ſie das erſte Wort ſtammeln, dann bis ſie nicht mehr in's Bett piſſen, dann bis ſie der Reihe nach alles Spielzeug haben, das man vor dreißig Jahren ſelbſt durchgeſpielt hat, dann bis ſie ABC lernen, dann bis ſie fertig ſchreiben können, dann bis ſie *avoir* und *aimer* auswendig wiſſen, daneben die Sorge für hundert große und kleine und kleinſte Krankheiten, ſpäter für Strickſchule und Tanzſtunde, *mensa* und Schlittſchuhlaufen, die Obhut wegen der Romane, die man ſelbſt geleſen, der Eintritt in die Welt, die Examina, das Amt für den Sohn, der Mann für

das Mädel — nicht einen Augenblick hat man Zeit, an sich zu denken, und wenn man sie endlich hat, wo man sie haben will, und das Haus leer geworden ist und man zum ersten Male wieder in den Spiegel und Kalender sieht — du mein Gott, wo sind die Haare und Jahre hin? wo kommen die Runzeln her und das grämliche Wesen? Die Mutter mag's noch begreifen, aber der Vater? Er macht sein Inventarium, zählt die Visiten des Arztes, summirt die Tage seiner Ruhe, rechnet die Plane her, die er einst ausgesonnen, und gegenüber, was draus geworden ist, liest seine hochfliegende Jugendcorrespondenz, seine himmelanstrebenden Reden und Gedichte, und für wen hat er gelebt? für die Welt? für die Menschheit? für den Ruhm? für irgend einen großen Zweck? Für seine Kinder hat er gelebt! Als es anfing, wußte er's nicht, und als er's erfuhr, war's geschehn, und es bleibt ihm zum Troste die Aussicht, daß es von jeher so war und je so bleiben werde.

Nun, Verehrtester, was sagt' ich? Sind sie nicht arge Diebe? Der Proceß ist instruirt, die Schuld ist erwiesen, die Strafe kann nicht erlassen werden. Verzeihen Sie gütigst, wenn wir zu lange überlästig gewesen sind, aber wenn ich so in's Schwatzen komme — Marsch, ihr da! Diebe hängt man, zumal die kleinen, wie das Sprichwort sagt. Als besondere Gnade geschehe euch, daß ihr euch selber hänget. Und so hängt euch denn, aber fest, daß die Bande nicht reißen — mir an den Hals!

Gedichte von Emanuel Geibel.

1.

Lied im Frühling.

Nach langem bangem Winterſchweigen
Willkommen heller Frühlingsklang,
Nun ruhet der Saft ſich in den Zweigen,
Und in der Seele der Geſang.
Es wandelt unter Blüthenbäumen
Die Hoffnung über's grüne Feld,
Ein wunderſames Zukunftsträumen
Fließt wie ein Segen durch die Welt.

So wirf denn ab, was mit Beſchwerden,
O Seele, dich gefeſſelt hielt;
Du ſollſt noch wie der Vogel werden,
Der mit der Schwing' im Blauen ſpielt.
Der aus den kahlen Dornenhecken
Die rothen Roſen blühend ſchafft,
Er kann und will auch dich erwecken
Aus tiefem Leid zu junger Kraft.

Und ſind noch dunkel deine Pfade,
Und drückt dich ſchwer die eigne Schuld;
O glaube, größer iſt die Gnade,
Und unergründlich iſt die Huld.
Laß nur zu deines Herzens Thoren
Den Pfingſten voller Jubel ein,
Getroſt, und du wirſt neugeboren
Aus Geiſt und Feuerflammen ſein.

2.

Helle Nächte.

Schweifſt du noch immer dort oben,
Du von den Töchtern des Himmels
Mir die freundlichſte, Abendröthe?
Oder naht ſchon von ferne
Tagverkündend die prangende Schweſter,
Die mit den Roſenfingern
Die Roſſe des Helios anſchirrt?
Nicht weiß ich's zu ſagen,
Aber droben zwiſchen den Wolken
Seh' ich die weißen Ströme des Lichts.

So iſt's auf der Höhe des Lebens
Dem ſinnenden Manne,
Der mit ruhigem Aug'
In die flutende Zeit hinausſchaut,
Und Vergangenes und Zukünftiges
Still im Buſen erwägt.
Allwärts ſchaut er
Unendliche Wandlung,
Aber troſtlos laſtendes Dunkel
Siehet er nicht.
Denn es reicht das Geſchlecht dem Geſchlechte
Segnend die Hand,
Von einem zum andern wandelt leiſe
Das heilige Feuer der Veſta,
Die erquickende Gabe des Lichts,
Und der kommende Tag
Zündet freudig die Fackel
An dem verlöſchenden an.

Gedichte von Karl Rudolf Tanner.

1.

An die Ungeſtümen.

Zieht mich nicht in euern Kreis,
Ihr Gemüther rachebeiß,
Deren Lied wie Wetter glüht,
Das nur Schwertesfunken ſprüht!
Laßt mich friedlich da nur weilen,
Wo ſich wunde Herzen heilen,
In des Waldes kühlen Lauben
Und am Bach, beim Trunk der Tauben;
Laßt mich, gleich den Schmetterlingen,
Schwanken Flugs in Blumen dringen.
Das haſt Du mir, Gott, gegeben,
Hauch fürs Lied, die Kraft fürs Leben.

2.

Unterm Mond.

Goldner Mond, wie ſtrahlt dein Blick
Mir ſo traut entgegen!
Das iſt eben dein Geſchick,
Herzen ſanft zu regen.

Eingesenkt ins Blau der Nacht
Wie du wallst so glühend,
Werden folgsam deiner Macht
Alle Träume blühend.

3.

Beim Erschimmern der Sterne.

Wie herrlich glänzte der Abend,
Wie herrlich nun glänzet die Nacht!
In goldenen Fluthen erst badend
Sind ringsum die Sternlein erwacht.

Und wie die Sternlein erglimmen,
Wird innen mein Himmel auch wach.
Süß klingen von oben die Stimmen,
Süß klingen im Herzen sie nach.

4.

An den hinter der Thränenweide aufsteigenden Mond.

Warum suchst du Thränenweiden,
Um, o Mond, dich drein zu kleiden?
Walle frei in diesem Garten
Ueber uns, die deiner warten!
Doch, o nein, in solcher Hülle
Strahlt nur hehrer deine Fülle.
Süßer rührt dein Himmelsfunkeln
Hier im Trauerbaum, dem dunkeln.

5.

Im aufknoſpenden Walde.

Du wandelſt, Gott, auf dieſen Pfaden,
Der Hain empfängt nun Frühlingsglanz,
Wo ich auch trete, fluthen Gnaden,
Durch Schatten ſchwebt der Strahlentanz.

Es iſt ein ſeliges Empfinden,
Das nun, o Gott, die Welt durchdringt,
Und ſich, gewiegt von leiſen Winden,
In jeden Odem zaubernd ſchlingt.

O du biſt Dichter, der ſein Innen
In Blumen bald dem Blick erſchließt,
Bald Töne ſprudelnd, ſüßes Sinnen
Ins Hochzeitlied des Vogels gießt.

Wohl Dichter biſt du! bunt verſchlungen
Reichſt du das Schauſpiel: Wald und Flur;
Es jauchzen mit dir tauſend Zungen
Und jauchzen Eines, Eines nur.

Auch ich bin Dichter, Gott! vom Strauche,
Ein liebes Vöglein flog mir zu
Und gab mir ſeinen Theil vom Hauche,
Nun ſing' auch ich: wie hehr biſt du!

6.

Tiefer im Lenze.

Du haſt ſo reich geblüht, o Baum,
Umwallt von Silberflocken,

Das Lüftlein haucht, gleich Schnee, den Flaum
Mir um Geſicht und Locken.
Schon dranget ſich das Grün ſo breit,
Ins Neſtlein flieht der Sang zur Zeit.

So lost der Wechſel die Geſtalt,
Daß Andres raſch erſcheine,
Was geſtern noch ſo hell geſchallt,
Wird morgen ſtumm im Haine.
O Menſchenbruſt, nur dir verliehn
Iſt, fern dem Lenz, durch Lenz zu ziehn.

Ein Jüngling tritt er zu dir her,
Voll Unſchuld und voll Freude;
Dir glänzt er auf, dir klinget er
Und ſchuttelt die Geſtäude.
Drum Herz, das Bluſt, das dich umſchwellt,
Trag ein in deine innre Welt.

7.

Möchte gern ein Schwälblein ſein.

So ein Schwälblein möcht ich ſein!
Hört es ſein
Hoch im Fluge klingen!
Hätt' es auch im Herzen Pein,
Kann es gleich bei Sonnenſchein
Sie im Blau verſüngen.

Mir da unten ſchwillt das Weh,
Wenn ich ſeh'
Solch ein froh Gemüthe,
Da ich ſelbſt durch Wald und Klee

In mir trüb und traurig geh',
Angedenk der Blüthe.

8.

Vogel, ſinge!

Wann, o wann, o Vögelein!
Lehrſt du wieder froh mich ſingen?
Ach, mein Herz zerfließt in Pein,
Kann es nicht in Freude klingen,
Nicht, wie du, recht freudig ſein,
Alſo ſtell' dich ſingend ein.

Frage nicht, wie mir geſchah:
Laß mich nur der Nacht entſteigen,
Gleich iſt Freudenaufgang da
Und ein ganzer Seelenreigen.
Vogel ſing', ich bin es ja!
Schmerz und Jubel ſind ſo nah!

9.

Die Erdbeer im Spätherbſt.

Tief im Herbſt noch glühſt du ſo,
Selbſt weiß Blüthchen krönt dich froh,
Erdbeer, für den Lenz geboren,
Welche Zeit haſt du erkoren?
Doch du zeugſt, daß glücklich ſei,
Wer, ob auch der Lenz vorbei,
Nie den Lenz in ſich verloren.

10.

Die Liebe der Sterne.

Stets preis' ich das ſtille Lieben,
Das nur ſchauet, ſagt der Stern,
Lieben, das noch ſtumm geblieben,
Sehnſucht iſt ſein ſüßer Kern.

Wie ich ſo aus fernen Räumen
Auf ein Herz, das liebt, geblickt,
Hab' ich's oft mit goldnen Träumen,
Strahl um Strahl, gegrüßt, erquickt.

11.

Zuruf.

Was dich mühe, was dich quäle,
Meine Seele, ring' dich los,
Wiege dich in Gottes Schooß,
Der zum Kinde dich erwähle,
Der durch Wunden ſelbſt dich ſtähle
Und durch Schmerzen mache groß.
Was dich mühe, was dich quäle,
Seele ring' von dem dich los.

Des Gewölkes Nächtlichkeiten
Nur der Vorhang ſind des Lichts,
Walle feſten Angeſichts,
Durch die Sturzfluth trüber Zeiten;
Laß ſie gleiten, laß ſie gleiten, —
Deine Qualen ſind ein Nichts,

Denn Gewölkes Nächtlichkeiten
Sind der Vorhang nur des Lichts.

12.

Einzig wahre Beſeligung.

Daß mich, Gott, ohn' Ende wiſſen,
Das ich ſei dein Kind, ſei dein,
Allzumal im Schmerz nicht miſſen
Dies Ungottgebundenſein.
Es allein löst die Pein,
Das Ungottgebundenſein.

Ich war klein, ein hülflos Weſen,
Gar nicht wiſſend, ich ſei dein,
Hätt' ich können denn geneſen,
Ohne Gottgebunden ſein?
Es allein gab Gedeihn,
Mein Ungottgebundenſein.

Nun ich groß bin und bei Jahren,
Sprach' ich wahrer: Ich bin Mein?
Ich zerſchellte in Gefahren
Ohne dich; du Gott, allein,
Weiß ich jetzt, ſchaffſt Gedeihn,
Kraft durch Gottgebundenſein.

Selbſt der Schmerz der Gottgebundnen
Stellt als Pfad zum Glück ſich ein,
Selbſt im Schmerz, dem Tiefempfundnen,
Naht der Segnung holder Schein
Und mein trubes Herz wird rein
Durch ſein Gottgebundenſein.

Drum, o Gott, laß stets mich wissen,
Du seist mein und ich sei dein,
Mich zumal im Schmerz nicht missen
Mein Ingottgebundensein;
Es allein löst die Pein,
Mein Ingottgebundensein.

Jungfrau Sara,

ein Straßburger Mährchen.

Zur Zeit der ersten großen Rathsänderung in Straßburg, im Jahr 1332, war Rulin, der einzige Sohn des Städtmeisters Hans von Schöneck, einer der wohlgebildetsten und tapfersten unter Straßburgs Jünglingen, und Sara, die Burkard Twinger, der Ammeister, an Kindesstatt angenommen hatte, die lieblichste und holdseligste aller Jungfrauen. Sie sahen sich zum ersten Male bei dem glänzenden Fest, welches Twinger einige Wochen nach seiner Amtseinsetzung den Städtmeistern und Rathsherrn in seiner stattlichen Wohnung in der Elsbethergasse gab. Rulin führte Sara zum Tische; er führte sie zum Tanze und als sich die Gesellschaft in der lauen Abendluft im Garten erging, bot er Sara den Arm und führte sie, die seinen süßen Reden lauschte, durch die duftenden Rosenlauben, und sagte ihr bald, daß er sie auch gerne als Ehefrau in seiner Väter Haus führen möchte. Auge tauchte in Auge, die Lippen brannten zusammen und die Herzen schlugen von einem Schlage, und die Nachtigall über ihnen im dunkeln Busch, die schon lange zu singen aufgehört hatte, gedachte der

frühern Liebestage und schlug noch einmal in schmetternden Jubeltönen, das Bundesfest der beiden Seligen zu feiern.

Folgenden Tags kam Rulin mit der Einwilligung seiner Eltern, um die förmliche Bewerbung um Sara beim Ammeister und dessen Gattin zu machen. Sie wurde mit Freuden aufgenommen und der Tag der feierlichen Verlobung festgesetzt. In der ganzen Stadt war man *eines* Lobes und wünschte beiden Familien zu der schönen Verbindung Glück. Rulin und Sara schwammen in Wonne.

Allein es durfte nicht also bleiben. So innig und treu Sara auch an ihrem Geliebten hing, so überselig sie auch anfangs schien, eben so niedergeschlagen und beklommenen Herzens war sie in der Folge, wenn sie Rulin einsam in der Fensterwölbung oder in den entferntesten Theilen des Gartens fand; und er wußte sich's nicht zu deuten, wenn dem liebenden Auge, das in wehmüthigen Blicken auf ihm ruhte, helle Thränen entströmten.

Noch ehe Bräutigam und Pflegeltern das Geheimniß kennen, welches Sara's Seele betrübte, muß ich es meiner schönen Leserin entdecken, selbst auf die Gefahr hin, daß auch ihrem Auge Thränen des Mitgefühls entflossen und ich sie ihr abküssen müßte.

In jenen längstentschwundenen Tagen des Mittelalters waren die Wunder nicht in Lied und Sage gebannt, wie jetzt, sondern sie griffen in's Leben ein und traten in Verkehr mit den Menschen. In Bächen, Flüssen und Seen walteten Niren und Wasserleute, in den Bergen und Wäldern Gnomen und Erdgeister, die um die Liebe der Menschenkinder buhlten und in ihr oft schmerzlich untergingen. So hauste damals in dem ungeheuern Walde, der sich zwischen dem Rhein und der

Metzgerau hinzog, und von dem jetzt nur noch ein geringer Theil übrig geblieben, ein mächtiger Geist. Sein Zauberreich war durch die sich in weitern Umkreis hinziehenden Moräste, auch durch den Arm des Rheins, der südwestlich der Ill zufließt, den Menschen unnahbar. Der Waldgeist „Selbs“ hatte sich ihnen jedoch oftmals schon in menschlicher Gestalt zugesellt, er hatte auch einmal einer Jungfrau Liebe errungen, war aber von ihr verrathen und vergessen worden und seit jener Zeit blieb er in sich verschlossen und wollte nichts mehr von den Sterblichen wissen. Er versenkte sich in seinen Wald und verkehrte mit den ihn bewohnenden Thieren, die ihn verstanden und die er in treuem Schirme hielt.

Eines Tages, als er in der heißen Mittagssonne am Eingang seiner Grotte ruhte, schlüpfte ein grüngoldnes Eidechschen durch's Moos, setzte sich ihm auf die Hand und schaute ihn mit den hellen Aeuglein freundlich an und leckte ihn mit dem feinen Nadelzünglein.

„Was willst du, mein Thierchen?“ sagte der gutmüthige Geist, „ich habe dich noch nie in meinem Reiche erblickt und bist mir doch schon lieb!“

„„Ach,““ erwiederte die Eidechse und ihr Herzchen klopfte sichtbar, „„ich habe eine Bitte an dich, wenn du mir sie doch gewähren möchtest!““

„Sprich unverholen!“

„„Die Wasserhühnchen und Wildenten, die manchmal dem Flusse nach weit fort aus dem Walde fliegen, haben mir viel von der schönen Stadt erzählt, die jenseits unsres Gebietes liegt und von den schönen Menschenbildern, die sie bewohnen, und da ich weiß, wie du mächtig bist und Alles vermagst, will ich dich bitten, mir eine menschliche Gestalt zu verleihen und

mich unter die schönen Menschen, in die schöne Stadt gehen zu lassen.""

Des Waldgeists Blicke verfinsterten sich, eine Thräne lief ihm über die Wange, doch faßte er sich: „Thörichtes Geschöpf," sagte er, „dir sollte wohl sein im frischen Grün unserer Gebüsche, wo du frei und fröhlich bist, wo weder Trug noch List den Frieden stören; dich gelüstet nach einem Gute, das schon Manchen von uns in's Verderben gestürzt hat. Jedoch einmal noch will ich's mit den Menschen versuchen und ihre Herzen prüfen und so mag dein Wunsch in Erfüllung gehen. Du sollst als ein zartes Kindlein unter sie treten; kannst du eines Jünglings Liebe erringen, so geht bei seinem ersten Kuß eine unsterbliche Seele in dein Wesen über und du bist wie andere Menschenkinder, so lange er dir treu bleibt: so läßt's der große Geist der Natur zu. Einmal jedoch im Jahre, am längsten Tag, von Sonnenaufgang bis zur Mittagsstunde, mußt du deine frühere Gestalt annehmen und wenn dich dein Geliebter in derselben erblickt, dein Geheimniß kennt und dich nicht zurückstößt, so bist du auf ewig geborgen und ich bin versöhnt mit den Menschen. Bricht er dir aber die Treue, so bist du wieder der Natur verfallen und endest dein Leben, wie du's in diesem Walde begonnen."

Heftiger klopfte das Herzchen der Eidechse, heller blitzten ihre Aeuglein; da berührte sie der Geist mit seinem Stabe und sie stand als ein holdes zweijähriges Mägdlein, in grüngoldnem, schillerndem Röckchen vor ihm.

Als der Vollmond aufging, nahm er es bei der Hand und führte es dem Arme des Rheins zu, welcher der Stadt zufließt. Auf seinen Wink brachten vier blendend weiße Schwäne einen kleinen Nachen mit einem frischen Moossitze,

über dem ſich ein blühendes Zweigdach hinwölbte. Die Schwäne ſpannten ſich mit ſilbernen Bändern, je zwei und zwei, vor den Nachen und nachdem der Waldgeiſt das Mägdlein mit Inbrunſt auf die Stirne geküßt hatte, ſetzte er es in den Nachen und rief ihm zu: „Fahr wohl! fahr wohl, mein Kind! und hab' ein freundliches Loos unter den Menſchen!“ Lächelnd blickte das Mägdlein ihn an und winkte ſcheidend mit der Hand und die Schwäne zogen mit ihm klingenden Flügelſchlags durch die dunkelgrünen Wellen des Rheins.

Des frühesten Morgens, am folgenden Tage, trippelte die Gärtnerin des Ammeiſters ungeduldig vor dem Schlafzimmer ihrer Herrſchaft hin und her und horchte jeden Augenblick an der Thüre, ob ſich's noch nicht drinnen rege; dann eilte ſie leiſe die Treppe hinunter, durch den Hof, in den Garten, kam zurück und horchte abermals, und trippelte abermals hin und her. Endlich ging die Thüre auf und der Ammeiſter trat mit ſeiner Gattin heraus und beide ſahen die kaum ſich faſſende Dienerin mit verwunderten Augen an. Aus dem Schwall von Worten, mit denen ſie dieſe überſchüttete, brachten ſie heraus, daß ſie ihr doch ſogleich in den Garten folgen möchten, wo ihnen in aller Frühe eine ſeltſamliebliche Beſcheerung gemacht worden ſei. Kopfſchüttelnd und erwartungsvoll ſtiegen ſie mit der Gärtnerin hinunter und fanden unter den Roſenbüſchen am Gartenhaus ein holdes Mägdlein, das eben aus ſanftem Schlummer erwachend, ihnen lächelnd beide Aermchen entgegenſtreckte. Wir kennen es bereits, ſchöne Leſerin, an dem grüngoldnen Röckchen, an den blitzenden Aeuglein, an dem ſichtbar klopfenden Herzchen, und übergeben es getroſt der guten Ammeiſterin, die es in die treulichſte Pflege nehmen will. Herr Burkard Twinger hatte jedoch, deſſelben Tages noch und meh-

rere Wochen hindurch wiederholt, die Stadtknechte in der Stadt selbst und auch in den Nachbarörtern herumgesandt, den theuern Fund bekannt zu machen und die Eltern des lieblichen Kindes zu erforschen; er hatte sogar das Bildniß desselben durch einen geschickten Meister aufnehmen und es an dem großen Thore der Pfalz aufhängen lassen, damit es jeder Vorübergehende sehen könnte; allein es geschah auch nicht die geringste Nachfrage; und so behielt er das Mägdlein bei sich, nahm es an Kindesstatt an und nannte es Sara.

Sara wuchs zur Freude und Ehre ihrer Pflegeltern auf und wer sie kannte, liebte sie wegen ihres freundlichen, lebendigen Wesens. Eins an ihr war aber allen auffallend, daß nemlich, wenn in den schwülen Sommertagen Jedermann Schatten und Kühlung suchte, sie allein, mit besonderem Wohlgefallen in der Sonne wandelte, oder sich an eine glühendheiße Mauer lehnte und mit Begier die goldnen Strahlen in sich zu saugen schien, wobei ihre Augen von wundersamer Freude blitzten. Sobald die Tage kürzer wurden, und vollends zur Winterzeit, war sie oft traurig und ihr zartes Schneegesichtchen schaute dann schüchtern und verfroren aus der weichen Pelzvermummung. Auch in ihren Reden war etwas Eigenthümliches, Fremdartiges; sie erzählte von Gegenden und Wesen, die Niemand kannte; sprach in Bildern, die Niemand verstand, und wenn Vater und Mutter dann eine bedenkliche Miene machten, oder sie um den Grund ihrer räthselhaften Aeußerungen fragten, fuhr sie zusammen und schaute ängstlich und flehentlich umher. Einige Tage vor ihrer jährlichen Verwandlung wurde sie noch unruhiger und zog sich in die Einsamkeit zurück, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Glücklicherweise machten um jene Zeit ihre Pflegeltern gewöhnlich, und

dieß ſchon ſeit den erſten Jahren ihrer Ehe, eine Sommerreiſe zu Verwandten am Fuße des Wasgaus, ſo daß ihnen Sara's Geheimniß bis jetzt ſtets verborgen geblieben war.

Wie es der Geiſt verheißen hatte, mit dem Brautkuß war ihre dunkelahnende, von dem in der ganzen Natur verbreiteten Drang der Liebe erfüllte Seele zu einer menſchlichen geworden, und eine neue Welt, ein Himmel von Gedanken, Gefühlen, Bildern, Genüſſen und Hoffnungen hob ihr reines, von ſo wunderſamen Saiten geſtimmtes Herz. Sie konnte ihr Glück kaum faſſen, hielt es für einen ſchönen Traum, und als ſie nach und nach zu ſich ſelbſt kam, an ihre Zukunft dachte, an die Bewährung der Liebe ihres Rulin, da zog die rührendſte Wehmuth, das bitterſte Leid in ihre Seele.

Wie war es ihr zu Muth, als einige Wochen nach der Verlobung, die verhängnißvolle Zeit herannahte! wie zitterte ſie an Rulin's Arme! wie bang klopfte ihr Herz an dem ſeinigen! wie kummervoll blickte ſie ihn an und lächelte unter heißen Thränen, und war ſo weit lieblicher und holdſeliger als je! Mehr als einmal ſchwebte ihr das Geheimniß auf den Lippen, allein immer drängte es eine namenloſe Bangigkeit in den Grund der Seele zurück, denn es konnte ſie ja unendlich glücklich, aber auch unendlich elend machen.

Herr Twinger hatte auch dießmal wieder mit ſeiner Gattin die jährliche Reiſe angetreten und Sara waltete allein in der Wohnung.

Am Vorabend des längſten Tags im Jahr ſaßen die Liebenden in einer Laube des Gartens. Die Luft war lau und von Blüthenhauch durchwürzt; der eben aufſteigende Mond warf ſeine Silberlichter durch die blühenden Weinranken und Sara, an ihren Rulin geſchmiegt, lauſchte dem ſüßen Liede,

das er zur Laute ſang und in dem er die bis in den Tod ſich bewährende Treue, die bis über die Sterne dauernde Liebe feierte.

Nachdem er geendigt und, in ihr Anſchauen verſunken, lange ſprachlos an ihrer Seite geſeſſen, ergriff Sara ſeine Hand und drückte ſie an ihr klopfendes Herz und ſagte mit thränenfeuchtem Auge und bebender Stimme: „Wenn wir morgen Abend alſo beiſammen ſitzen, mein Geliebter, ſo ſoll nichts uns trennen und ich bin das glückſeligſte Weſen der Erde!“

„„Wie ſeltſam du wieder redeſt, meine Sara!““ ſagte Rulin betroffen und ſie näher an ſich ziehend, „„und warum ſollten wir nicht auch morgen Abend mit gleicher Luſt und gleicher Liebe, warum nicht jeden Abend mit ſtets wachſender Luſt und wachſender Liebe uns umfangen, bis zu dem geſegneten Tage, der uns auf ewig verbindet!““

„Ich wohl, Geliebter, ich gewiß und ewig!.... aber du? — wird deine Liebe nie wanken?“

„„Du biſt mir unbegreiflich, meine Sara! Du liebſt mich nicht, denn du zweifelſt an mir und Zweifel und Liebe haſſen ſich wie Finſterniß und Licht; wo jene iſt, mag dieſe nicht weilen!““

„Wohl mir, wenn du ausharrſt! ausharrſt unter jeder Bedingung!“

„„Keine Macht der Erde, kein Geiſt des Himmels noch der Hölle wird mich dir je entreißen! Aber, Geliebte, ſage mir doch, woher dieſe ſeltſamen Reden? woher deine öftere Bangigkeit? Die Thränen, die du verſtohlen trocknеſt und die mir wie glühende Tropfen auf die Seele fallen?““

„Morgen, mein Herz! morgen, mein Rulin, ſoll dir Alles klar werden! Suche mich morgen um die Mittagsſtunde hier im Garten auf, und wenn du Eines dann ertragen kannſt,

wenn Eines dich nicht an mir irre macht, nicht von mir zurückſtößt, o dann lebe ich ewig wie du, ewig für dich!“

Und mit liebeglühender Inbrunſt ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Hals und hing an ſeinem Munde und ſog ſeine heißen Küſſe ein.

— In glänzender Rittertracht, mit dem blinkenden Schwert am goldenen Wehrgehänge, als ſollt' es zum Turnier oder zur Hochzeit gehen, betrat, um die Mittagsſtunde des längſten Tags im Jahre, Rulin von Schöneck des Ammeiſters Garten. Nachdem er ſeine Geliebte vergebens in allen Gängen und Lauben geſucht hatte, rief er ſie wiederholt bei ihrem Namen. Die Gärtnerin war auf den Ruf herbeigeeilt und verſicherte, ſie habe Jungfrau Sara heute noch mit keinem Auge geſehen; ſie müſſe ſchon frühzeitig ausgegangen ſein. „Sie iſt im Garten!“ entgegnete der Jüngling, „ich bin's gewiß! Sie verbirgt ſich wohl, das ſchelmiſche Kind, um mich mit ſüßen Liebesküſſen zu überfallen. Sara! Sara!“ rief er abermals.

„„Rulin! Rulin!““ tönte jetzt ängſtlich ein feines Stimmlein, das vom Gartenhäuschen herzukommen ſchien. Dorthin wandten ſie ihre Schritte; allein auch dort fanden ſie die Jungfrau nicht.

„Sara! Sara!“ rief der Jüngling. Siehe, da huſchte eine grüngoldne Eidechſe, mit blitzenden Aeuglein, mit ſichtbar klopfendem Herzchen an der blendenden Mauer hin, öffnete das züngelnde Mündchen und ängſtlich rief das feine Stimmlein: „„Hier bin ich, hier bin ich, mein Geliebter!““

Rulins Geſicht glühte; er zitterte an allen Gliedern. Da läutete die Mittagsſtunde auf der nahen Kloſterkirche. Die Eidechſe ſchlüpfte unter einen Roſenbuſch und alſogleich trat

Sara aus demſelben hervor und fiel lautweinend zu Rulin's Füßen.

Dieſer, feuerroth, in verzweifelnder Wuth, ſtieß ſie von ſich und warf ihr das blitzende Schwert in die Bruſt, daß ein heller Blutſtrahl draus hervorſprang. „Spuk der Hölle!“ ſchrie er in wildem Zorne, „Geiſt der Finſterniß! ich verfluche dich und deine Liebe!“ Und raſend ſtürzte er aus dem Garten.

Die Gärtnerin war auf die Kniee geſunken und ſah ſtarr und bewußtlos auf die Leiche hin, jeder Bewegung unfähig.

Da trat eine glänzende Geſtalt mit wehmüthigen Blicken vor die Jungfrau. Die Roſenbüſche rauſchten, ihre Blumen fielen alle auf Sara nieder und bedeckten ſie über und über. Der Geiſt aber berührte ſie mit ſeinem Stabe und ſie war wieder der Natur verfallen.

Als die Gärtnerin zu ſich kam, war Alles verſchwunden.

Von Sara war keine Spur mehr zu finden. Die Geſchichte der Unglücklichen ging von Mund zu Munde und ſeit jener Zeit nennen alle Straßburger Kinder die Eidechſe Jungfrau Sara.

Auguſt Stöber.

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

1.

Die Poeſie der Jugendjahre.

O Poeſie der Jugendjahre,
Warum enteilſt du ſo ſchnell?
Warum trübt ſich ſo bald der klare,
Der reinen Freude heitrer Quell?
Warum? warum? Aus Blüthenſchatten
Weint ihren Schmerz die Nachtigall.
Sie will die Antwort dir erſtatten
Mit ihrer Lieder Trauerſchall.

Wie bald nimmt dich die Welt gefangen,
Raubt dir der Träume ſüßen Wahn.
Sie weckt, doch ſtillt nicht dein Verlangen,
Sie führt dich auf der Wahrheit Bahn.
Da iſt es licht, doch fehlt die Wärme,
Der Weg iſt glatt, doch blumenlos,
Und keine heitern Bienenſchwärme
Umgaukeln holder Blüthen Schooß.

Hinweg aus dieſem trüben Thale,
In's helle Jugendland zurück!
Zu euch, ihr goldnen Ideale,
Zu dir, du hohes Lebensglück!
Ja, ruhen unter Schattenbäumen
Will ich im Reich der Poeſie,
Von jenem Himmel will ich träumen,
Der tauſend Freuden mir verlieh.

Da blüht der Wald, hoch um die Gipfel
Schlingt ſich der Freude Morgengold.
Da regen ſich die grünen Wipfel,
Die Sänger ſingen lieb und hold.
Ach, welche glücklichen Genoſſen!
Ach, welch ein traulicher Verein!
Die Blumen, welche da entſproſſen,
Sie müſſen unverwelklich ſein.

O ſüßes Glück! o hohe Feier,
Es wallt das Herz, ſo ſanft bewegt.
Wie ſich der Dichtung Zauberſchleier
Um alle Fluren feiernd legt:
Da zeigt ſich den erſtaunten Blicken
Das Leben nur in Lieb' und Luſt;
Da wird im ſeligſten Entzücken
Das Herz ſich ſeiner erſt bewußt.

2.

Frühlingswonne.

Mit deinen lichten Maienwolken
Erſcheinſt du wieder, Himmelszelt,
Und du mit deinem Blumenvolken,
Wie herrlich biſt du, Frühlingswelt!
Ich will in lauer Luft mich baden,
Genießen ganz der ſchönen Zeit.
Uns alle hat der Lenz geladen
Zum Feſte ſeiner Herrlichkeit.

Wer käme nicht zum Freudenmahle?
Wer tränke nicht den Feuerwein,
Den uns der Lenz im Duftpokale
Zum Frohgenuſſe ſchenket ein?

Berauſcht, berauſcher euch, ihr Zecher!
Sieh' da, wie ſchwanken hin und her
Die niedlichen und kleinen Becher,
Von ſüßer Nektarfülle ſchwer.

Ha ſieh', jetzt regt ſich Schwing' an Schwinge,
Jetzt ruht ſelbſt nicht der kleinſte Fuß:
Die Bienen und die Schmetterlinge,
Sie eilen all' zum Hochgenuß.
Du Käferlein auf grünem Laube,
Du Würmchen auf bethautem Moos,
Du frühlingstrunkne Turteltaube,
Ach, wie iſt eure Luſt ſo groß!

O Jubel, Jubel ohne Gleichen!
Das iſt ein Feſt, ein Freudenmahl,
Da muß das Herz beſeligt ſchweigen,
Berührt von einem höhern Strahl.
Aus Lethe's Flut hat es getrunken
Des trüben Leid's Vergeſſenheit.
Es iſt ſo ganz in Luſt verſunken,
So ganz in Liebesſeligkeit.

3.

Ideal und Wirklichkeit.

Doch

Lerne doch das Leben zu geſtalten!
Viel des Schönen iſt in ihm enthalten,
Viel des Guten ſchlummert ihm im Schooß:
Aber du mußt aus der Traumwelt ſcheiden,
Du mußt handeln, mit Betrübten leiden,
Du mußt theilen der Beglückten Loos.

Lebend wird das Leben erſt dir eigen,
Lebend kannſt du erſt der Erde zeigen,

Was du in dir trägſt, den eignen Werth.
Und haſt du das Leben dir gewonnen,
Dann ein großes, ſchönes Werk begonnen,
Wie's die höhre Macht von dir begehrt.

In der Ruhe ſuche zu geſtalten,
Was du von dem Leben haſt erhalten,
Und den Stoff, beherrſchen wirſt du ihn.
Rein geſtimmt, tönt Wahrheit deine Leier,
Mit dem ird'ſchen Stoffe wirſt du freier
In das Reich der Idealen zieh'n.

Da wird ſich der ird'ſche Stoff verklären,
Höchſte Wonne wird es dir gewähren,
Siehſt du ſchwinden, was noch trübe war.
Hell und heller wird dann deine Dichtung,
Und es zeigen ſich in ſich'rer Richtung
Die Geſtalten, wie die Sterne, klar.

Wird die Welt dann nicht die Welt erkennen?
Ihre Wonnen wird ſie dieſe nennen,
Ihren Schmerz fühlt ſie in deinem Schmerz;
Aber freier, wie ein Götterleben,
Wird der Dichtung Traum vorüberſchweben
Und im ſel'gen Frieden ſchlägt das Herz. —

So mag einſt, nach trübem Erdenthale,
Zeigen ſich im ſchönen Ideale,
Was wir durchgekämpfet und erſtrebt:
Mißlaut loſ'te auf ſich in Akkorden,
Eine heit're Dichtung iſt geworden,
Was wir auf der Erdenwelt erlebt.

Dieſe Klarheit hier ſchon zu erreichen
Und in geiſt'ger Schönheit ſie zu zeigen,
Iſt des wahren Künſtlers höchſter Ruhm.
Sicher geht er auf den Höh'n des Lebens,
Und die Früchte ſeines ſchönen Strebens
Werden aller Zeiten Eigenthum.

Er verſöhnet mit des Schickſals Mächten
Hier die Menſchen in den Erdennächten,
Er gleicht Erdenluft und Jammer aus.
Und ſie lauſchen freudig ſeinem Liede:
Mit ihm kommt der Götter heit'rer Friede,
Höh'rer Segen in ihr Erdenhaus.

Guck, Guck! von Karl Voeſe.

(Straßburger Mundart.)

Vum ganze Sängerchor
Gfallt einer nurr mym Ohr,
Derf ſich hore loſſe:
Er iſch nitt wunderſchon,
Loßt ſich nurr ſelte ſehn,
Schreit ganz unverdroſſe:
Guck, guck!

Guck, guck!
Rueft er zum Wald errus,
Kumm, kumm, in's Freie nus!
D'Auen uf unn d'Ohre!
Vum Schlof d'Natur erwacht,
Es iſch e wahri Pracht,
Alles neu gebore:
Guck, guck!

Guck, guck!
Wie's Bäumel zierli blüeht,
Syn Summerkleidel kriegt
Voll von ſüße Düfte!
Wie's Vöijele ſo frei
Unn froh huyst uf de Zweir',
Flattert in de Lüfte:
Guck, guck!

Guck, guck!
Viel dauſig Blüemle ſtehn,

Woß, roth unn guldigſchön,
Uff de grüene Matte! —
So friſch, ſo glöckelhell,
Surrt's Bächel uß derr Quell,
Fließt im kuehle Schatte:
Guck, guck!

Guck, guck!
D'Imm ſumst mit heit'rem Sinn
Durch alli Blüemle hin,
Saft errus ze zeije!
Unn's Schöfel uff der Waid'
Iſch voller Luſt unn Fraid,
Voller Narretheye:
Guck, guck,

Guck, guck!
Wott imwer Berrj und Thal
Iſch Luſt; alliwerall
Schön gezierti Maije!
Klein unn Groß, Jung unn Alt,
Voll Freude alles ſtrahlt,
Tanze drum de Maije:
Guck, guck,

Guck, guck!
D'Sunn ſchynt ſo warm, ſo mild
Uß d'Felder 'ra', unn füllt
Sie mit rychem Säite. —
Guck, guck! 's Gewitter droht,
Derr Himmel wurd forroth —
— 's kummt e kuehler Raije
Guck, guck!

Guck, guck!
Zu dem der Alles kann
Schau freudi himmelan,
Kannſch emm froh vertraute!

Zuem Vatter in dere Höh'
Erheb' di däjili meh',
Hab' ne ſtets vorr Auje!
Guck, guck!

Franz Liszt,

von

H. Reber.

Noch wirbeln deine Töne mir durchs Haupt,
Noch hältſt du meinen Sinn in deinem Banne,
Du haſt mir meine Phantaſie geraubt;
Wohin ich auch mein Ohr, mein Auge ſpanne,
So ſchau' ich dich; das hätt' ich nie geglaubt,
Ein edler Dämon wirkt aus dieſem Manne,
Ein Geiſt, der ſiegreich aus den Gliedern bricht
Und ins Klavier ſich hüllend zu uns ſpricht.

Ja dieß Klavier, da ſtand es glänzend ſchön!
Der Mahagony ſtrahlt von ſeinen Wänden,
So zierlich ſtolz getragen in die Höh'n
Auf ſchlanken Füßen an den prächt'gen Lenden,
Und vorn das elfenbeinerne Getön
Der Taſten, welche weithin ſchimmernd blenden;
Was biſt du, reizender Pallaſt der Töne?
Nichts als ein Sarg für alle Menſchenſöhne.

Ein Sarg nur für die eiteln Menſchlein alle,
Die vor dich hin ſich mit Gepränge ſetzen,
Und bei der Saiten holzern armem Schalle
Vergehn in Weh' und himmliſchem Ergetzen;
Die Kenner ſtehen ringsum in der Halle
Und müſſen euer Spiel als göttlich ſchätzen;
Und doch: was lispeln ſie in tiefſter Seelen?
Todt blieb das Inſtrument trotz allem Quälen!

Nur Einer lebt und durch ihn das Klavier.
Er kommt: Im Saale feierliches Schweigen,

Kein Odemzug, es pochen hörbar ſchier
Die tauſend Herzen, die ſich vor ihm neigen,
Es iſt, als ſäh'n aus höherem Revier
Wir einen Heros freundlich niederſteigen,
Und, auf den Seſſel hingelehnt, im Scherzen
Schnellt er den erſten Ton durch alle Herzen.

Es war ein Pfeil wie von Apollons Bogen,
Melodiſch lange jauchzt die Saite nach,
Und nun von Ton zu Tönen fortgezogen,
Wie da der Genius die Feſſeln brach,
Wie er ſich wiegte bald auf hohen Wogen,
Bald niedertauchte in den Abgrund ſach,
Und mag er oben, mag er unten ſchweben,
Sein Geiſt bleibt auf den Waſſern herrſchend weben.

Jetzt ſcheuchet er des Meeres wilde Wellen
Mit einem Tongriff hell wie Sonnenſtrahl;
Und unter ſeinen Schöpferhänden ſchwellen
Nun Blumenwieſen über Berg und Thal,
Harmoniſch ſprudeln anmuthreiche Quellen,
Ein Paradies durchblüht den heitern Saal,
Und Engel ſchweben nieder uns zu küſſen,
Wir ſchwelgen in den ſüßeſten Genüſſen.

Ein greller Donnerſchlag! die Zauber ſchwinden,
Aus ſchwarzen Wolken zückt es Blitz auf Blitz,
Die Wuſte ſtarrt uns an mit heißen Winden
Und aus der Oede lacht der Hölle Witz:
Die Schmerzen, die ſich tief im Buſen finden,
Der Menſchheit tiefſte Schmerzen, ſchneidend ſpitz
Durchwühlt er ſie mit ſeiner Töne Gluten,
Und jedes Herz fühlt ſeine Wunden bluten.

„Verſöhnung, ach!“ Die ſanfteſten Akkorde
Er träufelt ſie als Balſam in die Bruſt:
Zwar liegt im Staub des Paradieſes Pforte,
Das uns genährt mit höchſter Erdenluſt,
Doch ruhen wir dafür im ſichern Porte:

Wir ſind des ew'gen Himmels uns bewußt;
Er riß uns los von Erdenluſt und Schmerzen,
Und läßt dafür den Himmel unſern Herzen!

So ſcheidet er. Wir können noch nicht ſcheiden.
Leer iſt ſein Stuhl, das Inſtrument verklang;
Doch unſer Blick bleibt haften an den Beiden,
Und ſtaunt ihm nach, der ſich von hinnen ſchwang;
Jetzt können wir erſt ruhiger uns weiden
An der Geſtalt, die göttlich uns bezwang,
Jetzt, da der Ueberwältiger entſchwunden,
Jetzt fragen wir: Was hat uns ſo gebunden?

Es iſt nicht der Erſcheinung Majeſtät,
Die uns gebeugt durch Königliches Prangen;
Ein reiches Herz, das armen Prunk verſchmäht,
Von ſchlichtem Leib der hohe Geiſt umfangen,
Gedankenſchwer das Haupt gebückt, umweht
Von weichen Locken die geblaßten Wangen;
Daß ungehemmt er ſeiner Seele Fülle
Ausſtrome, wob ihm Gott die leichte Hulle.

Und das, das iſts, was uns ſo hold bezwungen,
Was ſeiner Kunſt die Welt zu Fußen legt,
Daß auch das Tiefſte, was in ihm erklungen,
Das Leiſeſte, was ſeine Nerven regt,
Gleichwie die mächtigſten Begeiſterungen,
Daß alles, alles, was ſein Herz bewegt,
Daß ſeine Seele ganz, die völlig ſchöne,
Er in uns über haucht durch ſeine Töne.

Wenn du ihn hörſt, ſo biſt du nicht mehr Du,
Du biſt der Mann der ſeelenvollen Klänge,
Sein herrlich Leben ſtürmet auf dich zu,
Du fühlſt dich in dem ſeligſten Gedränge,
Und freudig ſinkt dein Selbſt in dunkle Ruh,
Und himmelweit wird deines Buſens Enge,
Todt biſt du, todt; und fühleſt im Erliegen
Sein niegeahntes Leben dich durchfliegen.

Und wie er das vollbringt! Mit Schmeichelflüſtern
Beſpricht er erſt das mächt'ge Inſtrument;
Und das Klavier bebt auf, wie mit den Nüſtern
Aufzuckt das Roß, das ſeinen Herrn erkennt,
Die Saiten alle zittern Töne-lüſtern,
Sobald des Meiſters Kuß auf einer brennt,
Gleich einer Braut ſinkt hin an ſeinen Buſen
Das Saitenſpiel mit allen ſeinen Muſen.

Und er umfängt ſie mit gewalt'gen Armen,
Der Finger Lippen ſprühen Kuß auf Kuß,
Die Taſten glüh'n, die Wände ſelbſt erwarmen,
Die Saiten flammen auf im Hochgenuß,
Es reißt ihn fort, er kennet kein Erbarmen
Und die Umarmung wird zum Lavafluß,
Bang athmet das Klavier, ein fieb'riſch Klingen,
Bald, plötzlich raſend, will's wie Glas zerſpringen.

Du glückliches Klavier! du fühlteſt dich
So ſtolz, als du vernahmſt die große Kunde:
Vor meinen Schweſtern allen wählet mich
Der Einzige, der Gott zu ſeinem Munde,
So ſchön du warſt, noch mehr verklärte ſich
Dein Weſen ihm entgegen auf die Stunde.
Und nun? Du haſt geküßt des Gottes Koſen,
In ſeinen Wettern welkten deine Roſen.

Du glückliches Klavier! Heil deinem Loos,
Wenn wirklich ſeine Hand dein Herz gebrochen.
Doch wehe dir, wie iſt dein Elend groß,
Wenn du noch lebſt, daß Stümper auf dir pochen!
Gieb jedem Inſtrument den Todesſtoß,
Erhab'ner Meiſter, wenn du ausgeſprochen.
Dann hüllt es ein in tiefe ſchwarze Flöre,
Daß nicht die Welt der Saiten Träume ſtöre.

Du glückliches Klavier! Verſtumme nun,
Für immerdar ſei du verſtummt hienieden.
Jetzt weißt du, welche Zauber in dir ruhn,

Jetzt weißt du, welch ein Wohllaut dir beſchieden;
Dem nachzuhängen iſt fortan dein Thun,
Geweihet zu einſiedleriſchem Frieden.
O dürften wir, wie du, verſchloſſen ſinnen!
Uns aber reißt der Lebensſtrom von hinnen.

So ſchwärmen wir, ſo iſt die Stadt erregt.
Nur Einer wandelt finſter aus den Thoren,
Er ſelber, der Europa's Kränze trägt,
Er zum Entzücken einer Welt erkoren,
Er trauert, der im Buſen Sonnen hegt,
Der Schmerz wird mit dem Genius geboren;
Die Nachtigall, die hell den Wald erfüllt,
Weint ſtille Thränen ins Gebüſch verhüllt.

Und fragt ihr ihn erſtaunt nach ſeinen Qualen,
Er lächelt trüb: Ach, ihr verſteht ſie nicht!
Mein Auge ſchaut der höchſten Schönheit Strahlen,
Mein Innerſtes der Gottheit Angeſicht,
Mich drängts, ich muß das Ungeheure malen,
Und ach, wie kindiſch lautet mein Gedicht.
O könnt' ich einmal, gleich dem Schöpfer, zeugen:
Mein Werk war gut! und dann ins Grab mich beugen.

Ich reiſe fort, ich reiſ' nach allen Winden,
Ich ſuch' das Inſtrument, das mir genügt,
Ich prüfte tauſende, ich kann's nicht finden,
Und jedes neue mich aufs neu betrügt,
Ich lauſche gierig: Dieſes, wird's empfinden?
Und wende mich von allen mißvergnügt.
Ich hör' des Weltalls Harmonieen klingen,
Und kann aus dem Klavier nur Stammeln zwingen.

Nehmt eu're Kränze! da, ich werf' ſie hin,
Mich luſtet nicht nach der Vergött'rung Ehren,
Vergöttert mich, wenn ich ein Gott erſt bin,
Ich bin ein Menſch, und will den Dunſt entbehren,
Er wiegt mich nicht in Rauſch, er klärt den Sinn,
Verdeutlicht mir das Nied're meiner Sphären,

Die Anbetung zeigt mir, zum Hohn, im Spiegel,
Was ich nicht habe, der Vollendung Siegel.

Nimm meine Kränze, Gott! der Welt Verehrung,
Stoß mich auf eine Insel unbekannt,
Nur gieb, o Gott, dem heißen Wunsch Gewährung:
Reich' mir ein Instrument für meine Hand!
Weg mit den Saitlein irdischer Bescheerung,
Die mächtigsten sind mir ein Puppentand.
Reich' Du mir ein Klavier mit Riesenfaiten,
Wie Dein's, darüber Deine Donner gleiten.

Der Vogelkrieg

von

Ludwig Schneegans.

(Eine Episode aus der Kriegsgeschichte Kolmars.)

Die Kolmarer, wie die Elsäßer überhaupt, waren, von jeher, ein kampf- und fehdelustiges Völklein. Seit den Schlachten bei der Feldkirche,*) wo sie, 1246, von den Ruffachern, und diese, zwei Jahre hernach, von ihnen hinwiederum geschlagen wurden, haben die Kolmarer manchen blutigen Strauß bestanden, oft gegen die mächtigen Bischöfe von Straßburg, und mehrere Male sogar gegen Kaiser und Reich. Immer wehrten sie sich tapfer und beugten erst dann das Haupt, wann keine Möglichkeit mehr vorhanden war, der Uebermacht ferner zu widerstehen. Zahlreicher noch als die größeren Kriege, wo es manchmal zur offenen Feldschlacht kam, waren die Fehden und Streifzüge der Kolmarer. Häufig zogen sie aus, wie

*) Diese Feldkirche war die auf freiem Felde gelegene, zum heiligen Fridolin genannte, alte Pfarrkirche von Wettelsheim, bei welcher, kurz vor der Revolution, noch ein Eremit wohnte. Die beiden Schlachten, welche dort, 1246 und 1248, zwischen den Kolmarern und den Ruffachern Statt fanden, sind die zwei ältesten Kriegsereignisse, wovon in der Geschichte Kolmars Meldung geschieht.

die Straßburger, und brachen, oft mit diesen vereint, die Felsenschlösser des übermüthigen, raubgierigen Adels.

Diese Kämpfe jedoch führten gewöhnlich alle Gräuel des Krieges nach sich. Es waren meist Verheerungskriege, wie man solche im Mittelalter, wo Feuer und Schwert wider den Feind zu Hülfe gerufen wurden, überall findet, und welche bloß dazu dienten, den längst erworbenen Ruhm der kühnen Städter zu mehren und den Ruf ihrer unerschrockenen Tapferkeit weiter auszubreiten.

Einen Krieg aber haben, vor bald zweihundert Jahren, die Kolmarer geführt, wo kein Tropfen Blut vergossen, kein einziges Dorf in Brand gesteckt, und Niemand in Trauer versetzt, ja vielmehr alle die an demselben Theil genommen hatten, mit Freude erfüllet wurden; einen Krieg von dem noch, viele Jahre hindurch, die redseligen Alten, in den langen Winterabenden, beim warmen Ofen, mit dem größten Wohlbehagen erzählten, und dessen Geschichte, die liebe, neugierige Jugend jedesmal wieder mit eben so vielem Genusse zuhörte, als die Alten sie immer und immer wieder, vortrugen; einen Krieg, wie ihn noch heut zu Tage, viele, sonst ehrsame Bürger, in Kolmar, und sonst auch im Elsaße, zu unternehmen bereit wären. Es war dieß der sogenannte Vogel- oder Vogeln-Krieg.

Von diesem, etwas seltsamen, aber nichts desto minder, für uns Nachkommen jener alten Kolmarer Helden merkwürdigen Kriege, wollen wir nun unsern günstigen Lesern und schönen Leserinnen ein Wörtchen erzählen, mit voller Zuversicht, daß es Niemanden zum Aerger gereichen solle.

Es war im Jahre 1669, den 29. Weinmonat, als, wegen eines Bannsteines, ein Streit zwischen der damals noch freien

Reichsſtadt Kolmar und ihrem Nachbar, dem Herzoge von Würtemberg, entſtand. Ob ein Markſtein etwas mehr oder weniger rechts oder links, herüber oder hinüber ſtehe, mögen Viele denken, iſt eine ziemlich geringfügige Sache; und dem iſt auch in der That meiſtens ſo. Und doch haben oft noch weit unbedeutendere Urſachen zu großem und langem Hader, zu Krieg und Blutvergießen, Anlaß gegeben. So auch kann es durchaus kein Erſtaunen erregen, daß im Jahre 1669 ein ſtreitiger Bannſtein, nach althergebrachter, mittelalterlicher Sitte, einen Krieg, aber dießmal einen Krieg ganz eigener Art, nach ſich zog: die alte, angeerbte Fehdeluſt, welche ſich ſeit Anfang der Welt gleich einem angeſtammten Uebel von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzet, ſteckte damals noch zu tief in den Gemüthern, und hatte zu feſte Wurzel gefaßt, als daß dieſelbe ſich nicht bei jeder Gelegenheit Luft gemacht hätte. Gleich ſeinem Vorfahren im Mittelalter war damals noch ein Jeder bereit, ſogleich zum Schwerte zu greifen, in unſerm Ober-Elſaße zumal, wo die Köpfe ohne dieß ſchnell heiß werden.

Wohl hatte man beiderſeits verſucht, durch Unterhandlungen den Streit zu ſchlichten und weitern Feindſeligkeiten vorzubeugen. Als aber dieſer Verſuch, nach einigem Hin- und Herreden, nicht zum erwünſchten Ziele führte, entbrannte des Würtembergers Zorn, und der beleidigte Fürſt, des Ruhmes ſeiner Ahnen eingedenk, wollte ſich, wie einſt ſie, mit Lanze und mit Schwert, ſein vermeintes Recht ſichern, und zugleich auch die ſtolzen, trotzigen Bürger demüthigen.

Zweihundert Mann zu Fuß, nebſt etlichen dreißig Reiſigen ließ er drohend ins Feld rücken.

Bei Horburg, unterhalb der Langen-Brücke, ſtand zu jener Zeit eine, vielleicht aus dem Schweden-Kriege ſtammende,

Schanze. Dieſer Letzterer zog die ſchwäbiſche Schaar zu, ſich derſelben zu bemächtigen und dort feſte Stellung zu gewinnen.

Zu Kolmar aber, oben auf dem Münſterthurm, hatte die Hauptwache die Bewegung des Feindes bemerkt, und alſobald, Abends um fünf Uhr, wurde die Sturmglocke gezogen.

Kaum hatten der Münſterglocke dumpfe Klänge mahnend über die Stadt hin gehallet, als es in den engen Straßen von Gewappneten und Bewaffneten laut wurde, die ſich kreuz und quer durchſchneidend, mit kampfluſtigen Geſichtern den vorgeſchriebenen Lärm- oder Sammelplätzen zuſtrömten. Nicht lange dauerte es, ſo raſſelte es auch ſchon über die Fallbrücke und ein ziemlicher Haufe zog zum Thore hinaus, dem Feinde entgegen.

Die Schwaben aber erblickten kaum von Ferne die raſch und muthig einherſchreitenden Bürger, als ihnen anders zu Muthe wurde und ſie — wie ſeitdem ihre Nachkommen auf dem Kniebis — in ihrer Klugheit beſchloſſen, ſich von der Schanze etwas zurückzuziehen.

Voran aber gings bei den Kolmarern, unaufhaltſam voran im Sturmſchritte. In einem Nu ſtanden zwei Feldſtücke auf der Vorburger Schanze, und um dieſe mit deſto größerem Nachdrucke und mit beſter Sicherheit zu behaupten, ließ ein vorſichtiger und weiſer Rath zu Kolmar noch eine große Kanone auf den ſogenannten Buckel-Wall aufführen. Neun Pferde zogen ſolche aus dem Zeughauſe dorthin, und drohend ſchaute ihr runder ſchwarzer Schlund in das Feld hinaus. Zwei hundert fünfzig Mann wurden auf dieſem Walle, bis gegen der Scheldenmühle hin, in Rüſtung aufgeſtellet.

Feſt und unerſchrocken ſtanden ſie da, die Kolmarer, auf

der Schanze und auf dem Wall. Der Feind aber ließ ſich weder ſpüren, blicken noch hören.

So ſtanden ſie vier volle Tage und eben ſo viele Nächte, und — ſo erzählen die Alten, die dabei geweſen — „und „tranken ſtark aus ihren Logeln;*) und als ſie — (die „Logeln nämlich) — leer waren, wurde endlich, den „10. November gedachten Jahrs der Friede wieder „hergeſtellet."

Der Grund, man muß es geſtehen, war triftig und Alles vermögend; und keine fernere Urſache zum Blutvergießen war vorhanden.

Mit Freuden zogen unſere tapfern Ahnen, ihre leeren Logeln triumphirend an der Seite, von der Schanze und von dem Walle zurück in die Stadt. Kein Mann war auf dem Felde geblieben; kein einziger gefangen, flüchtig oder wund geworden; nur die Keller und einige Logeln hatten Noth gelitten; und hie und da ſah es bei einem ehrſamen Bürger im Haupte nicht ganz ſo leer aus, wie in ſeinem Logel. Dieß Alles aber gab ſich wieder. Ein guter Schlaf, auf dem langentbehrten, weichen Federbette, heilte die allzuluſtigen Tapfern von dieſem Uebel, an dem nicht alle Elſäßer zu Grunde gehen; die Keller und die Logeln ihrerſeits wurden wieder gefüllt, wie dieß denn in unſerm geſegneten Oberlande ohne Mühe zu geſchehen pflegt.

Dieß war der, bei den Kolmarern berühmte Logel-Krieg.

Lange Jahre hindurch wurde noch von dieſem Kriege er-

*) Kleine tragbare Fäßchen, wie ſolche noch überall im Elſäßiſchen Reblande gebräuchlich ſind.

zählt. Die fröhliche Sage vererbte sich vom Vater auf den Sohn, vom Sohne auf den Enkel, und noch heutzutage geschieht es wohl, daß man zu Kolmar einen Bürger von altem Schrot und Korn, nach Erzählung irgend eines lustigen Abentheuers freudestrahlend ausrufen hört: „Es ist dabei so lustig zugegangen, wie im Vogel-Kriege!“

Gedichte von Eduard Brauer.

1.

Freiſinn.

Der iſt nicht freien Sinn's,
Den nicht der Freiheit Werth,
Nur Hoffnung des Gewinnes
Um Freiheit buhlen lehrt,
Der, jeder Scheu entledigt,
Geſetz und Fürſten höhnt,
Von Freiheit donnernd predigt
Und eig'ner Hoffart fröhnt.

Nicht Der, der Einer Meinung
Blindgläubig Opfer bringt,
Dem Geiſt der Urvereinung
Herzeigen ſich verdingt,
Noch Der, der fein bedächtig
In's Kleid der Zeit ſich fügt,
Chamäleonsgeſchlechtig
Nach Willkür Farben lügt.

Nur der iſt freien Muthes,
Der, unbeſorgt um Lohn,
Für Edles kämpft und Gutes,
Im Volksrath wie am Thron,
Deß Bruſt von Heimathliebe,
Von Männerwürde ſtroht,
Aus innerm Freiheitstriebe
Jedweder Knechtſchaft trotzt.

Der iſt's, der unerſchrocken
Für Recht und Wahrheit ſpricht,

Ob Gold, ob Ruhm ihn locken,
Nur thut nach ſeiner Pflicht,
Und nie dem Molochbilde
Des Wahnes beugt ſein Knie,
Wie laut der Thoren Gilde,
Die große, Zeter ſchrie.

Schieb' auf des Herzens Riegel,
Du freiheitſtolzer Thor,
Und halte Dir den Spiegel
Der Selbſterkenntniß vor,
Und ſiehſt Du nicht darinnen
Ein Bild, das dieſem glich,
Zeuch' ſchamroth ſtill von hinnen
Und weine bitterlich.

2.

Das Wort der Wahrheit und das Wort der Lüge.

Hell klingt das Wort der Wahrheit,
Das treuer Bruſt entſprang,
Voll Würde, Kraft und Klarheit,
Wie deutſcher Männerſang.
Es tritt dem Gegner ehrlich
Und frank vor's Angeſicht,
Iſt nicht nach Lob begehrlich,
Und ſcheut den Tadel nicht.

Es iſt ein Pfeil, der mächtig
Wie Blitz und Hagel trifft,
Doch nimmer niederträchtig
Die Spitze taucht in Gift;
Kein Schild, kein Helm, kein Panzer
Iſt ihn zu hemmen nutz,

Ein Söldnerhauf', ein ganzer,
Gewährt vor ihm nicht Schutz.

Grell klingt das Wort der Lüge,
Das frecher Lipp' entschwebt,
Nacht sieben Winkelzüge,
Wo Wahrheit gradaus strebt.
Es regt sich keck, und dichtet sich
Mit falschem Wissensdunk,
Es bückt und drückt und dreht sich
Nach Ort und Tagesgunst.

Es ist voll gift'ger Tücken,
Ob süß wie Honigseim,
Und bohrt sich in den Rücken
Dem Gegner insgeheim.
Doch — ob es gleißend blende
Durch angetünchten Werth,
Es wird am letzten Ende
Vom eignen Gift verzehrt.

3.

Allerheiligens Ende. *)

Adels-Preis und Herrlichkeit,
Priestermacht und Glanz verbleichen,
Denn im West mit blut'gen Zeichen
Steigt empor die neue Zeit.

*) Dieses Gedicht bildet das Gegenstück zu der im vorigen Jahrgang dieser Blätter S. 183 mitgetheilten Sage von der Gründung des Klosters Allerheiligen durch die Herzogin Uta von Schauenburg. Nicht minder außergewöhnlich und bemerkenswerth als dessen Gründung (nach der in der Klosterchronik aufbewahrten Sage) war auch das Ende des Klosters. Im Jahre des Lüneviller Friedens wurde es aufgehoben. Im Jahr 1803, als kaum die Mönche das Kloster verlassen hatten, und man darüber sich berathschlagte, zu welchem Zwecke das Klostergebäude verwendet werden sollte (als Corrections-

Auch Frau Uta's Gotteshaus
Iſt dem Opfertod verfallen,
Traurig aus den Kloſterhallen
Zieht der Mönche Schaar hinaus.

Und des Hauſes Gründerin,
Uta, ſchwebt herab zur Erde,
Was aus Allerheil'gen werde,
Forſcht ſie mit betrübtem Sinn.

Sieh, da pflegen juſt die Herrn
Rath mit hochgelehrten Mienen,
Wie der Bau nun möge dienen,
Ob als Zuchtort, als Kaſern'.

Reden, ſchreiben hin und her
Mit bedächt'ger Ueberlegung,
Ziehen gründlichſt in Erwägung
Dieſer das, und jenes Der.

Uta hört geduldig lang,
Wie die Herren ſich verklügeln,
Doch nicht länger mag ſie zügeln
Ihres Unmuth's mächt'gen Drang.

Von des Schwarzwald's Felſenſitz
Gießt ſie ſünd're Wetterſchauer:
Weh, des Kloſter's höchſte Mauer
Spaltet ein gewalt'ger Blitz.

„Nun, ihr Herren, mit Verlaub,
Sparet euch des Rathens Mühen" —
Flammen ziſchen, Funken ſprühen
Und das Kloſter ſinkt in Staub.

---

haus für Geiſtliche, als Spinnerei u. ſ. w.), wurde es vom Blitze getroffen, und brannte gänzlich nieder. Die Kirche blieb ſtehen. Vgl. Lolb's hiſtor. ſtatiſt. topographiſches Lexikon von dem Großherzogthum Baden B. I. S. 11. Eugen Huber's Materialienbuch von Baden S. 23.

Variation von Wilhelm Wackernagel.

Segen Gottes, daß ein Gut
Unverloren iſt,
Wenn ein gottbeſeelter Muth
Nimmer es vergißt!

Wohl! beſaß ich's einmal nur,
Ewig bleibt es mein:
Auf des Monds verlaßne Spur
Fällt ein Sonnenſchein.

Alſo kehrt, was Gott mir nahm,
Mir von Gott zurück:
Wie das Glück von Gott nur kam,
Kommt von Gott nur Glück.

Glück von Gott, daß ſich mein Herz
Ohne Haß verſchließt,
Mit dem Freunde ſtill den Schmerz,
Still ſein Glück genießt;

Bis die Freude doppelt iſt,
Bis das Leid geheilt.
Glücklich, wer kein Glück vergißt!
Selig, wer es theilt!

Gedichte von Adolf Stöber.

1.

Des Rheines Thalweg.

Schäumend wie ein Berggewäſſer
Wühlt der Thalweg tief im Sande,
Reißt wie ein Franzoſenfreſſer
Stücke weg vom linken Strande.

Mit Faſchinen und mit Dämmen
Eilen ſie den Strom zu brechen,
Eilen ſeine Wuth zu hemmen
Und am Nachbar ſich zu rächen.

Rechtshinüber wirft ſich ſtrudelnd
Nun das reißende Gewäſſer,
Wie von Rachbegierde ſprudelnd,
Wild wie ein Germanenfreſſer.

Wieder mit Faſchinendanden
Schleudern ſie die Fluth zurücke:
Bis gebannt von beiden Landen
Mittendurch verbraust die Tücke.

Ha, dem blinden Zorn der Haſſer
Eilet rechts und links zu wehren,
Laßt ihn wie ein ſchäumend Waſſer
In ſich ſelber ſich verzehren.

In des Völkerbundes Kette
Macht den edeln Rhein zum Gliede!
Blühen soll an seinem Bette
Licht und Freiheit, Recht und Friede!

2.

Lichtfreunde.

In schweigsam brütender Sommernacht
Hab' ich noch spät bei der Lampe gewacht,
Da fliegen, gelockt von des Lichtes Schein,
Nachtfalter in Menge zum Fenster herein.
Sie kommen von ihren geheimen Sitzen,
Vom Gartengemäuer, aus Spalten und Ritzen:
Die nächtlichen Geistchen um's Licht sich rotten,
Die Schwärmer und Sphinxe, die Eulen und Motten,
In weißen Hemdchen, in grauen Röckchen,
In braunen Kutten, behaart wie Böckchen.
Sie klirren
Und schwirren,
Sie murren
Und surren,
Sie tanzen und schwärmen ums Licht herum.
Hurrah! da erscheint mit stolzem Gebrumm,
Zu führen das Regiment,
Der hocherleuchtete Präsident,
Der gravitätische,
Maiestätische
Todtenkopf!
Er trägt am Zopf
Des Ordens Schild —
Ein Schädelbild.
„Lichtfreunde, wohlauf!
Beginnet den Lauf
Und schärft das Gesicht;

Die Welt iſt finſter, wir haben das Licht.“
Da ſchwärmen und ſchwirren die Geiſterchen,
Geberdet ſich Jedes als Meiſterchen,
Und Manches iſt plump in die Flamme gerannt
Und hat ſich das arme Hirnchen verbrannt.
Zuletzt mit gewaltigem Saus und Braus
Löſcht gar das Licht der Todtenkopf aus;
Der arme Schwärmer, aufs Licht verſeſſen,
Hat Eins vergeſſen:
Memento mori!

Nachtfalter, ihr ſeid doch ein thöricht Geſchlecht!
Lichtfreunde, fürwahr! ihr treibt es nicht recht:
Ihr ſuchet des Nachts mit blödem Geſicht
Ein dürftig brennendes Erdenlicht;
Und haltet am Tage die Augen geſchloſſen,
Wenn Sonnenglanz vom Himmel ergoſſen
Die Welt erleuchtet mit goldenem Strahl
Und neu verkläret das Erdenthal.
O wüßtet ihr nur, wie ſelig das Leben,
Im Lichte des Himmels einherzuſchweben!
Tagfalter, ſo lieblichen Angeſichts,
Am Lichtquell trinket, ihr Kinder des Lichts!

3.

Tauler und der ſchwarze Tod.

1348.

Da

Zu Straßburg in der freien Stadt
Wie ſchleicht das Volk ſo todesmatt!

Und in den Straßen hin und her
Wie jammerts laut, wie röchelts ſchwer!

Der ſchwarze Tod, die grimme Peſt,
Hat in der Stadt ihr Geierneſt.

Sie fliegt mit ſchwarzem Fittig aus
Von Leichenhaus zu Leichenhaus.

Kein Prieſterwort am Krankenbett,
Kein Chorgeſang an Grabesſtätt'!

Kein Sakrament wird ausgetheilt,
Kein Gottestroſt die Wunden heilt.

Denn auf dem Volke laſtet noch
Des Bannes Fluch, des Pabſtes Joch.

Da zieht der Geißelbrüder Schwarm
Wehklagend aus, daß Gott erbarm.

Sich marternd fallen ſie auf's Knie
Und händeringend flehen ſie:

„Ach wende, Herr, dein Strafgericht!
Verlaß uns nicht! verwirf uns nicht!"

Die Kirche ſchweigt. Doch in der Noth
Da kennt die Liebe kein Gebot.

Wer bricht des Pabſtes harten Bann?
Wer iſt der kühne Gottesmann?

Wer eilt in jedes Krankenhaus
Und ſpendet Chriſti Gnaden aus?

Wer beut den Sterbenden zum Troſt
Des heil'gen Nachtmahls letzte Koſt?

Wer hebt den Blick am Grabesrand
Hinauf zum lichten Himmelsland?

Johannes Tauler iſt der Mann,
Deß Liebesmuth durchbrach den Bann!

Johannes Tauler ſei gelobt,
Deß Vaterherz dem Volk erprobt! —

Fünfhundert Jahre ſind vorbei,
Noch iſt vom Bann das Volk nicht frei.

Der ſchwarze Tod, das Pfaffenjoch,
Es drückt die Völker heuer noch.

Jeſuitengeiſt, die ſchlimme Peſt,
Baut wieder allerwärts ihr Neſt.

Wach' auf, du treues Prieſterherz!
Dich ruft das Volk in ſeinem Schmerz.

Durchbrich mit neuer Liebeskraft
Den harten Bann, die Geiſteshaft.

Verkünde lauter Chriſti Wort,
Des Glaubens und der Liebe Hort.

Auf ewig treffe Bann und Acht
Den ſchwarzen Tod: die Geiſtesnacht!

Gedichte von Karl Gödeke.

1.

Wiederkunft.

1838.

O Schmerz und Gram der Erde,
Vor Kummer und Beſchwerde
Wird früh die Seele alt;
Das Herz voll tiefer Wunden
Will nimmermehr geſunden
Und härmt ſich ohne Troſt und Halt.

Aus innerſtem Gemüthe
Ruf' ich zu deiner Güte,
Mein treuer Gott, empor!
Du kannſt mit Vaterhänden
Gefahr und Sorge wenden
Und öffneſt deines Hauſes Thor.

Es ſtrömt die fromme Menge
In ſchweigendem Gedränge
In dein geheiligt Haus
Und wälzt die Laſt der Schmerzen
Vom tiefbetrübten Herzen
Und tritt geſtärkt und froh heraus.

Wie lange, o wie lange
Blieb ich von dieſem Gange
Zu deinem Tiſch entfernt!

Bayerische Staatsbibliothek München

In Angſt und Kümmerniſſen
Ward ich umhergeriſſen
Und habe dich erſchau'n gelernt.

Nun tret' ich mit den Frommen,
Die dich zu ſuchen kommen,
In dein geheiligt Haus
Und öffne deiner Treue
Mein ſchweres Herz aufs Neue
Und trete dir verſöhnt heraus.

Laß über meinen Wegen
Mich ſpüren deinen Segen
Und deine ſanfte Hand!
Dir ſeien Herz und Sinne
Zum himmliſchen Gewinne
In ſteter Liebe zugewandt.

2.

Nachts.

1841.

Des Plunders bin ich wieder ſatt
Und ſehne mich nach wahren Worten;
Von Complimenten ſchlaff und matt
Tret' ich hervor aus euren Pforten.

Da ſpielt der kühle Hauch der Nacht
Erfriſchend mir um Stirn und Wangen,
Des Sternenhimmels ew'ge Pracht
Iſt groß und leuchtend aufgegangen.

Die Gaſſen ſtill; es regt ſich kaum,
Bewegt vom ſanften Hauch der Winde,

Das Laub am nächtlich finstern Baum,
Am Kronenwipfel dieser Linde.

Entferntes Brausen tönt vom Strom,
Verweht und leise leiser rauschend;
Da steh' ich still zum lichten Dom
Des klaren Himmels freudig lauschend.

Der alte Klang, der alte Glanz
Hat all den Wechsel überdauert,
Daß seine Kraft das Herz noch ganz
Wie vor Jahrtausenden durchschauert.

Und wenn der Menschen müß'ger Witz
Der Menschheit Blüte will vernichten —
Aus deinem Himmel, Herr, ein Blitz!
Ein Donner, sie emporzurichten!

Daß plötzlich überm eitlen Spiel
Sie ahnend schaun verborgnes Walten
Und vor dem jäh enthüllten Ziel
Hinstürzen ihres Wahns Gestalten.

Zwei Genrebilder.*)

Von

Peregrinus.

1.

Die Conditorei.

Unten an der Treppe erhielt der Kutscher die Weisung, in einer kleinen halben Stunde anzuspannen, daß man nach Charlottenburg führe.

Diese kleine halbe Stunde, aus welcher natürlich eine große wurde, sollte verabredeter Maßen zu einem Besuche bei dem berühmten Hofconditor Fuchs unter den Linden verwendet werden. Der junge, feine Berliner, Herr Swermar, welcher der Reisegesellschaft die honneurs der Hauptstadt machte, hatte die beiden Damen, nämlich die Frau Gasbeleuchtungscommissionsassessorin Hellmann und die Frau Oekonomieräthin Neugieß, leicht überzeugt, daß, wer nicht bei Fuchs gewesen, Berlin gar nicht gesehn habe. Man wandte sich also zu der jenseitigen Häuserreihe, wo der glücklichste der Nachfolger von Pharaos Hofbäckern seine geschmackvolle Siedelei errichtet hatte.

Wem aber auf dem kurzen Wege das Blut am wärmsten

*) Beide aus dem Leben.

zum Herzen drang, das war nicht das kleine Gustchen, das Töchterchen der Oekonomieräthin, noch weniger Fräulein Selia, die kaum sechzehnjährige, aber schon mit allen Reizen jungfräulicher Anmuth erblühende zweite Tochter des Assessors, sondern es war der Candidat Traugott Hellmuth Suser, welcher in seiner Qualität als Hauslehrer in dem Hellmann'schen Hause die Ehre gehabt hatte, die Frauen aus der weitbekannten Kreisstadt Salzräuchel nach Berlin zu geleiten und der dort, um sich sein schweres Amt leichter zu machen, seinen bewanderten Vetter, besagten Herrn Swermar, bei seinen Gönnerinnen eingeführt hatte.

Suser kannte im Fache der Restaurationen und Conditoreien wenig mehr als das Hinterstübchen der alten Mamsell Grundmann in der kleinen Klausstraße zu Salzräuchel, wo er manchmal in seinen Fuchsenjahren, um sich ein Beno zu thun für zwei Groschen Hallorenkuchen gegessen und ein Schnäpschen dazu genippt, und dann seine ehmalige Garküche bei der Wittwe Auerhammer in der Brauhausgasse, wo es keine Speisezettel und nur eine Aufwärterin gab — Apfelmußhannchen nannten sie die Studenten — welche nach der unveränderlichen Hausordnung zutrug, was jeder zum Voraus wußte. Da brachte jeder Montag seine Kartoffeln, der Dienstag Kartoffeln und Möhren, die Mittwoche Kartoffeln und Rüben, der Donnerstag Kartoffeln und Kohlrabi, der Freitag Kartoffeln und weißen Kohl, der Sonnabend Kartoffeln und braunen Kohl, der Sonntag Kartoffeln und Sauerkohl, der Montag zur Abwechslung wieder blos Kartoffeln und so im Reigen fort wanden sich die kleinen runden Kartoffeln wie Kügelchen am Rosenkranz um sein an Kasteiungen reiches Studentenleben.

Ueberglücklicher, hättest du nie die Bedürfnisse der großen

Welt kennen gelernt, nie deinem Magen die glänzende Seite des irdischen Daseins gezeigt, wo er gefeiert wird, und mit schmeichelnder Rede übertäubt, wie die schönste Tänzerin auf dem Fastnachtballe, damit er den andern Morgen die jämmerliche Leere der Wohnstube desto bitterer empfinde!

Eine heilige Scheu erfüllte die Lüsternen als sie über die Schwelle traten. Fuchs, der erste Conditor von Berlin! Berlin, die größte Stadt in Preußen! Preußen, das schönste Reich in Deutschland! Deutschland, das herrlichste Land in Europa, Europa, der aufgeklärteste Welttheil! Fuchs, der erste, größte, schönste, herrlichste, aufgeklärteste Conditor der Erde! Die Conclusion dieses Kettenschlusses stillte beinahe schon allen Appetit. Aber ein süß einladender Duft, der ihnen entgegenströmte, reizte wieder das Verlangen. Leisen, kaum hörbaren Trittes schwebten sie durch die Thüre. Aus hundert Spiegeln erröthete ihnen ihre bräutlich schüchterne Sehnsucht entgegen. Die Kronleuchter flimmerten in krystallener Beweglichkeit; die Buffets, mit den köstlichsten Früchten belastet, wandelten den Saal in einen Hesperidengarten, und die Linden draußen vollendeten die Täuschung.

Das größeste Glück für unsere Reisegesellschaft war aber, daß außer ihr und den dienenden Genien dieses Paradieses, und drei Goldfischen in der weitgebauchten Vase, keine lebendige Seele zu schauen war: so konnten sie mit reinem, ungestörtem Genusse, wie Diana bevor der noch ungehörnte Aktäon erschien, eintauchen in das Götterbad dieser würzigen Atmosphäre.

O du erbärmliches Hinterstübchen der alten Mamsell Grundmann! war Susers erster Gedanke.

Wie könnte ich sie aber nennen, alle die Süßigkeiten, die hier aufgetischt waren!

Blau, roth, weiß, grün, gelb, braun, lila, orange, purpurn und mit einem Dutzend anderer Regenbogenfarben,

lagen, standen, rochen, dufteten, glänzten, winkten, prangten, klebten, flossen, liefen, reizten und schwammen,

auf Tischen, Tellern, Schäften, in Schränken, Schüsseln, Laden, Schalen, Gläsern, Flaschen, Näpfen, auf Porzellan, Silber, Holz, Blech und andern edeln Metallen,

rund, drei- vier- fünf- sechs- und vieleckig, würfel- cylinder- kegel- herz- mond- rauten- kreuz- stern- muschel- kugel- nuß- blumen- ring- fisch- früchte- thier- und weiberförmig,

gebacken, geklopft, gekocht, geformt, getropft, geblasen, getrieben, gesponnen, gekleistert, gestrichen, gepinselt, gewürzt, geschmort, geröstet, gegossen, gebrannt, gezogen, garnirt, glacirt, distillirt, purificirt, kandirt und sonst geziert, gemacht und eingemacht,

mit Zimmt, Ingwer, Muskatnüssen, Nägelein, Pfeffermünze, Orangeblüthe, Rosenwasser, Rosinen, Zibeln, Butter, Lorbeerblättern, Mandeln, Citronen, Vanille, Bergamott, Eiweis, Sirop, Honig, Sauerrauch, Kaffee, Rhum, Rak, Chocolade, Anis, Kalk und Wasser,

verschönt mit farbigen Tüten, gefaserten Papierschnitzeln und Devisen in deutscher, französischer, englischer, italienischer und Berliner Sprache,

alle Gattungen, Arten und Sorten von Kuchen, Torten, Bonbons, Drages, Plätzchen, Confituren, Biscuits, Brodchen, Täfelchen und Wähen,

Hohllippen, Hobelspäne, Mandelbögen, Tabakrollen, Zim-

metliſten, Regenwürmer, Schuhnägel, Muskatzünglein, Huſarenſchnitten, Breitküchelchen, Stöpperlein,

pariſer Plaiſirs, ſpaniſche Winde, gâteaux de Milan, nougat de Montélimart, biscuits de Rheims, ſchwäbiſches Gſelz, heſſiſche Latwerge, basler Leckerli, mühlhauſer Waffeln und ſtraßburger Mandelſpeckkuchen,

papillottes, soufflets, pastilles, gelées, biscotins, compote, gauffres, boules de gomme, pâte de guimauve, croquets, croquants und croquanteaux,

crêmes à la vanille, au punch, au thé, à l'eau de cerises, à la fleur d'orange, au café, au chocolat, au vin, au citron, fouettées, brûlées et renversées,

glaces, unzählbare Arten und noch einige mehr,

dazu für die Damen Sirop de framboises, de limons, de citron, de gomme et de guimauve, Hippocras, Ratafia, Orgeat,

für die Herrn huile de Kirsch, crême de Moka, brous de noix, eau de noyaux, liqueur de roses, parfait amour, Biſchof und Cardinal,

für die Geſättigten Curaçao, Anisette, Cassis und Bitterer.

für Suſer ein Quittenſchnaps,

und für meine ſchönen Leſerinnen hoffentlich genug.

Aber — o du erbärmliches Stück Hallorenkuchen für zwei Groſchen! — war Suſers zweiter Gedanke.

Um ſeinen fremden Gäſten aus der erſten Verlegenheit zu helfen, führte ſie der höfliche und elegante Wirth in ein anſtoßendes Cabinet, wo eine unwiderſtehliche Ottomane die Damen, und gepolſterte Lehnſeſſel die Herren zur Ruhe einluden.

Die eine Wand des niedlichen Gemachs war mit einem künstlichen Rebengelände überſponnen, deſſen breite Zackenblätter, an den Fenſtern hinrankend, nur ein grünliches Halblicht hereindringen ließen. Gegen der Ottomane über war die Wand mit Gemälden behängt, aus vielfarbigem Zuckerguß, deſſen gefällige Schattirungen mit der Feinheit des Pinſels wetteiferten. Ueppige Wohlgerüche ſteigerten die Illuſion zu einem paradieſiſchen Rauſche.

Suſer bat Swermarn, als den erfahrnern, ihm in der Wahl der Süßigkeiten, die er ſeinen Herrinnen präſentiren wollte, behülflich zu ſein. Und der Vetter unterzog ſich mit eben ſo viel Aplomb als Geſchmack dieſem wichtigen Geſchäfte. Außer den ſchönen Bonbons brachte Suſer auch ein Zeitungsblatt aus dem Saale. Es war das Berliner Wochenblatt. Er durchflog es und las hin und wieder eine Anzeige vor, z. B.

— „Don Juan kann morgen Abend nicht aufgeführt werden, wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit des Herrn Blume."

— „Herr Oberhofprediger Dr. Strauß wird morgen um 9 Uhr im Dome predigen."

— „Auf friſchen Kuchen und gebackne Schweinsfüße empfiehlt ſich W. Wechſung zur Schwane in Strohlau."

— „Die Niederlage chriſtlicher Schriften des Calwer Vereins befindet ſich fortwährend bei L. Oehmigke, Dorotheenſtraße Nro. 40."

— „Zu ſeinem vierten Sommerballe lädt auf künftigen Sonntag ergebenſt ein Joſeph Geiger zum Huſarentrompeter in der Köpenicker Vorſtadt."

— „Die Generalverſammlung der Geſellſchaft zur Rettung

gefallner Mädchen wird nächsten Dienstag 5 Uhr im Saale der Freimaurerloge Statt haben."

— „Ein lediges junges Frauenzimmer von angenehmem Aeußern findet Beschäftigung als Gouvernante bei zwei Waisen. Im Bureau zu erfragen."

— „Professor Carolini, Hausvogteiplatz Nro. 5 im hintern Hof zwei Treppen hoch, ertheilt Unterricht im geselschaftlichen Ton, im Tanzen, Tranchiren und Serviren."

Endlich kam Suser an die Fremdenliste und siehe, der erste Name, der ihm aufstieß, war:

„Der Gelehrte, Herr Dr. Suser, nebst Familie, kömmt von Salzräuchel, logirt zur Stadt Rom."

Ach was machte das dem guten Jungen für eine Freude, sich gedruckt zu sehn! Im ersten Entzücken merkte er nicht einmal, daß der Setzer, der lose Schmeichler, statt des großen G ein kleines genommen zu seinem Titel. Er stellte sich jetzt recht lebhaft vor, wie ganz Berlin seinen Namen lesen müsse, in jedem Kaffeehause, bei jedem Conditor, bei Fuchs ohnehin, im Clubb, auf dem Museum, im Casino, im Speisesaal eines jeden Gasthofs, in jedem Kränzchen, in jeder Theegesellschaft, und wie da immer eines das andere fragen würde:

„Der jelehrte Herr Dr. Suser?

Wer ist das?

Kennen Sie ihm?

Haben Sie ihm jesehn?

Wie sieht er aus?

Er soll ein langer, hagrer Mensch sind.

Man sagt er sei noch dicker als jelehrt.

Er ist schon sehr alt.

Er ist noch sehr jung.

Haſt du von ſeiner hübſchen jungen Frau jehört?
Warens denn etwa die jeſtern in die Loge, in die Oper?
Die war häßlich.
Ik wüßte auch nich wie man der hübſch nennen kann.
Nun und jung iſt ſie auch nich.
Nä, wer der für jung hält, der iſt ſchief jewickelt.
Sie ſollen ein Paar allerliebſte Kinder bei ſich haben.
Einem Knaben und einem Mädchen.
Das Mädchen ſchielt doch wohl ein Bischen.
Der Knabe hat impertinent blonde Haare.
Die Frau Doktorin könnte faſt ſeine Tochter ſind.
Die Kinder ſollen auch nicht von ihm ſind.
Sie trägt ſich kleinſtädtiſch.
Haben Sie mit ſie jeſprochen?
Wer?
Sie!
Jlle?
Jä!
Nä!
Was will er denn hier?
Er kommt an der Univerſität.
Als Profeſſor der Botanik.
Als Ordinarius für dem römiſchen Recht.
Als Conſiſtorialrath.
Er ſoll der evanjeliſchen Kirchenzeitung redijiren.
Er wird dritter Leibarzt.
So ſagt man, Unterleibarzt.
Er wird morjen den König vorjeſtellt.

„Was ſtudiren Sie denn da ſo eifrig, Herr Suſer?“ unterbrach die Aſſeſſorin ſeine galoppirende Phantaſie. Er zeigte

den Artikel, und wurde für das kleine G noch tüchtig ausgelacht, zuletzt für das große obendrein. Swermar aber wurde stutzig über die Erwähnung der „Familie"; er meinte in seiner berliner Naseweisheit dahinter müsse mehr stecken und das müsse er herauskriegen, und sah zuerst mit großen Augen die Mutter an und dann mit kleinen wechselsweise die Tochter und den Candidaten und schnitt dazu eine Grimasse, die zusammengesetzt war aus der Breitverziehung eines intelligenten Lächelns, aus der Langverziehung einer geckenhaften Eifersucht und aus einem Stück Marzipan, das er zwischen den Zähnen hatte. Aber wie lang er auch blickte, Selia wurde nicht roth, Suser kam nicht aus der Contenance und in keinem Auge las er das Bekenntniß, das er erwartet hatte.

„Was! diese Kleinstädter wollen ein Geheimniß vor mir haben! dachte er; das wären mir die Rechten!" Er nahm den guten Suser am Arm und führte ihn ans Buffet hinaus unter dem Vorwande, noch etwas auszulesen, und hatte es mit zwei Querfragen gleich so weit, daß dieser merkte, er solle examinirt werden. Er rückte also lieber selber mit der Beichte heraus, daß sein Doktortitel zur apokryphischen Literatur gehöre, daß er ihn angenommen der Damen wegen und auf den Rath des Assessors und des Oekonomieraths und daß er dermalen eigentlich Privatdocent und Educationsrath in des erstern Hause sei, d. h. die Töchter unterrichte, besonders im Französischen.

„Und welche derselben — —" wollte der Berliner herausplatzen mit einer ungeduldigen Frage.

„Alle zwei!" unterbrach ihn Suser.

„Alle zwei?! Herr Vetter, übers Mal!

„Warum nicht? Es geht ſo viel leichter. Es iſt mehr Wetteifer dabei und weniger Einerlei.“

„Nun das iſt doch das Mögliche! Aber Einer müſſen Sie doch zuletzt den Vorzug geben?“

„Nun ja, heute gehts mit der beſſer, morgen mit jener. Es gleicht ſich immer wieder aus.“

„Aber zum Henker, Vetter, am Ende müſſen Sie doch wählen?“

Suſer ſtand ganz verblüfft. „I Vetter, Sie haben eigne Begriffe! Zu was denn wählen?“

„Wie weit ſind Sie denn ſchon mit ihnen gekommen?“ lenkte jener ein, voll Erſtaunen über die Fortſchritte der Civiliſation in der Provinz.

„Wie weit? das kann ich nicht ſo ſagen. Mit den Elementen haben wir uns nicht befaßt, die wußten ſie ſchon. Wir ſind gleich an die unregelmäßigen Conjugationen gegangen.“

Bei dieſen Worten ſah Swermar Suſern eine Viertelſekunde lang mit den Augen eines plötzlich von Sinnen gekommenen an und platzte dann mit einem unauslöſchlichen Gelächter heraus, welches auch ſeinem Vetter die Augen öffnete, der dann eben ſo herzlich mit — und jenen tüchtig auslachte. Die Garçons ſahen ſich verdutzt an, die Aſſeſſorin machte die Thüre auf und wollte eine Frage thun, Suſer aber faßte ſchnell einen Teller mit Confekt und eilte hinein, um ihren Gedanken einen andern Weg zu weiſen.

2.

Die Demagogen.

Am 18. Juni 18..... versammelten sich die letzten acht Mann, um das Andenken der Schlacht von Waterloo zu feiern. Es war der bärtige Rheinländer Lustschloß, der blonde Nassauer Schelle, der breitgestirnte Sachse Brotheld, der glatte Lausitzer Schörpß, der schwarze Ruinelips und der gelbe Stieger, zwei Schweizer, der finstre Schlesier Berst und endlich der höckerige Pole Stocknarsky, zusammen die Blüthe der hallischen studirenden Jugend.

Die Szene nach ihrer pittoresken Aeußerlichkeit zu malen, erlasse man mir. Ich bin weder ein Walter Scott, noch ein Clauren, um die reiche Draperie von langen, lockigen Haaren, dicken Bärten, deutschen Röcken, schwarzen Baretten, rothen Vorhemden, goldnen Quasten, übergeschlagnen Spitzenkragen und bloßen Hälsen mit erschöpfender Ausführlichkeit zu beschreiben. Ich begnüge mich von diesem Bilde bloß die Physiognomien zu zeichnen, das Uebrige mag sich die Phantasie der geneigten Leser hinzudenken. Die Geschichte selber ist zu wichtig und zu wahrhaftig, als daß ich mich lange an Nebensachen aufhalten dürfte.

Sie setzten sich um einen Tisch mit Bier in Stiegers Zimmer. Fidibus, Butter, Brod, ein altes Messer, eine Lade mit Tabak — Maryland aus der Fabrik von F. H. Schmitter und Comp. in der Galgstraße — waren die Dekorationen des Tisches. Der kleine Pole hatte einen ungeheuern Hieber mitgebracht, schartig zwar und mit etwas angerostetem Korbe, aber noch kräftig zur Inspiration. Er wurde, aus Ermanglung zureichenden Raums auf dem Tische, in einen Winkel gestellt.

Gläſer hatten ſie fünf zuſammen, verſchiedner Sorte, drei gehörten denen unter ihnen, die im Hauſe wohnten (im Helm in der Ritterſtraße, die Fenſter gingen hinten auf die Saline hinaus und den dazu gehörigen D—); die andern beiden waren von andern Hausburſchen „gepumpt". Die Pfeifen waren auch verſchieden. Schelle rauchte noch gar nicht; zwei oder drei hatten ſchwarz geranchte irdene; Ruinelips hatte einen Wilhelm Tell auf der ſeinigen, den man am Namen erkannte, und Luftſchloß ein, wie er ſagte, ſprechend ähnliches Bild von Jahn, das ein Ariſtokrat für eine Carricatur angeſehn hätte. Vom Bier aber ſag' ich gar nichts. Wer das im Grenadier gewohnt iſt, oder auf der Leopoldshöhe, hätte nicht mitgehalten. Sie tranken's aber mit Todesverachtung, fürs Vaterland.

Nach einigen profanen Präliminarien kam die feierliche Stunde. Luftſchloß, die Seele des Ganzen, bat zuerſt um das Wort, nahm einen Schluck Bier, erhob ſich langſam von ſeinem Stuhle (er hatte dieſen auch mitgebracht und noch einen dazu), lüpfte die Mütze ein wenig, nahm noch einen Schluck und ſprach alſo:

„Meine deutſchen Brüder!

„Der Zweck, warum wir uns heute verſammelt haben, iſt euch allen bekannt. Heute an dieſem ewig denkwürdigen Tage iſt der Jahrestag der ewig denkwürdigen Schlacht von Bellalliängs in den glorreichen Gefilden von Waterloo, wo die fremden Knechte, unter deren Druck unſer deutſches Vaterland ſo lange geſeufzt hatte, von deutſcher Kraft und deutſchem Heldenmuthe ſo ſchimpflich geſchlagen wurden. Es ziemt uns, meine deutſchen Brüder! — es ziemt uns, dieſen ewig denkwürdigen Tag feierlich — — das Andenken jener deutſchen Schlacht zu feiern. Und wir wollen ſie feiern, meine deutſchen Brüder!

wir wollen — — sie feiern. Aber für uns, die wir an den Thaten unſrer Ahnen lernen ſollen —

(er nahm einen Schluck)

— für uns, die wir erſt lernen ſollen, ziemt es ſich, zu betrachten, wie wir dieſe große Lehre, dieſe Schlacht, benützen können für das Leben und die Zukunft. Vorzüglich die Jüngern unter uns können für ihre Zukunft und für ihr ganzes Leben — und für die Zukunft — daran lernen. — Das Leben iſt eine beſtändige Schlacht und die Zukunft riecht nach Pulverdampf — —

(er nahm wieder einen Schluck)

das Leben muß erſt herangebildet — — und die Zukunft nach der Vergangenheit — — und das Leben — — und die Zukunft — —

(er nahm wieder einen Schluck und wiſchte ſich den Schweiß ab)

— das Leben ſag' ich, — die Zukunft ſag' ich — — dieſer ewig denkwürdige Tag — — der Dampf der Schlacht von Bellalliängs in den glorreichen Gefilden von Waterloo — — Meine deutſchen Brüder! — Ich ſchlage vor, daß einer dieſe Schlacht aus dem Converſationslexikon vorleſe."

Er ſetzte ſich, trocknete die Stirne, trank ſein Glas leer und fühlte den künftigen deutſchen Parlamentsredner in ſich. Brothold holte den zehnten Band des Converſationslexikons — es bildete dieſes edle Werk, nebſt einigen ziemlich lückenhaften Collezienheften, die ganze Bibliothek des ſtiegeriſchen Studirzimmers — und fing an zu leſen. Aber bald ſtockte er bei den franzöſiſchen Namen. Sein deutſches Gewiſſen hatte ihm nicht erlaubt, die gräuliche Sprache zu lernen, und Berſt mußte jedes fremde Wort dazwiſchen leſen. Ruinelips entwarf ſchnell den Plan der Schlacht und demonſtrirte, daß die Preußen ſie

allein gewonnen hätten. Schelle bemerkte, daß den Naſſauern auch ein Theil des Ruhms gebühre und ſogleich wurde dem Schelle zu gefallen dekretirt, daß die Naſſauer ſich um's Vaterland verdient gemacht hätten.

Nun wurden die Commersbücher geholt und nachdem man die Kehle angefeuchtet, ging's an's Singen. Noch entflammt von dem Pulverdampfe des Converſationslexikons ſtimmte Stocknarsky, der höckerige Kämpe, das erhabene Lied an: An der Roßbach, an der Roßbach, hu —! und ſtürzte bei jedem Verſe ein Glas hinunter. Schops ſang: Pfui über dich Buben hinter dem Ofen, und Schelle zitterte heimlich vor ſeinen kunftigen Heldenthaten. Stieger folgte mit einem Turnliede und Luftſchloß ſtand auf und brachte ſeinem „guten Vater Jahn“ ein Lebehoch, und ſogleich rief Stocknarsky: Arndt und Follen auch dabei, und rannte zappelnd vor Eifer mit ſeinem Glaſe in die klirrenden Humpen hinein.

Jetzt nahm der ernſte Ruinelips das Wort und mit einer Miene, welche verkündigte wie tief ergriffen und hoch geſtimmt er ſei, räuſperte er ſich zweimal, ſchneuzte das Licht, äußerte ſeine Freude über die große Gleichheit der Anſichten und Geſinnungen, die unter ſeinen deutſchen Brüdern herrſchte und fuhr dann mit ſcharf betonter Stimme im reinſten Aarauer-Deutſch alſo fort:

„Ich habe nun, meine deutſchen Brüder, von einer Sache zu euch zu ſprechen, die dem Vaterlande ſehr am Herzen liegt und die mehr als alle andre würdig iſt, an dem Tage von uns überlegt zu werden, wo das Andenken an die Größe der Vorzeit uns zu den höchſten Betrachtungen ſtimmt und erhebt. Unſer höchſtes Beſtreben ſoll ſein, unſern Altvordern, mannhaft unverbildeten Andenkens, immer ähnlicher zu werden.

(Berthold griff zum Glas.)

„Jene hohen Musterbilder von einfältiger Sittenunschuld und unverarteter Menschenthümlichkeit leuchten in unsre heutige kleinliche Welt herab wie Haarsternlicht, das manchmal an der nächtlichen Himmelsfeste glänzt. Ja, wohl mag ich sie Haarsternen vergleichen, sie, die im Schmucke des wallenden Haupthaars und des langen, fettglänzenden Bartes der Schrecken ihrer Feinde wurden. Stark wie ihr Bier, kannten sie keine ärgere Schmach, als dieses mannzierenden Ehrenzeichens beraubt zu werden, fürchteten sie keinen Untergang, als derer, die weichlich, wie der philisterzwängende Simson, den Bart unter das Schermesser dahin gaben. Wir nicht also, meine deutschen Brüder; lang sollen unsre Bärte über die Wehrmännerbrust herabfließen, und Enkel sollen an ihnen noch lernen, wenn sie einst im Streite grau geworden. Laßt uns Schermesser, Barbiere, Haarkränsler als unsre ärgsten Widersacher betrachten und uns das Wort geben, nie ein andres Mädchen heimzuführen, als deren ungekämmtes Haar ihren alterthümlichen Heldensinn verräth. Die, welche mit geflochtenen Locken einhergeht, ist nicht werth, das Feuer auf unserm Herde anzuzünden. Die sich schämt, den grauen Schädel der Welt zu zeigen, darf uns nicht die Heldenlabespeise aus der Milch unsrer Ziegen bereiten. Werft die entmarkenden Werkzeuge weg, die ihr bisher gebraucht! Kein anderes Messer berühre euern Hals, als das euch in der Schlacht die Kehle zugleich abschneidet; kein anderer Schaum berühre eure Lippen, als Bierschaum, und alle eure Waffen mögen nicht mehr auf dem Leder, sondern auf dem Steine geschliffen werden! So komme es!"

„Ja so komme es!" rief Stocknarsky begeistert aus, und

ſprang vom Stuhl auf und hämmerte auf den Tiſch, „ja ſo komme es! Und mehr noch komme! Nicht die Unbärtigen allein ſind unſre Feinde; mehr noch ſind es die Frackträgler, die Schnürleibgepreßten, die Halstuchgefangenen, die Vatermörders-dreieckfratzen, kurz die Schneider und alle die den Scherengeſchöpfen ihres unthümlichen Witzes huldigen. Nicht davon zu reden, daß der rüſtige Turner ſolche Kleidung als Gift für Gliedergeſundheit anſehn muß, ſie iſt eine Ausgeburt der entſetzlichſten Leidenſchaftsungezügeltheit unſrer Zeit. Ich möchte mein Geſicht verbergen, daß ich von ſolchen Schandthümlichkeiten zu euch rede! Aber es muß heraus! Wenn die elenden, gemeinen, verächtlichen Franzoſenaffen, altdeutſchen Ruhms erbverluſtige Abtrünnler, in ihren Gelagen, wo ſie nur fremde Weine ſaufen, die Bierverächter, wo ſie, ſtatt wie unſre Ahnen mit Bärenfett die Speiſen zu würzen, nun allerlei ſchärfliche Aezungen aus fernen Ländern kommen laſſen, wenn ſie an ſolchen Tafeln ihre Kräfte verpraßt, in Müſſiggang und Liederlichkeit ihre friſche Farbe verloren, auf langen Liegeſeſſeln ihren Leib träge gemacht haben, dann ſuchen ſie durch die weißen Hemdelappen dem eingefallnen Geſichte wieder Glanzjugend zu geben und hüllen das peſtmagere Gekröſe in ſeidene Tücher ein, in welchen ſteifes Pappepapier oder Wallfiſchzahnſtangen den welken Schorkopf tragen müſſen. In ihrem Ueppigkeitstrotz ſchämen ſie ſich nicht, vor unſern Frauen und Jungfern in ihrem anſtößigen Frack (pfui des Worts!) zu erſcheinen, der, um den ſchwachthümlichen Leib nicht niederzudrücken, kaum ihre Blöße deckt. Der Turner trägt einen weiten Rock, weil er frei iſt; er trägt einen bloßen Hals, weil er fröhlich iſt; er trägt weite Hoſen, weil er fromm iſt; er trägt keine Vatermörder, weil er friſch iſt. Ja fromm, friſch, fröhlich und frei

iſt der Turner. Möchten doch dieſe vier Worte das Wahr- und Spruchzeichen aller Deutſchen ſein! Was nützen alle die lehrthümlichen Anſtalten, von der Dorfſchule bis zu dieſer halliſchen Wiſſenſchaftsallgemeinheit, wenn die Lehrer derſelben etwas anderes predigen, als dieſe friſchfromme Freifröhlichkeit? O du liebes, altes, treues, großes, ſchönes, gutes, ſtarkes, feſtes, herrliches, heiliges, himmliſches, göttliches, deutſches Vaterland! Wie oft hab' ich geweint um dich, daß man beim Eintritt in deine Marken ſo vielerlei Tracht und Art ſieht! Aber Geduld! Das bunte Gewühl von Kleidern ſoll aufhören! Bald erſcheint die Zeit, wir wiſſen das, meine deutſchen Brüder! bald erſcheint die Zeit, wo die große Staatsgrundſtandweſenumänderung vor ſich gehn wird. Dann, wenn Landsmannſchaftſucht und Völkleinerei ſich aufgelöst haben in Alldeutſchheitsurerbreichvolkſchwurverbrüderung, dann wird ausgeſtoßen von der Gemeinde, wer keine Turnhoſen und keinen deutſchen Rock trägt; unſre Schneidergeſellen dürfen nicht mehr in Undeutſchland arbeiten, unſre Heldenmädchen werden nur die bärtigen, unbetuchgefleckten Hälſe lieben, aber die unwürdigen, Wechſelſüchtlichkeit mitmachenden Töchter unſrer Eichenwälder ſind zu langſam ſelbſtzehrvertrocknender Unmannbetrautheit verdammt, damit uns nie aus ihrem Schooße abdeutſchthümliche Unhelden entſproſſen!"

Ein Augenblick tiefer Stille folgte auf dieſes Meiſterſtück politiſcher Beredſamkeit; es war, als ob jeder eine Selbſtbetrachtung halten müßte, um den Wärmegrad ſeines Patriotismus an dem Zuſtande ſeines Anzugs abzumeſſen. Brotheld, der ſich jetzt erſt recht fühlte, da ſein Schneider keinen Hochverrath an ihm begangen hatte, brach zuerſt das Schweigen, faßte den vollen Humpen mit der einen Hand, eine dick be-

ſtrichene Bemme mit der andern und ſtimmte aus voller Kehle das Lied an: Was uns bleibt, wenn Deutſchlands Säulen brechen!

Wie man ſich endlich müde geſungen, und nach altgermaniſcher Weiſe durch Bier und Geſchrei die Köpfe in Deliberationstemperatur verſetzt waren, wurde eine lange Verhandlung angeknüpft über das künftige Glück, das man dem Vaterlande bereiten würde. Die Thronen wurden umgeſtoßen und das alte Wahlreich hergeſtellt und in Kreiſe getheilt. Elſaß, Lothringen, Burgund, Luxemburg, Flandern, alles, was je zum heiligen römiſchen Reiche gehört hatte, wurde wieder vereinigt. Brotheld reclamirte ſeinen Churfürſten, Luftſchloß das Reichskammergericht von Wetzlar, Berſi proteſtirte gegen den Hubertsburger Frieden, Schörß gegen die Theilung Polens, Ruinelips predigte einen Kreuzzug gegen die Türken und Stieger, als ein neuer Barbaroſſa, hatte ſogar Abſichten auf den Pabſt.

Als aber auch die Schweiz den neuen Kaiſer anerkennen ſollte, da brauſten die beiden Aarauer auf. Der Kampf begann, ein wahrer polniſcher Reichstag, und trotz der gerühmten Einigkeit waren bald acht verſchiedene Meinungen. Jeder wollte durch überbietendes Schreien die ſeinige geltend machen; Stockmarsky, der nie zum Worte kommen konnte, ſprang ungeduldig auf den Stuhl und peroirte links und rechts, bis er plötzlich zu nah am Rande einen Fehltritt that und mit der ganzen Wucht ſeines Körperchens und mit allen ſeinen ſiegenden Gründen auf die Ecke des Tiſchbretts fiel, ſo daß dieſes mit Gläſern, Krügen, Brod und Butter überſchlug und der wehrenden Schweiz in die Arme ſtürzte. Die Lampe verloſch unter dem Deckel des Hünengrabs, das Converſationslexikon

war in Oel gebadet und es lag alles in chaotiſcher Finſterniß drunter und drüber, als die Hausbewohner, Burſchen und Mägde herbeieilten, um zu ſehn, was der greuliche Lärm zu bedeuten habe.

Gedichte von Fr. von Tſchudi.

1.

Ein Frühlingslied.

Der Frühling kommt!
Er ſpringt von tauſend Zweigen
Ins knoſpenſatte Thal.
Der Frühling kommt!
An ſonnenwarmen Halden ſteigen,
Der Blumen Schmuck und Düfte ſüß hindreitend
Und über Felder, über Seen gleitend,
Des Frühlings Lebensluſte allzumal.
O Mutter du!
Wie oft bin ich gegangen
Durch Alpenfluh und Waldesruh',
Um ſelig ſatt an dir zu hangen,
Zu träumen und zu weinen faſt,
Wenn aus dem weißen Blüthenaſt
Mir Hoffnungen des Lebens klangen:
Du bebteſt wohl in Hochgewittern,
Ob meinem Scheitel wandelte der Strahl
Und zuckt' in's Thal —
Und machte Fels und Wald erzittern,
Ich kannte dich, ich bebte nicht;
Du kannſt ja wen du an der Bruſt getragen,
O Mutter, nicht im Wetterſtrahl erſchlagen,
Und wenn die Eiche bricht,
Soll ich verzagen?
Nein, nein! verzeih, wohl manchmal mocht' ich denken:

Und thuſt du noch ſo laut —
Wie Menſchen ſchrecken und wie Menſchen kränken,
Das kannſt du nicht:
An deinem Born hab' ich mich faſt erbaut.
O wüßteſt du!
Es geht bei uns verehrten Menſchenkindern
Ganz anders zu:
Und wenn bei jedem Schritt und Tritt
Dir Haß und Sorge gehen mit,
Um dir den freien Muth zu mindern
Und deinen Wuchs zum Himmel auf zu hindern,
Und wenn der Schmerz dir friſt am Mark,
Wenn ſie dir Licht und Lieb und Lebensluſt verengen,
Um freundlich dich in Formen feſtzuzwängen,
O glaub's, dann wird man ſtark.

Du weißt es nicht, du hohe, freie Mutter,
Wie Zwängen thut!
Wie hoch durch friſche Himmelsfluth
Der Geier ſchwimmt,
Wie über jähe Hoh' mit kaltem Blut
Die Gemſe klimmt,
Durch Wüſten hin in Brand und Gluth
Des Roſſes Huf den Weg ſich nimmt,
Das weißt du wohl.
Auf freien Wellen
Von Pol zu Pol
Mit flüchtigſchnellen
Luftgeſellen
Zieht du dahin,
Flieht du dahin,
Wie's dir gefällt,
Herrin der Welt!
O du mit deinem freien, frohen Muth,
Du weißt es nicht, wie Zwängen thut.

Die unerbetne Fülle breiteſt du
Liebreich und ſegensreich dem Leben aus;
Dem Thier im Gras, dem Menſchen weiſeſt du

Ein heilig wohnlich Haus.
Geſtalt und Leben und zum Leben Raum
Giebſt jedem du, was kriecht und ſchwimmt und fliegt,
Und deine immervolle Schaale wiegt
Ihm nicht die karge Nothdurft kaum.
In Millionen Arten freuſt du dich,
Zu ruhn, zu wachſen und zu ſterben,
Genießen willſt du und genoſſen werden;
Allmutter, an der Bruſt der Erden
Nährſt du ſie gut und dann erneuſt du dich,
Um Raum zu geben allem Ahnungsleben.
Du ſchauſt ſie mit dem Sonnenauge an,
Ihm wendet Alles zu ſich, Stille ahnend;
Ein jedes ſeine eigne Bahn ſich bahnend,
Fuhrſt du doch alle deine Bahn.
Dann ruhen ſie. Du ſtellſt die weiche Schranke,
Und jedes hat zur Ruhe ſich gebracht.
Du zeugſt ein neues Wunderleben ſacht
Und wie der Muttertreue ein Gedanke
Blickt ſtill der Mond durch deine Nacht
Hin auf die Welt, die träumend wacht . . . . .

Ich auch dein Kind, o Mutter, auch dein Kind —
O ſchau mich nicht mit ſanften Augen an,
Umfaß' mich nicht mit Traumesarmen lind —
Ich bin ein Menſch; ich ziehe meine Bahn,
Ein Menſch, vielleicht nicht ganz wie andre ſind.
O ſammle deiner Nachtgewölke Laſt
Und blitze von dem einen zu dem andern:
Das iſt ein Zeichen für ein einſam Wandern,
Das beſſer paßt.
Was ſtand auch auf der hohen Warte
Der Zeit ſo mancher Thürmer ſchon,
Und ließ ſie wehn der Freiheit Siegſtandarte,
Und rief mit hellem Ton
Den Geiſtesfreiheitsmorgen in die Welt:
Das Echo ſpricht ihm Hohn,
Der Thürmer fällt.
Und zwiſchen Schlafen und Erwachen

Zieht mancher in des Geiſtes Heimathland,
Und ficht allein wohl gegen tauſendfachen
Uralten Widerſtand.
Es ſchrickt die Welt wohl auf im Schlaf
Und ſchaut ihn an als Traumgeſicht;
Der Morgenſtrahl, der ihre Wimper traf,
Der Strahl vom ew'gen Licht,
Sie will ihn nicht.
Und aber mit den dunkeln Schwingen
Rauſcht ſpukhaft hin der Wahn, der alte Würger,
Als recht- und heimathloſe ringen
Einſam für ſich der Heimath Burger,
Die alte Welt, ein Kind in Gottes Arm,
Ja für die Ewigkeit noch kaum zu rung:
Am Scheine feſtgeklammert, glaubensarm,
Was ahnt ſie wohl von Selbſtentäußerung?
Der Freiheit ſingt ein Häuflein wohl zum Preiſe
Und die Natur mag ſeiner nicht entbehren.
Doch ſpricht ein Menſchenkind nach ſeiner eignen Weiſe,
O glaub's! man wird ihm ſolche Luſt verwehren.
Ja lächle wehmuthsvoll dem wilden Wein,
Der frei zur Sonne ſeine Ranke treibt,
So lang es noch ſo ſchwer und mühſam bleibt,
Ein Menſch zu ſein.

Der Frühling kommt! ... O Mutter, eine Stimme
In deinem tiefſten Herzen ſpricht für uns!
Wir ſuchen an dem Himmel, ob da glimme
Ein holder Stern mit Licht für uns ...
Der Frühling kommt! Wohl — aber nicht für uns.

2.

Dome und Syſteme.

Da ſteht der Bau, auf's Fundament geſtemmt,
Der alte Dom, das Gotteshaus.

Der Stein iſt's nur, der ſeinen Flug gehemmt,
Er wüchſe ſonſt zum Himmel aus.
O ſieh! Er iſt ein betend Volk im Staube,
Das ſehnſuchtsvoll zum Himmel ringt,
Er iſt der ſchöne, gottverſöhnte Glaube,
Der ſich auf Erden niederſchwingt.
Was ſtehſt du da und zählſt die Marmorriſſe
Und all' die Heil'gen ohne Kopf und Hand?
Laß meißeln du und flicken Kunſtgewiſſe —
Der Meiſter keine ew'gen Steine fand.

Gedichte von Daniel Hirtz,

Drechslermeiſter in Straßburg.

1.

Der Wunderdoktor.

Kennt, liebe Freunde, kennt ihr den Doktor,
Der nie ſtudirt und doch Gebrechen heilet,
Der jedes Glied, das ſein Patient verlor,
Ihm gänzlich wieder ohne Schmerz ertheilet?
Das Unglückskind, das ſelbſt den Kopf verloren,
Hat wieder friſch des Arztes Kunſt geboren,
Hat wieder neu bekopft den Kopfesloſen,
Nicht ohne Hoffnung ihn in's Grab geſtoßen!

Wie dicht umringt ihn oft der Kranken Zahl!
Er kann in ihrem Kreiſe kaum ſich regen;
Sie ſchauen ſtumm, in der Verſtümmlung Qual,
Zu ihm, dem Retter, der ſie ſoll verpflegen.
Dem fehlt's am Arme, Jenem an dem Fuße,
Dem Doktor, leider, oft an Zeit und Muße,
Beſonders in des Winters kurzen Tagen,
Wenn rauhe Stürme an die Fenſter ſchlagen.

Der Kranken keiner je allein erſcheint;
Ihm fehlt das Wort, den Helfer zu begrüßen!
Noch keiner hat in höchſter Noth geweint,
Kommt nie gegangen auf den eignen Füßen.
Ein Dritter ſtets erfüllt die frommen Pflichten,
Des Kranken Zuſtand pünktlich zu berichten,

Oft eine Jungfrau, welche bei dem Kranken
Des Abends saß voll liebender Gedanken!

Jetzt bringt sie sorglich den Gefährten schwach,
Will gänzlich ihn dem Doktor überlassen,
Und dieser schaut mit Kennerangen nach,
Bevor er mit der Kur sich mag befassen.
Und findet er, der Kranke sei zu retten,
Sein Dasein noch an diese Welt zu ketten,
Dann nimmt er's an zu helfen aus den Schmerzen
Und radikal das Uebel auszumerzen.

Wo findet man den Wunderdoktor wohl,
Der schon geheilet manchen schweren Schaden?
Zwar fliegt sein Name nicht von Pol zu Pol
Und Niemand preiset dankbar seine Thaten.
Er muß der Frauen Sparsamkeit sich fügen,
Mit kärglichem Verdienste sich begnügen,
Trotz aller Kuren, die ihm schon geglücket:
Der Drechsler ist's, der alte Nädchen flicket!

2.

Frühjahr und Spätjahr.

(In Straßburger Mundart.)

Im Frühjohr als geht's Herz eim uff,
Wenn d' Lerch in d' Höch sich schwingt,
Bis in die blöue Himmel auff,
Und luschti schlat un singt;
Wenn d' Vydelätzle,
Mit weiche Däzle,
Uß de Näßle schlupfe,
Un grüeni Fröschle hupfe.

Wenn d'Buewe von de Wydebäum
Sich ſchnyde Stöckle glatt,
Mit ihre Pfyffle wandre heim,
Wenn's Owe wurrd, in d' Stadt;
Verqnüejt ſich füehle,
Quartettle ſpiele,
Un mit große-n-Aue,
Nooch de Storke ſchaue! .

Gern höer ich jetz dieß Liedel noch:
„Stork, Stork, flyher die Bein!"
Gemahnt's an ſchoeni Zyte doch,
Wo d'Freud reijiert ellein;
Wo's ohne Sorje,
Un ſchunn am Morje
Glich an's Spiel iſch g'gange,
For räecht guet anzefange.

Er duet mir wohl im Herze ganz
D'r Wydepfyff ihr Ton,
'S ſtellt Alles ſich d'rnoh im Glanz,
Um's Früehjohrs ſyne Thron!
Viel Zmme ſumme,
Viel Schwälmle kumme,
Un kein Zitwelbloofe
Hoert noch m'r uf de Strooße.

O Zitwelbloofe-u-un kein End!
Jetz b'langt's mi nimm nooch euch;
Bin ſunnſcht als au vor's Thor gerennt
Aß gäb's e Königreich!
M'r ſinn mit Scheere
D'rhinter here,
Wenn e Stöck m'r g'funde,
Han's Päckel feſtgebunde. — — —

Jetz iſch's nimme ſo! Jetz ärrjert mi
E Zitwelbloos-Kunzert,
Un's Durledu un's Gigrigy

Simm m'r kein Guff meh werth.
D'r thyri Winter
Steckt schunn d'rhinter,
Derf m'r do noch tröue?
Ball komme d' Schneegäns g'flöue!

Worterklärung.

Schlaat, schlägt. Wydekätzle, Weidenkätzchen, die Blüthe des Weidenbaums. Nästle, Aestchen. Owe, Abend. Styber, stütze. Ziwwelbloose, Zwiebelblasen, die Stengel der Zwiebelpflanze. Blasinstrumente aus diesen Stengeln gemacht, mit denen man den durch das Wort angegebenen Ton hervorbringen kann. Guff, Stecknadel. Tröue, trauen. G'flöue, geflogen.

3.

Weihnachts-Freude.

(In Straßburger Mundart.)

D'r Christdaa kummt! O, 's isch e liewer Daa,
E schöenes Fest voll frummer, stiller Freude!
'S Christkindel schwebt gar früendli mild eraa,
Un Engel uß em Himmel duen's begleite.

Rings um's erum do glänzt e heilger Schyn,
Viel kruuße Loeckle-n-um syn Koepfel henke,
Mit helle-n-Aue lueist's in d'Hyser nyn,
De brave Kinder moecht's so gern ebbs schenke.

In jedi Stubb wo's frummi Kinder sieht,
Stellt's uff de Tisch die viele schöene Sache;
Wie's g'schäffti isch! 's wurrd nit e Bröesel müed,
Un dummelt sich, daß d' Kinder nit erwache.

Dort in zell Eck setzt's frisch e Dannebaum;
E-n-Engel sieht m'r owwe browwe sitze,

Mit goldne Fleijel un mit goldnem Saum
Am wyße Kleid, verziert mit fyne Spitze.

Viel goldni Nusse, Aepfel, Marzepan
Un ander Zuckerdings lacht eim ergeije,
E Herzesfreud hän alli Kinder dran,
Un juuxe sie ze heißt sie Nieme schweije.

'S Christkindels Lieb sieht m'r so graid 'm an,
Es macht 'm Lust syn G'schenk do hinzelaie,
Von Herze gern mueß 's d' kleine Kinder han,
Sunst dät 's sie nit im Stille so erfreue!

Un au for d' Große het's im Herze Platz,
Un möecht au sie erfreue-n-un beglücke,
Es winkt un ruft ne liebreich, doch, was badd's!
Fest loon gar Viel sich von d'r Welt umstricke.

D'r Christdaa isch ne wie e-n-andrer au;
Kein b'sunders G'füehl kann er im Herze wecke;
D'r Glauwe fehlt; d'r kalt Vernunft ihr Au
Will hytt ze Daa's kein Wunder meh entdecke.

O Kinderzyt, o frummi Einfaltszyt,
Du, du sottst allewyl im Herze wohne,
By Jedermann, wie by de Kinder hyt,
Dät Freud un Lust am heilge Christdaa throne!

Worterklärung.

Krunst, krause. Lueiit's, lugt's. Hyser, Häuser. Bröesel, ein wenig, Brosamchen. Zell, jenes. Fleijel, Flügel. Ergeije, entgegen. Juuxe, jauchzen. Nieme, Niemand. Schweije, schweigen. Graid, deutlich. Hinzelaie, hinzulegen. Badd's, nützt's. Allewyl, immer.

Gedichte von Friedrich Voigts.

1.

Morgenandacht.

Wie ſelig, durch das Feld zu ſchweifen
Beim Schall der Lerchenflöte,
Die Luft ſich aus der Luft zu greifen
Voll ſtiller Morgenröthe!

Und wenn der gold'ne Strahl
Spielt in der Frühlingsblüthe,
Da glänzet auf Einmal
Ein Feſttag im Gemüthe.

Und Engel aus den Wolken ſteigen,
Bekränzt mit Lilien und Roſen:
Sie wollen ſich zum Herzen neigen
Und mit der Andacht Wonneſchweigen
In brünſtigen Gebeten koſen.

O Liebe, wer hat ausgeſandt
Die Wunder dein durch alle Land?
Wer hat dem Leben
Die tauſend Geſtalten gegeben?
Und alle Liebe, alles Leben, alle Welt
In einer Menſchenſeele aufgeſtellt?

Allmächt'ger, das biſt du,
Schaffend in ewiger Ruh!

Ich trage dich in meiner Bruſt!
O laß mich, bis ich Aſche werde,
In allen Schmerzen, aller Luſt,
Von dir erfüllt, mich freun auf dieſer Erde.

2.

Sendung.

Ihr erträumten rothen Küſſe,
Feuchter Glanz der Liebesblicke,
Schmachtend Seufzen, Thränenfluth!

Sagt der Lieben, daß ſie müſſe
Ganz mich tödten meinem Glücke,
Oder leben meiner Gluth.

3.

Waldlied.

Wie grünt ſo wundernen der Wald!
Von jedem Aſt und Zweig erſchallt
Ein Freudenlied.
Es rauſcht der Wind von Baum zu Baum,
Die Sonne ſchimmert wie ein Traum,
Und Blumen zart und mannigfalt
Sind mir zu Füßen hingekniet.

Wach auf, o Herz! Wach auf und freu'
Des Lebens auch dich frühlingsneu!
Vorbei der kalte Winter zog,

Und aus des Frühlings Augen flog
Von alter Lieb' ein neuer Glanz
Auch über dich und füllt dich ganz,
Und lehrt dich neue Lieder.
Er weckt die rothen Küſſe dir,
Spielt in des Liebchens Buſenzier,
Und alle Luſt umarmt dich wieder.

4.

Im Walde.

Wie ſo dunkel, ſtill und einſam
Rauſcht das Waſſer, ſteh'n die Bäume!
Kuckuck ſchreit und weckt gemeinſam
Mit den Wellen Wunderträume.

Und ein junger Wand'rer ſchleicht,
Ein Geſpenſt, noch durch die Grüne,
Stirn und Wangen ſind erbleicht,
Matt das Auge, todt die Miene.

Seufzend ſinkt der Wand'rer nieder,
Schlaf und Tod iſt's, was er bat:
Und er ſenkt die Augenlieder —
Horch, da ruft es: Fortunat!

Ach, Fortuna ſieht er ſchweben,
Und ſie reicht ihm lächelnd Gold;
Und es lacht erſterbend Leben
Aus der Waldnacht wieder hold.

Und der Erde ſchönſte Gaben
Legen ſich zu ſeinen Füßen:
Was entzücken mag und laben,
Will den Glücklichen begrüßen.

Aber doch ſind ſeine Schritte
Stets nur angſterfüllt geweſen.
Höre, Göttin, meine Bitte,
And'res Glück hab' ich erleſen!

Gieb für alle meine Tage
Klares Blut und ſchlichten Sinn,
Daß ich ſtets das Rechte wage,
Und das Gute iſt Gewinn.

Gieb, Fortuna, meinem Rohre
Täglich ſchöne Liederweiſen,
Und ſie ſollen all' im Chore
Deine Güte herrlich preiſen.

Gedichte von Auguſt Rodnagel.

Stimmen aus dem Volke, mit ſtädtiſchem Nachklang.

1.

Mit Angel und Hamen
Da ging ich, juchhei!
Das Herzlein zu fangen
Und das war noch frei.

Noch frei — aber eilig,
Gleich Fiſchlein im Grund:
Nun hab' ich's gefangen
Bin doch nicht geſund.

Geſund — ich werd's nimmer
Da hab' ich ihr Herz:
Doch kennt das kein' Freude
Und kennt auch kein'n Schmerz.

2.

Wie oft ich nach dem Himmel ſeh',
Glänzt mir ein Sternlein,
Wie oft ich um die Ecke geh,
Stoß' ich an einen Stein.

Als Sternlein leuchtet hoch empor
Die blonde Nachbarin:

Der Stein iſt der, den ſich erkor
Ihr ungetreuer Sinn.

3.

Meine Augen ſind die Feder,
Meine Wangen das Papier,
Meine Thränen ſind die Dinte,
Wann ich werde ſchreiben Dir.

Hab' ein Brieflein zu beſorgen,
Das ein blutig Herz umſchlingt,
So mein Geiſt Dir übermorgen
Mitternacht um Zwölfe bringt.

4.

Er.

Mädchen, willſt Du mir gehören,
Ewig meine bleiben,
Mußt Du von dem Schilf im Teiche
Spinnen feine Seiden.

Sie.

Muß ich von dem Schilf im Teiche
Spinnen feine Seiden,
Sollſt Du mir den Haas im Walde
Gelehren leſen und ſchreiben.

Er.

Soll ich Dir den Haas im Walde
Gelehren leſen und ſchreiben,
Mußt Du mir drei Waſſerſchnecken
Auf die Weid getreiben.

Sie.

Soll ich Dir drei Waſſerſchnecken
Auf die Weid getreiben,
Mußt Du Vogel Greif geſchießen,
Daß ich jung ſtets bleibe.

Er.

Soll ich Vogel Greif geſchießen,
Daß wir jung ſtets bleiben,
Mußt Du Kugeln mir gießen,
Die um Ecken treiben.

Sie.

Soll ich Kugeln Dir gießen,
Die um Ecken treiben,
Mußt Du mir das Blei geſchneiden
Aus der Sonnenſcheiben.

Er.

Soll ich Dir das Blei geſchneiden
Aus der Sonnenſcheiben,
Mußt 'ne Leiter mir gezimmern,
Die zum Himmel reichet.

Sie.

Soll die Leiter ich gezimmern,
Die zum Himmel reichet,
Kann ich all' mein Leben ſchaffen,
Ewig Jungfer bleiben.

Er.

Sollſt Du all' Dein Leben ſchaffen,
Ewig Jungfer bleiben,
Laß uns, eh' es dich gereuet,
Lieber heut noch ſcheiden.

Die Dinghöfe. [1])

(Aus der vaterländischen Rechtsgeschichte.)

Zur Zeit des Feudalrechts, während welcher alles Volk im Lande, die freien Bürger der Städte ausgenommen, aus Herren und Knechten bestand, vermietheten die reichen Grundeigenthümer ihre Güterschaften: Felder, Wiesen, Rebgelände, Waldungen, Jagd- und Fischrechte an Pächter, welche dieselben um einen bedungenen Zins für eine gewisse Zeit, oft auch auf „ewig" (Erblehen), anbauten. Manche dieser Grundbesitzthümer wurden an einen Hauptpächter, Meier, kleinere Theile (halbe Güter) an Huber und Mentager vermiethet. Zu jedem Zinslehen gehörte ein Hof, der je nach dem Umfang der Pachtung Meierhof, Hubhof, Mentaggut hieß. Den vorzüglichsten dieser Höfe behielt sich der Lehensherr vor; man nannte ihn Dinghof, vom altdeutschen Worte Ding, Gedinge, Ge-

---

1) Vergl. Strobels vaterländische Geschichte des Elsaßes, Thl. I. S. 334 ff.

2) Jedes Geding dauerte gewöhnlich drei Tage; vor dem Anfang des Gedings, „ehnde so die Sunne uffget," wurde eine Messe gelesen und sodann während drei Stunden zusammengeläutet.

richt, weil der Lehensherr dreimal im Jahre [1]) dahin kam, um Gericht zu halten über ſeine Pächter, und die ſchuldigen Zinſe und ſonſtige Abgaben einzuziehen. Seine Stelle vertrat der Vogt, unter ihm ſtand der Hauptmeier, Hubmeiſter oder Hochhuber; die Beiſitzer hießen Urbarsleute, die aus allen Klaſſen der Geſellſchaft gewählt werden konnten, ſogar Frauen wurden als ſolche angenommen. Die Zinſe beſtanden in einigen Schillingen an Geld, namentlich aber in Vieh, Früchten und Wein; letzterer wurde oft in ganz kleinem Maß ausgeliefert, das bis zu einem Becher, Stäuflin, Wißlabart, Lider oder Schüſſelein herabſtieg. Außer dieſer Zinſen fielen dem Dinghofherrn noch andere Rechtsgebühren zu. Wenn ein Lehen erneuert wurde oder an einen andern Herrn kam, oder auch ein neuer Pächter eintrat, ſo mußte Ehrſchatz, d. h. ein Geſchenk gegeben werden, welches als Handgeld, Angeld betrachtet wurde. Beim Tode eines Pächters mußte die Familie dem Lehensherrn Fall, Fallgut, Todfall abtreten. Das Rixheimer handſchriftliche Dinghofbuch [1]), welches vor mir liegt, beſtimmt darüber Folgendes: „Welches Gut aber Fall git, das ſoll geben das beſte Haubt (Stück Vieh) das die Huebe bauet, iſt aber da kein Vihe ſo git es das beſt Gewannt oder das beſte Bette, Iſt do der keins ſo git es das beſte Faß oder die beſte Bütten, findet man der keins do ſo git es fünff Schilling pfennig.“ Ein ähnliches Recht hatte das Stift St. Thomä in Straßburg: „Das Capitele von St. Thoman ſol öch von

---

1) Der Dinghof von Rixheim beſtand aus ſechszehn Hubhöfen und gehörte nach dem pergamentnen Berein- oder Urbarbuche, Recht- und Ordnung des Dinghoffs zu Rixheim, ſchon ſeit dem 13ten Jahrhundert der Familie Zorn (zu Rhein). Unſere Mittheilungen ſind dem im Jahr 1515 erneuerten Dinghofbuche entnommen.

jeglichem huber oder von huberinne die do sterbent one widerredung nemen ein val, das ist das beste vihes höbte (Haupt) oder das beste gewant, das der lat (hinterläßt) oder die lat, die da stirbet ane geferde (ohne List, Betrug)."

Der Lehensherr übte landesherrliche Gewalt über seine Huber aus und gab die Gesetze und Ordnung seiner Dinghof's. Wie sonderbar und willkührlich dieselben oft waren, mag aus folgenden Auszügen des Nirheimer Urbarium's hervorgehen:

„Diese vorgehend Huebhöffe [1]) soll jegliche haben dry Mentage [2]) und jegliche Mentag nün Jucharten. [3]) Der Huben git jegliche Mentag Ir Jucharten zwölff Sester Habern, einen halben Saum roth Wins und zwölff Schilling pfennig, zu den Ziten als hie unterschieden ist: Zu Sungichten [4]) die halben Pfennig by Sonnenschein (bei Tage), an Sanct Martins Tag den Wyn by Sonnenschein, an dem Wyhenecht Abend den andern theil der Pfennigen by Sonnenschein und an St. Hilarien Tag den Habern auch by Sonnenschein; Wär aber daß der Dinghoffe im Krieg stüende und von Mineswegen Niemand darine wäre, so soll ein Breit Stein ligen by dem Bach; und wer seinen Zinß richten will, der soll mit Ihm nehmen zween ander Hueber und soll gon in den Hoffe und rueffen dry ständ (dreimal), als man auch zu Zehnten thut:

---

1) Hube (Huse Landes) heißt eigentlich Feldstück; der Flächeninhalt einer Hube war unbestimmt; manche hatten 30, andere 24, 20 oder mehr Aecker.

2) Mentag, ein kleinerer Pachtgut als die Hube. Scheint glaubt, das Wort kommt unfehlbar von Mannstag, was ein Mann in einem Tage pflügen kann; so noch jetzt Mannsmatte.

3) Jucharte, oberdeutsches Feldmaß, eigentlich was ein Mann mit einem Joch Ochsen in einem Tage pflügen kann.

4) Sungichten, Sungechtag ist der Johannistag. „Zu Sunichten sitzen" heißt am Johannistage zu Gerichte sitzen und die Johannissteuer einnehmen.

„iſt jemand hie der meines Herren Zins empfahet?“ antwurt Ihm dann Niemand, ſo ſoll Er mit den Zweyen Huebern gon zu dem Stein, es ſey Korn, Wyn oder Pfennig, ob er es durch Liebe nit lon will, und wenn Er das thut, ſo hette Er verzinßet, und ſoll auch der Win nit ſeyn ſchimling und heutig noch ſeiger (ſauer).... Die Eyptißin von Maßmünſter ſollen auch geben in den Hoff alle Jar zu Sanct Martins Meſſe, zu Gedinge: vier Kannen der ſegliche viertheilig iſt, zween ſteuſſe viertheilig und die Lider halbviertheilig, denn man ſpricht Wißlabart, und zwölff ſteuflein getreget, der ſegliches halbmeßig iſt und ſechs ſchüßelein je zwo übereinander, und wer daß vorgenannt Geſchirr, Kannen, ſteuſſ oder Lider zu klein oder zu greß werent, denn als vorgeſchrieben ſtont, ſo ſoll Sy beſſern (vergüten, bezahlen) 3 Schillinge, 1 Pfennig, und thet Sy das nit, ſo drifaltet es ſich als die andern Beſſerungen die in den Hoff hörend; Und darumb ſo ſoll der Hoffherr oder ſein Meiger Richter ſeyn über Ire Zehndten der Ir von meinem Hoff Gutte wird, und wer Inen den Zehnten freventlich vorhet (vorenthält), der ſoll Ir beſſern drey Pfund und ein Pfennig und dem Vogt als viel, wenn Sy das claget. Und wenn der Vogt zu Gedinge ſitzet oder ob Tiſche, ſo ſoll der Bannwart nemmen der Steuſſen einen die do heiſſen Wißlabart mit Win und ein Brot und ein Schüßel mit Muß und ſoll ſizen uff die Fürſte des Dinghoffes und des Vogtes hütten, daß Jn Niemand ſeiner Feindt diewil überreite (überfalle), was Jme darunter ſchaden beſchehe, des iſt der Bannwart ſchuldig abzulegend.... Der Hoff hat auch das Recht daß ein Vogt darſtellen ſoll Ein Roß, des ſoll man wol pflegen vierzehen Tage vor Sungichten und vierzehen Tage darnach mit dem Atze (Futter) den der Bannwart abſchneiden ſoll in den Anwanden drey Fueße

vor der Furche und der Ihm das wehrt der beſſert drey Pfundt, ſchnidet Er auch jetzt mehr, das ſoll Er auch beſſern; Undt ſollen die Huebhöffe alſo bauen ſeyn, daß der Vogt alle Jar do ſinde zwölff Pferdten Herberg, und ſoll die Thüre an jeglicher Herberg alſo hoch ſeyn, daß des Vogtes Roß geſattlet darinn möge, were das nit, ſo ſoll der Knecht das überthür abhauen, und mag er die Roß Niena anderſtwo ſtellen uff dem Huebhoffe, ſo ſoll Er das füir löſchen und die Roß an den ehren (Herd) ſtellen und ſoll man Ihm geben trocknen Stallgemache und den Roß ſoll Er fürlegen wiß Hau des beſten ſo uff der Huebe wachſet, thut Er das nit, ſo beſſert Er drey Pfundt; So der Knecht zu Hoß geht, ſo ſoll Er fordern an den Hueber Ein Tiſchlachen, Ein Schüßel und Einen Becher, verziehet Er Ihm das, ſo beſſert Er auch drey Pfundt....“

Die Rechte der verſchiedenen Dinghöfe hatten manches mit einander gemein, in anderm richteten ſie ſich nach den altherkömmlichen Gebräuchen des Landſtrichs oder der Laune des Dinghofherrn. Dem Landgrafen von Hanau, welcher einen Dinghof in Breunzheim (Prinzheim, bei Buchsweiler) hatte, mußte, außer den Zinſen an Geld, Vieh und Früchten, jedesmal ein Ei gebracht werden, welches auf einem mit Tuch überſpannten Wagen lag. Aus dem Ittenheimer Dingrotul (Urbarium) theilt Strobel Folgendes mit: „Es ſoll der Dinghofsherr in des Meiers Hof reiten mit anderthalb Pferd und anderthalb Mann, [1]) und ſoll ihm des Meiers Frau Hen für die Pferde geben, ſie in den Stall ſtellen und dieſen wohl verſchließen. Werden dem Herrn die Pferde hinten hinaus [2]) ge-

---

1) Der Herr, mit einem Begleiter, oder von einer andern Seite.
2) Nicht zur Thüre hinaus.

ſtohlen, ſo iſt der Meier nicht ſchuldig ſie ihm zu bezahlen. Auch ſoll des Meiers Frau dem Herrn ein geſchundenes [1]) Bett geben, mit krachenden [2]) Leintüchern. [3]) Je beſſer das Bett iſt, je erkenntlicher wird der Herr ſeyn." Ueber die ſchuldigen Leiſtungen der neuangenommenen Huber enthält das Dingbuch von Geispolsheim folgende Anordnung: „Wer Güter empfängt von dem Meier, der gibt ihm und zwei oder drei ihm beiſtehenden Hubern, von jeglichem Seſter einen Pfennig Zuſatz, nebſt einem Kloſterohmen Wein und ein Semmelbrod, das ſo lang ſeyn muß, daß es von dem Boden über das Knie geht: der Theil, der über das Knie geht, ſoll groß genug ſeyn, daß der Meier und die Huber ſich daran ſatt eſſen können; das übrige Brod mit dem Reſte des Weins fällt den übrigen Hubern zu. Auch ſoll der neue Huber einen Käs geben, der ſo breit iſt, daß, wenn man den Daumen auf die Mitte des Käſes hält und mit den übrigen Fingern einen Zirkel zieht, noch genug über dieſen Zirkel hinausſieht, damit Jene ſich daran ſatt eſſen können."

August Stöber.

---

1) Friſch abgezogen.

2) Wohl getrocknet.

3) Ganz daſſelbe theilt Scherz aus Lodw. de jure villic. S. 467 mit; und ſoll des meiers frau den dinghofsherrn auf ein geschunden bett legen mit krachenden lilachen.

Gedichte von Fr. Hofmann.

1.

Befürchtung.

Unſere Zeit, du Zeit der Vereine und ſtrotzend vor Einheit,
Einem Vereine allein kommſt du noch lange nicht nach.
Induſtrie und Gewerb, Landwirthſchaft, Garten- und Baukunſt,
Pferdzuchtkunde, Natur-Forſchung, Muſik und Geſang,
Schifbau, Zoll und Tribut, Koloniſation und Kanalbau,
Dombau, Philologie, Bilderausſtellung und Schach,
Was ſelbſtändig vor dem als Ring den eigenen Kreis zog,
Hat ſich als dienendes Glied treulich zur Kette gefügt.
Diplomatenvereine ſogar erzeugte der Zeitgeiſt —
Nur die Jünger Apolls ſtehen noch immer allein.

Freilich, aber mit Grund. — All' jene Vereine erwerben,
Oder zu harmloſem Spiel oder im Dienſte der Nacht
Schlendern und ſchleichen ſie ſicheren Fußes gebahnete Straßen,
Häufig an irdiſchem Gut, ſelten an geiſtigem gleich.
Aber im Reiche der Dichtkunſt — wie ungleich fielen die Loſe!
Stellt nicht der ärmſte Poet neben den mächtigſten ſich?
Weilt er nicht, wie jener, ſo oft in der Nähe des Gottes?
Schreckliches Reſultat eines Poetenvereins!
Gleich an Hab und an Gut, gleich fänden ſich alle Poeten,
Lüden die reichen geſammt alle die armen zu Gaſt; —
Und der Gewaltigen Rang? — Gemeingut würde der Nimbus,
Zögt die Dichterlegion einmal incorpore auf.

2.

Deutſche Klage.

Laßt mich mit eurem Quälen,
Ihr Lieder, die im Sarg
Ich nothgedrungen barg.
Ihr kaum lebend'gen Seelen,
Ihr ſeyd noch nicht geſtorben,
Doch eure Zeit iſt fort,
Ihr lebt, für euer Wort
Wird nur kein Ohr geworben!
Und wer hat das verbrochen?
Ich rief euch auf zum Streit
Stets zu der rechten Zeit.
Kommt ihr, um anzupochen: —
Wies ich euch von den Thoren?
Was mir die Qualen nur?
Ihr ſtarbt an der Cenſur,
Geht, peinigt die Cenſoren!

Gedichte von Peregrinus.

1.

Liebe auf der Wanderſchaft.

Ich wand're fern mit ſtillem Sinn
Wohl über Berg und Thal,
Und wenn ich ſo recht einſam bin
Find' ich dich überall.

Der Quelle Murmeln thut von dir
Manch ſüße Botſchaft kund;
Auf meinen Ruf antwortet mir
Im Widerhall dein Mund.

Aus jedem blauen Blümchen ſcheint
Dein Auge mir am Bach,
Und deine Abſchiedsthräne weint
Sein Tropfchen Thau mir nach.

Es kühlt nach ſchwülem Sonnenblick
Im Zephyr mich dein Kuß,
Und dankbar durch die Schwalbe ſchick'
Ich dir der Treue Gruß.

Mein Fuß eilt weit und weiter fort,
Mein Herz zieht heim zu dir;
Ich bin bei dir an jedem Ort —
Sprich, biſt du auch bei mir?

2.

Kennſt du den Stern um Mitternacht.

Kennſt du den Stern um Mitternacht
Am Himmel hoch und klar?
Er überglänzt in reiner Pracht
Der Brüder helle Schaar.
Durch Nebel bricht ſein funkelnd Licht
Und flimmert ſanft und mild;
Die Wolken zieh'n darunter hin
Und trüben nicht ſein Bild.

Wenn es ſich ſchwarz am Berge thürmt
Blinkt heiter er in's Thal;
Wenn's ſchaurig durch die Wipfel ſtürmt
Lacht freundlicher ſein Strahl.
Des Buſches Grün will friſcher blüh'n
In ſeinem Dämmerkleid,
Und ſüß'rer Duft erfüllt die Luft
Wenn er die Mainacht weiht.

In Freudenbecher perlend gießt
Er hohe Gotterluſt;
Durch Wehmuththränen lächelnd fließt
Sein Troſt in kranke Bruſt.
Er trägt zur Thür die Fackel für
In's ſtille Brautgemach,
Und hält noch ſpät am Schmerzensbett
Die bange Sorge wach.

Dem Gatten glänzt ſein holdes Licht
Wenn ihn ſein Weib umſchlingt;
Der Mutter ſchaut er in's Geſicht
Wenn ſie zur Wiege ſingt.
Er weckt gar früh ohn' alle Müh'
Zum Tagewerk das Haus,

Und ſtellt ſich ein beim Lampenſchein
Zum frohen Abendſchmaus.

Er webt ein roſig Feſtgewand
Um unſre Lebenszeit,
Und glimmt noch, ſchön'rer Hoffnung Pfand,
Am Thor der Ewigkeit.
Zu Liederſang und Feierklang
Lädt er die Jugend ein;
Ihm thaut das Herz beim Trennungsſchmerz
Am weißen Leichenſtein.

Es deutet ſeine Klarheit mir
Die Räthſel der Natur,
Er zeigt in jeder Führung hier
Mir Gottes leiſe Spur.
Sein Zauberlicht auf Erden flicht
Der Seelen heilig Band
Bis treu bewährt er ſie verklärt
Im neuen Heimathland.

O ſelig wen mit Frühlingsſchein
Der Stern der Lieb' erfreut,
Wem er in Lebens Wüſtenein
Sein köſtlich Manna ſtreut.
Verlornes Glück führt er zurück
Und glänzt durch Nacht und Tod,
Und leuchtet dort noch ſchöner fort
Im ew'gen Morgenroth.

3.

Wochenrechnung.

Zehnmal hundert Wochen zählt
Meine Holde heute;

Auch nicht eine einz'ge fehlt,
Glaubt es, lieben Leute!
Dürft nur, ob ich ſicher bin,
Den Kalender fragen;
Doch der Zahlen wahren Sinn
Kann nur ich euch ſagen.

Aus dem Sprichwort wißt ihr ſchon,
Daß der Weiber Seele
Auf der Zunge ihren Thron
Sich am liebſten wähle:
Welches nun die Stufen ſind,
Die zum Throne ſteigen,
Dieſes will ich euch geſchwind
Aus der Rechnung zeigen.

Mädchen auf der Amme Knie
Lallt im erſten Hundert
Und im zweiten plaudert ſie
Daß ſich alles wundert;
Lernt im dritten laut für ſich
ABC zur Suppe,
Und im vierten meiſterlich
Lehrt ſie's ihre Puppe.

In dem fünften ſpät und früh
Schwatzt ſie ohne Zagen,
Und im ſechsten ſonder Müh'
Spricht ſie fremde Sprachen.
Frägt im ſiebten mancherlei,
Als ob ſie was ahne,
Und im achten lieſt ſie frei
Antwort im Romane.

In dem neunten redet ſie
Zierlich und befangen;
Jünglings Herz, ich weiß nicht wie,
Fühlt ein heiß Verlangen.
Und im zehnten, eh' es bricht,

Flüſtert ſie ihm ſüße —
Sind es klare Worte nicht
Sind's beredte Küſſe.

Noch drei Wochen, ſo Gott will,
Bis zum Hochzeitfeſte!
Grad ſo lange ſchweigt ſie ſtill
Für Beſuch und Gäſte.
Aus dem Brautbett früh erwacht
Wird ſie ſich entſchäd'gen
Und von da an Tag und Nacht
Ihrem Manne pred'gen.

Gedichte von Hermann Kurtz.

1.

Auf der Mühle.

Ich ſitz' auf der Mühle,
Da wird es mir wohl!
Es ſchüttern die Gänge
Tief unten ſo hohl.
Das bebt durch die Seele
Mit Schauer und Luſt
Und weckt mir zu Tönen,
Zu Liedern die Bruſt.

Die Waſſer, ſie rauſchen:
Grüß Gott und komm mit!
Das liebliche Thälchen,
Es läßt mich ja nit!
Möcht' allzeit hier ſitzen,
Die Felſen und Au'n,
Die waldgrünen Berge,
Die ernſten, zu ſchau'n.

Margretchen, mein Engel,
Kredenzt mir den Wein.
Ein Jährchen und drüber,
So konnt' ich ſie frei'n.
Ach, lieben und ſorgen!
Es wird Nichts daraus;
Ich hab' ja nicht Heimath!
Nicht Hof und nicht Haus!

Und wie ohne Weilen
Die Welle hinſchwankt,
Wie ſchüttert die Mühle
Und unter mir wankt:
So muß ich durch's Leben
Mit flüchtigem Gruß!
So zittert der Boden
Mir unter dem Fuß.

2.

An Marie.

Da, wie ich jetzt im Sonnenſchein
Mein Studium gepflogen,
Kommt ein Marienkäferlein
Mir auf das Buch geflogen.

Und ſinnend weilt es hier und da
Beginnt hinaufzuklettern,
Als wollt' es in der Chronika
Der alten Kaiſer blättern.

Doch iſt das von zu langer Hand
Für ſeine kurzen Tage:
Vergänglich hat ſichs hingewandt
Zur rothen Unterlage.

Da läuft es ſchnell, da thut es ſtät,
Folgt ſeinen kleinen Launen,
Und ſcheint des Autorskunſtgeräth'
Mitunter anzuſtaunen.

Doch endlich wählt's zum Throne ſich
Der Feder mächt'ge Spule,

Und brütet dort ſo emſiglich,
Wie Weisheit auf dem Stuhle.

Weißt du was das bedeuten ſoll?
Es iſt ein heimlich Märchen,
Und ſein Beſuch iſt ſegensvoll,
Den Schwalben gleich und Störchen.

Der Schutz der Himmelskönigin
Folgt jedem dem's begegnet.
Nun hat's zu köſtlichem Gewinn
Die Feder mir geſegnet.

Drum ſchnell, ſo lang es weilt auf ihr,
Wo gleich, was zu vollenden?
Zu ſeines Namens Ehre dir
Den ſchönſten Gruß zu ſenden!

3.

Liebeslichter.

(Bruchſtück aus einer Reihe Idyllen.)

„Gerne hätt' ich fortgeſchrieben,
Aber es iſt liegen blieben."

Durch den Wald verfolgt' ich den aufwärts funkelnden Fußſteig,
Abendlicht fielen auf milde Schatten durchs Gezweig,
Mälig füllt' auch jegliche Lichtung die einſame Nacht aus,
Nur in der Tiefe des Walds hackte noch ſchallend ein Specht.
Körperlos was ſchwebt? als blickte die Nacht aus den Büſchen
In grüngoldenem Licht plötzlich erſchloſſen mich an!
Augen der Nacht, willkommen, geſellige holde Dämonen!
Schwebten Leuchtkäferchen, mir leis auf dem Pfade voraus!
Nicht als Führer! den Weg in mein Dorf, der Weg zu der
Liebſten

Führet mit hellerem Licht still mich mein eigener Stern.
Aber geleitet mich so: wie Feuerkünste der Freude
Dienen, feire mein Glück euer bescheidenes Licht! —
Ein muthwilliger Denker jedoch, wie ein gieriges Kind oft
Augen vom Himmel herab, goldne, zu langen begehrt,
Oder wie jener Rath, der hochweihlweise, den Mondschein
Wollt' im Käfige hab'n, aber mit besserem Glück,
Zwang ich den hellen Haufen der grünen Sternchen zum Mitgeh'n,
Eins nach dem andern gehascht schob ich sie unter den Hut,
Und so kam ich in's Dorf, und den Hut auf dem Kopf in das Zimmer,
Rief mit verheißendem Ton: Achtung, die Lichter gelöscht!
Dann entblößt' ich das Haupt, das rings mit dem lieblichsten Scheine
Ein verklärender Kranz sterniger Lichter umwand.
Alle begrüßten zumal mit lautem Rufe das Wunder,
Aber vor allen erklang Aennchens verstohlenes Ah!
Und ich las in den Augen, ich las in der Seele des Mädchens:
Leuchtend in himmlischem Glanz steht er, ein Heil'ger, vor mir!
(Ja, das fehlte mir noch! Gieb, Welt, mir indessen zu trinken
Deinen berauschenden Kelch, netze die Lippen auch da,
Kind, und laß andern das traurige Glück, im Kalender zu prangen
Und mit vergoldetem Schein in dem erbaulichen Buch!
— Aber spielte mir nun um das Haupt so friedliche Flamme,
Daß sie nicht übergeströmten Scheitel und Schläfe versengt! —)
Dunkel war es indeß im Zimmer geworden, der Spiegel
Zeigte, wie mein Diadem Tropfen um Tropfen verschmolz.
Einzeln flossen sie hin und suchten durchs Fenster die Freiheit
Glitten zum nahen Wald, zu den Gespielen zurück.
Während die anderen nun zuseh'n, wie das zarte Gelichter
Dort das Fenster gewinnt, hier sich im Zimmer verliegt,
Ueber die Wand hinschwebt oder unbewegt an der Decke
Flimmert, den Sternen gleich draußen am Himmelsgewölb,
Schleich' ich, ein Weltkind, mich, ein glückliches, und nicht verrathen
Von der Glorie Schein, leise zu Aennchen heran,
Fasse des Mädchens Hand, und drück' auf die schwellenden Lippen
Küsse, von Keinem belauscht, Küsse, von Keinem gestört,
Beuge mich über die Lehne des Stuhls und halte das Liebchen

Meines Beſitzes gewiß, ſchweigend und ewig im Arm.
O ſo verweilt, Lichtgeiſter, ihr ſeligen! Klein iſt die Feſte,
Die ihr im engen Gemach, Sterne der Liebe, mir wölbt,
Und doch ein Firmament, den unendlichen Himmel umſchließend,
Der mit im Arm hier glänzt, hier an dem Herzen mir wogt.

Gedichte von Theodor Klein.

1.

In der Morgenfrühe.

Wie iſt die Morgenfrühe
So friedlich und ſo ſtill,
Indeß mein Herz im Buſen
Vor Wehmuth ſpringen will.

Sey ruhig, armes Herze,
Du leichtbeweglich Ding,
Ich weiß, daß längſt dein Himmel
In tauſend Trümmer ging.

2.

Frühlings-Recht.

Nun kommt der Frühling bald
Und du biſt traurig, Herz:
Sein Bluthenbanner wallt
Und lockt zu Luſt und Scherz.

Wie magſt du ſeyn ſo trüb,
Wenn heller Frohſinn klingt

Und nur von Luſt und Lieb'
Im Wald der Vogel ſingt?

Wirf ab den Trauerflor,
Er ſteht dem Lenze ſchlecht;
Sey fröhlich wie zuvor
Und üb' dein Frühlingsrecht.

3.

Im Graſe.

Hier will ich tief mich legen
In's grüne Gras hinein;
Es muß ein reicher Segen
Darin verborgen ſeyn.

Und wie ich ſo mich lege
In's kühle Gras und Kraut,
Wird mir das Herz ſo rege,
So wunderbarlich traut.

Sprießt wohl ein Kraut im Grunde,
Wo ich geraſtet hab',
Das meiner Bruſt zur Stunde
So linde Heilung gab?

4.

Abſchied vom Walde.

Manch ein Blättlein fällt zu Boden
In den rauhen Herbſttagen:

Erde decket sich mit Todten,
Wald dein Stündlein hat geschlagen.

Deine Sänger sind verstummet,
All' die Vöglein in den Zweigen,
Und der wilde Nordsturm brummet
Dir den letzten Grabesreigen.

Nun Ade! Auf Wiedersehen!
Wald mit deinen Lenzruinen,
Bis die Blüthenwimpel wehen
Und die Zweige wieder grünen!

5.

Die Münsterkrone.

Es zückt der Blitz, der Donner rollt,
Die Thürmlein all' erzittern;
Die Münsterkrone steht umgrollt
Von tobenden Gewittern.

Sie wanket nicht, sie hält sich stark,
Ob die Orkane toben;
Ihr quillet tief im innern Mark
Die Gotteskraft von Oben.

Der Grabstein der Liebenden.

Erzählung von J. J. Reithard.

Nordöstlich von Bern, in einer Entfernung von beiläufig vier Wegstunden, liegt die freundliche Stadt Burgdorf. Sie bildet die Schwelle zum Emmenthal, bewacht die Thüre ins Krauchthal und den Eingang in die fruchtbare Ebene, welche vom Lissachthor, zu beiden Seiten der Emme, biswo dieser Fluß in die Aare mündet, mit einer Menge wohlgebauter Dörfer, Weiler und einzelner stattlicher Bauernhöfe sich ausbreitet. Sie hütet den Ausgang eines zwischen sanften Hügeln ruhenden, aus Nordosten herkommenden, durch keinen namhaften Fluß bezeichneten, an Wäldern, Feldern, Höfen und Dörfern reichen Thales, welches, nachdem es eine Weile der Aare nachgestrichen ist, sich in südlicher Richtung gegen die Emme zieht, diese überschreitet und, beständig von mäßigen Hügelreihen durchschnitten und zwischen höhern durchlaufend, bei der bernischen Hauptstadt gegen die Aare abfällt.

Die Lage Burgdorfs im Mittelpunkte solcher Umgebungen ist wohl eine der lieblichsten in der Schweiz. Die Stadt zeigt — von welcher Seite man ihr nahet — ihre Mauerkrone auf sanfter Anhöhe, und malerisch erheben sich aus ihrer gedrängten Häusermasse die Kirche und das Schloß auf zwei höher ansteigenden Hügeln. Zwischen der Stadt und der Emme bilden Gärten, Wiesen und blanke, aus dunkelm Baumesgrün

schimmernde Landhäuser die nächste Umgebung. Gegen Süden tauchen, hinter den Emmenthalerbergen, die riesigen Gletscher des Berner Oberlandes auf, und wenn die Morgen- oder Abendsonne die Schneewange der Gebirgsjungfrau, die Eiskapuzen des Mönch und Eigers, die Grate, Spitzen und Gipfel der Aar- und Schreckhörner röthet; wenn das Emmenthal mit seinen wallenden, schöngeformten Hügeln und üppigen Triften, mit seinen Wäldern und Schächen, seinen Kirchthurmspitzen und Höfen in feierlicher Ruhe daliegt — ein buntgewirkter Teppich am Throne des Höchsten — wenn die berühmten vier Flühe, diese prachtvollen Felspyramiden, die außerhalb Burgdorf, hart an der großen Brücke, die nordöstliche Seite des Flußes dämmen, ihre bewaldeten Häupter schütteln und ihrem Rauschen hochoben die schäumende Emme tiefunten antwortet; wenn vom Schloßfelsen herunter die uralten Linden ihre Frühlingsdüfte senden und die Scheiben des ehrwürdigen Grafenschlosses und die hohen Fenster der schönen Kirche wie gediegenes Silber glitzern und Zeiger und Ziffern am schlanken Thurme wie Gold — das Gold der Zeit — und dazu die breiten, baumbeschatteten Straßen mit schlanken, beweglichen Gestalten in der malerischen Tracht des Landes, mit kräftigen Männern in „elbem" Gewand und mit stattlichen Sennten geschmückt sind, die von jodelnden Kühern zur Alp getrieben werden — dann wird es Einem wohlig und heimelig dort, daß man mit Petri Worten sagen möchte: hier laß' uns Hütten bauen!

Das mochte vor fast vierthalb hundert Jahren auch ein junger Mensch zu sich selber gesagt haben, nachdem er in der Kapelle des Siechenhauses zu unserer lieben Frau gebetet und dann die Höhe erreicht hatte, von der sich Burgdorf am schönsten ausnimmt. Damals führte noch keine breite getriebene

Heerſtraße aus dem Oberaargau nach der Emmenſtadt; dieſe ſelbſt war noch nicht, wie heute, vom Wohlſtand der Menſchen umgürtet, aber die Menſchen können's nie ſchöner machen, als die Natur es macht. Und ſo trat die alte Hauptſtadt des mindern Burgund — aus dem Kranze grüner Saarbachen, Waiden und Linden, aus der ernſten Einſamkeit einer waldigen und wieſigen Natur dem weilenden Wanderer nicht minder freundlich entgegen, als jetzt aus ihren emſigbebauten in der Behaglichkeit des Reichthums lachenden Umgebungen.

Den jungen Wanderer, von dem wir eben ſprechen, ſchien der plötzliche Anblick der Stadt dergeſtalt ergriffen zu haben, daß er eine gute Weile nicht mehr an's Weitergehen dachte. Kein Wunder, denn es war eben ein Morgen, wie wir ihn am Eingange dieſer Erzählung geſchildert: auch jetzt glühten die Schneeberge hochroth und glitzerten die Scheiben der Kirche und des Schloſſes. Auch jetzt belebten weidende Kühe den Thalgrund — ſichtbar und unſichtbar — weil dichtes Gebüſch ſie oft dem Auge entzog, während das Geläute der Treicheln ſie dem Ohre verzeigte.

Der Jüngling trug ein tüchtig Ränzel und lehnte ſich auf einen Stab, deſſen eiſerner Griff einen Hammer bildete. Der Morgenwind ſpielte mit ſeinen langen goldgelben Locken, die reich und glänzend aus dem leichten Baret herunterquollen. In ſeinem großen blauen Auge glänzte mildes Entzücken, ſeine Züge trugen eine liebliche Miſchung von Weichheit und Kraft und ſeine hohe ſchlanke Geſtalt widerſprach dieſer Miſchung nicht.

Was das ein herrlich Gotteshaus iſt! rief er unwillkürlich und gewahrte nicht, wie auf einem Ruheſitze nebenan, hart am nördlichen Abhange des Felſens, aus welchem die vier

großen Flühe gemacht ſind, ein Paar ſchwarze Augen ihn anglühten, und ein Antlitz, auf welchem die höchſte Spannung ſich ſpiegelte, ihn anſtarrte. Der, dem dieſe Augen und Züge gehörten, war auch ein junger Menſch und wäre dazu ein recht ſchöner geweſen, hätte nicht eine auffallende Bläſſe und ein allzuſcharfes Gepräge, das unter einem böſen Lächeln zuckte, das regelmäßig geformte Geſicht entſtellt.

Der Thurm iſt hoch und ſchlank, wie ein Pfeil, fuhr der bewundernde Fremdling mit Kennerblick fort; der Helm mit dem golden funkelnden Kreuz iſt recht wie ein Zeigfinger, der nach oben, in die ewige Heimat, weist; die Kirche ſelber auf ihrer luſtigen Höh' kommt mir vor, wie eine leicht geſchloſſene Hand, die in ihrem heiligen Verſteck den Schlüſſel zum Himmel birgt, welchen man durch die hellen Fenſter blauen ſieht.

— Aber ringsherum faulen und modern die Gebeine Derer, die einſt träumten wie Ihr, Herr! rief plötzlich der ungeahnte Zuhörer, indem er ſeine Rabenlocken ſchüttelnd aufſprang.

Mit anmuthiger Beſtürzung wandte ſich der Andere Demjenigen zu, der ſo unvermuthet und ſtürmiſch ſein Selbſtgeſpräch unterbrochen. Der letztere weidete ſich eine Weile an dem Eindruck, den er hervorgebracht und fuhr dann in ſeiner ſchneidenden Weiſe fort:

Und warum erfreut Euch nicht gleichermaßen der Sitz weltlicher Herrlichkeit, die Burg unſers gnädigen Landvogts? Die ſteht traun nicht tiefer als die Kirche und ſieht mit ihren drei Thürmen aus, wie die trutzige Schwurhand eines Rieſen, der da ſagt: Und all das iſt mein und ich will's behalten; ſo wahr mir hierzu die Macht verliehen von den Herren zu Bern!

Gönnen wir ihm, was ſein! entgegnete lächelnd der Wanderer, mir aber, lieber Herr, vergönnet die Frage: Seid ihr in

Burgdorf bekannt, vielleicht gar einheimiſch? Und wenn dieß der Fall: ſo ſaget mir, ob ich wohl den Baumeiſter Beglinger daheim treffe?

Der Andere maß den Frager erſt mit ſtechendem Auge vom Kopf zum Fuße und zeigte dann ſein widerwärtiges Lächeln wieder:

— Hab' ich's doch gleich gedacht! rief er: Ihr ſeid der erwartete Geſell von Ulm, der den Lädner*) unſerer Kirche meiſeln ſoll?

— So iſt's, lautete die kecke Antwort, und Hanns Gottſchalk iſt mein Name. Meiſter Beglinger hat die edle Kunſt in meines Großvaters Hütte gelernt und glaubt nicht beſſer danken zu können, als indem er dem Enkel Gelegenheit giebt, eine Arbeit zu thun, die auch deſſen Namen zur Geltung bringt.

— Namen! Geltung! warf Jener achſelzuckend ein. Ein Steinmetz hat ſchwer, derlei Demanten aus Schiefer und Quarz zu ſchlagen. Stein bleibt Stein. Da lob' ich mir die höhere Kunſt, die der Natur nicht bloß die Geſtalt, ſondern auch Farbe und Leben abgewinnt. Was ſoll mir euer ſteinern Auge ohne Stern und Blick? Was die erfrorne Bewegung dürftiger Bildſäulen, der centnerſchwere Faltenwurf, der ſtarre, leichenhafte Leib mit den mühſam erklöpfelten Armen und Beinen, Brüſten und Sehnen? Was erquickt und erfreut mich an dieſem Wirrwarr von ſteifen durchbrochenen Roſen, die keine Roſen ſind — dieſem Blätterwerk, das in der Natur nicht Seinesgleichen findet — dieſen Säulenſchäften, die gekerbten Rattenſchwänzen gleichen — dieſen hundert und tauſend Thürmchen in der Weiſe

*) Gallerie für Kirchengeſang und Orgel. Der Lädner der Burgdorferkirche iſt ein ausgezeichnetes Kunſtwerk der alten Steinmetzkunſt.

aufwärtsſtrebender Tannzapfen — kurz, an all' dem eiskalten unbeweglichen Kinderſpielzeug, woraus die Kirchen zuſammengefügt ſind?

Ein Blitzſtrahl edeln Unmuths ſchoß aus dem klaren Auge Hanns Gottſchalks: Jeglicher, war ſeine Antwort, ſieht ein Ding mit den Augen an, die ihm gegeben ſind. Ein Kind wird eben jedes, auch das höchſte Kunſtwerk, mit kindiſchen Blicken beglotzen und als Kinderſpielzeug handhaben, weil ſein kleiner Geiſt vor dem großen des Meiſters daſteht, wie ein Maulwurf vor dem hellen Tag und den Strömen der Farben und Lichter. Der kurzſichtige Blick bleibt am Einzelnen hangen oder verliert ſich im Einzelnen; wie eine Mücke ſetzt er ſich aufs erſte beſte Lotosblatt oder verirrt ſich in den reichen Kelchen, in der Unendlichkeit der verkörperten Meiſtergedanken, die ihm ein Labyrinth bleiben, weil er die heilige Einheit, die umfaſſende Größe des Hauptgedankens, nicht zu überſchauen vermag.

Verzeiht! verſetzte der Schwarzgelockte mit boshaftem Spott: ich wußte nicht, daß ich's mit einem Meiſter zu thun hätte und waſche die Hände in meiner Unſchuld und eu'rer Gnade.

Ich bin kein Meiſter und noch himmelweit davon, es zu ſein! entgegnete der Ulmer; aber ich habe das Gefühl von der Kunſt und das Vermögen, mich ohne thörichten Hochmuth und miſzſüchtige Gehäſſigkeit den erhabenen Eindrücken ihrer Meiſterwerke hinzugeben. Und das iſt ſchon Etwas. Seid ihr ſchon in einer großen Kirche geweſen?

— Da brauche' ich wahrlich nicht weit zu gehen! rief der Andere im Tone arger Geringſchätzung. Hätter ihr denn noch nie vom Münſter zu Bern gehört?

— Gewiß hab' ich davon gehört und auch einen Nachriß deſſelben geſehen. Nur Schade, daß die beiden Thürme nicht

ausgeführt ſind. Nun denn! Hat euch nicht eine abſonderliche, eine heilige Empfindung übernommen, als ihr in die Wölbung des Domes eintratet? —

— Daß ich nicht wüßte! Wohl merkte ich, daß der Meiſter die Abſicht hatte, in der andächtigen Menge eine Empfindung zu erregen, ähnlich derjenigen, die uns ergreift, wenn wir in die Hallen eines Buchwaldes treten. Wo iſt aber das tiefe, ſaftige Grün, wo die Beweglichkeit der ſäuſelnden Blätter, wo das durchleuchtende Himmelsblau?

— Aber, mein Lieber! ſprach Hanns Gottſchalck treuherzig indem er die Hand ſeines mürriſchen Widerparts ergriff, die dieſer aber gleich zurückzog, als hätt' ihn eine Weſpe geſtochen — aber, mein Lieber! hat der liebe Gott uns denn nur die unfühlende Natur gegeben, daß wir unſern Geiſt, unſer Ahnen und Sinnen, unſer Lieben und Sehnen hineinlegen? Hat er ſich uns nicht vor Allem geoffenbart in ſeinem heiligen Wort, das uns die Schöpfung verſtehen lehrt, als das Werk ſeiner Hand und in uns ſelber den geheimnißvollen Quell der ſchaffenden Kraft gewaltig aufthut? Und verlangſt du denn von dieſer Pfingſtflamme der Begeiſterung, von dieſem himmliſchen Zeugungsvermögen, daß es bloß den Wiederſchein der äußern Natur gebe? Verlangſt du vom Auge, daß es bloß ſchaue und empfange — nicht auch, daß es das reiche Leben des Geiſtes, die Fülle der eignen innern Welt ausſtröme?

— Eben weil ich das will, kann ich die ſteinerne Kunſt nicht leiden! Wie ganz anders und wie viel herrlicher ſchreitet die Malerei daher mit ihren leuchtenden Geſtalten und voll des hehren Geiſtes, der die Haare nicht abzählt, die Blätter nicht wendet und ſtreckt! Was ſind dieſe Schopfungen der Steinmetzen und Holzſchnitzer gegenüber den Erzeugniſſen der edeln

Malerkunſt Anderes, als froſtiger Winterlenz auf gefrornen Glasſcheiben gegenüber dem warmen minniglichen Frühling mit ſeinen klingenden Quellen und ſingenden Vögeln, ſeinem reichen Wieſen- und Walderſchmuck und ſeinen Veilchendüften?

— Und dennoch hat der beſcheidene Meiſel ſchon gar manchen hochmüthigen Pinſel zu Boden geſchlagen, während die Meiſter in Stein und Farben ſich brüderlich die Hand reichten. Ein Geiſt, in welchem das Bild des Bernermünſters wuchs und es dann als erhabene Wirklichkeit zu den Wolken des Himmels ſteigen ließ, hat mehr gethan, als trügliche Blüthen auf Fenſterſcheiben gehaucht ... Doch wir machen unſern Span hier nicht aus. Laßt uns vorwärts ſchreiten! — Ei, wie da in kecker Wölbung die Brücke über den Fluß ſpringt!

Pah, da ſeh' ich wieder nichts Abſonderliches! entgegnete geringſchätzig der Tadler: ein altes Holzgewölbe mit lotternden Brettern eingewandet und hüben und drüben in eine Wildniß von Weiden, Haſelſtauden und anderm Geſtripp abſitzend, und unten durch ein Fluß, der — bald zu arm, bald zu reich — jetzt durch braunen Schlamm ſchleicht und dann den ganzen Thalgrund unter Waſſer ſetzt!

Ei nun, Herr Maler! — denn das ſeid ihr doch wohl? — verdenkt ihr mir's jetzt, daß ich die Bretter nicht feſtnageln und die Wildniß nicht in geſchnittenen Buchs verwandeln will? O ich weiß ſo gut, wie ihr, daß die Natur, wie ſie der Künſtler braucht, oder vielmehr jeglich ſinnig Gemüth, nicht ängſtlich geputzt und geſtutzt ſeyn darf. Wer einen ſtarken freudigen Eindruck haben will, muß ein Ganzes auf ſich wirken laſſen, und ſo ergreift mich eben auch die Natur dieſer Gegend in ihrer Ungezwungenheit und Heimeligkeit gewaltig. Der Himmel verhüte, daß ich zu den Fröſchen in den Schlamm tauche

und den Wurmſtich aus jenen Brettern grüble, um mir das Bild verderben zu laſſen, das ich in mich aufgenommen!

Sie ſchritten weiter bis an die Brücke, unter deren Eingang Hanns Gottſchalk ſtehen blieb und ſich umwandte. Die vier gelbgrauen Flühe im Golde der höher geſtiegenen Morgenſonne feſſelten ſeinen leuchtenden Blick.

— Wundervoll! rief er und wiegte ſeine hellen Locken.

— Ja, Ja! bemerkte ſein Begleiter kalt: 's iſt ein tüchtiger Bauſtein; leicht zu hauen, weich, doch zäh und doch haltbar in Sturm und Wetter. Einfältiger Weiſe bewürbt der Rath noch immer die Steingrube der Stadt eine Viertelſtunde oberhalb dieſer unnützen Felſen, die ihm gerade vor der Naſe ſitzen. Es iſt hirnwüthig, die nicht auszubeuten! Meint ihr nicht auch?

— Nein, das mein' ich nicht, ſo wahr Gott lebt und die heilige Jungfrau! Vielmehr bin ich daß erfreut, einen Sinn kennen zu lernen, der ſich auf das Schöne verſteht. Dieſe Flühe ſind eine Zierde der Gegend; ſie ſind ihre gezackte Tiara; es wäre mehr als übel gethan, ſie zu zerſtören!

Damit ſchritt Hanns Gottſchalk, als ob er ſeines Begleiters ſatt wäre, raſch der Stadt zu. Doch der Schwarzgelockte ließ ſich nicht abtreiben und hielt mit dem ſchweigſam gewordenen Ulmer rüſtig gleichen Schritt. So wanderten ſie zuſammen durch's Weinigerthor, an der Berenkapelle furbas die ſteile Gaſſe hinauf gegen das uralte Stadthaus.

Aber plötzlich wendete der junge Fremdling ſich rechts ab gegen das Barfüßerkloſter, welches damals die nördliche Häuſerreihe der Stadtengaſſe, hart unter'm waldgebüſchten Kirchenhügel, am ſogenannten Holzbrunnen, ſchloß. So eben war nämlich aus dem Kloſterthore die Geſtalt eines ſtattlichen Mönchs

getreten; an dieſen wandte ſich Hanns Gottſchalk mit der Frage: wo der Stadtbaumeiſter Beglinger wohne?

Der wohnt an der Schmidgaſſe, entgegnete freundlich der Prieſter; doch da ſieht ja ſein leiblicher Schweſterſohn! unterbrach er ſich, auf den ſtehen gebliebenen Gefährten des Fremdlings hindeutend, plötzlich; der wohnt bei ſeinem Ohm und kann euch ſomit den Weg zu ihm am beſten weiſen. Nicht wahr, Freund Kilian?

Der alſo Angeredete trat herzu, drückte dem Mönch vertraulich die Hand und erwiderte mit treuherziger Miene: er ſey ja eben im Begriffe geweſen, nach des jungen Herren Begehr zu thun und könne nur nicht begreifen, was dieſen vermocht, ſich nach einem andern Wegweiſer umzuſehen. Es iſt — ſetzte er hinzu — der junge Geſell aus Ulm, der den ſteinernen Ladner der Pfarrkirche hauen und bauen ſoll.

Ei ei! So? rief der Kuttenmann gedehnt, indem er Hannſen Gottſchalk mit einem Blicke maß, der kaum giftiger ſeyn konnte. Mir däucht, an die Stadtkirche wär' einmal genug Geld gewend't und verſchwend't worden und der Ladner hätt' in der Steingrube bleiben können! Aber ſo treiben's die Weltlichen! Was ihnen an wahrer Gottesfurcht abgeht, ſuchen ſie durch äußern, todten Firlefanz zu erſetzen und wähnen damit das Anſehen und Gedeihen unſerer demüthigen Gotteshäuſer auszuſtechen. O tempora o mores!

Hanns Gottſchalk ſtand verlegen da und wußte nicht, was er auf dieſen Schmerzenserguß des dicken Paters erwidern ſollte. Dieſer, auf die Empfindung des Jünglings eingehend, klopfte ihm begütigend auf die Schulter und meinte, was ihm da im Unmuth entfahren, treffe den zum Werke berufenen Künſtler nicht:

Die Zeit, fuhr er fort, liegt im Argen. Die Ordensleute werden verachtet und verfolgt und ein großer Theil der Weltprieſterſchaft, die einſt das Fegfeuer läutern möge, geht dieſem gottloſen Treiben voran. Jedes Legat und jegliche Seelenmeſſe wird uns raptim vor der Naſe weggeſchnappt; jeglich eifrig Wörtlein, das wir religionis causa von der Kanzel fallen laſſen, wird uns verdreht und zum Schlimmſten ausgelegt; boshafte Späher ſchleichen ſich zu unſerer cella, ad quam homines peccata sua sacerdoti confitentur und hinterbringen ihren Sendern die Würmer, die ſie uns lüſtglich aus der Naſe gezogen; ja, der Neid dringt ſelbſt in unſere armſeligen refectoria und mißgönnt uns die dürftige Speiſe, die Schmalhanns gekocht. Was Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden unſer fromme Aerger diejenigen trifft, die, obwohl ſie all' dieß Unweſen verſchuldet, noch immer andächtige Geſichter ſchneiden und keck lich behaupten: was durch ſie geſchehe, ſey Alles ad majorem Dei et sanctæ virginis gloriam! Gott ſieh' mir bei!

Der Mönch wiſchte ſich mit dem langen Aermel die breite Stirn. Der Eifer hatte ſeine Schweißlocher geöffnet. Kilians Züge zeigten einen ſeltſamen Ernſt, als er ſprach:

Gott wird die Sünder finden, frommer Vater! Der Teufel geht herum, wie ein brüllender Löwe —

Und ſchleicht umher wie eine gleißende Schlange durch Gras und Blumen! fiel Hanns Gottſchalk ein, der ſeine Herzensgeſinnung nicht länger verwinden konnte. Ihre Krone iſt ein todter Gottesdienſt und auf ihrer Zunge liegt giftige Läſterung wider den Geiſt, der lebendig macht. Die Religionsgefahr iſt ihr Werk, weil ſie die Religion zur Milchkuh entwürdigt, nur gut genug, ihre Melker mit irdiſchem Wohlleben zu ſäugen. Ich beklage die ächten Gottesdiener, zu denen ſicher-

lich auch ihr gehört, ehrwürdiger Herr, daß ſie mit unter der Verſchuldung leiden, die Verwirrung und Zerriſſenheit in die Kirche Chriſti gebracht!

Der klügliche Nachſatz hatte den Pater mit dem unbeſonnenen Meinungsbekenntniß nicht verſöhnt, obgleich er ſich Mühe gab, ſeinen Grimm hinter einem gutmüthigen Lächeln zu verbergen.

Ich merke ſo etwas von einer Schlange, ſagte er, zu Kilian gewendet; doch mein' ich dieſen ohne Zweifel ſehr frommen jungen Mann nicht, wenn ich euch Vorſicht empfehle, mein Sohn! Und nun valete! Nobiscum Dominus.

Damit bekreuzte er ſich mit andächtig emporgerichtetem Blicke und eilte rasunter.

Kilian wiederholte ſeinerſeits das Zeichen des Kreuzes und bemerkte im Weitergehen:

Ein frommer Mann, der Pater Kriſpin! Ihr hattet ganz recht, ihn unter die Auserwählten zu zählen. Das war eine treffliche Anerkennung, die er euch hoch anrechnen wird. Und daneben das Bild von der Schlange .... Trefflich gewählt, bei meiner Ehre! Ueberhaupt ſcheint ihr ſtark in Bildern zu ſeyn, lieber Freund! und das ſteht einem Bildhauer wohl an .... Das wird ein trefflicher Ladner werden! — Doch da ſehen wir am Hauſe meines Ohms.

Herr Cyprianus Beglinger, der Stadt Burgdorf Baumeiſter, war ein behaglicher Sechsziger. Er trug ſtarkes, weißes geſcheiteltes Haar, aus welchem ſein munteres, rundes und rothes Geſicht hervorſtach, wie eine wälſche Erdbeere aus ſilberner Bluſt. Sein Blick hatte etwas Unſtätes, Mißtrau-

ſches — und war er erregt, ſo überflog ſeine fetten Züge ein ſeltſames, unheimliches Zittern. Er war Wittwer und Vater einer einzigen Tochter, die Jeder liebenswürdig fand, dem das Glück ward, ſie zu ſehen. Hätte Hanns Gottſchalk von Ulm ſie allein nicht liebenswürdig finden ſollen?

Der Jüngling wurde im Hauſe des ehrbaren Bürgers auf's Freundlichſte empfangen. Der Vater hatte, in Erinnerung an ſeine zu Ulm verlebte Lehrzeit, dem Enkelſohn ſeines alten Meiſters eine heilige Schuld abzutragen und dieſer Vergang machte es der Tochter zur Pflicht, den Fremdling ihrerſeits wie einen Bekannten willkomm zu heißen. Aber als ſeine Hand in der ihrigen lag, als ſein Blick in den ihrigen tauchte und immer tiefer und tiefer bis in's Herz — da war's wohl natürlich, daß ſie ihr großes Blauauge niederſchlug, erröthend wie der Morgenhimmel, wenn er die Sterne in ſeine dunkeln Tiefen zurückzieht.

Da Hanns Gottſchalk den Blick nicht feſthalten konnte: ſo hielt er die Hand. Er that es unwillkürlich und in unverhehltem Entzücken: Agnes war die Verwirklichung ſeiner Jünglingsträume. Er ſtand vor dem Ziele ſeines Sehnens, das fühlte er und pries die wunderbare Macht, die ihn über Berg und Thal hierher geführt.

Ja, es giebt ſolche Erkennungen im Leben — was auch Zweifler und Wüſtlinge ſagen mögen — wo die Seele gewiß wird, ihre Ergänzung — wo das Herz unter jubelnden Schlägen fühlt, ſeine Beſeligung, die Erfüllung ſeiner Sehnſucht gefunden zu haben! So ſucht nach langer Pilgrimſchaft der heimkehrende Wanderer den heiligen Herd ſeiner Vergangenheit und Zukunft und irrt zuweilen; denn es iſt Nacht und die Stadt hat ſich verändert. Getäuſcht tritt er jedesmal zurück:

ſein Herz ſagt ihm bald: Hier iſt's nicht; wende dich weiter. Endlich hat er die rechte Thüre gefunden. Von der Schwelle haucht es ihn an, wie mit tauſend ſüßen Erinnerungen; er ſchwimmt in ſeinem Element, er wandelt unter ſeinem Himmelsſtrich: er erkennt die Stätte, wo er geboren ward, wo ihn Liebe empfieng und pflegte, und wo er ſterben wird. So ſuchen und finden ſich die verwandten Weſen; ſo gehen ſie wieder ein, Eins in das Andere, wie ſie von einander ausgegangen!

Aber der gefallene Engel, der nach der höchſten Stelle im Himmel trachtete, ahnt Gottes Nähe am erſten; und die Seele, die verdammt iſt, zu lieben, ohne geliebt zu werden, fühlt am ſchnellſten und heftigſten, wenn die troſtlos geliebte das Feſt ihrer Vereinigung mit einer andern feiert. Wunderbare, unerforſchliche Fügung! Warum Jenen das Unmaß von Seligkeit, dieſen die allverzehrende Pein? Warum das Gefühl und die Kraft der Erfüllung ihrer Beſtimmung und dieß Ziel vor Augen, aber unerreichbar, ewig unerreichbar? Wie manch' reiches Herz in der Stille troſtlos verblutet! Wie manch' frommes Herz ſeine Wunde dem Himmel zeigt und, jeder irdiſcher Hoffnung baar, um kühlenden Thau von oben fleht! Wie manch' heißes, wildes Herz ſeine Verwerfung nicht dulden und die Liebe erzwingen will, während ſie doch das Streben zweier zuſammengehöriger Hälften iſt, ihre Wiedervereinigung in's Werk zu ſetzen! Und wie dann dieſes Herz in blinder Wuth ſich rächt und verſündigt, an den Gegenſtänden ſeines Neides und ſeiner Liebe und an tauſend zarten Fäden, womit jene heilige und geheimnißvolle Hand, die auch ſein Geſchick beſtimmte, die Herzen der Menſchen umſpann.

So auch Kilian, der ſeine Baſe mit tiefer Leidenſchaft liebte. Ihn hatte eine furchtbare Ahnung dem Ankömmling

entgegen getrieben. Wer jetzt das heimliche Knirschen seiner Zähne vernommen, diese verzerrten, bleichen Züge und diesen verzehrenden Blick geschaut und dann sein Ohr an diese wogende Brust gehalten hätte, der würde geahnt haben, daß für die Qual, welche dieser Mensch litt, dessen empörte Seele über einem rächenden Verhängniß brütete. Er würde Angst gefühlt haben für jene aufbrechende Rose einer schönen Empfindung, Angst vor der finstern Wolke, die ihr verderblich Geschoß muhsam zurückhielt und sich seitab drückte, um, wenn die Stunde gekommen, desto schonungsloser über die zarte Blüthe herzufahren. Nie hätte Kilian seine Blutsverwandte ehelichen können, das wußt' er wohl; nie hatte Rosina Beglinger seine Liebe zur geringsten Hoffnung berechtigt; auch schmeichelte er sich nicht mit dieser Hoffnung — und dennoch war ihm der Gedanke unerträglich, daß ein Anderer sie besitzen sollte.

Kilian war einer jener unheimlichen Menschen, die sich in ihrer Selbstsucht verhärten, in ihrer Heftigkeit stacheln und jedes Bedenken über die Wahl der Mittel, wenn es sich bloß um Erlaubt oder Unerlaubt, um Gut oder Schlecht handelt, von vornherein verwerfen.

Am gleichen Tage noch führte Herr Beglinger seinen werthen Gesellen an's Werk. Der prächtige Sandstein, aus welchem der Lädner gemeißelt werden sollte, lag der bildenden Hand gewärtig, in großen Blöcken und Platten unter'm geheimnißvollen Verschluß der Bauhütte, hart an der Kirche bereit, und ein Riß des Meisters dabei. Der Jüngling besichtigte den Raum der Kirche, in welchem das Werk sich erheben sollte, maß, berechnete, machte bescheidene Einwürfe und das

Ende war, daß Herr Beglinger ihm lächelnd auftrug, auf eigene Hand einen Riß zu fertigen.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, träumte Hanns Gottschalk einen seltsamen, erschütternden Traum. Er war mit dem Gebete entschlummert, daß Gott ihm das Bild des Werkes, das er zu erfüllen berufen war, im Schlafe vorführen möchte. Hatte er dabei mehr an die Verherrlichung Dessen gedacht, den er anrief, oder an die Anerkennung des Mannes, in dessen Hand das Schicksal seiner Liebe lag — wer kann das wissen, da er's selbst nicht wußte! Sicher aber ist, daß sein eigner Ruhm, wie sehr er sonst danach strebte, bei diesem brünstigen Flehen am wenigsten in Betracht kam. Sein Gebet aber wurde erhört und bald sah er sich in das Schiff der Kirche versetzt und wundersam dämmerte — mit all' seinen durchbrochenen Rosen, mit all' seinen Säulen und Lotosblättern, mit all' seinen Kreuzgestalten und frommen Bildern — der heilige Bau vor ihm auf: erst nebelhaft und undeutlich — dann immer bestimmter und schärfer, bis ihm jegliche Einzelnheit klar wurde.

Mit entzückten Augen sog er das Bild hinein in seinen Geist und hielt es dort fest mit allein geheimen Kräften seines innern Lebens. Doch als es geschehen war, siehe, da tauchte hinter der reichen Brustwehr eine Gestalt auf, zart und duftig, aber Leben und Farbe gewinnend mehr und mehr. Alle Wellen seines Herzens schlugen dieser Gestalt entgegen; denn es war ja Rosina Beglinger, ein Bild, das er nicht mehr in sein Herz zu drücken brauchte; die Liebe hatte dieß schon gethan.

Und von der Gestalt aus ging ein heller Glanz und erleuchtete wunderbar die ganze Wölbung des Domes; und ein

Duft — nicht wie des Prieſters Rauchfaß, ſondern wie der Lenz verbreitet, wenn er die Alpen hinanſteigt — nahm die heiligen Räume ein und milderte, als zarter, durchſichtiger Nebel, die blendende Helle zu jener glänzenden Dämmerung, welche die erſten Sonnenſtrahlen empfängt. Und in dieſes ſanfte Wallen von Licht und Duft ergoß ſich milder Orgelton — bald wie Flötengeliſpel, bald wie das ferne Brauſen des Waſſerfalls. Rings um den Jüngling ſchien's zu leben und zu blühen in ſeliger Weiſe. Die Engel- und Heiligenbilder regten ſich und traten von ihren Geſtellen und aus der Leinwand der Altarblätter, aber unendlich ſchöner und vollendeter, als des Künſtlers Hand ſie zu ſchaffen vermocht. Sie belebten, feierlich durch die Wölbung ſchwebend, die heilige Einſamkeit des Gotteshauſes und berührten in ihrem majeſtätiſchen Fluge mit wehendem Fittig und dem glänzenden Saum ihrer Gewänder den Scheitel des wonneſchauernden Jünglings, in deſſen Herz, wie in dieſe Kirche, der Himmel ſich mit all' ſeiner Herrlichkeit niedergelaſſen hatte. Auch ihn hob es; auch er ſchwebte empor und der winkenden Geſtalt zu, der ſein Herz entgegenſchlug... Jetzt hatt' er ſie erreicht und breitete die Arme aus..... Da ſchoß jählings ein greller Blitzſtrahl durch die Wölbung; ein Donnerſchlag erſchütterte den Tempel und deſſen Grund bis in das Mark des Berges — dann erloſch die Herrlichkeit; ein gelbes, ſchauerliches Düſter blieb, wie flammenumhüllender Rauch, der ſich zur dicken Wolke ballte, an die Decke ſich hob, eine zeitlang ob den Häuptern der Liebenden ſchwebte und dann toſend auf ſie niederſank... Da preßte der Jüngling das bebende Mädchen feſt an's Herz, feſt — in unausſprechlicher Wonne und unausſprechlichem Weh..... Jetzt berührte die Wolke ihre Scheitel — ein erderſchütterndes Kra-

chen — ein gellender Schrei — Hanns Gottſchalk erwachte in Schweiß gebadet.

Schon am Abend darauf brachte der junge Geſell dem Meiſter einen ſauber auf Pergament gezeichneten Riß, den dieſer mit großer Aufmerkſamkeit prüfte. Bald wurde auf ſeinem Antlitz jenes ſeltſame Zucken bemerkbar, das Hannſen gleich bei'm Empfang aufgefallen war. Dieſes Zucken ſchien ſelbſt dem verbindlichen Lächeln zu trotzen, das Herr Beglinger in ſeine Züge brachte, als er ſprach: Ihr habt eu're Sache gut gemacht, Hanns! In der That, dieſer Ländner wird euch Ehre bringen; die Bildereien ſind höchſt zierlich, die Verhältniſſe richtig und auf den Raum wohl berechnet. Ohne Zweifel ſeid ihr auch vermögend, auszuführen, was ihr hier ſo freigebig verſprochen. Darum friſch an's Werk!

Hanns Gottſchalk, noch den Eindrücken der verlebten Nacht hingegeben, konnte ſich eines drückenden Gefühls, einer ſchweren Ahnung nicht erwehren. Er wußte nicht warum; aber das Benehmen des Meiſters wollte ihm, trotz all' der großen Freundlichkeit, nicht behagen. Vielleicht machte ihn gerade eine Ueberſchwänglichkeit ſtutzig, die oft mit dem Keime feindſeliger Geſinnung zuſammenhängt. Ueberdieß war Roſina's Vater ihm eine gewaltige Schickſalsperſon; in ihm trafen ſeine ſchönſten Hoffnungen und ängſtlichſten Befürchtungen zuſammen. Was Wunder, daß kein Steuermann eifriger nach Kompaß und Sternen ſchaut, als Hanns Gottſchalk das Antlitz des ehrbaren Stadtbaumeiſters — Zug für Zug — ſtudirte.

Inzwiſchen ſäumte er nicht, dem Gebote des Meiſters, die Ausführung des Riſſes alſogleich zu beginnen, mit Eifer nachzukommen. Der unerfahrne Jüngling wähnte, durch raſtloſe Thätigkeit und geſteigertes Streben, das übernommene Werk

über allen Tadel zu erheben, die Zuneigung und Zufriedenheit seines Meisters am ehesten zu erwerben und war weit entfernt, das Zucken dieser behaglichen Züge einer Stimmung zuzuschreiben, die dem Neide so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Er wußte nicht, daß Meister Cyprianus Beglinger ein ganz guter Mann war, wenn man ihn nicht böse machte, und daß er nie böser — d. h. nie verdrießlicher wurde, als wenn er zu der leidigen Erkenntniß kam, daß es Leute gab, die gar Manches besser verstanden als er, der Alles am besten verstehen wollte. In der Regel verbarg dann der Meister seine Gemüthsbewegung oder strebte sie wenigstens zu verbergen, unterließ aber nicht, bei gegebenem Anlaß, demjenigen, der durch besseres Wissen und Können sein spießbürgerliches Selbstgefühl verletzt, ein Bein unterzuschlagen, vermuthlich in der menschenfreundlichen Absicht, durch einen Fall des Höherstehenden die gestörte Rangordnung wiederherzustellen. Und vollends ein so junger Gelbschnabel gegenüber dem gewiegten Manne!

Hanns Gottschalk ließ sich's weiter nicht anfechten, eben weil er diese sittlichen Vorzüge des Baumeisters nicht kannte; und wenn ihm auch, wie gesagt, das Zucken auf dem Gesichte desselben nicht behagen wollte: so setzte er sich doch mit dem leichten kecken Sinne der Jugend über das auftauchende Bedenken weg, als über eine thörichte und grundlose Beunruhigung. Der frühe Morgen und der späte Abend fand ihn an der Arbeit, die er abwechselnd in der Bauhütte neben der Kirche und in dieser selbst verrichtete. In jener meiselte er, unterstützt von ein Paar untergebenen Mitgesellen, den bildsamen Oberburgerstein; in jener setzte er hinter einem von der Wölbung herunterfallenden Vorhang das künstliche Gefüge des Lädners zusammen. Niemandem ward die Betrachtung des fortschreitenden

Werkes vergönnt, als dem ehrsamen Stadtbaumeister und dessen Schwestersohn Kilian von Almen, der dem jungen Gesellen allmählig werth geworden war.

Kilian war aber auch wie umgewandelt. Sein störriger Sinn hatte sich Hanns Gottschalken gegenüber in einen sehr nachgiebigen, friedsamen, ja anschmiegsamen verwandelt und die Arglosigkeit des Jünglings ließ es nicht zu, hinter dem anlässigen Wesen dieser sonst so verschlossenen und heftigen Natur feindselige Absichten zu wittern. Zudem war Kilians Annäherung so unmerklich und allmählig geschehen, daß sie nicht auffallen konnte, und als er einmal in Hannsens Vertrauen war, öffnete sich sein Mund zu so eifriger und, wie es schien, aufrichtiger Bewunderung der künstlerischen Schöpfung seines Freundes und wurde sein Bedauern über den schlechten Empfang bei der Siechenkapelle so unverholen und unbefangen laut, daß es eines schärfern und mißtrauischern Menschenkenners bedurft hätte, als der junge Ulmer war, um einem so wohlwollenden und von allen Kennzeichen der Herzlichkeit begleiteten Entgegenkommen, nicht in gleicher Weise zu antworten.

Mit den genannten zwei Personen — das dürfen wir nicht verschweigen — theilte sich noch eine dritte in das Vertrauen des jungen Bildhauers.

Als nämlich nach Jahresfrist das Werk seiner Vollendung nahe, schwebte in einer schönen Mainacht eine dunkle Gestalt über den Kirchhof und klopfte mit leisem Finger an die hintere Pforte des Gotteshauses, die gleich geöffnet, aber auch rasch hinter der Eingetretenen wieder geschlossen wurde. Als der

Doppelstrom zweier vor dem verhüllenden Vorhang aufgepflanzter Leuchter auf die besuchende Person und denjenigen sich ergoß, der sie eingelassen, erhellte er nicht bloß die Züge und Gestalt Hannsen Gottschalks, sondern auch das reizende Antlitz Rosina's, der Tochter des Meisters Beglinger!

Die Neugierde ist keine der geringern Schwächen des schönen Geschlechts, wie Jedermann weiß; sie war gewiß auch der guten Rosina eigen; ob aber in dem Maße, das sie in solcher Stunde und unbegleitet zu dem schönen Gesellen sich in die Kirche begeben hätte — die züchtige und schüchterne Bürgerstochter — das müßte in der That sehr bezweifelt werden, wenn ihr der junge Ulmer noch als Fremdling erschienen und ihrem Herzen nicht näher getreten wäre.

Allein Rosina Beglinger und Hanns Gottschalk waren sich nicht mehr fremd. Im Verlaufe eines Jahres kann man bei täglichem Verkehr schon mit einander bekannt werden, zumal ein Paar wie die beiden Genannten, die beim ersten Zusammentreffen gleich die alte Verwandtschaft zusammengehöriger Herzen und Seelen erneuerten. Es würde zu weit führen, den Verlauf dieser Liebe von ihren stummen Anfängen bis zu dem Moment zu verfolgen, der das Mädchen zu ihrem Geliebten in die Kirche führte. Der geneigte Leser möge sich, wie die freundliche Leserin, die verschiedenen Stufen und Uebergänge, die dieser nächtlichen Zusammenkunft vorangegangen seyn mußten, mit Hülfe einer warmen, vielleicht durch selbsteigene Erfahrungen unterstützten Einbildungskraft ergänzen, was Niemandem schwer fallen wird, der die Kinderschuhe ausgezogen und dafür das Gefühl in sich aufgenommen hat, er sey bestimmt, sie Andern anzuziehen.

Jedenfalls war es eine verschwiegene Liebe, um welche der

Vater Beglinger Nichts wußte; es war eine kluge, vorsichtige Liebe, in deren Geheimniß auch Freund Kilian nicht eingeweiht war. Der Vater, dessen Unluſt wider den Jüngling nicht selten gleich Sonnenflecken durch den Lichtkreis seiner gezwungenen Freundlichkeit brach, sollte nach Beendigung des Werks gleichsam im Sturm genommen werden. Die Volksstimme sollte für ihn Gottesstimme werden; der Ruhm des Jünglings sollte sein Herz erweichen und seine harten Bernkronen schmelzen, die, wie die Liebenden meinten, sein Herz mit einer vorsorglichen Kruste überzogen hielten. Was Freund Kilian betraf: so schien das Mädchen besondere Gründe zu haben, ihren Geliebten zur Verschwiegenheit gegen den Vetter dringend aufzufordern. Dieser benahm sich in Wort und That ernst und ruhig, dienstwillig, aber kühl gegen seine Muhme, die letztere jedoch konnte den halbglühenden, halb stechenden Blick und ein gewisses lauerndes Aufmerken Kilians nicht übersehen, wenn dieser sich unbeachtet glaubte. Sie ahnte dunkler oder bestimmter, was in des Ungeliebten Seele vorging und obgleich sie an der Aufrichtigkeit seines Willens, die inwohnende Leidenschaft zu bekämpfen, nicht zweifelte: so zweifelte sie doch an seiner Kraft der Selbstbeherrschung für den Fall, daß er die Bevorzugung eines Andern inne würde. Zudem ahnte sie in ihrem Vetter einen verhängnißvollen Abgrund, in dessen Tiefen sie nicht schauen konnte, noch wollte, und wie sehr auch diesem grauenhaften Gefühle die Gewalt der Thatsachen widersprach, wie aufrichtig auch Kilian bemüht schien, bei Rosina gewisse frühere Vorgänge vergessen zu machen, die der Jungfrau einen Blick in sein Inneres gestattet hatten: so waren jene Eindrücke doch nicht aus einer Seele zu tilgen, die ihm schon vorher abgewendet war.

So kam es, daß die beiden Liebenden ihr Verhältniß auch dem Freunde ſorgfältig bargen. Aber die Eiferſucht iſt eine Hellſeherin. Wo giebt es eine Wand — und wäre ſie ſo dick, wie die chineſiſche Mauer — die ihr ſcharfer Blick nicht durchdränge? Aus einem halben Blick erräth ſie die ganze That; aus einem halben Worte ſetzt ſie eine ganze Geſchichte zuſammen. Ihr Ohr hört von Weitem des Nebenbuhlers Tritt — wie lind die Socke ſey, die er als Sandale unter den Fuß gebunden. Sie ſpürt den Odem des verborgenen Feindes und ſieht ſeinen Kuß auf der geliebten Lippe brennen.

Schön, daß du gekommen biſt, theures Röschen! flüſterte Hanns Gottſchalk, indem er die anmuthige Geſtalt umſchlang und einen Kuß auf ihre weiße Stirn drückte. Schon fürchtete ich vergebens zu warten!

Der Vater ging ſo lange nicht zur Ruhe! verſetzte leiſe das Mädchen, und dann bangte mir über die Gräber zu gehen. Ich mußte am Kreuz meiner ſeligen Mutter vorbei; ich konnte nicht hinſchauen, Hanns!.....

Die ſchlanke Geſtalt ſchütterte wie eine Zitterespe und ſchmiegte ſich feſter an den Jüngling.

Dieſer ſprach beruhigende Worte — vergebens! Ein herzzerreißendes Schluchzen wurde vernehmbar.

— O wenn der Vater nicht einwilligte!

Er wird einwilligen, er muß! entgegnete kühn Hanns Gottſchalk. Und warum ſollt' er nicht? Bin ich nicht guter Leute Kind? Iſt dein Vater nicht meinem Hauſe verpflichtet? Liebſt du mich nicht?

— Ich dich nicht lieben, Hanns? Ach, daß ich dich min-

der geliebt hätte! Hab' ich dich nicht geliebet in solcher Gewalt, die mich mit ewiger Schande gefährdet?

— Schande, Röschen, Schande? — Sprich dieß fluchwürdige Wort nimmer aus, das den Verrath einschließt, wie die Kröte das Gift. Nur wenn ich dich verlasse, geräthst du in Schmach. Und könnt' ich dich je verlassen? Dich Röschen, dich! Hältst du mein ehrlich Gemüth verruchter Untreu' und Falschheit fähig? Röschen, sprich, thust du das?

Da sei Gott vor, lieber Hanns, erwiederte das Mädchen, den Blick seiner großen blauen Augen durch Thränen auf den stolz erglühenden Jüngling richtend. Aber vermagst du das Unmögliche möglich zu machen; kannst du meinen Vater zur Einwilligung zwingen? Oder soll ich ihm offenbaren, was außer dir und mir nur Gott weiß? Nimmermehr! Ich müßte in die Erde versinken vor Schaam; ich würde sterben aus Angst vor seinem Zorn .... Und wenn du ihn nicht gewinnst, wo findest du einen Priester, der unsern Bund segnet?

— Laß' die schwarzen Gedanken; dein Vater wird einwilligen. Sieh her, mein süßes Kind. Kann er dem Schöpfer dieses Werks seine Tochter verweigern?

Damit zog der Jüngling an einer Schnur. Der Vorhang rollte empor und vor der Erstaunten stand der prachtvolle Lädner, der noch in unsern Tagen die Bewunderung derer fesselt, welche das Gotteshaus zu Burgdorf betreten.

Schweigend, aber mit Augen voll Staunen und Entzücken, betrachtete die Tochter des Baumeisters das Werk ihres Geliebten, der sich mit seliger Freude an ihrer Ueberraschung weidete.

Das ist schön, das ist wundervoll! rief sie endlich und konnte nicht müde werden, ihren Blick von den kunstreichen Verschlingungen des zierlichen Baus gefangen nehmen zu lassen. Dann

flog ſie die Wendeltreppe hinan, ſtellte ſich vorn an die Bruſtwehr und winkte den Geliebten zu ſich. Verſchwunden war alle Sorge um die Zukunft; ihre Züge glänzten in Hoffnung und Zuverſicht.....

Da gedachte Hanns Gottſchalk ſeines Traumes und ſchauderte. Beſorgt blickte er umher. Doch die Heiligen regten ſich nicht auf ihren Geſtellen, die Bilder traten nicht aus den Rahmen und ihm ward wohl in der heiligen Stille. Er blickte zu Roſina empor; ſie winkte nicht mehr: ſie hielt die Hände vor der Bruſt gefaltet und ſchaute verklärt und mit einem Ausdruck nach oben, der über den Ernſt und die Wärme ihres Gebets keinen Zweifel ließ. Da ſank Hanns Gottſchalk auf die Knie; ſein Ladner ward zum Altar, ſeine Geliebte zur Madonna — aber über beide hinaus flog ſein brünſtig Flehen zu Dem empor, der ihm dieß Werk und ſeine Liebe eingegeben.

Dann eilte auch er die Wendeltreppe hinan und feierte den Schluß eines gemeinſamen Gebetes, das kaum je inniger gen Himmel geſendet wurde, durch eine freudige Umarmung.

— Werden wir glücklich ſein, Röschen?

— Wir werden es ſein, Hanns, o gewiß, gewiß!

Ein höhniſches Lachen, heiſer und grauſig, drang vom Chore her zu den Ohren der beiden Liebenden. Sie fuhren auseinander: Röschen voll Herzensangſt, Hanns Gottſchalk voll Grimms über den verborgenen Störer. Raſch eilte der Jüngling hinunter in's Schiff der Kirche, ergriff eine der Wachskerzen, flog nach dem Chor und leuchtete da- und dorthin, wo ſich möglicherweiſe Jemand verborgen halten konnte. Doch die Sorge um Roſinen, die ihn jammernd anrief, ſie nicht allein zu laſſen, trieb den Sucher bald auf den Ladner zurück.

Ich habe Nichts geſehen, ſprach er zu der Schreckens-

bleichen; dennoch war's Jemand, deſſen bin ich gewiß. Aber ſei ruhig, mein theures Kind! Du biſt mein und bleibſt mein und wenn ſich alle Teufel wider unſere Liebe verſchworen hätten. Was vermag die Hölle gegen den Himmel!

— Himmel — Hölle — Welchem von beiden gehören wir an? Iſt die Unreine die Genoſſin der Engel? ....

Ein erneutes Gelächter antwortete, dießmal laut und gellend. Die Scheiben klirrten, und während das Paar halb verſteinert vor Beſtürzung und Schreck, mit weitoffenen Augen in das verhängnißvolle Chordunkel ſtarrte, ſchlüpfte hinter'm Hauptaltar, in deſſen Niſche ſie verborgen geweſen, eine Geſtalt leiſe und ungeſehen zum Fenſterthürchen hinaus, in's Freie und eilte quer über den Friedhof in die Holzlaube, die ſich damals längs der Stadtmauer hinzog und mittelſt einer bedeckten Treppe in die untere Stadt, das heißt in die innern Raume des Baarfüßerkloſters hinunter führte.

Der nächtliche Störer fand die Thüre des Mönchsſitzes offen, eilte jedoch, ſie hinter ſich zuzuriegeln und ſchritt dann leiſe und vorſichtig durch das Wirrwar verſchiedener Gänge und treppauf, treppab — bis vor eine abgelegene Zellenthüre, an der er anklopfte. Er erhielt alſogleich Einlaß und befand ſich ſodann in einem düſtern, hochgewölbtem Gemach, deſſen unheimlicher kellerartiger Raum durch hellen Kerzenglanz, einen reichbeſetzten Tiſch und das Vorhandenſein zweier wohlgenährter ſtattlicher Gäſte ein behagliches Ausſehen gewonnen hatte.

In dem einen dieſer Gäſte, oder vielmehr in demjenigen, der ſich hier als Wirth geberdete, begrüßte der Eingetretene denſelben Pater Criſpinum, deſſen frommes Gemüth den erhöhten Schmuck der Pfarrkirche, im Gegenſatze zu der beſcheiden ausgeſtatteten Baarfüßerkirche, ſo ſchwer errang. Sein

Kumpan war kein Anderer, als der ehrsame Stadtbaumeister Beglinger in selbsteigener Person, der dem Vervollständiger des nächtlichen Kleeblattes, seinem Schwestersohn, dem jungen Maler Kilian von Almen, trübselig die Hand schüttelte.

Nachdem Kilian einen Becher Neuenburger aus dem „armen" Klosterkeller (um mit Pater Crispins eigenen Worten zu reden) hastig geleert, erzählte er den beiden aufhorchenden Herren, was er in der Pfarrkirche geschaut und gehört. Es thut mir leid, schloß er seinen Bericht; leid um Rosinen, die von diesem fremden Schlucker sich verleiten ließ, ihr ehrenwerthes Haus mit ewiger Schmach zu bedecken; leid um euch, Herr Ohm, daß ihr meine wohlgemeinten Warnungen in den Wind schluget! Was mich betrifft: so bin ich entschlossen, dem schwäbischen Buben nach seinen Werken zu vergelten — so wahr Gott mir helfe und die heilige Jungfrau!

Damit schlug der junge Mensch den zinnernen Becher mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß er zusammenkrümmte wie zwischen Hammer und Ambos. Sein Antlitz war fahl wie ein Leichentuch und seine glatten Züge bebten, wie der Seespiegel, wenn der Sturm in den Tiefen kocht. Der unglückliche Vater war ein Bild rathlosen Zorns.

Meine Tochter, mein einzig Kind eine Ehrlose! rief er mit einem heftigen Gesichtszucken, dem reichliche Zähren folgten.

Der Mönch legte beschwichtigend seine feiste Hand auf die Schulter des Schluchzenden: Noch ist nicht Alles verloren, lieber Herr! und wenigstens für's Erste der Schein und dann wohl auch das Wesen zu retten.

Herr Beglinger sah dem gemüthlichen Sprecher fragend in's frömm zusammengelegte Gesicht: Ich verstehe euch, sagte er endlich mit jenem zögernden Anschein, der einen willkomme-

nen Ausweg verſtecken ſoll; ich verſtehe euch, ehrwürdiger Herr. Euere Meinung geht ohne Zweifel dahin, daß ich dem Burſchen die Maid gebe. Mein Gemüth ſträubt ſich dagegen, aber wenn ihr meint —

Mit nichten! entgegnete Pater Kriſpin in ungewohnter Heftigkeit; ihr habt mich völlig mißverſtanden, Herr Stadtbaumeiſter! Wird Regina geheiligt und gereinigt, wenn ihr ſie mit ihrem Verderber verbindet? Meine Meinung iſt: Weiht ſie dem Herrn.

Der Baumeiſter ließ abermals troſtlos das Haupt auf die Bruſt ſinken. Sein Kind eine Nonne!

Die Zeit, in welcher vorfiel, was wir erzählen, war nur drei Luſtren von der Reformation entfernt. Der Morgenwind der Ahnung großer Ereigniſſe zog mit den erſten Strahlen des Lichts bereits durch die Geiſter der Chriſtenheit. Die Nothwendigkeit der Kirchenverbeſſerung, ſchon vom ritterlichen Kaiſer Max und vielen deutſchen Fürſten und Edeln erkannt, war indeß durch den überhandnehmenden Mißbrauch dringender geworden und die tägliche Anſchauung hatte jene Erkenntniß endlich auch in die mittlern und untern Regionen der Geſellſchaft getragen. Die ſchreckliche Verderbniß des Mönchsweſens beſonders: der ärgerliche Streit der Orden unter ſich, die ſittliche Auflöſung der Klöſter und ſodann der ſchmutzige Ablaßkram, welcher dem menſchlichen Geiſt eine ſtockfinſtere Dummheit zumuthete, hatte bereits Millionen Augen halb geöffnet und ein Fels empfänglich gemacht, das hernach manche Saat empfing, welche das Korn einer *beſonnenen* Reformation in Dornen und Diſteln hüllte. Damals ahnten die edlern Naturen den Vandalismus noch nicht, welcher ſpäter die Kunſt aus dem heiligen Gebiete der Gottesverehrung vertrieb, wohin

ſie zunächſt gehört; ſie ahnten nicht, daß die rohe Leidenſchaft der Menge, vor den Wagen der Idee geſpannt, mit dieſem zermalmend über das Beſte wie über das Schlimmſte fährt. Die Aufnahme in Klöſter war von Söhnen und Töchtern begüterter Bürgerfamilien nicht mehr, wie früher, geſucht; vielmehr machten die Konvente auf dergleichen Novizen förmlich Jagd und wandten alle Künſte des Beichtſtuhls und häuslicher Einwirkung an, um — wie ſie zu ſagen pflegten — einen fetten Fiſch in ihr Garn zu jagen. Viele, vielleicht die meiſten, Mönchsklöſter ſtanden mit Nonnenklöſtern in anöſiger Verbindung und die frommen Patres unterſtützten aus dieſem Grunde nicht bloß die Bewerbung ihrer geliebten Schweſtern um reiche, ſondern auch um ſchöne Kirchenbräute.

Herr Beglinger, obgleich ein guter katholiſcher Chriſt, zumal wo keine perſönlichen Opfer von ihm gefordert wurden, war ſolchen Betrachtungen keineswegs fremd geblieben und hatte ſomit triftige Gründe, den Rathſchlag des frommen Kriſpinus einem kopfſchüttelnden Bedenken zu unterwerfen.

— Bedenkt, ehrwürdiger Vater, erwiderte er dem Pater ſchwer aufſeufzend — bedenkt, daß ich ohne Stütz' und Pflege im Alter bin, wenn ich euerm Rathe folge. Regina iſt mein einzig Kind.

— Bedenkt euerſeits, mein ehrenwerther Herr, verſetzte der Mönch in ſchneidendem Tone, daß des Menſchen zuverläſſigſte Stützen Gott und die Heiligen ſind und es wie Gotteslaſterung klingt, denſelben ein ſo tiefgeſunkenes Weſen, wie euere unglückſelige Tochter, zu geſellen. Denkt an Regina's Seelenheil und an euer eigenes, dann werdet ihr meinen Vorſchlag mit beiden Händen ergreifen.

— Und das hubſche Kind nach Fraubrunnen verſorgen, zu

den frommen und keuſchen Ciſterzienſerinnen! Nicht wahr, ehrwürdiger Vater? fiel Kilian von Almen mit gellender Lache ein. An frommem Zuſpruch, fürwahr, wird es ihr daſelbſt nicht mangeln, zumal ihr dort Hausfreund und Gewiſſensrath ſeid!

Ein Blick wie Vipernſtich traf den vorlauten Burſchen, dann aber drehten ſich die gleichen Augen andächtig nach oben, daß man einen Augenblick nur das Weiße ſah:

Wohl ſind, wie du ſagſt, mein Sohn, die Schweſtern des **fontis beatæ virginis**, fromm und keuſch, was auch die Welt, die im Argen liegt, Nachtheiliges über ſie ſagen mag; und wohl würde ich, der ich gewürdigt bin, den Bruder aus Friemisberg *) zuweilen in ſeinen Verrichtungen zu unterſtützen, mir die Bekehrung des armen ſündigen Weſens angelegen ſeyn laſſen, um deſſen Willen wir hier beiſammen ſind und den Schlaf brechen, der des Menſchen Leib erquickt und die Seele ſtärkt für den folgenden Tag. **Somnus imago mortis! Memento resurrectionis** und des jüngſten Gerichtes, mi fili! Fahre fort, der Welt und ihren Lüſten und Laſterungen zu widerſtehen und namentlich jenen Schandbuben zu widerreden, die den Lebenswandel frommer Konventherren und Kloſterfrauen auf die Folterbank ſtrecken und ihre vor Gott glänzenden Namen mit ſtinkendem Koth beſudeln. Streite ſiegreich mit dem Satan und ſeinen Engeln, die dich zuweilen antreiben zu allerlei Muthwill und Bubenwerk. Befleißige dich deiner Kunſt, mein Sohn, zu Gottes Ehre und frommer Menſchen Wohlgefallen und mißbrauche deinen Pinſel nimmer, indem du, wie jüngſt

*) Der Abt des Ciſterzienſerkloſters Friemisberg (Amt Aarberg) hatte die Aufſicht über Fraubrunnen und beſtellte den Beichtiger.

geſchehen, das Bild deines ehrbaren und würdigen Ohms an die Wand nostræ latrinæ, id est: unſers salva venia Abtrittes oder irgend eines andern anſtößigen Ortes malſt — und dazu noch mit Eſelsohren und einem Kuhſchwanz! Merke — —

— Hat er das? unterbrach der Stadtbaumeiſter den liſtigen Pfaffen mit großer Heftigkeit: hat Kilian das wirklich gethan?

— Fecit, ipse fecit! erwiederte Pater Criſpin, ohne aus ſeiner Salbung zu kommen und ohne den Verzeigten, der zähneknirſchend zu Boden ſtarrte, eines Blickes zu würdigen.

— Nichtswürdiger Bube! brach — an ſeiner verwundbarſten Stelle verletzt — Herr Berlinger unaufhaltſam los. Iſt das der Dank für meine treue Sorge und für meine ausgelegten Kronen? Alſo dahin haſt du es in der Kunſt gebracht, während du, nach dem Zeugniß deines Meiſters und nach dem Geſchmiere zu urtheilen, wenigſtens ein Paar Kapellen und Stationenkreuze verunſtaltet, in allem Andern ein erbärmlicher Stümper geblieben biſt! — Ja, ein erbärmlicher Stümper! wiederholte der Baumeiſter, als er ſah, daß Kilian ſich trotzig emporrichtete — ein Sackſchmierer! ein Schmutzpinſel! das kündet ſogar der kothgelbe Bär in alle Welt, den du, auf meine Empfehlung, an den vordern Schloßthurm malen durfteſt und der mit ſeinen gebrochenen Beinen zehnmal eher einem Rieſenfroſch gleicht, dem man während der Faſtenzeit zu Leibe gegangen, als dem ehrlichen Mutz, auf welchen wir Berner getauft ſind! Das ſollſt du mir büßen, Sackſchmierer! Schmutzpinſel!

— Beſſer ein Schmutz-, denn ein Einfaltspinſel! verſetzte Kilian mit wildem, jede Rückſicht wegwerfendem Hohn. Wo ſind denn eu're Baumonumente, theurer Ohm? Iſt es etwa das Haus der Metzger, in deſſen Wölbung man Mittags um

Zwölfe ein Dutzend Laternen anzünden muß, wenn man gehörig darin handthieren und nicht etwa den Stadtbaumeiſter, ſtatt eines Ochſen niederſchlagen, nicht einen Baarfüßer, ſtatt eines Maſtſchweines abſchlachten will! Oder hofft ihr etwa den Ruhm des Ulmers auf euer Mühlrad zu lenken und ſein Werk für das euere auszugeben? Spart euch die Mühe! Hanns Gottſchalk hat genügend dafür geſorgt, daß der neue Ladner, deſſen Ausführung euch ohnehin Niemand zugetraut hätte, nicht auf eu're Rechnung geſetzt wird.

— Hat er das? Hat er das wirklich? ſchnaubte der Baumeiſter, deſſen Zorn plötzlich eine andere Richtung nahm.

Fecit, ipsissimus fecit! parodirte Kilian mit einem giftigen Blick auf den Mönch. Dem Vernehmen nach (ich war freilich nicht ſelber dabei, erfuhr's aber aus zuverläßigem Munde), hat er ſich auf der Steinmetzen Trinkſtube, unter Vorzeigung eu'res Riſſes, waidlich über den Burgdorfer Stadtbaumeiſter luſtig gemacht, bei dem, meinte er, die Prügel, die er in der Bauhütte zu Ulm als Lehrjung' empfangen, ſo wenig abtragen, als Bonenwürfe in einen leeren Nußbaum! Euer beſtes Meiſterſtück ſey euere Tochter — vorausgeſetzt, daß es damit nicht die Bewandtniß habe, wie mit dem neuen Ladner, den ihr auch für euer Werk auszugeben gedächtet .....

Des Baumeiſters Antlitz zuckte wirklich furchtbar; die großen Naſenflügel arbeiteten, als ob ſie mit ihm durch die Luft wollten; auf ſeiner Stirn ſtanden große Schweißtropfen, die Augen traten wie Wurfkugeln aus ihren Höhlen und die breite Bruſt keuchte wie ein Blasbalg.

Der Mönch warf Kilian einen Blick zu, welcher ſoviel ſagen wollte, als: Sei geſcheidt; es ſoll dich nicht gereuen! Dann begann er den alten wilden Mann nach Wunſch zu-

richten und zu bearbeiten. Schweigend, aber aufmerksam und nachdenklich, nahm Kilian an der Schlangenarbeit des Mönches Theil, erklärte sich dann mit dem Rathschlag und Plan desselben einverstanden, und bereit, das zu thun, was man von ihm verlangte. Schon ging es auf die zweite Stunde nach Mitternacht, als Ohm und Neffe das Kloster verließen und still neben einander heimgingen.

Leise schlüpften sie durch die Hinterthür' in's Haus. Auf dem Flur wünschten sie sich grimmig gute Nacht. Aber während der Bauherr seine Kemmatenthüre hinter sich zuschloß, öffnete Kilian das Gangfenster und schwang sich über die Brüstung in's Freie. Unten im offenen Holzschopf tappte er nach einer Säge und einigen andern Dingen, stieg auf der Lissachseite über die niedrige Stadtmauer und eilte auf einem Umwege der Emmenbrücke und dann der Stelle zu, auf der wir ihn, am Eingang dieser Erzählung, zuerst gesehen haben.

Ungefähr zwanzig Fuß über der Ruhebank, auf welcher Kilian vor einem Jahre den verhaßten Ankömmling erwartet, hing damals ein ungeheurer Felsblock. Er half früher den Gipfel der ersten Fluh, d. h. derjenigen bilden, die sich nächst der Weinigerstraße erhebt. Der Bergschlipf fand mehr als zwanzig Jahre vor der Zeit statt, aus der wir erzählen. Der besagte Block war im Herunterrutschen auf eine quer über den Abhang gestürzte Tanne gestoßen und hatte sich auf derselben festgelegt, wie auf einer Trage. In dieser Weise bildete die Felsmasse ein prächtiges, aber drohendes Naturdach, das schattend über den Abhang vorragte und den Weg gefährdete. Der Rath von Burgdorf ließ daher den Stein mit zwei starken

eichenen Balken unterziehen und ſtützte dieſe auf drei Pfeiler von gleichem Holze, die tief in den Schoß des Berges eingerammt wurden. Dann erſt zog man die Tanne, die dem Block zur ſchwachen Unterlage gedient, heraus und überließ es den ſicherern Stützen, der verderblichen Neigung deſſelben zu wehren.

Allmählig hatte dunkles Gebüſch ſich wuchernd um das Felsdach angelegt und was früher ein Ort der Beſorgniß und der Angſt war, wurde jetzt eine Stelle der Erholung und Freude; denn der Rath hatte hart an der Straße, gerade unter dem Felsdach, eine hölzerne Ruhebank hinſtellen laſſen, die während der ſchönen Jahreszeit, ihrer kühlen Lage und wundervollen Ausſicht wegen, ſelten unbeſetzt blieb.

Nach dieſer Ruhebank richtete Kilian von Almen ſeine Schritte. Der Mond leuchtete ihm; die Mainacht ſtreute ihm Bluſt auf den Weg, die Lenzluft trug ihm Weihrauchdüfte entgegen. Aber ſein Herz, ein Herd der Hölle, verwarf die Gaben des Himmels.

Auf der Bank ließ er ſich nieder, befühlte die morſchen Bretter, lehnte zurück und blickte hinauf zu dem überhängenden Block. Dann ſprang er auf und maß mit prüfendem Blicke den Raum zwiſchen Bank und Block und berechnete mit zuckenden Lippen den Sturz und die Richtung deſſelben. Jetzt lachte er, wie Teufel lachen, wenn ſie den Verderb einer Seele ausgeſonnen haben, und ſchlüpfte durch's Gebüſch unter das Felsdach empor.

Was er dort that? — Man hörte das ziſchende Geräuſch einer emſig arbeitenden Säge .... Dann folgten dumpfe Schläge, ob denen der Steinblock bebte .... Eine Stunde ſpäter wand ſich Kilian wieder aus dem Gebüſche und trat mitten auf den

Weg ... Er wiſchte ſich den Schweiß vom Geſichte, das bleich und fahl und verzerrt nach dem Block gerichtet war.

So! murmelte er; die Falle wär' jetzt zugerichtet — die Mäuſe mögen kommen. Ich habe ſie Alle: den Alten, den Mönch und das verhaßte Paar!

Er verzog ſein Geſicht; er wollte lachen, laut und gellend — aber er konnte nicht. Nur grinſen, ſcheußlich grinſen konnt' er. Dann kam es über ihn wie Schrecken der Hölle und jagte ihn der Stadt zu.

Am folgenden Morgen als Hanns Gottſchalk mit dem Verputzen des fertigen Läuers beſchäftigt war, trat Freund Kilian zu ihm in die Kirche. Er that eilig und haſtig, wie wenn eine dringende Angelegenheit ſeine Seele bewegte. Ich muß mit dir reden und gleich! rief er des Freundes Hand ergreifend und ihn in einen abgelegenen Winkel des Schiffes ziehend.

Hanns! ſprach er im Tone gekränkter Freundſchaft; ich ſollte dir Vorwürfe machen, daß du mir, der ſein ganzes Herz mit dir theilte, kein größer Vertrauen ſchenkteſt; daß du mir nur die blaue Milch deines Gemüths gabſt, ſtatt des Rahms, den du für dich und Roſinen behieltest. Das war nicht ſchön, nicht freundlich, nicht treu, aber laſſen wir's jetzt. Genug, ich weiß nun, was ich längſt ahnte, daß Roſine dein iſt, bis auf die Einwilligung des Vaters und des Prieſters Segen.

Hanns Gottſchalk, des Ereigniſſes der verfloſſenen Nacht gedenkend, ließ vor Staunen und Schrecken den Meiſel fallen. Kilian ſchien es nicht zu bemerken und fuhr eifrig fort:

Der Alte, dem — die Heiligen wiſſen woher — Winke zu-

getragen wurden, stellte euch letzte Nacht einen Aufpasser in die Kirche. Er weiß Alles und wüthet.

Und wer war dieser Aufpasser? fragte Hanns Gottschalk, einem augenblicklichen Verdachte nachgebend, mit scharfem Blicke den dienstfertigen Freund.

Ein Schurke war's, dem ich den Hals brechen werde, verlaß dich drauf! erwiderte Kilian mit einem Zorn, der so unverstellt schien, daß Hanns Gottschalk sich sogleich seiner frühern Eingebung herzlich schämte.

— Ein Schurke, sag' ich dir; ein schlechter Kerl, ein Muggendäusler, der für ein Paar Batzen den Heiland verkaufte, geschweige für dreißig Silberlinge, wie Judas Ischariot! Mit einem Wort: es ist Wendelin Dübel, der rechte Name für einen Kerl, der nicht bloß der Stadt, sondern auch des Teufels Nachtwächter ist!

Doch genug von ihm, fuhr Kilian fort. Was gedenkst du nun zu thun?

Hanns Gottschalk sann eine Weile nach; dann erhob er sich mit der Rüstigkeit seines warmen jugendlichen Gemüthes:

— Was ich zu thun gedenke? Mir bleibt keine Wahl. Heute noch tret' ich vor den Alten hin und spreche: Herr, gebt mir eu're Tochter zum ehelichen Gespons. Schon ist sie mein durch das Band der Liebe; sie sey auch mein durch Vaterwillen und Priestersegen!

— Wohlgesprochen, Freund. Aber worauf gründest du die Hoffnung, daß mein Ohm einwilligen werde?

— Auf Mancherlei! Auf die Liebe des Vaters zu seiner einzigen Tochter; auf sein Ehrgefühl, das ihm gebietet, seinem Enkelkinde einen Vater, seiner Tochter den Mann zu geben, von dem das Kind unter ihrem Herzen stammt! Meine An-

ſprüche gründ' ich auf mein Weſen und Wandeln, dem nur der eine Fehltritt vorzuwerfen iſt — welchen ich mit heißen Thränen bereue; ferner auf meine Herkunft, die makellos — auf mein Haus, das geehrt — auf meine Kunſt, die nicht unbewährt iſt, wie jenes Werk männiglich bezeugt!

— O wie wenig kennſt du meinen Ohm! lautete Kilians klagende Antwort. Eben jener Lauer macht deine Hoffnungen und Anſprüche zu Nichte. Neid der gelbſten und giftigſten Art erfüllt wider dich das Herz des eiteln Mannes; bei ihm ſtand der Neid von je weit über der Liebe. Wehe, daß du ihn erregt, und abermals wehe, daß du ihm Gelegenheit gegeben haſt, an dir ſich zu rächen! — Laß jede Täuſchung fahren. Weißt du, wohin der Alte ſoeben geritten iſt?

Hanns Gottſchalk ſchüttelte trübſelig den Kopf.

— Gen Traubrunnen ins Kloſter! rief Kilian nach einer Weile mit berechnetem Nachdruck. Schon Morgen — —

— Unmöglich! ſchrie der junge Deutſche indem Leichenblaſſe ſein Antlitz überzog. Das kann Roſinens Vater nicht! das thut er nicht!

— Das kann er und thut er, verlaß' dich d'rauf, und die Tochter des reichen Bealinger wird den Kloſterfrauen keine unwillkommene Zufuhr ſein.

— Und ich leid' es nicht! Und ich duld' es nicht! Roſine iſt mein Weib vor Gott, wenn auch noch nicht durch Prieſtershand! Ich riſſe ſie vom Altar, wenn es ſein müßte und flöh' mit ihr an's Ende der Welt!

— Fliehen! da haſt du das rechte Wort. Fliehen, ſchnell fliehen! Heute noch! denn Morgen wär's zu ſpät. Aber wie? Wollteſt du mit ihr fortgehen und leben ohne prieſterliche Einſegnung? Wollteſt du Entehrung auf Sünde häufen?

Hanns Gottschalk bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte. O namenloses Elend! rief er unter strömenden Zähren: wo ist der Priester, der uns zusammengiebt?

Kilian von Almen blickte nachsinnend auf den Boden: Vielleicht, murmelte er, wie zu sich selber redend, vielleicht wüßt' ich einen!

— Du wüßtest einen? Mensch! Freund! Retter! Nenne ihn! Gewinne ihn, und dann den Himmel durch diese eine That!

Mit diesem Ausruf war der Jüngling niedergesunken und hatte Kilians Knie umschlungen und schaute zu ihm hinauf mit der Miene eines Schiffbrüchigen, der das rettende Boot nahen sieht.

Einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, wich auf Kilians Antlitz der Ausdruck treuer Freundessorge einem spöttischen Grinsen.

— Höre, sprach er dann im Tone überlegener Zuversicht: laß' Angst und Kummer fahren; ich habe schon für Alles gesorgt! Hättet ihr mich eher in euere Liebe und euer Unglück eingeweiht; es wäre mir vielleicht möglich geworden, das Herz des Ohms zu euern Gunsten zu lenken und wider die Einflüsterungen böser Mäuler zu wappnen. Jetzt bleibt mir die dreifache Aufgabe, euch zu vereinen, euere Flucht zu sichern und dann die Vergebung des gekränkten Vaters zu erwirken. Dieser dreifachen Pflicht gedenk' ich mich treulich zu entledigen. Sobald mir heute früh mein Ohm die Begebnisse der letzten Nächt erzählt und seinen Entschluß mitgetheilt hatte, meine liebliche Muhme ins Kloster zu sperren und dich schimpflich fortzuschicken, war es mir gleich klar, daß euch nicht anders zu helfen sei, als durch heimliche Heirath und schleunige Flucht an irgend einen sichern Ort. Ich wandte mich nun, sobald der

grollende Alte fort war, an unſern Bekannten, den wackern Barfüßer Krispin — —

An ihn? unterbrach Hanns Gottſchalk den Erzähler verwundert. Haſt Du denn vergeſſen, daß dieſer Mönch mir übel will? Daß er dich vor mir als vor einem räudigen Schafe gewarnt? Ueberhaupt ſcheint mir das Herz des dicken Herrn wenig für Mitleid und chriſtliche Nachſicht eingerichtet zu ſein!

Der Schein trügt! belehrte Kilian ſalbungsvoll. Haſt du nicht auch von mir eine Zeitlang das Schlimmſte geglaubt? — Pater Krispin iſt ein ächter chriſtlicher Ehrenmann, der längſt von ſeinem böſen Wahn gegen dich zurückgekommen. Laß' ihn dich ſein und ein Freund culinariſcher Nachte — es ſind nachgerade nicht die Schlimmſten, die den Gaben Gottes die gebührende Ehre anthun! Du hätteſt nur ſehen ſollen, wie ſchnell er bereit war, das gefährliche Werk zu unternehmen, das ich ihm zu deinen Gunſten zumuthete! Ob vielleicht der Wunſch, meinem Ohm, den er auf dem Strich hat, einen Streich zu ſpielen, mehr oder minder zu dieſer Bereitwilligkeit mitwirkte, will ich eben nicht entſcheiden. Genug: er erbot ſich, euch heute Nacht noch in der Siechenkapelle zuſammen zu geben!

— Dafür ſegne ihn der Himmel und ſetze nicht nur ſeinem ſtattlichen Leibe an Umfang, ſondern auch ſeinem Leben an Jahren zu! rief Hanns Gottſchalk unter Weinen und Lachen.

— Sela! Und nun handle klug und bereite Roſinen vorſichtig auf das Unumgängliche vor. Meine Abrede mit dem Pater iſt, daß ihr euch um die Mitternachtſtunde in der Siechenkapelle einfinden ſollt. Ich werde euer Begleiter ſein. Nach der Kopulation führ' ich euch gen Heimiswyl hinüber, wo ich heute noch ein ſicheres, abgelegenes Winkelchen und einen zuverläßigen Freund zu beſtellen gedenke.

Damit erhob sich Kilian rasch: Ich muß jetzt gehen, wenn nichts versäumt werden soll, bemerkte er mit dem Anschein geschäftiger Eile. Nachts, um die zehnte Stunde, gleich vor Thorschluß, treffen wir uns an der „Schloßglungge“*)!

Jetzt wollte er forteilen. Aber Hanns Gottschalk umfing ihn mit beiden Armen und drückte ihn stürmisch an sein hochklopfend Herz:

Wenn ich dir das je vergesse, du lieber, treuer Gesell! rief er: so möge meine Seele zur Hölle fahren, zum Vater des Undanks; und mein Name in den Abgrund ewiger Schmach!

Laß' das! entgegnete Kilian abwehrend und sein glühend Gesicht dem Bruderkuß entziehend, den Hanns Gottschalk ihm aufdrücken wollte. Ich will keinen Dank für gethane Pflicht und liebe den Jubel bloß nach Erfüllung des Hoffens. Erst wenn der Zorn des Ohms verraucht ist und ich ihm seine Kinder zuführen darf, ist meine Freude vollständig. Und nun gehab' dich wohl. Auf Wiedersehen bei der Schloßglungge!

Damit riß Kilian sich los und stürzte aus der Kirche.

Die Siechenkapelle, von der wir schon zu Anfang unserer Erzählung sprachen, bildet mit ihrem schlanken Thürmlein heute noch, wie damals, eine Zierde der Gegend um Burgdorf. Doch ihre schöne Zeit ist vorbei. Der Nähertretende gewahrt sogleich, daß sie ihrer frühern heiligen Bestimmung entfremdet und halb dem Verfall, halb unwürdigem Gebrauche Preis ge-

---

*) Ein sumpfiger Weiher, der unter'm Schloße vor der Stadt lag, jetzt aber dem Vernehmen nach, einem üppigen Fabrikbau gewichen ist.

geben iſt. Dem Thürmlein fehlt die Glocke, die ſonſt mit hellen Tönen zur Meſſe rief; die Thür' iſt ohne Schloß — ein hölzerner Riegel genügt, weil das Innere des alten Gotteshauſes die Habgier nimmer reizt. Die neuere Zeit, die überall und Allem ihre Spuren aufdrängt, hat auch die alten Mauern übertüncht. Doch hielt die Tünche nicht; Sturm und Regen halfen der alten Zeit die neue abſtreifen, und ſchon ſind viele Namen und Jahrzahlen wieder lesbar geworden, welche fromme Pilgrime, nach verrichteter Andacht aus der Kapelle kommend, mit Rothſtein auf den alten Mörtel ſchrieben. Auch der Name „Hanns Gottſchalk" fehlt unter dieſen zurückgelaſſenen Spuren längſt vermoderter Hände nicht und die zierliche halbgothiſche Schrift, welcher eine kecke Zeichnung des naheliegenden Siechenhauſes beigefügt, iſt desjenigen würdig, den wir als den Erbauer des Burgdorfer Lädners kennen gelernt haben. Wahrſcheinlich zeichnete der Jüngling jene Denkriſſe hin, nachdem er bei ſeiner Herkunft auf der Steinbank unter dem holzernen Vordach der Kapelle ausgeruht und mit frohen Hoffnungen die nahe Zukunft und das nahe Burgdorf begrüßt hatte. Im Innern des Kirchleins iſt jetzt ein Theil des Holzbedarfs des nahen Siechenhauſes aufgeſchichtet. Die Wand, an der ſich der Altar unſerer lieben Frau lehnte, iſt durch Reiswellen verkleidet und entſtellt und der ſichtbare Theil des Bodens, früher mit ſchönen glatten Steinplatten ausgelegt, gleicht nun einer Düngerwürfe voll Abraum jeder Art. Dagegen haben die ſchöngeſchnitzte Holzdecke und der Lädner vom gleichen Baumſtoff ſich noch ziemlich erhalten; nur daß der letztere, ſeit die Treppe verſchwand, die von außen zu demſelben hinaufführte, trotz der offenen Thüre, ohne Leiter unzugänglich und ein Freihof nächtlicher Vögel geworden iſt, denen es freiſteht, ihre Einfahrt, wie

Regen und Wind, durch die Ländnerthüre oder durch die hohen scheibenlosen Fenster zu nehmen.

Anders denn jetzt sah es in der Kapelle an jenem Abend aus, welcher nach Kilians Versprechen das bedrängte Paar durch priesterliche Einsegnung vereinigen sollte. Damals brannte die ewige Ampel noch, an silberner Kette schwebend, die von der Decke herunterhing, und erleuchtete düster den heiligen Raum, die buntgeschmückten, mit zahlreichen Votivtafeln behangenen Wände und den Altar sammt dem wunderthätigen Bilde unserer lieben Frau zum Siechenhause. Ferner beschien sie die Züge zweier Männer, die wir schon in einer Zelle des Baarfüßerklosters beisammen gesehen haben; wir meinen den hochwürdigen Pater Krispinum und den trefflichen Baumeister der Stadt Burgdorf: Cyprianus Beglinger. Das Gesicht des erstern trug offenbar das Gepräge überlegener Strenge; das bleiche Antlitz des Letztern den Ausdruck heftigen Seelenkampfes, herzzerreißender Unentschlossenheit!

— Und ich sage euch, ließ der Mönch sich strafend vernehmen, hier gilt kein Markten, kein längeres Abwägen und Verweißen! Die Sünde euerer Tochter, Herr! kann bloß durch Reu' und Buße gut gemacht werden. Eine Heirath mit dem gottlosen Heiden, der sie in den Schlamm des Verderbens lockte, würde ihre Schuld nur ins Unendliche mehren und die euere mit! Ewige Verdammniß, Heulen und Zähneklappern wär' euer Beider zugemessen Theil: **Quantus tremor est futurus, quando judex est venturus, cuncta stricte discussurus!** Wenn dich dein eines Aug' ärgert: so reiß' es aus, spricht der Herr;

denn beſſer iſt, du gehſt einäugig ins Himmelreich, als zweiäugig in die ewige Verdammniß!

— Aber es iſt ja eben mein einig Kind, wimmerte Herr Beglinger zerknirſcht. Wenn ich's von mir reiße, hab' ich keines mehr!

— Gleichviel! entgegnete herzlos der Mönch. Hab' ich nicht auch Vater und Mutter, Bruder und Schweſter und jegliche irdiſche Luſt verlaſſen, um dem Herrn zu dienen mit willigem Herzen? Und ihr konntet nicht, um es zu retten, von einem ungerathenen Kinde euch trennen, das die Lilienblüthe ſeiner Unſchuld ruchlos beflecken ließ! Und von Wem? Von Wem?... O ſchwacher, dreimal ſchwacher Mann!

Der Baumeiſter ſeufzte ſchwer, als ob eine Centnerlaſt ihm auf der Bruſt läge. Dann erhob er aus dem Seitenſtuhle, in welchem er ſaß, das thränenvolle Auge zum Altarbilde empor und ſchluchzte: Heilige Mutter Gottes! Was ſoll ich thun?

— Was Ihr euch geſtern vorgenommen! ſprach der Mönch kalt und befehlend. Andonnern ſollt ihr die beiden ſündhaften Kreaturen, wenn ſie dieſen heiligen Ort betreten, um ihr verruchtes Treiben hinter des Vaters Rücken in den Mantel einer Ehe zu hüllen, die nichts anderes wäre, als privilegirte Unzucht. Andonnern ſollt ihr ſie und ihnen ewige Scheidung, ſtatt der gehofften Einigung, künden. Der Tochter ſollt ihr als erzürnter Vater entgegen treten, der auch in ſeinem Grimm der Liebe nicht vergißt, indem er die Sünderin den verſöhnenden Händen der Kirche übergiebt; dem gottloſen Verführer ſollt ihr als ſtrafende Gewalt erſcheinen — niederſchmetternd, vernichtend! Dann ſollt ihr ihn Urfehde ſchweren laſſen: einen heiligen, unverbrüchlichen Eid auf das Sakrament in meiner Hand. Das ſollt ihr thun!

— Aber wenn er nicht will? Es iſt ein hartnäckiger Geſell!

— Er wird wollen, wenn ich ihm mit der Kirche Bannfluch drohe und vermerke, wie ſeine Weigerung nur die Pönitenz euerer Tochter in der heiligen Zuflucht erſchwere, die ſie aufnehmen wird. Er wird wollen, wenn ich ihm dieſe Geißel zeige, die pro Deo et ecclesia ihren Rücken jeden Tag, den er auf Berner Grund und Boden zubringt, mindeſtens einmal zerfleiſchen wird! — —

Herr Beglinger wandte ſich ſchaudernd ab und ließ die Stirn auf die Stuhllehne niederfallen.

In dieſem Augenblick klopft' es an der Thüre. Der Baumeiſter fuhr heftig zuſammen; der Mönch aber trat an die Schwelle und rannte: Wer iſt da?

— Gelobt ſei Jeſus Chriſt! tönte von außen die Antwort.

— In Ewigkeit! antwortete ſalbungsvoll Pater Krispinus und ſetzte dann die Pforte öffnend hinzu: Was bringſt du mein Sohn!

— Seid ihr Beide da? fragte Kilian in die Kapelle tretend. Sein Auge rollte, ſein Antlitz war fieberhaft geröthet.

— Sumus! entgegnete gleichmüthig der Mönch. Aber dieſer Mann hier, dein Ohm, hat den Muth, recht zu handeln, verloren! Doch was iſt dir, mein Sohn? Warum ſo bewegt? Sollteſt auch du wanken auf dem Wege des Rechts?

— Ich? erwiederte Kilian mit heiſerm Lachen — ich wanke nicht! Und ihr, Ohm! fuhr er den alten Mann an, indem er die Hand ſchwer auf deſſen Schulter fallen ließ; laßt euch nicht bange ſein um eine lange Predigt — ihr werdet eine kurze brauchen!

— Was willſt du, Bube! fuhr plötzlich der Alte auf. Schleppſt du deine Opfer herbei, dich an ihrer Pein zu weiden?

Grinse nicht zu früh, du, der mir Gift ins Ohr träufelte, bis es sich heruntersraß ins Herz! Noch ist mein Spruch nicht gethan! Noch steht die Entscheidung in meiner Hand!

— In deiner? lachte gellend der Neffe. Nein wahrlich, nicht in deiner!

— Still, Knabe! herrschte der Mönch; vergiß nicht, daß es dein Ohm und ein verehrter Mann ist, mit dem du redest! Er wird sich ermannen, mein Sohn! Er wird der Schmach gedenken, die ein Fremdling über sein Haus gebracht. Er wird sich nicht bloß erinnern, was er dem Seelenheil seiner Tochter, sondern auch was er seiner eigenen Wohlfahrt schuldig ist! Er wird demjenigen, der ihm nach Ruhm und Vermögen strebt, nicht selber den Stuhl räumen, indem er ihm sein Kind, seine Erbin, in die Arme und sich selber wegwirft! Er wird es am wenigsten thun in Anwesenheit eines Knechts der Kirche, in dessen Hand Fluch und Segen liegt! Dixi. Wo hast du das verbrecherische Paar gelassen?

— Zunächst unterm Felsen auf der Bank schnäbelt der Tauber mit der Taube! Soll ich sie holen, Mönch? Soll ich sie holen?

— Pater Krispin nickte bejahend.

— Ei, das glaub' ich! höhnte Kilian. Dich dürstet ja gewaltig nach dem frischen Bächlein, das in den Brunnen sanctae virginis rinnen soll. Geduld, du sollst trinken, trinken, trinken — eine schöne rosenrothe Fluth! Gieb Acht, ich fasse sie dir in Stein, daß kein Tröpflein verloren gehe! Deus vobiscum!

Mit diesen Worten riß Kilian lachend die Thüre auf und rannte, ohne sich weiter um den kopfschüttelnden Kuttenmann und den zerknirschten Ohm zu kümmern, in die Mondnacht hinaus. Statt aber die Strecke zur bezeichneten Bank gerades

Weges zurückzulegen, klomm er gleich hinter der Kapelle den Abhang hinauf und strebte, vorsichtig auf Händen und Füßen durch's Gebüsche kriechend, das Felsdach über der Bank zu erreichen.

Es gelang ihm bald. Er suchte und fand etwas, das im Dickicht befestigt war und was er losneseln mußte: Es war ein Tau, das mit den Pfeilern des Felsdaches zusammenhing. Diese letztern waren doppelt durchschnitten und die Zwischenstücke, um die das Tau geschlungen war, bis auf wenige Linien herausgetrieben!.... Eine Haselnußstaude barg ihn. Leise schob er die hüllenden Zweige zurück und spähte hinunter....

Unten auf der Bank saßen die beiden Liebenden Hand in Hand. Sie redeten leise, und nur einzelne Laute und Worte drangen zu dem Ohre des Elenden, der mit vorgestrecktem Halse vergebens sich abmühte, den Zusammenhang zu verstehen.

Er mußte horchen! Warum? Er hatte Hauch nöthig für seine sinkende Flamme; Gift für seine Wunde; Nahrung für seinen Haß; Wuth für sein Verbrechen!

Einer Natter gleich glitt er, das Tau in der Hand, fast geräuschlos hinunter. Das Paar war so in die Bedeutung des Augenblicks vertieft, so ganz der wogenden Fluth seiner Empfindungen hingegeben, daß das lautere Rascheln der vorjährigen Buchenblätter auf dem abschüssigen Boden von ihm nicht unterschieden wurde.

Jetzt kauerte Kilian von Ulmen den Liebenden ganz nahe. Halb verdeckte ihn ein vorspringender Stein, halb ein Busch und hohes Farrenkraut. Er war so nahe, daß kein Wort ihm entgehen konnte. Eine lichtere Stelle, eine Art Geißweg, die sich durch's Gebüsch nach der Bank hinzog, gestattete ihm bei'm

Lichte des Vollmondes einen, wenn auch beſchränkten Blick auf das dem Untergange geweihte Paar.

— Kilian bleibt lange! hörte er die Muhme ſagen, nachdem ein Geſpräch vorüber war, deſſen Zärtlichkeit den Horcher zum Zähneknirſchen brachte. Wenn auch der Pater nicht gekommen wäre!

— Sey ohne Sorge, liebes Herz! Kilian iſt ſeiner Sache gewiß.

— Aber biſt du auch Kilians gewiß? Sieh, lieber Freund! Der Vetter hat zuweilen etwas ſeltſam Lauerndes, das mich ſchaudern und dann wieder etwas ſtill Grimmiges, was mir das Blut in den Adern gefrieren macht! Was mich ihm abwendet — ich kann's nicht ſagen! Mißtrauen? Nein, dieß iſt das rechte Wort nicht! Es iſt eine unſägliche Angſt ohne Grund und Boden, die mich ſtets ergreift, wenn er mir plötzlich entgegentritt mit ſeinem ſtarren, bleichen Geſicht und ſcharfen, in die Seele ſchneidenden Blick. Der Himmel weiß, wie oft ich mir dieſes Gefühl zum Vorwurf machte, das mir wie ſchwarzer Undank vorkam, wenn ich Kilians Thun dagegen abwog.

— In Allem kann ich dich fühlen und begreifen, du liebe Seele! nur nicht in deiner Abneigung gegen den guten Vetter, verſetzte Hanns Gottſchalk, indem er die Geliebte an ſeine Bruſt zog. Was kann er dafür, daß das Blut keine bleibende Stätte in ſeinen Wangen findet und ſein Blick und ſeine Zunge zuweilen ſchärfer ſind, als gerade nöthig? Er iſt ein guter, treuer Geſell! zuweilen etwas hochfahrend, unwirſch und brütend, aber ein trefflicher Kern in harter, ſtachlichter Schale!

— Du ſagſt's und ich will es glauben, denn Kilian hat ſich uns als Freund bewieſen, und iſt dieſe Freundſchaft ſein

Ernſt: ſo muß ich in ihm einen Menſchen achten, der Gewaltiges über ſich ſelber vermag. Denn in dieſer Stunde, die uns auf ewig vereinen ſoll, kann ich dir wohl vertrauen, daß Kilian mich einſt mehr liebte, als es dem Sohn meiner Vatersſchweſter geziemte. Es gab einen Augenblick, wo ich ihn zurückſtoßen und mit harten Worten ſtrafen mußte, weil — — Hörſt du Nichts? Was war das für ein kläglicher Ton?

Es war Kilian, der die nächtliche Beichte ſeiner Muhme mit dumpfem, unterdrücktem Geſtöhn unterbrach, das eine namenloſe Wuth ihm erpreßte. Der Verruchte ſchwenkte mit beiden Fäuſten krampfhaft den Strick — bereit, den verhängnißvollen Zug zu thun. Seine Zähne klapperten. Er fühlte das Blut vom Herzen zurückweichen. Noch zögerte er ..... Es war das letzte Sträuben ſeiner beſſern Natur, das in ihm rang.

— Was wird es geweſen ſeyn? beruhigte Hanns Gottſchalk, Roſinen inniger an's Herz drückend: Ein hungriger Fuchs vielleicht! Ich habe Nichts gehört. Daß jetzt nur Kilian endlich käme! Wirſt du ihn auch zurückſtoßen und mit harten Worten ſtrafen, wenn er dich in meiner Geſellſchaft zum Altar führt? Wunderlich wird's ihm zu Muthe ſeyn, dem armen Jungen, wenn der Prieſter unſere Hände zuſammenlegt und du vor ihm, dem dein zürnend Nein antwortete, mir, dem Fremdling, ein freudig Ja entgegenbringſt. Was meinſt du?

Wieder zuckten Kilians Fäuſte und bewegte ſich das Tau. Hörbar knirſchte er mit den Zähnen. Aber nochmals hielt er an und horchte ....

— Horch! mahnte Roſina wieder. War's mir doch, als vernähm' ich ein Schnauben da in der Nähe und einen Ton, wie wenn der Glaſer mit ſeinem Diamant über die Scheibe

fährt ..... Mir wird todtangſt, wie damals, als Kilian, abgewieſen, mich verließ. Nie vergeß' ich ſein Geſicht, noch ſeine Drohung: Wehe dir und mir! — —

— Schmiege dich feſter an, furchtſame Taube! und erſchrick nicht vor einem dürren gabrenden Zweig und dem Luftzuge, der ihn bewegt! Wer, wie wir, einem widrigen Sterne trotzt, muß ein feſtes Herz haben!

— Einem widrigen Sterne und dem Vaterfluche vielleicht! ſeufzte Roſine, ihr ſchönes Antlitz an der breiten Bruſt ihres Geliebten bergend.

— Dein Vater wird uns an ſein Herz rufen und ſegnen, wenn die Nebel zertheilt ſind, die zur Stunde ſeinen beſſern Sinn umfloren! Er wird ſein Kind, ſein einzig Kind vermiſſen; er wird ſich einſam fühlen in der Oede ſeines Herzens und ſeines Hauſes. Und ſiehe, die Liebe wird unbezwinglich aufgehen in ihm und die Kinder der Finſterniß verſcheuchen, die ihn jetzt mit Verläumdung und ſchlimmen Rathſchlägen wider uns und unſern Bund umlagern. Dieſe Liebe wird auch auf mich ihr warmes verſöhnendes Licht fallen laſſen, und den er verdammte, wird er Sohn heißen, wenn ein muntrer Enkel mit ſeinem weißen Barte ſpielt!

O wie gläubig iſt ein liebendes Frauenherz, zumal wenn es durch eine heilige Hoffnung getragen wird! Mit unausſprechlicher Liebe umfing Roſine ihren Auserwählten und er umſchlang ſie, und Jedes trank von den Lippen des Andern eine Seligkeit, ein Wegſein von der Erde und ihren Bedrängniſſen und Gefahren, daß ſie das dumpfe, thieriſche Geheul überhörten, welches der Verdammte an ihrer Seite ausſtieß .....

Dieſer war aufgeſprungen. Seine Augen flammten; ſein

Busen kochte ... Den rechten Fuß wider den Stein gestemmt, der ihm zum Versteck gedient, riß er wüthend an dem Strang.....

Da krachte es dumpf und gräßlich über den Häuptern der beiden Liebenden. Ein gellender Schrei wurde gehört.... Jermalmend fuhr der ungeheure Felsblock herunter und bedeckte das liebende Paar in dem Augenblicke, als die Gewißheit einer versöhnenden Zukunft ihm aus dem Traume seliger Gegenwart aufgegangen war.....

Der Donner des Felssturzes erschütterte ringsumher die Gegend und rüttelte die Bewohner aus dem Schlafe. Der Mönch und der Stadtbaumeister erschienen zuerst auf dem Platze. Sie waren die Nächsten und hatten zudem gewacht und gehadert. Ob Vaterliebe oder Mönchstücke gesiegt hätten, wenn es zum Entscheid in der Kapelle gekommen wäre — läßt sich nicht sagen. Genug, bei dem furchtbaren Getöse, das die Mauern wanken, die Fenster klirren machte und Altar und Heiligenbilder schüttelte, wurden die beiden Insaßen mindestens darin einig, daß es hohe Zeit sey, die Kapelle zu verlaßen und sich lieber unter die feste Wölbung des Himmels zu stellen, als der Obhut eines Dachstuhls anzuvertrauen, der jeden Augenblick einzustürzen drohte. Sie rannten somit sehr eilig in's Freie und instinctmäßig auf dem nächsten Wege der Stadt zu. Nach wenigen Schritten stießen sie auf den Schauplatz der Verheerung.

Der Weg war mit Erdschutt und Holz- und Fels-Trümmern hoch überführt. Die Masse des durch die Erschütterung bewirkten neuen Bergschlipfs zog sich dampfend weit in die blühenden Wiesen hinein, bis an den entgegengesetzten Thal-

rand. Der riesige Steinblock, welcher bisher das Dach über der Bank gebildet hätte, war zermalmend auf dieselbe niedergestürzt. Sie hatte dem unglücklichen Paar zum Sarge werden müssen; der Block aber ward zum Grabstein.

Der Mönch ahnte zuerst, was geschehen: Jesus Maria! schrie er; wo sind die Unglücklichen?

— Todt! entgegnete eine dumpfe Stimme nebenan, unterm Straßenbord.

— Todt? Wer sagt das! todte der Bauherr.

— Ei, kennt ihr den euern geliebten und ehrenwerthen Schwestersohn nicht mehr, Herr Cyprianus?

— Kilian! Um Gott, wie kommst du hieher?

— Unmittelbar auf der Fuhre des Teufels. Seht ihr nicht, wie ich zugerichtet bin, sehr verehrter Meister und Ohm? So kunstgerecht hätte der Henker von Bern mir nicht beide Beine abknitschen können, wie der vermaledeite Balken da.

In der That hatte einer der Tragebalken des Felsdaches dem Mörder, der dem Sturze zu nahe gestanden und zu heftig auf seine Rache, zu wenig auf seine eigene Sicherung bedacht gewesen war, beide Beine gräßlich zerschmettert. Die Wucht war ihm quer auf die Schenkel gefahren; war — an jener Stelle sie zu Brei zermalmend — auf ihnen liegen geblieben! .... Ein grausenhafter Anblick! —

— Sucht euere Tochter, meine süße Muhme, nicht mehr unter den Lebendigen, sowenig als den Gesellen aus Ulm! Sie hatten sich so inniglich an's Herz gedrückt, daß es dem Felsblock über ihnen einfiel, sie zur Abwechslung auch einmal zu drücken. Es ward ihm schwindlig, dem guten Block, ich konnte wahrlich nicht helfen!

Der Alte taumelte wie unter den Eindrücken eines wüsten,

ſchrecklichen Traumes. Er rieb ſich Stirn und Augen, wankte um den Block herum, verſuchte mit wahnſinniger Anſtrengung wegzuſtoßen, was hundert und hundert Menſchenkräfte nicht zu bewegen vermöchten und ſank dann mit herzzerreißendem Schluchzen neben dem Grabmal ſeines einzigen Kindes nieder.

— Und ihr, ehrwürdiger Vater! höhnte der Elende den Mönch; vergebt, daß ich euch die fromme Rechnung durchgeſtrichen und euern andächtigen Wünſchen und himmliſchen Abſichten einen rohen irdiſchen Markſtein geſetzt habe. Geht hin und waſcht euere unſchuldigen Hände im Brunnen unſerer lieben Frau. Geht, frommer Herr, geht!

— Ich verlaſſe dich nicht, Unglückſeliger! rief der Pater — kein ander Gefühl kennend, als das der Angſt. Er ſah nämlich Leute kommen vom Siechenhauſe her und vom Schachen. Was ſoll aus mir werden, murmelte er zwiſchen den Zähnen, wenn dieſer Bube beichtet?

— Kommt, Kilian! flüſterte er den Verletzten haſtig unter den Armen faſſend und an ſich zerrend, als ob er ihm loshelfen wollte.

Der Gemarterte ſtieß ein gräulich Geſchrei aus.

Ruhig, Kilian, ruhig! ermahnte der Ehrwürdige, indem er ſtärker zog. Das Blut lief ſtromweiſe aus den angeſpannten Bäuchen, in denen die zerquetſchten und zerſchmetterten Gliedmaſſen zuckten. Geduld, mein Sohn! fuhr er fort, den Rücken des Gefolterten durch heftige Kniefteße bearbeitend und alſo Kilians Qualen in's Entſetzliche ſteigernd — Geduld! bald iſt Alles überſtanden. Bete drei pater noster, mein Sohn, und ein Dutzend ave, ſtatt zu brüllen, wie ein Leviathan. Willſt du ſchweigen?

Damit ſchlang er den rechten Arm ganz um Kilians Ge-

ſtalt und ſetzte die Folter fort, während die Finger der Linken den Halsneſtel zu packen ſuchten. Allein Kilian, die Abſicht ſeines Peinigers, ihn zu erwürgen, merkend, konnte ſich der verbrecheriſchen Hand bemächtigen und, dem Munde zuführend, erſchnappte er ſie mit ſcharfen Zähnen. Brüllend, wie ein verwundeter Bär, ließ Pater Crispin den Körper des Unglücklichen auf die Steine niederfallen. Aber Kilian gab die Finger ſeines Feindes nicht frei, bis der Mönch ihm mit der rechten Hand die Kehle zuwürgte ....

Da ließ er los. Aber zu ſpät für den Prieſter, der nun aufſprang und unter Geheul und Geſtampf drei blutige Stümpfe in der Luft ſchwenkte.

— Zu Hilfe! kreiſchte Kilian: heran! heran!

Plötzlich barg der Mönch ſeine verwundete Hand in den Falten der Kutte und eilte ſo raſch von dannen, als ſeine Wohlbeleibtheit es geſtattete. Kilian aber fuhr fort, um Hilfe zu ſchreien.

— Um Gott, was iſt hier geſchehen? rief eine Stimme, die dem Pfleger des Siechenhauſes gehörte, welcher mit ſeinem Knechte herbeigeeilt war.

Kilian von Almen ſchlug die blutunterlaufenen Augen weit und graß auf:

— Ha, ihr ſeid's, Meiſter Schläfli? tretet her mit euern Leuten!

— Kilian von Almen! Heilige Jungfrau, welch' ein Unglück! ſchrie der ehrliche Bürger. Burſche, herbei und hilf!

Damit faßte er das eine Ende des Balkens. Aber Kilian griff abwehrend nach der hilfreichen Hand:

Laßt das, guter Meiſter! Meine Augenblicke, ich fühl's, ſind gezählt und ich hab' euch noch Manches zu ſagen. Wollt

ihr ein Uebriges thun: ſo ſendet den Knecht nach einem Kruge friſchen Waſſers!

Der Knecht eilte.

— So! ſprach der Todwunde. Kommt da nicht noch Jemand gelaufen?

— Es ſind Leute aus dem Schachen! berichtete Meiſter Schläfli.

— Gut! Ruft ſie herbei, daß ſie mich ebenfalls hören!

Der Pfleger that nach dem Willen des Sterbenden. Der Schachenbauer mit ſeinen Leuten und einige andere Männer, die der Sturz herbeigelockt hatte, ſchloſſen um Kilian von Almen einen Kreis, der durch friſche Zuzüger allmählig anwuchs. Als der Knecht mit dem Waſſerkruge kam, griff der Elende haſtig danach, trank aber nicht, ſondern ſtellte ihn neben ſich und hielt ihn mit der Rechten feſt.

Dann erzählte er raſch und bündig, als ob er den Auftrag eines Höhern vollzöge — den Umſtehenden die Geſchichte ſeines Verbrechens von Anfang bis zu Ende.

Entſetzen band die Zungen ſeiner Zuhörer. Kaum daß ihn zuweilen ein Laut des Abſcheu's unterbrach. Als er geendet, entſtand ein dumpfes Gemurmel, das bald in laute Verwünſchungen und Drohungen überging.

— Schlagt ihn vollends todt!

— Nein, er darf dem Henker nicht entrinnen!

— Er iſt ihm ſchon entronnen! Mit dieſem, von gellender Lache begleiteten Ausrufe ſetzte Kilian den Waſſerkrug an den Mund, ſchlürfte gierig den kühlen tödtenden Trank und ſank zurück. Noch eine Weile ſträubte ſich das junge Leben wider den Tod und mancher der Umſtehenden wandte ſich von dem ſchrecklichen Kampfe ab, den der unſelige Geiſt kämpfte,

eh' er den zerſtörten Leib verließ, um vor den Thron des ewigen Richters zu treten.

Herr Cyprianus Beglinger wurde neben dem Stein gefunden, der von nun an — ein ewig Denk- und Grabmal — die Todesſtätte ſeiner Tochter und ihres Geliebten bezeichnete. Der Alte war bewußtlos und erwachte nur aus ſeiner Ohnmacht, um der Stadt und Umgegend fürderhin das Bild eines blödſinnigen Greiſes zu zeigen, der jeden Tag — wie auch das Wetter ſeyn mochte — von ſeinem Haus in der Schmiedgaſſe hinauspilgerte an den Rain oberhalb der Emmenbrücke, wo der rieſige Block ſteht. Murmelnd wankte er um denſelben herum, mit dem eiſernen Maßſtecken an die harten Wände klopfend und auf herzbrechende Weiſe den Namen ſeines Kindes rufend. Dort fand man ihn eines Tages todt. Seine lächelnde Miene ſprach: Ich ſuchte mein verlornes Kind und hab' es gefunden; ich ſuchte meinen verlornen Frieden und bin nun ſelig!

Von den weitern Schickſalen des Mönchs giebt uns die Urkunde, der wir dieſe Erzählung entnommen haben, keinen zuverläßigen Aufſchluß. Eine ſpätere Nachſchrift bemerkt auf dem Pergament: es habe im Jahre 1521 ein Prior Namens Crispinus dem Barfüßerkloſter zu Burgdorf vorgeſtanden und ſpäter mit denjenigen ſeiner Conventbrüder, welche ſich, wie er, der Kirchenverbeſſerung beharrlich widerſetzten, das Schloß Thorberg im Krauchthal bezogen, nachdem der Rath von Burgdorf, unterſtützt von den Herrn zu Bern, ſich erklärt hatte, den „Sündenpfuhl am Holzbrunnen“ nicht länger innerhalb der Stadtmauern dulden zu wollen. Wäre dieſer Crispinus und

derjenige, von welchem unsere Geschichte handelt, ein und dieselbe Person: so hätte sich damit nur bewiesen, daß das Sprichwort von den großen und kleinen Schelmen schon in damaliger „guter alter Zeit" seine Anwendung fand.

Der Wanderer, der von Weinigen herkommt, muß, wenn er den „Grabstein der Liebenden" sehen will, beim alten Siechenhause, eine Viertelstunde herwärts Burgdorf, links von der Heerstraße ab und in den Fußweg einlenken, der an der ehemaligen Kapelle U. L. Frau vorbeiführt. Außerhalb derselben, da, wo sich der Steig gegen die Brücke absenkt und das freundliche Bild der ehemaligen Hauptstadt Kleinburgunds seinen Blicken sich darstellt, wird ihm — mit Sträuchern und Farrenkraut bewachsen — die riesige Felspyramide entgegen treten, welche die Leiber der beiden Liebenden deckt.

Gedichte von Auguſt Schnezler.

1.

Der Minneberg *).

(Sage von der badiſchen Bergſtraße.)

Wem wird's nicht ſehnlich zu Sinne,
Hört er vom Minneberg?
Gleich denkt man, daß ſich darinne
Verſchwiegene Minne berg'.

Oder daß in ſeinem Grunde
Der Ritter Tannhäuſer ruht
Mit Frau Venus Mund an Munde,
Verſchmolzen in ſüßer Glut.

Komm, ſetz' dich im Abendlichte
Still an die Seite mir
Und höre die Geſchichte,
Die man erzählt von hier:

Tief in dem Berge hauſen
Zwölf ſchöne Jungfräulein,
Sie kamen zuweilen herauſen,
Doch ſtets nur Eine allein;

*) Aus dem auf Oſtern 1818 erſcheinenden „Badiſchen Sagenbuche."

Sie ſetzte ſich an die Quelle
Dort an dem ſchattigen Hang,
Sich labend am Kühl der Welle
Und leiſen Murmelſang.

Vom nachbarlichen Schloſſe
Kam einſt ein Edelknab',
Verirrt vom Jägertroſſe
Hier an den Quell herab.

An ſeinem grünen Rande
Das reizendſte Mägdlein ſitzt,
In blendend weißem Gewande,
Im Gürtel ein Demant blitzt.

Ein himmliſches Lächeln ſpielet
Um ihren Roſenmund,
Aus deſſen Bogen zielet
Der Gott, der Alles macht wund.

Sie grüßet wie hold erſchrocken
Den jungen Jägersmann, —
Ihre Augen, ihre Locken,
Sie halten ihn bald im Bann,

In heißer Liebesumſchlingung —
Doch ſprach das Jungfräulein:
„Nur unter Einer Bedingung
Darf ich dein eigen ſeyn:

„Gelobe mir, nie zu ſpähen
Wo ich zu Hauſe bin,
Mir niemals nachzugehen,
Zur verſchwiegenen Wohnung hin.

„Denn ſollteſt du je dich wagen
In mein geheimes Haus,
So kommſt du in ewigen Tagen
Nie wieder an's Licht heraus!"

Er ſchwört's; mit glühenden Küſſen
Beſiegelt wird ihr Bund,
Geweiht zu Himmelsgenüſſen
Der trauliche Schattengrund.

So floſſen am kühlen Bronnen
Bei koſigem Minnespiel,
In weltverſchwiegenen Wonnen
Der Frühlingsabende viel.

Doch ließ die Neugier, die ſchlimme,
Dem Jüngling keine Ruh',
Stets rief ihm eine Stimme
Aus ſeinem Innern zu:

„Geh' ihr nach, geh' ihr nach, wenn die Roſe
Deinem Arme ſich wieder entzieht,
Und in des Gebirges Schooße
Nach der heimlichen Wohnung flieht.

„Gelöst nun werde dir endlich
Das Räthſel ſo wunderbar,
Und drohte auch unabwendlich
Dir ewigen Bann's Gefahr." —

Er kann nicht widerſtehen,
Sein Herz iſt gar zu ſchwach;
Vom Liebchen ungeſehen
Schleicht er ihr Abends nach.

Entlang des Berges Seiten
Folgt er ihr ohne Halt, —
Da ſieht er ſie plötzlich gleiten
In einen Felſenſpalt.

Er kann nicht widerſtehen,
Es drängt ihn mächtig hinein —
Kein Menſch hat ihn wieder geſehen;
Verſchloſſen bleibt der Stein.

2.

So fährt man zum Teufel.

(Sage von Baden-Baden.)

Alldort bei der Kirche der Kapuziner
Fährt der Graf in der Kutsche mit seinem Diener

Das Glöcklein zur Wandlung schallt,
Der fromme Knecht ruft: „Kutscher halt!

„Halt an zu Ehren Jesu Christ,
Bis die heilige Wandlung vorüber ist."

Da schreit der Graf: „Schweig, Esel du!
Kutscher, fahr' zu! Fahr' dem Teufel zu!"

Dem Grafen kaum dieß Wort entwich,
So öffnet der Kutsche Boden sich,

Und unter ihr der Erde Grund
Und schlingt hinab den Lästermund.

Da fühl' ich mich erſt ganz allein.

Von

Guſtav Kühl.

Noch ſtand ſo roſenfeuertrunken
Der Himmel dort im Glorienſchein,
Nun iſt das Abendroth verſunken,
Da fühl' ich mich erſt ganz allein.
Ein letzter, weißer Schimmer fließet
Mit bebrem Grüßen um die Welt,
Die einſ'ge Liebesahnung gießet
Er in die Bruſt, — umſonſt geſchwellt.

Von ſel'gen Wolkeninſeln droben
Ein heil'ger Frieden leiſe ruft,
Ein keuſches Brünſten hat erhoben
Sich in der Blüthen warmem Duft;
Glühwürmchen in des Raſens Dunkel,
In ſtiller Blumen Traumgemach,
Sie lockt mit traulichem Geſunkel
Verſchwärmter Nächte Zauber wach!

Ihr mahnt an jene Abendzeiten,
Wo mir das Herz ſo ganz geblüht,
Wo ich in unnennbare Weiten
Geſchaut mit ahnendem Gemüth;
Und wieder dann, an meiner Erde,
In's kühle Gras verſenkt die Bruſt,
Wenn euer Strahl, der ſanft verklärte,
Geblinkt wie zur verſchwiegner Luſt.

Ich will aus deinen Wonnen ſcheiden,
Du Liliendämm'rung, ernſt und mild,
So rein, ſo tief wie ſel'ges Leiden —
O weck' nicht meiner Sehnſucht Bild!
Dich feiert jede Blüth', — es quäle
Ihr Duft nicht ewig meine Ruh',
Sie fehlt mir ja, du reine Seele,
Das Weib, ſo ernſt und mild wie du.

Gedichte von Friedrich Oſer.

1.

Das erſte Lied.

Als Adam noch voll Seligkeit
Genoß des Paradieſes Freud',
Nie iſt ihm da ein Lied gelungen,
Es haben die Vöglein nur geſungen.

Oft wenn er hörte der Vögel Sang,
Der Wunſch ihm da zum Herzen drang,
Könnt' ich doch wie die Vögel ſingen,
Vor Wonne will mein Herz zerſpringen!

Und ob's ihn drängte, ob's ihn trieb,
Das Lied in tiefer Bruſt verblieb;
Er konnt' den rechten Klang nicht finden,
Des Herzens Himmelsluſt zu kunden.

Doch als nun aus dem Paradies
Der Herr den Adam bald verwies,
Nicht hört er mehr der Vögel Stimmen,
— In ſeinen Augen Thränen ſchwimmen.

Und mit den erſten Thränen ſprang
Das erſte Lied hervor gar bang;
Des Herzens erſtes Weh' zu kunden
Konnt' er den rechten Klang nun finden.

Das erſte Lied gar traurig war:
„Dahin, dahin! für immerdar!“
Er ſang es oft, ſein Weh' zu bannen,
Und mit dem Schweiße Thränen rannen.

2.

Heimathklänge.

O das iſt ein ſüßes Klingen,
Hörſt du in der Fremde ſingen
Deiner trauten Heimath Lied!
Wie das kranke Herz ſich hebet,
Und in Wonneſchauer bebet,
Wie ſo heiß die Wange glüht!
Und die Augen überthauen,
Ach! der Heimath grüne Auen
Wähnſt du wiederum zu ſchauen
In dem Lenze hell erblüht!

Solch ein wohlbekanntes Klingen
Will dir oft das Herz bezwingen:
Nimmer kommt's dir aus dem Sinn!
Ach der Kindheit Heimathklänge,
All' die ſüßen Luſtgeſänge
Mächtig durch die Seele ziehn! —
Auf! und laß der Luft die Zügel,
Spanne aus der Seele Flügel,
Fliege über Thal und Hügel
Nach der Kindheit Heimath hin!

Drei Geschichten aus dem Munde des elsäßischen Volkes,

nacherzählt

von

Gustav Mühl.

Wir übergeben hier unsern Lesern drei Erzählungen, in welchen wir uns befliſſen, so viel wie möglich der einfachen und eben so treffenden Darstellungsweise des Volkes, dem wir sie entlehnen, nachzukommen. Sollten wir das Alter unsrer Geschichten angeben, so würden wir sie, namentlich die beiden ersten, in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zurückweisen, wenn sie nicht später erst entstandene Ausläufer jener Epoche sind, die, wie noch viele andere, besonders an minder der Zeitströmung ausgesetzten Orten, mehr oder weniger lebenskräftige Vertretung in der Gegenwart besitzt. Die beiden ersten bezeichnen deutlich jene in besagter Zeit angetretene Phase deutscher Geistesentwicklung, wo die christliche Idee schon auf eine weniger abstrakte Weise dem eigentlichen praktischen Volksleben gegenübersteht, und eifrigst sich bemüht, die ver-

schiedenen unbewußten Regungen und Aeußerungen des natürlichen, unchristlichen Geistes zu beherrschen und, je nach ihrem absoluten oder relativen Werthe, zu veredeln, zu harmonisiren oder als unecht und verderblich zurückzudrängen. So läßt uns die erste der unten folgenden Erzählungen auf eine anschauliche Weise erkennen, wie das unwillkürliche und reinnatürliche Gefühl der Freude oder besser der Lust, im Lichte der christlichen Idee gereinigt und verklärt, zu einer näheren Liebesverbindung mit dem, was am Höchsten steht, mit Gott, vermittelst eines aufrichtigen Dankgefühles führen soll; ein Punkt, der sich noch durch den darauffolgenden Gegensatz hervorhebt, wo auf die niederrufenden Motive von Noth und Bedürfniß hingewiesen wird, welche, nicht selten allein, die Menschen zu den Füßen der Gottheit hintreiben.

Das Verhältniß der christlichen Idee zum Leben stellt sich noch sinniger, anzüglicher und praktischer in unsrer zweiten Erzählung heraus.

Wohl begreift sich auch, wie die Darlegung der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit des bloß natürlichen, unchristlichen Sinnes der höheren christlichen Weisheit gegenüber in Volkserzählungen leicht eine Färbung von Schalkigem hervorruft, was dann auch in gewissem Grade unsre beiden ersten Geschichten charakterisirt. Freilich sprachen damals (wie heute noch) die Verhältnisse der wirklichen Welt wenig gegen die irdische Unzulänglichkeit der niedrig-egoistischen Richtungen unsres Wesens, so daß diese Letztere und folglich auch der schalkige Zug zumeist noch eben durch ein Wunder herbeigeführt werden mußten, auf welchem jedoch keineswegs mehr der geistige Accent der Handlung beruht.

Zweien Arten von Auswüchsen konnte diese literärische

Gattung mit der Zeit nicht entgehen, was sich noch besonders begreifen läßt, wenn man bedenkt, durch welche Hände sie gepflegt wurde.

Zum ersten mußte nicht selten die höhere, christliche Lebensansicht die Stelle einer näherstehenden, beschränkteren, wenn gleich noch legitimen Klugheit einräumen, zu deren Repräsentanten die Herkömmlichkeit öfters noch Christum selbst beibehielt, nachdem in dessen Persönlichkeit zuvor die reinere, allgemeinere christliche Idee sich verkörpert dargestellt hatte; solches beweisen uns z. B. manche der Hans Sachsischen gereimten Erzählungen und die ihnen von Göthe nachgebildete, köstliche, wohl aber etwas unrichtiger Weise Legende betitelte Geschichte von den Kirschen.

Andrerseits sehen wir auch bald das Schalkige, welches nicht undeutlich schon hinter der heiligehren Gestalt der christlichen Idee, und zwar in ihrem Dienste hervorspukte, eigenständig als Schwank in den Vordergrund springen und ohne Berücksichtigung jedes höheren moralischen Sinnes, oft selbst auf Unkosten desselben, im Namen einer ganz gemeinen Schlauheit und Genußsucht sein ausgelassenes Wesen treiben. Merkwürdig bleibt dabei, daß der entlaufene Diener sich zuweilen noch erfrechte, selbst im Gewande Christi aufzutreten! wir könnten mehr als eine unter dem Volke allgemein verbreitete Erzählung dieser Art zum Belege dieser Aussage anführen, wenn unser innerstes Gefühl uns nicht von der Wiederholung derselben abhielte.

Die dritte Erzählung, wahrscheinlich die älteste, nähert sich der wahren Legende weit mehr als die beiden ersten und mahnt uns nicht wenig an die Geschichte des Bischofs Theophilus, der ebenfalls in einem schlimmen Augenblicke einen Seelenver-

trag mit dem Satan eingeht, später aber, durch die Vermittelung Maria's, vor welcher er blutige Reuethränen vergießt, von Christus wieder in Gnaden aufgenommen wird, trotz aller Einwendungen des Teufels. Wem das seltsam Phantastische dieser dritten Erzählung auffallen möchte, dem bemerken wir nur, daß wir dieselbe einem Knaben, der uns auf einem unserer Züge durch den heimathlichen Wasgau als Wegweiser diente, getreulich nacherzählen.

1.

Wie Petrus in die Ernte ging.

Dem Herrn Jesu nahte einst Petrus und sprach: „Meister, wolltest du mir nicht erlauben, auf zwei Tage mich von dir zu verabschieden? bei uns zu Hause ist jetzt Ernte, und da möchte ich doch auch wieder einmal dabei sein.“ Der Herr Jesus antwortete ihm: „„Geh'; aber nach zwei Tagen sei wieder hier.““ Petrus ließ sich solches nicht zweimal sagen, machte so schnell wie möglich sein Bündel und lief seinem Dorfe zu.

Zwei Tage vergingen; wer aber noch nicht zurückgekehrt, war Petrus. Endlich nach fünf Tagen traf am Abend spät der Jünger wieder bei seinem Meister ein und war ganz müde vom Gehen, wie auch vom lustig und guter Dinge sein. Der Herr ließ ihn lange sitzen, bis er etwas abgekühlt war, endlich aber wandte er sich zu ihm mit einem leichten Vorwurfe, sanft und versöhnlich: „„Nun, Petrus, du batest mich bloß um zwei Tage, ich gestattete sie dir, und du kommst erst nach fünfen.““

„Ach, lieber Meister, hub jetzt Petrus an, es war auch nicht

möglich, früher fortzukommen. Wärest du mit mir gewesen, du hättest auch nicht eher fortgekonnt; wenn du nur auch mitgegangen wärest! eine prächtige Ernte! und da war aller Orten ein Lachen, Jubeln, Springen und Tanzen, es war herrlich!"

„„So, erwiederte der Herr; — haben sie da wohl auch meiner gedacht?""

„Deiner? .... deiner? .... versetzte Petrus etwas verlegen, das gerade nicht .... aber das künftige Jahr, da mußt du mit, da wirst du sehen, was das für ein lustiges Leben ist!"

Der Herr Jesus lächelte wehmüthig und schwieg.

Des andern Jahres als die Erntezeit wieder gekommen war, da war Keiner flinker als Petrus, um wieder einen Urlaub — und zwar ebenfalls nur von zwei Tagen — zu begehren. Der Herr antwortete auch jetzt wieder: „„Geh'; aber, fügte er dießmal hinzu, vor fünf Tagen komme nicht zurück, so will ich's."" — Petrus, innerlich froh, machte dabei ein recht gehorsames Gesicht. Drauf schnürte er eiligst sein Bündel, nahm Abschied und — fort war er.

Aber dieses Jahr hatte es den ganzen Sommer über gehagelt und geregnet, und die Ernte fiel deßhalb gar kümmerlich aus, so daß der gute Petrus, wo er auch hinkam, auf's Feld, in die Scheuern oder Abends in die Wohnstuben, überall nur klagen und beten hörte: „Ach Herr Jesus!" „Hilf Herr Jesus!" Das konnte er nun zur Genüge vernehmen.

Wie gerne würde er noch vor dem Ende des zweiten Tages die Gegend verlassen haben, hätte ihn nicht das ausdrückliche Gebot seines Meisters zurückgehalten, der ihm befohlen hatte, fünf Tage zu bleiben. — Aber warum denn auch fünf Tage? frug er sich zuletzt, was mag wohl der Meister damit beabsichtigt haben? — Und da das Lachen und Jubeln dieses Jahr

ihm so ziemlich viel Zeit übrig ließ, um diesem Gedanken nachzuhängen, so beschäftigte er ihn auch fast ausschließlich, aber er konnte doch eigentlich keine gescheite Beantwortung desselben herausbringen.

Doch das Unglück der Leute stellte sich mit jedem Tage auf eine traurigere Weise heraus, so daß es endlich auch dem Petrus recht nahe zu Herzen ging und er zuletzt selbst in die beständigen Ausrufungen des Namens Jesu einstimmte. Da erwachte aber auch wieder in seinem Gedächtnisse die Frage, welche der Meister bei seiner Rückkehr aus der glücklichen Ernte im vorigen Jahre an ihn gestellt hatte, nämlich: „Haben sie auch meiner gedacht?“ — und er verstand jetzt die tiefere Bedeutung jener Worte und begriff, daß eben um ihn zu dieser Erkenntniß zu bringen, der Meister ihn dießmal länger in seinem Dorfe bleiben hieß.

Als aber der sechste Tag angebrochen war, nahm er sein Bündel wieder auf den Rücken und kehrte stille zu seinem Meister zurück.

2.

Christus und die beiden Weiber.

Auf einer seiner Wanderungen klopfte einmal spät am Abend der Herr Christus ungekannt und als ein Bettler an die Thüre des Hüttleins einer alten, armen Wittwe, welche am äußersten Ende eines reichen und schönen Dorfes wohnte; er begehrte demüthiglich ein Obdach für die Nacht. Die Frau lag schon im Bette, aber sie sprang sogleich auf, gewährte ihm seine Bitte, zündete ihr Oellämpchen wieder an und als sie den

müden Mann erblickte, nöthigte sie ihn an den Tisch, lief in die Küche, um alles, was sie an Speisevorrath noch besaß, zusammenzusuchen und um ihm eine kräftige Suppe zu kochen; auch hatte sie im Keller ein kleines Fäßchen mit Wein, welchen fromme Leute schon vor längerer Zeit ihr geschenkt hatten, von dem sie aber nur an Sonn- und Festtagen ein Gläschen genoß; allein jetzt füllte sie ihr Krüglein etwas mehr als sonst und stellte es bald mit den wenigen Speisen, die sie im Hause hatte, dem Herrn Jesu vor. Und während der Herr am Tische saß und sich erlabte, zog sie ein Matratzlein aus ihrem Bette heraus, trug es in die Nebenkammer, um daselbst dem Gaste ein Lager zu bereiten, schaffte noch ein Kissen und eine wollene Decke herbei, setzte sich dann dem Fremdlinge gegenüber und suchte auf jedmögliche Weise ihn zu unterhalten.

Als der Herr sich hinlänglich erquickt und noch allerlei schöne Reden mit der Frau geführt hatte, zog er sich auf sein Lager zurück. Des andern Morgens früh nahm er Abschied und dankte nochmals seiner frommen Wirthin, welche ihn inständig bat, noch ein Morgenessen anzunehmen, aber er schlug es freundlich aus und schied zuletzt mit den Worten: „das Erste, was ihr thun werdet, liebe Frau, soll gesegnet sein.“

Die arme Wittwe nahm sich jedoch diese letzten Worte weniger zu Herzen, als viele andere schöne, die der fremde Gast gesprochen hatte, und als derselbe fort war, wußte sie just nichts besseres zu thun, als den Wein, den der Herr im Krüglein gelassen hatte, in den Keller zurückzutragen und in's Fäßlein zu gießen. Aber siehe! es war doch eigentlich nur wenig Wein noch im Krüglein gewesen und jetzt wollte dasselbe nicht leer werden! Und es geschah, daß, als das Fäßchen vollauf gefüllt war, der Wein durch ein Wunder des Allerhöchsten noch

immer wieder im Krüglein sich ersetzte, so daß sie sich zuletzt viele große Fässer verschaffte, welche sie alle mit Wein auffüllte, was der Frau bald zu einem recht schönen Vermögen, einer namhaften Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse verhalf, besonders da der wunderbare Segen des Krügleins nimmerdar ausgehen wollte. Bei alledem blieb die Frau treu auf Gottes Wegen und nie versäumte sie dem Herrn Christus, den sie jetzt in ihrem Gast erkannte, mit demüthiglichem Herzen zu danken und den größten Theil ihres Gutes ihren ehemaligen Schicksalsgenossen, den Armen und Bedrängten, zuzuwenden.

Unterdessen erregte dieser Vorfall, wie man sich leicht denken kann, weit und breit ungemeines Aufsehen, und was noch natürlicher ist, großen Neid im Herzen mancher Menschen. Aber der reichen Müllerin, welche eine Strecke außerhalb des Dorfes wohnte, war vollends gar seit diesem Ereignisse der Schlaf aus den Augen gewichen, so daß sie endlich zu der beglückten Wittwe hinüberging und sagte: „Hör, wenn der Herr Christus wieder zu dir kommt, so schick' mir ihn doch auch."

Die Wittwe versprach es ihr, und bald traf es sich, daß der Herr, aber dießmal nicht im Bettlerkleide, wieder bei seiner ersten Wirthin einkehrte. Die Frau warf sich ihm zu Füßen, dankte ihm unter tausend Thränen für alle die Wohlthaten, die er ihr, der unwürdigen Magd, zugewendet hatte und erzählte ihm endlich, wie sehr die Müllerin des Dorfes sich nach ihm sehnte, wie gerne sie ihn in ihrem Hause aufnehmen möchte. Christus, der das Herz jenes Weibes wohl kannte, beschied sich jedoch alsobald zu ihr.

Das war eine Geschichte, als er dort ankam! Die Müllerin lief die Stiege herab, ihm entgegen, dann schnell hinauf in

die Küche, und nun wurden Tauben, Hühner geſchlachtet, Kuchen gebacken, zehn Feuer auf einmal angezündet, kurz, da mußte herhalten: Herz, was begehrſt? Jetzt wurde ein großer Tiſch mit vielen koſtſpieligen Speiſen bedeckt, wie man das nur in den größten Städten bei den reichſten Leuten ſieht. Was unſer Erlöſer bei alledem dachte, kann man ſich leicht einbilden, auch berührte er, trotz aller Aufforderungen, welche das Weib beſtändig an ihn machte, nur Weniges und verabſchiedete ſich nach kurzer Zeit.

Aengſtlich begleitete ihn die Wirthin bis zur Schwelle der Hausthüre, wo er ſich endlich umwandte und die ſehnlichſt erwarteten Worte ausſprach: „das Erſte, was ihr thun werdet, ſoll mit reichlichem Uebermaße geſegnet ſein.“

Wer war glücklicher als das Weib? ihr heißeſter Wunſch ſollte nun in Erfüllung gehen; ſchnell ſprang ſie auf ihre Stube zurück, um dort aus einem Schranke ein Geldſäcklein herauszunehmen, welches ſie gleich nach der Ankunft Chriſti daſelbſt hingelegt hatte, damit ſie unmittelbar nach deſſen Entfernung Geld zählen könnte, im Falle der wunderkräftige Abſchiedsgruß auch an ſie ergehen würde.

Schon war der Schrank offen, das Geldſäcklein ergriffen, aber eben die Haſt, mit welcher ſie ſolches herausholte, war Urſache, daß ſie damit an eine danebenſtehende Waſſerflaſche ſtieß und dieſelbe umwarf. Ungemein viel Waſſer lief alſobald auf den Boden! Die Frau richtete ſchnell die Flaſche wieder auf, aber es war umſonſt; unaufhörlich ſprudelte und ſchäumte das Waſſer heraus. Verwirrt erfaßte das Weib zuletzt das Gefäß und ſtürzte verzweifelnd damit aus dem Hauſe; aber wo ſie hinlief, brauste ihr alſobald eine mächtige Fluth nach. Alle ihre umliegenden Wieſen und Felder kamen unter Waſſer

zu stehen und wurden durch dasselbe verwüstet, und es wäre noch viel mehr untergegangen, hätte nicht endlich ein frommer Mann die Flasche genommen, an's Meer getragen und dort versenkt.

3.

Vom Söhnlein, das seinen Vater erlöste.

Ein reicher und mächtiger König hatte eine bildschöne und fromme Tochter. Da er sehr oft mit andern Königen Streit führte, so stunden die Kriegsleute bei ihm obenan; auch als Einer der Obersten derselben sich einst ganz ausnehmend keck und glücklich im Kampfe gezeigt hatte, gab er ihm zur Belohnung seine Tochter.

Dieser Kriegsmann, der eigentlich nicht verdorbener Natur war, ließ sich jedoch nicht selten von bösen Spießgesellen zu Trunk und Spiel verleiten, so daß er oft, wenn eben Frieden im Lande war, ganze Tage und ganze Nächte bei Wein und Würfeln zubrachte. So glücklich er aber im Kampfe war, so unglücklich war er gewöhnlich beim Spiele, und so geschah es denn, daß, trotz der vielen Reichthümer, mit welchen ihn der König überhäuft hatte, er zuletzt nur Weniges noch besaß.

Eines Abends nun, als er eben sein Haus verlassen hatte, um zum letzten Male sein Glück mit den verrätherischen Würfeln zu versuchen, kam der Teufel in einem schönen Kleide aus einem Gäßlein hervor und näherte sich ihm: „Hör', sagte derselbe, ich bin der Teufel, ich weiß, daß du jetzt wieder zum Spiele gehst, ich weiß aber auch, daß wenn du heute ebenfalls auf dich allein baueſt, vor dem ersten Hahnenrufe du ein ganz

verlorener Mann biſt; ſo du auf eine vernünftige Weiſe mich anhören und mir folgen willſt, kann ich dir vielleicht mit Rath und That unter die Arme greifen; der Teufel iſt eben noch kein ſo böſer Teufel, wie man es täglich den Dummköpfen glauben macht. In meiner Macht ſteht es, dieſe Nacht dir nicht allein zu all deinem verlorenen Gute wieder zu verhelfen, ſondern dich noch weit reicher zu machen, als du jemals warſt, reicher noch, als der König ſelbſt, und gegen dieß Alles will ich nicht einmal deine Seele."

„„Was begehrſt du denn?"" erwiederte haſtig der Kriegsmann.

„Nun, nun, verſetzte der Böſe, etwas, woran du noch gar nicht beſonders hängen kannſt: dein Weib kommt in einem Monate in die Wochen, ſage mir den kleinen Drachen zu; was kümmert dich auch ſolch kleiner Wurm? wahrhaftig, du kommſt auf dieſe Weiſe recht wohlfeil davon."

Zu jeder anderen Zeit hätte es dem Kriegsmanne vor ſolcher Bedingung geſchaudert, aber der naheſtehende herrliche Gewinnſt, beſonders bei ſeinen jetzigen Verhältniſſen, verblendete ihn auf eine ſo lockende Weiſe, daß er nicht lange widerſtand und den Vertrag einging. Der Teufel geleitete nun den Verführten bis zum Hauſe wo geſpielt wurde und lachte dann höhniſch auf, denn er wußte wohl, daß die bloße Annahme ſeiner Bedingung den Unglücklichen von vornherein ſeiner Gewalt überlieferte, und dabei hatte er noch das werdende Kindlein erbeutet.

Wirklich hatte nun auch der Kriegsmann bei einbrechendem Morgen weit mehr gewonnen, als er je beſeſſen hatte; dennoch konnte er ſeines Reichthums nicht froh werden, denn ſein Ge-

wissen machte ihm nun immer größere Vorwürfe, weil er im Grunde noch kein verdorbenes Herz hatte.

Aber in dieser nämlichen Nacht hatte ein frommer Priester, welchem die Königstochter oft ihre Leiden klagte, einen wunderbaren Traum: ein Engel erschien und offenbarte ihm Alles, wie es sich zwischen dem Satan und dem Schwiegersohne des Königs zugetragen hatte; er bedeutete ihm ferner, wie dieser Letztere in einem bald ausbrechenden Kriege tödtlich verwundet würde. „Das Kindlein, fuhr der Engel fort, kann aus den Händen des Bösen errettet werden, wenn du es gleich nach seiner Geburt taufest und später zu einem gottseligen Wandel auferziehst; selbst von seinem Vater will sich das göttliche Mitleid nicht ganz abwenden, er soll an einem Orte der Hölle bleiben, bloß so lange, bis ihn sein Sohn dort auffindet und herausholt. Vor der Hand aber rede nichts von allen den Dingen, die ich dir hier offenbare; der Königstochter allein theile sie mit, wenn sie das Knäblein, welches ihr bestimmt ist, geboren hat." Bei diesen Worten verschwand der Engel.

Den frommen Priester ergriff dieser Traum sehr; aber er folgte getreulich den Geboten des Engels, dessen göttliche Sendung er keinen Augenblick bezweifelte. Erst nach der Entbindung der Königstochter theilte er derselben Alles was er wußte mit und die gute Frau weinte bittre Thränen über die That und das Schicksal ihres Mannes; aber die Worte des Engels und die Betheuerungen des Priesters, das Kind ganz dem Willen Gottes gemäß zu erziehen, brachten ihrer Seele wieder einigen Trost.

Inzwischen war auch der Krieg schon ausgebrochen und ihr Gatte draußen im Felde. Es währte auch nicht lange, als ihn einige seiner Gefährten auf den Tod verwundet nach Hause trugen; er hatte sehnlichst gewünschet, nochmals sein Weib

zu ſehen. Daheim angelangt, vermochte er kaum noch ſeinen matten Arm um ſie zu ſchlingen, aber er ſchaute ſie an mit einem Blicke, der gar Vieles, Schmerzliches und Furchtbares ſagen wollte. Drauf heftete er das brechende Auge erſt mit unſäglicher Wehmuth, dann mit ſtarrer Verzweiflung auf das ihm dargebotene Söhnlein; — reißen wollte er es jetzt mit krampfhaft bewegtem Arme an ſeine Bruſt, aus der ein dumpfes Gewinſel, ein inneres Heulen heraufſtöhnte; ihm war's, als ſollte, als dürfte er ſich nicht von dem Kinde trennen, als müßte er es jetzt gegen eine feindliche Gewalt ſchützen, die es ihm zu entwinden ſuchte; er klagte, er rang, er ballte die Fauſt, er ſchrie.... da ſank er zurück mit verzerrtem Munde — und war todt.

Aber der Prieſter erhob jetzt die Hände gen Himmel und die Königstochter, das Kindlein auf den Armen tragend, kniete neben der Leiche nieder, und ſie beteten um Erhaltung des Leibes und der Seele des Knäbleins, damit es dereinſt ſeinen Vater vom Orte der Qual erlöſen könnte.

Und als das Knäblein fünf Jahre alt war, führte die Mutter es zu dem ehrwürdigen Prieſter und bat ihn, daß er jetzo beginnen möge, daſſelbe in allen chriſtlichen Dingen zu unterrichten, was nun auch der alte Mann mit Liebe und Gewiſſenhaftigkeit that.

Unter einer ſolchen Leitung gedieh des Kindleins frommer Sinn von Tag zu Tage mehr, und über alle Maßen liebte es Gott, ſeine Mutter und den heiligen Prieſter, dem es anvertraut war und dieſer erzählte ihm nun auch von Zeit zu Zeit von ſeinem verſtorbenen Vater, ohne ihm jedoch von deſſen böſer That zu berichten.

In ſeinem zehnten Jahre glich das Knäblein ganz einer Seele im Paradies, ſo lieblich, rein und ſchön war es. Da

erſchien dem Prieſter im Traume wieder jener nämliche Engel, den er ſchon einmal geſehen hatte, und der jetzt dieſe Worte zu ihm ſprach: „Gott iſt mit dir zufrieden, du haſt an dem Kindlein gethan, was in deinen Kräften ſtund. Der Herr will, daß es jetzt ſich aufmache und ſeinen Vater erlöſe. Fürchte nicht für es. Mache ihm nur das Zeichen des Kreuzes über die Bruſt; es ſoll dieſelbe jedesmal entblößen, wenn die böſen Mächte ihm etwas anhaben wollen, und ſie werden zurückfliehen. Schicke das Kind gegen Sonnenuntergang, in dieſer Richtung wird es den Aufenthalt ſeines Vaters finden.“ Und nachdem er ſolches geredet hatte, verſchwand der Engel wieder.

Bald darauf erwachte der Prieſter, und als der Tag gekommen war, nahte er ſich dem Bettlein des Kindes, machte mit dem Zeigefinger das heilige Zeichen des Kreuzes über deſſen Bruſt, küßte es dann wach und bedeutete ihm, wie es jetzt zu ſeinem Vater hingehen müßte, wie es, um ihn zu finden, immer gegen Sonnenuntergang zu gehen hätte und wie es nur ſeine Bruſt entblößen dürfte, wenn böſe Weſen es aufhalten wollten.

Und als das Kind gefrühſtückt hatte, nahm der Prieſter es bei der Hand und gab ihm das Geleite den ganzen Tag über. Als aber der Abend hereinbrach, küßte er den Knaben auf die Stirne, wiederholte ihm alles, was er ihm ſchon am Morgen geſagt hatte, band ihm ein Ränzlein mit Brod und allerlei Früchten auf den Rücken und nahm unter vielen Thränen Abſchied von ihm; tief beſorgt war er eigentlich nicht um das Kind, denn er vertraute viel zu ſehr dem an ihn ergangenen göttlichen Worte.

Auch der Knabe ſchien von einem ganz beſonderen Muthe beſeelt, weßhalb er auch, als er ſich allein ſah, mit ganz ge-

troſter Seele auf einem ſo eben angetretenen, einſamen, ſteinigen Wege über eine weite, dürre Haide dem Punkte entgegen ging, wo die Sonne, von pechſchwarzen Wolken umzogen, in rothen Flammen ſich ihrem Untergange zuneigte.

Bald war auch der Tag hinter einem finſtern Gebirge mit ſchrecklichen Felszacken hinabgeſunken; es wurde nun immer dunkler; der Weg, welcher Anfangs eine ziemlich breite Straße geweſen, verlor ſich immermehr zu einem engen und dabei äußerſt rauh werdenden Pfade, ſo daß es zuletzt dem armen Kinde doch etwas bange um's Herz wurde.

Da geſellte ſich zu ihm auf einmal, ohne daß es wußte wie's geſchah, ein großer, ſeltſam ausſehender Mann, in einem rothen Kleide: „Wo gehſt du hin, du kleiner Knabe, ſo ſpät und allein auf dieſem wilden und verlaſſenen Wege?“ rief er ihm zu.

„„Ich gehe zu meinem Vater, der in der Hölle iſt,““ erwiederte harmlos, doch etwas betroffen, das Kind.

„Alſo in die Hölle gehſt du! lachte der fremde Mann laut auf, kennſt du denn wohl den Weg dahin? ich ſehe zwar, daß du bis jetzt noch nicht irre gingſt, doch bei der einbrechenden Nacht könnteſt du leicht den rechten Weg verlieren, auch könnte man dir etwas Leides zufügen, ich will dich daher begleiten.“

Es war aber der Teufel ſelbſt, welcher zu ihm gekommen war; er kannte den Knaben wohl und hatte eine große Freude, denn er überdachte, wie er nun auf eine ſehr leichte Weiſe ſchon frühe zu der ihm verſprochenen Seele des Kindes käme.

Unter allerlei wunderlichen, gleichſam zur Kurzweil und Erweckung weiterer Vertraulichkeit erſonnenen Reden, kam nun der Böſe mit dem Kinde dem Gebirge immer näher! Jetzt wurde der Weg ſehr ſteil, die Gegend einſamer und ſchreck-

licher; aber der Knabe ſagte in der Stille alle ſeine Abendgebetlein her und fürchtete ſich nicht.

Während der ganzen Nacht gingen ſie im Gebirge, bald über hohe Felſen, bald durch tiefe, ſchauerliche Thäler und Klüfte mit tiefen Felsſpalten, aus welchen zuweilen rothe, trübe Lichtſcheine und etwas wie fernes Gewinſel oder Hohngelächter hervordrang. Sie eilten aber immer weiter, und jedesmal, wenn ſie an einem jener Felsſpalten vorbeikamen, fing der Böſe an lauter zu ſprechen und luſtiger zu ſcherzen. Am Himmel ſah man auch nicht den kleinſten Stern; aber hie und da um eine zackige Bergesſpitze kreiſte eine Reihe ſtiller, weißer Geſtalten, welche das Kind zuerſt für Wolken hielt, bald jedoch als gar klägliche Menſchengeſpenſter erkannte.

Erſt nach langen, langen Stunden wich die pechſchwarze Nacht einer grauen, neblichen Dämmerung; aber dieſe Dämmerung ſelbſt klärte ſich nicht zu einer größeren Helle auf, ſo daß der Teufel Nacht hatte, als er gleich am Anfange ſagte: Jetzt haben wir Tag. Das Kind aber fragte nun immer, ob es bald zu ſeinem Vater käme. „Bald, bald, Söhnlein," erwiderte jedesmal der Teufel.

Endlich langten ſie vor einem furchtbar hohen, verſchloſſenen Felſenthor an; der Böſe berührte es nur leicht mit ſeinem Fuße und dennoch erdröhnte es wie ein lauter und lang nachhallender Donnerſchlag. Alſobald auch fuhren ſeine beiden Flügel mit ſchrecklichem Geraſſel auseinander und das Kind erblickte nicht ohne Schaudern eine weite geräumige Halle; ſeltſam verziert, aber trotz der vielen brennenden Pechfackeln nur kümmerlich erleuchtet. An langen Tiſchen ſaß eine unzählige Menge dunkler Geſtalten mit allerlei Hörnern, Bocksfüßen und ab-

ſcheulichen Geſichtern; natürlich, das waren die Teufel. Als aber der Satan, ihr Oberhaupt, eintrat, ſprangen ſie auf die Bänke und die Tiſche, ſtießen ein furchtbares Freudengeheul aus, denn ſie hatten ſchon lange geſeſſen und mußten mit ihrem Frühſtücke bis zum Erſcheinen ihres Oberherren warten.

Nun wurde daſſelbe aufgetragen. Das war aber eine ſeltſame Mahlzeit! eine gewiſſe Anzahl von ungemein großen Schüſſeln mit brennendem Pech und Schwefel wurde hereingebracht und im nämlichen Augenblicke ſtürzte die ganze Rotte über ſie her und reichte mit den Pfoten hinein, ohne ſich zu brennen. Drauf begannen die hölliſchen Geiſter unter furchtbarem Gebrüll und Gelächter ſich gegenſeitig mit den brennenden Materien in's Geſicht zu werfen, was ſie ungefähr währen einer halben Stunde fortſetzten, alsdann nahm der Lärm nach und nach ab — und das Frühſtück war zu Ende.

Unterdeſſen war der Böſe ſelbſt, welcher das Knäblein hiehergebracht hatte, verſchwunden und das Kind ſaß einſam und verſtört in einer Ecke des unermeßlichen Gewölbes. Da es ſich ſo verlaſſen fühlte, verloren bei all dieſen gräulichen Weſen, hub es endlich bitter zu weinen an, ſo daß die freche, boshafte Rotte es umringte und als eine neue Beute in Anſpruch nahm. Einer aus der Menge griff nun nach ihm, aber ſeine unreine Pfote erfaßte nur das Gewand, was auf der Bruſt ſich alſobald löste und mit einem Male das Kreuz ſehen ließ, welches darauf geſchrieben war. Aber wie ſchneeweißes Feuer flammte jetzt das heilige Zeichen und ein Licht ging von ihm aus ſanft und lieblich wie Vollmondſchein, nur noch viel reiner und kräftiger. Und im nämlichen Augenblicke zerſtob auch gräßlich heulend die ganze Rotte, während das hohe Gewölbe mit fürchterlichem Krachen zuſammenſtürzte.

Jedoch das Kind blieb unverſehrt, und nun befand es ſich mit einem Male wieder inmitten einer unermeßlichen Haide, die aber noch weit trauriger und von einem viel trüberen Dämmerlichte erleuchtet war, als alle, welche es ſchon durchzogen hatte. Wieder ging das Knäblein einen ganzen Tag lang voran und noch war an kein Ende dieſer gottverlaſſenen Fläche zu denken. Endlich erblickte es in der Ferne ein Bäumchen; unwillkürlich verdoppelte das Kind ſeine Schritte und eine Stunde ſpäter hatte es daſſelbe erreicht.

Aber am Fuße des Bäumleins, deſſen dürftige Krone nur aus einigen gelben, halbdürren Blättchen beſtand, lag ein Mann auf dem Angeſichte, ſo daß er das Kind nicht hatte kommen ſehen; dabei weinte er ſo heftig, daß der Boden umher ganz feucht von den Thränen war. Erſt als das Kind ihn grüßend anredete, wandte er ſich um und ſchaute es ſtumm und verwundert an.

„Was thuſt du hier an dieſem verlaſſenen, gräulichen Orte?“ frug ihn jetzt der Knabe.

„„Was ſoll ich dir ſagen! verſetzte ſchluchzend der Mann, hier büße ich für eine abſcheuliche That, die ich in einer Stunde der Verwirrung beging; von irdiſchen Vortheilen verlockt, verkaufte ich einſt mein eigen Kind dem Böſen, und ohne daran zu denken, fiel ich ihm dadurch ſelbſt anheim. Gerne würde ich noch mein Schickſal tragen, könnte ich dem Falſchen nur das Kind entreißen! o meine armen Augen ſind zu Waſſerquellen geworden! vielleicht hat er ſchon mein Kind in ſeiner Gewalt, in ſeiner Hölle! fort, fort möchte ich, mein Kind zu ſchützen, aber eine unwiderſtehliche Gewalt, ſchwer wie Blei, hält mich an dieſem Boden zurück; dieſes Bäumlein muß ich unaufhörlich mit meinen Thränen begießen und vor dem Ab-

Herben wahren; nur nach langen Zeiträumen wird seine Krone etwas grüner, dann wird mein Herz um ein Kleines leichter und der Strom meiner Thränen hält inne, aber bald werden die Blätter abermals welk und dürre, dann frißt der alte, unsägliche Gram auf's Neue tief an meinem Herzen und meine Augen brennen wieder wie von Salz. O mein armes Kind, mein armes, armes Kind!""

Nun aber hatte eine geheime Stimme dem Knäblein schon gesagt, daß dieß sein Vater seie; es beugte sich zu ihm nieder, küßte und umarmte ihn, und erzählte ihm alles, was es von seiner Geburt, seinen Eltern und seiner Sendung in die Hölle wußte.

Nachdem es ihm alles gesagt hatte, wies es ihm das glänzende Kreuz auf der Brust; im nämlichen Augenblicke ward der Himmel, die ganze Gegend so helle, wie am allerschönsten Frühlingstage, obgleich man keine Sonne sah; und das Bäumlein zierte mit einem Male eine prächtige, grüne Laubkrone.

Unterdessen war auch neue Kraft in den Leib des armen Büßers eingekehrt, freudig raffte der Erlöste sich vom Boden auf, doch blieb er auf den Knieen liegen, sein Kind an die Brust drückend und mit lauter Stimme zum Himmel betend; dann machten sich beide auf und schlugen den Weg ein, welchen der Knabe hergekommen war; überall ging der herrliche Glanz des Kreuzes vor ihnen her, sie aber sangen von Zeit zu Zeit erhebende, heilige Psalmen. Nirgends begegnete ihnen Einer aus den höllischen Schaaren.

Als sie aber das Gebirg überschritten hatten, erlosch nach und nach der himmlische Schein des Wunderkreuzes; mit einem Male war auch der erlöste Vater verschwunden. Gott hatte seine Seele gnädig angenommen.

Jetzt befand sich das Knäblein auch wieder an einem Orte, der von der Sonne erhellt ward. Es ging immer weiter und dachte beständig an seinen Vater, welchem es so gerne in den Himmel gefolgt wäre.

Gegen Abend langte es im Hause seines Pflegevaters an; dort fand es auch seine ängstlich harrende Mutter, welcher der fromme Priester unterdessen von der befohlenen Entfernung des Kindes berichtet hatte. Beide schlossen es hundertmal in ihre Arme und es erzählte ihnen nun alles, wie es sich zugetragen hatte.

Glauben und Wiſſen

von

Alexander Patuzzi.

Was tritt zur Nacht vor meine bange Seele,
Und ſpricht mit ernſter, feſter Stimme: Wähle!
Biſt du es ſelber, mein erhabner Meiſter,
Der ſtets gezweifelt an dem Sein der Geiſter?

Weh! noch gedenk' ich jener Nacht voll Grauen!
Am Himmel war nur Wolkenſchlacht zu ſchauen,
Vor der die Erde auf den Knieen lag,
Im Herzen bebend vor dem Donnerſchlag.
Ich ſtand am Fenſter. In dem Sturmgetoſe
Erſchien mir Gott, in ſeiner Allmachtgroße,
Und mancher Zweifel, den die Zeit gebahr,
Verſank in mir. Dem Geiſte ward es klar:
Im Glaubensgrunde lieg' Erkenntnißkraft,
Im Lebensſturm des Ankers feſte Haft.

Du kamſt zu mir; in deiner Augen Spiegel
Gewahrte ich des Geiſtes ew ges Siegel.
Du ſahſt dem Träumer forſchend in's Geſicht,
Und ſahſt, wie er ſich ſehnte nach dem Licht.
Poſaunentonig zogen deine Worte
Durch meiner Seele aufgeſprengte Pforte.

„Willſt du, ein Bettler, vor dem Glauben ſtehen,
Mit aufgehobnen Händen zu ihm flehen,
Um ſeiner Gaben hingeworfnes Gut?
Biſt du ein Mann, ſo habe auch den Muth,
Bis auf des Lebens letzten Hauch zu ringen,
Dem Wiſſen ſeine Schätze abzudringen.

Mit allen Kräften die Natur gefragt,
Bis dir das Licht in deiner Seele tagt;
Gelingt es dir, den vollen Kelch zu leeren,
Dann kannſt du frei des Glaubens Gut entbehren.
Gottähnlichkeit wird dir Gott nimmer geben,
Gottähnlichkeit mußt du dir ſelbſt erſtreben.
Dem Glauben nicht, dem Geiſt mußt du vertrau'n,
Dann wirſt du ihn, und wirſt dich ſelber ſchau'n.
Dann wirſt du Eins mit Gott in ew'gem Sein,
Dann ſinkt des Irrthums fahler Dämmerſchein."

Du ließeſt deines Wiſſens helle Strahlen
Auf deines Schülers heißen Buſen fallen,
Bis dich der Tod von meiner Seite riß,
Und in des Grabes dunkle Räume ſtieß.
Wie ich dich ſterben ſah, weh' mir! durchzogen
Mein Herz des Jammers laute Sturmeswogen.
Denn deiner Weisheit ſiegender Verſtand
Zerriß des Herzens feſtgewobnes Band,
Womit es an den Himmel klammernd faßt,
Wenn es das Sein vernichtungslaut umraſ't.
Du haß des Glaubens Säulen untergraben,
Haß ſeine Quellen, die den Müden laben,
Verſchütter, daß mein armes Herz verglühte
Am Flammenkranz, der aus dem Zweifel ſprühte.
Seh' ich vor mir des Wiſſens weites Meer,
Und druberhin den Himmel ſternenleer,
Die tauſend Klippen, keinen Ankergrund,
Der Ruhe brächte dem, der todeswund,
Dann ſinkt mein Geiſt verzagend auf die Knie,
Und ihre Flaggen ſenkt die Phantaſie.

O könnt' ich wieder glauben, kindlich rein,
Dann trät' die Ruh' in meine Seele ein,
Die fortgezogen, ſeit ich unternommen,
Durch Erdenwiſſen in das Licht zu kommen.

Frei!

von

Ludwig Köhler.

Deutsche, werdet Männer nun,
Laßt das eitle Knabenspiel,
Laßt die Waffen nimmer ruh'n,
Bis erreicht das hohe Ziel,
Bis die Ketten sind zerbrochen,
Die geschmiedet Tyrannei,
Bis das Siegeswort gesprochen:
Alle Deutsche sind nun frei!

In der Faust das scharfe Schwert
Und im Mund das freie Wort:
Also seid ihr stark bewehrt
Und das Recht ist euer Hort!
Laßt euch nicht das Auge blenden
Von der Zwingherrn Gleißnerei,
Euer Jammer wird nur enden,
Wenn der letzte Deutsche frei!

Deutschland, großes Vaterland,
Glühend lieb' ich dich im Schmerz!
Deiner Ströme Silberband,
Deiner Männer treues Herz,
Deiner Berge Felsenstirnen,
Deiner Fluren bunter Mai,
Alles, Alles seh' ich zürnen!
Ach, warum, warum nicht frei?

An sein Ufer schäumt der Strom,
Mächtig rauscht der Eichenwald,

Durch der Alpen ew'gen Dom
Gottes Stimme brausend hallt!
Weiß der Adler in den Lüften,
Weiß der Hirsch, was Knechtschaft sei?
Sproßt nicht auf den grünen Triften
Auf zum Licht die Blume frei?

Wo Natur mit milder Hand
Allen Wesen Freiheit gab,
Soll ein ganzes, großes Land
Beugen sich der Willkühr Stab?
Wo das Licht in tausend Flammen
Täglich sich entzündet neu,
Soll uns Pfaffentrug verdammen,
Nie zu werden geistesfrei!

Pfaffentrug und Fürstenwitz
Ist der Menschheit ew'ger Fluch,
Der verderbenschwang're Blitz,
Der in unsre Saaten schlug!
Nicht mit Beten, Sangesweisen,
Bannt ihr diese finstern Zwei:
Das Idol der Zeit, das Eisen,
Nur das Eisen macht euch frei!

Der Sturm bei Mees-el-Kebir.

(Charfreitag bis Ostersonntag 1842.)

Von Karl Bernhard,

(ehemaligem afrikanischen Jäger, jetzt Druckfeyer.)

Die Flagge weht, die offnen Segel schwellen,
Und zischend ruft das Pfeifchen die Matrosen;
Der stolze Dämpfer rauscht, an ihm zerschellen
Des Meeres Wellen.

Wir ziehen fort, vorüberfliegend schwinden
Viel Thäler, Bächlein, Hügel, bunte Gärten,
Die sich wie Zauber blauer Fern' entwinden
Und rasch verschwinden.

Das Meerschwein bläst im kühlen Wasserschaume,
Schnappt gierig auf die Brocken vom Verdecke;
Die Möve krächzend spaht im luft'gen Raume,
Am Wolkensaume.

Boudjareah — Algier und seine Feste
Sind fern von uns — Staou'li, seine Felsen —
Schon sehn wir Cherchell's alte Römerreste
Und Raubesneste.

Wir ziehen fort, den Chenouah im Rücken,
Mostaganem, das Ferratvorgebirge.....
Sieh! schwarz Gewölk! — schon schließt es seine Lücken
Und Blitze zücken.

Es ſchwirrt und tobt, und durch die Wimpel brüllet
Des Sturmes Wuth; mit offnem Rachen gähnet
Der tiefe Abgrund, der uns ſchon umhüllet,
Mit Schreck erfüllet.

Und dunkler wird's — es wirft der Wirbel Drohnen
Aus tiefem Schlund manch raſend Ungeheuer;
Im Schiffsraum blaſſe Paſſagiere ſtöhnen:
Matroſen höhnen.

Der Dämpfer ſchwankt in Nacht und Sturmestoben,
Und betend ſtürzt die Mannſchaft auf die Knie,
Die Hände hoch gen Himmel aufgehoben,
Zum Vater droben!

Geheimnißvoll zu Gott ſind alle Wege;
Am dritten Tag erblickten wir den Hafen
Mees-el-Kebir und ſeine Felſenſtege; —
Dort ward uns Pflege.

Am Oſterfeſt, nach dreien Schreckenstagen
Erſtanden fröhlich wir dem Ungethüm. —
Am Strande vier und zwanzig Schiffe lagen
Vom Sturm zerſchlagen.

Der herbſte Schmerz

von

Marie Delaroche.

Ich wollt', ich läg' im Grabe,
Im Sarg, im kühlen Grund,
Da würd' ich wohl auf einmal
Von allem Schmerz geſund.

Lieb' Mutter iſt geſtorben,
Mein Liebchen brach die Treu',
Rings um mich nichts als Haſſen,
Als Hohn und Heuchelei.

Ich möcht' im Kirchhof ruhen
Dicht an der Mutter Grab;
Ich ſitz' am Grabeshügel,
Ich wollt' ich ſänk' hinab!

Da muß ſich's ſelig ruhen,
Da muß es ſtille ſein:
O Mutter, o lieb' Mutter
Ruf' mich zu dir hinein!

Da wollt' ich's Liebchen lieben,
Doch weh', es liebt mich nicht!
Da wollt' ich es vergeſſen,
Doch nein, das kann ich nicht.

Nicht leben und nicht ſterben,
O weh, du krankes Herz!
Nicht lieben, nicht vergeſſen
Das iſt der herbſte Schmerz.

Gedichte von J. Hub.

1.

Das Rheinland.

O Wunderland, du Land am Rhein,
Mit deinen gold'nen Gau'n;
Ihr Hügel, grün, voll Sonnenſchein,
Beglückt, wer euch kann ſchau'n!
Wie jubelt mit heiterer Kehle
Die Lerche, mitjauchzet die Seele!

O Wunderland, du Land am Rhein,
Von Würzehauch verſüßt;
Ihr Lüfte, von den Lippen rein
Der Alpenbraut geküßt:
Wie hebt ihr und labt ihr die Sinne,
Wie blühet im Herzen die Minne!

O Wunderland, du Land am Rhein,
Mit deinen Burgen grau;
Ihr Waſſernixen, ihr Waſſerfei'n
Im klaren Wellenblau!
Sie ſingen und wiegen im Strome,
Umduftet vom Rebenarome!

O Wunderland, du Land am Rhein,
Mit deiner Dome Pracht;
Ihr Wächter in den Sternenreih'n,
Wie feiert ihr die Nacht!

Melodisch erklingen die Sphären,
Es flüstern, wie betend, die Aehren.

O Wunderland, du Land am Rhein,
Du deutsches Zauberthal!
Am Felsen schläft das Echo ein
Im kühlen Mondesstrahl.
Dann grüßet auf wogendem Golde
Den Schiffer die harrende Holde.

O Wunderland, du Land am Rhein,
Mit deinen Getreuen frank!
Bei Biedersinn und Lieb' und Wein
Da wird kein Herze krank.
O Heimath, im seligen Schimmer
Verläßt dich der Wanderer nimmer!

2.

Der Gast in der Rheinmühle.

Wohl war es um die Mitternacht,
Den Müller treibt's zur Mühle.
Es gleitet durch die Wellen sacht
Sein Kahn im Mondschein kühle.

Das Dörflein schläft; das Mühlenrad
So schläfrig geht's im Kreise;
Die Wasser wallen ihren Pfad
Traumfeierlicher Weise.

Und aus dem Nachen leise leis
Der Müller tritt zur Mühle, —
Da sieh! mit langem Bart ein Greis
Ruht hier auf schilf'gem Pfühle.

„He, fauler Knecht, wen herbergſt du?“
Der Müller ruft's im Zorne.
„„Herr, gonnt dem müden Alten Ruh'!
Er ſchadet nicht dem Korne!““

„Und wär's der müde Herrgott auch,
Die Schornſtein' wollen rauchen!
Hinaus mit dir, du alter Gauch!
Kann nicht Faullenzer brauchen.“

Das Waſſer ſchwoll, der Sturmwind ſchnob
Wild brauſend um die Mühle.
Mit drohender Geberde hob
Der Alte ſich vom Pfühle:

„Gemahlen hab' ich dir die Frucht
Zahraus, jahrein mit Fleiße!
Ein Stündchen Schlaf, das ich geſucht,
Vereitelt dein Geheiße!

Dein Herz iſt wie ein Mühlenſtein,
Voll Undank iſt's, voll Wucher!
Ich geh', — doch wiſſ': der Alte vom Rhein
War ſelber dein Beſucher!

Dir aber, braver Müllerknecht,
Bleib' dankbar ich ergeben.
Beſteig' den Kahn und rud're recht!
Lang freu' dich meiner Reben!“ —

So ſprach der Rheingeiſt und zerfloß
Im grauen Fluthgewühle,
Und wirbelnd ſammt dem Müller ſchoß
Zum tiefſten Grund die Mühle.

Gedichte von J. J. Reithard.

Der Dreifingerſtein.*)

Schweizeriſche Volksſage.

Der Richter ſteht, und lautlos ſteht die Menge
Auf hoher Alp, die ſchwellend, kräuterreich
Hinanſteigt. Welch' ein ungewohnt Gedränge

Belebt jetzt dieſes friedliche Bereich,
Wo ſonſt nur Alphorn und nur Herdenglocke
Und Reigen tönt in trautem Immergleich!

Dort kniet ein Mann mit heller Silberlocke,
Mit ſtarrem Aug', todtbleichem Angeſicht —
Hochoben auf dem flachen Urſteinblocke.

Und ſieben Kindlein ſteh'n im Reihen dicht
Am Fuß des Steines in den ſtummen Kreiſen . . .
Der Alte droben iſt ein Böſewicht.

Ihn lüſtet nach dem ſchönen Gut der Waiſen:
Der fetten Alp; d'rum hat in mancher Schrift
Er dargethan mit trüglichen Beweiſen,

*) Der Dreifingerſtein ſteht unweit des Dreilandereins auf dem „hohen Rohnen", einem ſtattlichen Berge mit herrlicher Fernſicht zwiſchen den Kantonen Zürich, Schwyz und Zug, deren Marken auf dem Kulm in einen dreiſeitigen Grenzſtein (Dreilanderſtein) auslaufen.

Hat es erhärtet mit der Bosheit Gift:
Sein sei die Sennte, seien all' die Städel,
Auch sein das Vieh mitsammt der fetten Trift!

Der Richter spricht umsonst, was recht und edel
Zu dem Betrüger — ach, sein Mund vermag
Nichts gegen dessen ränkevollen Schädel!

Und unvermeidlich fällt der harte Schlag,
Geführt, der Kinder Wohlfahrt zu zerstören.
Heut' ist des Eides festgesetzter Tag.

Und diesen gräuelhaften Schwur zu hören,
Kam all das Volk aus dreier Länder Viet:
Aus Zürich, Schwyz und Zug in bunten Chören.

Denn in ein jeglich dieser Länder zieht
Der Waisen Aly sich, um den „hohen Rohnen",
Auf welchem Berg Sanct Zusus einst geniet.

Noch steht die Siedelei. Zwei Priester wohnen
In dieser Einsamkeit. Der Eine hegt
Das Kirchlein, das du siehst am Berge thronen —

Indeß der And're fromm des Bronnens pflegt,
Der Heilung spendet Jedem, der zur Stelle
Mit treuem Glauben sein Gepreßten trägt.

Heut' aber sprudelt unbewacht die Quelle;
Das Gärtlein, wo das Paar sich Blumen zieht,
Verlassen ist's, und einsam die Kapelle:

Denn oben, wo der graue Sünder kniet,
Steh'n jetzo bang erschaudernd Allebeide
Vor einem Herzen härter denn Granit.

Vergebens warnen sie ihn vor dem Eide,
Als Diener Gottes, vom Gericht bestellt;
„O schwöre nicht! Du schwörst zu deinem Leide!"

„Und dennoch schwor' ich bei dem Herrn der Welt:
„Bei Christi Namen und bei seinem Geiste:
„Mein ist die Sennte! Mein durch gutes Geld!

„Mein ist die Alp, so auch das Vieh, das feißte!
„Mein all' die Städel, all' das Wesen mein!
„Die Hand erheb' ich feierlich und leiste

„Den Eid — und seh' die Finger auf den Stein:
„So wenig als er weicht dem schwachen Drucke,
„So wenig geb' ich nach. Die Alp ist mein!"

Er schwort's — da ist's, als ob der Felsen zucke:
Die Finger sinken wie in weichen Schnee —
Gerad' als ob der Ureistein sie verschlucke!

Er klemmt ihn fest. Nichts frommt sein Ach und Weh,
Vergebens ist sein Sträuben all und Zerren —
Dann fährt's herab, wie Brausen einer See

Und schauerlich naht das Gericht des Herren:
Ein schwarzer Wolkendrache! Schau' ihn weit,
Weitauf den rothen Flammenrachen sperren!

Hu! wie Verzweiflung ihm entgegenschreit!
Er schlingt den Alten ein und hüllt die Stätte
In finst're Nacht, die Feuergarben speit.

Und drinnen rasselt's, wie mit ehrner Kette
Und wallt und knistert — ächzet dann und stöhnt,
Wie ein Zeraalter auf dem Folterbette . . . .

Und horch, der letzte Angst- und Aufschrei tönt —
Wildgellend tönt er, Mark und Bein durchdringend
Und des Gerichtes letzter Donner dröhnt . . . . .

Dann rauscht ein Sturm heran. Die Flügel schwingend,
Fegt er die Wolke jählings vom Granit,
Den grauenvollen Kern zu Tage bringend.

Wo iſt der alte Sinn? — Die Menge übt,
Was von ihm übrig, auf dem Opferſteine:
Ein Häuflein Staub, verkohlt und ausgeglüht,

Und einen Schädel, rauchende Gebeine! — —
„Schaut her, das iſt des ew'gen Richters Spruch!
„Beginnt der ird'ſche Richter zur Gemeine —

„So ſtraft Er falſchen Eid und Eidesbruch;
„Drum ſeid gerecht, gebt Jeglichem das Seine,
„Sucht Gottes Segen, fürchtet Seinen Fluch:
„Er iſt und bleibt der Heilige, Allreine!"

Noch heute wiederholt am Bergesrand'
Ein alter Schwyzerhirt die dieſe Worte
Und zeigt den Steinblock, wie er damals ſtand,
Als die meineid'ge Hand in ihn ſich bohrte —
Dreifingerſtein von Alt und Jung genannt.
Es wächst kein Gras an dem verfluchten Orte.

Am Altjahrabend.

Die Jahre fliegen fort und fort —
Raſch, wie ein kaum geſprochnes Wort,
Ein Wort von unſchätzbarem Werth,
Ein Pfeil, der nimmer wiederkehrt.

Dieß ernſte Wort, das raſch entweht,
Das anders Jeglicher verſteht,
Das Mancher deutet klug und ſtill
Noch eh's geſprochen werden will:

Dieß Wort, dieß Wort, es iſt geſagt;
Und ausgejubelt, ausgeklagt,

Entbehrt, genoſſen für ein Jahr
Hat wiederum der Menſchen Schaar.

Heil uns, die raſche Fluth der Zeit
Verbürgt dem Geiſt die Ewigkeit!
Denn was den Wechſel klar erkennt,
Gehört nicht in ſein Element.

Herbſtlieder von Karl Mayer.

1.

Die fallenden Früchte.

Durch das ſtille Dunkel ſchallen
Aepfel, die in Zwiſchenräumen
Von des Weges vollen Bäumen
In die Herbſtnacht niederfallen.

Zeit iſt's nun der letzten Reife.
Todesſtill' umgibt die Schritte,
Morgen Nacht ſchon, wenn in Mitte
Leerer Bäum' ich ſinſter ſchweife.

2.

Die blaue Luft.

Ein Schatten wirft herab ſich kalt
Von Felſenzack' und Buchenwald.
Dazwiſchen färbt die Herbſtzeitloſen
Der Wieſ' ein Morgenſtrahl wie Roſen.
Ob's heute herbſtet oder lenzt,
Die blaue Luft ſo ſelig glänzt.

3.

Die Miniaturblumen.

Rothe, blaue, lilla Sternchen,
Aus den kleinſten Samenkernchen
Spät im Ackerfeld geborne,
Unter Stoppeln wie verlorne,
Weißer Steinbrech, winzig klein,
Der Velängerlieber kleinſte,
Der Vergißmeinnichtchen feinſte,
Alle zeigt ihr im Verein,
Wie ſo reizend die Natur
Hier noch malt in Miniatur.

4.

Friedensbilder.

Wie bauten ſich in Frieden
Des Hanfes Pyramiden
Durch mein Zeitloſenthal!
Ein Wanderer, ein milder,
Freut ſich der Friedensbilder
Des Herbſtes allzumal.

5.

Das Weinland.

Es knallt der Schuß, der Schwärmer puft,
Und nichts, als Jauchzen trägt die Luft.

Die Zeit erlaubt nicht, ſtill zu ſein,
Wir ſchneiden Trauben, keltern Wein.

Ein Land, das dieſes Glück entbehrt,
Thut wohl, wenn es ſich ſtille nährt.
Ein Land, das Reb' an Rebe baut,
Darf ſich erfreuen überlaut.

6.

Herbſtliches Genügen.

Schweigend ruh'n die Dorfgefilde
Schon in blauer Herbſttagsmilde.
Wo ſonſt frohe Vögel ſchmettern,
Schallt's aus ſchwarzem Fluge: Rab!
Und ich wandl' in gelben Blättern,
Die vom Waldrand' fallen ab.
Doch ſtatt Leides, das ich trüge,
Füllt mein Herz ein froh' Genüge.

7.

Zuthunlichkeit.

Aus der Wieſe zugeſchickt,
Die ich liebend überblickt,
Fliegend über Herbſtzeitloſen,
Sonnenfäden mich umkoſen.

Willſt du denn, o Herbſtnatur,
Das erfreute Herz nicht nur

Durch das Blau des Tags gewinnen,
Sondern gänzlich mich umſpinnen?

8.

Rührung.

O Herbſt, o gold'ne Sonnenluft,
O Leben, voll von Schmelz und Duft,
Ich möchte all' der Schönheit danken;
Doch weil ſie waltet ohne Schranken,
So geb' ich aufgelöst in Glück,
Ihr ſtille Rührung nur zurück.

9.

Der Herbſtreif.

Die Luft iſt blau und ſtill,
Kein Blättchen ſäuſeln will;
Die Gräſer ſind noch ſteif
Von kaltem Herbſtnachtreif.
In nichts noch Leben wacht,
Als in der Sonne Pracht,
Die ihn verſchmelzt aus Grau
In irisfarbnen Thau.

10.

Doppelte Luſt.

Beim Ergrünen und Ergelben
Haſt du, Wald, an mir denſelben.
Ja, es treibt der Herbſt mein Herz
Noch entſchiedner wälderwärts.

Wenn beſchneit der Raben Schall
Deiner gelben Blätter Fall,
Scheint die Luſt, die nun gekürzte,
Eine doppelt mir gewürzte.

11.

Im Spätjahr.

Aller Vogelflüge
Leeres Himmelszelt!
Unbeſpannte Pflüge
Ruh'n im Ackerfeld.

Und entlaubte Bäume
Im erſtorb'nen Wald;
Arbeit, Leben, Träume
Feiern winterkalt.

Und ſo ſei geſchwiegen
Von dem Dichter auch,
Bis ſich Lerchen wiegen
Ueber Veilchenhauch!

Diſtichen

von

Karl Candidus.

Franken und Deutſche.

Frank, ihr ſeid es, o Franken; ihr Deutſchen deutet mit Tiefſinn;
Weiſe drum hat euch ein Gott nebeneinander geſetzt.

Petrarca.

Singt, ihr Männer, ganz recht! wie Petrarca, Lieder der Liebe;
Aber daneben auch ſeid Denker und Bürger wie er.

Die Philiſter.

Schmäht die Philiſter mir nicht. Auch das ſind nöthige Leute.
Habt ihr die Straße gebaut, treten das Pflaſter ſie feſt.

Beſcheid.

Magſt nicht leiden, mein Freund, die allvermittelnde Weisheit?
Wirke denn, wie du's verſtehſt. Schau, ſie vermittelt auch dich.

Fruchtbarkeit.

Reich an Kindern ſieht vor Allen die bittere Armuth;
Reich an Gedanken der Mann, welcher auf Roſen nicht ſchläft.

Das höchſte Glück.

Welches das höchſte Glück? Wohl iſt's das ſel'ge Bewußtſein:
Was dir begegne, es knüpft inniger ſtets dich an Gott.

Die Ahnung des Genius.

„Was iſt das für ein Traum, der dir träumte?“ zu jeglichem Joſeph
Sagt man's; den Träumer jedoch täuſchet der Genius nie.

Gedichte von Ludwig Wittich.

1.

Ueber den Waſſern.

Weilt' ich früh am Wieſenbache, ſchaut' in's klare Fluthenſpiel,
Wie die munt're Silberwelle bebend ſtieg und wieder fiel,
Däuchten mir die raſchen Wogen hell ein Spiegel von Kriſtall,
Drinnen luſtig aufgezogen war auf tiefem Grund das All.

Liebt ein Dichter doch zu bilden gern aus Luft und Sonnenſchein;
Todten haucht er Lebensblüthe, Altem friſche Jugend ein;
Malt' auch Heut' der Dichter eben auf das Waſſer ſich ein Bild,
Luſtig, los, wie Wogenſchweben, alt, phantaſtiſch und doch mild:

Zögernd ſchritt an Baches Rainen, unter Maienblüthenſchnee,
Im geſpreizten Schäferröckchen, jung' und ſchöne Galathee,
Schaute zuchtig auf das Mieder, ſchwankte mit dem Sonnenhut,
Und erhob kokett die Glieder, wie die alte Muſe thut.

Grub mit blankem Schäferſtabe: „Damon! Damon!“ in den Sand,
Trug auch etwas grüne Kräuter zierlich in der linken Hand!
Seufzte dann und wann beſcheiden zu dem Takt der Nachtigall;
Schien unendlich viel zu leiden von des Echos Wiederhall.

Kam ein Hirt aus kühlem Walde, wo viel junge Voglein ſind,
Mit den Augen, mit dem Stabe zeigt er auf das ſchöne Kind;
Trug ſehr ſpitz in ſeiner Linken zwei drei Blumlein, blau und licht,
Wie ſie an des Waldbachs Winken ein verliebter Damon bricht.

Und er läßt ſich auf die Knie nieder vor der Schäferin,
Reicht ihr mit drei ſtarken Seufzern ſeine Liebesgaben hin:
Da verzieht ſich raſch die Welle, da zerflattert das Gewand,
Da zerrinnt der Traum der Quelle bei des grünen Ufers Rand. —

Aus den Fluthen hebt, in Wehen kämpfend, ſich die neue Zeit:
Leidenſchaftlich rauſcht das Waſſer und die Brandung tobt und ſchreit:
Aufgeſchreckt aus ſüßem Traume flieht die Dryas nach der Kluft:
Und ſie ſtreut von ihrem Baume ſchnelle Kränze durch die Luft.

2.

Kornmütterlein.

Er ging durch die Auen, er ging durch das Korn,
Es wogten die Halmen, es grünte der Dorn.

Es duftete ſüß, es zog durch die Au
Ein wallender Nebel, ein dämmerndes Blau.

Die Wachtel ſchlug tief im Grunen verſteckt,
Ihr heiſcheres Lied hat den Wand'rer erſchreckt. —

Er ſchauet mit träumenden Augen ſich um:
Die Flur iſt ſo einſam, der Abend ſo ſtumm. —

Da quillt's in den Halmen; da kniſtert's empor;
Kornmütterlein lugt aus den Aehren hervor;

Im grünen Gewand, mit blondem Haar,
Mit Aeuglein, wie junge Cyanen ſo klar.

Jetzt theilt es die Halmen, mit Händchen weiß,
Und ſinget in zärtlichen Tönen ihm leis:

„Schon beugt ſich die Aehre; ſchon reifet das Gold;
Das ferne Liebchen blieb treu Dir und hold;

Wenn die Flur ſich belebt, wenn die Senſe klingt,
Wenn die emſige Schnitterin Lieder ſingt,

Wenn der Mond glänzt wieder im vollen Schein, —
Dann iſt die Herzallerliebſte — Dein!“ —

Gedichte von Friedrich Otte.

1.

Mitternacht.

Das iſt die alte Geiſterſtunde,
Starr ſteh'n der Berge lange Reih'n,
Die Sternlein flimmern in die Runde
Und friedlich ſchaut der Mond darein.
Mein Herz, der Freude längſt verſiegelt,
Erſchloß ſich dieſem Segenslicht.
Ward' es von Geiſterhand entriegelt?
Ich ahn' es nur, ich weiß es nicht.

Viel alte Mährchenträum' umkreiſen
Mein Haupt mit lindem Flügelſchlag,
Mein Ohr hört nie vernomm'ne Weiſen,
Mein Blick erkennt, was ferne lag —
Und doch — es rauſcht kein Baum im Grunde,
Kein Weſen rings, das mit mir wacht!
Das iſt die alte Geiſterſtunde,
Das Räthſel ſtummer Mitternacht.

Die Schriftgelehrten und die Weiſen
Gerathen nicht auf ſeine Spur,
Die Geiſter, die uns ſtill umkreiſen,
Gewahrt ein Kinderauge nur,
Dein Blick, wie weit er immer ſpähe,
Er ſucht umſonſt, er ſieht ſie nicht,

Das Herz allein fühlt ihre Nähe
Im Sternenglanz, im Mondenlicht.

Sie löſen ihm mit leiſem Finger
Die Bande, drin es ſchmachtend lag,
Da wird das alte Leid geringer
Und Liebe ruft jedweder Schlag.
Sie füllen es mit neuem Hoffen,
Ob ernſt und wortlos auch ihr Mund,
Und ſelig ſpiegelt, der ihm offen,
Der Himmel ſich in ſeinem Grund.

Von allen Geiſtern hab' ich Einen
Heut inniger als je erkannt,
Nie ſah ich ſchöner ihn erſcheinen,
Als heut, da jeder Zweifel ſchwand,
Er ſtrahlt in meines Herzens Grunde,
Ein ſchöner, hoffnungsreicher Stern,
O daß er nimmer mir entſchwinde,
Der Geiſt des Troſts, der Geiſt des Herrn.

2.

Hoh-Königsburg.

Die Epheuranke ſchaut vermeſſen
In den zerfall'nen Rittersaal,
Wo ſtrenge Kön'ge einſt geſeſſen
Am goldnen Tiſch, beim frohen Mahl.

Ein freies Volk, die Schwalben bauen
Ihr Neſt am hohen Fenſterring,
Wo einſt im Kreiſe ſchöner Frauen
Das Königskind luſtwandeln ging.

Im Hofe, ſtumm vom Auf der Bracken,
Hauſt der Eidechſen flinke Brut,
Wo einſt auf ſeiner Soldner Nacken
Des finſtern Herrſchers Fuß geruht.

Und draußen, wo in ſel'gen Träumen
Der Sänger ſeine Harfe ſchlug,
Da geht ein Fluſtern in den Bäumen,
Wie Liebeswehn, wie Geiſterflug.

Und auf der alten, luſt'gen Warte,
Wo einſt des Schloſſes Zwerglein ſtand,
Das Haupt behelmt, die Hellebarte
In der gewicht'gen, braunen Hand;

Da ſteht ein Knab', ein Hirtenknabe,
Mit Augen hell, mit gold'nem Haar,
Der ſingt, gelehnt an ſeinem Stabe,
Ein Liedlein friſch und wunderbar.

Die Halle tragen's in die Ferne
Zu Liebchens Haus, im eb'nen Land;
Das Fenſter klirrt: da ſind zwei Sterne,
Zwei Augenſterne hell entbrannt.

Schau wie ſie grüßen, wie ſie ſchimmern,
Der Knabe lauſcht, ſein Herz wird weit,
Er ſieht, ein Sieger, auf den Trümmern
Der längſt verſunknen Herrlichkeit.

Er ſieht, die blanke Stirn erhoben,
Und gibt dem Wind ſein goldnes Haar,
Ich aber zweifle, daß hier oben
Ein König je ſo ſelig war.

3.

Die verlaſſene Sägemühle bei Badenweiler. *)

Im grünen Schwarzwaldthale ſteht
Die Sägemühle, ſtill und klein,
Das Rad, das ſich einſt friſch gedreht,
Schaut traurig in den Bach hinein.

Von Roſt und Moos iſt überdeckt
Die Säge, die mit luſ'gem Klang
Den Wiederhall dereinſt geweckt
Am braunen Felſenüberhang.

Es ſchaut kein holdes Müllerkind
Vom Fenſter in das Feld hinaus,
Die Läden all' geſchloſſen ſind,
Und ob' und einſam ſteht das Haus.

Als Schild nur hängt ein Schwalbenneſt
Hoch an der alten Bretterwand,
Der Epheu rankt ſich droben feſt
Und ſchaut vom Erker weit in's Land.

Es iſt, als hätt' ein Zauberſpruch
Das ſchöne Leben rings gefeit,
Es iſt, als ſchwebt' ein böſer Fluch
Ob dieſer Waldeseinſamkeit.

Mein Schatz, du herzig Schwabenkind,
Schlag' auf, ſchlag' auf die Aeuglein klar!
Ein Kuß von deinen Lippen lind —
Und Alles wird, wie's ehdem war.

*) Nachtrag zu des Verf. Liedern aus Badenweiler, ſ. Gedichte von J. Otto S. 59.

Ein Liebesſchlag in deiner Bruſt
Beſiegt der Hexen böſe Liſt
Und alte Lieb' und alte Luſt
Erſtehen neu zu dieſer Friſt.

Die Räder dreh'n ſich wiederum
Im Schwall der perlenreichen Fluth,
Die Säge, die ſeit Jahren ſtumm,
Hallt wieder friſch und wohlgemuth.

Die Thür iſt offen, leer das Haus,
Mein Schatz, und ſo es dir gefällt,
So bau'n wir, wie die Schwalben draus,
Hier unſrer Liebe ſel'ge Welt.

Reich' mir die Hand, tritt ein, tritt ein,
Mit leichtem Herzen, frohem Sinn!
Ich will der luſt'ge Müller ſein,
Sei du die holde Müllerin.

4.

Der Graf von Kaſtelu.

(Schweizerſage.)

Der Graf bricht aus in hölliſch Lachen
Und ſpricht zum Zauberer: „Nun genug!
Genug mit deinen Siebenſachen,
Dein Wort iſt Lug, dein Werk iſt Trug!
Was ſchauſt du immer auf die Züge
Und in die Falten meiner Hand?
Wenn ich das Glück in Händen trüge,
So hätt' ich nicht nach dir geſandt.

Nun noch ein Wort, es iſt das letzte,
Drum nimm zuſammen deine Kraft!

Du weißt, was ich am Höchsten schätzte:
Das Gold ist meine Leidenschaft .....
Freund, gib mir Gold!.... Dagegen wähle,
Was dir behagt in meinem Schatz; —
Nimm meine Güter, meine Seele,
Nur gib mir Gold, Gold zum Ersatz!"

Der Zaubrer, der bisher geschwiegen,
Sieht freudevoll den Grafen an
Und hört mit innigem Vergnügen,
Was er gelobt in finsterm Wahn.
Er hemmt den Bocksfuß unter'm Tische
Und, blitzend mit dem Augenstern,
Ruft er mit hollischem Gezische:
„Um solchen Preis gewähr' ich's gern!"

Drauf beugt er sich zum Buche nieder,
Das er mit glüh'ndem Blick durchbohrt;
Er blättert hin und blättert wieder,
Als such' er nach dem Zauberwort.
Stumm sitzt der Graf ihm gegenüber,
Gequält von namenloser Pein,
Sein Antlitz glüht, als wie im Fieber,
Und dröhnend schlägt sein Herz darein.

Und wie der nächste Morgen grauet,
Da fährt der Graf von seinem Sitz,
Die Halle ist, wohin er schauet,
Verklärt von einem goldnen Blitz.
Die alten steinernen Pilaster
Sind wie gediegen Gold zu schau'n,
Die Sphynx, vom schönsten Alabaster,
Trägt goldnen Reif in goldnen Klau'n.

Die Stühle golden und die Tische!
Die Panzerhemde, rings gereiht,
Die Helm' und Aexte in der Nische,
Sie tragen all' ein golden Kleid.
Der Wein, geschenkt von schonen Händen,

Schäumt golden in dem Goldpokal,
Die Ahnenbilder an den Wänden
Schau'n goldumflossen in den Saal.

Und draußen — was iſt das ein Segen! —
Da ſchlägt der See an gold'ne Bucht,
Da träuft der Thau, ein goldner Regen,
Auf goldne Saat und goldne Frucht.
Da rauſchen all' die goldnen Bäume
Und goldne Wolken lächeln drein
Und golden ſchwingt ſich in die Räume
Mit goldnem Sang das Vögelein.

Stumm ſteht der Graf und freudetrunken,
Umlacht von ſeinem goldnen Traum,
In Anſchau'n ganz und gar verſunken,
Faßt er das Glück, den Segen kaum.
Dann ſpringt er jubelnd auf und wendet
Die Blicke nicht von ſeinem Hort,
Bis, von dem Wunderglanz geblendet,
Der Blindheit Nacht ſein Aug' umfort.

Da ſteht er nun, blind und verloren,
Inmitten ſeiner goldnen Pracht,
Dem ſchönen Traume, kaum geboren,
Folgt eine endlos ſchwarze Nacht.
Der Zaubrer Licht. Die öden Säle
Erhellt kein Stern zu dieſer Friſt . . .
Und weh der armen, bangen Seele,
Die rettungslos verloren iſt.

Aufſchreit der Graf; die dumpfen Hallen
Erwiedern ſeine Klage nicht;
Die Seele, ew'ger Pein verfallen,
Sie laſtet ihm wie Bleigewicht.
Er bebt und ſchauert, ringt die Hände,
Den todten Blick emporgewandt, —
Inmitten ſeiner goldnen Wände,
Der ärmſte Mann im Schweizerland.

Weinblüt-Phantasieen.

Dem Dichter des Weinbüchleins,
Wilhelm Wackernagel,
freundlich zugeeignet
von
August Stöber.

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!
Unterm Himmeldaldachine,
Auf den aarumkreisten Höhen,
Ragen deine stolzen Zinnen!
Goldne Sonnenfunken blitzen
Auf die frischen Wäldekränze,
Die um deine Riesenhüften
Sprühn wie ein smaragdner Gürtel.
Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Aber jetzo übergossen
Hat der Mond mit Silberlichtern
Deine moosumfangnen Trümmer.
Eine blaue, laue, linde
Juninacht umhaucht dich kosend,
Und herauf die grünen Hügel
— Die wie Kindlein dich umlagern,
Schmiegend sich um deine Knie —
Weht der süße, resedane
Rebenblütenduft berauschend.

Elsäß. Neujahrsbl. 1846. (18)

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Daß ich kam zur guten Stunde,
Wo erblühn die nächtgen Wunder,
Dank' ich einem weineskundgen
Zellenberger Küpermeister,
Der sein Handwerk nicht empirisch,
Grob und sinnlich nur betreibet,
Wein zu schönen und zu schwefeln,
Nur weiß, und mit Wasser kühlen,
Oder in die Fässer kriechen —
Nein, der bis zum Geist gedrungen,
Und des Göttertrankes höhre,
Metaphysische Bedeutung
Aus dem Grunde hat begriffen;
Der historisch es erweiset
Daß zu küpern er ein Recht: denn
Küpermeister war sein Vater,
Sein Großvater Küpermeister,
Küpermeister sein Urahne,
Ururahne Küpermeister.
Nun der edle weineskundge
Zellenberger Küpermeister
Hat, bei einem ächten goldnen
Glase Strohweins, mir vertraut
Daß auf Königsburg, in dieser
Mondesülbern Juninacht,
Wunder soll'n die Augen schauen,
Wunder soll'n die Lippen kosten,
Wunder, dran nur Sonntagskinder
Sonst, die Günstlinge des Himmels,
Ihre Seelen sich erlaben.
Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

In des größten Saales Trümmern
Leg' ich ab den Wanderstab,
Lagre mich auf Haideblüten,

Strecke mich auf ſchwellend Moos.
Drüben ſchlägt Frau Nachtigall
Aus den wilden Roſenbüſchen;
Und im Traum halb, Bruſt an Bruſt,
Girrt ein Ringeltaubenpärchen;
Leuchtmännlein, Johannisritter,
Ziehen funkelnd ihre Kreiſe;
Und Phalänen ſchwingen lüſtern
Um die Lindenblüt' die Fittge.
Ferne Quellen plätſchern leiſe,
Wollen noch in's Thal hinunter,
Und mit andern Felſenbrünnlein
Ihre Flut zur Alſa tragen;
Nixen haben ſie geladen
Heute Nacht zum Wellentanze.

Hat ein Jägermund gezaubert
Aus dem Waldhorn euch, ihr Tone,
Die ihr ſüßmelodiſch ſchwimmet
Durch der Lüfte Wellenringe?
Oder iſt's ein flüchtger Elfe,
Wandelnd über Gräſerſpitzen,
Der von Liebesſehnſucht trunken,
Seiner Elſin Herz zu rühren,
Euch durch dieſe Wipfel zittert?
Walle, walle, weiches Klingen,
Durch die laue Sommernacht!
Wunderhorn, du haſt getroffen!
Geiſter wachen auf und lauſchen,
Regen zu dem Bau die Hände.
Aus den grauen Mauerſtücken,
Epheutapezirt und wankend,
Heben ſich die goldnen Wände
Eines prunken Ritterſaales.
Himmelhohe Säulen, Bogen,
Streben kühn empor zur Kuppel;
In den Niſchen, feldbekränzet,
Stehn die weißen Marmorbilder.
Und inmitten ſteigt ein Springquell

Deſſen Strahlen ſich im Mondglanz
Regenbogenfarbig brechen.
Auf den Tiſchen funkeln Krüge,
Funkeln mächtge Stiefelgläſer,
Duften glühnde Goldorangen,
Prangen lichte Blumenſträuße.
Ei mein edler weinekundger
Zellenberger Küpermeiſter,
Haſt mir nicht beim Glaſe Strohweins
Blaue Mährchen aufgedichtet,
Bin ich doch vom Kopf zur Sohle
Rings von Wundern ſchon umfloſſen!
Konigsburg, du Konigskrone
Aller ſchonen Wasgauburgen!

Klingend ſpringen auf die Pforten,
Und die flinken Dienerinnen,
Alle Hände voll zu thun,
Bringen hochgethürmte Schüſſeln,
Stellen Stühl' umher im Kreiſe,
Hängen Harfen an die Wände,
Und Guirlanden an's Geſimſe.

Klingend ſpringen auf die Pforten,
Kommt ein Männlein hergeſchritten,
Dunkelgrün trägt er das Jäckchen,
Dunkelgrün das ſchlappe Hütchen,
Doch das Antlitz trägt er roſig,
Und das Näslein gar in Purpur.
Raſſelt mit dem Schlüſſelbunde
Auf mich zu und ſtellt ſich mir
Vor als Hohenkonigsburger
Wohlbeſtallten Kellermeiſter.
„Wer,“ ſo ſpricht das Männlein zürnend,
„Wer, du freches Menſchenkind,
Gab dir Einlaß durch die Pforten,
Heut' in dieſer Zaubernacht,
Wo des Weines mächtge Geiſter
Aus dem ganzen Alſalande

Sich verſammeln zu dem Feſte,
Das ſeit Anno vier und dreißig
Nicht ſo glänzend ward begangen?
Wiſſ', du biſt ein Kind des Todes!"

Alſo ſprach ich arm Poetlein:
„Werther Herr und Kellermeiſter
Auf Hohkonigsburg, der Krone
Aller ſchönen Wasgauburgen,
Wißt, des Tods wär' ich nicht gerne!
Hätt' mich auch nicht unterfangen
Heut' in dieſer Zaubernacht
Dieſe Räume zu betreten,
Hätte nicht ein Geiſtsverwandter,
Hätte nicht ein Freund der Dichter,
Hätte nicht der weinekundge
Zellenberger Küpermeiſter,
Bei dem ächten goldnen Glaſe
Strohweins mir geſagt: Poetlein,
Heut' in dieſer mondesſilbern
Juninacht, auf Königsburg,
Soll'n die Augen Wunder ſchauen,
Soll'n die Lippen Wunder koſen!"

Sprach das Männlein dunkelgrüne
Mit dem Näslein gar in Purpur:
„Biſt ein Glückskind, denn der wackre
Zellenberger Küpermeiſter
Iſt von meinem Stamm ein Sproßlein,
Und ein Enkel- Enkel- Enkels-
Kind von einem Enkelskinde.
Nur von ſonſtgen Menſchenkindern
Dulden manchmal unſre Gäſte
Sonntagskinder und Poeten,
Drum magſt du, mit dem Charakter
Eines Weinlandtagspoeten
Und geheimen Kellerathes,
Dieſe Nacht bei uns verweilen."

Sprach darauf ich arm Poetlein:
„Schönen Dank für eure Güte,
Werther Herr und Kellermeister,
Auf Hohkönigsburg, der Krone
Aller schönen Wasgauburgen!
Will dafür auch in Romanzen,
In Sonetten und Terzinen,
Preisen euer grünes Rückchen,
Sammt dem Hütchen und dem Antlitz
Und des feinen Näsleins Purpur.
Und verneigt' mich vor dem Männlein,
Das mit seinem Schlüsselbunde
Rasselnd aus dem Saal verschwindet,
Hier und dort Befehle rufend.

Wieder mild melodisch schwimmen
Durch der Lüfte Wellenringe
Zaubervolle Waldhorntöne.
Klingend springet auf die Kuppel,
Süßer Duft von Rebenblüten
Strömt balsamisch in die Runde,
Und drei Wölkchen, abendgoldne,
Senken langsam sich hernieder,
Alles rings mit Glanz verklärend.
Und wie sie auf einmal platzen,
Springen draus drei holde Knaben,
Lächelnd, um die Locken winden
Sich des blühnden Weines Ranken;
Ihre weißen Lilienhändchen
Tragen goldgeschnitzte Thyrsus;
Und von frischen Rosenlippen
Tönt's: Grüß Gott du edle Weinburg!
Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Trat vor mich Einer der dreien
Holden weinumkränzten Knaben,
Reicht mir eins der Lilienhändchen:
„Ei willkomm, willkomm Poetlein,

Sind wir doch schon Längstbekannte!
Bin der Weingeist vom Gelände
Zwischen Oberdronn und Rothbach,
Dessen roth und weiße Tränklein
Du einst schlürftest, nicht nachlässig.
Hab' dich oft im Tann belauschet,
Wenn du träumend mit der Laute
Schrittst auf alter Sage Spuren.
Falkensteiner Küperlein
Läßt dich grüßen, hat zu schaffen
Tag und Nacht nun, klopft und hämmert
An vielhundertöhmgen Fässern.
Auch der Arnsburg Kellermeister
— Dessen Spuck du ausgeplaudert
Im bekannten und bequemen
Breiten Nibelungenversmaaß —
Läßt dir seine Huld entbieten.
Diese, meine zwei Begleiter,
Kennst du auch: der Weissenburger,
Mit dem kecken Pfälzerantlitz,
Ist der weißen Dame Söhnlein;
Dieser hier, ein duftig Breuschkind,
Hält in Wolxheim seinen Hofhalt;
Thut nicht wenig sich zu gut,
Daß ein Kaiser ihn vorzüglich
Seiner Gnade hat gewürdigt.

Sprach's der holde, weinumkränzte
Gotterknabe freundlich nickend.
Und dagegen wollt' ich zierlich
Dank ihm sagen gleich in Reimen:
Aber wieder leise schwimmen
Durch der Lüfte Wellenringe
Zaubervolle Waldhorntöne.
Und drei Wölkchen, abendgoldne,
Senken langsam sich hernieder:
Wieder springen draus drei holde
Weinumkränzte Knaben, lächelnd,
Küss[illegible]d ihre trauten Brüder.

Alle drei von gutem Adel:
Herr im Rangen heißt der Eine,
Der die Thanner Rebgelände
Mit dem reichsten Segen füllet;
Herr von Türkheim in dem Brande
Ist der andre glühendrothe,
Gen den edelsten Burgunder
Hat er manchen Strauß erfochten;
Und der dritte ist der Schalk,
Herr von Kitterle, im Wappen
Führt er zwei gekreuzte Waden,
Deren manche er gebrochen,
Und darob mit gutem Recht
Heißt er Ritter Wadenbrecher.

Schwamm noch oftmals durch die Lüfte
Zaubervoller Waldhornklang;
Aufsprang oftmals noch die Kuppel,
Senkten abendgoldne Wölkchen,
Weindurchblühte, sich hernieder
Mit den schönsten Wunderknaben:
Finkenweingeist, Heilgensteiner —
Treu gehegt vom Heilgenscheine
Sankt Odiliens —, Reichenweihrer,
Zellenberger, Oberberger,
Und noch viele andre kamen,
Süßdurchduftet, geistgewichtig.
O mein wackrer, weineskundger
Zellenberger Küpermeister,
Preis dir, daß du meiner Seele
Solch ein Königsfest bereitet!
Preis dir Königsburg, du Krone
Aller schönen Wasgauburgen!

Jetzo sprang mein edler Gönner,
Oberbronner Weingeist, lustig
Auf mich zu: Wohlan, Poetlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten,
Sing' ein Liedlein uns und preise

Deines Landes beſte Weine!
Weiß ich wohl doch, daß die Krone
Du mir nimmer zuerkenneſt,
Bin ein kühles Geiſteskindchen
Gegen meine Feuerbrüder!

In die Händchen patſchten alle,
Hüpften um mich her eindringlich:
Sing Poetlein uns dein Liedlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten!
Dann zum Dank für dein Geſinge
Sollſt du, der getrunken manche
Alt' und neue Alſaweine,
Einmal mit des Weines Geiſtern
Trinken manch zukünftig Weinlein;
Weinlein, die noch ungeboren,
Schlummern in der Erde Grund,
Die wir ſtillverborgen ziehen
Auf zu einſtgen Geiſteskindern,
Die der Nachwelt zum Erquicken
Sollen auf den Hügeln prangen,
In den kühlen Tonnen rauſchen,
In den goldnen Bechern blinken!

Und wie ich auch, in Verzweiflung
Lang' mich ſpreizte, wand und zierte,
Mich mit heiſcher Stimm' entſchuldgend,
Mit Verzagtheit ob dem Anblick
Der Berühmtheit um mich her —
In die Händchen paſchten alle,
Hüpften um mich her eindringlich:
Sing' Poetlein uns dein Liedlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten!

Alſo ſang' ich arm Poetlein:
„Alſaland, du ſüße Braut,
Mit dem grünen Eichenkranze
Um die himmelklare Stirne,
Mit dem reichen Aehrenkleide

Um die kräftgen Riesenglieder,
Mit dem Silberflutensaume,
Der dir um die Füße rauschet;
Allsaland, du süße Braut,
Der ich Lieb' und Treu geschworen,
Preisen laß zu dieser Stunde,
Wo ich fast nicht bin mehr ich,
Wo ich wandle unter Geistern,
Ein gebrechlich Menschenkind,
Preisen laß mich deine besten,
Preisen deine Weinesgaben!

„Von der Lauter fernen Wellen
Bis zur himmelblauen Thur,
An den Vasgauberg sich schmiegend,
Blühn die schönsten aller Blumen!
Tulpendame, magst dich spreizen
Mit dem Ostereierkelche
Ohne Duft, doch voller Stolze!
Lilie, blaß und schmachtend Fräulein,
Doch von reinem, mildem Sinne!
Veilchen, arm verlassen Kind,
Tief verloren unter Halmen!
Und Vergißmeinnicht, du blaues,
Lichtes Blumenliebesspruchlein!
Rose, sonst die Königskrone
Tragend in der Flora Reichen —
Andre Lieder mögt ihr schmücken,
Ihnen Duft und Farbe geben:
Auf den Hügeln blühen meine
Allerschönsten Sonnenkinder!
Auf den Hügeln strömen labend
Goldnen Weines Blütendüfte!
Hei, welch' Jubeln auf den Bergen!
Hei welch' Jubeln in den Thälern!
Jeder Mund hat Liebesgrüße,
Jedes Auge Liebeslächeln!
Ahnungsvolle Träume klopfen
In den frohen Menschenherzen.

Und ich hör' ſchon Winzerlieder,
Seh' der Winzerinnen Schwärme;
In bekränzte Kufen ſtromen
Schon die würzgen Zauberfluten! . . . .

„Die ihr in geheimen Kammern
Uns die edlen Gaben ſchaffet,
Die ihr nächtlich ſchützend waltet
Durch die Rebenlaubengänge;
Die ihr lenkt der Sonne Strahlen
Und des Thaues kühle Perlen,
Süße Geiſter, die ihr würdigt
Eurer Huld mich arm Poetlein,
Nehmt von meinen Menſchenlippen,
Nehmt von meiner ſchwachen Laute,
Dieſes ungelenke Liedlein!

„Preiſen ſoll ich meines Landes
Beſte Weine, ſoll den beſten
Eine Liederkrone flechten?
Das erlaßt mir, hohe Geiſter,
Bringt mich nicht, als neuen Paris,
In verderbliche Verſuchung!
Wollt nicht daß, wie Griech' und Troer,
Oberrheiner, Niederrheiner,
Zu den ehrnen Waffen greifen,
Und nach zehnjährigem Jammer
Etwa Straßburg, als Neu-Troja,
Auf in hellen Flammen praßle!
Laßt mich die Entſcheidung geben:
Finke ſingt nicht ſo wie Droſſel,
Lerche nicht wie Nachtigall;
Veilchen blüht nicht ſo wie Lilie,
Nelke nicht wie Centifolie;
Aber jene Vöglein ſingen,
Aber dieſe Blümlein blühen
Jedem zu mit Herzensluſt:
So, ihr edeln Weinesgeiſter,
Munden eure goldnen Kinder

Eines nicht ſo wie das andre!
Doch, ihr glaubt mir's wohl, ihr Süßen,
Ob thatkräftiger Beweiſe,
Doch, ich trink' ſie alle gerne!
Gießet drum auf unſer Land —
Ich erfleh's von euch, im Namen
Einer löblichen und edeln
Heimſchen Zecherinnung, kühnlich —
Gießt in unſre leeren Tonnen,
Gießt in unſre leeren Kannen,
Gießt in unſre leeren Becher,
Gießt zum Frommen durſtger Herzen,
Zum Erquicken trockner Lippen,
Einmal wieder eures reichſten
Segens volle Schalen aus!"

Alſo ſang ich arm Poetlein.
Und die guten Geiſter brachen
Sämmtlich aus in hell Gelächter.
Doch Herr Kitterle, der Edle,
Wandte drauf ſich zu mir: „Grüße
Deine löbliche und edle
Heimſche Zecherinnung beſtens,
Und verkünd' ihr, daß wir Geiſter
Ihrer gnädig ſtets gedenken,
Daß die Weinzahl zwiſchen vierzig,
Zwiſchen funfzig ſteh'; da werden
Reich gefüllt die leeren Tonnen,
Reich gefüllt die leeren Kannen,
Reich gefüllt die leeren Becher,
Reich erquickt die durſtgen Herzen,
Reich erquickt die trocknen Lippen,
Und ich ſelber gieß die Schale
Allerreichſten Segens aus!
Zwiſchen vierzig, zwiſchen fünfzig
Steht die goldne Weineszahl!"
Alſo ſprach er, da ergriffen
Alle Geiſter ihre Harfen,
Schlugen drein und ſangen jubelnd,

Bis ſie endlich, endlich fanden,
Daß es Zeit ſei nun die Lippen
Mit zukünftgem Wein zu netzen.

Waldhornklang ſchwamm durch die Räume,
Rebenblütenduft ſchwamm gleichfalls;
Und derweil die beiden ſchwammen,
Nahmen alle Weinesgeiſter
Ihre goldgeſchnitzten Thyrſus,
Und eins, zwei und dreimal klopften
Sie damit an alle Säulen.

Alſobald, dem Marmorboden
Sich entſchwingend, ſchlugen Schoſſe
Friſcher Reben bis zur Kuppel,
Voll von duftgen Edeltrauben,
Golddurchfloſſnen und purpurnen.
Mägdlein ſprangen wunderlieblich,
Emſig ſchneidend ſie in Kufen
Und ſie preſſend gleich in Schalen.
Kufen waren all' von Golde,
Schalen waren all' von Golde,
Doch von Roſenzauber waren
Aller Mägdlein Wang' und Lippen.
Schalen kreiſten, Lippen nippten
Wein ſowohl, zukünftgen ſüßen,
Als auch Küſſe, ſüße, dieſe
Waren aber gegenwärtge.

Waldhornklang ſchwamm durch die Räume,
Rebenblütenduft ſchwamm gleichfalls;
Und derweil die beiden ſchwammen,
Und derweil wir, Geiſter, Mägdlein,
Und ich arm' Poetlein fleißig
Wein und Küſſe wechſelnd tranken,
Fiengen alle Rebenblätter,
Alle Ranken, alle Schoſſe
Luſtig an zu muſiciren.
Springquell, ſonſt in Silberbogen

Klar' und deutlich Waſſer ſprudelnd,
Sprudelt jetzt vom beſten Weingold,
Spritzt umher in tauſend Strahlen,
Bis zur Kuppel ſich in Tönen
Hebend, und in Tönen fallend.
Vollmond droben ſieht den Jubel,
Hält mit ſeinem Wandern ein,
Und als heller Strahlenknauf
Glänzt er ob der offnen Kuppel.
Weit ins Thal hinab und allwärts
In die Walder dringt das Klingen,
Dringt das himmliſche Gedüfte.
Zu den Pforten, zu den Fenſtern
Schaun herein des Waldes Bäume,
Aus der Wurzel hat Gelüſten
Sie mit heißem Drang geriſſen;
Tanzend über Fels und Buſch,
Auf dem Stamme, all' einfüßig,
Kommen ſie und lauſchen lüſtern
Mit den tauſend Blätteraugen.
Vogelein aus ihren Neſtern
Flattern wie berauſcht umher,
Eichhörnlein macht tolle Sprünge,
Fuchs und Dachs und Hirſch und Rehlein,
Und all' ſonſtig Waldgeſindel,
Hüpfen ſammt und ſonders ſelig
Um die ſelgen Weinesgeiſter,
Um die ſelgen Roſenmägdlein,
Um mich ſeliges Poetlein.
Haltet feſt ihr Marmorſäulen,
Brich nicht ein, du ſtolze Kuppel,
Fall' zuſammen nicht, o Himmel,
Ob der großen Seligkeit!

Mond hoch oben auf der Kuppel,
Muß was führen in dem Schilde:
Zwinkt die loſen Schimmeraugen,
Lacht mit vollen Silberbacken —
Und herab in das Gejauchze

Wirft er eine Handvoll Sterne.
Wie Raketen fliegen sprühend
Sie umher; ein Feuerregen
Von Millionen Sternenflocken
Praſſelt allenthalben nieder.
Waldhornklang und Weinblütdüfte,
Sterngefunkel, Geisterreigen,
Wirbeln durcheinander, drehend
Sich in immer wildern Tänzen.
Haltet feſt ihr Marmorſäulen,
Brich nicht ein, du ſtolze Kuppel,
Fall' zuſammen nicht, o Himmel,
Ob der großen Seligkeit!

Königsburg, du Königskrone
Aller ſchönen Wasgauburgen!
Deine aarumkreisten Zinnen
Glühn im Morgenſonnenbrande.
Funkelnd blitzt im Thau die Haide,
Jubilirend ſchmettern alle
Vöglein durch die Waldesgipfel;
Jubilirend zieh' ich weiter
Mit den wundervollſten Träumen,
Jubilirend in die Thäler:
Königsburg, du Königskrone
Aller ſchönen Wasgauburgen!

Anmerkungen.

V. 1. **Hoh-Königsburg**, weſtlich von Schlettſtadt, an der Granitſcheide des obern und untern Elſaßes gelegen, iſt das weitlaufigſte Schloß der Vogeſen, von deſſen Zinnen man das ganze Elſaß, einen großen Theil von Baden und im fernen Süden die Gletſcher erblickt.

V. 231. **„Daß ein Kaiſer ihn vorzüglich"** u. ſ. w. Der Wolxheimer gehörte zu **Napoleons** Lieblingsweinen.

V. 243. **„Alle drei von gutem Adel"** u. ſ. w. Ein alter Wein-Spruch ſagt:

Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wanne,
Zu Türkheim im Brand,
Wächſt der beſte Wein im Land.

V. 284. Der **Kitterle** wächſt auf dem Kreuzberge zu Gebweiler. — Der Erſte, welcher auf dieſem Berge Reben anlegte, hieß **Kurer**; er wurde, da er ein kleines Männlein war, nur **Kütterle, Kitterle** genannt, welcher Name ſodann auf allen in ſeinem Gelände gepflanzten Wein überging.

Ein Kolmarer Dichter

aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts,

eingeführt

durch

Dr. Kienlen.

Dieser Dichter ist Georg Wickgram oder Wickram, von dessen Lebensumständen wenig erzählt werden kann. Mehrere Gassen von Kolmar sind nach berühmten Männern dieser alten Reichsstadt benannt; wie eine Pfeffel-Gasse und eine Rapp-Gasse, findet sich auch eine Wickram-Gasse; der eigentliche Pathe dieser letztern ist mir unbekannt, auch der Name unter den Bürgern Kolmars gegenwärtig ausgestorben. Vielleicht ist ein gewisser Vincenzius Wickram gemeint, über welchen in einem Register der Pfarrei zu St. Martin folgende Notiz sich findet: Vincentius Wickramm, protonotarius legavit V solidos pro anniversario suo et uxoris Barbaræ Schützin nec non Joannis, Katherinæ, Georgii et Barbaræ, liberorum suorum obiit VIII. die aug. anno 1508. Der hier genannte Georg mag unser Poet sein. Bei Strobel, Vaterländische Geschichte IV. 135, wird er als Stadtschreiber in (Ober) Bergheim bei Kolmar angeführt. — Seine Werke finden sich verzeichnet ebendaselbst, und bei Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur III., 87 und 117—118. Es sind Modernisirungen älterer Dichter (der Uebersetzung der Metamorphosen

Ovids von Albert von Halberstadt), Rosaane (der Goldfaden, neu bearbeitet durch Brentano), eine Sammlung von Schwänken (der Rollwagen, sein bekanntestes Werk), endlich mehrere Dramen, die Gervinus „schlecht" nennt.

Unter diesen letzteren findet sich „der trew Eckärt,*) ein hübsch new Faßnacht-Spil, auß heyliger Biblischer Gschrift gezogen, darin alle Stend der Welt begriffen werden, mit schönen Figuren angezeigt — getruckt zu Straßburg bey Jacob Frölich, Im Jar M.D.XXXVIII. Dieses Büchlein ist so selten geworden, daß kürzlich bei der Versteigerung der Bibliothek des Herrn von Soleinne die königliche Bibliothek in Paris 80 Fr. dafür bezahlte und Commission bis auf 130 Fr. gegeben hatte. Hr. Hugot, der gelehrte und eifrige Bibliothekar der Stadt Kolmar hat sich die Mühe gegeben, eine Abschrift davon selbst zu nehmen; seiner Gefälligkeit verdanke ich die Kenntniß desselben. Es schien mir dem Geiste der Neujahrsblätter gemäß, das Andenken dieses Werkchens aufzufrischen; aus den Proben, die ich mitzutheilen gedenke, wird sich ergeben, ob dasselbe das strenge Prädicat „schlecht" geradezu verdiene.

Der Herold im Prolog fängt natürlich also an:

„Im Anfang war das Wort bey Gott
Der alle Ding erschaffen hott."

Allein schon nach 8 Versen kommt er bei dem eigentlichen Gegenstande an:

Nun hörend zu vor allen Dingen
Ir werdt jetz sehen kummen her
Den trewen Eckart mit seiner Leer.

*) Für minder Kundige diene zur Nachricht, daß der treue Eckart eine mythische Person ist, welche auf dem Venusberge sitzend vor dem wüthenden Heere

Ein jedem er da sagen würt
Was im zu thun und lassen bürt."

Nun folgt eine Klage über die gänzliche Sittenverderbniß der Zeit:

Kein Stand auch mer sein Wesen fürt
Als ihm von Gott und Recht gebürt
Es sey Babst, Keyser, Köning, Freyen
Auch Nunnen, Pfaffen, Münch und Leyen —

Aus den unterstrichenen Worten, so wie aus einigen später anzuführenden, wird die Stellung Wickrams zu den religiösen Bewegungen seiner Zeit zu erkennen sein; diesem Wesen gegenüber wird eine lange Reihe biblischer „Helden" von Adam bis Baruch gestellt, welche alle „gerecht vor Gott" gelebt haben. Wickram achtet aber auch, es sei schon „ein Vorbott dem jüngsten Tag" herbeigekommen.

Der Figenbaum schon Bletter hat
Sein Zweig im vollen Saft yetz stat
Sein Frucht gar noch allzeitig ist
Darzu eins Theils verrisen ist
Dabey wir sollen nemen war
Des jüngsten Tag gar offenbar.

Mit weiterer Ausführung dieses Gedankens endigt der Prolog und der treue Eckart tritt auf, um der Reihe nach über alle

---

warnt. Siehe Grimm, Mythologie N. 887 und deutsche Sage N. 403. Den Venusberg verlegt man gewöhnlich nach Thüringen*); hingegen findet sich bei Schers glosse folgender Artikel: Eckart, heros alsaticus qui occasionem dedit proverbio: der treu Eckart warnt jedermann. — Hier zu Lande lebt im Volke keine Spur von dieser Sage; wie dem auch sei, das Warnen ist gerade auch Eckarts Amt in unserm Fastnachtsspiel. Siehe Göthe's Gedicht: der getreue Eckart.

*) Die Rheinländer verlegen ihn nach Alt-Breisach. A. d. R.

menſchlichen Stände Muſterung zu halten. Das Kind, der Vatter, der Pfaff, der Münch, der Edelmann, der Rhats-Herr, der Herren-Knecht, der Handtwercksman, der Ebrecher, der Spyler, der Sauffer, der Landtsknecht, der Bawr, der Bettler, der Jud, der Gottesleſter ziehen nach einander auf, erzählen ihre Lebensart und rühmen ſich derſelben; der treue Eckart warnt und warnt in einem fort, großentheils mit Bezug auf die Bibel, aber ohne viel Gehör zu finden:

Will auch keyn ander Handtwerk leren
Darum magſt du wol fürbaß keren.

Aehnliches iſt ihr gewöhnliches Abſchiedswort. Ein alter Mann, der gleich nach dem Prolog mit Eckart dialogiſirt, hatte ihm dieſen Erfolg vorhergeſagt und gerathen, vergebliche Mühe zu ſparen;

Ein jeder thut das in geluſt
Laß von deinr Klag, ſye iſt umbſuſt
Laß dir ſolchs nit zu Herzen gan
Du möchſt ſonſt dragen Streych darvon.

Allein der getreue Mann hatte ſich nicht irre machen laſſen, ſondern geantwurtet:

O Gott, ſolchs mir vor mer iſt gſchen
Das man mir umb Guts Böß hat gen
Noch reizt mich göttlich Leer darzu
Das Böß zu ſprechen ſpat und fru
Ich will nit underwegen lon
Und will von eym zum andern gon.

Solche Treue anzuerkennen, wird nun auch am Ende des Spiels dem Eckart ein glänzend Zeugniß gegeben. „Der Todt kumpt an den Edelmann“ um beiſpielsweiſe an einem dieſer Verkehrten zu zeigen, wohin ſolch Leben führe. Der Edelmann, ein Jüngling, ächzt und klagt:

O Todt du wilt mir thun gewalt
Du kammeſt mir noch viel zu baldt
Darzu bin ich gerüſtet nit.

Allein der Todt iſt unerbittlich:

Demnach ſollſt du dich han bewart
Dein Newen nit ſo lang han gſpart
So graußt dir nit ob diſer Fart ....
So du ein ſolchs nit haſt gethon
Muſt du dannoch alſo daron
Kanſt keyn Rew han der Sünden dein
Drumb muſt ewig verdammet ſein ....
Darumb gib dich gantz willig drein
Hyemit brich ich das Leben dein —

Folgt ein Epilog des Herolds, mit allerlei bibliſchen Sprüchen herausgeſtrichen und das Spiel endigt mit der Schlußwarnung:

Das wir ſond waren Newen han
Umb unſer Sünd und Miſſethat
Damit uns Gott ſein milte Gnad
Mit theylen thu auf diſer Erden
Der helff das wir ſeyn theilhaft werden
Damit geeret werd ſein Nam
Dieß wünſcht von Kolmar Jörg Wickram.

Einige Geſtändniſſe aus der Mitte des Stückes ſelbſt mögen nachfolgen; wir wählen diejenigen „Stend", welchen auch im neunzehnten Jahrhundert der treue Eckart ſeine Warnungen zukommen laſſen könnte, ob mit beſſerem Erfolg als damals, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Weil es bei menſchlicher Thorheit nichts Neues unter der Sonne giebt, ſo giebt es auch nichts Veraltetes. —

Das Kind zum Eckart.

Du alter greiß laß mich on not,
Sychſt nit wies allenthalben ſtot!
Was iſt jetz hübſter auf der erdt,
Dann ſo ein aller boßheyt gert?
Auch ſeinds die Knaben nit alleyn,
Der meydlein hoffart iſt gemeyn,
Sechſt*) erſt wie meine ſchweſtern kummen
Inn hoffart ſye ſich gantz nit ſumen,
Das iſt mein muter gröſte freydt;
Ich ſych auch: alle üppigkeyt
Würt jetz zum aller höchſten gſchetzt;
Ich acht gar wenig was du ſchwetzſt,
Die Kind zeucht man zu betten nit,
Alleyn iſt worden yetz der Eit:
Welch Kind am dapferſte kan ſchwören,
Ein glaß mit wein redlich umbkeren,
Eins zwey auf ein ander ſauffen rauß,
Spricht all welt: da würt ein mann auß.
Auch ſych ichs täglich von den alten
Wie ſyes mit allen dingen halten,
Solt ich nit ſollichs treiben auch,
Schlug ich nit meinen Eltern nach.
Drumm magſt wol hin zu meim vater gan,
Die ſach im geben zu verſtan,
Er ſchenkt dir's nit, das glaub du mir,
Kum her ich will jn zeygen dir.

Das Kind zum Vatter.

O Vatter hör was ich dir ſag:
Der alt mann hat mich diſen tag

*) ſäheſt du.

Gehandelt vnd ſo wol gehapt,
Die aller böſten wort er treipt,
Und meynt er wöll mich anderſt leren
Dann ich täglich von dir thun hören;
Ich bin fro das ich von im byn
Du magſt wol reden ſelbſt mit jm.

Der Handtwerksman zum Eckart.

Ich kan dir warlich nit viel ſagen
Dann das ich muß mein jamer klagen,
Denn wir gemeynen handtwerksleut
Hand müſſen dulden lange zeit
In armut, jamer, angſt und nodt,
Als wie wir überkummen brodt;
Wir hand warlich den ſchwerſten Standt,
Mich wundert wo wirs gnummen handt,
Allein das wir vmb korn hand geben;
Ich gſchweig als andren dings daneben
Das man von Bauren kauffen ſol,
Zwifach muß mans in zalen wol
Vnd gend eym keyn gut wort dabey;
Ich meyn der Teüfel inn jn ſey,
Wir ſeind warlich hart beſchwerdt,
Keyn handtwerk iſt mer in ſein werdt,
Als mir bei meinem denken was,
Auch mag ich warlich ſprechen das:
Welcher yetz vndern handtwerksleuten
Nit liſt kan treiben zallen*) Zeiten,
Vil gſchwatz kan treiben umendum,**)

---

*) zu allen. **) überall.

Denck nit das er licht überkumm;
Auch welcher yeh nicht tag vnd nacht,
Eym andern ſein arbeyt veracht
Und ſpricht wie er die beſt hab,
Auch eym ſein kunden ſetzet ab:
Der kan ſeyn arbeyt nit vertreiben,
Vnd mus allzeit dahynden bleiben
So andre gwinnen gelt vnd gold,
Welcher ein ſolchs nit treiben wolt,
Der muſt gar offt vergebens taſten, *)
Vbel eſſen vnd wol faſten.
Derhalb will ich mich täglich fleiſſen
Ob mir ſolch ſchon kumpt zu verweiſſen
Das thut mir warlich nit faſt **) drang:
Im Werckтag ich oft muſſig gang,
Darnach am feirtag bring ichs ein . . . .

Der Spyler ſpricht zum Eckart.

Eckart ich muß dich warlich fragen:
Was kanſt du böß von Spylern ſagen?
Spyl liebt von ganzem hertzen mir,
Wie ichs dann wil erzalen dir.
Mit würffen vnd mit kartenſpyl
Halt ich des jars der Schantzen ***) vyl;
Wann ich eins verleür, gwinn ich zwey.
Der Spyl kann ich auch mancherley:
Ich flüß, ich bock, ich trumpff oder rauſch,
Karnoffel †), merſſil, heymlich rauſch,

---

*) tüer, tütonner, verſuchen, **) nicht ſehr, ***) chance, jactus alea. †) K. und die folgenden waren damals beliebte Kartenſpiele.

Mit würflen ich auch paß und gantz,
Des besten grad vnd auch mummschantz *)
Die alle treib ich spat und fru;
Ich sitz, ich stand, hab ich keyn rhu,
So ist mir zeit und weil so lang,
Bei schönen frawen noch beym wein
Bin ich keyn Stund so gern gesein,
Wann einer kam wolt mit mir spylen
Von stund an ward ich im zu willen;
Zu spyl ich ylends fürder mich,
Keyn Ding auff erd hab lieber ich,
Spyl liebet mir ob allen dingen,
Durch spyl ich gelt kan zwegen **) bringen.
O Spyl, du bist mein trost auf Erdt,
Spyl dein allzeit mein hertz begert!
Wo Spyl nit ist, hab ich kein freud,
Hyemit hast du gantz mein beschend.

Der Eckart antwurt dem Spyler.

Was ursacht dich, das hort ich gern,
Das du so emsig thust begern
Dein nebenmenschen gut und hab,
Im vnderstast ***) zu gewinnen ab
Und wenst das Gott verbieten thut:
Nit beger deins nebenmenschen gut;
Doch nimpt mich noch vil gröser wunder
Ich glaub du künst ein kunst besunder
Das du gewinnest alle Spyl,
Solch ich gern von dir hören wil.

---

*) Mummenspiel, Larvenspiel. **) zu wege. ***) unterstehst.

Der Spyler antwurt dem Eckart.

Nach deinem dorechten fragen
Wil ich dir bhend ein antwurt ſagen:
Wann einer tag vnd nacht verthut
Vnd von jm ſelber hat keyn gut,
Muß er jm ye darumb betrachten
Jm ſelbs an Gelt und zerung achten,
Wann einer ſtilt, henck man jn drumm,
Daromb ichs mit Spylen überkumm;
Doch ſag ich dir zu diſer Stundt
Ee dann ich falſches ſpylen kundt
Kundt ich gewinnen gar keyn Schanz,
Der Vnfal thet mich reiten ganz,
Ich thet dick*) in verzweifelung kummen,
Het gweit der Teüfel eingenummen
Der mir das mein thet gwinnen ab;
Seyd ich jetz aber glernet hab,
Fach ich erſt dapffer ſpylen an.
Ein Setz**) ich allzeit werffen kan,
Laufts ander mit, ſo han ich zwölff.
Doch klag ich mich das ſo vil wölff
Yetzt allenthalben ſeind im Land,
Das macht falſch ſpylen iſt keyn Schand,
Falſch ſpylen iſt auch nymme ſünd,
Es kunnends yetzt die kleynen kind.
Mit karten dreib ich auch ein liſt,
Ich lug das ich allzeit dinn gruſt,
Mit falſchen Würfflen vnd mit karten.
Meinr zeit kan ich auch wol gewarten,
Sobald es mich beduncket zeit
Vnd mans einmal, fünff, ſechs gebeut
Da einer nimm will weſen friſch,
So greiff ich beymlich vndern tiſch
Vnd zeüch mein kart beymlich herfür,

*) ſehr, oft. **) ſechs.

Als wann mans vor hät geben mir.
Welcher ſolchen bſchiß nit kan
Der darff ſich glat*) nit nemen an
Da er etwas gewinnen well,
Al was er ſpylt iſt vngefell.
Das iſt mein allerbeſte kunſt,
Keyn handtwerk ich mag treiben ſunſt,
Will auch keyn ander handtwerk leren
Darumb magſt du wol fürbaß keren.

Der Jud antwurt dem Eckart.

Ich klag mich warlich billich auch,
Seydt das du mich wilt hören doch,
Des ich mich etwan hab genert,
Hand yetz gar vil der Chriſten glert.
Den Wucher treiben offentlich,
Sye wend**) ſein auch nicht ſchemen ſich;
Derſelben Juden ſeind gar viel,
Wiewol man ſye nit kennen wil,
Das macht das ſye keyn ringlein tragen;
Darfs auch kein Menſch nit von in ſagen,
Doch muend ſye dannocht Juden ſein,
Ir wuchers halb im hertzen b'nein
Da ſond***) jr Chriſten billich klagen,
Wo von das kumpt, wil ich dir ſagen,
Allein von dem großen Zweitracht
Je keynr auff ſeinen glauben acht,
Das thut mir aus der maſſen wol
Da man ſolchs von euch ſagen ſol.
Der Chryſten ſpeyen hat ein ort,
Als ich dick ſelb von ihnen hort,

---

*) gar, durchaus. **) wollen. ***) ſollt.

Die Juden müstens haben thon;
Thet ein Jud für ein Chriſten gon,
So gabens im der namen vil,
Das als hat gwerdt zu ſeinem zil.
O das ein Chriſt yetz an wurd klopffen,
Ich kündt im bald ſein maul verſtopffen,
Wann ich im zeygt ſein Glauben an,
Darauff nit vil yetz thuon beſton,
Dreyerley glauben inn eym hauß
Was will doch zletſt nur werden drauß?
Das will ich warlich ſehen gern
Hyemit magſt du wol fürbaß kern.

Der Eckart antwurt dem Juden.

Du ſchnöder Jud, ich weiß es wol,
Das ſolchs dein Hertz macht freudenvol!
Keyn Jud den Chriſten nye guts gan,
Wie ſolchs dein art thut zeygen an,
Du frewſt dich das wir ſeind zerſtört,
Nun warn die Juden auch verkert:
Exodi findt man gſchrieben ſtan
Do ſye Abgott han betten an,
Deßhalb laß dich das wundern nit,
Darumb das wir hand girt*) ein Zeit,
Gott hat ſein Schifflein laſſen ſinken,
Er laßt vns drumb nit gar ertrinken,
So wir dann finden gſchriben ſtan:
Wann ſich der Sünder zu im ker,
Will er im ſolchs nit denken mer,
Seine Sünd die er dann hat gethon;
Nit weiter ich dir ſag darvon,
Dein Meynung gib mir zü verſton.

*) geirrt.

Proben aus einem elsäßiſchen Idiotikon.

Von Unwiſſenden und von Verächtern der Volksdialekte hört man oft die Behauptung ausſprechen: es ſey unſere elſäßiſche Mundart ein verdorbenes, ausgeartetes Hochdeutſch, oder ein patois, welches, aller Selbſtgeltung entbehrend, durchaus verdrängt werden müſſe. Dieſe Behauptung iſt aber eben ſo lächerlich als ungegründet, und wer ſich die Mühe geben will, unſere Sprache von den im Laufe der Zeit herbeigeführten, fremdartigen Vermengungen zu reinigen, dem wird ſich's herausſtellen, daß dieſelbe nichts anders iſt, als die liebliche, melodiſche, naive und doch ſo kräftige alemanniſche Mundart der oberdeutſchen Sprache, wie ſie ſich, von den Hohenſtaufen bis auf Luther, als ſelbſtſtändige Literatursſprache entwickelt und fortgebildet und in der vom Landgebiet und von der Zeit bedingten Geſtaltung, bis jetzt als Volksſprache erhalten hat.

Es liegt außer dem Zweck dieſer Zeilen eine Darſtellung und Charakteriſtik des elſäßiſchen Dialekts zu geben, der einer

der reichsten und ausdrucksvollsten ist und der namhafte Eigenthümlichkeiten aufzuweisen hat. Wenn auch viele Wörter, Formen und Bedeutungen der Sprachweise sämmtlicher Bewohner des Landes zwischen dem Rhein und dem Wasgau, von der Schweizergränze bis zu den Ufern der Queich, gemeinsam sind, so unterscheidet sich diese Sprachweise doch wieder scharf und bestimmt in andern. Die Sprache ist eben etwas Organisches, sie wächst von innen nach außen und prägt die Denkweise, die Sitte, das Eigenthümliche jedes Volkselements in lebendigen Bildern aus; ebenso hängt sie mit der Lage des Landstrichs, mit der geistigen Bildung, den Arbeiten, Beschäftigungen, Gewohnheiten, mit der Geschichte seiner Bewohner innig zusammen. Mit Recht sagt daher unser Arnold im Vorwort zu seinem Pfingstmontage: „Höchstmerkwürdig ist es, daß die verschiedenen Volksstämme, aus welchen die elsäßische Bevölkerung besteht, sich bis auf den heutigen Tag, nicht nur durch Verschiedenheit des Charakters und Körperbaus, sondern auch durch Kleidertracht und Mundart, auffallend von einander auszeichnen. So sind und sprechen die von den alten Raurachen abstammenden Einwohner, ab der Schweizergränze bis gen Schlettstadt hin, *) anders als die Mittelelsäßer, deren Vorfahren die, wahrscheinlich mit dem Heervest (Ariovist) der Germanen, der gegen Cäsar stritt, in's Land gekommene Triboken gewesen sind. Von diesen scheiden sich wieder die jenseits des großen Hagenauer Forstes wohnenden Niederelsäßer, welche die fränkischen

*) Der oberrheinische Dialekt verklingt eigentlich dem Rheine nach, erst völlig unterhalb Erstein, wo noch ei gehört wird, da weiter unten schon üü klingt, z. B. geboie, büi; die Gränze kann natürlich nicht scharf und bestimmt gezogen werden.

Nemeter zu Stammvätern hatten, und die, dem schwäbischen*) Dialekte fremd, in pfälzischer Mundart sprechenden der deutschen Schriftsprache ziemlich nahe stehen. In den hintern, rauhen Thälern der Vogesen und auf den Höhen, wo sich Elsaß von Lotharingen scheidet, leben die Abkömmlinge der einst aus der Ebene vertriebenen Ureinwohner, das Andenken an Römerherrschaft noch immer durch Selbstbenennung Romanier (Romans) erhalten, und mit ihrem celtischlateinischen Sprachgemisch (Patois) den Uebergang zur französischen Sprache bildend."

Nachfolgende Proben sind einem Elsäßischen Idiotikon entnommen, welches der Unterzeichnete schon seit 1828 angelegt hat und welches er vielleicht in einigen Jahren dem Druck überliefern wird. Außer dem kleinen Mscr. Idiotikon, welches der vaterländische Sänger, der sel. Konsistorialpräsident Schaller begonnen, aber leider nur bis zu wenigen Lettern durchgeführt hat, und welches dem Verfasser von der befreundeten Familie zur Benutzung anvertraut worden ist, sind ihm noch aus allen Theilen des Elsaßes reiche Beiträge zugeflossen und er spricht dafür seinen herzlichsten Dank aus; dazu aber auch die Bitte an alle seine lieben Landsgenossen, die sich um Sprache, Sitte und Geschichte des Elsaßes bekümmern, ihn in seinem patriotischen Unternehmen bestens zu unterstützen. Es sind noch gar manche Lücken auszufüllen, um auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können. Namentlich willkommen sind ihm Benennungen von Geräthschaften, von Feldbezirken („Gewanden," welche oft die einzigen Träger in Abnahme gekom-

*) Soll heißen alemannischen Dialekt, der sich örtlich und lautlich von dem schwäbischen durchaus unterscheidet.

mener Ausdrücke ſind), von Feldgewächſen, Gartenblumen, die auf dem Lande gezogen werden und die oft, bald durch ſehr bezeichnende, bald durch höchſt naive und liebliche Namen überraſchen; von Kleidungsſtücken der Bauerntracht; ferner Benennungen von Krankheiten an Menſchen, Thieren und Pflanzen, von Spielen, Gebräuchen, Feſten; ebenſo Ausdrücke aus der Kinderſprache, Scherzwörter, Uebernamen von Einzelnen oder von Ortſchaften, Wortſpiele, Sprichwörter, Redensarten, Bauern-, Handwerks-, Haus-Regeln, Volkslieder u. A. Wem Archive, Kirchenbücher, Gemeinde-Akten zugänglich ſind, der wird den Verfaſſer durch Mittheilung der darin vorkommenden veralteten oder noch gebräuchlichen eigenthümlichen Ausdrücke ſehr erfreuen. Außer dem lebendigen Worte, wie es aus dem Volksmunde ertönt, müſſen endlich auch ſämmtliche in elſäßiſchem Dialekte abgefaßten oder mit demſelben vermengten Schrift- und Druckwerke, von den Minneſängern bis zur Gegenwart, ſo wie die Idiotika und Wörterbücher der verwandten Dialekte und andere Sprachwerke verglichen werden.

Was die Orthographie betrifft, die bei den Mundarten immer große Schwierigkeiten darbietet, da die Laute und Zeichen der neuhochdeutſchen Sprache nicht hinreichen, ſo erſchien es am Zweckmäßigſten Ethymologie und Ausſprache ſoviel als möglich treu zu geben, letztere aber, unter Hinweiſung auf feſtgeſtellte Regeln, den erſtern unterzuordnen. *)

*) Für die gegebenen Proben genüge einſtweilen, daß: ä und é auf dem Lande überhaupt und ebenſo im ganzen Oberelſaß wie das franzöſiſche helle a ausgeſprochen werden; ö immer wie é, außer wo es aus o entſtanden iſt, wie in Vöjel, Vogel; ie meiſtens trüb, ebenſo ü, üe und ue; p und t lauten, außer einzelnen Fällen, weich wie b und d; ſt wie ſcht; ſp wie ſchp; das n zwiſchen zwei Verbindungsſtrichen iſt euphonisch, wie das griechiſche in ἔστιν u. A.

Die Proben ſollen die Art und Weiſe darthun, nach welcher der Verfaſſer die elſäßiſchen Idiotismen darſtellen wird. Zum Schluß ſind einige eigenthümliche Redensarten und Sprichwörter angehängt. Jede gegründete Zurechtweiſung ſoll mit dem wärmſten Danke aufgenommen und das Irrige berichtigt, das Fehlende nachgeholt werden.

Mülhauſen, 6. September 1846.

August Stöber.

Aegerſt, Elſter, Krähe. Mülh. — **Agel**, Spitze und **Stür**, Steuer, Schwanz; daher im ſchwäb. Dial. **Agelſtür**; Aelſter, Elſter iſt alſo das hievon zuſammengezogene Wort.

Aegerſte-Angge, Mülh., Hühneraugen; Unterelſ. **Kräje-n-Auje.**

Aile, mittelhochdeutſch **Aegel, Aegne**, Splitter; die holzigen Theile des abgezogenen Hanfs. Hie und da im Unterelſ. auch **Näjele.**

Aeker, Eichel- oder Buchelmaſtung; von dem mhd. **Aeker, Ecker, Eiche**; ältere Formen Ac, Ak.

Allmend, Allmen, Allme, Ollme, 1. Gemeindetrift, Gemeindeweide; 2. brach liegendes Feldſtück. Bei Otfrid heißt Allman, Volk, Leute; mhd. **Allmeinde**; Scherz leitet es ab von **all** und **Mann, Allmann, Allmänne**, oder von **all** und **gemein, Allmeine, Allmeind, Allmend**, alſo ein gemeinſames Eigenthum. Im Mhd. kommt auch **Almunde** vor, von **Mundat**, immunitas, ein von Abgaben befreiter Ort, der zu Aller Nutzen und unter Aller Schirm iſt. Schmid, Schwäb. Wörterb. S. 13 bringt es mit **Alb, Alp, Alm** in Verbindung, welches urſprünglich Weide heißt und worein ſodann der Begriff von gemeinſchaftlicher Weide, Gemeindetrift, alimonia übergegangen iſt. Im Baieriſchen heißt **Alben, Alm** auch loſer Kalkgrund unter der Dammerde, welcher, in zu großer Menge aufgepflügt, dieſe unfruchtbar macht. S. Schmeller, Baier. Wörterb. 1, S. 46. Mit dieſer letztern Bedeutung hängt ſodann das elſäß. Beiwort **allme, ollme** zuſammen, welches unangebaut, unangeſät, unfruchtbar heißt: **Diß Feld leit ollme**, dieſes Feld liegt brach.

Amol, vom altd. **Ama**, Mutter und **Mol**, Mal, Muttermal; überhaupt auch Wundenmal, Narbe.

aene, jenſeits, auf der andern Seite, drüben. Hebel: **ehne**; Königsbov. Chr. S. 905 **enent** der Are, wo es **diſent** entgegengeſetzt wird. Im Unterelſaß kömmt es, ſo viel mir bekannt, nur in folgenden Abzählreimen vor:

aene daene
debande
Steiel 'nuff mach Domine ....

aene, ſ. **dort aene**, dort drüben; wie **dnidde**, dort, da unten, danieden.

Anert, der Erſte in der Reihenfolge, z. B. beim Spiel, derjenige welcher anfängt. Anert, Nochert, Dritter, ... Bull; Erſter, Zweiter, Dritter ... Letzter. Dann überhaupt Derjenige, der ſich hervorthut, vorgezogen wird: **Er iſch ñewwerall Anert**, er iſt überall der Vornehmſte.

Anke, Altd. **Anka**, 1. Oberelſ., ſo wie in der Schweiz und bei Hebel: ſüße Butter. 2. Unterelſ. geſottene Butter, Schmalz. — **Ankedroſter**, der Bodenſatz der geſottenen Butter.

Appel, eine einfaltige, närriſche, auch ſchwatzhafte Perſon. In Erſtein ſagt man zu einem ſchmutzigen Kinde: **Du Buntappele! Scherz: Appelwaljes**, alberner Menſch; in der Schweiz: **Du Appeli!** Du Närrchen! Du Einfaltspinſel, du Schwachkopf!

Aette, beſ. auf dem Lande, Vater; Goth. **Atta**; Schweiz und Hebel **Aetti**; griech. ἄττα, τέττα, urſprünglich ein Naturlaut der lallenden Kinder wie πάππα, ama; in der Kinderſprache **Tätte, Tätti.**

bauſche, bautſche, von **Bautſch**, Bauch, angelſächſ. **Pauz**; engl. paunch; holl. pens; ital. pancia; franz. panse; ſpan. panca; lat. pantex. 1. viel und gierig eſſen; 2. überh. füllen, übermäßig anfüllen. **Bauſchi, Bautſchi** heißt ein Vielfeſſer und ein dicker, unbeholfener Menſch.

Bärtel, der zweite, reine, aus dem gehechelten gewonnene Hanf. Mülh. **kurze Rüſte.**

Baréllele, Abrikoſen. Mülh. — Schweiz: **Barille, Barilleli.**

bëffze, ärgerlich, mürriſch widerſprechen; **widderbëffze**; von dem in der Schweiz gebräuchlichen **Bëffze**, Lefze, Lippe, wie mau-

len, von Maul. **Gebéffz**, ärgerliches Widersprechen, Vorwürfemachen.

Bélte, Béltebaum, Bélle; Oberelſ. hie und da **Bélzbaum**, Pappel. **Béltevöjel**, Pappelſchwärmer, smerinthus populi, sphynx populi, ein Nachtfalter, deſſen Raupe auf der Pappel ſitzt.

Pfifholder, Schmetterling, eine dem elſäß. Dialekt eigenthümliche Benennung; Unterelſ. — Geiler: „Ein pfiffholterlin, dem die Kind nachlaufen. Dasſelb iſt fein rot, blaw unnd geel, ſchwartz und wiſſz, unnd flügt doraffter uffen den matten oder wiſſen.“ Poſtill III, 26. Auch im Wannenkrämer 105, **Pfeiffholter**; Narrenſchiff, Ed. Höniger 293. Scherz hat daſſelbe, wie noch manche andere Geiler'ſche Ausdrücke, in ſeinem Gloſſar überſehn.

blange, mittelelſ. **belangen**, auch ohne das Präfix **be**, angelſächſ. längian, durch lange Dauer Sehnſucht erwecken, empfinden: heftig verlangen. Ich **blang** de ganze Da dernoch; 's **blangt** mi, il me tarde. Auch Göthe hat das einfache **langen** in Klärchens Lied (Egmont) angewandt:

„Langen und Bangen
In ſchwebender Pein.“

Geiler hat davon das Subſt. **Belangen**: „Alles ihr **belangen** iſt fuir und fuir Gott dem herrn anzuhangen. (Berg d. ſchauend. Lebens, Straßb. 1510. fol. 5.).

bräggle, braten, röſten, Mülh. **brägelte Härdépfel**, geröſtete Kartoffeln; Straßb. gebrätelti Grumbeere. Bei Geiler: bregelzte Eier.

Brunkel, Sumpf. Celtiſch Bru, Waſſer (**Brumat**, gutes Waſſer); isl. broca; angelſ. broek; βροχή. fließendes Waſſer; mhd. **Brule, Brüel, Brügel, Brüch, Brnoch**, naſſer, ſumpfiger Boden, Waldgrund. Damit hängen zuſammen **Breuſch, Brüſch**, Brusca, Namen des elſäß. Flüßchens, welches ſich in die Ill ergießt. — Beiwort: **brunkli**, ſumpfig: „d'Matt iſch brunkli.“

Daue, Taue, Mülh., ein Rebgelände von 5 Ares Flächeninhalt.

déffle, ſchlagen, prügeln. Schweiz: **täffele, töffele; tuffe, tüffele; holl. doffen.**

Dèll, Dèlle, Eindruck in einen weichen Stoff, Beule, Schlagmal. Davon: **dèllre**, ſchlagen, prügeln.

Deiſem, Sauerteig; Geiler **deyſam**; mhd. **teiſſen**, gähren.

difftle, 1. etwas mit Mühe und Geduld zu machen ſuchen; machen,

genau machen; 2. grübeln. **us-difftle**, ausklügeln, erſinnen; **erus-difftle**, mit Mühe, Anſtrengung herausbringen. Subſt. **Diffteler**. **Diffig** heißt in Bern hurtig, gewandt, zu allem brauchbar.

Dirrlips, 1. ein magrer, dürrer Menſch, 2. die Runkelrübe, beda; Mülh. **Durlips**; engl. dornips.

Dockel, ein junges Kalb.

Dorſche, Mülh. **Dorſe**, mhd. **Torſen, Torſchen**; θύρσος, der markige Strunk am Kohl-Salat.

Dotſch, 1. ein ungeſchickter Menſch; 2. ein mißlungenes Brod, Backwerk. **Eierdotſch**. Zeitw. **dotſche, verdotſche**; Beiw. **verdotſcht**.

Tſchieli-Binkes, Mülh., ein Schielender; von **tſchiele**, ſchielen und **Binkes**, Burſch, Geſelle, Kerl, eigentlich ein kurzer, dicker Knabe. „Du kleiner Binkes!“ Schwäb. **Bunkes**. Das **tſch** ſtatt **ſch** iſt im Oberelſaß, beſ. an der Schweizergränze häufig. **Tſchielerwi**, Schillerwein, blaßrother Wein.

Tugend, ſowohl gute als ſchlimme Eigenſchaft: Diß Pferd hat **böſi Tugende**. Unterelſ., a. d. Lande.

durane, Mülh., alem., überall, durchhin, von **dur**, durch und **ane**, hin: **dure**, durch: gang **de dure!** Mülh.

duwetänzi, tuwetänzi, Mülh. verwirrt, nicht wiſſend wie man ſich drehen, benehmen ſoll; zornig; du machſt mi ganz **duwetänzi!** von dem unruhigen hin und herbewegen der Tauben, wobei ihr Schwanz ſich bald rechts, bald links dreht.

écht, échter, échterſt, Mülh., alem. und ſchwäb., etwa, doch, wohl, nun.

Egert, Egerde, unbebauter Feldplatz; oft bei Geiler; auch **Agert, Aegerten**; auch alem. und ſchwäb. Im Buchsweiler Bann heißt ein ſolches Feldſtück **Schwarz-Ajerle, Schwarz-Egerde**; der Volksſage nach wird der nächtliche Wanderer, der in deſſen Nähe kommt, dreimal bei ſeinem Namen gerufen; folgt er dem Rufe, ſo wird er in einen prächtigen Zauberwald verlockt, in dem er die ſüßeſten Genüſſe hat, allein, wenn er morgens erwacht, liegt er müde und matt in den Dornen.

Eileſer, Unterelſ.; **Egleſe**, Mülh., Eidechſe. (In Straßb., beſ. in der Kindersſprache: **Jumpfer Sara**); ſchwäb. **Eggäs, Hetkäs**; Schweiz **Eggäsli**; altfränk. **Egedessa**.

Elſäſſerle, Straßb. 1. der Erdeichelſchwärmer, die Zirkelmotte,

Zygaena filipendulae, ein kleiner Schmetterling mit schwarzblauen oder ſtahlgrünen, rothgefleckten Oberflügeln. 2. Ein Abziehungskanal der Ill bei Straßburg, der die Feſtungswerke mit Waſſer verſieht und unterhalb dem Contades wieder in die Ill läuft.

Ergele, Oberelſ., Schwaben, lat. urceolus, ein kleiner Kübel ohne Handhabe, Waſchzuber, daſſelbe was in Straßb. **Brénkel.**

éwélti, Unterelſ., a. d. Lande, abgemagert, dürr; der Menſch iſch gar éwélti; man hört auch **réwélti**, was mit **Réwe**, Rebe und **Welle**, Reißbündel zuſammenhängt, alſo: mager wie dürres Rebholz.

falſch, zornig. Er iſch falſch worre, er iſt böſe, zornig geworden.

fége, Mulh., ein Zimmer mit Waſſer auftreiben; trocken kehren, fegen heißt in Mulh. **wiſche.**

ferni, althanauiſche Dorfſchaften, vom letzten Jahr, ein Jahr alt, fürn; Bauernſpr., um Mülh., **fénterich.**

G'fért (Gefährt), 1. jedes Fuhrwerk zum Spazierenfahren, Reiſen. 2. **G'fért, G'férts**, verwirrendes Thun und Reden, unnöthige Umſtände: Er macht uß Allem e **G'férts.**

Flöckling, Querbalken, Tragbalken an einem Gebäude; Schweiz **Flecke.**

flotſchi, Unterelſ., a. d. L., e **flotſchi'er** Wind, ein Wind der lau und ohne entſchiedene Richtung weht und gewöhnlich Regen bringt.

frémde, Mülh., fremd thun, vor Fremden ſchüchtern ſein; 's Kind frémdet.

Fude, Fulefude, Herbſtzeitloſe, colchicum autumnale.

Furle, Waldfüchte, Föhre, pinus sylvestris.

gantſche, 1. hin und her ſchwanken, ſchaukeln, z. B. auf einem Stuhle; 2. unvernünftig und viel ſchwatzen, daher: **Gantſch, Gantſchi**, Schwätzer.

gemein, a. d. Lande, herablaſſend; ebenſo **niederträchti.** Der Herr iſch gar **gemein** un **niederträchti.**

géſe, transitiv von eſſen, füttern, ätzen; beſ. von Vögeln, welche ihre Jungen füttern. Mülh. D'Schwalme géſe ihre Junge.

Gille, Gälle, Pfütze, Moorlache, Waſſerlache, welche nach ſtarkem Regen auf Straßen oder Feldern halten. Bauernſpruch: Aprille-Gille thuet im Bure d'Schiere fülle. Die Unke heißt im Aargau **Güllemügger.**

Grösspele, Gréschpele, Mülh., geröſtete Brodſtückchen; in Straßb., **Krachle.**

grundele, einen Erdgeſchmack haben.

Guller; Mülh. **Gulli,** Wälſchhahn.

gullere, gullre, rollen.

Gumbeſt, Mülh., compote, Konfekt von Himbeeren und Kirſchen.

Gunſter, Gänſerich.

Häzle, Mülh., bei Brand **Häze;** Straßb., **Aßel, Elſter,** pica. vgl. **Aegerſt.**

Herrgottskäferle, Straßb.: **Lieweherrgottsthierle,** Mülh., Sonnenkäferchen, Marienkäferchen, Blattlauskäfer, coccinella; dem Volksglauben nach bringen ſie Glück und dürfen wie die Störche und Schwalben, ohne Sünde, nicht getödtet werden.

Hetſch, Eber.

Heumieſel, Heimchen, Feldgrille, gryllus campestris.

himple, impers. **'s himpelt,** es geht ſchief, ſchlimm mit der Geſundheit, dem Vermögen, dem Geſchäft u. ſ. w. Schwäb. **'s hempelt.**

hinnncht, altd., **hnnnacht,** in dieſer Nacht, ſowohl die geſtrige Ulfila als die heutige; wie bei himmadaga, an dieſem Tag, heutig; altdan. **Dorſch. hint.**

Hippe, ein leichtes rohrförmiges Gebäck; bei Geiler, Brand, Murner ſehr häufig: **Hippenwerk,** nichtswürdiges, leichtfertiges Thun; **Hippenbuben,** loſe Geſellen. — Statt Hippe findet ſich bei Geiler auch **Oflateurörlin.**

horniſſle, hornigle; **'s hornigelt,** es dagelt; ſchwäb., ſchweiz., alem.; bei Hebel heißt **Hornigel** ein kleiner Winterhagel; hängt zuſammen mit **Hornung,** Froßmonat. Geiler, Poſt. II, 79: „Wenn es was Winter unnd vaſt kalt, das es hürnygelet."

hünſch, ſchlecht, gering: **hünſchi, harthünſchi** Trüwel. Tauler: „ſurer **huntſcher** win"; Geiler, Poſt. III, 23, „ein **hunſcher** Stock."

Hürt, Hürtel, geflochtenes Holz zum Dörren des Obſtes; **Hurt,** ein holzerner Schaft im Keller oder auf dem Speicher, auf welchem man Obſt bewahrt.

iemes, jemand.

iene, ienes, ienetz, irgendwo.

Iltes, Iltis, einfältiger Menſch.

Ims, Immes, Imbiß; auch was man für eine Mahlzeit kocht: Die Bohne ünn grad forr e n-**Imms.**

o jemer! jemerliche! o jerum! Ausruf der Verwunderung, des Bedauerns, Schmerzes; von **Jammer,** welches im schwäb. Dialekt bezeichnet: 1. eine Ursache zum Verwundern; 2. laute Freude, Lärm; 3. Sehnsucht. — Hebel, **iemerst!**

Jeſeskнäble, Mulh., Stiefmütterchen, Dreifaltigkeitsblümchen, viola tricolor.

jétte, Mülh., **jéſſe,** Straßb., schlagen, prügeln.

Junte, Mülh., Hebel, Weiberrock; **Unterjunte,** Unterrock.

Kalbrock, kalte, mit Zucker versüßte Milch, in welche Brod gebrockt iß.

Kätterle, Mülh., Rehkreſſensalat.

Kélte, Mülh., Nachtbesuch, **z'Kélte** gehn, zum Nachtbesuch, zu Licht, zur Spinnſtube gehn; Unterelsaß, a. d. L., in d'**Mäſtubb** (Mägde-, Mädchenſtube) gehn. Schweiz **Kilt, Kiltgang,** womit jedoch ein Nebenbegriff verbunden iß, der unſerer elsäß. Benennung abgeht.

kinnitz, schwäb., **knitz, kinnitzig,** unnütz, schlecht, nichtswürdig.

Kirſe, Mülh., Hebel, Kirsche.

Kobe, Straßb., Laulsch. Groppe, cottus gobio.

Krummholz, Oberelſ., Wagner.

kuderig, Mülh., von **Kuder,** faserig, holzicht, wird von Rettigen, Rüben u. dgl. gesagt, wie im Unterelſ. **hélzi, hélzicht.**

kummli, Hebel, **chummli, chummlig,** 1. herkömmlich, gebräuchlich; 2. nützlich; 3. bequem, angenehm.

Lämmerweidſalat, Oberbronn, Rehkreſſen.

Latz, Schimpfname, den die Fleckenbewohner den Bauern geben.

Laubfröſchle, in Fett gebackene, gefüllte Mangoldblätter.

uf-lénze, transit., Einen unnöthiger Weise hinhalten, durch Versprechungen hinausschieben.

létſche, im Waſſer ſpielen. Eine kleine Mühle bei Rothbach heißt **Létſchmühl.**

Léttner, Straßb., die Empor- oder vielmehr Borkirche; urſprünglich das ambo lectoris, das Leſepult des **leßners,** der die Evangelien in der Kirche vorlas; auf dem Titel einer 1507 von Geiler gehaltenen Predigt heißt er: „unnd was der römiſch künnig Maximilianus von öſterreich auch an der predig, aber uff dem letnar, Poſt. III, 11.

létz, verkehrt, unrichtig und analoge Bedeutungen: **létz gehn**, den unrechten Weg gehn; **létz sinn**, ausgelaſſen, auch betrunken ſein; **d'létz Hand**, ſowohl die linke, als auch die rechte, umgekehrte Hand; **der létz Hals**, auch **Sunnta'shals**, die Luftröhre, in welche oft Theilchen von Speiſen kommen, wenn man zu ſchnell ſchluckt oder zwiſchen dem Eſſen ſpricht, athmet; Zeitwort: **létze**, Mülh., ſchief gehn, mißlingen; **d'Sach kénnt létze.**

Létzel, Unterelſ., a. d. L., Alp, Alpdrücken; dem Volksaberglauben nach iſt die Urſache davon ein Geſpenſt, das ſich dem Schlafenden auf's Herz ſetzt.

luentſche, luenze, Mülh., ſich nachläßig, träge auf einen Stuhl, ein Sopha hinlegen. Subſt. **Luentſch, Luentſchi**, fauler Grobian.

mähr, von **Märe**, mhd., Geſchichte, Sage, Nachricht, Rede: „**der märe wizzen**,“ Wigalois V. 1278; „**der märe vragen**,“ Biterolf V. 4309. Redensarten: **Was iſch der mähr?** was wird hier geſagt? was gibt's Neues? — **Wiſſe was der mähr iſch**, wiſſen um was ſich's handelt; **Beſcheid, Rath wiſſen; ewwe ze mähr**, 1. eben ſo gut, leicht, gem.: **ich gib's'm ewwe ze mähr ſelbſt**; 2. **ewwe ze mähr!** warum nicht gar! iſt's möglich! 3. **dennoch**, doch: **I kumm ewwe ze mähr widder.**

ſich meine, Mülh., auch Schweiz., ſich etwas einbilden, ſtolz ſein: **Er meint ſi.**

Möllele, Straßb., Abrikoſe; hängt mit **mollig**, dick, rund; **Molle**, daher **Mollekopf** zuſammen. Mülh. **Mareballone.**

Millernmsküechle, Straßb., kleines, flaches Backwerk von Milchrahm, mit Kümmel beſtreut. Konrad von Dankrotzheim, h. Namenb. S. 186 hat: „ſümelkuchen in **milroum** brocken.“

Moz, Moze, flache Kuchen von Milch, Eiern und Mehl, welche auf Feſttage, Kirchweihen gebacken werden; hebr. מצה; griech. μάζα, Gerſtenbrod, Kuchen.

Munkedriſſel, ein mürriſcher, ſauertöpfiger Menſch, von **Munk**, ein widriger, trübſeliger Geſelle und **Trüſſel**, Maul; beide Ausdrücke kommen häufig bei Geiler vor, z. B. Poſt. III, 80. „Wie kan eins alſo ein Munnaß, ein **munk**, ein mummelthier ſeyn?“ u. Buch d. ſünd d. Munds, S. 82: „Den ſchlüſſel zu deinem **trüſſel** ſolltu nit an das thor henken deines mauls;“

— Pred. von den fünfzehn staffeln, S. 29: „stünd nummen der künig do, du hieltest dein trüssel.“ —

Nähts, Zwirnfaden zum Nähen. Redensart: „'s fallt nähts,“ es mislingt.

Narre, Steinobst, namentlich Zwetschgen, welches vor der Zeit gelb wird und unreif abfällt.

Nëllelestag, Mülh., ein Unglückstag, an dem nichts glückt, dies nefastus.

am Nimmerslista, zu einer Zeit die nie eintrifft; scherzweise, um Kindern eine verlangte Sache zu versagen; „wenn's grien schneit,“ oder, Mülh., „wenn's Katze haggelt.“

Nodelschisser, Straßb., Wasserjungfer, Libelle, libellula.

Nohn, Unterelſ., a. d. L., z. B. Oberdronn, Mal, Narbe.

Nubbe, üble Launen.

numme, nur; kommt oft vor bei den rheinländ. Schriftstellern des 15. und 16. Jahrh.

nurkse, Straßb., **norkse**, Oberelſ., unverständlich, grämlich reden. Schweiz: **norggen, nurggen.**

Ol, Unterelſ., a. d. L., Kochersberg, Oel.

Omt, Geiler, **Omat**, im mhd. kommt vor: **Amet, Amut, Emdt**, Grummet.

ordli, ordetli, ordentli, 1. Beim. e-n ordlier, **ordentlicher** Mensch, ein wohlgesitteter, un homme rangé und ein artiger, höflicher Mensch. 2. Umstandsw. ziemlich, hinreichend: 's gibt **ordli** Obſt; 's het mi **ordetli** verdrosse.

Qualle, Kwalle, Keule; **Hammelsqualle**, Hammelskeule.

rachgieri, Althan. Ortsch., e **rachgierijer** Mensch, Einer der Alles an sich zieht, zusammenscharrt, für sich behält; Geizhals.

Rambe, e **Rambe** Brod, ein tüchtiges Stück Brod.

Rätſch, 1. eine hölzerne Klapper. In vielen katholischen Gemeinden des Elsaßes ziehen die Knaben um die Osterzeit damit in langen Reihen durch die Straßen und klappern, **rätſche.** 2. Klatſchmaul, Klatſcher, Klatſcherin: **Gerätſch**, Klatſcherei; **rätſche, viel** schwatzen; ausplaudern. In Solothurn heißt die schwatzhafte Elſter **Rätſche.**

Ratzechor, Straßb., schlechtes, liederliches Gesindel. Mülh. **Basel, Baſelvolk**, verwandt mit dem franz. **ballouer** und dem engl. **baffle.**

Ritterle, Straßb., kleines Sieb; **rittere**, sieben.

Rolle, Hitzblatter, Schwiele.

rumple, 1. hohl tönen, z. B. von einem Wagen der über eine Brücke rollt; 2. donnern; 3. fallen, z'sammerumple. **Gerumpel.**

Runs, Waſſerrinne, kleiner Waſſerzug. Brand, Narrenſch., Ausg. v. Strobel, S. 203 vnd vrs eym rünsly werd eyn bach. Ein Theil einer Mülhauſer Vorſtadt heißt **Runs.**

Schallbär, Stoßkarren, von ſchalten und dem veralteten **bären**, tragen.

Schanz, Schaunz, Kochersb., grober Rock, den die Bauernweiber in der Umgegend von Straßb. tragen. Geiler braucht dieſen Ausdruck öfters: Poſt. II, 1091 „Do hat herfuir geſtochen der rot ſammt oder purpur der Gottheit uß dem zwilchen **schantz** oder Guippen der Menſchheit."

Schänwehnet, ein breiter Weiber-Strohhut mit niederm Kopfe; mhd. **Schanb, Schanbhut**; Schweiz **Schaub, Rockenkroh; Schaubdach**, Strohdach.

Schénkele, ein Mülhauſer Backwerk, alſo genannt von ſeiner Form.

ſchmecke, Bauernſpr., **ſchmacke**, transit., riechen; intransit., ohne Beſtimmungswort, auch ſtinken, 's Fleiſch **ſchmeckt**; — ſig. Ei'm ebbs ze **ſchmecke** gènn, Einem etwas zu verſtehn geben; **ſchmeck's!** merk's; i ha de Brode g'**ſchmeckt**, ich habe die Sache, auch den Vortheil, gemerkt. **Schmecket, Schmacket**, was wohl riecht, z. B. ein Blumenſtrauß; beſonders auf dem Lande grüne, ſtarkriechende Pflanzen wie Majoran, Lavendel, Baſilikum. In manchen althanauiſchen Dorfſchaften tragen alle Mädchen ſolche Sträußchen, **Schmacket**, im Vorſtecker (Mieder), wenn ſie in die Kirche gehn und während des Gottesdienſtes wandern dieſelben in jeder Bank von einem zum andern, und werden berochen, ſo daß jedes Mädchen nach und nach alle erhalten und wieder zurückgeſchickt hat. — **Schmecker**, ſcherzweiſe Naſe; er hätt e guete **Schmecker** im G'ſicht! — **Maidelſchmecker**, Einer der den Mädchen nachzieht; ebenſo **Buweſchmeckere.**

ſchmuedi, ſchwül.

Schnaiz, ein Einſchnitt, Durchbruch im Walde, der nicht gerade ein Weg iſt; im ſchwäb. Dial. heißt **ſchneiten, ausſchnaiten**, aushauen, ausſchneiden.

an schuanc, von **Schnan, Schnanze**, mit harten, zornigen Worten anreden. Geiler, Poſt. I, 28. b. „Do betragt der herr ſeine iunger, **ſchnawet ſie an**, unnd ſprach.“

Schwitzermaidele, Mulh., Klatſchroſe, Klapperroſe, papaver Rhoeas.

Steckelmann, Straßb., ein Kirchendiener, der die Kinder während des Gottesdienſtes bewacht und die unruhigen mit einem Stecken in Ordnung bringt. In Schwaben heißt derſelbe **Kirchendußler**, von **duſen**, ſchlagen; nach Schubert heißt er in Schweden **stoet**, weil er die Leute mit einer Stange ſtößt. S. Schmid, ſchwäb. Wörterb. in **duſel**.

nffe, Mülh., hinauf und herauf.

im Uelri ruefe, ſcherzh., ſich erbrechen.

Urſele, Mulh., ein Eiterbläschen im Augenwinkel oder am Augenlide. Schw. **Urſi, Urſeli**.

Uewung, verwirrte Bewegung einer Menſchenmaſſe; Durcheinander von Dingen; Gelärm; mhd. **Ubung**, Kampf; **ſich ueben**, ſich umhertreiben, vom alten **uoben, uaben**. Schweiz. **Ubung, Uobig**.

üewwel (übel), ein Verſtärkungswort, z. B. 's gitt gar **üewwel** viel Obſt.

Veillotte, Weiſſenb. **Veichle**, Veilchen.

viechelett, violett. Weiſſenb.

vollſter, vollends.

Vexierkeſte, Straßb., Roßkaſtanie, Aesculus hippocastanum.

Wackelſteinreys, Straßb., ſcherzhaft, Waſſer.

wandle, von einem Haus, Ort ausziehen, wird beſonders auch vom Wegziehn der Dienſtboten geſagt; auch **bündle**, das Bündel machen.

Wäje, Wäje, Wehe, Weihe, Mulh., ein flacher Kuchen; Hebel und Schwäb. **Weihe**, Speckkuchen, ein ſehr altes Wort, das auf geweihtes Brod, Schaukuchen hinzuweiſen ſcheint, wie **Weihe, Habicht**, lat. ein heiliger, geweihter Vogel, der in der aſiatiſchen Mythologie eine große **Rolle** ſpielt.

wajer, wäjer, wahrlich, in der That; 's iſch **wäjer wohr**! es iſt wirklich, gewiß wahr; **io wäjer**! ja wahrlich! **wäjer nitt**! gewiß nicht. Schweiz. Hebel, mhd.; oft bei Geiler, wo es auch beſſer bedeutet: „Es wer mengem prieſter **weger** man ſalbt

in mit karchsalb, nach dem man sie yetzt macht, do einer nit kan eim hund uß dem ofen locken." Poß. II, 94. b.

Waste, Mülh., das Freſſen das man dem Vieh, beſonders den Schweinen giebt.

weder, als, ich ha meh **weder** du, ich habe mehr als du.

Weſterlei, Münſterthal, Kindtaufe und Kindtaufſchmaus. Schwäb. **Weſter**; von **Weſter, Weſterlin, Weſterhemd**, velamen investiturae lustrale, Chryſamhemd das dem Täufling angelegt wurde, und **Lege, Legete**, Pathengabe. Geiler: „Die frowen ſuchent ſemliche eer, wo ſyn uff ein **weſterlege** kummen, do lugent ſon obnen an den tiſch kummen." Poß. II, 37. b.

zakkre, pflügen; fig. mühſam arbeiten, das franz. piocher.

Zaine, flacher langer Korb. Goth. tainjô, Geflecht aus Gerten.

Zättele; Mulh., **Zinkle**, Traubenſchoßchen.

ze, ſo: na ze, nun ſo.

zimperli, ſchwäb. **zumpfer, zümpferlich**; Hebel zimpfer, verſchämt, jungfräulich, ſchüchtern, blöde; auch verzärtelt, affektirt.

Zipfel, 1. Gipfel, Spitze eines Baums, Gebäudes, z. B. **Münſterzipfel**; 2. Einfaltspinſel. **Zipfelſünni** wäre, ſich übermäßig ärgern, aus der Haut fahren. (**Wipfelſünni**, rappelköpfig; Berner Oberl.) Verwandt iſt das in Graubünden gebräuchliche **verzipfle**, vor Angſt vergehn, welches vielleicht bloß das verdorbene mittelhochdeutſche **verzwivelen** iſt. In Schwaben heißt **Zipfelglaube**, Glaube an Wahrſagerei, Zauberei.

Zitt, dumme, einfältige Perſon.

Zitterröſel, Gänſeblumchen, gemeine Maßliebe, bellis perennis.

zulle, Mulh., ſaugen, ſchlotzen.

Proben elſäßiſcher Sprichwörter und eigenthümlicher Redensarten.

Was verrücht e Kuch vun 're Muſchgetnuß!"
Er verſicht vum Seſſer kenn Mäſſel.
Eim Schleckel uff d' Zung ſchmiere.
Eim 's Röckel vertiſe.
E roths Röckel verdiene.
Er iſch g'ſchoſſe mit der Pelzkapp.
Gewinne wie zeller an de Nuewe.
Sorje forr ungelatti Eier.

Er kummt hintenoch wie d'alt Faßenacht.
Stoß mi nitt, i bin gepudert!
Schmeck Fuchs, 's iſch e Nueweſupp!
Eim's uff's Brod ſtriche.
Er kummt derzue wie der Hund zuem Tritt.
Eim de Lutze ſtriche.
Er meint ſienni Eier hönn zwei Dutter.
Wüeſt wie nien Da Réjewetter.
Er iſch nitt vu Gèwiller. (Gebweiler im Oberrhein; Wortſpiel: er liebt das Geben nicht.)
Der Wien iſch durch Waſſle geloffe, (mit Waſſer vermiſcht, ebenſ. ein Wortſpiel mit dem Flecken Waſſelnheim).
Er riecht noch Howwelſpäne, (iſt dem Tode nah).
Wenn's Müſel (Mäuschen) ſatt iſch, iſch's Mehl bitter.
Eim de Märl ußruefe.
Ebbs in's Kibbes han, wie d'Buewe d'Vöjelsneſter.
Unſer Herrgott weiß werum er der Gais de Schwanz nitt hètt wachſe lon.
De Knoche denne Einer ſoll hann, trat 'm kènn Hund furt.
Wo's Nuſſe gitt, gitts au Bengel.
D'kleine Lütt het Gott erſchaffe unn d'große Bengel wachſe-n-im Wald.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Errata.

S. 16 Z. 1 v. Ob. lese man Jahr st.: Jahre
„ 84 „ 9 v. Unt. „ „ Horburger st.: Horburater.
„ 151 „ 9 v. Unt. „ „ Abendlich fielen auf mich Schatten durchs dichte Gezweig.
„ 184 „ 7 v. Ob. u. a. O. lese man Rosine st.: Regina.
„ 271 „ 1 v. Ob. lese man höchsten st.: Höchsten.
„ 304 „ 7 v. Ob. „ „ 1815 st.: 1846.
„ 309 hinnach Z. 2. Das erste Wort Ulfila ist zu streichen und nach „wie bei" zu setzen

Elsäßische

Neujahrsblätter

für

1847.

Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben

von

August Stöber und Friedrich Otte.

(Mit dem Portrait Daniel Specklins.)

Basel,
Schweighauser'sche Buchhandlung.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Prosa:

Seite.

Daniel Specklin, dargestellt von **Ludwig Schneegans** (Straßburg) . . . 1

Der Besuch auf dem Lande von **Jeremias Gotthelf** (Lützelflüh, K. Bern.) . . . 44

Die Fergin, eine schlichte Erzählung von **Fr. Blaul** (Frankenthal) . . . 136

Elsäßische Geschichten und Sagen von **August Stöber** (Mülhausen) . . . 163

1) Die Weiber von Ruffach. — 2) Der wundersame Käfer. — 3) Die Zwerge auf dem Kerbholz. —

Skizzen vom Lemansee, von **Hans Wieland** (Genf) . . . 183

Die altdeutschen Dichter des Elsaßes, von **Wilhelm Wackernagel** (Basel) . . . 210

1) Otfried von Weißenburg. —

Erinnerungsblätter aus Algerien, von **Karl Bernhard** (Straßburg) . . . 281

Bemerkungen zum Aufsatze: „Daniel Specklin“ von **Ludw. Schneegans** . . . 312

Gedichte von:

Seite.

Karl Mayer (Tübingen) . . . 33

Eduard Brauer (Mannheim) . . . 40

August Lamey (Straßburg) . . . 121

Hermann Kurz (Karlsruhe) . . . 122

Alexander Patuzzi (Wien) . . . 128

Wilhelm Kilzer (Frankfurt am Main) . . . 131

Adolf Stöber (Mülhausen) . . . 152

Karl Rudolf Tanner (Aarau) . . . 158

Friedrich Neßler (Lausanne) . . . 168

J. F. Castelli (Wien) . . . 173

Friedrich Oser (Waldenburg, K. Basellandschaft) . . . 176

Daniel Hirtz (Straßburg) . . . 178

K. L. Wittich (Darmstadt) . . . 193

Adolf Bube (Gotha) . . . 196

K. R. Hagenbach (Basel) . . . 201

Seite.

August Schnezler (Karlsruhe) 205
Theodor Klein (Mülhausen) 207
Friedrich von Tschudi (Lichtensteig) 238
Emil Marget (Mülhausen) 214
Emma von Niendorf (Stuttgart) 218
Karl Boese (Niederbronn) 231
Ferdinand Braun (Paris) 235
G. Mäurer (Paris) 259
August Rodnagel (Darmstadt) 260
Karl Bernhard (Straßburg) 264
Gustav Mühl (Straßburg) 266
Marie Delaroche (Straßburg) 269
Balthasar Reber (Basel) 270
Karl Candidus (Metz) 272
Ludwig Schneegans (Straßburg) 274
Ignaz Hub (Karlsruhe) 276
August Stöber (Mülhausen) 296
Friedrich Otte (Mülhausen) 300

Daniel Specklin

dargeſtellt

von

Ludwig Schneegans.

Frühzeitig ſchon war Straßburg, im Gebiete der Kunſt, einer der bedeutendſten Mittelpunkte nicht allein des deutſchen Reiches, ſondern des ganzen chriſtlichen Abendlandes. Hier, im Schatten des erhabenen Münſters, blühte die Hauptſchule der Kunſt am Ober-Rheine, wie zu Koln, zu den Füßen des prachtvollen Domes, diejenige des Nieder-Rheines. Das ganze Mittelalter hindurch und in jeglichem Fache hat Straßburg Künſtler des erſten Ranges und von europäiſchem Rufe aufzuweiſen, und dieß in ſolcher Fülle, daß nur wenige Städte es an Ruhm überſtrahlen. Hier gründete Erwin, als er ſeinen Wunderbau begann, die erſte freie oder bürgerliche Steinmetzenhütte, welche kurz nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, durch die ſämmtliche Brüderſchaft feierlich als die erſte und Haupthütte des ganzen deutſchen Reiches anerkannt wurde. Ebenſo wie die Steinmetzen rühmten ſich am Schluſſe des Jahrhunderts die Innungen der Maler, der Bildhauer und der Goldſchmiede von keiner andern des geſammten deutſchen Vaterlandes übertroffen zu werden.

Gleich einer heiligen Ueberlieferung pflanzte ſich die Kunſt fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahr-

hundert; und so blühte sie, gedeihlich und ununterbrochen, herüber in das Zeitalter, welches als dasjenige ihrer Wiedergeburt bezeichnet wird. Auch in dieser, in der Kunstgeschichte so merkwürdigen Periode, wie in den Jahrhunderten des Mittelalters behauptete die straßburgische Schule ihren alten Rang. Von nah und fern strömten die Künstler in Erwins Stadt zusammen und hielten fest und treu am althergebrachten Ruhme. Nicht minder häufig als zuvor erging, das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hindurch, von Fürsten, Herren und Städten, der ehrende Ruf an straßburgische Künstler. Groß ist die Anzahl der Kunstgenossen jeglichen Faches, welche würdig sind, daß Ihre Namen neben denjenigen ihrer glorreichen Vorfahren genannt werden.

Mitten unter diesen Künstlern ist der Mann, dessen bewegtes Leben und hohe Verdienste nun in diesem Versuche dargestellt werden sollen, keiner der Geringsten. Jedenfalls ist Er derjenigen Einer, dessen Name im In- und Auslande einen guten Klang erhalten; und wahrlich er ist dieses schönen Nachruhmes würdig, der wackere, geniale und freisinnige Mann, der nicht nur als einer der ausgezeichnetsten und verdienstvollsten Baukünstler seines Jahrhunderts gerühmt wurde und noch gerühmt wird mit vollem Rechte, sondern zu gleicher Zeit als Zeichner, Geograph und Historiker sich eben so gerechtes Lob erworben hat.

Daniel Specklin, Speckle oder Speckel — denn auf jegliche Weise wird sein Name von ihm selbst und seinen Zeitgenossen geschrieben — wurde geboren zu Straßburg im Jahre 1536, unbekannt ist, an welchem Tage. [1]) Er stammte aus einer ehrbaren Handwerker-Familie, welche wir bereits im fünfzehnten Jahrhundert in Straßburg ansäßig finden und deren Mitglieder in diesem und im folgenden Jahrhundert ziemlich vor-

1) Die Anmerkungen, auf welche sich die Ziffern beziehen, wolle der geneigte Leser am Ende des Bandes nachschlagen.

kommen.[2]) „Erboren von ehrlichem Gschlecht" heißt es in dem Lobgedichte, welches Joseph Lang von Kaisersberg, der zweiten Ausgabe der Architectura Specklins vorgesetzt hat.

Nicht ganz so wahr verhält es sich aber mit der „Ehr und Zucht", in welcher Specklin, seinem so eben genannten Lobredner zu Folge, aufgewachsen sein soll. Wohl mochten seine Eltern, dem damaligen Brauche getreu, den Jüngling zu Ehre und Zucht angezogen haben; allein all ihre Mühe scheiterte Anfangs an der zügellosen Gewalt seines jugendlichen Feuers. „Daniel Specklin", berichtete ehmals des Großen Raths Protokoll vom Jahre 1565, „Daniel Specklin, Formen-„schneider oder Seidensticker, ist in seiner Jugend „und jüngern Jahren etwas unnütz und muthwillig „gewesen mit Frauenvolk, Schlagen und Händel „anfangen, auch ungehorsam und den Gebotten „nicht nachgekommen, wie aus diesem und andern „Protokollen zu ersehen".[3]) Eben das rasche Blut aber und die leidenschaftliche Erregbarkeit, welche ihn als Jüngling zu manchem losen Jugendstreiche verleitete, machten ihn späterhin jener schnellen Entwickelung fähig, welche ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen und das gerechte Lob seiner Nachkommen zusichern sollte.

Die so eben mitgetheilte Angabe ist die einzige, welche uns über Specklins frühere Schicksale zu Theil geworden ist. Man weiß bloß noch, daß Er in seiner Jugend das damals halbkünstlerische Handwerk eines Seidenstickers[4]) und dasjenige eines Formschneiders erlernte, welche beide in seiner Familie geübt wurden. So schien er durch seine Geburt zu einem bescheidenen Loose berufen; durch seinen Genius aber schwang er sich empor in die Höhe zu einem andern seiner ausgezeichneten Geistesfähigkeiten würdigen Wirkungskreise. Durch sich selbst, durch eigenes Verdienst bildete sich Specklin heran zu einem jener seltenen Männer, von welchen mit vollem Rechte gerühmt

werden kann, daß sie ihrem Jahrhunderte voraneilend der Kunst und Wissenschaft eine neue Bahn eröffnet haben, auf welcher zu wandeln erst den kommenden Geschlechtern vorbehalten war.

Dem damaligen Brauche gemäß trat Specklin, nachdem er sein Handwerk ausgelernt hatte, seine Wanderschaft an. Mehrere Jahre lang reiste er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Eine gewaltige Reiselust hatte sich, wie es scheint, bei ihm dem Drange nach Ausbildung beigesellt, denn seine Wanderschaft führte ihn sogar durch einen Theil der nördlichen Länder Europa's. Er durchzog Dänemark, Schweden, Polen, Preußen, Oestreich, Ungarn, Siebenbürgen, die Niederlande und noch andere Länder mehr.

Im Jahr 1555 treffen wir Specklin bereits zu Wien. Er zählte damals neunzehn Jahre und mochte vor Kurzem erst seine Wanderschaft begonnen haben. Schon damals erregte die Baukunst und die Kriegsbaukunst insbesondere sein ganzes Interesse. Er selbst berichtet uns in seiner **Architectura**, in der Stelle, wo er seines ersten Aufenthalts in der Kaiserstadt Meldung thut, wie er den zu jener Zeit in Wien betriebenen Bauten nachging, und man ersieht aus dem Wenigen, was er hierüber mittheilt, wie sehr jene Bauten seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. [2])

Von Wien aus scheint Specklin die so eben genannten nordischen Länder bereist zu haben. Ueberall fand sein heller, schnell und richtig urtheilender Geist reichhaltigen Stoff zum Nachdenken und zum Lernen. Alles, was er sah, faßte Specklin mit offenem, klarem Verstande auf; das verschiedenartige und im Grunde doch immer sich gleichende Treiben der Menschen erregte immer mehr und mehr den wißbegierigen Jüngling zu fernerem Nachforschen und Erkennen; und so begann er schon auf seinen Jugendreisen jenen schönen Entwickelungsgang, der ihn späterhin zu so bedeutsamen Ergebnissen führen sollte.

Im Jahre 1560 war Specklin, wie er selbst in seiner Ar-

chitectura berichtet, in Antorf (Antwerpen), an deſſen Feſtungswerken man damals noch wacker arbeitete. Schon während dieſes erſten Aufenthaltes in Antwerpen wurde er mit Meiſter Frantzen bekannt, dem ausgezeichneten Baumeiſter, durch welchen Karl V., im Jahre 1540, den Plan zu dieſer, durch Specklin trotz ihrer Mängel als die beſte in teutſchen Landen geprieſenen Feſtung hatte entwerfen laſſen und unter deſſen Leitung dieſe gewaltigen Kriegsbauten ausgeführt wurden. *) Hier ſchon, im Anblicke dieſer ungeheuern Arbeiten, auf welche, ganz Europa die Augen gerichtet hatte, dürfte wohl Specklins Vorliebe zur Kriegsbaukunſt mächtig angeregt worden ſein.

Sechs Jahre oder mehr noch mochte er auf ſeiner Wanderſchaft zugebracht haben, als er im Jahre 1561 ſeinen Rückweg über Oeſtreich nahm und ihn ſein guter Stern zum zweiten Male nach Wien geleitete.

Hier nun, in der alten Kaiſerſtadt, erſchloß ſich ihm eine völlig neue Ausſicht, die ſein erregbares Gemüth mit den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft erfüllte. Ihm ward das hohe Glück zu Theil, einen Mann zu treffen, der des noch ungebildeten Jünglings ausgezeichnete Fähigkeiten unter der damals noch etwas rohen Hülle zu erkennen vermochte und der ſich glücklich ſchätzte dem talentvollen Fremdlinge die Bahn zu eröffnen, auf der er bald hernach ſo kräftig und ſelbſtſtändig wirkend einherſchreiten ſollte. Mit freudigem Danke gehorchte Specklin dem gegebenen Winke, verließ die bis jetzt verfolgte, ihm ungenügende Laufbahn und ſtürzte ſich mit voller Zuverſicht in den neuen ihm von ſo freundlicher Hand angebotenen und ſeinem feurig aufſtrebenden Geiſte ſo ganz zuſagenden Wirkungskreis.

Specklins Fertigkeit im Reißen oder Zeichnen brachte ihn in Berührung mit Solizar, damals des Kaiſers oberſter Baumeiſter. Dieſer fand Gefallen an des jungen Seidenſtickers offenem, hellem Blicke; er erkannte die vielfältigen Kenntniſſe und Erfahrungen, welche der wackere Jüngling auf ſeiner

Wanderschaft gesammelt hatte, und bald nahm dessen lebhaftes, übersprudelndes Wesen ihn völlig für den Fremdling ein. Solizar machte Specklin zu sich wohnen, und rechnete es sich zur Pflicht, alles was er vermochte, zu seines Zöglings Ausbildung beizutragen. Und so war denn der Schritt gethan, der über Specklins ferneres Schicksal entschied.

Nun erst eröffnete sich vor des erstaunten Jünglings Auge wie eine neue Welt. Im Umgange und durch Anweisung und Belehrung des erprobten Meisters wurde ihm allmählig klar, was bis dahin kaum als leise Ahnung seiner Seele vorgeschwebt hatte. Sein natürlicher Verstand, sein angeborener Schönheitssinn fanden täglich neue Anregung, neue Nahrung; seine Begriffe über Kunst hellten sich immer mehr auf; sein Geschmack läuterte sich fortwährend unter der Leitung des ihm so geneigten Meisters und im Anblicke der zahllosen Kunstsätze, die ihn von allen Seiten umgaben. Von dieser Zeit an nahm ihn die Kriegsbaukunst vorzüglich in Anspruch. Diese schöne Kunst und Wissenschaft wurde von nun an sein Lieblingsstudium, das er bis an sein Ende mit all seinem rastlosen Eifer als Hauptzweck seines geistigen Strebens und seiner unermüdlichen Thätigkeit betrieb.

Die Kriegsbaukunst stund damals in großen Ehren bei Fürsten und Städten. Geschickte Baukünstler fanden überall willkommene Aufnahme. In dieser Hinsicht hätte wohl Specklin in keinem glücklicheren Zeitpunkte auftreten können.

Beinahe das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch war noch die alte Befestigungsweise, bloß mit wenigen Abänderungen beibehalten worden. Hohe Thürme und Ringmauern mit Zinnen galten noch ziemlich allgemein als sicherste Schutzmittel gegen Angriffe von Außen. Der immer mehr um sich greifende Gebrauch der Kanonen sollte aber allmählig eine vollständige Umwälzung in der Kriegsbaukunst wie in der Kriegskunst selbst herbeiführen. Gegen die alles niederschmetternde Gewalt des Schießpulvers gewährten nunmehr die festesten Mauern und

Thürme nicht mehr hinlängliche Sicherheit. Die Festungen mußten fernerhin auf eine solche Weise angelegt werden, daß dieselben ebenfalls von Innen den Gebrauch der Kanonen zur Vertheidigung möglich machten. Außerhalb der innersten Schlußmauern mußten Vorwerke angelegt werden, von welchen aus die Angreifenden von verschiedenen Seiten mit einem wohlgenährten Kanonenfeuer empfangen und somit der Angriff abgewehrt oder doch der Feind längere Zeit aufgehalten und verhindert werden konnte, eine wohlbefestigte Stadt mit einem Sturme und nur mit äußerster Mühe und bedeutendem Verluste einzunehmen. Dahin ging das Streben im sechzehnten Jahrhundert; dieß war die große Aufgabe, welche sich die damaligen Künstler zu lösen bemüheten. Beachtenswerthe Fortschritte hatten bereits Statt gefunden. Allein es waren dieß bloß erste Versuche, welche zu ferneren und gründlichern Arbeiten und Nachforschungen Anlaß zu geben geeignet waren. Zu Specklins Zeit hatten Italien und die Niederlande schon einen hohen Ruf in der Kriegsbaukunst sich erworben. Mehrere umfassende Werke waren in beiden Ländern erschienen; allein die Künstler, von welchen diese Werke ausgingen, hielten sich noch immer, wenige Abweichungen und Zusätze ausgenommen, an die alte Regel, wie Vitruv dieselbe aufgestellt hatte. Immerhin aber war der erste Anstoß gegeben und das zu erlangende Ziel aufgesteckt.

Ein eigenthümlicher nicht zu übersehender Umstand trat noch hinzu und trug mächtig dazu bei die Kriegsbaukunst zu heben und dieselbe rascher und gedeihlicher in Aufnahme und zur Ausbildung zu bringen. Es war dieß die drohende Gefahr, welche damals von Seiten der Türken über die Christenheit hereinbrach. Hartbedrängt waren Ungarn und Oestreich von den wilden Schaaren der Osmannen und immer lebhafter und allgemeiner fühlte man die Nothwendigkeit, Mittel zu finden, um dem weitern Vordringen des Erbfeindes des christlichen Namens Schranken zu setzen. Das Haus Oesterreich insbe-

sondere war ernstlich bemühet, diesen furchtbaren Feind durch zahlreiche wohlangelegte Festungen von den Gränzen seiner Länder abzuhalten,

In diese Zeit des Ueberganges, wo bereits die neue Kunstweise einige Fortschritte gemacht, wo man es aber noch nicht über sich vermocht hatte, sich gänzlich von der ältern Kunstweise und den althergebrachten Regeln loszuringen, in diese schöne Epoche regen, rastlosen Strebens fiel Specklin. Unverwandten Blickes, mit kraftvoll entscheidender Hand griff der wackere Mann in den bereits begonnenen, vielversprechenden Entwickelungsgang ein. Ihm war es vorbehalten, die ihm so theure Kunst und Wissenschaft auf einen den Bedürfnissen seiner Zeit entsprechenden Standpunkt zu erheben. Keiner seiner Zeitgenossen wirkte thätiger und vorurtheilsfreier wie er; Keiner oder Wenige unter ihnen durften sich rühmen, so viel wie er zu der Ausbildung der neuern Kriegsbaukunst beigetragen zu haben.

Mit vielfachen und gründlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet kehrte Specklin, wahrscheinlicher Weise im Jahre 1564, in seine Vaterstadt zurück. Wenigstens finden wir ihn in diesem Jahre zu Straßburg wieder und zwar, wie es scheint, mit dem Entschlusse oder doch dem Wunsche sich vorläufig hier wieder einheimisch zu machen.

Von mehreren seiner Mitbürger aufgefordert, unternahm Specklin, in besagtem Jahre, „die Stadt Straßburg in „Grund zu legen und abzucontrafehen.“ Bereits hatte er, auf zwölf großen Bogen „die ganze Zarg“ oder die Festungswerke aufgezeichnet, und nichts mehr blieb ihm zu thun übrig als das Innere, mit den Gassen und Gebäuden auszufüllen, als Er, um nicht sich auszusetzen die sechswöchige Mühe, die er bereits gehabt, und diejenige die ihm noch bevorstund, vergeblich angewendet zu haben und noch anzuwenden, bei dem Rathe und den Einundzwanzigern um obrigkeitliche Erlaubniß einkam, das bevorstehende und bereits be-

gonnene Werk veröffentlichen zu können. In der Sitzung des 19. Hornungs 1564 wurde sein Begehren vorgetragen. Drei Herren wurden verordnet, um das beabsichtigte Werk einzusehen und zu untersuchen. Den 24. April erstatteten die Abgeordneten ihren Bericht, auf welchen die Versammlung beschloß, daß es nicht rathsam sei, Specklin seinen Plan ausführen zu lassen, indem der Stadt aus der Veröffentlichung ihres Grundrisses Schaden erwachsen könnte. Es wurde somit erkannt, daß er aufgefordert werden solle, von seinem Vorhaben abzustehen und das bereits ausgeführte in die Kanzlei zu liefern, und daß ihm eine Verehrung zu machen sei, wenn er etwas für seine Mühe begehren sollte.[1]) So scheiterte dieser erste Versuch.

Auf diesen Zeitpunkt seiner ersten Rückkehr nach Straßburg, eher als auf denjenigen seiner zweiten, mag die von dem Registrator Clufrath mitgetheilte, und auf die letztere bezogene Angabe anzuwenden sein: daß Specklin nämlich, nach seiner Heimkehr, wieder sein Handwerk, also das Handwerk eines Seidenstickers und Formschneiders, wie zuvor, getrieben habe. Wenn dies in der That der Fall gewesen, so spricht dieser auffallende Umstand laut für Specklins anspruchloses Wesen. Es wäre übrigens eine Erscheinung, wie deren vielfältig bei großen Geistern jeglicher Art sich dargelegt haben.

Auch die Jahre 1565, 1566, 1567 und 1568 scheint Specklin größten Theils in Straßburg zugebracht zu haben. In den Protokollen der Einundzwanziger dieser Jahre geschieht seiner zu mehrern Malen Meldung, und zwar meistens wegen Streitigkeiten und Prozessen, namentlich mit dem Ammeister Abraham Held. Auf diese scheint sich zum Theil das früher angezogene Protokoll des Großen Raths vom Jahre 1565 bezogen zu haben, denn man ersieht aus den so eben angeführten Protokollen, daß Specklin öfters den Vorladungen und Geboten der Räthe und Einundzwanziger nicht Genüge leistete, und, wie es einmal heißt, „seinem Brauch und Gewonheit

„nach nitt erſchienen," und daß ſogar einmal der Beſchluß gefaßt wurde „ſo er nitt erſcheynde Jne zu Thurn le„gen zu laſſen." [9]) Specklin entſchuldiget aber jedesmal ſein Ausbleiben durch ſeine Abweſenheit. Es ſcheint, daß er zu dieſer Zeit ſchon öfters außerhalb wegen auszuführenden Bauten um Rath gefragt wurde, und von Straßburg aus ſich beſtellen ließ. Von Zeit zu Zeit mag er auch zu ſeiner Ausbildung eine Kunſtreiſe gemacht haben. So ſieht man, abermals in ſeiner Architectura [9]), daß Specklin im Jahre 1567 zu Düſſeldorf geweſen, und dort den Baumeiſter des Herzogs von Gülch, den er nur Meiſter Johann nennet, und deſſen Sohn beſuchte, zur Zeit als dieſelben gerade in jener Stadt den Feſtungsbauten vorſtunden.

Das Spätjahr von 1568 ſcheint Specklin noch theilweiſe in Straßburg zugebracht zu haben. In der Sitzung der Einundzwanziger Kammer vom 10. November erging noch an ihn die drohende Mahnung, von welcher ſo eben die Rede war.

Im folgenden 1569ſten Jahre, wo nicht ſchon am Schluſſe von 1568, ſcheint Specklin Straßburg wieder auf mehrere Jahre verlaſſen zu haben, wahrſcheinlich auf einen Ruf hin, der ihm von Wien aus zukam. „Anno 1569," berichtete der Regiſtrator Clufrath in ſeinen Noten über Specklin, „Anno 1569 iſt „er zu Herren Carolo Tetti auch des Kayſers und des „Churfürſten zu Sachſen Baumeiſter kommen." Durch dieſes Künſtlers Vermittelung [10]) wurde ihm ohne Zweifel die ehrenvolle Stellung zu Theil, in welcher ihm möglich wurde, ſeine völlige Ausbildung zu erlangen. In dieſer Zeit muß es geweſen ſein, wo Kaiſer Maximilian II. und Erzherzog Ferdinand ihn zu ihrem Rüſtmeiſter ernannten und ihm als ſolchem die Aufſicht und Leitung ihrer reichen Rüſt- und Kunſtkammer übertrugen; wenigſtens ſtimmet die Angabe der Jahre, während welcher er dieſe Stelle begleitete, vollkommen mit dem Jahre ſeines Wiedererſcheinens in Straßburg überein, ſo daß hierüber auch nicht der mindeſte Zweifel obwalten könnte.

In der kaiserlichen Rüstkammer brachte Specklin fünf Jahre zu; und hier war es hauptsächlich, wo er vollends sein schönes Talent ausbildete und die ausgezeichneten Kenntnisse in der Kriegsbaukunst erwarb, welche ihn von nun an so berühmt und zu einem der Orakel seiner Zeit machten.

„Darnach zog er in sein Vaterland," berichtet Speckling Lobdichter, nachdem derselbe gerühmt, wie er bis in das fünfte Jahr der kaiserlichen Rüstkammer vorgestanden hatte. Sämmtliche Biographen stimmen darin überein, daß Specklin im Jahre 1574 nach Straßburg zurückkehrte. Und wenn er, in der That, wie Clufrath berichtet, zu dieser Zeit wieder sein ehemaliges Handwerk betrieben haben sollte, so stehet doch zu vermuthen, daß er der Seidenstickerei nicht mit allzugroßem Eifer obgelegen und jedenfalls sein Lieblingsfach, die Kriegsbaukunst, nicht gar sehr aus den Augen verloren habe. An Gelegenheiten hiezu mag es ihm nicht gefehlt haben.

In demselben Jahre, wo Specklin nach Straßburg zurückkam, trug ihm Herr Lazarus von Schwendi, Herr zu Hohenlandenberg und kaiserlicher Feldherr, im Namen des Erzherzogs Ferdinand auf Ober- und Nieder-Elsaß, wo das Haus Oestreich reiche und ausgedehnte Besitzungen hatte, in eine „Mappe" oder Karte zu bringen; eine weitläufige Arbeit, welche der kunstfertige Mann alsobald vor sich nahm und drei Jahre hindurch mit großem Eifer betrieb. Zu Anfang des Jahres 1577 ließ Specklin seine sauber in Kupfer gestochene Karte im Druck ausgehen, „der Stadt Straßburg und „allen (Elsäßischen) Ständen zu Ehren," nachdem er den 27. Hornung besagten Jahres, „Burgerpflicht halb," dem Rathe und den Einundzwanzigern das erste Exemplar, das ihm geworden, hatte überreichen lassen, mit Bitte, dasselbe gnädig von ihm anzunehmen. Der Rath erkannte hierauf: „man „soll ihm anzeigen mein Herren lassen ihm freund„lich danken und wöllen ihm zu künfftigen Tagen „mit fernerer Anwart begegnen." [1]) Bis in unsere

Zeiten hatte ſich dieſe Arbeit Specklins eines großen Lobes zu erfreuen; am Schluſſe des letzten Jahrhunderts räumte man derſelben noch einen ſehr ehrenvollen Platz ein neben der großen Caſſiniſchen Karte. Die Specklin'ſche iſt hauptſächlich deswegen heutzutage noch von Wichtigkeit, weil manche ſeitdem verſchwundene Ortſchaften, ſowie ſämmtliche damals im Elſaße vorhandene und ebenfalls großentheils verſchwundenen Schlöſſer auf derſelben verzeichnet ſind.

Herr Lazarus von Schwendi, ein in Kriegs- und Baukunſt einſichtsvoller und hocherfahrener Herr, der ſich oft im Elſaß, namentlich auf dem ihm zuſtehenden Schloſſe Hohlandsberg oder Hohenlandenberg bei Kolmar, und auch in Straßburg aufhielt, mag in Wien in nähere Berührung mit Specklin getreten ſein. Seit der Rückkehr des Letzteren in ſeine Vaterſtadt erſcheint dieſer ausgezeichnete Mann als deſſen vorzüglichſter Beſchützer und unwandelbarer Gönner. Bei vielfachen Gelegenheiten gab er zu erkennen, wie hoch er Specklins Fähigkeiten und Kenntniſſe zu ſchätzen wiſſe und wie ſehr ihm daran gelegen, dem wackern Baukünſtler thatkräftige Beweiſe ſeiner Huld und Gewogenheit zu geben.

Ueberall rühmte er Specklins hohe Talente und deſſen erprobte Geſchicklichkeit bei Fürſten und Herren. So auch bei dem Pfalzgrafen und Herzogen Albrecht von Bayern, welcher auf Herrn Lazarus Verwenden Specklin im Jahre 1576 zu ſeinem Baumeiſter ernannte und ihm ſogleich einen großen Bau in Ingolſtadt übertrug. Der kunſtliebende Fürſt hatte ihm angeboten, ihn auf längere Zeit, ſogar auf acht Jahre in Beſtallung zu nehmen: Specklin, welchem aber damals bereits zu Straßburg Eröffnungen gemacht worden waren, lehnte des Herzogs wohlwollendes Anerbieten ab, und ging blos in eine einjährige Beſtallung ein, mit einem Gehalte von dreihundert Gulden. [12])

In demſelben Jahre berief Kaiſer Maximilian II. viele Kriegs- und Bauverſtändige nach Regensburg, um über die

beabsichtigte Errichtung mehrerer Gränzfestungen in Ungarn und andern Provinzen zu berathschlagen. Der kaiserliche Baumeister Carolo Tetti oder Detti, und viele andere rühmlichst bekannte italiänische, deutsche, niederländische und andere Meister nahmen Theil an den Verhandlungen. Herr Lazarus von Schwendi, als Hochverständiger in Kriegs- und Baukunst, führte den Vorsitz, auf des Kaisers Befehl. Es handelte sich hauptsächlich um die Art und Weise, wie die Bollwerke um diese Gränzhäuser angelegt werden sollten, um im Stande zu seyn, dem unaufhörlichen Vordringen der Türken eine kräftige, sichere Schranke entgegen zu setzen.

Zu dieser Versammlung berief Herr Lazarus, mit Erlaubniß Herzog Albrechts, auch seinen Specklin von Ingolstadt, wo sich dieser dazumal aufhielt, nach Regensburg berufen, um Antheil zu nehmen an den bevorstehenden wichtigen Berathungen. Viel und lange wurde hin und her gestritten über die Anlage der zu errichtenden Festungen. Die Einen schlugen stumpfe, die Andern scharfe Wehren vor. Solche Wehren oder Vorwerke waren es gerade, über welche gerade damals in jener Uebergangszeit die Baukünstler und Kriegsleute am meisten uneins waren; und in der Anlage solcher Wehren lag eben das durch die neuere Kriegsbaukunst zu lösende Räthsel. Am Schlusse nahm auch Specklin, „als der Geringste," wie er sagt, das Wort, und erhob sich, frei und frank, sowohl gegen die allzustumpfen als auch gegen die allzuscharfen Wehren, wie solche zu jener Zeit noch im Gebrauche und von den andern anwesenden Baukünstlern als nothwendig erklärt worden waren. Specklin hingegen fand weder die einen noch die andern für rathsam, sah beide sogar für gefährlich an, und setzte mit vielen Beweisgründen seine Ansicht auseinander, behauptend: „daß „ihn die stumpffen auch die gar scharffen Wehren „nit rahtsam, sonder schädlichen bedeüchten, die Ge„sicht weren zu flach, die Wehren oder Bollwerk zu „stumpff, vnd neme den Standt hinweg." Specklins

Vorschläge, wie es sich leicht denken läßt, erlitten heftigen Widerspruch von den Künstlern, deren Systeme der kühne, neuerungssüchtige, noch jugendliche Mann anzugreifen wagte. Selbst sein Beschützer, Herr Lazarus von Schwendi, pflichtete ihm damals noch nicht gänzlich bei; wie er dies erst späterhin, nach vielfältigen Erklärungen Specklins und aus vielfacher eigener Erfahrung, ohne allen Rückhalt that. [12])

Zu Anfang des Jahres 1577 treffen wir Specklin, jedoch noch als herzoglich-bairischen Baumeister, wieder in Straßburg. Der Rath, wie es scheint, hatte ihn berufen, um zu den vorhabenden Befestigungswerken ein gewichtiges Wort mitzusprechen; vielfach wenigstens wurde er den ganzen Sommer hindurch für die Stadt in Anspruch genommen. Es war gerade zur Zeit, wo der Druck seiner Karte vor sich ging. Schon am 18. Februar geschieht seiner Meldung im Protokolle der Einundzwanziger, in einer Berathung wegen besserer Verwahrung des damals mit Pfählen und Ketten versehenen Einflusses des Wassers obwendig der noch bestehenden Thürme. In dem Beschlusse heißt es: „Herren sollen geordnett „werden die es förderlich mit den Kriegsuerstendi„gen sonderlich dem Speckell berathschlagenn, wie „vnd wohin sie (die Pfähle) am nutzlichsten zu schla„gen." [13])

Neun Tage hernach ließ Specklin den Einundzwanzigern das erste Exemplar seiner Karte anbieten, und empfing, wie wir bereits gesehen, nebst dem gehörigen Danke das Versprechen, daß ihm „Meine Herren zu kunfftigen Tagen „mit fernerer Anwart begegnen wöllen." Damals schon kam in Anregung, den geschickten Mann in der Stadt Dienst zu nehmen, und Herr Lazarus von Schwendi, welcher, den 30. März, die Erlaubniß erhielt „vff (für) sein person," in Straßburg in einem neulich von ihm erkauften Hause wohnen zu dürfen, [14]) mag das Seine dazu beigetragen haben, daß solcher Vorsatz nicht in Vergessenheit gerieth und zur Ausführung kam.

Ein Ruf, welchen Specklin, wegen eines Baues, gegen Ende Mai nach Ulm erhielt, machte den Stadtrath neuerdings auf die Nothwendigkeit aufmerksam, ihn in Straßburg fest zu halten. In der Sitzung der Einundzwanziger des 22. Mai kam er mit der Bitte ein, ihm einen Stadtdiener zur Begleitung, und, weil er mit keinem Miethpferd sich beritten machen könne, auch einen Klepper aus der Stadt Stall zu gönnen. Beide Bitten wurden gewährt, jedoch mit dem Anhang: „daß er „sich förderlich allher thue, dieweil er wüß das „mein Herren allhie sein bedörffen. Und," — heißt es ferner in dem Beschlusse — „soll man nachgehends bedenken wie er in Bestallung anzunemen, daß man ihn „bei der Hand behalten müg." [16])

Anfangs Juni war Specklin wieder in Straßburg zurück; denn man ersieht aus einer Rechnung von seiner Hand, welche noch im Stadtarchive vorhanden, daß er den 10. Juni, „auffs Herrn von Schwendi Schreyben vnd meiner „Herren Befelch," eine Visierung eingab über den damaligen Zustand der Festungswerke, oder wie er sagt „über „die gantz Zarg aum die Statt wie sey ietz ist" und eine zweite „über die gantze Zarg wie sey soll ver„bessert werden, auff ein newen model." Vorher schon hatte Specklin auf des Rathes Begehren zahlreiche Risse und Bedenken gefertigt; wie er dies auch die Monate Juni, Juli, August und September über noch thun mußte. Den 12. September wurden ihm fünfzig Pfund Straßburger Pfenninge für die noch ausstehenden Arbeiten zuerkannt. In dem Begehren, das er deswegen eingab, so wie in der eingereichten Rechnung, nennt er sich noch „Daniel Speckle Fürstlich Bayrischer „Bawmeister."

Den 17. Juli war er wieder um Erlaubniß eingekommen, nach Lothringen verreisen zu dürfen und hatte abermals einen Stadtdiener zur Begleitung erhalten. [17])

Die so eben angeregte, von Specklin über die Festungswerke

Straßburgs gestellte Visierung, ist ohne Zweifel das bekannte Holzmodel, welches bis zur Revolution auf dem sogenannten Observatorium sich befand und seitdem auf der Stadtbibliothek aufbewahrt wird; ein Werk, welches dem Stadtrathe zu großem Gefallen gerieth und hauptsächlich dazu beitrug, daß Specklin zum städtischen Baumeister ernannt wurde. Er selbst drückt sich hierüber folgendermaßen aus: „domollen (1577) hatt „Daniel Speckle von Straßburg die gantze Statt „Straßburg von Holtz in ein model just gemacht; „die statt in der 13 stuben im langen disch. Drauß „kan man sehen was seyther bawen worden ist. „Daruff wardt er zum bawmeyster ahn genomen, so „zu voren nit bräuchig waß, dawil aber man ge„sinnett die statt zu beveßtigen wardt er deshalben „ahn genomen." [13])

Den 5 October 1577 wurde Specklin, nachdem vorher die Herren Dreizehner mit ihm deswegen Unterhandlung gepflogen, von den Herren Einundzwanzigern förmlich als Baumeister der Stadt Straßburg angenommen. Es wird unter anderm in dem über die hierüber stattgehabte Berathschlagung niedergeschriebenen Beschluß bemerket: daß man aus Specklins seitherigen Arbeiten, und vornehmlich „aus der großen vi„sirung so er inn holtzwerck vber die gantze Zarg „diser Statt gemacht," ersehen habe, wie sehr er der Stadt von Nutzen sein könne; daß der Herzog von Bayern, die Stadt Ulm, und andere Herren und Städte ihm angeboten, in Bestallung bei ihnen zu treten; daß bis jetzt es immer bei den großen Bauten an einem solchen Manne gemangelt habe und er, so bedeutend auch sein Gehalt sein möge, in einem Jahre mehr ersparen könne, als ihm in drei Jahren zu Lohn werde. Der von den Dreizehnern entworfene Bestallungsbrief wurde sofort in derselben Sitzung verlesen und von Specklin beschworen. „Daniel Specklin, der neu angenommene Bau„meister," — heißt es in dem Protokolle — „hatt sein

„Bestallung geschworen. Glück vnd heil vnd ge„sundheit ihm vnd vns auch!“ *)

Zu Folge seines Bestallungsbriefes wurde Specklin sowohl zu den Befestigungswerken, als zu den innerhalb der Stadt auszuführenden Bauten angestellt. Noch ist ein Auszug dieses Bestallungsbriefes vorhanden, den ich hier im Urterte mittheile:

„Gemeiner Statt treüw vnd hold zu sein. Zu allen gebeuwen so fürgenommen werden, so wol zu beuestigung der Statt, als auch innerhalb sich gebrauchen zu laßen, Visirungen, Grundriß, Modell vnd was von nötten zu fertigen. Den gebeüwen zu befestigung der Statt selbs beyzuwonen, den arbeitern zuzusprechen, zu sehen das den verglichenen visirungen mit fleiß nachgegangen vnd denselben gemeß gebuwt werd. War zu man neben den gebeüwen seiner sonsten bedörffen werd, augenschein abzureißen oder sich seines rhats zugebruchen, das Er schuldig sein soll zu dienen seinem besten verstand vnd vermögen nach das beste vnd nutzest gemeiner Statt zu rhaten. Was er für abriß oder visirungen beuestigung der Statt betreffend macht oder sonsten von gemeiner Statt geheimnußen, vestungen, geschütz, munition oder dergleichen betreffend, desgleichen inn rhattschlagen darzu er gezogen vernemmen oder erfahren würdt, daßelb biß inn sein gruben bey sich geheim zu behalten. Die abriß vnd visirungen vber gemeiner Statt gebeüw vnd vestungen ohn vorwüßen der herrn Dreizehen niemand zu communiciren, auch die nit hinder sich zu behalten, sonder an Ortt und ende die Im benandt werden, zu lüffern. Vber drey tag nit aus der Statt zu sein ohn erlaubnus eines Regierenden herrn Ammeisters oder der geordneten Bauherrn, vnd da die reiß lenger sich verziehen solt, ohn erlaubnus vnserer herrn Rhät vnd xxj. Inn kein andere Bestallung mit jemand sich einzulaßen ohne vorwüßen vnd erlaubnus vnserer Herrn.“

Dargegen wurden Specklin als Besoldung bewilligt: „zwey-

„hundert fünffzig Gulden jhärlich, vnd 6 fuder holtz, „vnd ein tausent wellen." [20])

Bis dahin hatten meistens die Stadtwerkmeister die Kriegsbauten geleitet. Manchmal auch hatte die Stadt schon fremde Künstler zu Rathe gezogen, wie dies im Jahre 1544, bei den damals erbauten Werken, mit Kaspar Weitz, dem Stadtbaumeister von Frankfurt, der Fall gewesen, welcher von Haus aus förmlich in Dienst genommen worden war. Zu Specklins Zeit war Straßburg fast ringsum nur mit festen Ringmauern und Thürmen versehen; es fehlten die unentbehrlich gewordenen Vor- und Außenwerke, und an mehreren Orten stund die Stadt, wegen Abwesenheit dieser Letzteren, so zu sagen dem Feinde offen. Dies bewog den Magistrat, die bereits theilweise begonnenen Bauten auf einen größern Maßstab und in besserem Zusammenhange wieder aufzunehmen; und damit dies auf das Beste in Ausführung gebracht werden könne, und zu gleicher Zeit um Specklin an Straßburg anzubinden, entschloß er sich zur Gründung der Baumeisterstelle zu dessen Gunsten.

In derselben Sitzung, wo Specklin ernannt wurde und seine Bestallung beschwor, wurde ferner auf der Dreizehner Vorschlag beschlossen, daß er auf der Stadt Kosten mit „einer Fürschrift" an den Prinzen von Oranien verschen, und in Begleitung des Einen, der Stadtwerkmeister, Diebolt Fraulers, „eines jun„gen nicht unverständigen Mannes, welcher desglei„chen noch nichts gesehen, vnd durch diſe gelegenheit „mein herren künfftig auch deß nutzer sein könne," nach Antorf hinab reisen solle, um diese Festung, welche damals wieder eingerissen wurde, abermals zu besichtigen und aufzunehmen. In seiner Architectura thut Specklin Meldung dieser sogleich unternommenen Reise, und daß er im October 1577 wieder bei Meister Frantzen dem Bawmeister gewesen, als man das Kastell gegen der Stadt abbrach. [21])

Nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden lebte Specklin fortan den Pflichten seines neuen Amtes.

Nicht allein in seiner Vaterstadt, auch außerhalb, nah und fern, wurde er als einer der geschicktesten Baukünstler seiner Zeit gepriesen. Häufig wurde er von nun an von Fürsten, Herren und Städten berufen und in Bausachen sein Rath eingeholt. Die Pfalzgrafen Georg Johann und Johann Casimir, die östreichische Regierung in Ensisheim, Bischof Johann von Straßburg, ein geborner Graf von Manderscheid, Graf Philipp von Hanau, Herr zu Lichtenberg, die Städte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Basel, Ulm, Heilbronn und andere mehr, beriefen ihn wechselsweise und hörten seine Bedenken in Bausachen. Hoch geehrt und reichlich beschenkt kehrte er jedes Mal nach Haus zurück. [21])

Von Specklins Kunst als Kriegsbaumeister besaß Straßburg früherhin viele Proben in seinen Festungswerken. Die zahlreichen und bedeutenden Veränderungen, welche aber seitdem mit diesen Festungswerken vorgenommen wurden, haben die von ihm angelegten Bauten größtentheils ersetzen machen.

Hingegen soll ein rühmlicher und sprechender Zeuge seiner bürgerlichen Baukunst noch jetzt vorhanden seyn. Allgemein wird nämlich Specklin der sogenannte Neubau, die ehemalige Pfalz oder das alte Rathhaus, heutzutage das Hôtel du commerce zugeschrieben; und es scheint, nach einer Stelle eines gleichzeitigen Protokolles zu schließen, daß er in der That die Bauriße zu diesem stattlichen Gebäude geliefert habe. [22]) Der Bau selbst wurde unter Mitwirkung der beiden Stadtwerkmeister Georg Schmidt und Diebold Frauler errichtet. Er ist in gefälligem, geschmackvollem Renaissance-Styl ausgeführt, und das bedeutendste unter den wenigen dieser Kunst-Epoche angehörigen Gebäude in Straßburg. Unten herum herrschen mächtige Bögen und gewölbte Hallen, welche früherhin theilweise zum städtischen Archive dienten. Im Sinne der Breite geben die zwei obern Stockwerke, durch hervorstehende

Gesimse, stark bezeichnete Eintheilungen; in demjenigen der Höhe erheben sich zwischen je zwei Bögen, bis hinauf zum Dachgesimse und dem darauf ruhenden hohen deutschen Dache, schlanke mit Köpfen, Laubwerk und sonstigen Verzierungen geschmückte Wandpfeiler oder Pilaster. In jeder Abtheilung der obern Stockwerke befinden sich, je über einem der untern Bögen, drei nur durch die Kreuzstöcke getrennte hohe Fenster im Style der damaligen Zeit. Ein reich verziertes Portal, mit einem auf zwei Säulen mit korinthischen Kapitälen ruhenden Giebel, führt auf der Hauptfaçade in das Innere. Ueber diesem Portale ist das Stadtwappen mit den beiden Leuen als Schildhaltern angebracht; zu beiden Seiten, über jeder Säule, eine Büste. Gegen Süden sollte die Façade, dem Hause zu dem Kameelthier zu eben so weit fortgesetzt werden, wie sie es auf der andern, der Schlossergasse zugekehrten Seite ist. Hier führte bis zur Revolution ein über diese Gasse gewölbter Gang hinüber in die seitdem abgebrochene Kanzlei.

Drei volle Jahre dauerte der Bau. Im Frühjahr 1582 wurde er begonnen, und im Frühjahr 1585 vollendet. [21])

In den Kriegsbauten wurde Specklin, mehrere Jahre hindurch, Jeremias Reüner, ursprünglich ein Büchsenschmied, als Gehülfe beigegeben. Hier fiel dem geschickten Manne ein äußerst schwieriger Bau anheim, der zu vielfachen Schwierigkeiten und Streitigkeiten zwischen den Kriegs- und Bauverständigen Anlaß gab: das Bollwerk bei der in den Festungswerken eingeschlossenen sogenannten Acht-Rader-Mühl. Die Einen behaupteten nämlich, dieses Werk bringe der Stadt nur Gefahr und müsse hinweg; die Andern, welche zwar das Schwierige der Beibehaltung des Bollwerkes wohl einsahen, glaubten jedoch, der Uebelstand könne, ohne Zerstörung der Mühle, größtentheils beseitigt werden. In diesem Sinne hatte Specklin einen Plan entworfen, und einen Bau begonnen. Wegen dieses Baues wurde, im Jahr 1584, Johannes Kornpüth, ein geschickter niederländischer Künstler, der in seiner Jugend fünf Jahre

lang in Straßburg studiert hatte und nun als Baumeister des Prinzen von Oranien durchzog, auf Neüners Vorschlag, der ihn als „einen fürnemen Meister" pries, zu Rathe gezogen. Dieser, obgleich er Specklins Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließ, wußte nun manches an dem Bauplane auszusetzen, und stellte auf Verlangen des Magistrates ebenfalls einen Plan aus über einen Theil der Festungswerke. Auf dringendes Bitten des Rathes entschloß er sich sogar, der Stadt für einige Zeit neben Specklin zu dienen, und gemeinsam die Bauten zu leiten. Es scheint aber, daß die zwei Künstler, obgleich sie sich gegenseitige Anerkennung nicht versagten, nicht neben einander bestehen konnten. Beide befolgten verschiedene Systeme. Specklin, obgleich er schon sehr viel mit Erde baute, hatte doch noch mehr als Kornpüth den Mauerbau beibehalten. Bollwerke von Stein und Erde hielt er für die stärksten, passendsten und besten, doch so erbauet, daß die Mauer die Erde halte, und nicht diese Letztere die Mauer, wie dies in der ältern Kunst und auch noch zu seiner Zeit geschah.[22]) Der niederländische Meister hingegen wandte mehr die Erde an, so daß nach seinen Plänen die Werke bei weitem nicht so kostspielig waren als nach denjenigen Specklins. Die schweren Kosten waren von jeher bei dem Magistrate ein großes Hinderniß gewesen, welches auch Specklin störend in den Weg getreten war. Auch geschah es damals schon manchmal, daß man dem Fremden ein willigeres Ohr lieh als dem Einheimischen und daß mancher dreist auftretende Ausländer dem verdienstvolleren bescheidenen Landsmanne vorgezogen wurde. Die Abneigung, welche Specklin für die Niederländer gefaßt hatte wegen ihres oft anmaßenden Wesens, mag ebenfalls das ihre dazu beigetragen haben, daß beide Männer sich nicht verständigen konnten; und so trat abermals eine längere Unterbrechung ein, welche Specklin volle Freiheit ließ, über seine Zeit zu verfügen.

Seinem thätigen, rastlosen Geiste aber war von jeher die ihm gewordene Muße trefflich zu Statten gekommen. Er be-

nutzte die freie Zeit zu Bearbeitung mehrerer historischer und architectonischer Werke.

Zu Specklins Zeit enthielten Straßburg und das Elsaß noch zahllose Schätze der Baukunst, der kirchlichen sowohl als der kriegerischen und der bürgerlichen, welche seitdem großentheils verschwunden sind. Diese Gebäude nahmen Specklins ganzes Interesse in Anspruch. Er beschloß, die Geschichte ihrer Entstehung und diejenige der Veränderungen, welche sie erlitten, aufzuzeichnen. Allmählig aber, während er sammelte und zusammenschrieb, dehnte sich sein Gesichtskreis immer mehr aus, und aus der vorgehabten Monumentalgeschichte des Elsasses entstund ein eigentliches allgemeines, im Sinne der ältern Chroniken abgefaßtes Geschichtswerk: die zwei Bände seiner noch vorhandenen sogenannten Collectanea; ein äußerst reichhaltiger Materialien-Apparat, welchen Specklin erst noch zu überarbeiten und ins Reine zu schreiben sich vorgenommen hatte. Diese Absicht gab er selbst zu erkennen, als er den 7. September 1587 bei dem Rathe und den Einundzwanzigern den ersten Theil vorlegte und um Erlaubniß einkam, dieses sein Werk in den Druck geben zu dürfen, damit der Bischof von Straßburg, der ihm mehrmals angeboten hatte, seine Chronik abzukaufen und der auf Specklins abschlägige Antwort eine, von diesem als schlecht bezeichnete Chronik veröffentlichen wollte, ihm nicht zuvorkomme. Der Magistrat behielt sich für den ersten Band die begehrte Einwilligung vor, mit dem Beisatze, daß Specklin zuvor, wie er selbst es angeboten hatte, den Band einem Gelehrten zur Durchsicht und Ausbesserung übergeben und dann denselben wieder vorlegen sollte. Die äußerst verworrene Weise, wie das Werk, das nichts anderes ist als das erste Concept, zusammengeschrieben war, machte dieß nothwendig. Mit dem zweiten, damals noch nicht fertigen Bande sollte sodann ebenso verfahren werden.

Daß Specklin die wahre geschichtliche Kritik abging, darüber wird sich wohl Keiner, der dessen Jahrhundert und dessen

Schicksale kennt, erstaunen. Eher noch wäre man hiezu berechtigt, daß er in der Baukunst weit entfernt war, eine strenge Kritik zu besitzen und den Styl der verschiedenen Kunstperioden nicht zu unterscheiden wußte.[26]) Dennoch aber und so unzuverläßig Specklin vielfach in seinen Erzählungen ist, enthalten seine Collectaneen unendlich viele äußerst interessante Angaben, welche man sonst wo vergebens aufsuchen würde. Ihm stunden noch ältere Quellen zu Gebote, welche für uns verloren gegangen sind. Specklin darf man nur mit größter Umsicht benutzen; wird er es aber auf diese Art, so bieten seine zwei Bände dem Forscher eine reiche Fundgrube dar. Jedenfalls erstaunt man über den Fleiß, womit er dieses Werk bis zu seinem Tode fortgeführt hat.[27])

Seinem Vorhaben getreu begann auch Specklin dieses sein geschichtliches Werk ins Reine zu schreiben, brachte dasselbe aber nur bis zum Tode Bischof Adalochs, den er in das Jahr 840 setzt. Es sind dieß seine sogenannte, ebenfalls noch vorhandene, mit bemalten Zeichnungen und Wappen versehenen Fragmente.[28])

Das Hauptwerk Specklins, das ihm noch längere Zeit seinen verdienten Ruf erhalten wird, ist dasjenige über die Kriegsbaukunst, das er selbst noch im Jahre 1589, kurz vor seinem Tode, herausgab. Es erschien bei dem Buchdrucker, Buchhändler und Kupferstecher Bernhard Jobin, mit einem reichen von Mathäus Greuter gestochenen Titelkupfer und vielen eben so zierlich von demselben Künstler nach Specklins Zeichnungen ausgeführten Stichen, und auch mit Holzschnitten in dem Texte, unter dem Titel: „Architectura von Vestungen, wie „die zu vnsern Zeiten mögen erbawen werden, an „Stätten, Schlössern vnd Clussen, zu Wasser, Land, „Berg vnd Thal, mit iren Bollwerken, Caualiren, „Streichen, Gräben vnd Leuffen, sampt deren gantzen „Anhang vnd Nutzbarkeit, auch wie die Gegenwehr „zu gebrauchen, was für Geschütz dahin gehörig, vnnd

„wie es geordnet vnd gebraucht werden ſoll, alles „auß grund vnd deren Fundamenten, ſampt den „GrundRiſſen, Viſierungen vnd Auffzügen für Au„gen geſtellt, durch Daniel Speckle, der Statt Straß„burg beſtellten Bawmeiſter, Mit Röm. Key. May. „Freyheit, auff zehen Jar. Gedruckt Zu Straßburg „bei Bernhart Jobin, Im Jar M. D. LXXXIX."

Dieſes Werk Specklins, wie er ſelbſt mit Recht es rühmet, iſt das erſte gründliche und ausführliche, welches in Deutſchland über die Kriegsbaukunſt erſchienen. Albrecht Dürer, der berühmte Maler hatte zwar ſchon im Jahre 1528 ein heutzutage äußerſt ſeltenes Buch von Befeſtigung der Städte, Schlöſſer und Flecken veröffentlicht; allein es war dieß nur eine gar ſummariſche Abhandlung, welche Specklin nicht zum Vorbilde dienen konnte. Mit vollem Rechte durfte dieſer in der an Herzog Julius von Braunſchweig gerichteten Zueignung ſich alſo ausdrücken: „Ob nuhn wol viel verſtendige Baw„meiſter, vnnd fürtreffliche Leut vorhanden, ſo hat „doch biß here, von diſer Kunſt Veſtungen zu bawen, „niemalen keiner (wie die auß dem Grund vnd „Fundament bis oben auß geordnet, auffgeführt, „gebawen vnd gebraucht werden ſollen, ſammt „ihrer Nutzbarkeit, gegenwehr vnd zugehörde) „in vnſer teutſchen Sprach beſchrieben, vnd ge„meinem Vatterland, vnd der gantzen Chriſten„heit zu gutem an Tag gegeben, als doch wol die „not vor langem erfordert hette;" und eben ſo durfte er weiter unten ſeine Arbeit eine ſolche nennen: „die zuuorn „in teutſcher Sprach, nie geſehen worden."

Außer Deutſchland, in Italien und in den Niederlanden, waren ebenfalls, wie bereits bemerkt worden iſt, ſchon mehrere Abhandlungen über die Kriegsbaukunſt erſchienen; aber auch dieſe konnte Specklin nicht zum Vorbilde wählen, da ſie ſämmtlich noch, wie Er es bezeuget, nach der alten Regel „vnd

„nur mit fürgelegten Wehren", abgefaßt waren. Alle, wie Specklin sagt, waren „auff einem thun vnd Regel" geblieben, „durch alle Fundamenten, an den Linien, „Streichen vnnd Wehren," während er hingegen nach andern gänzlich neuen Regeln verfuhr, welche, in Deutschland zumal noch in keinem Werke angegeben worden waren: „Hergegen," fährt er fort am Eingange seiner Vorrede, „muß „mir meniglichen dessen Zeugnuß geben vnnd gestendig sein, daß bei vnß Teutschen niemalen auff „solche art in gebäuwen, von Vestungen in Geschriften an tag kommen oder gesehen worden ist." Sein Buch enthält zahlreiche Vorschriften zum Baue der Vor- und Außenwerke. Er war der erste, der die von den Franzosen bastions à flancs concaves ou retirés und die revêtemens à décharge genannten Werke anwandte, welche in der neuern Kunst häufig gebrauchet werden.

In drei Abtheilungen handelt Specklin alles ab, über die allgemeinen Regeln des Festungsbaues, und über die besondern der Wasser-, Land- und Bergfestungen, so wie über einige mit der Kriegsbaukunst zusammenhängende Nebendinge, namentlich das Geschütz.

Das ganze Buch hindurch erkennt man den freien, unabhängigen, immer klar und hell selbstständig forschenden und denkenden Geist, der keiner bestehenden Regel huldigend, nur dasjenige voranstellte, was bei ihm Ergebniß reifer Ueberlegung und Erfahrung war. Daher geschah es oft, daß andere Künstler ihm den Vorwurf machten, daß Er gegen die allgemein befolgten von den größten Meistern aufgestellten Regeln handle und daß Bauten, wie die seinen, nirgends gesehen würden; Specklin aber antwortete: „man sagt, solches sey zuvor „an keinem Baw gesehen worden, hiemit aber ist „noch nicht erwisen, das er kein nütz solt sein." So zumal die von ihm angegebenen Bollwerke und Außenwerke betreffend: „Das man aber wider mich vorgibt," sagt

er, nachdem er die Mangel und Gefahren der allzuscharfen oder allzustumpfen Wehren dargelegt, und die seinen beschrieben, „ich handel hierinnen wider die Regul vnd bedenken „aller Bawmeister, deren herrliche bedenken in „gantz Europa, von keinem Kriegs- vnd Bawver„ständigen jemahlen verworffen worden weren. „Die mögen hierauff wissen, das mich kein Re„gel binde, da ich ein bessers befinde vnd wisse, „hab auch nicht inn ihre Regulas, als Statuten „zu halten, geschworen. Vnd da es schon were, das „ihre Reguln für heilig anzusehen, so ist doch das „für kein Regel zu achten, geschweigen zu halten, „durch welche Potentaten betrogen, die Bäw ver„derbt, darüber dem Feind aller vortheil einge„raumbt vnnd letstlichen Land vnnd Leut inn Gefahr „gesetzt werden.“ [29])

In der Vorrede giebt Specklin die Ursachen an, welche ihn bewegen, sein Werk zu unternehmen und zu veröffentlichen. Es sind deren drei, sagt er. Zum ersten um zu zeigen, daß es einer Obrigkeit erlaubt sei, ja zur Pflicht gereiche, zum Schutze ihrer Unterthanen Festungen zu bauen, und daß sie hierdurch, nicht wie viele vorgeben, „der Ruthe Gottes „widerstrebe,“ sondern vielmehr Gebrauch mache von den natürlichen Mitteln, welche Gott selbst den Menschen zu ihrer Vertheidigung gegeben und angewiesen. Zum Andern, um den Uebermuth eines italienischen Baumeisters, und die beinahe eben so große Anmaßung eines Niederländischen [30]) zu strafen und zu Schanden zu machen, welche behaupteten, die Deutschen hätten nie nichts geleistet in der Kriegsbaukunst und wären unvermögend, etwas Neues zu erfinden; eine Anklage, welche Specklin mehrere Male mit gerechtem Stolze zurückweist, sich rühmend, wie die beiden größten Erfindungen durch Deutsche geschehen seien, diejenige des Bücherdruckes und des Schießpulvers, gegen welches Letztere, sagt er, eben solche Fe-

stungen erbaut werden müssen; beifügend wie „das Preß-„werk zu Müntzen, so jetzund in Italia vnd Hispa-„spania gebraucht wird," in Deutschland erfunden wor-den sei, so wie die gewaltigen, von dem alten Meister Lienhart Danner in Nürnberg erfundenen Brechschrauben, mit welchen man die stärksten Thürme und Mauern einzureißen vermag; wie noch, „in den suptilen Künsten, daß klein Vhr-„machen, daß schönste schreinerwerk, Malen, Kupf-„ferstechen, Gießwerk, in Berckwerken, vnd in aller-„hand kriegshändlen, welches alles zum scherffsten „von vnß Teutschen herkommt, trutz gantzem Italia;" und sodann noch mit Paulus Jovius Worten, und anderer italienischer Schriftsteller, den Italienern vorwerfend, wie sie seit längerer Zeit nach Deutschland schicken müssen, nach guten Werkmeistern, Malern, Bildhauern, Uhrmachern, Mathema-tikern, Geometern, Musikern, Astronomen und Bergleuten. Als dritte und letzte Ursache giebt Specklin endlich an, daß Er wolle die Mängel der Systeme jener anmaßenden welschen und niederländischen Meister, aus ihren eigenen Werken, und zwar mit Auswahl der Besten, und die Ueberlegenheit des Seinigen vor aller Bauverständiger Augen klar darlegen und beweisen. Zur Ehrenrettung des gesammten verhöhnten deutschen Vater-landes, habe Er, weil kein Tüchtigerer es gewagt, sein Werk unternommen und ausgeführt.

Seinem Jahrhunderte vorangehend, giebt Specklin in seinem Werke nicht sowohl den damaligen Standpunkt der Kunst als denjenigen, welchen dieselbe, vorzüglich durch seine Ein-wirkung in der folgenden Zeit einnehmen sollte. Vauban hat, häufig Specklins Architectura benutzet und dessen Vor-schriften angewandt und weiter fortgebildet. Es genügt, um sich hievon zu überzeugen, einen Blick auf die von diesem Künst-ler im Elsaße errichteten Festungen zu werfen: in der Citadelle zu Straßburg, so wie zu Schlettstadt und Neu-Breisach erkennt man überall Specklins Risse und Vorschriften. Hier, wie so

oft, ärnteten ſpätere Künſtler den größten Theil des dem Erfinder gebührenden Ruhmes. Noch am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts behaupteten Männer des Faches, daß neuere Schriftſteller öfters bloß unſeres Landsmannes Grundſätze wiederholt und ausgedehnt haben. Specklin iſt ſomit als einer der Hauptbegründer der neuern Kriegsbaukunſt anzuſehen und um ſo mehr zu preiſen, als er der Erſten Einer war welche dieſer Kunſt die neue Bahn eröffneten.

Specklin beabſichtigte noch ein anderes Werk, welches gleichſam die Fortſetzung oder ein Anhang ſeiner **Architectura** geweſen wäre: über die Feldordnung nämlich und allerlei Kriegswerke. Er ſelbſt ſpricht davon in zwei Stellen ſeines Buches [31]) und Jetzner in ſeiner Vorrede zur zweiten Auflage bezeichnet die fragliche Abhandlung als einen „**Tractat von „Ordnungen im Feld, mit Schantzen, Schantzwägen, „Wagenburgen, Geſchütz, dazu gehörigen Inſtru„mënten vnd dergleichen newen Inventionen.**“

Noch ein anderes ſpeziell auf Straßburg bezügliches Werk hatte Specklin bearbeitet, wie Er ſelbſt in ſeinem 1587 dem Rath übergebenen Berichte bezeuget. Es enthielt daſſelbe Vorſchläge zur beſſern Befeſtigung der Stadt. Dieſe zwei Abhandlungen, wie die vorhergehende, ſind jedoch beide ſpurlos verloren gegangen. [32])

Nachdem die Stadtwerke eingeſtellt worden waren, wurde zu öftern Malen in den Rathen vorgeſchlagen, Specklins Beſoldung zu mindern; doch kam es nie dazu und der verdienſtvolle Mann wurde wenigſtens dieſer Kränkung enthoben.

Schon im Jahr 1586, in der Sitzung der Einundzwanziger vom 29. März, zeigte der Altammeiſter Lorcher an: „**das „Specklin ein groſſe beſoldung hab vnd wenig dar„umb thue, werde vil für den kleinen Rhat erfor„dert, erſcheine aber nicht, hab vil hend im haar, „hab er gutter meinung anbringen wöllen, ob Ihme nicht etwas an ſeiner beſoldung abzukürzen.**“

Der Vorschlag wurde zu Bedacht gezogen und Herren verordnet, um zu bedenken, ob demselben zu befolgen sei. Den 27. Juni kam die Sache abermals zur Sprache: „dieweil Da„niel Specklin ein stattlich dinstgelt hatt vnd wenig „darfür nhun mehr dienen kan.“ [23]) Eben so wurde späterhin der Vorschlag bei den Fünfzehnern besprochen. Den 17. Juni 1587, bei Untersuchung der Vierteljahrrechnung oder des „Viertel Jahr- oder Fronfast Kosten“ wie man es hieß, wurde darauf angetragen, Herren zu ordnen, um denselben zu untersuchen, „vnd sonderlich deß Specklins halben, „der Mein Herren souihl alß nichts thut, vnd „dannoch sein stattliche Besoldung hatt, so gemeine „Statt wohl zu erspahren, frömbde Herren prauchen „Jne mehr dann mein Herren, daselbst hatt er auch „seine guthe verehrungen.“ Darauf hin wurde erkannt: „Specklins halben, bey disen leuffen (dwil man nicht „weyß, wo man der leutt bedörffen möchte) itzmal „einstellen.“ Den 9. October 1588 wurde abermals vorgeschlagen, Specklins Besoldung, und zwar um hundert Gulden, „zu ringern, dwil er lybs halb nitt vihl mehr zu „prauchen, sonst wer er bym dienst zu behalten.“ Aber auch diesmal wurde wieder erkannt: „Man solls ein„stellen vnd Jme sein Besoldung biß vff weithern be„scheid fürgehn laßen.“ [24])

Ein anderer, durch die Fünfzehner, wegen Specklin gemachter Vorschlag, wurde den 4. August 1589 von den Einundzwanzigern verworfen. Mehrere Male schon war bei den Erstern „dauon geredt worden (daß) Daniel Specklin „also geschaffen daß er nicht lang rüeig sein könne, „das rhatsam were einen neben Jhme vffzuziehen.“ Der Vorschlag war dahin gegangen, einen Jüngling von siebzehn Jahren, — vielleicht den spätern ausgezeichneten Stadt-Baumeister Johann Enoch Meyer, Specklins zweiter Nachfolger, — der bereits einen ziemlichen Anfang und „ein gutten lust

„darzu vnd Specklin auch luſt zu Jhme," bei dieſem auf ſtadtiſche Koſten zu erhalten. [24])

Wenige Monate vorher, den 1. März, hatte Specklin eines der drei durch ihn verfaßten Bücher, ohne allen Zweifel ſeiner Architectura, überreichen laſſen. Ulrich Dietherich erſchien in ſeinem Namen vor den Herren Räthen und Einundzwanzigern, und brachte für: „Nachdem Meine Herren Jhne (Speck„lin) zu einem Bauwmeiſter angenomen vnd Jhne „aber nicht zu jeder Zeit in Gebrauch gehabt, hab er „drey bücher zuſamen getragen, vnd deren eins Mein „Herren zu inſinuiren nicht vnderlaſſen können, ſo er „hiemit vbergeb, bitt daſſelb in gnaden anzunehmen „vnd Jhne alß ein diener commendirt zu haben." Zwei Herren erhielten den Auftrag, zu bedenken, welche Antwort und wahrſcheinlich auch welche Verehrung dem Verfaſſer zu geben ſei. [25])

Specklin, da er nicht perſönlich auftrat, ſcheint damals unwohl geweſen zu ſein. Seinem Portrait nach zu ſchließen, war er allzu wohl beleibt und mochte deswegen allerlei Beſchwerden unterworfen geweſen ſein, wie aus einem der angeführten Beſchlüſſe von 1588 zu erſehen iſt. Schon zu Anfang des Jahres 1584 war er leidend geweſen, denn als die öſtreichiſche Regierung in Günzheim bei dem Rathe einkam, damit Specklin Erlaubniß erhalte, abermals für einige Zeit dorthin zu reiſen, um „Jhren Statthauw zu berhatſchlagen vnnd „inns werk zu richten helffen," wurde, den 12. Februar, erkannt: „Dieweil Specklin nit wol vff, Jhne zuuor„derſt hören, wan er würdt reyſen können Jhme ein „tag (acht) oder 14 erlauben." [27])

Im Sommer 1589 war Specklin abermals krank. Man erſieht dieß aus einer Verhandlung der Einundzwanziger, welche, den 28. Juli, wegen ſeiner Statt fand. Der Stadtrath von Heilbronn nämlich, welcher eines Bauverſtändigen vonnöthen, um den Augenſchein wegen eines aufzuführenden Baues zu neh-

men, und welchem Specklin „sonderlich gerüembt“ worden war, bat, ihm zu erlauben, einen Tag oder zwei in Heilbronn zu sein und sein Bedenken des Baues halb mitzutheilen. Darauf hin berichtete der Ammeister: „daß Specklin vermeint „daß er die Reiß vber 14 tag wol wolt verrichten „können, Inhalt eines Zedels, so er Ihme geschriben, „so verlesen, verhofft In der Zeit sich Leibs halben „zu erholen, so werde sich auch die hitz in der Zeit „verlieren;“ worauf ihm die Reise nach Heilbronn bewilligt wurde, „wofern ers leibs halben vermag.“ Daß Specklin die Reise in der That vollführte, erhellt aus einem Schreiben des Bürgermeisters und Rathes von Heilbronn, worin dieselben sich bedankten, „daß man Ihnen Daniel Specklin „zukohmen lassen.“ Der Brief wurde in der Sitzung der Räthe und Einundzwanzig vom 3. September verlesen. [38])

Seine Collectanea führte Specklin fort bis zum 27. September 1589. Das letzte von ihm eingetragene Ereigniß ist die Einnahme von Geispolsheim durch die Domherren im Bruderhof in der Nacht vom 26. des genannten Monats. [39])

Kurz hernach starb er, erst drei und fünfzig Jahr alt, wahrscheinlich eines raschen Todes, noch im Jahre 1589; unbekannt ist, an welchem Tage der vier letzten Monate dieses Jahres. In den von Jakob Wenker herrührenden und unter dem Titel Brants Annalen bekannten Auszügen aus den alten Protokollen, heißt es am Schlusse des Jahres 1589, nach dem verloren gegangenen Dreizehner Memoriale von 1588 und 1589: „Daniel Specklin stirbt, wird sein gemach in seins „Schwagers Lazari Zetzners Hauß verschlossen vnd „von meinen Herren seine sachen visitirt vnd zu han„den genomen was davon zustendig.“ [40]) Vieles von Specklin Herrührende, Zeichnungen, Modelle, Schriften und Anderes ging an die Stadt über und wurde späterhin in der von seinem Nachfolger errichteten Kunstkammer aufbewahrt. Manches erhielt sich bis zur Revolution und bis auf unsere Zeit.

Auch Hans Enoch Meyer, der ſpätere Baumeiſter, brachte Manches käuflich an ſich; denn als er 1619 ſtarb, und ſeine Sachen durchgangen und in die ſtädtiſche Kunſtkammer hinterlegt, was dahin gehörig war, wurde „ſonderlich mit fleiß „nach etlichen Büchern getrachtet und gefraget von „Specklin herrührent, die Er Meyer käufflich an ſich „gebracht.“ [41])

Den 11. Auguſt 1590 wurde Hans Schoch, ebenfalls ein kunſtfertiger und der Stadt treu ergebener Mann, der früher die Stelle eines Zimmerwerkmeiſters und ſodann diejenige eines Stadtlohners bekleidet hatte, an Specklins Stelle zu einem Baumeiſter ernannt.

Zehn Jahre nach Specklins Tod, als kaum das kaiſerliche Privilegium zu Ende, war bereits die erſte Auflage ſeiner Architectura vergriffen. Alſobald beſorgte Lazarus Jetzner eine zweite, welche er dem Pfalzgrafen und Kurfürſten Friedrich von Bayern zueignete. Dieſe verbeſſerte, um einige Zeichnungen reichere, mit dem offenbar ſehr ähnlichen, von Theodor de Bry geſtochenen Portraite Specklins geſchmückte und mit dem Lobgedichte von Joſeph Lang von Kaiſersberg ausgeſtattete Ausgabe, gilt für die richtigſte. Schon im Jahr 1608 erſchien eine dritte, und 1705 und 1712 wurde das Werk zum vierten und fünften Male aufgelegt.

Fügen wir noch ſchließlich hinzu, daß man auch noch von Specklin eine äußerſt ſeltene in Kupfer geſtochene Anſicht des Straßburger Münſters beſitzt, welche nicht ohne Verdienſt iſt und die Aufſchrift trägt: „**Daniel Specklin fecit 1587.**“ [42]) Auch eine hübſche, ebenfalls zierlich geſtochene perſpektiviſche Anſicht der Stadt Straßburg von Specklin findet ſich noch ziemlich häufig vor mit der Inſchrift: „**Daniel Specklin „fecit. M. Greuter sculpsit.**“ und der Jahrzahl 1587. [43]) Sie wurde vielfältig von ſpätern Künſtlern benutzt und mehr oder wenig glücklich, nie aber dem Originale gleichkommend, copiert.

Gedichte von Karl Mayer.

1.

Das Kind und die Alte.

Wie prunket die Tulipane,
Umgeben von lachendem Grün!
Das Enkelein ſteht mit der Ahne
Und ſchauet ſo luſtig ſie blüh'n.

Es kehren der Alten helle,
Verblichene Bilder zurück;
Dem Kinde doch fließt noch die Welle
Von ewigem, farbigem Glück.

2.

Frühling und Kindheit.

Wenn Blüten jung dem Buſch entſchlüpfen
Und Lämmer um die Mutter hüpfen,
Der Gänschen gelbes Flaumenkleid
Noch zum Gefieder nicht gedeiht;

Wenn Veilchendüft' in Kinderhauchen
Aus grünenden Verſtecken tauchen
Und Winde ſich noch kindlich bläh'n,
Hold prableriſch durch Blüten weh'n;

Und wenn dem Kuckuck will gefallen
Den ganzen Tag ſein kindiſch Schallen,
Wird mir ein Seufzer ſchon zum Glück
In's frohe Kindheitsland zurück.

3.

Das lächelnde Kind.

O Kind, du lächelſt, zaubre mir
Doch deine Miene auf's Papier;
Dann ſähſt du wohl in ſpätern Tagen
In dieſen deinen Blick hinein —
Und dir im Herzen würd' es ſchlagen:
Ach einſt, wie ſelig durft' ich ſein!

4.

Der Pfarrgarten.

Mag ſich ein Park nach Englands Weiſe
In Baum- und Wegpartie'n verwickeln;
Hier frei'n mich ſchnurgerade Gleiſe
Durch Buchrabatten mit Aurikeln.

Da iſt verzichtet auf Ideen;
Doch niemand d'rum des Gärtchens ſpotte,
Am Hag iſt gärtelnd dort zu ſehen
Des Pfarrers liebenswürd'ge Lotte.

5.

Das Blumenbret.

Wie wohl dir deine Luſt geräth!
Levkojen, Nelken auf dem Bret;
Selbſt balſamloſe Balſaminen
Durch Farbenherrlichkeit dir dienen.

O Landmann, ſieh' hier einen Mann,
Den nichts ſo ſehr erfreuen kann,
Als wenn geplagten Arbeitsleuten
Sich reine Luſt giebt auszubeuten.

6.

Der Vergeſſene.

Mit vollem Recht
Der Städter Geſchlecht,
Die Welt mich vergißt.
Denn Dorf und Hain
Und blumiger Rain,
Ihr freundlichen, wißt,

Wie ganz in Scherz
Und Ernſt nur dieß Herz
Ein ländliches iſt!

7.

Der wandernde Geſelle.

Du lachſt, o Lenz, zur Welt herein
Mit Luſt und Farbenhelle,
Doch ſinget nur vom „Schätzelein“
Der wandernde Geſelle.

Als Frühling fühlt er ſelber ſich,
Als Welt die Herzgetreue;
Was denkt er, Himmelslenz, an dich
Und wie das Land ſich freue?

8.

Weg und Ziel.

Wie ſchönes Loos mir heute fiel!
Indeß die Lerch' am Himmel hängt
Und Haſen, von mir aufgeſprengt,
Das weite Saatgefild durchjagen,
Darf ich zum Freund aufs Land mich tragen,
Auf liebem Pfad, zum lieben Ziel.

9.

Die offnen Fenſter.

Des Dorfes Fenſter ſtehen auf.
Lenzlüfte nehmen ihren Lauf,
Mit leichtem Roſenduft beſchwert,
Bis an der Menſchen Tiſch und Herd.

Des Frühlings Daſein iſt ein Feſt,
Und da er gern ſich laden läßt,
So hat geöffnet ſich mit Haſt
Ein jedes Haus dem ſchönen Gaſt.

10.

Das geſtörte Pärchen.

Es koſten zwei Vöglein am Walde,
Dort, wo er heraustritt zur Halde.
Da ſchritt ich voran in den Hain
Und flog nun das Eine waldein,
Das Andre, ach mir zum Graus,
Flog fern in die Weite hinaus. —
Was that ich? ich brachte doch nicht
Das Pärchen ſich aus dem Geſicht?

11.

An die Heimat.

Der Oſtwind trägt mir ferne Laute
Sonſt überhörter Glocken zu.
Die Heimat frag' ich, meine traute,
Warſt du zur Fremde? biſt es du?

Freuſt du dich dieſes Morgentones?
Und all' das weiß' und rothe Feld,
Sind es die Aecker unſres Mohnes?
Umwölbt mich unſer Himmelszelt?

Der Mohn, durch den die Sonne flimmert,
Erblüht er einer Traumwelt nur?
Ach, was ſo klingt und was ſo ſchimmert,
Du biſt es, ſüße Heimatflur!

12.

Sommerabend.

Schwerer Käfer wild Geſchwärm
Und im Flußbad Knabenlärm!
Doch der Mond, der aufgeſtiegen,
Macht demnächſt die Stille ſiegen;
Nur ſein Licht und Blütenduft
Theilen dann ſich in die Lüfte.

13.

Ebenmaaß.

Wohl wäre hier im Thale Raum
An Berges-, Wald- und Bachessaum,
Zu diesen Wohnungen, den schlichten,
Noch manch ein Häuschen hinzudichten.

Doch nein! ich bin voll Eifersucht
Für meines Thals verborgne Schlucht
Und möchte jede Hand verhindern,
Das stille Grün umher zu mindern.

Natur und Mensch im Ebenmaaß!
Im trauten Thal hier find' ich das.
Zu viel des menschlichen Gewimmels,
Erlaß ihm, holde Gunst des Himmels.

Gedichte von Eduard Brauer.

1.

Innere Oſtern.

Die Orgel tönt herüber
Und Glockenſchall darein,
Ich horche ſtill hinüber
Von meinem Kämmerlein.

Wie hebt ſich meine Seele,
Wie flür' ich gottbewußt
Für eine Welt voll Fehle
Vergebung in der Bruſt.

O Lieb' in meinem Herzen,
Gegeißelt und verhöhnt,
Ertrugſt du tauſend Schmerzen,
Und haſt am Kreuz geſtöhnt.

Doch bliebſt du unvernichtet,
Stiegſt auf zu lichtern Höh'n,
Und ſtrahlſt durch Leid geflichtet
Nun ewig himmelſchön.

2.

Der Baldreit in Baden.

(Eine Badsage.*)

Gen Baden einſt ein Pfalzgraf kam
Mit großem Ach und Wehe,
Der war ſeit Jahren ſiech und lahm
Vom Scheitel bis zur Zehe.

Sein Arzt, ein grundgelahrtes Haupt,
Gab Tag für Tag ſich Mühe,
Verſchrieb ihm, wie die Mähr' beglaubt,
Viel Pillen, Salb' und Brühe.

Doch endlich war die Kunſt verſtummt —
So ward, vom Bett gehoben,
Wohl durchgeſalbt und eingemummt
Der Fürſt in's Bad geſchoben.

Des feiſten Badwirth's wohnlich Haus
Ward zum Quartier erkoren.
„Der Pfalzgraf kommt!“ Welch' feſt'ner Schmaus
Für unſ'res Badwirth's Ohren.

Wie war der Knauſer guter Ding'
Ob ſolchen Gaſtes Nahen,

*) Der Gaſthof zum Baldreit in Baden iſt einer der älteſten und war ſonſt bekannter als in neueſter Zeit. — Die hier bearbeitete Sage, deren Hauptſcene einem der Bilder in der Trinkhalle zum Gegenſtand dient, bildet einen Nachtrag zu den 1815 erſchienenen „Sagen und Geſchichten der Stadt Baden und ihrer näheren und entfernteren Umgebungen.“ Sie reiht ſich zugleich an die in früheren Jahrgängen dieſer Blätter mitgetheilten Sagen an.

Der Spinne gleich, die in der Schling'
Ein Mücklein hat gefahen.

Hoch aufgeblähet luſtpreiſt er ſchon
Im Geiſt die reiche Zeche,
Und denkt: „Der läuft mir nicht davon,
Gott ſegne ſeine Schwäche!“

Drei harte Tage folgen jetzt,
Voll Arbeit, ſonder Ruhe,
Er ſcharrt und ſchabt, er wiſcht und wetzt,
Es füllt ſich Schrank und Truhe.

Das Frühroth wird berangewacht
In Sorg' und Wirthſchaftskummer;
Erſt ſpät im Lauf der dritten Nacht
Erquickt ihn halber Schlummer.

Doch wie er kaum das Auge ſchloß,
Tönt's laut im Hofesgrunde.
Klipp, klapp, hopp, hopp! „Verdammtes Roß!
Wer trabt zu dieſer Stunde?“

Zum Erker will er hin und ſpäht,
Wär' faſt zurückgeſunken,
Er kreuzt ſich, reibt die Stirn' und kräht:
„Ich träum', ich bin betrunken!“

Der Pfalzgraf ſelbſt, zum ſechsten Mal
Entſtiegen kaum der Wanne,
Bewegt ſich friſch im Morgenſtrahl
Wie's Zeislein auf der Tanne.

Er wiegt die Peitſch' in leichter Hand,
Tritt kräftig auf den Bügel,

Roßauf sich schwingend kunstgewandt,
Und mustert Sporn und Zügel,

Und spricht zum Badwirth: „Kamerad,
Des Schlafes dich erwehre,
Daß ich so bald reit' aus dem Bad,
Bringt deinem Wasser Ehre.

Was deinen Wein betrifft, fürwahr,
Der hilft nicht auf die Sohlen,
D'rum Wein und Wirth auf immerdar
Von Herzen: Gottbefohlen!""

Der feiste Badwirth ächzt und schnauft,
Hat nicht für Spott zu sorgen,
Der Baldreit ward sein Haus getauft
An jenem Unglücksmorgen.

Euch schlimmen Wirthen dient dieß Lied
Zur Warnung und Bekehrung,
Dem Kranken, der gen Baden zieht,
Zum Trost und zur Belehrung.

Der Besuch auf dem Lande.

Von

Jeremias Gotthelf.

Es dämmerte auf Erden, am Himmel schwand ein Sternlein nach dem andern; zu sumsen und zu surren begann es in einem langen und schönen Gebäude, wie in einem Bienenstocke, der stoßen will. Grüne Männer traten in den grauen, weiten Hof, der vor dem Gebäude lag und durch ein Gitter nach Außen verschlossen war. Es war kein schläferiges, langsames Kommen, Einer nach dem Andern, wo Keiner begehrt der Erste zu sein, Jeder augenscheinlich die versäumte Minute für gewonnen zählte: es war ein rasches Rennen, wo Jeder vor dem Andern sein wollte. Es wollten die grünen Männer nun nicht zum Exerciren ziehen; es war der Morgen, wo eine in Garnison gestandene Scharfschützen-Compagnie nach Hause ziehen konnte. Geschäftig schossen die Unteroffiziere herum, hatten aber nicht viel zu thun; denn dießmal stund Jeder recht und hatte Alles in Ordnung. Fourier und Feldwebel schwitzten freilich, was aber auch ganz natürlich ist, wenn Alles auf Ihnen liegt, was Andere beschicken sollten. Die Offiziere fanden sich ein nach und nach; selbst der Hauptmann kam dießmal beinahe zu rechter Zeit. Indessen war die Com-

pagnie bereits in Reihe, Trompeter und Horniſten ſtunden an ihren Plätzen, hatten die Lippen genetzt und ſpitzten auf's Kommando. Als flüchtig der Hauptmann das Seine gethan, zog er den Degen, kommandirte und noch war das „Marſch“ nicht ganz in der Luft, als das luſtige Blaſen ertönte, die Compagnie lebendig ward, wie eine lange grüne Schlange aus dem Hofe, aus dem Gitter brach, in's Freie ſich wand. Wie ſo munter die Trompeten ſchmettern, ſo luſtig die Hörner blaſen, die Füße ſo raſch ſich heben, als ging's zum Tanze, wenn Schützen in's Weite ziehn, ſei es zum blutigen Treffen, ſei es zu fröhlichem Waffenſpiele. Aber wie luſtig müſſen die Herzen ſchlagen, wenn zur friedlichen Heimkehr die Hörner blaſen, zum fröhlichen Wiederſehn, wo Vater und Mutter in des Hauſes Ecke ſtehn, den ganzen lieben, langen Tag nach dem Sohne ſich umſehn, oder ein treues Weibchen emſig auf den Beinen iſt, auf's Beſte Alles beſchickt, zum Empfang des Vaters die Kinder ſchmückt, Kind um Kind ausſchickt, wie Noah Vogel um Vogel, zum Ausguck nach dem Vater? Oder ein lieb Schätzchen aus allen Fenſtern ſieht, verſtohlen wie es meint, daß es Niemand merken ſollte, und lauter das Herz ihm pocht, wenn draußen es klopft, und immer mächtiger die Thränen in die Augen ſchießen, wenn es nicht der Schütze iſt, ſondern ein Andrer, und endlich die Thränen zum Weinen werden, wie einzelne Tropfen meiſt in Regen übergehn, wenn der Abend kömmt, aber kein Schütze.

Wie raſch muß der Marſch nicht ſein, wie hoch müſſen nicht die Herzen ſchlagen, wenn vor der Seele

der Heimziehenden solche Bilder schweben, immer heller, immer lockender, und je näher die Heimat kommt, sichtbar die Hügel werden, an deren Fuß ihr Dörfchen liegt, die Wälder sich zeigen, an deren Rand ihr Häuschen steht, und wenn endlich „Auseinander", „Marsch" der Hauptmann kommandirt; sollte es da nicht sein, als ob die müden Beine zu raschen Flügeln würden?

Doch warum nun im grünen Zuge düstere Gesichter, unsichere Schritte, dumpfe Flüche, wildes Thun? Ja frostig, schauerlich weht es durch manche Seele; es hat sich der Garnisonsrausch gesetzt, ein düsterer Nebel über schwarzem See. Der schwarze See ist das Gewissen, und wie über Seen Winde wehen, schauert es ebenfalls fröstelnd vom Gewissen her. Die Garnisonstage stehen auf, gleich Todten aus den Gräbern, schwanken gespenstig vor der Seele, zeigen das Geld, welches man nicht mehr hat; auch Schulden, welche man gemacht, zeigen einen wüsten, dunkeln Keim, aus welchem, wie sie oft gehört, die Menschen wachsen sollen, welche ein Ende nehmen mit Schrecken. Dieser Keim kam ihnen in's Herz, wie ein Splitter in die Hand, sie merkten es nicht, sehen es jetzt. Wo über des Gewissens schwarze Gewässer eisige Garnisonswinde wehten, und namentlich zum ersten Male, da klangen die Hörner anders wie sonst, nicht wie ein fröhlich Rufen zu munterm Schwertertanz oder zu den Spielen der Liebe; sondern dumpf verhüllt wie Grabesgeleite, wie ein Rufen vor Gericht. Wem so die Hörner hirnen, der kürzt den Schritt, kömmt vorwärts wie ein Schiff, welchem Wind und Wellen entgegenströmen, während

Andere das Sehnen der Liebe vorwärts zieht, zu raschem Gange sie beflügelt. Denn Solche, welche nach Vater und Mutter verlangen, nach dem lieben Weibchen sich sehnen, die bewahrte Treue zum Schätzchen treibt, welche keine Schulden quält, den treuen Menschen unvergiftet heim bringen, giebt es Gottlob immer noch. Daher marschiert es sich so ungleich an solchen Morgen; daher ist so schwer eine Compagnie zusammen zu halten. Während die Einen den Sturmschritt anschlagen, stolpern die Andern einher wie alte Karrengäul: indem die Einen jede Rast verschmähen, bleiben die Andern in jeder Kneipe sitzen.

Unter der ausziehenden Compagnie repräsentirten ihrer zwei diese widerstrebenden Richtungen ganz absonderlich, und doch war Keiner von ihnen in irgend einem der gedachten Fälle; es waren ein Unterlieutenant und ein Corporal. Jacobli Esau hieß der Erste, des großen Herrn Esau's Sohn; der Andere ward Sämeli genannt, war Sime Sämeli's, eines reichen Bauern Einziggeborner, hieß bei Hause Sime Sämelis Sämeli. Herr Esau und Sime Sämeli waren nicht weit von einander aufgewachsen und wenn auch nicht befreundet, so doch wohl bekannt. Aber während Sime Sämeli auf seinem Hofe blieb, war Herr Esau, welcher keinen Hof besaß, in die Stadt gezogen, glänzte dort durch seine Talente, hatte sich der jungen Aristokratie eingereiht. So waren sie äußerlich auseinander gekommen, während sie übrigens auch innerlich durchaus verschieden waren. Sime Sämeli war eine feste Eiche: trotzig, steif, spröde, die im Sturme bricht, aber sich nicht beugt; Esau eine Weide,

welche das Sumpfland liebt, dann rasch aufschießt, doch nicht hoch, welcher aber Wind und Sturm nichts thun; denn bekanntlich geben Weiden nach und beugen sich links und rechts mit gleicher Leichtigkeit und gleich tief, eben je nachdem der Wind geht, stärker oder schwächer. Indessen waren sie in etwelchem Verkehr geblieben, welcher an Leben gewann, als Beider Söhne in der gleichen Compagnie sich fanden, der Eine als Lieutenant, der Andere als Corporal. Wären jedoch nicht die Schnüre und Epauletten gewesen, so hätte man ihr Verhältniß eher umgekehrt geglaubt; denn offenbar hatte Jacobli, Herrn Esau's Sohn, viel mehr Respekt vor Sämeli Sime Sämelis Sohn, als derselbe vor ihm. Das hatte aber seinen natürlichen Grund. Sime Sämelis Sämeli hatte einen Hof zu erben und viel Geld im Sack, Jacob nichts als ein mager Pöstlein, freilich Hoffnungen auf den Credit des Vaters; aber was sind Hoffnungen, wenn man kein Geld hat und der Vater nicht viel! Zu diesem natürlichen Grund zum Respekt, kam ein noch viel natürlicherer. Sime Sämelis Sämeli hatte zwei Schwestern, welche hübsch sein sollten, jedenfalls reich wurden und diese hatte der Jacobli, der Lieutenant, im Auge und ästimirte einstweilen den Bruder um der Schwestern willen sehr. Eine gute Partie, das Wort hat Klang, wird einstweilen nicht aus der Mode kommen, und besonders bei denen, welche magere Pöstlein haben, lockern Credit, daneben kein Geld, aber grausam viel Wünsche und Bedürfnisse, Sehnsuchten von allen Sorten.

Nun war es Herrn Esau's Jacobli gelungen, eine

Einladung von Sime Sämelis Sohn zu bekommen. Sie war Sime Sämelis Sämeli nur entronnen, er wußte wie lieb seine Mutter solche Besuche hatte und wie grob sein Vater jedem Herrn, und namentlich einem neuen einbrockte, wenn er einen vor den Mund kriegte. Jacobli, Esau's Sohn, war dagegen ganz glücklich, er hoffte fast zweifelsohne auf reiche Eroberungen ꝛc. Er strebte daher ungeheuer vorwärts, machte rasende Fortschritte, während sein Corporal, wenn nicht an jedem Zaunstecken, so doch in jeder Kneipe hängen blieb, daß Jacobli fast irre von ihm geworden, ihn für einen Finsterling und Jesuiten gehalten hätte.

Indessen half alles Hindern und Hemmen nichts, endlich kam man doch an den Ort, wo die Compagnie entlassen werden mußte, Jeder heim wandern konnte. Züsiwyl, in dessen Nähe Sime Sämelis Hof stund, war von dort noch eine Stunde entfernt und der Corporal hatte durch den Müller sagen lassen, daß man ihm dorthin das Fuhrwerk sende. Aber es war kein Fuhrwerk da, was einige Mißstimmung in die Gemüther brachte, besonders bei Jacobli, dem Lieutenant, der seine schönsten Stiefelchen (er hatte nämlich zwei ganze Paare), d. h. die engsten, angerissen hatte. Sämeli brummte etwas von Pflügen, und wie das nicht zu versäumen sei. „Persche" (per se), sagte Jacobli accurat wie viele Gelehrte es machen, wenn ihnen was vordemonstrirt wird, von dem sie auch nicht das Düpflein begreifen.

Züsiwyl lag nicht romantisch, die Landschaft war nicht belebt, die Gebirge sah man nicht, die Bäche mur-

melten nicht, plätscherten nicht, mißmuthig, fast wie schwermüthig, schlichen sie durch die Ebene; aber die Matten waren feucht, die Wälder schön, der Boden gut, der Landmann reich, der auf dem Boden saß. Es war eine wahre Seufzerstunde, welche der arme Lieutenant durchhumpelte, und als endlich Sämeli sagte: sieh dort in den Bäumen das Haus, das ist das unsere, war es Jacobli wie einem Missethäter, dem die Spießruthen geschenkt werden. Der arme Jacobli wußte nicht, was man Angesichts des Ufers noch Alles erleben kann. Das Haus war weder ein schönes noch ein neues. Das Strohdach lag wie eine altersgraue Nachthaube über demselben bis tief auf die Fenster herab. Neben demselben stand ein sogenannter Stock mit angebautem Schopf und bildete mit dem Hause eine Art von Hof, in welchem gar mancherlei lag oder stand, beides wie es sich eben schickte. Seitwärts stand der mächtige Düngerhaufe mitten im Wasser, fast wie ein umflossenes Schloß. Vom Wasser wußte man aber nicht, war es eine simple Jauchepfütze, war es ein Teich oder gar eine Art von Badeanstalt, ein Schlammbad oder eine Gelegenheit, wo der Bauer und die Bäuerin sich im Schwimmen übten. Jacobli vergaß fast, was er eben unter der Presse hatte, seine armen Füße, hielt scharfen Ausguck, ob in keiner Ecke ein Mädchen stehe oder eine schöne Jungfrau beim Brunnen, um dem Ankömmling und dem Kameel, welches er mit sich führte, den Durst zu löschen.

Aber keine Rebekka war zu sehen. Wohl war durstiges Vieh beim sprudelnden Brunnen, aber es bedurfte keiner freundlichen Mittlerin, sondern soff selbst nach Her-

zenslust und machte es sich sonst behaglich, während drinnen der Melker mit frischem Stroh reinliche Lager bettete. Plötzlich entstand, man wußte nicht wie und woher und ergründete es nie, eine schöne Bewegung unter dem saufenden Vieh: die Kälber schlugen hinten aus, die Kühe stießen und sprangen, die Wehre fiel, lustig brach der Hause in's Freie, bockend die Kälber, kühn, hochauf Kopf und Schwanz die Kühe, rannten ohne Rücksichten durch's ungemähte Gras, in großer Noth stunden die Bohnen, um den Kabis (Kohl) hätte kein vernünftiger Mensch mehr einen Kreuzer gegeben. Eine einzige Kuh blieb kaltblütig am Brunnen stehn, schaute mitleidig in die Bewegung hinein; sie mochte früher wohl auch mitgemacht, aber den Ausgang zu klar erfahren haben, um ferner mitzumachen. Wehret! wehret ward gerufen und plötzlich ward es lebendig um's Haus. Aus allen Löchern stürzte Mannschaft und Weibervolk, zu stumpfen Besen griff das Letztere und schrie so mörderlich als möglich, zu Stecken, Geißeln und Gabeln die Mannschaft und sandte grimmige Donnerwetter vor sich her, ehe sie sich stürzte in's Gemenge. Während die Einen sich verstellten, begannen die Andern ein wild verwegen Jagen. Unter der Küchenthüre stand die Bäuerin, Frau Sime Sämelene, mit aufgehobenen Händen und kommandirte schrecklich die Völker: Peter, der Kabis, der Kabis! wehr, wehr! Hans, du Gstabi, spring! siehst den Kleb bei dem Mohn? Mensch, Marei! du faul Thier, rühr' dich, siehst die Bohnen nicht, du Blindschleiche, was du bist. Den Melker sollte man abschlagen wie einen Hund, aber wart der nur,

was zu Schanden geht, wird ihm am Lohn abgezogen. Der arme Melker sollte an einem Ereigniß schuld sein, welches in der Reihe der Dinge und von wegen des entschiedenen Fortschritts zur Nothwendigkeit geworden war? Ein schlank schön Mädchen hatte, wie eine Henne zu dem Küchlein, zu Blumenstöcken sich gestellt, ein anderes kleineres aber runderes hatte ein Kalb erhascht, nun zerrten sie an einander, zweifelhaft war, wer dem Zuge des Andern werde folgen müssen. Zwei Mägde rannten mit aufgehobenem Besen schrecklich herum, doch eigentlich mehr unter den Knechten als unter den Kühen. Der Melker repräsentirte die Besonnenheit, er sprang nicht, sondern stand blos vor das Dach hinaus, rief: ho ho! sä sä! streckte die Hand aus, gefüllt mit Salz, und wenn nicht Mägde in blindem Eifer dazwischen rannten, so kam hier eine Kuh, dort eine schnebernd und schnaubend heran, ob aus Liebe zum Melker, ob aus Liebe zum Salz, war sie sich kaum selbst bewußt, ließ sich aber, durch das Salz besänftigt, gelassen bei den Hörnern fassen und dem Stalle zuführen. Neben dem Stalle aber stand ein langer hagerer Mann, eine weiße Kappe auf dem Kopfe, kurze Hosen an den Beinen, eine tüchtige Geißel in der Hand. Wie am Horn der Melker eine besänftigte Kuh brachte, maß ihr der Mann einige tüchtige Hiebe auf, Denkzettel für die Zukunft; die Einen schossen zitternd und stolpernd in den Stall, verfraßen den Schmerz an der vollen Krippe, Andere machten Kehrt, rannten mit aufgehobenem Schweif einstweilen wieder in's Freie. Drinnen fluchte der Melker über die unzeitige Züchtigung, welche später im Stalle

weit sicherer und nachdrücklicher anzubringen gewesen wäre, doch fluchte er blos leise, denn der lange Geißelmann war Sime Sämeli selbst, und der verstand nicht Spaß, nicht Widerrede, weder von Kühen noch Knechten.

Sime Sämelis Sämi, des Vaters würdiger Sohn, hatte sich gleich Anfangs in's Getümmel gestürzt, Jacobli dagegen war verblüfft stehn geblieben. Glücklicherweise versperrte er damit einen Ausgang in's Freie, und wenn eine Kuh ihn anrannte, rief er mit aufgehobenen Armen Tschu, Tschu! Indessen faßte er doch allgemach den Standpunkt der Dinge, begriff, was die Kühe wollten und nicht sollten, und als er einen großen Schwarzkleb gegen eine hinter dem Hause liegende Hanfpflanzung sich stürzen sah, stürzte er vor, begann mit dem Schwarzkleb einen Schnelllauf, wie mit dem armen Hektor der wilde Achill. Es glückte ihm, er gewann den Vorsprung, er rettete die Pflanzung. Als aber der Schwarzkleb sich überholt sah, wandte er sich rasch und rannte vor dem Hause durch, rannte auf die Blumenstöcke ein, welche das Mädchen hütete, riß einige nieder, trotz des Mädchens Geschrei. Als Jacob, der hinter dem Schwarzkleb her rannte, den Schaden sah, schwenkte er links ab hinter den Gartenzaun, er fühlte, die Vorstellung durch den Schwarzkleb, unter solchen Umständen, möchte nicht zu großer Empfehlung gereichen. Aber der arme Jacob! Gesehen war er worden, das Unglück mit den Blumentöpfen geschah vor aller Augen, seine Heldenthat am Hanf hatte Niemand gesehen, er war Keiner, den Zufall und Glück begünstigen und heben. Als Scharfschütze kannte er etwas von gedeckt

marſchieren, vom Standpunkt, von viſiren und obſerviren. Als er hinter der Gartenwand marſchirte, dann obſervirte, ſah er im Baumgarten ein Mädchen ſtehn, offenbar die andere Tochter des Hauſes. Das Mädchen hatte ein Kalb um den Hals gefaßt, es geſtellt, aber ab Platz konnte es dasſelbe nicht bringen, ja es war zweifelhaft, ob nicht das Kalb mit dem Mädchen dahinfahren werde. Hier gingen Jacobli die herrlichſten Ausſichten auf, kühne Thaten konnte er thun. Zwei Würfe mit einem Steine, ein Kalb meiſtern, ein Mädchen erobern. Er ſtürzte in's Feld, gleich einem der Helden vor Troja, er ſtürzte dem Kalb um dem Hals, mit ſchönen Händen im Bunde wollte er ſiegen. Aber o weh! Züſi, ſo hieß das Mädchen, ließ los, warum, wußte es wahrſcheinlich ſelbſten nicht, das Kalb aber erſchrack wie natürlich, that einen Satz, kriegte die Freiheit, feierte ſie alsbald in luſtigen Sprüngen mit munterm Blöcken. Mit großen Augen ſah Jacob ihm nach, zornig ſagte das Mädchen: Haſt du es ſcheu gemacht, ſo fang' es wieder. Jacob ſchoß dem Kalbe nach, kriegte es endlich beim Schwanz, endlich beim Ohr, endlich konnte er es ſtellen, aber den Tſchako hatte er verloren, und was ſie jetzt mit einander anfangen wollten, er und das Kalb, war zweifelhaft, einſtweilen war Stillſtand, beide verſchnauften.

Rundum war es ſtille geworden, das ſämmtliche Vieh war gebunden in den alten Stricken und von hinten hielt Sime Sämeli ein ſcharf Hochgericht. Die Andern ſtunden unterm Dache und waren begierig zu ſehen, was Jacobli und das Kalb mit einander begin-

nen wollten. Wir zweifeln, daß Jacobli und dem Kalbe positive Zwecke klar wurden, es ward vielmehr eine einfache gegenseitige Negation sichtbar; stieß Jacobli hier herum, sprang das Kalb dort herum, riß Jacobli vorwärts, drängte das Kalb nach hinten, sprang es nach vornen, riß es Jacobli am Schwanz zurück und höchlich ergötzten sich darob die Zuschauer und ihr hell Gelächter trug nicht zur Einigung der widerstrebenden Kräfte bei. Endlich hörte man eine Stimme, welche zu Sime Sämelis Sämeli sagte: Geh doch und hilf, ich mag das nicht mehr sehen. Endlich stieg der Corporal wieder nieder in's Feld, aber mit Bosheit. Halte recht, sagte der dem Freund, und hieb dann das Kalb, daß es vorwärts schoß wie eine Kanone und mit dem Lieutenant am Halse hinauf nach dem Hause, und mitten unter die Leute fuhr, fast wie die Gergesener unter die Schweine. Droben fuhr der Hause mit Gixen und Garen auseinander, die Bäuerin lachte, daß ihr der ganze Vordertheil auf und niederging wie der Schlägel in einer Oehlstampfe. So fand sich Jacobli unerwartet vorgestellt und eingeführt durch ein Kalb, und konnte sich nicht fassen. Er vergaß den Gruß von daheim an Herr Sime Sämeli und Frau Sime Sämelene, vergaß die Anrede an des Hauses schöne Töchter, drehte das Schnäuzchen nicht, rieb die Hände nicht, folgte wie ein Schaf der Bäuerin, welche ihn hineinkommen hieß und vorangehend ihn in die Hinterstube führte. Jacobli war sehr undankbar, der lustige Kampf mit dem Kalbe und die rasche Einführung hatte ihm den unfreundlichen Empfang erspart, welcher ihm sonst zu Theil geworden

und welchen der Corporal mit gutem Grunde erſorget hatte. Wenn die Bäuerin die übliche Gaſtfreundſchaft auf einige Stunden nicht ungern übte, ſo haßte ſie doch bitterlich längere Beſuche, welche den Gang der Haushaltung ſtörten, die Arbeit hinderten. Siz ab, ſagte die Bäuerin, wirſt müde ſein und noch weiter wollen? Da hatte endlich Jacobli Gelegenheit zu ſagen, daß er, Jacobli, Herrn Eſau's Sohn ſei, ſeine Grüße auszupacken und zu bemerken, daß er ſo frei geweſen ſei, ſeines Freundes Einladung anzunehmen und ihn hieher zu begleiten, da er ſchon lange Verlangen gehabt, ihre geehrte Bekanntſchaft zu machen. So, ſagte Sime Sämelis Frau, ſo aus der Stadt kömmt ihr, und ſeid Einer von Eſaus, ſo! Hätte euch nicht gekannt. Die Großmutter wohl, der habe ich viel abgekauft, ſie war zuweilen da, als ſie noch hauſirte mit Allerlei. Auch euern Vater habe ich gekannt, ehe er zu einem vornehmen Herrn gerathen iſt. Er war viel hier, aber daß ich ihn gar gerne geſehen, kann ich nicht ſagen. Es ſchien mir, ſo bald der herumlaufe, gebe es was Ungereimtes, an was ſonſt kein Menſch gedacht hätte. Ihr werdet alſo da bleiben wollen? He nun ſo dann, ſo ſizet ab und nehmt vorlieb, und iſt's euch nicht gut genug, ſo ſtecket einen Stecken dazu.

Nach dieſer Herzensergießung ging Frau Sime Sämelene ab, und Jacob wälzte ſchwere Gedanken in ſeinem Gemüthe. Daß er unwerth kam und ſich lächerlich gemacht, begriff er, und viel hätte er gegeben, vielleicht ſein Schnäuzchen ſelbſt, wenn er daheim geweſen wäre. Doch bald kam die Frau wieder mit Brod und

Wein, brummend über ihre Töchter, von denen eine nicht zu finden sei, die andere aber nichts thue als lachen, und mit keiner Lieb zu bewegen gewesen sei, hinein zu kommen. Es werde wegem Kalb sein, meinte die Bäurin, es hätte sie selbst fast lächern wollen, wie sie beide daher gekommen seien, daß män gär nicht gewußt, wer von ihnen vier Beine habe und wer nur zwei. Jacobli hatte es so weit in der Diplomatik seines Vaters gebracht, daß er etwas vom Ablenken wußte, wenn was Unangenehmes zum Vorschein kam, er fragte daher, wo wohl sein Kamerad stecke, daß er nicht hinein kömme? Ja, sagte die Bäurin, wenn der heim kömmt, so geht der nicht in die Stube, sondern in den Stall, es nimmt ihn nicht Wunder, wie es in der Stube ist, aber wie es im Stall aussieht, das nimmt ihn Wunder. Und wenn nicht Alles gegangen wie er gedacht, so begehrt er auf, wie wenn schon Alles sein wäre. Daneben habe ich das nicht ungern, so muß einer sein, wenn er ein Bauer werden will. Auf die, welchen Alles gleichgültig ist und welche so mir nichts dir nichts für nichts und wieder nichts in der Welt herumlaufen, habe ich nicht viel, ich muß es sagen. Ich denke eben daran, daß unser Schwein 13 Junge geworfen, welche er nicht gesehen, bsonderbar schöne, mit Ohren gerade wie die hoffährtigen Mädchen das Haar kämmen, was ihnen so schlecht steht, und mit schön gedrehten Schwänzchen, viel schöner als euer Schnauz gedreht ist. Die muß ich ihm zeigen, er wird große Freude daran haben; hat er die Runde gemacht, so wird er schon kommen. Trinkt unterdessen und habt nicht lange Weile. Draußen fand

ſie ihren hoffnungsvollen Sohn, wo ſie ihn ſuchte, zeigte ihm die Ferkel, freute ſich, als er ſie ſchön fand, dann ſagte ſie, jetzt kannſt dich hinein machen zu deinem Maulaffen, welchen du mitgebracht. Ich hätte geglaubt, du ſeieſt klüger und brächteſt nicht ſolch Zeug mit, welches nichts taugt, als daß man die Zeit darob verſäumt und zum Dank brav ausgeführt und verhöhnt wird. Für eine Nacht mag es angehen, aber mach', daß er morgen aus dem Wege kömmt, ſonſt räum' ich ihn weg, daß er abfährt, als ob er fliegen könnte. Das mach' nicht Mutter, ſagte der Sohn, ſonſt müßte ich es entgelten. J'eſſe werden wir ihm wohl haben, und verbrüllet in der Stadt möchte ich nicht werden. Daneben kam er mir dort kommod, ſein Vater hat viel zur Sache zu ſagen, und was es aus ihm gibt, kann man nicht wiſſen. Jetzt iſt er freilich nicht viel anders als ein Maulaffe, daneben ziehn ihm ſchon viele Leute den Hut ab; und wie es geht, weiß man, es kömmt nicht auf die Weisheit an, ſondern darauf, wen unſer Herrgott zum Narren will gerathen laſſen. Wem er das gebeizt hat, an dem läßt er die Leute den Narren freſſen bis er zum Narren wird, dann haben ihn die Leute wieder, für das was er iſt. Das iſt beſtimmt, ſagte Frau Sime Sämelene, beizt oder unbeizt, ſo halte ich die Leute für das was ich will, und machſt du nicht, daß er abweg kommt, ſo mache ich ihm Füße, darauf zähle und jetzt mache dich hinein. Daneben wüßte ich nicht, warum du dich Jemanden viel zu achten haben ſollteſt, giebſt du nicht einen Hudel ab, ſo haſt du ungeſchmeichelt zu eſſen dein Lebtag.

Sime Sämelis Sohn machte sich der Hinterstube zu und polterte mörderlich mit seinen schweren und wohlbeschlagenen Stiefeln über die hölzernen Dielen, fand seinen Freund nicht in der besten Stimmung, derselbe wußte nicht, sollte er verlegen sein oder wirklich erzürnt, und machte dazu gar kein holdselig Angesicht. Sime Sämelis Sohn nahm aber davon nicht Notiz, sondern einfach ein Glas und sagte: G'sundheit!

Das Gespräch war eben nicht belebt. Sämeli munterte zum Trinken auf, aber mit Gründen, welche eben nicht höflich waren. Trink doch, sagte er z. B., dein Handel mit dem Kalb soll dich durstig gemacht haben. Wunder hätte es mich genommen, wer von euch zuletzt Meister geworden wäre, wenn nicht fremde Intervention, wie man in der Stadt sagt, gekommen wäre? Jacob war empfindlich und setzte begreiflich solche Gespräche nicht mit großer Lebhaftigkeit fort. Dazu ging die Bäurin ab, zu, fortwährend über die Mädchen schimpfend, die sturm an der Leber wären, zu nichts zu gebrauchen, und wenn das Lachen sie heute nicht versprenge, so geschehe es nie mehr. Jacobli wußte nicht was sagen dazu, moderne Bildung, d. h. Unverschämtheit genug, um solchen Anfällen zu begegnen, hatte er nicht. Endlich dröhnte draußen ein fester Schritt, die Thüre ging auf, es erschien des Hauses Majestät, Sime Sämeli in eigener Person. Sime Sämeli war kein schöner Mann, aber auf den ersten Blick sah man, daß er ein fester, stolzer Mann war, in seinen Adern rollte wahrhaft souveränes Blut. Was diese Souveränität beeinträchtigte, haßte er von Herzensgrund, daher auch

Niemand gründlicher als Bettler und Regierung, beide weil er ihnen eben was geben mußte. Sime Sämeli war von je in der Opposition gewesen, hatte für einen Patrioten gegolten, für liberal und jetzt wird er wohl radikal geworden sein mit sittlichem Halt und entschiedener Gesinnung, d. h. einen Mann, der Widerspruch weniger ertrug und über abweichende Meinung zorniger ward als Sime Sämeli, gab es wohl kaum im Schweizerland. Mit jeder Regierungsveränderung hoffte er in den vollen Besitz seiner Souveränität zu gelangen, nichts zahlen zu müssen, und Alles thun zu können, was ihm wohlgefiel. Was auch eine Regierung thun mochte in seinem Sinne, sobald sie etwas von ihm forderte oder wollte, haßte er sie und begann sie zu verfolgen, und dessen hatte er kein Hehl, und wann er einem Regierungsgliede so recht auspacken konnte, so war das sein größtes Labsal. Reichthum hielt er als das Höchste, aber Geizhals war er keiner. Er konnte mit großem Behagen für seinen Sohn, der einen andern halbtodt geschlagen hatte, hundert Thaler zahlen, und dabei sagen: Wo die sind, sind noch mehr und wenn ein ander mal einer dir wieder so anläuft, so prügle ihn noch viel mehr und wenn es das Doppelte kosten sollte. Er konnte den liederlichsten Prozeß machen, um etwas zu zwingen, und mit der größten Kaltblütigkeit 1000 Gulden eigene Kosten und 1000 Gulden dem Gegner zahlen und sagen: Dießmäl hätte er's verspielt, verflucht ungerecht zwar, aber es mache nichts. Das nächste Mal wolle er dafür sorgen, daß es anders gehe, er wisse jetzt, wo das Salben (Bestechen) am meisten nütze. Er

und seine Anne lebten in holder Eintracht, er war stolz auf sie, sie auf ihn; wie sie beide, lebe Niemand zwischen Himmel und Erde, glaubten sie; nebenbei verachteten sie Jedermann, der nicht eben so viel Kühe und Pferde hatte als sie. Sie kümmerten sich um keines Menschen Gunst oder Ungunst, sie hatten Niemand nöthig, darum legten sie eine gränzenlose Rücksichtlosigkeit an den Tag, und ob sie Jemand wohl oder wehe thäten, war ihnen durchaus gleichgültig; die Worte, welche ihnen in den Mund kamen, sprachen sie aus: schliffen sie nicht, hobelten sie nicht, noch weniger schluckten sie dieselben hinunter.

Vor ihrem Sohne hatten sie eine Art von Respekt, er war ja ihr Abglanz, der Nachfolger in der Souveränetät, dabei hielten sie auch die Mädchen werth, gehörten sie ja auch zu ihnen, und wissen sollte es Jedermann, wo sie daheim seien.

Zu heirathen war einstweilen ihr Lebenszweck, dessen weder Eltern noch Kinder Hehl hatten, aber gut, d. h. reich heirathen, das wollte man; für Zinse und Dienstenlöhne zu angsten und zu sorgen, seien sie nicht gewohnt, hieß es. Liebhaber hatten sich wohl schon gezeigt, aber der Mutter war Keiner recht gewesen, solch Lumpenzeug kriegten sie in hundert Jahren noch, sagte sie. Die Mädchen schienen derselben Meinung zu sein, überhaupt hielten sie zu viel auf sich, um ängstlich auf Männer zu fahnden. Bei den ländlichen Festen ließen sie sich spärlich sehen, putzten sich nie auffallend heraus, thaten nie als ob an selbem Tage zum Heirathen das beste Zeichen sei. Den Narren zu machen mit Kleidern

und Thun ſchämten ſie ſich, ſagten ſie, es werde ohne dieß Jedermann wiſſen, wo ſie daheim ſeien und wer Sime Sämeli ſei.

Züſi, die jüngere, glich der Mutter innen und auſſen. Galt für die hübſchere, war draller und blühender und praktiſcher als Anne Bäbeli, die Schweſter. Es ſagte ganz offen, daß es reich heirathen wolle, ſo ein Schuldenbäurlein ſehe es nicht mit dem Rücken an, daneben wolle es ſehen, daß es kein böſer ſeie, über das Geld wolle es können wann es wolle, und Butter und Eiergeld ſolle ihm Keiner nachzählen. Solche Reden nahm Züſeli Niemand übel, ſondern man ſagte, wer's Glück habe, das zu bekommen, der ſei glücklich. Anne Bäbeli war größer, aber blaſſer als Züſeli, hatte ernſtere Mienen und war ſchweigſamer als Züſeli, galt daher für ſtolzer. Wenn es vom Heirathen ſprach, ſo ſagte es immer: auf das Geld allein ſehe es doch nicht, es müſſe ihm Einer auch gefallen, daß es ihm ſei: Der und kein Anderer. Dann lachte die Mutter, Frau Sime Sämelene, und ſagte, Narr was du biſt, Der und kein Anderer, ja wolle. Iſt doch nicht ein Möff wie der Andere, haben Alle die Naſe mitten im Geſicht, aber nicht Alle ſind reich, und wer reich iſt, der hat nach allem Andern nichts zu fragen. Dann ſagte Anne Bäbeli wohl: Aber Mutter, was hilft Geld, wenn man zum Mann einen Unflath hat? Dann ſagte die Mutter: Mußt ja nicht meinen, daß du ihn freſſen müßteſt, wer Geld hat, kann was anderes anſchaffen. Daneben war Anne Bäbeli weder ſentimental, noch ſo genannt

gebildet, es las kaum alle Jahre den Kalender bis hinten aus, aber singen konnte es schön.

Wenn es sang: Herz my's Herz, warum so trurig, oder: Han amene Ort es Blümeli g'seh, oder Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, so ward Anne Bäbeli's Herz voll und schwer, seine Augen wurden dunkel, es wußte selbst nicht wie ihm ward.

Sime Sämeli fragte begreiflich Gästen auch nichts nach, sobald sie den Haustrapp störten. Unterstund sich ein Bettler bei einer Magd oder einem Taglöhner stehn zu bleiben, so kriegte er Donnerwetter auf den Hals, wenn Sime Sämeli es sah. Ja kam ihm der Pfarrer zur ungelegenen Zeit, so hieß er ihn weder in's Haus kommen noch sonstwo absitzen, sondern machte ihm bestmöglichst den Verstand, seinen Stab weiter zu setzen. Dießmal jedoch war es fast, als ob er Freude hätte an dem unerwarteten Gast. So war es auch. Es freute ihn, einmal so recht vaterländisch auspacken zu können, was er von der Regierung halte und zwar so, daß es ihr zu Ohren käme, wie hundsschlecht Sime Sämeli mit ihr zufrieden sei. Sobald die üblichen Ceremonien, Gruß und Anstoßen vorüber waren, brach das Wetter los mit der Frage: Ob es jetzt für dieß Jahr genug der Narr gemacht sei, oder ob es noch irgend wo ein Lager oder eine Musterung absetze? Des Dings sei er satt. Seit man einen Milizinspektor habe, plage man die Leute vom Teufel, Geld koste es, daß einem das Liegen weh thue, und für was, wisse er nicht. Nichtsnutzer kriege man allemal seine Leute wieder, und wo sie mit Andern zusammen kämen, seien sie allemal die

ſchlechteſten und müßten an Schwanz. Das iſt eine Regierung, daß Gott erbarm. Hat man die Leute am nöthigſten, ſo ſteht ein Lumpenhund an der Thüre, und brüllet: daß Morgen um 8 die Auszüger vom ſieben und ſiebenzigſten Bataillon am Lausbaag ſeien, Alles wohl in der Ordnung!

Das werde Herrn Sime Sämeli nicht Ernſt ſein, ſagte Jacobli, der Lieutenant. Sein Vater ſage, Schulmeiſter und Soldaten ſeien die Hauptſache in der Welt, Schulmeiſter von wegen der Bildung und Soldaten von wegen der Sicherheit. Sein Vater halte auf Beidem viel, er ſage: Ohne Bildung und ohne Sicherheit ſei der Menſch gleich einem Vieh und für Beides ſolle der Staat ſorgen, dafür eben ſei man ein Republikaner und frei. Er glaube es beim Hagel, ſagte Sime Sämeli, ſein Vater halte viel auf der Sicherheit von Staatswegen, doch nicht wegem Geld, ſondern wegem Leben. Wenn ſie drinnen Geld hätten, welches ihnen geſtohlen werden könnte, ſo würden ſie mit den Schelmen anders verfahren, und nicht die Bauern ſchinden, um die Diebe mit Taggeldern zu mäſten von Staatswegen. Von wegen der Freiheit möge er nichts hören, es ſei Niemand frei als die Schulmeiſter, die könnten lehren was ſie wollten, und daß Alle vor dem Geſetz gleich ſeien, ſei eine Lüge, wer müſſe Bodenzinſe zahlen als der arme Bauer, Herren an der Staatskrippe zahlten nicht einen faulen Heller. Und wer die Armen erhalten müßte? Er wüßte große Herren, die keinem Bettler einen Kreuzer geben, geſchweige ſonſt was für die Armen, das Land müſſe ſie erhalten, ja ſelbſt die Diebe müſſe man

jetzt erhalten. Könne man die Finger nicht weit genug aus einander machen, um dadurch zu sehen, oder nicht stark genug blinzen, sonder müsse einmal einen zur Seltenheit beim Schopf nehmen, so gränze man ihn in die Gemeinde ein und lasse ihn dieser zur Last und Qual.

Zudem habe man Schelmen und Bettlerfabriken in den neuen Wirthschaften, das Land müsse sie nicht blos erhalten, sondern dem Staat noch Gebühren zahlen dafür, welche derselbe vermustere oder mit Straßen verblizge. Straßen seien sehr nöthig, nach Soldaten und Schulmeistern das Nöthigste, sage sein Vater, sie seien die Adern des Landes, wandte Jacobli bescheiden ein. Davon verstehe sein Vater nichts, sagte Sime Sämeli. Wider Straßen am rechten Ort habe er nichts, aber daß man allen Großräthen die Straßen über ihre Kirschbäume führe, damit sie die Leitern ersparen könnten, und alle Finger breit eine Heerstraße mache, selb sei über das Bohnenlied. Wenn das so fortgehe, so müsse ihm ein Gesetz gemacht sein, daß man die Erdäpfel für die armen Leute auf den Köpfen der Großräthe pflanzen dürfe. Verzeiht, sagte Jacobli, mein Vater sagt, manchmal müsse man B sagen, weil man bereits A gesagt und die Sache nicht gehörig untersucht gewesen, und manchmal erkenne man etwas, weil die Ingenieurs gründlich rapportirt hätten, aber wie es sich hintendrein ergebe, wunderlich sehr wunderlich, so daß man eigentlich nicht wisse, was sie im Auge gehabt, ob das Gestein oder das Metall. Das wird nicht sein, sagte Sime Sämeli, für was hätte man sonst Rathsherren, für solche Erkanntnisse wären Rathsbabeni lange gut

genug. Verzeiht, sagte Jacobli, an allen Orten könne man nicht sein, sagt mein Vater, und Alles verstehn eben so wenig, dafür habe man Experte, und wenn die leider nicht zuverläßig seien, so könne man halt nichts dafür.

Schlechte Meister haben schlechte Knechte, und wer regieren will, muß wissen, was und wie er befehlen soll, und geht's nicht gut, so nimmt man den Meister beim Kopf, wißt ihr's! Verzeiht, sagte Jacob, mein Vater meint, das sei unmöglich und daher nie so gewesen, und ginge es nicht gut, so sei das Land selbst schuld. Wer aber in einer hohen Stellung sei, könne weder Alles wissen noch Alles sehen. Darum sollten die Leute es anzeigen, wenn sie glaubten, es gehe etwas nicht recht, dann könnte man untersuchen lassen und Berichte einfordern. Das thue man aber nicht, sondern räsonnire nur hinterrucks. Wenn so angesehene Männer und liberale, wie Sie sind, kommen und sagen würden: Hochgeachtete Herren! so und so ist z'Sach, mit der größten Freude würde man entsprechen und eintreten. — Daß man doch ein Narr wäre, ihre Spionen zu machen, sie haben so weit zu uns als wir zu ihnen, und daß man da vor ihnen auf die Knie fällt, dafür sind sie noch lange nicht gut genug, und zuletzt würden sie doch dem Lumpenpack, welches ihnen die Füße abläuft, mehr glauben als rechten Leuten. Sie sind bezahlt, es selbst zu wissen, und Wunder nimmt es mich nicht, wie sie den Bauch zwegstrecken und auf die Zehen stehn, daß keine rechten Leute ihnen mehr was sagen mögen, so sprach Sime Sämeli. — Das sei wahrhaftig nicht der Fall, sprach Jacobli, es seien doch wirklich Viele, welche sich

alle Mühe geben, alle Tage gemeiner zu werden. Wenigstens von seinem Vater könnte er es versichern, von Hochmuth wisse er nichts, und seine größte Freude sei, seine alten Bekannten zu sehen. — Es kann sein, sagte Sime Sämeli, so lange man bei ihm ist. Was er macht, wenn man fort ist, weiß ich nicht. Daneben wüßte ich appart nicht, warum er hochmüthig sein sollte; freilich sagt man, der Hochmuth sei der niederträchtigste Hallunk, sintemalen er in den schlechtesten Hudel hinein schlüpfe. Das war starker Tabak, Jacob wurde wirklich roth und wollte eben fragen: das werde doch nicht auf seinen Vater gestichelt sein sollen, als Frau Sime Sämelene hinein kam, als wie ein großes Schiff, wenn stark der Wind geht. Man sah, es brannte ihr im Kopf und zwar stark. Sie war schrecklich böse über ihre Töchter, welche nicht in die Hinterstube wollten. Kicherend war Züseli davon gelaufen, Anne Bäbeli hatte nicht viel gesagt, sondern sich in der Stille abseits gedrückt. Von der eigentlichen Ursache ihres Zornes sagte sie nichts, was Anderes mußte herhalten, wie es in solchen Fällen üblich sein soll bei den Weibern und laut vertraulichen Mittheilungen auch bei Staatsmännern, wie dann überhaupt nach den allerneuesten Naturforschungen eine höchst auffallende geschlechtliche Aehnlichkeit zwischen Staatsmännern und Weibern sich herausbilden soll. Vorerst schoß sie Teller und Gläser herum, daß es ihnen fast übel ward. Dann schimpfte sie über den Melker, welcher einen Schaden angerichtet, es wisse kein Mensch wie groß; dann über den Mann, daß er den Melker nicht fortgejagt, endlich über den Sohn, daß er im

Militär sei, den Soldatenteufel im Leibe habe, und wenn er nicht in Garnison gewesen, so wäre das Alles nicht begegnet. Das hätte man davon, und wie viel Geld er verklopfet, das wüßten sie nicht und werden es wahrscheinlich nicht vernehmen! Sime Sämeli und seine Frau verstunden einander sehr gut, hatten es nicht wie viele Eheleute, welche einander die Worte auflesen um sie sich gegenseitig an den Kopf zu werfen. Wenn Eins von ihnen in Eifer kam, so ließ das Andere dessen Worte liegen, wohin sie fielen, half ihm manchmal sogar, benutzte zuweilen auch ein Wort, um den Zorn auf einen andern Gegenstand zu leiten. Ja, ja, sagte Sime Sämeli, viel Geld kostet es. Doch das macht nichts, wenn man es hat, aber wenn man eine Arbeit vor hat und alle Hände voll zu thun, und es brüllet so ein Maulaffe einem zur Thür oder zum Fenster hinein: Morgen um Fünfe sollen die Auszüger am Laushag stehn, mit gepacktem Habersack und Ober- und Untergewehr, wohl geputzt, selb stellt einem das Haar auf vor Zorn. Nun zogen die beiden souveränen Eheleute an einem Seil und so stark los über Ordnung und Regierung, daß es selbst dem Sohn wohl stark vorkam, so daß er sagte: Es mache so heiß da innen, er hülfe (rathe) hinausgehn und ein Cigarrli rauchen. Jacob war das sehr recht. Er hatte viel von den heimeligen Abendsitzen vor den Häusern gehört, da hoffte er Gelegenheit zu finden, Bildung und Manieren zu zeigen, die Bekanntschaft gehörig einzuleiten. Aber kaum saßen sie mit ihren Cigarrlene zweg, so kam Frau Sime Sämelene und sagte: Selb sei ihr nicht anständig, sie hülfe

die Garbenknebel aus dem Mund thun. Sie hasse das Tubacke ohnehin wie die Pestilenz; daß man aber gar noch das Feuer so nackt und blos unter einem Strohdache herumtrage, selb dulde sie nicht, so lange sie noch was zu sagen habe. Wenn sie witzig wären, so gingen sie zu Bette, hübscher als dort könnten sie heute wohl nirgends sein. Wo liegt er? fragte Sime Sämeli's Sohn. Wo wollte er liegen als bei dir. In deiner Almend hätten ja drei Platz, nicht blos zwei, antwortete Frau Sime Sämelene, welche der Meinung war, daß was in einem Bette Platz hatte, man nicht in zwei thue, von wegen das Waschen kostete sie nicht Geld, aber Zeit.

Sime Sämeli's Sohn hatte sein Bett im Stock, d. h. in dem kleinen Gebäude ohne Scheuerwerk, welches bei so viel bernerischen Bauernhäusern steht. Es hat eine eigene Bewandtniß mit dem Stock. Es wohnen nicht ungerne Söhne und Töchter in denselben, nächtliche Ausgänge und nächtliche Besuche können dort von Knechten und Mägden, welche im Hause schlafen, nicht beaufsichtigt werden. Aber wird der Sohn zum Bauer, so zieht er aus dem Stock, siedelt sich in's Haus hinüber, um wachen zu können über das Haus. Der rechte Bauer hat wie der Hase die Augen, die Ohren offen im Schlafe. Er hört des Hundes Gebell, hört, wenn die Pferde rumpeln im Stalle, hört, wenn es rumpelt in den Gaden, hört, wenn verdächtige Schritte schleichen um's Haus oder von einem Gaden in andern Gaden. Hat der Bauer seine Jahre durchgewacht, ist Großvater geworden und über ihn ist gekommen mit der abnehmenden Kraft das Sehnen nach Ruhe, so

zieht er aus dem Hause und siedelt wieder im Stocke sich an, nun aber nicht alleine, sondern mit seiner Alten, welche mit ihm Lieb und Leid getragen und mit ihm gehütet und gewacht, und manchmal hängt ein liebes Großkind sich an, welches den Schatz großelterlicher Liebe entdeckt und sich denselben anzueignen gewußt hat. Sie ziehen aber nicht hinüber, um ungestörter der Welt nachschleichen zu können, sondern um leise von der Welt sich zu lösen nach und nach, zu ruhen von den Mühen der Welt, sich vorzubereiten auf den letzten Umzug von hier in's kühle Grab, wo das Thor sich öffnet zum ewigen Licht. Ein solcher Stock ist also zuerst das Gehäuse, aus welchem man hinaus sich schleicht in die Welt, und in welches die Welt hineinschleicht mit ihrer Lust, er ist aber auch die letzte Herberge des müden Wanderers, in welcher Leib und Seele Abschied nehmen von einander, der Leib um zu Grabe zu gehen und zu schlafen, die Seele aber um die dunkeln Wege zu gehen, welche dem sterblichen Auge verborgen sind. Wohl dem Hause, dessen Stock eine heilige Stätte ist, von welcher weg muntere Kinder unbefleckt sich stürzen in den Strudel der Welt, zu welcher sie zurückkehren mit reinem Gewissen nach treu vollbrachtem Tagewerk, um in Glauben und Hoffnung zu harren dem Rufe dessen, der die Gaben austheilt mit weiser Hand und wiederum die Empfänger ladet zur Rechnung über die empfangenen Gaben.

An des Stockes Bedeutung dachte indessen unser Jacob nicht, sondern daran, daß er mit Sime Sämelis Sohn in einem Bette schlafen müsse, während ihm aller Zusammen-

hang mit den Schwestern abgeschnitten ward und was frug er dem Bruder nach, wenn es ihm nicht um die Schwestern gewesen wäre? Er folgte schweigend seinem Korporal, stellte sich ans Fenster und verarbeitete innerlich einen großen Zorn. Da war er nun und was hatte er davon: Spott und Grobheit und die Aussicht in schwerem Bette mit Sämeli zusammen eine höllenheiße Nacht zu verschwitzen. Vor ihm lag das Bauernhaus und kam ihm vor wie ein großer Misthaufen, auf welchem zwei Röslein blühen. Für sein Leben gern hätte er gewußt, wo sie zu suchen und zu finden wären; vielleicht hätte er noch einen Ausfall gewagt, aber er mochte Sime Sämeli das Wort nicht gönnen, wie eine Beißzange klemmte ihm die Aergerniß die Lippen zusammen. Derselbe nahm aber von Jacobs tiefsinnigen Betrachtungen keine Notiz und kleidete sich rasch aus, warf sich in's Bett, streckte lang sich aus und sagte: gut — den Rest verschlang bereits der Schlaf. Da nun Niemand seiner sich achtete, von Pfeifen und Singen Sämeli gar keine Notiz nahm, so wußte Jacobli am Ende nichts Besseres, als ebenfalls ins Bett zu kriechen; er hoffte da seinem Zorn am reiflichsten nachdenken zu können. Als er sich dazu so bequem als möglich zurecht gelegt hatte, da kommandirte ein Anderer. Wer draußen an der Thüre gehorcht hatte, hätte glauben müssen, da innen thäten zwei werdende Trompeter liegen, denen in den Schlaf hinein das Trompeten nachgekrochen sei, ohne jedoch zu honorigen Tönen kommen zu können. Wer aber am andern Morgen ungefähr um sieben Uhr ins Stübchen geguckt hätte, der hätte ein stummes Men-

schenkind gesehen, sitzend im Bette mit wunderlichem Haargehänge ums Haupt, einem schwarzem Strich unter der Nase, einem Schnauze ähnlich (ob einem den Gott wachsen läßt, oder einem wie sie jungen Lieutenants und ungefiedertem Federvieh die Friseur liefern das Stück zu 7½ Batzen wäre nicht zu entscheiden gewesen mit Sicherheit) die Augen reibend, das Maul aufsperrend, mit gräulichen Gebehrden, bald wieder in die Kissen tauchend, bald auffahrend, endlich aus dem Bette sich windend, fast wie weiland ein Drache, ein fabelhaft Thier, aus seiner Höhle. Als das Menschenkind endlich saß auf des Bettes Rand, rieb es die Augen wieder, gähnte schrecklich, dehnte die Glieder, streckte fast sich nieder wieder und thats doch nicht, sondern drehte sich rund um, ganz dumm; endlich schüttelte es die Mähnen mit langem Gähnen und stellte langsam sich auf die Füße, dehnte sich wieder, gähnte wieder, sah rundum kreuzdumm, merkte endlich im Stübchen ein Fenster. Am Fenster stund es lange, endlich schien ihm was einzufallen; es kam zum Bette zurück, schien in demselben was zu suchen und als es nichts darin fand, machte es im Stübchen die Runde, sah hier und dort Kleider liegen, erkannte endlich seine Uniform und als es sich noch einmal gedehnt und lange gegähnt, schien es ihm auch im Kopf zu dämmern (ins Stübchen schien die Sonne längst), das Bewußtsein zu erwachsen und zu fassen, wo es sei. Es begriff aber nicht bloß dieß, sondern auch, was in dieser Lage zu thun sei; es streckte langsam die Hand nach den Kleidern aus, zog langsam Stück um Stück an und mit jedem Stück erwachte nicht bloß das

Bewußtsein besser, sondern auch das Selbstbewußtsein und als es das Beste am Leibe hatte, war es in einer Stimmung, Napoleon hatte sie vor der Schlacht bei Austerlitz nicht schöner. Indessen der besonnene Held versäumt nichts, so that auch Jacob, als zweiter Unterlieutenant, ebenfalls ein Held, wenn auch erst ein angehender.

Er schritt ans Werk, er sah sich um rundum, aber o Himmel, er sah kein Waschbecken, sah keinen Nachtsack, in welchem er sorgfältigst seinen Toilettenapparat mitgenommen, selben aber, da etwas zu tragen unter der Würde des eigentlichen Menschen ist, ihn am Orte gelassen hatte, wo die Compagnie auseinander gegangen war. Sime Sämeli hatte versprochen zu sorgen, daß derselbe nachkomme und Jacobli vergessen nachzusehen, ob er da sei. Da stand nun Jacobli ungewaschen, ungekämmt, struppichter anzusehen als ein ungestriegelt Roß und machte eine Physionomie, gegen welche die eines Ochsen am Berge geistreich könnte genannt werden. Wo war sein Nachtsack und wo war Simeli Sämelis Sohn, der gestern mit ihm zu Bette gegangen, jetzt treulos nicht zu sehen war? Verrath und Bosheit sah er wieder rundum, er wußte nicht, daß Simele Sämelis Sohn beim Melken war, weil er wissen wollte, ob die Kühe an Milchertrag zu- oder abgenommen und daß das große Waschbecken der Familie hinter dem Hause war, wo aus hölzerner Röhre ein reicher Wasserstrahl in den langen Brunnentrog lustig sprudelte. Hier war der Toilettentrog der ganzen Familie und Frau Sime Sämelen hätte wunderliche

Augen gemacht, wenn sie hätte Waschbecken zum Privatgebrauch liefern sollen. Wem so was eingefallen wäre, der hätte vernommen, daß wo Großvater und Großmutter sich gewaschen, so ein Gabel- und Trampelthier sich auch waschen könne. Ansprüche konnte sie nicht leiden die Frau Sime Sämelene! Das Waschen hätte sich allfällig ersetzen lassen, aber das Kämmen und frisiren ohne Kamm, wie ließ sich das thun? Ehedem waren die fünf Finger ein tüchtiges Surrogat des Kammes, aber jetzt bei den langen Haarbündeln, welche ums Haupt hangen, welche man so oft durch den Friseur muß glätten und schmieren lassen, wenn man einigermaßen einem civilisirten Geschöpf und nicht einem Zottelbär ähnlich sehen will; jetzt sind die fünf Finger untauglich geworden. Trostlos stand er da, zuchtlos zotteten ihm die Haare ums düstere Haupt; die schönen Haare, auf die er sich so viel einbildete, in denen er eine bezwingende Kraft dem Simson gleich zu besitzen glaubte, unser zweite Herr Unterlieutenant. Rathlos stand er da, Neues fiel ihm nicht ein, genial war er nicht, schaffen konnte er nicht, nur nachahmen, prächtig seine Haare schniegeln mit Kamm und Pomade, wie er es abgeguckt; aber ohne Kamm und Pomade war er hell nichts, war er rein verloren. Endlich fiel ihm was ein, er riß das Fenster auf. Ach Himmel, gegenüber stand Anna Bäbeli und fütterte die Hühner. Wie von scharfer Kugel getroffen, fuhr der arme ungewaschene, zottige Jacobli zurück, flüchtete sich in des Stübchens hintersten Winkel, um sich zu bergen vor den schönen Blicken aus Anne Bäbelis tiefbraunen Augen. Wie kurios die

Leute sind, das Licht dieser Blicke, in welchem er gestern Abend für sein Leben gerne gestanden wäre, wie floh er es jetzt? Es weiß kein Mensch, ob er nicht noch dato in jenem Winkel stünde, wenn nicht eine grobe Stimme durchs Fenster gekommen wäre mit der Einladung hinunter zum Frühstück zu kommen. Er rief bittend seinem Freunde, dem die Stimme gehörte zu, hinauf zu kommen. Der meinte erst, Jacobli solle hinunter kommen, er könne ihm ja hier auch sagen, was er wolle, doch ließ er sich endlich erbitten und polterte die hölzerne Treppe auf.

Was der lachte, als er Jacoblis Noth und Anliegen vernahm. Deßwegen solle er sich nicht plagen, meinte er und nur kommen, sonst erkalte das Frühstück. Im Vorbeigehen könne er sich beim Brunnen waschen und mit dem Kämmen nehme man es bei ihnen nicht halb so spitz; wer einen nicht ungekämmt ansehen möge, der könne wo anders hin luegen. Als Jacobli aber gar schrecklich gegen diese Zumuthung sich stemmte, rief Sämi zum Fenster hinaus: Anne Bäbi bring geschwind ein Kacheli mit Wasser und einen Lauser (ein enger Kamm). Aber nein, rief Jacobli, was denkst, was machst, was wird deine Jungfer Schwester denken? Meinethalben was sie will, wenn sie nur geschwind macht, daß wir bald zum Essen kommen, ich bin hungrig. Da kam von unten herauf eine milde Stimme, komm und hol's. Bring's, rief Sämeli rauh hinunter. Es steht auf der Treppe, tönte es wieder. Das ist mir immer das dümmste Mensch unter der Sonne, brummte Sämeli. Züsi hätte seine Galgenfreude daran gehabt

zu kommen und zu ſehen, wie der Herr Lieutenant ſich in ſeiner Seelenangſt in den Bettumhang eingewickelt. Anna Bäbeli hatte den Sinn, der ohne zu denken und zu abſtrahiren, jede Pein und jedes Weh fühlt, als ob es eigenes wäre. Deßwegen kam Anna Bäbeli ſeinen Geſchwiſtern ſo oft ganz kreuzdumm vor, weil ſie ſolchen Sinn nicht hatten, darum auch nicht begriffen, und was man nicht begreift, das ſchreit man als dumm aus und ganz beſonders laut thut dieß die junge Schule, wahrſcheinlich weil ſie äußerſt weiſe iſt, daneben dann freilich unendlich viel nicht begreift. Ein ähnlich Urtheil über ſich hatte Jacobli ſich zugezogen: ſeine Unbehelfenheit gegenüber dem Kalbe ließ ihn den guten Leuten dümmer als das Kalb ſelbſt erſcheinen und ſein quasi fein Weſen, welches ſie nicht faßten, nahm ihnen dieſes Vorurtheil nicht.

Als der Schreck einer perſönlichen Erſcheinung Anna Bäbelis vorüber war, wickelte ſich Jacob aus dem Vorhang und begann zu waſchen und zu kämmen, daß Sämeli eins ums andermal anſetzen mußte, Jacobli ſolle doch abſetzen, wenn man mit einem Roß ſo umgehen, es ſo ſtriegeln wollte, er glaube nicht, daß daſſelbe es aushielte und mit dem Leben davon käme. Indeſſen Jacobli traute ſeiner Natur, ſetzte nicht ab, bis das Düpflein auf dem J war, und als er den letzten Blick in den Spiegel that, erglänzte ſein Geſicht in voller Selbſtzufriedenheit. Jetzt Courage, dann fehlt es nicht, ſagte ſeine Seele zu ſich ſelbſten.

Als ſie endlich hinunter kamen, fanden ſie Züſi unten, welches wahrſcheinlich neugierig war zu ſehen, wie

weit es Jacobli mit Lauser und Wasser gebracht. Jacob begann ein langes Complimentiren, so daß Frau Sime Sämelene sich genöthigt fand zur Küche hinaus zu rufen: sie hätte genug gewartet, sie hülfe abbrechen und endlich zum Essen kommen. Sämeli leistete Jacobli dabei allein Gesellschaft, die Andern hatten längst gegessen, wahrscheinlich auch Sämeli, denn die Mutter machte ihm das Compliment, er und ihr Blaß (der Haushund) hätten es akurat gleich; wenn es für sie sei, so nehmten sie den ganzen Tag und kein Mensch sehe es ihnen an, daß sie schon was gehabt.

Züst ging ab und zu, gab und nahm Gelegenheit mit Jacob zu händeln, und Jacob schwoll das Herz in Freude, er hielt dafür, er sei eben daran Eindruck zu machen. Weit ließ es aber Frau Sime Sämeli nicht kommen, sie pressirte den armen Jacobli, der streng am Eindruck arbeitete und darob das Essen vergaß, mörderlich, bis sie endlich abtragen konnte. So eine Hausfrau ist in einem Bauernwesen die Hauszeit, die Hausuhr, sie ordnet die Zeit durch die verschiedenen Mahlzeiten, muß dafür sorgen, daß in den Zwischenzeiten das Gehörige geschehe, damit zu rechter Zeit Menschen und Schweine das Ihrige kriegen. Eine rechte Bäurin, welche sich nicht helfen läßt, sondern alle Hände auf's Feld schickt, muß sich rühren und den Morgen gut zu Ehren ziehen, wenn sie zu rechter Zeit mit dem Mittagessen fertig sein will. Darum läßt sie sich am Morgen nicht gerne säumen, und wenn sie einmal auf Jemand gewartet hat, so mag der parliren so interessant er will, eine geneigte Zuhörerin findet er nicht an

ihr, ſondern blos eine Bäuerin, welche auf alle mögliche Weiſe ihm ihre Ungeduld kund gibt und ihr Verlangen aufzuräumen und fertig zu machen.

Als endlich die Mutter zu ihrem Zwecke gekommen war, ſaßen die beiden Kriegskameraden um den leeren Tiſch mit langen Geſichtern und ſchauten in einen langen, langen Morgen hinaus, der ausſah wie eine afrikaniſche Wüſte. Wie in einer ſolchen Wüſte nicht Baum, nicht Haus zu ſehen iſt, nichts als öder Sand, ſo ſahen ſie in den Morgen hinein, ſahen nicht Arbeit, kein Kaffeehaus, nicht einmal eine Speiſewirthſchaft, ſahen nichts als unendliche Stunden, eine lange, lange Viſite, und heimlich ſeufzte Jeder: Ach, wenn's doch nur ſchon Mittag wär! Endlich dehnte ſich Sämeli grauſam, gähnte ſchrecklich, daß ein Krokodill vor ihm Reißaus genommen hätte und ſagte: Er hülfe hinausgehn!

Draußen trappete Sämeli wie von ungefähr dem Roßſtall zu und Jacobli trappete ihm nach. Hier machte Sämeli auf. Der Anblick eines Pferdes wäre im Stande geweſen, den Tod, wenn nicht zu verſcheuchen, ſo doch zu verzögern, während Pferde auf Jacobli gar keinen Eindruck machten. Ach, der Arme ſehnte ſich nach ganz andern Eindrücken, wußte aber nicht wie dazu kommen. Sämeli begang bei jedem Roßſtande einen Lobgeſang über das Roß, welches darin ſtand, welche wir nicht wiederholen wollen, obgleich viel Poeſie in denſelben war und nicht blos Poeſie, ſondern auch hohe Geſinnung und tiefe Politik. Er ſchimpfte nämlich gewaltig auf die Machthaber, weil eins ihrer Pferde, nach ſeiner Meinung das ſchönſte, welches auf 4 Beinen ſtand, kei-

nen Preis erhalten hatte. In seiner Begeisterung band er es los, führte es hinaus, stellte es unter das Dach und sagte: Ist das ein Staatsroß oder nicht? Es gebe ein schönes Trainpferd, sagte Jacobli. Ja beim .... die wären froh über ein solches Trainpferd, wie man über einen gescheuten Mann froh wäre, wenn einmal ein solcher in die Regierung käme! Aber hast du je ein schöneres gesehen? Es gefalle ihm auch, sagte Jacobli, es sei schön braun; aber es scheine ihm zu groß und dick, wenn man in einem Fuhrwerk sitze und namentlich in einem Char à banc, so sehe man nicht, was gegen einen komme, und der Schweif sei zu lang und dick, wenn man weiße Hosen habe und vorauf sitzen müsse, so werde man bei solchen Schwänzen ganz verspritzt, daß man sich gar nicht mehr zeigen dürfe; er habe das schon mehr als einmal erfahren. Mit Schein verstehst du auch nicht viel, sagte Sämeli, und weißt nicht, was für ein Unterschied ist zwischen einem Staatsroß und einem Schindgaul, wie ihr sie in der Stadt habt. Aber sieh mal, so viel wirst du doch verstehen, haben sie nicht vorgeworfen, es habe zu gerade Beine. Sie haben zwar gewelschet, aber die Tröpfe haben vergessen, daß noch andere Leute, als sie, welsch können. Das wirst du wohl falsch verstanden haben, meinte Jacobli, so was dummes haben sie sicher nicht gesagt, denn das begreift ja ein Kind, daß man nicht zu gerade Beine haben kann. Steckengerade ist am schönsten, wem sollten hundertjährige Schneiderbeine gefallen? Sämeli warf einen seltsamen Blick auf Jacobli. Schreiberbeine werden kaum viel schöner sein im Alter, sagte er. Aber

ſieh, wie er läuft, der darf dem Erdboden trauen, und ſtellt zu Boden, daß man eine Stunde weit glaubt, es erdbebne. Jacobli trat vor das Dach hinaus, um den Gang des Staatsroſſes beſſer betrachten zu können, aber als Sämele zurückkam, wußte er nichts zu ſagen, nicht einmal was Dummes. Als er vor das Dach hinaus getreten war, da hatte er einen Eindruck gekriegt, er ſah die Töchter ganz in der Nähe Erdäpfel hacken. Als einem jungen Mann von Bildung ging ihm begreiflich eine Brünette weit über einen Braunen. Der Anblick ſtellte ihn ſo, daß er Sämeli, welcher das Staatsroß in den Stall führte, nicht nachging; ihm graute, welch köſtliche Zeit er verſäumen könnte, wenn aller Stoff, welcher noch im Stalle war, abgeſponnen werden ſollte, denn noch war von zwei Pferden nicht die Rede geweſen, von zwei Widdern, welche frei im Stalle herumliefen nicht, und hinten im Stalle war noch ein Verſchlag, deſſen Inhalt Jacobli noch nicht enträthſelt hatte. Sollte das Mutterſchwein mit ſeinen berühmten dreizehn Ferkeln darin ſein, ſo war die Ausſicht ziemlich ſicher, daß vor Abend Sämeli ſeine Lobgeſänge nicht zu Ende bringe. Jacobli, der, wie bekannt, etwas von Diplomatie in Leib gekriegt, hatte den Grundſatz, daß man immer ganz unverfänglich anfangen müſſe und jedenfalls an einem Orte, der himmelweit von dem entfernt ſei, zu dem man eigentlich gelangen möchte. Jacobli blieb alſo draußen ſtehn, ſtellte ſich mit verſchränkten Armen vor den prächtigen Brunnen und machte die geiſtreiche Bemerkung: Wenn dieſer Brunnen in Holland wäre, ſo wäre er unter Brüdern hundertauſend Gulden

werth. Die Bemerkung intereſſirte Sämeli, er meinte, wenn Jacobli ihn nach Holland brauchen könnte, ſo könne er ihn für 1000 Gulden haben und 99,000 Gulden Profit machen, für 100 Gulden könnten ſie einen noch viel ſchönern herbeileiten.

Während Sämeli noch den 100,000 Gulden nachdachte, rückte Jacobli einen Schritt weiter, trat unter dem Dache hervor und fragte: Bekömmt ihr Obſt in dieſem Jahre? Ich liebe das Obſt gar ſehr, beſonders gekücheli. Kannenbirenküchli ſind ganz herrlich, beſonders wenn man ein wenig Kirſchenwaſſer in's Taigli rührt. Meine Mutter hat uns ſchon lange verſprochen, Kannenbirenküchli zu machen, wenn einmal die Kannenbiren in einem billigen Preis ſeien, bis dahin hat es es aber noch nicht geben wollen. Habt ihr auch Kannenbirenbäume? Ja, dort ſehe ich einen, antwortete er ſich ſelbſt, und zeigte auf einen großen Baum, welcher zwiſchen ihm und dem Platz ſtund, in welchem die Mädchen hackten. Ich muß doch ſehen, ob Biren daran ſeien. Ein ſchöner Kannebirnbaum, ſagte Sime Sämelis Sohn, ein Grauechbaum iſt es ja. Aber Jacobli nahm von dieſer Bemerkung nicht Notiz, nahm ſeine Cigarrenbüchſe aus der Taſche und drehte ſich mit kundſchaftenden Augen dem quaſi Kannenbirnbaum zu. Wenn du den Narren machen willſt, ſo mach ihn für dich, brummte Sämeli und drückte ſich bei Seite, wahrſcheinlich dem Stalle, wo die Ferkel waren, zu. Jacobli ging mit hochgehobenen Beinen, wie ein Storch, wenn er fröſchen geht, ſeinem Ziele zu, ſuchte bedächtig Kannebirn am Grauechbaum, dann machte er unvermerkt, wie Scharfſchützen es

lernen, eine Wendung, und ehe man es sich versah, stand er am Platz, wo die Töchtern backten. Fleißig, ihr Töchtern, fleißig, sagte er, wenn ich eine Haue hätte, ich wollte helfen. Die wäre zu bekommen, sagte Züsi, oder wenn es ihm Ernst sei, so könne er sie ablösen und gleich bei ihm anfangen und bot ihm seine Haue dar. Jacobli mußte sie ehrenhalb ergreifen, da er aber sein Lebtag kein solch Ding in der Hand gehabt hatte, that er begreiflich kreuzdumm, so daß Züsi fast verspritzen wollte, jedoch seine Haue wieder nehmen mußte, da Jacobli tapfer Erdäpfelstauden abhackte. Das war ein Glück für ihn, sonst hätte ihn Züsi gerne den ganzen Tag hacken lassen, um den ganzen Tag lachen zu können. Anne Bäbeli hatte zuerst auch mitgelacht, aber bald regte sich das Mitleid in seiner weichen Seele, es schob sich allgemach als Schild zwischen Züsi und Jacob, begann dessen Ungeschicklichkeit zu entschuldigen. Was man nie gemacht, dazu thue man anfänglich ungeschickt, dessen sei sich nicht zu wundern, er werde auch Manches können, wo es viel Lachens geben würde, wenn sie es machen sollten, meinte Anne Bäbeli. Allweg kann er was, sagte Züsi, er kann den Herrn machen, und das ist allerdings eine Kunst, welche uns übel anstehen würde. Im Gegentheil, meinte Jacobli, es würde sich gerade Niemand besser zu ihnen schicken als Jungfer Züseli, lauter Müßiggang ist nicht bei uns, wir führen ein sehr thätiges Leben und haben viele Geschäfte.

Glaub's, sagte Züseli, Handschuh an- und abziehen, Schnäuzli drehen, Steckli suchen, Höseli bürsten, Stiefeli putzen, den Hemdekragen zwegrupfen, die Stadt auf

und abwedeln, den Mädchen nachſtreichen, den einen wegem Careſſiren, den andern wegem Geld; Kutſcher ſuchen, welche euch noch auf Borg fahren auf's Land hinaus, Jemand zu ſuchen, den ihr zum Beſten haben könnt. Jungfer Züſeli, Jungfer Züſeli, ſagte Jacobli, ihr ſeid verzweifelt ſpitzig, ſo iſt es doch nicht wie ihr ſagt. Den ganzen Tag muß ich auf dem Büreau ſein, manchmal des Abends noch für den Vater ſchreiben. Wahrhaftig, ich bin ſehr angebunden, habe ſelten einen freien Tag. Selb ſollte man nicht meinen, entgegnete Züſeli. Anne Bäbeli ward roth und ſagte: Daß die Herren was machen müßten, glaube es gerne, aber was ihr Weibervolk mache, welches nicht pflanze, für nichts Lebendiges zu ſorgen hätte, das habe ihn's ſchon oft Wunder genommen. Das geht verſchieden, ſagte Jacobli. So, was ganz vornehm iſt, die Ariſtokraten, die thun nichts als ſpazieren, Viſiten machen, zuweilen ein wenig welſch leſen, aber nicht dick, brodiren hie und da ein wenig an einem Nastuch, ziehen dabei aber nicht einmal die Handſchuh aus, gehen nie in's Bett, ſtehen nie auf und wiſſen nie, was auf den Tiſch kommt. Sie werden immer nur tanzen und in die Comödie gehen, meinte Züſeli. Nicht einmal, ſagte Jacob, tanzen thun ſie nicht, wegem Schwitzen und in die Comödie gehen ſie nicht, wegem Koſten. Herrgott, wie langweilig muß das ſein, da möchte ich für mein Leben nicht in der Stadt ſein, ſagte Züſi. Ja, Jungfer Züſeli, ſo geht es Gottlob nicht allenthalben, und bei uns, welche wir noch nicht vornehm ſind, ganz beſonders nicht. Bei uns geht's, wie es recht iſt, es wechſelt das Nützliche mit

dem Schönen, die Beſchäftigung mit dem Vergnügen, wir halten das Weib nicht für eine Sclavin, aber auch nicht für eine Zierpuppe: das Weib ſoll das Leben zieren und es ſelbſt genießen. Alle drei oder vier Wochen haben wir eine kleine Wäſche im Hauſe, welche Mutter und Schweſtern beſorgen und glätten, was geglättet ſein muß. In der Zwiſchenzeit nähen und ſtricken ſie und die Mutter macht dem Vater die Hoſen, er ſagt, er ſei in keinen wohler als in denen von der Mutter. An den Markttagen geht man auf den Markt, macht ſeine Einkäufe, Kraut, manchmal ein Salätchen, im Sommer bringt die Mutter zuweilen Kirſchen heim, beſonders wenn man das Pfund für einen Kreuzer kriegt. Nach dem Mittageſſen geht man ein wenig aus, guckt in die Buden hinein, macht manchmal ſelbſt Empletten; manchmal bekömmt man Viſiten, dabei kann man ſtricken, manchmal lieſt man, wir ſind abonnirt in einem Leſladen (Leihbibliothek), wo ſie die ſchönſten Bücher haben, Romane und andere Geſchichten. Am Abend geht man ſpazieren oder ſitzt auf dem Läubchen hinterm Hauſe gegen das Höfchen, wo einen die Sonne nicht plagt, oder geht z'Viſite und hat Soirée. In den kurzen Tagen eſſen wir um 6 Uhr zu Nacht und machen manchmal ſchöne Muſik. Die Mutter kann ſchöne Gellertlieder, die älteſte Schweſter macht auf dem Clavier, ich klarinete, der Vater hört zu oder ſchlägt an den Dreiangel, das ſind gar vergnügte Abende. Ja, manchmal giebt es Bälle, alle Jahre fährt die ganze Familie in einem Chaischen auf's Land, und wenn der Vater Freibillets bekommt, ſo gehn wir in Conzerte oder gar in die

Comödie. Was ſind das für Billete? fragte Züſi. Wenn man in einer Stellung iſt, wo man ſich für die Leute verwenden, ihnen z'Beſt reden kann, bekömmt man oft ſolche, und mit denen kann man hinein ohne zu zahlen. Die gefielen mir, ſagte Züſi, deren möchte ich auch. Wäre ich der Vater, ich wäre Tag und Nacht in der Stellung, wo es welche giebt. Ja, fiel Anne Bäbeli ein, ſo ein Leben ſcheint mich ganz freundlich an, das iſt doch ein Anderes als arbeiten und immer nur arbeiten von einem Sylveſter zum Andern. Das war endlich ein Ton, der in Jacoblis Ohren himmliſch klang. Er wiſſe nicht, ſagte er, ob er es hoffen dürfe, aber eine große Freude und Ehre wäre es ihnen, wenn die Töchter ſie einmal in der Stadt beſuchen wollten. Sie ſollten verſichert ſein, es würde Allem aufgeboten werden, um ihnen Freude zu machen, er ſei verſichert, es würden Alle dazu helfen. Es ſei ſchon lange die Rede von einer Parthie auf die Bielerinſel geweſen, er ſei überzeugt, wenn ſie kämen, dieſelbe würde alsbald arrangirt werden. Das wäre ihm, ſagte Züſeli. Es hätte ſchon lange davon gehört, wie es dort luſtig zugehe und gedacht, es möchte einmal dabei ſein. Aber in's Schiff wolle es nicht, wie es gehört, daß die Meiſten thäten, es wolle fahren oder zu Fuß laufen. Da ward Anne Bäbeli roth und ſagte, aber weißt du denn nicht, daß bei einer Inſel ringsum Waſſer iſt? Warum ſollte ich das nicht wiſſen, ſo gut als du, ſagte Züſeli, aber weißt du nicht, daß man durch das Waſſer laufen und fahren kann, ſo tief wird es doch wohl nicht ſein, daß man nicht durch kömmt. Er möchte es nicht garantiren,

ſagte Jacobli, aber Angſt ſollten ſie deßwegen nicht haben, wo er ſei, da ſolle ihnen nichts begegnen, ſie ſollten ſich nur auf ihn verlaſſen. Auch wenn ein Kalb käme oder gar ein Stier? frug Züſeli. Biſt doch immer das Gleiche, ſagte Anne Bäbeli. Vor dem Waſſer fürchte ich mich ganz und gar nicht, es kömmt mir ſo weich und lieblich vor, daß es mich oft dünkt, ein ſchöneres Bett gebe es nicht, als ſo ein ſchönes, kühles, klares Waſſer. Kind, was du biſt, ſagte Züſi, ein gut Federnbett hat doch eine ganz andere Naſe, als ſo kaltes, naſſes Waſſer, in welchem man ja ertrinken kann, wenn man zu tief hinein geräth.

Da kam wie aus den Lüften her plötzlich eine Stimme über ſie und die rief: Züſio, Züſio, hey cho!

Als die Mutter eine Zeitlang gehaushaltet hatte, begann es ſie Wunder zu nehmen, wo die beiden Burſche ſeien, da ſie keinen Ton von ihnen hörte. Sie ging zum Brunnen, da war Alles ſtill, ſie ſtand vor das Haus hinaus, da ſah ſie Jacobli bei den Mädchen ſtehn. Schade, daß der kein Jagdhund geworden, der kriegt, auf was er los geht, weither in die Naſe, ſagte ſie für ſich ſelbſt, Sämeli wird dem aber bald den Stand weiter geben. Eine gewiſſe mütterliche Unruhe ließ ſie nicht leben in der Küche, ſie ſtand wieder hinaus, ſah, wie Jacobli mit der Haue focht, lachte herzlich und meinte: He nu, habt ihn nur recht zum Beſten, es kommt ihm dann hoffentlich auch bald in die Naſe, was Trumpf hier iſt. Als ſie zum dritten Mal hinauskam, ſah ſie nicht mehr den Jacobli mit dem lächerlichen Katzenbuckel, ſondern Jacobli mit verſchränkten Armen

bei den Mädchen ſtehn, dieſe auf ihre Hauen ſich lehnen und vertraulich plaudern. Den Anblick ertrug ſie nicht lange, die will ich auseinander geben und dem weiter zünden, ſagte ſie zu ſich und rief Züſi. Der Name klang lauter durch die Lüfte, und wenn was ging, war Züſi veran.

Züſi war ärgerlich, aber zu ſäumen war nicht, wenn die Mutter rief. Du kömmſt mit, ſagte es zur Schweſter, während es mit dem Fuß die Erde von der Haue machte. Wüßte nicht warum, ſie hat dich gerufen, antwortete Anne Bäbeli, und für was ſie zwei daheim brauchen wollte, wüßte ich nicht. Sie hat aber doch beide gemeint, ſagte Züſeli, du weißt, die Mutter ruft immer ſo. Und ich komme nicht, ſagte Anne Bäbeli, will mich die Mutter, wird ſie ſchon noch einmal rufen. Wer ſchrecklich zornig ward, war Züſi, wem aber die Rede wohl that, das war Jacobli; Jacoblis Herz hatte noch nicht geſprochen. Er hatte ſich freilich Züſi zugeneigt, weil es ihm zuerſt holder ſchien, aber da beide Schweſtern akurat gleich reich waren, ſo neigte ſein Herz ſich ohne Anſtrengung bei der ſchönen Gelegenheit auf die andere Seite und kriegte eine heftige Neigung für Anne Bäbeli. Das Blut ſchoß ihm armsdick an's Herz, tobte darin herum wie ein wilder Elephant im Pfahlwerk, in das er ſich gefangen, einen ſtarken Klamm fühlte er im Halſe, ein Chaos brauſender Elemente verarbeitete er in ſich mit Allmachtskraft, der Athem war gepreßt, er ſeufzte lang, endlich ſprach er: Jungfer Anne Bäbeli, es macht warm! O, ſagte Anne Bäbeli, heute macht es nichts, der Wind geht. O, Jungfer Anne

Bäbeli, sprach Jacob weiter, es macht also noch wärmer? Dann müßt ihr doch nicht draußen arbeiten? Allweg, sagte Anne Bäbeli. Wer sich dessen gewöhnt hat, dem macht es nicht so viel, und wenn es einen drückt, so denkt man, es müsse sein. Das glaube er nicht, sagte Jacob, Töchter, wie sie, könnten es anders machen. Und als er das gesagt hatte, da seufzte er lange. Anne Bäbeli mied die Klippe und sagte: Was Hausbrauch sei, sei Hausbrauch und besser als die andern zu haben, begehre es nicht. Aber in allen Häusern sei ein anderer Hausgebrauch, und der Mensch könne ändern, wenn es ihm beliebe, sagte Jacobli. Jungfer Anne Bäbeli, fuhr er fort und seufzte tief, dünkt es Euch nicht, es werde alle Augenblicke heißer und der Wind habe sich gelegt? Wie wäre es, wenn wir an den Schatten gingen, dort unter dem Kannebirenbaum wäre es so schön und es ließe sich so heimelig schwatzen im schönen Grase? Anne Bäbeli wurde roth und statt der Rede warf es einen seltsamen Blick auf den Jacobli, vermuthlich um zu sehen, ob er Spaß treiben wolle oder nicht bei Trost sei und verhürschet im Gehirn. Aber ehe es in's Reine gekommen, kam wieder eine Stimme durch die Luft: Anne Bäbi, söllist hey cho, enangerene! Anne Bäbeli packte alsobald auf, aber Jacobli machte ein dumm Gesicht, ungefähr so eins, wie ein Ochse machen wird, wenn er sich auf die Schienen einer Eisenbahn gelegt, auf ein ruhig Schläfchen rechnend und plötzlich faust und schnaubt ein Zug daher. So ungern gab er den Schatten unter dem Grauechbaum auf, aber Anne Bäbeli war nicht zu halten. So erlaubt mir doch, daß ich die Haue trage,

ſagte Jacobli galant, und als ſie am Grauechbaum vorbei kamen, ſagte er zärtlich: Wollen wir nicht von dem ſchönen Schatten profitiren und ein wenig darin abſitzen; da könntet ihr Euch ſo ſchön erkühlen, denn es iſt doch wahrhaftig nicht geſund, ſo erhizt in's kalte Haus zu gehen? Wohl, da würde mir die Mutter das Erkühlen vertreiben, ſagte Anne Bäbeli und wollte Jacobli die Haue wieder abnehmen, und Jacobli wollte ſie nicht geben, die liebe Haue, wie er ſagte, mit welcher Jungfer Anne Bäbeli einen ganzen Morgen gearbeitet. Ach, wenn er doch ſelbſt eine ſolche Haue wäre, ſeufzte er mit ſtarken Geberden. Das iſt mir doch ein donſtigs Genarre. An einem heiligen Werktage ſchändet man die Zeit nicht mit ſolchen Faren und Flauſen, erſcholl vom Hauſe her eine ſcharfe Stimme. Raſch waſche die Kartoffeln, dann geh in Garten und nimm Salat. Es war die Stimme der Mutter, welche durch Züſi's Bericht, wie Anne Bäbeli dem Maulaffen ſüße Augen mache, ſehr ſtark in Harniſch gebracht worden war. Züſi hätte ſich lieber eine Kröte in die Haare flechten laſſen, als den Jacobli, der nichts hatte, der arm war, zum Manne genommen, aber die angenehme Unterhaltung und die ſüßen Augen des armen Burſchen gönnte es der Schweſter deßwegen doch nicht.

Es hatte zum zweiten Ruf die Mutter begeiſtert, und als Anne Bäbeli neben ihr vorbei in's Haus geſchoſſen war, ſagte ſie mit großer Befriedigung: Wohl, die habe ich ſchön auseinander gegeben. Ach, die gute Frau Sime Sämelene wußte nicht, was ſo ein junger Eidgenoſſe für ein Ding iſt, und wie ſchwer loszukrie-

gen von dem, an was er sich gesetzt, sei es nun ein Mädchen oder ein Bier- oder anderes Glas.

Verblüfft war Jacobli vor dem Hause stehn geblieben und als er noch da stand, kam Anne Bäbeli mit dem Erdäpfelkörbchen aus dem Hause und wollte zum Brunnen gehn. Da hängte sich Jacobli frisch an die Tochter des Landes, ließ nicht nach, bis er auch was vom Körbchen tragen konnte. Als dasselbe endlich im sogenannten Sudeltrögli lag, griff Jacobli rasch nach dem dabei stehenden Besen, fuhr mit demselben so kühn und gewaltig d'rauf los, daß das Wasser hoch auf spritzte, Anne Bäbeli und ihm über den Leib fuhr, daß er bestürzt den Besen fahren ließ, und nach seinen armen Beinchen sah in den ehmals weißen, jetzt nassen Hosen. Anne Bäbeli hatte den Augenblick benutzt, des Besens sich bemächtigt, arbeitete tapfer in den Erdäpfeln, aber schon hatte auch Züsi das neue Zusammensein gesehen und es der Mutter berichtet und bemerkt: Mutter, das kömmt beim Hagel nicht gut! Das schoß der Mutter ins Haupt, mit harten Worten musterte sie Anne Bäbeli, die Erdäpfel zu bringen und ein andermal geschwinder zu machen. Anne Bäbeli machte keine Einwendung, trug im Bewußtsein seiner Unschuld gelassen die Vorwürfe und vorsichtig das Körbchen weit vom Leibe weg, damit es ihm nicht die Kleider netze, und betrübt blieb Jacobli am Brunnen stehen, in tiefe Betrachtung seiner nassen weißen Beinchen versenkt.

Drinnen setzte es eine mörderliche Kapitelten ab, und wenn Anne Bäbeli sich entschuldigen wollte, es vermöge sich dessen nicht, und wenn er ihm nachlaufe,

fortjagen könne es ihn doch nicht, so ließ das die Mutter nicht gelten, sondern meinte: Mein Lebtag lief mir nie ein solcher Heustüffel (Heuschreck) nach, es hätte es aber auch einer probiren sollen! Und jetzt packe dich und hole Salat, so schloß sie. Anne Bäbeli war dessen froh, wollte zur Thüre aus und zwar zu der gleichen, zu welcher es in die Küche gekommen war. Ja wolle, ich wollte dir, da sieht man, wie du ihm immer unter der Nase durch willst, Marsch Meitschi, zur andern aus, der braucht nicht zu wissen, daß du im Garten bist, und sehe ich euch heute noch einmal beisammen, so kriegst du deine Heiligen, zähle darauf.

Jacobli war in der Betrachtung seiner Umstände endlich zu dem Schlusse gekommen, daß die Sonne seinen Hosen wohl thäte. Da nun das Unglück hinterm Hause Schattseite begegnet war, so trappete er sachte der Sonne zu vor das Haus, dort lag auch der Garten, dort stunden Anne Bäbelis Blumenstöcke. Der Garten gehörte zu der mittlern Sorte, sowohl der Größe als dem Gebrauche nach, er enthielt nicht blos Kraut, nicht lauter Blumen, sondern Beides zusammen. Die Blumenbeete waren mit Buchs eingefaßt, welcher das Scheren nöthig hatte, die Wege waren eng und mit der köstlichen rothen Gerberlohe bedeckt, hie und dort erhoben sich hohe Sonnenblumen, Dahlien, Rosenstöcke, üppig und groß, daß man gar trefflich im Garten Versteckens hätte spielen können.

Nun war Jacob schon eine Weile an der Sonne herumgestanden, ohne daß er im Garten was Anderes gesehen hatte, als ganz gemeine Blumenstauden, welche

ihn nicht im mindesten interessirten, als es ihm schien, hinter einer gewaltigen Sonnenblume rühre sich was Weißes. Er sah näher hin, sah Anne Bäbeli unter Salatköpfen kauern wie eine Henne bei ihren Küchlein. Sein Herz schwoll auf wie ein Birnenschnitz in heißem Butter, es werde doch sein sollen, dachte er, stürzte in den Salat hinein, neben Anne Bäbeli nieder und sagte: Denket doch, erst jetzt sah ich euch, nicht wahr, ich darf euch helfen? Und ehe er die Antwort hatte, stieß er die Hände in den Salat hinein und raufte unbarmherzig darin herum, wie vor alten Zeiten ein Schulmeister in Bubenköpfen. Anne Bäbeli wehrte ängstlich, sagte, es habe genug, erhob sich und ging. Da hing sich Jacobli wieder an, ergriff das Körbli, zerrte daran herum, wollte es tragen, wollte rüsten helfen, dieweil er das wohl verstehe, da er ehedem, zwischen der Schule, der Mutter in der Küche habe helfen müssen. Da schossen plötzlich hinter der Sonnenblumenstaude zwei andere Hände hervor, rissen das Körbchen weg und eine zornige Stimme sagte: Gieb, du sollest hinein! Es war Züsi, welches mit dem erbeuteten Körbchen wie ein Wirbelwind dem Brunnen zu sauste. Wenn mal ein Mädchen ein Verhältniß in die Nase kriegt, welches ihm nicht anständig ist, dann kriegt es hundert Augen und zweihundert Ohren, und wie heimlich die Liebenden zusammenstehn, fährt es mit Sausen und Brausen zwischen sie. Kaum hatte die Mutter Anne Bäbeli zu einer Thüre hinaus in den Garten gemustert, schoß Züsi zur andern Thüre dem Brunnen zu. Es müsse doch sehen, was der Laffe jetzt für ein Gesicht mache, sagte es zu sich selbsten.

Derſelbe hatte aber bereits die Wendung nach der Sonne gemacht, trappete ohne Züſi zu bemerken, dem Garten zu. Du Lumpenhund, ſagte Züſi zornig, haſt du es ſchon wieder in der Naſe, wart aber, du Ketzer, und ſchoß in die Stube, von wo aus es den Garten überſehen konnte. Ob Jacobli's Herumtrappen verlor es faſt die Geduld, als er endlich wie eine Spinne, welche eine Fliege entdeckt, zur Gartenthüre hineinſchoß, ſchoß Züſi zur Stubenthür aus in die Küche. Mutter denk, ſie ſind ſchon wieder bei einander, rief es! Wo? rief die Mutter. Im Salat, rief Züſi! Soll ich ſie auseinander geben? Wenn ich von der Pfanne könnte, ich wollte, ſagte die Mutter, hochroth vor Feuer und Zorn. Geh, jag mir das Bäbi hinein, dem will ich die Läuſe runter machen. Jacobli ſtand wieder alleine, da er aber bedachte, wie es nicht gut ſei, daß der Menſch alleine ſei, trappete er dem Brunnen zu, wo Züſi den Salat rüſtete, ſagte dort ſeinen Spruch wieder her: Erlaubet Jungfer Züſeli, das kann ich perfekt. Ich mußte, zwiſchen der Schule, der Mutter in der Küche helfen, ich bin eine halbe Köchin. Es iſt kurios, aber es iſt doch ſo, daß eine Schweſter, wenn ſie einen Knaben bei ihrer Schweſter ſtehen ſieht, außer ſich geräth aus Angſt oder ſonſt etwas, und Himmel und Hölle zu Hülfe ruft, während ſie den gleichen Knaben ganz kaltblütig neben ſich duldet, von ferne nicht an Gefahr denkt. Es iſt kurios das! So ſchrie Züſi nicht nach der Mutter, ſagte eben ſo wenig Jacobli weg, aber es tribulirte und cujonirte ihn gräßlich. Was er abhieb mit ſeinem dicken Feuerſtahlmeſſer, war nicht recht, und was er

nicht abhieb, war noch viel weniger recht. Ganz kurios iſt's wieder, daß man ſelten zu rechter Zeit in's Klare kömmt, ob ſolche Cujonaden aus Liebe oder Bosheit kommen, denn Bosheit und Liebe können akurat gleich cujoniren, und manchmal weiß es das Mädchen ſelbſt nicht recht, welcher Kobold es ſtachelt. Scharfſchützen nehmen bekanntlich ſolche Neckereien zumeiſt als Liebeszeichen, und Jacob machte keine Ausnahme. Das Händeln mit Züſi ſchien ihm gar ſo ſüß und Züſi brach es nicht ab, und beide waren darein ſo vertieft, daß ſie hoch auf fuhren, als über ſie abermals eine Stimme kam und zwar mächtiger als nie. Iſt ein Narr wie der andere, und willſt du an dem Salat rüſten bis drei Tage nach dem jüngſten? Packe dich hinein, den ganzen Morgen hatte ich nichts zu thun als zu muſtern und deſſen bin ich ſatt. Züſi, daß du es nur weißt, du biſt um kein Haar beſſer als das andere. Verzeiht, Frau Sime Sämelene, ſagte Jacobli halb ärgerlich, halb demüthig, es iſt mir leid, wenn ihr böſe ſeid, ich wollte Jungfer Züſeli nur zeigen, wie wir den Salat rüſten, es ſei eine ſehr kommode Manier, ſagt meine Mutter. Schmöck, ja wolle, lehre den Salat rüſten! ſagte Frau Sime Sämelene; und hätte ſicher noch mehr geſagt, wenn ihr Zorn nicht gar ſo dick geweſen wäre, daß er ſich im Halſe geſteckt hatte, und ging mit raſchen Schritten dem vorausgejagten Mädchen nach.

Nun war Jacobli wieder allein, er fühlte ein fatal Schwanken im Gemüthe. Das Benehmen der Töchter hatte ihn mit Hoffnung erfüllt, ein ungeſtört Stündlein unter vier Augen, dachte er, und er wäre glücklich. Aber

wie das machen, da die Mutter umherſchoß wie eine erzürnte Henne, welche Kräben und Elſtern verjagen will? Zudem ſank ihm überhaupt der Muth zuſammen, es ward ihm öde im Magen, er war z'Viſite und wiederum allein, und wußte nicht was anfangen. Vor das Haus zum Garten trappen mochte er nicht, der Brunnen gewährte ihm ebenfalls unangenehme Rückerinnerungen, und es hatte das Anſehen, wenn er da blieb, als laure er auf die Mädchen, wie eine Katze vor dem Mäuſeloch auf die Mäuſe. Sime Sämeli hatte er heute noch gar nicht geſehen, Sime Sämelis Sämeli zeigte ſich nicht mehr, daß ſeine Lage gar nicht kurzweilig war, wird Jeder begreifen, auch wenn er nicht im Welſchland geweſen iſt.

Um von Brunnen und Garten wegzukommen, trappete er vom Hauſe weg, mied ſorgfältig den Grauechbaum, zündete eine Cigarre an und ſchritt den Weg entlang, auf welchem Sämeli den Braunen hatte trotten laſſen. Da tönte von Ferne her ein Mittagglöcklein. Dieſes Glöcklein iſt eigentlich der berühmteſte Volksredner und unterſcheidet ſich von den meiſten Volksrednern dadurch, daß es ſeinen Ruf nicht blos von Lichtmeß bis Faßnacht zu erhalten vermag, ſondern ſeit Jahrhunderten gleich populär bleibt, ſo daß Tauſenden, ſobald ſie ſeine Töne hören, das Herz aufgeht und es in die Naſe ſteigt wie Zwiebelnduft, Mehlſuppe und ſonſt noch was. Jacobli kamen die Töne unendlich heimelig vor, er fühlte ſich nicht mehr alleine auf dem Erdenrund, er wußte hinter den Tönen her kam ein Mittageſſen, der beſte Tröſter für viel tauſend Scharfſchützen und andere

Seelen. Er zog ſeine Uhr und kriegte neuen Troſt, ſie war 6½ Minute hinten drein, er trieb ſie der Zeit nach zu entſchiedenem Fortſchritt, ſteckte ſie dann mit großer Befriedigung in die Taſche, er wußte, um 6½ Minute kam er jetzt früher zum Eſſen als er gedacht. Er hatte die Zeit gelenkt, er hatte das Weltwohl gefördert, 6½ Minute früher als er gedacht konnte er eſſen. Kaum hatte die Glocke ausgetönt, kamen Leute vom Felde heim, neugierig ihn betrachtend. Stolz und ohne Gruß, die Cigarre ſtadtgemäß zwiſchen Zeig- und Mittelfinger ging er an ihnen vorüber. Spöttiſch, die Hauen auf den Schultern, ſahen ſie ihm nach, und wer ihnen nachgegangen wäre, hätte gehört, mit welchen Witzen über das Cigarrenherrlein ſie ihre Erdäpfel geſalzen hätten. So ein Ding mit der Cigarre zwiſchen den Fingern geht Leuten mit Hauen auf den Achſeln ſehr oft für eine luſtige Comödie, welche nicht blos Stunden, ſondern Tage lang währt. Solche Herrlein laſſen ſich von ſolchen Witzen begreiflich nichts träumen. Bald darauf trabte ein Roß heran, hinter demſelben ſah er den Zipfel einer weißen Kappe. Es war Sime Sämeli ſelbſt, welcher Korn hatte rönneln laſſen, um ohne des Müllers etwas zweideutige Vermittlung zu Spreu und Kern zu kommen. Sime Sämeli hielt das Roß an, ſagte guten Tag und frug wo aus? Als er vernommen, Jacobli ſpaziere ſo blos an der Sonne, ſo hieß er ihn aufſitzen, es ſei Eſſenszeit und ſeine Alte halte nicht viel auf Warten. Indeſſen Sime Sämeli mußte doch warten. Als er in die Hinterſtube kam, in gewiſſer Beziehung der Salon der Bauernhäuſer, war

kaum noch der Tiſch recht gedeckt, geſchweige dann, daß das Eſſen darauf ſtand. Als Sime Sämeli ſich ſehr mißfällig darüber äußerte, ſagte ſeine Alte: wenn er daheim geweſen wäre, ſo würde er ſich über die Zögerung nicht wundern, und lieb wäre es ihr, daß wenn fremde Leute im Hauſe ſeien, nicht Alles davon laufe und ihr den Kummer alleine überlaſſe. Deſſen ſei ſie einſtweilen ſatt. Sime Sämeli lenkte ein und frug nach dem Sohne. Sie hätte genug zu thun gehabt, die Mädchen zu hüten, lautete die Antwort, zum Buben werde er ſehen, habe ſie gedacht. Als man von ihm ſprach, kam derſelbe eben daher und ſtellte den Vater zur Rede, warum dieß noch nicht gemacht ſei, warum jenes nicht, undwenn nicht dazu gethan werde, ſo komme man mit Allem hintendrein, und einen Schaden hätte man, wie groß wüßte man nicht. Der Vater begehrte auf, wie es einem zuzumuthen ſei, Alles zu machen, wenn alle Augenblicke der Bärentanz gepfiffen und die Leute an den Laushag kommandirt würden. Er habe geglaubt, mit der neuen Regierung beſſere es, jetzt ſei es zehnmal ärger und es ſei gerade als ób man drinnen meine, Bauernſöhne ſeien die Kegel, mit welchen die Herren kurzweilen könnten. Doch lag in ſeinem Aufbegehren nicht ſowohl Zorn als eine gewiſſe Befriedigung, die väterliche Freude, daß während der Garniſon in ſeinem Sohne der Bauer nicht gelitten. Der übrige Schaden kümmerte ihn wenig. Endlich kam das Eſſen; dießmal verſammelte ſich um daſſelbe die ganze Familie, aber ſchweigſam. Die Mädchen machten ſaure Geſichter, auf Frau Sime Sämelenes Stirne ſchwebte eine Donnerwolke, und weil Sime Sämeli und

ſein Sohn hungrig waren, ſo griffen ſie zu und ließen das Reden einſtweilen ſein. Das Eſſen war reich und gut, freilich mehr ihnen ſelbſt als dem Gaſte zu Ehren. Fleiſchſuppe eröffnete den Tanz, dann kam Fleiſch, geräuchertes, geſalzenes, grünes, kam Kraut und gedörrtes Obſt, noch kam Braten, Schinken ſammt dem bekannten Salat, Erdäpfel ſah man dießmal keine. Jacobli ward von der Frau Gaſtgeberin gewaltig zum Eſſen genöthigt; nur nehmen ſollte er, ſagte ſie, ſo viel er möge, ſolle nicht ſich eigelich (Complimente) machen. Es reue ſie ja nicht, was einmal gekocht ſei, müſſe gegeſſen werden. Er ſolle doch ja eſſen, ſo viel er möge. Sie wiſſe wohl, wo man jeden Biſſen kaufen müſſe, eſſe man oft nicht halb genug. Was ſie kochten, müßten ſie nicht kaufen, ſondern hätten es ſelbſt und da eſſe ein Jedes, ſo lange es möge. Man wiſſe es nicht, wie gut man es habe, wenn man in Spycher und Keller und Garten das Nöthige holen könne und nicht für jedes Maulvoll und für jede Lauferei die Hand im Sack haben müſſe. Ja, wenn ſie es ſo hätte, ſagte ſie, ſie ließe ſich die Kleider auch ſo enge machen, wie man ſie in der Stadt hätte, das Mannevolk müßte Hoſenringgen haben und Fleiſch würde man Jahr aus Jahr ein wenig ſehen bei ihnen.

Ihr werdet aber auch pflanzen und Land haben, ſagte ſie zu Jacob. Nein, ſagte Jacob, pflanzen thun wir nicht, es ſchickt ſich nicht wohl. Was, nicht pflanzen, ſagte Frau Sime Sämelene, aber doch einen Kraut- und einen Baumgarten habt ihr für das Nöthigſte? Nein, ſagte Jacob, die Loſamenter mit Gärten ſind gar

theuer. In der Stadt macht man es am beſten, wenn man Loſamenter Schattſeite nimmt, die ſind die wohlfeilſten und allweg hat man doch ein Höſli oder ein Läubli, wo man die Sonne ſieht, wenn ſie ſcheint nämlich. Was, ſagte Frau Simz Sämelene, ihr wohnt nur zur Miethe, ach du mein Gott! Ja, ſagte Jacobli, das iſt gegenwärtig die größte Mode; die Höchſten und die Geſandtſchaften wohnen alle nur zur Miethe. Der Vater ſagt, man ſei gar abhängig, wenn man ein Haus habe. Wenn was angerichtet werde, wo man lieber hundert Stunden weit davon wäre, ſo könnte ſo ein Haus einen in große Verlegenheit bringen. Er glaube es, ſagte Sime Sämeli, beſonders, wenn man Alles darauf ſchuldig ſei. Das ſei ihr ein ſchöner Hudel- und Lumpenbrauch, ſagte dagegen Frau Sime Sämelene. Es tödtete mich, wenn ich in meinem Hauſe nicht Meiſter wäre, den Hauszins geben, Alles kaufen müßte, vielleicht gar noch die Kartoffel, oder eſſet ihr etwa keine deren? Ja freilich eſſen wir deren, abſonderlich der Vater, der iſt immer der Erſte in der Schüſſel, der Letzte draus und giebt das gute Beiſpiel. Du mein Gott, ſagte Frau Sime Sämelene, und kaufet ſie, da werdet ihr ſie wohl auch zählen, wie die Seeländer, ehe ihr ſie in den Hafen thut. Aber ein Schwein mäſten beſonders wegen dem Abzeug und metzgen werdet ihr doch, oder eſſet ihr die gekauften Erdäpfel ſammt der Rinde? Nein, ſagte Jacobli, wir ſchlachten nicht, für eine eigentliche Sau haben wir nicht Platz. Aber jetzt iſt ſtark die Rede davon, eine anzuſchaffen. Vornehme Herren haben engliſche Schweine kommen laſſen, welche wenig

freſſen und keinen Platz einnehmen. Nach einer ſolchen Sau gelüſtet es die Mutter ſehr. Aber, wenn man ſchon kein Schwein hat, deßwegen geht die Erdäpfelrinde nicht verloren; das iſt eben das Komode, daß ſo in einer Stadt nichts verloren geht. Es giebt Weiber, welche alles Abzeug holen und das Waſchwaſſer als Tränke für Schweine, und zahlen gut dafür, es giebt ein recht artig Sackgeld für eine ledige Tochter. Pfi Tüfel, wer möchte ſolch Sackgeld! ſagte Frau Sime Sämelene, und das wird mir doch ein Geld ſein! Wie viel Erdäpfel braucht ihr denn im Jahr? O viel, ſagte Jacobli, wenigſtens fünfzig Mäße und manchmal noch mehr. Der Vater klagt immer, wie viel doch ſo eine Haushaltung koſte. Fünfzig Mäß macht ſieben Säcke, ſagte Frau Sime Sämelene, an ſieben Säcken hätte hier die ſchlechteſte Bettlerhaushaltung nicht genug, ſo viel frißt eine Kuh alleine von Martinstag bis Fasnacht. Verzeiht, ſagte Jacobli, der Vater ſagt immer, die Stadt nehme den Appetit, wenn er auf's Land komme, eſſe er immer noch einmal ſo viel als daheim und die Mutter meint, nur dreimal eſſen ſei ſehr komod; auf dem Lande eſſe man den ganzen Tag. Ich glaube es, der Vater möge z'halb mehr auf dem Lande als daheim, wenn ihr nicht ſchlachtet und alles Fett und alle Kartoffeln kaufen müßt. Da wird es auch heißen: es ſei beſſer eine Laus im Kraut als gar kein Fleiſch, und ſtaubicht werden die geröſteten Erdäpfel ſein wie ein alter Mehlſack, daß es ganz dunkel wird ums Geſicht, wenn man daran haucht. Da könnten mich die armen Kinder dauern, die werden das ganze Jahr durch den Huſten haben.

Nein beim Schieß, ſo möchte ich nicht dabei ſein! Milch werdet ihr auch nicht ſelbſt haben, vermag man kein Schweinchen, ſo vermag man noch viel weniger ein Kuhli. Natürlich, ſagte Jacobli, kaufen wir die Milch, man bringt ſie uns ins Haus von der beſten, wo es giebt. Der Küher, bei welchem wir ſie nehmen, iſt gut bekannt mit dem Vater und nimmt es für eine Ehre, ſie uns geben zu können. Ihr werdet ſie nehmen von einer Kuh oder zweien? wenn man fragen darf, ſagte Frau Sime Sämelene. Wir nehmen ſie nicht nach den Kühen, ſondern anders. Sind wir alle daheim und der Vater iſt nicht eingeladen, ſo nehmen wir täglich für neun Kreuzer. Haben wir aber Viſite, ſo läßt die Mutter Rahm holen vom beſten, wo man fünf Batzen für die Maaß zahlen muß. Jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen, rief Frau Sime Sämelene, für neun Kreuzer Milch für eine ganze Haushaltung und einen ganzen Tag? Was dünkt euch Mädchen, das wäre ein Glück ſo dabei zu ſein! Was würde unſere rothe Sau dazu ſagen, wenn ſie Ferkel hat und nur für neun Kreuzer Milch kriegte im Tag? Eine ſolche Haushaltung zu machen, muß kurzweilig ſein, da iſt bald gegeſſen und bald abgewaſchen und hat man was gegeſſen, ſo kann man eine Weile warten, bis man wieder was kriegt, und braucht den Schneider kaum die Kleider zu weitern. Was meinſt, Anne Bäbeli, wäre da nicht luſtig Köchin ſein, die Erdäpfel wären bald gewaſchen, und ob dem Salat würde man auch nicht viel Zeit verſäumen? Da ward Jacob roth und ſagte: Verzeiht, wir leben bei uns eben nicht von Milch und Kartoffeln, wie man auf

dem Lande leben muß, das ſind ganz nur ſo Nebenſpeiſen. In einer Stadt lebt man mehr von Fleiſch und Gemüſe, in die Metzg kann man alle Tage ſenden, und wenn kein grünes Gemüſe mehr auf dem Markte iſt, ſo läßt man Sauerkraut holen, für vier Batzen kriegt man eine ganze Schüſſel voll, daß man dreimal daran zu wärmen hat. Am Sonntag läßt die Mutter Schweinefleiſch holen, manchmal ein Dutzend kreuzerige Schinkenſchnittchen, ſie ſind ganz vortrefflich, beſonders von Oberländer Schinken. Und was die Mutter kocht, kocht ſie ſo gut, daß gewöhnlich kein Stäubchen übrig bleibt. Es wird ſein, ſagte Frau Sime Sämelene und ſchoß ſpöttiſche Blicke rundum. So gut kann ich es nicht, mir bleibt immer was übrig. Aber es iſt ſich nicht zu wundern, wenn man nur ſo kauft von der Hand ins Maul, und den ganzen Tag die Hand im Sack haben muß, ſo glaube ich, es bleibe kein Stäubchen übrig. Und Butter, Mehl und Eier werden auch angeſchafft werden müſſen? Eier, ſagte Jacobli, brauchen wir nicht viel. Die Mutter ſagt, es ſei ein gar theuer Eſſen. Zuweilen läßt der Vater eins oder zwei weich ſieden, wenn er glaubt, es komme ihm dazu eine Rede zu halten, aber die Mutter wird allemal böſe und meint, es trage die Koſten nicht ab. Mädchen, was meint ihr, da wäre ein luſtig Kindbetten ohne Butter und Mehl? da würde wohl keine an der erſten Suppe erſticken, wenn es nämlich nicht eine wäre aus den ſieben Säcken Erdäpfel. Verzeiht, Frau Sime Sämelene, ſagte Jacobli gereizt, ich habe blos von den Eiern geredet, Butter und Mehl haben wir vollauf.

Wir haben in der Küche ein Mehlfäßchen, dieſes läßt die Mutter alle vierzehn Tage füllen und Butter holt man auch. Wir nehmen ſie bei einer vertrauten Kellermagd, die macht ihn ſelbſt und ganz vortrefflich; Grasanken, ſagt man ihr. Sommer und Winter kömmt ſie nie aus damit. Spöttiſche Blitze fuhren rundum und Jüſt platzte mit Tönen heraus, in welchen man ſich gar nicht zurecht finden konnte. Ja, ja, ſagte Frau Sime Sämelene, ſo wird's ſein und mit dem Brot wird es auch ſo ſein, das werdet ihr auch alles kaufen müſſen, das würde mich am meiſten drücken. Ich muß bekennen, ich glaubte, ich wäre der ärmſte Hund, wenn ich nicht das Korn in die Mühle geben könnte, von welchem ich das Brot eſſe. Ach mein Gott, wie wird es da ſchmale Bißchen geben! Nicht für ungut. Frau Sime Sämelene, ſagte Jacobli, Brot haben wir vollauf, manchmal drei Tage lang das gleiche auf dem Tiſche und wenn wir ſchon Alles kaufen müſſen, ſo iſt doch immer noch für Alles Geld da geweſen. Wenn die Jungfer Töchtern uns einmal das Vergnügen ſchenken uns zu beſuchen, ſo ſollen ſie wahrhaft nicht merken, daß wir Alles kaufen müſſen und ſelbſt entſcheiden, ob wir nicht das beſte Brot haben, welches man eſſen kann. Wir haben einen ganz ausgezeichneten Bäcker. Der Vater in ſeiner Stellung hat Gelegenheit gehabt, ihm Gefälligkeiten zu erweiſen, das kann er nicht vergeſſen, und thut uns immer mehr Mehl in unſer Brot als andern Leuten. Da lachte Frau Sime Sämelene laut auf und ſagte: ja, ja, es ſei glaublich, daß ſie drei Tage an einem Brote hätten, wenn mehr Mehl darin ſei, als

in anderer Leute Brot! Jacobli, verdrutzt über das Lachen, ſagte, es ſei auf Ehre ſo, übrigens könnten dann die Töchtern ſelbſt entſcheiden, wenn ſie ihnen das Vergnügen ſchenkten, ſie zu beſuchen. Sie zweifle, ſagte Frau Sime Sämelene, daß es ſie gelüſten werde. Allem Anſehen nach hätten ſie Koſten genug, und mit neun Kreuzern für Milch kämet ihr nicht aus, wenn die Mädchen dabei ſind. Verzeiht, ſagte Jacobli, ich glaube es geſagt zu haben, daß, wenn wir Beſuch hätten, die Mutter Rahm holen laſſe, für fünf Batzen die Maaß kriegt man vortrefflichen. Schweigt mir von fünfbatziger Nidle, damit kann man ja einen Hund vergiften! Es dünkt mich, ich hätte die geſchabte Seife ſchon in der Naſe, es dreht ſich Alles in mir um. Aber, daß ſie euch gut dünkt, dünkt mich nichts anders, wer zum Herrn gerathen will, muß zuerſt zum halben Hund werden und ſo freſſen können, was ſelbſt ein rechter Hund nicht mag, Schnecken und Kröten und weiß der Teufel was alles. Mein Mann hat auch einmal beim Schultheiß gegeſſen und hat mir da Sachen erzählt, daß es mir ſeither allemal wunderlich wird, wenn ich einen Herrn ſehen muß von weitem, geſchweige dann in der Nähe. Das war denn doch ſelbſt für Jacobli wohl ſtarker Schnupf. Wenn er das gewußt hätte, ſo hätte er ſie ſicherlich nicht lange plagen wollen, und je eher er gehe, deſto beſſer werde es ſein mit Schein, ſagte er. Er werde doch nicht meinen, ſagte Frau Sime Sämelene, daß das auf ihn geſtichelt ſei, ſolche Narrenpoſſen werde er doch nicht im Kopf haben, daß ſie ihn für einen Herrn halte. Als ſie noch daheim geweſen, hätte

ſie ſeine Großmutter genau gekannt, es ſei ihr eine liebe Frau geweſen, manche Stunde weit herum habe ſie Alles gewußt, ſie hätte ihr für manch ſchönen Batzen Schwefelholz abgekauft. Er müſſe preſſüren, ſagte Jacobli, er möchte Niemand zur Laſt ſein. Das ſolle er nicht denken, ſagte Frau Sime Sämelene, ſie müßten die Sachen nicht kaufen, ſie würden ſich ſchämen, wenn ſie nicht vermöchten, ihn ein paar Tage zu erhalten, wie er ſich wohl nicht gewöhnt ſein werde. Wenigſtens wolle ſie ihm noch mit Rahm aufwarten, es nehme ſie Wunder, ob er einen Unterſchied merke, zwiſchen demſelben und ihrem fünfbatzigen. Daneben wolle ſie ihn nicht aufhalten, ſie begreife, daß es ihm ums Verdienen ſein werde. Wer nicht Vermögen habe, müſſe mit der Zeit machen, was er könne, wenn er gelebt haben wolle. Um das ſei es ihm nicht, ſagte Jacobli, und warf ſich in die Bruſt, aber es ſei Morgen Sitzung. Verſäumen wollten ſie ihn nicht, ſagte Sime Sämeli, obgleich es in einer Sitzung nicht viel geſcheuter zugehen werde, ſitze einer mehr oder weniger. Aber wenn ihr meint, das Vaterland möge es nicht ertragen, ſo kann Sämi ein Stück mit euch fahren. Der Amann zu Hagenbuch will zwei Ferkel, wie er mir heute geſagt, die kann Sämi gleich mit nehmen. Für fünfundvierzig Batzen das Stück habe ich ſie ihm erlaubt, er ſolle ſie dir gleich bezahlen. Er hat gar ein kurz Gedächtniß, wenn er was ſchuldig iſt, der Amann zu Hagenbuch.

Als die Sache abgemacht, die Abreiſe Jacoblis entſchieden war, da klärte ſich plötzlich der Himmel in der Hinterſtube auf, und total umgeſchlagen hatte die Stim-

mung, faſt wie ſie beim Volke umzuſchlagen pflegt, von einem Tage zum andern. Nun war auf einmal Alles freundlich bis an Anne Bäbeli, welches ein recht trübes Geſicht machte. Frau Sime Sämelene preſſirte zum Eſſen, ſie hättens und gönntens; der junge Sämi mit Trinken; Züñ war das Glas wie in die Hand gewachſen zum Gſundheit machen und Sime Sämeli ſagte: er laſſe den Clau grüßen und wenn er einmal vors Thor käme, ſo ſolle er bei ihm einſprechen. Es ſei dann nicht, daß er keinen Unterſchied machen könne und meine, ein Schelm ſei wie der andere; er wiſſe wohl, Jacoblis Vater ſei noch von den beſten. Aber er ſolle ihm nur ſagen, wenn es nicht bald anders gehe, ſo pfeife man ihnen bald das letzte Gſätzlein, und wenn man drinnen frage, wer ſo was ſage, ſo ſolle er nur ſagen, Sime Sämeli habe es geſagt, und wer es nicht glauben wolle, ſolle kommen und ihn fragen und wer nicht fragen möge, werde es erfahren. Sämeli ſagte, das habe er drinne hundertmal geſagt und er müſſe ſagen, Jacoblis Vater hätte noch am meiſten auf ihn gehört, er glaube wirklich, wenn ſie drinnen keinen Kreuzer werth ſeien, ſo würde Jacoblis Vater doch noch den beſten Theil davon ausmachen. Sag es dann, wenn du fort willſt, ſo gehe ich und ſchirre ein. Preſſiren wollte ich nicht ſo, ſagte Frau Sime Sämelene, du weißt wie der Kohli läuft. Er muß doch erſt eſſen und trinken, bis auch einmal recht genug. Ich könnte ihm doch den Schinken mitgeben, es giebt noch für manchen Sonntag kreuzerige Scheibchen, und ein Stück Käs, er wird euch ſelten ſein. Wenn ihr fahrt ſo irrts euch nicht, und

wenn man Papier hätte, so könnte man ihn einmachen, dann würde es auch Niemand sehen. Es habe ein alt Säcklein, um welches es nicht schade sei, sagte Züst, das wolle es holen. Jacobli wehrte sich gegen die Geschenke mit Händen und Füßen, aber es half nichts, sie hättens und vermöchtens und deßwegen nichts desto weniger, sagten sie. Doch solche Reden fielen dießmal nur flach. Die zwei Ferkel, mit welchen er fahren sollte, lagen Jacobli schwer auf der Seele, er meinte sich bedenklich schämen zu müssen. Er dachte, wenn er mit zwei Ferkeln in einem Fuhrwerk durch die Stadt fahren wollte, die sämmtlichen Gassenjungen liefen ihm nach und vor dem Caffee, wo er Stammgast war, vorbei zu fahren, dazu hätte man ihn nicht gebracht, wenn er nicht blos eine, sondern beide Töchtern hätte heirathen können. Der gute Jacob dachte nicht daran, daß er diesen Morgen mit dem Cigarrli zwischen den beiden Fingern hundertmal mehr ausgelacht worden, als er diesen Nachmittag mit den charmanten Schweinchen ausgelacht werden würde.

Die Begriffe der Welt über das Lächerliche, Anständige, Sittliche, ja sogar über das Vaterländische, welcher Begriff gegenwärtig mit eigener Malice gedroschen wird, als ob man ihn absichtlich zu leerem Stroh entgeistigen wollte, sind gar schrecklich verschieden. Wenn in einem Hause drei Stockwerke sind, in jedem Hause eine andere Familie wohnt, so werden in den meisten Fällen in den drei Stockwerken die Begriffe alle durchaus verschieden sein, und in der Regel wird jede Familie ihre eigenen Kreise um sich ziehn, jede ihre eigenen Handwerksleute haben, absonderlich ihren eigenen

Schneider; Schloſſer und Kaminfeger mögen allfällig noch paſſiren von unten bis oben ohne abſonderliche Anſtrengungen. Ach Gott, wenn aber ſo ein Schneiderlein in allen Stockwerken bügelrecht ſein will, von der rechten Religion, d. h. allenthalben von dem eben in Mode ſeienden Farbenſtrich, Himmelſakerment, was das an Schweiß und Niederträchtigkeit koſtet! Wie er unten loben muß, was er in der Mitte verwirft, in der Mitte himmelhoch preiſen, was er zu oberſt verflucht dem Teufel eben, und dann wieder Alles umgekehrt, wenn er wieder von oben nach unten geht. Ach Gott, man glaubt nicht, was es für Künſte braucht, um grundſätzlich niederträchtig zu ſein und abſolut der Rechte, d. h. in jeden Schuh gut und Trumpfſau (Aß) allenthalben. Die Jugend bekanntlich nimmt in ihrer ſchönen Zeit Alles abſolut; hat nur ein Ideal, nur eine Wahrheit, nur eine Geliebte; ein Amtsweibel, Kammerdiener, Sekretair, Höfling und Volksmann (Nüance im Fach der Speichelleckerei) muß es erſt lernen, wenn er auf die Höhe kömmt, wo man das Nützliche dem Scheine verzieht. Der gute Jacobli ſtand noch nicht auf dieſer Höhe, namentlich nicht in Beziehung auf das Lächerliche, und ängſtigte ſich daher in ſehr thorrechtem Kummer, und war nicht weit davon, dieſe Fuhre als eine eigentliche abgeredete Bosheit anzuſehen. Da indeſſen nichts Boshaftes in den Geſichtern war, ſondern große Freundlichkeit, und ſelbſt Frau Sime Sämelene große Freigebigkeit erzeigte, ſo dachte er, Bosheit könne das nicht wohl ſein, ſondern blos Mangel an Sinn für das Anſtändige. Er war indeſſen ſehr befangen beim Abſcheid,

eben wegen der Ungewißheit, in welcher er schwebte. Er dankte für die Aufnahme; lud wiederum ein, sprach von Concerten, Schreiben, Insel und Vater und Mutter, aber Alles gar nicht logisch, und wenn sich ein Faden durch das Ganze zog, so war es weder ein schwarzer noch ein rother, sondern blos der graue Faden der Verlegenheit. Die Antwort von Sime Sämele und seiner Frau waren kurz: er solle glücklich heim kommen, Vater und Mutter grüßen, und sie sollten auch einmal kommen an einem Sonntag, wo man beidseitig nichts versäume und sie sich nicht schämten aufs Land zu kommen. Dem Züñ machte Jacobli schöne Schanzenzel, sparte jedoch die schönsten für Anne Bäbeli auf; aber Anne Bäbeli war nicht da, und Sämeli rief oben vom Wägeli herab aus dem lieblichen Grunzen der Schweinchen heraus: z'Donner bist nicht bald fertig? der Kohli steht nicht mehr. Jacobli preßirte nicht auf den Ruf, guckte immerfort nach Anne Bäbeli; als aber Sämeli meinte: da sei kein Warten mehr, und mit einem raschen Ruck unter den Arm half er Jacobli aus seiner Unschlüssigkeit, und wie er halb oben Fuß gefaßt, ließ Sämeli den Kohli los, der wie ein Byswind ins Freie schoß, so daß Jacobli mit Tschakko und Käsmesser mehr als genug zu thun hatte und alle nachträglichen Grüße und Complimente nach hinten, wie man sie macht, wenn man recht zärtlich gestimmt ist, fahren lassen mußte. So fuhren in Saus und Braus die Jünglinge davon. Mit gewaltigem Brummen sah Sime Sämeli dem Zagen zu, und was er später seinem Sohne darüber sagte, wissen wir nicht. Was die Weiber machten nach der

Abfahrt, geht uns nichts an, wir wissen blos, daß der gute Jacobli unter ihnen zu einem Seidenplätz ward, aber zu einem zähen und festen, an welchem man alle Tage rupft und zupft und doch nie fertig wird damit.

Zu was für einer Stellung er in Sime Sämelis Hause kam, träumte Jacobli nicht, als Sime Sämelis Sohn mit ihm und den beiden Ferkeln davon fuhr, wie der Tod mit der schönen Leonore; er kam nicht zum Denken. Sämeli erwartete gerühmt zu werden über sein Fahren, wobei dem armen Lieutenant alle seine Stadtbeinchen krachten, aber er mußte ihn beständig daran mahnen; denn Jacobli konnte nichts, als sich grausam schämen von wegen den Ferkeln, welche so mörderlich schrieen und von wegen dem Wägelchen, welches so schrecklich stieß und schlug. Was werden doch die Leute denken, sagte er bei sich selbst, wenn man es nur in der Stadt nicht vernimmt, wenn ich nur nicht dem Vater schade damit! So dachte der gute Junge und wußte begreiflich nicht, daß keine Seele ihn bemerkte, daß man nur den jungen Sime Sämelis Sämi sah und betrachtete fast wie eine Art von Kronprinzen, welche bekanntlich bei nicht ganz verdorbenen Anlagen weit beliebter beim Volk sind, als ihr Herr Papa. So, ist der auch wieder heim? hab recht Langeweile nach ihm gehabt. Der fährt noch immer wie ein Utüfel. Wohl, wenn das der Alte wüßte, er würde ihm was sagen. Aber es heißt eben, viel fürchte er ihn nicht mehr und mache, was ihm in Sinn kommt. Nun er hat recht, würde es auch so machen, nicht mein Lebtag Bub sein wollen. Fahr er nun wie wolle, ein rechter Bauer wird er doch,

nicht der Hunderte würde den Tag nach der Garniſen mit Schweinen im Lande herumfahren; ſo ſprach ſich die Stimmung aus. Von ſolcher Geſinnung hatte begreiflich Jacobli keine Ahnung, er deutete die lächelnden Geſichter anders, und ihm wohlete es erſt, als ſie zu Hagebuch bei des Amanns Hauſe vorfuhren und er ab dem Wägelein war, ſo weit als möglich von den Ferkeln ſtand. Es war akurat als ob er fürchtete, man könnte ſie zuſammen zählen. Alsbald kam ein tüchtiges feſtes Mädchen heraus, braun von Geſicht und Armen, aber übel ſtand es ihm nicht. Dieſes half Sämeli die Schweinchen ab dem Wägeli nehmen und verſorgen. Sämeli und es ſchienen nicht blos recht gut bekannt mit einander, ſondern ein bedeutend Wohlgefallen aneinander zu finden. Sämeli regalirte das Mädchen mit einigen derben Späßen, das Mädchen machte nicht böſe Augen dazu, ſondern ſagte blos: Biſt doch immer der Gleiche, den Unflath waſcht dir der Rhein nicht ab. Indeſſen vergaß Sämeli über der Liebe ſein Geſchäft keineswegs. Er frug dem Alten nach, erörterte, daß ein Ferkel drei Gulden koſte und er das Geld gerne hätte. Das wird ſo ſehr nicht preſſiren. Komm im Heimfahren vorbei, der Vater kann es dir unterdeſſen rüſten, ſagte das Mädchen. Allweg komm ich vorbei, ſagte Sämeli, muß die Bütte wieder nehmen, in welcher ich die Schweinchen gebracht. Aber das Geld ſollte ich doch haben, der Vater hat mir einen Conto mitgegeben, welchen ich bezahlen ſoll und hat dabei auf die ſechs Gulden gerechnet. Man ſollte meinen wie rar das Geld bei euch ſei, ſagte das Mädchen ſpöttiſch, gieng jedoch den Vater zu ſuchen.

Daß ich ein Narr wäre zu warten, wenn ich wieder käme, ſo wäre der Alte entweder nicht daheim oder hätte mir das ſchlechteſte Geld aus allen zweiundzwanzig Kantonen ausgeleſen. Ich kenne den alten Schelm, aber ich will ihm liſtig genug ſein, ſagte Sämeli zu Jacobli. Das Mädchen kam bald wieder und ſagte: binde das Roß an oder thue es in Stall, und kömmt in die Stube. Selb wollen wir nicht machen, ſagte Sämeli. Aber haſt du nichts zu trinken, ich bin grauſam durſtig, und das Waſſer iſt mir zu dünn und zu naß und macht mir nicht wohl. Wein haben wir keinen mehr im Keller, aber wenn du Kirſchenwaſſer willſt, ſo ſollſt du haben, ſo viel du willſt. So bring, ſagte Sämeli. Das Mädchen gieng. Jacobli meinte: Biſt doch ſo grob und unhöflich, nicht einmal „wenn du willſt ſo gut ſein“ haſt du geſagt! Das wär dumm, mehr an die Sache zu thun als nöthig iſt. Mit dem der Narr machen beim Weibervolk kömmt man nicht weiter, als daß man für einen Narr gehalten wird. Und wie man ſie gewöhnt, ſo hat man ſie, ſo lautete Sämelis Antwort. Das Mädchen, Liſabethli mit Namen, brachte in der einen Hand eine große Flaſche Kirſchenwaſſer, mit einem Glaſe bedeckt, in der andern Hand ein gewaltiges halbes Brot, ſtreckte Sämi das Brot dar und ſagte: Nimm! Mag nicht, ſagte Sämeli, ſtreckte es Jacobli dar und ſagte: nimm du, es iſt auch viel Mehl darin. Danke ſehr, ſagte Jacobli höflich, bin nicht hungrig. Was iſt euch an dem Brot nicht recht? fragte das Mädchen zornig, daß ihr das Geſpött damit treibt. Es iſt ſauber und gut, hab es ſelbſt gemacht, es iſt mehr als gut genug

für ſolche wie ihr ſeid, die noch nicht wiſſen, wo das Brot herkömmt, und läng Stück keins hätten, wenn ſie es ſelbſt verdienen müßten. Seh, nimm Brot, ſagte Liſabethli zu Sämi. Ich mag nicht, haſt es ja ſchon gehört, ſagte Sämi. Hau' ab und nimm, oder du bekömmſt kein Kirſchenwaſſer, ich laſſe mir mein Brot nicht verachten. Wollt ihr von dem einen nicht, ſo müßt ihr auch von dem andern nichts haben, ſagte Liſabethli. Das wäre luſtig, ſagte Sämi, und wollte der Flaſche ſich bemächtigen. Aber Liſabethli war gewandt und ſtark. O hä, Büſchli, ſo geſchwind geht das nicht, und brichſt mir die Flaſche, ſo hole ich auf meine Arme, Theure (Seele) keine andere! Nimm Brot, wirſt nicht zu vornehm geworden ſein und giebs dem Andern auch. Es macht mich Niemand böſer, als zwei ſolche Maulaffen, wo, wenn ſie eine Woche die Naſe in der Stadt gehabt, nicht mehr wiſſen wollen, was Brauch und Recht iſt, nichts mehr können, als die Leute ausſpotten und z'Sach verachten.

So wird's ſein müſſen, wenn du thuſt wie eine Katze am Strick, entgegnete Sämi. O nein, es muß gar nicht ſein, ſagte Liſabeth, wenn es dich ekelt ab meinem Brot, ſo laß es ſein, ich möchte nicht ſchuld ſein, wenn du in einen Grauſen kämeſt. Gieb, ſagte Sämeli; hieb ein Schnittchen ab und reichte es Jacobli. Merci, ſagte dieſer, es wäre mir unmöglich. Was iſt das für ein Halbwelſcher, fragte Liſabethli, der nicht Brot will, hat der etwa ſein Lebtag Lebkuchen gehabt? Verzeiht, Jungfer Liſabethli, ſagte Jacobli. Bin keine Jungfer, ſagte Liſabethli zornig, ein Meitſchi (Tochter vom

Hauſe) bin ich und Liſabethli heiße ich. Willſt oder willſt nicht? Gar ſchön nahm nun Jacobli das Brot, das Mädchen ſchenkte ein, reichte Sämeli das Glas. Warum bringſt mirs nicht (kredenzen)? Mag nicht, ſagte Liſabethli. Magſt du, oder magſt du nicht, ſo bringſt du es mir. Und wenn es dich dann ekelt, wie ab dem Brot? entgegnete Liſabeth. Willſt oder willſt nicht? ſagte Sämeli. Zwänggring, was du biſt, ſagte Liſabethli; aber nichts weniger als unfreundlich. So ſoll es dir gelten! netzte die Lippen und bot es Sämeli. Nimm, nimm, ſagte dieſer, keinen Schluck haſt du genommen, thue nicht ſo dumm! Liſabethli ſetzte noch einmal an, ſchüttelte ſich dann; mag auf meine Arme (Seele) nicht mehr. Schenkte das Glas wieder voll, reichte es Sämi und ſagte: brings dem Merci-Herr, wenn er noch mag, ohngeachtet ich daraus getrunken. Es gilt dir, ſagte Sämeli zu Jacobli, that dann einen mächtigen Zug, welcher das halbe Glas leerte, und reichte es Jacobli. O behüte, ſagte dieſer, das iſt viel zu viel, und that recht zimpferlich. Nimm was du magſt, es iſt dann ſchon Jemand da, welcher den Reſt nimmt, ſagte Sämeli. Wo iſt der daheim, fragte Liſabethli, daß er thut wie eine Stadtjumpfere? Sonſt, wenn ſie die Montur am Leib haben, meinen ſie, ſie müßten thun wie Kälber und ſaufen wie Kühe. Das wird ſollen geſtochen ſein, ſagte Sime Sämelis Sohn, den Reſt im Glaſe austrinkend; ſchenke ein. Aber wo bleibt der Alte? Das iſt mir doch ein Preſſiren, ſagte Liſabethli, wenn du nicht warten magſt, ſo packe dich. Meinethalben wäre es mir wohl genug hier, ſo lange du Kirſchenwaſſer

haſt, aber der da will in die Poſt, ſagte Sämi. Da erſchien der Gewünſchte mit rothem Geſichte und wackerm Bauche, wie es einem Amann wohl anſteht. Du preſſirſt, Bürſchli, ſagte der Alte, meinſt ich ſei morgen nicht mehr gut genug für neunzig Batzen? Wegen dem ſei es nicht, ſagte Sämeli, aber er müſſe für den Vater was zahlen, und da habe ihm derſelbe geſagt, er ſolle das Geld für die Ferkel dazu brauchen. Wird kein anderes mehr gehabt haben, der arme Teufel! Er iſt immer der Gleiche; es iſt gerade, als ob er Harz im Hoſenſack habe. Werdet einander eben nicht viel vorzuhalten haben, meinte Sämeli. Häb dar! ſagte der Amann. Sämeli ſchob bedächtig die Pfeife in die Taſche, um die Augen frei zu haben, und ſtreckte ſeine mächtige Pfote (hohle Hand) dar. Der Amann zählte ihm mit einem verdächtigen Zucken um den Mund zehn ſchöne Batzen in die Pfote, griff dann in die Weſtentaſche, legte zwei ſogenannte Päcklein, deren eins vierzig Batzen enthalten ſoll, daneben, und ſagte, ſo wird es recht ſein und die ſind gut, habe ſie erſt heute ſelbſt gemacht.

Man iſt bald verſchoſſen, ſagte Sämeli, und wenn ich zu wenig hätte, ſo würde mir mein Alter ſagen: für was haſt du Augen und Finger? Ohne weitere Complimente grübelte (klaubte) Sämeli ein Päcklein auf, und zählte laut: 1, 2, 3, das iſt ein Rother; 4, 5, 6, du wirſt den für einen ganzen gezählt haben, es iſt aber nur ein halber; 7, 8, 9, wieder ein Rother; 10, 11, 12, 13, das Sechskreuzerſtücklein nimmt Niemand; 14, 15, 16, das ſind nur Schillinge und nicht halbe Batzen; 20, 21, 22, 23, wieder ein Rother und noch einer;

26, 27, 28, diese Kreuzer nimmt kein Hund; 30, 31, 33, 34, was Teufels soll das für ein Stück sein? ein solches habe noch nie gesehn; 36, 37, 38 und ein halber, sechs Kreuzer zu wenig und solch schlecht Geld noch. Du wirst schläfrig gewesen sein noch, als du sie machtest? fügte Sämeli bei. Der Amann verlor aber weder die Fassung, noch zeigte er Aerger; er hatte halt probirt. Ich werde verschossen sein, sagte er, das sind Päcklein vom Müller vom Krüschlige, sie liegen neben denen, welche ich gemacht. Mit Schein ist er immer der gleiche Schelm. Nun der kann sie wieder haben, dir will ich Anderes holen. Sämeli blinzte Jacobli an und sagte zu Lisabethli, welche dem Handel zugesehen hatte, mit selbstgefälligem Gesichte: Das Zählen macht durstig, hast noch einen Schluck? Lisabethli schenkte ein, sagte aber: nimm dich in Acht und mache es nicht zu gut, es könnte einmal zu viel sein. Die Rede konnte verschieden gefaßt werden, wie Sämeli sie nahm, wissen wir nicht. Der Alte kam dießmal mit kleinem Silbergeld. Häb dar, sagte er, und begann wieder zu zählen. Halt, das ist nur ein Dreibätzler, sagte Sämi. Wird nicht sein, sagte der Alte und wollte fortfahren, aber Sämi setzte nicht ab, bis der Dreibätzler konstatirt war. Hastiger zählte der Alte, ernsthafte Augen machte Lisabethli. Achtzig sagte endlich der Alte, oder ist dir wieder etwas nicht recht? da Sämi die Stücke in der Hand mit dem Finger umrührte. Der Alte hatte wieder einen erblaßten Dreibätzler für einen Fünfbätzler eingeworfen und wußte es recht gut. Etwas mußte gehen, anders anders konnte er nicht. Als Sämeli immer rührte, sagte

Liſabethli: ſtecke das Geld einmal ein, Suppe giebt es doch keine daraus, magſt rühren wie du willſt. Vater, du nimmſt doch auch eins, kannſt es ihnen dann bringen. Als der Alte den Dreibätzler als Fünfbätzler in Sämelis Sack wandern ſah, wurde er ganz hell auf, und auf eine Maaß oder zwei Kirſchenwaſſer kam es ihm jetzt nicht an, hatte er doch wieder einen überliſtet. Sämi dagegen war übellaunig, gab ſchnöden Beſcheid, trieb zum Aufbruch, und als Liſabethli ſagte, er ſolle ja nicht vergeſſen zu halten im Heimfahren, ſeine Bütte möge es ihm nicht hüten, ſo ſagte er, ſeinetbalben könne ſie geſtohlen werden. Iſt ſie aber am Samstag noch da, ſo gieb ſie dem Fuhrmann, welcher beim Hauſe vorbeifahrt, und ſprengte davon, was der Kohli laufen mochte. Jacobli war redſelig, Sämeli ſchweigſam; Jacobli begann zu reden von Liſabethli, bedauerte, daß es ſo ein ungebildet Mädchen ſei, ſie hätte daneben ſchöne Anlagen und gefiele ihm gar nicht übel.

So, ſagte Sämeli, gefiele dir die? Gieb dir aber nicht Mühe, die iſt ſchon verſorget. Du wirſt doch nicht ſelbſt etwa Abſichten haben? fragte Jacobli etwas verduzt. Du wirſt doch nicht etwa etwas dawider haben, frug Sämeli ſpöttiſch? Beklemmt ſagte Jacobli: daran hätte ich keinen Gedanken gehabt, daß du da den Hof macheſt. Du thateſt ſo unmanierlich mit der Tochter und warſt ſo rückſichtlos gegen den Vater, daß ich mich für dich ſchämen mußte. Wäre nicht nöthig geweſen, ſagte Sime Sämelis Sohn. Ausgelacht wird mich Niemand haben? Dümmere Leute, als ſolche Stadtbeſen wie du, giebt es z'Land ab, z'Land auf nicht. Ihr meint, ihr

hättet die Weisheit alle gefressen und wißt nicht, daß jede Geige einen eigenen Ton hat und jede Kuh ihre Art, und daß ein Aff ein Aff bleibt und für einen solchen gehalten wird, thue er auch wie ein Kalb oder wie ein Schaf. Geht das auf mich? fragte Jacobli. Was brauchst du mir zu sagen, ich sei unmanierlich? sagte Sime Sämelis Sohn. Ich weiß besser als du, was hier Manier ist. Aber, daß der alte Schelm mit dem Dreibätzler mich betrogen und daß ich es angenommen, selb macht mich böse. Aber warte du nur, dem tränke ich es siebenfach ein, mache das Mädchen meinethalben Augen wie es will. Dann giebt er dir das Mädchen nicht, sagte Jacobli. Mit Vater und Mutter muß man sachte umgehn, wenn man die Tochter haben will. Das verstehst du wieder nicht. Meinst du, der alte Schelm gebe seine Tochter einem Löffel, der sich betrügen läßt, oder aus lauter Höflichkeit das Babi macht? Und wenn er es thät, so thäte ich es nicht; Sime Sämelis Sämi hat nicht nöthig ein Meitschi zu erbetteln oder zu erheucheln, wenn er eine Frau will.

Das war starker Taback, und ehe ihn Jacobli verarbeitet hatte, fuhr Sämeli beim Wirthshause vor, wo Jacobli die Post erwarten wollte. Dort wurde Sämeli vom Stallknecht, Stubenmagd und Wirth wie eine bekannte Notabilität empfangen, Jacobli aber gar nicht beachtet. Das ärgerte begreiflich Jacobli, er ließ es merken, daß er Herrn Esau's Sohn sei. Damit gewann er nichts, als daß für eine Weile der Wirth das Gespräch über Korn und Roßhandel abbrach und gar lästerlich loszog über die bestehende Ordnung der Dinge und

jeden Satz mit den Worten schloß: und es ist mir ganz recht, wenn sie das vernehmen, es ist gut, wenn sie einmal wissen, wie man auf dem Lande gesinnt ist und was man denkt! Sämeli pressirte fort, ob der Dreibätzler oder das Mädchen ihn fortzogen, wissen wir nicht, aber er fuhr nach kühlem Abschied von dannen, wie einer, der eine schwere Last abgesetzt hat und leicht und unbeschwert von dannen fährt. Das mühte Jacobli sehr, und da weder Stubenmagd, Stallknecht oder Wirth sich um ihn kümmerten, er drei Stunden auf die Post warten mußte, so hatte er Zeit zum Meditiren.

Das war aber sehr trübselig und er ward ganz klein im Gemüthe. Gestern zog er aus von hier mit kühnen Erwartungen, er hoffte wie Cäsar sagen zu können: veni, vidi, vici, und vierundzwanzig Stunden später rückte er wieder hier ein, total klein gemacht, fast wie ein gebadeter Hahn. Rund um waren ihm die Federn niedergepreßt worden, der Kamm mit scharfer Lauge gebrüht, so ein gar Nichts war er gewesen vierundzwanzig Stunden lang, er, Herrn Esau's Sohn; und hatte sich zu einem gar Nichts machen lassen, ohne Gegenwehr, akurat wie ein Schaf, das auch nichts zu machen weiß, wenn man es zur Schlachtbank führt. Er, der doch was galt in seinem Kreise, in seinem Büreau und namentlich als Herrn Esau's Söhnelein, war urplötzlich vierundzwanzig Stunden lang nicht bloß ein Tropf geworden, gleichbedeutend mit einem Tropfen Wasser, sondern eine Art von Vogelscheuche, welche die Vögel gar nicht fürchten, sondern ihren Muthwillen damit treiben. So gleichsam einen schrecklichen Traum zu erleben vier-

undzwanzig Stunden lang, nach Verfluß derſelben plözlich zu erwachen, und nun in Einſamkeit drei Stunden lang meditiren zu müſſen, über Sein und Nichtſein, ob er geweſen oder nicht geweſen, was man gerettet, was man verloren, was man geſagt und nicht geſagt, hätte ſagen ſollen und einem nun leider nicht in Sinn gekommen, es iſt fatal, es iſt mehr als fatal, es iſt gräßlich und namentlich für einen jungen Eidgenoß mit Selbſtgefühl und Schnauz; es iſt mehr als gräßlich, es iſt eigentlich wirklich zum Sterben. Indeſſen können wir ſämmtlichen Leſern, abſonderlich den lieben Leſerinnen, die Verſicherung geben, daß die Poſt den guten Jacobli noch lebendig fand, mitnahm, und daß derſelbe ſich mit jedem Zug gegen die Hauptſtadt erholte, das Bewußtſein wieder fand, und daß, als er zu dem Thore einfuhr, er vollſtändig bei ſich ſelbſten, und nach einigen Tagen vollſtändig der Alte wurde, nur mit dem kleinen Unterſchied, daß es ihn nach einem Beſuch auf dem Lande nicht mehr gelüſtet. Er begreift, daß das Land etwas anders iſt als die Hochſchule, daß der Beſuch desſelben Vorſtudien fordert.

Der gute Rauſch

von

August Lamey.

Ach mir iſt ſo wohl, ſo wohl! ſind die Flaſchen leer?
Geh' mir auf die Beine ſteh'n, reicht die letzte her.
Wann ich mit der Brüderſchaft ſolchen Haushalt trieb,
Thut mir nichts auf Erden weh', hab' ich alles lieb.

Aber fort, Gelehrtenkrieg, Politik der Zeit,
Bücher, Tagesblätter all' und was Narren freut!
Mich bekümmern Pomare, Algier und Marocc',
Wie die Neukirch' und der Papſt und der heil'ge Rock.

Ob am Tag die Sonne glänzt, oder Mondesſchein?
Ob die Welt ein Viereck iſt, ob ſie rund mag ſein?
Hab' ich doch ſo Viel gewußt und es jung verlernt!
Weisheit, mein' ich, aus dem Faß iſt in mir verkernt.

Rechts und links und überzwerch nehm' ich meinen Schritt;
Häuſer, gebt mir aus dem Weg oder taumelt mit.
Still, was kichert? Werda! halt. Mädchen, gebet Raum!
Als ich jüngſt im Walde ging, küßt' ich jeden Baum.

Schrei mir Keine: vorgeſeh'n! denn ich ſteuere gleich;
Sagt nur, ob ein Waſſer nah', daß ich ferne ſtreich'.
Wo der Fluß nicht Schlingen legt, komm' ich unter Dach;
Neulich aber, ohne Durſt, trank ich aus dem Bach.

Gedichte von Hermann Kurtz.

1.

Einem Kinde als Pathengabe.

Was ſoll ich dir am Tage geben,
Der auf dein heilig Bündniß ſchaut,
Zum Danke, daß dein junges Leben
Auch meiner Sorge ward vertraut?

Ich habe nichts! Mit Scham und Zagen
Steh' ich vor dir, und bin ſo klein,
Und muß mit dem Apoſtel ſagen:
Nicht Silber und nicht Gold iſt mein!

Was meine Wünſche fordern mögen,
Das bleibt auf Erden unerfüllt,
Und ach! mein treugemeinter Segen,
Wer weiß, was der im Himmel gilt?

Leer ſind die Hände, die dir koſen,
Das Herz iſt voll, das für dich ſchlägt,
Und, wohl vertraut mit ird'ſchen Looſen,
Das deine bang und hoffend wägt.

Du biſt, o Kind, von einem Stamme,
Dem es noch ſelten hier gelang!

Ein ſchöner Stern war ſeine Amme,
Doch leider ſtets im Untergang!

Die einen ſind im Sand verſunken,
Von dumpfem Mißgeſchick bedrängt,
Die andern ſind im Schlund ertrunken,
Vom jähen Muth dahin geſprengt.

Stets unvollendete Geſchicke!
Der Anfang groß, das Ende klein!
Wird das ſo bleiben mit dem Glücke?
Das halbe nie ein ganzes ſein?

Sei du es denn, in deſſen Leben,
Vollendet iſt der Väter Haus!
Dein, dein ſei unſer ernſtes Streben,
Und führ' es friſch an's Ziel hinaus!

Dir ſei's, mein Liebling, zum Gewinne,
Was edel war an uns und echt,
Du, unſer Erbe nun, beginne
Ein neues glückliches Geſchlecht!

2.

Einer Kinderfreundin.

Du biſt ſo lieb ja mit den Kindern,
So unbeſchreiblich lieb und gut!
Weißt ihnen jeden Schmerz zu lindern,
Zu heben jeden frohen Muth.

Und jenen armen Flügelknaben
Kannſt du ſo grauſam überſeh'n?
Er hungert: magſt du ihn nicht laben?
Er friert: du läßt ihn draußen ſteh'n?

Wart nur! vor Elend wird er ſterben:
Dann ſchwingt er zornig ſich hinan
Zu jenen kleinen Himmelserben,
Und klagt dich dort des Mordes an.

Und allen zarten Kinderſeelen
Entdeckts ein Engel dann im Traum,
Und ihre Liebe wird dir fehlen,
Einſt deines Lebens Weihnachtbaum.

Er aber wird geſpenſtiſch irren;
Dann ſchließe Nachts das Fenſterlein!
Sonſt kommt, mit unheilvollem Schwirren,
Ein Todtenkopf zu dir herein.

3.

An Heinrichs Grabe.

Faſt unbeachtet floß dein Leben,
Bis es an tück'ſchen Klippen barſt.
Dein Tod erſt hat es kund gegeben
Wie werth du echten Menſchen warſt.

Rein von des Tages Schmutz und Sorgen,
Jungfräulich ſtill, im Glanz des Thau's

Lag überm Friedhof noch der Morgen,
Da trugen ſie dich ſanft hinaus.

Dir folgten manche treue Herzen
Und klagten um dein frühes Loos:
Da nahm dich auf mit deinen Schmerzen
Der Erde frommgeſinnter Schooß.

Was Menſchen kaufen oder miethen,
War deinem letzten Gange fern:
Der Himmel läßt kein Gold ſich bieten,
Er öffnet ſich dem Unglück gern.

Bezahlte Zungen, die die Tugend
Nach Preiſen ſteigern, bleiben fort:
Dir ſangen Freunde deiner Jugend,
Der Bruder ſprach ein ſchlichtes Wort.

Und einer, den kein Lohn getrieben,
Kein ſtumpfer Wahn verhindert hat,
Legt auf das Grab des Armen, Lieben,
Dieß unbezahlte Roſenblatt.

4.

Der Männergeſang.

Wenn je in ſeinem tiefſten Grunde
Das Herz bewegt ein Liedesklang,
So iſt's, im tönereichen Bunde,
Ein reiner voller Männerſang.

Da weht ein ſtilles ſanftes Sauſen
Und lockt die Seele ſüß hervor;
Da ſchüttert's wie des Sturmes Brauſen
Und ſchlägt wie Donnerhall an's Ohr.

Die Sehnſucht ſingt die zarten Lieder;
Die Freude jubelt bei dem Wein;
Von Kraft und Freiheit hallt es wieder,
Und Zorneslaute grollen drein.

Doch gilt's, die teutſchen Frau'n zu preiſen,
Da kommt's am vollſten aus der Bruſt,
Und tönt wie helle Siegesweiſen,
Und überſtrömt von Stolz und Luſt.

5.

Fort!

Laßt mich von hinnen,
Haltet nicht länger!
Mir wird's im Herzen
Enger und bänger.
Qualm und Getümmel,
Flitter und Schmerz! —
Fliehe zu Wäldern,
Einſames Herz!

Hoch auf den Bergen
Athmen die Lüfte.
Stille, wie ſtille
Schlummern die Klüfte!

Himmel, wie trübe,
Wolken wie ſchwer!
Ach, keine Liebe,
Kein Gott iſt mehr!

Ueber den Wolken
Lauſchen die Sterne,
Hinter den Nebeln
Lächelt die Ferne.
Brich durch die Aengſte,
Fliege, mein Muth!
Deine Geſtirne
Führen dich gut.

1812.

Mauerreſte

von

Alexander Patuzi.

Ein enges Thal von Felſen eingeſchloſſen,
Urkräftige Titanen, da entſproſſen,
Als Erd' und Feuer noch im Kampfe lagen,
Eh' Menſchen noch begann die Zeit zu tagen.
Um eine Ecke, deren ſcharfe Riſſe
Vermehrten noch des Abends Finſterniſſe,
Trat jetzt mein Fuß, und milder Dämmerſchein
Fiel roſig in die Einſamkeit hinein.

Melodiſch rieſelnd ſteigt die Quelle nieder,
Als ſänge ſie voll Andacht Abendlieder.
Sie tönt allein. Es herrſchet tiefes Schweigen;
Die Vögel ſchlummern träumend in den Zweigen,
Und bleiben ungeſtört von meinem Schritte.
Ein kleiner Platz zeigt mir in ſeiner Mitte
Den letzten Reſt von einer morſchen Mauer,
Epheuumrankt; ſo ſchlingt in ſtummer Trauer
Der Mutterarm ſich um die Kindesleiche
Und ſucht zu wärmen noch die Gräberbleiche.

Ein Fenſter, halb, ſpitzbögig ausgehauen,
Läßt tiefgeroſtet Eiſenſtäbe ſchauen.

Und wie der Fuß, ſo weilen die Gedanken;
Sie ſtürzen um der Stunden feſte Schranken.
Und geh'n zurück, wo dieſe Trümmerreſte
Da ſtanden noch in ihrer erſten Feſte,
Ich hör' in dieſer Mauern dumpfen Hallen
Gepreßten Herzens Klageſeufzer ſchallen,
Und zu dem Liede, das Verzweiflung tönet
Die Kette als Begleiterin erdröhnet.
Ach, Licht und Wärme hat die Kraft verloren
An dieſes Kerkers feſtgeſchloßnen Thoren;
Kein Morgenroth, kein Abendſternenſtrahl
Beleuchtet des Gefangnen bange Qual,
Und von dem Blüthenprangen der Natur
Zeigt faules Stroh als Lagerſtatt ſich nur.

Und doch vielleicht auch nicht als Kerkerwand
Hat dich erſchaffen des Erbauers Hand.

Wohl eine Kirche, wo ein Zweifler lehrte,
Den ſammt dem Kelche Gottes Blitz verzehrte,
Weil er den Geiſt der Schrift, die nie gelogen,
Mit ſeines Zweifels Schlangengift umzogen.
Ein Kloſter wohl, wo nicht die Andacht weilte,
Wo Frevel durch geweihte Räume eilte,
Wo ſtatt der Hora heil'ge Andachtklänge
Erſchollen bachanaliſche Geſänge.
Ein Königsſchloß, wo eine goldne Krone
Dem Sünderhaupte ward zum Sündenlohne,
Wo Willkühr herrſchte, und Deſpotenwuth
Im Völkerherzen brach den freien Muth.

Vielleicht auch irre ich, und dieſe Trümmer
Umhauchte einſt das Glück mit ſeinem Schimmer.
Vielleicht ein Schirm für treu vereinte Herzen,

Die einsam hier, entfernt von allen Schmerzen,
In heißer Liebe für einander schlugen
Und Dankgebete zu den Sternen trugen,
Und jene Bilder, alle schmerzumflossen,
Sind meiner trüben Seele nur entsprossen.

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

1.

Die Erscheinung.

Jüngst bin ich durch ein Thal gegangen,
Entlegen, und von Menschen weit.
Wie da so hold die Vöglein sangen
In ihrer grünen Einsamkeit!

Die Höhen waren mild beschienen
Von einem heitern Sonnengold,
Und alle Blüten wiegten Bienen,
Sie waren stillem Fleiße hold.

Es frielten auch die Schmetterlinge
Mit Blumen ein beglücktes Spiel,
Und daß es recht harmonisch klinge,
Ein Bach aus Steingeklüfte fiel.

Da war mir wohl im warmen Lichte,
Befriedigt war mein ganzes Sein.
Es kamen Lieder und Gedichte,
Sie wiegten mich zu Träumen ein.

Und auf den Höhen sah ich schweben
Ein Mädchen, wie so wunderbar.

Sie kam aus einem höhern Leben,
Das ſtand auf ihrer Stirne klar.

Und Blumen warf und lichte Blüten
Sie in das Thal umher ſo weit.
Wie da die Höhen lichter glühten
In der beglückten Einſamkeit!

Da durft' ich mich ſo ganz verſenken
In eine Welt, voll Duft und Klang,
Und an das Mädchen mußt' ich denken,
Von dem ein großer Dichter ſang.

2.

Lorbeer und Roſe.

Der Lorbeer ſprach zur Roſe:
„Ich gebe dir den Preis!
Neig' dich zu mir und koſe,
Dich Schwache, ſchützt mein Reis."

Der Roſe nicht zu Ohren
Drang wohl des Stolzen Wort:
Sie ſchien in ſich verloren
Und blühte ſchweigend fort.

Da von den Schmetterlingen
Flog einer zu ihr hin,
Nicht dacht' er zu erringen
Der Blumen Königin.

Aufwachte da die Roſe,
Sein Koſen klang ſo traut;
Und er, der hoffnungsloſe,
Errang die holde Braut.

Und er, der hoffnungsloſe,
Wie reich ward er beglückt:
Ihm hatte ſich die Roſe
So herrlich ausgeſchmückt.

3.

Das Schickſal.

Ehre des Schickſals
Ewiges Walten!
Strenge und ſicher
Schreitet's voran,
Dient nicht dem Zufall,
Fröhnt nicht der Laune,
Weiß und gerecht iſt,
Was es verhängt;
D'rum mit ihm rechten
Soll nicht der Menſch.
Nacht liegt im Thale,
Ihn auch deckt Nacht.
Aber die Höhe
Strahlet im Lichte,
Und aus der Höhe
Waltet das Schickſal
Ewig gerecht.
Lerne es ahnen,

Menſch, aus der Ferne!
Trage gelaſſen,
Was es verhängt! —
Willſt du ihm dienen,
Werde ſein Prieſter;
Beug' ihm in Ehrfurcht,
Beug' ihm die Knie'!
Lege die Kränze
Freier Entſagung,
Lege ſie ſchweigend
Ihm auf den Altar!
Dann gehſt du ſicher,
Feſt durch das Leben;
Läßt dich nicht beugen,
Fordert es herbe
Opfer von dir.
Ehre das Schickſal,
Das ſich in Nacht nur
Sterblichen hüllt.
Einſt auch im Lichte
Wirſt du's erkennen,
Haſt du des Lebens
Ziel einſt erreicht.

4.

Hinauf!

Hoch in Lüften
Schwebt der Aar,
Er umkreiſet
Immerdar

Dort den Felſen
Und den Forſt!
Sucht er einen
Sichern Horſt?
In der Höhe
Bau' dich an,
Daß kein Pfeil dich
Treffen kann.
Auf zur Höhe!
Auf zum Licht,
Wo der Morgen
Roſen bricht;
Wo der Abend
Purpur ſtreut,
Wo der Himmel
Sterne beut.
Auf zur Höhe!
Auf zum Licht!
Muthig, Seele,
Zage nicht!
Sieh' den lichten
Siegeskranz!
Auf! und bad' im
Sonnenglanz!

Die Fergin.

Eine ſchlichte Erzählung von Friedrich Blaul.

Was Gott zuſammen gefüget hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden.
Matthäi 19, 6.

I.

Reich, wie die großen Fruchtbauern im Kochersberg, war der Adam Linhard zu Schillersdorf nicht, aber er galt für einen recht wohlhabenden Mann. Er war nicht im Dorfe geboren, ſondern vom Rhein hergekommen, und hatte ſich in Schillersdorf mit einer hübſchen Frau zugleich ein hübſches Gütchen erheirathet, und dieſes durch Fleiß und umſichtige Wirthſchaft nicht unanſehnlich vermehrt. Kurz, er ſtand gut. Seine brave Frau aber war todt; dafür hatte ſie ihm eine einzige Tochter zurückgelaſſen, die in jeder Weiſe die Freude des alternden Mannes hätte ſein können, wenn nur Eins nicht geweſen wäre.

Gretchen war ſchön, wie kein anderes Mädchen im Dorfe und in der Umgegend. Selbſt die Stadtmädchen von Ingweiler und Buchsweiler, welche ſie bisweilen auf dem Markte, oder am Meßtag zu Schillersdorf beim Tanze ſahen, waren neidiſch auf den Wuchs der

Bauerndirne und auf ihr friſches, liebliches Geſicht. Auch die Bürger und Herren, die einen Meßtag in der Umgegend nicht leicht verſäumen, ſchauten nach ihr, und forderten ſie gern zum Tanze, was den Burſchen im Dorfe, und beſonders einem unter denſelben, immer ein Dorn im Auge war. Indeß hatte es keine Gefahr. Gretchen war nicht ſtolzen Sinnes, und die Stadtherren mochten noch ſo ſchön reden, deutſch oder halbfranzöſiſch, das focht ſie alles nicht an. Sie hatte zwei Ohren, um die faden Schmeichelreden zu dem einen hinein, zum andern wieder hinaus gehen zu laſſen. Sie hörte nur gern auf den Einen, dem die Andern, vorab die Fremden, ein Dorn im Auge waren. In ihrem Herzen hieß es immer und immer: Es g'fällt mir halt nur Einer!

Aber das war es gerade, was ihrem Vater die Freude vergällte. Er hatte ſein Gretchen lieb, wie ſeinen Augapfel; ſie war ſein Stolz und ſein höchſtes Gut auf Erden. Die Bauern ſagten: „Der Linhard will hoch hinaus mit ſeinem Mädchen", und Unrecht hatten ſie nicht. Er hätte gern geſehen, daß ſein ſchönes Kind entweder einen Herren aus der Stadt, oder wenigſtens einen ſteinreichen Bauernſohn zum Manne bekommen hätte. Es war ihm darum ſo recht von Herzensgrund zuwider, daß des Dorfſchreiners Philipp dem Mädchen zu Gefallen ging, und daß dieſes wirklich Gefallen an dem Burſchen fand.

Philipp war aber auch darnach. Friſch, kräftig, immer munter und guter Dinge, dabei brav und ehrenfeſt, war er der Liebling aller, die ihn kannten. Einzelne

nur waren ihm nicht sonderlich hold, eben weil Linhards Gretchen ihm den Vorzug vor ihnen gab, wiewohl ihre Väter mehr harte Thaler in der Truhe hatten, als Philipp baare Sous besaß. Linhard selbst haßte ihn gründlich, da er ihm all seine hochfahrenden Pläne durchkreuzte. Denn das Mädchen wollte durchaus nichts von den Freiern wissen, wie viele derselben auch bei ihr und dem Vater anklopften. Und als Philipp anzuklopfen wagte, ward er barsch und höhnisch von dem Alten abgewiesen. Der Tochter wurde jeweder Umgang mit dem Schreiner streng verboten. Doch was konnte diese dafür, wenn er ihr zuweilen auf dem Wege begegnete und sie ansprach? Wie konnte sie es ändern, wenn er draußen auf dem Felde zufällig an dem Acker vorüber ging, auf dem sie beschäftigt war, und dann einige Worte mit ihr redete? — Aendern? o das wollte sie ja nicht; und je härter der Vater wurde, desto erfinderischer erwies sich die Liebe. Die Beiden wußten sich zu begegnen, und die Liebe braucht nur einen Blick, nur ein paar Worte, um Trost, frische Nahrung und neue Stärke zu gewinnen.

Adam Linhard wurde wirklich nach und nach hart gegen sein Kind, weil es ihm gar nicht zu Willen sein wollte. Als alles Zureden nicht helfen wollte, sprach er von Zwang. Gretchen schwieg und weinte. Und doch konnte er selbst diesen Thränen nicht mehr nachgeben; er war ja schon zu weit gegangen, hatte die Hand seiner Tochter bereits förmlich einem Manne zugesagt, mit dem er sich tief eingelassen.

Zu Buchsweiler hatte sich nämlich ein junger Mann

niedergelassen und dort ein Handelsgeschäft etablirt, das er mit Schwung betreiben wollte, wie er sich ausdrückte, um den Buchsweilerer bedächtigen Philistern zu zeigen, wie man etwas anfangen müsse. Es war ein gebildeter Mann, das heißt, er war zu Paris gewesen, sprach deutsch und französisch durch einander, wie Wasser, und ging nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, so ganz à quatre épingles. Der warf seine Augen umher auf die Töchter des Landes, und weg sie ab, ob vielleicht eine in sein Geschäft tauge, um noch mehr Schwung hinein zu bringen. Die bedächtigen Philister, wie er sie nannte, schüttelten die Köpfe, meinten, er sei ein Schwindler, und behielten ihre Töchter und ihr Geld für andere Gelegenheiten. Da wurde ihm Linhards Gretchen zu Schillersdorf verrathen. Er sah sie gelegentlich, und daß sie ihm gefiel, war freilich kein Wunder. Sie gefiel ihm noch besser, weil sie des wohlhabenden Mannes einziges Kind war. Geschickt wußte er sich an den Alten zu machen und sich bei diesem in ein sehr vortheilhaftes Licht zu setzen. Er rückte mit seiner Bewerbung heraus, und Linhard fühlte sich durch dieselbe geehrt. Solch einen Herrn aus der Stadt hatte er sich ja längst für sein Töchterlein gewünscht. Er sprach mit Gretchen davon, diese aber sah still vor sich nieder, und sagte nur: „Ich mag keine Madam werden.“ Der Vater wurde ärgerlich, setzte seinen Kopf auf, und meinte, er müsse sein Kind zu seinem Glücke zwingen. Da das Mädchen still blieb, und aus Liebe zum Frieden dem Kaufmanne bisweilen Red' und Antwort gab, so betrachtete Linhard nachgerade die Sache für abgemacht

und jenen als seinen künftigen Schwiegersohn. Er hörte gern, wenn dieser von seinem brillanten Geschäfte sprach, und wie er es immer großartiger und brillanter betreiben wolle. Er fing schon an, sich mit seinem baaren Gelde dabei zu betheiligen, und ward von Tag zu Tag sicherer, je mehr ihm jener vorrechnete, wie sich die Gelder rentiren müßten. Er leistete Bürgschaft für bedeutende Summen, besonders als sein künftiger Eidam ein hübsches Anwesen kaufte, und einen Neubau nach seinem gebildeten Geschmack aufführte. Er war so zu sagen blind vernarrt in das künftige Glück seiner Tochter, und träumte schon davon, wie er künftig selbst in dem schönen Hause bei seinen Kindern in Ruhe leben und seine Tage beschließen werde.

So weit war die ganze Rechnung gemacht. Zum Facit fehlte nur noch eine Kleinigkeit, nämlich das bestimmte Jawort des Mädchens. Aber da lag eben der erste Rechnungsfehler. Gretchen sagte nicht ja, sie weinte nur, wenn ihr Vater von der Heirath sprach. Das erbitterte diesen, und da er natürlich alle Schuld in Schreiners Philipp erblickte: so ward er diesem immer mehr feind, und legte seinen Haß bei jeder Gelegenheit offen an den Tag. Seine Tochter hütete er mit argwöhnischen Blicken. Selbst den Kirchgang gab er nicht mehr zu, wenn er nicht dabei sein konnte. — Der Friede war aus dem Hause gewichen. Gretchen hatte viel trübe Tage und manche thränenreiche Nacht. — Der Liebe fehlt selten das Leid; glücklich die, bei denen die Wagschaale des Leides nicht die der Liebe in die Höhe schnellt!

Zu Schillersdorf war Kirchweihe oder Meßti, wie sie es in jener Gegend nennen. Gretchen war lange nicht mehr zum Tanze gekommen; sie wollte auch diesmal nicht hin, aber der Freier aus der Stadt war da, ihr Vater befahl, und sie mußte mit. Was ihr diesen Gang etwas weniger unerträglich machte, war der Gedanke, vielleicht ihren Philipp zu sehen, mit ihm zu tanzen und zu sprechen. Sie hatte lange nicht mehr Gelegenheit gefunden, ein Wort mit ihm zu wechseln.

Philipp war da, aber sein Gesicht war bleich, sein Blick finster. Er stand an die Wand gelehnt, nahe bei der Thüre, und machte keine Miene zum Tanzen. Er blickte starr nach Gretchen hinüber, und da er sie mit dem geputzten Städter tanzen sah, schwoll ihm das Herz zum zerspringen. Wirre Gedanken jagten sich in seinem Gehirne. Er bemerkte nicht, wie das Mädchen zuweilen einen wahrhaft bittenden Blick nach ihm herüber warf. Er hatte sie einst gefragt, ob sie sich nicht entschließen könne, auch gegen den Willen ihres Vaters sein Weib zu werden; er wolle ja gerne warten, bis sie die Jahre der Mündigkeit erreicht habe. Sie hatte ihm damals geantwortet: „Philipp, ich bleibe dir treu, aber das verlange nicht von mir. Du weißt, der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser, der Fluch reißt sie nieder. Ich kann nicht, mit dem Fluch des Vaters beladen, unter dein Dach gehen, aber ich heirathe auch keinen Andern.“ So schien ihm die Sache nicht mehr zu stehen. Er glaubte, der Gehorsam gegen den Vater habe den Sieg über die Liebe davon getragen. Er sah sie ja tanzen mit dem vom Vater bestimmten Bräuti-

gam; er wußte nicht, welches Opfer sie damit um seinetwillen brachte. Kurz, er rührte sich nicht, um sie zum Tanze aufzufordern, er suchte keine Gelegenheit, sich ihr zu nähern, mit ihr zu sprechen.

Mißverständnisse haben schon manches feste Band zerrissen. Mit diesem Bande riß Philipps Herz entzwei, aber das seine nicht alleine.

Der junge Schreiner trank rasch seinen Wein, und mehr, als er sonst gewöhnt war, dann stürzte er hinaus, den Tod im Herzen. Am Morgen wanderte er mit dem Ränzchen auf dem Rücken aus dem Dorfe. Es sah ihn Niemand, als Vater und Mutter durch ihre Thränen.

II.

Drei Jahre beinahe waren verflossen, zu Schillersdorf wohnte kein Adam Linhard mehr. Er wohnte aber auch nicht zu Burweiler in dem neuen Hause, weder er, noch seine Tochter. Der Freier war wirklich ein Schwindler gewesen, wie die Philister des Städtchens ihn genannt hatten; sein Haus war in ganz fremden Händen, Linhards geschossene und verbürgte Summen verloren, der elegante Freiersmann mit einem Mal spurlos verschwunden. Der wohlhabende Bauer zu Schillersdorf war ein armer Mann geworden.

Es ist vielleicht nichts schwerer zu tragen, als der wohlverdiente Spott, welcher den trifft, der durch Hochmuth zu Fall gekommen. Linhard hatte ihn nicht zu tragen vermocht, und darum mit dem letzten Restchen seines frühern Vermögens Schillersdorf verlassen. Trauernd

um den Vater, aber für ſich im Herzen froh, war ihm Gretchen gefolgt. Ihr war dieſe Armuth tauſendmal lieber als der Reichthum, wenn ſie dem verhaßten Kaufmanne als Frau hätte folgen müſſen. Ihre Freiheit war freilich um einen ſchweren Preis erkauft, um den der bitteren Armuth; und doch hatte ſie das Glück ihrer Jugendliebe nicht mit in den Kauf bekommen, denn von Philipp hatte ſie nichts mehr gehört.

Linhard hatte ſich an den Rhein zurückgezogen, an deſſen Ufer er geboren war, und verdiente nun ſein täglich Brod mühſam als Fährmann. Gretchen unterſtützte ihn treulich in ſeiner harten Arbeit, und war bald in der Gegend unter dem Namen „die ſchöne Fergin" bekannt. Schön war ſie immer noch, aber ſtill und traurig. Dem Alten ſchnitt das gar oft in's Herz, er wußte ja, daß er an allem Unglücke ſchuld war; aber das Mädchen ließ den armen Vater ſelten merken, wie es ihr um das Herz war; ihm gegenüber war ſie freundlich, und ermüdete nimmer in ihrer liebevollen Aufmerkſamkeit gegen ihn. Wenn ſie aber allein, von ihrem Vater unbemerkt war, da wurde ihr Auge nicht ſelten trübe, und große Tropfen fielen aus demſelben in die Fluthen des Stromes, wenn ſie ſtill ſinnend am Ufer ſaß, oder ſich über das Bord ihres Kahnes neigte, um den Wellen nachzuſehen, die ſo unaufhaltſam dahineilten, wie die ſchönen Tage ihrer Jugend und die ſonnigen Stunden ihrer erſten und einzigen Liebe.

So finden wir ſie eines Abends einſam am Ufer des Rheines, unfern der Hütte, die ſie mit ihrem Vater bewohnte, und die wenigſtens eine Viertelſtunde von

dem nächſten Orte entfernt lag. Die Kähne und Fähren lagen ſchon an ihren Ketten feſt, der Vater war weggegangen, um im Orte etwas zu beſorgen. Der Abend war mild, der ruhige Strom lag gleich einem glatten Spiegel unter dem blauen Himmelsgewölbe, und dieſes Blau und das verglimmende Abendroth leuchteten mit einander aus der Tiefe des Stromes wieder. Müde von der Tagesarbeit hatte ſich die ſchöne Fergin in einen Kahn geſetzt, lehnte ſich auf den Rand desſelben, und blickte ſtill in die Tiefe, indem ihre Finger bisweilen ſchnell wieder verſchwindende Furchen in der kühlen blauen Fluth zogen. Das leiſe Schaukeln des Kahnes wiegte ſie in jene wehmüthigen Träume, denen ſie ſich in der Einſamkeit ſo gern hingab. Ihr Finger zeichnete Buchſtaben auf den glatten Waſſerſpiegel, die zuſammen den Namen „Philipp“ eingegraben hätten, wenn ſie nicht im Werden ſchon wieder ſpurlos erloſchen wären. Das Herz wurde dem armen Mädchen ſo ſchwer, und ein Gedanke, der ſie ſchon manchmal in ſolchen trüben Stunden angewandelt, tauchte wieder auf: der Gedanke, ihr ganzes Leid da unten in die kühle Fluth zu begraben. Das Rauſchen des Nachtwindes, der geheimnißvoll in den Pappeln am Ufer ſeufzte, und das eintönige Plätſchern des Waſſers am Ufer kamen ihr wie lockende Stimmen vor. Wie bethört ſtarrte ſie in das Waſſer; ſie meinte, ſie müſſe da unten Ruhe ſuchen. In dieſem Augenblicke fuhr ein langer, blendender Lichtſtrahl auf dem Waſſerſpiegel durch die ganze Breite des Stromes daher. Ordentlich erſchreckt fuhr Gretchen in die Höhe. Der volle Mond war drüben im Oſten

ruhig und glänzend über Wald und ferne Berge heraufgestiegen, und hatte diesen langen Lichtweg auf die Wasserfläche gezeichnet. Diese plötzliche Helle hatte dem armen Mädchen wieder Licht in die umnachtete Seele geworfen. In tiefer Bewegung faltete sie die Hände, und sagte laut: „Herr Jesu, bewahre mich vor so großer Sünde! Ach! konnt' ich denn meines alten Vaters so vergessen und meines Gottes, der es doch verboten hat, sich selbst das Leben zu nehmen?"

Das letzte Wort war noch nicht ganz ausgesprochen, da klang dumpf vom jenseitigen Ufer her der Ruf: „Hol' über!" Gretchen lauschte, und nochmals rief es vernehmlich durch die Abendluft über den Strom: „Hol' über!"

„Gewiß noch ein verspäteter Wanderer," sprach das Mädchen für sich. „Was soll ich thun? Der Vater ist nicht da, die Zeit des Ueberfahrens eigentlich vorbei."

Sie war aus dem Nachen getreten, und stand unschlüssig am Ufer. Da kam ein Mann gegen sie heran. „Auch noch einer, der hinüber will," dachte sie, und berechnete schon, daß es so übel nicht wäre, wenn der schmale Verdienst des Tages noch um etwas erhöht werden könnte. Aber ihr Vater war ja nicht da. Indeß kam der Mann rasch näher und sagte: „Schöne Fergin, willst du mich noch überfahren? Ich habe mich verspätet, und muß noch hinüber. Rechne auf guten Lohn!"

Gretchen, kurz vorher noch unschlüssig, nestelte schon an der Kette eines Kahnes und sagte: „Ich bin allein, Herr, wenn Ihr aber ein bischen helfen wollet,

so sollt Ihr schon noch hinüber kommen; der Fluß ist ja ruhig und die Nacht lichter als mancher Wintertag."

„Recht gern," erwiderte der Fremde, und sprang in den Nachen. „Weise mich nur an, wie ich es anzufangen habe."

Das Mädchen hatte inzwischen den Kahn vom Pflocke gelöst, und steuerte mit dem Schallbaum am Ufer hinauf, um nicht allzu weit abwärts getrieben zu werden, und drüben an rechter Stelle landen zu können. Hierauf zeigte sie dem Fremden, wie er ihr behülflich sein könne, wenn er die beiden Riegen taktrecht bewege, während sie mit dem kleinen Ruder den Lauf des Kahnes richtig lenke. Aber es ward ihr fast unheimlich dabei, denn der Passagier schien, was man so nennt, angetrunken zu sein. Indeß ging die Fahrt ziemlich gut von Statten, der Kahn zog in dem mondbeglänzten Wasser seine weithin schimmernde Furche, und der am deutschen Ufer Harrende mußte längst in der hellen Nacht den nahenden Kahn bemerkt haben. Die Hälfte des Weges war längst zurückgelegt, das jenseitige Ufer nahe, als der Fremde plötzlich die Ruder ruhen ließ und aufstand.

„Lasset jetzt nicht nach!" rief Gretchen: „wir treiben sonst zu weit abwärts."

Jener aber trat näher vor sie, und sagte: „Gretchen, kennst du mich noch nicht?"

Das Mädchen erbebte beim Klang dieser Stimme. Sie sah in das bärtige Gesicht des Mannes, das seitlich vom Monde beleuchtet war, und entgegnete: „Wie sollt' ich Euch kennen? ich habe Euch nie gesehen."

„Nie?“ fragte der Fremde gedehnt, und die Frage klang wie Hohn: „Gretchen, du irrest! Kennst du deinen Bräutigam nicht mehr?“

Fast wäre dem Mädchen vor Schreck das Ruder entglitten. Jetzt wußte sie wohl, wem die halb bekannte Stimme angehörte. Er war es, der sie und ihren Vater in's Unglück gebracht.

Sonderbar! dem Einen lähmt die Angst den Arm, dem Andern stählt sie ihn. Die Fergin ließ das Ruder nicht sinken, sie arbeitete wie verzweifelt, um dem Ufer näher zu kommen. Dort wußte sie ja einen Menschen, während ihr Begleiter von einem solchen nichts ahnte.

„Gretchen,“ begann dieser wieder: „du bist meine Braut, und ich habe dich aufgesucht. Wir sind einander gleich, ich besitze so wenig als du, aber ich habe geheime Verbindungen, ich kann immer noch ein reicher Mann werden, und dein Glück ist gemacht. Gretchen, du bist mein, du folgst mir nach Deutschland, nicht wahr?“

„Weg!“ rief das Mädchen laut, und hob das Ruder gegen ihn empor, als er näher zu ihr herantreten wollte. „Elender! du hast Unheil genug über uns gebracht.“

„Ha! ha!“ lachte jener: „Unheil, sagst du? Närrchen, ich bringe auch wieder Glück. Gretchen, sperre dich nicht, du bist mein, ich habe dich in meiner Gewalt. Ein Pfiff, und meine Helfer sind zur Hand. Du lebst schon lange genug am Rhein, um die Schmuggler zu kennen.“

„Rühre mich nicht an!“ rief das Mädchen, und flüchtete zurück auf die äußerste Spitze des Nachens, der ruhig abwärts trieb. „Eher todt, als dein!“

Wirklich war es in diesem Augenblicke nichts als Todesmuth. Sie mußte sich ja verrathen glauben. Daß jener Ruf: „Hol' über!“ eine abgekartete Sache sei, konnte sie nicht mehr bezweifeln, seit sie gehört, daß ihr Verfolger mit den Schmugglern in Verbindung stehe. Und als dieser immer näher kam, als er sie gar am Kleid erfaßte, ließ sie das Ruder auf ihn niederfallen, der Kahn schwankte, ein lauter Schrei tönte durch die Stille der Nacht über die Fläche des Rheines hin, und über zwei Menschen zugleich schlugen die Wellen des Stromes zusammen.

III.

Der alte Linhard war von seinem Abendgange zurückgekehrt, und hatte seine Tochter nicht in der Hütte gefunden, darum ging er an das Ufer hinab, wo sie öfters noch am späten Abend verweilte. Mit Befremden sah er, daß einer der Kähne fehlte, und nun spähte sein Auge über den mondbeglänzten Rhein hinüber, und sein Ohr lauschte, ob es nicht Ruderschläge vernehme. „Sie wird doch nicht in der Nacht allein hinübergefahren sein,“ sprach er halb laut. Horch! da tönte durch die Stille der Mondnacht ein gellender Schrei über das Wasser herüber. Dem alten Fergen sträubten sich die Haare — er glaubte die Stimme seines Kindes vernommen zu haben. Im Fluge war ein Nachen losgekettet, und wie vom Sturm gejagt glitt er über die Fluth. Keuchend arbeitete der Alte, wie mit Riesenkraft, und das leichte Dreibord flog nur so über den glatten Spiegel des Stromes dahin. Nicht die Hälfte

der ſonſtigen Zeit brauchte der Ferge zur Ueberfahrt. „Gretchen! Gretchen!“ rief er mehrmals laut in großer Angſt, aber nur der Widerhall aus den Hainen, die das Stromufer ſchmücken, antwortete ſeinem Rufe.

Jetzt ſtieß der Kahn knirſchend an dem Kiesſande des deutſchen Ufers auf, aber Linhard ſah Niemanden, er hörte keine menſchliche Stimme. Athemlos lief er eine Strecke längs des Ufers hinab, bis an die Stelle, wo es ſich in den Strom hinein krümmt und dieſer eine kleine Bucht bildet. Dort ſah er im Mondſchein ein ſeltſames Schauſpiel. Auf dem Grafe des Uferrandes lag ſein Gretchen leblos, mit triefendem Haar und Kleide, und ein Mann, ebenfalls ganz durchnäßt, kniete neben der Leiche und ſchaute ſtarr in das bleiche Angeſicht des Mädchens, das vom Mondlichte wie verklärt war. Mit dem Ausrufe: „Gretchen! mein Kind!“ ſtürzte der Ferge neben der Lebloſen nieder, umfaßte ſie mit beiden Armen, und rief immer wieder in herzzerreißendem Tone: „Mein Kind! mein Kind! wach' auf!“

Der Fremde war aufgeſtanden, und jetzt erſt fragte Linhard: „Was iſt geſchehen?“

„Ich habe ſie aus dem Waſſer gezogen,“ verſetzte jener dumpf. „Der mit ihr herüber fuhr, iſt verloren. — Eilet, bringet ſie nach Hauſe, vielleicht, wenn Gott gnädig iſt — —“

Er hatte noch nicht ausgeredet, als Linhard ſchon die triefende Leiche in den Armen hielt, und mit ihr fort nach ſeinem Nachen eilte. Der Fremde folgte, und als der Ferge ſchon vom Ufer ſtoßen wollte, rief er: „Halt! ich muß mit hinüber; auf meinen Ruf iſt der

Nachen herüber gekommen.“ Er warf ein schweres Felleisen in das Fahrzeug, sprang hinein, und der Ferge stieß ab. Der Fremde schnallte hurtig den Mantel von seinem Ranzen, schob diesen unter den Kopf des Mädchens, das der Länge nach auf dem Boden des Dreiborbes lag, deckte dasselbe mit dem Mantel zu, und sagte: „Laßt mich helfen, daß wir rasch hinüber kommen.“

Mit Anstrengung aller Kräfte arbeiteten beide Männer, und flogen über den Rhein dahin, als jage sie der Tod. Kein Wort konnte gesprochen werden, nur das Keuchen und Stöhnen der Anstrengung, das Aechzen der Riegen auf dem Borde des Schiffleins und die windschnellen Ruderschläge im Wasser unterbrachen die nächtliche Stille. So schnell war noch kein Fahrzeug über den Rhein geglitten. — Am Ufer angekommen, trugen die beiden Männer das entseelte Mädchen schnell in die Hütte. Hier wollte der unglückliche Vater dem Fremden danken, dieser aber entgegnete kurz: „Laßt's gut sein, ich bleibe noch, ich muß sehen, ob sie nicht mehr zu Leben kommt.“

Linhard eilte nun, ein Licht anzuzünden, und als er mit demselben aus der Küche hereintrat, sah er, wie der Fremde sich auf die Leiche niederbeugte, und einen Kuß auf die bleiche Stirne derselben drückte. Den Alten wollte das seltsam bedünken, aber es war jetzt keine Zeit, nachzudenken oder zu fragen, und der Fremde kehrte immer sein Gesicht von dem Lichte ab. Indeß ging er dem Fergen hülfreich an die Hand, als dieser sich unter Thränen und Klagen bemühte, sein Kind wieder in's Leben zurückzurufen. Jener stand zu Häupten des Bet-

tes, hatte ſeinen Arm unter den Kopf des Mädchens gelegt, und rieb mit der Rechten ihre Schläfe. Ein tiefer Athemzug ihrer Bruſt war die Folge aller dieſer Bemühungen. Der Alte jubelte, der Fremde ſagte nur: „Gott ſei Dank!“ und ſetzte ſeine Belebungs-Verſuche fort. Plötzlich ſchlug Gretchen die Augen auf, und mit dem ſchwachen Ausrufe: „Philipp!“ ſchloß ſie dieſelben wieder.

„Philipp? mein Gott! Philipp, biſt du's?“ rief der Alte. Aber Philipp hörte ſeine Frage nicht mehr, er war außer ſich vor Freude. Er zog das Mädchen an ſeine Bruſt, er küßte ſie, er rief unaufhörlich ihren Namen. Und an ſeiner Bruſt erwachte die Geliebte wieder zum vollen Leben.

Wer vermöchte eine ſolche Scene der ſeligſten Freude zu ſchildern?

Gretchen, wie aus einem ſchweren Traum erwacht, erinnerte ſich bald alles deſſen, was ſich begeben hatte. Sie erzählte ihre Fahrt mit dem Kaufmanne, der zum Schmuggler geworden war, und Philipp ſagte ernſt: „Der liegt in der Tiefe des Rheines begraben, mir aber gab Gott Gnade, dich zu retten; ich habe dich mit Gefahr meines Lebens dem Tode abgerungen, du biſt mein!“

Linhard ſtand tief ergriffen von der wunderbaren Fügung des Herrn, dann ſprach er langſam und ernſt: „Nun, was Gott ſo zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!“

Auf den Tod der Mutter,

Seinen Geſchwiſtern

zugeeignet

von

Adolf Stöber.

1.

Ihr ſtiller Hinſchied.

Wie eine Mutter ſich mit leiſem Tritte,
Die Kinder nicht zu wecken, ſchleicht zur Ruh':
So ſtill entwicheſt Du aus unſrer Mitte,
So unvermerkt und ſanft entſchlieſeſt Du.

Nicht ahnend deine baldige Vollendung,
War unſer Herz in Hoffnung eingewiegt,
Wir dachten noch an eine beſſ're Wendung,
Da hatte ſchon dein Geiſt den Tod beſiegt.

Als wollteſt Du der Deinen Traum nicht ſtören,
So ſchonend leiſ' war deiner Hinflucht Spur:
Ein Athemzug — als ſollt' es Niemand hören,
Ein ſanftes Neigen deines Hauptes nur.

Doch wie geräuſchlos auch dein letztes Leiden,
Dem bangen Kindesblick entging es nicht;

Wir eilten hin — wir ſahen Dich verſcheiden —
Erblaſſen dein geliebtes Angeſicht.

O wenn dein Herz noch unſre Klagen hörte,
Wenn unſer Weinen im Hinüberzieh'n
Noch deiner Seele reinen Frieden ſtörte —
Verzeih', o Mutter, wie Du viel verzieh'n!

2.

Sonntag war's —

Sonntag war's, der heil'ge Tag des Herrn,
Da der Schöpfer ſprach: Es werde Licht!
Da beſchien der ew'ge Morgenſtern,
Mutter! dein verklärtes Angeſicht.

Sonntag war's, der Auferſtehung Tag,
Da ſich Chriſtus aus dem Grabe ſchwang:
Auch dein Geiſt mit leichtem Flügelſchlag
Aus der Hülle ſich zum Lichte rang.

Sonntag war's, da ſich der heil'ge Geiſt
Segnend auf die Jüngerſchaar ergoß:
Auch auf uns, verwundet und verwaiſt,
Heil'ger Tröſter! deine Gnade floß.

Sonntag war's, der ſtille Ruhetag,
Jenes ew'gen Sabbaths Schattenbild,
Der uns bald zur Mutter ſammeln mag,
In der Himmelsruhe Lichtgefild.

3.

Ihre Lieblingsblumen.

Blumen waren dein Entzücken,
Mutter! Blumen ſollen nun
Deine Schlummerſtätte ſchmücken,
Unter Blumen ſollſt Du ruh'n.

Deinen Grabſtein ſoll bemoosen
Ewigfriſches Immergrün,
Dir zu Häupten ſollen Roſen,
Dir zu Füßen Lilien blüh'n.

Doch vor allen haſt Du ſinnig
Zwei erwählt, zwei Blumen mild,
Wie Du ſelber zart und innig,
Deines ſtillen Sinnes Bild.

Dieſer Lieblingsblumen Fülle
Sei Dir über's Herz gewebt:
Ob es unter ſolcher Hülle
Schlummernd noch von Wonne bebt'...

4.

Reſeda.

Reſeda, deine Freude,
War deiner Güte Bild:
Sie ſteht im ſchlichten Kleide
Und duftet doch ſo mild.

Du liebtest nicht das Prangen,
Den bunten Schimmer nicht;
Du bist einhergegangen
In Demuth wahr und schlicht.

Dein ganzer Schmuck war innen,
Im Herzen war dein Stern:
Das fromme stille Sinnen,
Das köstlich vor dem Herrn.

Doch hast Du allerwegen
Verstreut der Güte Duft,
Mit Wohlthun und mit Segen
Gewirkt bis an die Gruft.

Ein Bild von solcher Güte
Dein Grab nun schmücken soll:
Reseda, schlichte Blüte,
Doch süßen Duftes voll.

5.

Vergißmeinnicht.

Vergißmeinnicht —
Du hast es oft gepriesen,
Der blauen Sternchen zartvergoldet Licht:
Du hast sie oft gesammelt auf den Wiesen,
An stillen Wassern Sträußchen Dir gepflückt
Und sinnig deine Brust damit geschmückt.

Vergiß mein nicht!
So stand's in deinem Herzen,

Stets eingedenk der ſüßen Mutterpflicht:
Dich ſelbſt vergaßeſt Du in Leid und Schmerzen,
Doch deiner Lieben haſt Du ſtets gedacht
Und über Allen mütterlich gewacht.

Vergiß mein nicht!
Verwaiſt ſind deine Lieben;
Doch kennen wir ein Herz, das nimmer bricht,
Ein ewigtreues Herz iſt uns geblieben,
Deß Liebe mehr als Mutterliebe iſt,
Das Dein und unſer nimmermehr vergißt.

Vergiß mein nicht!
Nun denkſt Du unſer droben,
Nun ſind vor Gottes Gnadenangeſicht
Fürbittend deine Hände ſtets gehoben:
Daß Gott uns alle führ' auf ebner Bahn,
Bis wir am ſel'gen Ziele Dich umfah'n.

Vergißmeinnicht
Soll deinen Hügel kleiden,
Uns mahnend an die heil'ge Kindespflicht,
Nie deiner zu vergeſſen, bis wir ſcheiden,
Bis Gott die Thränen uns vom Auge wiſcht,
Wo nie der Liebe Stern im Tod erliſcht.

6.

Heimweh.

Sonſt wenn ich ferne war von Dir,
O treues Herz, o Mutterherz!

Da winkte deine Liebe mir
Und zog mich innig heimatwärts.

Nun find' ich deine Stätte leer,
Und komm' ich aus der Ferne heim,
So grüßt mich keine Mutter mehr,
Ich bin zu Haus, doch nicht daheim.

Nein, droben wo dein Herz nun ſchlägt,
Da iſt mein Vaterhaus fortan,
Bis mich der Tod hinüberträgt
Zieht mich das Heimweh himmelan!

Gedichte von Karl Rudolf Tanner.

1.

Frühlingsregung.

Schon schaut der Himmel in's Gefild
So freundlichblau, so sonnigmild.

Der Wolkenschatten flieht im Grün
Vor Strahlen, die dazwischen glüh'n.

Und schon ein sanfter Frühlingshauch
Durchflüstert leis' den Haselstrauch.

Am Kätzchen hängt schon gold'ner Staub,
Und lockt die Biene her zum Raub.

Und singt der Amseln Thalgesang
Wird in mir selbst zum Lenzesklang.

Vom ersten Liebesblick erhellt
Erglänzt die ganze inn're Welt.

O! meine ganze inn're Welt
Ist sehnend nach dem Lenz gestellt.

2.

Warnung.

Frühling, ſtürze, dränge nicht,
Holder Freudenbringer!
Nahet mälig mildes Licht,
Wirſt du doch Bezwinger!

Nachſt du Alles unterthan
Plötzlich allzumächtig,
Plötzlich das Verderben kann
Siegen übernächtig.

O! ich wäre gar betrübt,
Müßt' ich neu erfahren,
Wie das Dunkel Rache übt
Am zu frühen Klaren.

3.

Des Schwälbleins Ruheſitz.

Du Wetterkette, Ruheſitz
Flugmüder Schwalben, o dein Biß
Macht ihrer Unſchuld keine Pein!
Hell klingt ihr Lied im Abendſchein.
Denn harmlos ſtets iſt reines Herz,
Vertrillert freudig Angſt und Schmerz,
Und Gottes Luſt und Friede ruht
Auf Giebeln reich an Schwalbenbrut.

4.

Im Walde.

Willſt du dein Lieb recht innig küſſen,
Geſchehe dieß im grünen Wald,
Wenn alle Vögel freundlich grüßen,
Und wo das Herz erwacht ſo bald!

O wenn dann fernher Thalesbläue
Sich durch die Äſte lockend ſchlingt,
Verjüngt ſich ſüß die alte Treue,
Von Bildern holden Scheins umringt.

Du trägſt den Frieden dieſer Stunde
Als Licht für's ganze Leben ein,
Und gibſt dann Zeugniß mit dem Munde,
Dein Fühlen ſei ſo voll und rein.

5.

Gleich und Gleich.

I.

O! Gleich und Gleich geſellt ſich gern!
Was drängt dich, Kind, in's Grün gebückt,
Zu träumen über'm Blütenſtern,
Der Mutter Erde kaum entrückt?
O! Gleich und Gleich geſellt ſich gern!

O! Gleich und Gleich geſellt ſich gern!
Im Glanz der Jungfrau ſuchest du,
O Jüngling, deiner Seele Stern,
Und drinnen geht dein Herz zur Ruh',
Denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

O! Gleich und Gleich geſellt ſich gern!
Als Greis, vollbringend dein Geſchick,
Holſt ſehnend du den Unſchuldsſtern
Zurück aus holdem Kinderblick:
Denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

II.

O! Gleich und Gleich geſellt ſich gern;
Drum iſt der Himmel reich an Licht
Und blickt die Liebe Stern an Stern
So freudig ſich in's Angeſicht;
Denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

O! Gleich und Gleich geſellt ſich gern:
Drum zieht es uns ſo ahnungsreich,
Wir fliegen hin von Stern zu Stern,
Und bauen unſer Friedensreich;
Denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

O! Gleich und Gleich geſellt ſich gern!
Es fiele Nacht auf dein Geſicht,
Menſch, um ſo heller glänzt dein Stern;
Denn höchſte Treue wanket nicht,
Und Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

6.

Mein Lebenslauf.

Luſt und Leid, das ich empfunden,
Iſt ein Kranz, von Gott gewunden.

Alle Blätter, dunkle, helle,
Springen vor an ſichrer Stelle.

Selig wiegen ſich die Gatten
In einander, — Licht und Schatten.

Käme Nacht vor deine Blicke,
Freund, es wechſeln die Geſchicke.

Plötzlich, wenn du hoffſt kein Ende,
Stehſt du an des Schmerzes Ende.

Elsäßische Geschichten und Sagen.*)

Die Weiber von Ruffach.

Nachdem Kaiser Heinrich IV. sich für den Gegenpabst Clemens erklärt hatte, wollte er alle Bischöfe des Reichs zwingen, denselben anzuerkennen; denjenigen aber, die sich deß weigerten, nahm er ihre Bisthümer weg. Dieß geschah nun auch dem Bischof von Straßburg. Auf kaiserlichen Befehl wurde ihm Ruffach, die Hauptstadt des obern Mundats und eines der ältesten Besitzthümer der Bischöfe von Straßburg, weggenommen. Das Schloß wurde mit Truppen besetzt und die Einwohner auf die grausamste Weise gedrückt. Dieser Druck nahm nur noch zu, unter der Regierung Heinrichs V. der ein starkes Heer um die Stadt her sammelte. — Zu dieser Zeit trieb namentlich der Schloßvogt sein Spiel mit den Bewohnern Ruffachs, die, unfähig sich zur Wehr zu stellen, alle Gewaltthätigkeiten über sich ergehn lassen mußten. Allein die Stunde der Rache sollte nicht ausbleiben. Am Ostertage hatte der Vogt eine schöne Bürgerstochter, die mit ihrer Mutter eben in die Kirche gehn wollte, überfallen und in sein Schloß bringen las-

*) Proben aus einer mit vielen neuen Stücken vermehrten Sammlung **Elsäßischer Geschichten und Sagen**, in Preis, die demnächst im Druck erscheinen wird.

sen. Die Verzweiflung der Mutter kannte keine Gefahr. Sie beschwört die Männer zu den Waffen zu greifen, ihre Tochter zu befreien und endlich das schmähliche Joch der Knechtschaft zu brechen. Allein die Männer wagten es nicht, sich der Uebermacht des Feindes entgegen zu setzen. Da wandte sich die bange Mutter an die Frauen und beschwor sie, bei ihrer Liebe zu ihren eigenen Kindern, die ja ebenfalls der Wuth des Tyrannen ausgesetzt seien, ihr beizustehn. Ihre Worte fanden Wiederhall in den Herzen der Mütter, sie bewaffneten sich, drangen in's Schloß, sprengten die Thüren und ehe die Wache, die auf einen solchen Angriff nicht gefaßt war, sich waffnen konnte, hauen sie die heldenmüthigen Weiber zusammen. Nun wuchs auch den Männern der Muth. Die ganze Bevölkerung erhob sich. Die kaiserlichen Truppen fielen überall unter den Streichen der siegreichen Bürger. Der Kaiser selbst entkam mit Mühe und floh nach Kolmar. Die Frauen brachten Krone, Zepter und Mantel, die er zurückgelassen, im Triumph in die Kirche und legten sie auf den Altar der heiligen Jungfrau nieder. Von dieser Zeit an aber hatten die Rufacher Weiber in allen öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen den Vorrang über die Männer; derselbe besteht noch heutzutage darin, daß sie in der Kirche die Stühle auf der rechten Seite inne haben.

Der wunderſame Käfer.

Ein mächtiger Graf kam einſt, nachdem er in der Abtei Murbach gebetet und dieſelbe reichlich beſchenkt hatte, in Pilgrimsweiſe durch das Blumenthal geſchritten und wollte über die Berge in's hintere Münſterthal wallen, und in Gebirg und Thal und Ebene alle Gnadenorte betreten; denn er hatte eine ſchwere Sünde begangen, die er alſo abzubüßen vermeinte. Da kam er auch auf einen Hügel, der ſich im Thal erhebt, und von dem man dasſelbe ringsum überſehn kann. Und da es ihm hier ſehr erquicklich ſchien, ließ er ſich unter einer Linde nieder und ſchlief ein. Aber bald wurde er durch ein melodiſches Summen, wie Bienenſummen, geweckt und ein ſüßer Wohlgeruch durchhauchte die Luft. Der Ritter ſprang, wunderſam beſeligt auf, und ſiehe, er gewahrte einen ſchönen rothen Käfer, der ſich eben auf eine blaue Blumenglocke niederließ und um welche her ſich dieſer ſüße Wohlgeruch verbreitete. Als er näher hinzutrat, gewahrte er auf den geſchloſſenen Flügeldecken des Käfers ein ſchwarzes Kreuz. Alſobald erkannte er hierin ein Zeichen des Himmels und that das Gelübde, an dem Ort eine Kapelle zu bauen. Er hielt es auch. Später wurden einige Häuſer darum gebaut und es entſtand nach und nach das Dorf Bühl. An der Stelle der Kapelle erhebt ſich jetzt auf dem Hügel eine ſchöne Kirche. Die Sage aber hat ſich in der Umgegend treulich erhalten und wird von Mund zu Munde gehn bis in die fernſten Zeiten.

Die Zwerge auf dem Kerbholz.

Im Münsterthal erhebt sich das Kerbholz, ein hoher Berg, dessen Scheitel mit duftigen Alpenpflanzen übersät ist. In den Sennereien, die hie und da in den Absätzen des Berges liegen, werden die trefflichen Münsterkäse bereitet, die im ganzen Lande berühmt sind. Es ist ein lautes, geschäftiges Treiben auf den Höhen. Von den ersten lieblichen Tagen des Mai's bis zu den letzten schönen im September, hört man das melodische Geläute der Herdenglocken weit hinab ins Thal erklingen und fröhliche Lieder hallen dazu von einer Felswand zur andern. Wenn aber die Tage kürzer werden und die Nebel frühzeitig aufsteigen und spät aus dem Thalgrunde weichen, und in den Wiesentristen die Zeitlose ihren blassen Kelch entfaltet, dann fahren die Sennen mit ihren Herden wieder zu Thal und überwintern ihr Vieh in den warmen, trockenen Ställen.

Jedoch die Sennhütten auf der Alp sind alsdann nicht verlassen, denn das rubige Volk der Zwerge, das den Sommer über in den kühlen Felsgrotten gehaust, zieht nun ein, mit seinen kleinen, weißen Kühlein und braunen Farren und schleppt den Futtervorrath in die Scheunen, und es geht an ein Buttern und Käsen, daß es eine Freude ist. Oft auch steigen sie Nachts über den krachenden Schnee herab in's Thal und suchen die Armen in den Hütten auf, und legen ihnen unversehens frische Butter und treffliche Käsbrode auf den Tisch und verschwinden. Und die Armen segnen ihre kleinen Wohlthäter, denn sie wissen es wohl, von wannen die reichen

Gaben ihnen zukommen, und sind ihnen dafür erkenntlich im Herzen. Den Guten geben sie immer viel mehr und viel bessere Geschenke als den Bösen, von welchen manche selbst leer ausgehn.

Ein armer Geishirte, der trotzigen und wilden Sinnes war, log und fluchte und nie in die Kirche ging, hatte schon lange mit verhaltenem Mißmuthe gesehn, wie die Zwerge um Mitternacht an seiner Hütte verüber zogen, und in ihren Rückkörbchen Butter und Käse in seines Nachbars Häuschen trugen und beschloß sie zu überfallen und zu plündern. Er stellte sich deßwegen eines Nachts, als er sie eben wieder den Berg herab trippeln hörte, mit einem tüchtigen Stock hinter die Thüre, und als sie vorübergehn wollten, warf er denselben in sie hinein, daß ein Zwergenfräulein wehklagend zu Boden fiel. Allein in demselben Augenblicke sprang der Stock von selbst auf und hüpfte ihm nach und schlug ihn so derb auf den Rücken, und verfolgte ihn bis in's Haus, und schlug und schlug so lange auf ihn, bis er erschöpft und schwer verwundet niederfiel. Als er den folgenden Morgen erwachte, war er mit Beulen bedeckt und seine zwei Geißlein, sein einzig Hab und Gut, lagen todt im Stalle und er hatte nun nichts mehr, und mußte sein Brod vor den Thüren erbetteln.

August Stöber.

Gedichte von Fr. Neßler.

1.

Die Nacht am Leman.

Es herrscht auf Bergen und in Thalen
Und auf dem See verklärte Nacht,
Und in des Mondes sanften Strahlen
Erglänzt der Wellen Silberpracht.

In sanften Melodien klaget
Voll Wehmuth eine Flöte fern,
Und spricht harmonisch aus und saget,
Was ich vertraute dir so gern!

Doch ach! in schmerzlich süßen Schauern
Will's mir das Herz zersprengen schier! —
Es lockt ein unerklärlich Trauern
Die Thränen in die Augen mir.

2.

Die Jagd von Fontainebleau.

Der Tag bricht an in rother Glut,
Als wollt' er baden sich in Blut;

Der König kommt, ſein Auge flammt:
„Stoßt in die Hörner alleſammt!“

Der König grüßt den Jägertroß
Und ſchwingt ſich auf ſein hohes Roß,
Er ſprengt zum finſtern Tannenhain,
Sein Jagdgeleite hinterdrein.

Und als er kam zum finſtern Wald,
Da horch! erſchallet alſobald
Ein fröhlich Jagen, frank und frei,
Gebell, Geknall und Jagdgeſchrei.

Des Königs Aug' flammt fürchterlich:
„Welch ein Vaſall erdreiſtet ſich,
Zu jagen ohne mein Geheiß
In meiner Forſten heil'gem Kreis?

„Weh' dem, der alſo ſich erfrecht,
Zu taſten an des Königs Recht,
Er ſoll es büßen, greift ihn ſchnell,
Ich will ihn richten auf der Stell'!“

Der König ſprach's und alſobald
Tritt aus dem finſtern Tannenwald
Ein Mann herfür, ſchwarz wie die Nacht,
Gekleidet in die Jägertracht.

Hart vor den König ſtellt er ſich
Und grinst: „Herr König! kennſt du mich?
Dein Herr und Meiſter ſteht vor dir,
Und als Vaſall gehörſt du mir!

Mein iſt die Welt als Jagdgefild,
Ich jage heut' ein edles Wild,

Ich jag' es ohne Raſt und Ruh',
Das Wild, Herr König, das biſt du!"

Der Mann verſchwand, ſtill liegt der Hain,
Dem König fährt's durch Mark und Bein,
Er lenkt ſein ſtolzes Roß herum
Und reitet heim, man folgt ihm ſtumm.

3.

Simſon.

Freude jauchzt in Gazas Mauern: denn es iſt der Jubeltag,
Wo dem Räuber der Philiſter Simſons Heldenkraft erlag.
Feſſeln tragend ſitzt er traurig in des Kerkers dunkler Nacht,
Stampfen muß er das Getraide, für des Feſtes üpp'ge Pracht.
Grauſam hat die Hand des Feindes ihn der Augen zwar beraubt:
Aber mit dem friſchen Haare, das umlockt ſein finſt'res Haupt,
War ihm neu zurückgekommen ſeiner Sehnen alte Kraft,
Rache zuckt in jeder Fiber, grimmig trägt er ſeine Haft.

In der Halle der Berathung jubelt der Philiſter Muth,
Heute floß dem Landesgötzen Dagon reicher Opfer Blut.
„Simſon komme, ſchrei'n die Trunk'nen, daß ſein Saitenſpiel im Saal
Uns die Luſt des Feſtes würze, und vermehre ſeine Qual!"
Und ſchon eilt ein Knab' zum Kerker, führt den Helden ſchnell heraus.
Mit dem Saitenſpiel in Händen tritt er in das volle Haus.
Zwiſchen die zwo Mittelſäulen, drauf des Saales Wölbung ruht,
Daß er Aller Blicke weide, ſtellet ihn ihr Uebermuth.
Roher Spott umziſcht den Helden, tauſendſtimm'ger Hohn erſchallt,
Als er in die Saiten greifet und ſie ſchläget mit Gewalt.

Und des Volkes tauſendköpf'ge Hyder, die das Haus umſchlingt,
Lagert ſich an Thür und Fenſter, Simſon, der Gewalt'ge ſingt:

„Mich umjauchzt der Feinde Jubel, ihres Hohnes Worte ſchallen:
Juda's Leu iſt in die Stricke ſchnöder Hinterliſt gefallen!
Feſſeln tragen meine Hände, meine Augen ſind geblendet!
Denk' ich früh'rer Tage, weh' mir! wie hat Alles ſich gewendet?
Mit dem Könige der Wüſte hab' ich ſchon als Knab' gerungen:
Eines Tags ging ich nach Thimnath, ſieh da kam er hergeſprungen,
Mir, dem Unbewehrten, nahet er, brüllend, gleich dem wilden Drachen;
Wie ein Böcklein man zerreißet, ſo zerriß ich ihm den Rachen.
Der Philiſter keiner mochte meinem Arme widerſtehen,
Wie die Spreu im Wind zerſtäubten ſie vor meines Athems Wehen,
Mit dem Fuß trat ich ſie nieder, wie der Erde Ungeziefer,
Tauſend ſchlug ich eines Tages mit des Eſels hartem Kiefer.
Gaſa's Thore, ſammt den Pfoſten, trug ich auf des Berges Spitze,
Als ein höhnend Siegeszeichen ſtand's vor ihrer Fürſten Sitze.
Meines Geiſtes kluge Liſten haben ſie gar wohl empfunden,
Als ich einſt den wilden Füchſen Fackeln an den Schweif gebunden,
Und ſie trieb mit Geißelhieben, daß ſie mit des Feuers Gluthen
Unheil tragend, heulend fuhren in des Kornes gold'ne Fluthen.
In des Räthſels ſinn'gem Spiele hab' ich auch ſie überwunden,
Nur mit meinem Kalbe pflügend, haben Deutung ſie gefunden.
Endlich, weh' mir! ihren falſchen Töchtern glückt' es, mich zu faſſen,
Durch den Köder ſchnöder Liebe hab' ich mich bethören laſſen.
Meiner Kraft Geheimniß wußte der Verrath mir zu entlocken,
Unter'm Schnitt der falſchen Scheere fielen meine heil'gen Locken.
Und nun trag' ich Schmach und Feſſeln, meine Augen ſind geblendet!
Aber rächend will ich ſterben, rächend ſei mein Lauf geendet!
Herr, o Herr, gedenke meiner, ſtärke mich und zeig' dich ihnen,
Als ein ſtarker Gott, begrab' mich unter donnernden Ruinen!“

Sprach's, und weg die Harfe ſchleudernd, der zwo Mittelſäulen
Schaft

Faßt er mit den beiden Armen, rüttelt ſie mit Rieſenkraft.
Dumpf erkracht des Hauſes Wölbung, fällt mit Allem, was es trug,
Daß im Tod der Held der Feinde mehr noch als im Leben ſchlug.
Und des Staubes Wirbelwolke, die ſich auf zum Himmel ſchwang,
Meldet rings umher dem Lande Simſons Sieg und Untergang!

Gedichte von J. F. Caſtelli.

1.

Kaiſer Michel Paleologus.

Der Kaiſer Paleologus
Soll heut' in der Kirch' erſcheinen,
Um vor dem Biſchof Phokas ſich
Von einem Verdachte zu reinen.

Die Feuerprobe war beſtimmt
Die Unſchuld zu beweiſen,
Und in der großen Pfanne ſah
Man glühen ſchon das Eiſen.

Doch ſtandhaft weigert Michel ſich
Die Prob' anzuerkennen:
„Ergreif' ich — ſagte er — die Glut,
So muß ſie mich ja brennen!“

Doch feſt beharret Phokas drauf,
Da läßt ſich der Kaiſer vernehmen:
„Ich bin ein armer ſündiger Menſch,
Der nicht ſeine Furcht kann bezähmen.

„Du aber biſt ein heiliger Mann,
Umſtrahlet vom Wunderſcheine,

Drum nimm das Eiſen in deine Hand
Und leg' es dann in die meine;

„Dann will ich in Ergebung mich
Es zu empfangen bequemen!“ — —
Der Biſchof aber war weit entfernt
Die Einladung anzunehmen.

2.

Die Krebſe.

Ein Krebs war aus dem Korb entkommen,
Worin er mit der Brüder Schaar
Verſchloſſen war;
Er hatte jetzt den Küchenherd erklommen
Und ſtutzt, als er auf einer Schüſſel da
Was Rothes liegen ſah:
„Wie? — ſeh' ich recht? — rief laut der Braune,
Ein rother Krebs? iſt's möglich, ich erſtaune!
Warum ſchmückt ihn des Purpurs Zierde?
Gehört wohl gar er zu der Fürſten Zahl?
Bekleidet er die Inquiſitorswürde?
Wie? oder iſt er Cardinal?
Ich muß ihm meinen Glückwunſch machen!“

Er ſagt ihm viele ſchöne Sachen,
Allein die Eminenz im Scharlachkleide
Liegt ruhig und antwortet nicht
Auf Alles, was der Braune ſpricht,
Da kroch ihm dieſer näher kühn,
Will freundlich jetzt umarmen ihn,

Da fühlt er, — ach! wie's ihn erſchrecket! —
Der Rothe ſei mit heißer Brüh' bedecket;
Und zitternd flieht in's Dunkel er zurück:
„Ich ließ, — rief er, — von äußerm Glanz mich trügen,
Beneidet' ihn um ſeines Purpurs Glück —
Und ſeh' geſotten ihn nun in der Schüſſel liegen!"

Heimkehr

von

Friedrich Oſer.

Ich zog wohl durch die Lande
Zur ſchönen Sommerzeit,
Und ſchaute Gottes Wunder
So herrlich, weit und breit.
Wie's Vöglein mußt' ich ſingen
In meinem hellen Muth:
O reiſen, reiſen, reiſen,
Wie machſt du alles gut!

Auf hoher Berge Gipfel,
Da fühlt' ich Gottes Näh',
Und ſah hinab mit Staunen
In manchen blauen See,
In Feld und Wald und Fluren,
Wohin ich wandt' den Fuß,
Hört' meine trunkne Seele
Von Gott den Freudengruß!

Ich dacht', das wär' das ſchönſte
Zu reiſen ſein Leben lang,
Und unterm freien Himmel
Zu ſterben am Bergeshang.
Und doch! gar bald ein Sehnen
Zog heimwärts mich mit Macht,

O Heimat, liebe Heimat!
Dein dacht' ich Tag und Nacht!

Und ohne Raſt und Ruhe
Bin heimwärts ich gewallt,
Vor meiner trauten Hütte
Stund ich in Freuden bald,
Und als ich ruhte drinnen,
Ein müder Wanderer, aus,
Wie wohl ward mir, wie ſelig
In meinem ſtillen Haus!

So meinſt du wohl zu trinken
Des jungen Lebens Luſt,
Das wär' dein einzig Sehnen,
O Herz, in meiner Bruſt!
Hab' Acht, es kommt die Stunde,
's iſt um die Luſt gethan:
An Gottes Vaterhauſe
Klopfſt du ſo gerne an!

Gedichte von Daniel Hirtz,

Drechslermeiſter zu Straßburg.

1.

Glaubenskraft.

1518.

Wohl ſelig war im Herrn entſchlafen
Matthias Zell*), der Glaubenshold,
Der einſt zuerſt den irren Schafen
Das Licht zu Straßburg aufgeſtellt;
Kühn in des Münſters Heiligthum
Gelehrt das Evangelium.

Am Schwörtag war's. Viel Bürger wallen
Des treuen Lehrers Sarge nach,
Die Augen thränen, Klagen ſchallen,
Sie riefen gern den Todten wach:
Den Hirten, der im heil'gen Streit
Bekämpft den Wolf im Schafeskleid.

Geöffnet ſteht des Friedhofs Pforte,
Der Leichenzug zieht langſam ein;
An dieſem ernſten Schlummerorte
Da ſchließen dichter ſich die Reih'n,
Und Männer, Frauen, Jungfrau'n zart
Steh'n weinend um das Grab geſchaart.

*) Geboren zu Kaiſersberg im Ober-Elſaß, im Jahr 1477, geſtorben zu Straßburg am 9. Jänner 1548. Anno 1521 fing er an im Münſter evangeliſch zu predigen.

Und Martin Buzer*), Zell's Gefährte,
Der frommen Streiter beſter Kern,
Der frei zu Sankt Aurelien lehrte,
Erfüllet von dem Geiſt des Herrn,
Spricht nun der Troſtesworte viel,
Preist glücklich ſeinen Freund am Ziel.

Das Amen tönt aus Martins Munde,
Die Abſchiedsworte ſind verhallt; —
Was regt ſich in der Trauerrunde?
Wer iſt die weibliche Geſtalt?
Sie tritt zur Bahre, ſteigt hinauf,
Und blickt gen Himmel gläubig auf.

Wer iſt's? Aus höhern Welten flammet
Ein Strahl auf ihrem Angeſicht,
Begeiſt'rung, die von Oben ſtammet,
Läßt ſie am Grabe beben nicht;
Sie fühlet nicht des Todes Grau'n,
Wer iſt's? Ihr Anblick weckt Vertrau'n!

Die Wittwe iſt's! Wohl Alle kennen
Die edle Katharina Schütz;
Tief ſchmerzet ſie das herbe Trennen,
Doch nichts iſt heidniſch Jammern nütz;
Wem Chriſtenmuth im Herzen loht,
Der ſteht feſt vom Sturm umdroht!

Nicht Trauerkleider ſie umſchließen
Und keine Thräne näßt den Blick;
Dem Tod wird Leben friſch entſprießen,
Drum trägt ſie ſtandhaft ihr Geſchick,

*) Geboren zu Schlettſtadt am Martinstage 1491, geſtorben zu Cambridge am 28. Hornung 1551, als Profeſſor der Theologie. Zu Straßburg war er Pfarrer an der St. Aurelienkirche und einer der thätigſten Reformatoren.

Und richtet an die zage Schaar
Nun eine Rede wunderbar:

„Die Auferſtehung und das Leben
Bin ich," ſpricht Gottes ew'ger Sohn,
„Mir hat der Vater Macht gegeben
Zu reichen einſt der Thaten Lohn:
Zur Seligkeit führt meine Lehr':
Wer glaubt an mich ſtirbt nimmermehr!"

„Mein Ehgemahl iſt nicht geſtorben,
Er drang ins wahre Leben ein,
Der Mittler hat uns Heil erworben,
Sein Opferblut macht ſündenrein:
Nicht Hölle ſchreckt, nicht Tod, nicht Grab:
Der Herr iſt unſer Schutz und Stab!"

So ſpricht ſie lange. — Tief ergreifet
Der Glaubensheldin Siegeswort,
Des Troſtes Balſam niederträufet
Und Alle zieh'n gekräftigt fort;
Denn Tröſtung immerdar verſchafft
Des Glaubens hohe Gotteskraft.

2.

Der verlockende Kloſterwein.

1525.

(In Straßburger Mundart.)

I will's emol verſueche-n-ebbs uß 'm Buurekrieij
In Verſe ze verzähle-n-un ohne daß i lüeij;

Gewiß iſch's for e Manche-n-e naauelneui G'ſchicht,
In alte Chronikbüecher do findt m'r de Bericht.

Im Elſaß in de Döerfer hän d'Buure ſich empöert,
Viel Schlöeſſer un viel Klöeſter ſchunn rumpf un ſtumpf verheert,
Drum flüchte-n-au viel Pfaffe-n-un Edelyt in d'Stadt,
Sich in de Schutz ze ſtelle von Strooßburgs Magiſtrat.

Was ſoll diß luzti Lewe dort am Wyßthurnthor druß?
Wie wuſſelt's voller Menſche! 'S het Mancher ſchunn e Fnuß!
Si böue-n-an de Schanze-n-un ſcharf brennt d'Sunn eraa,
By ſo me heiße Wetter gitt's gern e naſſe Taa!

Un unt'rm Thor do ſtorſe ſich d'Wäije mit Gewalt:
E Wynfaß leijt uff einem wo dryßig Ohme halt't.
'S g'höert de Karthüſermönche, trybt 's Waſſer eim in's Muul,
D'Schanzgräwer gehn d'rhinter un zaiſe ſich nit faul.

„Was bruche denn die Pfaffe de Wyn for ſich allein?
Uns ſoll er herrli g'ſchmecke!" So heißt's jetz allgemein —
„Sie ſolle fyßi bette-n-un ſinge-n-ewwedryn,
Zuem heilge Kloſterlewe brucht m'r kein Faß voll Wyn!"

„Mir han do g'ſchanzt un g'ſchuufelt, ſinn durſtiger als d'Fiſch,
G'ſchwind Krüeij nu Becher here, d'r Berde wurrd d'r Fiſch!" ...
Un mir nix, dir nix zapfe de Kloſterwyn ſie an,
Wenn au die frumme Brüeder noch ſo e Bicker han.

Diß kummt im Roth ze-n-Ohre; er ſchickt Apoſtel abb;
Die laufe zue de Trinker an's Thor in Einem Trabb.
Sechs Ohme, guet gemeſſe, han zitter die gepfetzt,
Au bet ſich gar e Gaartner uff's Wynfaß ſchrittlings g'ſetzt.

„Gemach, gemach, ihr Männer, m'r meint ihr han's im Stüeck;
Sechs Ohme ſchunn getrunke! Ihr nemme muntri Schlüeck!

Nurr g'schwind jetz uffgelade; d'r Magistrat wurrd bös,
Un thyr müen ihr bezahle die unbedenkte Stöeß!"

„Nix do," rueft wild der Gaartner, der Bacheles vom Faß,
„'S wurrd aller Wyn gegluckert! He, füelle frisch myn Glas!
So guet wie d'Pfaffegurgle sinn unsri Gurgle-n-au,
'S isch Krieij in alle-n-Ecke, m'r nimmt's nit so genau!" —

„D'ehrsame Herre bitte m'r früendli noch ze Gast!"
So juwle widder Andri — „m'r sinn nit in d'r Fast!
Sie derfe mit uns halte; was schadt's dem Pfaffepack?
Die stecke doch nurr Alles allein in ihre Sack!" . . .

Doch d'Herre könne-n-awwer nit derre G'spaß verstehn
Un mache-n-alli Burrjer uff ihri Zunftstubb gehn;
Dort fröue-n-ernstli d'Schöeffe: „Macht euch diß Suffe Freud?"
„Nein, 's isch e wüester Macke for unser Gastfreiheit!" —

Un d'Trinker alli z'samme sinn druff in's Loch spaziert,
D'r Gaartner, d'r verwöue, wurrd an de Schandpfohl g'füehrt,
Un owwedryn vom Schinder mit scharfe Ruethe g'fitzt,
Daß noch 'm Fässerryte-n-im 's Hinterg'sääß nimm blitzt.

Worterklärung.

Ebbs, etwas. **Hän**, haben. **Lutti**, laute. **Wusselt's**, wimmelt's. **Funß**, Rausch. **Böne**, bauen. **Leijt**, liegt. **G'schunfelt**, geschaufelt. **Bicker**, figürlich für Zorn, Aerger. **Roth**, Rath. **Zitter**, seitdem, unterdessen. **Gepfetzt**, Scherzwort für getrunken, **pfetzen** ist kneifen, kneipen. **Gaartner**, die in den Vorstädten Straßburgs wohnenden Ackergärtner heißen **Gaartner**, während die gewöhnlichen Gärtner **Gärtner** genannt werden. **Nemme**, nehmet. **Bacheles**, Bacchus. **Fast**, Fasten. **Denne**, diesen. **Schöeffe**, Zunftmeister. **Suffe**, Saufen. **Macke**, Mackel, Flecken. **Verwöue**, verwegene. **Im**, ihm.

Skizzen vom Lemansee

von

Hans Wieland.

I.

Ein Abend auf dem See.

Zu Schiffe! Seht, wie eine günstige Bise die weißen Segel bläht! Werft den modischen Frack in Winkel! Tauscht die elegante Weste mit der bequemen Schifferjacke, drückt den leichten Strohhut, um den die farbigen Bänder so lustig flattern, auf die braunen Locken und vertraut euch keck der leichten Peniche und den blauen Wogen! Wie sie sich schmeichelnd um den Bord drängen und euch grüßen mit leichtem Schlage, wie sie die Ruder umspielen und die lange glänzende Furche, die der Kiel in dieses Ackerfeld gezogen, treu und lang bewahren! Sind euch gute Kinder, diese Wellen! Freilich zürnen sie manchmal und da peitscht sie dann die alte Mutter Bise, daß sie sich heulend zum Ufer flüchten! Wie leicht tragen sie jetzt den flüchtigen Kahn, der spielend über sie gleitet.

Ihr, hört nicht, was ich plaudere und seht, trunkenen Blickes, in dieses Paradies, indessen ich mit fester Hand das Steuerruder führe. Wohl ein Paradies! Da liegt das alte Genua, so üppig hingegossen, eine schöne träge Odaliske auf der weichen Ottomane; da ruht es am langsam anschwellenden Hügel und spiegelt seine Pracht im glänzenden Spiegel des See's und über ihm thürmt sich der steile Salève und lagert sich, wie ein Wall, eine schützende Mauer vor der Königin des Leman und die Rahmen ihres Spiegels bilden links der düstere wälderreiche Jura, der mit seinen sargähnlichen Bergen sich weithin an den sonnigen Ufern zieht; rechts aber steigen die Klippen von Savoyen empor, wie Terrassen geformt, immer höher, bis zu den eisigen Gipfeln des Montblanc, der trotz seines ehrwürdigen Aussehens doch so kokett sein schneebedecktes Haupt, wenn er zur gelaunt ist, im blauen Leman besieht!

An den Ufern aber lagern sich die grünen Hügel, deren Gebüsche mit weißen glänzenden Villen, wie mit Edelsteinen geschmückt sind. Ueber diesem prächtigen Bilde wölbt sich ein ewigreiner, dunkelblauer Himmel! Ah, dieser Himmel, der diesem Paradiese niemals zürnen kann und thürmen sich auch links und rechts gewitterschwangere Wolken an den Kämmen der Gebirge auf, fürchtet euch nicht, das reine Blau wird siegen und nur in der Ferne leuchten und zucken die Boten der Gewitter und grollt der dumpfe Donner, zürnend, daß er nicht über diese blühenden, lachenden Fluren seine Schauern entladen darf.

Seht, wie leuchtend zieht dort das Gestirn der Nacht

herauf! Wie spiegeln sich seine Strahlen, vermischt mit der untergehenden Sonne auf den zitternden Wellen! Der blaue See verliert seine Farbe und glüht wie von tausend unterirdischen Feuern entzündet, in rother goldener Glut, die Berge brennen im Wiederschein der letzten Sonnenstrahlen, hochroth und in flammendem bläulichen Violet, die leichten Wolken, die wie selige Geister am blauen Himmelsmeere schweben, leuchten von den entgegenstrahlenden Gluthen; immer dunkler, immer tiefblauer wird der Himmel, es entzünden sich, wie von unsichtbarem Zauber, blitzschnell die hunderte von Gasflammen auf den palästereichen Quais von Genf und werfen ihre grellen Streiflichter weithin in den goldenen See. Das Leben der Nacht erwacht rings an den Ufern, Musik und lachende fröhliche Stimmen erschallen aus all den Villen und klingen grell und doch in ewig schöner Harmonie in die Ferne! Ihr aber lehnt euch träumerisch auf die Ruderbänke, ein Gefühl kommt über euch, so süß, so mild, wie ihr es nie gekannt; ich weiß, ihr seid nicht sentimental, seid zu leichtsinnig und zu praktisch dazu, aber euere Herzen, rauh geworden in dem ewigen Streiten unseres armen Vaterlandes, werden weich! Schämt euch nicht der Thräne, die so verrätherisch dem kalten Auge entfliehet! Träume, längst vergessen in der herben Schule des Lebens, steigen aus ihren Gräbern und spielen um die heiße Wange, wie Grüße aus der seligen Jugendzeit! — Ihr kehrt bei euch selber ein und schwelgt in den Erinnerungen längst vergangener Tage und über die Lippen schleicht sich vielleicht, verstohlen, — Contrebande des Herzens, — ein

süßer Name. Kein leichtsinniger, harter Scherz findet Raum, ihr seid ernst geworden, das muthwillige Lachen wich einer wehmüthigen, so unendlich süßen Freude und euere Seelen zittern und jauchzen ob der Pracht dieser reichen, schönen Erde! —

Der Mond ist aufgegangen und umfließt mit seinem Silberglanze die Gegend, ihr schöpft seine Strahlen aus der Welle, die ihr Gold mit seinem Silber getauscht! Kommt, wir wollen das Steuer drehen, das Leben an den Ufern ist verklungen und die Träumerstunde des Sees ist gekommen; er liebt es nicht, daß seine Plaudereien mit seinem alten Freunde, dem Mond, von profanen Ohren gehört werden, ihr seid ihm noch Neulinge, er kennt euch noch nicht und möchte mir zürnen, daß ich ihm so ungeladene Gäste zu seinem Stell-dich-ein gebracht!

Wir sind am Ufer! Werft noch einen Blick in diese glühende, schöne Nacht! Ihr drückt mir stumm die Hand und eilt von dannen.

II.

Villa Diodati.

Da droben seht ihr die weiße Villa am steilen Felsen wie ein Adlernest klebend, umhüllt vom grünen Gebüsch, ein mächtiger Kastanienbaum ragt aus demselben hervor und verbreitet weithin ihren Schatten. Und wenn ihr drunten auf den blauen Wellen euch schaukelt und oben im Sonnenglanz die hellen Fenster blitzen, so faßt euch ein heimweh-ähnliches Sehnen, da droben zu wohnen und trunkenen Blickes in die reiche, lachende

Welt zu ſchauen; ihr hört die frohen Stimmen verhallend herunterklingen, ihr möchtet die eurige dort mittönen laſſen!

Ah! es gab eine Zeit, wo es ſtill war unter jenem Kaſtanienbaum, da ſaß in ſeinem Schatten ein ernſter, düſterer Mann, deſſen Augen wie Blitze um Mitternacht flammten, deſſen weiße, zarte Hand die ſchwarzen Locken von der hohen Stirne ſtrich und der auch hinab ſah in dieſes Paradies, — trunkenen Blickes? — Nein, an ſeinen Wimpern glühte eine heiße Thräne ächter, ächter, als all die Perlen, die der Reiche in die dunklen Haare ſeines Weibes flicht. Eine Seele ſchlug in dieſer Bruſt, hochherzig und glühend, aber um dieſe Bruſt hatten ſich die eiſigen Gletſcher der Verzweiflung, des Haſſes und der Verfolgung gethürmt, und keine Sonne, die ſie ſchmelzen konnte, ſchien dem düſteren Mann; ein Herz ſchlug dort, das mit offenen Armen, liebedürſtend in die Welt gegangen und mit der Begeiſterung und dem Geſang an die Thüre geklopft und um Liebe gebettelt, dem die Welt Steine geboten, ein Herz, welches das ſüßeſte Evangelium, „Freiheit, Freiheit“ gepredigt und dem ſie ihr „Kreuzige“ zugerufen.

Der Mann aber hatte den Staub von den Füßen geſchüttelt und das Land ſeiner Väter verlaſſen. In dieſen ſtillen Hafen hatte er ſein ſturmgepeitſchtes Boot geführt. Er hoffte hier Ruhe und Frieden zu finden, die er umſonſt in der weiten, weiten Welt geſucht! Und in den ſtillen Nächten ſaß er unter jenem Baum und die Lieder, die ein Gott in ſeine Bruſt gelegt, ſtiegen aus dem Grabe, Lieder, die ihre Melodien dem Sturme

abgelauscht, Lieder, wie sie wohl der Adler singen mag, wenn er einsam droben in der schwindelnden Höhe sich wiegt, und hinabschaut in all den Nebel, Lieder, wie sie sterbend wohl auf der Lippe des Kriegers schweben, wenn der Kampf ausgekämpft und ihn die Schatten des Todes umnachten. Vor seine dunkle Seele traten all die düstern Bilder der Vergangenheit, wie sein edles Herz verrathen und verkauft worden, daß die Hand, die schon offen war, den reichen Segen der Poesie zu streuen, sich zornig zur Faust ballte, daß das Lied, das Frieden, Frieden singen wollte, zum geharnischten Schlachtlied wurde und die Friedenspalme, die er gebrochen, zum Schwerte sich verwandelte! — Sie hatten ihn verstoßen, die Guten und Gerechten, sie hatten den Stein auf ihn geworfen, weil er Anderes glaubte als sie, weil seine Adlersseele zum Lichte strebte, während es ihnen so wohl im Staube des Lebens gefiel. Sie maßen seine Seele mit ihrer Waage, als ob man mit der Krämerelle Könige messen könnte.

Er aber hatte mit ihnen gerechtet und zahlte nun die Schuld in bitterer, verzweifelnder Ironie; er brandmarkte ihre Namen und schrieb ihre Schande an den höchsten Felsen, daß die Wellen die Kunde davon von Land zu Lande tragen sollten. Er barg den glühenden Schmerz tief in der Seele und legte eine Maske vor, aber es glühten seine Augen hindurch im wilden, sehnsüchtigen Feuer und durch all die lachenden grellen Töne der Freude klang schauerlich der verzweifelnde Schrei eines brechenden Herzens; unter all den Blumen und den glühenden Farben, unter all der wunderbaren Har-

monie gähnte das Grab; über die sonnigen Fluren flogen die Schatten des Todes; er wob an seinem eigenen Leichentuche!

Wir schwelgen in dem Garten seiner Poesie und nur Wenige fühlen, daß diese exotischen Pflanzen vom Thau der Verzweiflung, der glühenden Thräne begossen und benetzt worden. Wir tragen die Blutschuld, dieses Herz stückweis zu Tode gemartert zu haben, und die Blumen, die wir auf das Grab des todten Dichters streuen, den Weihrauch, den wir ihm opfern, mindern sie wohl die schwere Schuld? —

Er ruhte nicht lange auf dieser stillen Oase am sonnigen Lemansee, ihn trieb's dem Süden zu, wo ein geknechtetes Volk seine Ketten zerschlug und Schwerter d'raus schmiedete, ihn trieb's zum Kampfe gegen die Tyrannei; seine Seele verstand den Schmerz eines in Ketten schmachtenden Landes, auf dessen Boden einst die Palme der Wissenschaft so reich emporgeblüht, eh' sie die blauäugigen Barbaren des Nordens in ihre Wälder verpflanzten. Er zog, ein müder Adler, zum letzten Kampfe und bald zitterte durch Europa die bange Kunde, daß

Lord Byron

zu den Todten gegangen sei!

III.

Das Rousseaufest in Genf.

Wenn du in den Hafen von Genf fährst, so erblickst du mitten in der brausenden Rhone ein kleines

Eiland, dessen hohe Pappeln dir längst freundlich entgegenwinkten und das, wie ein grüner Smaragd am hellen Prachtkleid der Quais glänzt. Ehemals war diese Insel die Hafenbastion, unsere Zeit hat die Wälle geschleift und Gebüsche und hohe Pappeln an ihre Stelle gepflanzt und inmitten dieses frischen Grüns hat sie ein Denkmal, eine Statue dem alten, ehrlichen Schwärmer, Jean Jacques Rousseau, aufgerichtet und nach seinem Namen dieses Fleckchen Erde, mühsam dem Strome abgerungen, getauft. Jährlich feiern nun die guten Bürger von Genf dem todten Manne ein Fest und sie und ihre Kinder werfen der ehernen Statue Blumen und Kränze zu, wie ihre Väter Steine auf das Herz des Lebenden geworfen. In der dunkeln Nacht beleuchten sie ihre Häuser und das Bild, und ziehen jubelnd durch die Gassen, die nämlichen, aus denen ihre Väter den Lebenden getrieben. Lieder zu seinen Ehren tönen weit in den See hinaus, daß die Wellen verwundert lauschen, die nämlichen, über die einst das Anathema der Väter gegen den Lebenden gezittert. — Armer Jean Jacques Rousseau, als du aus deiner Vaterstadt flohst, als dich der Haß der Genfer Aristokratie, der deine platonische Republik nicht ganz convenirte, von Ort zu Ort hetzte, als selbst das stille Eiland im Bielersee dich vor ihren Verfolgungen nicht schützte, hast du wohl gehofft, einst, als ehernes Standbild deine Vaterstadt zu zieren, hast du wohl damals von den Blumen geträumt, die dir die Enkel nun zuwerfen?

Die Kinderschaar, die sich nun zu deinen Füßen herumtreibt, Kinder, wie sie nicht schöner in deinen Träu-

men gelebt, können ſie nicht den ſchmerzlichen Zug, den der Künſtler um deinen Mund gedichtet, hinwegläcHeLn? Die Hand, die den ehernen Griffel hält, würde ſie Flüche niederſchreiben, wenn das glühende Leben ſich in das Erz ergöſſe? Würde ſie wohl mit feſtem Zug all deine Leiden, deine geknickten Hoffnungen und deine bittern Täuſchungen erzählen und dein Mund, würde er lächelnd ſegnen, oder die Wolken, die hoch über dir ziehen, um ihre Blitze bitten, um ſie gegen die Enkel deiner Peiniger zu ſchleudern?

Jean Jacques Rouſſeau, hörſt du die Lieder in deinem Grabe, rufen dich die Töne, daß du ſehnend an die dunklen Pforten der jenſeitigen Welt klopfſt und dich hinüber auf die ſchöne, ſchöne Erde zurückwünſcheſt?

Schwellen dieſe Klänge deine Bruſt, daß du immer hoffend, immer vertrauend zurückkehren willſt, um mitzuarbeiten, in das Paradies, das in deinen Träumen ſo ſchön gelebt, die Welt zaubernd zu verwandeln? Jean Jacques Rouſſeau, bleib in deinem Grabe ruhen, noch lebt das alte Geſchlecht, das nichts vergeſſen und nichts gelernt hat, noch verſtehen ſie dich nicht, noch richten ſie nur den Schein und können den Hochſinn eines Mannes nicht begreifen, der großherzig ſein eigen Fleiſch und Blut vergaß und nur an die Leiden der Menſchheit dachte! Sie haben es nicht vergeſſen, daß die Roſenblätter, die du ſpielend in den Strom des Lebens geworfen, jenen Sturm heraufbeſchworen, der verheerend durch Europa zog! Sie haben es nicht vergeſſen, daß deine Predigt, die Frieden athmete, an den Sturmglocken der Zeit gezogen, und daß dein Wort, das Liebe

gelehrt, die Schwerter geschliffen, mit denen sich die Menschheit während zwanzig Jahren zerfleischte! Bleib in deinem Grabe, deine alten Lehren von Freiheit und Menschenwürde, alter Schwärmer, in Steine würden sie die Blumen verwandeln, mit denen die Kinder deine Statue überschütten! Trau dem Glanze nicht! Die Alten sind die gleichen geblieben, und Kinder wissen nicht, was sie thun!

Gedichte von L. K. Wittich.

1.

Pſyche.

In Deines dunkeln Auges Stern
Senkt ſich mein Auge gern;
Ich ſchau' hinein in dieſe Fluth,
Wo tief im Grund die reine Seele ruht;
Ich ſehe, wie die Seele Dein, beſchwingt,
Zu meiner Seele ringt.

In Deines dunkeln Auges Stern
Senkt ſich mein Auge gern;
Das iſt nicht Luſt der Sinnlichkeit;
Von höh'rer Liebe ward der Blick geweiht;
Es forſcht bei mir Dein Aug', was räthſelhaft,
Wohl meine Seele ſchafft? —

In Deines dunkeln Auges Stern
Senkt ſich mein Auge gern;
Du willſt, daß ich Dir löſen ſoll
Dein tiefes Ich, das Dir ſo räthſelvoll,
Dein Ich, das ſelber mir ein Räthſel iſt,
Da Du nur — Seele biſt! —

2.

Das Bergmännlein.

— Tief dunkel — sternlos ist die Nacht, —
„Bergmännlein! — Bergmännlein! — thu' auf den Schacht!“ —

Ich trete hinein in die Halle dein,
Erleuchtet von strahlendem Kerzenschein.

„Laß ruh'n mein Haupt an Deiner Brust!
Laß mich schauen hinein — in die flammende Lust!“ —

„„Leg' her Dein Haupt an mein pochendes Herz! —
Vergeh' in Wonne, — vergeh' in Schmerz! —

Schaust Du die Ströme, wie sie flieh'n,
Belebend der Erde Mark zu durchzieh'n? —

Wie aus den Fluthen steigen, groß und klein,
Der Gedanken flammende Geisterlein? —

Wie sie vom Haupt in den Wellenschaum
Der Brust sich stürzen, und vergehen im Traum? —

Wie tief verborgen Metalle glüh'n,
Und aus tausend flammenden Adern sprüh'n?

Siehst du, hoch über der Sonne Licht,
Die ewige Sonne der Liebe nicht? —

Wie sie in Deinem Busen strahlt,
Und den flammenden Bogen der Liebe malt? —

Wie ſchuf Dein Auge der Schöpfer, ſo mild,
Daß nicht es erblinde vor ſeinem Bild! —

Schau' wie die Mücke ſich ſummend freut,
Daß gebrochen die Liebe das Licht ihr ſtreut! —

Schau', wie zahlloſer Geſchöpfe Schwarm
Träumeriſch ruht in des Lebens Arm! —

Wie dort es hüpft und tanzt und ſpringt
Und die ewige Hymne des Daſeins ſingt? —

Wie es brüllt und ſtöhnt und Schmerzen fühlt,
Wenn flammendes Licht den Körper durchwühlt! — —

Weg, weg, das Haupt von dem Herzen mein;
Du ſchauſt zu tief in das Licht hinein! —

Wer zu lang an meinem Buſen ruht,
Der vergeht in Flammen, der verloht in Gluth!“ —

Gedichte von Adolf Bube.

1.

Erſcheinung.

Gebogen von der Laſt der Jahre,
Mit dünnen Locken, ſilberweiß,
Als ob nicht fern ihm Sarg und Bahre,
Schwankt ſtill und lebensmüd' ein Greis.

Da ſchaut er hinter Fenſterſcheiben
Ein ſchönes Mädchenangeſicht,
Hinblickend ob der Menſchen Treiben
Nach ferner Berge gold'nem Licht.

Das reiche Haar im Abendflimmer,
Die feingeformte Stirn verklärt,
Im dunkeln Aug' der Liebe Schimmer,
Die ſtumm der Sehnſucht Flamme nährt.

Er weilt, von ſolchem Anblick trunken,
Und träumt auf's Neu' der Jugend Traum:
So ſtand, in Sehnſucht tief verſunken,
Sein Liebchen einſt am Fenſterſaum.

Umſpielt vom Abendhauche bebte
Ihr ſeidenes, reichgelocktes Haar;

Des Mondes Silberſchimmer ſchwebte
Auf ihrem dunkeln Augenpaar.

Er fühlt auf's Neu' in ſeinem Herzen
Der Jugend ungeſtüme Gluth,
Der Liebe Luſt, der Liebe Schmerzen,
Der Hoffnung frohen Lebensmuth.

Bleich lehnt er noch am nahen Baume,
Als ſchon das hohe Fenſter leer;
Sein Leben war im Jugendtraume
Entſchwunden ohne Wiederkehr.

2.

Das Waſſer der Theiß blüht.

Wenn ſich am blauen Himmel die Sonne höher zeigt
Und aus des Stromes Tiefen erwärmt die Woge ſteigt;

Wenn wach die Fiſche werden, die unten ſtarr geruht,
Und munter aufwärts ſchwimmen und plätſchern in der Fluth;

Dann lockt auch tief am Grunde der heiße Sonnenſtrahl
Aus ihren Winterhüllen Inſekten ohne Zahl.

Libellen, zartbeflügelt, in buntem Farbenglanz,
Entſchweben ihrer Wiege und ſchwingen ſich im Tanz.

Und ſo, wie ſchwache Tauben verfolgt der Königsaar,
So jagen ſie begierig der Ephemeren Schaar.

Sie schwärmen auf und nieder, hoch in die freie Luft,
Tief zu der Fluth, sich badend in Schaum und feuchtem Duft.

Gleich Feuerfunken goldig, gleich Blüten silberrein,
Gleich Irisbogen glänzen sie hell im Zauberschein. —

Das ist des Stromes Pflanze, die aufwärts nach dem Licht
Verlangend hebt die Arme und kehrt ihr Angesicht.

Sie blüht in Riesenkronen, entflammt vom Sonnenkuß,
Indeß in Nacht tief unten noch wurzelt fest ihr Fuß.

Sie ist ein Bild der Menschheit, der Welt in aller Zeit,
Die auch hinstrebt zum Lichte, den Fuß in Dunkelheit. —

Es ruft bei solchem Anblick, von hoher Lust durchglüht,
Der Sohn der nahen Steppe: „Wie schön das Wasser blüht!"

3.

Gualterus van Meer.

(Volkssage.)

Es tanzt ein Schiff, geschmückt mit Wimpeln
Gen Island durch die Meeresfluth,
Auf ihm erschallen Geigen, Cymbeln
Und Jubelruf, der nimmer ruht.

Dort sitzt auf polsterreichem Stuhle
Am Mast Gualterus van Meer
Und scherzt mit einer frechen Buhle
Und trinkt oft seinen Becher leer.

Schnell wie dahin Orkane fahren,
Naht ihm ein Fahrzeug mit Gewalt;
Drauf iſt ein Neger zu gewahren,
Pechſchwarz und teufliſch von Geſtalt.

Aus ſeinem Auge ſprühen Blitze
Und drohend hebt er ſeine Hand;
Es bebt van Meer auf ſeinem Sitze
Und hüllt ſich bang' in ſein Gewand.

Doch muthig ruft der Mann am Steuer
Dem Neger über Bord hinaus:
„Was trieb vom Krale, dir ſo theuer,
Dich fort in's wilde Fluthgebraus?

Biſt du mit Schätzen reich beladen,
So führe ſie nach Albion;
An Islands öden Eisgeſtaden
Harrt deiner nicht des Handels Lohn.“

Da ſpricht der Neger unter Grinſen:
„Nicht nach Gewinn ſchiff' ich durch's Meer;
Von Waaren, die ſich reich verzinſen,
Sind meines Fahrzeugs Räume leer.

Von Gent den Prädikantenpater,
Der ſich verſcherzt des Höchſten Huld,
Den führ' ich zu des Hekla Krater,
Zu ſtrafen ihn ob ſeiner Schuld.“

Van Meer hat kaum das Wort vernommen,
So ruft er bleich dem Steuermann:
„Laß nicht zum Flammenberg uns kommen,
Kehr' um, land' in der Heimat an!“

Und weg von sich stößt er die Dirne
Und schleudert fort den Weinpokal,
Und, sich bekreuzend Brust und Stirne,
Spricht er Gebete sonder Zahl.

So landet er im Heimatshorte,
So wallt er baarfuß stundenweit
Nach Leyden zu des Klosters Pforte,
Das Sankt Franziskus' Dienst geweiht.

Dort schwört er Jesu Christo Treue,
Der strafend noch den Sünder liebt,
Und ihm, wenn ernstlich seine Reue,
Barmherzig alle Schuld vergiebt.

Gedichte von K. R. Hagenbach.

1.

Sommer 1846.

Und wieder heut' ein schöner Tag! —
So oft ich auch erwachen mag,
Seh' ich das eine reine tiefe Blau,
Und bade mich in frischem Morgenthau.

So freundlich mild und klar wie der
War lange schon kein Sommer mehr,
So möcht' ich ewig schauen einst im Licht
Des ew'gen Gottes Vaterangesicht.

O Herz, wärst du nur eben so
Mit jedem Morgen frisch und froh,
Voll Morgenthau und Morgensonnenschein,
Was müßte solch ein Herzenssommer sein!

2.

Im Schelmenloch,

(bei Reigoldswyl, K. Basel).

Bei des Mittags Schwüle
Zog ich durch das Thal,

Sollt' mir werden Kühle,
Blieb mir keine Wahl,
Als des Thales tiefſter Grund und Schlund,
Schelmenloch genannt in Volkes Mund.

Wo ſich Waſſer kräuſeln
Ueber Felsgeſtein,
Wo die Lüfte ſäuſeln
Durch den Buchenhain,
Drüberhin die lichten Wolken ziehn,
Legt' ich in das hohe Gras mich hin.

Was ich ſann und träumte,
Wußt' ich ſelber nicht,
Doch was rann und ſchäumte,
Wär' es ein Gedicht,
Das, dieweil ich lag in ſüßer Ruh',
Wind' und Wellen mir geflüſtert zu?

Raſch wollt' ich erhaſchen
Wind- und Wellenlied,
Und wie man auf Flaſchen
Gute Weine zieht,
Alſo wollt' ich faſſen es in Schrift,
Aber ſtets verſagte mir der Stift.

Mocht' ihn netzen, wetzen,
Spitzen immerhin,
Konnt' in Worte ſetzen
Nicht des Liedes Sinn,
Und doch ſchwör' ich drauf, ſo hoch man ſchwört,
Daß ein ſchönes Lied ich hab' gehört.

Wollt ihr mir's nicht glauben,
Gehet ſelbſt und lauſcht,

Könnt das Lied ihr rauben,
Wie's dem Fels entrauscht,
Toy! dann seid ihr größre Schelme noch,
Als der größte Schelm im Schelmenloch.

3.

Lateinische Hymnen.

I.

Parvum quando cerno Deum	Seh' ich auf den Mutterarmen
Inter matris brachia,	Ihn, den Gottesknaben ruh'n,
Colliquescit pectus meum	Muß in Lust die Brust erwarmen,
Inter mille gaudia.	Alle Trauer von sich thun.
Gestit puer, gestit videns	Wie er leicht und froh sich schaukelt
Tua, mater, ubera,	Auf dem Arm in Kindeslust,
Puer ille, dum subridens	Und von heiterm Spiel umgaukelt
Mille figit oscula.	Lächelt an der Mutterbrust.
Qualis puro in lucenti	Wie sich spiegelt in dem blauen
Sol renidet æthere,	Himmelsraum der Sonne Glast,
Talis puer in lactenti	So das Kindlein im Vertrauen
Matris hæret ubere.	Hält der Mutter Leib umfaßt.
Talis mater speciosa	Wie der Lilie, wie der Rose
Pulchra est cum filio,	Sich das zarte Veilchen schmiegt,
Qualis est cum molli rosa	So mit freundlichem Gekose
Viola cum lilio.	Es im Schooß der Mutter liegt.
Inter sese tot amores	Liebesgrüße tauschen beide,
Tot alternant spicula,	Sie, die Mutter, und das Kind,

Quot in pratis fulgent flores,
Quot in cœlo sidera.

So viel Blümlein auf der Heide,
So viel Stern' am Himmel ſind.

O si una ex sagittis
Dulcis o puerule,
Quas in matris pectus mittis,
In me cadat, Jesule.

O laß von den Liebespfeilen,
Die du ſchickſt der Mutter zu,
Einen nur mein Herz ereilen,
Süßer Jeſusknabe! du.

II.

Altitudo, quid hic jaces
In tam vili stabulo,
Qui creasti cœli faces
Alges in præsepio.
O quam mira perpetrasti
Jesu, propter hominem,
Tam ardenter quem amasti
Paradiso exulem.

Der du aus der Höhe ſtammeſt
Liegſt im Stalle nackt und baar,
Der du Stern um Stern entflam-
Friereſt in der Krippe gar. [meſt,
O was wollteſt du erdulden,
Liebſter Jeſu! uns zu lieb,
Die das ſündliche Verſchulden
Aus dem Paradieſe trieb.

Firmitudo infirmatur,
Parva fit immensitas,
Laboratur, alligatur,
Nascitur æternitas,
O quam mira perpetrasti
Jesu, propter hominem,
Tam ardenter quem amasti
Paradiso exulem.

An die Leiden und Gebrechen
Giebt ſich hin die ew'ge Kraft,
Und geboren wird in Schwächen,
Der die Ewigkeiten ſchafft.
O was wollteſt du erdulden,
Liebſter Jeſu! uns zu lieb,
Die das ſündliche Verſchulden
Aus dem Paradieſe trieb.

Premis ubera labellis,
Sed intactæ virginis,
Ploras uvidis ocellis,
Cœlum imples gaudiis,
O quam mira perpetrasti
Jesu, propter hominem,
Tam ardenter quem amasti
Paradiso exulem.

Mit den Lippen ſeh'n wir hangen
Dich an keuſcher Mutterbruſt,
Thränen feuchten deine Wangen,
Und der Himmel jauchzt in Luſt.
O was wollteſt du erdulden,
Liebſter Jeſu! uns zu lieb,
Die das ſündliche Verſchulden
Aus dem Paradieſe trieb.

Des Affenthalers Ursprung,

ein Mährchenschwank *)

von

August Schnezler.

Als einst von Rom der stolze Waffenprahler
Zum erstenmal kam an den Rhein,
Da gab's noch keine Spur von Affenthaler,
Noch anderm alemann'schem Wein.

Der brave Kaiser Probus war der erste
Weinpflanzer in der Oos Revier,**)
Denn er war gar kein Freund vom Saft der Gerste,
Geschweig' denn von altteutschem Bier.

Er hätte gern den ganzen Erdenglobus
Mit Einem Weinzelt überrankt;
Drum sei dem wackern Nagelprober Probus
Mit frohem Lebehoch gedankt! —

Der Kaiser hielt ein Dutzend Lieblingsaffen;
Doch leider nicht in strenger Zucht;
Drum fraßen die nichtsnutzigen Schlaraffen
Ihm seine schönste Rebenfrucht.

*) Aus dem „Badischen Sagenbuch."
**) Bei Aurelia (Baden).

Zur Züchtigung für solcher Naschlust Sünden
Derb durchkarbatschen ließ er sie;
Sogleich beschlossen sie nun selbst zu gründen
'ne eigne Weinbaukolonie;

Und flüchteten mit Setzlingen von Reben
Sich in ein sonnig Nachbarthal;
Das sah man bald verlockend sich durchweben
Mit Purpurtrauben ohne Zahl.

Dort schwelgten sie bei Obst und süßem Moste
Von Morgens früh zur tiefen Nacht,
Bis einst von einem teutschen Winterfroste
Sie Alle wurden umgebracht.

Doch ihre Geister geh'n seitdem im Thale
Und in der Nachbarschaft umher,
Und führen oft den Zecher vom Pokale
Irrlichterisch die Kreuz und Quer.

Wer ist so sehr der Kirchenwaffen Meister,
Daß solchem Spuk er trotzen kann?
Versucht hat's Mancher schon; — die Affengeister,
Sie schlossen bald ihn selbst in Bann.

Gedichte von Theodor Klein.

1.

Zuruf.

Das Leben ſtürmt — o laß es ſtürmen
Und heitern Blickes ſchaue zu;
Wie hoch ſich auch die Wogen thürmen,
Bewahre dir die inn're Ruh'.

Sieh wie der Himmel ſchnell verdunkelt
Sich hüllt in eine Wolkenburg —
Gib acht! die liebe Sonne funkelt
In wenigen Minuten durch.

So ſei dein Herz. In Leid verſunken
Und nur des Kummers ſich bewußt,
Erwach', umſprüht von Sonnenfunken,
Es bald zu neuer Lebensluſt.

2.

Waldraſt.

Dein ſüßes Haupt ſich neigte
Auf meine Schulter hin;

Ich fühlt' an meinen Wangen
Die deinigen erglüh'n.

Ich fühlt' an meiner Stirne
Dein seidenweiches Haar;
Ich fühlt' auf meinen Lippen
Dein Rosenlippenpaar.

Vom Baume, wo wir ruhten,
Ein munter Vöglein sang —
Mir war's als könnt' ich ruhen
Also mein Leben lang.

3.

Vermächtniß.

Die grüne See, die ferne See,
Seit ich von ihr geschieden,
Grüßt mich als wie aus heim'scher Näh'
Ihr Bild voll Sturm und Frieden.

Woher das kommt? Es grub sich tief
Dies Bild in mein Gedächtniß;
Die Lieder, die hervor es rief,
Gab sie mir zum Vermächtniß.

4.

Verklungene Lieder.

Lieder, die ich einſt geſchrieben
In des Lebens roſ'gen Tagen,
Voll von Hoffen und von Lieben,
Ach, ihr ſeid nur Knospen blieben,
Die in Blüte nie geſchlagen!

Lieder, die ich fromm gedichtet —
Eine Zeit war's ſüßer Schmerzen —
Hab' euch alle längſt vernichtet
Und als Denkmal aufgerichtet,
Steht ihr doch in meinem Herzen!

Die altdeutschen Dichter des Elsasses*)

von

Wilhelm Wackernagel.

I.

Otfried von Weißenburg.

(Krist. Das älteste, von Otfrid im neunten Jahrhundert verfasste, hochdeutsche Gedicht. — hsggb. v. E. G. Graff. Kœnigsberg 1831. Conjectures sur la vie et l'éducation d'Otfrid — par Frédéric-Théodore Horning. Strasbourg 1833. Lachmann über Otfried in der Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, Sect. 3. Th. 7. 1836. S. 278–282.)

Eines der reichsten und der ältesten Klöster des Elsasses war die Benedictinerabtei Weißenburg im Speiergau, gestiftet schon im ersten Viertel des siebenten Jahrhunderts von Dagobert I. Könige der Franken. Ihren wohlverwalteten Reichthum an Land und Leuten bezeugt die Sammlung ihrer Besitz- und Erwerbstitel welche kürzlich von Zeuß veröffentlicht worden; daß sie aber nach guter Ordenssitte auch die Pflege der Wissenschaften nicht vernachläßigt habe, ein alter, schon vor 800 Jahren aufgenommener Büchercatalog sowie der Ruhm dessen ihre blühenden Schulanstalten sich erfreuten.

*) Unser verehrter Mitarbeiter beabsichtigt diese Rubrik in den spätern Jahrgängen der Neujahrsblätter fortzusetzen. Die Redaktion.

Hier war es wo im Jahre 868 die stäts bedeutende, oft höchst einflußreiche Theilnahme des Elsasses an der Deutschen Litteratur und zugleich ein neues Zeitalter dieser letzteren selbst eröffnet ward mit dem Evangelienbuche des Mönchs und Priesters Otfried. Die nachfolgenden Blätter sollen beizubringen suchen was sich von den Lebensumständen dieses Dichters ermitteln läßt, und nachzuweisen inwiefern seiner Dichtung ein so ausgezeichneter Platz im Entwickelungsgange der Deutschen Poesie gebühre.

Otfried mag in eben derselben Gegend geboren sein, in welcher er späterhin als Klostergeistlicher leben und sein Leben beschließen sollte, am nördlichen Rande des Elsasses, da wo die strengeren Laute des oberdeutschen Sprachstammes theilweis schon der Milde des niederdeutschen weichen und bereits jene melodische Mischung beider anhebt, welche man Mitteldeutsch nennt. Denn grade dieses ist auch die Eigenthümlichkeit seiner Sprache: alamannische Vocalfülle und fränkische, niederrheinische Weichheit der Consonanten; damit noch verbunden ein so anmuthiges Wechselspiel mannigfaltiger Lautangleichungen, daß diese Mundart leichtlich die wohllautendste von allen sein möchte die jemals in Deutschland sind gesprochen worden.

Genauer zu bezeichnen ist aber sein Geburtsort nicht, und ebenso wenig weiß man über das Jahr seiner Geburt und über die ersten Anfänge und Verhältnisse seines Lebens. Doch läßt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, er habe, schon als Kind für den geistlichen Stand ausersehen, die Knabenzeit in der Schule von Weißen-

burg zugebracht: denn so erklärt sich am besten wie er, etwa um das Jahr 830, in die Domschule nach Constanz hat gelangen können: mit den Canonikern dieses bischöflichen Stiftes wie mit den Mönchen auf der Reichenau und zu St. Gallen stunden die von Weißenburg in einer engern bruderschaftlichen Verbindung, wodurch allen Gliedern gegenseitige Liebe und Gastfreundschaft und noch den Gestorbnen die gemeinsame Fürbitte Aller gesichert ward. Hier nun beginnt für uns das Leben Otfrieds. Er genoß in Constanz den Unterricht jenes Salomon, der im Jahre 839 unter dem Namen Salomons I. auf den Bischofsstuhl erhoben ward und denselben bis 871 inne hatte. Seiner Zucht und Lehre hat sich Otfried noch lange nachher mit Dankbarkeit erinnert (Graff S. 6. 7):

Ófto irhugg ih múates
thes mánagfalten gúates,
thaz ir mih lértut hárto
iues selbes uuórto. —
Émmizen nu ubar ál
ih druhtin férgon scal,
mit lón er iu iz firgélte
joh sines selbes uuórte. —
In himilriches scone
so uuérde iz iu zi lóne
mit géltes ginúhti,
thaz ir mir datut zúhti. —
Ofto uuirdit, oba gúat
thes mannes júngoro giduat,
thaz es liuuit thráto
ther zúhtari gúato.

Mit Constanz jedoch war die Studienwanderung Otfrieds noch nicht abgethan: noch eine zweite, viel bedeutendere, ja grade in jenen Tagen die bedeutendste Pflanzstätte vaterländischer Gelehrsamkeit sollte ihn für ein Jahrzehend, vielleicht noch länger denn zehen Jahre fesseln. Er begab sich nach Fulda, jener ehrwürdigen Stiftung des berühmtesten Glaubensboten der Deutschen, des heil. Bonifacius, deren Schule damals, geleitet

von dem eifrigen und vielgelehrten Rhabanus Maurus, hoch ob all den andern, selbſt der von St. Gallen ſtand, und über ganz Deutſchland hin um ſo ſegensreichere Ströme der Schul- und Kirchenbildung ſendete, als Hraban mit Liebe und Lehre über die ſonſt gewohnten Schranken hinausgieng und auch die Sprache der Heimath würdig fand des Gebrauches, der Pflege, der wiſſenſchaftlichen Betrachtung. Es mochte in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts ſein, als Otfried dieß Kloſter und dieſe Schule ſuchte: denn in eben dieſen Jahren befanden ſich dort, zu den gleichen Zwecken als er, zwei von St. Gallen zugewanderte Geiſtliche, Hartmuth und Wernbert, und nur dort, da ein Aufenthalt Otfrieds in St. Gallen ſelbſt nicht nachzuweiſen iſt, kann die Befreundung ihren Anfang genommen haben, die noch Jahrzehende ſpäter zwiſchen ihm und dieſen Männern beſtand. Ein gemüthreicher Ausdruck dieſer Freundesneigung iſt noch auf uns gekommen, eine poetiſche Zuſchrift welche Otfried an die beiden richtete, kurze Zeit bevor Hartmuth die ihm ſchon früher beſtimmte Würde eines Abts von St. Gallen antrat: das geſchah aber im Jahr 872. Minna thiu diura, ſo heißt es dort (Graff S. 15. 16),

Minna thiu diura,
theist káritas in uuára,
brúaderscaf, ih ságen thir éin,
thiu giléitit unsih héim.
Oba uuir unsih minnon,
so birun uuir uuérd mannon,
joh minnot unsih thráto
selb drúhtin unser gúato. —

Mit káritate ih férgon,
so brúaderscaf ist giuuón,
thi unsih scóno, so gizám,
fon selben satanase nam:
Ofono thio gúati
joh dúet mir thaz gimúati
in gibéte thrato
ines selbes dáto.

Ni lázet, ni ir gihúgget
joh mir ginâda thigget
mit minnon filu fóllen
zi sélben Sancte Gállen.
Avur thâra uuidiri
thiu mines selbes nidiri
duat iu gihúgt in uuara,
thaz ir bimidet zála,
Ci sélben Sancte Pétre *) —
Krist hálte Hártmuatan
joh Uuérinbrahtan gúatan;
mit in si ouh mir gimêini
thiu éuuiniga heili.
Joh állen io zi gámane,
themo hóilegen gisámane,
thie dâges joh náhtes thuruh nót
thar Sancte Gállen thionont.

Otfried blieb, als die Sanct-Gallischen Freunde Fulda wiederum verließen, noch für längere Zeit dort zurück; er war vielleicht noch im Jahr 846 dort: wenigstens trägt eine Fuldische Urkunde von eben diesem Jahr auch die Unterschrift eines Mönches Otfried. Aber das Jahr darauf hatte er keinen Anlaß mehr zu fernerem Weilen: der Meister der Schule ward da zum Erzbischofe von Mainz ernannt, und Otfried war doch nur dieses Meisters wegen hingekommen. Gelehrt und auferweckt und dankbaren Herzens schied auch er um noch im Jahr 868 mit bescheidnem Stolze zu bekennen „von Hraban ist meine Wenigkeit ein wenig erzogen worden", a Rhabano—educata parum mea parvitas est (Graff S. XXXI fg.).

Er hatte die lange Abwesenheit von daheim mit oft schwerem Herzen ertragen: nun endlich kehrte er zurück, und trat da wieder in sein altes Kloster ein, ward Mönch zu Weißenburg, und empfieng auch, wofern das nicht schon früher geschehn war, die Priesterweihe: monachus presbyterque exiguus nennt er sich selbst einmal

*) St. Peter und neben ihm St. Paul und St. Stephan waren die besondern Heiligen des Klosters Weißenburg.

(Graff S. XXVII). Die Gelehrſamkeit die er mit heimgebracht fand ihre Anerkennung und Benutzung: man beſtellte ihn zum Meiſter der Kloſterſchule: Hartmuth, ſein Freund, begleitete in St. Gallen daſſelbe Amt. Nun war für Otfried ein doppelter Anreiz da fleißig in der Kloſterbibliothek zu ſein und ſich deren guten Beſtand angelegen zu machen, eben wie Hartmuth das in St. Gallen that. Zwar wiſſen wir nicht mehr wie groß ſein perſönlicher Antheil geweſen ſei an der Zuſammenſtellung jener Bibliothek, die, ein längſt vergeſſener Schatz, zwei Jahrhunderte ſpäter in einem alten Kloſterſchranke wieder entdeckt und nun verzeichnet ward: das aber ſehn wir aus dieſem Verzeichniſſe, ſie enthielt Bücher wie gerade Otfried mit beſondrem Fleiße muß ſtudiert haben, Hieronymus und Auguſtinus die Kirchenväter, Gregor den Großen und Beda, und auch von Hraban, ſeinem alten Lehrer, mehr denn ein bedeutendes Werk.

So denn hat Otfried, nachdem er aus der Fremde wiederum heimgekehrt, mindeſtens noch einige zwanzig Jahre in dem heimathlichen Kloſter gelebt, geräuſchlos und beſcheiden thätig, als Mönch, als Lehrer und als Prieſter. Mit dem Jahre 868 verſchwinden für uns, inſofern ſie mit Zahlen zu bezeichnen ſind, die Spuren ſeines Daſeins; auch mehrere lateiniſch von ihm verfaßte Schriften, ſeine drei Bücher über die Pſalmen, ein Buch Gedichte und ein Buch von Briefen an Verſchiedene (er hat deren mit Notker Balbulus und Andren in St. Gallen gewechſelt) ſind gleich der Briefſammlung ſeines Freundes Wernbert verloren gegangen:

dennoch hat er nicht spurlos gelebt: Ein Werk ist hinter ihm geblieben, eine deutsche Dichtung mit der die ganze Technik unsrer Poesie und durch die Technik die Poesie selbst eine neue, für immer entscheidende, noch heute nicht verlassene Wendung genommen hat.*)

Jene Zeit hatte ihr wohlbegründetes Gefallen an Darstellungen der Lebensgeschichte Jesu wobei die vier Evangelien eines durch das andre ergänzt und so gleichsam in ein fünftes Gesammtevangelium (unum ex quatuor evangelium nach dem alten Ausdrucke, oder gar bloß quatuor evangelium) vereinigt wurden. Und wie mit Karl dem Großen die Sprache und Poesie der Heimath zu besseren Ehren gelangt war, so gab es nun auch solche Evangelienharmonien in deutscher Sprache: die vielbeliebte des Ammonius ward aus dem lateinischen Texte prosaisch übersetzt, und mit Benutzung eben derselben ein altsächsisches Gedicht, der sogenannte Heliand, dieß Kronjuwel unsrer älteren Poesie, verfaßt, letzteres vielleicht, ja wahrscheinlich, auf Geheiß Kaiser Ludwigs des Frommen. Eben solch eine Dichtung nun, aber lesbar für die hochdeutsch redenden Völker, ward von einigen Brüdern, zumeist jedoch und besonders von einer verehrungswürdigen Frauen Judith dem Weißenburgischen Mönche abgefordert: a quibusdam memoriæ dignis fratribus rogatus maximeque cuiusdam venerandæ matronæ verbis nimium flagitantis nomine Judith (Graff S. XXVII. vgl. 5, 25, 21). Von Frauen Judith:

*) Ein veralteter, jetzo meist aufgegebener Irrthum legt ihm auch noch einige deutsche Prosaschriften bei, catechetische Stücke von Notker Labeo und Predigten die wohl zwei Jahrhunderte jünger sind als er.

etwa gar der Wittwe Kaiſer Ludwigs, die ſo hieß und die im Elſaß lebte? Und gerade er durfte wohl darum angegangen werden: war er doch ein Schüler des Rhabanus Maurus, und vor ihm, der in St. Gallen perſönlich befreundet und mit den Mönchen der Reichenau von Ordenswegen verbrüdert war, ſtund das Beiſpiel der Sanct-Galler die ſchon von ihrem Stifter her des Deutſchen gepflegt hatten, und der Reichenauer die in ihrer Schule deutſche Gedichte ſogar als Unterrichtsmittel gebrauchten. Er unterzog ſich auch der Anforderung, und nach und nach, indem er Jahre lang daran thätig war, und Beginn und Schluß des Ganzen früher dichtete, die Mitte zuletzt (hoc enim novissime edidi Graff S. XXVIII) und mit mehrfacher Kürzung des überlieferten Stoffes (darum partem evangeliorum S. XXVII. evangeljono deil 1, 1, 113), brachte er endlich ein Werk zu Stande, das er ſelbſt liber evangeliorum domini gratia theotisce conscriptus (Schilteri Thesaur. 1, 19) und ein Abſchreiber nicht gar lange nach ihm kurzweg evangelium betitelte (Graff S. 446): wir alſo würden am ſchicklichſten „Evangelienbuch" ſagen, wie auch der erſte Herausgeber, Matthias Flacius, wirklich gethan: der neueſte hat dafür den Namen Krist erfunden, der eben gar erfunden ausſieht. Wie theils Liebe, theils Ehrfurcht ihm es riethen, widmete Otfried die Arbeit, da ſie vollendet war, in verſchiednen Zuſchriften mehreren Perſonen zugleich, in lateiniſcher Proſa dem Erzbiſchofe Leutbert von Mainz, Nachfolger Hrabans, in deutſchen Verſen dem Könige der Deutſchen Ludwig, ſeinem Lehrer dem Biſchof Salomon von Conſtanz, und

Hartmuth und Wernbert, Mönchen zu St. Gallen, seinen alten Freunden und Schulgenossen. Er vollendete sie aber, wie unfehlbar genug sich ergiebt, zwischen 865 und 871*), oder mit noch genauerer Bestimmung im Jahre 868, dem einzigen des Jahrzehends in welchem wirklich die friedsamen Zeiten waren, um derentwillen er in der einen Zueignung den König rühmt und Gotte dankt (Graff S. 2).

Welchen Werth nun hat für uns, welchen im Gang der Geschichte dieses deutsche Evangelienbuch?

Bis auf Otfried hatte die ganze deutsche Poesie in dem epischen Gesange des Volkes beruht, in Liedern deren Umfang ein wenig ausgedehnter und deren Inhalt eine rasche, schlichte, kaum durch Spruchweisheit leise getrübte Epik war; ihren Stoff entnahmen sie aus der Sage und den Ereignissen des Tags, und wo es ein Stoff aus der christlichen Geschichte war, mußte auch dieser ein Gewand von heimathlicherer Farbe tragen. Wir sind befugt anzunehmen daß namentlich das Elsaß und gerade Otfrieds nächste Umgebung reich an solchen Liedern gewesen seien: die schöne Sage von Walther und Hildegund hatte hier an dem Wasgensteine (dem Framont, wie Jac. Grimm mit gutem Scheine vermuthet) ihre örtlich festgesetzte Anknüpfung, und wie auch sonst all die verherrlichten Namen der deutschen Heldensage gäng und gäbe im Speiergau und im übrigen Elsaß waren, zeigt sich in den alten Erwerbs- und Eigenthumsbriefen von Weißenburg welche voll davon sind.

*) Ludwig König der Deutschen seit 865, Salomon Bischof von Constanz bis 871.

Aber Otfried war ein Mönch, war dem freieren Leben in und mit der Nation ſchon von Jugend auf entfremdet. Da nahm er auch Anſtoß an deren Liedern, wie vor ihm Ludwig der Fromme gethan, der Sohn des großen Karl, welcher eben dieſelben mit Liebe geſammelt hatte: ſie ſeien unnütz, ja unzüchtig; er hielt es für ſeine Aufgabe ſolchem Geſange ſich entgegenzuſtellen, mit ſeiner evangeliſchen Dichtung ihn wo möglich ganz zu beſeitigen (Graff S. XXVII). Er war ein Gelehrter und trotz der Schule Hrabans, trotz der Vaterlandsliebe die ihn doch beſeelte, befangen gleich andren Gelehrten von ſtolzer Einſeitigkeit gegen die unlateiniſche Litteratur: da mochte er jener deutſchen Heldendichtungen ganz vergeſſen; da behaupten, Deutſchland feire die Thaten der Altvordern nicht, bloß weil der Name und die Kunſt Virgils, Ovids und Lucans ihm in Deutſchland nicht entgegentraten (S. XXVII. XXXI); da ſogar meinen, er zuerſt ſei es welcher die Evangelien verdeutſche (S. XXVII fg. u. B. 1. Cap. 1), während das doch, von andren und älteren Werken der Art abgeſehn, ihm ganz in der Nähe ſchon vor dreißig Jahren Biſchof Bernold von Straßburg unternommen. Ja er gieng in ſeinem Vorurtheil für die fremden Maße und Muſter ſo weit, daß er die deutſche Sprache nicht bloß ungepflegt und ungeregelt fand, ſondern auch an ſich ſelbſt ſchon jeder grammatiſchen Regelung unfähig: ſie gebe ja z. B. vielen Worten ein andres Geſchlecht und andere Zahlform, als die entſprechenden Ausdrücke des Lateiniſchen hätten (S. XXIX—XXXI).

Bei ſolcher und ſo enger Betrachtungsweiſe mußte

die Arbeit Otfrieds einen wesentlich andren Character empfangen, als damals und bis auf ihn der deutschen Epik eigen war, ja theilweis einen dem grade entgegengesetzten Character: sein Evangelienbuch ward der erste und ein für immer nachhaltiger Angriff auf die Nationalität der deutschen Dichtung.

Es war gut und schön daß ihn seine Fuldische Gelehrsamkeit die schriftliche Fassung seiner Worte so mit aufmerksamster Sorgfalt behandeln ließ: ohne diese Accente über den Sylben welche hervorzuheben, ohne diese Punkte unter den Schlußvocalen welche mit dem Anfangslaut des nächstfolgenden Wortes zu verschleifen seien, ohne all die sonstige orthographische Genauigkeit (vgl. S. XXIX. XXX) würde uns von der grammatischen Regelung die seiner Sprache dennoch eigen ist, namentlich aber von der Regel und dem Wohllaut seines Versbaues gar vieles unbemerkt und unverstanden bleiben. Aber eben jene Gelehrsamkeit trieb ihn auch, was die Dichtung selbst betrifft, zur Spielerei, zur Geschmacklosigkeit, zu voller Unpoesie durch und durch. Denn es ist doch wohl eine Spielerei, wenn in den deutschen Zuschriften jede Strophe mit demselben Buchstaben beginnt und schließt und dann all diese Buchstaben zusammen einen kleinen lateinischen Satz ausmachen: das erste dieser Akrostícha lautet Luthouuico orientalium regnorum regi sit salus aeterna, das zweite Salomoni episcopo Otfridus, das dritte Otfridus Uuizanburgensis monachus Hartmuate et Uuerinberto Sancti Galli monasterii monachis. Und eine Geschmacklosigkeit, wenn die Vertheilung der großen Epopöie in fünf Bücher nicht aus einer

entſprechenden Gliederung des Stoffes hergeleitet, ſondern begründet wird auf die Fünfzahl der Sinne: was der Menſch mit ſeinen fünf Sinnen fehle, ſolle durch Leſung dieſer fünf Bücher wiederum gut gemacht und jeglicher Sinn dadurch geläutert und erleuchtet werden (S. XXIX). Das Erheblichſte jedoch iſt daß ſeine Gelehrſamkeit ihn eben veranlaßte eine ganze große Epopöie zu dichten, groß wie die Muſter des römiſchen Alterthumes die vor ihm lagen, vielmal größer als je vorher eine deutſche Dichtung war abgefaßt worden, und daß eben dieſelbe Gelehrſamkeit ihn wiederum verhinderte die Epopöie nun auch wirklich als eine ſolche, ſie in rein epiſcher Weiſe auszuführen. Auch jene altſächſiſche Evangelienharmonie gieng weit über das Maß der nationalen Heldenlieder hinaus, aber kaum einen Schritt weit über deren Character: Otfried dagegen meinte die ſ. g. Trichotomie der Schrifterklärung, welche ſeit Origenes beliebt geworden, das dreifache Verſtändniß im buchſtäblichen, im moraliſchen und im myſtiſchen Sinne, auch in ſein Gedicht übertragen zu ſollen: fort und fort alſo durchflicht und unterbricht er den Gang der Erzählung mit Einſchaltungen die das eben erzählte bald moraliter, bald spiritaliter oder mystice auslegen, d. h. er macht ſein Epos ſtellenweiſe zum Lehrgedicht, untermiſcht den poetiſchen Stoff mit proſaiſchem, und wie dieſe lehrhaften Theile, zumal da die Sprache noch ganz ungeübt war für didactiſche Poeſie, ſich in großer Weitläufigkeit der Gedanken und der Worte entwickeln, ſo gerathen mit natürlicher Folge die erzählenden auch in eine Breite hinein von welcher das deutſche Epos bis

dahin nichts gewußt hatte. Bekanntlich war die Trichotomie besonders in der geistlichen Redekunst beliebt und immerhin da an ihrem Platze: daß sie auch in Otfrieds Dichtung zunächst von da aus eingedrungen sei, wird man um so eher vermuthen dürfen, als Otfried nicht allein Mönch, sondern auch Priester, mithin zum Predigen befähigt und berufen war; zudem nennt er selbst einmal (5, 14, 25 fgg.) als Muster und Gewährsmänner in dieser Auslegungsart die zwei großen Prediger der römischen Kirche, Augustinus und Gregorius. Gerade aber wie in den Predigten dieses Abstrahieren von dem geschichtlichen Buchstaben auf einen tieferen geistigen Sinn sehr häufig etwas willkürliches und gezwungenes hat, so auch bei Otfried; in solchen Fällen wird unser ästhetisches Schicklichkeitsgefühl durch die hereingezogene Didaxis doppelt unangenehm berührt. Nehmen wir z. B. das 18te Capitel des ersten Buches. Das vorhergehende hatte von dem Besuche der drei Magier, also auch davon erzählt, wie dieselben nach dem Befehle der Engel nicht über Jerusalem, sondern auf einem anderen Wege wieder in ihr Vaterland gezogen seien. Die mystische Auslegung im 18ten nun greift davon nicht auf, was die Hauptsache war, den anderen Weg, sondern nur das Vaterland und die Reise dahin, und der Zug der Magier von der Krippe Jesu zurück in ihr heidnisches Vaterland muß unverständig genug als ein Symbol dienen für den christlichen Lebenswandel der nach der wahren Heimath, dem Paradiese, führe.

In solcher Art ist Otfrieds Evangelienbuch zwar nicht, wie Graff es zur Empfehlung betitelt hat, das

älteſte hochdeutſche Gedicht (denn noch wir haben mehr als eins von höherem Alter), aber doch die älteſte hochdeutſche Epopöie, und zugleich der erſte Verſuch deutſcher Lehrdichtung, beides aber auf einen unnationalen Anſtoß hin, nach Vorgängen die nicht in der eignen heimiſchen Litteratur, ſondern außerhalb derſelben in der Gelehrſamkeit der Schule und der Kirche lagen. Und noch eine Dichtart hat ihre früheſten Anklänge, gleichſam das Vorſpiel ſchon bei ihm: ich meine die Lyrik. Zuweilen nämlich wird der Verſtand des Didactikers überflügelt vom Gemüthe, und ſein Dichten ergiebt ſich der Einwirkung des Prudentius und andrer ihm bekannten kirchlichen Lyriker (S. XXVII); zuweilen, nicht oft: aber jedesmal wo es geſchieht klingt und ſchimmert, vielleicht durch noch ungelenke Worte, die an das rührende Ungeſchick der ſpäteren Volkslyrik erinnern, eine ſo zarte warme innige Empfindung hervor, daß wir den Dichter hier in ſeinem eigentlichen Bereich zu erblicken und es bedauern zu müſſen glauben, daß er ſelbſt ſeinen Beruf ſo wenig erkannt, daß er anderswo und den weitaus größeren Theil des Werkes hindurch ſeine Kraft an Gegenſtände verſchwendet hat welche nicht die ſeinigen waren. Wie ſchön z. B. die Schilderung der Mutterzucht und Mutterliebe und deren Vergleichung mit der Liebe Gottes (3, 1, 31 fgg.):

Lindo, liobo druhtin min,
laz thia késtiga sin;
gilóko mir thaz minaz múat,
so muater kindiline duat.

Thóh si iz sero fille,
nist nisi ávur uuólle,
súntar si imo múnto,
theiz iaman thoh ni uúnto.

Thia hánt duat si fúri sar, thoh dúat er mo avur bithérbi
oh iaman rámet es thar; thaz sinaz ádalerbi.
gihúgit sar thés sindes Scirmi, druhtin, mir ouh só,
thes íra liaben kindes. theih si thin scálk giuuisso;
Mit hénti siu mo scirmit, thin hánt mih ouh biuuérre,
mit theru si iz mithont fillit: thaz fiant mir ni dérre.
ni mag giséhan ira muat Firlih ouh mir githinges
thaz imo fiant giduat. thes mines héiminges;
Ther selbo fáter ouh so dúat: uuis fáter mir joh múater:
thoh er mo sére sinaz múat, thu bist min drúhtin gúater.

Anderswo die Bilder die von der Frauenminne genommen sind um die Freude an Gott und das sehnende Verlangen nach ihm zu malen, 5, 11, 29 fgg. und namentlich 5, 23, 35 fgg. im Beginn einer auch sonst dichterisch gehobnen und bewegten Darstellung der himmlischen Seligkeiten:

Thaz duit filu manno, hábet sinan gingon
thaz ér hiar minnot gerno, io zi thes liabes thingon.
mit minnu thes gifilizit, So duent thie gótes thegana:
in múat so diofo lazit. sie uuízun thaz gúat hiar óbana,
Thaz uuizist thu in giuuissi, in himilriches hóhi
thoh imo iz ábuuertaz si; thia gotes gúallichi.
ni mág ouh mit then óugon Thara súftont sie zúa
zi géginuuertiz scóuuon: joh uuachent múates filu frúa;
Yruuáchet er thoh filu frúa thaz múat ist in io thárasun,
joh habet thaz múat sar thar ni múgun zih freuuen hérasun.
súftot sinaz hérza: [zúa, Sierhúggent Kristes uuórtes
thaz duit thes liobes smerza. joh liabes mánagfaltes,
Thoh imo iz ábuuertaz si, biginnent thára io flízan:
thoh húgit er io uuar iz si, er hábet in iz gihéizan.

Und eine Empfindung von noch größerer edlerer Art bewohnt sein Herz und macht sich Luft in den ergreifendsten Worten, das heilige Gefühl der Vaterlands-

liebe. Es iſt vorher eine ſeiner myſtiſchen Auslegungen als unverſtändig bezeichnet worden: ſie iſt ihm aber wohl nur deshalb ſo mißrathen, weil ihn an dieſer Stelle das Gefühl übernahm, weil ihm bei dem Gedanken an die Heimkehr der drei Magier die Erinnerung erwachte wie auch er einſt und er viele Jahre lang von der Heimath getrennt, wie da ſein tägliches Weh das Heimweh geweſen ſei. Noch jezo klagt er deß gedenkend (1, 18, 25 fgg.)

Uuólaga élilenti!	ih haben iz ſúntan in mir:
hárto bistu hérti;	ni fand ih liabes uuiht in thir.
thu bist hárto filu suár:	Ni fánd in thir ih ánder guat
thaz ságen ih thir in álauuar.	suntar rózagaz muat,
Mit árabeitin uuérbent	séragaz herza
thie héiminges thárbent.	joh mánagfalta smérza.

Gervinus behauptet irgendwo, den Deutſchen des Mittelalters ſei das Vaterland ein fremder Begriff geweſen: aber ſie hatten ſogar mehr als Ein Wort dafür: Otfried in dieſem Capitel ſagt abwechſelnd eigan lant, inheima, heim und heimingi; und hatten, wie eben dieſe Stelle zeigt, nicht bloß den Begriff, ſondern wahrlich auch die lebendige Empfindung. Noch in einer zweiten Stelle ſpricht ſich die Vaterlandsliebe des Dichters aus, weniger rührend, aber glänzender, B. 1. Cap. 1, wo er um die Wahl der deutſchen Sprache für dieß ſein Evangelienbuch zu rechtfertigen die Herrlichkeit ſeines Landes und ſeines Volkes preiſt. Er nennt es, hier und anderswo, das Volk der Franken (Deutſche hießen ſie noch damals nicht) und ihre Sprache Fränkiſch, nach dem Gebrauche ſeiner Zeit der dieſen Stamm-

namen des herrschenden Hauses ebenso auf die Beherrschten übertrug, wie man Frankreich seiner karolingischen Könige wegen Karlingen nannte. Vernehmen wir dieß älteste in deutscher Zunge gesprochene Lob der Deutschen (1, 1, 59—110).

Sie sint so sáma kúani
sélb so thie Románi;
ni thárf man thaz ouh rédinon,
thaz Kriachi in thes giuuidaron.

Sie éigun in zi núzzi
so sámalicho uuizzi;
in félde joh in unálde
so sint sie sáma balde;

Richiduam ginúagi,
joh sint ouh filu kuani;
zi uuáfane snélle
so sint thie thégana alle.

Si búent mit giziugon,
joh uuarun io thes giuuón,
in gúatemo lánte:
bi thiu sint sie únscante.

Iz ist filu feizit,
hárto ist iz giuuéizit
mit mánagfalten éhtin:
nist iz bi únsen frehtin.

Zi núzze grébit man ouh thár
ér inti kúphar,
joh bi thia meina
ísine stéina.*)

Ouh thára zua fúagi
silabar ginúagi;
joh lésent thar in lánte
gólt in iro sánte.

Sie sint fástmuate
zi mánagemo gúate,
zi mánageru núzzi:
thaz dúent in iro uuizzi.

Sie sint filu redje
sich fianton zírrétinne;
ni gidúrrun sies biginnan:
sie éigun se ubaruuúnnan.

Liut sih in nintfúarit
thaz iro lánt rúarit,
ni sie biro gúati
in thionon io zi nóti.

Joh ménnisgon álle,
ther sé iz ni untarfálle,
ih uueiz iz gót uuorahta,
al éigun se iro fórahta.

Nist liut thaz es biginne,
thaz uuidar in ringe:
in éigun sie iz firméinit,
mit uuáfanon gizéinit.

*) Isine steina bedeutet nicht, wie man es zu erklären pflegt, Eisenstein: da würde es isarnine heißen müssen; sondern Steine von Eis d. h. Krystall. Dem Mittelalter wie dem Alterthume galten Krystalle für ein noch mehr erhärtetes Eis. Offried mochte dabei an die großen Bergkrystalle der Schweizeralpen denken, wie gleich nachher bei dem goldführenden Flußsande nächst dem Rheinstrom auch an unsre Aare.

Sie lértun sie iz mit suérton,
náles mit then uuórton,
mit spéron filu uuásso:
bi thiu fórahten sie se nóh so.
Ni si thiot thaz thes gidráhte,
in thiu iz mit in fehte,
thoh Médi iz sin joh Pérsi,
núbin es thiuuirs si.
Lás ih iu in alauuár
in einen búachon, ih uueiz uuár,
sie in sibbu joh in áhtu
sin Alexándres slahtu.
Ther uuórolti so githréuuita,
mit suértu sia al gistréuuita
úntar sinen hánton
mit filu herten bánton.
Joh fánd in theru rédinu
tház fon Macedónju
ther liut in gibúrti
giscëidiner uuúrti.
Nist untar in thaz thúlte,
thaz kúning iro uuálte,
in uuórolti nihéine,
ni si thie sie zugun héime,
Odo in érdringe
ánder es biginne
in thihéinigemo thiote,
thaz ubar sie gibiate.

Thes éigun sie io núzzi
in snélli joh in uuízzi;
nintrátent sie nihéinan
unz sinan eigun héilan.
Er ist gizál ubar ál,
io so édil thegan scál,
uuiser inti kúani:
thero éigun se io ginúagi.
Uuéltit er githiuto
mánagero liuto,
joh ziuhit er se réine
selb so sine héime.
Ni sint thie imo ouh dérjen,
in thiu nan Fránkon uuérjen,
thie snélli sine irbiten,
thaz sie nan umbiriten. [ent,
Uuanta állaz thaz sies thénk-
siez al mit góte uuirkent;
ni dúent sies uuiht in noti
ána sin girati.
Sie sint gótes uuorto
flízig filu hárto,
tház sie thaz gilérnen,
thaz in thia húah zellen;
Tház sie thes biginnen,
iz úzana gisingen,
joh sie iz ouh irfüllen
mit michilemo uuillen.

Zwar berührt Otfried hier die Sprache und die Litteratur ſeines Volkes nicht: gleichwohl liegt in der Begeiſterung womit er hier deſſen Ruhm verkündigt ein gewiſſer Widerſpruch gegen die Geringſchätzung jener bei der die ſich in der Zuſchrift an Erzbiſchof Leutbert äußert: aber er ſpricht hier deutſch, dort ſprach er lateiniſch:

darum auch dort mit ungerechter Einseitigkeit, hier mit Wahrheit und Wärme. Und hier und an den übrigen ihrer dichterischen Erhebung wegen ausgezeichneten Stellen hat diese Wahrheit der Gedanken, dieser ungezwungene Erguß natürlicher Empfindungen sich selber auch belohnt bald durch den kräftigsten, bald durch den süßesten Wohllaut der Rede. Freilich muß man um die Musik zu vernehmen die Worte richtig zu lesen wissen.

Wir wenden uns zu einer andren Seite der Betrachtung, auf welcher Otfrieds Gedicht noch viel mehr eine Neuerung war, und die Neuerung noch viel bedeutender und eigentlich hier nur folgenreich erscheint, zu der metrischen Form deren er sich bedient hat.

Die epischen Lieder die bis auf ihn der einzige Schatz der Poesie und überhaupt der nationalen Litteratur gewesen waren, hatten sich alle in einer und derselben sehr ungekünstelten Form bewegt. Verse deren Rhythmus einzig darauf beruhte, daß jeder neben einer frei gegebenen Anzahl unbetonter oder minder betonter Sylben zwei Sylben von stärkerer Betonung enthielt, liefen hinter einander fort, ohne strophische Gliederung, nur daß sie je paarweise durch die Allitteration verbunden waren d. h. durch die Wiederkehr der gleichen Laute im Beginn jener betonten Sylben, aller vier oder auch, und so gewöhnlich, nur dreier oder zweier derselben. Von der andern Art schmückenden und zusammenhaltenden Gleichklanges, vom Reime, finden sich in diesen älteren Liedern nur noch ganz vereinzelte und theilweis zweifelhafte Spuren; doch kann die Anwendung desselben, namentlich etwa in sprichwörtlichen Redensarten, nicht

geläugnet werden. Gegenüber dieſer einfachen deutſchen Liederform trat mit dem Chriſtenthum und dem Latein der Kirche vorzüglich Eine Form des lateiniſchen Kirchengeſanges, die Form zuerſt der Ambroſianiſchen Hymnen, dann zahlreicher anderer ſpäterhin nach- und hinzugedichteten. Hier war der Geſang in Strophen geordnet; jede Strophe beſtand aus vier Verſen, jeder Vers aus vier Jamben, und ſchon frühzeitig war es Gebrauch je zwei Verſe reimen zu laſſen. Letztere Form nun, die aus der geſammten kirchlichen Lyrik die beliebteſte, die allen Geiſtlichen geläufig und auch den Laien vom Gottesdienſte her wohl bekannt war, man darf nur hinweiſen auf ſie, und Jeder erkennt in ihr gleich den Urſprung und das Vorbild derjenigen, die Otfried, der Epiker und Lyriker, in ſeinem Evangelienbuche gebraucht, und um derentwillen er die Form der eiteln zuchtloſen weltlichen Lieder gerne hat fahren laſſen. Auch bei ihm Strophen, und Strophen von vier Zeilen, und je zwei Zeilen gereimt; nur gab er ſeinem Verſe nicht vier Jamben, ſondern in deutſcherer Weiſe bloß vier Accente, vier Hebungen, ſo jedoch daß vor jeder Hebung auch eine Senkung liegen konnte, ganz häufig alſo auch bei ihm der Rhythmus ein regelmäßig jambiſcher ward. Den Reim war er gleichfalls genöthigt in freierer Weiſe zu behandeln, genöthigt durch die Beſchaffenheit ſeiner Sprache, die noch in den Flexions- und Ableitungsſylben zu wenig abgeſchliffen war um an buchſtäblich genauen Gleichklängen ſo reich zu ſein als die Sprache der ſpäteren Zeit. Doch fehlte auch dieſer Freiheit die begrenzende Regel nicht: waren die Reimworte in den

Vocalen verſchieden, ſo mußten doch die Conſonanten gleich ſein, z. B. harto und muorto: waren ſie in den Vocalen gleich, ſo mußten die Conſonanten wenigſtens einander ähnlich, ganz ungleich aber durften letztere nicht ſein, z. B. manne und gange, liaher und niamer; daneben dann auch und in überwiegender Anzahl vollkommen genaue Reime.

Die Form war für ein deutſches Gedicht in allen Theilen neu, aber doch der bisher gewohnten nicht ſo ungleichartig, daß Otfried einen ablehnenden Widerſtand hätte zu fürchten brauchen: gereimt hatte man ja gelegentlich auch ſchon früher, und immer ſchon, nur weniger ſtreng und innerhalb anderer Maße, die Verſe nach Accenten gebaut. Die gröſte Neuerung war die Eintheilung in Strophen: aber auch in dieſe mochte man ſich finden, da eben ein jeder Kirchengänger ſchon mit ihr vertraut, und ſie bei Otfried wie in der Kirche und wie der Vortrag der allitterierenden Lieder mit dem lebendigen Geſange verknüpft war. Denn daß Otfried ſein Gedicht zum Singen beſtimmt habe verſteht ſich aus dem Geiſt und Weſen ſeiner Zeit von ſelbſt, und würde ſich von ſelbſt verſtehn, wenn ers auch nicht mit eigenen Worten ausdrücklich bezeugte (cantus S. XXVII. 1, 1, 122. 125); wirklich ſind einer Strophe (1, 5, 3 fg.) in der Heidelberger Handſchrift ſogar Singnoten beigefügt: damit war, zumal bei einem geſchriebenen Werke wie dieß, das bloße Leſen nicht ausgeſchloſſen (lectio S. XXVII. XXIX. XXX. 4, 1, 34 fgg. u. a.). Es ſtand dem Geſang nicht im Wege, daß die Sätze zuweilen aus einer Strophe in die andre hinübergreifen:

denn immer iſt doch am Strophenſchluß eine ſtärkere Interpunction; es diente dem Geſange, daß der Stoff und deſſen Behandlungsart eine Vertheilung in Capitel d. h. in einzelne kleinere Lieder nach Weiſe der alten Lieder des Volkes mit ſich brachte. Zwei Capitel, das erſte und das 23ſte des fünften Buches, tragen in der refrainmäßigen Wiederkehr derſelben Strophe (am letztern Orte ſind ſogar zwei Strophenpaare in ſolcher Art verflochten) das Gepräge eines geſungenen Liedes beſonders deutlich.

Die Form war neu: aber wie Otfried ſchon in dieſer Liedertheilung dem alten Gebrauche ſich angeſchloſſen und der Neuerung dadurch den Eingang erleichtert hat, ſo noch in einigen weitern Stücken. Seine Verſe hatten ein anderes Maß als die allitterierenden: dennoch wußte oder ſuchte er dieſes ältere auch noch beizubehalten. Ein allitterierender Vers enthielt je zwei beſonders ſtark gehobene, nicht bloß grammatiſch, ſondern auch (um ſo zu ſagen) rhetoriſch betonte Sylben: Otfried gab jedem ſeiner Verſe vier grammatiſche Hebungen, zugleich aber pflegte er je zwei derſelben durch eigene Accente noch rhetoriſch auszuzeichnen, inſofern alſo ſeine Verſe den allitterierenden wiederum gleich zu bauen. Gewöhnlich eben treten in ſolcher Art zwei Sylben hervor, ausnahmsweis nur eine oder auch drei: möglich daß die Ausnahmen immer nur von den Schreibern verſchuldet ſind: jedesfalls haben nicht alle Handſchriften hierin die gleiche Genauigkeit. Der Anſchluß an die allitterierende Dichtung zeigt ſich aber noch enger, noch inniger: an mehreren Stellen kommen mitten unter den

Reimverſen allitterierende vor, z. B. in der Schilderung des Paradieſes 1, 18, 9

Thar ist *lib* ana tód,
lioht ana finstri,
éngillichaz kúnni
joh éuuinigo uuúnni;

oder Allitteration mit dem Reime verbunden, wie 1, 5, 11 fg.

Uuáhero dúacho
uuerk uuirkento,
diurero *gárno*:
thaz déta siu io *gérno*.

Die erſte Stelle iſt wörtlich aus dem Gedicht vom Jüngſten Tage entlehnt, deſſen Aufzeichnung wir höchſt wahrſcheinlich Könige Ludwig dem Deutſchen verdanken: da liegt die Vermuthung nahe daß eben dergleichen Entlehnung auch an den übrigen ſtattgefunden habe, um ſo näher als jedesmal auch der Stil für Otfried viel zu alterthümlich iſt: z. B. 1, 5, 5 fg.

Floug er súnnun pad,
sférrono strâza,
uuega uuólkono
zi theru itis fre..o.

So ſprach Otfried ſelber nicht. Noch bleibt neben den reimenden und den allitterierenden als dritte Art eine Anzahl von Verſen übrig die weder den noch jenen Schmuck, theilweis nicht einmal das rechte Maß der Hebungen beſitzen, z. B.

1, 5, 3 Tho quam bóto fona góte,
éngil ir himile;
1, 15, 36 ubar súnnun lioht
joh állan thesan uuórolthiot.

Erwägen wir daß an ſolchen Stellen meiſt wieder ein etwas alterthümlicher Ton anklingt, daß die Mehrzahl derſelben gleich jenen allitterierenden Verſen dem erſten Buche zugehört, daß auch jene allitterierenden nicht durchweg nach der Regel gehn (z. B. dort 1, 5, 5 fg. fehlt zu *s*terrono *s*traza, *u*uega *u*olkoño noch im andren Verſe ein *s* und *uu*): ſo wird es kaum irrig ſein, hier überall theils ein ungenaues Citieren und Benützen älterer Gedichtſtücke, theils eine von Otfried nicht mehr nachgebeſſerte Unfertigkeit des erſten Verſuchs und Entwurfes anzunehmen; man mag, was letzteres betrifft, ſich an Virgil erinnern, in deſſen Aeneis auch genug unfertiger Hexameter ſtehn geblieben ſind.

Es iſt alſo Otfrieds Evangelienbuch, wenn ſchon nicht „das älteſte hochdeutſche Gedicht" überhaupt, doch das älteſte hochdeutſche Gedicht in der Form der Reimſtrophe, das älteſte wenigſtens das bis auf uns gelangt, und ſicherlich das erſte das von dauerhaft beſtimmendem Einfluß auf die Litteratur geweſen iſt. Es mögen meinethalb ſchon Andre vor ihm das Gleiche verſucht haben; er ſelber rühmt ſich nicht den Erfinder, er ſpricht ſogar vom Reim als einer bereits üblichen Forderung (S. XXX): aber wir wiſſen von den Andern und Früheren nichts, die Zeitgenoſſen ſcheinen ihrer ſelbſt über Otfried vergeſſen zu haben, und ſo wird wohl er innerhalb ſeiner Zeit dieſelbe Stellung einnehmen, die innerhalb der neueren Litteraturgeſchichte Klopſtock anſpricht. Auch Klopſtock, der wiederum ein deutſches Evangelienbuch, nur mit engerer Begrenzung des geſchichtlichen Stoffes, und auch er mehr lyriſch reflectierend als rein epiſch

dichtete,*) auch Klopstock war nicht der erste der in Deutschland Hexameter schrieb, aber der erste rechte Dichter der es that, und derjenige dem es gelang durch ein bedeutendes Werk die griechische Form für immer bei uns festzustellen. Ebenso nun Otfried jene kirchlich-römische Form. Und wie neu dieselbe damals noch, wie wenig geübt sie jedesfalls war, das bezeugt uns außer jenen festgehaltnen Ueberresten der älteren Dichtweise der ganze stilistische Charakter des Otfriedischen Werkes. Da treten uns Schritt für Schritt die unverkennbaren Merkmale einer Kunst entgegen die für den Ausübenden noch die ganze Unbequemlichkeit des Ungewohnten hatte. Oder wie sonst erklärt sich dieses oft unglaubliche Ungeschick der Rede, dieser Ueberfluß an leeren Worten, dieser Mangel an paßlichen? In den allitterierenden Gedichten hatte die kräftigste Kürze, die lebensvollste Schnelligkeit des Fortschrittes gegolten; da war nichts müßiges, da jedes Wort ein Schlagwort: hier könnte man oft ganzer Verse entbehren: aber der Dichter bedarf ihrer um des Reimes willen; ganze Gedanken verlieren sich in eine nebelhafte Unbestimmtheit: aber der Dichter wußte das gesetzte Maß der Accente nicht anders zu füllen als mit der Einschaltung unnützer, unklarer, eben nur ausfüllender Redensarten. Deshalb auch ist es so schwer ihn zu erklären, und ihn zu übersetzen ganz unmöglich.

*) Bezeichnend ist wie der alte und der neue Dichter selbst in einem vereinzelten Punkte der Grammatik zusammentreffen. Otfried stößt sich an der verdoppelten und damit doch nicht aufgehobnen Verneinung (S. XXX); Klopstock hat eben dieselbe mit Eigensinn wieder einzuführen gesucht: jener denkt dabei nur an den lateinischen, dieser nur an den griechischen, keiner von beiden aber achtet den gleichzeitig bestehenden und wohl begründeten Gebrauch der eigenen Sprache.

Aber er war der Erſte, und manches was für uns ein Fehler iſt mag unter ſeinen Zeitgenoſſen nicht ohne Beifall geblieben ſein. Den Beifall den ſeine ganze Arbeit gefunden hat bezeugen die mehrfachen, mit ſorgfältigem Fleiße, ja mit Aufwand angefertigten Handſchriften derſelben,*) während das Wenige das von den ältern, allitterierenden Gedichten auf uns gekommen, nur in je einer und nicht den beſten Aufzeichnungen vorliegt; es bezeugt ihn auch der Umſtand daß ein Paar Verſe Otfrieds (1, 7, 27 fg.) der Anlaß und die Grundlage für eine andre, freilich nur kleinere Dichtung geworden ſind, für den Gebetleich an den heil. Petrus. Die Hauptſache aber für die Litteraturgeſchichte iſt daß mit Otfrieds Evangelienbuche die altnationale Form der Allitteration für immer aufgehoben und beſeitigt war, und die unnationale des Reimes und der Strophe für immer eingeführt: allitterierende Lieder hat von da an niemand mehr gedichtet. Es war das kein unbeſonnenes Haſchen nach irgendwelcher Neuerung: dergleichen iſt dem deutſchen Character fremd, zumal wo es Dinge der Litteratur betrifft; ſondern man fühlte jezt wohl und ward ſich deſſen bewußt, daß in der bisherigen Form die Poeſie ſich überlebt habe, daß ſie erſtarrt ſei, daß ſie erlöſt werden müſſe aus dem Banne feſtſtehender Formeln, die mit der Allitteration unabweislich verbunden ſind: mit Bereitwilligkeit wandte man ſich zu einer

*) Die eine jezt zu München befindliche hat nach Beifügung eines kurzen Gebetes in Otfriedſchem Maße die Unterſchrift Ualdo episcopus istud evangelium fieri jussit, ego Sigihardus indignus presbiter scripsi. Walto war Biſchof von Freiſingen 885—906.

andren hin, die dem dichtenden Geiſt einen freieren Spielraum verhieß, die empfohlen war durch ſolch ein maſſenhaft imponierendes Beiſpiel, die zwar in der Fremde entſprungen, aber durch den früheren Gebrauch der Kirche längſt ſchon in Deutſchland eingebürgert und durch eben denſelben gleichſam geheiligt war. Der Reim und die Strophe, beide haben von da an durch die übrige Zeit der althochdeutſchen, durch die ganze mittelhochdeutſche, und bis zu uns die neuhochdeutſche Periode hindurch gegolten: das geſammte reiche Formenweſen unſrer Dichtkunſt, mit Ausſchluß lediglich deſſen was ſeit Klopſtock den antiken Muſtern nachgebildet worden, geht durch eine Reihe entwickelnder und mehr und mehr nationaliſierender Mittelglieder zuletzt auf Otfried zurück als ſeinen Urgrund und Beginn. Und das iſt ein Großes, und ſoll jedem welcher weiß wie viel in der Kunſt die künſtleriſche Form bedeutet, den Namen Otfrieds ehrwürdig machen. Dieſes iſt, aber auch nur dieſes, ſein Verdienſt und der hiſtoriſche Werth ſeines Wirkens. Mit allem Uebrigen, mit dem ganzen Gehalte ſeiner Dichtung, mit ihrem Umfang, mit ihrer Didaxis, ihrer Lyrik, ihrer verſchwimmenden Redſeligkeit ſteht Otfried außerhalb des organiſchen Ganges der Litteraturgeſchichte: es gehört und bleibt nur ihm und ſeiner klöſterlichen Bildung. Was nach ihm gedichtet worden hat zwar alles nun den Reim und die Strophe, und längere Zeit hindurch nur ſeine Strophe, zunächſt aber nichts den inneren Character ſeiner Poeſie: noch in demſelben neunten Jahrhundert ſind ſchon die unmittelbaren Nachfolger Otfrieds (wir haben Denkmäler von ſolchen aus Baiern, aus

Flandern, aus Alamannien) wieder zurückgekehrt zu rein epiſchen Stoffen und zu einem epiſchen Stile nach deutſcherer und mehr alterthümlicher Weiſe, zu kurzen Liedern und kurzen Worten. Erſt mit dem zwölften Jahrhundert ſollte die Epopöie, ſollten Lehrgedicht und Lyrik durch organiſche Nothwendigkeit in ein wirkliches Leben treten: bei Otfried hat das alles noch ein ungeſchichtlich voreiliges und vorgreifliches Weſen.

Aus Venedig

von

Friedrich von Tschudi.

Mancherlei Plätze rühm' ich fürwahr von ſtattlicher Schönheit,
Altehrwürdiger Pracht reich oder voll blühenden Kunſtwerk's,
Wo ſich die Fülle der Stadt in behaglichem Glanz hinbreitet,
Denn der Platz iſt das Auge der Stadt und der kräftige Herzſchlag.

Aber vor allen iſt herrlich der Platz des heiligen Marcus
Stolz in Venedig's Schooß mit der meerbeſäumten Piacetta,
Wo am ruhigen Molo der Gondoliere dich anruft,
Ob du des großen Canals zerfallende Wunder durchzieh'n willſt,
Und dir Murano rühmt und die grünende Zunge des Lido,
Oder den myſtiſchen Reiz von San Lazaro's Kloſter und Eiland.
Nein, heut Abend nicht: heut, Pietro, lockſt du vergeblich:
Liebt es der Tichter auch, auf grüner Lagune zu ſchwimmen,
Wenn zum Klange der Barcarole das liebliche Lied ſtimmt,
Sieh', ſo verſchmähet er nicht, auch Kraft und Werk zu betrachten,
Und im bunten Gewirr des harmlos blühenden Lebens
Sucht er und findet die Spur des geſchickebildenden Geiſtes.

Alſo trat ich zurück von dem Stamm des geflügelten Löwen,
Als am Bogenfenſter des Dogenpallaſtes der Abend
Falben Lichtes erloſch; noch glühten die röthlichen Ziegel
Matt, wie im letzten Strahl von Venedig's blühendem Ruhm nach,
Während brütendes Dunkel die Gallerien verhüllte.
Nicht im zierlichen Hauſe von zartem Maaß und Verhältniß

Wohnte der Herzogsſtamm; du ſiehſt ein finſter Gebäude
Stolz in trotziger Macht; es verſchmäht holdſelige Anmuth,
Kaum, daß der maßige Bau ſich in hohle Giebelchen zuſpitzt.
Denn es gebühret wohl dem Tempel der Götter die Gratie,
Aber das Dogenhaus birgt ſchwerer Geſchicke Geheimniß.
Tief von den Waſſerzellen bis hoch zu den Kammern des Bleidachs
Ruht ein ewiger Traum von Glanz und üppiger Hoheit,
Ariſtokratiſcher Kraft und ſchwarzer heimlicher Blutſchuld,
Nicht geſühnt durch das fallende Haupt Marino Faliero's.
Herzogshaus, dein Genius ſenkt das trauernde Antlitz,
Und nur der Stein, kein menſchlich Gemüth, ertrüge den Schmerz noch!
Menſchen eilen dahin, es entſchwinden die blühenden Geſchlechter,
Aufgerieben vom Kampfe der Schuld mit der göttlichen Tugend,
Kaum bleibt kaltes Geſtein mit der Spur der verſchollenen Thaten
Einſam und fühllos zurück zum ſpäten, zähen Verfalle.

Doch, was verdüſtert mein Geiſt? Blick' auf zum Dome San Marco's
Neben dem Herzogshaus das rein're des ewigen Gottes.
Träum' ich, oder was iſt's? Kühn wölben die bläulichen Kuppeln
Hoch im Stolz der Moſchee ob dem byzantiniſchen Bau ſich.
Staunend weidet der Blick ſich hier am Moſaikgebilde
Und faſt eilte die Hand, die corinthiſchen Roſſe zu zügeln,
Schnaubten ſie nicht in der Höh' auf Säulen von ſtrahlendem Porphyr
Und von Jaſpis und Serpentin und köſtlichem Marmor,
Zwiſchen denen in Silber und Erz das alte Portal ruht.
Einſam ſchleicht in die Seitenpforte der nächtliche Beter,
Einſam glänzt vor dem Bilde der gnadenreichen Madonna,
Traurige Blutſchuld richtend und ſühnend ein finſteres Lämpchen,
Einſam ſteht an dem Pfeiler von Saba der ſinnende Wanderer,
Und er erwägt an der fremden Schrift die Träume des Daſeins.
Das iſt alſo die Stätte, da einſt, auf trüben Lagunen
Schiffend, San Marco den Kahn zur Ruh an den einſamen Pfahl band,

Wo er geträumt von deinem Glanz, Meertochter, Venedig,
Daß du die Hüterin würdeſt dereinſt ſeiner heiligen Aſche —
Alſo geſchah's. In ſeinem Zeichen nun blühte die Stadt auf,
Trug ſiegreich über ferne Gewäſſer gefürchtete Flaggen
Und mit dem Raub von Byzanz umgab ſie die Gruft des Apoſtels.
Wohl! So dienet der Menſch wie im Traume der waltenden Gottheit,
Farren und Tauben würgt der ernſte Hebräer am Altar,
Tilgt im Thierblut wohl des Gewiſſens Schuld vor Jehova,
Goldenen Mais bringt dar der Hindu, die Gottheit zu ehren,
Harmlos beim ſinnigen Gaſtmahl ſpendet den duftigen Labtrank,
Welcher von Chios Hügeln trieft, der bekränzte Hellene —
Aber der Chriſt — ich beh' es zu ſagen, — um heilige Knochen
Hängt er geraubten Tand, wetteifernd mit dem Barbaren,
Daß er der Gottheit Hoffart ſchmeichle, doch mehr noch der eignen — — —
Doch, was ſolls? Hier ſchweige der ſtrengere Geiſt des Germanen,
Und des Begriffes Maaß fügt ſtill ſich dem Siege des Lebens,
Denn das Leben hat Recht und — ſchön biſt du, Tempel San Marco's.

Alſo begrub ich den Zwiſt, der mir hadernd im Herzen emporquoll,
Wandte den Blick und ſieh! da lag wie ein Märchengefilde
Vor mir im ſtrahlenden Lichte die Pracht des unendlichen Platzes.
Lang hin dehnen ſich die hohen grauen Paläſte,
Streben vom Dome hinweg und zurück im gewaltigen Viereck,
Hier das Königshaus und dort die Procuratien,
Trüben die Sterne der Nacht und unten das Wogen des Mittags.
Strahlend umziehen den Platz rings hohe geräumige Hallen,
Während geſchäftig das Gas in ſchmalen leuchtenden Zungen
Reiche Gewölbe erhellt. Da ſiehſt du die Schätze des Meeres
Friedlich bei denen der fernen Zonen und heimiſchen Künſte,
Feines goldnes Geſchmeid und niedlich Moſaikgebilde
Venetianiſcher Kunſt, und ſchwere rothe Korallen,
Leuchtende Perlen und Muſcheln, gereiht zum zierlichen Halsſchmuck,

Prunkende Vaſen und Statuenreih'n und ſchimmernde Federn.
Stolz blitzt im Diadem der Demant bei den bunten Juwelen,
Zwiſchen den Shawl's von Caſchmir rauſchen die Atlasgewande
Und vielfarbiges Glas zum Schmuck hat Murano bereitet.
Statuengleich ſitzt hier der Türke beim perſiſchen Weichſel,
Kaum vom Bernſtein trinkend des mattentglimmenden Krauts Duft,
Und du zweifelſt beinah, Fremdling, ob die Pfeife den Mann raucht,
Oder der Mann das Rohr (ein Problem für die deutſche Kritik faſt)!
Doch vor allen gewiß weilſt lange du hier vor den Bildern
Schöner Natur und herrlicher Bauten in Thon und in Farben,
Welche mit zierlichem Lächeln die Jungfrau freundlich dir bietet.
Unſtät wandelt dein Blick vom Blatte zur roſigen Maid hin,
Prüfend die Grazie des Bau's und der Züge gewinnende Anmuth —
Biſt du kein Kenner der Kunſt, doch gewiß ein Verehrer der Schönheit.
Doch, Freund, hüte dich fein, in die blitzenden Augen zu ſchauen;
Denn kein Sterblicher traun! und kaum ein olympiſcher Heros
Naſcht zweimal ſtraflos von des Blickes bezaubernder Blüthe!
Sprich, wo bliebe der Weg beim über die eiſigen Alpen,
Blühte dir hier im Schaum der Salzfluth bold Aphrodite?
Lockte den Dichterfürſten ſie doch, deß der Deutſche ſich rühmet
Und den Erhabenen auch, der uns ſang unſterblichen Wohllaut,
(Deutſchland ſchmückt ſein Grab mit dem lange geweigerten Lorbeer).

Doch, du kehrſt aus den Hallen den Blick; im Getümmel des Platzes
Wogt in ſchimmerndem Glanze Venedigs adlige Blühte
Und vor dem Strauße verbleicht dir wohl eine einſame Blume.
Siehe, o ſieh' dieß plaudernde Volk; hier ſchlürft es die Kühle,
Lauſchend des Tambourin's wallt's hin auf des Platzes Moſaik,
Der, jungfräulich noch, von keinen Hufen entweiht iſt.
Langſam fluthet dahin und zurück der bewegliche Corſo,
Jetzt zum Knäuel geſchürzt, jetzt ſich anmuthig entwirrend.
Schweigſam geht mit dem Freund der gewinnberechnende Kaufherr,
Der Oſtindiens Reichthum empfängt und dem Norden entſendet;

Mit dem Genoß froh plaudert der lockige Künſtler
Seinen Abend hinweg, ſcharf prüft er die Grazien Venedig's,
Während gemeſſenen Schritt's mit der Donna der Nobile wandelt;
Neidiſch verhüllt dir das Seidengewand ambroſiſche Glieder,
Hoch auf der feinen patriziſchen Stirn entglüh'n Diamanten,
Und es erhebt dein Gemüth vor der Macht unendlicher Schönheit —
Doch überſtiesgleich folgt traurig der Herrin der Mohr nach.
Rings ein verworren Geſumm von fröhlich ſtreitenden Zungen,
Neben dem ſüßen venetiſchen Wort hin ſchnarrt dir der Britte,
Klangvoll fließet des Spaniers Laut, ſchnellzüngig des Griechen,
Kaum tauſcht ſelt'nes Geſpräch der Armenier mit dem Gefährten,
Aber den Landsmann kennſt du bald am gemüthlichen Lachen.
Horch! dort rauſcht die Muſik; es wirbeln die luſtigen Märſche
Auf zum Himmel der Nacht; ſtumm ſitzen die Reihen der Hörer,
Naſchend den Schmelz des Sorbett's und die Würze der braunen
Cigarre,
Still hinflüſternd ſchleicht umher wie ein Gauner der Junge,
Welcher Orangen dir preist und Granaten und farbige Muſcheln.

Kühl ſchon weht es vom Meer und langſam verſchwinden die Gruppen
Rings in dem Gaſſengewirr'; heim gleiten die länglichen Gondeln;
Fern aus dem finſtern Canal her tönet der Ruderer Zuruf.
Still! hier ſchlagen die Rieſen die Stunde als Hüter der Zeiten,
Mächtig erröhnt's vom Campo-Panile, dem herrlichen Thurme,
Welcher San Marco's Haus und Platz und Stadt und Lagune
Ewig beherrſcht. Es verſtummt auf dem ödern Platz die Guitarre,
Einzeln in ſchnellerm Schritt hin gleiten unſich're Geſtalten,
Kaum noch vernimmt dein Ohr ſtillflüſternde Bettler und Kuppler
Oder des Barro's Tritt. O ſagt mir, welches ein Traum iſt,
Jenes berauſchte Gewühl in Muſik und Fülle des Lebens
Oder die wehmuthathmende Ruh' im ſterbenden Lichte?
Auf! Mir bangt! Erwache Venedig, erwacht Senatoren,
Zieht in den Dogenpallaſt, entſendet die ſtolzen Galeeren;
Contarini voran! Andreas Dandolo folgt dir

Hoch auf dem Bucentauren, es folget die Menge der Edeln — —
Wie? Oder traf euch auch der ſchleichenden Inquiſition Stahl,
Traf er auch euch? — — Mir grauſt in der einſam ſeufzenden Oede,
Weh'! Mir grauſt, San Marco, vor deiner blutigen Tochter!

Alſo ſtand ich ſchaudernd noch an den röthlichen Maſten,
Welche der Sieg errichtet, als ſtolz auf den Nacken Morea's,
Cypern's und Creta's Venedig's mächtiger Fuß trat —
Harmlos ſchliefen indeß in den Niſchen des Domes die Tauben.

Der Bürſte-Hans an der Hochzit

vom

Her J. L. mit der Jungfer E. S.

von

Emil Marget.

(Allemannifch.)

Potz tuſize Dannſtig, was Jungfre ün do!
Nei hätt i's doch g'wüßt, i hätt alls im Stich g'lo
Z' Burgliber [1]) am Zoll, und wär uff und dervo
Mit em erſte Mokolotiv [2]) hieher cho.

I ha miner Lebtig kei Ablick ſo gha!
Verzeih mer's der Her, i verlueg mi faſt dra!
Was Fläſche und Platte und Silber und Gold,
Und Gſichter wie Engel ſo fründli und hold!

Gottwilche, Gottwilche, ihr junge Gblüt,
I frog nit, wie gohr's Ich, büt fehlt Ich gwiß nüt,
S' Glück luegt Ich zu d'Falte und Ehnerlöcher us:
I wünſch daß 's ſo furt gohr Johr i und Johr us.

I bring Ich vil Luſig Grüeß mit vo der Frau,
Es het ſi recht gfreut und d'Großmueter au,
Und der Stabhalter [3]) hſunders het mer uftreit,
Er ließ Ich all's Guets wünſche, het er mer gſeit

Und i obeneweg, i wott Ich's gunne,
Daß Euer Lebe ſo heiter wie d'Sunne,

So lieblich und ſchön wie im Mai s' Morgeroth
Und bſtändig in beſter Gſundheit ummegoht.

Und wird Euer Glück au emol öbbe gſtört,
Gott bhüet Ich dervor! eh ſo denket es ghört
Halt jedem ſi Sach, und s' iſch kein uf der Welt,
Wo ſage cha, „mir het no gar nie nüt gfehlt.“

Und glaubet mim Wort, i ſchwätz uß Erfahrig,
Het men e Hus und ſi ghörige Nahrig,
Und Chleider und Schueh für d'Buebe und Maidli,
Vergeht eim im Ehſtand Zit numme z'waidli.

Chumm i heim z'Obe und ha Hunger und Durſt,
Se grüeßt mi d'Frau fründli und lengt mer e Wurſt,
Grumbiere, Salat und e Chrüßli [1]) voll Wi,
Und ſeit: „loß der's gſchmecke und ſchenk der eis i.“

Druff ſitze mer uf der Ofebank uſe
Und lön [2]) is wohl ſy. — Der Wind cha duß ſchnuufe,
Der Blitz und der Dunder lüchte und chrache,
Mer ſin by 'nenander, s' chan is nüt mache.

Und ben ſi die ſchwere Wolke verzoge,
Se thut is der Seppli, ohni lang z'froge,
Mit der Multrumme e Hopfer uſgige:
Druff bete mer no, und thien in's Bett liege.

S' iſch nüt wie der Ehſtand, s' iſch gar kei Verglich
Mit em ledige Lebe, arm oder rich,
Und thät s' Geld au über eim zemme laufe;
S' iſch fertig, d'Husfreude cha me nit chaufe.

Ich ha denkt, i well Ich au öbbis chreme, [3])
S' iſch gar nit vil, aber e guete Soome

Für e Hushaltig z'ſetze, feſt und ſolid;
Es iſt juſt kei Ehleis in der jetzige Zit.

E Bodewüſch und e Mehlwüſchli derzue,
Ich alles ſchön ſufer, ſe het men au Rueh
Vor de Wanze, Fl[illegible] und andere Chäfer
Wo ſi verneſte hintrem Getäfer. [1])

Und daß Ich d'Müs nit am Tiſch überfalle,
Bring Ich do au no zwo gueti Musfalle;
Und e weng Zundel iſch au nit z'verachte,
Bſunders die Sorte, es iſch ſelber gmachte.

Und will's jetz z'Mülhuſe emol e ſo iſch,
Daß d'Here mien glanzig und glatt ſy wie d'Fiſch,
Se han Ich au Bürſte für d'Chleider und Schueh,
Und daß Ich nüt fehlt, e Hoorbürſte derzue.

Und d'Sparſamkeit, lueget, bringt Sege in's Hus,
's Verwüeſte [2]) dergege tribt en eim drus;
Drum ſchüttlet au ö' Tiſchtuch nit öbbe vor d'Thür,
Gent d'Brosme de Hiehner, ö' git Eier derfür.

I ha au deßwege ne Bürſte mitgno
Für d'Brosme zemme z'mache, lueget die do;
Wartet e wenig, i will ſie abmache,
Wenn e Huhn do wär, es thät gwiß ſcho lache.

Jetz mit de Wihäne iſch's halt ſo ne Sach; —
I will Ich ein geh, aber thient [3]) nu allsgmach,
E Schöppli z'Mittag und eis zum Nachteſſe,
Und nit öbbe mehr, thient's jo nit vergeſſe!

I glaub es iſch alls, was Ich z'ſage gha ha,
Se nehmet's recht z'Herze und denket oft dra;

Und bürſtet Ich brav, es muß Ich nit reue,
Bis d'Bürſte abgnutzt ſin, git's wieder neue.

Jetz han i verchauft, ſo bring i d'Bürſte a,
Und red mer nieme no, daß en agſchmiert ha,
Nei, im Gegetheil, tribt i der Handel ſo,
Se wurd mi Waar beriehmt und jede wolt dervo.

Und hend Er der Zit, ſo thient mi au hſueche,
Er wüſſet ſcho wo, Er bruchet nit z'ſueche,
Er dürfet nu froge dört hinter Dottnau,
Wo der luſtig Bürſte-Hans wohnt mit ſir Frau.

Es chennt mi e jede, ſei er wer er well,
Der Amtma vo Schopfe, der Schandarm vo Zell,
Und wo ne Dafere [10]) an eme Hus iſch,
Gönt [11]) ine, mi Adreß ſtoht oben am Tiſch.

Erklärungen.

1. St. Louis; 2. Lokomotive; 3. Vorgeſetzter; 4. Krug; 5. laſſen; 6. mitbringen, ein Hochzeitgeſchenk machen; 7. Gnäſel; 8. Verpraſſen; 9. thut; 10. Schild; 11. geht.

Gedichte von Emma Niendorf.

1.

Bete.

Man lehrt uns früh den Abendſegen,
Uns Gottesfurcht in's Herz zu legen;
Man faltet unſre kleine Hand,
Bevor die Lippe Töne fand.

Ob kommen mag der Tag, ob gehen,
Geziemt uns wohl ein dankbar Flehen
Zu Dem, der ſeinen Lauf gelenkt,
Zu Dem, der uns den Tag geſchenkt.

Sie lehrten ſelbſt, die heil'gen Stunden,
Den Menſchen Andacht, ſtill empfunden;
Die Morgenklarheit, Abendruh,
Die ruft von ſelbſt mir: „bete!“ zu.

2.

In die Ewigkeit zu lieben.

Hat dich's aus der Zeit getrieben,
Iſt dein Herz dir allzuvoll —

In die Ewigkeit zu lieben
Lerne, wenn es überquoll.

In die Ewigkeit zu lieben,
Ueber Trennung, über Tod,
Nicht an den Moment zerſtieben,
Lieben für ein Morgenroth!

All du Frühling, mir verblieben —
Sei willkommen, göttlich Loos!
Nimm mich auf und all mein Lieben,
Ewigkeit, in deinen Schooß!

3.

Allerheiligen.

Den Wald durchblitzen Sonnenfunken —
Die ſtolzen Bogen ſind geſunken:
Tiefunten liegt auf Alpengrund
Der graue Dom im Tannenrund,
In Frieden Allerheiligen.

Da ich dich ſchau' zu meinen Füßen
Umweht mich warmes Schmerzensgrüßen
Von dem Verlornen nah und weit,
Du Kirche in Waldeinſamkeit,
Im Frieden Aller Heiligen!

Ein Heimweh will die Bruſt mir ſchwellen,
Und Thränengüſſe reichlich quellen:
Im Sturme mich nach Raſt verlangt,

Das arme Herz in Sehnſucht bangt
Nach Frieden Aller Heiligen!

Du ſtumme trümmervolle Klauſe!
So wie das Kind zum Vaterhauſe,
So zieht's mich nach vergeſſ'nem Glück,
In grüne Unſchuldswelt zurück,
Nach Frieden Aller Heiligen.

Johann von Dratt,

vulgo Hanns-Trapp

von

Karl Böse.

Vom Ritter Hanns von Dratten
Verkündet mein Geſang:
Im Schlettenbacher Thale*)
Er hauste Jahre lang.

Zu ſeinem Hofmarſchalle
Setzt' ihn der Kurfürſt ein
Und gab ihm ſo, zu Lehen,
Die Veſte Berwartſtein.

Auch gab er ihm drei Dörfer
Noch obendrein zur Burg,
Trotz aller der Beſchwerden
Des Abts von Weißenburg.

So ward ein Herr gewaltig,
Der Ritter Hanns von Dratt;
Die Bauern that er ſchinden,
Ja ſchinden früh und ſpat.

*) Zwiſchen Bergzabern und Dahn, von der Lauter durchſtrömt.

Den Leuten war verboten
Zu ziehen in die Stadt*)
Und drinnen feil zu bieten
Den mindeſten Vorrath.

Das Hochverbot des Ritters,
Dem Weißenburger Abt
Den Zehnten zu bezahlen,
Ward ſtrenge handgehabt.

Nur er allein durft' jagen
Und fiſchen rings umher;
Und wer ſich nicht drein fügte,
Der mußt' es büßen ſchwer.

All' Brennholz im Mundate**)
Bracht' er in ſeine Hand,
Zu ſchalten und zu wuchern
Wie er für gut es fand.

Fünf Jahr' ein Forſtbeamter,
Der das Gebot vergaß
Und einen Holzſchlag wagte,
Im finſtern Kerker ſaß.

Das Flößen zu verhindern
Dämmt' er die Lauter ein!
Was hilft des Müllers Flehen
Und armer Leute Schrei'n!

Und war der Bach geſchwellet,
So kam er hoch zu Roß,

*) Weißenburg.
**) Ein großer Wald.

Die Dämme wegzuſchaffen
Und ließ die Fluthen los.

Da war voll Noth und Jammer
Das ſchöne Lauterthal.
Drob freut ſich Hanns von Dratten
In ſeinem Ritterſaal. —

So war er alle Tage
Auf neue Qual bedacht,
Bis ſeinen Greuelthaten
Der Tod ein End' gemacht. *)

Längſt hat der Wüthrich Ruhe
Im kalten Sarg von Stein;
In Staub und Aſche modert
Sein ſchauderhaft Gebein.

Noch jetzt mit Angſt und Schrecken
Sein Name wird genannt!
Als Schreckbild für die Jugend
In nah' und fernem Land.

O drum, ihr lieben Kleinen,
Seid folgſam früh und ſpat;
Sonſt kommt am Weihnachtsabend
Zu Euch der Hanns von Dratt!

Seid ihr unartig, träge,
So kommt Hanns Trapp in's Haus
Mit ſeiner großen Ruthe
Und ſtäubt Euch tüchtig aus.

*) Er ſtarb im Jahr 1514.

Doch seid ihr fromme Kinder,
Kehrt Christkind bei Euch ein,
Und wird durch schöne Gaben
Euch wonniglich erfreu'n! — .

Historische Anmerkung.

Die Burg **Berwartstein**, gewöhnlich Bärbelstein genannt, thront in ihrer schönen Ruine, 1/8 Stunde von Erlenbach, an der Straße von Bergzabern nach Dahn, auf einem mäßigen, freigelegenen Berggegel, und war 1152 von Kaiser Friedrich I. dem Hochstifte Speyer zur Seelenrettung geschenkt worden. Sie hat ihren Namen einem Rittergeschlechte geliehen, das Otwald von Berwartstein wahrscheinlich 1366 beschloß. Das Lehen kam an den Grafen zu Sponheim und später an die Markgrafen von Baden.

Kurfürst Philipp belehnte 1485 seinen Hofmarschall, **Johann von Dratt**, ohne Rücksichtnahme auf die Beschwerden des Abts von Weißenburg, mit Berwartstein und fügte dieser Burg die Dörfer Schlettenbach, Bobenthal und Bandenthal bei. Das Dorf Erlenbach erhielt Johann von Dratt käuflich im Jahr 1490 mit Zustimmung von Kurpfalz, von dem Edelrecht von Dürkheim.

Johann's Grab zeigt man in einer Kapelle, wo sein Bild in Stein ausgehauen ist, unweit Niederschlettenbach, 3 1/4 Stunden süd-östlich von Dahn, bei dem Einmünden der Schlettenbach in die Lauter, auf der Straße von Bergzabern nach Dahn.

Gedichte von Ferdinand Braun.

1.

Sonſt und Jetzt.

Sonſt blieb ich ſtehen bei dem Bachgemurmel
Und ſtehen bei dem Nachtigallenſchlag,
Vergaß den Ort, die Zeit, vergaß mich ſelber,
Und träumend fand mich ſo der junge Tag.

Sonſt war die Stille mir voll ſüßer Stimmen,
Bevölkert war der ungemeſſ'ne Raum,
Ich ſah und hörte nicht, und ſah und hörte,
Die Stimmen liebt' ich und verſtand ſie kaum.

Es war ein ſchönes heit'res Frühlingsleben,
Voll Glauben war es und voll Liebeswahn;
Es war der Anfang einer ernſten Reiſe,
Vertrauend, wie ein Kind, ging ich die Bahn.

Sonſt wenn ich fortging flogen tauſend Wünſche
Mit meiner Seele zu dem Haus zurück,
Wo ſie gewohnt; aus jeder Blum' am Wege,
Aus jedem Sterne ſchien ihr Liebesblick.

Sonſt, wenn des Abends, in der Dämmrungsſtille,
Des Kirchleins Läuten durch die Lüfte quoll,

Blieb ich voll Andacht ſteh'n, wie im Gebete,
Und meine Seele war von Rührung voll.

Jetzt ſeh' ich Häuſer und kein Haus von allen
Sieht um ſich her, als auserwählt, der Blick,
Jetzt geh' ich fürder meine träge Straße,
Als gäb' es vorn und hinter mir kein Glück.

Jetzt hör' den Vogel ich vom Zweige ſingen,
Den Zauber zirren auf dem Blätterdach,
Den Käfer hör' ich durch die Lüfte ſchwirren
Und das Geplätſcher in dem Wellenbach.

Und keine Stimme weckt den alten Zauber,
Und kein Erinnern weckt ein Gegenſtand,
Ich geh' einher wie Einer, der im Leben
Es nie gekannt, der Erde Feenland.

Denn es war Sonſt und es iſt Jetzt geworden,
Und zwiſchen Sonſt und Jetzt iſt eine Kluft,
Die Täuſchung lag im Sonſt in ſeiner Wiege
Und bei dem Jetzt gähnt der Enttäuſchung Gruft.

2.

Auf einem Berge.

Hier möcht' ich wohnen, hier auf dieſen Höhen,
Hier ſind die Lüfte rein, die Sonnenblicke
Erreichten mich zuerſt, und unten ließe
Der Menſchen Neid ich und der Menſchen Tück-

Hier grünen Gräser, die kein Fuß betreten,
Hier wehen Lüfte, die kein Mund gesogen,
Und alle Vögel, ringsum, die hier singen,
Sind in die niedern Thäler nie geflogen.

Hier hat die Rose feinere Gerüche,
Die Sträucher, Bäume, tragen frisch're Kleider,
Hier dehnt die Brust sich, jeder Sorge ledig,
Gedanken, Sinn und Seele werden weiter.

Hier gilt kein Mein und Dein und keine Scheide
Trennt eine Scholle Landes von der andern,
Hier ist nicht Eigennutz, nicht Streit noch Habsucht,
Hier ist ein friedlich Hausen, friedlich Wandern.

Und was dort Unten sich, im wilden Drängen
Vermischt und reibt, in ruhelosem Streite,
Es trägt am Flügel Blei, es kann erheben
So leicht sich nicht, so hoch nicht auf die Haide.

Ich möcht' mir eine Hütte bau'n, möcht' wohnen
Hier, wo mich Eichenzweige überdachen,
Mich mit dem Namen „Freiheit" niederlegen,
Und mit dem Freiheitsruf möcht' ich erwachen.

Gedichte von G. Mäurer.

1.

Tag und Nacht.

Der Tag birgt seine Strahlenkron' in's Meer,
Die Nacht kommt an in ihrem dunkeln Wagen;
Aus dem zerriss'nen schwarzen Wolkenheer
Sieht man nur hier und dort ein Sternlein ragen,
Als ob's ein trauter Friedensbote wär'.

Und die der Tag so schwer, so hart gedrückt,
Die nur zur Arbeit ihm und Darbung taugen,
Sie werden freundlich von der Nacht erquickt:
Ein sanfter Schlaf ist's, den sie müden Augen,
Ein süßer Traum, den sie dem Herzen schickt.

2.

Sinnspruch.

Sei fester als ein Armadill,
Das ist den Feinden einerlei;
Sie bringen dir, wie weiland dem Achill,
Doch irgendwo die Pfeile bei.

3.

An einen Schmäher.

„Was sollen uns noch Schiller oder Göthe?"
Der Lebendige.

Laß heilig unsre Ruhmestempel steh'n,
Und schmäh' nicht, was die Väter schon bewundert:
Denn auch was wir in's Leben hoffend sä'n,
Verkleinert gern das künftige Jahrhundert.

Und wer von uns am mächtigsten gestrebt,
Die großen Räthsel seiner Zeit zu lösen
Und muthig für die Menschheit nur gelebt,
Verschonet nicht der Natterstich der Bösen.

Auch überholt den Trefflichsten die Zeit —
Wer sah nicht schon die Zwerg' auf einem Riesen,
Die, voll von einem kleinen, gift'gen Neid,
Auf niedern Standpunkt den Koloß verwiesen!

Ehr' alle Männer der Vergangenheit,
Die würdig je des Lebens Bahn betreten;
Verkenne nicht die Größen Deiner Zeit —
Auch sie hat ihre Heil'gen und Propheten!

Der Dichterin Luise v. Plönnies,

zum

siebenten November,

von

August Rodnagel.

Dies Dein Geburtstag? zweifelnd und mit Staunen
Hört' ich die Kunde jüngst in's Ohr mir raunen,
Und was erdacht' der Freunde zarter Sinn.
November — frug ich — aschgrau düstrer Himmel,
Ein scharfer Windstoß, dünnes Schneegewimmel,
Dies der Geburtstag einer Dichterin?

Sollt' es nicht sein ein Wonnetag im Mai,
Wenn durch des offnen Himmels reinste Bläue
Im Spiel des Zephyrs Rosenwolken ziehn?
Wenn Nachtigallen ihre Liebe singen,
Wenn träumerisch die Knospen alle springen,
Gleich Menschenherzen, die vor Sehnsucht glüh'n?

Wär's schöner nicht ein Wintertag voll Schrecken,
Wenn Eis und Schnee die weiten Auen decken,
Im Donnersturm die Eiche berstend kracht?
Wenn auf den Höh'n und in den Wiesengründen
Kein Vöglein klagt, kein Blümlein mehr zu finden,
Wenn jeder Tag ringt mit der alten Nacht?

Denn Lenz und Winter tragen sich're Farben!
Sei's daß die Fluren leben, daß sie starben,
Entschieden ist's ja, nirgends Zweifelqual:
Doch Spätherbstnebel sind wie böse Träume,
Stumm und entblättert stehen jetzt die Bäume,
Die ganze Welt schaut wie gesrenstisch kahl.

Und hätte dich ein solcher Tag geboren,
Der zwischen Kalt und Warm liegt, wie verloren,
Wie ohne Liebe, fröstelnd oder kühl?
Das, Freundin, wollte jüngst nicht ein mir leuchten,
Es konnte nur ein Unglücksloos mir deuchten,
In mir erregen banges Wehgefühl.

Doch ihrer Thorheit spotten die Gedanken!
Wie mocht' ich nur in weite Ferne schwanken,
Liegt meiner Frage Lösung ja so nah'!
Wem anders durft' ein solcher Tag das Leben
Als einer reichen Dichterseele geben,
Als Dir, auf die er stolz herniedersah?

Ja, wen nicht Poesie wie Dich beglückte,
Auf wessen Lippen sie den Kuß nicht drückte,
Als er sich aus dem Schoos der Mutter rang,
Der hat November stets und düstern Himmel
Und scharfen Winterfrost und Schneegewimmel
Im eis'gen Herzen all sein Lebenlang.

Und gab der Wonnemond ihm selbst das Leben,
Ihm lenzt und mait es nie, farblos entschweben
Wird's ihm, gestaltenloses Schemenbild.
Sein Auge ist von ew'ger Nacht gebunden —
Des Lebens Morgenglanz wird nur gefunden
In reiner Dichtung seligem Gefild.

So klang's in mir. Ich ſtand an Deiner Wiege
Im Geiſt: verklärt ſah ich des Kindes Züge,
Dem ob dem Haupte ſchwebt ein friſcher Kranz.
Du griffſt darnach mit ſchalkhaft ſicherm Lächeln,
Da hob er ſich in lauer Weſte Fächeln
Und wunderſam begann er ſeinen Tanz.

Denn eine Welle, ſonnenſtrahlumwoben,
Hatt' aus der Tiefe ihn emporgehoben,
Sie flogen lichter Morgenwolken Flug.
Du ſahſt ihm nach, Gram machte Dich nicht düſtern,
Brittania's Lieder hört' ich nun Dich flüſtern
Und plötzlich niederſenkte ſich der Zug.

Und eine holde Jungfrau ſchritt zu ihnen,
Der Liebe Leben ſprach aus ihren Mienen,
Sie reichte Dir die weiße kleine Hand.
War Ida dies? Ihr laget Herz am Herzen,
In Eins verſchmolzen Freude, Troſt und Schmerzen,
Und euch umſchlang ein unauflöslich Band.

Was weiter noch mir war vergönnt zu ſchauen
Von ſtolzen Liedern und von ſüßen Frauen,
Die Deine Kunſt uns zum Entzücken ſchuf,
Ich künd' es nicht: die Muſe heißt mich ſchweigen,
Und vor den Himmliſchen demüthig neigen
Soll ſich der Menſch und ehren ihren Ruf!

Doch nimmer werd' ich alſo ihn verkennen,
Mit einem ſchnöden Worte gar benennen
Novembertag, der Dir zuerſt geſtrahlt;
Kam doch mit ihm, im Klange voller Lieder,
Ein ew'ger Lenz in unſre Seele wieder,
Auch wenn die Flur ſich aſchgrau düſter malt!

Und iſt nur Ein Geburtstag Dir beſchieden,
Die auf ſo Viele gießt des Himmels Frieden
Mit Wort und Bild in zauberhellem Klang?
In jedem Herzen wirſt Du neu geboren,
Das ſich, in Deiner Verſe Traum verloren,
Sanft wieget in melodiſchem Geſang! —

Unsere Muttersprache

von

Karl Bernhard,
ehemals afrikanischem Jäger, jetzt Druckerei in Straßburg.

Daß der innigste Gedanke
Immer gern noch deutsch erklingt,
Herzenslust und Herzenswehmuth
Man in deutschem Wort noch singt,

Daß die liebe Muttersprache,
— Schmach dem, der sich ihrer schämt! —
Noch aus unserm Munde tönet,
Ob auch Mancher drum sich grämt,

Dies ist wohl noch Kindestreue,
Die im lieben Himatland
Kündet längstentschwundnen Ahnen,
Daß wir sie noch nicht verkannt!

Muttersprache, dich erhalten,
Immer sei's des Sängers Ziel,
Mögest nimmer der Gemeinheit
Dienen blos zum groben Spiel!

Ernst und feierlich dich hebend
Aus der stolzen Männerbrust,
Sollst du Achtung tief einflößen,
Brüderliche Lieb' und Lust.

Ja, in edelm, deutſchem Worte
Sei beſungen Luſt und Leid; —
Kühn voran, ihr deutſchen Töne,
Trotzet unſrer ſchnöden Zeit!

Aus einer Sommernacht

von

Gustav Kühl.

Sie treibt mich immer weiter fort
Die sel'ge Nacht auf dunkeln Pfaden!
O Wiesen, oft mein Ruheport,
Wie lockt ihr nun durch eure Mahden!
Im Busen pocht so laut das Blut,
Die Schwaden duften nah' und ferne,
Und glühend schweift in trunknem Muth
Der Blick in's ew'ge Meer der Sterne.

Sieh' — durch die Zauberwirre hebt
Sich drüben jetzt ein leises Flimmern,
Der Mond ersteht, noch schüchtern bebt
Aus schwarzem Grund sein golden Schimmern,
Nun gibt der schwarze Grund ihn los,
Still, wie ein Friedensgott, entsteiget
Der Himmlische dem Erdenschoß,
Der sich in frommen Schauern neiget.

Und einer Jungfrau Lichtgestalt
Ersteht dort hehr im mächt'gen Scheine,
Gleich einer Priesterin sie wallt
Am Saume mondverklärter Haine;
Zu ihr hinüber will ich fliehn,

O Wonne, wenn die Wälder rauschen,
An solche Brust gelehnet hin,
Der Nächte hohem Lied zu lauschen!

Da grüßt der Au' gefall'ne Zier
Mit ihren schwärmerischsten Düften,
Mir ist's, als sollt' ein Schleier mir
Von jedem Erdenglück sich lüften,
Als ging' verheiß'ner Zeiten Bild
Herauf in glänzenden Gesichten,
Wo Liebesmächte freudig, mild
Auf morgenhellen Thronen richten.

Gemeine Welt, alltäglich Wort,
Weit ist das alles weggezogen;
Siehst du das Schloß, Geliebte, dort,
Die lusterhellten Fensterbogen?
Siehst du die Silberschleier weh'n
Im Tanze, wenn die Hörner schallen?
Und hohe, frohe Menschen seh'n
Zum Sternendom aus Festeshallen.

Sie winken uns, und lächeln leis,
In ihren Tänzen uns zu wiegen;
O Lust, durch solcher Edlen Kreis
In raschen Walzern hinzufliegen!
O dürft' ich nie, mein Phalanster,
Aus deinen Königshallen scheiden,
Bist ja kein eitles Wollustmeer,
Du läßt auch Kampf und heil'ge Leiden! ....

Kalt zischelt's: Traum. — Es wird mein Traum
Sich einst in feste Quadern bauen,
Der Morgen tagt, da wird der Traum
Aus tausend Fenstern siegreich schauen;

Schon hör' ich wie der Herr uns ruft
Zu niebetret'nen Wunderpfaden
Und meine Seele strömet Duft
Wie diese jungen Sommermahden!

Bach und Strom

von

Marie Delaroche.

Wenn hell die Frühlingssonne glänzet,
Schwillt schnell des Bächleins Welle an,
Jedoch die großen Ströme ziehen
Mit dem gewohnten Ernst die Bahn.

Doch bei der Sommersonne Glühen
Vertrocknet schnell des Bächleins Fluth,
Indeß die großen Ströme rollen
Den Doppelstrom mit Zornesgluth.

So sieht das schwache Herz man jubeln,
Sobald des Glückes Sonne glüht,
Indeß ein großes Herz im Glücke
Mit Gleichmuth ernst die Bahn durchzieht.

Doch wenn des Unglücks Strahlen zünden,
Wenn schwaches Herz dem Tode nah,
Sieht in dem großen Kampfe kämpfend
Das große Herz noch größer da.

Roß und Reiter

von

Balthasar Reber.

Ich weiß einen Kavalleristen,
Der hatte ein treues Roß,
Nichts frägt er nach Heiden und Christen,
Das Roß war sein liebster Genoß;
Er pfleget's wie eine Mutter,
Hat Hunger und Durst ihn gebrannt:
„Zuvor meinem Rößlein das Futter,
„Und dann erst mein Proviant!“

Drum war auch kein Roß wie seines
Zu finden in Frankreichs Armee,
Sie sagten: Bald lache, bald weint es
Bei Reiters Wohl oder Weh.
In Algier lag er verwundet
Einst sterbend im Lazareth,
Und als er endlich gesundet,
Stand's Rößlein vor seinem Bett.

In Algier da waren Zeiten
Von Gold für's Roß und für ihn,
Man sah die Zwei durch die Weiten
Der Wüste wie Blitze zieh'n;
Voraus allen Eskadronen,
Wo jenseits der Metidschah

Im Atlas Kabylen wohnen,
Voraus sie zur Razzia!

Da waren die Beiden so munter,
Wie junge Adler so risch,
Und ging's an's Leben mitunter,
Drauf waren sie doppelt frisch.
Doch seit der König die Braven
Berufen hat nach Paris,
Dort in der Kaserne zu schlafen,
Ist's aus mit dem Paradies.

Das traurige Manövrieren
Im Hofe der Tuilerien,
Das steife Defilieren
Vor König und Königin;
Durch finstere hohe Gassen
Zum hundertstenmale schon
Spazieren sich führen zu lassen;
Der Tod ist die Garnison!

Sein Haupt da begann zu senken
Des Reiters edles Roß;
Er muß an's Erschießen denken,
Er denkt's, keine Thräne floß,
Er denkt's, ihm fließt keine Thräne;
Auf's Pont-Neuf schwenkt die Schwadron,
Hoch sprengt er über die Lehne,
Die Seine wälzt Beide davon.

Ein Straßburger Sprichwort

von

Karl Candidus.

„Meines Nachbars Hund, o Sultan,
Laß den Knochen, gieb mir Auskunft!
Laß den Knochen da im Grase.
Sieh', zu Straßburg geht ein Sprichwort
Und der große Lustspieldichter
Arnold hat es aufgenommen,
Niemals nag' ein Hund am Knochen,
Wenn nichts dran ist. Und ich dachte:
Wenn ein armer Hund so klug ist,
Wird der Mensch, dem Gott Verstand gab,
Doch wohl schwerlich dümmer handeln.
Und ich machte mir's zum Grundsatz,
An der Meinung jedes Menschen,
Dran er hängt, die er vertheidigt,
Was Gescheidtes stets zu suchen,
Wie verkehrt sie scheinen möge.
Diesem Grundsatz dank' ich vielen,
Ja unendlichen Gewinn schon.
Keinem Aeußersten ergeben,
Allvermittelnd, weiß' ich Alles
Nun harmonisch zu verbinden,
Und mit Ruhe gegenüber ich,
Finde Gott in jedem Menschen,
Keinen Menschen überflüssig,

Und es wird mir leicht die Duldung
Und das Größeſte, die Liebe.
Aber, Sultan, dieſer Knochen,
Dran du ſpielend nageſt, der iſt
Weiß vor Alter. Dran iſt gar nichts."
Und der Sultan, ſeinen weißen
Knochen mit den Pfoten haltend,
Wedelte mit ſeinem Schwanze,
Sah mich an mit treuen Augen,
Und ſo ſprach er aus dem Stegreif:
„„An dem Knochen da iſt Alles,
Was ich mir will daran denken.""
Und bewundernd ſprach ich alſo:
„Traun! ein Doctorhut gebührt dir,
Meines Nachbars Hund, o Sultan!"

Der Junker von Bulach.

Elſäßiſche Sage

von

Ludwig Schneegans.

Weithin im Elſaß war bekannt,
Der frommſte Rittersmann im Land,
Von Bulachs altem Schrot und Korn,
Der veſte Junker Niklaus Zorn.

Er liebte Spiel, Tanz und Geſang,
Und trieb's ſchon manche Jahre lang;
Verlebte luſtig Tag um Tag,
Bei Ball, Turnier und Trinkgelag.

Einſt kehrt' er ſpät, nach Saus und Braus,
Gemüthlich und vergnügt nach Haus;
Und als er kam zu der Kapell'
Schlug Mitternacht das Glöckchen hell.

Vorbei nie ging er ohn' Gebet,
Zu keiner Stund, ob früh, ob ſpät:
Nun wollt' ſein Vaternoſter auch
Er beten hier nach altem Brauch.

Doch kaum tritt er zum Kirchhof ein,
So blinken auch im Mondesſchein

Zwei blanke Dolch' .... und Mörderhänd'
Ergreifen ihn dreiſt und behend.

Der Junker aber, kampfbewährt,
Zieht raſch ſein gutes Zornenſchwert:
Und piff, paff, puff! Ihr armen Schuft!
Wie pfeift es ſauſend durch die Luft!

Und buſch, buſch, buſch! Wie regt es ſich
Bald auf dem Leichhof ſchauerlich!
Wie ſchlägt es ritterlich auch drein
Mit Schädel und mit Todtenbein!

Hurrah! welch ſrukend Kampfgewirr!
Welch grauſes Schwert- und Beingeklirr!
Wie fliegt es hin, wie fliegt es her,
Als ob der Raum voll Kämpfer wär!

Und unter ſolcher Schläg' Gewicht
Zu Boden ſinken beide Wicht.
Als Sieger trat der Zorn heraus;
Schwang ſich aufs Roß und ritt nach Haus.

— Und aus dem Friedhof tönte lang
Ihm nach ein leiſer Geiſterſang:
„Du betеſt fromm für unſer Heil!
„Wir bringen Hülf' mit Todteneil!"

Die graue Frau von Hohenbaden

von

Ignaz Hub.

Habt ihr gehört von der grauen Frau
Im Bergſchloß Hohenbaden?
Bethört von finſt'rer Macht, dem Gau
War ſie zu Schreck und Schaden;
Ließ ſchwingen zu Frohn
Die Geißel mit Hohn
Auf's Volk, ach! mit Bürden beladen.

Der Herrſchaft Zügel hielt ſie ſtraff
In frevler Willkür Launen;
Mit ihr zu Rathe ſaß der Pfaff,
Ihr Unrecht zuzuraunen.
Wie wetternder Strahl,
So ſchmettern in's Thal
Befehle zu Bangen und Staunen.

Wer gab hier Troſt dem armen Mann,
Wo fanden Schutz Bedrängte?
Der Büttel nur auf Qualen ſann,
Der in den Block ſie zwängte.
Recht fordert der Knecht —?
Kaum Gnade für Recht
Vergönnt ſie, für's ſchmählich gekränkte.

Ihr Herz, ſo liebeleer und kalt,
Wenn Schmerzenstbränen floſſen,
Der Mutterliebe Allgewalt
Nur blieb es nicht verſchloſſen:
Ihr einziges Kind
Nur liebte ſie blind,
Den blühenden fürſtlichen Sproſſen.

Einſtmal, im Abendſonnenglanz
Sich wieder friſch zu laben,
Der Warte höchſten Zinnenkranz
Erſtieg ſie mit dem Knaben.
Sie zeigt ihm das Land
Im Segensgewand
Voll prangender, köſtlicher Gaben.

„Mein Kind, mein adlig Fleiſch und Blut,
Herr du von Gottes Gnaden!
In deſſen Händen einſtens ruht
Mein reiches Wittbum Baden:
Dort kocht dir der Wein
Am ſtrahlenden Rhein,
Hier die Quelle mit heilendem Schwaden!

„Und All's iſt dir unterthan,
So weit du blickſt von dannen:
Dein Wink gebeut: im Staube nah'n
Vaſallen dir und Mannen,
Die niedere Brut
Mit eiſerner Ruth'
In ſcheue Verehrung zu bannen!

„Regiere ſtark, dem ſtarren Trutz
Des Volkes zum Entſetzen!

Nie soll sein schnöder Eigennutz
An Kronengut sich letzen!
Dein göttliches Recht
Durch Geburt und Geschlecht,
Das reiße dir Keiner in Fetzen!

„Siehst du den Falken siegeskühn?“
— Sie hob empor den Knaben —
„Aus ihren Purpurrändern glüh'n
Die Augen stolz: erhaben
Beherrscht er das Blau!
Wie ducken zur Au'
Die Schufte, die Häher und Raben!

„Die Macht verleiht wohl Kraft und Muth
Dem scharfen Krallenschläger;
Wie fühlt er sein adelig Blut,
Der hohe Schwingenträger!
Ho hußa zur Hetz',
Ihm gilt nur Gesetz
Sein eigener Wille, dem Jäger.

„So herrsch' auch du!“.... Da fasset jach
Ein Schwindel ihre Sinnen,
Aus ihrem Arm entstürzet, ach!
Das Knäblein von den Zinnen....
Zerschmettert im Fall
Am felsigen Wall....
Da fühlt sie das Blut sich gerinnen.

O qualenvollster Augenblick,
O grausenhafte Stunde!
Wem schlug des Himmels Strafgeschick
Je tief're Herzenswunde?

Von Schmerzen durchraſ't,
Die Augen verglaſ't,
So ſtarrt ſie zum ſchaurigen Grunde.

So ſtarrt die Aermſte, ſprachberaubt,
Hinunter auf die Klippen,
Die Finger krampfhaft eingeſchraubt,
Verzerrt die fahlen Lippen.
Wie malmendes Erz,
So ſchallt ihr das Herz
Und hämmert und rocht an die Rippen.

Verzweiflung gibt ihr endlich Kraft
Und Worte ihrem Jammern,
Das bricht in wirrer Leidenſchaft
Aus ihres Herzens Kammern.
Woran, ach woran
Soll ſich nun fortan
Ihr mütterlich Hoffen noch klammern?

Sie rafft ſich auf, ſie fliegt hinab
Der Treppe Steingewinde,
Zu ſpäh'n nach ihres Lieblings Grab:
Nach eilt das Hofgeſinde.
Umſonſt ſie durchſucht
Die waldige Schlucht,
Nie fand ſie die Spur zu dem Kinde. —

Noch heut entſteigt, ein Bild von Eis,
Sie Nachts des Schloſſes Hallen
Im grauen Kleid, die Haare weiß,
Die Wangen eingefallen.
Im klagenden Wind,
Ach, wähnt ſie das Kind
Zu hören ſein Wimmern und Lallen.

Das iſt die Mähr von der grauen Frau
Im Bergſchloß Hohenbaden;
So büßt ſie ſchwer, was ſie dem Gau
Verübt zu Schreck' und Schaden.
Nicht findet ſie Ruh'
In marmorner Truh', —
Gott wolle der Seele genaden!

Erinnerungsblätter aus Algerien

von

Karl Bernhard,

(ehemaligem afrikanischen Jäger, jetzt Druckereyer)

I.

Im Douar.

. . . . . So eben kommen wir von einer Rekognoscirung zurück, einem Dienst, welchen wir, unerachtet einer Hitze von 38 bis 42 Grad, gerne versehen. Zu derselben wird wöchentlich zwei oder dreimal eine Patrouille von zehn bis zwölf Reitern beordert, welche, unter der Anführung eines Unteroffiziers, eine bestimmte Strecke Landes durchzieht, um sich von der Sicherheit der Straßen und der Ruhe in den Douars zu überzeugen, und um, wo möglich, Uebelthäter einzufangen.

Gewöhnlich aber betritt man nicht das Innere der Douars; namentlich in der Ebene, wo die Rekognoscirungen glücklicherweise zur bloßen Formalität herabgesunken sind, begnügt man sich bei dem ersten besten Araber, der sich in der Nähe seines Dorfes befindet, nachzufragen, ob nichts, die Ruhe und Ordnung Beeinträchtigendes, vorgefallen wäre und zieht bei verneinender

Antwort weiter. Trifft es ſich aber, daß einige Spahis nebſt den afrikaniſchen Jägern an der Rekognoscirung Theil nehmen, ſo geſchieht es alsdann zuweilen, daß Einer oder der Andere jener einheimiſchen Reiter in dem eben in der Nähe liegenden Douar befreundet iſt und ſodann mit den ihn begleitenden Waffengefährten bei ſeinen Bekanntſchaften einſpricht.

Es gibt ein heimliches, unwillkürliches Gefühl, — und wohl mancher Kamerad bekannte mir, das Nämliche empfunden zu haben, — was den Europäer oft zu dem patriarchaliſchen Haushalt der Stämme hinzieht. Zumeiſt mag es ſich als eine dunkle Sehnſucht nach einem Orte herauskehren, wo man die verſchiedenartigen Mißverhältniſſe und unnatürlichen Einſchränkungen unſrer heurigen Civiliſation einigermaßen vergeſſen könnte. Bei dem etwas Gebildetern mögen auch alte Träume erwachen, wie etwa von Abraham, ſeinem gottergebenen und wieder ſo königlichfreien Leben, Träume wie ſie beſonders das kindliche Alter ſo gerne hegt und pflegt.

Schon in einiger Entfernung vom Douar erblickt man eine zahlreiche Heerde von Kameelen, Rindern und Schafen, die von etlichen Hunden bewacht, ſich auf der fetten Weide niedergelaſſen hat. Hier ſitzt der Hirte, ein junger Araber, unter dem Schatten eines Kharoubs (Johannisbrodbaum) und ſpielt auf einer mit allerlei groben Schnörkeln verſehenen Schilfflöte eine kunſtloſe und ſeltſame Melodie, welche durchgängig bei allerlei grellen Tönen dennoch ein gewiſſes Gepräge von Melancholie an ſich trägt; jetzt drängen ſich die Töne wild

und raſch, jetzt dehnen ſie ſich wieder zitternd und klagend; im Ganzen herrſcht ein beſtändiges Abwechſeln von Steigen und Fallen vor, etwa wie der Geſang der Amſel. Aehnliches läßt ſich auch von dem Geſange dieſer Völkerſchaften ſagen. Wer nur oberflächlich und im Vorbeigehen dieſe Melodien hört, ſchilt ſie barbariſch, geſchmacklos; aber eben das Einfache, das Unmittelbare und Naturwüchſige derſelben ermangelt gewöhnlich nicht das Gemüth recht bald auf eine vortheilhaftere Weiſe anzuſprechen.

Als wir uns dem Stamme näherten, wurden wir plötzlich durch das Gebell von etwa fünfzig häßlichen Hunden begrüßt. Die Race dieſer Nachkömmlinge des Cerberus erinnert ſo ziemlich an den Schakal; ſie ſind ſich alle ähnlich, alle haben gelbes, zottiges Haar, einen überaus falſchen Blick und eine grimmige Schnauze. Keiner dieſer Hunde gehört einem beſondern Herrn an, aber ſie würden ſich nur dann verlaufen, wenn der Stamm, bei welchem ſie ſich aufhielten, gänzlich zerſprengt, wie es ſchon geſchah, oder wohl gar zerſtört werden ſollte.

Den Douar, beſonders denjenigen der Ebene, umzäunt gewöhnlich ein dichter, rieſiger Cactushag, welcher eine undurchdringliche Blättermauer abgibt, deren zahlloſe Nadeln jeden unerlaubten Eingang abwehren. Den obern Theil des Hages zieren im Frühjahr rothe, weiße und gelbe Blüten, im Spätjahr bedeckt ihn eine reichliche, ſüße Frucht, die Cactus- oder Stachelfeige, welche eine bedeutende Stelle unter den Nahrungsmitteln des Berbers und Arabers einnimmt.

Die nächsten Umgebungen, wie zum Theil auch das Innere des Douars, sind mit mancherlei duftenden Sträuchern und Bäumen bepflanzt; in Fülle findet man hier Citronen, Orangen, Limonen, Feigen, Granaten, Mandeln, Hujuben und Trauben, oft Bananen und Datteln; etliche halbversengte Palmenkronen steigen oft über das Ganze hinaus; hier sprudelt ein Quell aus einem mit Moos und Epheu bedeckten und hinter Cypressen, Myrthen, Lorbeeren oder Trauerweiden verborgenen Felsen hervor und schlängelt sich traulich und mancherlei Krümmungen verfolgend, durch die schattenreiche Oase; dort springt das freudige Füllen wiehernd um die grasende Mutter, eine schlanke Stute, deren dichte Mähne bis auf die Kniee herabfällt; dort kommt ein Mädchen, von dessen Stirne rabenschwarze Locken herabgleiten und dessen schelmisches Auge neugierig unter der dunkeln Wimper hervorblitzt; es trägt einen irdenen Krug auf der Schulter, reicht ihn freundlich dem Fremdling dar und hält, während dieser trinkt, sein Pferd beim Zaume.

Allerwärts aber erblickt man bald die sonderbarsten Gesichter, die hinter dem Gebüsche oder aus den Eingangsöffnungen der Hütten hervorstarren; Weiber und Kinder verschlüpfen sich in den hintersten Winkeln, woraus sie alsdann [illegible] und mit fast ängstlicher Neugierde hervorblicken.

Der Araber ist großentheils von hohem, stattlichem Wuchse und hager; er besitzt sehr oft feine, regelmäßige Gesichtszüge; besonders jene mandelförmig geschlitzten Augen und die edelgebogene Nase, welche übrigens bei

allen orientaliſchen Völkern als kennzeichnende Merkmale anzuführen ſind; ſtahlkräftige Muskeln regen ſich unter ſeiner braunen Haut; ſein Blick iſt der des Falken und erlaubt ihm oft bis an den bläulichen Gipfeln des Atlas die Bewegungen der Kebylen zu erſpähen; unter ſeinem ſchwarzen Barte blinken zuweilen glänzendweiße Zähne hervor; ſein Gang iſt leicht und dennoch ſtolz und gemeſſen.

Das Weib iſt bei Weitem nicht ſo unglücklich, ſo knechtiſch behandelt, wie man es faſt allenthalben in Europa glaubt. Die Frau des Arabers ſo wie des Kebylen iſt freier als diejenige des Mauren: ſie geht unverſchleiert umher. Richtiger behauptet man, daß es unter ihnen verhältnißmäßig viel mehr häßliche als ſchöne giebt. Der Anzug der Frauen und Kinder iſt im Allgemeinen ſchmutzig, oft ekelhaft.

Die Gourbis der Reichen ſind aus unbehauenen Steinen aufgebaut; diejenigen der Armen ſind elende aus Rohrſtäben und Baumzweigen zuſammengeflochtene und mit Stroh und Thon überworfene Hütten. Beim Eintritt in dieſelben wird man nicht ſelten von einem widrigen Geruche zurückgeſchreckt und das Ungeziefer führt das Hauptregiment daſelbſt auf eine Weiſe, daß man die Bewohner faſt unausgeſetzt durch ihre längſtgewohnten blutgierigen Tyrannen mehr oder weniger in Anſpruch genommen ſieht.

Unter den Geräthſchaften dieſer Wohnungen zeichnen ſich beſonders große irdene, an der Sonne getrocknete und mit eiſernen Reifen verſehene Handfäſſer aus, in welchen Lebensmittel aufbewahrt werden, ferner eine

Handmühle, hauptsächlich aus zwei runden Steinen gefertigt, Schläuche und Körbe, hölzerne Platten und Gabeln; Teppiche, Schafsfelle und Matten aus Binsen, Kameelhaaren oder Zwergpalmblättern geflochten, bedecken den Boden und das Bett, oder vielmehr die Lagerstätte, welche aus einer aus Erde und Steinen aufgeschichteten und mit Gips übertünchten Erhöhung besteht und sich am ganzen innern Umkreis des Gourbi hinzieht. Hinter dem Gourbi befinden sich mehrere Silos. Diese cirunde und vier bis sechs Meter tiefe Ausböhlung dient dem Araber als Speicher, hierin bewahrt er während Jahren seine Ernte; die Oeffnung dieser Silos ist sehr enge, so daß, wenn dieselben geleert sind und das sie umgebende Gras etwas hoch steht, man oft Gefahr läuft, plötzlich wie auf den Schaubühnen zu verschwinden.

Die strengste Mäßigkeit wird bei diesen Eingebornen, die sich im Felde mit drei oder vier gedörrten Feigen, einer Handvoll Gerste und etlichen Schlücken Wassers begnügen, auch zu Hause beobachtet; ihre gewöhnliche Nahrung ist der Kuskußu, ein aus Reis oder zermalmtem Welschkorn bereiteter Brei. Man bot uns oft von dieser Speise an, die aber dem Gaumen und selbst den Geruchsorganen des Europäers sich gewiß nicht besonders empfiehlt, indem das Oel, welches die Hausmütterchen beifügen, nicht selten höchst ranzig ist. Von Fleischen wird besonders dasjenige der Schafe genossen.

Oft, wenn wir einen Douar besuchten, sahen wir die älteren Männer auf einem freien Raume, in der Mitte desselben, im Kreise herumlagern, aber bei un-

ſerm Anblicke ſich ſchnell und mit Unzufriedenheit von ihren Sitzen erheben, um ſich über den Anlaß unſeres Eintretens zu erkundigen. Doch bald erkannten ſie bei den blauen Jägern dieſen oder jenen ihrer Landsleute, den Spahis im rothen Bournous, und ſogleich wurde derſelbe begrüßt und bewillkommt Er wird zum Kaffee eingeladen, an welchem auch wir Theil nehmen müſſen. Man erweitert den Kreis; das Lieblingsgetränk der Orientalen wird aus der in einiger Entfernung auf den Kohlen ſtehenden Kanne in Schalen gegoſſen und aufgetragen, in blauem Ringe ſteigt der narkotiſche Tochan (Tabak) empor, und bald entſpinnt ſich ein Geſpräch, das uns Europäern, die wir nichts davon verſtehen, allerdings Langeweile verurſachen muß.

Allmälig nähern ſich jetzt unſerm Kreiſe alle im Douar zurückgebliebenen Bewohner und richten unverwandt ihre Augen auf uns, doch nicht wie unſre Dörfner, die beim Anblick eines Fremden ſtumm verwundert oder neckend ſtehen bleiben, ſondern wie Katzen umſchleichen ſie uns, um mit ſcheuem, faſt feindſeligem Blicke jede unſrer Bewegungen zu belauſchen. Auch den Bewirthenden ſieht man ſich faſt ausſchließlich zum Gegenſtand des Geſpräches dienen, und zwar gewöhnlich nicht, wie ſich leicht ahnen läßt, auf eine für uns vortheilhafte Weiſe, denn das, nie ohne Verachtung ausgeſtoßene, Roumi (Chriſt), geht dann faſt beſtändig von Lippe zu Lippe.

Und ſomit, trotz einer äußerlich gaſtfreundlichen Aufnahme, ſinken nach und nach jene Gefühle zurück, mit welchen man den Douar betrat, aber mehr als je be-

ſtärkt ſich in uns die Ueberzeugung, daß noch manches Jahr dahin gehen dürfte, bis ſelbſt bei den ſogenannten befreundeten Stämmen, ein weniger abſtoßendes Verhalten an die Stelle der fanatiſchen Vorurtheile gegen den Abendländer treten wird, — Vorurtheile, welche im tiefſten Weſen des Arabers wurzelnd, augenblicklich zum Scheine zurückgedrängt, immer wo möglich ſich wieder Luft machen, um allen Verſuchen der europäiſchen Kultur zu Gunſten einer eigentlichen Annäherung auf die entſchiedenſte Weiſe ſich entgegen zu ſtellen.

II.

Nächtliches Gefecht.

Mitternacht hatte längſt ſchon auf der Uhr des Pavillons von Buffarick geſchlagen. Der Simoun hatte ſich vor etlichen Stunden gelegt, dennoch war die gewöhnlich ſo kühle und feuchte Nachtluft drückend und ſchwül. Wir konnten nicht ſchlafen, hatten Decke und alles, was die Hitze vermehren konnte, aus unſern Hängematten geworfen. Etliche fluchten ob dem ſcheußlichen Ungeziefer, das uns zu verzehren drohte; Andre ſprachen von der beſſern Heimat. Das Gebell der Schakals, die in ihren nächtlichen Streifzügen hundertweiſe bis an unſre Verſchanzungen ſich wagten, Leichname aus ihren Gräbern hervorſcharrten und verzehrten, war herz- und ohrzerreißend. Bald aber flohen die Schakals, denn die Hyäne mit den feurigen Augen und dem klaffenden Rachen hatte ſie von ihrem abſcheulichen Mahle aufgeſcheucht, um ſich ſelbſt daran zu laben; von Zeit zu Zeit unterbrach ihr widerlich gellender, kurz

abgeſtoßener Schrei die nächtliche Stille. Wir wälzten uns noch lange auf der Linne herum, bis wir endlich erſchöpft einſchlummerten.

Plötzlich öffnete ſich die Thüre unſrer Baracke. Wir vernahmen ſogleich die uns wohlbekannte Stimme des Platzkommandanten: „Auf, auf, ihr Jäger! zu Pferde! beſonders macht kein Geräuſch und zündet keine Lichter an.“ Jeder ergriff nun, wie es ihm unter die Hände kam und ohne das Seinige zu erkennen, Sattel, Zaum, Karabiner, Piſtol, Säbel und Patronen, bald ſaßen wir, trotz der Dunkelheit, ein Häuflein von vierunddreißig Reitern auf unſern Hengſten. Unſer Hauptmann, ein barſcher aber tüchtiger Krieger, welcher ſich unterdeſſen mit einem berittenen Araber und dem Platzkommandanten beſprochen, befahl uns das Gewehr zu laden, den Zügel kurz zu halten und nicht eher Feuer zu geben, bis er es uns heißen würde; dann gab er ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte zum nahgelegenen Thore des Städtchens hinaus, wir hintendrein.

Wir waren großentheils junge Soldaten und gingen für's erſte Mal in's Feuer. — Jeder mochte wohl für ſich ſelbſten ſeine Betrachtungen anſtellen; kein Wort wurde geſprochen; man hörte nur die Säbelſcheiden, welche klirrend an die Flanken unſrer Renner ſchlugen, das Rauſchen zurückprallender Zweige der Maſtirſträucher (lentisques), das Geſchnaufe und den Hufſchlag unſrer Pferde. Der Horizont hatte eine faſt bräunliche Färbung angenommen und durch die Ausdünſtungen der Erde, welche qualmend und übelriechend in die Höhe ſtiegen, ſah man kaum etliche mattflimmernde Sterne.

Der Ritt brachte uns in die Nähe des Massafran. Dieser Theil der Mitidjah ist fast durchgängig mit Zwergpalmen bedeckt, so daß selbst ein Fußgänger zuweilen nur mit vieler Mühe in dieser Gegend vorankömmt und jedwedes andere Pferd, als das einheimische, hier bei jedem Schritte zu Boden stürzen würde; dennoch hatten wir im Verlaufe von drei Viertelstunden mehr denn drei französische Postmeilen zurückgelegt, und ohne daß uns der mindeste Unfall begegnet wäre.

Plötzlich wieherten unsre Pferde — ein unfehlbares Zeichen, daß sich in der Nähe andre befanden, — bald darauf vernahmen wir Hundegebell und Schafgeblöcke: wir waren nicht mehr weit vom Ziele unsres Rittes.

Jetzt fällt ein Schuß..... zwei..... im nämlichen Augenblicke stürzt einer unsrer Unteroffiziere, von einer feindlichen Kugel getroffen, vom Pferde; andere Schüsse folgen unmittelbar; ein Zweiter der Unsrigen wird am Schenkel verwundet. Der Aussage des berittenen Arabers zufolge, welcher unterdessen nicht von der Seite unseres Hauptmanns gewichen, hatten wir es mit etlichen Hunderten von Hadjouten zu thun. Unser Hauptmann, sein Verbot, nur im höchsten Nothfalle Feuer zu geben, wiederholend, sprengt voran; die Säbel fliegen aus ihren Scheiden; mit Blitzesschnelle stürzen wir auf den Feind; fast jeder feindliche Schuß malt uns jetzt in grellrothem Lichte braune bärtige Gesichter, seltsame Gestalten, die wie Geister der Unterwelt aus dem weißen Bournous hervorgrinsten und schnell wieder im Dunkel verschwinden. Unsere Klingen widerstrahlen jetzt im Feuer der Hadjouten; wir sind handgemein; das

Geheul der Hunde, das Geblöcke der Schafe, das Gebrüll der Rinder, das Weh- und Angstgestöhn der Weiber und Kinder, welche sich entsetzt zu Boden geworfen hatten, das Kriegsgeschrei «aruoah! aruoah!» (Kommet, kommet!), das ein rasender Feind in höhnender Wuth uns zurief, ermangelte nicht uns augenblicklich zu erschüttern; allein der Hauptmann schrie: „Voran, voran, meine Kinder! und nieder mit den Widerspenstigen!“ Schrecklich hausten wir in dem Gedränge; die zackigen Zwergpalmen, aus welchen hie und da ein blutiges Antlitz, vom Musketenfeuer erhellt, hervorstierte, knitterten zusammen. Das Mordwerk dauerte etwa eine Viertelstunde, dann räumten die Hadjouten, unsre geringe Zahl nicht kennend, den Kampfplatz, alles, was nicht flüchten konnte, in unsern Händen lassend.

Der berittene Araber, welcher uns zu diesem nächtlichen Schauerwerke geführt, war der Scheikh eines in der Mitidjah liegenden und daher Frankreich längst unterworfenen Stammes, welcher plötzlich von den Hadjouten überfallen, denselben über die Chiffa folgen sollte. Der Scheikh hatte jedoch Mittel gefunden, diesen wilden Räubern zu entgehen, um in Buffarick schleunigen Beistand zu fordern.

Nachdem wir bestmöglichst und mit Beihilfe etlicher Araber des Stammes die zurückgelassenen Weiber, Kinder, so wie Heerden und Geräthschaften des überfallenen Stammes gesammelt hatten, schickten wir uns an, mit all' dieser Errungenschaft in's Lager nach Buffarick zurückzukehren. Eben röthete die ersten Sonnenstrahlen die Gipfel des Atlas und nun erkannten

wir erſt genauer, wo wir uns eigentlich befanden. Etliche von uns beſchäftigten ſich nun damit, manche noch zerſtreut umherlaufende oder eben ausreißende Rinder und Schafe zuſammen zu treiben; Andre hatten mitleidsvoll Kinder aus den matten Armen ihrer Mütter genommen und vor ſich auf den Sattel geſetzt, wo ſie ſich zitternd an den Reiter ſchmiegten.

Endlich waren wir in Buſſarick wieder angelangt, wo unſer nächtlicher Auszug, in Betracht der längſt friedlichen Verhältniſſe des umgebenden Landſtriches, nicht wenig die Gemüther überraſcht hatte.

Nun aber hatte ſich manches Betrübende herausgeſtellt; im nächtlichen Kampfgewirre hatten manche Glieder des überfallenen Stammes, ſelbſt Weiber und Kinder, ihr Leben eingebüßt. Noch in der Dunkelheit hatten wir zuweilen Schluchzen und Seufzen unter den Zurückgeführten vernommen, jetzt aber wurden die Klagen noch lauter; einige Mütter eilten an unſern Reihen hin, ängſtlich ihren Mann oder eines ihrer Kinder ſuchend; Kleine riefen vergebens nach einem ihrer Eltern oder Geſchwiſter.

Bald nach unſrer Rückkehr wurde dem älteſten der Jäger und mir, als dem jüngſten, der Befehl ertheilt, etliche Wägen des Equipagen-Trains und ihre aus unregelmäßigen Spahis *) und einem Detaſchement des

*) Araber, welche damals den Dienſt der Gendarmerie verſahen und ſpäter den **Gendarmes maures** einverleibt wurden. Sie hatten zu jener Zeit keine auszeichnende Tracht und unterſchieden ſich nur durch ein farbiges Band, welches ſie an ihrem Haik (ein unter dem Bournous ſich befindendes Kleidungsſtück) befeſtigten. — Uebrigens ſind ſie nicht zu verwechſeln mit den **regelmäßigen** Spahis, von welchen im vorigen Aufſatze die Rede war.

Bataillons d'Afrique beſtehende Eskorte, als Wegweiſer nach dem Orte des Gefechtes zu begleiten. Dort ſollten jetzt die Todten begraben und die noch liegengebliebenen Werthſchaften aufgeleſen werden.

Unſer Zug bewegte ſich nur langſam voran, da nur ſeltene Pfade durch die höckerige Gegend zum Kampfplatze hinführten. Bald aber forderten die begleitenden Spahis uns beide Jäger zum Wettritte auf, und gleichſam unwillkührlich, unerachtet der Anſtrengungen der verfloſſenen Nacht, flogen wir, trotzend auf die Güte unſrer Pferde, mit unſern afrikaniſchen Gefährten davon; eine wilde Phantaſie begann, und unter den ſchnellen und gelenken Füßen unſrer Renner waren nun alle Hinderniſſe — Sträucher, Wurzeln und Vertiefungen plötzlich wie verſchwunden.

So langten wir, faſt ohne uns deſſen zu verſehen, auf der Wahlſtatt an. Aber Entſetzen! Hier lagen ſtarre, blutige Leichen, meiſt mit verzerrten Geſichtszügen, Schwerverwundete reckten ihre Arme gegen uns aus, einigen hatte die Ermattung ſchon die Stimme geraubt; Teppiche, Päcke, zerfetzte Burnous, Yatagans, zerbrochene Flinten und Piſtolen u. ſ. w. bedeckten den Boden; vor Allem erregte unſre Aufmerkſamkeit der Leichnam eines wunderſchönen, herrlichgewachſenen Weibes; ſie mußte ſehr mit dem Tode gerungen haben, denn ihre Glieder waren krampfhaft eingezogen; eine mörderiſche Klinge hatte ihre Bruſt durchbohrt, ein Pferdehuf war auf ihrem Unterleib eingeprägt!.....

Wir waren abgeſtiegen; in ſtummer Rührung erwarteten wir die Ankunft der Wägen; da erſchien der

Scheikh; er war uns so ziemlich auf dem Fuße gefolgt, wohl aber von andern Gefühlen getrieben als wir; mit gebeugtem Haupte und düsterm Auge nahte er dem Orte der Verwüstung. Er ritt mit spähendem Blicke zwischen den hingestreckten Opfern umher, bis er endlich in die Nähe des eben besprochenen Weibes kam. Da entfährt plötzlich ein Schrei des Jammers seiner Brust und er stürzt sich wie ein Rasender vom Pferde herunter; jenes Weib ist das seinige. Lange und mit ungemeiner Zärtlichkeit schließt er jetzt den Leichnam in seine Arme und ergießt sich in herzdurchschneidende Wehklagen.

Endlich setzte er sich nieder, senkte das Haupt und schwieg; jene düstre Ergebung in das unabweisliche Schicksal, welche so sehr den Orientalen charakterisirt, prägte sich langsam auf seinem Angesichte aus. Aber nur mit Gewalt konnten wir ihn endlich von der Leiche losreißen.

Mehre Gruben wurden bereitet und die Leichen darin bestattet. Einen tiefen und schmerzlichen Eindruck machte diese schauerhafte Scene auf unsre Gemüther.

Später wurde uns der Vorwurf zu Theil, Weiber und Kinder gemordet zu haben, ein Vorwurf, welchen wir wahrlich nicht verdienten. Die Kleidung des weiblichen Geschlechtes unterscheidet sich kaum von der männlichen, und in der Nacht, in dem Gewirre mußten nothwendiger Weise Unglücke erfolgen, deren Verantwortlichkeit keineswegs auf uns zurückfallen darf.

Der überfallene Stamm wurde nun wieder in seinen Douar zurückgebracht. Etliche Tage aber nach diesem

traurigen Ereigniſſe waren alle Glieder deſſelben in den Schlüften des Atlas verſchwunden. Geſchah ſolches hauptſächlich aus Furcht vor künftigen ähnlichen Ueberfällen, oder wohl in Folge einer bloßen Aufforderung von Seiten Abd-el-Kaders? genau ließe ſich ſolches nicht beſtimmen. Aber auch der den Franzoſen zugethane Scheikh war nicht mehr zu finden. Ob dieſen Unglücklichen wohl gar ſeine eigenen Leute, eben ſeiner entſchiedenen Neigung wegen zu den Europäern, ermordeten, oder ob er ſich, ein Verlaſſener und Geächteter, in die Sahara zurückzog, haben wir nie ermitteln können.

Gedichte von Auguſt Stöber.

1.

Seelenwanderung.

Man ſagt daß in dem Kuſſe
Zwei Seelen ſich empfah'n,
Im innigſten Erguſſe
Sich eigen ſind fortan.

Du drückteſt eine Roſe,
Mein Kind, an deinen Mund,
Mit ſüßem Duftgekoſe
Geſchloſſen ward der Bund.

Drum, daß auch mir nicht fehle
Der Liebesblume Licht:
Küſſ' mich, du Roſenſeele!
Du Roſenangeſicht!

2.

Die Waldjungfrau.

Jubelnd auf dem ſattelloſen
Hengſte ſitzt der ſchöne Knabe,

Durch der Wieſe Herbſtzeitloſen
Jagt er nach des Waldes Labe.

Wild des Roſſes Mähnen wallen,
Wallen wild die blonden Locken;
Von des Hufſchlags ſchwerem Schallen
Niederrieſeln Blätterflocken.

Hinter herbſtlichrothen Gittern
Lauſcht die Waldjungfrau voll Sehnen,
Ihre Bruſt durchfährt ein Zittern,
Und ihr Auge ſchwimmt in Thränen.

„In drei Tagen, ſeufzt ſie, fallen
Alle Blätter meiner Bäume!
Mit der Braut zum Altar wallen
Wirſt du, Knabe meiner Träume!“

3.

Am Ende der Welt.

Am Ende der Welt, über Land und Meer,
Wo's nicht lenzet, wo's nicht ſommert mehr,
Da iſt's vernagelt mit Brettern,
Ja mit Brettern!

Da wohnen die Leute gar winzigklein,
Schau'n trüb in's neblige Land hinein;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Es leidet die ganze kleine Nation
An einer kövflichen Oppreſſion;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Ihr Erbfeind iſt der große Magnet,
Der um den Nordpol ſpazieren geht;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Die armen Tröpfe gar lange ſchon
Wollt' er kurieren durch Attraktion;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Und ſieht ihm von weitem Einer den Kopf,
So ſchlägt er die Nägel ſich tief in den Schopf;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Drum iſt's auch, fahr' aus und ein die Welt,
In keinem Lande ſo herrlich beſtellt;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Und wer den tüchtigſten Brettkopf hat,
Der führt's Präſidium im Magiſtrat;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Iſt Einer ein Fiſch an Red' und Verſtand,
Den wählen ſie gleich zum Volksverſtand;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Läuft Einer davon, wenn's Mäuschen ſchreit,
Den nehmen als Feldherrn ſie im Streit;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

An Leib und Seel' hat Einer die Gicht,
Der leitet den Landesunterricht;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Und wer vom heiligen Feuer nichts weiß,
Den kränzen ſie mit dem Dichterpreis;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Iſt Einer recht ſtumpf und dumpf und dumm,
Der ſitzt als Prieſter im Heiligthum;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

So ſteht's im Lande, Jahr aus, Jahr ein,
's hat Alles einen ganz eigenen Schein;
Da iſt's vernagelt mit Brettern.

Am Ende der Welt, über Land und Meer,
Wo's nicht lenzet, wo's nicht ſommert mehr,
Da iſt's vernagelt mit Brettern,
Ja mit Brettern!

Gedichte von Friedrich Otte.

1.

An K. M. Tanner.

1815.

Die Stürme toſten und im Alpenkreiſe
Sah ich die Kräfte feindlich ſich entzweien.
Die Roſe hing, das holde Kind des Maien,
Welk auf den Bergen an zerknicktem Reiſe.

Und ſchwarze Wolken ſah ich ſchaarenweiſe
Sich um die morgenrothen Gipfel reihen:
Es war der Kampf der Knechte und der Freien,
Es war der Kampf des Frühlings mit dem Eiſe.

Dumpfdonnernd ſanken die Lawinen nieder,
Wie Herzen, blinder Leidenſchaft verfallen,
Und ſchäumend ſang der Giesbach ſeine Lieder.

— Noch wiſſen wir nicht wie das Loos gefallen,
Doch ahn' ich Gutes, denn ſchon hör' ich wieder,
Du Nachtigall, dein Friedenslied erſchallen.

2.

Weinlied.*)

1816.

Ich ſah die Blätter fallen,
Ich ſah verblüh'n das Feld,
Herbſtnebel allenthalben
Verdunkelten die Welt.
Das Herz, von Gram umgeben,
Gab ſchlug ſo trüben Schlag,
Wie zwiſchen Tod und Leben
Ein Kranker ringen mag.

Da hört' ich jubelnd gähren
Den jungen Wein im Faß
Und ſeinen gold'nen Lehren
Lauſcht' ich ohn' Unterlaß.
Manch Reifchen, feſt geſchlungen,
Zerſprang in ſelber Nacht,
Und als der Wein geſungen,
Hab' ich den Text gemacht.

Er heißt: Laßt Euch nicht härmen
Den Winter, der nicht fern,
Und kommet, Euch zu wärmen
An meiner Gluth, Ihr Herrn!
Kommt all', Ihr wackern Zecher,
Und laßt den Gram daheim:
Der Zecher und der Becher,
Das iſt mein beſter Reim.

*) Zu Musik gesetzt von K. Zangenfel.

Ihr Zecher, lieben Zecher
Hört Ihr mein Glöcklein nicht?
Mein Glöcklein iſt der Becher,
Es läutet bis es bricht.
Zur Halle wird der Keller,
Die Kufe wird zum Tiſch,
Ich junger Muskateller
Lad' Euch zur Tafel friſch.

Ich will Euch Mährchen künden
Und Lieder, friſch erdacht,
Daß Euch aus allen Gründen
Der Mai entgegenlacht.
Wie ſcharf der Sturm auch toſe,
Des Winters Fehderuf,
Ich biet' Euch eine Roſe,
Wie ſie kein Lenz erſchuf.

Und wollt Ihr Geiſter ſchauen?
Sie ſteh'n in meinem Sold,
Die gelben und die blauen,
Sie nah'n, eh' Ihr's gewollt.
Der Staubgebornen Meiſter
Umſtimmern ſie Euch dreiſt
Und trinkt Ihr nicht die Geiſter,
So trinkt Ihr doch den Geiſt.

Ich geb', ein freier Recke,
Euch Red' und Preſſe frei;
Es lauſchet in der Ecke
Nicht Scherg' noch Polizei,
Drum dürft Ihr nach Gelüſte
Den Herrn in's Auge ſchau'n
Und an dem Staatsgerüſte
Nach Luſt und Willkür bau'n.

Dürft trotzen allen Pressern
Und keck die Fäuste ball'n,
Ihr dürft die Welt verbessern
Und herrschen nach Gefall'n.
Macht Euch ein König Sorgen,
So gebt ihm flugs Bescheid,
Dieweil Ihr wohlgeborgen
Im kühlen Keller seid.

So trinkt denn ohn' Ermatten
Und bringt beim frohen Schmaus
Ein Pereat den Ratten,
Den „Kellerratten" aus!
Doch wer, gleich einer Ammer,
Nur nippt, als mach's ihm Pein,
Deß Strafe soll der Jammer,
Der Katzenjammer sein.

Mein Name ist gefürstet,
Ich bin das Heil der Welt
Und wer am besten dürstet,
Der ist der größte Held.
Drum stimmt, eh' Ihr gesunken,
Das alte Liedlein an:
Wer keinen Rausch getrunken,
Der ist kein braver Mann!

3.

Der Zwingherr.*)

Den dunkeln Himmel über'm Thal
Durchzückt der Blitz mit rothem Strahl,
Kein Vöglein ſingt, die Bäume rauſchen
Wie Geiſter, die am Wege lauſchen.

Und horch! Da dröhnet Jagdgeſchrei,
Der Graf von Frohburg zieht vorbei,
Aus Olten, wo er Raſt geflogen,
Kommt er mit ſeiner Schaar gezogen.

Er ſpricht: „Und fällt der Himmel ein, —
Feſt ſteht am Bühl mein alter Stein,
Und fährt der Blitz in meine Saaten,
Mag Gott, der Herr, dem Fröhner gnaden."

Die Schaar horcht auf, entſetzt, verſtummt,
Der Graf ein frohes Liedlein ſummt,
Er hört nicht, wie die Bäche ſchwellen,
Sieht nicht den Blitz die Eichen fällen.

Da ruft ein Bauer in tiefem Harm:
„Herr Graf, Herr Graf, daß Gott erbarm'!
O ſeid nicht taub für meine Klagen,
Mein Hüttchen ward vom Blitz zerſchlagen!"

Der Graf ſich drauf vernehmen läßt:
„Du Narr, bau' dir ein beſſer Neſt,

*) Sagt aus dem Aargau.

Bau' dir ein Neſt auf grünerm Aſte,
Sonſt friß bei deinem Hund zu Gaſte!"

Und athemlos kommt eine Schaar
Mit ſtierem Aug', mit weh'ndem Haar:
„Herr Graf, der Bach, zum Strom geworden,
Brach in die Dörfer aller Orten.

„Herr Graf, und Euer ſtolzer Twing,
Der dräuend über'm Thale hing,
Er ſank, vom Blitz erreicht, zuſammen . . .
Seht Ihr's dort glüh'n und ſeht Ihr's flammen?"

Der Graf, er traut dem Worte kaum,
Er meint, ihn neck' ein bö'er Traum,
Er ſieht die Gluth in fernem Reigen
Zum mitternächt'gen Himmel ſteigen.

Er wälzt die finſtern Brau'n und ſpricht:
„Mich ſchrecken Höll' und Teufel nicht,
Du Bauernvolk ſollſt ohne Zagen
Zum neuen Twing die Steine tragen."

Er ruft es laut und ſtreicht den Bart,
Die Menge horcht, entſetzt, erſtarrt,
Und dunkler wird's, die Blitze zünden
Wie Feuerſchlangen ob den Gründen.

Und ſieh, da fährt ein Wetterſtrahl
Dem Grafen in das Herz zumal,
Daß er getroffen ſinkt vom Pferde,
Sein ſündig Blut bedeckt die Erde.

Da wird der Schmerz zum Jubelſang
Und hallt das ganze Land entlang;

Bald grüßt mit gold'nem Freudeſtrahle
Der Morgen die befreiten Thale.

„Hin iſt der Dränger, frei das Land!“
Laut jauchzt es von der Felſenwand
Und tauſend ämſ'ge Hände regen
Sich aller Orten, allerwegen.

Und aus dem alten Schutt und Graus
Erhebt ſich bald manch blankes Haus,
Doch keine Hand rührt an die Reſte
Der fluchbelad'nen Räuberfeſte.

Anhang.

Es mag wohl hier die geeignete Stelle seyn folgende Briefe und Bittschriften Specklins mitzutheilen:

No. I. iſt der Brief, worin er den 11. September 1577 bei den Dreizehnern um Bezahlung des für seine zahlreichen Bauriſſe, Bedenken und sonſtige Arbeiten rückſtändigen Geldes einkam.

No. II. iſt die, den 7. September 1587 bei der XIII Kammer eingereichte Bittſchrift wegen vorhabender Veröffentlichung der Collectanea; No. III iſt der fernere, wegen deſſelben Begehrens, bei den verordneten Herren eingereichte Bericht; und No IV der hierauf erfolgte Vorſchlag dieſer Letzteren.

I.

Genedige Herrn. E. G. seyhent meiner gantz gutt willigen dienſt zu (sic). Noch dem ich dem herrn Stattſchreyber ein ſpecificirten Zedel, nochmalß herrn Hanß Bleichen auch einen behendigt habe, darin mir meine Gn. Herrn vngeferlichen noch per reſt ahne geltt auff 30 lib. beliben, vnd dan auff 76 dag gedient, vil viſirungen vnd anders gemacht, noch lutt der Zedel, hatt mir h. Hanß Bleich nur 25 lib. d. auß befelch meiner Gn. Herrn geben wollen. Dawil ich dan noch mollen hette müſſen von newem ſupliciren vnd anſuchen aum das Reſt, hab ichs alſo beyſamen beleiben laſſen, vnd dawil ich guttwillig meinen Gn. Herrn meinen verdienſt hab heim geſtellt den ſelbigen meinen Gn. Herrn alß hochverſtendige ſelbs wol taxiren wiſſen, auch bei den verordnetten herrn desbalben hab angeſucht, bis anher kein beſcheid erfolgt iſt, langt mein gantz dienſtliche bytt E. G. wolten meiner darin genedig gedencken, dawil meine herrn dreyzehen heutt zuſamen komen, dan ich leutten zu thun hin die ich zufriden ſtellen muß, dan ich

andere werck hab ligen laſſen vnd den außgewartt. Womit ich E. G. dienen kan bin ich geneigt, E. G. hiemit dem Almechtigen befellent

E. G. dienſtwilliger
Daniel Speckle, F. B. Bawmeiſter.

II.

Vnderthenige Suplication ahn meine gnädigen Herren die XIII Daniels Speckling belangent.

Geſtreng, Edel, Ehrnueſt, Fürſichtig, Erſam, Weyß, Genedig vnd Gebietent Herren. Neben meinem ſchuldigen Dienſt, thu ich E. G. vnderthenig bytten mich genedig ahn zu hören, vnd noch dem E. G. ein zeytt lang durch geſchefft vnd andere verhinderung die gebew diſer Statt in geſtellt, domit ich die zeytt aber nit verliere, hab ich drey werck vir die handt genomen die ich auch mit der hilff Gottes volendett.

Erſtlichen hab ich ein werck verfertig von aller handt veſtungen zu berg vnd thall, zu landt vnd waſſer, auch der ſelbigen belegerung, ſchantzen vnd beſchießen, was mag erdoch oder virgenomen werden, zum höchſten, darzu mit juſtem fattem bericht, alſo volendet deſſen vormallen nihe geſehen, wie deſſen das Werck ahne im ſelbs genugſam zeugnuß geben württ.

Das ander Werck (ſo vir E. G. vnd die Statt betreffent) hab ich ſonderlichen verzeichnet vnd geborig, wie E. G. heütt oder morgen künen vnd mögen diſe Statt mit etlichen vnd aller handt verbeſſerungen, auch mit rechten volkomnen gantzen gebewen zu waſſer vnd landt, vill weg künen virnemen, daruß alles zu ſehen vnd zu berahtſchlagen iſt, was man begertt, allein hab ich ſolchs werck alſo volendt das es nuhr zu verzeichnen vnd ab zu ſchreyben, vnd hab es nit wollen gantz (ohn E. G. befelch) ins werck volkomen ſetzen, E. G. werden mir dan ſolchs genedig befellen.

Das drit werck, ſo ich virgenomen, hab ich alle gebew von ahnfang diſer Statt vnd landt, auch wie eines nach dem ander auff bawen vnd erweytertz worden, zu letſt auch kirchen, cloſter, Stett, flecken vnd was fürnemß iſt müſſen verzeichnen, vnd dawil vil durch krieg vnd brandt zu grundt gangen, auch vil dar vir gebawt worden, hab ich ſolchs was diſſe gantze ſtatt vnd landt betreffent müſſen volkomen von Jar zu Jar verzeichnen bis vff vnſer zeytt, vnd bin alſo in ein gantz werck gerahten vnd alſo geordnet, das es vnſeren nochkomenten, auch die es harnach verbeſſern, zu

nutzen gereichen mag. Vnd wie wol ich daruff nit ſtudirt auch mein beruff nit iſt, hab ichs doch (auß meinem geringen verſtandt) alſo geordnett, wo es alſo wurdt lautter abgeſchrieben, durch einen gelertten im durchleſſen mag leichtlichen corigirt werden, wie dan ſich etlich erbietten wo ichs ſolte in druck geben.

Demnoch ich aber gut wiſſent, das ſolche werck (wie auch andere) nit ſollen ohn E. G. vorwiſſen vnd beſichtigung ahn tag geben werden, bringt mich doch etliche vrſachen, das ich ſolchs mit E. G. bewilligung begere ins werck zu ſetzen. Die ſelbigen vrſachen zu erzellen, würde ich E. G. hiemit zu lang auff halten. Wo aber E. G. herren auß deren mitel (zur beſichtigung des werckſ) ordnen würden, wil ich den ſelbigen alle vrſachen vnd aumſtend erzellen, damit E. G. deſſen genugſam mogen bericht werden. Bin von E. G. einer genedigen Antwurt erwartendt.

Ewrer Genaden vnd Herlichkeyten vndertheniger Diener vnd burger

Daniel Speckle.

III.

Vndertheniger bericht Daniels Speckling auff ſein Suplication, den herren XIII vbergeben, den 7. Sept. anno 87.

An die verordnetten herren.

(Vom 24. Septembris anno 87.)

Ehrnueſt, Fürſichtig, Weyß, Genedig vnd Gebietent herren, Noch dem ich den 7. Septembers meinen genedigen herren den XIII vnterthenig ein Suplication vber geben, darin ich dienſtlichen begere mit erlaubung ein Cronica in druck zu geben, was mich aber do hin bewegt habe ich darin ohn vermeldt gelaſſen, doch mit ahnzeigung wan Ehre Genaden (zur beſichtigung des werckſ) würden herrn darzu ordnen, wolte ich die vrſachen deſſen erkleren.

Vnd iſt ſolchs, noch dem der herr biſchoff zu Straßburg geſinnet ein ſtraßburgiſche Cronica zu drucken (welche zu Cöln ſoll gedruckt werden), darzu er dan vil vnd mancherley geſchrifften hatt, welchs ich zum Theil geſehen, darinen viller leutt auch hendel vnguttig gedacht wurtt, Ehr (Er) aber von meinem vrhaben auch gehortt vnd mich durch mittelperſonen ahn ſuchen laſſen diß mein geſchriben werck Ehme aum billiche bezalung laſſen zu komen.

Dawil aber dis mein werck, vil mehr, auch beſſere wahrhaff-

tigere historia, auch beſſere ordnung, wolte ich nit gern das mein werck mit dem ſeinen ſolte maculirt werden, wie wol er noch entlichen vermeint mein werck zu bekomen, als dan wolt ers in Druck geben.

Dawil Ehr damit wurtt aufgehalten, bin ich geſinet (wo mir ſolchs erlaubt wurtt) mit meinem werck fort zu faren, vnd wan das meinig ſolte ahn dag komen, wurtt er alß dan mit ſeinem werck wol do heimen beleyben, welchs ich gewis weiß.

Ich habe dis mein werck in 4 bücher ab getheilt:

1. Erſtlichen von Anfang bis auff Carlo mangno,
2. Von diſem auf Rudolffen von Hapſpurg,
3. Von Rudolffo bis auf Carlo V,
4. Von Carolo V bis auff vnſer zeytt do ſichs endt,

vnd alles von jar zu jar, vnd wie wol ich gern vil figuren und wappen darin machen wolte, wil mir der vncoſten zu ſchwehr fallen, deßen ichs muß vnder loſſen.

Vnd wie wol ichs noch ein mall muß beſſer ab ſchreyben vnd in ein beſſer ordnung bringen, do es dan hernach zuß kan corigirt werden, dewil es mir aber ein große mühe vnd arbeytt nemen wurtt, dan noch vil darzu gehörig, vnd mir hernoch in druck nit ſolte gunett werden, iß es mir vil nutzer ich vnderlaße es, dan ich einer großen mühe vberhoben wehre, bis das ſo ich itzund geſchreyben beſichtigt wurdt. Vnd wie ich von allen geſchichten vnd gebuwen, was ſtatt vnd landt ahn trifft beſchreybe, alſo hatt herr Bernhart Hertzog (banawiſcher Amptman zu Wordt) ein gleich werck fur von allen geſchiechten vnd herkomen von groſſen, herren vnd vom Adel in diſer Statt vnd landt Elſas, alſo das ein werck das ander zieren wurtt, verhoffe herdurch Gott vnd vnſers lieben vatterlandts Ehr herin zu ſuchen, verſehe mich auch es werden alle fridliebenten vnd verſtendige ſolchs gefallen vnd darzu helffen.

Solchs habe ich E. W. wollen dienſtlichen neben der Suplication wollen berichten, die ſelbige dem almechtigen befellent.

Ewrer Weysheytten dienſtwilliger
Daniel Speckle.

IV.

Montag den 25. Septembris hora prima pomer:

Herr Stettmeiſter von Kageneck, Herr Schötterle, Herr Wicker, Herr Fuchs, in abweſen Herrn Schenkbechers.

Daniel Specklins Supplication ſo den 7. diſes bey mein Herren

XIII fürkommen dergleichen ſein mir geſterigs tags zugeſchickten Anmanungszedul geleſſen, daruff er Specklin ſelbs gehört, der hatt den erſten theil ſeines vorhabenden wercks fürgelegt, daraus ſich befindet, das ein farrago aus alten Hiſtorien darinn mein Herr weniger bedencken als der trucker zu haben, vnd an ihm ſelbs alſo geſchaffen das es gutter correction ſouil allein die grammatick bedarffe, er ſich auch ſelbs erbiette eim correctori ſollichs zu vndergeben vnd nottwendig verbeſſern zu laſſen, iſt dahin geſchloſſen, mein Herrn XIII zu referiren, das ihm zu gönnen den erſten fürgelegten theil dem correctori zu vndergeben, vnd es zum truck fertigen zu laſſen, als denn es den geordneten Herrn zu fernerem vberſehen wider zuzuſtellen. Wann der dann die vberigen theil auch gefertigt haben werd, ſollen dieſelben auch vberſehen, vnd nachdem die materia derſelben befunden ihm erlaubt oder anderer beſcheid gegeben werden.

Noten.

1) Unrichtig wird demnach angegeben, daß Specklin den Heerzug Karls V. nach Afrika mitgemacht habe.

2) Hier einige Angaben über mehrere ältere und gleichzeitige Verwandte Specklins. 1478, erhält „Speckel der Bott" den Auftrag, einen Brief des Kaisers an Herzog Sigmund von Oesterreich zu tragen, wegen eines in einer Kirche zu Passau begangenen Mordes. 1500. Liest man in dem Buche auf dem Frauenhause, in welchem alle Schenkgeber des Münsters eingetragen sind, f. 327, „8 Kalendas decembris. *Gedencken durch gottes willen der ersamen „frowe Elizabeth Hans Speckels des scherers seligen wittwe, hett ge„ben 1 gulden in die bruderschafft unser lieben frauwen für sich und „ieren huswirt und yeren nun und alle yer elteren etc.* 1500." — 1502 auf den Pfingstmittwoch erhält Niklaus Hanmesser von Pfaffenheim das Bürgerrecht von Apyolonien, seiner Hausfrauen, Niklaus Speckels des Krämers Witwen. — 1509. Dienstag nach Dreifaltigkeit, ebenso Hans von Buchern, der Schuhmacher, von Annen, Hans Speckels seligen Witwe. — 1512. Quinta post oculi. Erhält das Bürgerrecht Heinrich Rätlich von Hane, der Kuffer, von Christinen, Ulrich Speckels des Bäckers Tochter, seiner Hausfrauen wegen — 1530 Samstag nach Invocavit erkauft das Bürgerrecht Veit Rudolf Speckel der Formschneider, der zuvor Schultheissenbürger gewesen war. Elisabeth dessen Hausfrau wird in einer Urkunde vom 13. Christmonat 1550 als seine Wittwe eingeführt. Bei diesem Veit Rudolf Specklin lernte vielleicht unser Künstler das Formschneiden. — 1560 den 24. Januar, kam Veit Speckel, vielleicht des vorigen Sohn, und der sechs Jahr Markgräflich-Badischer Zoller zu Stollhofen gewesen, bei dem Stadtrathe um das Rheinbrückenzoller-Amt ein; wurde aber nicht ernannt. — 1570 schrieb

Jeremias Specklin, Allmendschreiber, das in jenem Jahre gefertigte Allmendbuch. Er wurde ſpäterhin Schaffner im Blatterhauſe und ſtürzte ſich 1579, den 10. Juni, von der Rheinbrücke in den Fluß, ohne daß man wußte, was ihn zu dieſem verzweiflungsvollen Entſchluſſe gebracht hatte, bis einige Monate hernach ein junges Frauenzimmer, an derſelben Stelle wie er, in den Rhein ſprang. — 1574 den 22. Mai verbinden ſich Daniel Specklin, der Seidenſticker, und Suſanna Wegrauftin, ſeine Ehefrau, gegen dem hohen Chore zu Bezahlung einer jährlichen Rente von zwei Pfund Straßburger Pfennige. Dieſer iſt ohne Zweifel derſelbe, welcher 1567 als Pflegvogt der Witwe Entringer genannt wird; und ſehr vermuthlich des Baumeiſters Vater, worauf auch der gleiche Vorname hindeutet. Dieſes ältern Specklin geſchieht den 14. März 1582 als ſchon verſtorben Meldung.

[3]) Dieſe Stelle iſt aus Silbermanns Noten über Specklin gezogen. Sie wird ebenfalls in der wahrſcheinlich von dieſem verdienſtvollen Manne herrührenden Biographie Specklins, in dem Bürgerfreund, (1. Jahrgang, 2ter Band S. 795) angezogen. Mit dieſer kurzen Biographie ſtimmt die in Frieſe's Vaterländiſcher Geſchichte gegebene beinahe durchaus überein, ſo wie alle andern bis jetzt über Specklin mitgetheilten Notizen. In alle haben ſich bedeutende Irrthümer eingeſchlichen.

[4]) Die Seidenſtickerei wurde im Mittelalter ſtark betrieben. Dieſe Kunſt war im zwölften Jahrhunderte aus Griechenland nach Italien gebracht worden, und hatte ſich von da aus über die übrigen Abendländer verbreitet. (Urſtisius, Script. rerum germanic. P. II. p. 85.)

Die Straßburgiſchen Seidenſticker genoſſen, wie es ſcheint, eines weit verbreiteten Rufes. Noch im Jahr 1570 ſchreibt Kaiſer Maximilian II. dem Stadtrathe, ihm unverzüglich die Seidenſticker von Straßburg zu ſchicken wegen ſchleuniger Arbeit am Hofe.

[5]) f. 35a.

[6]) f. 8a und 17b.

[7]) XXI. Memoriale von 1564 f. 52b. und 156a.

[8]) XXI. Memoriale von 1568. f. 485b. wo die angeführte Stelle ſich vorfindet. S. ferner die XXI. Memor. von 1565 f. 170a, von 1566, 17. Juni; von 1567 f. 608a und von 1568 f. 242b. 252b, 359a und 485b.

[9]) f. 16a.

[10]) Und nicht durch Solizar, wie ſonſt überall behauptet wird.

Die Angaben über Specklins beide Aufenthalte in Wien ſind überall vermengt.

Außer den bereits genannten und den noch zu nennenden Künſtlern, mit denen Specklin in Verbindung war, thut er in ſeiner Architectura noch Meldung von M. Aurelio de Passino, eines Franzoſen, der des Herzogen von Bouillon Baumeiſter geweſen, und M. Galasso Alghisi, des Herzogen von Ferrara Baumeiſter. f. 75 b.

11) XXI. Memoriale von 1577. f. 108 b.

Die Kupferplatten, worauf die Karte geſtochen, werden noch auf der Stadtbibliothek aufbewahrt.

12) Dieſe Anſtellung wird irriger Weiſe ſchon in das vorhergehende Jahr geſetzt. Da aber Specklin nur ein Jahr in Herzog Albrechts Dienſten war, und ſich 1577 noch deſſen Baumeiſter nennt, muß dieſelbe erſt 1576 und nicht ſchon 1575 begonnen haben; was auch ſchon daraus hervorgeht daß ſie in demſelben Jahr wie die Verſammlung in Regensburg, welche Specklin ſelbſt in das erſtgenannte Jahr ſetzet, Statt gefunden hat.

13) S. was Specklin ſelbſt über die in dieſer merkwürdigen Verſammlung gepflogenen Verhandlungen berichtet, in ſeiner Architectura f. 18 b.

14) XXI. Memoriale von 1577. f. 95 a.

15) Ebendaſelbſt f. 193 a.

16) Ebend. f. 302 a.

17) Ebend. f. 428 a.

18) In ſeinen Collectaneis Mscr. Tom. II. f 408 a.

19) XXI. Memoriale f. 601 a. und 603 a.

20) Dieſer Auszug befindet ſich im Ober-Bauherrn-Memoriale von 1590, f. 140 b. Man bediente ſich in dieſem Jahre der Beſtallung Specklins um diejenige ſeines Nachfolgers nach derſelben auszufertigen.

Den andern Biographien zufolge hätte Specklin auch freien Sitz in einem ſtädtiſchen Hauſe erhalten. Die Protokolle ſagen aber hievon nichts, und es iſt übrigens bekannt, daß Specklin, als er ſtarb, bei ſeinem Schwager Lazarus Zetzner wohnte.

21) f. 17 b.

Der Werkmeiſter Diebolt Frauler, der Specklin als Begleiter beigegeben wurde, war der jüngere Bruder des zu ſeiner Zeit berühmten Stadt-Werkmeiſters Hans Frauler, von welchem das ſehr geſchmackvolle, jetzt aber durch die erhöhten Wälle aus ſeinen urſprünglichen Verhältniſſen gerißene Judenthor herrührt. Meiſter

Hans wurde zu ſeiner Zeit, wie hernach Specklin, häufig von Herren und Städten, in Bauſachen zu Rathe gezogen. Meiſter Diebold wurde ihm zu Liebe und neben ihm angeſtellt. Die Frauler ſind eines jener wackern Künſtlergeſchlechter, wie Straßburg deren mehrere im ſechzehnten Jahrhunderte aufzuweiſen hat. Noch ein anderer Frauler begleitete die Stelle eines Stadtwerkmeiſters in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

[22]) So begehrte im Jahr 1580 Pfalzgraf Georg Hans an Specklin „eine Viſirung zu machen, wie er könnte eine „Schiffart über Berg anrichten und die Statt Pfaltz„burg ſchiffreich machen möchte;“ — ſo man aber ein „ohnmöglich werck gehalten. Derſelbe Fürſt bat 1584 um „Specklin, damit er ihm helfe ein nutzlichen bauw für trot„hemmer (Drahthämmer), Plechhemmer (Blechhämmer) vnd „Harniſchhemmer offzurichten.“

Daß Specklin im Jahr 1580 das zu ſeiner Zeit dem Grafen von Hanau zuſtehende feſte Berg- und Stammſchloß Lichtenberg wieder herſtellte, erzählen unſere Chroniken und er ſelbſt in ſeiner Architectura f. 89 b., und in ſeiner Chronik T. 2 f. 421 a.

In dem letztgenannten Werke erwähnt er auch der in demſelben Jahre ſtattgefundenen Befeſtigung des biſchöflichen Städtchens Dachſtein und der Wiederherſtellung des Bergſchloſſes Hoh-Barr bei Zabern (f. 419 a.), wegen deren der Biſchof ihn ohne Zweifel zu Rath gezogen hatte.

Die meiſten der im Texte angeführten Städte verdankten Specklin die Anlage ihrer Feſtungswerke. An einem Stadtthore einer der zwei ſchwäbiſchen Städte, wenn ich nicht irre zu Ulm, ſoll vor einigen Jahren erſt eine Inſchrift zu Specklins Ehren geſetzt worden ſein.

Der Biographie der vaterländiſchen Geſchichte zu Folge wurden ſogar die Feſtungswerke Gibraltars von Specklin herrühren; ſo wie nach neuern Angaben diejenigen von Tanger und von Lavalette auf der Inſel Malta. (S. Herrmann, notices sur Strasbourg Tom. II. p. 313.) Dieſe Behauptungen entbehren aber offenbar jeglichen ſichern Grundes.

[23]) Die angezogene Stelle befindet ſich im XXI. Memoriale von 1584, f. 24 a. In der Sitzung des 20. Januars 1584 berichten die Herren Abraham Held, Johann Schenkbecher und David Geiger, welche als Bauherren dem Baue vorgeſetzt waren: „daß die Werckmeiſter beſcheid begeren des obern ſtocks halben,

„damit sie das Steinwerck wissen zu fertigen. Also „haben sie dem Bauhmeister Daniel Specklin benohlen „ein Visierung oder etliche zu machen.“ Den 27. desselben Monats berichten dieselben: „daß die herren (sic) wi„derum beysammen gewesen vnd vom Bauwmeister auß „der Visierung nottürfftigen bericht eingenohmen.“ (Ebendort f. 36 b.) Specklin wird also, wie allgemein behauptet wird, den Plan des ganzen Gebäudes gefertigt haben. Drei Visierungen oder Baupläne waren dem Rathe vorgelegt worden. (S. XXI. Memor. v. 1582. f. 67 a.)

Der ehemalige, vor Kurzem erst abgebrochene, sogenannte Fischbronnen wird ebenfalls Specklin zugeschrieben; doch mit Unrecht. Dieser sehr hübsche, in einem dem Rathhause Specklins ähnlichen Style erbaute Bronnen war das Werk eines Frankfurter Künstlers Namens Kaspar Reichardt. Er wurde im Jahr 1575 errichtet.

[21]) Specklin selbst sagt von dem Baue folgendes in seinen Collectaneis (Tom. II. f. 426.): „1582 Do wollen hube man „ahn das new huß auff dem S. Martinsplatz bey dem „Fischmarck gegen der Cantzley vnd neben dem Kamel„thir ahn zu bawen, vnd kauffte ein Ersamer Rahd „hinden zu, noch etliche heußer, fornenher ist der platz „noch von S. Martins leichthoff do gewessen, vnd vast „in drey Joren auff bawen worden.“

Montags den 5. Hornung 1582 fieng man an nach dem Fundamente zu graben; Dienstags den 3. April wurde der erste Grundstein gelegt; Donnstags den 16. Marz 1585 gieng man an das Zimmerwerk und das Aufschlagen des Dachstuhls, welche Arbeit den 30. des genannten Monats vollendet wurde; wornach nichts mehr übrig blieb als die Dachbedeckung. Im Monat Juni war alles zu Ende, da den 23. dieses Monats der Beschluß gefaßt wurde, die untern Bogen und Gewölbe zu vermiethen.

Als man im Monat Juni 1584 bis zum obern Gaden oder Stockwerke gelangt war, hatte der Magistrat, weil der Bau allzu kostspielig war, einen Augenblick den Vorsatz, das dritte Stockwerk nicht aufzuführen und es bei denbeiden untern bewenden zu lassen. Als sich aber die Werkleute wegen dieses Beschlusses mit Recht befremdeten, und einwanden „die weil es ein langer bauw „vnd so nider bleiben soll, das der bauw geschendt „werde,“ willigte er schließlich in die Errichtung des dritten

Stockwerkes. (S. XXI. Memoriale von 1584. f. 36 b., 295 a und b. 349 a. und 519 a.

25) Er zog die Werke von Stein und Erde denen „von eitel, Stein“ und „von eitel Erden“ vor. „Weil aber das „mittelß so von stein vnd Erden gebawen, das aller „werkeß, nutzlicheß vnd beße iß, will ich hinfort dar„bei bleiben;“ sagt er in seiner Architectura. (f. 31 a.). Doch sagt er weiter oben: „Wa ich dann gute Erden hette, wolt „ich dieselb für alles Maurwerck erwöhlen, solte mir „auch viel lieber dann von Steinwerck sein, nicht „allein Vnkoßens halb, sonder daß das viel besser vnd „eher wider gebawen iß, auch im schiessen weniger „schaden thut.“

Die Alten hatten die Mauern auf solche Weise erbauet, daß dieselben die dahinter aufgeworfenen Erdwälle hielten; Specklin hingegen verfuhr auf die entgegengesetzte Weise. „Die Alten „vnser Voraltern (wiewol es noch geschicht),“ — sagt er — allein die Mauren darum gebawen haben, daß sie „die Erd sollen heben, daß sie nit hinauß fall vnd „deßhalb die Mauren vnden dick gebawen, nit abge„setzt, vnd vermeint daß solche ganz stark were. „Diesem alten Brauch aber ich nicht folge, sondern „also baw, daß die Erd die Maur heben soll, daß sie „weder vom schiessen noch von einiger Bewegung „herein fallen konne, dernhalben, weil sie nichts trä„get, darff sie auch keiner sonderer stercke, dicke noch „läße, weil sie von innen nicht kan gedrengt wer„den, kan auch deßo weniger herauß fallen.“ (Ebendaselbß f. 11.)

26) Von ihm ruhet unter andern die grundfalsche Behauptung her, daß der jetzige Chor des Munsters zu Straßburg noch der von Pipin und Karl dem Großen erbaute sey. Eben so irrig, wäre Specklin zu Folge der Chor von St. Thomä noch der von Bischof Adeloch erbaute, u. s. w.

27) Nach seinem Tode fiel daßelbe seinem Schwager, dem Buchdrucker Lazarus Zehner anheim, der es im Jahr 1615 für dreißig Gulden an M. Oseas Schadaeus, den Verfasser des Munsterbüchleins verkaufte; wie folgende im ersten Bande, von Schadaeus Hand eingeschriebene Note bezeuget: „Propria nunc sunt M. „Oseæ Schadæei argentoratensis, Diaconi ad D. Petrum seniorem.

„Empta a clarissimo, prudentissimo providoque viro domino Lazaro „Zetznero quindecim viro Reipublicæ argentoratensis, 1615, triginta „florenis.“ Späterhin kamen beide Bände auf das ſtädtiſche Archiv, von wo dieſelben in neuerer Zeit auf die Stadtbibliothek gebracht wurden. Bei dem Brande der Kanzlei haben ſie etwas Noth gelitten, wurden aber glücklich errettet wie auch bei der Stürmung der Pfalz.

Der erſte Band geht bis zum Jahre 1448; der zweite von 1449 bis 1589. Das Ganze iſt chronologiſch geordnet.

28) Sie beſtehen aus einem großen Folianten von 35 Blättern, und gingen aus der Wenker'ſchen Bibliothek und mit dieſer an die ſtädtiſche über.

29) Architectura f. 29 a.

Zu Silbermanns Zeit war die Handſchrift der Architectura noch auf dem Stadt-Archiv. Er berichtet folgendes über dieſelbe: „Die Architectura von Veſtungen, ſo er (Specklin) „Anno 1583 in Mſc. in groß Folio verfaßet, und auf „kobl. Stadt-Archiv zu ſehen, iſt durchgehents mit den „ſchönſten Riſſen ausgezieret. Es iſt in großem For„mat nämlich 1 Schuh 4½ Zoll hoch, und bei 13 Zoll „breit, und enthält 147 Folia. Die Schrift iſt ſehr „ſchön und dem Anſehen nach von Hieremias Specklin „geweſten Almentſchreiber geſchrieben worden. Der „Riſſe ſind faſt ſo viel als Folia, und wie gemeldt „ungemein fleißig gezeichnet und mit Farben gemah„let.“ Wenn aber die Handſchrift in der That vom Jahre 1583 war, konnte ſie nicht von Jeremias Specklin geſchrieben geweſen ſein, da dieſer ſchon im Jahr 1579 ſich ertränkt hatte.

Ein ſchön illuminirtes Exemplar der erſten Ausgabe befindet ſich auf der Stadtbibliothek.

30) Vielleicht hatte hier Specklin Kornpütt im Sinne.

31) f. 90 a. und am Schluſſe des Buches.

32) S. die im Anhang gegebene Bittſchrift Specklins.

33) XXI Memoriale von 1586 f. 154 a. u. 328 b.

34) XV Memoriale von 1587. f. 99 a. und von 1588 f. 151 a.

35) XXI Memoriale von 1589. f. 406 a.

36) Ebendaſelbſt f. 99 b.

37) XXI Memoriale von 1584. f. 65 a.

38) XXI Memoriale von 1589 f. 397 a. und 476 a.

39) Unter dieſe letzte Stelle ſchrieb Schadaeus: „In dieſem

„1589 iſt Daniel Specklin, der dieſe ſachen mitt großem „Fleiß, Müh vnd Vnkoſten colligiert, im Herren ent„ſchlaffen. Natus anno 1536. obiit anno 1589, ætatis 53.“

[40]) Silbermann hat ebenfalls dieſe Stelle, aber irrig unter dem Datum des 1. Mai's 1588.

[41]) XIII Memoriale von 1619 f. 224 a.

[42]) Nach dieſem Stiche ließ Schadaeus den kleineren in ſeinem allbekannten Münſterbüchlein fertigen. Der Specklinſche hat 7 Zoll 10 Linien Höhe auf 5 Zoll 8 Linien Breite.

[43]) Specklins Anſicht der Stadt wurde vielfach von ſpätern Künſtlern benutzt und nachgebildet, nie aber dem Originale gleichkommend.

Schweighauser'sche Buchdruckerei in Basel.

L. H. von BEETHOVEN

Elsäßiſche

Neujahrsblätter

für

1848.

Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben

von

August Stöber und Friedrich Otte.

(Mit dem Portrait Ludwig Heinrich von Nicolay).

Baſel,
Schweighauſer'ſche Buchhandlung.
1848.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Prosa:

Seite.

Ludwig Heinrich von Nicolay, dargestellt von **Fr. Otte** (Mülhausen) . . . 1

Der Notar in der Falle von **Jeremias Gotthelf** (Lützelflüh, Kant. Bern) . . . 16

Immer kleiner; Genrebild von **August Stöber** (Mülhausen) 74

Der letzte Singvereinsabend bei Thibaut in Heidelberg. Ein Erlebniß von **Ed. Brauer** (Mannheim) 95

Erlösungen. Drei kurze Reisestücklein von **Fried. Blaul** (Frankenthal) . . . 121

Die Beiwache im Atlas. Aus den Erinnerungsblättern aus Algerien von **K. Bernhard** (Straßburg) 152

Der Sechs Plappert-Krieg von **Aug. Stöber** (Mülhausen) 174

Die altdeutschen Dichter des Elsaßes von **Wilh. Wackernagel** (Basel) . . . 190

D's Schrätteli von **Fried. von Tschudi** (Lichtenstieg) 224

Die Schlacht von Hausbergen. Episode aus dem Freiheitskriege der Stadt Straßburg gegen Bischof Walther von Geroldseck 1262, von **Ludwig Schneegans** (Straßburg) 237

Gedichte von:

Seite.

Ludwig Wittich (Darmstadt) 7

Eduard Brauer (Mannheim) 47

Adolf Stöber (Mülhausen) 63

August Rodnagel (Darmstadt) 72

Carl Meyer (Tübingen) 83

August Schnezler (Carlsruhe) 87

Carl Candidus (Metz) 89

K. R. Hagenbach (Basel) 103

Gustav Mühl (Straßburg) 110

Balthasar Reber (Basel) 113

Wilhelm Kilzer (Frankfurt a. M.) 117

Seite.

August Lamey (Straßburg) 139
Eduard Duller (Darmstadt) 142
Friedrich Blaul (Frankenthal) 145
Theobald Kerner (Stuttgart) 147
Adolf Bube (Gotha) 149
K. A. Tanner (Aarau) 159
Helmine von Chezy (Baden) 161
Hans Wieland (Basel) 166
Hermann Kurz (Carlsruhe) 169
Theodor Klein (Mulhausen) 174
Mathias Graf (Mulhausen) 177
Daniel Hirz (Straßburg) 180
Emma von Niendorf (Stuttgart) 185
Carl Sartorius (Basel) 188
Friedrich Rehler (Lausanne) 217
Friedrich Oser (Waldenburg, K. Basellandschaft) 219
Emil Marger (Mulhausen) 221
Gustav Bruckner (Basel) 225
Marie Delaroche (Straßburg) 237
Karl Boele (Niederbronn) 238
Wilhelm Ganzhorn (Vehlingen, Würtemberg) 239
August Stöber (Mulhausen) 244
Friedrich Otte (Mulhausen) 246

Ludwig Heinrich von Nicolay.*)

„Nachlässig schön, liederklang leicht, voll Ernst, voll Scherz:
Nichts übertrifft den Kopf des Dichters, als das Herz."

Ludwig Heinrich von Nicolay, unter dessen Brustbild Ramler die obigen Verse schrieb, wurde den 29. December 1737 zu Straßburg geboren. Er machte seine Studien auf der Universität der Vaterstadt und ward Professor der Logik daselbst, nachdem er während einiger Zeit als französischer Gesandtschaftssekretär theils in Straßburg, theils auf Reisen gelebt hatte. In späterer Zeit mehr diplomatischen Studien obliegend, folgte er einem Rufe nach St. Petersburg, wo er im Jahre 1770 die Stelle eines großfürstlichen Kabinetsekretärs und Bibliothekars erhielt, bis er, 1796, zum kaiserlichen Staatsrathe, und, 1798, zum Direktor der kaiserlichen Akademie der

*) Unsere Absicht war den diesmaligen Jahrgang unserer elsässischen Neujahrsblätter mit einer Biographie und Charakteristik des Altmeisters Daniel Salzmann zu eröffnen, der in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts einen so bedeutenden Einfluß auf die jüngern, in Straßburg studirenden Gelehrten ausübte und an dessen literarischer Gesellschaft namentlich Göthe, Jung-Stilling, Lenz, Lerse, L. Wagner, Graf Ramond u. A. Theil nahmen. Da wir aber spät erst zur Mittheilung der auf der Straßburger Stadtbibliothek aufbewahrten Papiere Salzmanns gelangen konnten, so mußte unser Vorsatz verschoben werden. Wir werden ihn, so es die Theilnahme an unserm vaterländischen Jahrbuche zuläßt, im Jahr 1849 zu verwirklichen suchen; der treue, väterliche Freund mag sodann seinem jungen Pflegling Göthe, der ihm ein so schönes Denkmal in seiner Selbstbiographie gesetzt hat, zum hundertsten Geburtstage gratuliren.

Die Redaktion.

schönen Wissenschaften befördert wurde. Nach Niederlegung dieser Stelle erhielt er im Jahre 1801 den Titel eines kaiserlich-russischen Geheimraths und ward, in Erwägung seiner stets mit Eifer, Umsicht und strenger Rechtlichkeit geleisteten Dienste, mit mehrern Ritterorden ausgezeichnet. Seines langjährigen Aufenthalts im Auslande ungeachtet und trotz seines Verkehrs mit den höhern Kreisen der russischen Gesellschaft, blieb Nicolay, seinem Wesen nach, ein durchaus deutscher Dichter. In brieflicher Verbindung mit Männern wie Pfeffel, Ramler, Voß und Wieland, dessen Ausdrucksweise er sich mit Geschick anzueignen wußte; als Mitglied mehrer gelehrter Gesellschaften und als Mitarbeiter an einigen der beliebtesten Journale und Monatsschriften, griff Nicolay während einer Reihe von Jahren fördernd in deutsches Leben und deutsches Schriftthum ein und seinen theils einzeln, theils gesammelt erschienenen poetischen Arbeiten ward die Gunst des Publikums in so hohem Grade zu Theil, daß ihm Küttner in seiner Charakteristik deutscher Dichter und Prosaiker (Berlin 1781) das Prädikat eines „populären" Schriftstellers beilegt, während ihm Jördens, noch 1809, eine Stelle unter den vorzüglichern Dichtern Deutschlands einräumt. Wiewohl Nicolays Verdienste heutzutage minder hoch angeschlagen werden, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß sich die meisten seiner Gedichte durch gesunde, praktische Lebensweisheit, treffenden Humor und beißende Satyre auszeichnen. Zu bedauern bleibt immerhin, daß die Phantasie unseres Dichters der Kunst gegebene Stoffe zu verarbeiten und dieselben in neue Formen zu fassen, untergeordnet war. Nicolay war daher eher Nachdichter im weitern Sinne, als ursprünglich schaffender Dichter.*) So schöpfte er z. B.

*) Fügte er seinen Fabeln doch selbst das Motto bei:

„Freund! diese Fabeln sind nur beides, neu und alt:
Alt ist der Stoff, neu die Gestalt."

eine Menge seiner Fabelstoffe aus den alten französischen Contes et Fabliaux; manche seiner Sinngedichte sind Martial und Owen entlehnt, während ihm die italienischen Dichter Ariost und Bojardo den Stoff zu den meisten Rittergedichten lieferten. „Aber Manier und Einkleidung, sagt der schon oben erwähnte Jördens, gehören dem deutschen Dichter eigenthümlich zu, welcher sich dadurch den Beifall und die Bewunderung seiner Zeitgenossen erworben hat. Er versteht die Kunst interessante Schilderungen anzulegen und auszuführen, die Phantasie durch abwechselnde Gemälde beständig wach zu erhalten, den Ausdruck des Ernsthaften und Komischen, des Starken und Sanften gehörig abzuwechseln und den Geist des Lesers in seine Ritterwelt hineinzuzaubern." — Wir sind übrigens weit entfernt unserm Autor alle Orginalität abzusprechen und es dürfte dem Leser nicht schwer werden manche glücklich erdachte und eigenthümlich durchgeführte Gedichte herauszufinden; dieß gilt namentlich von Nicolays Fabeln, einer Dichtungsart, die er mit Vorliebe und vielem Glück behandelt hat, wie er denn überhaupt als Fabeldichter — wenn auch seine übrigen Arbeiten der Vergessenheit anheimfallen mögen, — immerhin geschätzt zu werden verdient. Nicolay ist außerdem noch als dramatischer Dichter durch vier Stücke bekannt geworden, welche zuerst einzeln und im Jahre 1811 gesammelt bei Nicolovius in Königsberg erschienen sind. Sie zeichnen sich im Ganzen durch leichte Diktion und ziemlich raschen Gang der Handlung aus, scheinen aber von Seiten des Publikums äußerst lau aufgenommen worden zu sein, ein Umstand, den der Verfasser — auf die damals herrschende Klinger'sche Manier anspielend — „dem Sturm, Fieber, Wirrwarr, Lärm, Schwulst, dem Unsinn und der Gräßlichkeit" zuschreibt, welche auf dem Theater an der Tagesordnung seien. Der eigentliche Grund seines Mißlingens dürfte wohl eher darin zu suchen sein, daß die Schule,

nach welcher sich Nicolay gebildet hatte, schon damals zu veralten anfing und daß sich die Gunst des Publikums bereits jüngern und größern Meistern zugewandt hatte.

Bedeutender als die beiden dem italienischen Dichter Goldoni nachgedichteten Lustspiele sind die Tragödien „Johanna von Neapel und „Dion;" der erstgenannten ist eine gutgeschriebene Lebensgeschichte der Heldin beigefügt und der letztern geht eine etwas weitschweifige dramaturgische Abhandlung voraus, in welcher Nicolay dem klassischen Trauerspiele der Franzosen mit Wärme das Wort redet. Das Stück ist auch ganz in diesem Sinne abgefaßt.

Die Werke unseres Dichters liegen in neun Bänden vor. Sie erschienen 1792—1795 zu Berlin und Stettin in neuer Auflage und führen den Gesammttitel: „Vermischte Gedichte und prosaische Schriften von Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay" und begreifen, neben seinen spätern Arbeiten, die Jugendversuche des Dichters, welche in früherer Zeit unter dem Titel „Elegien und Briefe. Straßburg 1760" und „Verse und Prosa. Basel 1773" herausgekommen waren. Der erste Band der gesammelten Schriften enthält: „Fabeln und poetische Erzählungen, der zweite Band: Episteln (vermischte Betrachtungen über Glückseligkeit; Parallele zwischen Staatsmann und Dichter,) Sinngedichte und Elegien. Der dritte Band enthält Nicolays prosaische Schriften, z. B. „das Schöne, eine allegorische Erzählung;" „Idäa, oder männliche und weibliche Tugend, eine historische Novelle;" „Entwurf des politischen Zustandes in Europa, vom Verfalle der römischen Macht an bis auf das sechzehnte Jahrhundert, aus Robertsons Einleitung in die Geschichte Karls V. gezogen." In dem vierten, fünften, sechsten und siebenten Theile lesen wir außer „neuen Fabeln" und „Briefen" die Rittergedichte: „Galwine in sechs Ge-

ſängen" (nach Arioſt;) „Alcinnens Inſel" (nach demſelben;) Gryphon und Orille in zwei Büchern" (nach demſelben;) „Morgans Grotte" und „Reinhard und Angelika" (nach Bojardo;) einige gelungene Romanzen: „der falſche Beichtvater, Ritter Theobald, Frau Brigitte, Bankbau" beſchließen den ſiebenten und letzten Band. Hieran reihen ſich die oben erwähnten theatraliſchen Schriften, welche theils aus Ueberſetzungen, theils aus Eigenem beſtehen.

Nicolay war ein fleißiger und vielſeitig gebildeter Schriftſteller. Auf die Form, die er in früherer Zeit häufig vernachläßigte, verwandte er ſpäter die größte Sorgfalt und die meiſten ſeiner Arbeiten dürften, wenn von äußerer Abrundung und Korrektheit die Rede iſt, den gelungenſten Erzeugniſſen ſeiner Zeitgenoſſen Stich halten.

Wir beſchließen dieſe Notiz mit den Worten eines kompetenten Literarhiſtorikers unſerer Tage,*) welcher ſich folgendermaßen über den Dichter ausläßt:

„Ludwig Heinrich von Nicolay iſt Wielands treueſter und ähnlichſter Anhänger. Schon ſeinem Alter nach ſteht er ihm am nächſten und ſo auch nach ſeiner Denkart und ſeiner Manier zu ſchreiben. Er hat ſich noch in Fabeln und Erzählungen in Gellerts Manier verſucht, deren meiſte Schwänke ſind, die auf die Rittererzählungen von ſelbſt überführen. Zuerſt trat er 1760 in Elegien und Briefen auf. In jenen bekennt er ſich nur gemacht zu der Poeſie, der ſanfte Regungen edler Seelen den Stoff geben; und ſolche ſtille Gemüther fanden ja auch im Mittelalter den Weg zu jenen harmloſen, wenn auch oft muthwilligen Erzählungen aus der Ritterwelt, die Heinſe höchſtens überſetzen konnte, die er ſelbſtverſuchend ganz aus ihrer Sphäre gerückt hätte. In den Epiſteln Nicolays legt ſich denn

*) Gervinus: Neuere Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen. II. 19. u. f.

auch ganz derselbe gutmüthige Charakter zu Tage, den wir bei den Halberstädtern fanden, in derselben Philosophie vom Mittelweg, vom Maße der Dinge, die sich gegen Cyniker und Syrabiten gleichmäßig wehrt, die das wahre Menschenglück in dem gesunden Gemüthe sucht, das die Natur zur Regel nimmt, die sich nicht durch die Rousseau'schen Einwürfe irren läßt, die vielmehr gegen diesen kranken Geist Opposition macht, der vom größten Ueberfluß zum größten Mangel fieberhaft übersprang, im Staate Nichts, als Wilder Alles wissen wollte, in der Stadt nur Teufel, in der Hölle nur Engel sah. Von diesen moralisirenden Gedichten machte nachher Nicolay wie Wieland den Uebergang zu den rein darstellenden, und das schon Anfangs der 70ger Jahre. Er behandelte eine Reihe Episoden aus dem Ariost ganz in Wielands Manier, ganz in jener wohlmeinenden und bescheidenen Gesinnung, die das kleine Vergnügen des Schreibenden dem Leser wieder bereiten will, der treuliche und stille Lektüre vor lauter Freude liebt; wie Thümmel zu den Musen gezogen durch das Zauberband des Selbstgenusses; dichtend aus reinem Herzen für reine Herzen; die jungen Leser abwehrend, die beim Leser freier Lieder ein geiler Kitzel steche, aber auch die Sittenrichter, die vom Dichter nur Predigten begehren. Nachdem er den Ariost auf diese Weise zerpflückt hatte, wandte er sich in ein klippenvolleres Meer, zu der unreineren Fluth des Bojardo; ihn behandelt er mit mehr Freiheit und ergötzt sich an dem Versuche mehr auf eigenem Fuße zu stehen. Ariost soll ihn mahnen, des Bojardo Leier der Klugheit und Ehrbarkeit getreuer zu behandeln, nur attisch zu lächeln, wo jener sardonisch lacht."

Nicolay starb 1820 auf seinem Landsitze bei Viborg in Finnland. Unter den Dichtern zweiten Ranges behauptet er unstreitig eine ehrenvolle Stelle und er verdient in mehr als einer Beziehung, daß wir Elsäßer seinen Namen in freundlichem Andenken bewahren. **Fr. Otte.**

Vetter Alp.

Ein Märchen von Ludwig Wittich.

„Was zieht mein Herz mit Banden ſtark
Zurück in's Heimatland?
Was glüht mir durch des Lebens Mark,
Ein nie gelöſchter Brand?
Was treibt den Schritt bergab, bergan,
Mit ungezähmter Haſt? —
Warum nicht labt auf meiner Bahn
Mich kurze, ſel'ge Raſt?“ —

„Ach drüben, wo die Berge fern
In blauen Wolken ſteh'n,
Winkt mir im ſtillen Thal ein Stern,
Gar lieblich anzuſeh'n!
Er winkt und glänzt in meine Bruſt
Drei lange Jahre ſchon;
Drum zieht mich's heim mit ſüßer Luſt;
Denn dort iſt all mein Lohn!“ —

Er ſingt es leis; er ſingt es laut,
Und wandert ſingend fort;
Und ſieht am Abend, hold und traut,
Bald am erſehnten Port.
Noch ſtarrt die letzte Bergwand ſteil
Im rothen Abendſtrahl;
Doch Liebe ſpornt ihn an zur Eil',
Und ſchon tritt er in's Thal.

Da wimmert im Gebüſche leis
Ein Stimmlein, zart und fein,
„Hier ſtirbt vor Mattigkeit ein Greis;
Barmherzig magſt Du ſein! —
Nimm auf die kleine Laſt zu Dir.
Du trägſt nicht ſchwer daran;
Belohnen will ich reichlich Dir,
Was Du mir Gut's gethan!“ —

Der Wandrer blickt ſich ſtaunend um;
Nichts ſchaut er fern und nah;
Da ruft es lauter: „Sieh nur, krumm
Im Graſe lieg' ich da! —
Schau' hier!“ — Er ſchaut; doch ſieht er nichts,
Wie ſehr er ſchaut und ſpäht,
Bis ihm vor Schauen des Geſichts
Sonſt ſcharfer Sinn vergeht. —

Da ruft es wieder: „Menſchlein groß,
Wie iſt Dein Auge klein! —
Tritt her! — In deiner Weſte Schooß
Mag ich geborgen ſein! —
Hab' Dank! — An Deinem Herzen ruht
Mein Haupt vergnüglich aus;
Du trägſt in ſolcher ſichern Hut
Den Vetter Alp nach Haus! —

Zum Lohn, daß mit dem leichten Wicht
Du alſo Dich beſchwert,
Sei Dir ein beßres Augenlicht
Von meiner Hand beſchert;
Von hinnen flieht der graue Staar,
Dein Aug' iſt nicht mehr blind;
Von heut' an ſiehſt Du hell und klar
Die Dinge, — wie ſie ſind!“ —

„Ein ſeltner Traum erhitzten Bluts!
Die Thörin Phantaſei!“ —
So lacht der Wandrer, gutes Muths,
Und trällt ein Lied dabei.
Er tritt in's Dorf; ſein Liebchen traut,
Am Fenſter liegt's in Ruh:
Ihm däucht, als es ihn recht erſchaut,
Mach' es das Fenſter zu.

„Ei grüß Dich Gott! — Ich bin Alphons! —
Erkennſt Du mich nicht mehr?
Hat in drei Jahren Dein Geſpons
Verändert ſich ſo ſehr?“ —
„„Ei grüß' Dich Gott! — Ich dachte ſchnell,
Als ich Dich ſah, an Dich! —
Mein Aug' iſt manchmal nicht ganz hell;
Und öfters täuſcht man ſich!““

„Eliſabeth, mein Aug' iſt ſcharf! —
Wer ſteht denn dort im Grund? —
Wenn ich beſcheiden fragen darf, —
Den Schnurrbart um den Mund?“ —
„„Das iſt mein Vetter, der Cornet,
Der zum Beſuche kam!““ —
„Eliſabeth! — Eliſabeth! —
Ich bin dem Manne gram!“ —

„„Geh' Närrchen, tritt in unſern Bund
Als dritter Mann herein:
Du ſollſt mit Herzen und mit Mund
Gar viel willkommen ſein!““ —
Er tritt herein. Der Vetter zieht
Viel Falten, ſtumm und kraus;
Und bei dem erſten Kuſſe flieht
Er raſch zur Thür' hinaus. —

Wie fällt aufs Herz ihm, zentnerſchwer,
Was kaum der Vetter that;
Gedanken wogen hin und her;
Gedanken bringen Saat. —
Zwar kommt er früh; zwar kommt er ſpät;
Doch Gruß und Kuß nicht warm;
Der Sommer flieht, der Herbſt vergeht;
Wie war der Winter arm! —

Er kommt nicht mehr; er ſchaut ſie nicht;
Zerriſſen iſt das Band;
Ihr jugendfriſches Angeſicht
Beſtreift des Todes Hand.
Der neue Lenz heilt nicht den Bruch
Mit Blüth' und Sonnenſchein;
Sie hüllt in's weiße Leichentuch
Ein Frühlingsmorgen ein.

Am Grabe bringt von ſolchem Schwur
Der Pfarrherr Manches vor;
Und Aller Augen ſchauen nur
Auf Ihn, am Kirchhofthor.
Er eilt zum Wein. In wilder Wuth
Dann in des Pfarrherrn Haus;
Und ſchilt in frevlem Uebermuth
Den Seelenhirten aus.

Der Pfarrherr klagt; ſchon kommt der Frohn;
Der Richter ſpricht mit Ernſt:
„Ich will, daß eh' drei Tag' entfloh'n,
Du Dich von hier entfernſt;
Und wenn in ſieben Monden Du
Nicht hier erſcheinſt beweibt,
So fällt Dein Haus und Hof uns zu,
Wie das Geſetz es ſchreibt!“ —

„Was reißt mein Herz mit Banden ſtark
Zurück vom Heimatland?
Was glüht mir durch des Lebens Mark,
Ein nie gelöſchter Brand?
Was treibt den Schritt, bergab, bergan,
Mit ungezähmter Haſt? —
Warum nicht labt auf meiner Bahn
Mich kurze, ſel'ge Raſt? —

„Ach drüben, wo die Berge fern
In blauen Wolken ſteh'n,
Da ſtand im ſtillen Thal mein Stern,
Gar lieblich anzuſeh'n;
Er winkt' und glänzt' in meine Bruſt
Drei lange Jahre ſchon;
Der Stern erloſch. — All' meine Luſt
Iſt nun mit ihm entfleh'n! —

„Fahr' wohl, du Welt, die mich verkannt,
Die nach mir rief den Fluch! —
Weh', von der Heimat hält verbannt
Mich ungerechter Spruch! —
Nicht lieben mehr kann, wen belog
Solch frevelhafter Mund! —
Nicht lieben mehr, wen ſo betrog
Der Treue Schwur all' Stund! —

„O hätt' ich nie geſchaut, was Laſt
Mir ſchuf und bitt're Qual! —
Verwünſcht ſei jener Höllengaſt,
Der mir den Frieden ſtahl! —
Hier war's, an dieſes Abgrunds Rand,
Wo mich der Kobold rief! —
Heraus mit Dir, Du Höllenbrand,
Hinab zum Abgrund tief!“ —

Er greift zur Weſte; leicht wie Flaum,
Faßt er den Dämon an,
Und ſchleudert in des Abgrund's Raum
Den kreiſchenden Kumpan. —
Ein Fall erſcholl; ein Wölkchen glitt
Leicht ſchwebend auf zum Berg;
Und aus dem leichten Wölkchen tritt
Mit tiefem Knix ein Zwerg.

„Hab' Dank, daß Du ſo meinen Feind
Gebannt in dieſe Gruft,
Ihn, der ſich fälſchlich meinen Freund
Und Vater hieß, den Schuft;
Der Schlechtes nur uns ſchauen ließ,
Und ſtets das Gute barg,
Der Licht und Wahrheit uns verhieß,
Und nur gezeigt den Sarg! —

„Mein raſcher Freund, Du biſt betrübt? —
Sie welkte früh dahin! —
Zwar beide hat ſie Euch geliebt;
Dich aber mehr, als Ihn! —
Ein halbes Jahr, — dann war ſie Dein, —
Geprüft ihr Herz dabei;
Du aber brachſt in wilder Pein
Das ſchwanke Rohr entzwei!

„Ein Mägdlein, jugendfriſch und roth,
Liebt treu zwar; doch geſund;
Das Leben hat gern für den Tod
Etwas im Hintergrund,
Und wenn der Liebſte lang nicht ſchreibt,
So klopft ein And'rer an;
Und wenn er hübſch geſittet bleibt,
So wird ihm aufgethan! —

„Was thaten ſie denn Böſes nun,
Der Richter und der Pfarr? —
Schien Dir's, ſie würden's anders thun,
So wärſt du traun ein Narr.
Den Richterſpruch ſchrieb eine Hand,
Der es um Beßrung galt.
Ganz anders ſtraft man hier zu Land,
Wer einen Pfarrherrn ſchalt.

„Zwei Finken ſtreichen durch den Hain,
Zwei Fiſchlein durch die Fluth! —
Zwei Mägdlein wandeln dort am Rain
In Abendſonnengluth.
Es lockt der Bach, es lockt der Strauch
Dir goldne Beute zu! —
Du ſäumſt im warmen Frühlingshauch? —
Der Jägersmann biſt — Du! —

„Des Lebens ew'ge Ströme zieh'n
Heiß wogend durch die Welt;
Geſtalten ſteigen auf und flieh'n
Wohl unterm Himmelszelt.
Auch Du, ein Schiffer, der im Kahn
Auf flücht'ger Welle ſchwimmt;
Die dunkle Woge brauſt heran,
Die Dich zum Abgrund nimmt.

„Und über Dir klingt dumpf der Strom
In leiſen Räthſeln fort;
Die gelbe Tiber ſprach von Rom
Noch kein vernehmlich Wort. —
Vergangenheit, — ein dunkler Traum!
Die Zukunft, — fern ein Bild!
Nur ahnend dröhnt im Tempelraum
Der Pallas goldner Schild! —

„Jedoch Natur, die ſchaffende,
Iſt liſtig, klug und fein;
Bald ſtellt ſich die entraffende
Mit blut'gen Räthſeln ein;
Bald ſtreut ſie, überſchwänglich reich,
Des Segens gold'nes Horn;
Und was ſie ſchafft, das tränkt ſie gleich
Aus ihrer Liebe Born! —

„Schau' her, wie mich zum Kinderſpott
Ein Rückenjoch beſchwert! —
Dafür hat mir der liebe Gott
Den leichten Scherz beſchert! —
So wägt Natur, ſo weit es geht,
Und wechſelt das Gewicht;
Und wer als Wahrheit ſie verſteht,
Begreift ſie — als Gedicht! —

„Glaub' nicht, was Dir den Buſen engt,
Das eng' alleinzig Dich;
Die Selbſtſucht iſt es, die ſo denkt,
Und die iſt fürchterlich! —
Wer ſtets an Einem Schmerze naſcht,
Dem iſt der Schmerz nicht wahr,
Wer ſtets nach trüben Träumen haſcht,
Dem iſt der Kopf nicht klar.

„Wenn irdiſch Unzulängliches
Die Bruſt mit Zweifeln hebt;
Blick' auf, wo Unvergängliches
Ob allen Räthſeln ſchwebt! —
D'rum ſteu're kühn; Dein Segel bauſcht
Sich leicht im Morgenwind;
Das Ruder dröhnt; die Woge rauſcht; —
Laß Träume, wo ſie ſind! —

„Fahr wohl! — und ſchaue, was geſchieht,
Frei von erborgtem Wahn;
Wie man um ſich die Dinge ſieht,
Darauf kommt Vieles an! —
Bedenke, daß Zeit und Natur
Manch' Räthſel uns enthüllt;
Und daß auf ihrer goldnen Spür
Der Born der Wahrheit quillt!

Wer eine Friedenstaube ſchickt,
Dem kehrt ein Oelblatt heim,
Wer Drachenzähne ſät, erblickt
Nur allzu früh den Keim.
Nur aus dem wolkenleeren Blau
Fällt rein der Sonne Strahl;
Ein trübes Aug' ſieht Alles grau,
Ein trauernd Herz nur Qual! —

„Wenn um ein glücklich liebend Paar
Sich Wein- und Geisblatt ſchlingt,
Wenn um es her der Kinder Schaar
In frohem Jubel ſpringt,
Wenn braver Freund noch theilt Dein Glück,
Wenn Ihr gemüthlich zecht,
Dann ſagt mir Dein zufriedner Blick:
Die Welt iſt doch nicht ſchlecht. —

„Wer ſo die Welt mit Augen ſchaut,
Iſt werth, ſie ſo zu ſchau'n;
Wer ſo aufs eig'ne Herz vertraut,
So werth, ihm zu vertrau'n;
Nur ſieh' Dich vor, daß nicht der Thor,
Der Leichtſinn, Dich umgarnt;
Das iſt's, wovor Dein Freund Humor
Beim Abſchied noch Dich warnt."

Der Notar in der Falle

von

Jeremias Gotthelf.

Kleine Städtchen sind in der Regel ganz allerliebst. Gewöhnlich liegen sie an einem Bache, dem es so wohl im Städtchen ist, daß man nicht weiß, läuft er nach Westen oder nach Osten; sie sind statt mit Wällen und Graben mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht vorzieht, dieselben mitten im eigenen Schooße, d. h. im Städtchen selbst zu behalten. Die Menschen darin sind allerliebst, nicht über eine Form geschliffen, sondern jeder trägt sein eigen Gepräge, allgemein ist blos, daß die Mädchen zumeist zärtlich sind und guten Herzens, die jungen Herren aber etwas hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch schrecklich viel Liebe im Leibe, heirathen daher gewöhnlich sehr jung; thun sie es nicht, so müssen sie von Morgen früh bis Abends spät schrecklich viel Flüssiges in den Leib gießen, um nicht zu verbrennen. Manchmal gießen sie als Ehemänner die doppelte Portion sich ein, wahrscheinlich damit die Frau an ihrer Liebe nicht verbrenne. Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, sondern an einem Flusse, aber die Mädchen waren deßwegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durstig. Das Städtchen hatte eine wunderschöne Lage, mancher Düngerhaufe hatte einem schönen Hause Platz machen müssen, auf die schönen

Häuser that man sich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen wenn sie sich essen und trinken ließ oder sonst was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden sich um's Städtchen, waren allerdings auch sehr gesucht und geschätzt. Bekanntlich gehen zärtliche Mädchen gerne mit jungen Herren spazieren, da werden auch die hölzernsten warm, der Liebe Gold wird flüssig und wie manches zärtliche Herz wurde glücklich im Freien an der Sonne, wo das Holz Feuer fing. Alte Leute gehn auch gerne spazieren in der Natur, wenn es nicht weit geht, ein gut Kaffe und delikate Fische oder sonst was Gutes in Aussicht steht.

In diesem Städtchen lebte ein Mädchen, Namens Luise. Nicht weniger zärtlich als die andern war die gute Luise, nicht weniger liebte sie die Natur zum spazieren gehn; aber wie hölzern einer auch war, Feuer fangen wollte keiner, flüssig ward nie die Liebe, wie heiß die Sonne auch schien, wie sehr der junge Herr auch schwitzte. Ach, dem schönen Herzen voll Liebe entsprach Luisens Aeußere nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend weder einem Bohnenstecken noch einer Kegelkugel, ihr Gesicht war weder roth wie eine Klapperrose, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber sie war eben eigentlich gar nichts; sie war eben eines von den unglücklichen Wesen, deren Aeußeres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Häßliches noch was Liebliches, die man wieder vergißt, wie oft man sie sieht, die gar keinen Widerhaken haben, welchen sie einschlagen können in ein ander Herz und daran sich festhalten, wie Flößer ihre Haken in Bäume oder Ufer, an denen sie vorbei fahren. Nicht einmal die Stimme hatte etwas Angreifliches, sie floß acurat wie ein Bächlein in einem kleinen Städtchen, welches verlegen ist, soll es zum obern oder untern Thor hinaus. Zudem redete Luise noch leise, daß wer nicht haarscharf hörte, die Hände hinter die Ohren halten

mußte, wenn er mit ihr conversiren wollte, eine Haltung, welche der Liebe nichts weniger als förderlich sein soll. Das gute Kind war schüchtern, hatte gar keine Ursache zum Selbstbewußtsein zu kommen, wußte nicht, wenn sie was sagte, war es dumm oder war's gescheut, im ersten Fall war es also besser man verstund es nicht; zudem war es ihr oft als müßte sie weinen, wenn sie lauter rede und den Mund weiter aufmache. Luise war keine Bürgerin des Städtchens, sondern eine sogenannte Hintersäßin, hatte also keine Burgernutzung, weder Holz aus dem Walde noch eine Pflanzstelle auf der Allment, was begreiflich ihr Ansehn auch nicht vermehrte. Sie lebte bei einer Tante, der Frau Spendvögtin; diese hatte Holz, Platz zu Kohl, ein eigen Gärtchen, sonst wenig Vermögen, aber Viele, welche darauf warteten. Von Luisens Vermögen war nichts bekannt, man nahm also an, sie hätte keins, wenn sie welches hätte, würde sie es schon sagen. Der Schluß ist ziemlich bündig und wurde noch bestätigt durch Luisens sehr einfache Kleidung, und das Versäumen zu gehöriger Zeit ändern zu lassen, was nicht mehr in Mode war. So z. B. trug sie noch wenigstens drei Monate lang weite Aermel, als kein einziger im ganzen Städtchen zu finden war, so daß die Mägde bei den Brunnen aufmerksam wurden und die arme Luise zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte sich wenig um Luise, war aber sehr stolz auf ihren Mann selig, den Spendvogt. Wenn die andern Frauen, die Allmend-, Spital- und Seivögtinnen ihre Kindbetten erzählten, so gab sie zum Besten, wie ihr Mann Spendvogt geworden und sie Spendvögtin.

Luise hatte viele Freundinnen, sie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, so ward Luise die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte keinen

Geliebten abspenstig, entweder aus bloßer Bosheit oder weil sie ihn selbst fangen wollte. Eine solche Freundin ist unbezahlbar, sie sind aber auch selten. Daran gedachte aber keine, welch bittere Qualen die arme Luise erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr sprach: O Gute, ich habe gefunden! Jedes Kind weiß, wie es der Eva gieng, als sie die Schlange in den Apfel beißen sah, daß es sie nicht leben ließ, bis sie ebenfalls hineingebissen; jedes Kind erfährt, wie es ihm im Munde so wunderlich wird, wenn es andere Was essen sieht, und es hat selbsten nichts, und wie es nicht ruht, bis es selbst auch zu etwas gekommen. Ja, unsere humanen Juristen, welchen Diebe und Mörder weit lieber sind als ehrliche und vernünftige Leute, sintemalen sie von Dieben und Mördern leben und um so besser, je mehr deren sie pflanzen, beweisen ja, daß nichts ansteckender sei und Laster pflanzender, als wenn man Jemand hänge oder köpfe. Da wandle männiglich, statt abgeschreckt zu werden, die Lust an, geköpft und gehängt zu werden, daher auch nie mehr Laster begangen würden als gerade an einem Hinrichtungstage. Die guten Juristen treiben es wohl gut, wenn sie es dahin bringen mit angeblicher Humanität, daß am Ende nichts überbleibt als Diebe, Mörder und — Juristen — so nimmt es uns Wunder, was die für Augen machen und den Dieben und Mördern verdemonstriren und plädiren werden? Wird man nun nach den Juristen unter einem Galgen galgensüchtig, was meint man, was muß erst an einer Hochzeit die ledige Mannschaft werden? Faktum ist auch, daß bei einer Hochzeit andere Hochzeiten sich machten, blasirte Hagestolze zu schmachten anfangen, Spröde aufschauen, Unbefangene zu überlegen beginnen. Aber noch viel angreifbarer ist es, absonders für ein Mädchenherz, wenn eine Freundin kommt, gewöhnlich kömmt sie auf den Fußspitzen und schlägt

die Augen nieder, und was erzählen will und nicht weiß wo anfangen, und wenn ſie angefangen, renig wird und lieber nicht fortführe und am Ende doch erzählt, wie ſie ſpazieren gegangen, und was er geſagt, und was ſie geſagt, und wie es dann weiter gegangen, und wie ſie jetzt einen Geliebten hätte, einen, wie keiner noch geweſen, und wie ſie jetzt glücklich ſei wie im Himmel, und dazu ſich die Augen wiſcht, vielleicht der Freundin noch um den Hals fällt und ſpricht: ach Gott! wie glücklich, wenn du nur wüßteſt wie! Ach Gott! wie gerne, wüßte ich es, denkt die um den Hals Gefallene und kann faſt die Thränen nicht verdrücken, wenn ſie herausſtottert: So, ſo, he nun, es freut mich für dich, wenn du glücklich biſt. Per se kennſt du ihn beſſer, er wird nicht ſein wie die andern! Ach ja. Aber was mich dauert, iſt, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zuletzt bleibt man ganz iſolirt, alleine in der Welt! Dann weint ſie ganz bitterlich, aller Troſt iſt umſonſt, wie die Freundin auch zuſpricht, ſie ſolle ſich doch nicht deſoliren, ſie bleibe da, und ihre Freundſchaft ſolle die gleiche bleiben ewiglich, alle Tage wollten ſie ſich ſehen; es wäre doch ſonderbar, wenn man wegen dem Mann keine Freundin mehr haben ſollte, ein ſo eng Herz hätte ſie doch wahrlich nicht. Begreiflich hatte die Freundin ſchon Erfahrungen über die Weite ihres Herzens gemacht und meinte nicht bloß a priori, ſondern wußte a posteriori, daß mehr als eine Perſon darin Platz hätten. Es giebt ja Herzen, in denen die Menſchen nicht bloß Compagnien, ſondern Regimenter-Weiſe Platz haben. Habe erſt eine Anekdote der Art von einem alten Pferde geleſen. Iſt ein Roßherz ſo weit, wie weit muß erſt ein menſchlich Herz ſein und zwar ein junges, welches noch elaſtiſch, nicht verknöchert iſt? Aber die Freundin tröſtet umſonſt, Luiſe weint immer bitterlicher, bis endlich die

Freundin recht verlegen wird und sagt, sie müsse gehen, sie habe ein Rendevous mit dem Geliebten. Ach da weint Luise noch bitterlicher, ihr Leblag hat sie noch nie ein Rendevous gehabt, als etwa mit ihrer Tante, der Frau Spendvögtin, wenn sie in verschiedener Gesellschaft waren im Winter und doch nur mit einem Laternchen heimgehen wollten. Ach, das Luise ist doch gewiß herzgut, sagt die Freundin, ich wußte gar nicht wie lieb ich ihm war. Du glaubst gar nicht, wie das arme Geschöpf weinte, als ich ihm sagte, ich sei versprochen, es hat mich recht können erbarmen. Es hätte dann Niemand mehr auf der Welt, wenn ich ihn's verlasse, hat es gejammert. Es ist wahr, verheirathen wird es sich per se nicht, Geschwister hat es keine, und wenn einmal die alte Spendvögtin weg ist, so wird es wirklich nicht wissen wohin?

Aber Luise dachte weder an die Freundin noch an die Spendvögtin, und darum weinte sie nicht, weil sie nicht in Ewigkeit ihr Haupt in ihren Schooß legen konnte; darnach fragte sie nichts, aber anders wohin hätte sie dasselbe für ihr Leben gerne gelegt, und weil sie dieß nicht konnte, darum weinte sie so bitterlich. Ach will mich dann Niemand lieben, und meinte ich es doch so gut, ach und wie wollte ich Einen glücklich machen, o anders als die andern alle, welche Egoistinnen sind. An mich denkt keiner! Eine nach der andern findet Einen, ich keinen, ich muß allein bleiben, Niemand hat mich lieb. Ai, ai! So jammert Luise, hält die Hand auf's Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es gesprungen sein müßte. Und doch wurde Luise nicht neidisch. Stellte sich nicht vor den Spiegel, verglich sich nicht mit der Glücklichen, fand sich nicht zehnmal hübscher als sie und unbegreiflich, wo der Schlingel, der sie auserwählt, seine Augen gehabt, rupfte auch nicht der Freundin alle ihre Sunden auf, stellte die eigenen Tugenden daneben, sagte nicht, he nun sodann, wenn sie nicht mehr Ver-

ſtand haben, ſo iſt es ihnen zu gönnen, wenn ſie ſo recht getäuſcht werden, lief ebenfalls nicht bei den Freundinen herum, zählte an den Fingern die Laſter der Freundin her und ſchloß weinerlich: wie doch der arme Menſch ſie daure, der meine, er kriege einen Tugendſpiegel und habe die ſchrecklichſte Sündenbüchſe auf Erden. Wenn ſie nur Jemand wüßte, ſie ließe ihn im Vertrauen warnen, es ſei doch nicht recht, wenn man ſeinen Nächſten in's Unglück rennen ſehe und gebe ihm keinen Wink. Von dieſem Allem ſagte Luiſe nichts, ſie dachte nur: will mich denn Keiner lieben? und wenn ſie unter die Leute kam, ſo ſchien ſie noch farbloſer, redete noch leiſer, und, wie geſagt, Worte, welche man mit den Händen hinter den Ohren auffangen muß, ſind eben nicht förderlich Liebe zu wecken und anzubrennen. Endlich hatte ſie nur noch eine Freundin, denn, wie geſagt, die Mädchen in dem Städtchen waren berühmt wegen der Zärtlichkeit, und eine herrlichere Ausſicht auf Erden kannten ſie nicht, als die Ausſicht, Spendvögtin, Seimeiſterin, Seckelmeiſterin oder gar Frau Rathsherrin zu werden. Für dieſe Ausſichten ſchwärmten ſie förmlich, während ſie die Ausſicht auf dem Rieſen ſehr fade fanden, dieweil kein Wirthshaus dort ſich findet. Auf dem Faulhorn iſt ein Wirthshaus, die Ausſicht aber dumm; man ſehe ja nur Berge, die könnten ſie vom Haus aus auch ſehen, und eigentlich wüßten ſie nicht, was man an den Bergen ſehe. Genau beſehen, ſei ein Berg wie der andere. Da gefalle ihnen eine ſchöne Promenade, auf welcher Herren und Damen ſpazieren gingen, viel beſſer. Wegen den Herren wollten ſie nun nichts ſagen, aber wo viele Damen und Töchter ſpazirten, abſonderlich wenn Fremde da ſeien, ſehe man allerweil was Neues, neue Häubchen, neue Hüte, neuen Zeug, kurz immer was, das einem zu denken gebe, erſtlich wie man wohlfeil dazu kommen könnte und zweitens wie ſchön es einem ſtehen müßte, ſo kalkulirten ſie. Die letzte

der Freundinen hatte den Wahlſpruch der alten Garde: die Garde ſtirbt, ergiebt ſich nicht, nicht zu dem ihren gemacht, ſie hatte von je für die Ausſicht Vögtin oder gar Meiſterin über irgend welchen Zweig der bürgerlichen Verwaltung zu werden ſtark geſchwärmt, aber fruchtlos, war indeſſen nicht in Verzweiflung darüber gerathen, denn Julie war ein zäh Ding, hielt ſich am Vers: Wenn Hoffnung nicht wär, ich lebte nicht mehr! Dieſe Hoffnung ließ ſie auch nicht zu Schanden werden. Endlich auf einem Spaziergange im vergangenen Jahre, an einem ſchönen Sonntage Nachmittags, in den Hundstagen war es, ging an ihrer Seite ein hölzernes Subjekt in Feuer auf. Es war ein Schreiber auf dem Amte mit großen Ausſichten. Julie ſchrie begreiflich nicht Fürio, ſie ließ brennen was brennen wollte, ihr Herz und des Subjekts Herz, beide zuſammen gaben eine artige Flamme. In dieſen Flammen wurden beide eins, d. h. glücklich und räthig, Mann und Frau zu werden. Schon Montags in der Früh kam Julie zu Luiſe, ihr zu verkünden, weſſen ihr Herz voll war. Wie da Luiſe weinte und troſtlos war, kann man ſich denken. Ihr Elend ging Julie zu Herzen, faſt hätte ſie mit geweint, ſie zeigte die herzlichſte Theilnahme, las in den hinterſten Winkeln die Troſtgründe zuſammen. Zwiſchen durch entrannen ihr Bruchſtücke ihrer Ausſichten und Gedanken, ob ſie ſich am Hochzeitstage ſchwarz oder weiß kleiden ſolle, mit einem Häubchen oder ohne Häubchen, den Blumenſtrauß in der Hand oder angeheftet? Endlich ſchloß Julie, da alle Troſtgründe bei Luiſe nicht anſchlagen wollten, du mußt dabei ſein, denn ich bin gekommen, dich zu bitten, meine Brautführerin zu ſein. Mein Fritz hat mir geſagt, es müßte glänzend zugehn an unſerer Hochzeit, drei oder gar vier Fuhrwerke müßten es ſein. Näheres haben wir noch nichts abgeredet. Es hat geſtern Abend ſich nicht Alles ergeben mögen und immer kam Jemand dazwiſchen, hing

sich an uns, wenn unsere Herzen im besten Zuge waren, und heute habe ich ihn noch nicht gesehen meinen Fritz, den Spitzbuben! — das hölzerne Subjekt.

Luisens Thränen versiegten nicht auf der Stelle, aber doch schneller als man hätte erwarten sollen. Wie nach einem Gewitterregen wächst und blüht, was noch wachsen und blühen kann, so wuchs aus Luisens Thränen eine Freude auf, die sie noch nie gehabt, die Freude Brautjungfer sein zu können. Ganz wonniglich warm rieselte es in ihrem Herzen, wenn sie daran dachte, es war ihr halb und halb als wäre sie selbsten Braut, Brautführerin war die gute Luise auch noch nie gewesen. Die einen ihrer Freundinen dachten nicht an sie, andere wollten ihr die Kosten nicht verursachen, fürchteten, sie möchte gar zu armselig erscheinen und die Leute sagen: es keine miserablere Brautführerin zu finden gewesen, das Hochzeitpaar müsse auch nichts besonders sein. Endlich lagen wohl auch der Auswahl von Brautjungfern und Brautführern heimliche Pläne zu Grunde, bald die Braut, bald der Bräutigam, bald beide zusammen, wünschten Die und Jenen in Berührung zu bringen, Bekanntschaft zu vermitteln. Wo war dazu bessere Gelegenheit und wenn die Herzen günstiger gestimmt, als an einer Hochzeit und bei den Brautführern und Brautführerinnen, wenn sie, nachdem sie ihre Pflicht gethan, Braut und Bräutigam zusammen geführt, diese vom Pfarrer eingesegnet, Arm in Arm die Kirche verlassen, sich nun gegenseitig die Arme geben, Paar und Paar hinter dem eigentlichen Paar herziehen? Da wäre es doch wunderlich, wenn sie nicht auch Heirathsgedanken fassten und wenigstens als halbe Ehepaare sich vorkämen. Luise hatte nie daran gedacht, daß sie auch Brautführerin sein könnte, nun jetzt einmal war sie erkoren, es war als ob ihr ein Licht angezündet sei in der Seele. Gerne würden wir erzählen wie dieses Licht, das da erschien in der

Finſterniß, leuchtete, den Funken folgen, welche aufſtiegen von dieſem Lichte, Raketen gleich und wunderherrlich ſchwammen hoch oben als wie im Himmel, aber wir hätten nicht Papier genug. Lärm machte Luiſe dabei nicht, plagte auch Tante Spendvögtin wenig wegen der Toilette, aber faſt kriegte ſie Glanz auf die Wangen, und wer die Muße genommen hätte, ſie zu beobachten, würde in ihren Augen ein ſüßes, ſeliges Träumen geleſen, geſehen haben, daß da hinten eine neue Welt aufgegangen ſei, von welcher die eigentliche Welt keine Ahnung hatte. Vergeßlich ward Luiſe und darüber führte die Spendvögtin bittere Klagen: Aber Luiſe, was haſt auch, keinen Kreuzer biſt mehr werth, vergiſſeſt Alles unter den Händen. Ich glaube bald, es fehle dir im Hirn und werdeſt ganz einfältig, das Geſcheuteſt wareſt ohnehin nie, ſo redete die Spendvögtin. Tante Spendvögtin hatte keine Ahnung der eigentlichen Urſache von Luiſens Vergeßlichkeit, denn in ihrer Geſchichte, wie ſie den Spendvogt bekam, kam Vergeßlichkeit gar nicht vor.

Endlich rückte er heran, der hochwichtige Tag und Luiſens Herz zitterte in freudigem Bangen. Es waren Hochzeitgäſte, welche am Abend vor demſelben ſtark den Barometer mißhandelten und alle Augenblicke ſagten, wenn wir Morgen nur ſchönes Wetter haben, aber es wird kaum ſein. Allerdings machte der Himmel trübe Miene und alle Regenzeichen waren ſo ſichtlich da, daß man vergeblich gegen ſie ein Auge zuzudrücken verſuchte. Luiſe dachte weder an Barometer, noch an Regen, noch an Sonnenſchein, das kümmerte ſie all nichts, wenn es nur bald fünf Uhr früh geſchlagen hätte, um welche Stunde man abfahren wollte. Frau Spendvögtin war auch aufgeſtanden aus Angſt wegen Luiſens Vergeßlichkeit, ſie wäre im Stande das Hemd über den Rock anzuziehen und die Nachthaube auf dem Kopfe zu behalten, hatte ſie geſagt. Die Tante

hatte nicht Unrecht. Marei, sagte sie zu der Magd, geh mit, sonst läuft sie zum Bernthor statt zum andern und wart bis sie wirklich in der Kutsche sitzt, sonst setzt sie sich hinten auf's Brett oder vornen auf den Bock. Wie es den ganzen Tag gehen soll, das weiß der himmlische Vater, ich darf nicht daran denken. Wenn du nicht so mager wärest, so hättest müssen zu Ader lassen, und bessert es nicht, so muß es mir wenigstens geschröpft sein. Der Regen kam bachweise vom Himmel, aber das kümmerte Luise hell nichts; so tapfer war die alte Garde nicht aus Rußland marschiert, als Luise an diesem Morgen durch Dick und Dünn. Auf dem Sammelplatz machten alle Ankommenden grämliche Gesichter, und so Mancher als kommt, sagte, es regnet. Bei Jedem ging das Verweisen von neuem an, ob es den ganzen Tag regnen, oder am Mittag oder am Abend das Wetter sich aufheitern werde? Luise alleine hatte heute und zum ersten Male etwas Ausgezeichnetes, sie machte ein glückliches Gesicht, jammerte über den Regen nicht, zuckte beständig, wenn sie reden wollte, mit den Füßen, als setzte sie zum Tanzen oder Hüpfen an und sagte gewöhnlich, das Wetter dünke sie nicht so schlimm, und sei man einmal in der Kutsche, so merke man es nicht, regne es oder scheine die Sonne. Da trat ein schön geputzter Herr an sie und sagte: es sei schön von ihr, daß sie den Muth nicht verliere und wenn es regne, sei man eigentlich viel heimeliger beisammen. Es freue ihn ihre Bekanntschaft zu machen, er hätte die Ehre Brautführer zu sein. Ach Gott! wie dieß Wort Luise durchzuckte, und wie sie plötzlich ihre Augen aufschlug und in das Gesicht sah, welches dieses Wort gesagt hatte! Es war ein schönes, glattes Gesicht, roth und weiß mit blauen Augen, langer Nase, süßem Lächeln, verziert durch ein blondes Schnäuzchen, welches etwas schamhaft unter der langen Nase durchkroch. Das Halstuch war wohl eng gezogen,

die Figur steif, spitz standen die Ellbogen hinten aus, die Arme hatten sich aus langer Uebung die rechtwinklichte Haltung angewöhnt.

Der Herr war nämlich mehrere Jahr mit dem Hochzeiter-Subjekt in einer Amtschreiberei auf dem Lande gewesen, hatte sich endlich nach zehnjähriger Lehrzeit zum Notar hinaufgeschwungen und wollte sich als solcher in dem Städtchen setzen, wo sein Freund einstweilen noch Substitut, sog. Subjekt war. Es schien Luise, als hätte sie solche Holdseligkeit und Schönheit noch nie in einer Menschengestalt vereinigt gesehen, sie fand kaum den Muth zur Antwort, lispelte sie endlich noch einmal so leise als sie sonst zu reden gewohnt war. Ihr Herz war so voll Seligkeit, daß es ihr bis vor die Luftröhre kam, denn nicht bloß das Reden, auch das Athmen ward ihr schwer. Endlich eine Stunde später, als angesagt war, nachdem man Boten nach allen Windgegenden ausgesandt, die Kutscher sich fast die Zungen aus dem Munde geflucht hatten, kam der Letzte angerannt. Es war auch ein Subjekt, es trug das Halstuch noch in der Hand; es hatte sich erstlich verschlafen, zweitens sich zu lange mit dem Kamm versäumt und schließlich ob dem Wichsen der Stiefel, welche ihm nie glänzend werden wollten. Er hatte vor wenig Tagen sie mit Fett eingeschmiert, weil er bei schlechter Witterung an eine Steigerung mußte, jetzt wollten sie ihr Angesicht nicht bald wieder ändern, waren konservativer als viele Menschen. Das gute Subjekt weinte fast aus Angst und Zorn über dieses verfluchte konservative Wesen. Und in der That, es hatte Recht. Was hilft es, wenn man mit dem Kopf radikal ist, ihn dreht, je nachdem von Oben geblasen wird und die Stiefel bleiben konservativ, sind es doch am Ende die Beine, mit welchen man seinen Weg machen muß. Nun konnte man endlich an das Einpacken gehen, was gewöhnlich bei derlei Anläßen ein schwer Stück Arbeit ist, weil man sich die Kut-

schen zu weit, die Menschen zu dünn gedacht. Nun wenn man recht stößt und drückt, der Kutscher mit grimmigem Gesichte nachsieht, fluchend, man versprenge ihm den Kasten, findet am Ende doch jedes sein Plätzchen und der Kasten springt nicht. An einem solchen Tage leidet und duldet jedes gerne und die zarteste Tochter schreit nicht, wenn ihr ein Herr schon halb auf dem Schooße sitzt. Ja währhafte Töchter nehmen freiwillig schmächtige Freundinnen auf den Schooß, wenn sie Gefahr laufen zu ersticken. Und je gepreßter man sitzt, die Kutsche gerade aussieht, wie eine Häringstonne; desto mehr rühmt man wie heimelig man sich befinde und wie man es nie besser wünsche. Etwas Molest entsteht freilich noch, wenn die Damen gnädig sind und den Herren das Rauchen erlauben; vielleicht mit dem Beisatz, sie lebten erst recht, wenn sie Rauch röchen; es dünke sie ein Herr sei kein Herr, wenn er nicht rauche. Bsonderbar wohl stehe Pfeife oder Cigarre einem männlichen Gesichte. Was das kostet bis in dieser Presse die Herren das Rauchzeug bei der Hand haben. Was das für ein Winden und Biegen und Strecken ist und ohne weibliche Nachhülfe käme man doch nicht zu Stande. Und wenn man es endlich bei Hand hat, so ist noch kein Feuerzeug da und was da alles verwunden werden muß, bis man endlich zu Feuer und endlich zu Rauch kömmt, hat gesehen, wer mal dabei gewesen ist.

Am Ende geht es uns in diesem eigenthümlichen Preßzwang, wenn man nämlich weder Gift oder Ungeduld im Gemüth hat, wie in manch anderm Zwang, er scheint sich allmälig zu erweitern, es wird uns behaglicher und zuletzt ist es uns sogar leid, wenn wir an Ort und Stelle sind und wieder ausgepackt werden sollen. Das ist nun wieder mit Beschwerden verbunden, indessen alle Glieder sind ganz geblieben, sogar die Haut und wenn sie schon starke Eindrücke empfangen hat, wer sagt uns, daß starke Eindrücke immer unangenehm sind?

Freilich, die Garderobe der Damen ist nicht mehr ganz so frisch, sieht gerunzelt aus wie alte Zigeunergesichter. Indessen die Damen geben schon nicht mehr so viel darauf, die sind überzeugt, die im Wagen entfaltete Liebenswürdigkeit bedeckt unendlich viele Falten und mit Hauchen und Dämpfen kann man viel nachhelfen, Krummes gerade machen, Zerknittertes wieder blank. In unendlichem Glück war Luise neben dem Notar gesessen, die ganze Fahrt war ihr ein himmlischer Augenblick. Sie ahnete, wie vor Gott 1000 Jahre wie einen Augenblick sein können, jetzt da vier Stunden neben einem Notar zu einem Moment zusammengeflossen. Nun wie es bei einer Hochzeit vor dem Kirchengehn zugeht, weiß Jedermann. Es ist der zweite Aufzug des Schauspiels, welches beim Einsteigen aufgeführt wurde, es ist eine respektive Unordnung. Die Einen kommen nie zum Frühstück, die Andern kommen nie davon, man wird nie fertig. Der Siegrist würde aus der Haut fahren, wenn nicht die Neugierde, wie groß das ihm gespendete Trinkgeld sein würde, ihn zurückhielte. In der Kirche gings ebenfalls wie üblich; einige Freundinnen der Braut weinten, die Freunde des Bräutigams dagegen blieben hölzern und unempfindlich, woran aber weder die Kirche noch der Pfarrer Schuld. Von wegen saget Kameele, Büffel, Bisonochsen, Elephanten, ja Rhinozerosse und Giraffen in eine Kirche und laßt einen Pfarrer beten und predigen, so streng er mag. Weder Giraffen, noch Rhinozerosse, noch Elephanten, noch Bisonochsen, Büffel, Kameele und anderes Hornvieh wird was anderes denken, als wann es nur wieder raus wäre und nichts anderes im Auge haben als das Loch, wo es hinein kann und wenn das nicht mehr sichtbar ist, nach einem andern spähen, wo es wieder raus kann. Luise war unter den Weinenden, ihr Schnupftuch wurde ganz naß, aber es waren selige Thränen, sie rieselten ganz weich und warm über die Wangen nieder. Der Notar dagegen weinte nicht,

aber er machte einen steifen Hals und gab genau Acht, ob alles pünktlich nach Gesetz und Propheten vor sich gehe, nicht irgend ein Formfehler passire, daß er hinten drein sagen könne: die Sache sei zwar vorbei, aber wenn er wollte, er könnte den Pfaffen ringgeln, daß ihm die Schwarten wehe thäten, er möchte es aber seinem Freunde nicht zu leide thun und dessen Fraueli, die könnte ihn dauern. Der Notar war von Natur eine ganz gute Seele, d. h. eigentlich eine gute Haut. Ob er eine Seele hatte, das wissen wir nicht. Wenn er eine hatte, so bestund sie hauptsächlich in dem eminenten Vermögen ein Gätzlein nachzupfeifen und zwar ununterbrochen so lange, bis man ihm wieder ein anderes vorpfiff. Wahrscheinlich hatte sie ein ähnliches Eingericht wie trompetende Tabaksdosen oder Kasten eines Leiermannes. Nun alles auf Erden geht zu Ende, selbst die Zeit, in welcher gepreßte Heiden des Zeitgeistes und hölzerne Subjekte in der Kirche sein müssen. Aus dicken Wolken strömte dicker Regen nieder, aber eben das war wieder unaussprechlich schön und heimelig. Nun kam der Herr Notar in seiner unaussprechlichen Holdseligkeit, verbeugt sich so schön er konnte, nahm Luise nicht bloß untern Arm, sondern auch unter seinen Regenschirm und zog dicht hinter dem Ehepaar mit ihr davon. Das war schön und was das für Gedanken gab! aber nicht bloß das war schön, sondern der Notar entfaltete eine Sorglichkeit und Höflichkeit, welche Luise nie erlebt hatte. Er trat ihr nicht bloß nie auf die Füße, sondern er leitete sie sogar auf die besten Stellen des Weges; er hielt sie nicht bloß nicht unter der Traufe seines Regenschirms, sondern er gab sich wirklich Mühe, sie trocken zu erhalten, so daß seine linke Seite ganz naß wurde, was zu einem edlen Wettstreit fortdauernd Anlaß gab und welchen der Notar mit so schönen Manieren und Redensarten führte, daß Luise ein Mal über das andere denken mußte, die würde er bloß von

den Engeln im Himmel erlernt haben, ja gar Angſt und Zweifel kriegte, er könnte plötzlich Flügel bekommen und ihr davon fliegen ſammt dem Regenſchirm als ein wirklicher Engel. Zwiſchen der Kirche und dem Eſſen iſt für Viele eine langweilige Zeit, man weiß gar oft nicht was miteinander machen, beſonders wenn man früh aufgeſtanden und der unterdrückte Schlaf ſeine Rechte geltend macht, wie ein ungeſtümer Unterthan. Ach und es ſchien keine heiße Sonne, in welcher man ſpazieren, in welcher was hölzern war, Feuer fangen konnte. Aber man weiß ſich zu helfen, man ſpielte, da die Geiger noch nicht da waren, Blindemaus im Saale und Verſteckens im ganzen Hauſe, man amuſirte ſich herrlich; abſonderlich Luiſe, welche der Notar immer ſorglichſt geleitete, ſie ſchützte, die beſten Verſtecke zu finden wußte und alles ſo zart, ſo zart, daß Luiſe immerfort denken mußte: Ach das iſt Einer, das iſt Einer!

Ach und das: Ach, das iſt Einer, das iſt Einer! mußte Luiſe ſelben Tages ſich noch viel hundertmal wiederholen. So artig und ſo zart war noch nie einer neben ihr geſeſſen, als der Notar und noch nie hatte einer ſo artig und ſo zart für alle ihre Bedürfniſſe geſorgt. Luiſe konnte ihm gar nichts abſchlagen, aß noch einmal ſo viel als ſie ſonſt pflegte und trank mehr als ein Schlücklein über das gewohnte Maaß. Dieß hatte den glücklichen Erfolg, daß Luiſe's Stimme ſich kräftigte, ſo daß der Notar ſie wirklich, ohne die Hände hinter den Ohren zu halten, verſtund. Nun erſt ging die Seligkeit an, d. h. Geſpräche ſinnig, tief und hehr, wo der Notar Grundſätze zeigte; ach ganz herrliche, wie Luiſe nie geſehen. Seine Seele war ganz feurig und zwar freiſinnig feurig und ſo freiſinnig feurig, wie er war, wollte er die ganze Welt machen, dann erſt ſei man glücklich und frei und habe die rechte Religion. Die Religion ſei das Höchſte, aber ganz freiſinnig müſſe ſie ſein, wenn ſie nicht freiſinnig ſei, ſo ſei ſie das Unglück

der Welt und beraube die Menschen der höchsten Güter. Das habe man erfahren und jetzt wolle man die Menschen glücklich machen und nicht bloß Einige, sondern Alle, Alle, seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt! so rief der Notar begeistert und Luise wurde roth und auch feurig im Herzen. Eine andere wäre eifersüchtig geworden auf die Welt, mit welcher sie einen Kuß theilen sollte, homöopathischen Küssen früge sie nicht viel nach, würde sie gesagt haben. Luise war nicht so, sie war ganz glücklich mit ihrem 1000 Millionsten-Theilchenkuß und seufzte: ach, welch herrlicher Mensch für eine bessere Welt geboren! Und als es erst ans Tanzen ging, wie war es da Luise? Es war ihr, wenn sie mit dem Notar tanzte, als ob zwei Engel durch den Aether schwebten. Er ragte über sie empor, trug den Kopf nach hinten und schloß halb die Augen wie ein Engel, der in seliger Verzuckung gen Himmel fahren will. Ungestört konnte Luise zu ihm aufsehn, ungestört trinken die Wonne seines Anblickes; er sah es nicht, er störte sie nicht, sie konnte träumen wie der Boden weiche und sie auf Fittigen leise schwebten zu den Sternen empor, die in seligen Räumen wohnen. Aber alles nimmt ein Ende auf der Welt, der glücklichste Tag verrinnt dem unglücklichsten gleich. So ging es auch diesem Tage, die Geiger mußten verstummen vor dem Fluchen der Kutscher, die keinen Augenblick mehr warten wollten, drohten mit Fortfahren; wer nicht mitkommen wolle, könne ins Teufelsnamen da bleiben. Nun es blieb noch das Heimfahren und das ist manchmal das Schönste von Allem, der Punkt auf den I. Die Herzen sind weich geworden, die Sehnsucht ist groß geworden, die Zungen lösen sich, mit traulichen Geständnissen macht man sich glücklich, verewigt den glücklichen Tag.

Es war Nacht, als man endlich den Befehlen der Kutscher nachkam und in die finstern Kasten kroch, ach wo es so

heimelig war, wo das Gemüth sich entfalten konnte, so schön als es war, so traulich es wollte, die Hände sich drücken konnten, die Herzen sich finden, ungehört und ungesehen von Allen, welche es nichts anging. Alles war so recht, wie es sein mußte, nur leider eines nicht; die Stimmung der männlichen Bevölkerung, diese unterlag leider dem Zeitgeiste, war nicht sentimental, nicht liebenswürdig, d. h. liebedurstig, sondern patriotisch und freisinnig. Es wurde gesungen und zwar stark, daß man das Rasseln der Wagen, das Knallen der Peitschen nicht hörte. „Ho, ho ihr Schützenbrüder" und „laßt die Fahnen wehen," das sind Lieder, welche Liebesmucken vertreiben, blutdürstig machen und schlachtensüchtig. Paß, Paß sagte ein Lied das andere, und wenn man wegen dem Verschnaufen Pausen machen mußte, so brach der Muth in Prosa aus und absonderlich der Notar erzählte von seinen Heldenthaten, welche er zu verrichten gedachte und wie er sich lieber zu Kraut und Rüben verhacken, zu Pulver zerstoßen ließe, als sich gefangen geben. Schieße man ihm die Beine ab, so stelle er sich an einen Baum und schlage mit dem Säbel drein; haue man ihm die Arme ab, so lade er Flinten und Pistolen mit den Füßen und schieße fort wie's Wetter oder renne mit dem Kopf die Leute vor die Bäuche; so könne man ganze Regimenter sprengen. Er legte eine Gesinnung, eine Tapferkeit an den Tag, daß es Luise ganz kalt den Rücken auf lief, daß sie ausrief einmal über das andere: o nein doch, ach nein doch, schweiget doch, es wird mir weh! Sie sah ihren schönen Notar schon ohne Beine, ohne Arme, mit dem Kopf im Bauche eines dicken Jesuiten oder eines Oesterreichers stecken wie eine Kanonenkugel in einer Mauer. In dieser patriotischen Begeisterung ging jede Privatstimmung unter, wie billig, und diese Begeisterung war so hartnäckig und schwunghaft, daß sie nicht verflog, als man aus dem Wagen stieg, sondern daß sie in immer lichtere Flammen ausbrach, als

der Notar Luise durch Dick und Dünn, Nacht und Graus zu ihrer Wohnung geleitete. Er erzählte Luise, wie er das Vaterland liebe, was er schon Alles für dasselbe gethan und noch thun wolle, wenn dasselbe auch noch nichts für ihn gethan hätte. Undank sei der Welt Lohn. Aber es komme doch die Zeit, wo man ihn erkennen werde, er zähle fest darauf, es komme dann nur darauf an, ob er dann annehmen wolle, was man ihm anbiete; jedenfalls wolle er sich besinnen. Ach, welch herrliche Gesinnung und wie selten in unsern Tagen, seufzte Luise! Sie ist häufiger, als man glaubt, sagte der Notar. Ich will nicht sagen, daß ganz so wie ich Viele sind, aber unter den Freisinnigen ist im Allgemeinen eine herrliche Gesinnung und Vaterlandsliebe und wenn man schon begreift, daß das Vaterland nicht Alle auf einmal belohnen kann, so darf man doch erwarten, daß es nach und nach geschieht und Unwürdige nicht den Würdigen vorgezogen werden. Ach, wie edel, sagte Luise, fast wird das nicht mehr geschehen, wir leben ja in einer so schönen Zeit. Man kann nicht wissen, sagte der Notar, aber es ist nicht Alles, wie es sein sollte; es steht Mancher hoch, er that nicht die Hälfte, was ich für das Vaterland. Aber ich will nicht klagen, ich bin im Stande mich selbst durchzubringen, was bei Andern nicht der Fall ist, das wird man gedacht haben. Wenn man mich nöthig hat, wird man mich schon finden. Ach wie bescheiden, sagte Luise, wenn doch Alle so wären! Da standen sie vor der Frau Spendvögtin Häuschen und ehe der Notar sich noch gebührend über die Freude ausgelassen, Luisens Bekanntschaft gemacht zu haben und die Hoffnung auszusprechen, das Vergnügen zu haben, sie fortzusetzen, ließ von hinten die Stimme der Frau Spendvögtin sich hören, welche heftig schalt über das späte Nachhausekommen. Luise erschrak, der Abschied verwirrte sich, die lieben Worte blieben ihr stecken im Halse und ehe sie wußte, wie es geschah, war

der Notar verſchwunden und ſie ſtund im Kreuzfeuer des Zornes der Frau Spendvögtin. Die ſchönſten Tage enden gerne mit einem Gewitter. Das erlebte Luiſe!

Tage vergehen, aber ſie hinterlaſſen oft Eindrücke, welche nicht bloß nicht vergehen, ſondern ein eigenes Leben erhalten, wachſen und als Frucht ein neu eigenthümliches Daſein bilden. Luiſe ſchwelgte die erſten Tage in der Rückerinnerung. Wie oft des Tages ſie jenen Tag von vornen bis hinten wieder durchlebte, bis Tante Spendvögtin im Hausgang erſchien, wiſſen wir nicht. Aber wenn das Kind einen Weg bis zu einem beſtimmten Punkte mehrere Male gemacht hat, ſo ſtrebt es darüber hinaus, es nimmt es Wunder, wie es jenſeits deſſelben ausſehe; das liegt in der Natur. Das lag auch in Luiſens Natur. Als ſie einige Mal bis zur Spendvögtin gekommen war, ſo gleichſam das Gitter hinter dem Paradieſe, nahm es ſie Wunder, was hinter dem Gitter ſtehe, d. h. was geſchehen wäre, wenn die Spendvögtin nicht gekommen wäre. Wie die Kinder es thun, that Luiſe das Gitter nur ganz wenig, ganz leiſe auf, daß kaum das Näschen durchmochte, ſetzte ſchüchtern einen Fuß hinaus, den zweiten endlich auch, that einige Schritte und wenn dieſer Anfang einmal gemacht iſt, weiß man wohl, wie es geht. Es geht Mädchen akurat, wie Mahomet ſeinen Arabern drohte, daß es ihnen ergehen werde, wenn ſie ſich unterſtünden Bilder zu machen. Dieſe Bilder, drohte er ihnen, würden als Schatten ſie verfolgen, ſich an ihre Ferſen heften, Leben und Seele von ihnen fordern, ihnen nicht Ruhe laſſen. Pflanzen nun Mädchen Bilder in ihre Herzen, abſonderlich von Notarien oder ſelbſt bloßen Subjekten, machen dieſe Bilder feſt darin und beſchauen ſie alle Tage, ſo werden dieſe Bilder das Herz ſchwer plagen; das Herz aber, um der Plage los zu ſein, will das Bild, welches es plagt, aus dem Herzen heraus vor Augen haben, lebendig und als

sein eigen, so daß es dasselbe ansehen und behandeln darf nach Belieben. Das empfand die arme Luise, welche der Notar im Herzen alle Tage ärger plagte, daß es eine strenge Sache war. Es dünkte sie, wenn sie ihn nur sehen könnte, nur von weitem oder auch nur von hinten, es würde ihr schon bessern, leichter im Herzen werden. Aber mit keinem Auge sah sie ihn, vernahm nichts von ihm, er war gleich einer himmlischen Erscheinung verschwunden. Ihre Freundin Julie war abwesend auf einer Hochzeitreise. Luise ward ganz schwermüthig, mußte immer strenger an ihn denken und wenn sie am strengsten an ihn dachte, so mußte sie seufzen und denken, wenn sie Flügel hätte, sie flöge ihm nach! Mit der Spendvögtin durfte sie über Mannspersonen nicht reden, ausgenommen über den alten Spendvogt selig, es schicke sich nicht für so junge dumme Dinger, meinte die Spendvögtin und doch war Luise näher den Dreißigen als den Zwanzigen. Durch die Heirath ihrer Freundinnen war sie nach und noch von der Welt so quasi getrennt worden, d. h. sie machte ihre Schwingungen nicht mehr mit, glich so gleichsam einem Krebs, der bei einer Meeresfluth weit auf den Strand getrieben wurde und als die Ebbe kam, in einer Pfütze einsam zurückgelassen worden war. Endlich vernahm sie, Julie sei wieder angelangt, sie säumte nicht der jungen Frau ihre Aufwart zu machen. Sie fand diese voller Freuden, sie hatte einen ganzen Himmel voll Hoffnungen und zwar ganz solide mitgebracht. Sie waren nicht weit gereist, aber mehr als 8 Tage hatten sie sich in der Hauptstadt aufgehalten, wo Fritz, der Spitzbube, vornehme Bekanntschaft hat, welche ihn versicherten, daß er nicht länger bloßes Subjekt bleiben, sondern die erste beste Stelle, welche brav eintrage, erhalten solle. Sie könnten sich ganz bestimmt darauf verlassen, die Herren hätten es ihr selbst in die Hand versprochen und sie hätte versprechen müssen, dieselben aufzunehmen und gut zu

bewirthen, wenn sie hinaus zu ihnen kämen; sie wollten wissen, ob die jungen Frauen Fische backen und Mehlsuppen machen könnten. Es seien gar charmante Herren und wer bei ihnen den Fuß im Hafen hätte, könnte haben was er wolle, die sorgten für ihre alten Freunde und Bekannten. Julie war so voll Freude und Hoffnung, daß es Luise viele Mühe kostete, das Gespräch so unvermerkt als thunlich auf ihren Notar zu bringen und so unverfänglich als möglich merken zu lassen, was das für ein herrlicher Mensch sei; sie glaube nicht, daß es zwei von dieser Sorte auf Erde gebe.

Da lächelte Luise schalkhaft und sagte: Luise, nimm dich in Acht, der sagt dir nicht Herr, der will oben aus, macht Ansprüche. Mein Fritz, der Spitzbube, sagt, der Notar habe gesagt, er wolle entweder gar nicht heirathen oder reich; er glaube dem Vaterland, welches feste, grundsätzliche, unabhängige Männer nöthig hätte, auf diese Weise am Besten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es sei ihm nur Mittel zum Zweck. Er sei gar fest mit den Grundsätzen, der Notar, sagt mein Mann, und werde es weit bringen, wenn man einmal mit Grundsätzen was machen könne. So speiste Julie die arme Luise ab und konnte ihr nicht einmal nähere Auskunft geben, was er treibe, der Notar. Es ging nicht lange, kriegte Fritz, der Spitzbube, eine sehr schöne Stelle, wurde aus einem Subjekt Präsident oder noch mehr und mußte über Hals und Kopf mit seiner Frau von dannen ziehen. Nun war die Brücke zwischen Luise und dem Notar vollständig abgebrochen, Luise trostlos. Den Notar im Herzen ward sie nicht los. Derselbe ward ungestümer und plagte sie alle Tage wilder, wollte hinaus, wollte Leben, Seele, wollte Luise Alles in Allem sein! Die arme Luise, wie sie sich auch Mühe gab, kam nie zum Glück mit dem Notar zusammenzutreffen, sie sah ihn höchstens zuweilen von ferne und von hinten. Wie sehr dieß

sie für einen Augenblick auch glücklich machte, hintendrein ward sie nur unglücklich, das Bild in ihrem Herzen ungestümer. Sie hatte keine Freundin, welcher sie sich mittheilen konnte; der Frau Spendvögtin mußte sie sogar ihre Seufzer verbergen. Diese war ohnehin sehr unzufrieden wegen Luisens Vergeßlichkeit, klagte, es sei gar nichts mit ihr anzufangen und drang mit Ernst darauf, daß Luise, wenn nicht zu Ader, so doch schräpfen lasse. Die Spitalvögtin mißrieth dieß sehr. Sie sagte, ein Fall, wie der, daß man Personen von diesem Aussehen geschräpft, sei ihr nicht vorgekommen, das könnte sie ja tödten. Sie habe augenscheinlich zu wenig Blut und nicht zu viel, sie wäre sonst nicht so blaß; sie wette, sie habe die Auszehrung oder gar die galoppirende Bleichsucht. Da wäre nichts besser als ab Bocksbart zu trinken. Möchte nicht dabei sein, möchte ab diesem oder jenem Bocksbart ein absonderlich Trinken sein. Die Frau Seimeisterin war anderer Meinung. Sie hielt dafür, die Kost bei der Frau Spendvögtin sei nicht gut für Luise, die sollte nicht bloß Kaffe trinken, sondern tüchtig Fleisch essen, Brat- und andere Würste, gebratene Kartoffel, kurz so was Währschaftes, Tüchtiges; die Krankheit liege sicherlich im Magen und wenn alle Glieder schwach würden, so wüßte sie nicht warum nicht auch das Hirn schwachen und das Gedächtniß abnehmen müßte. Andere hatten andere Meinungen, schlugen andere Mittel vor und da alle Tage die Consultationen von vornen anfingen, aber nicht zu Ende kamen, so blieb Luise einstweilen mit Schräpfen und Bocksbart verschont.

Diese Uneinigkeit kam Luise sehr zu statten, sonst hätte sich an ihr das Sprüchwort erwahren können: viele Köche versalzen den Brei und viele Hunde sind des Hasen Tod. Wenn sie der Reihe nach alle Mittel hätte gebrauchen sollen, welche die Meisterinnen, Vögtinnen und Herrinnen ihr verordnet, das Ding hätte schlimm kommen können. Luise war krank, aber

sie wußte allein, wo es ihr fehlte, aber wie helfen, das wußte sie nicht und doch trieb sie der Instinkt der Selbsterhaltung Heilmittel zu suchen. Dieser Instinkt geht zuweilen über alle Doktoren, er fordert Dinge, welche der Arzt auf das Schärfste verboten hat; kalte Milch z. B. in heißen Fiebern, und zum großen Erstaunen von männiglich, weicht die Krankheit und gesund wird der Mensch. Solcher Instinkt stellt sich aber zumeist nur ein, wenn die Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, Die Krisis naht, das Leben des Menschen in der Schwebe ist. So war es wirklich auch mit Luise, sie war ein Schatten geworden, nur fiel es an ihr weniger auf, weil sie nie eine blendende Erscheinung gewesen. Und weiß Gott, wie manchen Tag Luise es noch gemacht hätte, wenn sie nicht eines Morgens früh zu Marei, der Magd, welche ihr wohl wollte, gesagt hätte: Marei, willst mir einen Gefallen thun, aber versprechen keinem sterbens Menschen was davon zu sagen? Ja, wenn ich kann und es sich mir schickt, warum nicht; ja freilich, antwortete Marei. Du weißt, Tante geht diesen Nachmittag zur Frau Seckelmeisterin, aber ich darf dir nicht sagen, was ich möchte, gewiß darf ich nicht, stotterte Luise. Pah, sagte Marei, thut nicht dumm und scheut euch nicht; wenn ihr wüßtet, was ich mein Lebtag schon Alles gehört habe, ihr machtet nicht so lange Flausen. Aber willst es dann Niemand sagen, frug Luise? Ei nun so dann! wann du diesen Morgen in die Metzg gehst, so geh doch zum Notar Stößli, er hat seine Schreibstube hinten am Waschhaus und sage ihm, ich lasse meine Complimente vermelden und ihn ersuchen, diesen Nachmittag zu mir zu kommen, es sei wegen Geschäften, wenn ich wohl wäre, so wäre ich zu ihm gekommen. Das kann ich machen, sagte Marei trocken. Verdammt Wunder nahm es Marei, was seine Jungfer mit dem wolle, wenn die Tante nicht daheim sei. Wie aber Luise zitterte und bebte, als Marei fort war,

und wie gerne sie den Auftrag zurückgenommen hätte und wieder nicht warten mochte, bis Marei zurückkam und Bescheid brachte, ob er komme oder nicht? Er lasse sein Compliment machen und werde, wenn nichts dazwischen komme, sich einstellen, brachte Marei zurück. Er hat mich gefragt, was er machen solle? Was sollte ich ihm sagen? Ich wisse es nicht, habe ich ihm gesagt, was habe ich anders sollen, erörterte Mareili unwillig und erwartete als Trinkgeld und Botenlohn weitere Eröffnungen. Aber umsonst. Luise seufzte nur, ward bleich und roth und Marei mußte brummend sich schieben. Beim Mittagessen brachte Luise keinen Bissen hinunter, so daß es der Frau Spendvögtin Angst wurde. Ich ließe der Frau Seckelmeisterin absagen, sagte sie, wenn ich ihnen nicht die Parthie verderben würde. Aber gewiß muß ernstlich dazu gethan sein. Sie mögen sagen, was sie wollen, sicher wäre Schräpfen am besten. Jedenfalls muß morgen der Arzt kommen. Marei hörst, gehe und sage dem Doktor Habicht: ich laß das Compliment vermelden und morgen solle er kommen, wenn er könne. Luise protestirte umsonst. Es werde schon bessern, sagte sie, es sei nur vorübergehend u. s. w. Die Tante bezeugte das Gegentheil und vertiefte sich so in das Thema, daß es Luise Kazangst wurde, die Tante vergesse die Frau Seckelmeisterin und die Parthie Boston, treffe mit Notar Stößli unter der Hausthüre zusammen, und frage barsch: Was wollt ihr hier? Nun diese Angst ging glücklich vorüber, Tante segelte ab und zwar mit geschwellten Segeln; die andern saßen sicher bereit hinter dem Spieltische, denn schon hatte es ein Uhr geschlagen. Die Spendvögtin wußte, welches scharf Gericht von Vorwürfen über solch unverantwortliche Verspätung sich ergoß. Kaum war diese Angst gehoben und die Tante verschwunden, kam Luise die Angst vor dem Erscheinen des Notars und zwar so heftig, daß sie zu ersticken meinte und ihr sonst so stilles Herz polterte, als plumpste

eine zweizentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Und wie das Herz am stärksten plumpste, klopfte es an der Thüre. Die Stimme versagte Luise, die Glieder zitterten, vom Sopha konnte sie sich nicht erheben. Da öffnete sich die Thüre und ein schön Gesicht schob sich durch die Spalte, eine schöne Figur kam nach und leibhaftig stund Notar Stößli vor Luise, verbeugte sich zierlich und frug, womit er dienen könne, oder ob er etwa ungelegen komme? Nein, hauchte Luise, that einen tiefen Athemzug, zeigte auf einen Stuhl und sagte endlich: Ihr seht, ich bin krank! Mit schönen Redensarten drückte der Notar sein Bedauern aus und begann zu vermuthen, warum er gerufen worden? Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe, hauchte Luise und Herr Stößli mußte sich ganz nahe setzen, um zu verstehen, was Luise hauchte. Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein klein Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie dieses machen, ich habe mein Lebtag kein Testament gesehen und weiß nicht, wie eins aussieht. Da habe ich gedacht, ich könnte Sie fragen, sie wüßten es am Besten. Zu Ihnen hätte ich das Zutrauen, mehr als zu Niemand sonst. Tante soll nichts davon wissen, es schmerzte sie viel zu sehr, wenn sie wüßte, wie weit es mit mir ist. Erschöpft, schwieg Luise und dienstfertig, nachdem er noch einmal erst sein Bedauern, daß sie so unwohl sei und dann seine Hoffnung, daß sie doch nicht so unwohl sei, als sie glaube, ausgedrückt hatte, begann Herr Stößli ihr die nothwendigen Formalitäten auseinanderzusetzen, und wie ein Testament beschaffen sein müsse, um gültig zu sein. Das sei keine schwere Sache, sagte er; wenn man einmal wisse, wie man disponiren wolle, so sei die Sache bald geschrieben. Am Besten freilich sei es immer, wenn die Zeit es erlaube, man mache erst seinen Aufsatz, gebe seinen Willen dem Notar kund, der kenne die Sache gehörig

zu Faden schlagen, es gehe dann um so schneller, wenn die Sache gültig ausgefertigt werden solle, und sei für die Zeugen und den Testater äußerst angenehm. Wenn es der Jungfer Luise wohl genug sei und sie das Vertrauen zu ihm habe, so könnte er ihr gleich einen flüchtigen Entwurf machen; wenn man es auf dem Papier habe, so komme Einem das Eine oder das Andere in Sinn, man übersehe das Ganze besser. Der Notar wußte, wenn man einen Fisch vor dem Garn habe, es am Besten sei, nicht zu rasten, bis man ihn darin hat. Vielleicht nahm es ihn auch Wunder, worüber Jungfer Luise, von deren Vermögen er nie was gehört, eigentlich zu testiren habe. Der Vorschlag hatte Luise ganz roth gemacht, wieder eng ward es ihr auf der Brust, mit Mühe sagte sie: ach, wie gut ihr doch seid, aber diese Mühe darf ich euch nicht machen! Ei warum nicht? sagte Herr Stößli, nahm aus seiner Brieftasche das nöthige Schreibzeug und schrieb kürzlich den schönen Eingang, wie man seine Seele der Gnade Gottes empfehle, sein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luise weinte, als er ihr das vorlas. Er wolle es noch schöner machen in der Ausfertigung, sagte Herr Stößli, das sei nur so oberflächlich hingeworfen. Jetzt muß ein Haupterbe sein, mahnte Herr Stößli. Tante Spendvögtin, sagte Luise. Und jetzt allfällige Vergabungen: Julie, meiner Freundin, mein Haus, stotterte Luise. Ja so, dachte Herr Stößli, also darum hat die mir nichts von Vermögen gesagt. Meinem Küher den Berg. Wie heißt der Berg, frug Herr Stößli? Sie hätte ihm nie anders gesagt als Berg, sagte Luise. Und weiter frug Herr Stößli, und Luise, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung und zwar stattliche, daß Herr Stößli endlich sagte, er müsse mahnen, nach seiner Pflicht, der Armen zu gedenken und alsobald bedachte Luise die Armen ihrer Gemeinde mit 2000 Gulden. Man müsse sich immer in Acht neh-

men, ſagte Herr Stößli, daß man durch zu viele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit ſetze; dadurch könnten fatale Geſchichten entſtehen. Die Tante weiß, was ich habe, antwortete Luiſe. Ganz ehrerbietig, ſagte Herr Stößli: ſo ſo! Wir wollen hoffen, das Alles ſei nicht nöthig, Jungfer Luiſe erhole ſich wieder, ſetzte er mit großer Theilnahme hinzu. Wenn ſie wolle, ſagte er, ſo wolle er ihr den Entwurf dalaſſen; ſie könne ihn überſehen und bedenken und allfällige Aenderungen ihm ſpäter diktiren. Wenn es Jungfrau Luiſe gelegen ſei, daß er wieder komme? Luiſe beſtimmte den Tag; am ſelben war die Tante bei der Seckelmeiſterin und dankte herzlich Herrn Stößli für ſeine Gefälligkeit, ſtund auf, wie ſehr er auch bat, doch ja ſich zu ſchonen, und begleitete ihn bis zur Thüre, wo ein recht inniger und herzlicher Wettſtreit, welcher ſie um Vieles näher brachte, ſtatt fand, wie weit die Höflichkeit gehen ſolle. So roſig und ſüß im Gemüthe war es Luiſe noch nie geweſen, was ſie im Herzen getragen, war nun vor ihr geſeſſen ganz freundlich und herzig und wollte wieder kommen; es war, als ob ihr Blut ein anderes würde, ein ander Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herrn Notar ging eine Veränderung vor. Er machte ſehr ernſthafte Mienen, war zerſtreut, rechnete zu Hauſe allerlei, ſein Subjekt wußte nicht was, ſchüttelte den Kopf, lächelte, kurz, er machte eine Menge Manövers, welche man an ihm zu ſehen ſonſt nicht gewohnt war. Er mochte den Tag gar nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Frau Seckelmeiſterin war und er Luiſe beſuchen konnte. Er fand ſie viel beſſer, als das letzte Mal. Sie kam ihm entgegen, redete lauter, ſchien überhaupt an Kräften zugenommen zu haben. Das erfreute ſichtlich Herrn Stößli, gut wußte er ſeine Freude auszudrücken, eine innige Theilnahme an den Tag zu legen, ſchob ſelbſt das Berathen des Entwurfes für heute auf

und füllte die Zeit so interessant aus, daß sie unbemerkt vorüber rauschte wie im Himmel. Das nächste Mal, als Herr Stößli wieder kam, war man schon ganz heimelig, aber Luise hustete mehrere Male. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache konnte doch fehlen. Er wurde noch viel liebenswürdiger und in Luise gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie sprach gut, machte selbst Witz und zu seinem Erstaunen fand Herr Stößli sie tief gebildet, nicht bloß so oberflächlich. Sie sprach von Grundsätzen und Bildung, hatte die besten Bücher gelesen, sogar vom ewigen Juden von Sue gehört, redete von Lebenszwecken und vom Vorabend einer neuen Zeit, daß Herr Stößli fast Hören und Sehen verging. Eine solche Bildung, eine so innige Harmonie mit den Grundgedanken seiner Seele war ihm noch nie vorgekommen. Es war an Herrn Stößli verlegen zu werden, gegenüber einem Mädchen von solchem Vermögen, solcher Bildung, solcher Bescheidenheit obendrein, als er auch einen Lebenszweck erreichen wollte, als er Luisens Hand ergriff, als er sich zärtlichst vor ihr beugte, als er sagte: Ach, Jungfer Luise, ich wage es nicht. Schon lange suche ich umsonst eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundsätzen, mit einer Seele, welche mich und die Zeit versteht. Jetzt wo ich eine solche finde, jetzt darf ich mich nicht aussprechen, darf nicht hoffen, daß sie mein bescheiden Loos mit mir theilt: Luise — Ach! — soll der glücklichste Zeitpunkt meines Lebens, wo ich sie kennen lernte, mein unglücklichster werden! Er zog mit der einen Hand das baumwollene Foulard, wischte die Augen; mit der andern Hand drückte er zärtlich Luisens Hand. Luise entzog ihm ihre Hand nicht, und mit der andern griff sie auch zum Schnupftuch, aber wischte sich nicht bloß die Augen, sondern begann zu weinen, ganz erbärmlich. Herr Stößli war sehr erschrocken und im Ungewissen, was das bedeuten solle;

er tröſtete, er drückte, er ſchlang den Arm um ſie, ſo zart und artig, wie nur ihm gegeben war, und doch weinte Luiſe fort und zwar immer erbärmlicher, daß es faſt krampfhaft wurde und ſie nach Luft ſchnappen mußte.

Endlich kam ſie zu Worten und ſchluchzte, ſie ſei ein armer Tropf. Niemand liebe ſie ihretwegen, ſondern bloß, wenn man meine, ſie hätte Geld. Sie wiſſe wohl, ſie ſei nicht hübſch, nicht jung, ſie hätte nichts als ein gutes Herz, meine es ſo wohl mit den Menſchen. Das thue ihr ſo weh, daß es Niemand gut mit ihr meine, Niemand ſie ſelbſt liebe. Das ſei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt ſo wehe thue. Da wiſchte Herr Notar Stößli noch einmal ſo kräftig und heftig ſeine Augen und ſagte: ſolch Mißtrauen werde ſie doch nicht in ihn ſetzen und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele, welche er erſt jetzt kennen zu lernen das Glück gehabt habe, habe ihn überwunden; dieſe liebe er, mit dieſer wolle er durch das Leben gehn, ſie ſolle ihm Belohnung ſein für ſeine Verdienſte um's Vaterland. Und alles ihr vertrauend und ſein hohes Streben, ſo wiſſe er, ſie verkenne ihn nicht und ihr könne er aufſchließen die Falten ſeines Herzens und werde von ihr verſtanden werden. Nein, ſolchen Verdacht ſolle ſie nicht haben, es ſei ſchrecklich; er verſichere ſie, ſo gewiß er Notar ſei, an's Geld hätte er nicht gedacht, er wollte lieber, ſie hätte es nicht. Er hätte Verdienſt und Ausſichten, welche ihn gar nicht auf's Geld ſehen ließen, er könne eine Frau ernähren ſtandesgemäß und Kinder erziehen. Aber, und wenn ich kein Geld hätte, frug Luiſe klein laut? O bitte, bitte kein Wort mehr, ſagte Herr Stößli, es beleidigt mich! Was denkt Ihr von mir! Wir Liberale haben es nicht wie die Ariſtokraten, wir fragen nach Geiſt, nicht nach Geld, darum ſind wir auch die Herren der Zeit; denn der Geiſt iſt es, der die Welt überwindet, rief er

pathetisch aus! Da that sich plötzlich die Thüre auf, die Frau Spendvögtin trat herein mit zornigem Gesicht, und sagte: So! Wer seid Ihr und was habt Ihr da zu thun? Luise fiel vor Schreck ganz zusammen, aber ein Notar faßt sich, weiß manchmal sogar dem Unerwarteten zu begegnen. Verzeiht, Frau Spendvögtin, sagte er, es freut mich unerwartet die Ehre zu haben Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Ich danke für die Ehre, das wird eine saubere sein! Wer seid Ihr? wiederholte die Spendvögtin. Bitte um Vergebung, Frau Spendvögtin, ich bin der Notar Stößli, welcher sein Büreau hinter dem Waschhaus hat. Was hat der da zu thun, frug Frau Spendvögtin? Verzeiht, Frau Spendvögtin, ich bin in ehrlichen Absichten da. Ich suchte schon lange eine Frau nach meinem Sinn, endlich habe ich das Glück, Jungfer Luise zu finden; ich habe die Hoffnung sie sei mir nicht ungeneigt, wenn die Frau Spendvögtin ihre Einwilligung giebt, so wird Jungfer Luise keinen Anstand mehr nehmen, mir ihre werthe Hand zu geben und mich zum glücklichsten Menschen zu machen.

Seid Ihr ein Narr oder meint Ihr, ich sei einer, oder seid Ihr gar ein Komödiant? in's Haus zu fallen, wie der Teufel durch's Kamin und da mir nichts dir nichts eine zur Frau wollen, seit wann ist das der Brauch, ist das die neue Mode, der Zeitgeist, eiferte die Tante? Tante! Tante! sagte endlich Luise, es ist der Herr Notar Stößli, welcher mit mir Brautführer gewesen ist bei Julie, er brachte mir Nachricht von Julie. Ja, sagte Herr Stößli, und hörte dort so viel Gutes von Jungfer Luise und meine Neigung wurde so bestärkt, daß ich so frei war um ihre Hand anzuhalten und habe so viel Hoffnung, wenn Luisens zweite Mutter mir nicht abgeneigt ist, daß auch Jungfer Luise mich nicht verstoßen wird. Warum nicht gar: heirathen! fuhr Tante auf und erst noch sterben wollen, das würde mir eine saubere Hausfrau geben, welche sie-

benmal in den Keller geht, und wenn ſie unten iſt, nicht mehr weiß, was ſie holen ſolle. Ja wolle heirathen! Tante, ſagte Luiſe, erſt geſtern ſagteſt du, es hätte mir auffallend gebeſſert. Frau Spendvögtin, ſagte Herr Stößli, der Verdacht witterte: Ihr werdet mich doch nicht an Leib und Seele unglücklich machen wollen? Uebrigens, wenn ich nicht irre, iſt Jungfer Luiſe majorenn. Ihr ſeid ein dummer Menſch! Meint ihr, ich wolle Einſprache machen? Ich rede ja euertwegen. Was wollt Ihr ſo mit einer kranken, vergeßlichen Frau und was ſoll Luiſe mit einem Mann, wo nicht viel rares ſein muß, weil er keine andere bekommt, hier einſchleicht wie ein Dieb in der Nacht? Wenns erzwängt ſein muß, ſo erzwängts, aber ich will nicht geplagt ſein, mich laßt in Ruhe. O Frau Spendvögtin, ſagte Herr Stößli, wenn ich Jungfer Luiſe habe, ſo frage ich Niemand anderm was nach! Ich bin Manns genug, dafür zu ſorgen, daß ſie Niemand weiter zu plagen braucht. Selb iſt eben noch zu unterſuchen, ſagte Frau Spendvögtin. Da legte ſich Luiſe zwiſchen die Hadernden, beſänftigte die Tante, welche hauptſächlich das Unerwartete in Harniſch gebracht hatte, daß ſie endlich zum Beſcheid kam, man wolle ſehen, in einigen Tagen könne ſie den Beſcheid holen. Herr Stößli ließ ſich das gefallen, doch bat er dringlich, daß man ſein Geheimniß bewahren möchte. Der Menſch hatte ſehr Angſt, es könnte ihm etwas dazwiſchen kommen und der Frau Spendvögtin traute er am allerwenigſten, er wußte wohl warum, ſollte ſie doch Haupterbin ſein. Er war daher ſchon am folgenden Tag wieder da, fand die Tante geneigter und manierlicher, denn ſie hatte nichts Böſes von ihm vernommen. Er ſei arbeitſam, hieß es, weniger ausſchweifend als Andere, werde ſeinen Weg machen. Dagegen war Luiſe wieder ſchüchterner, zurückhaltender, hüpfte ihm nicht entgegen, fiel ihm auch nicht um den Hals, wie es einer halben Braut eigentlich geziemt hätte. Sie

schlug die Augen nieder, hustete viel und redete leise, leise wie Windeshauch.

Desto feuriger und pressirlicher war der Notar, daß die Frau Spendvögtin große Augen machte. Der Spendvogt sel. sei nicht einer von den Geduldigsten gewesen, aber so hätte er doch nie gethan, dachte sie. Indessen konnte sie nicht sagen, daß ihr dieses so übel gefiel; sie dachte, wenn dieß neue Mode sei, so sei es eine von denen, welche sie sich am Ende noch gefallen ließe, wenn es sein müßte. Sie redete von Luisens Kränklichkeit und gut Ding wolle Weile haben, aber nicht mit dem Nachdrucke, welchen man sonst an einer Spendvögtin gewohnt ist. Luise war seltsam, war wie ein Kind, welchem man darbietet, was er von ganzem Herzen gewünscht, glüht vor Gluth und Freude, und doch zittert und bebt und die Hand nicht darnach auszustrecken wagt. Aber Notar Stößli setzte nicht ab, setzte Leib und Leben ein für die Reinheit seiner Liebe und daß es Luisens Seele sei, ihre Bildung und Grundsätze, welche seine Seele erfaßt mit Himmelsgewalt, entweder oder! Entweder Luise oder sterben! Wir fragen, wer hätte da widerstehen können? Wo wäre wohl auf Erden eine Luise so mörderisch und grausam, den Tod eines Menschen zu wollen und noch dazu eines so schönen und gutgesinnten, wie Herr Notar Stößli war! Sie sagte ja und im lodernden Glück ihres Glücklichen verlor sich ihr Zittern und Beben, sie ward glücklich, sie glaubte an seine reine schöne Liebe; denn wenn dem nicht zu glauben war, wem sollte man noch glauben auf der Welt? Und glücklich war Herr Stößli selbst, bis in die Ellbogen schien das Glück zu fahren, die Steifheit auszutreiben, sie in lieblichen zarten Schwingungen auf und nieder, hin und her zu schaukeln. Aber ungeduldig war er nicht weniger und wenn es irgend zulässig gewesen wäre, er hätte Luise noch selben Tags an den Arm genommen und der Pfarrer hätte ihn copuliren

müssen. Je größer das Glück, desto größer sei die Angst es zu verlieren, sagte er; das sei verzeihlich, sagte er. Ja, ja sagte Frau Spendvögtin, sie begreife es; ihr Spendvogt selig sei jedoch nie so ungeduldig gewesen, es seien aber damals auch noch nicht so schlechte Leute gewesen wie jetzt. Herr Stößli drang darauf alsbald das Aufgebot zu bestellen und dreimal brauche es nicht zu geschehen; er habe Bekanntschaften, welche sich eine Freude daraus machen würden, ihm für ein oder gar zwei Male Dispensation zu verschaffen. Alles, was man dagegen sagte, widerlegte er bündig. Alle Vorbereitungen fand er überflüssig, ihre Bedenken natürlich aber nicht gegründet und Luise mußte sich fügen, mußte sich verkunden lassen, der Pfarrer mußte die Verkündigung in Luisens Heimatsgemeinde besorgen; der Notar sorgte für Dispensation und die Spendvögtin wußte gar nicht, wo ihr der Kopf stund und für was sie sorgen sollte. Was der Narr eigentlich am Luise sieht, weiß ich nicht, und wenn er meint, er kriege einmal einen großen Haufen von mir, so könnte er eine lange Nase kriegen, das dachte sie. Begreiflich machte diese Heirath großes Aufsehen. In der Kirche noch, in welcher das Aufgebot geschah, ging das Reden an und so lange selben Sonntag ein Auge offen war, eine Zunge sich noch regte, ward die Luise und der Stößli verhandelt. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe, wie das zugegangen? Daß Luise ihn nehme, sei begreiflich, aber daß der hochmüthige Stößli da angebissen, gehe über das Bohnenlied; entweder sei er ein Narr oder hineingesprengt worden. Die Sage geht, an selbem Sonntag, an welchem Luise ausgeboten worden, sei manche Garderobe gemustert worden unter dem kurzen Selbstgespräch: He nun so dann, wenn Die noch Einen bekommen, so ist für mich die Hoffnung nicht verloren, bin doch noch eine andere als Die. Ich muß frisch dran hin, helf, was helfen mag! Aber wissen möchte

ich, was die angefangen, vielleicht wäre das Mittel auch für andere gut.

Die Freunde brüllten Herrn Stößli ohne viele Complimente an, was zum — ... kömmt dich an, was siehst du an diesem vermilbeten Käslein, bist verhert worden und wie es Fragen dieser Art die Menge giebt? Dann machte Herr Stößli ein fein Gesicht und lächelte höhnisch. Jeder hätte seinen eigenen Geschmack, sagte er, und gerade die gefalle ihm und keine andere, sie sei häuslich und arbeitsam und er hätte Freunde genug, welche durch ihre schönen Weiber in Schulden kämen, zu Bettlern würden ob goldenen Armbändern und seidenen Röcken. Die verstehe die Haushaltung und werde nicht begehren an jeder Parthie zu sein, und wenn sie schon nicht sieben seidene Röcke hätte, würde sie doch zufrieden sein. Wenn die Freundinnen sich an Luise machten, so fanden sie diese im Glücke schwimmen, und wenn sie Aufschluß begehrten: Aber Luise, sag doch um Gotteswillen, wie hat das sich gemacht, was brachte euch zusammen, was sagte er und was sagtest du, so gaben Luisens Antworten nicht genügenden Aufschluß. Sie seien zusammen an Juliens Hochzeit gewesen, sagte Luise, daher die Bekanntschaft. Daß ein Mann wie Herr Stößli sie auserkoren, das begreife sie selbst nicht, sie müsse das Gott zu verdanken haben. Sie könne nichts als ihm danken und sich schämen über das unverdiente Glück. Wenn sie mit Schämen zu solchem Glück käme, dachte manche, welche diese Antwort vernahm, sie wollte noch heute anfangen sich zu schämen und zwar bis ins blutige Herz hinein und bis in den tiefsten Boden hinab.

Wie bekannt geht, wenn zwei zusammen kommen, der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welches er verschlinge, oder er kriecht herum und säet Unkraut in der Nacht, daß wenn es Tag wird, voll Dornen und Disteln das Liebefeld steht. Natürlich that er es hier auch, aber hell um-

ſonſt, weder mit Brüllen noch Schleichen brachte er was ab, denn als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli ſeine Luiſe und die Frau Spendvögtin zur Hochzeit führte, denn ſie wollten im Stillen Hochzeit haben, ganz heimelig, waren ſie Alle noch gleich glücklich, ja Luiſe ſchöner als ſie in ihrem Leben nie geweſen war. Ihr herrlicher Notar hatte ihr ſo oft geſagt, daß ſie ſein Ein und Alles, ſein Leben und ſeine Freude ſei, daß in dem guten Mädchen ein gewiſſes Selbſtbewußtſein erwacht war, welches ihr Muth und Haltung gab, ſichern Blick und feſtere Stimme. Sie war eine Andere, wenn man ſie anſah, erſt jetzt ſah man, daß ihr Geſicht auch Züge hatte, daß Augen darin waren und zwar nicht ſo üble. Katzen thun bekanntlich am neunten Tage die Augen auf. Luiſe war dreimal neun Jahre alt geworden, ehe ſie dieſe Kunſt lernte. Hörte man ſie reden, ſo war Sinn in ihren Worten, worüber nicht blos die Spendvögtin erſtaunte, ſondern auch der Notar, welcher von Amtswegen und ſonſt nicht gewohnt war, mit Worten umzugehen, welche allemal Sinn hatten. Man ſagt immer, Lebloſes könne den Menſch nicht beleben, ſondern bloß Gott könne es, und doch war es der Notar Stößli, welcher Luiſe belebt hatte. Hatte er nicht Urſache ſtolz zu ſein und zwar wie ein Gott?

Sie verbrachten einen hellen, glücklichen Tag, hatten große Freude an einander, keine Wolke ſtand am Himmel, kein Unfall begegnete ihnen, ſie hatten ein ſehr gut Mittageſſen, bekamen eine billige Zeche und die Wirthin hatte der Frau Spendvögtin ihren Spendvogt noch gekannt, erzählte ihr, wie derſelbe ein braver Herr geweſen und allen Leuten lieb, und ſo ein Luſtiger, Gſpäßlein habe keiner gewußt wie er; wie ſie Alle ſo ſein ſollten, aber nicht mehr ſo ſeien, abſonderlich jetzt. Der Tag verrann, ſie wußten nicht wie viel kürzer als wenn große Geſellſchaft geweſen wäre, wo es ſo oft geſchieht, daß

je größer die Gesellschaft ist, desto weniger man was mit einander anzufangen weiß.

Da in der Eile Herr Stößli keine anständige Behausung herstellen konnte, bisher hatte er nur ein Büreau gehabt und Kost und Logis in einem Wirthshause, so hatte Tante Spendvögtin zum heillosen Aerger der Verwandten dem jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht für einstweilen, und Marei, die Magd, große Freude daran gehabt. Sie hielt ziemlich reinen Mund, dafür aber machte sie Augen, in welchen Jeder, der diese Gschrift versteht, lesen konnte: Jä gellet, was es gegeben, daran bin ich schuld, wäre ich nicht gewesen, wäre all nichts!

Sie waren jedoch eigentlich incognito daheim, die Welt glaubte sie auf Reisen, darum waren sie auch ungestört, und Herr Stößli besuchte sein Büreau nicht, sondern war ebenfalls daheim. Als sie am folgenden Morgen gefrühstückt in aller Behaglichkeit und ganz glücklich, jede Parthie in ihre Appartements sich zurückgezogen hatte, wie es in allen hohen Häusern, namentlich in den englischen, Sitte ist, die Frau Spendvögtin in die Küche, um mit Marei das Mittagsmahl abzurathen und welches Kraut am nöthigsten zu brauchen sei, das junge Ehepaar in seine zwei Stübchen, um etwas aufzuräumen und jedes Ding an seinen Ort zu thun, sagte Herr Stößli, der das Büreau aufgeschlossen hatte und Schubfächer musterte: Apropos Fraueli, Schätzeli, was ich dich fragen wollte, wo hast den Entwurf, du weißt wohl, hätte heute Zeit die Hausbücher in Ordnung zu bringen? Potz Türk, das war ein Schlag nicht aus heiterm Himmel, Luise hatte schon lange davor gebebt, jedoch den Gedanken daran bestmöglichst in Hintergrund geschoben, sich immer damit tröstend, ihr Stößli frage ja gar nichts nach Geld und Gut, wie die gemeinen Notarien und andere Menschen, er habe eine zu edle Seele und sei viel

zu hoch gesinnt, er habe es ja selbst gesagt. Als aber jetzt die Frage so plötzlich kam, wäre doch die Luise in den Boden gefahren, wenn sie nicht erstarket gewesen wäre und zwar auffallend für so kurze Zeit. O liebs Mannli, denk doch nicht daran. Weiß nicht, wo ich ihn habe, und ein Testament ist ja nicht mehr nöthig. Das wohl, sagte Notar Stößli. Es ist mir nur um eine Uebersicht zu haben, du kannst mir's ja aus dem Korf angeben. Von wegen, ich muß auch dem Vogt schreiben und ihn mahnen, daß er mir das Vermögen übergebe. Der hätte sich schon lange rühren sollen. Aber auf dem Lande nimmt man so was kaltblütig und das Rechnungageben wird ihm nicht preisüren. Enfin, man kann ihm Beine machen! Komm sitz Schatzeli und gieb mir an, was du weißt. Aber Stößeli, meine Sache ist gar unbedeutend, es ist nicht der Rede werth. Wenn der Vogt Rechnung giebt, so siehst du dann, was es ist. Du gut's Fraueli, bist immer viel zu bescheiden, ein Vermögen, wo Effekten wie Häuser und Berge vorkommen, wird nicht so unbedeutend sein. Kannst mir sagen, wie viel Kühe sömmert der Küher auf dem Berge oder wintert er sogar noch auf demselben? Da nahm sich Luise zusammen, einmal müsse es doch sein, dachte sie.

Ich habe weder Haus noch Berg, sagte sie. Wa was? stotterte Notar Stößli! Das wird nicht sein, hast es mir selbst gesagt! Ja, sagte Luise, aber nicht im Ernste, du sagtest, es wäre dir lieb, einen Entwurf zu machen, so lernte ich am besten, was man in ein Testament thun müsse. Ich durfte es nicht abschlagen und schämte mich, meine Wenigkeit anzugeben, und weiß Gott, ich weiß nicht, wie mir die Sache in den Mund kam, ich begreife es noch jetzt nicht, gab nun an, was kam. Ich dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es dir schon öfters sagen, aber dann kam immer etwas dazwischen und am Ende dachte ich, du hättest es vergessen

und so vergaß ich es auch. Was vergessen, meinst solches vergesse man? Also zum Narren gehalten hast du mich, hinein gesprengt, schrie Stößli, der Notar. Da kam es so dick, daß es dem Herrn Stößli im Halse stecken blieb und er fast erstickt wäre. Ach mein Gott, verzeih mir das, ich meinte es sicherlich nicht bös, und Geld hin Geld her, bin ja deine Luise, und wie oft hast du mir nicht gesagt, du wolltest den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, um damit ich sehen könnte, wie lieb ich dir sei und daß du mich nicht wegem Geld nehmest. Jetzt sei doch auch nicht bös, du hast einen schönen Verdienst, ich habe nicht Nichts und Tante Spendvögtin ist ja so gut! Also hineingesprengt hast du mich, mich den Notar Stößli, mich gefangen wie einen Gimpel, hast gelogen, geheuchelt, ein sauber Weibsbild bist, heute noch laß ich mich scheiden und zwar wegem Vaterland, schrie Stößli der Vaterlandsfreund. Das ist wahr, lieb warst du mir und zu sterben glaubte ich, schluchzte Luise. Es war mir, wenn ich dich nur sehen, mit dir reden könnte, wollte ich gerne sterben. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als dich kommen zu lassen wegen einem Testament, andern Vorwand hatte ich nicht. So kam es, wie es kam. Verzeih mir, Stößli, um Gottes willen. Sieh, ich will dich auf den Händen tragen, dir dienen besser als eine Magd, du sollst dich dein Lebtag nicht renig werden, sollst glücklich sein. Geh mir vom Leibe, du Schlange, du Pest, schrie Stößeli, bin blamirt für Lebtag, und mit meinen Aussichten ist es aus, kann ein gemeiner Schreiber bleiben, während meine Kameraden Oberherren sind! Lasse mich fangen wie ein Esel und von wem! Er war schrecklich in seinem Zorn, Notar Stößli, fast wie Achilles, wenn es ihn recht ankam. Zu ihrem großen Erstaunen hörte Tante Spendvögtin das zornige Getöne und sagte: Ho, ho, der fängt früh an, mein Spendvogt selig wartete doch drei Wochen, ehe er sein Hörn-

chen zeigen wollte, aber er war froh sie einzuziehen. Die Hauptsache ist immer die, daß man sich nicht fürchtet. Will gehn und sehn, vielleicht weiß dieß Luise noch nicht recht.

Es ging lange bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als sie ihn endlich faßte, wußte sie lange nicht, sagte sie, als sie was daran begriff, sollte sie schelten oder lachen. Du abscheulich Mädchen du, was stellst du an, wie konnte dir das in Sinn kommen, schämtest dich nicht! Kein Wunder war Herr Stößli plötzlich so versessen auf dich. Konnte nicht begreifen, wie du es ihm angethan, aber mit Speck fängt man die Mäuse. Konnte das Pressiren nicht begreifen, aber gedacht wird er haben, er wolle dich sichern, ehe der Tod oder sonst Jemand dich ihm wegschnappe. So, und mich um's Haupterb bringen wollte er. Eine saubere Geschichte ist das! Wie werden die Leute eine Freude haben, das ist ein Fressen für sie. Jetzt was machen? So redete die Spendvögtin und die andern redeten auch, und aus dem Knäuel der Worte tönte nur das Wort Scheiden, Scheiden des Herrn Stößli. Wollte mich doch besinnen, geschehenen Dingen soll man z'Best reden, sagte die Frau Spendvögtin.

Eher an Tod hätte ich gedacht, als daß Luise so was einfiele, aber stille Wasser sind tief, heißt es. Wie es gemeint war, daraus wird der Kukuk klug. Aber z'Sach ist jetzt so, und drum würde ich mich drein schicken, so bös ist es eigentlich nicht gegangen. Nun setzte die Spendvögtin Herrn Stößli aus einander, wie er für sein Lebtag zum Gespött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Rekommandation für ihn. Er habe ja auch gefehlt, und heirathen wollen um zu erben oder doch um's Geld. So übel sei es ihm auch nicht gegangen, ohne Geld sei Luise nicht, allweg nicht dumm, wie er habe merken mögen, eine Haushälterin sei sie, wie selten eine, wie es scheine viel gesunder als man

in der letzten Zeit hätte glauben sollen. Mache er ein gut Gesicht zur Sache, so bleibe sein Credit. Luise werde Allem aufbieten, ihn glücklich zu machen und sie wolle auch ein Einsehen thun. Herr Stößli war zu sehr Notar, als daß ihn diese Rede nicht hätte zum Verstand bringen sollen. Nach einigen heftigen Ausrufungen begann er zu kapituliren und zwar nicht unter gar erschwerenden Bestimmungen, da er begriff, daß Luise die Lacher auf ihrer Seite hätte. Luise, welche es schmerzte, den Schmelz von der edlen Seele ihres Stößli so schnell abgewischt zu sehen, und begreifen zu müssen, daß nicht sie, sondern das vermeintliche Geld ihm die Hauptsache gewesen, begriff doch auch, daß sie die erste Schuld an der Geschichte trage und gut machen müsse mit ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Freilich legte der Sturm sich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiter zieht, hört man noch lange die Wolken grollen, aber es ging viel besser als man hätte glauben sollen, ein vollständiger Friede und gegenseitige Zufriedenheit stellten sich allmählig ein. Herr Stößli nahm zu an Credit, Luise an der Fähigkeit sich gehörig geltend zu machen. Herr Stößli kam zu bedeutenden Geschäften, seine Freunde fanden Luise verflucht gebildet und schätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftig Wort reden könne. Sie stellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, so daß wirklich Stößli seiner Luise schon mehr als einmal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht so gegangen wäre; daß Luise, wenn sie frägt: bin ich dir auch lieb, immer zur Antwort erhält, von ganzem Herzen, fast wie das Vaterland!

Gedichte von Eduard Brauer.

I.

Der Menſch in ſeinem Dünkel.

Traumflüchtiger Gedanke,
Der Gottes Hirn durchfuhr,
Armſelige Eintagsranke
Im Saatfeld der Natur,
Was hebſt du himmeltrotzend
Dein Haupt, von Dünkel ſtrotzend?
Du bleibſt ein Zwerglein nur.

Du zitterſt, wenn's in Tiefen
Der Schöpfung rieſig gährt,
Des Weltalls Hieroglyphen
Hat nie dein Witz erklärt,
Du gräbſt am Born des Lebens
Nach Labung, ach! vergebens,
Sie wird dir nie gewährt.

Grabdunkler Zukunft Schleier
Hat nie dein Blick durchſchaut,
Nie führſt du, kühner Freier,
Die Wahrheit heim als Braut.
Was Großes du verrichtet,
Das Schönſte ſchmilzt vernichtet
Dahin wie Harfenlaut.

Du gleichſt dem Dämm'rungsfalter,
Der irr im Walde ſchweift,
Wo Sturmwind, eiſig kalter,
Vom Aſt die Blüthen ſtreift,
Wo Schlang' und Lindwurm hauſen,
Und Angſt und ſtarres Grauſen
Dämoniſch ihn ergreift.

Flieh, müder Schwingenträger,
So weit dein Flügel reicht,
Schon naht der düſtre Jäger,
Der lauernd dich umſchleicht,
Und eh' der Tag vergangen
Biſt du im Garn gefangen,
Von wannen Keiner weicht.

2.

Wandle ſtill, o Herz.

Wandle ſtill, o Herz, die Bahnen,
Die des Vaters Hand dir weiſt,
Wiſſen nicht, du kannſt nur ahnen,
Welchen Weg die Menſchheit reiſt.

Laß mit Gott die Thoren hadern
Ob des Daſeins Riß und Spalt,
Reich, durch alle Schöpfungsadern,
Pulst der Liebe Grundgewalt.

Eh du hier am Licht gewandelt
  Hat die Liebe dein gedacht,
Liebe hat für dich gehandelt,
  Liebe hat für dich gewacht.

Liebe hat für dich geredet
  Eh du sprachst, gekämpft für dich
Als dich Haß und Hohn befehdet,
  Dich gepflegt treumütterlich.

Herrlich wird sie dein gedenken,
  Wenn die Brüder, ahnungsstill,
Einst in's Grüne dich versenken,
  Wandle still, wie Gott es will.

3.

Wie das Hornberger Schießen ausging?

Als über Hornberg eine Reise
  Den Herzog Würtembergs einst führte,
Beschloß der Rath, der hochwohlweise,
  Nach Städtleins Brauch, wie sich's gebührte
Mit Läuten und Schießen, in festlichem Prangen
Devotest den gnädigsten Herrn zu empfangen.

Ein Fäßlein Weines ward erkoren,
  Vom besten, der am Rhein entsproßte,
Daß lustbegrüßt an Hornbergs Thoren
  Der Herzog solchen Nectar koste,

Auch sollten, als treue Gemeindevertreter,
Mitkechern des Rathes versammelte Väter.

Kaum hat am blauen Maienhimmel
Der Tag sein Glanzpanier erhoben,
Da zieh'n sie aus, vom Festgewimmel
Schaufrohen Volkes rings umwoben,
Die Väter mit Mützen, in langen Gewändern,
Die Söhne als Schützen, mit Blumen und Bändern.

Den Gang des Festes schön zu regeln
Begann man stracks ein Probeschießen,
Ergötzlich klang's, wie muntres Kegeln,
Wenn Würf' an Würfe dicht sich schließen,
Und stürmischer Jubel des Volkes erschallte
Bei jeglichem Schusse, der donnernd erknallte.

Vergebens harrten sie des Fürsten
Vor Hornbergs Thor wohl manche Stunde,
Der Magistrat hub an zu dürsten,
Daß ihm die Zunge lechzt im Munde.
Und endlich beschlossen die Herren gar weislich
Vom Weine zu kosten und fanden ihn preislich.

Manch alter Schlucker that sich gütlich
Beim Trunk, den Scherz und Kosen würzte,
Derweil die Jugend unermüdlich
Mit Schießen sich die Zeit verkürzte,
Und schossen die Söhne stets toller und toller,
So tranken die Väter sich voller und voller.

Als nun mit Wagen und mit Rossen
Der hohe Gast erschien am Ende,
War Witz und Pulver all verschossen,

Verſiegt des Fäßleins Ehrenſpende.
Nicht Schüſſe, noch Zinken und Glocken ertönten,
Hilf Himmel, wer wahrt uns die Huld des Gekrönten?

Da wälzt ſich durch des Volkes Mitte,
Weinheitren Blicks, ein feiſter Zecher
Mit ſchwankem Bürgermeiſtertritte,
Des Rathes Oberhaupt und Sprecher,
Vertrauend der mächtigen Lunge und Zunge
Begann er zum Fürſten mit klaſſiſchem Schwunge:

„Wie Cäſar einſt vor Roma's Thoren“ —
Kaum ſprach der Schmeerbauch dieſe Phraſe,
Da ſauſt' ihm Schwindel um die Ohren
Und warf ihn jählings auf die Naſe.
Die Rathsherrn entflohen, als bräche die Peſt aus —
Und alſo ging das Hornberger Feſt aus.

Gedichte von Adolf Stöber.

Völliger Frühling.

1. Frühlingsfragen.

Wach auf! es klingen wieder
Nach langer Winterraſt
Der Frühlingsvöglein Lieder
Von jedem Blütenaſt.
Muß nicht dies helle Singen
Dich wecken, o mein Herz!
Und jubelnd überklingen
Den tiefſten Seelenſchmerz?

Wach auf! es glänzt die Sonne
Mit glühend gold'nem Strahl
Und füllt mit junger Wonne
Das winterlichſte Thal.
Muß da ſich nicht entzünden
Die Flamme neuer Luſt
Auch in den kalten Gründen
Der freudentwöhnten Bruſt?

Sieh an die blauen Lüfte,
Der Wieſen junges Grün;
Sieh an, wie ſelbſt die Grüfte
In heiterm Schmucke blühn.

Und lächelt nicht dies Glänzen
Auch dir in's Herz hinein?
Will's nicht in dir auch lenzen
Bei diesem bunten Schein?

O geh und athme draußen
Der Blüthen süßen Duft;
Durch's Feld mit sanftem Sausen
Trägt ihn die Maienluft.
Durchströmt dies milde Wesen
Nicht deinen Busen auch?
Und mußt du nicht genesen
An diesem Balsamhauch?

Wach auf, o Herz, erwache!
Sieh, Alles ist bereit,
Gleich einem Brautgemache,
Voll süßer Lieblichkeit.
Bei solchem Duft und Blühen,
Bei solchem Sang und Glanz,
Mußt du nicht neu erglühen
Von Lebenswonne ganz? —

2. Herzensantwort.

Liebe Vöglein, habet Dank!
Innig rührt mich euer Singen;
Aber seht, ich bin zu krank,
Heil kann euer Lied nicht bringen.

Dank auch, liebes Sonnenlicht!
Schön sind deine gold'nen Strahlen;
Aber ach, sie reichen nicht
Zu des Herzens dunkeln Thalen.

Blauer Himmel, grüne Flur!
Dank für euer heit'res Glänzen;
Doch es iſt ein Dämmern nur
An der Seele nächt'gen Gränzen.

Blumenkelche, ſüße Lab!
Dank für eure Balſamdüfte;
Doch ſie dringen nicht hinab
In des Buſens tiefe Grüfte.

Nein, du bräutliche Natur!
Stillen kannſt du nicht mein Sehnen:
Des verlornen Friedens Spur
Muß ich ſuchen unter Thränen.

---

3. Neue Frühlingsbotſchaft.

Ein Vöglein hob die Schwingen
Vom ſchönen Morgenland,
Hat einen Brief zu bringen
Von Gottes Vaterhand:
Ja, gute Botſchaft bringt es
Für dich, mein krankes Herz;
Von Gnad und Frieden ſingt es,
Von Heil für allen Schmerz.

O ſieh, das Licht der Wahrheit
Vom Himmel dich erhellt,
Und ſtrahlt mit Sonnenklarheit
In's Reich der innern Welt:
Da ſiehſt du ſich entfalten
Die Tiefen deiner Schuld,
Doch in der Höhe walten
Den Vater aller Huld.

Dir iſt des Himmels Pforte
Zum Frieden aufgethan;
Es weh'n Verſöhnungsworte
Wie Balſamduft dich an.
Und willſt du, Herz, geſunden,
O glaube nur getroſt!
So fließt auf deine Wunden
Des Heilands Gnadentroſt.

Dir glüht wie Frühlingsfeuer
Der ew'gen Liebe Glut,
Die dich erlöst ſo theuer
Mit ihrem eig'nen Blut.
O laß an dieſer Liebe
Zerſchmelzen alles Eis,
Laß blüh'n aus Dankestriebe
Dein Leben Gott zum Preis.

Ergreife zum Geneſen
Dieß Evangelium;
Ein wunderlieblich Weſen
Verbreitet's um und um!
Im Glauben, Lieben, Hoffen
Sei nur dem Herrn getreu:
So ſteht der Himmel offen,
So blüht die Erde neu.

---

4. Herzensgenüge.

Friedensbotſchaft aus der Höhe,
Evangelium, ſei willkommen!
Daß der Winter innen flöhe,
Mußteſt du vom Himmel kommen.

Wie sich Alles nun erneuet
Und das Alte ist vergangen!
Weithin ist die Nacht zerstreuet,
Die mich winterlich umfangen.

Licht durchstrahlt der Seele Gründe,
Gottes Licht und Gottes Liebe;
Durch den harten Bann der Sünde
Brechen neue Lebenstriebe.

Frühlingskräftig steigt hernieder
Gottes Geist, den ich verloren;
Edle Blüthen treibt er wieder,
Und ich bin wie neugeboren.

Nun kann ich mit off'nen Sinnen
Dieser Maienluft genießen:
Frühling außen, Frühling innen —
Liebliches Zusammenfließen!

Ueber mir die gold'ne Sonne,
In mir Licht aus Gottes Lichte!
Ringsum lauter Augenwonne,
In mir selige Gesichte!

Vöglein singen in den Lüften
Zu des Herzens Feierliede;
Rings umweht mich süßes Düften
Und im Innern Gottes Friede.

Schönes Leben! mir beginnen
Neue Paradiesestage —
Frühling außen, Frühling innen —
Lauter Jubel ohne Klage.

O daß nimmer mir entflöhe
Dieſe reine Lebenswonne!
Herr, Du Aufgang aus der Höhe,
Sei Du ewig meine Sonne!

Wie Chriſtus eine Geſtalt in uns gewinnt.

Legende.

Die Jungfrau lag im Kämmerlein
In tiefer Andacht auf den Knien,
Als unverſeh'ns in roſ'gem Schein
Der Knabe Jeſus ihr erſchien.

Sein Lächeln war ſo engelmild,
Sein Gruß war: Friede mit dir ſei!
Ihr Auge hing am ſel'gen Bild,
Ihr war ſo himmliſch wohl dabei.

Doch an der Thüre pocht's mit Haſt,
Ein Armer klagt mit heißem Flehn;
Die Jungfrau läßt den lieben Gaſt
Und eilt dem Armen beizuſtehn.

Sie geht ihm in die Hütte nach,
Im Elend ſchmachtet Kind und Weib;
Sie ſpendet reichlich, wo's gebrach,
Der Seele Troſt und Koſt dem Leib.

Und ſieh, bei ihrer Wiederkehr —
Welch lieblich Wunderwerk geſchah!

In voller Blüthe, groß und hehr,
Steht Jesus als ein Jüngling da!

Von heil'ger Liebe glüht sein Mund,
Sein Auge blickt so innig traut,
Er beut die Hand zum ew'gen Bund,
Und wonnig wallt das Herz der Braut.

Zerflossen in Entzücken ganz,
Frägt sie mit demuthvoller Scham:
„O Herr, wie bist Du so mit Glanz
Gewachsen schnell und wundersam?"

Der Herr in seiner Güte spricht:
„Du stärkest ja die Glieder mir!
Je mehr du übst der Liebe Pflicht,
Erwachs' ich und erstark' in dir."

Mariastein.

Legende.

Im Eichwald hütet des Hirten Frau,
Ihr Kind sucht Blümlein im Abendthau.

Es bückt sich über die Felsenwand
Und — Jesus Maria! stürzt über den Rand.

Da fällt es, wie auf weiches Moos,
Einer weißen Jungfrau in den Schoos.

Die Mutter hörte den jähen Schrei
Und ſuchte mit Schrecken und lief herbei.

„Mein Kind, mein Kind, was haſt du gemacht?
Wie kommſt du herab in den tiefen Schacht?“

Das Kind ein Blumenkränzlein flicht,
Sieht lächelnd die Mutter an und ſpricht:

„Bin halt gefallen im wilden Lauf;
Eine weiße Jungfrau fing mich auf.

Die ſoll nun haben zum Dank von mir
Das friſche Blumenkränzlein hier.“

Und nach der Jungfrau alſobald
Sucht freudig die Mutter im ganzen Wald.

Da zeigt ſich im Felſen ein weißes Bild:
Maria mit dem Kindlein mild.

Zur Kirche ward der Felſenſchacht,
Drin brennet die Lampe Tag und Nacht.

Und über dem unterirdiſchen Bau
Steht Kloſter und Kirch' auf grüner Au.

Mariaſtein iſt nah und fern
Dem büßenden Pilger ein Hoffnungsſtern.

Und flehet um Hülf ein gefallenes Kind,
Dem öffnet die Gnade den Schooß geſchwind.

Des Predigers jäher Tod.

(Pfarrer Sabatier, † den 17. Juni 1847.)

Zur Kirche läuten die Glocken hell,
Dazwischen dröhnt der Donner so grell!

Der Prediger nimmt seine Bibel zur Hand
Und schreitet zur Kirche im schwarzen Gewand.

Er achtet auf Donner und Blitze nicht,
Er hört nur die Glocken, er sieht nur die Pflicht.

Ein Bettler am Weg um ein Almosen fleht,
Fast hätte der Sturm seine Klage verweht.

Doch wie es auch donnert und blitzt und droht,
Die Liebe vernimmt den Ruf der Noth.

Kaum hat der Priester die Gabe gereicht,
So stürzt er zu Boden und ist erbleicht.

Vom Blitz erschlagen liegt er dort;
Noch läuten die Glocken, der Sturm braust fort.

Zur irdischen Kirche ruft das Geläut,
Zum Himmelsdome der Donner heut.

Die Predigt, die er im Herzen trug, —
Ob die der blitzende Strahl verschlug?

O nein, sie schallet mit Donnermacht,
Daß alles Volk vom Schlaf erwacht.

„O wacht und betet! ihr wißt ja nicht,
Wann über euch kommt des Herrn Gericht.

Und wen er findet fromm und recht,
Glückselig iſt der treue Knecht!“

Waldromanze

von

August Lodnagel.

Ein munt'res Treiben in dem Jägerhaus!
Mit grünen Birken iſt es rings bekränzt,
Das Waldhorn klingt, der Jäger tritt heraus,
Sein Angeſicht vom Wein und Jubel glänzt.
Nur luſtig, luſtig, lieben Leute!
Schießt und ſingt,
Tanzt und ſpringt,
Der Jägersmann hält Hochzeit heute.

Das junge, junge Weibchen ſitzt allein,
Ihr iſt es nicht, als wär' ein Freudentag.
Sie weint ſich ſatt im ſtillen Kämmerlein,
Wo ſie kein lauter Gaſt erblicken mag.
Nur luſtig, luſtig, lieben Leute!
Jubelt laut,
Sucht die Braut,
Die Jägersmaid hält Hochzeit heute.

Fern klingt im Wald ein Lied von Schmerz und Weh,
Der Spielmann ſteht mit ſeiner Flöte dort;
Er ſeufzt und weint: Mein armes Lieb, Ade!
Durch Wald und Thal treibt's mich auf ewig fort.
Nur luſtig, luſtig, lieben Leute!
Mich laßt zieh'n,
Zieh'n und zieh'n,
Sie halten drinnen Hochzeit heute.

Wir Jägerburſche tanzen muntern Reih'n,
Was kümmert uns, wer weinet oder lacht?
Die flinkſten Dirnen ſchenken kühlen Wein,
Ein Lebehoch ſei unſerm Herrn gebracht!
Nur luſtig, luſtig, lieben Leute!
Schießt und ſingt,
Tanzt und ſpringt,
Alle Tag' iſt's nicht wie heute!

Immer kleiner.

Genrebild

von

August Stöber.

Die letzten Strahlen der Sonne fielen auf das blasse Angesicht eines langen, hagern Mannes, in phantastischer Kleidung, der auf der thaubeglänzten Wiesentrift unter einer Silberesche saß. Durch Thränen lächelnd schaute er in's Abendroth hinüber, preßte die Hände auf die Brust und seufzte: „So bin ich denn immer, o noch immer, der Tantalus der Poesie! mitten im Zaubermeer der Frühlings, das über mir zusammenschlägt in Ton- und Farbenwellen, leide ich glühenden Durst! mitten in der Gesundheit der Natur, bin ich krank, schwerkrank! denn Ahnung und Sehnsucht, ohne Aussicht auf Lösung und Befriedigung, sind eine böse, unheilbare, todbringende Krankheit. Und doch liegen mir in der Brust die heiligen Keime, die sich zum goldenen Sonnenlichte hinauszuschwingen sehnen und in üppigen Blumenkronen prangend dastehn möchten! doch liegt mir in der Brust ein Reichthum gebundener Töne, die zur vollsten Harmonie ausbrechen möchten! der göttliche Geist brennt mir in der Seele, aber nur bis zur Lippe steigt er auf und das Wort konnt' ich noch immer nicht finden, ihn auszusprechen; das Lied sitzt auf der Spitze der Feder, aber die irdische Feder gibt es nicht los — und doch möcht' ich es mit tausend Zungen in die Welt singen!.... Und wenn ich dann erst an Dich denke, Lila-Rosa! Du herzlich, Du schmerzlich geliebtes Da- und nicht Für-Mich-Sein!

daß Du mich vielleicht lieben könnteſt, wenn ich Liebe würdig zu beſingen vermöchte; daß mein erſter Vers mir deinen erſten Blick; meine erſte Strophe dein erſtes Lächeln, mein erſtes Gedicht deinen erſten Kuß!....“

Alſo klagte der Seelenkranke, dem der Schmerz alle Haut von den Knochen und alle Freudigkeit vom Herzen nahm, ſo daß er nur noch wie die lebendige Silhouette ſeiner ſelbſt, im röthlichen Abendlichte unter der Silbereſche ſaß, der arme Tantalus der Poeſie und der Liebe, Herr Franz Friedrich Sehnſchmerzlich.

Durch den Thranenflor, der ihm über den Augen hing, bemerkte er kaum, daß ſich ihm ein Fremder zugeſellt hatte, der ihn mit mitleidvollen, freundlichen Blicken anſah. Es war ein ellenhohes Männlein, in grasgrünem, allenthalben mit Vergißmeinnichtſternchen beſaeten Röckchen, mit einem zierlichen Binſenhütchen auf dem blondlockigen Scheitel; es hielt ein verſiegeltes Krüglein in der Hand und ließ ſich neben Sehnſchmerzlich in die Halmen nieder.

„Deuten Sie mirs nicht übel,“ ſprach er in weichen Nachtigallenlauten, Lieber und Geſchätzter, wenn ich Sie in Ihrer Abendbetrachtung ſtöre und mich als ein theilnehmender Freund bei Ihnen praſentire.“

— „Theilnahme und Freunde ſind mir ſchon längſt abhanden gekommen,“ ſagte Sehnſchmerzlich und lächelte; „ich bin weltverlaſſen und allein und würde mich doch ſo gerne an jedes Weſen ranken, das ſich mir in Liebe zuneigen wollte! Aber wer ſind Sie, neuer Theilnehmender?“

„Ich heiße eigentlich nur Krokus Flurmännchen,“ entgegnete der Fremde, „gebe mich mit meinen Kindern, den Wieſenblumen, ab, und nebenbei mit unglücklichen Poeten, denen ich manchmal einen neuen Kunſtvortheil zufließen laſſe, nach einer ſelbſtgezogenen Methode, die ich in Krüge gezapft, an

freundliche Gemüther, um den Preis einer dankbaren Anerkennung abtrete."

Sehnſchmerzlich wußte nicht wie ihm geſchah; ſein Herz klopfte, ſeine Augen tropften; krampfhaft drückte er Flurmännchens Hände und ſprach mit von Rührung gebrochener Stimme:

— „O mein unbekannter, theilnehmender Freund, wenn Sie mich mit Ihrem geheimnißvollen Tränklein beglücken wollten, ſo dürften Sie meiner ewigen Dankbarkeit verſichert ſein, ja der ewigen Dankbarkeit der ganzen geiſtigen und gemüthlichen Welt, der Sie einen großen, bis jetzt noch in latentem Poeſiefeuer ſchlummernden Dichtergeiſt geweckt haben werden!"

Das Männchen lächelte und übergab ihm das Krüglein, das er ſchwärmeriſch an Herz und Lippen drückte. „Aber," ſetzte es hinzu, „haben Sie beim Gebrauche meines Trankes wohl in Acht jedesmal, bevor ſie ihn zum Munde führen, nachfolgende Worte zu ſprechen:

Weltgeiſtfunken, Urſonnſchein,
Nix- und Sylph- und Elfenreihn,
Alles was in Nacht gebunden,
Sei befreit zum Licht entwunden.

„Vergeſſen Sie ja nicht dieſes Sprüchlein in gehöriger Ordnung und Folge herzuſagen, ſonſt könnte Ihrer geiſtigen und leiblichen Größe der größte Eintrag geſchehn!"

Sehnſchmerzlich, außer ſich vor Entzücken, ſchrie laut auf, warf ſeinem Wohlthäter die heißeſten Dankworte zu, und ſein Krüglein mit beiden Händen faſſend, lief er, nichts von der Außenwelt ſehend und hörend, ſeiner Wohnung zu.

— Als er wieder zum klaren Bewußtſein gekommen war, fand er ſich auf dem purpurnen Sammtſopha ſeines „Dichter-

saales" ausgestreckt. Auf dem weißen Marmortische brannte die Astrallampe und neben ihm saß, mit ängstlicher Miene, seine alte Haushälterin Frau Barbara Spitteltrost, die ihm von Zeit zu Zeit einige Tropfen stärkender Essenzen auf Stirne und Schläfe gegossen und unausgesetzt jeder seiner Bewegungen gelauscht hatte.

Sehnschmerzlichs Dichtersaal bildete eine hohe, gewölbte Rotunde, der das Licht von oben her, durch feuerfarbne Fensterscheiben zufloß; nur auf einer Seite, der Wohnung der erwähnten Lila-Rosa gegenüber, hatte sie eine ovale Fensteröffnung, inwendig mit einem Schieblädchen versehn, anbringen lassen, an welcher er zu Ihr hinüberseufzte. In den Nischen ringsumher standen Götterstatuen und Brustbilder von Dichtern, zwischen drin ihre Werke und drunter hin zog sich eine Reihe vergoldeter Schachteln mit verschiedenen Ueberschriften, als: „Gedanken zu Naturgedichten; Reime zu Liebesliedern an Lila-Rosa; Ideen zu Ungereimtem; Anfangsworte zu Dichtungen der Sehnsucht, der Hoffnung, des Trostes, der Trennung, des Wiedersehns; Spitzfindigkeiten zu Epigrammen; Saures zu Satyren; allgemeine poetische Anwandlungen u. s. w."

Nach einer Weile dumpfen Hinbrütens, strich Sehnschmerzlich die schwarzen Lockenringe aus dem blassen Antlitz und fuhr mit elektrischem Sprunge auf: „Wo ist mein Heil?" rief er, „wo ist mein Wundertrank, aus dem eine neue Weltsonne, eine neue Weltphasis aufbrechen soll?" und um sich tappend fand er das Krüglein seiner Hoffnung.

„Belieben Herr Franz Friedrich Sehnschmerzlich, mein Herr und Gebieter, nicht etwas an Speise und Trank zu sich zu nehmen?" fragte Frau Spitteltrost, die diesem Treiben mit banger Besorgniß zugesehn und vergeblich nach Worten gesucht hatte.

„Ungeweihter Erdenkloß!" rief er ihr mit schmetternder

Stimme und funkelnden Augen zu, „Mensch, der an der Scholle klebt! was soll mir hinfort noch Speise und Trank, da ich nun nicht mehr Erdenbürger, sondern freier Geist mit freien Geistern verkehren werde! Legt Euren alten Leib von Staub und Asche zur Ruhe und laßt mich mit meinem Himmel allein!"

Barbara kannte den festen Willen ihres Gebieters und das Gewicht seiner oft wunderlichen Befehle und ging, indem sie vor sich hinmurmelte: „Böses Fieber! böses Fieber!" aber zur halboffenen Thüre rief sie noch herein: „Wenn Herr Franz Friedrich Sehnschmerzlich, mein Herr und Gebieter, diese Nacht des Arztes bedürftig wären, so belieben sie nur . . . ."

Nachdem sich Frau Spittelkreß entfernt, legte Sehnschmerzlich einen himmelblauen, mit silbernen Sternchen besetzten Talar an, drückte den Immortellenkranz auf's Haupt und legte die Leier vor sich auf den Tisch. Unter bangem Herzklopfen entsiegelte er das Krüglein und ließ daraus einige Tropfen in einen goldnen Pokal perlen.

„Lila-Rosa!" rief er mit verklärter Stimme, „du meine Taglilie, du meine Nachtrose! Du Erste, du Letzte meiner Gedanken! Dir sei mein erstes Lied gesungen!" Allein, als er eben den Pokal an die Lippen führen wollte, erinnerte er sich, daß er zuvor die Worte sprechen müsse, die ihm Krokus Flurmännchen aufgegeben hatte, und er begann nach langem Besinnen:

„Elfnirfunken . . . . Sylphweltschein . . . ."

— „So lauteten sie doch nicht!" sagte er und rieb die Stirne.

„Ursonngeistbund . . . . Nachtlichtschein . . . ."

— „Aber auch so nicht!" rief er und wurde unruhiger.

„Reihnschein . . . . Bundwund . . . ."

— „Und so auch nicht!" schrie er und sprang von seinem Sitze auf. Mit stürmischen Schritten ging er im Zimmer her-

um und ſagte noch einmal die einzelnen Wörter in der bunteſten Verwirrung her. Plötzlich aber blieb er, in Angſt und Schweiß gebadet, vor dem Fenſterchen ſtehn und ſtieß es, nach Kühlung lechzend, auf. Der Vollmond ſchien draußen in ſeinem hellſten Lichte, die Luft war lau und ſtill; vor Lila-Roſa's Fenſter ſchlug die Nachtigall im Käfig, in weichen, ſchmelzenden Tönen, und es war ihm, als vernähme er in den Zwiſchenräumen das leiſe Athmen der Geliebten. Gefaßter trat er zum Tiſche und ohne ſich weiter um die geheimnißvollen Worte zu bekümmern, leerte er den Pokal mit einem Zuge.

— Als Frau Spitteltroſt des folgenden Morgens in's Zimmer trat, fand ſie ihren Herrn in fieberhaften Zuckungen, mit kreiſenden Augenſternen und lautpochendem Herzen; die Lippen bebten in Einem fort und rangen nach Worten. Er richtete ſich empor und auf Barbara's ängſtliche Fragen nach ſeinem Befinden, antwortete er:

„Nixſcheinlila .... Weltgeiſtroſa ...."

Die arme Frau wußte ſich nicht zu rathen; ſelten noch war ſie aus ihrem Herrn klug geworden, und jetzt ward er ihr vollends unfaßlich; auch meinte ſie, es ſei eine Veränderung mit ſeiner Geſtalt vorgegangen; der lange, hagere Mann ſchien ihr kleiner als gewöhnlich. „Verehrter Gebieter, beſter Herr Franz Friedrich Sehnſchmerzlich, rief ſie mit flehender Stimme, „belieben Sie denn nicht zu fühlen, daß Sie ſich in einem ... Zuſtande befinden? belieben Sie nicht zu befehlen, daß ich nach Ihrer wertheſten Geſundheit ſchicke? daß ich Herrn Doktor Krankenſchreck ...."

Krampfhaft fuhr Sehnſchmerzlich auf, ergriff das Krüglein und trank deſſen letzten Inhalt in haſtigen Zügen aus.

„Lilafunken ...! Roſaſchein ...!"

rief er und taumelte wie ein Trunkener durch den Dichterſaal.

Frau Spitteltroſt aber flog die Treppen hinab und kam bald darauf mit dem Doktor zurück.

„Um's Himmelswillen!“ rief ſie aus, und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, „er iſt wahrhaftig kleiner geworden!„

Sehnſchmerzlich ſtand am geöffneten Fenſter, den Kranz auf dem Kopfe und ſchlug mit wilder Haſt in die Saiten der Leier und ſtieß dabei in größtmöglicher Verwirrung die zauberhaften Worte aus; während Lila-Roſa, im gewöhnlichen Leben Jungfer Suschen Krankenſchreck genannt, des Doktors hochrothwangige und hochgeldlockige Tochter, hinter ihren Vorhängen drüben kicherte und in der Morgenſonne noch hochröther und hochgeldlockiger glänzte.

„Er iſt kleiner geworden!“ ſagte nun auch der Doktor, dem Frau Barbara in aller Eile die ſeltſamen Zuſtände ihres Herren erzählt hatte.

Krankenſchreck hatte ſich ſchon mehrere Male hinter Sehnſchmerzlichs Rücken verbeugt und ihn vergeblich beim Namen gerufen; endlich zog er ihn leiſe am Aermel, aber auch dieß verblieb ohne Wirkung.

„Er nimmt ſichtbarlich ab“ flüſterte er der verzweifelnden Dienerin zu und legte ihm von hinten den Zollſtab an, „nur noch drei Fuß, zwei Zoll und einen Linienbruch! der lange Mann von ehmals! Das iſt ja ein ſo ganz ſonderlichſeltſamer Fall, werthe Frau Spitteltroſt, daß ich nicht umhin kann, in größter Schnelligkeit das ganze mediziniſche Kollegium zur Konſultation zu ziehen.“

Der Doktor eilte fort; Barbara rang die Hände; Sehnſchmerzlich ſchlug die Saiten immer wilder, ſchrie immer heftiger und wurde immer kleiner; während Lila-Roſa-Suschen drüben immer lauter kicherte und immer röther und goldner ſtrahlte.

Nach Verlauf einer Stunde kam Krankenſchreck von ſämmtlichen Doktoren und Profeſſoren der Fakultät begleitet; jeder zog eine andere Bedenklichkeitsmiene. Sehnſchmerzlich aber war ſo klein geworden, daß er mit dem Geſichte nicht mehr an's Fenſter reichte, Er ſchnellte plötzlich im Kreiſe herum und ſprang auf den Marmortiſch; in die Saiten ſchlagend und mit heiſerer Stimme ſchreiend, ohne daß er von den Umſtehenden die geringſte Kenntniß zu haben ſchien.

Die Doktores hielten nun hohen Rath. Alle Namen geiſtiger und phyſiſcher Krankheiten wurden aufgezählt, keiner wollte auf den Kaſus paſſen; alle Tränklein, Pülverlein, Sälblein geprüft, keines wurde als anwendbar erfunden. Endlich meinte ein junger Arzt, man müſſe der neuen Krankheit einen neuen Namen geben und die Wiſſenſchaft damit bereichern, wenn man ſie dann einmal an einigen Dutzenden concentrirter Poeten experimentirt habe, werde man ſchon Mittel finden, ſie zu heilen. Nach langer und lebhafter Beſtreitung, vereinigte ſich endlich die Verſammlung, den Zuſtand delirium tremens poeticum extenuans zu benennen und man zeichnete ſofort alle Symptome und Phaſen desſelben mit treuſter Genauigkeit auf.

Sehnſchmerzlich war zuletzt ſo klein geworden, daß man ihn kaum noch ſah; er ſchwirrte auf dem Tiſche herum, wie eine Mücke, die ſich die Flügel verbrannt, und man hörte die kleine Leier und das heiſere Stimmlein nur noch wie leiſes Grillengezirpe.

Doktor Krankenſchreck, als Hausarzt, die Beobachtungen leitend, faßte den Patienten mit einem Zänglein und ſetzte ihn in ein Theeſchälchen, in welches er einige Tropfen Waſſer goß. Er war nichts mehr als ein ſchwarzes, ſchwirrendes Pünktchen, deſſen Bewegungen der Doktor nun mit dem Vergrößerungsglas verfolgte. Noch konnte er, mit Hülfe desſelben, deutlich den himmelblauen, fliegenden Talar, den kleinen Immortellenkranz

auf dem ſchwarzen Lockenköpfchen, die winzige Leier erkennen, und theilte ſeinen Kollegen mit, wie jetzt die Infuſionsthierchen im Waſſertropfen in tanzende Schwingungen geriethen, wie ſie über und unter ihm wegſchnellten und ſich um ihn bekriegten, wie jetzt eine Monade nach ihm ſchnappe und — wie es jetzt mit Herrn Franz Friedrich Sehnſchmerzlich aus ſei.

Auguſt Stöber.

Frühlingsſtimmen

von

Karl Mayer.

Frühlingsanbau.

Schau hin nach Gärten, Feld und Wegen:
Welch' frühlingswarmes Thun und Regen!
Erfreuen dich nicht weit und breit
Nur Anbau und Geſchäftigkeit?

Und ich? Wie ſchlend're ich durch die Felder,
Verlaufe mich in's Herz der Wälder!
Bin ich allein im Fleiße lau?
Unthätig bei dem Frühlingsbau?

O nein! das Herz auch iſt zu warten
Und zu bebau'n, wie Feld und Garten.
Was Andre mit der Erde thun,
Das thu' ich mit dem Herzen nun.

Die Frühlingslieder.

Frühlingslieder! ſind ſie neu?
Fraget lieber: ſind ſie jung?
Fragt den Frühling, ob er freu'
Unſer Herz durch Neuerung?
Immer will er nur am Alten,
Am Verjüngten, Theuern halten.

Frühlingsſtimmung.

Draußen bei Waldanemonen,
Schlüſſelblumen möcht' ich wohnen.
Unter einem Hüttendach
Schlüge mich die Amſel wach;
Nährte meinen Lebenshauch
Süßer Duft vom Blüthenſtrauch:
Meinen Lebenstraum umgäben
Vogelſang und Pflanzenleben.

Auch aus meinem Liede tauchte,
Was mir ſänge, mich umhauchte,
Und ein Freund bemerkte nicht,
Daß er blick' in ein Gedicht;
Athmen würd' er Blüthenduft,
Horchen dem Geſang der Luft,
Dürft' ich unter Primeln wohnen,
Unter Waldesanemonen.

Frühlingsüberſicht.

O fühlet wie die Freude wächst!
Noch tanzt der Schmetterling, zunächſt
Den ſtillen Blumen, ſchweigend:
Die Lerch' hingegen, ſteigend,
Gewinnt des Frühlings Ueberſicht
Und weiß des Jubels Ende nicht.

Das Haus in den Wieſen.

Dem Gärtner erblühen mit Müh' und Zwang,
Dem Landmann die Blumen aus Lieb' und Hang
Dort, wie natürlich das Bauernhaus
Nimmt zwiſchen blumigem Gras ſich aus!
Das Schloß nebſt Garten erinnert an Kunſt,
Das Haus in den Wieſen an himmliſche Gunſt.

Die drei Blumen.

Drei Blumen, an Farben und Kronen
Verſchieden, im Haine hier wohnen.
Die Freundſchaft einander ſie rückte
Gar traulich im ſüßen Bereich.
Wie? Wenn ich zuſammen ſie pflückte?
Dann lebten und ſtürben ſie gleich.

Grazie.

Die Grazie muß Flügel ſchwingen;
Dies ſagt das Thun des Vogels mir.
Nur in der Ruh liegt ihr Gelingen;
Dies ſagt mir ſtille Blumenzier.

Schmetterlingsart.

I.

Immer deine Flügel beben,
Zarter, bunter Schmetterling!
Iſt ein ſo verſchämtes Leben
Noch ein wünſchenswerthes Ding?
Tauſchte mit dir, weineſt du,
Wohl das Blümlein ſeine Ruh'?

II.

Falter, dir zum Eigenthume
Trägſt du nur ein ſchwankes Leben,
Der Bewegung preisgegeben,
Eine abgetrennte Blume!

Lied.

Nach dem Engliſchen des Jeſſe Hammond.

Von

Auguſt Schnezler.

O Berge der Heimath,
Du liebliches Thal,
So ſeh' ich doch endlich
Euch wieder einmal!
Ja, hier iſt die Stelle,
Da fand ich einſt ſie,
Da ſaß ich am Quelle
Mit meiner Marie!

Ihr Wälder und Matten,
Ihr Triften und Höh'n!
Ihr rauſchenden Quellen,
Wie war't ihr einſt ſchön!
Wie leuchtend im Schimmer
Den Lieb' euch verlieh!
Doch fehlt euch jetzt immer
Ach, meine Marie!

Ihr Wälder und Matten,
Wie ſteht ihr nun fahl!
Verwaiſt von der Liebe
Verklärendem Strahl!
Wie klagen ſo düſter
Die Vögel um ſie,

Der Bäume Geflüſter
Um meine Marie!

Hier rufen mir alle,
Ach, alle zurück
Der ſeligen Jugend
Verſchwundenes Glück.
Aus jeglichen Räumen
Tönt's: „kehrt ſie denn nie?“
Und alle nur träumen
Von meiner Marie!

Nun wandr' ich durch Halden
Mit irrendem Fuß,
Mir nicken die Weiden
Wehmüthigen Gruß;
In Weinen verkehrt ſich
Des Quells Melodie,
Und Alles verzehrt ſich
Um meine Marie. —

Hier kann ich nicht bleiben,
Ich halt' es nicht aus,
Die Berge ſie treiben
Mich wieder hinaus:
„Hinauf in die Ferne,
O Wanderer, flieh
Dort über die Sterne
Zu deiner Marie!“

Gedichte von Karl Candidus.

Münſterlied.

Vor dem Münſter ſtand der Pariſer,
Sprach zum dummen Provinzialen:
„Sapristi! wo wurde dieſer
Münſter gemacht? Er thät mir gefallen."
Und das Kind von Straßburg ſagte
Schnell: „in Paris." Und Jener: „ich dachte doch!"
Schocheli schoch!
Was für Schnaken im Schnakenloch!

Vor dem Münſter ſtand ein Wiener
Und er ſprach zu ſeinem Begleiter:
„Sogen's? wo iſt zu Haus der Erwiner?
Der Erwiner war ein Geſcheidter."
Und das Kind von Straßburg ſagte
Schnell: „in Wien." Und Jener: „ich dachte doch!"
Schocheli schoch!
Was für Schnaken im Schnakenloch!

Vor dem Münſter ſtand der Berliner
Und er ſprach zu einer Frauen:

„Bitte Ihnen. Es fragt Ihr Diener:
Wo entſtand das ſpitze Bauen?“
Und das Kind von Straßburg ſagte
Schnell: „in Berlin.“ Und Jener: „ich dachte doch!“
Schocheli ſchoch!
Was für Schnaken im Schnakenloch!

Vor dem Münſter ſtand aus London
Eine Stange ſo rothverroſtet:
„Yes, goddam! wo ſind die blonden
Münzen geſchlagen, die das gekoſtet?“
Und das Kind von Straßburg ſagte
Schnell: „in London.“ Und Jener: „ich dachte doch!“
Schocheli ſchoch!
Was für Schnaken im Schnakenloch!

Kaiſer Joſeph.

Wollt' Kaiſer Joſeph wandern, zween Röcke zog er an,
Ein'n guten und ein'n ſchlechten. So war er angethan.
Da traf er drei Geſellen, die gingen nacher Wien,
Ein Zeugſchmied und zween Schneider. Er thät mit ihnen zieh'n.

Die drei Geſellen trugen Felleiſen von Gewicht.
Sie wollten's ihm auflegen. Er ſprach: „ich trag' es nicht!“
Sie ſprachen: „Lump! du trägſt es!“ und ſchlugen ihm mit Ell'n
Und gaben ihm Fußtritte. Da trug er's den Geſell'n.

Da trug er's den Gesellen, doch brannte ihm vor Schmerz,
Vor Schmerz und Ingrimm brannte sein kaiserliches Herz.
Und d'rauf im nächsten Dorfe, da tranken sie ein Bier,
Da sprach er zu dem Wirthe: „ruft mir die Schöppen hier!"

Aufknüpfte er den Flausrock und zeigte seinen Stern,
Da fiel'n die Drei zu Füßen dem kaiserlichen Herrn.
Die großen blauen Augen ihm blitzten wundervoll,
Wohl als er zu den Lümmeln sich wendete mit Groll.

„Ich bin die deutsche Freiheit, ich bin das deutsche Recht,
Ich bin der deutsche Kaiser, ich bin nicht euer Knecht!
Es steht ein Baum da draußen, da sollt ihr hängen dran!"
Der Kaiser hat's gesprochen, und also ward gethan.

Dieß Liedlein gibt die Lehre: Sei höflich und gerecht
Und halte keinen Menschen für deiner Launen Knecht.
Der Kaiser Joseph wandert annoch im deutschen Land,
Es birgt die Kaiserkleidung das schlechteste Gewand.

Das dunkelrothe Röslein.

Ich bin zwar kein Gelehrter, ein Wanderbursche nur,
Doch weit herumgekommen auf deutscher und welscher Flur.
Die Träume der Todten finden, das glaubt mir auf mein Wort,
Den Weg zu ihren Lieben, wie die dunkle Schwalbe dort.

Ich hatte einen Landsmann, der hatte einen Strauß,
Der Strauß, der war ein Lichtlein, das blies der Märzwind aus
Und als sein liebes Liebchen in kühler Erde lag,
Da pflanzte er mit Weinen drauf einen Rosenhag

Drauf Pfingſttags, Herrn und Frauen luſtwandelten vor das Thor,
In bunten Feierkleidern, in ſchwarzem Trauerflor.
Ich und mein bleicher Landsmann, wir zogen im Gewühl.
Ein Bauermädchen wallte mit buntem Blumenſpiel.

„Kauft, kauft, ihr ſchönen Herren von meinen Blumen klar:“
Mit ſchlauem Blick die Dirne hielt uns ein Röslein dar.
Ich war dem armen Freunde ſein Stecken jetzt und Stab,
Wohl als er ſah das Röslein von ſeiner Liebſten Grab.

Es glänzte wie beſeelet. Hernachmals fanden wir
Am Grab das Roſenhecklein beraubet ſeiner Zier.
Dort war er ſtill gewachſen, ihr dunkelrother Traum,
Und hier zu uns gekommen im luſterfüllten Raum.

Ein Rebus.

Spielend zeichnete mir ein Mädchen das liebliche Rebus:
Auf dem Schooße der Mutter ein Kind. Es ſcheinet zu ſtammeln,
Nachzuſtammeln das Wort, das die freundliche Lehrerin vorſagt.
Gleich daneben ein Feld in frühlinghafter Staffirung,
Drob unzählige Lerchen im Sonnenglanze ſich wiegen.
Dann zwei Liebende, die zum Kuſſe die Lippen verrinen.
Und ich betrachtete lange das liebliche Bild und errieth jetzt.
Liebe! du göttliches Wort! du hebſt ja an mit dem ſchüchtern
Kindlich lallenden L; dann tönt, wie Lerchengetriller
Auffubilirend, das i; dann ſchließt zum Kuſſe die Lippen
Lieblich das b und erſtirbt in hold hinſchmachtendem Laute.

Der myſtiſche Pegaſus.

Mitternächtlicherweil ſteht draußen ein Schimmel im Hochwald.
Reite, nur reite zu oft, Freund, nicht das ſchaudrige Pferd.

An die myſtiſche Muſe.

's iſch nicht hübſch, dein Kapuzchen, o Fledermaus, nächtliche Dirn,
Seltſamlich Gottesgeſchöpf! Aber wie ſchön iſt dein Blick!

Die chriſtlichen Sinnbilder.

Lamm und Taube ſo heißen die Bilder der chriſtlichen Neuzeit.
Japet's Sohn triumphirt: „himmelab ſtürzet der Aar!"

Die Lichter der Welt.

Nero verbrannte die Chriſten als Fackeln beim nächtlichen Rennſpiel,
Sieh, und er ahnete nicht, daß es die Lichter der Welt.

Urania.

Italiäner und Deutſche, die himmelordnenden Sänger,
Lernten, Unendliche! dir ab die ertönende Kunſt.

Haruſpicium.

Vaticinirte ein Haruſper aus den Opfern der Jetztwelt,
Schaudernd vernähmen vielleicht Fürſten und Völker den Spruch.

Aſtrologie.

Wohl hängt unſer Geſchick durch Gott mit den Sternen zuſammen,
Doch es geſteht der Verſtand jetzt, er berechne es nicht.

Weibliche Weltanſchauung.

Was hat Jenes mit Dieſem zu ſchaffen? So frage kein Mädchen
Alles mit Allem verknüpft liebend das weibliche Herz.

Der letzte Singvereinsabend bei Thibaut in Heidelberg.

Ein Erlebniß von Eduard Bauer.

Es war im Sommer des Jahrs 1833. Ich hatte die Pandecten bei Thibaut in Heidelberg gehört. Als warmer Freund der von dem berühmten Rechtslehrer mit glühendem Eifer gepflegten Tonkunſt, beſchloß ich mir die Gunſt der regelmäßigen und thätigen Theilnahme an ſeinen Singvereinsabenden zu verſchaffen. In Ermanglung eines andern Fürſprechers trug ich ihm mein Anliegen ohne die übliche Vermittlerſchaft und ohne Umſchweife ſelbſt vor, nachdem ich, unläugbar mit einiger Befangenheit, meine Wanderung nach Thibauts Wohnhaus im „Kalten Thal" vollendet hatte. So eben war derſelbe von dem, die reizende Ausſicht nach dem Schloßberge gewährenden Balkon, der, ein Zeuge ſeines Sinnes für Naturſchönheit, an das Arbeitszimmer des Hausherrn angebracht war, in ſeine juriſtiſche Werkſtätte hineingetreten. Der Mann mit den edelgeformten, mildernſten Geſichtszügen, das langherabwallende, geſcheitelte Silberhaar von dem ſchwarzſammtenen Rundkäppchen überdeckt, eine noch vollkräftige, ziemlich hohe, aber breitgebaute Greiſengeſtalt, maß mich mit einem forſchenden, faſt befremdenden Blick ſeines Feueraugeſ, da ich meinen Namen nannte, als wolle er ſagen: „Aha! das iſt wohl auch wieder Einer von denen, die ſich in mein muſikaliſches Heiligthum eindrängen, nicht um der reinen Tonkunſt zu huldigen, ſondern um unheilige Nebenzwecke zu erreichen!" Dieſer Blick war in der That nicht ſehr ermuthi-

gend für mich, da mir wohl bewußt war, wie ich außer dem Mangel jeder mündlichen oder schriftlichen Empfehlung noch den besonders mißlichen Umstand gegen mich hatte, daß ich der Sohn eines Manns war, welcher wegen seiner Bearbeitung und Erläuterung des mit Zusätzen als badisches Landrecht eingeführten napoleonischen Civilgesetzbuches von Thibaut, als einem entschiedenen Gegner des Code Napoleon und seiner Einführung, in seinen Schriften, so wie in mündlichen Vorträgen mit unverkennbarer Erbitterung befehdet wurde.*) Indessen machte sich die Sache besser als ich gehofft hatte. Die freimüthige Weise, in welcher ich ihm den Grund und Zweck meines Gesuches und meine musikalischen Bestrebungen darlegte, schien ihm zu gefallen, und es ward mir die Befriedigung zu Theil, daß der alte Rechts- und Tonmeister mir nicht nur meine Bitte freundlich gewährte, sondern auch, seiner Fehde vergessend, mit hoher Achtung von den Leistungen meines verstorbenen Vaters sprach. Ich wurde gar freundlich entlassen.

Am nächsten Donnerstag säumte ich nicht zur festgesetzten Stunde, mit dem Schlag sieben Uhr, im kalten Thal zu erscheinen. Im oberen Boden des wohnlichen Hauses versammelte sich jeden Donnerstag um die bezeichnete Zeit die nicht unbeträchtliche Schaar der Eingeweihten, deren Kern aus jüngern Professoren, Privatdocenten, auch einigen Beamten und aus Frauen und Töchtern solcher Personen, überdies aus einer auserlesenen Zahl von Studenten aus allen Ländern deutscher Zunge bestand. Nicht selten stellten sich auch ausgezeichnete

*) Ich darf hier auf Thibauts bekanntes Schriftchen: „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts in Deutschland“ Heidelberg 1814. S. 36—38 (worauf die bekannte Gegenschrift Savigny's: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung“ erfolgte) und auf Thibauts juristischen Nachlaß Bd. I. §. 28. § 81 u. s. w., so wie auf das Urtheil unbefangener Sachkenner verweisen. Vor letzterm Werke findet sich eine kurze Biographie Thibaut's von Professor Gunet.

fremde Gäste ein. Insbesondere hörte man öfters die allezeit reisefertigen Wandervögel aus Albion ihr eintöniges yes! yes! in das bunte Gezwitscher der Unterhaltung verschmelzen, während der mildselige Trank China's den musikalischen Genuß vorbereitete. Es pflegte hierbei in Bezug auf den jüngern Theil der Gesellschaft eine stubenweise Sonderung der Geschlechter vorzuherrschen, doch ging der Hausherr mit freundlicher Miene umher und unterhielt sich da und dort mit seinen Gästen. Seine Rede wurde dann oft sehr lebhaft, ja feurig, wenn er seine Ansichten über Verhältnisse des Staates oder der Universität, oder über Reinheit der Tonkunst entwickelte und mit dem edeln Grimm der Ueberzeugung gegen das Gemeine loszog.

Wer hätte da dem hochverehrten Lehrer nicht mit Vergnügen zugehört, mochte er nun von seinen Kinderjahren im Lande Hannover erzählen, wie er zu nächtlicher Weile auf einem fast saitenlosen Claviere seine erste musikalische Ausbildung errang, oder von seinem Aufenthalt in Königsberg und Jena, wie er Kants eifriger Schüler wurde, und des Umganges mit Göthe und Schiller genoß, auch die Gartenwohnung des Letztern kaufte und darin sein Pandectensystem schrieb, oder endlich von seinem ersten Einzug in das zauberische Neckarthal, an welches sein Herz mehr und mehr festwachsen sollte.

Sobald aber die für den Beginn des Gesanges bestimmte Zeit herangerückt war, brach er die Unterhaltung ab, und auf ein gegebenes Zeichen bewegte sich der Doppelzug der Damen und Herren treppaufwärts in den Gesangsaal. Man denke sich hiebei ja nicht ein kunstgeziertes Odeon, einen Apollosaal en miniature! solch ein Kunsttempel würde dem schlichten Sinne Thibauts nicht entsprochen haben. Unsere Tonhalle war ein geräumiges Zimmer mit einfachem, aber reinlichem Anstrich, das sich unmittelbar unter dem Dache in zwei Flügeln hinzog

und zwar so, daß nur die in der Mitte Stehenden, beide Flügel überschauen konnten, eine Einrichtung, wodurch die akademisch und musikalisch nothwendige Sonderung der Geschlechter begünstigt wurde.

In der Mitte nahm Altmeister Thibaut an seinem Clavier Platz und begleitete, mit der Gluth des Jünglings, mit der Kraft des Mannes und mit der Mäßigung des Greises die auserlesenen heiligen Gesänge, die nun abwechselnd ertönten. Durch Mittel, welche die Kräfte eines gewöhnlichen Privatmanns weit übersteigen, wußte sich Thibaut nach und nach eine sehr reiche Sammlung altkirchlicher Gesangstücke, zum Theil der seltensten Art*) zu verschaffen. Das waren die prachtvollen, kostbaren Säulen seiner Tonhalle, auf die er mit Stolz und Freude hinwies, indem er in heiterer Laune die Tonkunst seine Religion nannte. Palestrina, Orlando, Tasso, Vittoria, Allegri, Scarlatti, Lotti, auch Caldara, Marcello, Durante, Leo und Pergolese; von Deutschen vor allem Händel, auch Sebastian Bach, Hasse, Graun waren die Hauptgottheiten seines Heiligthums. Haydn kam schon seltener an die Reihe, denn dieser Tonmeister und noch mehr der alluberragende Mozart, dessen Hauptkraft sich freilich nicht im Gebiet des Kirchlichen offenbarte, war schon zu profan und unkirchlich für Thibaut, der auf Reinheit und Heiligkeit der Tonkunst im Sinne der altkirchlichen Einfalt mit Strenge hielt (sein bekanntes Werk über Reinheit der Tonkunst gibt hierüber Kunde), gleichwie er auch nach gelegentlich hingeworfenen Aeußerungen in der deutschen Dichtkunst Klopstock über alle setzte. Aber der Gott aller Götter seines Kunsttempels, Zeus, der Hochdonnerer, war und blieb ihm stets der

*) Diese Sammlung soll sich gegenwärtig noch im Besitze seiner hinterlassenen Familie befinden.

große Händel. Hatte er doch schon als Knabe einmal mit Lebensgefahr eine Dachrinne erklommen, um die Aufführung des händelschen Messias, wozu ihm der Eintritt versagt war, mitanzuhören. Da mußte man ihn sehen, wenn er an seinem „lieben Engelsklavier“ sitzend, eines der Meisterstücke Händels zur Aufführung brachte. Dann waren alle Register der Begeisterung in seinem Inneren aufgezogen, sein Auge flammte heller und sein Geist schweifte auf Paradieseshöhen umher, während himmlische Andacht seine Züge zu verklären schien.

Die strengkirchliche Richtung des thibautischen Singvereins erlitt jedoch — nach der Rechtsregel Exceptio firmat regulam — bei solchen Aufführungen, wozu ein größerer Kreis von Zuhörern geladen war, eine kleine Ausnahme, insofern alsdann gleichsam zum Nachtisch eine Reihe von Thibaut gesammelter (auch gedruckt erschienener) urvolksthümlicher Weisen fast aller Völker von Bedeutung zur Aufführung kam. Auf diese einfachen Volksgesänge, zum Theil voll tiefer Empfindung und von überraschender Originalität, pflegte sich das größere Publikum ganz vorzüglich zu freuen, und ich darf nicht verhehlen, daß ich in dieser Beziehung auch ein wenig zum größern Publikum gehörte.

Insbesondere erinnere ich mich eines indischen und eines hebräischen Volksliedes von tiefeingreifender Wirkung. Ob solche Lieder in ihrer jetzigen Gestalt als ächt gelten können, scheint freilich eine Frage, die leicht verneint werden möchte, wenn man z. B. dasjenige vergleicht, was uns über die Musik der Griechen bekannt wurde. Möge es den Forschungen des Professors Fortlage gelingen, alle Zweifel hierüber aufzuklären.

Doch der Genuß der musikalischen Abende sollte nicht mehr lange fortdauern. Bald kam der verhängnißvolle Donnerstag heran, an dem der seit Jahrzehnten bestehende Singverein im Kalten Thal, wohlbekannt bei so viel tausend gewesenen Mit-

gliedern in allen Gauen unsers deutschen Vaterlandes, sich in einem derben Mißklang auflösen sollte.

Alles war zu einem hohen musikalischen Genusse vorbereitet. Es sollte ein Tonstück zur Aufführung kommen, auf welches Thibaut ganz besondern Werth legte. Schon mehrere Wochen vorher hatte er die treuesten seiner Jünger darauf hingewiesen und sie aufgefordert, diesen Abend doch ja nicht zu versäumen; es war daher — so meinte der edle Meister, im Vorgenusse des ersehnten Tonwerks schwelgend — am vollen Gelingen der Aufführung nicht zu zweifeln.

Nachdem die Thee- und Stehunterhaltung in den Gesellschaftsräumen, heute etwas minder belebt als sonst, glücklich beendigt war, bewegte sich das Zimmer der Frauen und die Herrenkammer nach gewohnter Ordnung in die höheren, musikalischen Regionen empor und der greise Tonmeister mit dem schwarzen Käppchen, nahm, wie ein gottbeseligter Oberpriester, vor dem Altar, an seinem Clavier Platz. Das erwartete Hochopfer, ein seltenes Motett mit Doppelchören (seinen Namen hab' ich leider vergessen) sollte beginnen.

Allein die heilige Flamme des Opfers wollte nicht entlodern, wie heiß auch der Oberpriester und seine Getreuen sich bemühten; nur eine betäubende Rauchsäule stieg zum Dach empor! Welch ein Kobold der Hölle trieb heute im Heiligthum sein Spiel? — — Er sollte nicht lange verborgen bleiben. Der Kobold war ein — — ich bitte meine schönen Leserinnen nicht zu erschrecken — ein Ball, den der reiche Gutsbesitzer Schlosser auf dem ehemaligen Stift Neuburg, jenseit des Neckars, für diesen Abend veranstaltet hatte. Gar bald ergab es sich, daß fast der ganze leichtfüßige Tenor dem lockenderen Rufe Terpsichores gefolgt war. Ein kaum den Kinderschuhen entschlüpftes Tenorknäblein mit ungemodelter Halbstimme sollte die Doppelchöre darstellen! Man kann sich denken, wie glän-

zend der erste Versuch unter diesen Verhältnissen mißlang. Aber auch die weitern Versuche schlugen gänzlich fehl. Alle Aushilfsmittel blieben ohne Erfolg, man mußte von der beabsichtigten Aufführung abstehen.

Da ergrimmte der alte Tonmeister in tiefster Seele. Sein ausdrucksvolles Auge flammte und blitzte von einem Feuer, wie wohl kaum zuvor an ihm bemerkt worden war, selbst dann nicht, wenn er auf jenen berühmten Streit mit seinem Widersacher Hugo in Göttingen über die Frage zu reden kam, ob überragende Nachbarbäume bei den Römern 15 Fuß von oben oder von unten beschnitten werden müßten. Wie ein zürnender Löwe fuhr er vom Clavier auf und zog in den kräftigsten Ausdrücken gegen die Verkehrtheit derjenigen los, welche niederen Sinnengenuß dem höheren geistigen Vergnügen vorziehen; ja er erklärte sogar, daß er gar wohl wisse, wie ein großer Theil der Mitglieder seines Vereines nur um Nebenzwecke zu erreichen, (er bezeichnete diesen Zweckgang unverblümt) nicht der reinen Tonkunst wegen seine Singabende besuche. Die Strafpredigt, aus Rücksicht für die ehrwürdige Person des gekränkten Meisters von der Versammlung mit Stillschweigen hingenommen, schloß mit dem Ausspruch, daß es eben mit dem Sinn für wahre Musik im lieben Deutschland nichts und sein Singverein deßhalb hiemit für immer aufgehoben sei. Lautlos, wie ein aufgelöster fürstlich *'scher Postulatenlandtag, in bunter Vermengung beider Kammern, ging die Versammlung auseinander. Der Singverein war und blieb in der That aufgehoben, obwohl einige Jahre vor dem Tode Thibauts, welcher erst im Jahr 1840 erfolgte, musikalische Aufführungen in kleinerem Maaße allerdings wieder bei demselben statt fanden. Gewiß hat Thibaut selbst später die rasche That jenes Abends zuweilen bereut.

Den Nachhall des leidigen Mißklanges in's Innern tragend,

verließ ich damals das Kalte Thal, da tönte aus dem Schauſe Geſang und Saitenſpiel zu mir herab. Eine wunderklare Baßſtimme ſang, von einer Guitarre begleitet, mit reichem, tiefem Gefühl:

„In dieſen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht."

Ich ſtand ſtill und lauſchte. Vor Mozarts herrlichen Tönen ſchmolz allmählig der Mißklang in meiner Seele zu ſanftem Wohllaut und ich empfand es im tiefſten Gemüthe: nicht blos in der altkirchlichen Form offenbart ſich das Reine und Heilige der Tonkunſt.

Gedichte von K. U. Hagenbach.

Aus den Ferien.

1.

Endlich, endlich heißt es Ferien!
Welch ein holder, ſüßer Klang,
Nach den Alpen, nach Heſperien,
Weiter ſtrebt der Reiſe Drang.

Andremal war ich mit Andern
Gleich zum Wandern aufgeweckt,
Jetzt laß ich ſie ziehn und wandern,
Näher iſt mein Ziel geſteckt.

Zwei, drei Schritte vor dem Thore
Weiß ich einen Schattenbaum,
O, wie ruht ſich's auf dem Ohre
Da ſo ſüß im grünen Flaum.

Dahin zieht es alle Glieder
Nach der Trägheit Kraftgeſetz,
Und ſo leg' ich mich denn nieder,
Schon verſtrickt in Morpheus Netz.

Dämm're, ſchwärme, ſchlumm're, träume,
Nur des Einen mir bewußt,
Daß ich träumend nichts verſäume,
Das iſt meine Ferienluſt.

Und in vollen reichen Zügen
Trinkt ſich erſt die Seele ſatt,
Die ſo recht ihr Grundvergnügen
An dem Worte: „Ferien!“ hat.

Und erſt wenn ich ſo ein Stündlein
Und noch ein's mich hab' erlabt,
Dann erſt ſchnür' ich mir das Bündlein,
Und dann weiter fortgetrabt.

2.

Nun iſt wohl gepackt das Ränzlein,
Fein geſchniegelt und geſchnürt,
Gleich dem Liebchen, das zum Tänzlein
Keck der ſchmucke Burſche führt.

Und nun fort und fort in's Weite,
Ueber Berg und über Thal,
Nach der Länge, nach der Breite,
Ohne Ziel und ohne Wahl.

Nur geſchlendert, um zu ſchlendern,
Nicht zu viel voraus bedacht,
Und um nichts am Plan zu ändern,
Ja doch keinen Plan gemacht.

Laß dich tragen von den Winden,
Laß dich ziehen von dem Strom,
Kannſt den Weg von ſelber finden,
Alle Wege gehn nach Rom.

3.

(Kreuzſtraße.)

Ja, vom Ultramontanismus
Bin ich heuer angeſteckt,
Da mein Reiſeichematismus
Ultra montes ſich erſtreckt.

Ultra montes, aber drüben
Geht die Qual auf's Neue an,
Und dich recht im Kreuz zu üben,
Iſt die Kreuzſtraß' aufgethan.

An der Kreuzſtraß' muß ſich finden,
Was ſich fände nimmermehr,
Muß ſich fügen, muß ſich binden,
Was gern ungebunden wär'.

An der Kreuzſtraß' muß entſcheiden
Alles, alles ſich zuletzt,
Rechts und links; nun zwiſchen beiden
Oder gradaus, wähle jetzt.

Nicht zur Linken, nicht zur Rechten,
Gradaus führt an's rechte Ziel,
Und wenn alle „gradaus" dächten,
Wär' des Kreuzes nicht ſo viel.

4.

(Vierwaldſtätterſee.)

O Pilatus, deine Reue
Hat, ſo ſcheint es, noch kein Ende;
Waſchen mußt du ſtets auf's Neue
Dir die blutbefleckten Hände.

Und gerade heute feierſt
Du die Waſchung aus dem Grunde,
Und in Zorn und Scham verſchleierſt
Du dein Haupt zur böſen Stunde.

Ach, wie lange wird es dauern,
Bis du ganz am Leibe trocken,
Und in ſüßen Morgenſchauern
Schüttelſt deine naſſen Locken?

Gar gewalt'ge Waſſerflaſchen
Seh' ich noch herüberhangen,
Hätteſt du dein Händewaſchen
Lieber gar nicht angefangen!

5.

Von Regina leitet Ebel,
Rigi, deinen Namen her,
Und wenn's nicht der Ebel wär',
Würd' ich ſagen, das iſt Nebel!

Nun, Regina, meinetwegen,
Ich verſtehe kein Latein,

Doch mich lehrt der Augenſchein,
Daß Regina kommt — von Regen.

Und deßwegen tauf' ich eben
Dich zur Regenfürſtin um,
Zur Regina montium
Mögen And're dich erheben.

6.

(Auf der Wengernalp.)

Halb entſchloſſen, halb verdroſſen
Nehm' ich Stock und Schirm zur Hand.
Und begoſſen und zerloſſen
Wall' ich nach dem Oberland.

Und als ich auf's Ungewiſſe
Weiter ſetze meinen Fuß,
Grüßet mich durch Wolkenriſſe
Unverhofft — der Jungfrau Gruß.

Freundlich hebet ſich ihr Schleier,
Und der weißen Prieſter Chor
Tritt in ſtiller Sabbathfeier
Aus dem Heiligthum hervor.

Auch die letzten Nebel fallen,
Ringsum wird es blau und klar,
Und nur Blumendüfte wallen
Um der Berge Hochaltar.

In der Waſſerfälle Toſen
Donnert der Lauinen Fall,
Und ein Kranz von Alpenroſen
Schlingt ſich um den grünen Wall.

Trau'n! ein ſolcher Morgenſegen
Iſt zu theuer nicht erkauft,
Hat der Himmel auch mit Regen,
Heut' hat er mit Licht getauft.

7.

O du guter, ſel'ger Haller,
Wie ganz and're Alpenlieder
Sängeſt du, erſchienſt du wieder
Unter uns als Erdenwaller.

Deine ſchönen „güldnen Zeiten",
Und die Einfachheit der Sitten
Wichen längſt dem Spleen der Britten
Und der Welſchen Eitelkeiten.

Wer trinkt noch mit deinen Hirten
Süße Milch zu ſchwarzem Brote?
Wer entrinnt der Table d'hôte,
Wer den Führern? wer den Wirthen?

Trägt doch jeder Bergesgipfel
Einen Wirthſchild an der Stirne,
Und von jeder Gletſcherfirne
Wehet ein Servietenzipfel.

Droben ſtehet auf der Warte
Schon der Kellner bunte Reihe,
Deren Stolz und höchſte Weihe
Iſt die Wein- und Speiſekarte.

Für europamüde Gäſte
Fließt Champagner, allerbeſter,
Und „aus Golde Tunkins Neſter"
Speiſt man bald in jedem Neſte.

Penſionen und Caſino's
Und Hôtels auf allen Sennten,
Wo die Milch- und Butterbrenten
Wandeln ſich in Pianino's;

Wo bei'm Dampfe der Cigarren
Sie den Galiguani leſen,
Und in das Romanenweſen
Der „Myſterien" ſich vernarren.

Und das alles iſt vom Schlimmen
Lange, lange nicht das Schlimmſte,
Und vom Dummen nicht das Dümmſte,
Doch, wozu ſich noch ergrimmen?

Wollt' ich gar noch von der Mode
Reden und der Sprache Schändung,
All der gräulichen Verblendung,
Aergern müßt' ich mich zu Tode.

O du guter, ſel'ger Haller,
Wie ganz and're Alpenlieder,
Sängeſt du, erſchienſt du wieder
Unter uns als Erdenwaller.

Drei Sonette

von

Guſtav Kühl.

I.

Hehres Bild.

(Auf Straßburgs Münſterhöhe.)

Hoch über einſt'gen Glaubens Rieſenbaute
Seht dieſen Thurm in neuem Schwung ſich heben,
Einſam und königlich zum Himmel ſtreben,
Ein Tempel iſt's, wie ich ſonſt keinen ſchaute.

Sein Orgelſpiel ſind ew'ge Windeslaute,
Den Strahlenſchmuck muß ihm die Sonne weben,
Nur Sterne, die am allerhöchſten ſchweben,
Sind ſeiner Halle himmliſche Vertraute.

Und ſtündlich zieht heraus auf weiten Ringen
Die Herrin Zeit mit ſtrengem Donnerklingen,
Und eine Sturmglock' wacht dort ſtill und blank. —

Wirr tönt's zu ihm herauf aus ſchwülen Landen;
Wie Kindesſtammeln hab' ich's nur verſtanden,
Als ſeine Weihe auf mich niederſank.

II.

Alpensee.

Wie einen Born die müden Karawanen,
Begrüßt mein Geist der Seen heil'ge Stellen;
Da liegt er rein mit seinen Spiegelwellen,
Der lichte Sohn der stolzen Felstitanen.

Tief unten rauschen, wie ein mächtig Ahnen
Von Götterabkunft, seine Riesenquellen,
Und oben saugt er fromm den azurhellen
Frieden des Aethers und der Sternenbahnen.

— Und doch will's stets ihn zum Gestade ziehen,
Wie einsam Heimweh dort die Wellen fliehen
Dem Lande zu, in weiten, weiten Kreisen.

Dort wo die schönen Wasserlilien stehen
In stiller Bucht, dort flüstert's ungesehen
Wie leiser Kuß und sanfte Liebesweisen.

III.

Lenzmorgen.

Im Frühlingsglanz nun schwelgen alle Weiten,
Ihr reichstes Leben freudig hinzuspenden,
Hoch oben glüht's von stillen Wolkenbränden,
So hehres Träumen weht von allen Seiten.

Und engelfromme Glockentöne gleiten
Aus Näh' und Fern', mein Herze ganz zu wenden,
Der Bäche sel'ges Rauschen will nicht enden,
Und Stimmen sprechen wie aus andern Zeiten.

Ernst selber lächelt hoch im Aetherblauen
Die Ewigkeit aus tiefster Himmel Grauen,
Und lauscht entzückt dem neuen Frühlingstosen.

Jauchzend da möcht' ich heim zu Gott mich schwingen;
Auf jener Wolken gold'nem Thabor singen,
Das trunk'ne Haupt umblüht von heil'gen Rosen.

Gedichte von Balthaſar Ueber.

Naturſonett.

O du Natur! wenn ſich die Knoſpen regen,
Wie da mein Herz ſich an dein Herze drängt!
Wie alles, was mich winterlich beengt,
Ausſchlagen möchte auch in Blüthenſchlägen!

Gleichwie auf neuen friſchen Strahlenwegen
Die junge Sonne tanzend dich umfängt,
So fühl' auch ich von Genien mich umhängt,
Die reizend mir das Innerſte erregen.

Und du Natur, du haſt im Sonnenkuß
Aus Knoſpen eine Schöpfung dir geboren,
Wie göttlich ſchnell! und welch ein Ueberfluß!

Mein Sommer aber, nach dem Frühlingsſchuß,
Wie kärglich langſam reift er an die Horen,
Und, Gott ſei Dank, wenn er nicht gar erfroren.

Der Brand.

Dumpf ſchlagen an die Glocken der Nacht.
Da iſt von dem Tone die Stadt erwacht;
Eine Feuergarbe zum Himmel ſchlug,
Ein Haus aufwirbelt's im Flammenflug.

Ein Haus? Ach nein, eine Hütte nur,
Verloren unter der Häuſer Spur,
Eine Hütte der Armen, man merkte ſie nicht
Bis jetzt, da ſie glühend in Zungen ſpricht.

Eine Hütte der Armen, man merkte ſie nicht:
Ihre Armen wie oft, mit verhärmtem Geſicht,
Wie oft an der Nachbarpaläſte Thor
Klopften ſie ungehört hievor!

Die Reichen fuhren am Hüttlein vorbei
In ihren Karoſſen und dachten dabei
Und dachten dabei wahrhaftig nicht:
Wir wanken auch, wenn dies Hüttlein bricht.

Und jetzt, da das Hüttlein in Flammen brach,
Wie kam da in die Paläſte jach
Die Angſt: Die Flamme verzehrt uns auch,
Bedroht von des Hüttleins Brand und Rauch!

Des Armen Hüttlein es lodert noch.
O lernet daraus ihr Reichen doch,
Daß, wer nicht achtet der Armen Noth,
Wenn ſtill ſie bitten um wenig Brod:

Dem wird der Feuersbrünſte Gott
Vergelten ſeinen Armenſpott,
Wenn aus den Hütten, die ihr verſchmäht,
Verzehrend der Rächer auferſteht!

Bu-Maza.

Der Schrecken der Franzoſen war Bu-Maza.
Hinfegend wie ein Sturm am Saum der Wüſte,
Wenn er aus Wolken Staubes ſie begrüßte:
Allah! ſo donnert's ringsum hier und dort,
D'rauf Einhalbblitzen und Franzoſenmord.
Der Marſchall grimmig bildet ſein Quarré,
Wirft auf die Flank's der Spahis ſchnelle Traber:
Feu! En avant! Da ſtutzet die Armee;
Verſchwunden ſind ſie, Emir und Araber.

Die Wonne der Franzoſen iſt Bu-Maza.
Ein ſtolzes Dampfboot landet an der Küſte,
Marſeille ſieht den mächt'gen Sohn der Wüſte,
Sieht ihn, gefangen, reiten zum Hotel.
Kein Wort des Hohnes. Nur am Pantherfell
Des braunen Helden zupfet der Franzoſ:
O reitet nicht ſo raſch! ſo bitten Tauſend;
Vom großen Feinde denken ſie auch groß:
Le brave! murmelt's durch die Gaſſen brauſend.

Der Schrecken der Franzoſen iſt Bu-Maza.
Denn, angelangt, ergreift den Sohn der Wüſte,
Ergreift ihn nach der Heimath das Gelüſte;

Gleich einem Löwen ſchüttelt er ſein Haupt,
Es rollt ſein Aug', es hat ſein Mund geſchnaubt,
Aus dem Hotel, dem prächtigen, da brüllt
Er ſo gewaltig, bis hinab zum Hafen
Ward von dem Wehgeheul die Stadt erfüllt,
In ganz Marſeille heut kann Niemand ſchlafen.

Die Wonne der Franzoſen iſt Bu-Maza.
Bleich, mitleidvoll umſteht das Haus die Menge:
Horcht! Durch die Jammertöne welche Klänge!
Und immer zauberiſcher ſchwellen ſie!
Der Emir lauſcht. Ihn dünkt die Melodie
Tröſtender Houri's Paradieſeskuß:
Da ſchmilzt ſein Schmerz, wie an der Sonne Gluthen
Des Atlas toſender Lavinenſchuß,
Ihm ſtürzen durch den Bart die warmen Fluten.

Die Wonne der Franzoſen iſt Bu-Maza.
Der wilde Saul hat einen David funden,
Am Saitenſpiele heilten ſeine Wunden.
Ha! das vermochten aus Italiens Flur
Die beiden Milanollo-Schweſtern nur!
Nur ihrer zarten Arme Bogenſchwung,
Der ſpröden Violine göttlich ſchmeichelnd,
Nur ſie vollbrachten die Verwandelung,
Den Löwen Afrika's zum Lamme ſtreichelnd.

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

Stilleben.

Friedlich im Gehege
Liegt ein kleines Haus.
Heit're Blumenwege
Gehen von ihm aus.

In der Nähe weilen
Hirsche gern und Reh'.
Wie sie freudig eilen
Hin zu Wald und See!

Auf dem Dache kosen
Täubchen auch in Ruh',
Und die frischen Rosen
Duften frisch dazu.

Glücklich, wer das Leben
Hier so rein genießt,
Wer nach schönem Streben
Heiter es beschließt!

Doch vorüber eilen
Muß ich, fern und weit,
Darf dein Glück nicht theilen,
Süße Einsamkeit.

Der Sonntagabend.

Der Sonntag gehet bald zu Ruh'
Und ſchließet ſeine Augen zu;
Doch will er noch die Menſchen ſeh'n,
Die fröhlich durch die Fluren geh'n.
Dort vor der Thüre ſitzt ein Greis,
Die Locken ſind ihm ſilberweiß,
Nach Weſten ſchaut er unverwandt,
Wie in ſein neues Vaterland.
Hier unterm blüh'nden Lindenbaum,
Da koſ't ein Pärchen wie im Traum,
Und in dem weiten Blätterdach,
Da zwitſchert es noch mannichfach.
Sieh' da! es ziehen mit Geſang
Viel Burſche noch den Fluß entlang.
Sie ſingen, wie von Luſt entbrannt:
„Was iſt des Deutſchen Vaterland.“
Und, ſanft den Wellen angeſchmiegt,
Der Fluß gar manchen Nachen wiegt;
Auch dort ein frohes Lied erſchallt,
Das in den Bergen wiederhallt. —
Das iſt ein rechter Feiertag,
Wo Alles ruhen, ſingen mag,
Wo ſelbſt der Arme fröhlich iſt,
Auf kurze Zeit der Noth vergißt.
Jetzt werden alle Glocken laut,
Ein jeder Thurm, der aufwärts ſchaut,
Will nicht nur ſtummer Zeuge ſein,
Er ſtimmt in's große Loblied ein.
Horch, weit und breit tönt Glockenſchall,
Er tönt durch's weite Weltenall

Und saget freudig droben an:
„Was Gott thut, das ist wohlgethan!“
Die Sonne hat nun g'nug geseh'n,
Sie kann jetzt fröhlich schlafen gehn.
Da streut sie um ihr Schlummerhaus
Die schönsten Purpurrosen aus.
Die werden von der Nacht gepflückt,
Mit ihnen sie sich feierng schmückt,
Und mit der reichen Sternenkron'
Besteigt sie ihren ernsten Thron.
Jetzt wird es stiller überall,
Es schweigt der Freude lauter Schall,
Und durch die weiten Fluren weht
Der Erde leises Nachtgebet.

Mondnacht im Walde.

Flüstern nicht die Bäume
In dem Mondenschein —
Lautgewordne Träume —
Durch den Blüthenhain?

Ist es nicht, als flögen
Sterne durch die Luft?
Als ob Engel zögen
Durch des Waldes Duft?

Leise wiegt der Friede
Sich im Abendwind;
Seinem heitern Liede
Lauscht jed' Blüthenkind.

Auch das Herz mag spielen
In der süßen Ruh';
Selig hört's den vielen
Wundermährchen zu.

Läßt hinweg sich tragen
Herrlich, glanzerhellt,
Und sieht blühend tagen
Eine Zauberwelt.

Erlösungen.

Drei kurze Beispielchen von Friedrich Diez.

„Zu Straßburg in der werthen Stadt" — so könnt' ich mit dem alten, derben Volksliede anfangen, aber ich thue es besser mit dem andern: „Ich kenn' ein schönes Haus zu Straßburg an dem Rhein, da geht man ein und aus, und trinkt den besten Wein." Das paßt besser. Ich habe nämlich zu berichten von einem fidelen Kleeblatte, das so fast allabendlich zusammen saß in einer jener halbdunkeln, gemüthlichen Weinstuben, deren die liebe Münsterstadt in ihren engen und weiteren Gassen so manche aufzuweisen hat. Es sind wahrhaft herzig trauliche Eckchen, vorab die Hinterstübchen, in die weder Sonne noch Mond scheinen kann, in denen aber die Burger und andere Leute so recht gemüthlich bei ihrem Schöpplein sitzen, weil die engen Wände und die niedern Decken einen ordentlich an einander drücken, wie zu freundschaftlichem Geplauder.

Also in einer solchen gemüthlichen Weinstube, die ich nennen könnte, wenn ich wollte, saßen im Mai wieder die drei lustigen Gesellen beisammen, diesmal so recht mutterseelenallein. Ich sage darum so, weil sie, wie man sagt, ein Herz und eine Seele waren, obgleich drei recht stattliche Leiber. Allein waren sie, weil es schon etwas spät war, das heißt so nach einem langen Theaterstück, wo dann ein Schöpplein und eine trauliche Zwiesprach gar nicht übel thun. Wer dabei

gewesen wäre, hätte am ersten Worte schon merken können, daß die drei Gesellen nach längerer Zeit heute zum ersten Mal wieder zusammen kamen. Später erst hätt' er herausgefunden, daß das Kleeblatt aus einem Schauspieler, einem Maler und einem Dichter bestand. Gut ist es, wenn man das sogleich weiß, es gibt im Voraus einen gewissen Respekt vor dem Genie.

Die Drei bewillkommneten sich herzlich, und tranken auf das fröhliche Wiedersehen. Dann aber wurden sie einig, daß jeder zum Besten geben müsse, was er etwa Absonderliches erlebt in der langen Woche, während welcher sie einander nicht gesehen. Jeder hatte nämlich zu seiner Maikur einen Ausflug gemacht, und zwar, wie verabredet, keiner mit dem andern und jeder nach einer andern Himmelsgegend. Wenigstens aus drei Weltgegenden wollten sie Stoff zusammen tragen, um einmal von etwas anderm zu reden, als von dem preussischen Landtage und dergleichen politischen Kannegießereien.

Als sie fest saßen, sagte der Dichter zum Maler: „Nun, Freund Maler, grundire und thue die ersten Striche. An dem, der vom Aufgang kommt, ist ohnehin die Reihe, anzufangen." Der Maler sträubte sich gar nicht, sondern begann.

1. Verloren!

sagt' er: das ist der kurze Titel meiner Reisebeschreibung und der Hauptinhalt meiner Abenteuer. Auf der Eisenbahn bin ich von Kehl bis Baden-Baden geflogen. Für uns Maler ist Baden-Baden ein Paradies, nur schade, daß die Hölle so unmittelbar nahe an das Paradies grenzt. Es ist ein alter Satz der Aesthetik: der Maler soll vor allen Dingen bei der Natur bleiben! Hätt' ich den befolgt, es stünde grüner um meine Finanzen, als es steht. Lachet mich immerhin aus, Ihr habt das vollste Recht dazu, denn wer ein Narr ist, verdient zum

Schaden auch den Spott. Der Narr bin ich, und doch hab' ich den Troſt, unter uns Dreien vielleicht noch am letzten zu lachen.

Auf den Bergen und in dem Thalkeſſel zu Baden war es grün und golden, und frühlingsſelig hab' ich von der Teufelskanzel die Herrlichkeit dieſes kleinen, aber überaus köſtlichen Fleckchens der weiten Welt überſchaut. Ich predigte auf dieſer Kanzel mir ſelbſt, und hätt' es aller Welt ſagen mögen: die Theologen haben Unrecht, die da behaupten, die Welt liege im Argen und ſei nichts als ein Jammerthal. Während ich ſo ſtand und predigte, ſtand ſchon der Teufel hinter mir, dem ich in ſein Recht gegriffen. Er ſagte: „Schau doch einmal hinunter auf das große Haus mit den Säulen, dort iſt auch Gold und Grün, wie in der Natur. Wie wär's, wenn du die beiden Farben miſchteſt, vielleicht konnteſt du dann eine Zeitlang auf Goldgrund malen. Goldgrund hebt das Leben der Geſtalten, und läßt ſie wie in einem durchſichtigen Himmel ſchweben."

Der Teufel ſprach nicht laut, aber verſtanden hab' ich ihn, und alsbald hüpften und klirrten die paar pièces de vingt sous, die paar Thaler und ſelbſt die Napoleons, die ich als unangreifbare Reſervetruppen zu mir geſteckt hatte, nur ſo für den Fall der alleräußerſten Noth, wenn etwa der Himmel einfallen ſollte. So dacht' ich wenigſtens.

Da ich an den Teufel nicht glaube, ſo hielt ich die leiſe Rede auf ſeiner Kanzel für eine Mahnung der Frau Fortuna, und dachte bei mir ſelbſt: „Wo die anklopft, muß man ihr nicht die Thüre vor der Naſe zuwerfen. Sie kann auch einmal einen armen Künſtler zu ihrem Liebling erkieſen." Und als ich im Niederſteigen an Auguſt Lewalds ſchönem Hauſe vorüber ging, dacht' ich wieder an die Glückskinder, und eilte ſpornſtreichs dem Kurhauſe zu.

In den Spielſälen war es, als hätte die Saiſon längſt

begonnen, oder noch nie ein Ende gehabt. Die verschiedenen goldreichen Nationen standen schweigend um die beiden grünen Tische. Nur der Klang des verführerischen Metalles und die Rufe der wortkargen Croupiers, die wie Höllenrichter da saßen, unterbrachen die hehre Stille im Tempel der höchsten Göttin der Erde. Eben als ich eintrat, ertönte der halblaute Ruf: Faites votre jeu! und das hielt ich natürlich abermals für ein gutes Zeichen, für eine Einladung der Glücksgöttin in aller Form. Kurz, ich spielte, und spielte mit Glück. Bald hatt' ich eine ansehnliche Summe beisammen, und jetzt wäre es Zeit gewesen, aufzuhören. Ich hätte mit meinem Gewinnste schon ein Stückchen meines Lebens auf Goldgrund malen können. Doch ihr kennt ja die alte Geschichte vom Aufhören im Glücke; ihr wißt, wie es mit der diätetischen Regel gehalten wird, daß man ablassen soll zu essen, wenn es just am besten schmeckt. Das thue, wer kann! Fischblut in gehöriger Quantität gehört wenigstens dazu.

Viel Zeit und Geduld, die Umgebung zu betrachten, hatte ich nicht, aber gesehen hab' ich doch, wie einigen steinreichen Engländern und Russen die Guineen und Rubel unter den Händen zerrannen. Sie blieben kalt wie Stein und Eisen. Mir gegenüber aber stand ein junger Mann, so tadellos geputzt und frisirt, daß ich in ihm den Commis nicht verkennen konnte. Dem schien das Herz im Leibe zu poppeln, als seine Thaler und Ducaten ihm deutlich machten, zu welchem Zwecke sie rund geschlagen seien. Er sah ihnen zuerst wehmüthig, dann wüthend, endlich zerknirscht nach. Seine Augen flogen wie Irrsterne nach den Häufchen, die sich mehrten, während das seinige in abnehmendem Lichte stand. Mich schien er endlich für den Hans im Glücke zu halten, und von da an heftete er sich wie ein Schatten nicht an meine Sohlen, sondern an meine Hand. Wo ich setzte, that er's auch, und gewann

einige Male mit mir. Doch von Stund an ſchien es, als ſei mein guter Stern erblichen. Ich fing an zu verlieren und ward hitziger, je mehr ich verlor. Kurz und gut, es ging nach der längſt bekannten Melodie: Wie gewonnen, ſo zerronnen! Als das Plätzchen vor mir nur noch Grün, aber weder Gold noch Silber mehr zeigte, mußten meine letzten napoleoniſchen Reſervetruppen in's Feld. Sie ſind geblieben! Mit zitternder Hand fuhr ich in alle Taſchen, aber mit Schiller mußt' ich ſagen: Oed und leer iſt die Stätte.

In allen Spieler-Novellen heißt es vom Helden: Er ſtürzte hinaus bleich und verſtört, den Tod im Herzen. Das könnt' ich nun eben von mir nicht ſagen, aber honigſüß war mir in der That der Abzug nicht. Draußen ſah ich den Jüngling, von dem ich vorhin geredet, an eine hohe Säule gelehnt. Es mußten finſtere Gedanken unter ſeinem glatt gekämmten Haare hauſen. Er war wie zernichtet. Obgleich ich ihn wie meinen Unſtern betrachten mußte, fühlte ich doch Mitleid mit ihm, trat zu ihm hin und ſagte: „Ritter, Arm in Arm mit Euch, ſo fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.“ Finſter und verwirrt ſah er mich an und ſagte: „Was Sie verſpielten, war wohl Ihr Eigenthum, was ich verloren, war nicht mein. Für mich iſt nur der Tod. O daß ich Schwefeläther hätte!“

„Sie ſcheinen mir Sinn für das Ungewöhnliche, für das Romantiſche zu haben,“ ſprach ich. „Ich will Ihnen eine erhabene Todesart ſagen, die ich wohl auch wähle. Steigen wir auf die Spitze des Straßburger Münſters, wenn Sie noch ſo viel Geld haben, mich mitzunehmen, denn ich habe keines mehr. Ein Sturz von dem erhabenen Meiſterwerke herab tödtet ſchnell und ſchmerzlos und ſicherer, als der gemein gewordene Schwefeläther; und rühmlich iſt's für alle Zeiten, den ſchönſten Thurm der Welt zum Grabmale zu haben.“

Das war etwas für den romantischen Jüngling. Er suchte die letzten Reste seiner Baarschaft zusammen, und ich war herzlich froh, durch seine Vermittelung schleunigst wieder hieher zu kommen. Unterwegs hatte er ganz erschrecklich geseufzt, und doch war er froh, als der Rhein zwischen ihm und seinem deutschen Vaterlande floß. Als wir aber gar die Treppen des Münsters hinanstiegen, sagte er einmal mit beklommenem Athem: „Wenn ich nur den Schwindel nicht bekomme!“ Ich sprach ihm eifrig zu, erklärte ihm, wie er steigen und dann seinen Sprung machen müsse. Ich that, als hätte ich die vorgeschlagene Todesart schon zehnmal selbst probirt und probat gefunden. Ganz wohl war mir nicht bei der Sache, nur das Eine tröstete mich, daß ich meinen jetzt schon zerschmetterten Begleiter immer bleicher werden sah. — Ihr wißt, daß ich Erlaubniß habe, den Thurm bis zu seiner Spitze zu besteigen, weil ich mit dem neuen Panorama beschäftigt bin. Ohne Anstand konnt' ich also meinen Unglücksgefährten mitnehmen. Oberhalb der Schnecken ward es ihm immer übler zu Muthe. Ich hieß ihn gerade vor sich sehen, und wie eine Kreuzspinne kroch er mit ausgestreckten Vieren vor mir hin. So brachte ich ihn glücklich bis in die Laterne, und dort — sitzt er noch.

„Wie?“ riefen die beiden andern Freunde zumal. „Geh', du willst uns einen Bären aufbinden.“

„Auf Ehre nicht!“ betheuerte der Maler. „Es verhält sich genau so, wie ich sagte. An den romantischen Sprung in den Tod hat er nicht mehr gedacht, darüber war ich längst klar, sonst hätte ich das Spiel so weit nicht getrieben; aber er war vom Schwindel so elend geworden, daß er in der Laterne zusammen sank und gar jämmerlich stöhnte. Springen wollt' er nicht, und rückwärts gehen konnt' er um keinen Preis. Ich habe einen Wächter zu ihm hinauf gesetzt, um ihn zu hüten, obgleich er nicht davon läuft. Die Nachtluft mag ihn vom

Schwindel kuriren und ihm die ſelbſtmörderiſchen Gedanken vollends verwehen. Mit dem grauenden Tage, denk' ich, werden wir ihn wieder erlöſen und hoffentlich unverſehrt herunter bringen. Um bringt der ſich nicht. Geht er heim, iſt's gut oder ſchlimm für ihn; will er nicht, nun ſo iſt Algerien eine offene Freiſtätte, die Fremdenlegion eine fernere Schule für ihn. Jedenfalls will ich ihm das vorſchlagen, wenn er in ſeinem luſtigen Käfigt nicht ſelbſt auf den Gedanken gekommen iſt. Zeit hat er dazu, denn eine Mainacht iſt noch ziemlich lange, vorab in ſolcher Lage.

Der Maler und ſein Begleiter wurden natürlich mehr belacht, als bedauert. Man fand die Geſchichte Beider in ſo weit erträglich, als der berühmte Kurort Baden den Maler von einer, den Commis von mehr als einer Krankheit geheilt hatte. — Hierauf ſagte der Dichter: „Melpomenes oder Thaliens Sohn, du loſer Zugvogel von Norden, rücke mit deinen Abentheuern heraus, denn mir gebührt es, den Schluß zu machen, wie der Abendröthe, aus deren Bereich ich komme."

2. Gewonnen!

rief der Schauſpieler fröhlich: Gewonnen ſoll der Titel meiner Erzählung heißen. Ich liebe die Gegenſätze.

Seit den Tagen unſers Urältervaters Adam iſt uns Jüngern Thalias noch kein ſolcher Apfel vom Baume gefallen, wie der in Weißenburg vor einigen Monaten. Wer hätte je, wie er, einem Theater nur einen Pfifferling, geſchweige denn zwei Millionen Franken vermacht? Daß aber der gute Apfel deßhalb ein Zankapfel geworden, daß die Weißenburger ſeiner Leiche nicht die letzte Ehre angethan, ſondern um ſeines Teſtamentes willen weidlich über ihn geſchimpft haben, das that mir im Herzen weh. Ich beſchloß darum, eine Wallfahrt zu

ſeinem verachteten Grabe zu machen, ein Blümchen darauf zu pflanzen, und es mit einer Thräne der Dankbarkeit zu begießen. Denn hoffentlich wird meine Zulage jetzt nicht lange mehr ausbleiben. Fröhlich zog ich meine Straße durch den Hagenauer Forſt, dachte an die alten Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs, die in der Stadt Hof gehalten und im Forſte ſich getummelt, und recitirte Kraftſtellen aus Raupachs Hohenſtaufen. Der Maitag war warm und ſchwül, der Wald hatte zu grünen begonnen; warum ſollt' ich meinen Gliedern nicht einmal Raſt vergönnen? Mitten unter duftenden Maiblümchen ſtreckt' ich mich nieder und ſchlief richtig ein. Es iſt der Mühe werth, ein Stündchen des ſchönſten Tages zu verſchlafen, wenn man träumt, wie ich. Ich gehe zwar Jahr ein Jahr aus mit Kaiſern und Königen um, und bin bisweilen ſelbſt ein hoher Potentat, und doch war mir ganz wunderlich zu Muthe, als ich mich mitten unter die königlichen Helden des Mittelalters verſetzt ſah. Mir träumte, der alte Barbaroſſa ziehe an der Spitze einer kleinen Schaar an mir vorüber. In meiner Nähe hielt er ſein Roß ein wenig an, ſah mich mit ſeinem blauen Auge durchdringend, faſt geſpenſtig an, und ſagte: „Erlöſe mich!“ Drauf ritt er lautlos vorüber. Nun verſchob ſich die Scene meines Traumes ein wenig. Ich ſtand vor einem hohen Schloſſe, eine Laute im Arme, als wäre ich ein Minneſänger aus der Hohenſtaufenzeit. Ich hörte eine kräftige Stimme, die rief ebenfalls: „Erlöſe mich!“ aber es war nicht dieſelbe, wie die des Rothbarts. Im Augenblicke war mir klar, daß ich der alte Minſtrel Blondel ſei und den ritterlichen Helden Richard Löwenherz zu befreien habe. Und während ich deſſen bei mir inne wurde, ſah ich, wie eine holde Jungfrau ſich über die Zinne des Schloſſes neigte und mir eine ſilberne Blume wies, als ſolle ſie der Preis für die Befreiung des Helden ſein. Schade, daß ich gerade darüber erwachte.

Mein Traum war längſt vergeſſen, als ich zu Weißenburg auf dem Kirchhofe an Apfels Grabe ſtand und ihm den Zoll der Dankbarkeit entrichtete. Damit war aber auch meine Miſſion in der Grenzſtadt beendet. Was ſollt' ich weiter dort? Durft' ich ja kaum ſagen, daß ich ein Schauſpieler von Straßburg ſei, wenn ich nicht um des Apfelſchen Teſtaments willen geſteinigt werden wollte. Ich glaube, man hätte mir alle die Kartoffeln angerechnet, die man in dieſer theuern Zeit für jene zwei Millionen Franken hätte kaufen mögen. Ich that alſo klug, mein Incognito zu bewahren, und ging damit über die bayeriſche Grenze, um ein wenig in die ſchöne Pfalz hinein zu lugen. Am Saume des Gebirges ging ich hinab. Köſtliche Stunden und Tage habe ich da verlebt. Wer mag Schöneres ſehen, als zum Beiſpiel auf der Ruine der Madenburg, von der man in eine feenhafte Wunderwelt zu blicken glaubt? Ich zog weiter, und ſiehe, auf einmal fiel mir eine andere hohe Burgruine ins Auge. Als ich einen Bauern fragte, wie das alte Schloß dahinten heiße, antwortete er: „das iſt der Trifels.“ Da ſtand mein Traum im Hagenauer Forſt wieder lebendig vor mir. Ich dachte daran, daß Richard Löwenherz dort oben gefangen geſeſſen, und daß über den alten Rothbart die Sage gehe, er ziehe jetzt noch zuweilen von Hagenau nach Kaiſerslautern, und übernachte unterwegs auf dem Trifels in einem eiſernen Bette. Sollte mein Traum nicht eine Mahnung geweſen ſein, die alte Feſte zu erſteigen, die einſt ſo große Tage geſehen? Das Schwert Karls des Großen, die Krone des deutſchen Reiches nebſt Scepter und Reichsapfel durft' ich zwar nicht mehr dort zu finden hoffen, aber einen Gang ſind die alten Dinge werth, wenn man ſie auch nur in der Einbildung noch an Ort und Stelle ſieht. Kurz, nach dem Trifels mußt' ich, das ſtand feſt.

Standet ihr ſchon droben auf jener berühmten alten Burg?

Habt ihr schon von dort hinaus geschaut in die weite Ebene des Rheins und in die Berge hinein, die ihre felsigen Häupter in blauem Duft und goldnem Sonnenlichte baden? Wenn ihr das gesehen habt, werdet ihr begreifen, daß ich schwärmte in der romantischen Geschichte und Natur zugleich.

Horch! da klang mitten durch meine Entzückung ein heller Schrei. Eilig lief ich auf die Felsen vor, die südlich von der Ruine in einen spitzigen Winkel auslaufen. Da standen zwei Damen, die, wie mir schien, nicht recht wußten, ob sie lachen oder weinen sollten. Jedenfalls war ihnen dieses näher, als jenes. Die jüngere, ein gar hübsches Mädchen, hatte bereits eine große Thräne im Auge, und sah so hülfeflehend nach mir her, daß ich ein Herz von Stein hätte haben müssen, wenn ich nicht zu ihnen hin geflogen wäre.

Ein Blick, und ihre Lage war mir klar. Da unten auf dem äußersten Felsvorsprunge, der von der Hauptmasse, auf welcher die Burg ruht, nur durch einen schmalen aber tiefen Spalt getrennt ist, stand ein ziemlich wohl beleibter Herr, der seine inneren Bedenken durch ein lautes, herzliches Lachen zu verdecken suchte, als er meiner ansichtig wurde.

„Dem alten Waghals," sagte die ältere Dame: „ist das Hinuntersteigen nicht auszureden gewesen, und das ist ihm auch ziemlich leicht geworden; aber herauf kann er nicht mehr. Lieber Herr, helfen Sie gefälligst Rath schaffen in dieser Noth, wir beide können es nicht."

„Wenn Sie der Blondel für mich armen, gefangenen Löwenherz werden könnten," sagte jener lachend: „ich würde Ihnen in der That sehr verbunden sein."

Denket euch mein Staunen, als ich an dem Manne einen starken, röthlichen, schon mit etwas Weiß untermischten Bart gewahrte. Saget, was ihr wollt, ich fing in diesem Augenblicke an, an die Bedeutung der Träume zu glauben. Löwen-

herz und Rothbart zugleich und das „Erlöse mich!“ Das war zu viel auch für ein nicht sehr gläubiges Gemüth. Indessen tröstete ich die Damen und dachte ernstlich an die Rettung dieses Robinson, den sein Unstern auf eine Art von Insel Felsenburg verschlagen. Mit einem Sprunge, der einem Vestris Ehre gemacht haben würde, war ich bei ihm auf dem Felsentriangel. Was mir dabei wohlthat, war der halb unterdrückte Schrei des Mädchens. Wenn man einmal romantisch ist, legt man Alles zu seinen Gunsten aus, nicht wahr, Bruder Dichter? — Ziemlich behende kam ich auch wieder über die Felsenspalte herüber auf den Hauptfelsen herauf.

„Bravo!“ rief der Papa: „leihen Sie mir Ihre Taille auf einen Augenblick, dann geht's, aber so — —?“

Thränen flossen nicht mehr, dagegen wurde allerseits herzlich gelacht. Ich stieg nochmals zu ihm nieder, und durch Heben, Schieben, Drücken gelang es mir, den guten Herren flott zu machen und den Armen seiner Gattin und Tochter wohlbehalten zu überliefern.

„Der Herr da ist euer Glück,“ sagte er: „denn wäre ich in die Felsenspalte hinabgefallen, ich säße sicherlich so fest da unten eingeklammt, daß mich weder ein Minnesänger noch sonst Jemand ganz aus dem Verließe brächte.“

Das ganze Ereigniß hatte von jetzt an nur noch eine komische Seite, für mich gewann es aber eine ernste, als schön Töchterlein mir zum Lohne für die Befreiung ihres Vaters eine duftende Maiblume reichte. — Mein Traum im Hagenauer Walde war vollkommen aus, wie man zu sagen pflegt. Das Schicksal hatte gesprochen. Und als jetzt der joviale Barbarossa und Richard Löwenherz sagte, er komme aus dem Bade Glaisweiler, und ich erklärte, das Bad sei mein Tagesziel: da war die Einladung, mitzufahren, ganz natürlich. Nach kurzem Aufenthalt in dem Städtchen Annweiler, nach einem

Trunk auf die glückliche Erlöſung aus der Gefangenſchaft, fuhren wir mit einander nach dem zwei Stunden entfernten herrlich gelegenen Bade.

Der Maler ſagte: „Kleine Erlebniſſe der Art geben oft einen feſten Kitt, wenigſtens einen Vogelleim für die Herzen ab. Deines iſt am Ende wohl hängen geblieben?“

„Du könnteſt Rathsherr in unſrer guten Stadt werden!“ rief der Schauſpieler. „Was ſaget ihr aber dazu, wenn ich ſage: Bräutigam bin ich, Barbaroſſa's oder Richards Tochter iſt meine Braut!“

Da ſtand das ganze Kleeblatt ſtürmiſch auf, die Gläſer klangen hell, und fröhlich ward des traumgeborenen Paares Wohl getrunken.

Als der laute Sturm verklungen war, ſagte der Dichter ſo vor ſich hin, als wäre er ganz allein: Verloren! Gewonnen! das waren eure Ueberſchriften; nun denn, ſo ſei die meinige

3. Zerronnen.

Ich möchte immer der Sonne nachfliegen, wenn ſie am Untergehen iſt, und mich baden in der purpurgoldenen Fluth des Abendrothes. Darum eile ich ſo gern auf dem nächſten Wege hinaus auf die Höhen unſerer Vogeſen, weil ich leider nicht höher fliegen kann. Ich ſtand auf der Hochfirſt hinter dem Dorfe Offweiler, und ſchaute lange hinauf nach den ſanftgebogenen Bergen, von denen die Burgtrümmer winken, und noch länger über die fruchtbaren Hügel hin nach dem fernen Rheine und den ſonnenhellen Bergen des Schwarzwaldes. Mein Auge ſuchte unſer hohes Münſter und fand es. Wie ein hoher dunkler Schatten ſtand es da drüben am Rheine,

wie eine Rieſenfauſt ſtreckte es den Zeigefinger hinauf ins Blau und ſchien mir zu winken. Doch ich wollte noch nicht heim. Ich drehte mich um nach der ſinkenden Sonne, und die Lichtenburg auf ihrem ſchönen Kegel ſtand da, wie in Gold gefaßt, und in den Thälern lag dieſes Gold auf dem Frühlingsgrün wunderſam ſchön. Und zur Rechten tauchte mein Blick in das einſame Waldgebirg, aus dem nur die Falkenburg und die Arnsburg ragen, und das junge Grün des Waldes, das in Licht und Mailuft ſpielte, that mir es ordentlich an. Ich ſtand wie bezaubert. Da wehte mich ein Duft aus dieſen Waldgründen an ſo ſüß und lieblich, daß ich wie berauſcht wurde. Es zog mich hinab in dieſe waldigen Gründe — ich konnte nicht widerſtehen. Mochte es Abend, mochte es Nacht werden, was kümmerte mich's? Nach Bärenthal konnt' ich ja doch wohl noch kommen, und die Wege und Steige waren mir ziemlich bekannt. So wanderte ich über Thal und Hügel gerade der Arnsburg zu.

Es war tief ſtill in dem öden Gemäuer, nur die Vögel ſangen rings ihr Abendlied. Ich ſtreifte eine Zeit lang in den Trümmern umher, ſetzte mich dann auf einen großen Stein, und lehnte mich behaglich an eine Wand, um ein wenig zu ruhen und zu träumen. Der ſüße Duft ward ſtärker, etwa wie die Blume eines kräftigen, würzigen Weines. Ich ſog ihn gierig ein und ſagte laut vor mich hin: „Es muß doch wohl kein Mährlein ſein; die Keller der alten Fäßler von Arnsburg ſcheinen wirklich noch gefüllt."

„Freilich ſind ſie's!" ſprach eine tiefe Baßſtimme neben mir.

Faſt erſchreckt ſah ich zur Seite. Da ſtand im Zwielichte zwiſchen Abendroth und Vollmondſchein ein kleines rundes Männlein in kurzem grauen Rock, einen Schlüſſelbund am Gürtel. Das alte und doch hübſch weingrüne Geſicht, mit ſtattlicher rother Naſe, ſah ſo gemüthlich drein, daß mich nicht

einmal ein Grauen anwandelte, obwohl ich flugs dachte: Das muß der alte Kellermeister auf Arnsburg sein.

„Ihr habt die Fäßler von Arnsburg genannt," sprach das Männlein: „gelt, die sind noch nicht vergessen in der Welt?"

„Ausgestorben wohl, aber nicht vergessen," versetzte ich. „Wir wissen, daß ihr Wappenschild eine rothe Lilie im weißen Felde zeigte, über dem Helm mit den rothen und gelben Helmdecken aber thronte das wahre Familienzeichen, ein gelbes Fäßlein mit rothen Reifen, und oben drauf ein Pfauenschweif."

„Richtig! richtig!" rief der Alte ganz verklärt. „O wenn Ihr die wackeren Herren gekannt hättet, wie ich die Ritter Hermann und Georg, denen ich beiden gedient! Es war ein herrliches Geschlecht, das seinen Namen mit Ehren geführt: kein Humpen war ihm zu groß, aber auch kein Feind zu stark in Schimpf und Ernst."

Ich that, als hätt' ich kein Vermuthen, wer er sei, und fragte: „Ei, wie könnt Ihr denn die Herren gekannt haben? die sind ja schon dreihundert Jahre todt?"

Der Alte lächelte. „Habt Ihr noch nichts vom Kellermeister auf Arnsburg gehört? Der bin ich. Weit über dreihundert Jahre schon hause ich hier. Ich habe bei meinen Lebzeiten mein Amt treulich verwaltet, aber am Neununddreißiger, versteht Ihr, an dem von Anno 1539 hab' ich mich versündigt. Da war ein Sommer, heiß und fruchtbar, wie vor und nachher keiner mehr, und ein Herbst, auf den der Reim gemacht wurde:

Tausend fünfhundert dreißig nenn,
Galten die Faß mehr als der Wein.

Das war ein Wein, ein Wein! — es geht nichts drüber. Wir haben getrunken von früh bis spät und von spät bis früh, und sind's nicht satt geworden, zumal ich nicht. Damals sagt' ich: Ich gäb' das Himmelreich drum, wenn ich den Wein immer-

fort trinken könnte. Wenn ich Kellermeiſter bleiben könnte bis ein beſſerer wächst, wollt' ich gern vom ewigen Leben nichts wiſſen. Ich habe die Frevelrede hart büſſen müſſen. Noch im vierziger Jahre mußt' ich ſterben, und die Leute ſagten, mein Tod komme vom Ueberfluſſe her. Mein Herr wollte mich hoch ehren, er ließ mich in ſeine Kapelle begraben. Das war aber unſer ſchönſter hochgewölbter Keller, den wir die Kapelle nannten. Als die Erde auf mir lag und die ſchweren Steinplatten drüber, hörte ich eine Stimme, die wie ſtarker Donner klang. Die ſprach: du ſollſt Kellermeiſter auf Arnsburg bleiben, bis dir ein Menſch einen Wein zu trinken gibt, der beſſer iſt, als der Neununddreißiger. Dazu ſollſt du alljährlich nur dreimal mit Menſchen verkehren können, die auf Schloß Arnsburg kommen. — So war ich verurtheilt und bin's zur Stunde noch. Wohl hab' ich ſchon manchen trockenen Schlucker gelabt, aber höchſtens alle hundert Jahre ſelbſt einmal einen Schluck von einem Menſchen bekommen, und da hat nie ein Wein meinem Neununddreißiger das Waſſer gereicht."

Lachend ſagte ich: „Je nun, Herr Kellermeiſter, da geht's Euch ja gut genug, wie wollt Ihr es beſſer?"

„Wein genug," entgegnete er ſeufzend: „das iſt wahr, aber auch ewig nichts als Durſt. Und glaubt mir, auch des Dürſtens und des ewigen Trinkens wird man müde, zumal wenn es in die Jahrhunderte hinein geht und man keine Ausſicht auf Erlöſung und Ruhe vor ſich ſieht."

„Da mag doch wohl Rath werden," ſprach ich.

„Nie!" ſprach der alte Kellermeiſter kleinlaut. „Wenn Ihr den Wein von 1539 koſten würdet, ſo müßtet Ihr ſelber ſagen, für mich ſei keine Hoffnung auf Erlöſung. Habt Ihr Luſt?"

Raſch ſprang ich von meinem Sitze auf. „Das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit," rief ich: „ein Wanderer hat immer Durſt, und der würzige Weinduft, der die Trümmer und ſelbſt

die Wälder und Thäler rings durchzieht, hat mich längst nach einem guten Trunke lüstern gemacht."

Die Schlüssel klirrten in der Hand des Alten. Er ging voran, ich folgte. Da, wo ich vorher nichts als einen bemoosten Felsen gesehen, steckte er einen großen Schlüssel ein, und auf that sich ein mäßig weites Thor, aus dem mit der erfrischenden Kühle alle Düfte des Weines mir entgegen wehten. Wir stiegen eine breite Treppe hinab und traten in eine hohe, hinlänglich erleuchtete Kellerhalle, in der eine bedeutende Zahl unmäßig großer Fässer lagerte.

„Das ist die sogenannte Kapelle," sagte das weingrüne Männlein: „hier sollt Ihr proben."

Flugs hatte er einen stattlichen Humpen zur Hand und ließ ihn am nächsten besten Fasse voll laufen bis zum Rande. Er kredenzte mir, und ich that einen hübschen Zug. „In der That ein köstlicher alter Wein!" Der gute Kellermeister trank den Humpen leer, ohne abzusetzen, schnalzte dann mit der Zunge und schritt weiter, um die nämliche Operation an einem andern Fasse zu wiederholen. Das gute Männchen trank wahrhaft lästerlich und meinte, die Menschen unsrer Tage seien wahre Stümper und Schwächlinge, und es sei ihm ein wahrer Trost, daß das ritterliche Geschlecht der Fäßler von Arnsburg schon vor zweihundert Jahren ausgestorben und nicht so erbärmliche Zeiten habe erleben müssen. Ich ließ den Alten ruhig schmälen auf die Jetztzeit, und trat mit ihm an das letzte und größte Faß. Er füllte, reichte mir den Humpen, und mit freundlichem Zwinkern seiner kleinen Aeuglein sprach er: „Den trinket mit Verstand, er ist die Blume meines unterirdischen Gärtleins, die Krone meines mehr als dreihundertjährigen Reiches. Wir nannten ihn nur den goldenen Königswein." Und wahrlich! der edle Saft verdiente seinen glän-

zenden Namen. Ich war dafür, daß wir bei dem blieben und that dem freundlichen Kellermeister wacker Bescheid.

Als es im Oberstübchen schon nicht mehr ganz richtig war, klopfte ich dem Alten auf die Schulter und rief: „Nun, mein Liebwerthester, trinket einmal den Humpen bis zur Nagelprobe leer, es ist Zeit, daß wir neben der alten auch die neue Zeit leben lassen.“ Verwundert sah er mich an, that aber ohne Widerrede nach meinem Geheiß. Jetzt langte ich aus meiner Blechbüchse die Flasche hervor, die ich mir, mit edelm Sechsundvierziger gefüllt, als Labsal auf die Fußtour mitgenommen. Ich goß den Inhalt in den Humpen, der Kellermeister prüfte, sog und zog und zog, bis der Humpen steilrecht mit dem Boden gegen den Schlußstein des Gewölbes gekehrt war. „Ach!“ rief er lang gedehnt und laut, und warf den Humpen an die Decke, daß er in Scherben niederfiel: „habt Dank! ich bin erlöst!“ —

Ein dumpfes Rollen ging durch die Gewölbe, die Pfeiler wankten, die Lichter erloschen, von dem Kellermeister und seinen Fässern war keine Spur mehr vorhanden. Besinnungslos fiel ich zu Boden. Als ich erwachte, war ich erstaunt darüber, daß ich unversehrt wieder auf dem großen Steine im grasigen Burghofe saß, als eben das erste Licht des grauenden Morgens den Mond erbleichen machte. Schnell raffte ich mich auf und floh aus dem Bereiche der spukhaften Burg. Erst im Walde hielt ich an, und sagte zu mir selbst: „Was läufst du? jetzt hat's keine Gefahr mehr, du hast ja den Kellermeister auf Arnsburg mit deinem Sechsundvierziger erlöst.“

„Schnak, der du bist!“ riefen Maler und Schauspieler zugleich. „Wir glaubten etwas Erlebtes und kein erfundenes Mährchen von dir zu hören.“

„Erfunden?“ sprach der Dichter langsam und mit großen

Augen. „Was fällt Euch ein? Erlebt, wirklich erlebt iſt mein Abenteuer und wortwörtlich wahr, was ich euch erzählte.“

Die beiden andern lachten, daß es ſchallte.

„Lachet, wie ihr wollt,“ ſprach der Dichter: „was ich weiß, weiß ich. Saß ich doch am Morgen in der Ruine, meine Flaſche ſtak leer in der Blechbüchſe und mein Kopf war ſchwer und wüſt von dem 1539er, den ich mit dem Alten im Keller getrunken.“

„Ja, ja, das Wunder iſt geſchehen, das iſt ganz klar,“ ſagte der Maler: „doch rathe ich dir, als guter Freund: ſag' keinem Menſchen, daß du den Kellermeiſter auf Arnsburg erlöst haſt. Nur der Sechsundvierziger würde gebührend gelobt, du aber geſcholten werden. Es iſt jedenfalls ein unpoetiſcher Streich von einem Dichter, jenen Kellermeiſter zu erlöſen, weil damit noch mehr als all der gute alte Wein zerrennen. — Doch horcht! die Hähne krähen ſchon, es iſt Zeit, daß wir uns nach dem Münſter ſchleichen und ſehen, ob es auch ſo leicht wird, meinen Spielkameraden zu erlöſen.“

Lied von der Moſel

von

August Lamey.

Auf, Männer, im Vereine
Die Moſelnixe laut;
Dem vielgelobten Rheine
Lobt ſeine ſchönſte Braut,
Schön wenn die Rebe ſie bekränzt,
Wie wenn ihr Hut von Roſen glänzt.

Ihr kennt den ſtolzen Alten,
Er grollt ſo ernſt heran!
Durch der Gebirge Falten
Will ihm die Holde nahn.
Sie zaudert ſchier nach Mädchenart,
Als ſchrecke ſie der ſand'ge Bart.

Dem Gatten hier entgegen,
Dort launiſch abgewandt,
Irrt ſie auf Schlangenwegen
Und ſchafft ein Zauberband.
Ihr Schmuck des Tages und der Nacht
Iſt Sonnenſchein und Sternenpracht.

„Mit gold'nem Wappenſchilde
Komm' ich als Fürſtin gleich,
Des Wasgau's Tochter milde,
Aus meines Vaters Reich.

Weht, Flaggen! Dome, winkt den Gruß!
Ihr Städte, küßt der Herrin Fuß!"

Doch oft, der Hoheit müde,
Folgt mit dem leichten Sinn
Dem frohen Hirtenliede
Moſella Schäferin.
Sie hat auch ſelbſt, wo Schatten kühlt,
Dem luſt'gen Reigen aufgeſpielt.

Horch Lärm der frühen Meute,
Jagdruf und Hörnerſchall!
Die Nymph' entreißt die Beute,
Sie täuſcht die Jäger all'.
Das bange Wild, noch athemlos,
Ruht in der Amazone Schooß.

Jetzt, unter Winzerinnen,
Die Schürze um den Rock,
Hilft ſie den Moſt gewinnen,
Pflückt an der Rebe Stock.
O he! wie lacht's im breiten Thal!
Das Nymphlein zecht am Bauernmahl.

Soll auch der Sänger nippen?
Vom Beſten, wenn ihr wollt.
Man ſagt, ihr guten Sippen,
Und Aerzte reden Gold:
„Schleicht Fieber, haften Gries und Stein,
Geneſung beut der Moſelwein.

Es fehlt am weichen Schlummer,
Dich quält der finſt're Geiſt:
Du haſt der Liebe Kummer,

Der in die Seele reißt;
Sei unverzagt, der Sieg iſt dein,
Trink Moſelwein, trink Moſelwein!"

Drum zu der Moſel Ehre
Sechs Römer auf den Zug!
Schöpft nach der weiſen Lehre
Des Köſtlichen genug.
Jo! die Flaſche leergeſtürzt!
Den hat der Schiefer uns gewürzt!

Wie duftet dem Genießer
Des Humpens voller Bauch!
Kein Blütenduft iſt ſüßer
Und keines Liebchens Hauch.
Die Becher klirren, ſtimmet ein:
Hoch, hoch die Moſel und der Rhein!

Chriſtenthum.

Von

Eduard Duller.

Willſt du Chriſt dich nennen, lerne
Menſch zu werden erſt! Du biſt —
Nennſt du bloß dich Chriſt — noch ferne
Jenem, der dein Meiſter iſt!
Näher kommſt du erſt dem Reinen,
Den dein Herz den Heiland nennt,
Wenn's in jedem Menſchen deinen
Allernächſten, Bruder kennt!

Menſchlich war des Heilands Sendung,
Alle Menſchen nannt' er ſein;
Menſchlichkeit wird die Vollendung
Seines Menſchheitswerkes ſein.
Gotterfüllet wollt' er werden
Menſchen, alle frei und gleich,
Gottesſöhn', als ſeine Erben,
Bürger all' im Gottesreich.

Erſt wenn Namen nicht mehr trennen,
Wenn in Einem Gottesgeiſt
Alle, die ſich Brüder nennen,
So Ein Vater Kinder heißt,
Dann hat Chriſtus ganz durchdrungen
Aller Herzen ſprödes Erz,

Und die weite Welt umſchlungen
Hat ſein heilig liebend Herz.

O ſo laßt uns recht erfaſſen
Jenes Ziel, das er erſtrebt,
Und für das, bis zum Erblaſſen
An dem Kreuz, er treu gelebt.
O ſo laßt uns rüſtig ſchaffen
An dem Werk, das er begann,
Kämpfen mit denſelben Waffen,
Womit er den Sieg gewann.

Mit dem Schwert, das er auf Erden
Brachte, mit des Lichtes Schwert,
Muß der Wahn bezwungen werden,
Der des Menſchen Stirn entehrt,
Der die gottverlieh'nen Rechte
Noch dem Juden vorenthält,
Der die Schwarzen noch als Knechte
Unter's Joch der Weißen ſtellt!

Mit dem Schwert, das er auf Erden
Brachte, mit der Liebe Schwert,
Muß der Haß bezwungen werden,
Den der Wahn in Völkern nährt.
Leuchte, Chriſtus, hellſten Glanzes
Jedem Volk, das dein ſich nennt,
Daß die Menſchheit ſich als Ganzes,
Sich als Bruderbund erkennt!

Strahl' in alle Herzen nieder,
Licht der Liebe, Geiſt des Herrn,
Und geh' auf ob Allen wieder,
Neuentdeckter ew'ger Stern!

Wenn die Lieb' die letzte Schranke,
Die der Wahn erbaut, gefällt,
Tagt der Eine Gottgedanke
Der befreiten Menschenwelt!

Nachtruhe

von

Friedrich Blanl.

Nacht, was ſtreifſt du an den Wangen
Mir ſo lind und ſchmeichelnd hin?
Möchteſt du vielleicht gefangen
Nehmen meinen ganzen Sinn?
O ich trag' im gleich Verlangen,
Ganz von dir zu ſein gefangen:
Nimm mich hin, o nimm mich hin!

Tagesrauſchen, Weltgewühle,
O wie bin ich euer ſatt!
Alltagsleben, deine Schwüle
Macht die Seele müd' und matt.
Nimm mich auf in deine Kühle,
Süße Nacht! — Fort aus der Schwüle
Einer lärmdurchtoßten Stadt!

Sterne auf der Himmelsaue,
Wie mir euer Glanz gefällt!
Zieht mich ganz in dieſes blaue
Reichbeſäte Blüthenfeld,
Daß ich in der Nähe ſchaue
Eures Reiches tiefe, blaue
Glanzerfüllte Wunderwelt.

O wie dieſes heit're Blinken
Ruh' mir in die Seele lacht!
All mein Sinnen ſoll verſinken
Ganz in dieſe Sternenpracht.
Laß bei dir mich Ruhe trinken,
Laß mich ganz in dich verſinken,
Hohe, hehre, heil'ge Nacht!

Gedichte von Theobald Kerner.

Die Winde.

Ich lobe mir die Winde,
Das zarte Jungfräulein,
Sie iſt zu jeder Zeit
Fröhlich und tanzbereit,
Dreht luſtig ſich im Winde
Im weißen Reifröcklein.

Viel Käferl kommen geflogen,
Und buhlen um ſie her,
Und wären's noch viel mehr,
Sie iſt ihnen allen gewogen,
Sie denkt: bald kommt ja gezogen
Der Winter und traurig iſt der!

Aber die nervenſchwache,
Die hagere Baldrian,
Mit dem verdächt'gen Gerüchlein
Nach pietiſtiſchen Büchlein,
Schüttelt den Kopf zu der Sache,
Schaut ſie verächtlich an.

Das Walddoktorlein.

Sag' mir, biſt du begegnet
Nie dem Walddoktorlein?
Zwar Tags iſt es verzaubert,
Man hält's für einen Stein.

Doch Nachts da wird's ein Zwerglein,
Geht leiſe durch den Wald,
Sanft lächelnd macht's an jedem
Baum, jeder Blume Halt,

Betrachtet ſie von unten
Bis zu dem höchſten Blatt,
Schaut ſorglich, ob man keines
Am Tag verwundet hat.

Dann ſtreichelt es, verbindet,
Ein Balſamfläſchchen gar
Zieht es oft aus der Taſche,
Hell glänzt ſein Silberhaar.

Leuchtkäferlein die tragen
Laternchen vor ihm her —
Wer's einmal ſo geſehen,
Vergißt es nimmermehr,

Und ſchont auf ſeinem Gange
Das kleinſte Blümelein,
Denkt: möcht's nicht thun zu Leide
Dem ſanften Doktorlein.

Gedichte von Adolf Bube.

Gottvertrauen.

Ein Herbststurm heulte schaurig
Und Tropfen fielen schwer;
Ich schritt dahin so traurig
Das Herz von Hoffnung leer.

Ich traf nur Neid und Hassen,
Vernahm nur Hohn und Spott;
Ich wähnte mich verlassen,
Verlassen selbst von Gott.

Da sah ich an dem Pfade
Gottvaters Bildniß steh'n;
Sein Auge schien voll Gnade,
Voll Lust herabzuseh'n.

In seines Mantels Falten
Hielt er ein Vogelnest,
Drin saßen bei den Alten
Die Jungen warm und fest.

Das hat mir im Gemüthe
Erinn'rung angefacht,
Wie Gottes Vatergüte
An allen Orten wacht.

Sie ſchützet jedes Weſen,
Das ſich ihr anvertraut,
Und läßt das Herz geneſen,
Das hoffend auf ſie baut.

So bin ich nie verlaſſen
Trotz aller Menſchen Spott;
Ich wandle nun gelaſſen
Allüberall mit Gott.

Der alte Biſchof.

Sage.

Zu Stambul in Sophias Tempel
Verſchließet Mauerwerk ein Thor.
Es trägt des Alterthumes Stempel
Und ſteht ſo feſt noch, wie zuvor.
Ein breiter Rahmen faßt es ein
Aus blendend weißem Marmorſtein.

Und hinter dem verſchloſſ'nen Thore,
Da hält ein alter Biſchof Wacht,
Die hohe Mitra auf dem Ohre,
In ſeines Amtes voller Pracht.
Sein Auge ruht auf der Monſtranz
Und ſpiegelt ſich in ihrem Glanz.

So ſitzt er, mit dem Herrn im Bunde,
Seit Stambul in der Türken Hand.
Es drang davon zu ihm die Kunde,
Als er am Hochaltare ſtand.

Da fleht' er brünstig: „Schütz, o Gott,
„Des Sohnes Leib vor Schmach und Spott!"

Und plötzlich stieg empor die Mauer,
Die stärker, als der stärkste Schutz.
Sie beut in unverjährter Dauer
Dem ganzen Türkenvolke Trutz,
Bis seine Herrschaft einst vergeht
Und Christi Fahne vor sich weht.

Dann stürzt sie ein mit lautem Schalle
Und weit geöffnet steht das Thor.
Es hebt in seiner dunklen Halle
Vom Sitz' der Bischof sich empor.
Er trägt den Leib des Herrn heraus
Und schreitet durch das Gotteshaus.

Er steigt hinauf, ein hehres Wesen,
Die Stufen zu dem Hochaltar,
Beginnt die Messe dort zu lesen
Und reicht das heil'ge Opfer dar,
Spricht: „Amen, jetzt und allezeit" —
Das Volk stimmt ein: „In Ewigkeit!"

Die Beiwache im Atlas.

Aus den Erinnerungsblättern aus Algerien.

Von

Karl Bernhard,

ehemaligem afrikanischem Jäger, jetzt Druckereyer in Straßburg.

Die französische Beiwache, besonders nach einer Razzia, bietet die seltsamsten Gegensätze dar: Pracht und Elend, Freude und Jammer, Ueberfluß und Mangel, alles mischt und paart sich; man besitzt nicht genug Augen, um zu sehen, hingegen sind die Ohren bald überaus gesättigt; Gesang, Trommenwirbel und Trompetenschall, Gewieher und sentimentale Ergießungen von hundert Eseln, Rindergebrüll, Schafgeblöcke, und endlich das höchst langweilige Geschrei der Kameele erfüllen das gesammte Lager; zu diesem Allem gesellt sich zuweilen noch das gefällige Echo, welches den harmonischen Chor nah und ferne vielfach wiederholt.

Der Soldat selbst hat gewöhnlich ein sehr excentrisches Aeußere; durch das öftere Herumstreifen in dornigem Gesträuche oder durch das Erklimmen gäher Felsabhänge ist die Kleidung bald abgenutzt und zerfetzt. Er füllt dann die Lücken mit den ersten besten Stückchen Tuches oder Leinwand aus, ohne erst nach der Farbe des beschädigten Kleidungsstückes wählen zu können. So sieht man häufig die Ellenbogen des grauen Ueberrockes mit rothem Tuche übernäht; die durch-

löcherten Kniepartieen oder das Hintertheil der rothen Hosen durch graue oder sonstige andersfarbige Stücke geheilt. Füge man übrigens die sonnverbrannten Gesichter mit den verwilderten Bärten hinzu, und der Vergleich eines größern Theiles der Soldaten mit herumschweifenden Banditen, dürfte nicht allzu gewagt scheinen.

Hier krämpeln jetzt einige mit Mehl, Tabak, Datteln, Feigen, Benzoe, Honig oder mit Schläuchen voll Olivenöl; etliche bieten sogar Burnous feil, oder rothgestreifte Haikhs, Weibergürtel, Weiberhauben, bocknough's genannt, Gandounras oder wollene Hemden, aus Kameelhaaren geflochtene Seile, mit welchen man den obern Theil des Haikhs und den Kopf befestigt, Chachias, seidengestickte Stiefel oder Pantoffeln, und babouches u. s. w.; andere verkaufen Flinten, Pistolen, Sattelzeug, ja sogar Füllen oder Esel. Natürlich sind die Käufer zumeist Offiziere. Allerseits hört man die drolligsten Lazzis, welchen übrigens französische Wendung und Sprache nicht entzogen werden dürften, und welche in dieser Form aber durchgängig vom Obersten bis zum Niedersten jeden zu belustigen scheinen.

Jegliche Mühen und Anstrengungen des Tages sind, sobald das Lager gebildet, beim Fußgänger vergessen; unbehindert kann er sich mit der Zubereitung seiner Mahlzeit befassen; die mitgebrachten Hühner, Ziegen, Schafskeulen und Schildkröten erlaben ihn schon zum Voraus. Nun wird geschlachtet, gekocht, gebraten; auch der Kaffee darf nicht fehlen. Ein angenehm duftender Qualm erfüllt unmittelbar das Lager und verbreitet sich daher auch bis zu den Reihen der Reiter, deren Geruchsorgane nur desto verlockender in Anspruch genommen werden, als die Forderungen ihres Magens nicht eben so schnell befriedigt werden dürfen. Jeder Stand hat bekanntlich seinen Frieden, wie auch seine Last! Dem Fußgänger, welcher, schwerbeladen, vom frühesten Morgen bis zum späten Abend

bergauf und bergab steigen muß, mag man es nicht mißgönnen, wenn er vor dem Reiter, welcher den ganzen Tag auf seinem Pferde saß, zur Ruhe gelangt! Dieser letztere hat jetzt zuvörderst für die Nahrung seines Pferdes zu sorgen, und um selbige zu finden, ist er oft genöthigt sich an ziemlich entfernte Stellen zu begeben.

Dabei erwarten ihn auch nicht selten neue Kriegsgefahren. Wohl hat er die Uniform mit Blouse und Hosen aus Leinwand, den Keby mit dem Phecy vertauscht, wohl führt seine Hand jetzt die friedliche Sichel; dennoch dürfte es keineswegs rathsam sein, die Kriegswaffen wegzulassen. Drüben auf einer Seite des Berges zeigen sich jetzt die lockenden Fruchtfelder des Kabaylen; schon ist ein bedeutender Theil ihres Ertrags durch unsere raschen Sicheln gesunken, da ertönen Schüsse, Kugeln zischen nach verschiedenen Richtungen und in einiger Entfernung von uns, um zuerst kaum bemerkte Hütten, sammeln sich die Eigenthümer der verschiedenen Felder; grimmend und fluchend feuern sie beständig ihre langen Mukhal'ahs auf uns ab, verschwinden, erscheinen wieder, bis die Soldaten sich zuletzt vereinigen und sie verjagen.

Das Lager wird wo möglich an den Ufern eines Baches aufgeschlagen; das mit rothem Fähnlein versehene Zelt des Obergenerals erhebt sich gewöhnlich auf einem Hügel, und bildet, wie die Kirche im Dorfe, den eigentlichen Mittelpunkt. In seiner Nähe befinden sich die wohlbewachten Zelte der Gefangenen, so wie die Räume, welche das erbeutete Vieh einnimmt.

Betreten wir eines der Zelte der gefangenen Weiber. Dicht aneinander und mit gekreuzten Beinen sitzen diese eben nicht besonders verlockenden Evastöchter im Kreise an der Erde. In ihrer Mitte liegen am Boden eine Menge halbnackter Kinder. Beinah' alle diese Weiber haben vor der Zeit gealterte

Gesichter, schlaffe, ermüdete Züge; der Haikh, in welchen sie ihre ganze Gestalt einhüllen, ist gemeiniglich schmutzig und zerlumpt. Ein stetes Flüstern und leises Schwatzen geht in die Runde, was bei den in ähnlichen Verhältnissen sich befindenden Männern keineswegs der Fall ist.

Uebrigens ist es nicht blos das Aeußere dieser Weiber, welches den Europäer auf eine abstoßende Weise berührt; sonstige Betrachtungen erhöhen bald den ersten, widrigen Eindruck; eine an bestiale Wildheit gränzende, fanatische Verachtung der Roumis treibt das Weib des Einheimischen oft zu den empörendsten Excessen. Der Ungläubige ist ein Scheusal, ein Unthier; dieß sind die Worte, welche es seinen Kindern zuflüstert, sobald sie nur etwas verstehen können. Wehe dem Christen, der als Gefangener unter die Hände jener Megären fällt! Schmach und Quälerei aller Art ist sein tägliches Antheil; das Weib speit ihm in's Gesicht; die Kinder zielen nach ihm mit Steinen, und mit den verächtlichsten Schimpfnamen wirft man ihm seine kärgliche Nahrung hin. Auch nur ein zürnender Blick des Unglücklichen genügt oft ihn um der Kopf zu bringen. In manchem Douar findet man Schädel solcher Opfer, welche den Kindern als Spielzeug dienen und als Kugeln herumgeworfen werden. Dieß mag auch hinlänglich erklären, warum der Soldat sich manchmal gewisse Thaten erlaubt, welche freilich nicht ganz zu entschuldigen sind, jedenfalls aber als die natürlichen Folgen eines erbitterten Krieges betrachtet werden müssen. Gleichsam zu einem unumstößlichen Axiom ist zuletzt im Heere der Satz geworden: „Das Weib „gebärt Kinder, die Kinder werden Männer, Männer und „Weiber sind unsere Todfeinde; darum nieder mit Männern, „Weibern und Kindern!"

In der Nähe der für die Gefangenen bestimmten Zelten, befinden sich auch diejenigen des Feldlazareths, wo auf schlech-

ten Bahren die verwundeten Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten liegen. Gehen wir schnell an diesem Orte vorüber, wo sich oft ein höherer, kaltblütigerer Muth als auf dem Schlachtfelde selbst sich kundgibt. Dort wird jetzt ein junger Lieutenant hinausgetragen, der von allen Hoffnungen des Lebens gegrüßte Sohn einer reichen, aristokratischen Familie; vor einigen Stunden noch so jugendlich blühend, so ritterlich brillant; jetzt ein blasser, wehmüthiger Leichnam! Ihm folget fast unmittelbar die Bahre, auf welcher sie unsern Kameraden forttragen, den Sohn armer Bauersleute im fernen Norden, den „Bruder Lustig" der Kompagnie. Eine Grube vereinigt die Beiden, und kein Kreuz, keine Inschrift darf die Stelle bezeichnen, wo sie ruhen. Sucht man doch sogar die verborgensten Winkel aus, um die unglücklichen Opfer des Krieges zu bestatten, denn der barbarische Feind erwartet nur den Augenblick, wo die Ungläubigen davon ziehen, um nach den Grabstätten zu spüren, und, wenn es ihm gelang dieselben zu entdecken, die Leichen hervorzuziehen, den Kopf ihnen abzuschneiden und noch andere Verstümmelungen zu verüben, wodurch eben die künftige Auferstehung dieser Christenhunde verhindert werden soll!

Doch weg jetzt mit diesen trüben Bildern und Gedanken, ein so reizendes, lebenswarmes Gemälde breitet sich ja vor unsern Augen aus! Goldener wird das Licht der untergehenden Sonne; die Lorbeerrosen am Bache erglühen so herrlich; aus den dunkeln Gruppen wilder Olivenbäume blinken die blendend weißen Zelte hervor, und wie ein immer wechselnder Farben-See woget das lustige Gewimmel durch das Lager und hebt sich nur noch greller auf dem lichten Rasenplane heraus.

Wie aber, nach dem Untergang der Sonne, die im Süden übrigens nur sehr kurze Zeit dauernde Dämmerung der Nacht gewichen, bieten sich auch neue, höchst ansprechende Effekte

unserem Auge dar. Oben wölbt sich jetzt feierlich der Himmel mit seinen hier so hellen und großen Sternen, und auf der Erde rings umher erstehen, fast wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, in unregelmäßigen Gruppen die lustigen und traulichen Flammen der Lagerfeuer. Um sie her sammeln sich die Soldaten, welche, unter Plaudern, Gelächter und wirr sich durchkreuzenden Gesängen, die Mühseligkeiten und Gefahren ihres Standes ganz aus dem Gedächtnisse verlieren oder wenigstens bespotten, dabei ihren Kaffee schlürfen, ihre Stummeln schmauchen. Laßt nun den aufgehenden Mond seinen weißen Strahl in die schwankenden rothen Lichtscheine hineingießen, wo er still und furchtsam hinschmilzt, während er drüben das einsame, hochragende Gebirge wundersam verklärt, und ihr könnt versichert sein, ein seltenes und entzückendes Schauspiel vor euch zu haben.

Doch nur augenblicklich lockt dieses Bild zu friedlicherem Sinnen. Dort ja, auf gegenüberliegendem Bergesrücken, kaum eine Viertelsmeile von uns, erglänzen die Feuer einer andern Beiwache, derjenigen des Feindes; mit bloßen Augen kann man zuweilen die um die Flammen geschaarten Gruppen unterscheiden; durch ein gutes Fernglas sieht man oft ganz genau, wie sie ihren Kannah (Kaffee) in die Schalen gießen, und aus dem langen Sebsi rauchen; nicht selten lassen sich sogar einzelne Physiognomien unterscheiden. Nicht zu läugnen ist der seltsame Eindruck, den zuweilen dieses optische Instrument durch eine augenblickliche Täuschung veranlaßt: jene Männer haben heute mit grimmigem Blicke und kreischenden Flüchen ihre Gewehre auf uns losgedrückt, und sind dann auf flügelschnellen Rennern in der Ferne verschwunden; da mag es Einen wohl sonderbar anmuthen, dieselben nun plötzlich so ruhig und gleichsam ganz in unsere Nähe versetzt zu sehen. Ist der Wind günstig, so vernimmt man auch die Lieder der Ara-

ber, begleitet vom Kuesob (Flötenspieler) und dem Bendair (kleine Trommel), welche so sehr das leicht zu befriedigende Ohr jener Wüstensöhne ergötzen.

Wie aber die Nacht weiter vorrückt, erlöschen nach und nach die Lagerfeuer. Bald tritt eine allgemeine Stille ein, die nur zuweilen durch das Schnauben und weitgellende Gewieher eines heißblütigen, Stuten witternden Hengstes unterbrochen wird, welchen aber alsbald die kräftigen Peitschenhiebe des die Stallwache habenden Reiters wieder zur Ruhe bringen. Die Lagerfeuer der Feinde sind ebenfalls jetzt verschwunden; auch dort schläft man, auch dort sammelt man Kräfte zum Mordwerke des kommenden Tages. —

Südlich flimmern die Sterne matter, der Tag kündet sich an. Schneller als im Abendlande ist die Sonne da, und vergoldet die kurz zuvor noch grauen Gipfel des Atlas! Jetzt schmettern die lustigen Trompeten den Reveil, Trommeln wirbeln die Diane. Allerwärts ein Tummeln und Drängen; der Aufbruch soll bald erfolgen, und noch ist das Frühstück zu bereiten, das Pferd zu satteln u. s. w. Der Offizier schilt auf den Unteroffizier, dieser auf den Gemeinen, und dieser zuletzt auf sein Roß — oder auf die siedendheiße Suppe, die er schnell, nicht selten schon zu Pferde, verschlingen soll. Da ertönen Trompeten und Trommeln abermals, und bald ist der eben noch so belebte Ort so still und verlassen, wie sonst, der sichere Aufenthalt der Hyänen oder der Schakals.

Gedichte von Karl Rudolf Tannee.

Zu meinen alten Liedern.

Und les' ich diese alten Lieder,
Wie wird das Herz so mild und weich!
Und o mein Auge senkt sich nieder
In's alte Traum- und Bilderreich.

Dort an des Flusses Sturz und Ecken
Hab' ich der Wellen Wort gehört;
Vom Waldstamm dort, dem hohen Recken,
Hat mich der Kukuk süß bethört.

Hier hab' ich Mondscheinschmerz empfunden,
Hier springt, frisch wie ein junges Reh,
Mein Glück, mit Kränzen neu gewunden,
Durch's Wiesengrün voll Blüthenschnee.

Die du im Lied gezagt, — gesieget,
Frau Minne, du mein Himmelslicht,
Beim Klang des Liedes überflieget
Die erste Röthe dein Gesicht.

In der Amtsstube.

Offnen Fensters sitz ich da, —
Tausend Fliegen summen nah;
Tausend Schwalben mit Gerüfte
Schwimmen durch das Blau der Lüfte,
Und das selige Gewirre
Lockt mein Denken in die Irre.
Durch Geschäftigkeit gebunden
Hab ich hier mich eingefunden;
Aber süß ist's hinzuschielen
So in's Freie nach Gespielen.

Sommerneige.

Wenn im Lenz selbst Wolkendunkel
Ob dem Wald herüberwallt,
Weilt das Herz doch im Gefunkel,
Und das Lied des Waldes schallt.

Aber welch ein düst'res Schweigen,
Welche tiefe Traurigkeit
Ist doch diesem Glanze eigen
Und der nahen Herbsteszeit!

Wird in solcher Sommerneige
Nicht auch mein Gesang zergehn,
Wird er, wenn ich leidvoll schweige,
Je im Frühling auferstehn?

Wie in Wipfeln, — im Gestäude
Und in ihrem satten Grün,
Schleichet über meine Freude
Auch das künftige Verblühn.

Und es starren die Gedanken
Wie die starre Rosenfrucht,
Die so kahl auf Dorn und Ranken
Die verwehten Blätter sucht.

Herbsthauch.

Willkommen, o kühler Herbsteshauch,
Bei Himmelsblau und Sonnenschein;
Willkommen hehrer Opferrauch,
Umhüllend rings Gebirg und Hain!

Willkomm, o Stille, ernst und traut,
Drin Alles, wie in Traum sich schlingt,
Die selbst der Vogel stumm beschaut,
Drin nur die grüne Grille springt!

O! zauberhafte Wandelung,
Willkomm, willkommen meiner Brust;
Des Sommers Runzeln machst du jung,
Machst jung die müde Sommerlust.

Mich rufst du selbst zum Lied zurück;
Du sagst, wer treu dem Lenze sang,
Verdient doch wohl ein Herbstesglück,
Und einen süßen Schlafgesang.

Ausruhen und Verjüngung.

Nun, o Seele, ruhe aus
In des Alters Schattenhaus,
Und die müden Augenlieder
Senke du zum Schlafe nieder,
Laß das Haupt, — die Arme sinken,
Auf die Schollen, die dort winken,
Seele ruhe froh nur aus
In des Alters Schattenhaus.

Wie die Scholle Saamen trägt,
Draus hervor der Frühling schlägt,
Schwillt aus deines Schlafes Schooße
Schon die Knospe an zur Rose,
Und sie grünet aus dem Staube
Bald herauf als Braut im Laube,
Wie die Scholle Saamen trägt,
Draus hervor der Frühling schlägt.

Seele ruhe froh nur aus
In des Alters Sterbehaus.
Wenn dein Licht hier los sich saget,
Merkst du innen, daß es taget:
Du wirst stumm hier, um zu lauschen,
Chören, die schon nahe rauschen:
Aus des Alters Sterbehaus
Schlägt dein Lenz schon still heraus.

Gedichte von Helmina von Chezy.

Lied zu meinem neuen Lebenstage.

Bei reiner Düfte Weben,
Bei milder Blicke Schein,
Soll ich heut froh mich ſehen
Im Kreiſe ſtill und klein,
Wie iſt mir denn geſchehen?
Mir war's, als ſtürmt' es ſchwer:
Es war des Schutzgeiſt's Weben,
Das mild mir's brachte her.

Süß war es meinem Herzen,
Als ich im Vaterland
Nach langen heißen Schmerzen
Die friſche Wonne fand:
Auf ödem Boden blühte
Der Kindheit Roſe neu,
Denn innig im Gemüthe
Trug Jedes mir die Treu.

O Wonne, auserkoren,
Schmerz, wo iſt deine Macht?
Nichts hab' ich je verloren,
Der Vater hat gewacht!
Was von der Welt verſchwunden
Bewahrt mir Seine Hand

Zu ewig ſüßen Stunden
Im beſſern Vaterland.

Zurück legt' ich viel Schritte
Auf rauhem Lebenspfad,
Nun will auf Lebens Mitte
Mir blüh'n der Liebe Saat,
Der Liebe, die hienieden
Nie reiner, ſchöner glänzt,
Die ſich in Gottesfrieden
Mit ew'gen Roſen kränzt.

Nun heilen alle Wunden,
Wie tief der Schmerzenpfeil,
Nun will mein Herz geſunden,
Nun wird die Seele heil.
O rührt' in dieſer Stunde
Mich ſanft des Todes Hand,
Hab' ich im Himmel Kunde,
Daß ich ihn hier ſchon fand.

Todtenopfer.

Für eine Freundin Lord Byron's.

Auf der Freundſchaft, auf des Genius Schwingen
Wehte deines Todes Kunde her:
Und mein Herz will Dir ein Klaglied ſingen,
Milde, wie da wogt der Thränen Meer:
Süß im Leid, wie deiner Augen Sterne,
Strahlt es gern in jede Bruſt hinein,

Daß es Alle liebten, nah' und ferne,
Die in Treu und Liebe ewig dein.

Sanftes Bild, ich kann Dich nicht vergeſſen,
In des Leids umwölktem Wunderſtrahl,
Weiße Roſen, ſchimmernd durch Cypreſſen,
Roſigleuchtend, jüngſt noch Roſ' im Thal,
Deren Anmuth Byrons Saitenſpiele
Mild entlockt' der reinſten Weihe Ton,
Stillbewältigend die Sturmgefühle
Der zerriſſ'nen Bruſt voll Schmerz und Hohn.

Nicht mehr weilt er da, „wo Du geweſen!"
Nein, bei Dir der hohe Sänger weilt,
Trinkt vom Urquell himmliſches Geneſen,
Wo des Zweifels bitt're Wunde heilt,
Wo der Himmel, dem dein Blick auf Erden
Offenbarte, herrlich ſich erfüllt,
Wo der Genius ſchaut das ew'ge Werden
Und dem Kämpfer Frieden Gottes quillt.

Dorthin ſchaut ihr Augen, hell mit Thränen,
In der Wehmuth Feierſchmuck verklärt,
Dorthin ſtrebt, ihr Herzen, reich mit Sehnen,
Das, als Himmelspfand, dem Glauben werth.
Ach, hienieden birgt des Herzens Habe
Leichtes Schiff, auf trüg'riſch glattem Meer,
Jenſeits winkt der Hafen über'm Grabe
Und der Leitſtern blickt durch Wolken her.

Auf Bürglen

von

Hans Wieland.

O weite Welt zu meinen Füßen,
In gold'ner Pracht, in Sonnenduft,
Wie rauscht zu mir dein fernes Grüßen
Und ſpielt um mich wie Frühlingsluft!
Wie glänzeſt du in reichem Prangen,
Gleich einer ſehnſuchtskranken Braut,
Die ſtill, mit bebendem Verlangen,
Dem Bräutigam entgegenſchaut.

Du, eine Braut, die ihre Schmerzen
Mit Lächeln trügeriſch verdeckt;
Die unter Koſen, unter Scherzen
Ein unergründlich Weh' verſteckt;
Die nächtlich ihre warmen Thränen
In off'ne Blumenkelche gießt;
O Welt, wie deine Wunden gähnen,
Da, wo ſo hoch dein Leben ſprießt;

O Welt, wo deine Sonne lächelt,
So warm, wie junger Liebe Wort,
Wo um mich her dein Zephyr fächelt, —
Daß da ein Wurm im Herzen bohrt!
Daß mitten in dem Paradieſe
Dein Elend mich am tiefſten ſchreckt,

Und eine Stunde, reich wie diese,
So düstere Gedanken weckt!

O Welt, wo mir dein Füllhorn winket,
So übervoll, so überreich,
Wo stolz dein ganzer Reichthum blinket,
Dein Glanz, so warm, so liebesweich,
Daß da das Auge weg sich wendet,
Und in der Armuth Hütte tritt,
Wo auf dem Stroh das Leben endet,
Und durch das Elend geht sein Schritt!

O Welt, o daß sich nur dein Segen
In goldene Paläste gießt:
Indessen auf der Armuth Wegen
Nur Elend, Noth und Kummer sprießt!
Daß Arbeit jenen Schädel lichtet,
Der erst der Jugend Locken trug;
Daß jener auf die Lust verzichtet,
Hat er nur trocken Brod genug!

O Welt, daß deine besten Söhne
Im Elend sterben, in der Noth,
Daß ihres Geistes tiefste Töne
Für sie doch nur ein Abendroth;
Daß Andere darin schmarotzen,
Was sie in Angst und Schmerz erzeugt,
Daß sie umsonst dem Schicksal trotzen,
Das ihre Geister niederbeugt.

O gold'ne Welt! Ist wahr dein Prunken?
Ist wahr dein Lächeln, deine Pracht?
Du bist von deiner Schönheit trunken,
Und denkst nicht an die finst're Nacht!

Du bist ein Mädchen, das im Flimmer
Des Tags das Alter froh vergißt,
Und ist entflohen erst der Schimmer,
Am Einst des Jetzes Elend mißt!

O weite Welt zu meinen Füßen,
In gold'ner Pracht, so schön geschmückt!
Glaub' nicht, daß du mit deinem süßen
Gekose also uns entzückt,
Daß wir bei deinem Blick, dem heitern,
Vergäßen deine Last und Noth,
Die Wunden, die verborgen eitern,
Und deines Lebens Abendroth.

Frühlingsstimmen

von

Hermann Kurtz.

Es geht ein Flüstern durch den Wald,
Er schüttelt seine Locken.
Ein Seufzen weht, das süß verhallt,
Das Veilchen horcht erschrocken.

Ein alt Geheimniß, wundersam,
Schläft in den stummen Klüften.
Wer weiß woher das Rauschen kam?
Wer kann den Schleier lüften?

Ein Geist, von einer Zauberhand
In Wald und Quell und Fels gebannt,
Erwacht im Lenz mit Klagen.
Frei will er sein in Luft und Licht:
Wer weiß, wann er die Fessel bricht?
Wer kann den Namen sagen?

Vom Muth verlockt, getäuscht vom Glück,
Irrt Jugend durch den Wald,
Mit wildem Haar, mit starrem Blick,
Die Wange bleich und kalt.

Die Schönheit sitzt auf grünem Thron,
Des Waldes Königin

Sie winkt und ruft mit holdem Ton
Den Flüchtling zu ſich hin

Denn Schönheit iſt der Jugend hold,
Und Unglück hat in ſeinem Sold
Ein liebevoll Erbarmen.
Vertrauen knüpfet Herz an Herz,
In Wehmuth wird der ſtarre Schmerz,
In ſel'gem Leid erwarmen.

Ja, heimiſch wird das bange Herz,
Und ach, nur allzu ſehr.
Und ſoll es wieder ſcheiden,
Erwachen neue Leiden.
Ach, Scheiden! Nimmermehr!

O wunderbares Sehnen!
Herz, magſt du dich verſtehn?
Dir will in ſüßen Thränen
Die ganze Welt vergehn!

Und mit verwandtem Beben hallt
Der Klang befreit durch Fels und Wald:
O daß er's ewig bliebe!
Die Sehnſucht ſprach das Zauberwort,
Nun rauſcht's gewaltig fort und fort:
Es iſt der Geiſt der Liebe.

Gedichte von Theodor Klein.

An Sie.

Das Brünnlein murmelt im grünen Thal;
Vom Himmel lächelt ein Frühlingsſtrahl.

Die Vöglein ſingen im Laubgemach,
Die Blüthen flüſtern's leiſe nach.

Hat's wohl ſchon eine der andern vertraut,
Daß du meine liebe, ſüße Braut?

Winterſoiree.

Laß mich einmal den Sorgen
Entfliehn bei Lieb' und Wein
Und nur der Luſt gehorchen:
Du roſig Kind, ſchenk ein!
Den Trank mir friſch kredenze,
Der bis zum Herzen flammt;
Es ſteht ja deinem Lenze
Gar wohl ſo ſüßes Amt.

Im Glas die Feuerwelle
Und deiner Wangen Glut,
Das iſt die Zauberquelle,
Die holde Wunder thut.
Schenk' ein und laß gewähren,
Du Liebchen zart und fein
Ein Küßchen nur in Ehren —
Das mundet friſch zum Wein.

Und wandelt draus der Winter
Auf ſchneebedeckter Flur,
Da innen prangt nicht minder
Im Frühling die Natur.
Drum laß, mein Herz, nur keimen
Die Luſt aus deinem Harm;
Wirf dich aus Wintertraumen
Dem Frühling in den Arm.

Bitte.

Von deinen Lippen floß der Troſt,
Der mir das Herz in Ruh' gewiegt;
Die Stürme, die darin getoßt,
Haſt du mit einem Wort beſiegt.

Dieß eine Wort, o ſag' es oft,
Der Minne ſüßeſtes Gedicht,
Der Lenz, den ich ſo lang erhofft,
Und der den Himmel mir verſpricht!

Dieß eine Wort, o laß es ſtets
Des treuen Herzens Wahlſpruch ſein,
Den Ausdruck innigen Gebets
Das eine, ſüße Wörtchen: Dein!

Troſt beim Scheiden.

Du reichteſt mir die Hand zum Scheiden,
Ich hing an deinen Mund gepreßt,
Ein Thränlein will es mich bedeuten,
Hat ſtill dein frommes Aug' genäßt.

O dieſe Thräne, leiſ' gemeinet
Bei unſ'rer Trennung herben Weh'n,
Iſt mir ein Zeichen, daß vereinet
Wir dennoch durch das Leben gehn!

Sei nur getroſt und laß das Zagen! —
Der Winter flieht, der Frühling kehrt;
Dann wird auch uns ein Frühling tagen
Wie nur die Liebe ihn beſcheert!

Der Sechs Plappert-Krieg.

Von

August Stöber.

Vergl. Etterlin Kronika v. der löbl. Eidgenossenschaft fol. 193 u. ff. Fürstenbergs handschriftl. Mülhauser Chronik. — Graf, Gesch. d. Stadt Mülhausen, I. S. 203 u. f. — Mieg, der Stadt Mülhausen Gesch. I. S. 83 u. ff.

Im Jahr 1465*) trug sich's zu, daß Herman Klee, ein Müllersknecht aus Eßlingen gebürtig, mit seinen vormaligen Meistern in Mülhausen, Hans Beck und Werner aus Tübingen in Streit gerieth, weil dieselben ihm sechs Plappert**) für Litlohn (Dienstlohn) zu bezahlen verweigerten. Der Knecht klagte sofort beim Bürgermeister, der ihm den Rath gab, sich mit seinen Meistern in Güte abzufinden und sich nicht weiter in die Sache mischen wollte. Herman Klee stieß darauf einige Drohworte aus und verließ die Stadt mit Trotz. Er wandte sich nun nach Brunnstadt, woselbst der Grundherr Peter von

*) Graf und Mieg setzen den Anfang der Geschichte in's Jahr 1465, Etterlin verlegt sie in's Jahr 1467 und Fürstenberg in's Jahr 1468. Etterlin nennt den Ursächer der Zehde Hans Küffer; Fürstenberg macht aus ihm irrigerweise einen Küfersknecht.

**) Etwa 50 Centimes.

Regisheim, ein alter Feind der Mülhauſer, um den Handel erfuhr, und ſich über die günſtige Gelegenheit ſich an ihnen zu rächen, von Herzen freute.

Auf ſein Anſtiften verlangte der Knecht nun ſeine Schuld nicht mehr an die Meiſter, ſondern an die Stadt ſelbſt und ſchrieb ihr einen Brief, der am Tage Allerſeelen, und ſodann einen zweiten, der am Donnerſtag vor St. Thomä im Grendel (Schloßriegel oder Stoßballen) am Baſelthor gefunden worden iſt. Darin forderte er, in übermüthigen Worten, die Obrigkeit auf, ihm das ſchuldige Geld nach Berkheim, in das Wirthshaus einer gewiſſen Käthi zu ſchicken. Da man aber wußte, daß ſich Klee dazumalen noch in Brunnſtadt aufhielt, ſo ſchickte man ihm die ſechs Plappert, durch einen geſchwornen Boten dahin, um der verdrießlichen Sache ein Ende zu machen. Der Knecht wollte aber das Geld nicht mehr annehmen, ſondern verkaufte die Schuld an Peter von Regisheim, der alſobald einen eigenen Boten nach Mülhauſen abſandte mit Vermelden: Er hätte der Stadt, aus Freundſchaft, ſechs Plapperte geliehen, ſie möchte ihm alſo das Geld nebſt den aufgelaufenen Unkoſten mit dieſem Boten zurückſchicken. Die Stadt antwortete darauf: Sie habe dem Müllerknecht Herman Klee das Geld bereits nachſchicken wollen, er habe es aber nicht angenommen und ihn länger darum zu bitten, fände ſie unter ihrer Würde und ſei erbötig, den Weg Rechtens einzuſchlagen.

Herman Klee ſteckte nun abermals, den 11. April 1466, einen Schimpfbrief an das Basler Thor, worin er der Stadt Abſage erklärte, und Peter von Regisheim verklagte dieſelbe bei der öſterreichiſchen Regierung in Enſisheim und Landſer. Er gewann auch für ſich einige andere Edelleute: die von Landeck, von Blumeneck, von Kuttenach, von Balſchweiler, von Falkenſtein, von Huſen, die Kapler und andere, die alle

der Stadt Feindschaft erklärten und sogleich mit Plünderung des Dorfes Illzach ihre Fehde begannen.

Die Mülhauser wandten sich an die elsäßischen Städte, namentlich an Straßburg, wo der Reichs-Landvogt und die Abgeordneten der freien Städte versammelt waren. Allein von dieser Seite wurde ihnen keine Hülfe zugesagt. Sie schlossen sofort ein fünfundzwanzigjähriges Schutz- und Trutzbündniß mit den befreundeten Schweizerstädten Bern, Solothurn und Freiburg; auch Uri, Schwyz, Unterwalden, Zürich, Zug und Glarus versprachen ihnen beizustehn.

Nun rüsteten sich die Mülhauser wider die adelichen Feinde; die Bundsgenossen sandten die verheißene Hülfe und auch die elsäßischen Städte fanden sich jetzt bereit. Johann Wildgraf zu Thun, Rheingraf zu Stein, damaliger Landvogt zu Hagenau, zog mit einigen Fähnlein Fußvolk und Reisigen, zu denen sich die Bürger von Kaisersberg und Türkheim gesellten, gegen Peter von Regisheim und nahm dessen Raubschlösser Hohen-Hattstadt und Hohen-Egisheim ein. In letzterm Schlosse wurde auch Herman Klee nebst drei andern erstochen.

Peter von Regisheim wurde dadurch nicht wenig gedemüthigt und schlug Friedensverhandlungen vor. Es kam zum Waffenstillstande, allein immer noch wurde nichts Bestimmtes entschieden. Endlich aber wurde, auf Sigmunds von Oesterreich Verwendung, ein Vertrag zu Basel und später zu Ensisheim geschlossen, zufolge welches der Stadt Mülhausen Recht und Würde bestens ausgesprochen, und Peter von Regisheim verurtheilt wurde, ihr für zugefügten Schaden achthundert fünfundzwanzig Gulden zu bezahlen; die beiderseitigen Gefangenen sollten jedoch ohne Entgeld (Lösegeld) zurückgeschickt werden.

Troſt auf dem Gottesacker.

Von

Matthias Graf.*)

Zu dieſen ſtillen Hügeln
Flieht, aus der Welt Gewühl,
Der Schwermuth Drang zu zügeln,
Sich rettend mein Gefühl.

An dieſem heil'gen Orte
Hemmt es der Thränen Lauf;
Denn hier ſchließt ſich die Pforte
Der Ewigkeiten auf.

Aus dieſen Todesgrüften,
Gehüllt in dunkeln Flor,
Geht, unter Blumendüften,
Des Lebens Hauch hervor.

In dieſer trauten Stille
Ruht der befreite Sinn,
Schwingt ſich aus ſeiner Hülle
Zum Unſichtbaren hin.

*) Weſt. proteſtantiſchem Pfarrer zu Mülhauſen. — Wir haben bei Veröffentlichung dieſer beſcheidenen Reliquie nicht ſowohl das größere Publikum als die nähern Freunde und Bekannten des treuen Heimgegangenen im Auge. Die Red.

Hier ſinkt der Leiden Bürde,
Hier weicht der Sorgen Schwarm:
Erquickt fühlt ſeine Würde —
Das Herz, von Liebe warm.

Wo Menſchenplane wanken
Und Erdengröße fällt,
Erheben die Gedanken
Sich zu der höhern Welt.

Auf modervollem Staube,
Wo Freunde trauernd ſtehn,
Beſeligt mich der Glaube
Vom frohen Wiederſehn.

Nur Leben, Licht und Wonne,
Nicht Trübſinn, Angſt und Qual
Strahlt Gottes milde Sonne
In dieſes Friedens Thal.

Was kündet dieſes Rauſchen,
Das durch die Blätter naht?
Es iſt der Geiſter Lauſchen
Ob meinem Dornenpfad.

Was weht durch dieſe Stengel
Der Blumen voller Duft?
Es iſt der Friedensengel
Der mich zum Himmel ruft.

Bald kömmt der Rettung Stunde,
Der Bach des Lebens eilt,
Und jede Schmerzenswunde
Wird ewig dann geheilt.

Mein Herz wird nicht mehr bluten,
Der Zähren Quell versiegt,
Wenn zu der Schaar der Guten
Die freie Seele fliegt.

Der Strauch in frischem Triebe,
Aus Thränen aufgeblüht,
Spricht von dem Gott der Liebe,
Der Menschenjammer sieht.

Der Vöglein frohe Reigen,
Der Sonne milder Glanz,
Die blauen Lüfte zeigen
Mir meinen Siegeskranz.

O Zeit, auf deinen Schwingen
Ruht die Vergessenheit,
Der Hoffnung Zauber bringen
Mir hohe Seligkeit.

Was ist an einem Grabe
Ersehntes Erdenglück?
Des Lebens einz'ge Gabe
Ist Gottes Gnadenblick.

Wirf, Seele, deinen Kummer
In finst're Grabesnacht.
Auch Leiden ist ein Schlummer
Aus dem man froh erwacht.

Gedichte von Daniel Hirz.

Drechslermeister in Straßburg.

Der alte Meister.

Mit jedem Lenz erwachet neu
Die alte Reiselust,
Er wird ein Bursche frank und frei,
Mit jugendlicher Brust.

Vergang'ner Freuden lieblich Bild
Schafft die Erinnerung,
Ihm lächelt wieder freundlich mild
Das Leben frisch und jung.

Den Bündel auf dem Rücken schwer,
Das Wachstuch um den Hut,
Stolziret er am Stab daher,
Ein sorgenloses Blut.

Zieht in die fremde Stadt hinein
Und stracks der Herberg zu,
Dort mundet baß ein Schöppchen Wein
Zur wohlverdienten Ruh'.

Beschaut am andern Morgen dann,
Was alles sehenswerth;
Klopft bei den Meistern grüßend an,
Ob keiner sein begehrt.

Und wird dem Burſchen Arbeit nicht,
Geht's hoffend weiter fort;
Wann heiß die Mittagsſonne ſticht,
Ruht er an kühlem Ort.

Streckt dort bequem die Glieder aus
Auf grünem Ruhebett,
Das luftdurchwogte Blätterhaus
Bedachet ſein Bankett.

Er ſetzt die Flaſche an den Mund
Und würzt das trock'ne Brod,
Die Wangen blühen, voll und rund,
In friſchem Jugendroth.

Und kommt des Weges eine Maid,
Wird ſittſam ſie begrüßt,
Der Dirne liebe Freundlichkeit
Das kleine Mahl verſüßt!

Und fürbas wieder wohlgemuth
Geht's mit erneuter Kraft;
Ein Blüthenzweig umkränzt den Hut,
Umkränzt die Wanderſchaft.

O Wanderſchaft, du Zeit voll Luſt,
Gern denkt der Alte dein,
Gedenket deiner frohbewußt,
Du ſchwandeſt ſtill und rein!

Er hat die Unſchuld treu bewahrt,
Und kindlich-frommen Sinn,
Dieß bringt auch junger Pilgerfahrt
Gar köſtlichen Gewinn.

— Bewachet dieſes Kleinod treu,
Die ihr zur Fremde zieht;
Wohl euch, wenn ihr voll frommer Scheu
Des Laſters Netze flieht!

Die erſten Zwiebelblaſen. [1])

(In Straßburger Mundart.)

O weh, ſchunn widder Zwiwelblooſe!
Die het m'r glich als ſatt;
Wie ketſche [2]) d'Buewe ſchweri Hoſe [3])
So ſtükigts G'fräß in d'Stadt!
Speldaakle mit wie 's Wüetheer,
Vergeſſe 's Eſſe, 's Schrywe, d' Lehr.

Hätt Luſt 'ne Daachtle ze verehre
Wie zeller Mann im Zorn, [4])
Dät liewer Wydepfiffe höere,
'S iſch ganz e-n-anders Korn!
Die done nit ſo üewwerecks,
M'r riecht ne's Früehjohr an, myn Sechs!

He, Maidel, ſtill mit dym Gedudel,
Mit dym Gezigrigys!
'S iſch Zyt in d'Schul, du ſuuli Trudel,
Gelt, dort iſch ken Geryß?
Laij [5]) d' Zwiwelbloos nuer glich ewek,
Sunſcht ſtellt dich d' Maddamm gar in's Eck.

M'r sinn jo mitte noch im Summet,
'S pressiert nit halwer so!
Un Thräne, grad wie d' gröescht Gagummer,[1])
Die möcht m'r grhne jo;
Kummt Alles hyt nit viel ze g' schwind,
Schunn grnust 's[2]), m'r vor de Spotjohrwind!

Ei, wäärde nurr die Winterbotte
Dort wo d'r Pfeffer wachst!
Ball kumme d' Newwel anzehotte
Un d' Schneegans ball gagaart;
Zwei Moned noch, un blaß wurrd d' Sunn ....
O wäär's doch widder Früehjohr schunn!

Mit Aengste denkt m'r an de Winter:
Wie wurrd's de-n-Arme gehn?
Wie wäre die mit ihre Kinder
So blutt[3]) un hungri stehn!
Geduld un Muth! 's blyt Wohrheit doch:
Es lebt ja unser Herrgott noch!

Un d' riche Lyt die genn mit Freude
Von ihrem Ueewerfluß;
De-n-Arme nähre, wärme, kleide,
Diß isch d'r gröescht Genuß,
Viel schöener noch als Schmuck un Bääl[4]) ....
Drum klopfe-n-an, ihr gehn nit fehl!

Worterklärung.

1) Gegen das Ende des Monats August werden die langen grünen Stengel der Zwiebelpflanze, nachdem der Samenbüschel abgeschnitten, auf dem Felde liegen gelassen, wo sie dann von den Straßburger Knaben geholt werden; man macht davon allerlei Blasinstrumente, mit denen Knaben und Mädchen auf den Straßen musiziren.

2) Ketsche, mühsam schleppen. 3) Boose, Gebund, Bündel, e Boose Stroh, ein Gebund Stroh. 4) Als Knabe hörte ich oft von einem Manne erzählen, der die Gewohnheit hatte, dem ersten Knaben, der ihm mit einer Weidenpfeife entgegen kam, einen Groschen zu schenken, im Gegentheil aber demjenigen eine Ohrfeige verabreichte, den er mit der ersten Zwiebelblase antraf; die Weidenpfeife kündigt den Frühling, die Zwiebelblase den Winter an. 5) Laij, lege. 6) Gagummer, Gurke. 7) Grunst, graut. 8) Blutt, bloß, entblößt. 9) Bääl, Bälle.

Gedichte von Emma Niendorf.

Sonntagmorgen.

Draußen im Garten am grünen Hang
Plötzlich vernahm ich Glockenklang,
Von den Kapellen und Kirchen allen
Zu den Gläubigen thalwärts schallen.
Horch! da erhob sich der Morgenwind,
Fuhr durch die Bäume und Sträuche lind;
Alle die Kelche und Blütenflocken
Läuteten auch mit sämmtlichen Glocken,
Jegliches Blättlein verlangte fromm:
„Flugs zu dem Dome dem blauen komm!"

Eins.

Möchtest du nicht von der Maizeit dichten,
Von ihrem schweifenden Wonnegefühl?
Von den vieltausend Liebesgeschichten
Wird's dir im Herzen nicht gar zu schwül?
Von all dem Seufzen das Thal entlang
Klopft dir die Bruſt nicht selig bang?

All das sehnende Flattern und Schwingen
Hoch in kristallner, in blauer Luft,
All das süße, schwellende Singen,
Und der Blume berauschender Duft,
Und des Herzens beflügelter Schlag:
Sind ja doch Eins nur, Ein Maientag!

Märtyrer.

Von der Erde sind gewichen
Rechte Liebe, rechte Treu?
Sind doch Blumen nicht verblichen,
Duften immer wieder neu,
Blühen auf in Lichtgestalten
Süße Wunder zu entfalten!
Blieben sie als Märtyrer zurück,
Zeugend für die Liebe, für das Glück? —

Die Vampyre.

Die durch Schwerdt und Dolch gefallen,
Mörderhand hat umgebracht:
Aus verschwiegnen Gräbern wallen
Stumm und kalt um Mitternacht.

Zitternd durch die Kirchenfenster
Klopft das Mondlicht an die Gruft;

Es erwachen die Geſpenſter
Wenn der bleiche Schimmer ruft;

Todtenkränze heimlich flüſtern.
Die Vampyre marmorweiß —
Wie ſie all nach Herzblut lüſtern,
Nach der Quelle purpurheiß!

Die gemordet falſche Treue
Und gebrochner Liebesſchwur:
Wandeln lebendtodt als neue
Vampyr' auch die Leichenſpur.

Wie ſie auch nach Herzblut dürſten,
Grauſam höhnen Treu' und Recht,
Wie ſie rächen, Todesfürſten,
Ihre Schmach an dem Geſchlecht!

Gedichte von Karl Sartorius.

Morgengruß.

Wohlauf ihr Morgenwinde
Mit raſchem Flügelſchlag!
Die ihr ſo froh begrüßet
Den lichten jungen Tag!

Die ihr den Blumenkelchen
Entlocket ſüßen Duft,
Die ihrem neuen Sange
Die muntern Vöglein ruft!

Wohlauf, macht euch von hinnen
Im gold'nen Morgenſtrahl,
Und ſchwebt auf leichter Schwinge
Fort in ein fernes Thal.

Vor einem Blumenfenſter
Da ruhe euer Fuß,
Und klopfet an und flüſtert
Hinein den Morgengruß:

„Wohlauf! und tauſend Male
Sollſt du gegrüßet ſein!
Wir kommen in eilendem Fluge
Aus der fernen Heimath dein.

Und der dieß Liedchen geſungen
Im frühen Morgenſchein
Und dir den Gruß geſendet,
Sprich, Liebe, gedenkſt du ſein?"

Am Strome.

Es rauſchet der Strom vorüber ſo rein,
Stolz gleiten dahin die Wellen,
Und es ſpiegelt ſich klar der Sonne Schein
In den rollenden Wogen den hellen.

Sie rauſchen daher, ſie rauſchen davon
Und keine bleibet ſtehen:
Doch empor zu der Sonne goldenem Thron
Sie liebend alle ſehen.

Und die Sonne, die himmliſche weichet nicht:
Sie ſchaut hinab in die Fluten
Und liebend verklärt ihr hehres Licht
Den Strom mit feurigen Gluten.

So rauſchen und wogen im Buſen mein
Die Lebensſtröme, die hellen,
Und drüber ſtrahlt ein himmliſcher Schein
Und verklärt die gleitenden Wellen.

Und ob ſie alle eilen davon,
Die Liebe fliehet nimmer,
Und jeden Gedanken, eh' er entfloh'n,
Umglänzt ſie mit himmliſchem Schimmer!

Die altdeutſchen Dichter des Elſaſſes

von

Wilhelm Wackernagel.

II.

Heinrich der Gleißner.

(Le Roman du Renart, par Méon, Paris 1826. Reinardus Vulpes, ed. Mone, Stuttg. 1832. Reinhart Fuchs von Jac. Grimm, Berlin 1834. Lateiniſche Gedichte des X. und XI. Jh. von Jac. Grimm u. Andr. Schmeller, Göttingen 1838. Sendſchreiben über Reinhart Fuchs von Jac. Grimm, Leipz. 1840. Die mittelalterlichen Sammlungen lateiniſcher Thierfabeln von K. E. Roth in Schneidewins Philologus 1, 523—546.)

Der natürliche Glaube der Alten und ſo auch des Germaniſchen Volkes hatte in der Thierwelt eine Art Theilung unter Gott und Menſchen vorgenommen. Dem Menſchen gehörte, was ſich von ihm hatte zahm und dienſtbar machen laſſen, was mit ihm das Haus bewohnte, was ihm folgte und half, wenn er zu Acker, zu Walde, zu Felde zog: der Hund, der Hahn, das Pferd und der bei der Jagd auch dienende Habicht waren in das Leben und die Liebe des alten Germanen ſo ganz mit eingeſchloſſen, daß er ſie darbrachte, wenn einer Gottheit das Liebſte und Beſte als Opfer darzubringen war, daß er ſie auch, wenn er beſtattet ward, mit auf den Scheiterhaufen und in die Gruft nahm, wie ebendahin Weib und Dienerſchaft ihn begleiteten. Aber die wilden Thiere der Luft

und des Waldes wurden nicht zu Opferungen gebraucht und nicht dem Menſchen mit ins Grab gegeben: denn obſchon ſich dieſer gegen ſie im ſüten Kriege befand, ſich ihrer erwehrte und ſie jagte, ſah er doch wieder auf ſie mit einer ſcheuen Verehrung und maß ihnen ein halb übermenſchliches Weſen und einen Stand näher den Göttern bei. Es war, außer dem Mangel häuslicher Vertraulichkeit, noch mancherlei andres, das auf ſolch eine Betrachtung der wilden Thierwelt führte: das lange Leben, das ſie in Wirklichkeit oder doch dem Glauben nach vor andren Thieren und ſelbſt dem Menſchen voraus haben*); die Räthſelhaftigkeit ihres Todes, ſobald ſie ungewaltſam ſterben: denn man glaubt noch jetzt, daß namentlich Vogelleichen niemals gefunden würden; der Aufenthalt der Vögel hoch in freier Luft, fern von den Menſchen und dem Wohnſitze der Götter nah; die Art von Sprache, die eben denſelben verliehen iſt, die, wie man meinte, nur den Menſchen nicht verſtändlich ſei (man nannte ſie deshalb auch wohl das Latein der Vögel), zuweilen aber durch Zufall oder göttliches Geſchenk es auch ihnen werde; der Glaube, daß Götter, daß auch mit Zauberkraft begabte Menſchen ihre göttliche und menſchliche Geſtalt öfters gegen die eines wilden Thiers vertauſchten, wie man denn bis auf die neueſte Zeit herunter beſonders von Währwölfen d. h. Menſchenwölfen erzählt hat; die Annahme endlich, daß die Seelenwanderung (auch der Germane dachte ſich die Unſterblichkeit gern in dieſer Form) die ſcheidende Seele des Menſchen wohl auch in einen Thierleib

*) Es giebt davon mehrfache Berechnungen ſchon bei den Griechen und noch öfter im deutſchen Mittelalter: zum Beiſpiel, mit immer wachſender Zeitheiligkeit der Zahlen, ein Zaun währe drei Jahr, ein Hund drei Zäune, ein Pferd drei Hunde, ein Menſch drei Pferde, ein Elch drei Menſchen, eine Schneegans drei Elch, eine Krähe drei Schneegänſe, ein Hirſch drei Krähen, eine Eiche drei Hirſche, ein Elefant drei Eichen, letzterer alſo 59049 Jahre.

führen könne, und daß dieselbe namentlich in Vogelgestalt von dem Leichnam scheide. So wußte man nie, ob der Wolf, dem man begegnete, ob der Vogel, den man über sich schweben sah, nicht vielleicht einen Menschen oder die einstige Seele eines solchen oder gar einen Gott selbst in sich berge; so wurden all diese dem Menschen nicht gehorchenden Thiere und zumal die Vögel als Mitwisser und als Boten der Götter angesehen, und ihr Gang, ihr Flug, ihr Geschrei galten für Zeichen, die Glück oder Unglück verheißend eine Gottheit sende; und wie man die Gottheit mehr noch fürchtete, als verehrte, wie man vor manchen Aeußerungen ihres Waltens mit einer Scheu zurückwich, die sogar den wahren Namen derselben auszusprechen mied, so stand man nun auch der wilden Thierwelt mit einer unheimlichen Empfindung gegenüber, und heute noch nennt z. B. der Bauersmann in Schweden den Fuchs lieber Waldgänger als eigentlich Fuchs, den Wolf Graubein, den Bären, weil er Honig nascht, Süßfuß oder mit abwehrender Schmeichelei Großvater.*)

Bei dem Drange, welcher dem Jugendleben der Völker eigen ist, allem von Geist und Sinnen angeschauten eine epische Gestalt zu verleihen, konnte es nicht ausbleiben, daß auch jene religiöse Erhebung der Thierwelt den Anlaß bot zur Segendichtung, und neben die Heldensage, die aus der Geschichte des Volkes selbst erwachsen war, neben die Göttersage, die auch den Wesen da oben eine Geschichte nach Art der menschlichen andichtete, trat noch, eben diesem Vorbild folgend, die Thiersage und nahm gleichermaßen das Gebiet, das vom Menschen abwärts sich erstreckt, für die Phantasie in Beschlag: nun hatte diese sich die ganze Welt erobert. Solche Vermensch-

*) Den gleichen Sinn hat als gothisches Wort der Name des großen Hunnenkönigs Attila; auch ihm konnte nur die Furcht solch einen Schmeichelnamen geben.

lichung des Thierlebens ward aber dadurch erleichtert, daß zwei Eigenschaften, die für ein noch jugendliches Volk von höchster Bedeutung und ihm in Geschichte und Sage nothwendig die Haupteigenschaften seiner Helden sind, daß Kühnheit und Schlauheit auch an den Thieren des Waldes und des Feldes vorzüglich merkbar hervortreten; und sie ward anziehend dadurch, daß hier der Phantasie ein kaum behinderter Raum für alle Freiheit der Erfindung, für jedes Spiel, für jeglichen Uebermuth des Spottes, der Laune, des Humors eröffnet war: denn die Beobachtung der Natur gab wohl einen bestimmten Character jedes einzelnen Thiers an Hand, aber keine Abenteuer desselben, wie die Geschichte sie von den Helden des Volkes überlieferte; sein Handeln, sein Leiden, sein Reden nach Menschenart, alles das mußte mit einem kecken Wurf und Griff erst erfunden werden. War aber einmal eine treffende Erfindung geschehen, so hielt man sie fest, und gleich der Götter- und der Heldensage pflanzte sich auch die Thiersage im Mund der Erzählenden und der Sänger von Geschlecht zu Geschlechte fort.

Ich weiß nicht, ob auch Völkern von andrem Stamm solche Thiersage eigen ist: den Gliedern der großen Familie, die von Indien aus bis in den Westen Europas reicht, ist oder war sie es, und ebenso theilweis auch dem finnischen Stamme; wir begegnen ihr, ihr selbst oder doch Spuren ihres einstigen Daseins, bei den Indern, den Celten, den Griechen, den Römern, den Slaven, den Esthen, den Germanen. Indeß nur die Letztgenannten haben den Stoff zu reicherer Fülle, ihm selbst gemäß und wahrhaft dichterisch ausgebildet: die Uebrigen zogen, bald nachdem sie den Beginn gemacht, wiederum die schaffende Hand zurück, oder verloren sich (und das geschah sogar namentlich den classischen Völkern) in undichterische Mißbildung. Denn hier sprang die Thiersage in die

Thierfabel, d. h. die Epik in Didactik, die Poesie in Prosa über: eine Wendung, die allerdings nahe lag bei der freieren Willkür, mit welcher die Dichter der Thiersage, je nach persönlichem Hang oder Zweck, erfinden und gestalten und umgestalten durften. An der Spitze dieser aus der Epik abgeleiteten Lehrdichtung steht der Name Aesops; welchen Schatz von Regeln der Weisheit und mehr noch der Lebensklugheit seine Fabeln enthalten, wird Niemand läugnen, aber auch Niemand die Dürre und Dürftigkeit, die ihnen eigen ist, und den Mangel an poetischer Belebung, der sich da besonders zeigt, wo nicht einmal mehr Thiere, wo sogar todte Dinge als Lehrmittel dienen. Und dieser Abgang der Poesie wirkt um so empfindlicher, da in der Aesopischen Fabel der Hintergrund der Sage, vor den sie getreten ist, immer noch durchscheint, wie wenn öfters begonnen wird mit den Worten „Zu jener Zeit, da noch die Thiere sprachen", und die stäts wiederkehrenden Hauptpersonen der Fuchs und der Wolf und als König aller Thiere der Löwe sind.

Nur die Germanen haben den Stoff zu reicherer Fülle, ihm selbst gemäß und wahrhaft dichterisch ausgebildet. Sie brachten ihn, da sie zuerst Scandinavien und späterhin Deutschland besetzten, schon aus ihrer fernen Heimat im Osten mit: das verbürgt die mannigfache Uebereinstimmung, die zwischen der Germanischen und der Indischen Thiersage und deutlich selbst noch zwischen den spätesten Ausflüssen beider besteht; sie schufen ihn aber selbständig und nach den Eigenheiten der neuen Heimat um. Auch den Indern war der Löwe Thierkönig gewesen: die Germanen setzten an dessen Stelle das stattlichste Wild der germanischen Forsten, den Bären, und erst als im Geleite der Völkerwanderung das Leben und die Litteratur des Südens Einfluß auf die ihrige gewannen, als sie bekannt wurden mit der nachäsopischen Fabeldichtung Roms, ward

wiederum der Bär von dem Löwen verdrängt: ſchon im ſiebenten Jahrhundert kommt letzterer auch als Thierkönig der Deutſchen vor, aber noch im zehnten, noch im fünfzehnten auch der Bär. Und es nimmt dieſer König der Thiere eben ſolch eine Stellung ein, als die Sage den menſchlichen Königen, auch einem Attila und ſelbſt dem großen Karl zu geben liebt: er wechſelt ab mit Gewaltthat und mit Schwäche, läßt ſich bald von dem eigenen Jähzorn, bald von der Schlauheit Anderer bethören: ein Character, den in der Wirklichkeit wiederum eher der Bär hat als der Löwe, und doch bleibt ſonſt überall die Thierſage treu und fein bei den von der Natur gewieſenen Eigenheiten, treuer als die Heldenſage bei den geſchichtlichen bleibt. Eine zweite und eigentlich die Hauptperſon iſt auch erſt bei den Germanen das geworden, der Wolf, das wildeſte aller in Europa heimiſchen Thiere, kühn, grauſam, räuberiſch; gleich neben ihm ſteht der ſchlaue und doch nicht untapfere Fuchs. Dieſen kennt auch Indien und giebt ihm die erſte Rolle der geſammten Handlung; ebenſo die Aeſopiſche Fabel. Auch das Mittelalter hat ihn nach und nach in den Vordergrund und zugleich ſeinen Character in ein grelleres Licht gerückt, als in dem er urſprünglich ſtand. Vergleicht man hier die frühern Gedichte mit den jüngeren, ſo iſt unverkennbar, daß in jenen vorzugsweiſe noch vom Wolf erzählt wird, und vom Fuchſe nur, wie er, der leiblich ſchwächere, ſich der Gewaltſamkeiten deſſelben vermöge ſeiner Geiſtesüberlegenheit erwehrt und mit Liſt und allerdings auch mit Schadenfreude Rache nimmt, in den ſpäteren aber und erſt in dieſen der Fuchs zum Hauptgegenſtande der Erzählung gemacht und nur in dieſen ihm eine Tücke beigelegt wird, die fort und fort, auch wo es keine Rache gilt, auf Böſes ſinnt und Böſes ſtiftet. Ihren Anfang mag dieſe veränderte Auffaſſung des Fuchſes vielleicht ſchon im fünften Jahrhundert genommen haben, wo das Geſetzbuch der

Salischen Franken den Namen desselben (vulpecula) unter den Scheltwörtern aufzählt, für welche gerichtlich zu büßen sei; vollendet ward sie jedesfalls erst da, als man sich allgemein gewöhnt hatte die rothe Haarfarbe, die den Fuchs bezeichnet*), auch an Menschen für das Merkmal eines falschen tückischen Herzens anzusehen. Das war aber in Zeiten, wo noch ein Rothbart um den andern zu den ruhmreichsten Königen und Helden des deutschen Volks gehörte (Otto II, Hoyer von Mansfeld, Friedrich I), nicht so bald die Ansicht Aller: als solche stand es kaum vor dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert fest; und gar den Germanen der Urzeit mußte rothes Haar noch ganz unverdächtig sein: denn sie hatten es mehr oder weniger sämmtlich; besonders aber unterschied sich dadurch, wie eine mythische Dichtung der Scandinavier es bestimmt, der Stand der Freien von dem der Edeln und der Knechte: die Knechte hatten schwarzes, die Freien rothes, die Edlen hellblondes Haar. Der Bär also, der Wolf und der Fuchs, diese drei sind die hauptsächlichen Träger der deutschen Thiersage; allen andren Thieren bleibt nur ein untergeordneter Rang, und wenn in deren Reihen auch fremde und auch zahme stehn, wie der Esel, das Kamel, der Elefant, so ist dieß wieder erst ein jüngerer ungermanischer Zuwachs, wie z. B. der Esel erweislicher Maßen an die Stelle des Hirsches ist gesetzt worden.

In der Erzählung nun der Abenteuer, welche man jene drei unter einander und mit den übrigen bestehen ließ, ward die Vermenschlichung derselben, die ein poetisches Bedürfniß war, so weit geführt, daß man ihnen auch Namen nach Art der Menschennamen gab; möglich, daß dabei noch jene Scheu mitwirkte, die der eigentlichen Benennung aus dem Wege gieng. Den Fuchs nannte man Raginohard (Reinhard), den Wolf

*) so daß man Pferde von solcher Farbe und gemünztes Gold auch Füchse nennt.

Isangrim, deſſen Vater Isanhart (Eiſengrein, Eiſenbart) u. ſ. f., und dieſe und alle Namen der Thiere treffen höchſt characteriſtiſch zu: denn Raginohard iſt ſo viel als rathſtark, weiſe, klug, Isangrim aber, ganz kriegeriſch, wie es für den Wolf ſich ſchickt, ſo viel als Eiſenhelm. Indeß kann in den beiden Wolfsnamen noch eine andere Beziehung liegen. Man erzählte die Thierſage nicht bloß und brachte ſie nicht bloß in Lieder: es gab Feſte des Heidenthumes, bei denen man umzog, vermummt in Thiersgeſtalt, und auch ſonſt zu geſelligem Scherz mochten dergleichen Schauſtellungen üblich ſein, rohe Anfänge der ſpäteren Schauſpielkunſt. Nun bedeuten aber hart und grima auch ſo viel als Larve: das franzöſiſche Wort grimace kommt nur daher; es könnten alſo Isangrim und Isanhart auch auf die Vermummung gehn; unter welcher von Menſchen ſelbſt die Rolle des Wolfes geſpielt ward. Man nannte die Thiere wie Menſchen: nicht minder geſchah das Umgekehrte, und Menſchen wurden, da ja die Thierwelt durch religiöſe und poetiſche Auffaſſung geadelt war, nach Thieren benannt, beſonders wieder nach dem Wolf und dem Bären: noch wir jetzt haben die Menſchennamen Bär, Bernhard, Wolf, Wolfram, Wolfhard, Adolf, Ludolf, Rudolf, Gangolf und Wolfgang, und der älteſte Name unſrer Litteraturgeſchichte iſt Vulfila d. h. Wölflein; auch Menſchen haben Isangrim geheißen und der ſagenhafte Ahnherr des Geſchlechtes der Welfen Isanhart. Nur mit dem Worte Fuchs hat wenigſtens die nachheidniſche Zeit keine Namen mehr gebildet: da war daſſelbe bereits ein Schimpfwort, und es knüpfte ſich daran nicht gleich der kriegeriſche Sinn, den man in Eigennamen liebte. Doch iſt Reinhard, wie den Fuchs die Dichtung nennt, von jeher ein ebenſo üblicher Mannsname geweſen.

Wir haben verſucht die Anläſſe der deutſchen Thierſage und jenen Gehalt und jene Geſtalt derſelben nachzuweiſen, die

schon als Besitzthum der ältesten Deutschen, als ein beliebter Stoff bereits der Germanischen Poesie müssen gedacht werden. Doch ist nicht zu verschweigen (es wird auch solch eine Annahme dadurch nicht entkräftet), daß die Reihe der unmittelbaren Zeugnisse für deren einstmaligen Bestand erst mit dem siebenten Jahrhundert anfängt, und daß sie gleich da und von da an sich vorzüglich bei dem Volk und im Lande der Franken einheimisch zeigt. Solche Vorliebe gerade dieses Stammes begreift sich wohl. Die anderen hatten selbst mehr nur die Bären- und die Wolfsnatur: dem Frankenstamme, der Nachkommenschaft der alten Chatten, die nach Tacitus schöner Schilderung ebenso rathstark waren als kühn, war dazu noch die Art des Fuchses eigen; sonst mochte der Deutsche nur ein Ajar heißen, der Franke Ajar und Ulyß zugleich. Und noch weitere Umstände traten hinzu um in der Behauptung und Behandlung des alten Stoffes ihn zu begünstigen, während den übrigen Deutschen dieselben nicht zugute kamen: auch den Celten in Belgien war die Thierdichtung nicht fremd, und hier und in Gallien die lateinisch redenden Unterthanen waren von Alters her im Besitze der nachäsopischen Fabel. Beides hat auf die Fortgestaltung der fränkischen Thiersage wesentlich eingewirkt, beides ihren Bestand im Lande der Franken nothwendig befestigen helfen.

Wie aber dieß Volk durch seine Uebersiedelung nach Gallien der größeren deutschen Volkseinheit verloren gegangen, und nach und nach selbst seine Sprache undeutsch geworden ist, so haben sich mit ihm auch die Sagen von Bär und Wolf und Fuchs für eine Reihe von Jahrhunderten der Heimat fast entfremdet, und Jahrhunderte lang treten sie uns fast nur so entgegen, wie sie auf französischem Boden sich weiter ausgebildet haben. Doch blieben auch da, als beständiges Zeugniß, welcher Heimat sie zuerst entsprungen, wenigstens den haupt-

sächlichen Thieren ihre alten deutschen Eigennamen, so daß der Fuchs noch heut auf Französisch renard heißt, und nur den untergeordneten, bei denen eher Raum für neue Erfindung gelassen war, wurden celtische und französische und auch diese gern nach unverkennbar celtischem Vorbild gegeben. Zuerst, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, in denen überhaupt die Geistlichkeit mit ebenso großer Liebe nach volksmäßigen Stoffen griff, als sie vorher dieselben gehaßt und verachtet hatte, sehen wir auch die Thiersage von Geistlichen der Mosel und der Maas dichterisch behandelt. Aber in lateinischer Sprache: denn nur in dieser dichtete jetzt die Geistlichkeit; und noch in anderen, nicht minder wesentlichen Stücken machten sich der geistliche Stand und die geistliche Bildung geltend. Das Volk, wie dessen Ependichtung damals noch beschaffen war, konnte, wenn es vom Wolf und Fuchse sang, jedesmal nur ein einziges Abenteuer kurz erzählen: diese Geistlichen, die für das Lesen schrieben und die bekannt waren mit den inhaltvolleren umfangreicheren Epopöien des classischen Alterthums, liebten es auf eine dem ähnliche Fülle und Gestaltung auszugehen und verketteten in größter Ausführlichkeit der Erzählung und der Schilderung eine ganze Reihe von Abenteuern zur Epopöie; dabei ward um den Stoff zu erweitern auch der lateinische Aesop benutzt. Noch mehr: da sie eben mit letzterem bekannt, da sie gelehrte Klostergeistliche, nicht aber schlichte Männer aus dem Volke waren, überschritten sie auch insofern die schlichte, reine Art der Epik, als sie der Erzählung noch eine lehrhafte, ja satirische Zuthat gaben und bald mit größerm, bald mit geringerem Nachdruck Beziehungen in sie legten entweder auf Verhältnisse ihres Ordens oder auf politische Zeitumstände oder gar in mystischer Weise auf Glaubenslehren. Die elastische Natur der Thiersage (andre Sagen standen fester in der Ueberlieferung) ertrug dergleichen, ja unterstützte es. Diese

fremdartigen Einmischungen beseitigten sich jedoch beinahe sämmtlich, als sodann noch in demselben zwölften Jahrhundert die Sprache des Volkes und der Laienstand, wie überhaupt zur Kunst der Epopöie, so nun auch zur Thierepopöie gelangten: die Gedichte, die sich jetzt und noch während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in stäts weiter geschlagenem Kreise um den Fuchs als ihre Mitte sammelten (die Heimat der Verfasser ist stäts noch Flandern oder auch Champagne), lenken wieder in die unbefangenste Epik ein; nur etwa gegen die Geistlichkeit richtet sich hie und da ein schalkhafter Spott: die Laien durften sich dazu doppelt berechtigt fühlen, da früherhin von den Geistlichen selbst dieser Ton war angeschlagen worden. Erst die Folgezeit und namentlich erst das vierzehnte Jahrhundert haben die Thiersage wieder ganz in das Gebiet der Lehrhaftigkeit und der Satire, ja unpoetisch genug in die bloße Allegorie hinübergespielt.

Die Litteraturgeschichte des Mittelalters berichtet von der höchst einflußreichen, in Gehalt und Form maßgebenden Stellung, welche die neu sich erschwingende Nationalpoesie der Franzosen gegenüber der Poesie der Nachbarvölker, der germanischen nicht minder als der romanischen, alsobald eingenommen habe. Und so beginnt denn auch mit dem zwölften Jahrhundert die Thiersage und deren dichterische Behandlung sich fast über ganz Europa hin zu verbreiten: sie gelangt in die Provence, nach Engelland, nach Italien; sie findet durch italiänische Vermittelung sogar bis in die griechische Poesie den Weg; sie kehrt, und das ist für uns und überhaupt das gewichtvollste, zu reicherer ausgedehnterer Uebung auf den Boden und in die Sprache desjenigen Landes zurück, das früher noch als Frankreich ihre Heimat gewesen. Nach Deutschland also.

Hier war, seitdem die Franken sie nach Belgien und Gallien gebracht, die alte Thiersage fast in Vergessenheit ge-

rathen. Nur wenige Spuren bezeugen auch hier noch den Fortbestand, und mehr innerhalb der lateinischen als in deutscher Dichtung. So wissen wir, daß im zehnten Jahrhundert selbst die Geistlichen deutscher Klöster sich mit Schaustellungen in der Maske des Bären, des Wolfes, des Fuchses belustigen mochten (die Worte dazu sind aber schwerlich andre als lateinische gewesen), und daß nach echterer Weise, welche die Franzosen, ja bereits die Franken eingebüßt, damals in Deutschland noch der Bär, nicht der Löwe, für den König der Thiere galt. Indeß eben diese Geistlichen würden den altepischen Stoff ganz und für immer in die Lehrhaftigkeit verpflanzt und so, wie einst die Volksweisheit der Griechen gethan, die Thiersage zur Thierfabel umgewandelt haben (sie hatten dazu um das Jahr 1100 schon den Anfang gemacht mit der Bearbeitung der sogenannten Physiologen, kleinerer naturgeschichtlicher Werke, in denen die Eigenschaften der einzelnen Thiere auf geistliche Art, die des Fuchses z. B. auf den Teufel ausgelegt wurden), wenn nicht gerade noch zur entscheidenden Zeit die französische Dichtung auf die deutsche eingewirkt, wenn nicht die poetisch freie Umarbeitung eines französischen Thierepos dem Stoffe seine rechte Gestalt bewahrt und Deutschland wieder in den Besitz seines verabsäumten Eigenthumes gebracht hätte. Es geschah das um das Jahr 1170, eben als in Deutschland ein neues großes Zeitalter der Litteratur seinen Anfang nahm; es geschah durch Heinrich den Gleißner, einen sonst zwar unbekannten, aber um dieser seiner Leistung willen höchst namhaften Dichter; es geschah in demselben Elsaß, von dem bereits vor drei Jahrhunderten durch Otfrieds Evangelienbuch eine neue Dichtart ausgegangen, und dem wiederum jetzt, wo es die Vermittelung französischer und deutscher Dichtung galt, durch seine Lage an den Grenzen Frankreichs der nächste Beruf hiezu gegeben war. Und damit endlich sind wir bei dem

eigentlichen Gegenstande unsrer Darstellung angelangt, nach einer fern angeknüpften und weit geführten Einleitung, die jedoch nöthig schien um für eine richtige Betrachtungsweise den festeren Standpunkt zu gewinnen.

Das deutsche Gedicht, um das es nun sich handelt, nämlich Isengrins Noth, gehört seiner Form nach zu denjenigen, die man im zwölften Jahrhundert Reden zu nennen pflegte, wie es sich denn auch selbst so nennt: es ist in kurzen Versen abgefaßt, die je vier Accente enthalten und paarweis reimen; da keine Strophen unterschieden sind, konnte es nicht gesungen, sondern nur gesagt d. h. gelesen werden. Es ist in zwiefacher Gestalt auf uns gekommen, bruchstückweis in einer älteren ursprünglichen, deren Verse jenes Maß der Accente oft nur ohngefähr und auch in den Reimen noch nicht alle Genauigkeit beobachten, vollständiger in einer jüngern, einer Ueberarbeitung aus dem dreizehnten Jahrhundert, deren Zweck jedoch nicht war am Inhalt zu ändern, sondern nur die veralteten Sprachformen zu beseitigen so wie größere Reinheit des Reimes und eine strengere Gleichmäßigkeit im Versbau herzustellen. Der Inhalt aber ist, in kurzen Zügen entworfen, folgender:

I. Reinhard geht aus um einem Bauern den Hahn Schantecler zu rauben; diesem selbst hatte ein Traum, den er nun seiner Frau Pinte erzählt, solch Unglück geweißagt. Wirklich überlistet ihn Reinhard und schleppt ihn fort: da aber kommt auch dem Hahne die List, so daß er sich wieder rettet und nun in Sicherheit den unglücklichen Räuber höhnt. Zürnend und hungernd geht dieser von dannen.

II. III. IV. In ähnlicher Weise mißrathen ihm, so arglistig ers auch immer macht, seine Anschläge auf die Meise, auf Diezelin den Raben, auf Dieprecht den Kater: statt der Meise erschnappt er nur einen Mist von ihr; selbst der Käse, den Diezelin hat fallen lassen, soll ihm nicht werden, da Hunde

ihn davon verjagen, und Diepreht stößt ihn gar in eine Falle. Mit Noth und von dem, der die Falle gelegt, halb todt geschlagen, entrinnt Reinhard.

V. Nun sucht er und erlangt die Gesellschaft des Wolfes Isengrin; dieses Bündniß der Stärke und der List kommt beiden gut, und Reinhard buhlt in seiner Muße um Hersant, das Weib des Wolfes. Eines Tages verhilft er diesem zu einer feisten Schweinshälfte: aber Isengrin, statt auch ihm einen Antheil zu lassen, frißt alles allein auf. Reinhard verhehlt seinen Zorn und führt den Wolf, den auf das Essen dürstet, sammt Weib und Kind in den Weinkeller eines Klosterhofes. Die Wölfe berauschen sich und Isengrin singt ein Lied. Da werden sie vernommen, und erst nach vielen Schlägen gelingt die Flucht.

VI. Isengrin und Reinhard trennen sich. Letzterer stößt auf den Esel Balduin und verspricht dem schwer beladenen, falls er bei ihm bleiben wolle, Erleichterung. Zu welchem Zwecke jedoch und mit welchem Erfolge, wissen wir nicht, da hier ein Theil des Gedichtes in den Handschriften fehlt.*) Nur soviel sieht man, zuletzt hat wiederum der Wolf den Schaden gehabt: denn nach der Lücke hebt es damit an, daß Isengrin verwundet da liegt und den Tod erwartet, während der Waldaffe Kuonin ihm noch von Reinhards Buhlerei mit Frau Hersant spricht. Doch diese leugnet, und der Wolf wird von den Seinen wieder heil geleckt.

VII. Reinhard hat sich ein festes Haus im Walde bereitet. Eines Tages geräth der hungernde Isengrin vor dessen Thür und riecht die Aale, welche Reinhard sich gebraten. Er schließt um auch so gut zu leben Frieden mit Reinhard; ja er

*) Diese Lückenhaftigkeit hindert auch den Umfang des Ganzen genauer anzugeben: der noch vorhandenen Verse sind 2266.

will, da dieser sich für einen Cisterciensер ausgiebt, gleichfalls in den Orden treten. Nachdem ein Guß siedenden Wassers ihm eine Tonsur gebrüht, läßt er sich zum Fischfang an einen überfrorenen Teich führen und hält durch ein Loch im Eise den Schwanz hinein; inzwischen entfernt sich Reinhard. Den also festgefrorenen trifft ein Jäger und haut ihm den Schwanz ab.

VIII. Reinhard kommt vor ein Kloster und an einen Ziehbrunnen mit zwei Eimern; hineinschauend und sein Spiegelbild erblickend, wähnt er sein Weib zu sehen und springt hinab. Indem er schon am Leben verzweifelt, naht demselben Brunnen der schwanzlose Wolf und heukt in gleicher Täuschung seiner vermeinten Frau Hersant zu. Reinhard ruft ihm empor, hier sei das Paradies, und heißt ihn, damit er auch dahin gelange, sich in den einen Eimer setzen: nun fährt mit dem andern der leichtere Fuchs glücklich wieder hinaus. Bald gewahrt ein Mönch, der Wasser schöpfen will, den gefangenen Isengrin; er wird herausgewunden und bleibt nach manchem Schlage von Prior und Convent für todt liegen. Doch gereut die Mönche ihrer Missethat, da sie am Haupt des Wolfes auch eine Platte geschoren und ihn sogar nach dem Gesetz des alten Bundes beschnitten sehen.

IX. Ein Luchs, der als Bastard von Fuchs und Wolf ein Verwandter zugleich von Reinhard und von Isengrin ist, müht sich um die Versöhnung beider. Es wird ein Tag dafür angesetzt; beide erscheinen, jeder mit zahlreichem Gefolge, Isengrin von all dem großen Gethier, Reinhard von dem kleineren begleitet. Aber noch vor Austrag der Sache, da Krimel der Dachs ihm einen ungetreuen Anschlag verrathen, entweicht Reinhard in seine Sicherheit; Frau Hersant, die mit ihrem Mann ihn verfolgt hat, entehrt er vor dessen Augen.

X. Dieß geschah in einem Landfrieden, welchen Frevel der Löwe, der Thiere König, geboten hatte um in Gegenwart

dieser aller Gericht zu halten: denn er war krank im Haupt (der König eines Ameisenhaufens, den er zertreten, war durch das Ohr ihm hinein gekrochen) und meinte, er sei es deshalb, weil er so lange nicht mehr zu Gericht gesessen. Nun kommt Isengrin und bringt durch seinen Fürsprechen, Bruno den Bären, seine Klage gegen Reinhard vor, welcher selbst nicht zugegen ist; Randold der Hirsch urtheilt, daß Reinhard solle gefangen und gehangen werden. Alle stimmen bei; nur eine weise Olbente (ein Kamel) von Toscana erhebt Einsprache und erlangt, daß der Angeklagte dreimal vorgeladen werde. Eben jetzt kommen noch Schantecler und Pinte mit einer Bahre, worauf ihre von Reinhard todtgebissene Tochter. Heftiger Zorn des Löwen: vom Schrecken darob befällt den Hasen ein Fieber. Bruno als Kaplan des Königs hält der Henne, welche man begräbt, das Todtenamt. Der Hase legt sich auf das Grab und schläft ein, und als er erwacht, ist er gesund. Da wird offenbar, daß die Henne eine Heilige und um so größer Reinhards Unthat gewesen. Bruno macht sich, obschon mit Widerstreben, als Bote des Königes auf um Reinhard vorzuladen; er trifft denselben vor seiner Waldburg Uebelloch. Reinhard weigert sich nicht; nur möge man doch erst essen. Er führt den Bären zu einem gespaltenen Baumstamm, in welchem Honig sei. Kaum aber hat Bruno seinen Kopf im Spalt, so zieht der Fuchs den Keil heraus, und jener ist schmerzlich gefangen. Ein Kärrner, der ihn so gewahrt, zieht die Sturmglocke; nur mit Verlust der Kopfhaut und der Ohren vermag sich Bruno vor der Bauerschaft zu retten. Hohnworte Reinhards, ob etwa der Herr Kaplan seinen Hut im Weinhause versetzt habe, begleiten ihn auf die Flucht.

XI. Nach Brunos Wiederkehr erkennt der Biber den Tod über Reinhard: jedoch der Elefant dringt auf nochmalige Vorladung. Der König beauftragt damit den Kater Dieprecht,

der freilich auch nicht gerne geht. Auch ihn berückt Reinhard, indem er ihn in das Haus eines Geistlichen, wo viele Mäuse seien, und dort in eine Fuchsfalle führt. Zu Diepprechts Glücke haut der herzueilende Geistliche die Schnur entzwei, und jener entkommt, den Rest derselben noch um den Hals, wieder nach Hofe.

XII. Neue Verurtheilung Reinhards durch den Eber, und neue Einsprache durch Krimel den Dachs, des Fuchses Freund und Verwandten. Er selbst geht als dritter Bote: ihm denn folgt der Fuchs. Doch verkleidet er sich als wandernden Arzt, und da ihn bei Hofe das Zorngeschrei aller Thiere empfängt, grüßt er ruhig den Löwen von Meister Bendin von Salerno, zu dem er auf langer mühsamer Reise gewandert sei, und bringt ihm in dessen Auftrag eine Arzenei. Nachdem so der Zorn des Königes besänftigt ist, berichtet Reinhard weiter, es brauche derselbe zu seiner Heilung noch das Fell eines alten Wolfes und die Haut eines Bären und einen Hut von einer Katze. Isengrin, Bruno, Diepprecht müssen das Verlangte hergeben. Ferner ein gesottenes Huhn mit Eberspeck: Frau Pinte wird geschlachtet und dem Eber ein Stück vom Schenkel ausgeschnitten. Endlich einen Gürtelriemen vom Hirsch und die Haut eines Bibers: auch diesen nimmt man ihr Theil. Der Hof stiebt auseinander; nur Krimel und der Elefant und die Olbente bleiben. Nun badet Reinhard den König und bettet ihn warm in die Thierhäute. Die Hitze treibt die Ameise heraus auf den Katzenhut: Reinhard bemerkt und nimmt und entläßt sie, nachdem sie ihm die Herrschaft über tausend Burgen in ihrem Wald versprochen. Den genesenden König läßt er noch die Brühe von dem Huhne trinken; das Huhn selbst verzehrt er und den Eberspeck der Dachs. Jetzt aber wendet sich die Tücke des Treulosen sogar gegen seine Freunde und den König selbst. Er bewegt letzteren

den Elefanten mit dem Königreich Böhmen, die Olbente mit der Abtei Erstein zu belehnen: jener wird mit Schlägen aus dem Lande getrieben, diese von den Nonnen mit Griffelstichen in den Rhein gejagt. Dann giebt er dem König einen Gifttrank und verläßt, wie um Kräuter zu holen, den Hof, begleitet von Krimel, dessen allein er geschont; unterwegs trifft er noch und verhöhnt den gefesselten Bären. So erreicht er seine Burg; der König aber stirbt in bittrem Leid über die Treulosigkeit Reinhards und über all das Unheil, zu welchem er sich verleiten lassen.

Wir haben die zwölf Glieder, in denen sich der Inhalt nach und nach entwickelt, besonders deshalb unterschieden, weil so noch deutlicher vor Augen tritt, wie selbständig eigentlich jedes dieser Abenteuer, wie das ganze Gedicht nur eben durch Zusammenreihung derselben entstanden, wie mithin auch auf dem Gebiete der Thiersage die Epopöie lediglich hervorgegangen ist aus der Vereinigung kleinerer, ursprünglich getrennter Einzelheiten. Der alte volksmäßige Grund ist auch noch in andern Beziehungen mehrfach zu erkennen. Als König der Thiere steht der Löwe da, aber fast noch ohne Eigennamen (nur einmal heißt er Vrevel, weiterhin nennen ihn französische und deutsche Gedichte Noble), und einer der von ihm erzählten Züge deutet viel mehr auf den Bären hin, den älteren echteren König: denn von diesem (vgl. X) behaupten sonst die Jäger, daß er Ameisenhaufen räuberisch aus einander trete. Sodann. Die Hauptperson der Dichtung ist der Fuchs, und sein Character wird je mehr und mehr die tückische Bosheit. Aber in den Anfängen und Motiven ist sie dieß nicht; seine Rachgier wird dadurch erweckt, daß der Wolf zuerst ihn gefräßig übervortheilt (V), und wenn auf den Sühnungstag zwischen beiden dem Wolf die großen, dem Fuchs dagegen all die kleineren Thiere folgen (IX), so bezeichnet ihn das deutlich

als den Anwalt der Schwäche gegen die Stärke. Und auch die Hauptperson ist er nur geworden, indem gleich im Anfang (I—IV) solche Abenteuer, wie eigentlich nur dem Wolf zusehn, wie auch anderswo ausdrücklich von diesem erzählt werden, nun auf ihn übertragen sind: der echten und ursprünglichen Auffassung, die den Wolf als ersten Helden nimmt, ist sich der Dichter selbst noch in so weit bewußt geblieben, daß er als Inhalt und Titel seines Buches Isengrins Noth angiebt; der Titel Reinhard Fuchs ist nur aus der späteren Ueberarbeitung zu belegen.

Jene Verknüpfung der Einzelheiten zu einem größeren Ganzen und zugleich die Abänderung der sittlich-poetischen Grundansicht, beides scheint Zug für Zug schon in dem französischen Originalgedicht so vorgelegen zu haben. Denn dieses selbst ist für uns verloren gegangen: aber es giebt andre jüngere, deren Inhalt mit wesentlicher Uebereinstimmung darauf zurückweist, und die Merkmale der eng anschließenden Benützung eines fremden Vorbildes durchziehen das deutsche Gedicht von Anfang bis zu Ende. Man kann die Art seines Vortrags nicht gerade rühmen: es hat dieser etwas sprödes, trockenes, ungelenkes; nirgend die Sprungkraft der Erzählung, nirgend die schnellen Streiflichter der Schilderung, welche sonst den Gedichten jener Jahrzehende eigen sind: man spürt es der Rede an, daß ihr Verfasser durch etwas außer ihm liegendes gehindert ist sie fließen zu lassen, wie er es wohl vermöchte, daß etwas fremdes, daß eben ein Original ihn hemmt, von dem er nicht abstehn und dem er doch ebenso wenig nachkommen mag. Die französischen Eigennamen hält er fast alle getreulich fest oder übersetzt sie getreulich, wie Malpertuis in Uebelloch (X), und sonst auch fehlt es nicht an französischen Worten: der Wolf wird in der Scheltrede des Affen (VI) ein aus genannt d. i. ein Kukuk, ein Hahnrei; der Bauer, wel-

chem der Block mit dem Keile gehört (X), ein vilan; und einer von denen, die nach dem Bären laufen (X), trägt in seiner Hand einen burdaz d. h. einen Pilgerstab.

Auch den Namen des französischen Dichters wissen wir nicht; den des deutschen giebt sowohl er selbst an als der spätere Ueberarbeiter seines Werkes: er hieß Heinrich der Glichezare. Das besagt soviel als Gleißner, Heuchler; durch welche Zufälligkeiten solche Beinamen oft veranlaßt werden, ist bekannt, so daß wir aus diesem noch nichts zum Schaden seines Trägers schließen dürfen, um so weniger, als er sich ja selbst so nennt. Der Ueberarbeiter giebt ihm den Titel eines Adlichen, das Beiwort Herr; er selbst bezeichnet sich als einen jener ärmeren Dichter, die der Gunst der Vornehmen und dem Lohn der Hofversammlungen nachzogen: das eine Mal sagt er „Wer dieß nicht glaubt, der soll mir darum nichts geben"; ein andres Mal, an eben der Stelle, wo er sich und den Titel seines Buches nennt, „Wer sagt, daß es erlogen sei, dem erlasse ich seine Gabe." Also auch dieß sein Gedicht hat er um Lohnes willen vorgetragen. In näherer Beziehung, sei es der milden Gunst, sei es etwa der Kunstgenossenschaft, stand er zu einem Herrn Walther von Horburg: es kann das von den verschiedenen Walthern dieses edlen Elsässischen Geschlechtes nur derjenige sein, der urkundlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts vorkommt. Von ihm sagt Heinrich, wo er den Schreck der Mönche über Isengrins Tonsur und Beschneidung erzählt (VIII), „Hätte Isengrin nicht den Schwanz verloren gehabt und nicht die geschorene Platte, das Volk Gottes hätte ihn erhängt. Von Horburg Herr Walther hat zu allen Zeiten, wenn ihm etwas zu Leide geschah, mit starkem Muthe gesprochen „Es kommt mir ebenso leicht zu gute, als es ein Unglück für mich ist."" Schon dieser persönliche Bezug weist auf den Elsaß als die Heimat unsres Dichters hin; noch ent-

schiedner die Sprache in allen, zum Theil sehr auffallenden Eigenthümlichkeiten der Form und der Ausdrucksweise; namentlich aber noch eine hervorspringende Stelle des Schlußabenteuers. Die Olbente wird da zur Aebtissinn in Erstein eingesetzt: ein Scherz von so enger Oertlichkeit, daß er nur da entstehn konnte und vorgetragen werden, wo die Ortschaft selber lag: Erstein aber, ehemals ein Frauenkloster, liegt im Elsaß, nahe bei Benfelden und nicht weit ab vom Rhein.

Und noch eine oder zwei Bemerkungen knüpfen sich an diese Stelle des Gedichtes an. Die Belehnung des Elefanten mit Böhmen, der toscanischen Olbente mit Erstein, das sind offenbar Bezüge, welche, der Thiersage fremd, erst aus der Geschichte des Volkes ihr haben zufließen können. Hier aber muß man um den Anlaß aufzufinden um volle zwei Jahrhunderte rückwärts gehn, bis unter Otto I, der die Lehnsabhängigkeit Böhmens von Deutschland neu befestigte, und der die Abtei Erstein an seine Schwieger Bertha lieh, die aus Italien mitgekommene Mutter der Königinn Adelheid. Eben derselben Zeit und Verwandtschaft fällt Bruno zu, im Gedichte der Bär und Kapellan und Kanzler König Frevels, in der Geschichte Erzbischof und Kanzler und Bruder Ottos des Ersten. So ist vielleicht auch das kein Zufall, daß einmal der richtende Löwe einen Schwur bei seinem Barte thut, sam mir min bart: eben diese Worte sollen der gewohnte Schwur Kaiser Ottos gewesen sein, und die Strenge seiner Rechtspflege war sprichwörtlich. Sind diese Ausdeutungen richtig, so folgt daraus, daß im zehnten Jahrhundert (denn all dergleichen kann seine erste Entstehung nur in der bezüglichen Zeit selber nehmen) ein Theil der deutschen Thiersage mit zeitgeschichtlicher Satire war versetzt worden, und daß die Ueberlieferung davon in irgend welcher Form bis auf Heinrich den Gleißner gekommen war. Jedesfalls bot ihm die französische Dichtung von all

dem nichts*): hier steht er einmal auf sich selber und trägt von dem Seinen und dem Heimatlichen in das fremde Gewebe ein, während ihm sonst dieses Lob nur noch selten gebühren möchte; am ersten noch da, wo er die Gerichtsverhandlung vor dem Löwen schildert (X—XII): denn diese geht Schritt für Schritt und wörtlich treu in aller Feierlichkeit deutscher Formeln und Gebräuche vor sich.

Schwerlich aber war Heinrich der Gleißner, indem er jene Ueberlieferungen seiner Heimat nutzte, sich der Satire noch bewußt, die denselben zum Grunde lag: sie konnte für ihn und seine Zeit kein Verständniß mehr, sie konnte auch für sein Gedicht keine Bedeutung haben. Denn dieses war (ich verweise auf den Umriß seines Inhaltes, welcher oben gegeben worden) lediglich als Epopöie gemeint: damit war jede persönliche, jede so besondre Satire ausgeschlossen, und es blieb nur noch Raum für solche übrig, die von allgemeinerem Bezuge war und hie und da zu einer heitern Erhöhung der Farben und des Lichtes, zu belebterer Anschaulichkeit, zu schärferer Vermenschlichung der Thierwelt dienen konnte. Solch ein Anflug nur von Spott und Laune ist denn wirklich auch vorhanden: er zeigt sich in gelegentlicher und jedesmal ganz unbefangener Hereinziehung des Lebens und Treibens der Geistlichkeit. Dergleichen hatten auch die französischen und früher schon die lateinischen Dichter dieses Sagenkreises: der deutsche blieb damit nur auf einem bereits angebahnten Wege. Es werden also der Fuchs und der Wolf zu Cisterciensermönchen gemacht (VII), freilich nur

*) Zwar kommt auch im Renart ein rechtsgelehrter Kamel vor, und seine Heimat wird gleichfalls nach Italien, in die Lombardei, verlegt, mit offenbarer Hinweisung auf das römische Recht und dessen dort betriebene Studien, während man bei der Nennung Toscanas ursprünglich nur an die Kamelheerden denken mochte, die von der Zeit der Kreuzzüge her noch jetzt in Pisa zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wird. Aber die spätere Belohnung und Belehnung hat der Renart nicht.

indem ersterer sich lügenhaft für einen solchen ausgiebt, letzterer in seiner Bethörung sich aufgenommen glaubt: doch rettet ihm (VIII), da er wirklichen Mönchen in die Hände fällt, seine Tonsur das Leben. Das Wunder, das auf dem Grab der Tochter Henne an dem kranken Hasen geschieht, und in Folge davon deren Heiligsprechung (X) streift schon an den Frevel, und es liegt darin ein Nachgeschmack jener gehässigen Bitterkeit, die in den ältern lateinischen Gedichten sich öfters Luft macht. Harmloser ist die Komik, die auch den Bären in den geistlichen Stand erhebt: als Kaplan des Königs singt er der todten Henne das Requiem (X). Weiter jedoch und tiefer als in solcher Weise greift die Satire nicht. Und in demselben Maße, als Heinrich ihrer sich enthält, enthält er sich auch der geraden unumwundenen Lehre: sein Werk soll ebenso wenig ein didactisches Epos sein. Nur hin und wieder mischt unter die Erzählung sich die Spruchweisheit, wie wenn im letzten Abenteuer nach den Worten „Reinhard war boshaft und roth, das zeigte er da, er vergiftete seinen Herren" der Dichter fortfährt „Das soll niemand sehr bedauern: was meinte er an Reinhard zu haben? Es geschieht noch, weiß Gott, daß mancher Betrüger bei Hof angesehener ist als ein Mann, der sich nie auf Falschheit eingelassen. Welcher Herr dem nachgiebt, thäten sie dem den Tod an, das wäre eine gute Kunde. Böse Lügner drängen sich leider stäts vor: die Treuen müssen vor der Thüre bleiben." Und Sprichwörter werden mit sichtbarer Vorliebe angebracht. Den Stoff selbst aber und dessen Auffassung und Darstellung berühren diese Zuthaten nicht: der bleibt dabei unverrückt und unverkürzt in seiner epischen Natur bestehn.

Nach den bisherigen Erörterungen läßt sich genauer bestimmen, welcher litterargeschichtliche Werth der Dichtung Heinrichs beizumessen, und inwiefern man verpflichtet und berechtigt sei wieder hier wie dort bei Otfried eine folgenreiche Ein-

wirkung des Elsasses auf die Poesie des übrigen Deutschlands anzuerkennen. Es ergiebt sich eine zwiefache Bedeutsamkeit. Die Thiersage ist ein uraltes, bereits germanisches Eigenthum: aber aus all den Jahrhunderten bis gegen Ende des zwölften ist sie uns nur in undeutscher, in lateinischer oder französischer Sprache und fast nur in Gedichten eines dem germanischen Mutterstamm entfremdeten Volkes überliefert; hier nun zuerst auch in deutscher Sprache, deutscher Dichtung: mit Heinrichs Werke macht endlich auch sie ein fast schon verjährtes Besitzrecht wieder geltend. Es ist mithin die erste, zugleich aber ists auch die einzige hochdeutsche Epopöie aus dem Sagenkreise der Thierwelt: nur noch ein späteres niederländisches Gedicht, van den vos Reinaerde, kann sich als gleichartig ihm zur Seite stellen; der hochdeutsch redende Theil aber des deutschen Sprachgebietes, unsere Litteratur also, kennt außerdem und seitdem nur noch die Thierfabel, nur die Versetzung der Sage auf den nackten Boden der Didaxis und Satire. Das zu bewirken traf mancherlei zusammen: von Anfang an die Bekanntschaft mit den römischen Nachbildungen der Fabel Aesops, den metrischen wie Avian, den prosaischen wie der s. g. Romulus sie gewährte; dann das Beispiel, das die immerfort Einfluß übende Litteratur der Franzosen auch hiefür gab; endlich der Geist der Lehr- und Zweckhaftigkeit, der an die deutsche Poesie von jeher gern gerührt, namentlich aber seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und dann eine Reihe von Menschenaltern hindurch sie immer mehr und mehr gelenkt und bestimmt, immer ausschließlicher sie beherrscht hat. Insofern steht unsre Elsässische Dichtung vollkommen vereinzelt und ohne Wirkung da: sie hat keine Nachfolge veranlaßt; sie hat nicht verhütet, daß man sich gleich wieder auf die Fabel beschränkte, und daß zu Ausgange des Mittelalters im Reineke Fuchs, der berühmteren plattdeutschen Umarbeitung jenes niederländischen Werkes,

ein guter Theil des poetischen Gehaltes an die Satire und die Allegorie veräußert ward: die Thierepik war mit der Arbeit Heinrichs nur gefunden worden um gleich auch wieder verloren zu gehn. Ganz wirkungslos aber ist dieselbe dennoch nicht gewesen. Denn die epische Breite und Behaglichkeit, die den deutschen Fabeln das ganze Mittelalter hindurch und herab bis auf Gellert eigen geblieben, und über der man im Lesen oft so glücklich ist den Zweck der Belehrung zu vergessen, dieses Fortleben der Thiersage in dem Stile der Thierfabel wird am schicklichsten wohl mit hergeleitet von Heinrichs Dichtung, von dem Beispiel epischer Auffassungs- und Darstellungsweise, welches sie gegeben: um so schicklicher, als die mehrfachen Handschriften, in denen sie sich erhalten, und die Ueberarbeitung, die sie noch im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts wieder erneuert hat, unläugbar bezeugen, wie bekannt und beliebt sie noch den Lesern und den Dichtern späterer Geschlechter war.

Bemerkenswerth ist aber, daß die einzige Fremdartigkeit, mit der schon in den ältern lateinischen und französischen und auch in diesem deutschen Gedichte der altüberlieferte Stoff versetzt erscheint, die Satire nämlich gegen den geistlichen Stand, nur seltenen Eingang in die spätere Fabel gefunden hat: ein Beweis, daß auf Sinn und Gehalt derselben, wenn schon nicht auf deren Stil, die nachäsopische Fabeldichtung einen stärkeren Einfluß übte als die heimatliche Thierepik. Doch ließ man jenen launigen Bezug darum nicht fallen: er trat nur aus der dichtenden Kunst in die bildende über, und eben wie es dort zuerst Geistliche selbst gewesen, die ihren eigenen Stand verspotteten, so waren es jetzt wiederum sie, welche harmlos oder klug die Mauern, die Säulen, die Chorstühle ihrer Kirchen gelegentlich mit Bildern schmückten, die unter Gestalten der Thiersage und mit deutlicher Benützung derselben das Thun und Treiben der Geistlichkeit ins Lächerliche zogen. Von den

Beispielen der Art, die zahlreich über ganz Deutschland hin verstreut sind, möge nur eines hier besonders hervorgehoben und unsre Darstellung damit beschlossen werden: es gehört gleichfalls dem Elsaß an, und belegt für den Schluß des dreizehnten Jahrhunderts dasselbe Zusammenwirken französischer und deutscher Kunst, das gegen Ende des zwölften die Dichtung Heinrichs des Gleißners ins Leben gerufen hatte. Im letzten Abschnitte des altfranzösischen Renart wird das Leichenbegängniß des Fuchses, der jedoch nur scheintodt ist, beschrieben: Hirsch und Bock tragen seine Bahre, der Wolf das Kreuz, Hase und Kater die Kerzen; die Epistel wird vom Hirsch, das Evangelium vom Pferd gelesen; der Esel singt die Messe und hält die Predigt, die Maus schwingt die Schellen, der Hahn das Rauchfaß; der Bär gräbt das Grab, der Affe aber schneidet Gesichter zu dem allen. Dem nun ganz ähnlich und in den meisten Stücken nur eine Wiederholung davon waren zwei Reihen von Reliefbildern, der Angabe nach im Jahre 1298 verfertigt, die sich vormals im Straßburger Münster an zwei Säulencapitellen gegenüber der Kanzel befunden haben; im Jahre 1685 wurden sie um Aergerniß zu verhüten weggehauen, und man kennt sie nur noch aus älteren Beschreibungen und Abbildungen. Das eine Capitell stellte den Zug mit der Leiche dar: voran der Bär, Weihkessel und Weihwedel in den Händen; ihm folgen der Wolf mit dem Kreuz, der Hase mit der Kerze; hinter diesem die Bahre mit dem Fuchs, getragen von Eber und Bock; unter ihr am Boden kauernd der Affe. Am andern Capitell zeigt sich das Todtenamt: am Altar mit Kelch und Buche steht, in letzterem lesend, der Hirsch, und hinter ihm der Esel, welchem der Kater ein gleichfalls aufgeschlagenes Buch vorhält.

So hat ein Stoff, der ursprünglich aus heidnischem Glauben und Aberglauben erwachsen war, zuletzt noch eine Stätte

mitten in den heiligen Räumen des Christenthums gefunden. Und jetzt? Der Gebildete liest den Reineke Fuchs und freut sich der treffenden Satire; ohne Satire spricht und handelt die Thierwelt nur noch in dem Märchen, das die Alte dort dem staunenden Enkel auf ihrem Schooß erzählt.

Ein Mann, ein Wort.

Von

Friedrich Reßler.

Es zieh'n in blanken Waffen der rüſt'gen Kämpfer viel
Den Rhein hinauf, hinunter, in kriegeriſchem Spiel,
Der tapf're Herzog Bernhard von Weimar iſt ihr Haupt,
Deß jugendliche Stirne der Lorbeer friſch umlaubt.
Aus jenem ſchönen Thale, durch deſſen grünes Land
Des Rheines Welle ſchlinget das ſilberhelle Band,
Will er ein Reich ſich ſchneiden mit ſeinem guten Schwert,
Drin ſchalten und drin walten, als Herzog hochgeehrt.
Der Städte ſchloſſen manche ihm ſchon die Thore auf,
Nur Neuenburg am Rheine hemmt ſeinen Siegeslauf;
An ſeinen guten Wällen und an der Bürger Muth
Zerſchellet ſich des Herzogs und ſeiner Streiter Wuth.
Da ſchwur der zorn'ge Bernhard: „So ich die Stadt gewinn',
Soll weder Hund noch Katze am Leben bleiben drin!"
Weh' euch, ihr Neuenburger! verloren ſeid ihr All!
Geſtürzt ſind eure Thürme, erſtiegen euer Wall!
Gefeſſelt und erwartend ihr blutig Todesloos,
Vor ihrem Rathhaus ſtehen die Bürger hoffnungslos,
Der Herzog hat geſchworen und iſt der Mann dazu,
Sein dräuend Wort zu halten, ſo leid es ihm auch thu'.
Dort kömmt er hergeritten, ha! wie ſein Auge flammt!
„Ihr habt euch baß gehalten, ihr Bürger, insgeſammt,
So will denn ich auch halten mein Wort, wie es mein Brauch:
Die Hunde ſollen ſterben und alle Katzen auch!"
Dem Munde aller Bürger entfährt ein Jubelſchrei,
Der Tod der Hund' und Katzen macht ſie vom Tode frei.

Und niemals ward vollzogen wohl freud'ger ein Gebot:
Die Katzen und die Hunde ſchlug alle man zu todt!
Drum ſollen Hund' und Katzen zu Neuenburg am Rhein,
Wie einſt zu Rom die Gänſe, in hohen Ehren ſein!

Gedichte von Friedrich Oser.

Der Liebe Wachsthum.

Jedweden Tag mit süßer Huld
Bekennt mein Lieb mir eine Schuld,
Halb lachend, doch so feierlich:
„Erst heute, heute lieb' ich dich
So recht aus tiefster Seele!

„Und glaubte, meine Liebe sei
So heiß und wahr, so innig treu,
Wenn das die rechte Lieb' nicht wär',
So gäb's auf Erden keine mehr; —
Und war doch nicht die ächte!

„O sage mir, wie fang ich's an,
Daß ich die Lieb' gewinnen kann,
Die mir genügt zu jeder Frist,
Und einmal ausgewachsen ist,
Wo mag ich sie wohl finden?"

„„Mein holdes Kind, o höre recht,
Verstehst dich auf die Liebe schlecht!
Wenn Liebe ausgewachsen wär',
So wär's die rechte Lieb nicht mehr,
Und müßt' gar bald ersterben!

„„Die Liebe iſt ein ſelten Kraut:
Iſt's mal auf Erden angebaut,
So wächſt's und wachſet hoch hinauf,
Und höret nicht zu wachſen auf,
Bis es zum Himmel reichet.““

Täglich Gebet.

An jedem Abend, wenn du legſt zur Ruh' dich nieder,
An jedem Morgen, wenn du ſchauſt die Sonne wieder,

Laß dieß Gebet, mein Kind, aus deinem Munde gehen
Mit friedlichem Vertrau'n, mit brünſtig heißem Flehen:

„O Herr, ſo mach' mich doch, du ſelber, fromm und rein,
O laß wie du es warſt, mich auch vollkommen ſein!“

Und oftmals auch des Tags, im Leid, wie in der Luſt,
Steig' es als Seufzer auf, mein Kind, aus deiner Bruſt.

Je weiter du alsdann es wirſt im Guten bringen,
Nur um ſo brünſtiger mußt im Gebet du ringen.

Und magſt in dieſe Wort' alsdann dein Wünſchen faſſen,
Und keinen einz'gen Tag zu flehen unterlaſſen:

„O lehr' mich noch, mein Herr, das Höchſte auf der Erden,
O laß, wie du es warſt, mich auch ſo niedrig werden!“

Wenn du dieß Eine nur getreulich wirſt erfüllen,
Dann haſt du auch gethan den ganzen Gotteswillen!

Herzklopfen,

Von

Emil Margel.

(Allemannisch.)

DOC

S iſch mer mi Treu nit juſt!
I glaub i ha s Heimweh,
I ha an nüt kei Luſt,
Kei Freud, kei Iſer meh.

Es iſch mer alls zur Laſt,
I weiß nit wie ni bi;
I ha kei Rueh, kei Raſt,
S iſch mer no nie ſo gſi.

Chuum bin i ammig wach',
Stand uff und zieh mi a,
Se fangt mi Weh und Ach
Halt wieder vorne a. —

Iſch's ordlig Wetter duß,
Furt über Berg und Thal!
Iſch's wüeſt, blib i im Hus
Und blos deheim Trüebſaal.

Mi Eßluſt und der Durſt
Sin ganz eweg. He ſo,
Die ſchönſti Leberwurſt
Han i z' Mittag lo ſtoh.

Will i an's Schaffe goh,
S goht mer nit us de Händ.
I ha's no nie gern do,
Und jetz het's ganz en End.

Zlezſt leg i mi uff's Ohr,
Uff's link, derno uff's recht,
Doch bhüt mi Gott dervor,
Wi ſchlof i als ſo ſchlecht!

Am Sunntig, o wie wohl
Isch's mer als früeiher gſt,
Und jetz iſch's mer mengmol
I cha nit ſage wie.

Do gſpüer i als ſo recht
Daß öbbis ammer nagt,
Und ſei's mer no ſo ſchlecht
I ſtand uff lang öb's tagt.

Lauf was i laufe cha,
Wie wild der Höchi zue,
Dört lacht mi d' Sunne a
Und git mer wieder Rueh'.

Ich ſchick mi naſſe Blick,
Wo meinſch hi? — zimli wit!
Das iſch mi einzig Glück
Wo-n-i no ha. — Merkſch nüt?

So leb' i jetz ſcho ball
Vier volli Monet lang,
Und iſch mer überall
So gſpäßig angſt und bang.

Zeig roth denn wo's mer fehlt!
Kurz, s Gwiſſe druckt mi nit,
Und 's hebt au nit am Geld.
Weiſch wo? — I ſag der's nit.

„Was gilt's ich chenn di Weh?
S iſch nit im Chopf, im H.
Der zweyt Buchſtabe e,
Druf r und z no dra.

„Sag iſch nit dört di Noth?
Schwig numme, 's iſch e ſo,
De wurdſch ſuſt nit ſo roth,
I merk die Jäſte ſcho. —

„Me heißt di Chranket Lie . .
Und ſuſt no öbbis dra.
Lueg ich vergiß ſie nie,
I ha ſie ſelber gha. —

„Blib brav, verzwifle nit,
Tröſt di in diner Noth,
Hoff uff e beſſri Zit,
Faß Muth, und helf der Gott!“ —

Worterklärungen.

Eſi = geweſen. Chumm = kumm. Ammig = einmal. Stand uff = ſteh' auf. Duß = draußen. Blos = bloß. Lo ſtoh = laſſen ſtehn. Goh = gehen. Do = gethan. Derno = hernach. Gſpüre = fühle. Ammer = an mir. Öbbis = etwas. Öb's che es. Cha = kann. Höchi = Höhe. Noth = rathe. Hebt = hält, fehlt. Nummer = nur. Wurdſch = wirſt. Jäſte = Gebeinen.

D's Schrätteli*)

von

Friedrich von Tschudi.

Auf der Abendseite des Glarnerlandes stürzen die Felspyramiden des Glärnisch und der Faulen in steilen Abhängen mit ihren Vorburgen gegen das öde und schmale Thal ab, welches die graue, rasch hinströmende Linth durchzieht. Auf einem dieser Vorberge, der milder als die andern, sich unter den Eckstöcken und dem Pfannenstöckli hinstreckt und dann in jähen Felswänden gegen die Sohle des engen Linththales abfällt, liegt die Braunwaldalp und neben ihr die Braunwaldberge, freundliche offene Höhen, von schwarzen Strichen Tannenwalds, hohen Ahornbäumen und grauen Kalkfelsen umgürtet, von denen nördlich der Strickbach und südlich der Brunnbach in steilen Betten mit wildem schaumigem Gewässer hinunter der Linth im Thale zustürzen. Auf jenen Höhen liegen hin und her zerstreut die braunen Hütten und Häuschen der Bauern, welche jene fruchtbaren Bergwiesen und die nahen Alpen bewirthen und wie die Herren des Thalstrichs in traulicher Einsamkeit an die 4000 Fuß hoch über den Dörfern des Ländchens hausen. Und wirklich muß dir droben auch ein bißchen freiherrlich zu Muthe werden, wenn du tief unter dir die kleinen Häuser der engen Thalzunge siehst. Betschwanden mit

*) Ein Fragment aus dem Gebiete des Glarnerschen Volksglaubens, im Wesentlichen treu nach mündlichen Mittheilungen.

seiner alten, grauen Kirche ohne Uhr, Rüti, das arme Dörflein, und Linththal, gegenüber aber den stolzen Salengrat und den Kärpfstock und die Kuppen und Firste der Gebirge des Durnachthales und gegen Mittag den gewaltigen Hausstock und den steilen Selbsanft, vor dem sich die grasreichen Auengüter wie ein bunter frischer Teppich hinbreiten. Dort auf den Braunwaldbergen steht ein altes, breites, niedriges Haus, dessen Schindeldach unter den schweren Steinen seufzt und weit vorhängt, abseits von den andern Häusergruppen, dicht vor einer Felswand, die es gegen den Nordwind schützt, mit einem kleinen Gärtchen und — eine rechte Seltenheit — einem knorrigen Nußbaum, der seine grauen Aeste mit dem duftigen Laub dicht vor den rundscheibigen Kammerfenstern hinstreckt. In diesem Hause wohnte Hansjör, ein wohlhabender, alter Bauer und ein junger Seitenverwandter, der Seppli, der ihm beim Melken an die Hand ging, und da sonst Niemand in dem Hause war, auch alle übrigen Hausgeschäfte verrichtete.

Es war gegen Ende des Weinmonats, eine kalte mondhelle Nacht; schon hatte es bis auf den Kamerstock heruntergeschneit und der Reif lag starr und glänzend auf den Bergwiesen und Sträuchern. Lange Nebelzüge stiegen von der Linth herauf und legten sich in phantastischen Formen um die Stöcke und Kämme der Voralpen; bald hüllten sie die Braunwaldberge in einen dichten trüben Schleier, dann schwanden sie mit Windesschnelle und streckten sich in langen aufrechten Gestalten nach den Hochalpen empor. Der Hansjör und der Seppli lagen schon lange in der weiten getäferten Kammer, als der alte Wächter unten in Linththal Mitternacht rief; aber der Seppli schlief nicht. Gestern war ja d's Anneli mit Vater und Mutter und Bruder nach Amerika ausgewandert, in Begleit von vielen Bewohnern des Thales, und das drückte dem armen Buben fast das Herz ab. Er war noch auf den Kniee-

stock hinaufgeklettert und hatte dem traurigen Zuge nachgeschaut und gesehen, wie sie über die Luchsingerbrücke zogen und d's Anneli erkannt mit den langen braunen Flechten, aber dann verlor sich Alles thalab, und wie er winkte und rief — 's war alles still geworden und der Dornhausbach schäumte so lustig die Felsen herab, als wüßte er nicht, daß seine Kinder mit gebrochenem Muthe von dannen gezogen wären. Und jetzt lag er da, der arme Seppli, — zum erstenmal in seinem Leben hatte er einen Menschen geliebt, — aber ohne Hoffnung auch nur auf das bescheidenste Glück; Thal und Berg war ihm ausgestorben; er konnte nicht träumen und nicht schlafen und warf sich ängstlich und bang in der zweischläfrigen Bettstelle herum, die jedesmal wie seufzend nachknirschte. Nebenan lag der alte Vetter allein in seinem roth und blau bemalten Ehebette, und schnarchte in langen tiefen Zügen. Vor dem Fenster rauschte der Nußbaum und das dürre Laub raschelte hinunter; der Mond warf sein falbes zweifelhaftes Licht durch die trüben Fensterchen, dann hüllte der graue Nebel wieder alles ein. Immer tiefer und dumpfer schnarchte Hansjör, — bald athmete er nur noch in kurzen Stößen, gepreßt und angsthaft und endlich schien's nur noch wie ein Röcheln. Da wurde dem Seppli endlich doch unheimlich zu Muthe und er rief: Vetter, schlaft Ihr; was fehlt Euch? Keine Antwort und kein Lebenszeichen. Rasch sprang er aus dem Bette, daß der Boden dröhnte, hin zum Vetter und schüttelte ihn. Da lag der Vetter auf dem Rücken, den kalten Schweiß auf der Stirn; bleich und mit halboffenen Augen; doch bald regte er sich, athmete tief auf und sagte: Gottlob und Dank — jetzt ist's fort — lueg, lueg wie's dort durchs Fenster fährt und den Nußbaum hinab, das verfluchte Schrättelli! Der Seppli drehte sich nach dem Fenster; — 's war kurios, — das Schiebfensterchen, das er beim Schlafengehen zugestoßen hatte, stand offen und unter dem

Nußbaume raschelte etwas im Laube; es sah fast aus wie eine Katze und kroch doch wie ein Wurm dem Felsen zu; doch konnte man's nicht erkennen, da dichte Nebelberge heranzogen und sich über das Haus lagerten. Was meint Ihr, was ist's, Vetter, fragte der Seppli, nachdem er mit einem leisen Schaudern das Fensterchen zugeschoben und sich unter seine Decke gemacht hatte. Denke es wird d's Gwärtli sein aus der Rüti unten, die verdammte Hexe, sagte der Vetter, sich erholend und auf die Seite werfend. Habt ihr etwas mit ihm gehabt, fragte der Seppli nach einer Pause wieder. Hansjör besann sich eine Weile und sagte endlich: 's müßte wegen dem goldnen Ringlein der Elsbeth selig sein, weißt mit den rothen Steinen. D's Gwärtli wollte mir's vor drei Wochen abbetteln und als ich's nicht geben wollte, nahm's einen alten Kaiserdukaten aus dem Schnupfdöschen und bot ihn d'rum; aber ich hab's fortgejagt und sagte: 's wär' auch Schade, das Kleinod meiner seligen Frau an so ein altes hoffährtiges Lumpenmenschli — dann ging's zornig und rief zurück: „Jörli, Jörli, — 's wird dich noch gereuen, denk d'ran, ans Lumpenmenschli!" Und es reute mich auch, daß ich die wüste Hexe erzürnt hatte; wenn man Hof und Vieh hat, weiß man nicht, wo einem so ein Unflath etwas anthun kann. Warum wohnt's sonst so allein in der zerfallenen Hütte am Schindanger dort unten an der Linth, das triefäugige Mensch, und weiß kein Mensch, wie alt es ist und wer sein Vater und seine Mutter gewesen und woher es mit seinen Duplonen kommt, das Bettelmensch. Als mein Vater selig starb, 's ist jetzt fünfundsechzig Jahre seitdem, — ich weiß es noch wohl — es saß vorne beim Seckenbad, als die Leiche vorbeiging, und 's war damals schon grade exakt so alt wie jetzt. Aber, Vetter, sagte der Seppli, — das ist doch unverschämt, einen so zu schrätteln, wie's euch geschrättelt hat; dem müssen wir auch eins anthun, daß es nicht wieder kommt.

Wollte gerne heute expreß nach der Rüti hinunter und ihm sein gelbes Fell gerben, wenn man da zukommen könnte; aber hast's gemeint! — such' ich's da, so ist's dort, — es verkauft in der gleichen Minute Schwefelhölzli und Kreide auf dem Wochenmarkt zu Wesen und sucht Kräuter und Herenpilze auf Falzüber und Gamperdun.*) Weiß wohl, entgegnete der Vetter, und helfen würde es auch nicht viel, wenn man ihm drunten seine Teufelsküche anzünden würde; das ist überall daheim, und, mein' ich, mehr im Mondmilchloch ob Glaris und im Gupperstollen**) als unten in der Rüti. Und dann, Seppli, wenn's wieder käme — Hansjör schauderte zusammen und fuhr tiefer unter die Decke, — weißt nicht, wie's ist, wenn es so durch den Nußbaum heraufschießt und über die Decke huscht — da sitzt's dir rittlings auf der Brust und dem Herzen, Seppli, und wie's dann seine langen, gelben, eiskalten Finger auf den Hals legt und ihn langsam zusammenklemmt und immer stärker und stärker würgt, das schäbige Thier, und du am ganzen Leib kein Glied rühren, kein Auge bewegen, kein Wort reden kannst in unaussprechlicher Bangigkeit, und wie's dir tückisch mit seinen grünen Augen heruntergloßt und würgt, daß die Brust immer enger wird, und du keuchst und arbeitest, als müßtest du die Luft von den Zehen heraufholen, derweil's allerlei Grimassen macht. Aber wart, rief der Vetter, bannen wollen wir dich, Teufelsmensch! Ja, bannen, fuhr er nachdenklich fort und wurde still. Wie ist's mit dem, wunderte der Seppli; ich habe zwar auch davon allerlei gehört; Ihr werdet's aber wohl können, Vetter; euer Vater hat's auch gekonnt vom Großvater her, dem Viehdoktor, der hat's verstanden und Kuren gemacht, daß man jetzt noch davon redet

*) Alpen im Sernsthale.

**) Die Eisengruben der Alp Guppen sind seit zwei Jahrhunderten verlassen.

an allen Bergen. Wollen ihm eins stecken, he Vetter? Freilich, sagte Hansjör, und wohlgemerkt, in den ersten 24 Stunden nach der Unthat, sonst ist's zu spät. Aber lueg doch, wie's den Nebel jagt nach den Saßbergen hinüber und dem Richetli zu; 's ist eine kurioſe Nacht das; aber so ist's immer gewesen zwischen Wendel und Simon Judä. Dann gab der Alte dem Buben den strengen Befehl, während des ganzen folgenden Tages für keines Heller's werth aus dem Hause fortzugeben, weder für Geld noch gute Worte, weder auf Bitten noch Drohen; ferner, wenn's in der katholischen Kirche unten in Linththal Frühmeß läute und Abends beim Betenläuten nach allen 4 Winden hinauszuschauen, ob's keine gelben Schafwolken habe, — dann hülfe der Bann nichts — Salz und Brot bereit zu haben und bis auf den Abend nicht mehr zu reden als nöthig sei und nicht über 33 Schritte vom Hause wegzugehen. Darauf sprachen sie noch dieß und das; der alte Vetter behauptete, d's Gwärtli habe schon den Balz auf dem Schafselbsanft*) elend umgebracht, als es auf den Gletschern daherreitend ihn über die Felsenwänder hinuntergestürzt, und daß es eine Kirchgangschauerin sei und um Mitternacht auf der Straße hocke und die zu Grabe tragen sehe, die in der nächsten Woche sterben sollen, das wisse Jedermann. So suchten sich die Beiden wach zu halten, bis endlich sich der Etzelstock lichtete und der Morgen die Schrecken der bangen Nacht verscheuchte. Es war Zeit in den Stall zu gehen zum Vieh.

Seltsam traf es sich an diesem Tage, daß des Vetters einsames Haus viel öfter besucht wurde als sonst oft in einer ganzen Woche. Kaum hatte der Seppli die dampfende Milchsuppe auf den Tisch gestellt, die zinnernen Löffel abgewischt und sich mit dem Alten zum Frühstück niedergesetzt, so klopfte

*) Schafweide am Selbsanft.

schon ein Mädchen aus der Nähe an der heute verschlossenen Thüre. Seine Mutter war eines Kindes genesen und sie begehrte ein Krüglein Milch. 'Sist mir heute absoluti unmöglich, entgegnete Hansjör trocken, der Fleck ist mir ergaltet und ich habe keinen Tropfen übrig. Damit schob er 'sVreneli sachte hinaus und schloß die Thüre wieder. Dann warf er etliche Bengel in den Ofen, zündete sein Maserpfeifchen voll Holländerknaster an und setzte sich hinter den Ofen auf das Treppchen, das in die Schlafkammer hinauf führte. Der Seppli aber fing an zu käsen; doch murrte er bald, da die Milch nicht brechen (gerinnen) wollte und dann der Zieger steinhart wurde. Nichts wollte heute recht und gerade von statten. Bald klopfte es wieder; 'swar des Rathsherrn Bube und begehrte eine Handvoll Salz; das Ihrige sei ausgegangen und er könne erst auf den Abend in's Dorf hinunter, welches zu holen. Hab' heutmorgen die letzte Handvoll dem Vieh gegeben, entgegnete Hansjör ruhig fortrauchend und beförderte den Knaben durch die Hausthüre. Dann kam ein Nachbarsweib und wollte nur einen Löffel voll Mehl leihen; des Vetters eigene Schwester begehrte etwas frische Butter, da heute Besuch aus dem Thal komme — aber immer die gleiche Antwort vom Alten, der sich bald nicht mehr auszureden wußte und ärgerlich ward.

Das Mittagessen war schon vorbei, — die harten Erdäpfel hatten nicht recht schmecken wollen, die große Schwarzwälderuhr warnte auf 12 Uhr. Der Vetter bemerkte es — er hatte schon lange darauf gepaßt — und der Seppli sah, wie er rasch aufstand, das Neue Testament vom Schaft herunter nahm, den Staub sauber mit dem Aermel seines Hirthemdes abwischte, zu der Ofentreppe zing und das in derselben angebrachte Gänterli (Schränkchen) öffnete, ausräumte, ausstaubte, Cipriu (isländisches Moos) hineinstreute und während es 12 Uhr schlug das Neue Testament darauf legte; auf dieses

ein Stück Brot, das dicht mit Salz überstreut war, und alles das deckte er mit der Nachtmütze zu, in der ihn das gottlose Schrätteli gepeinigt hatte; dann schloß er den Schrank, fortwährend leise betend und murmelnd, holte lebendige Kohlen aus dem Ofen und räucherte mit Wachholderbeeren Stube, Kammer und Hausgang, so daß ein ordentlicher Nebel durch's Haus schwamm. Nach diesen geheimnißvollen Vorrichtungen, brummte er halblaut: Kommen muß es und zwar wie ein Hund und wenn's auch in Glaris vorn in der Henkerskammer eingesperrt wäre; dann setzte er sich wieder schweigend mit einer Art von Majestät in den Ofenwinkel und blies den Zunder auf dem Pfeifchen an. Gegen Abend kam der Schwarzwäldler Bürstentoni. Habt ihr etwas Todtes im Haus, daß ihr so tapfer räuchert, fragte er eintretend und warf seinen Bündel Bürsten auf den Plattentisch. Da wär' ich wieder; werdet wohl Zunder brauchen und etwa ein Haarwisch und ich nehme dagegen ein Stücklein fetten Käse. Nix da, erwiderte Hansjör, haben noch Zunder. Komme aber vor Lichtmeß nicht wieder da herauf. Gleichviel und wenn ihr bis Ostern nicht kommt. Nun, nun, fuhr der Toni fort, — so gebt wenigstens einen Schluck Milch; weiß nicht, wie ihr mir heute vorkommt; ihr seid ja sonst immer zufrieden mit mir gewesen. Aber auch der wurde rundweg abgeschlagen, ungern zwar, — Hansjör hatte das sonst nicht in der Gewohnheit — und der verdrossene Bürstenmann wurde verdrossen weiter spedirt. Die Betglocke läutete in Linththal unten; Seppli stand vor dem Hause und schaute nach den 4 Winden. Trüb hingen die Schneewolken an den Gebirgsstöcken wie Leichentücher, die Winde stritten sich hoch in den Lüften, — aber gelbe Schäfchen waren nicht zu sehen. Dagegen rasselte es im Kamin und rumorte, als kämen die Dachsteine herunter und die Ahornbäume an der Felswand schüttelten die letzten Blätter in's Ge-

stein. Nach einer Weile pochte es leise an der Hausthüre; ein altes zerlumptes Bettelweib mit einer Krücke bat um Gotteswillen mit heiserer Stimme um einen Rappen oder ein Stücklein Brot und drängte und bat so inständig, daß es fast nicht abzuweisen war. Aber nichts half — komm morgen wieder, rief Hansjör. Nun, Sepp, sagte die Alte, so führ' mich doch wenigstens über den Brunnbachsteg; 'ist schon dunkel und ich könnte ihn verfehlen. Aber der Vetter merkte die List. Nix da, rief er zornig, — sag dem Gwärtli, 'smüsse selber kommen und pack' dich vom Hause fort, sonst werf ich dich sammt der Krücke in's Thal hinunter. Da kicherte das Weib und war den Augenblick verschwunden.

Als das Vieh besorgt und die Mehlsuppe gegessen war, nahm der Alte seinen Platz wieder ein bis es halb 12 Uhr war. Während drei Stunden hatte weder er noch der Bube ein Wort gesprochen. Dann nahm er einen Schluck Kirschwasser, gab dem Seppli auch einen und befahl ihm, auf den Ofentritt vor's Gänterli zu sitzen, sich da nicht zu rühren, nicht zu reden und sich nicht zu fürchten, was auch begegnen möge, während er selber das Treppchen ganz hinauf in die Kammer ging und sich zu Bette legte. Es war eine wilde, stürmische Nacht. Dem Seppli war's kurios zu Muthe. Er hatte heute den ganzen Tag an's Anneli gedacht, wie's traurig seines Weges ziehen werde; aber jetzt drängte die Erwartung der kommenden Dinge seine liebsten Träume zurück. Regen- und Schneeschauer flogen über das Thal und der Dießbachfall beim Dornhaus rauschte eintönig durch die Finsterniß. Die verhängnißvolle Mitternacht rückte näher und der Bube drückte sich an den warmen Ofen. Da warnte die Uhr — alles plötzlich todtenstill im Hause und draußen — ein ängstlicher Augenblick, — es begann 12 Uhr zu schlagen. Die wohlverschlossene Hausthür krachte in den Angeln, es scharrte vor

der Stubenthüre — dann vernahm man ein bellendes angstvolles Heulen. Immer heftiger kratzte und winselte es, die Thüre ging auf, — der Seppli rührte sich nicht, aber der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Da kroch es näher heran, ein heulendes Thier, und stand endlich auf allen Vieren auf dem untersten Tritte; fast wie ein Hund sah es aus, mit großen grünen Augen, die Zunge weit aus dem Maule hängend und mit halb menschlichen Worten und Geberden winselte es um Erbarmen. Seppli, Seppli, gelt, du wirst dein Lebenlang an jene Stunde denken, wie's Schrätteli sich schüttelte und dann wieder wüthend kratzte und sich wand wie ein Wurm! Meinst etwa, es habe sich vor dir gefürchtet dem weißhaarigen, zwanzigjährigen Buben, der du selber fast mehr todt als lebendig warst? Merkst's nicht? 's war etwas Besseres und Stärkeres hinter dir. Vor dem Gänterli saßest du und drinnen lag das Evangelium, — glaub' mir, davor ist noch je und je alles Teufelszeug elendiglich zu Schanden worden. Siebenmal setzte das Schrätteli an und wollte das Ofentreppchen hinaufkriechen; aber wenn es gegen den Seppli kam und beim Gänterli vorbei sollte, schüttelte es sich grausenhaft und warf sich heulend mit gesträubten Haaren zurück. Doch es war, als müsse es da hinauf und könne nicht anders und es wand sich kläglich mit jammervollen Geberden hinan und erreichte endlich die Kammer, wo der Vetter lag. Der Bube hörte den Alten einen Spruch hersagen; dann rief er: kommst endlich, verdammte Here; wußt' es aber wohl, daß du kommen würdest; drauf vernahm er ein Winseln und Wimmern und Herumtappen wie Katzentritte; verstehen aber konnte er weiter nichts von den Verhandlungen im Oberhause. Wenn's nur nicht wieder da herunter muß, dachte er, und ich von meinem Posten weg bin; wollte lieber den wildesten Stier.... husch da fuhr's eiskalt an ihm vorbei, — die Thüren knirschten,

die Wände bebten, der Wind ſtieß rauh an die klirrenden Fenſter und fort war's; aber in der Ferne hörte man noch eine Weile von Zeit zu Zeit einen gellenden, durchdringenden Schrei.

Gelt, Seppli! nickte der Vetter, der wie ein Geiſt im Hemde und der Nachtmütze langſam aus der Kammer herunterkam. Dann öffnete er behutſam das Gänterli, das mit einem Kanonenſchlag aufſprang, nahm das Neue Teſtament heraus, legte es an ſeinen alten Platz, indem er vor ſich hin brummte: das kommt nicht wieder! So — nun nimm noch einen Schluck, Bub, und jetzt komm, wir wollen zu Bette.

Zeitenprose,

von

Guſtav Brückner.

Wie oft der Himmelsſtrahl, der hehre,
Mit ſeinem frohen Lebenslicht
Am feuchten, grauen Wolkenmeere
Sich müde kämpft und kraftlos bricht:
So kann der Menſch trotz allem Ringen
Und trotz des Lebens heißer Glut,
Der Wolken eine nicht bezwingen
Die finſter ob der Seele ruht!

Denn zu der Freude, zu dem Leben
Und zu des frohen Daſeins Luſt
Hat doch der Schöpfer auch gegeben
Ein Herz uns in die Menſchenbruſt,
Ein Herz, das — wie es immer gehe
Und wie es ſelbſt ſich hegt und trägt,
Doch auch für And'rer Wohl und Wehe
Nicht minder treu und liebend ſchlägt.

Doch nun — trotz arbeitſamen Händen,
Und trotz des Mühens heißer Qual —
Nur Noth und Mangel aller Enden,
Nur Schmerz und Leiden überall.
Und nun — dieß Jammern, dieſes Keuchen
Nach einem trock'nen Krümmchen Brot! —
Wer kann uns dieſe Bilder ſcheuchen?
Wer dieſe ſchwere Zeit der Noth? —

Ja — hat denn wirklich Gott die Erde
Mit ihrem reichen Saatenfeld,
Den Einen ganz nur zur Beſchwerde,
Den Andern nur zur Luſt beſtellt?
Hat Gott die liebe, ſchöne Sonne,
Den hellen Tag, die dunkle Nacht,
Dem Einen Menſchen nur zur Wonne,
Dem Andern nur zum Schmerz erdacht?

Ich freilich, armer Menſch von Staube,
Ich kenne nicht den Weltenplan,
Und dennoch ſag' ich's laut: Ich glaube,
Das hat der Schöpfer nicht gethan! —
Und ob nun wirklich, ob zum Scheine,
Ein Mancher drob gar bitter grollt,
So ſag' ich's lauter noch: Ich meine,
Das hat der Schöpfer nicht gewollt!

Der Morgen,

von

Marie Delarche.

Wird denn meinem dunkeln Sehnen
Nie ein Morgenroth erblüh'n?
Nie aus all den nächt'gen Thränen
Mir der Sonne Licht erglüh'n?

Ja! ſchon ſeh' ich's in der Ferne,
Wie es dämmert, wie es tagt,
Wie der Morgenwind die Sterne
Ueber alle Berge jagt.

Meinen Gruß dem lichten Morgen,
Der ſchon ſeine Fackel ſchwingt,
Der den Tod den alten Sorgen,
Neuem Hoffen Leben bringt.

Und das Herz, wie neugeboren,
Fühlt ſich ſtark zu künft'gem Streit;
Und das Glück, das es verloren,
Sich im Morgenglanz erneut.

O was kann es Schön'res geben,
Als des Morgens Licht und Schein:
Wem da neu nicht blüht das Leben,
Muß ſchon längſt begraben ſein.

Waldphantaſie,

von

Karl Boeſe.

Trat ich in den Wald hinein,
War da ein gewaltig' Schrei'n:
Guckguck hier und Guckguck da,
Guckguck ferne, Guckguck nah;
Ueberall Guckguck, Guckguck!
„Thut Ihr es mir wohl zum Spuck?“

„Lieben Guckucks ſeid Ihr toll,
Sagt was dieß bedeuten ſoll?
Was will Euer laut' Gekreiſch?
Schreit Euch nur die Kehle heiſch!“ —
— Guckguck, Guckguck und Guguck! —
— „Ei das iſt fürwahr ein Spuck!“ —

Stille ward's im weiten Wald,
Und kein Stimmchen mehr erſchallt;
Da tönt's zu des Lauſchers Ohr,
Aus den Wipfeln leiſ' hervor:
Sanft und zärtlich ruft's: Guckguck!
Immer leiſer ſchallt's: Guckguck!

„Guckguck! Seht den alten Freund,
Der es huldreich mit uns meint,
Aus deß Munde frei erklang
Unſer aller Lobgeſang.*)
Darum jubelt um ihn her
Froh das ganze Guckguckheer!“
Guckguck! Guckguck! Guckguck!

*) Siehe Neujahrsblätter 1846.

Gedichte von Wilhelm Ganzhorn.

Unter den Sternen.

Unter den Sternen — o himmliſches Koſen
Liebender Seelen bei glühenden Roſen!
Wie ſie doch grüßen! — ein ewiges Lieben
Iſt in den flimmenden Sternlein geſchrieben:
Liebe nur mag jene Schriften verſtehn;
Unter den Sternen — ein ſelig Ergehn!

Unter den Sternen! — o goldener Garten
Drinnen die Engel ſtets gießen und warten,
Blüthe an Blüthe — hellglänzende Auen —
Köſtliche Haine — erquickendes Thauen;
Sterne, ihr Blümlein ſo golden ſo ſchön:
Unter den Sternen — ein ſelig Ergehn!

Unter den Sternen! — ſie ſtehen und mahnen;
Schaue hinüber! — hie darfſt du's ſchon ahnen:
Sterne ſind Strahlen des künftigen Glückes,
Funken des allesdurchglühenden Blickes.
Frühling da drüben auf himmliſchen Höhn:
Unter den Sternen — ein ſelig Ergehn!

Steuermanns Lied.

Ich ſitze am Steuer, ein luſt'ger Geſell;
Es ſchwellen die Segel, friſch geht es von Stell.

Ihr mögt es mir glauben: auf wogendem Rhein —
Da iſt's ein Vergnügen, ein Schiffmann zu ſein! —

Ich ſehe die Städte vergnüglich mir an,
Ich lenke ſo ſicher durch felſige Bahn.

Ich rauche mein Pfeifchen und ſinge ſo frei
Mein brauſendes Lied, meine Schiffsmelodey.

Vorüber du Zinne, du felſiges Thal,
Kapelle und Bogen — zum tauſendſten Mal! —

Sieh dort mein feins Liebchen, das zärtliche Kind:
Wie flattern die Tücher ſo luſtig im Wind!

Ei Liebchen, ſüß Liebchen, wie winkeſt du mir!
Es ſchmerzt mich, ich wäre ſo gerne bei dir!

Du liebſt mich ſo innig, du biſt mir ſo gut;
Ich grüß' dich von ferne und ſchwinge den Hut.

Vorüber, vorüber auf ſchäumender Well!
Ade noch! der Schiffmann der ſcheidet ſo ſchnell.

Bald kehrt er zurück auf belaſtetem Kiel:
Dein Aug iſt ſein Leitſtern, dein Hafen ſein Ziel.

Auf die Berge!

Auf die Berge laßt mich gehn,
Die ſo kühn ſich heben,
Auf den Bergen will ich ſtehn,
Berge ſind mein Leben!
Morgenglocken klingen ſchon,
Schnitterin mit Kränzen
Zieht zu Thal im Jubelton —
Hei welch Glühn und Glänzen!

Auf die Berge laßt mich gehn,
Laßt mich aufwärts ſtreben!
Sonn'ge Matten, Rebenhöh'n —
Berge ſind mein Leben!
Lerchen in dem Blumenfeld
Jubeln zum Entzücken,
Frei liegt Gottes ſchöne Welt
Vor den trunk'nen Blicken.

Auf die Berge laßt mich gehn,
Auf den Bergen ſchweben!
Sterbend von den Bergen ſehn
Auf das dunkle Leben!
Dort erklingt' mein letzter Klang
Aus den ſchwachen Saiten,
Droſſel ſingt mir Grabgeſang
Drüben von der Haiden.

Bleibs dabei!

Wenn Freunde um mich lachen,
Sich frohe Stunden machen,
Ob ich dann traurig ſei? —
Nein, nein, ich bin dabei!

Kommt, wandernde Genoſſen,
Ein Bündniß ſei geſchloſſen!
Die Welt iſt jung und neu:
Wir ziehn — ich bin dabei!

Im wilden Strome ſchwimmen,
Im Sturme jauchzend klimmen
Zum Thurm, zur höchſten Lei —
Wär' ich da nicht dabei? —

Wo friſche Lieder rauſchen
Kann ich nicht ſtehn und lauſchen;
Wie Vogelſang ſo frei
Klingt auch mein Lied dabei.

Wenn die Pokale blinken,
Gewiß — mich ſeht ihr trinken! —
Das Herz ſpräng' mir entzwei
Wär' ich nicht auch dabei.

Wenn blaue Augen grüßen,
Sollt' ich die meinen ſchließen?
Komm, wundervolle Fey,
Ich bin, ich bin dabei!

Ein Küßchen ſüß, in Ehren,
Kann ich dem Mund nicht wehren.
Nicht ängſtlich und nicht ſcheu —
So bin ich: bleibs dabei!

Gedichte von Auguſt Stöber.

Der Freund.

Du warſt mein Freund. Die blauen Wogen trugen
In weichen Silberarmen ſanft das Schiff;
Gemeinſam wir die ämſ'gen Ruder ſchlugen;
Die Sonne lacht'; wir mieden manches Riff.

Du ſprachſt ſo ſchön, ſo warm vom Schlag der Herzen,
Die ſich getroffen und ſich treu verſtehn,
Die durch des wandelvollen Lebens Schmerzen
Mit gleichem Schlag' einander rettend gehn.

Da kommt der Sturm mit rauſchendem Gefieder,
Das Schifflein ſchwankt, dein Blick iſt bang und irr;
Du raffſt dich auf mit aller Kraft der Glieder
Und ſchwingſt dich in der Fluten graus Gewirr.

Du ringeſt gut, du biſt ein tücht'ger Schwimmer,
Und bald erreicht das ſich're Land dein Fuß.
Ich treibe einſam, ohne Hoffnungsſchimmer,
Vom Sturm gepeitſcht, im wilden Wogenguß.

Troſt in den Bergen.*)

Erinnerung an Pfäf, 6. Juni 1817.

Drückt dich ein Leid mit bangem Weh
Und willſt davon geſunden,
Zu deines Gottes Bergen geh',
Da heilen deine Wunden.

Da leg' dein Haupt in's weiche Moos
Und laß die Thränen rinnen,
An der Natur getreuem Schoos
Sollſt ſüßen Troſt gewinnen.

Verſenk dich tief in's Waldrevier,
Die Wipfel ſäuſeln linde;
Die wilde Roſ' in duft'ger Zier
Bebt ſanft im leiſen Winde.

Die Quelle ſpringt im Silberklang
Durch's grüne Lichtgezitter,
Und drüberhin Waldvogelſang
Tönt aus der Zweige Gitter.

Du lächelſt durch die Thränen ſchon;
Dein Herz in mildern Schlägen
Fühlt, wie an Mutterbruſt ein Sohn,
Sich heil'ge Liebe regen.

Und Himmelsodem haucht dich an
Ringsum aus allen Gründen —
Gott ſelber hat dir's angethan,
Läßt neues Heil dich finden.

*) In Muſik geſetzt von Albert Braun.

Gedichte von Friedrich Otte.

An Juſtinus Kerner.

(Baden-Baden, im Herbſte 1847.)

Es iſt ein guter Geiſt geweſen,
Der mir zu Dir die Wege wies
Und mich in Deinem Herzen leſen
Und in Dein Auge ſchauen ließ;

In dieſes Auge halb erblindet,
Aus dem jedoch noch jugendlicht
Die Liebe, tief und unergründet,
In ſanftem Strahlenglanze bricht;

In dieſes Auge, das die Tiefen
Der Menſchenbruſt erforſchte klar
Und dem des Lebens Hieroglyphen,
Der Schöpfung Räthſel offenbar.

So laß, an dieſem Strahl mich labend,
Mich in Betrachtung vor Dir ſtehn
Und, den verjährten Schmerz begrabend,
In Deines Auges Frieden ſehn!

Es ſagt die Welt, Du ſeiſt im Bunde
Mit Geiſtern, die Dein Mund beſchwor
Und traun! mir iſt zu dieſer Stunde,
Als riefſt Du heimlich ſie empor.

Es ſind die Seelen Deiner Lieder!
Vorüberzieh'nd in luſt'gem Reihn
Erwecken ſie den Frühling wieder
Und alte Laute tönen drein.

Die alte Heimath ſteht erſchloſſen
Vor meinem Blick, der Sehnſucht Ziel,
Und von den Bergen goldumfloſſen
Erſchallt des Alphorns munt'res Spiel.

Der Gärtner auf der Höh' grüßt trunken
Des Himmels gold'ne Roſenpracht,
Derweil, in ſel'ge Ruh verſunken,
Im Thal die ſtille Liebe wacht.

Der jüngſt noch ſang: ſtirb Lieb' und Freude,
Der Pilger zieht durch grüne Flur,
Er ahnt die Näh' der Fernen heute
Und findet Troſt in der Natur.

Hell rauſcht der muntern Sägemühle
Der Strom vorbei in rüſt'gem Lauf
Und drüben gehn in Abendkühle
Der Waldnacht gold'ne Wunder auf.

Waldleben lockt mit tauſend Zungen
In ſein erſchloß'neß Dämmerreich
Und in den Zweigen, engverſchlungen,
Hör' ich ein Flüſtern mährchengleich.

Auf ſteigen Klöſter, Burgen, Hallen
Mit Frau'n und Rittern ſond'rer Art
Und ſtattlich raget über allen
Der reichſte Fürſt, der Eberhard.

Umwogt von dieſen lichten Bildern,
Iſt mir's, als hör' ich doch zur Friſt
Den Schmerz der Salten Jubel mildern,
Der Deines Liedes Grundton iſt.

Das iſt kein Schmerz, wie mit Gepränge
Wir ihn auf off'nem Markte ſehn:
Es blutet einſam, fern der Menge,
Das Dichterherz in ſeinen Wehn.

Fahr wohl! Die Stunde werd' ich ſegnen,
Des Tags mich freuen ſtillgerührt,
Der mich zu ſeligem Begegnen
In dieſes Thales Bucht geführt?

Fahr wohl! Dein krankes Aug' geſunde
An dieſes Heilbronns klarer Fluth!
Er ſpende Lieder Deinem Munde
Und Deinem Herzen Jugendmuth;

Daß ſich noch lang des Prieſters freue
Der Liebe Tempel klein und traut,
Den Du am Fuß der Weibertreue
In gold'nen Saaten Dir erbaut.

Wenn dann die Geiſter Dir erſcheinen,
Die nächtens liebend Dich umſtehn,
So laß zuweilen auch den meinen
Still grüßend Dir vorübergehn!

Das alte Kreuz.

Der Lenz! Der Lenz! Die Maienglocken,
Sie läuten neue Luſt herein, ...
Die Vöglein jauchzen und frohlocken
Und blaue Wolken ſchauen drein.
Es johlt der Senn, es jauchzt der Ferge,
Die Saaten wogen, reich beſtellt,
Doch traurig ſtarrt das Kreuz vom Berge
In die beglückte Maienwelt.

So liegſt du da, Land meiner Wonne,
Im Frühlingsſchmuck, in Jugendluſt,
Begrüßt vom Strahl der Maienſonne
Und Liebesroſen an der Bruſt.
Du gleichſt der Braut mit blühn'dem Munde,
Dein reges Aug' ſtrahlt neuen Reiz
Und unbewußt trägſt du zur Stunde
Das alte Kreuz! — —

Sonntag.

Ein ſüßer, ſel'ger Sonntagsfriede
Streut ſeinen Segen auf die Welt,
Die Vöglein ruh'n, erſchöpft vom Liede
Auf grünem Baum, im Laubgezelt.

Kein Hauch bewegt die ſonn'gen Matten,
Kein Seufzer ſtört die ſtumme Luſt

Und heil'ge Glockenſtimmen gatten
Sich mit dem Lied der Menſchenbruſt.

Und Sonntag iſt's in meinem Herzen,
Die Alltagsſorgen werden ſtumm,
Die Leiden ſind, die dunkeln Schmerzen
Verdeckt von Blüthen um und um.

Die Erdenluſt, die ſünd'gen Triebe,
Die Zweifel ſind der Bruſt entflieh'n
Und wieder kündet ſich die Liebe,
Als wie ein leiſer Glockenton.

Schlimme Brüderſchaft.

(1459.)

Mülhauſen, gute alte Stadt, wie ſiehſt du heut ſo feſtlich aus!
Die Gaſſen hell, die Fenſter blank und kranzumſchlungen jedes Haus.
Die Glocken ſchallen froh darein, es wich der Sorgen ſchwer Gewicht
Und Sonntagsfreude, Feſttagsluſt verklärt jedwedes Angeſicht.

Das macht, die Bürger feiern heut nach langem Kampf und ſchlimmem Zwiſt
Ein Freudenfeſt, ein Friedensfeſt, das ſonnig angebrochen iſt;
Das macht, der Stadt geſchwor'ner Feind begab ſich ſeines ſtolzen Sinns,
Will fürder nimmer ſich entzwein ob Herrenrecht und Bürgerzins.

Ein ritterlicher Held, umringt von seiner Edelknaben Schaar,
Betritt er wiederum die Stadt, die ihm so lang verschlossen war,
Er grüßt die Bürger allerseits, schaut keck den Mägdlein in's Gesicht:
Ihr Jungfern, ei! und kennet Ihr den Hermann von Eptingen nicht?

Ein schöner Mann! Wie klar sein Blick! Wie stolz und zierlich die Gestalt!
Wie glänzt der Mantel golddurchwirkt, der ihm den schlanken Leib umwallt!
Der sonst als Feind den Wall umschlich, er kommt als Freund zu dieser Zeit,
Der Stadt wohlweises Regiment giebt ihm zur Herberg' das Geleit.

Und wo, in prächt'gem Conterfei, ein Engel von der Giebelwand
Den weiten Marktplatz überschaut, den Krug in hocherhab'ner Hand,
Da tritt man ein, Hans Hetschelbach, der Bürgermeister, führt den Gast,
Gemeine Bürger folgen nach, es folgt der Rath im Sonntagsglast.

Die Gildenmeister, je zu zwein, ste reih'n sich an die bunte Schaar;
Handwerker, mit des biedern Stands Abzeichen, schreiten festlich dar.
Die Glocken läuten hell darein, die Trommel wirbelt auch nicht schlecht
Und fröhlich rauscht das Stadtpanier, Veit Steinbach trägt's, der Edelknecht.

Sie treten in den hohen Saal, da prangt ein köſtliches Gelag,
In goldnen Stützen perlt der Wein, der beſte, den das Land vermag.
Des Engelwirths rothwangig Kind, ein hold und ſchnippiſch Engelein,
Geht ab und zu und Jedem ſchenkt ſie klares Wort und klaren Wein.

Ha wie der Wein die Gäſte letzt? Die Rede, die erſt leiſe quoll,
Sie gleichet bald dem freien Strom, der jugendmuthig überſchwoll,
Man denkt an Dies, man denkt an Das, und wie ein Wort das andre gibt,
So ſpricht man auch vom alten Streit, den man ſo lang und hart geübt.

Man trinkt und überlegt dabei wie wenig Segen er gebracht,
Wie er die vollen Truhn geleert und böſe Flammen angefacht,
Ja, ſelbſt der hochwohlweiſe Rath ſchleppt den gewicht'gen Satz herbei,
Daß eine Flaſchenbatterie das allerbeſte Bollwerk ſei.

„Das laß ich gelten, lacht der Graf, und jeder Hader, der ſich regt,
Sei uns hinfort, ſchlagt Alle ein! beim gold'nen Weine beigelegt.
Hinweg mit Strang und Maleſiz! Die Schelme ſeien alleſammt,
Dieweil wir uns beim Weine freu'n, zum ſchnöden Waſſerkrug verdammt!"

Ein lautes Hurrah füllt den Saal: „Das war ein Wort! Das war ein Witz!"
Die luſt'gen Rathsherrn rütteln ſich und ſchütteln ſich auf ihrem Siz,

Aufflieget der Perrückenstaub, es rauscht manch' seid'nes Mäntelein
Und manch gestrenges Amtsgesicht verkläret sich im gold'nen Wein.

Hans Hetschelbach ergreift das Glas und ruft: „Herr Graf, auf Euer Wohl!"
„„Was „Euch" fällt rasch der Graf darein, das Wort klingt schlecht, das Wort klingt hohl!
Fort mit der leid'gen Convenienz! Wir trinken heut auf Brüderschaft,
Die letzte Schranke, die uns trennt, sie sei verpönt und abgeschafft!""

„Auf Du und Du! Auf Du und Du!" — Die Bürger lauschen hochentzückt
Dem gnäd'gen Wort des gnäd'gen Herrn, der sonst so stolz auf sie geblickt.
Man staunt, man sieht sich schmunzelnd an, man fühlt sich glücklich und geehrt,
Drauf wird mit Fug auf Du und Du manch blankes Becherglas geleert.

Drauf küßt man sich, drauf herzt man sich, man fühlt sich stark, man fühlt sich frisch,
Man singt von Lieb' und Brudertreu und hämmert waidlich auf den Tisch;
Man fühlt sich allvermögend, kraft des schönen Bundes, den man schloß,
Man pflanzt im Geist das Banner schon auf manches stolze Herrenschloß.

Und wer da draußen in der Welt die Nase noch im Winde trägt,
Dem kürzt man sie mit Einem Streich, das ganze Land wird rein gefegt;

Die ſchlimmſte Fehde kündet man den Pfaffen und dem Kloſterpack,
Die Schneider und Poſamentier, ſie ballen ſchon die Fauſt im Sack.

Und als der kühle Abend nun die gold'nen Sternlein ausgeſtreut,
Da trennt man ſich auf kurze Friſt und herzt ſich nochmals hocherfreut;
Die Rathshalle wird indeß zum räum'gen Tanzplatz ausſtaffirt,
Da rauſchen Kränze mancherhand, mit bunten Schilderein verziert.

Und ſieh! ſchon kehren wiederum die Bürger, prächtig anzuſchaun,
Stolz-lächelnd treten ſie herein mit ihren Töchtern, ihren Frau'n.
Mit Luſt und Wonne ſah man da ſich rings auf ſammtnem Polſter reihn
Die Blüthe der gefreiten Stadt, die holden Bürgerstöchterlein.

Der gold'nen Haub' entquellen reich die Locken mit dem ſeid'nen Band
Und an den Buſen ſchmiegen ſich die feinſten Spitzen von Brabant;
Silber und Perlen flimmern hell, es rauſcht manch fürſtlich Atlaskleid
Und in dem reichſten Glanze prunkt die ſtolze Bürgerherrlichkeit.

Der Eptinger grüßt links und rechts und lächelt munter in den Kreis.
Manch holdes Auge ruht auf ihm und grüßet ihn verſtohlnerweis,

Und horch! Da hebt die Fiedel an, die Burſch' und Mägde insgemein,
Sie paaren ſich nach guter Art und ſammeln ſich zum frohen Reihn.

Die Schönſten nimmt der Graf auf's Korn, er, der des Feſtes König iſt.
Ei, wie er ſie ſo luſtig dreht und ſie mit klaren Blicken mißt!
Der ſchöne Graf, er ſchwatzt ſo hold, und ob auch mancher Alte ſtutzt,
Er dutzt die ſchmucken Töchterlein, wie er die Väter heut geduzt.

Und immer wilder ſchallt der Tanz. Schon iſt die Mitternacht vorbei,
Den nahen Morgen kündet ſchon der Wächterruf, der Hahnenſchrei,
Ein loſer Vogel fliegt der Graf von einer Magd zur andern hin ....
Er herzet in derſelben Nacht die junge Bürgermeiſterin.

Drob warf man ihn zur Stadt hinaus, als Einen der die Treue brach,
Man klaget ihn des Meineids an, man wirft ihm Schmach und Flüche nach,
Und weh! Dem luſt'gen Räuſchlein folgt die allerbaarſte Nüchternheit,
Man ſandelt und protocolirt und rüſtet ſich zu blut'gem Streit.

Der Graf zieht lachend in das Land, wirbt Schaaren hier und Schaaren dort,
Sein Banner rauſcht im Morgenwind und Aufruhr heißt ſein Loſungswort.
Heinrich von Brunnſtatt ſtößt zu ihm, der Erbfeind der gefreiten Stadt,
Zwei Fähnlein führt der Pfirdter zu, der ſich des Eids entledigt hat.

Und eh' die Bürger sich's versahn stand schon der Hause vor dem Thor,
Er sprengt das Pförtlein, stürzt den Thurm und klettert keck den Wall empor,
Pechkränze fliegen in die Stadt und Bolzen sausen drüberhin:
„Schön' guten Tag, Hans Hetschelbach! Wacht auf, Frau Bürgermeisterin!"

Und von dem Walle hasten sie die Straßen ein, die Straßen aus,
Sie sengen hier und plündern dort und dringen keck in Hof und Haus.
Und als die Bürger sich's versahn, war längst entflohn das Räuberpack,
Die Schneider und Posamentier, sie ballten noch die Faust im Sack.

Und weh! Die Flur, die gestern noch im schönsten Blüthensegen stand,
Sie dehnt sich einer Wüste gleich, die Meierhöfe stehn in Brand;
Die üpp'gen Reben sind verheert, die Blüthen all' hinweggerafft
Und Bürgerblut klebt hie und da, — so endete die Brüderschaft.

Drum traut dem Freund von Gestern nicht und prüft und wägt erst nüchtern recht,
Was Ihr beim Wein geloben wollt, sonst fallen Eure Würfel schlecht;
Und merkt: Es bringet wenig Lust und schafft nur selten gut Gedeihn
Mit großen und mit kleinen Herrn im Land auf Du und Du zu sein.

Die Schlacht von Hausbergen.

Episode aus dem Freiheitskriege der Stadt Straßburg gegen Bischof Walther von Geroldseck.

1262.

Von

Ludwig Schneegans.

Mild und weise, zugleich aber auch mit fester, kraftvoller Hand, hatte Heinrich von Stahleck während zwei und zwanzig Jahren das Bisthum Straßburg verwaltet, als er am 4. März 1260 Todes entschlief und sodann in der Kapelle des heil. Andreas neben seinen drei nächsten Vorfahren zur Erde bestattet wurde.

Die ganze Zeit seiner Regierung über hatte Heinrich im besten Vernehmen mit dem Stadtrathe gestanden. Klug und umsichtig hatte der fromme, friedliebende Fürst das für Stadt und Bisthum gleich fördernde freundschaftliche Verhältniß ungetrübt zu erhalten gewußt. Es gebührt ihm das gerechte Lob, daß er nicht, wie so viele Prälaten seines Jahrhunderts, den Geist der Zeit verkannte: Ihm war es klar geworden, daß nunmehr die Städte zu einem freiern, thatkräftigern Gemeinleben heranwachsen sollten. Hatten doch seit Jahrhunderten Arbeit, Fleiß und Betriebsamkeit, Handwerke, Kunst und Wissenschaft, Klugheit, Festigkeit und Einigkeit den wackern Städtern solch' neuen Umschwung der

Dinge vorbereitet. Ehre dem edeln, friedlichen Geistlichen, der nicht störend in diesen schönen Entwickelungsgang eingreifen wollte!

Anders aber sollte es werden unter Heinrichs nächstem Nachfolger, der, dem Fortgange der Zeiten trotzend, mit Schwert und Lanze sich anzumaßen unterstand, was Heinrich mit all' seiner Klugheit, Kraft und Entschlossenheit nicht mehr festzuhalten gewagt hatte.

Wenige Wochen nach Heinrichs Tode, am Samstag nach dem Palmfeste, wurde Walther, Herr zu Hohengeroldseck, Domprobst zu Straßburg, zum Bischofe erwählet. Im Sommer desselben Jahres wurde die Wahl bestätigt und Walther sofort von dem Erzbischofe von Mainz zu Priester und Bischof geweiht.

Hernach, im folgenden Jahre, am 1. Februar, Vorabend der Lichtmeß, hielt der neue Bischof, umgeben von hohen Prälaten, Magnaten, Grafen und Herren, mit einem Gefolge von mehr denn 3500 Pferden seinen feierlichen Einritt in Straßburg. Herr Berthold, Abt zu St. Gallen, ein Graf von Falkenstein, war mit tausend, und der gleichnamige Abt von Murbach, ein Herr von Steinbronn, Walthers Vetter mit fünfhundert Pferden erschienen. In reicher Pracht glänzten zu des Bischofs Seiten sein Vater, Herr Walther von Geroldseck, seine Brüder, Vettern, Freunde, Ministerialen, Vasallen und Dienstleute. Die Bürger waren ihm entgegengeritten mit 400 Pferden; und beim Klange der Glocken empfingen ihn die Stiftsherren sammt der übrigen Geistlichkeit, mit Bannern und Kreuzen, und führten ihn in seine Domkirche ein.

Des andern Morgens, am Feste der Reinigung Mariä, sang der Bischof seine erste Messe am Fronaltare des Münsters.

Walther war aus dem uralten freiherrlichen Geschlechte der Herren von Hohengeroldseck jenseits des Rheines entsprossen. Sein Vater, welchem seine Gemahlin, Heilka von Mahlberg, einen Theil dieser schönen Herrschaft zugebracht hatte, besaß ergiebige Silberbergwerke: er war reich, heißt es von ihm, an Silber und Gold. Specklins Aussage zufolge hätte sogar der mächtige Freiherr große Gaben gespendet, um seinem Sohne das Bisthum Straßburg zu sichern. Des Geroldseckers Wünsche gingen dahin, sein bereits so blühendes Geschlecht immer mehr noch empor zu schwingen; und, wenn einer zweiten Behauptung des genannten Chronikschreibers Glaube beigemessen werden darf, so verfolgte er sogar den ehrgeizigen Plan, seine und der Seinen Macht über das ganze Elsaß und das in dem jetzigen Lande Baden reichbegüterte Bisthum Straßburg auszudehnen. Die Ernennung seines ältesten Sohnes schien Herrn Walther der Ausführung dieses weitaussehenden Planes um einen großen Schritt näher gerückt zu haben. Sein zweiter Sohn, der tapfere Herrmann, war bereits, durch König Richard, kaiserlicher Landvogt auf beiden Seiten des Rheins, von Basel bis hinab gen Selz und Weißenburg. Heinrich, seinen dritten Sohn, hatte Herr Walther zuerst an eine Freyin von Ochsenstein, sodann in zweiter Ehe an eine Gräfin von Veldenz vermählt. Auch seine beiden Töchter hatte er wohl versehen. Sophia war die Ge-

mahlin eines Herrn von Kirckel; Adelheid, die andere, war Aebtissin der fürstlichen Abtei Andlau, wohin ihr Vater, als Zeichen seiner Huld und Freigebigkeit ein prachtvolles goldenes Kreuz verehrt hatte, wie er sich denn auch späterhin gegen die Domkirche und andere Stiftungen zu Straßburg wohlthätig erwies. Als er so alle seine Kinder auf das Beste versorgt, noch ehe Walther den bischöflichen Stuhl besaß, wähnte der Herr von Geroldseck den fernern Glanz seines Hauses gesichert und gründete Gott zur Danksagung das Kloster zu Lahr, in dessen Kirche er 1277, nachdem er der Seinen Glück und Unglück gesehn, begraben wurde.

Vergebens hatte vor der Bischofswahl, Herr Heinrich von Geroldseck im Wasgau, Sänger des Hochstiftes Straßburg, gegen seines Vetters Ernennung geeifert; vergebens hatte er in offener Sitzung des Kapitels freimüthig warnend sich gegen die andern, für Walther einstimmigen Stiftsherren, dahin geäußert: „Er kenne Walthern und dessen unruhigen Kopf besser denn sie alle. Man werde einst erfahren wie er Bisthum, Stadt und Land in Jammer und Noth bringen werde, denn sein Leben lang sei ihm der Friede zuwider gewesen!“

Zu bald und zu wahr nur sollte des Sängers prophetische Warnung in Erfüllung gehen.

Jugendlich aufstrebend; voller Kraft, Feuer und Ehrgeiz; eigenwillig und herrschsüchtig; beharrlich, unerschütterlich in Ausführung einmal gefaßter Vorsätze; jedem Widerstande, jeder Widerrede abhold; erregbar und stürmisch aufbrausend; rasch und oft unbedacht in Wort und That; sonst aber ritterlich und edel gesinnet; gewohnter

das breite Schlachtschwert zu führen als den friedlichen Hirtenstab; voll Muth und Tapferkeit, unerschrocken im dichtesten Kampfgewühl, wo das Geschrei der Streitenden und das Röcheln der Sterbenden seinem Ohre nicht fremder tönten als die heiligen Gesänge und Litaneien der Domkirche: so erscheint uns Walther in den drei tiefbewegten Jahren seiner bischöflichen Regierung.

Lange stund es nicht an, so bot sich ihm eine Gelegenheit dar, zum Schwerte zu greifen.

Im Augenblicke, wo Walther den Bischofsstuhl von Straßburg bestieg, führte Richard von Kornwallis seit drei Jahren den Titel eines römischen Königs; mehr aber blos dem Namen nach als in der That, denn damals hatte die seit Konrad des IV. Tod eingetretene Anarchie den höchsten Grad erreicht. Schwer lastete auf den deutschen Landen die an dem Heldengeschlechte der Hohenstaufen versündigte Schuld. Richarden, so reich er auch war an englischem Golde, fehlte dennoch die Macht und die Kraft Ruhe und Ordnung wieder herzustellen im zerrütteten Reiche. Er vermochte nicht die fehdelustigen, aufrührischen Fürsten und Barone im Zaume zu halten. Ohne Schirm und Hülfe war der Schwächere dem Ueberdrange des Stärkeren preis gegeben: „der Stärkste", wie Specklin sagt, „schob den andern in Sack"; kein Gesetz galt mehr als Schwert und Faust. Ein Jeder war nur darauf bedacht, seine Macht und Herrschaft zu vergrößern auf Unkosten des Nachbars und selbst des heiligen römischen Reichs. „Ein Jeder", nach dem volksthümlichen Ausdrucke des so eben genannten Chronikschreibers, „lugte nur seinen eignen Schantz,

griff zu und nahm vom Reich was er konnte.“ Manche Bischöfe und Prälaten, besorgter um die Vergrößerung ihrer weltlichen Herrschaft und Rechte als um die Erfüllung ihres priesterlichen Amtes, scheuten sich nicht, dem Beispiele der weltlichen Fürsten zu folgen, ohne Furcht vor Raub, Brand und Mord. In den Städten allein war noch einige Ruhe und Sicherheit. Mitten in der gemeinsamen Gefahr suchten dieselben durch Bündnisse, wo nicht die Erhaltung des Friedens zu erringen, doch aber sich gegen fremde Unterdrückung zu schützen.

Bischof Walther, dürstend nach Macht und Ruhm, und angeregt durch den rings um ihn herrschenden Drang, war nicht ungeneigt diese eiserne, stürmische Zeit, wo Gewalt galt für Recht, zur Mehrung seiner Herrschaft zu benutzen, und sodann auch zur Wiederherstellung des alten bischöflichen Einflusses in Straßburg. Es schien ihm, als wäre der Augenblick herbeigekommen, wo er einige Vorrechte, welche seiner Behauptung nach von seinen Vorgängern einst geübt worden, auf's neue würde erzwingen können.

Der Tod Bischof Jakobs von Metz gab ihm Gelegenheit zu dem ersten Versuche. Vereint mit dem Grafen von Salm und den Herren von Lichtenberg überzog er das ohne Oberhaupt und damals auch ohne Schirmvogt dastehende Bisthum. Als aber hernach Jakobs Nachfolger, Bischof Philipp, Herzog Friedrichen von Lothringen, den Herzog von Burgund, den Grafen von Bar, den König von Navarra und andere große Herren um Hülfe anrief, und die Heerschaaren dieser

Fürsten in der Lichtenberger Herrschaften einfielen, da sah Walther seinerseits sich um nach Hülfe und bat die Stadt Straßburg um Beistand. Vergeblich aber war seine Aufforderung. Die nahe, drohende Gefahr vorschützend und die Nothwendigkeit, sich selbsten gehörig gegen etwaigen Angriff zu sichern, verweigerten Meister und Rath die begehrte Hülfe und ließen ihm weder Speise noch Waffen aus der Stadt zukommen; so daß Walther sich nothgezwungen zum Frieden bequemen mußte.

Da ergrimmte der Geroldseckr in seinem Herzen und schwur die erlittene Schmach schwer an den stolzen Städtern zu rächen.

Um Pfingsten 1261 erhob sich die Mishelle oder der Streit zwischen dem Bischofe und den Regimentsherren von Straßburg. Entrüstet und mit bittern Worten warf Walther diesen vor, daß sie ihn verlassen in der Stunde der Gefahr, und daß niemals einem Bischofe von Straßburg ähnliche Schmach widerfahren. Sodann Gesetze und Gewohnheiten anrufend, welche zur Zeit seines zweiten Vorgängers, Bischof Bertholds von Teck, bestanden hatten, begehrte Walther trotzig, daß auch ihm die, nach seiner Behauptung, durch jene Gesetze und Statuten bestimmten Vorrechte in ihrem ganzen Umfange eingeräumt würden, und führte schwere Klage wider die Stadt. Zahllos waren seine Beschwerden gegen diejenigen, welche das Stadtregiment leiteten. Vor allem beklagte er sich, daß der Rath ohne seinen Willen und ohne sein Zusagen gesetzt worden sei; daß derselbe ohne sein und seines Domstiftes Zustimmung

sich anmaße, neue Gesetze und Ordnungen zu machen und ebenso neue Abgaben und Steuern einzusetzen und zu erheben; ferner beschuldigte er den Rath, daß dieser ihn vielfach in Ausübung der, vermöge kaiserlicher Privilegien, in Straßburg ausschließlich dem Bischofe zustehenden Gerichtsbarkeit hindere, und daß er sich der Almende, welche Kaiser Friedrich II. im Jahre 1214 dem Bisthume als Reichslehen übergeben, bemächtigt und solche zum Vortheile der Reichern und Mächtigern und zum Nachtheile der ärmern Bürger vertheilt habe. Zahllos waren die sonstigen Unbilden, Beleidigungen und Eingriffe in seine bischöflichen Rechte und Privilegien, welche er vorgab, von Seiten des Rathes und der Optimaten erlitten zu haben.

Meister und Rath, im Bewußtsein der aufblühenden Macht der Stadt, und im Vertrauen auf alte, seit Jahrhunderten von Kaisern und Königen ihr verliehene Schutz- und Privilegienbriefe, auf gutes Recht, Herkommen und Gewohnheit, widerstunden kraftvoll und fest Walthers Anforderungen. Es fühlten die Gewaltigen der Stadt, wie sehr ohnedieß der Bischof, als Inhaber wichtiger Regalien und als Verwalter der höhern Gerichtsbarkeit im Namen und als Stellvertreter des Kaisers und des Reiches, Gelegenheit finde, sich in die städtischen Angelegenheiten zu mischen und daß, würden ihm die gestellten schweren Forderungen als Rechte zugestanden, solches der völligen Unterdrückung der städtischen Freiheit und Selbstständigkeit gleichkommen würde. Ihr eifriges Streben ging vielmehr dahin, sich immer mehr und mehr von dieser lästigen Aufsicht und Einwirkung des kirchlichen Oberhauptes zu befreien.

Als Hauptaufwiegler des Volkes nennt Biſchof Walther, in einer Urkunde von 1261, die vier Meiſter, Reinbolt den Liebenzeller, Burkart den Spender, Niklaus den Zorn und Göſſelin von St. Thoman, nebſt den Rathsherren Kuno den Süner, Hetzel von Eckwersheim, Berthold Rufes, Reinbolt, — ohne Zweifel der lange Reinbolt des Liebenzellers Bruder — Reinböltelin, Erbe jenſeits der Breuſch und Siegfried von Hegersheim.

Vergeblich verſuchten geiſtliche und weltliche Herren als Vermittler den Streit zu ſchlichten. Beide Theile beharrten unerſchütterlich auf ihren Behauptungen, und ſchon ertönten Drohungen aus des entrüſteten Biſchofs Munde. Am 4. Juni erging in ſeinem Namen, durch den Abt von Neuenburg und den Probſt von Truttenhauſen, die letzte Mahnung an Meiſter und Rath, von ihren ungeſetzlichen Gewaltthätigkeiten abzuſtehen und ihm in den acht Tagen nach Pfingſten Genugthuung zu geben.

Befürchtend, der Biſchof möchte auf dem kaum eine Stunde von Straßburg entfernten Hügel zwiſchen Hausbergen und Mundolsheim, wo die im Jahr 1198 durch König Philipp geſchleifte, und ſodann 1246 durch Biſchof Heinrich von Stahlecke zum zweiten Male gebrochene Haldenburg geſtanden hatte, eine neue Veſte aufführen und von dort aus der Stadt großen Schaden zufügen, zogen die Bürger in der Pfingſtwoche drei Tage nach einander, Montags, Dienſtags und Mittwochs bewaffnet hinaus, mit Werken und Brechzeugen, trugen den Bühel ab, worauf einſt das Schloß ſich erhoben

hatte und füllten ringsum die tiefen Gräben aus. Dies war die Antwort auf des Bischofs drohende Mahnung.

Somit waren die Feindseligkeiten begonnen.

Zornentbrannt gebot Walther bei Strafe des Bannes und bei Verlust der Pfründen, sämmtlichen Stiftsherren, Priestern und Mönchen, hohen und niedern, ohne Verzug die aufrührische Stadt zu verlassen. Selbst an die Schüler erging dieser Befehl. Da zogen gehorsam alle Geistliche, und mit ihnen alle Ritter und Edle, welche des Bischofes Amt- und Dienstleute waren, die Kagen, die Beger, die Burggrafen, nebst mehr denn sechszig zu Straßburg wohnhaften Adelichen zur Stadt hinaus. Von den Stiftsherren blieben allein der Domdechant, Herr Berthold von Ochsenstein, und der Domsänger, Herr Heinrich von Geroldseck, zurück; der erste, wegen Alter und Schwäche, mit des Bischofs Erlaubniß; der zweite aber aus eigenem Antriebe und gegen des Bischofs Willen, der Stadt treu beistehend mit Rath und That.

Kaum hatten die Geistlichen mit den bischöflichen Ministerialen und Dienstleuten Straßburg verlassen, so belegte Walther die Stadt mit allgemeinem Interdicte und schloß sämmtlichen Gottesdienst nieder.

Da ergrimmte auch das Volk und lief voll Wuth in der Hinausgezogenen Häuser und Höfe, brechend und plündernd.

Alsobald versammelte Walther sein Heer. Sein Ohm, der Erzbischof von Trier, kam ihm zu Hülfe mit siebenzehnhundert Streitern. Die Aebte von St. Gallen und Murbach; Herr Herrmann und Herr Hein-

rich von Geroldseck, des Bischofs Brüder; Graf Heinrich von Tiersberg, der Geroldsecker Vetter; Graf Rudolf von Habsburg, Landgraf im Ober-Elsaße, der nachherige römische König; mit ihm Graf Hartmann der Jüngere von Kiburg, sein Vetter; Graf Siegebert von Werde, Landgraf im Unter-Elsaße, mit den Seinen; die Herren von Lichtenberg, von Hüneburg, von Landsberg, von Anklau, von Ratzenhausen; die Ragen und Beger; die Burggrafen von Straßburg, von Werde, von Osthofen und von Still; die Herren von Hohenstein, von Girbaden, von Wangen, von Berstett, von Lampertheim, von Fegersheim, von Fürdenheim, von Eckerich, die Waffler und noch viele andere Grafen, Landesherren und Edle, von beiden Seiten des Rheines, von fern und nah, führten dem Bischofe ihre Mannen zu: also, sagt der gleichzeitige Chronikschreiber, daß alles, außerhalb der Ringmauern, der Stadt entgegen war.

Herr Otto, der ältere, von Ochsenstein, Graf Rudolfs von Habsburg Schwager, mit etlichen Rittern; Herr Burkart von Hohenstein mit zwei Rittern; Herr Walther von Girbaden; die beiden Brüder, die Rheingrafen genannt, nebst mehrern andern auswärtigen Söldnern und Schützen, zusammen ohngefähr auf sechzig Pferde, stunden allein der schwerbedrohten Stadt bei um ihren Sold. Dennoch aber sank den Städtern nicht der Muth im Anblicke der zahllosen Feinde, die sie von allen Seiten umgaben. Stark durch sein Recht und im Gefühle seiner guten Sache ging der Rath in den Kampf.

So begann der Krieg, unterbrochen von Zeit zu Zeit durch vorübergehende Waffenstillstände, während welcher

jedesmal vergebliche Versuche zur Versöhnung erneuet wurden; ein wahrer mittelalterlicher Verheerungskrieg, in welchem beide Theile einander gegenseitig ihre und ihrer Verbündeten Ländereien und Herrschaften, auf beiden Ufern des Rheins, von oben im Breisgau bis hinab nach Selz wechselsweise überzogen und mit Feuer und Schwert heimsuchten.

Graf Rudolf von Habsburg hatte gehofft, daß Bischof Walther aus Erkenntlichkeit für die ihm geleisteten und noch zu leistenden Dienste, auf die zu seinem Nachtheile durch seinen Ohm, Graf Hartmann, den älteren, von Kiburg, dem Bisthume Straßburg gemachte Schenkung der reichen Grafschaft Kiburg verzichten würde. Als aber Rudolf seinen Wahn erkannte, schied er von dem Bischofe zornglühend und mit drohenden Worten. Am Sonntage vor dem Feste des Evangelisten Matthäus 1261, ritt er, vereint mit seinem jüngern Vetter, Graf Gottfried von Habsburg, einem muthvollen, beherzten und thatkräftigen Ritter, mit Graf Konrad von Freiburg und Graf Heinrich von Neuenburg, Domprobst zu Basel, — späterhin als Bischof von Basel Rudolf unversöhnlichster Feind — unter feierlichem Geläute aller Glocken in Straßburg ein. Auf dem Fronhofe schwuren sämmtliche Grafen der Stadt, und der Rath und die Bürger hinwiederum Ihnen, sich treu und unverbrüchlich beizustehen gegen Bischof Walther, seinen Vater, seine Brüder und alle ihre Helfer und Verbündete.

Rudolf, wie schon sein Vater Graf Albrecht es gewesen, war der Stadt Bannerherr und Feldhauptmann.

Vereint mit Graf Gottfried bemächtigte er ſich der Städte Kolmar, Mülhauſen und Kaiſersberg, welche ſeit den Kriegszeiten des Zwiſchenreichs in des Bisthums Gewalt geſtanden hatten.

Beinahe ein Jahr ſchon dauerte der Krieg, und Niemand vermochte deſſen Ende weder vorauszuſehen noch herbeizuführen. Abermals war ein am Mathiastage (24. Februar) 1262 ſtattgefundener Friedensverſuch ohne Erfolg geblieben, und beide Theile, wie es ſcheint, waren mit feindſeligen Geſinnungen von einander geſchieden. Bereits aber hatte ſich, vorzüglich durch der Habsburger Beiſtand, das Kriegsglück und das Uebergewicht auf der Städter Seite geneigt, als Straßburgs muthige Bürger in den Saatfeldern vor Ober- und Mittel-Hausbergen durch eigene Kraft und Tapferkeit in offener Schlacht den ruhmvollſten Sieg über den Biſchof davontrugen, und hiedurch wohl nicht ſogleich den ſchon allzulangen Verheerungskrieg beendigten, jedenfalls aber deſſen einſtigen Ausgang zu ihrem Vortheile entſchieden.

Dieſe Schlacht nun ſoll, mit Hülfe der ältern geſchichtlichen und urkundlichen Quellen, auf's getreueſte dargeſtellt und erzählt werden. Es iſt dieſelbe der wahre Glanz- und Höhepunkt in der Geſchichte jenes für Straßburgs Zukunft unendlich wichtigen Krieges, und zugleich auch bildet ſie den glorreichſten Epos jener Zeit, der heroiſchen in der kampf- und thatenreichen Geſchichte des altehrwürdigen Straßburgs.

Eine starke Meile von Straßburg, über dem Dorfe Mundolsheim, auf einem schon ansehnlichen Hügel, inmitten eines rings von dicken Mauern umschlossenen Friedhofes stund die alte Pfarrkirche jenes Dorfes mit hohem, festem Glockenthurme.

Einem Vorgebirge gleich ragt diese Anhöhe, sowohl gegen das Gebirge als auch der Ebene zu, in's Land hinein, und beherrscht eine ziemlich bedeutende Strecke der umliegenden Gegend nebst den Straßen, die von Brumat, Zabern, Hagenau und Hochfelden nach Straßburg führen: so daß das Ganze in diesen Kriegszeiten einen zu fernerer Befestigung günstigen Punkt dargeboten haben würde. Von hier aus hätte der Bischof, wenn er, die bereits vorhandenen Bauten benutzend, diesen wichtigen, der Stadt so nahe gelegenen Vorsprung noch mehr befestigt und mit Truppen besetzt hätte, jene vier Straßen ganz in seiner Gewalt gehabt, der Stadt jegliche Zufuhr abschneiden und so seinen Gegnern unendlichen Schaden zufügen können.

Sei es nun, daß Walther bereits diesen Vorsatz gefaßt haben mochte oder nicht, Meister und Rath beeiferten sich ihm zuvorzukommen und die Ausführung eines der Stadt so verderblichen Planes zu vereiteln.

Es war am Mittwoche nach dem Sonntage Reminiscere, den 8. März 1262, als Herr Reinbolt der Liebenzeller, der Ritter, der Held dieses Krieges, an der Spitze eines starken Trupps Bewaffneter zu Straßburg hinauszog, beinahe mit der ganzen Reiterei und wohl

mit der Hälfte des Fußvolkes. Sämmtliche Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute und andere Werkleute waren von dem Rathe aufgefordert worden, und befanden sich, wohl versehen mit Hebeln, Brecheisen, Hämmern und andern zum Abbrechen und Zerstören nöthigen Werkzeugen und Kriegsmaschinen bei dem Zuge.

So ging raschen Schrittes der Haufe Mundolsheim zu, um den festen Kirchthurm und die Schlußmauern des dortigen Leichhofes zu brechen.

Ohne Verzug wurde die Höhe erstiegen und alsobald das Werk begonnen. Rasch und kräftig fielen die Schläge der Werkleute unter dem jubelnden, ermunternden Zurufe ihrer Mitbürger. Im Anblicke des zu ihren Füßen wehenden Stadtbanners gedachten die Arbeiter oben auf dem Thurme der gefährdeten Freiheit der alten Vaterstadt und daß mit jeder Steinlage, die sich ablöste, dieses theure Kleinod gesichert werden solle: und unermüdet hämmerten und brachen die wackern Steinmetzen mit ihren Gehülfen. Krachend zerbarst das felsenfeste Gemäuer unter den von starken Armen geführten Brecheisen und Mauerbrechern; Stein um Stein fiel herab vom Thurme; immer niedriger wurde die gefahrvolle Steinmasse; gebrochen sanken die Schlußmauern des Kirchhofes und dröhnend rollten die Bruchsteine hinunter in die Tiefe. . . . .

Während so Thurm und Mauern unter der Straßburger Streichen einsanken, wurde der Bischof zu Dachstein benachrichtigt von dem, was zu Mundolsheim vorging. Alsobald ließ er zu Molsheim Sturm läuten. Auf dieses Zeichen — also hatte Walther es angeord-

net — setzten sich ringsherum, mit der Schnelligkeit des Blitzes, sämmtliche Glocken in Bewegung bis hinauf gen Schlettstadt und Rheinau und hinunter bis Hagenau und Zabern; und in kurzer Zeit sah der Bischof seine Mannen herbeieilen.

Gewappnet harrte ihrer Walther, kaum im Stande seine leidenschaftliche Ungeduld zu beherrschen. Seit längerer Zeit schon stund der Gedanke in ihm fest, daß er nur durch eine Schlacht diesem unglückseligen Kriege ein Ende machen könne, und mit innigem Bedauern gedachte er stets des Tages, wo im vergangenen Sommer bei Breusch-Wickersheim die Straßburger unter Anführung Rudolfs von Habsburg und der andern Grafen, blos durch den tiefen Fluß von ihm getrennet, und nur durch eiligen Rückzug seiner Uebermacht und dem sichern Verderben entronnen. So brannte Walther vor Begierde, sie diesmal zu erreichen und mit einem einzigen Schlage den schon allzulange dauernden Krieg zu seinen Gunsten zu beenden. Schon befürchtete er, der Feind möchte ihm abermals entwischen. Jede Minute verdoppelte seine glühende Ungeduld. . . . .

Dreihundert vollgerüstete Ritter und Knechte auf verdeckten Schlachthengsten und bei fünftausend Fußgänger waren bereits versammelt. Länger vermochte Walther es nicht, sich zurückzuhalten. An der Spitze dieser Schaar verließ er das Schloß zu Dachstein, und mit der Reiterei in vollem Laufe voran eilend, stürzte er voll Ungestüm der Stadt zu. Mit solcher Macht, wähnte Walther, solle der Sieg nicht zweifelhaft bleiben. Schon sah er den Haufen zu Mundolsheim zernichtet und sich

als Sieger für all seine Sorgen und Widerwärtigkeiten entschädigt. So von dieser trügerischen Hoffnung angereizet und immer mehr von der Angst gespornt, der Feind möchte Zeit gewinnen die Stadt dennoch zu erreichen, trieb Walther sein Roß immer ungestümer voran, gefolgt von seinen Reisigen, sein Fußvolk weit hinter sich zurücklassend.

Unterdessen hatte das Geläute der Glocken die zu Mundolsheim von dem Herannahen des Sturmes benachrichtigt, der über ihren Häuptern ausbrechen sollte. Schon erhoben sich dichte Staubwolken auf der Seite von Molsheim und verkündigten die hastige Ankunft des Feindes.

Da gebot der Liebenzeller zum Aufbruch und sandte eiligst Boten in die Stadt, um den Rath und die Bürger von der nahen, drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen.

In Straßburg angelangt, durcheilten die Boten nebst andern Bürgern alle Straßen der Stadt, schreiend daß der Bischof die Schaar in Mundolsheim angreife, und alle waffenfähigen zurückgebliebenen Bürger zur Wehr rufend. Zu gleicher Zeit ließ auch der Magistrat Sturm läuten mit allen Glocken.

Furchtbar mahnend und drängend hallten die Glocken über die Stadt hin. Alles, was im Stande war zu streiten, griff zum Schwerte. Eiligst waffneten sich Edle, Bürger und Handwerker. Aus allen Häusern stürzten Bewaffnete heraus. In buntem Gewirre rannten die Krieger sich durchkreuzend dem Sammelplatze zu, und in kurzer Frist zog ein gewaltiger Haufe im Sturm-

marsche hinaus zur Stadt, den schwer bedrohten Mitbürgern zu Hülfe. Allen voran der tapfere Anführer, Herr Niklaus Zorn, der ältere, Ritter, bischöflicher Schultheiß zu Straßburg, des Liebenzellers würdiger Gefährte, an diesem glorreichen Schlachttage, wie die ganze Zeit dieses Freiheitskrieges über.

Dumpf und schaurig lag die Gefahr auf der beinahe menschenleeren Stadt. Angstvoll schlugen die Herzen der Zurückgebliebenen. In Kirchen und Kapellen, und in einsamen Kammern lagen Greise, Frauen und Kinder auf den Knieen, flehend zu Gott und der Jungfrau, um Sieg für die Ihren und um Rettung für die vielgeliebte, hartbedrängte Vaterstadt.

Während solches in Straßburg zuging und alle waffenfähigen Männer und Jünglinge hinausstürmten, ihren Mitbürgern entgegen, hatte sich die Schaar in Mundolsheim rasch zur Wehr gesetzt und war ohne Verzug aufgebrochen. In enggeschlossener Schlachtordnung schritten sie dahin, den Liebenzeller an der Spitze.

Von Mundolsheim herkommend, erstiegen sie die Anhöhe von Haldenburg. Dort hielt die muthige Schaar, mit aufgeworfenen Bannern, die wehende Stadtfahne hoch aufgepflanzt. Wie zum Siege schaute die auf dem Streitbanner thronende Maria hinunter in die Ebene ihren treuen Städtern entgegen.

Von der Haldenburger Anhöhe aus sah des Liebenzellers Trupp die aus der Stadt heranstürmenden Haufen. Den schwellenden Wellen des aufgeregten Meeres gleich, wogte dicht gedrängt Schaar um Schaar heran. Hundert farbige Banner glänzten im Sonnenlichte; die

ganze Stadt schien sich heranzuwälzen zu Hülfe und Rettung. So unermeßlich war die Zahl derer, die gegen die Hügel von Hausbergen heranflutheten, daß, dem Ausdrucke des gleichzeitigen Chronikschreibers zu Folge, die bei dem Schloßbühel von Haldenburg kaum noch die Felder zu unterscheiden vermochten, über welche ihre Mitbürger voller Kampflust und mit Blitzesschnelligkeit ihnen zum Beistande heranströmten.

Bei diesem Anblick erhob sich ein jubelnder Zuruf aus der Mitte der auf dem Hügel harrenden Schaar. Freudig wurde das Schlachtbanner geschwungen, zum Willkomm und zum Erkennen, in die Ferne. Ein Jahr war kaum vergangen, seitdem dieselbe Stelle Zeuge des Muthes der Straßburger gewesen, und Viele in des Liebenzellers Haufen, hatten geholfen der Haldenburg Gräben ausfüllen.

Sodann setzte die Schaar ihren Weg weiter fort, um sich mit den aus der Stadt herbeieilenden Freunden zu vereinigen, immer oben auf der Anhöhe fortschreitend, um ununterbrochen den Letztern, welche dem Dorfe Ober-Hausbergen zuzogen, sichtbar zu bleiben.

Zwischen Ober- und Mittel-Hausbergen machte der Liebenzeller nochmals Halt mit aufgeworfenem Streitbanner, harrend bis die Schaaren aus der Stadt nahe genug herbeigekommen sein würden, um die Vereinigung mit ihnen vollführen zu können. Sodann, nachdem dies geschehen, eilte raschen Schrittes der Hause die Anhöhe hinunter.

Ein breiter Graben umgab das Dorf Ober-Hausbergen, bei welchem sie herniederstiegen. Da die Pferde

nicht hinüber zu setzen vermochten, mußte die Schaar, statt durch das Dorf den Weg zu nehmen, den Graben umziehen, um die Mitbürger erreichen zu können. Sie drehten also die Banner der Stadt zu, um auf diesem Wege mit den Ihrigen zusammen zu stoßen, und dann dem bischöflichen Heere sich entgegen zu stellen.

In demselben Augenblicke, wo sie sich der Stadt zukehrten, erschien Walther mit seinen Reisigen oben auf der Anhöhe, über dem Dorfe, bei des Stubenwegs Baumgarten. Als er und die Seinen so die Bürger sahen, ihre Feldzeichen der Stadt zuwenden, wähnten sie des Feindes Absicht sei die Schlacht zu vermeiden und den schützenden Ringmauern zuzufliehen, um ihnen so wieder zu entgehen wie einst bei Breusch-Wickersheim. Da erhoben des Bischofs Ritter höhnend die Stimme und riefen den Bürgern zu: „Sie fliehen! Sie fliehen!" Voller Ungestüm stürzte dann Walther mit den Seinen die Anhöhe hinunter, um den Entrinnenden nachzusetzen. Seinerseits kehrte er sich der Stadt zu und gelangte hinunter in die Ebene. Noch hatte ihn in diesem Augenblicke sein Fußvolk nicht erreichet. Dieses war noch ziemlich weit hinter der Anhöhe zurück.

Bald aber sollten der Bischof und seine übermüthigen Ritter ihren Irrthum erkennen.

Nachdem des Liebenzellers Schaar den Graben von Ober-Hausbergen umzogen und das freie Feld erreicht hatte, kehrte dieselbe stracks mit den Bannern dem Bischofe die Fronte zu und zog ihm entgegen bis auf die Entfernung einer Ackerlänge. Dann machte sie Halt

und die Anführer stellten alsobald die Schaar den Bischöflichen gegenüber in Schlachtordnung auf.

Gegenseitig ermunterten sich diese Tapfern und entflammten ihren Muth und die Liebe zur Vaterstadt. Besonders an das Fußvolk ergieng der Hauptleute ernste Ermahnung: „Seid noch heute starken Muthes und kämpfet unerschrocken für die Ehre der Stadt, für unser Aller, unserer Kinder und Nachkommen Freiheit!"

Als die Aeußern auf diese Weise dem Bischofe sich zugekehret hatten, stießen die aus der Stadt Kommenden unter des Schultheißen Leitung zu ihnen. Mit lautem Jubel wurden die Ankömmlinge empfangen. Freudestrahlend eilte Liebenzeller, der Held, dem nicht minder heldenmüthigen Schultheißen entgegen und begrüßte ihn mit lauter, herzlicher Stimme: „Seid mir in Gott willkommen, liebster Herre der Zorn! Niemals in meinem Leben begehrte ich so sehr Euch zu sehen als ich es nun thue!" Mit gleicher Herzlichkeit bewillkommneten sich beide Schaaren. Glühende, herausfordernde Augen flammten hinüber zu des Bischofs Rittern.

Alle Reihen durchritten die Hauptleute und ermunterten die Bürger, unerschrocken zu kämpfen, eingedenk der hohen Wichtigkeit dieser großen über Straßburgs Zukunft entscheidenden Stunde. Allen voran Herr Reinbolt der Liebenzeller und Herr Niklaus Zorn der Schultheiß, die überall mit begeisterten, von Vaterlandsliebe überfließenden Worten ihre Mitbürger anfeuerten zu unerschütterlicher Tapferkeit. Ebenso thaten die übrigen Häupter der Stadt.

Nachdem sich die beiden Straßburgischen Heere also vereiniget hatten, erwählten die Bürger zwei Anführer, welche das Fußvolk befehligen und zum Streite leiten sollten. Die Wahl fiel auf Herrn Hugo Küchenmeister und Herrn Heinrich von Ache, zwei ehrbare Bürger. Beide wurden als Befehlshaber dem Fußvolke vorgestellt und diesem befohlen, Ihnen in Allem gehorsam zu sein, was die ganze Menge feierlich und einmüthig zu thun schwur.

Sodann ordneten diese zwei Anführer das Volk zur Schlacht. Den Armbrustschützen, etwa dreihundert an an der Zahl, wurde befohlen, sich durchaus nicht um den Kampf zu kümmern, der nun beginnen sollte und auf keine Weise daran Antheil zu nehmen, sondern einzig und allein darauf nur bedacht zu sein, mit einem wohlgenährten, ununterbrochenen Pfeil- und Bolzenregen das bischöfliche Fußvolk, sobald es erscheinen würde, zu überschütten und dasselbe also abzuhalten, sich mit seiner Reiterei zu vereinigen und zur Schlacht zu gelangen. Man befahl ihnen ferner sich also einzurichten, daß immer, während die eine Hälfte schießen würde, die andere Hälfte die Bogen ihrer Armbrusten einziehe und sich ihrerseits zum Schusse bereit mache. Nachdem die wackern Schützen also zur Schlacht angeordnet waren, wurden sie in zwei Abtheilungen auf beiden Seiten des Fußvolkes aufgestellt.

Dieses Letztere selbst stund, ebenfalls in zwei Schlachthaufen, auf beiden Flügeln hinter der Reiterei. Auch hier ordneten die Anführer Alles auf's weiseste, und die Klugheit, womit sämmtliche Anstalten getroffen wurden,

trug nicht wenig dazu bei, den Ausgang der Schlacht zu entscheiden.

Vorsichtig und Alles erwägend befahl der Liebenzeller den Fußgängern dem Kampfe, welcher zwischen den Reisigen stattfinden würde, eine Zeit lang zuzusehen, sodann aber sich muthig in das Getümmel hinein zu stürzen und ohne Unterschied der Freunde wie der Feinde Rosse niederzustechen. Mit vollem Rechte dachte er, daß die bischöflichen Ritter in ihren schweren Kettenhemden mühsamer zu Fuß fechten würden als die meistens leichter bewaffneten Bürger, und daß somit der Vortheil auf der Letztern Seite bleiben müsse. Er hoffte ferner durch seine Anordnung mehr Gefangene zu machen, indem des Bischofs Ritter schwerer durch die Flucht entrinnen und ihre meist entlegenen Schlösser und Städte zu erreichen im Stande sein würden, wenn der Sieg, wie er zuversichtlich voraussah, auf der Städter Seite sich neigen sollte; und selbst im schlimmsten Falle, wenn wider alles Erwarten, das Glück des Tages sich dem Feinde zukehren sollte, würden sich die Straßburger so leichter in ihre nahe gelegene Stadt retten können, ohne der Verfolgung der ihrer Rosse beraubten schwer geharnischten bischöflichen Ritter ausgesetzt zu sein.

Der große oder lange Ellenhard, späterhin des Frauen-Werkes treuester Pfleger, der würdigsten Söhne Straßburgs Einer, der uns hernach die Geschichte dieser unvergeßlichen Freiheitsschlacht aufbewahret hat, war zum Wartman oder Befehlshaber der Vorhut, gesetzt worden; und wahrlich keinem Bessern, keinem zuverläßigern Manne hätte dieses wichtige Amt anvertrauet werden

können, denn Wenige durften sich messen mit Ellenhard an Klugheit, Edelsinn und aufopfernder Vaterlandsliebe.

Der Bischof seinerseits hatte ebenfalls die nöthigen Anordnungen getroffen zum entscheidenden Kampfe. Stolz stunden seine Reisigen da in blankem Waffenschmucke, in fester Schlachtordnung, eine eiserne Mauer; muthig wieherten und stampften, vom raschen Laufe ausschnaubend, die Hengste; dicht aneinander funkelte Speer an Speer; buntfarbig glänzten Waffenröcke, Schilde und Decken der Pferde. Kampfglühend und erwartungsvoll durchritt Walther die in Eisen gehüllte Schaar, seine Ritter mit Worten und Bewegungen und durch die größten Versprechungen anfeuernd, zur Tapferkeit und zum Siege. Umsonst hatten die klügsten seiner Freunde, umsonst die tapfersten seiner Krieger, als sie die weite, furchtbare Schlachtlinie und die muthige, drohende Haltung der Bürger erblicket hatten, ihn gewarnet, die Schlacht nicht zu wagen, denn nimmer könne er siegen gegen solche Kraft und Menge. Walther aber, hingerissen von leidenschaftlicher, starrsinniger Verwegenheit, überzeugt daß seine tapfern Ritter die übermüthigen Bürger schlagen würden, wies voll Entrüstung die Treuen zurück; höhnend rief er ihnen zu: „Sie seien zaghaft, und wenn sie es wollten, stünde es nur zu ihnen sich zurückzuziehen! Ohne zu erwiedern aber blieben die getreuen Krieger, trotz des Bischofs Hohn, um ihrer ritterlichen Ehre willen, voraussehend, daß sie dem sichern Tode entgegen gehen würden, aber eben so fest auch entschlossen dem, ihrer wohlgemeinten Klug-

heit spottenden Herrn, thatkräftig in der Schlacht zu beweisen, daß nicht die Furcht es gewesen die ihnen solchen Rath eingegeben.

So stund man zu beiden Seiten zum Streite bereit. Schon hatten die Ritter ihre Schlachthelme aufgestürzet und die Schwerter gezogen.

Nun erschien auch des Bischofs Fußvolk oben auf der Anhöhe.

Bei diesem Anblicke vermochte Walther länger nicht mehr sich zurück zu halten .... Einen Augenblick noch und die Schlachtlinie seiner Reisigen bewegte sich dem Feind entgegen.

Da treibt plötzlich, in den Reihen der Straßburger, Herr Marx von Eckwersheim, ein junger, tapferer Edelknecht, voll Ungestüm seinen Schlachthengst an; es bäumt sich das edle Thier, und in raschem Laufe, die ritterliche Glefe in kräftiger Faust, rennt Herr Marx der bischöflichen Schaar zu. Alsobald stürzet ihm, mit gleicher Schnelligkeit, Herr Beckelar, ein Ritter aus Walthers Heer, entgegen. Beide Kämpen treffen mit solcher Kraft zusammen, daß ihre Speere zersplittert davon fliegen, beide Rosse todt zu Boden sinken und die zwei Reiter weit hinweg rollen auf dem Felde.

Ohne Verzug eilten die Bürger ihrem Kämpen zum Beistande herbei und halfen ihm auf ein anderes Roß. Die Bischöflichen ihrerseits brachen jählings auf, ihrem Ritter zu Hülfe. Vergebens aber. Trotz ihrer Eile fiel Herr Beckelar auf der Stelle, vielleicht unter des kühnen Eckwersheimers Streichen.

So war das Zeichen gegeben zur Schlacht. Von

glücklicher Vorbedeutung schien den Bürgern der Ausgang dieses Zweikampfes.

In vollem Laufe stürzten die bischöflichen Ritter heran, des Waffenbruders Tod zu rächen. In einem Augenblicke waren beide Heere handgemein. Schwert, Lanze und Streitkolben klirrten furchtbar durch das Geschrei der Kämpfenden. Auf beiden Seiten wurde mit gleicher Kraft gestritten; auf beiden Seiten geschahen Wunder der Tapferkeit.

Das bischöfliche Fußvolk, dessen Ankunft Walther mit Ungeduld entgegen sehen mochte, war außer Stand, sich dem Schlachtfelde zu nahen, zurückgehalten durch den dichten Pfeilregen, welchen Straßburgs wackere Schützen mit stets erneuter, ununterbrochener Schnelligkeit ihm zuschleuderten.

Einige Zeit schon dauerte das Handgemenge. Immer grauser und verworrener gestaltete sich die Schlacht. Da brach, mit einem Male und ohne Zahl, das städtische Fußvolk auf, in zwei Haufen, und auf beiden Seiten der kämpfenden Reisigen sich ausdehnend, umzog es die Wahlstatt. Sodann, muthvoll und kräftig, mit lautem, furchtbarem Schlachtruf stürzten die Bürger sich in das dichte Gedränge.

Des Liebenzellers Befehle gehorchend, erstachen sie ohne Unterschied der Freunde wie der Feinde Rosse, denn unmöglich war es ihnen, die Streitenden zu erkennen im Getümmel der Schlacht. Gewichtig fiel dann der Bürger Schwert, Speer und Morgenstern auf die Panzerhemde der bischöflichen Ritter. Schlag fiel um Schlag, Stoß um Stoß; und mancher Edle verblutete sein Le-

ben unter des verachteten Handwerkers Schwert und Streitkolben. Eingedenk der vor einem Jahre zu Breusch-Wickersheim erlittenen Schmach, wo des Bischofs Reiter etwa fünfzehen arme Bürger, welche betrunken zurückgeblieben waren, als die Ihrigen, Rudolf von Habsburg und die andern Grafen an der Spitze, sich eilig vor den an Zahl weit überlegenen bischöflichen Kriegsschaaren zurückzogen, zuerst grausam an Händen und Füßen verstümmelt und dann höhnend und ohne Mitleid niedergestoßen hatten, — eingedenk jener Schmach, stürzten die Bürger rachedürstend in die Schlacht; und mehr denn ein biederer Rittersmann und Edelknecht büßte mit dem Leben jene schmähliche Gräuelthat.

Hoch über den Kämpfenden schwebte des Bisthums Banner in fester Hand. Dahin drängten die Muthigsten; da war das dichteste Getümmel. Stürmisch tobte da die Schlacht. Unerschrocken focht die bischöfliche Schaar. Viele Tapfere traf hier der Tod. Kämpfend fand, nahe bei dem Bischofe, Graf Heinrich von Tiersberg ein ruhmvolles Ende; es fiel Herr Walther der Waffeler, zwischen und mit zwei Söhnen, alle drei Ritter; drei Brüder von Eckerich ereilte neben einander der Tod; es sanken eben so viel Schöllin von Enesheim und zwei Uszellin von Fürdenheim; erschlagen wurden ferner der rothe Burggraf; ein Beger; Herr Johannes von Werde, Ritter, Herrn Gernandus Bruder des Burggrafen von Werde; Herr Johannes von Butenheim; der Tierlin; mit noch vielen andern Rittern und Knechten, von beiden Seiten des Rheins, mehr denn sechzig an der Zahl. . . . . Schwer verwundet und

rettungslos stürzte noch am Ende der Schlacht Herr Herrmann von Geroldseck, der kaiserliche Landvogt, des Bischofs Bruder.

Mitten unter den Tapfersten, im dichtesten Gedränge, stritt Bischof Walther, als frommer Rittersmann. In starker Faust schwang er das breite Schlachtschwert, er, der nur den Krummstab hätte führen sollen in friedlicher Hand. Ihm zur Seite Herr Burkart der Murnhart, aus dem treuen Geschlechte der Beger, und Herr Wilhelm Meyenris von Achenheim, Burkarts Freund, zwei ausgezeichnete Ritter, denen Walthers Obhut in's Besondere war anvertrauet worden.

Zwei Pferde waren bereits unter dem Bischofe erstochen. Einige Zeit lang focht er ritterlich zu Fuße. In äußerster Gefahr gelang es ihm, sich auf den dritten Hengst zu schwingen. Noch einmal erblickten ihn die Seinen hoch zu Roß. Walther aber, als er das Schlachtgewirre übersehen konnte, sah sich überstritten und seine treuen Ritter auf dem Punkte zu unterliegen. Da brach ihm das Herz vor Wuth und Zerknirschung, und nur mit größter Mühe vermochten Herr Burkart und Herr Wilhelm den Verzweifelnden der Schlacht zu entreißen.

Auf raschen Rossen flohen die Drei. Alsobald ersahen die Bürger des Bischofs Flucht und schrieen ihm nach, mit schmähendem Zurufe: „Haltet! Haltet! Herr Bischof! Haltet!“ Alle Straßburger, die noch beritten waren, eilten sogleich in strengem Laufe dem Bischofe nach, ihn zu fangen, bis hinauf zu des Stubenwegs Baumgarten, auf die Anhöhe, den Zurückbleibenden

überlassend die noch kämpfenden Feinde vollends zu bezwingen. Es gelang ihnen aber nicht mit ihren ermüdeten Rossen die Fliehenden zu erreichen. Unaufhaltsam floh Walther mit den Seinen, bis er, gefolgt von einer kleinen Schaar, die wie er glücklich entronnen, ermattet und verzweiflungsvoll in Molsheim anlangte.

Walthers Flucht hatte die Schlacht vollends entschieden. Wer nicht wie er auf raschem Hengste davon jagen konnte, fiel gefangen in der Sieger Hand. Sechs und siebenzig Edeln, Rittern und Knechten wurde dieses Loos zu Theil. Unter diesen waren: Herr Siegebert, Graf von Werde, Landgraf des Untern-Elsaßes; der Freiherr von Hüneburg, des Bischofs Marschall; Herr Eberhard mit noch zwei andern Herren von Andlau; eben so drei Herren von Landsberg; Herr Wilhelm Beger, der bischöfliche Vizedom, und mit ihm Herr Albrecht Beger und Herr Rudolf der Houwemesser (Haumesser), alle drei Ritter; Herr Heinrich von Hausbergen; Herr Friederich von Offenheim; Herr Walther und Herr Heinrich von Warnsperg; Herr Wilhelm Mülich; Herr Ulrich von Girbaden, wahrscheinlich des auf der Seite Straßburgs fechtenden Burkarts Bruder; Herr Konrad von Lampertheim, genannt der Zürner und Herr Johannes von Lampertheim; Herr Symunt von Hohenburg; Herr Kuno von Scharrach; Herr Wernher der Stampf; Herr Dietherich und Herr Wernher von Baldeburne (Balbronn); Herr Hug der Walch; Herr Berthold von Werde, des Burggrafen von Werde und des erschlagenen Johannes Bruder; Herr Burkart, Herrn Knebelins Sohn von Torolsheim (Dorlisheim); Herr

Dietherich von Königsheim; Herr Gonz und Herr Volkmar von Stille; Herr Heinrich Durlander und Herr Walther, Herrn Nibelungs Sohn; Herr Hug der Turnebolder; Herr Erbe Keßeler; Herr Kuno von Butenheim und sein gleichnamiger Sohn, wahrscheinlich des erschlagenen Johannes Vater und Bruder; Herr Johannes von Wildesperg; Herr Kuno der Ronber (Räuber); Herr Wernher von Augurte (Neugartheim); Herr Hesse von Geispolsheim; Herr Friederich Stange; Herr Rudolf von Türdenheim, der beiden erschlagenen Uszellin oder Visilline Bruder; Herr Peter von Barrstett; Herr Burkart von Gynebret (Gimbret); Herr Albrecht von Bermolsheim; Herr Remich von Rodesheim (Rosheim); Herr Walther Flesche; Herr Otto der Kember; Herr Wernher von Nothalden; Herr Konrad von Schuttern, und noch viele andere Landesherren und Edle. Mit äußerster Mühe nur gelang es Herrn Heinrichen von Geroldseck, den Herren von Lichtenberg, den Herren von Razenhausen und den Uebrigen, sich zu zu retten durch hastige Flucht.

Groß war die Zahl der Todten unter den nicht Adelichen und dem geringen Volke. Mehr denn dreizehnhundert sollen gefallen sein. Die meisten verbluteten unter den Pfeilen der Straßburgischen Schützen.

Als die Berittenen, welche dem Bischof bis auf den Hügel hinauf nachgesetzet hatten, ihrem vergeblichen Bemühen entsagend auf die Wahlstatt zurückkamen, war Alles längst vollendet. Bereits hatte das gemeine Volk die Körper der erschlagenen Edeln ihrer Rüstungen und

Kleider beraubt, und entblöset lagen die Leichname umher auf dem blutigen Felde.

Schwer verwundet in dem Antlitze war der tapfere Landvogt gesunken mit seinem Schlachtrosse, im Augenblicke wo die Andern davon jagten in ungestümer, unaufhaltsamer Flucht. So lag er da, der Arme, hülflos und verlassen, als die Sieger die Gefallenen auszogen und die Wahlstatt plünderten. Da lockte des Landvogts reiche Rüstung auch der Plünderer Einen herbei, der, eifrig nach Beute spähend, sich alsogleich dazu anschickte, sich des Geschmeides und der Waffen des Ritters zu bemächtigen. Noch aber war das Leben nicht völlig entflohen aus dem sich verblutenden Landvogte. Mühsam richtete Herr Herrmann sich etwas empor, und redete den Bürger an mit flehender, gebrochener Stimme, um Hülfe bittend und um Rettung. „Ach! hilf mir!“ — sprach er, — und bringe mich an einen sichern Ort.... ich will dich hoch begaben!“ — „„Wer bist du?““ fragte der Bürger den durch seine Wunden und das Blut, womit er über und über bedeckt war, unkenntlich gewordenen Ritter. — „Herr Herrmann bin ich von Geroldseck, der Landvogt, des Bischofs Bruder....“, antwortete mit schwacher, erlöschender Stimme der Verwundete, und legte sich ermattend zurück auf die Seite. Roh aber und höhnend erwiederte der Bürger: „„Da bist du mir der Rechte eben! Eher wollte ich im Augenblicke sterben als dich am Leben lassen!““ .... und grausam und erbarmungslos stieß er somit dem Hülflosen das Schwert in die Brust. — Eiligst sodann löste er ihm vollends den Ritterhelm ab, nahm das

Kettenhemd und die übrigen Waffen, und als er sah, daß des Reisigen beide Hände reich mit gold'nen Ringen und Edelsteinen geschmücket waren, und er diese nicht schnell genug von den erstarrten Fingern ziehen konnte, schlug er dem Todten beide Hände ab, steckte hastig die blutigen Rümpfe in den Busen und eilte davon, nachdem er, wie von Vorwürfen über die eigene Schandthat gepeinigt und um dieselbe zu verbergen, den Ermordeten etwas mit Erde bedecket und noch zwei andere Leichname zu ihm hingeworfen hatte.

Auf der Sieger Seite, — so erzählet der gleichzeitige und so wiederholen es nach ihm sämmtliche spätere Chronikschreiber — auf der Bürger Seite verlor Niemand das Leben in dem Streite. Ein Einziger, fügen sie hinzu, ein Metzger, Namens Bilgerin, den vielleicht der Muth allzuweit geführet haben mochte, wurde durch die Fliehenden mit fortgerissen und elendiglich zu Geispolsheim niedergemetzelt, als die Bischöflichen dort den Tod ihrer Freunde und Waffenbrüder erfuhren.

Mit gerechtem Stolze erzählet ferner Ellenhards Bericht, daß die Bürger alleine für sich und durch eigene Tapferkeit diesen glänzenden Sieg erfochten, indem Rudolf von Habsburg und die übrigen Grafen Straßburg längst verlassen hatten. Von sämmtlichen Verbündeten und Söldnern der Stadt hatte Niemand Theil genommen an der Schlacht außer Herrn Otto von Ochsenstein, Herrn Burkart von Hohenstein und Herrn Walther von Girbaden.

Freudestrahlend zogen die Sieger der Stadt zu. Vor sich her führten sie die gefangenen Edeln, deren

Hände ſie mit den Seilen gebunden, welche dieſe, in ihrem frevlen Uebermuthe, mit ſich gebracht hatten, um die Vornehmern unter den Städtern damit zu knebeln und die Geringern zu erhenken.

Von allen Kirchthürmen herab ſchallte ihnen feierliches Glockengeläute entgegen, als ſie zur Stadt hineinzogen. Stürmiſcher, jubelnder Zuruf und herzliches Beglückwünſchen empfing ſie in allen Straßen, von Seiten der Zurückgebliebenen, die mit Angſt und Beben den Ausgang der entſcheidenden Schlacht abgewartet hatten. Dem Dome zu ging der Zug, und in der Kirche angelangt, ſanken die ſiegreichen Krieger auf die Knie und dankten voller Inbrunſt Gott und der hohen Beſchützerin der Stadt und der Kirche für den Sieg und die Rettung.

Draußen auf der blutgetränkten Wahlſtatt lagen nackt und verſtümmelt die Erſchlagenen. Als die Nacht gekommen war, kehrten ihre Freunde zurück auf das Schlachtfeld und erhoben die theuern Leichname; zu Dorlisheim wurden die meiſten unter großem Jammer und Weinen begraben. Des Landvogts Körper, der durch die Wunden und Verſtümmelungen unkenntlich geworden war, und den man deswegen für denjenigen eines Bürgers von Straßburg nahm, wurde nebſt mehrern andern Leichnamen in eine Grube geworfen. Späterhin erſt, nachdem trotz des Biſchofs und des Rathes eifrigſten Nachforſchungen, der von dem Erſtern gefangen gewähnte Landvogt nirgends, weder innerhalb noch außerhalb der Stadt, aufgefunden werden konnte, gedachten die Aeußeren der in jene Grube geworfenen Leichname. Die Kör-

per wurden wieder ausgegraben, und in dem einen erkannte Walther, an einer alten, vernarbten Wunde und an andern Kennzeichen, den vielgeliebten Bruder, den er sodann in tiefer Trauer und mit großen Ehren in der Johanniter Kirche bei Dorlisheim, vor dem Fronaltare im Chor beisetzen ließ.

So erzählet der alte Chronikschreiber, nach des langen Ellenhards und anderer Tapfern Aussage, die mitgefechten hatten in den Feldern vor Hausbergen um Freiheit und Unabhängigkeit der Vaterstadt, den Hergang dieser in Straßburgs Geschichte unvergeßlichen und unvergleichlichen Heldenschlacht.

Noch war kein Jahr verflossen seit seiner Niederlage; da sank Walther, von Vorwürfen und vom Grame aufgerieben, in das Grab. Er starb am Schürtage 12. Februar 1263 und wurde bei den Johannitern, seinen Ordensbrüdern, neben seinem Bruder, dem Landvogte, der mit so vielen andern für ihn in den Tod gegangen war, beigesetzet.

Bis zu seinem Ende hatte der Krieg fortgedauert, trotz der zu mehreren Malen getroffenen Waffenstillstände, und obgleich Walther bereits ein Mal, mit wundem Herzen, zur Versöhnung mit der Stadt sich entschlossen hatte.

Sogleich nach Walthers Tod warben die Stiftsherren um Frieden und schlossen solchen mit der Stadt, also daß der Schaden auf beiden Seiten aufgehoben und der Krieg und die Mishelle durch gänzliche Ver-

söhnung beendiget sein sollten. Also kehrten sie sammt der übrigen Geistlichkeit in die Stadt zurück, wo ihre Höfe seit zwei Jahren öde und verwüstet gestanden hatten. Dies war, wie der alte Chronikschreiber bemerkt, all ihr Gewinn.

Auf der Bürger Bitten erwählten sodann die Domherren den Sänger, Herrn Heinrichen von Geroldseck, Walthers Gegner und Straßburgs treu erprobten Freund, zum Bischofe.

Schon vor seiner Erhöhung, am 10. März 1263, hatte der Sänger in einer versiegelten Urkunde die Zusicherung gegeben, daß er, wenn er Bischof würde, die einst mit Walther getroffene Uebereinkunft über die gegenseitigen Rechte und Gewohnheiten des Bisthums und der Stadt, und über andere Punkte noch, welche Walther eingegangen war und versiegelt hatte, treu und unverbrüchlich halten würde. Seinem Versprechen gemäß, bestätigte er sogleich den geschlossenen Frieden und übergab, vereint mit dem Hochstifte und den zwei andern Stiftern zu St. Thomä und Jung-St. Peter, dem Rathe einen Sühnbrief, worin er und jene Stifte der Stadt Rechte anerkannten, so wie Meister und Rath dieselben von Alter hergebracht zu haben erwiesen hatten, und worin zu gleicher Zeit die gegenseitigen Verhältnisse zwischen Stadt und Bisthum auf's Neue bestimmt und erläutert wurden.

Fromm und friedliebend, den Bürgern hold und gewogen, wie Er als Domsänger sich gezeiget hatte, stund Heinrich, während zehn Jahren, dem Bisthume vor, und entschädigte durch seine glückliche Regierung Stadt und

Land für die zwei letzten stürmischen Jahre der Verwaltung seines Vorfahren.

„So," — um nun mit den Worten unseres für Freiheit und Ruhm der alten Vaterstadt glühenden Königshoven zu schließen — „so gewann dieser Krieg und „Streit ein Ende, damit die Bürger erfochten Nutz „und Ehre der Stadt, und Ihnen selbst und allen ihren „Nachkommen große Freiheit und Seligkeit; denn, hätte „der Bischof die Rechte und Freiheiten erobert und er„fochten, die er zu Straßburg zu haben glaubte, so „wäre Straßburg sein eigen geworden und in seiner „Gewalt gewesen, gleich wie Molsheim oder Dachstein; „was jedoch Gott und seine liebe Mutter, die da Pa„tronin ist und Frau Schutzheilige des Münsters und „der Stadt, nicht verhängen wollten, und auch ferner„hin nimmermehr gestatten werden, wie wir Ihnen dies „wohl getrauen. In Gottes Namen, Amen!"

Der

Aktuar Salzmann

und

seine Freunde.

Der Aktuar Salzmann,

Goethe's Freund und Tiſchgenoſſe in Straßburg.

Eine Lebens-Skizze,

nebſt Briefen von Goethe, Lenz, L. Wagner, Michaelis, Huſeland u. A.; zwei ungedruckten Briefen von Goethe an Ch. M. Engelhardt und einem Aufſatze über Werther und Lotte, aus Jeremias Meyer's literariſchem Nachlaſſe.

Herausgegeben

von

Auguſt Stöber,

Profeſſor am Kollegium von Mülhauſen, ordentlichem Mitgliede des Gelehrten-Ausſchuſſes des germaniſchen Muſeums.

Mülhauſen,

Druck und Verlag von J. P. Rißler.

Zu haben in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz.

1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Der Aktuar Salzmann

und seine Freunde.

Einleitung. Biographische Notiz. Briefe an Salzmann von Göthe und von dessen Mutter. Göthe's erster Brief an Friederike. Briefe von Lenz, L. Wagner, Meyer v. Lindau, Michaelis, Huseland u. A.

Mitgetheilt
von
August Stöber.

Die Nachrichten von des Aktuar Salzmann's äußerm Leben sind mir leider so dürftig zugeflossen, daß ich darauf verzichten muß, eine vollständige, seine verschiedenen Alters- und Bildungsstufen verfolgende Schilderung zu geben.[1]) Ich will daher sein Wirken namentlich in einer Zeit auffassen, wo er sich über den bescheidenen Kreis der ihm durch sein menschenfreundliches Amt angewiesen war, zu einer weitern

[1]) Quellen: Göthe's Dichtung und Wahrheit. — Heinrich Stillings Wanderschaft. — Salzmanns Nekrolog von M. Engelhardt. Morgenbl. 1838. — Salzmanns Nachlaß: Aufsätze, Briefe u. dergl., Straßb. Stadtbibl. — Handschriftliche Mittheilungen von den Herren Dr Matter, ehem. General-Inspektor der Universität und der öffentlichen Bibliotheken Frankreichs &c., und Dr Ludwig Schneegans, Archivar und Bibliothekar in Straßburg.

Vorwort.

Die beiden ersten Abtheilungen dieses Büchleins, das sich an des Verfassers frühere Schrift „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim“ anreiht, sind dem Jahrbuche Alsatia entnommen und erscheinen hier für das größere Publikum in besonderem Abdrucke.

Außer ihren Beziehungen auf Salzmann, betreffen sie manche Einzelnheiten über Goethe's Aufenthalt in Straßburg und im Elsaß; sie geben nähere Aufschlüsse über die vorzüglichsten Mitglieder des um den ehrwürdigen Aktuarius geschaarten jüngern Freundeskreises, und gewähren einen tiefern Einblick in das Leben und Treiben derselben, nach ihrem Scheiden aus Straßburg; in ihre Studien und Leistungen und ihre Ansichten über die gleichzeitigen Begebenheiten in Literatur und Politik; auch führen sie manches in Wahrheit und Dichtung nur Angedeutete weiter aus, und sind somit als Ergänzung des, jene Epoche betreffenden Abschnittes, in Goethe's Selbstbiographie zu betrachten.

Das, durch die längstersehnte Herausgabe von Goethe's Briefen an Kestner und seine Familie, neuerwachte Interesse an Werther und Lotte, ließ den Herausgeber keinen Anstand nehmen, als Zugabe, einen kleinen Aufsatz über Werther, nebst einigen Tagebuchblättern über ihn und Lotte folgen zu lassen, die sich in des, im Jahre 1853 verstorbenen, Alt-Pfarrers Jeremias Meyers literarischem Nachlasse vorfanden. Sie mögen, wegen ihres richtigtreffenden Urtheils über den berühmten Roman und die darin handelnden Hauptpersonen, so wie durch den eigenthümlich wehmüthigen Geist, mit dem sie an Ort und Stelle aufgezeichnet wurden, dem Leser nicht unwillkommen sein. Was

in den Angaben irrig oder unvollständig war, habe ich, namentlich aus Kestner's obenberührter Schrift, in einigen Anmerkungen zu berichtigen und zu ergänzen gesucht.

Die S. 12 und 31 ausgesprochene Behauptung, daß Leopold Wagner, von Straßburg, Verfasser des Trauerspiels "die Kindsmörderin", der Typus zum Famulus Wagner im Faust sei, nehme ich hiemit zurück, da der letztere schon im alten Volksbuche vorkömmt. Ueber L. Wagner's Verhältniß zu Goethe und dessen Faust, siehe H. Düntzers trefflichen Kommentar zu Goethe's herrlichster Dichtung, zweite Ausgabe, Leipzig 1854, S. 77. Hier wiederholt jedoch Düntzer denselben Irrthum, in den schon Gervinus, Rinne und andere Literaturhistoriker verfielen, indem sie L. Wagners Todestag als den 4. März 1779 angeben, da doch die gegenwärtige Sammlung noch einen aus Mainz, vom 27. Dezember 1783 datirten Brief Wagners an Salzmann mittheilt.

Mülhausen, im Ober-Elsaß,
12. Hornung 1855.

Der Herausgeber.

I.

Der Aktuar Salzmann

und seine Freunde.

Einleitung. Biographische Notiz. Briefe an Salzmann von Göthe und von dessen Mutter. Göthe's erster Brief an Friederike. Briefe von Lenz, L. Wagner, Meyer v. Lindau, Michaelis, Huseland u. A.

Mitgetheilt
von
August Stöber.

Die Nachrichten von des Aktuar Salzmann's äußerm Leben sind mir leider so dürftig zugeflossen, daß ich darauf verzichten muß, eine vollständige, seine verschiedenen Alters- und Bildungsstufen verfolgende Schilderung zu geben.[1]) Ich will daher sein Wirken namentlich in einer Zeit auffassen, wo er sich über den bescheidenen Kreis der ihm durch sein menschenfreundliches Amt angewiesen war, zu einer weitern

[1]) Quellen: Göthe's Dichtung und Wahrheit. — Heinrich Stillings Wanderschaft. — Salzmanns Nekrolog von M. Engelhardt. Morgenbl. 1838. — Salzmanns Nachlaß: Aufsätze, Briefe u. dergl., Straßb. Stadtbibl. — Handschriftliche Mittheilungen von den Herren Dr Matter, ehem. General-Inspektor der Universität und der öffentlichen Bibliotheken Frankreichs ꝛc., und Dr Ludwig Schneegans, Archivar und Bibliothekar in Straßburg.

Thätigkeit erhebt, die ihn, wenn auch in beschränkterm Maße, zum Vorbereiter und Mitschöpfer einer neuen, in so vielfacher Bedeutung wichtigen Geistesepoche macht.

Diese Zeit fällt etwa neunzehn Jahre vor die französische Revolution, und nur wenige Jahre vor Göthe's, Salzmanns jugendlichen „Herzens-Freundes", erstes Geistesleuchten. Sie ist somit für die ganze nachfolgende Gestaltung im Staatsleben und in der Literatur von Wichtigkeit und zunächst für Straßburg, als dem Orte, an den sich, in letzterem Betrachte, so nachhaltige Entfaltungen knüpfen, höchst interessant.

Zum Verständniß derselben, deren Ursachen, Kämpfe und Resultate, will ich es vorerst versuchen, ein flüchtiges Bild der Zustände Straßburgs und des Elsasses zu entwerfen, welche den siebziger Jahren vorausgiengen: in der Geschichte der Menschheit steht ja nichts abgerissen da; die Begebenheiten der Gegenwart hängen mit denjenigen der Vergangenheit zusammen, wie Ringe derselben Kette; sie sind aber nicht todt sich angeschlossen, sondern haben ein tiefes organisches Leben, wozu jede Epoche ihre Keime gibt und deren Wachsthum und Gedeihen den nachfolgenden zur Pflege übererbt. [1])

Das Elsaß, welches während acht Jahrhunderten ununterbrochen zum deutschen Reiche gehört hatte, kam bekanntlich durch die Beschlüsse des westphälischen Friedens (1648) an die Krone Frankreichs, mit Ausnahme jedoch von Straßburg, welches

[1]) Ich verweise hiebei namentlich auf den trefflichen Aufsatz von Hrn. Departements-Archivar **Louis Spach**, *La ville et l'université de Strasbourg en 1770*, in den *Mémoires du congrès scientifique de France* Strasb. 1842, I, p. 65 u. f., auf Göthe's „Dichtung und Wahrheit", 9tes, 10tes und 11tes Buch, und Strobel's „Geschichte des Elsasses", Bd. V, Fortsetz. von Dr H. Engelhardt.

bis 1681, wo es von Kaiser und Ständen schmählich verlassen, eine freie kaiserliche Reichsstadt geblieben war [1]).

Noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts trat die angestammte deutsche Nationalität in Straßburg immer hervor, und prägte sich fortwährend aus im Festhalten der Sitte, Kleidungsweise, des altüblichen Hausgeräthes, der Sprache. „Wenn ein Fremder um diese Zeit nach Straßburg kam, so hätte er eben so gut glauben können, er befinde sich in Frankfurt oder Mainz, wenn ihn nicht die Uniformen der Garnison daran erinnert hätten, daß er auf französischem Grund und Boden weile [2]).

Der Kampf der beiden Nationalitäten und das allmählige Uebergewicht des französischen Elementes, brach zu Ende der Regierung Ludwigs XV mit mehr Bestimmtheit aus. Die immer zahlreicher ankommenden französischen Beamten brachten französische Sprache, Gewohnheiten, Kleidung mit, welche zuerst von den obern Ständen nachgeahmt wurden, und nur flüchtig und ausnahmsweise die mittlere Bürgerklasse, die überall länger und zäher am Herkömmlichen haftet, berührten. So daß unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution, noch zweierlei Volk in Straßburg wohnte. „Die Mittelklasse der Bürgermädchen, sagt Göthe [3]), behielt noch die aufgebundenen mit einer großen Nadel befestigten Zöpfe bei; nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre; und was das Ange-

[1]) Auch die zehn Reichsstädte: Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberehnheim, Rosheim, Münster im Gregorienthal, Kaisersberg und Thüringheim blieben reichsunmittelbar, jedoch unter französischer Landvogtei, und schworen erst den 10. Jan. 1662 dem Könige von Frankreich den Eid der Treue.

[2]) L. Spach, S. 65.

[3]) Dichtung und Wahrheit, 9tes Buch.

nehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab: denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Costüm zu entfernen nicht erlauben wollten. Die übrigen giengen französisch, und diese Parthie machte jedes Jahr einige Proselyten [1])."

Auch das städtische Regiment und das öffentliche Gerichtsverfahren sollte nach und nach Veränderungen erleiden. Ludwig XIV hatte zwar anscheinlich Straßburg seine alte Verfassung bewahrt; sein Magistrat und sein Kammergericht bestanden fort; aber ein königlicher Kommissär wohnte ihren Sitzungen bei und konnte die Berathschlagungen mit seinem Veto vernichten. Zu dem kam noch, daß die Bewohner Straßburgs von den Beschlüssen des Kammergerichtes an das Obergericht des Elsasses (Conseil souverain d'Alsace) appelliren konnten, wodurch das altstraßburgische, auf deutschem Rechte fußende Gerichtsverfahren dem französischen unterworfen wurde und dieses zuletzt alleingültig blieb. Ein anderer mächtiger Grund dieser Umgestaltung lag aber hauptsächlich auch in den manchfachen Wirrnissen in den städtischen, bischöflichen und adeligen Verwaltungen, deren Rechte seltsam in einander grifsen oder sich kreuzten und oft gegenseitig aufhoben.

Am meisten Selbständigkeit behielt die altehrwürdige, von Kaiser Maximilian II gestiftete Universität, deren Ursprung

[1]) Dazu war ein volles Jahrhundert nöthig gewesen. Den 23. Juni 1685 hatte bereits ein Dekret der Herren Räth und XXI die französische Kleidertracht förmlich anzunehmen geboten, es schließt mit der scharfen Drohung: „Wir ertheilen auch hiermit Unsern Policey-Richtern die Macht und Gewalt, mit Confiscation der Kleydung, und Straff zwantzig Frantzösischer Pfund, so offt darwider gehandelt würd, wider die halßstarrige zu verfahren. Wornach sich männiglich zu richten und vor Schaden zu hüten wissen würd." S. Coste, *Réunion de l'Alsace à la France.* Strasb. 1841, S. 162.

auf die Gründung des Gymnasiums (1538) zurückgeht, um dessen Entstehen die Straßburger Reformatoren Bucer, Capito, Hedio und der erste Rektor desselben, der als Pädagog, Schriftsteller und Diplomat gleichberühmte Johannes Sturm, sich die größten Verdienste erworben hatten.

Im Jahr 1770 wirkten an der durch Maximilian II, aus dem Gymnasium zur Akademie umgeschaffenen, und 1621 durch Ferdinand II zur Universität erhobenen, gelehrten Anstalt, unter dem Vorstand eines Rektors und dreier Scholarchen, etwa zwanzig Professoren. Unter denselben tritt vor Allen Schöpflin[1]) hervor, welcher in seiner Alsatia illustrata und diplomatica die erste feste Grundlage zur Geschichte des Elsasses gab. Er war, obgleich Protestant, von Ludwig XV zum Historiographen Frankreichs und königlichen Rathe ernannt worden, und der bedeutende Einfluß den er durch seine Kenntnisse, seine Umsicht und Rechtlichkeit am Hofe ausübte, kam bei mancher Gelegenheit Straßburg und dem Elsaße zu gut. Neben ihm wirkten zwei jüngere Männer: Koch und Jeremias Oberlin, der Bruder des bekannten Wohlthäters des Steinthals; jener im diplomatisch-historischen Fache, dieser vielfach thätig als fleißiger und sinniger Sammler und Bearbeiter der in den vogesischen Thälern gesprochenen französischen Volksdialekte und älterer deutscher Schriftsteller des Elsasses, so wie Herausgeber von Scherzens mittelhochdeutschem Glossar, von Ovid, Horaz, Cäsar und Tacitus und anderen literarischen und archäologischen Schriften. Johannes Schweighäuser, der berühmte Hellenist, zog bereits durch kleine akademische Abhandlungen die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich, und Brunck, welcher jedoch der Universität nicht angehörte,

[1]) S. Göthe's warme Schilderung und treffende Charakteristik dieses großen Gelehrten, in Dicht. und Wahrh. 11tes Buch.

bereitete, als Privatgelehrter, ſeine ſchönen Ausgaben von Sophokles, Ariſtophanes, Anakreon und Virgil vor. Hermann legte den Grund zum naturhiſtoriſchen Muſäum, welches nach und nach zu einer der erſten derartigen Anſtalten Europa's heranwächst.

In der Rechtsfakultät ließ ſich, wie natürlich, der Einfluß des franzöſiſchen Geiſtes und Verfahrens zuerſt verſpüren, wiewohl dieſelbe, wenn man Treitlinger ausnimmt, keine hervorragende Lehrkräfte aufzuweiſen hat. Bedeutender waren die mediziniſchen Katheder beſetzt, wo Ehrmann, Spielmann, Lobſtein zahlreiche Zuhörer aus der Nähe und Ferne um ſich her verſammelten. Die theologiſche Fakultät hatte ihren Reuchlin. Bleſſig und Haffner, deren künftige Zierden, waren damals in voller Jugendkraft, und die praktiſchen Theologen, Joh. G. Stuber und Joh. Fried. Oberlin, hatten ihre ſegensreiche Laufbahn bereits geräuſchlos begonnen.

Auſſerhalb der Univerſität ſtanden der berühmte Orgelbauer und fleißige Sammler auf dem topographiſchen und hiſtoriſchen Gebiete des Elſaſſes, Joh. Andreas Silbermann, und der gelehrte, ſinnreiche und unparteiiſche Geſchichtsſchreiber, Abbé Grandidier, Verfaſſer der Geſchichte des Bisthums Straßburg und ſeiner Kathedralkirche, und einer, leider, gleich dieſer, unvollendet gebliebenen Geſchichte des Elſaſſes.

Die bildenden Künſte und die Poeſie waren, wenn man in letzter Hinſicht, Ludw. Heinr. von Nikolay ausnimmt, der kurze Zeit Profeſſor der Logik an der Univerſität war und 1770 als ruſſiſcher Kabinetsſekretär und Bibliothekar nach St. Petersburg zog, und Pfeffel, in Kolmar, ausnimmt, im Elſaſſe ſchlecht vertreten.

Noch reimehämmerten und ſylbenzählten in einem Winkel

der Stadt, unweit des Ritterhauses, die letzten Zunftgenossen des Meistergesangs, die letzten Repräsentanten der poesielosesten Epoche der deutschen Literatur, als der größte deutsche Dichter, in seinem schönsten Jugendfeuer, die Fülle künftiger Geistesthaten in sich tragend, als Göthe, nebst einigen andern talentvollen Jünglingen, in Straßburg erschien, angelockt durch den europäischen Ruf der altehrwürdigen Universität, um seinen juristischen Studien obzuliegen, mehr aber noch, um Eindrücke der Poesie und Kunst zu sammeln, Erfahrungen im Leben und Lieben zu machen, die er später mit der ganzen Schöpfermacht seines Genius in stets überraschendern Gestalten vorführte. Wenn auch nur wenige der leidenschaftlichen Lieder an Friederike, die aus dieser Zeit stammen, später vor Göthe's eigenem künstlerischen Urtheile Bestand hielten, um in seine Werke aufgenommen zu werden, so gehört doch seinem Aufenthalte in Straßburg, der unter, hier zuerst erkanntem, shakspearischen Einflusse gedichtete Götz von Berlichingen an, welcher fast unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Heimat vollendet wurde [1]) und im Jahr 1773 erschien; so wie die erste, schon in frühester Jugend anklingende Idee zum Faust, welche durch das in Straßburg stets beliebte Puppenspiel wieder angeregt wurde. Und wie innig, und mit sichtbarer Vorliebe, mit umständlicherm Verweilen bei einzelnen Scenen, sind nicht jene drei Bücher Dichtung und Wahrheit geschrieben, in welchen er sein Leben in Straßburg und im Elsasse schildert, und aus welchen, selbst mitten in der heitern Darstellung mancher Begebnisse, ein wie heimwehklagendes Gefühl schmerzlicher Rückerinnerung durchtönt. Die Kritik von Arnolds „Pfingstmontag" zeugt endlich von Göthe's genauer

[1]) Noch im Jahr 1771. Siehe den 8ten und 9ten der nachfolgenden Briefe Göthe's an Salzmann und die Note zum 10ten.

Kenntniß der elsäſſiſchen Verhältniſſe und Sprache; ſie verweilt gerne bei dieſen ſtraßburgiſchen Geſtalten die er einſt ſelbſt leibend und lebend geſehn[1]).

Und ſo möge denn Göthe, der Schützling und „Herzensfreund“ Salzmanns, uns natürlich auf den „lieben Aktuarius“ ſelbſt überführen.

Als einen der älteſten bekannten Vorfahren desſelben, finden wir, ſchon im fünfzehnten Jahrhundert, einen Aktuarius Johann Salzmann in Geiſſenberg, von deſſen Nachkommen die Urkunden im Straßburger Stadtarchiv, als bereits im ſechszehnten Jahrhunderte in Straßburg angeſiedelten und angeſtellten Bürgern ſprechen. Ein Enkelsſohn Johann's war ein anderer Johann Salzmann (geb. 1540, geſt. 1626), der als Sekretär des Kleinen Rathes eines hohen Anſehens und bedeutenden Einfluſſes im ſtädtiſchen Regiment genoſſen zu haben ſcheint. Sein Sohn, Johann Rudolf (geb. 1574, geſt. 1656), Doktor und Profeſſor der Medizin, erhielt das Familienwappen vom Ritter Böcklin von Böcklinsau, „Thumpropſt des Primat-Erz-Stiffts in Magdeburg.“ Der berühmte Arzt Johann Rudolf (geb. 13. Oktober 1611, geſt. 31. Mai 1678), zuerſt Aſſeſſor, ſpäter Profeſſor an der mediziniſchen Fakultät, und Balthaſar Friedrich[2]) (geb. 4. Dez. 1612, geſt. 29. Juli 1696),

[1]) Lerſe in Götz von Berlichingen, Wagner im Fauſt, Ottilia in den Wahlverwandtſchaften, ſind, nach Göthe's eigenem Bekenntniſſe, Namen und Perſonen die ſich an ſeinen Aufenthalt im Elſaß knüpfen.

[2]) Von ihm ſtammen ab: Johann Rudolf, im Jahr 1739 als Diakonus an der Neuen Kirche ernannt, ein vorzüglicher Redner, von welchem die Familie noch einige Predigten und andere Schriften beſitzt, und Johann Friedrich Rudolf, Lizentiat der Rechte und Legationsrath des Fürſten von Sachſen-Meiningen, ein Vetter und Zeitgenoſſe unſres Aktuarius und der Großvater des ausgezeichneten Buchdruckers Herrn Guſtav Silbermann. Die Bildniſſe der vier im Texte

der letzte evangelische Pfarrer am Münster, nachher an der Neuen Kirche, waren seine Söhne. Vom ältesten derselben stammt Johann Salzmann ab, Salzdirektor und Licentiat beider Rechte, dessen Sohn Johann, Kaufmann und Assessor des Großen Rathes, der Vater unsres Aktuarius

Johann Daniel Salzmann war. Dieser wurde geboren zu Straßburg den 26. März 1722, und getauft in der Kirche St. Thomä, in deren, jetzt auf dem Stadthause befindlichem Taufregister seine Geburt eingeschrieben steht. Seine Mutter, Anna Barbara Mivill oder Miville, war die Tochter eines angesehenen Bankiers, dessen aus England stammende Familie in Straßburg ansäßig war.

Nachdem Salzmann die ersten Vorkenntnisse in der Schule seiner Pfarrkirche gesammelt, betrat er das Gymnasium, wo er unter Andern zu Mitschülern den edeln Stuber, später Oberlins Vorgänger im Steinthale, hatte, der nur um einen Monat jünger war als er; den ausgezeichneten Chemiker und Direktor des botanischen Gartens, Jakob Reinbold Spielmann und Johann Michael Lorenz, den kenntnißreichen etwas trockenen Historiker, Professor an der Universität.

Wie das Gymnasium damals, unter des gelehrten Lederlins Leitung[1]), beschaffen war, möge uns ein späterer

zuletzt genannten Salzmann, nebst handschriftlichen biographischen Notizen, befinden sich in einer vom sel. Pfarrer Engel, von Kolmar, angelegten, mehrere Foliobände umfassenden Porträt-Sammlung, welche jetzt im Besitze eines Nachkommen desselben ist. Durch Verheirathungen trat die Familie Salzmann in Verbindung mit der Familie des berühmten Theologen Spener, mit den Brackenhoffer, von Türckheim, Caspar von Beyer, Spielmann, Miville, Silbermann, Matter u. A.

[1]) Er war Direktor von 1725 bis 1737 und zugleich auch Professor des Hebräischen und Griechischen an der Universität, ein trefflicher Philolog, dem man eine gute Ausgabe des Aelian verdankt. Straßb. 1713, 8.

Lehrer an demſelben, Stubers Biograph, Profeſſor W. Baum, ſagen: „So wie in allen gelehrten Schulen jener Zeit, war auch hier das regſame Geiſtesgetriebe und die ins Leben eingreifende, auf der Bahn claſſiſcher Bildung voranſchreitende Richtung des aufſtrebenden ſechzehnten Jahrhunderts, zum dürren und geiſtloſen lateiniſchen Schulpedantismus eingeſchrumpft und verknöchert. Lateiniſch in der unterſten, Lateiniſch und Griechiſch in der oberſten Claſſe: eine Vocabel-Wiſſenſchaft, geſchmacklos wie die Kleidung, ſtarr und ſteif wie die Zöpfe der Lehrer. An Ausbildung der Mutterſprache wurde gar nicht gedacht, ja man hätte es einer ſolchen Schule unwürdig geachtet; dürre chronologiſche Tabellen waren die Geſchichte, und dieſe beſchränkte ſich auf Römer und Griechen; von neuerer Geſchichte war kaum eine Spur. Wer den correcteſten lateiniſchen Aufſatz machte oder ſich am geläufigſten ausdrückte, wenn ihm auch alle übrige Geiſtes- oder Herzensbildung abzieng, war der im gewöhnlichen Leben Geachtetſte[1]).“

Salzmann ſammelte hier nun allerdings die nothwendigſten Kenntniſſe, die ihn zu ſeinem ſpätern Fachſtudium, der Jurisprudenz, vorbereiten ſollten; allein für die Bildung des Geſchmacks und des Herzens, welche ihn ſpäter ſo liebenswürdig machte und ſtets einen Kreis von ältern und jüngern Freunden um ihn verſammelte, ward ihm auf dem Gymnaſium nur wenig Nahrung geboten. Dieſe gewährte ihm ſein ſehr gebildeter Vater und deſſen Verwandte, namentlich aber ſeine vielſeitige umſichtig gewählte Lektüre, die ihn bald aus den beengenden Feſſeln eines todten, finſtern Schulpedantismus zur lichten Höhe lebendigen und ſelbſtändigen Denkens und Forſchens erhoben. Und ſo trat er nach und nach mit

[1]) Joh. Georg Stuber u. ſ. w. Straßb. 1846, S. 7 u. 8.

ſtets ſichererm Schritte durch die verſchiedenen Klaſſen der Schule in die oberſte oder Selecta, vor deren Betretung, auch ihm der aus dem fernſten Alterthum herſtammende [1]), im fünfzehnten Jahrhunderte namentlich auf allen deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Schulen übliche Gebrauch des Deponirens, ritus depositionis, nicht erlaſſen wurde.

Bis in die ſiebente Klaſſe hießen die Schüler Beani (Béjaunes [2]), Gelbſchnäbel) und wurden als in den Schulflegeljahren ſtehende, unmündige Knaben behandelt und mit Du angeredet. Beim Uebergang in die Selecta aber, traten ſie in die Reihen der angehenden Studenten und wurden mit dem unedeln, ſteifen Er traktirt. Zuvor mußten ſie, wie ſchon geſagt, deponiren. Dieſer aus mehreren ſymboliſchen Akten beſtehende Ritus war folgender: Sämmtliche der Promotion in die Selecta würdig erfundene Scholaren, erſchienen in grober Kleidung, mit dicken Mützen behauptet, zu deren beiden Seiten Krähenſittige, Hörner und Eſelsohren emporſtanden, vor dem Gymnaſiarchen, einigen Lehrern und dem Pedelle. So wie ihnen nun dieſer ſeltſame Anzug abgelegt wurde, ſo ſollten ſie auch alle Gewohnheiten und Ungezogenheiten des Knabenalters ablegen, und aus den Jahren des Unverſtandes in diejenigen des Verſtandes treten. Hierauf ſchnitt man ihnen die Haare ab, die Zeichen eines wilden Naturzuſtandes; man richtete einen ungeheuern Ohrlöffel gegen ihre Schläfe,

---

[1]) Gregor von Nazianz, im 4. Jahrh. erwähnt bereits einer ähnlichen Sitte welche damals auf der Univerſität von Athen gebräuchlich war. S. *Ritus depositionis*. Argent. 1666, 12, mit der Beſchreibung und Abbildung ſämmtlicher darauf bezüglichen Ceremonien, nebſt einigen Anreden an die Schüler.

[2]) Purification des béjaunes à l'université de Paris. S. **Collin de Plancy**, *Dictionnaire féodal*. Tome I, S. 57 u. 58.

mit dem Bedeuten daß sie sich fürderhin alles eiteln Geschwätzes zu enthalten und ihr Ohr nur weisen und lehrreichen Reden zu leihen hätten. Ein Wildschweinszahn, den man ihnen in den Mund steckte, sollte sie ermahnen, daß sie keine beißende verläumderische Dinge redeten. Man säuberte ihnen die Hände und nahm ihnen die Nägel mit einer Feile ab, damit sie dieselben nicht zu Händeln oder gar zu Diebstahl gebrauchten. Der mit einer Kohle angemalte Bart war das Sinnbild des Uebertritts ins Jünglingsalter. Um sie von aller früherer Rohheit und Unbeholfenheit zu befreien, legte man Hobel, Säge, Art und andere ähnliche Werkzeuge an sie. Ein harmonischer Gesang den sie anstimmten, erinnerte sie an die Eintracht deren sie sich stets befleißen sollten. Nun knieten sie alle nieder und gelobten ihren Obern Gehorsam und Ehrfurcht: legten sich endlich der Länge nach zu Boden, und, nachdem man ihnen die Hörner und Eselsohren abgenommen, standen sie emancipirt, als angehende akademische Bürger auf, denen der Gymnasiarch, als symbolische Weihezeichen, einige Körner Salz, sal sapientiæ, auf die Zunge streute, und einige Züge Wein, vinum lætitiæ, zu trinken gab. Erst im Jahr 1792 wurde diese seltsame Sitte am Gymnasium völlig aufgehoben [1]), deren noch manche unserer ältern Zeitgenossen als einer höchst lästigen Förmlichkeit gedenken.

Aus der Selecta trat Salzmann wohl vorbereitet und mit stets wachsendem Eifer auf die Universität, besuchte die philosophischen und literarischen Vorlesungen, und gieng in die Rechtsfakultät über, wo er nach beendigten Studien den Grad eines Licentiatus utriusque Juris erlangte.

Die mir zu Gebote stehenden Mittheilungen schweigen dar-

[1]) **Strobel**, Histoire du Gymnase protest. de Strasb. 1838, S. 133—135.

über, ob Salzmann noch eine deutsche Universität besuchte, wie dies damals bei Jünglingen von wohlhabenden Familien der Fall war; ob er Paris gesehen, oder sonstige Reisen zur Ausbildung seines Geistes gemacht habe. Jedenfalls aber arbeitete er selbst mit regem Fleiße in verschiedenen Gebieten des Wissens, unter welchen ihn, außer der Jurisprudenz, besonders das Studium der philosophischen Moral, der christlichen Religion, der Aesthetik und der schönen Literatur anzog. Die deutsche Sprache übte er in Rede und Schrift am liebsten; allein auch die französische hatte er sich auf eine für jene Zeit ausgezeichnete Weise angeeignet: „Salzmann, sagt Göthe [1]), drückte sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unstreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher."

Oeffentlich wirkend finden wir den Licentiatus Johann Daniel Salzmann zuerst 1751 in seinem vollendeten neunundzwanzigsten Lebensjahre, wo er „vicariando" das Protokoll bei der Oekonomie-Kammer, während der achtmonatlichen Krankheit des Amtssekretars Licent. Linck, „zur allgemeinen Zufriedenheit sämmtlicher Mitglieder dieser Stube", führte, so daß ihm, jedoch erst in der Sitzung vom 3. Jänner 1753, auf den Antrag des Herrn Fünfzehner Brackenhoffer, eine Gratifikation von fünfzig Pfund oder hundert Gulden Straßburger Währung verabfolgt wurde. Der genannte Herr Fünfzehner berichtet „daß Hr. Lic. Salzmann von Gnädigen Herren geziement vernehmen wolte, ob Höchstdieselben geruhen möchten, demselben, vor seine die Zeit der deß verstorbenen Hrn. Lic. Linken acht Monath durch wehrenden Krankheit, bey disem Protocollo, vicariando, nicht geringe gehabte Mühwaltung,

[1]) Dichtung und Wahrheit, 11tes Buch.

Ein gratiale zu gönnen, worauff nach geschehener Umbfrag Erkant wordten, daß Hr. Lic. Salzmann wegen seinem Fleiß unndt treu geleisten Diensten wehrenter allerzeit so derselbe, dieses officium versehen fünffzig Pfundt pro gratificatione von dem Pfenningthurn sollen bezahlt werden." [1])

Im Jahre 1752 fuhr Salzmann fort an demselben Protokolle zu arbeiten und hatte zudem noch, seit Oktober, die sogenannten „Cantzley Materialien" zu verwalten. Gerne hätten ihn die Herren der Oekonomie-Kammer nach Lincks Absterben schon, zu dessen Nachfolger ernannt; allein, wie es der königliche Prätor selbst in öffentlicher Sitzung, Salzmann gegenüber bedauerte, stand ihnen die „Alternative" im Wege, welche nach königlicher Vorschrift gebot „ein Subjectum Augsburgischer Confession, durch ein katholisches zu ersetzen, und umgekehrt"; nun gehörte eben Linck dem erstern Glaubensbekenntnisse an, weswegen ihm der ebenfalls lutherische Salzmann nicht nachfolgen konnte. Der ehemalige Kanzlei-Oekonom Lic. Behr wurde demnach zum ordentlichen Sekretar erwählt, Salzmann aber ihm als Gehülfe mit dem Titel und der Besoldung (vierhundert Livres) eines Kanzlei-Oekonomen beigegeben. Dieses Amt verwaltete er bis zum 12. August 1753, wo er, von den Herren Räthen und XXI zuerst über zwölf, sodann noch über vier anspruchmachende Candidaten, siegend zum „Vogteyschreiber oder Aktuarius bey Einem Löblichen Vogtergericht" ernannt wurde. Das Protokoll gibt über diese Ernennung folgenden dem neuen Aktuare höchst ehrenvollen Bericht: „Dießemnach wurde, nach gehaltener Umbfrage auff hohen anspruch des Herrn Prætoris Regii de Regemorte und des auff dem obern Bank vorsitzenden Hrn. Stettmeister von Gail

[1]) Protokoll der Oekonomie-Kammer vom Jahre 1752; Stadt-Archiv.

(als welche beede Herren zwar die Tüchtigkeit sämmtlicher in ausschuß gebrachten vier subjectorum angerühmet, jedoch aber beysetzende, daß unter denen selben Hr. Lic. Salzmann, welcher, da er eine geraume Zeith das protocoll bey E.r Löbl. Oeconomie geführt, besondere specimina seiner Erudition probitæt und übrigen guten qualitæten von sich gegeben, also zwar daß die Hrn. Assessores Er. Löbl. Oeconomie mit deßen geleisteten Diensten wohl zufrieden waren, allerdings den Vorzug verdiene) per majora Erkandt wird Hr. Lic. Salzmann zu wiedererseßung der vacirenden Stelle eines Vogteyschreibers ernennet." [1]) Montags darauf, 13. August, schwor er seinen Amtseid, wie dies der Einundzwanziger Schreiber im Protokolle aufgezeichnet: „Hr. Lic. Johann Daniel Salzmann, der den 11ten hujus erwählte Vogteyschreiber, legt einen cörperlichen eydt ab auff seinen von mir abgeleßenen Bestallungsbrieff." [2])

Nachdem Salzmann während zweiundzwanzig Jahren sich als treuen, eifrigen Schutz und Berather der Wittwen und Waisen erzeiget, hielt er „seiner ihme zuzeiten zustoßenden leibes blödigkeiten wegen" den 23. November 1774 um einen Vikar an, der ihm auch, in der Person des von ihm vorgeschlagenen Licent. Franz Gottfried Breßle, den nachfolgenden 5. Dezember, bewilligt wurde und zwar so, daß ihm kein Abtrag an seiner Besoldung geschah. Er verwaltete sein Amt bis zum Anbruch der Revolution, jedenfalls noch bis zu Ende 1790, in welchem Jahre er, den 10. November, vom General-Rathe zum Mitgliede des Straßburger Bureau de paix ernannt wurde, eine Stelle, die so ehrenvoll und ruhig sie auch war, der ins achtundsechzigste Lebensjahr getretene, fleißige und gewissenhafte Mann jedoch ausschlug.

[1]) und [2]) Straßb. Stadt-Archiv.

Das Trockene und Einförmige seiner bescheidenen Aktuarstelle, wußte Salzmann durch den ihm zum Bedürfniß gewordenen Trieb der Menschenbeglückung zu würzen und zu adeln, wobei ihn seine gründlichen Kenntnisse, sein gerader Sinn und seine langjährigen Erfahrungen stets mit Sicherheit leiteten, in so manchen Kämpfen die er für seine Schutzbefohlenen gegen ungerechte und habsüchtige Dränger zu bestehen hatte; „so daß es, wie sein jugendlicher Freund Göthe sagt, keine Familie von der ersten bis zur letzten gab, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre.“ [1]).

Der Umstand daß er unverheirathet geblieben, trug nicht wenig dazu bei, jungen Männern den Zugang bei ihm zu erleichtern; namentlich gilt dieß von den Mitgliedern jener Tischgesellschaft, die uns Göthe in seiner Dichtung und Wahrheit und Jung in Heinrich Stillings Wanderschaft [2]) mit so anziehenden Farben schildern.

Schon zu Anfang der sechziger Jahre, hatte Salzmann eine gelehrte Uebungsgesellschaft [3]) gestiftet, an welcher, ausser den studirenden Jünglingen der Tischgesellschaft, auch andere junge Männer, von des Vorsitzers liebenswürdigem Charakter und vielseitigen Kenntnissen angezogen, Antheil nahmen. Hier wurden nicht nur, durch gemeinschaftliche Geldbeiträge, die neuen Erscheinungen in verschiedenen Gebieten der Literatur angeschafft und von den Mitgliedern gelesen und

---

[1]) Dichtung und Wahrheit, 9tes Buch.

[2]) Das Kosthaus in welchem sie zusammen kamen, lag in der Krämergasse, N° 13. — Salzmann wohnte dem Rathhause, der Pfalz, gegenüber; Göthe, auf dem alten Fischmarkte, No. 80.

[3]) Diese Gesellschaft führte nach und nach verschiedene Namen: Stilling nennt sie Gesellschaft der schönen Wissenschaften, das später von Lenz geführte Protokoll: Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache.

besprochen, sondern auch eigene Arbeiten geliefert und beurtheilt. Niemand war geeigneter jugendliche Gemüther zu leiten als Salzmann. Den minder Begabten, redlich Strebenden, war seine Theilnahme an ihren Versuchen ein aufregender Sporn, während reicher ausgestattete sich leicht überschätzende oder überrennende Geister, oft unbewußt, von ihm in Schranken gehalten wurden. Dabei war er nichts weniger als ein steifer pedantischer magister docens, sondern „ein vermittelnder Obmann, man möchte sagen ein ludi moderator."

Schon seine Herzensgüte, sodann aber seine vielfache Erfahrung und seine richtige Beurtheilung aufstrebender Talente, ließen ihn fremde Ueberzeugung, fremde Ideen, fremde Standpunkte ehren, wenn er sie auch nicht theilte, vorausgesetzt daß sie aus redlichem Streben nach Wahrheit entsprangen. Wie schön sagt er in der Vorrede seiner von Göthe zum Drucke übergebenen Abhandlungen[1]): „Alle Dinge in der Welt haben hundert Seiten und jeder Mensch hat seinen eigenen Standpunkt, woraus er sie betrachtet, folglich kann einer nicht ebenso sehen wie der andere, wenn er nicht in eben den Gesichtspunkt gestellt wird. Allein jedes Ding hat auch seine Haupt- und Mittenseite, welche, wenn wir sie finden, uns den Abglanz des Ganzen in einem Punkte zeiget. Wer diesen findet, ist glücklich, und wer uns dazu verhelfen will, verdient unsern Dank." Diese ächte Humanität des sokratischen Weisen spricht sich noch rührender in folgenden, einer noch ungedruckten Abhandlung entnommenen Worten aus: „Die liebenswürdigste Seite eines jeden Gegen-

[1]) Sie behandeln Gegenstände aus der Religions- und Sittenlehre: 1. Ueber die Wirkungen der Gnade. 2. Ueber die Liebe. 3. Die Rache. 4. Ueber Tugend und Laster. 5. Ueber Gemüthsbewegungen, Neigungen und Leidenschaften. 6. Ueber die Religion. Sie erschienen zu Frankfurt a. M. 1776.

standes den Menschen weisen, ihnen mit Liebe zuvorkommen und sie hernach ihrer freiern Einsicht und eigenen Empfindung überlassen, ist die wohlthätigste Hilfe, die man ihnen leisten kann." Bei solchen Grundsätzen, die sich stets in seinem anregenden und belehrenden Umgange ausprägten, ist sein Einfluß auf jugendliche Talente leicht erklärlich.

Von den frühern Mitgliedern der Uebungsgesellschaft sind nur bekannt: ein Magister Wöldike, der zu Anfang der sechsziger Jahre in Straßburg studirte und später in Kopenhagen angestellt wurde, und O. Fr. Müller, ein ausgezeichneter Naturforscher, Verfasser trefflicher helminthologischer Werke, der den Winter 1763 und einen Theil des Jahres 1764 in Gesellschaft des Grafen Schulin, in Straßburg zubrachte.

Größere Entwicklung scheint der Verein in den siebziger Jahren gewonnen zu haben. Hier finden wir (1770 und 1771) unter Andern: Weyland, Engelbach, Matthieu, Ott, Lerse, Göthe, Jung-Stilling, Lenz, Meyer von Lindau, und als Gast Herder, der in Straßburg seine Preisschrift „Ueber den Ursprung der Sprache" schrieb.

Weyland und Engelbach, aus Buchsweiler, beide Juristen, Göthe's Freunde und Tischgenossen, begleiteten ihn auf der so umständlich geschilderten Reise ins vogesische Gebirge und nach Lothringen; der erstere war es auch, der ihn im Sesenheimer Pfarrhaus einführte, wo er sich gleich am ersten Abende so einheimte und wohin er später den Weg so oftmals ohne Führer fand.

Auf Göthe's Charakter und Lebensweise in Straßburg, übte Salzmann einen bedeutenden Einfluß und bewahrte ihn vor mancher Verirrung. Den im schönsten Jugendfeuer sich aufschwingenden Geist, wußte der sinnige, humane Mentor mit seinem Takte vor Ueberspannung zu bewahren, wobei

er dessen freien Entwicklung und kühnem Aufschwung mit freudiger Ahnung folgte.

Göthe zeigt uns hinwieder in „Dichtung und Wahrheit" Salzmann's Persönlichkeit im schönsten Lichte: „Schon in den Sechzigen[1]), sagt er, unverheirathet, hatte er den Mittagstisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein schönes Vermögen; in seinem Aeußern hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen...." An einer weiter folgenden Stelle bemerkt Göthe, nachdem er die Festlichkeiten beschrieben, welche die Stadt Straßburg gelegentlich der Anwesenheit der Königin Maria Antoinette gab: „Wir überließen uns nunmehr wieder unserm stillen gemächlichen Universitäts- und Gesellschaftsgang, und bei dem letzten blieb Aktuarius Salzmann, unser Tischpräsident, der allgemeine Pädagog. Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Ausschweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt, oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter Allen jedoch war ich derjenige, der sich am meisten an ihn anschloß und er nicht weniger geneigt sich mit mir zu unterhalten, weil er mich manchfaltiger gebildet fand als die übrigen

[1]) Göthe irrt sich; S. zählte damals erst achtundvierzig Jahre.

und nicht so einseitig im Urtheil. Auch richtete ich mich im Aeußern nach ihm, damit er mich für seinen Gesellen und Genossen öffentlich ohne Verlegenheit erklären konnte: denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu seyn scheint, so versah er sie doch auf eine Weise, die ihm zur größten Ehre gereichte."

Hätte Göthe damals den Rathschlägen Salzmanns und dessen jüngerer Freunde Koch und Oberlin gefolgt, so hätte er sich, wie er selbst erzählt, für die akademische Laufbahn entschieden. Sie gedachten ihn „für Geschichte, Staatsrecht, Redekunst, erst nur im Vorübergehn, dann aber entschiedener, zu erwerben. Straßburg selbst bot Vortheile genug." Auch ein anderes Feld eröffneten sie ihm: „Eine Aussicht auf die deutsche Kanzlei in Versailles; der Vorgang von Schöpflin, dessen Verdienst mir freilich unerreichbar schien, sollte zwar nicht zur Nachahmung, doch zur Nacheiferung reizen und vielleicht dadurch ein ähnliches Talent zur Ausbildung gelangen, welches sowohl dem, der sich dessen rühmen dürfte, ersprießlich, als andern, die es für sich zu gebrauchen dächten, nützlich seyn konnte. Diese meine Gönner und Salzmann mit ihnen, legten auf mein Gedächtniß und auf meine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu fassen, einen großen Werth, und suchten hauptsächlich dadurch ihre Absichten und Vorschläge zu motiviren."

Jung-Stilling kam im Herbste des Jahres 1770 ebenfalls nach Straßburg, um gemeinsam mit einem ältern, schon praktischen Arzte, den er in seiner Selbstbiographie Troost nennt, seine Studien auf der weitberühmten medizinischen Fakultät zu vollenden. Beide traten in die Tischgesellschaft und Jung fand in Göthe, Lerse und Lenz theilnehmende Freunde, in Salzmann einen väterlichen Rathgeber und Schutz, der

ihn mit Göthe vor den Neckereien, die sich anfangs manche jüngere Tafelgenossen gegen ihn erlaubten, ernstlich sicherte.[1]) „Noch ein vortrefflicher Straßburger", sagt Jung in Heinrich Stillings Wanderschaft, „saß da zu Tische. Sein Platz war der oberste, und wäre es auch hinter der Thüre gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt nicht ihm eine Lobrede zu halten: es war der Aktuarius Salzmann. Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen, mit dem ächtesten Christenthum verpaart, denken, so denken sie sich einen Salzmann. Göthe und er waren Herzensfreunde." Auch Göthe wurde Jungs Freund und Bruder, wie es beide in ihren Biographien bezeugen. Ueber sein Verhältniß zu ihm sagt Göthe: „Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch solchen, die sich seiner Denkweise nicht abge-

[1]) Dieß geschah gleich bei Stillings Auftreten am gemeinsamen Tische: „Er hatte, wie er erzählt, einen schwarz-braunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutel-Perücken doch auch gerne verbrauchen wollte. Diese hatte er einsmals aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Hr. Waldberg von Wien. Dieser sah ihn an, und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Göthe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und antwortete darauf: „Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde!" — Göthe aber fiel ein, und versetzte: „Probiere erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei? Es ist teufelmäßig einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum Besten zu haben!" — Von dieser Zeit an nahm sich Herr Göthe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!"

neigt erklärten, fand man ihn („den guten Jung") nicht allein redselig, sondern beredt [1]; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das anmuthigste, und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's [2]). Weil er aber in seiner Art sich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll, so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und seine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war und ich dieselbe an meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivetät überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes

---

[1]) Ebenso sagt Jung selbst: „Göthe, Lenz, Lerse und Stilling machten jetzt so einen Zirkel aus, in dem es Jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist. Stilling's Enthusiasmus für die Religion hinderte ihn nicht, auch solche Männer herzlich zu lieben, die freier dachten als er, wenn sie nur keine Spötter waren."

[2]) Göthe's Einfluß auf die drei ersten Theile von Jung's Selbstbiographie (H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft) ist unverkennbar; er nahm das Manuscript mit, als er Jung 1774 in Schönenthal besuchte, und ließ es später, 1777, im Druck erscheinen, ohne Jung's Vorwissen, dem er für den ersten Theil, durch die Post, ein Honorar von 115 Reichsthalern in Gold zuschickte, zu einer Zeit, da Jung eben in größter Geldnoth „seinen himmlischen Fürsorger" um Hülfe anflehte. Stilling's Häusliches Leben, Tübingen 1789, S. 78.

war mir angenehm und seinen Wunderglauben, der ihm wohl zu Statten kam, ließ ich unangetastet. Auch Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach, auf der Seite der vernünftigen oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Charakters und auf einer männlichen Selbständigkeit ruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht ins Trübe, und Schwärmerei, die sie bald in's Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten."

Der bereits erwähnte Franz Lerse, ein treuherziger, biederer, ehrenhafter Charakter, Göthe's besonderer Freund, der ihm in „Dichtung und Wahrheit" und im „Götz von Berlichingen" ein so schönes Denkmal setzte, studirte damals Theologie in Straßburg, trat später, 1774, als Inspektor, an die in Kolmar unter Pfeffel's Leitung blühende Militär-Schule und starb als Leiningischer Hofrath. Pfeffel beklagt seinen frühen Tod in seinem Gedichte an die Nachwelt:

Entflammt von einer heil'gen Gluth,
Die selbst der Priesterhaß nicht störte,
Bestieg ich meinen kleinen Kahn,
Und wenn mir Ungewitter drohten,
So schloß ich fest an den Piloten,
Den sich mein Herz erkohr, mich an.
Ach Gott! auch er ist bei den Todten,
Mein Lerse gieng mir auch voran!

Von den fremden Schützlingen Salzmann's war Lenz derjenige, welcher am längsten im Elsaß blieb. Wir finden ihn zuerst im Sommer 1771 in Straßburg, wohin er einen jungen Edelmann, Herrn von Kleist, begleitete, dem er sodann

nach Fort-Louis und Landau folgte. Er blieb im Elsaß bis ins Frühjahr 1776, wurde Göthe's Freund, und später dessen doppelter Nebenbuhler, in der Poesie und in der Liebe zu Friederike Brion von Sesenheim; gieng aber in beiden Kämpfen unter. Sein Leben und Treiben im Elsasse, so wie einen Theil seiner Briefe an Salzmann, dessen „Alcibiades" er sich nennt und der ihm „sein theurer Sokrates", „sein liebenswürdiger Führer", „sein freundlicher Arzt", oft aber auch ein ernster „Zuchtmeister" war, — habe ich mitgetheilt in dem Büchlein: Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim[1]), auf welches ich, um Wiederholungen zu vermeiden, den Leser verweise. Mehrere Briefe von Lenz an Salzmann, welche mir damals unbekannt waren, sollen in den folgenden Blättern nachgetragen werden.

Lenz erscheint während seines ganzen Aufenthaltes in Straßburg, als eines der eifrigsten Mitglieder der Uebungs-Gesellschaft; und auch wann er augenblicklich abwesend war, blieb er mit derselben in ununterbrochener Berührung: „Wollen Sie meine letzte Uebersetzung aus dem Plautus lesen", schreibt er im August 1772 aus Fort-Louis an Salzmann[2]), "so fodern Sie sie unserm guten Ott ab, denn ich glaube schwerlich, daß sie sobald in der Gesellschaft wird vorgelesen werden. Sie haben mir keine Nachricht gegeben, wie sie mit der letzteren gegenwärtig zufrieden sind. Vernachläßigen Sie diese Pflanzschule Ihrer Vaterstadt nicht, theurer Freund, vielleicht könnten wohlthätige Bäume draus gezogen werden, auf welche

[1]) Basel, bei Schweighauser, 1842. Es enthält eine biographische Notiz über Lenz, Briefe von ihm an Salzmann, einen Aufsatz von Oberlin über Lenzens Aufenthalt im Steinthal; Gedichte von Lenz und Göthe, Göthe's Uebersetzung von Ossians Gesängen an Selma, (mein Eigenthum und aus Friederiken's Nachlaß kommend), ein facsimile von Göthe, und eine Abbildung des Sesenheimer Pfarrhauses.

[2]) S. mein Büchlein über Lenz, S. 56.

Kindeskinder, die sich unter ihrem Schatten freuten, dankbar schnitten: auch Dich hat Er pflanzen helfen. Es sieht noch ziemlich wild und traurig in Ihrer Region aus — aber der erste Mensch ward in den Garten Eden gesetzt um ihn zu bauen."

Zu Göthe's Zeit nahm auch Meyer von Lindau, sowohl an der Mittagstafel als an der Gesellschaft Antheil; Göthe schildert ihn in seinem Leben als einen geistreichen aber etwas muthwilligen Gesellen, der sich durch seine Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit Aller Liebe zu gewinnen wußte. Nachdem er 1771 tüchtige Studien in Straßburg gemacht, zog er nach Wien und später nach London, wo er als einer der berühmtesten Aerzte praktizirte. Er ist der Verfasser der Oper L'aveugle de Palmyre.

In dem noch vorhandenen, zum Theil von Lenz geführten Protokolle der Gesellschaft, vom 2. November 1775 bis zum 9. Jänner 1777, erscheinen ferner als die merkwürdigsten Theilnehmer an derselben: Magister Leypold (geb. zu Straßburg 1730, gest. daselbst als Professor am Gymnasium 1792), ein Schützling Schöpflin's, auf dessen Veranlassung er gelehrte Reisen nach Italien, nach der Schweiz und nach Holland machte; ein gründlicher Philolog und geschmackvoller Dichter, als eifriger Republikaner seine Schüler zu warmer Vaterlandsliebe begeisternd. „Als eines Tages", erzählte mir mein seliger Vater, „das aus zwölf bis vierzehnjährigen Knaben bestehende Bataillon der Enfants de la patrie, zu welchem ich auch gehörte, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen, vor einem Haus in Schiltigheim vorüberzog, in welchem sich Leypold eben befand, trat er freudestrahlend ans Fenster und rief mit lauter Stimme herab: Brav Buben! brav Buben! Es lebe die Republik! Und mit begeisterten Stimmen antworteten wir ihm: Es lebe die Republik! Es lebe unser

Magister Leypold!“ — Er war übrigens ein höchst origineller Charakter, von dem noch jetzt in Straßburg die drolligsten Anekdoten kreisen. In der Gesellschaft las er mehrmals Stücke aus Brant's Narrenschiff vor, die er sodann auf eigenthümliche Weise erklärte und kommentirte. — Dr. Lorenz Blessig, Professor der Theologie (geb. zu Straßburg 1747, gest. 1816), als anregender Lehrer der akademischen Jugend und Kanzelredner ausgezeichnet. Er las unter Anderm, wie das Protokoll sagt, den 30. November 1773, „über die Geschichte der philosophischen Kunstsprache bei den Griechen, eine mit so viel Kenntniß, Witz und philosophischem Scharfsinn ausgearbeitete Abhandlung vor, daß er uns alle auf die Fortsetzung dieser besonders auch für den Endzweck unserer Gesellschaft so wichtigen Schrift in der ungeduldigsten Erwartung gelassen.“ — Dr. Isaak Haffner (geb. zu Straßburg 1751, gest. 1831), zuletzt Dekan der theologischen Fakultät, ein Mann von ausgedehnter Gelehrsamkeit, mit Witz und Scharfsinn reich begabt, dessen Predigten, hinsichtlich der Form, als klassische Muster anerkannt sind. Er war bei seinem schon damals ruhigen, oft kalten Wesen, gerade das Widerspiel des übersprudelnden, feurigen Lenz, der in ihm bei mancher Gelegenheit einen unerbittlichen Gegner fand; namentlich trat er lebhaft gegen Lenzens einseitigen Vorschlag auf, nur solche Bücher anzuschaffen, welche sich auf die Ausbildung der deutschen Sprache beziehen. Seine Arbeiten gehörten beinahe sämmtlich der Kirchengeschichte an.

Zu derselben Zeit erscheinen noch als Mitglieder der Gesellschaft: Johannes von Türkheim, Verfasser einer trefflichen Geschichte von Hessen, in drei Theilen. — Otto, ein Gehülfe des Philologen Brunck, ein Mann von bedeutendem politischem Einflusse, zuletzt französischer Gesandt-

ſchafter in London. — Schönfeld, ein beliebter Komponiſt und launiger Knittelversmacher.— Leopold Wagner (geb. zu Straßburg 1747, geſt. in den achtziger Jahren [1]), ein ächter Stürmer und Dränger, deſſen krampfhafte Muſe mit der Lenziſchen verwandt iſt. Er hat Göthe, wie dieſer in ſeinem Leben erzählt, den Stoff zu ſeiner Tragödie „die Kindsmörderin“ weggenommen, und ſpukt deshalb zur Buße als Famulus Wagner im Fauſt. Das Trauerſpiel las Wagner den 18. Juli 1776, „mit vielem Beifall“, in der Geſellſchaft vor. Er ſchrieb noch ein anderes Stück: „Die Reue nach der That“, 1775, und Gervinus hält ihn auch für den Verfaſſer des kleinen Nachſpiels „Die frohe Frau“.— Durch Matthieu eingeführt, nahm auch der liebenswürdige Graf Louis Ramond von Carbonnières (geb. zu Straßb. 1755, geſt. als Staatsrath 1827) Antheil an der Geſellſchaft, welcher er ſein, wie er es ſelbſt bekennt, unter dem Einfluß von Göthe's Götz von Berlichingen geſchriebenes Drama „La Guerre d'Alsace pendant le grand schisme d'Occident, terminée par la mort du vaillant comte Hugues (d'Eguisheim), surnommé le soldat de St. Pierre, Bâle, 1780, mittheilte, ſo wie ein anderes Drama le Duel und les Dernières aventures du jeune d'Olban, fragment des Amours Alsaciennes, Yverdun, 1777 [2]). Ramond kann als Vorläufer der romantiſchen Schule Frankreichs betrachtet werden. Er ſchloß ſich namentlich an Lenz an, dem die letz-

[1]) Gervinus, Geſch. der deutſchen Lit., IV, S. 581, ſetzt ſein Todesjahr auf 1779. Dies iſt ein Irrthum, denn ein ſpäter mitzutheilender Brief Wagners an Salzmann iſt vom 27. Dez. 1783 aus Mainz datirt.

[2]) Das Protokoll ſagt von dieſen den 21. Dez. 1775 vorgeleſenen Bruchſtücken, daß ſie ſowohl in Anſehung des Plans als der Ausführung, das Gepräge des originellſten und hoffnungvollſten Genies haben.

tere Schrift zugeeignet ist, und mit dem er in seinem Enthusiasmus für Shakespeare sympathisirte.

Noch kommen vor als Mitglieder der Gesellschaft: Lobstein[1]), Magister Fries, Magister Müller, beide Professoren am Gymnasium, Breu, Röderer, ein Freund Lenzens, und Corvinus.

Als Correspondenten finden wir in den genannten Jahren: Hofrath Schlosser aus Emmendingen, Göthe's Schwager und Verfasser des Anti-Pope, und den gelehrten Arzt und Professor der Medizin in Marburg, Christian Friedrich Michaelis, Sohn des bekannten Göttinger Theologen, später auch den Juristen Gottlieb Hufeland aus Danzig.

Salzmann selbst, der allverehrte und allgeliebte Präsident der Gesellschaft, um welchen sich so viele aufblühende Talente Straßburgs und Deutschlands reihten, war einer der thätigsten Theilnehmer an den Arbeiten der Gesellschaft. Sein ganzes Wesen war der Einseitigkeit und dem Pedantismus fremd. Dies beweisen seine verschiedenen Gebieten des Wissens angehörigen Arbeiten, deren Stoffe bald der Moral, bald der Aesthetik und Literatur, bald, der Pädagogik entnommen waren, und sowohl eigene Gedanken, als Uebersetzungen aus dem Französischen und dem Englischen darboten. Auch ein »Klaggedicht auf Lukas Tod« las er den 5. September 1776 vor, und den 5. Dezember desselben Jahres »einen Entwurf der Geschichte der Leberthalischen Bergwerke«. Eine seiner wärmsten und originellsten Abhandlungen, deren Vorlesung von der Gesellschaft mit stets wachsender Theilnahme verfolgt wurde, ist die »über die Rache«. Hier der Schluß derselben:

---

[1]) Er theilte eine tragische Komödie: „Der Prätendent" mit.

»Christus stellt das Gesetz der Liebe auf, wirkt auf unsere wahre Bestimmung hin, gibt uns Anleitung zur allgemeinen Glückseligkeit. . . .

»Er verbietet die Selbstrache. Er will Duldung und Sanftmuth, aber mit Energie verbunden. . . . Die Liebe ist kein schmächtiges, schwaches und immer duldendes Mütterchen; sie muß eine sehr starke Energie und Nachdruck haben, und dieser muß darin bestehen, daß wir alle Hindernisse der besondern und allgemeinen Glückseligkeit einzusehen, zu empfinden und mit mächtigem Arm aus dem Weg zu räumen suchen: solches kann nur selten ohne Schmerzen und unangenehme Empfindungen abgehen, welche wir dabei empfangen und austheilen. Allein unser Geist muß stark genug sein, alles dieses mit gleichem Muth zu ertragen. Wir müssen Helden sein, welche ihre Mitmenschen als ihre Brüder und Freunde betrachten und sich deren Glück als ihr eigenes angelegen sein lassen, mithin alle Ungeheuer, Riesen und Tyrannen zu zerstören suchen. Wir müssen darin der Gottheit ähnlich werden, welche mitten unter den empfindlichsten Plagen, die sie über die Menschen zu ihrer Besserung ausstreuet, durch dieselben im Ganzen ihre ununterbrochene Güte und Wohlthätigkeit empfinden lässet. Auf diese Art wird die wahre Liebe alles dasjenige ausrichten, was Strafe nur sehr unvollkommen und Rache gar nicht ausrichten kann, ohne die nemlichen unglückseligen Folgen zu haben. . . . Wir sollen den Glanz dieses großen Zieles (der allgemeinen und besondern Glückseligkeit) hier von weitem sehen und den Anfang machen, uns demselben zu nähern, die Erreichung desselben ist das Werk der Ewigkeit.«

Die gemeinschaftlichen Studien der Gesellschaftsmitglieder, zur Zeit Göthe's, betrafen sowohl deutsche als französische

Klaſſiker, welche geleſen, beſprochen, kommentirt und verglichen wurden. Durch Herder wurde, zunächſt Göthe, mit dem Landprieſter von Wakefield bekannt, deſſen Geſtalten der begeiſterte Jüngling bald im Seſenheimer Pfarrhauſe verwirklicht zu ſehn glaubte. Hören wir ihn ſelbſt über den Eindruck den er gleich beim erſten Abendeſſen erhielt: »Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich auch ſo ganz leibhaftig in der Wakefield'ſchen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem treffſlichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch Seinesgleichen? Dagegen ſtellte ſich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen iſt, hier in der Gattin dar. Man konnte ſie nicht anſehen, ohne ſie zugleich zu ehren und zu ſcheuen... Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, ſo war ſie doch wohl gebaut, lebhaft und eher heftig; ſie zeigte ſich überall thätig und ging der Mutter in allem an Handen. Friederiken an die Stelle von Primeroſens Sophie zu ſetzen, war nicht ſchwer; denn von jener iſt wenig geſagt, man giebt nur zu, daß ſie liebenswürdig ſei; dieſe war es wirklich... Als nun aber gar zuletzt ein längſt angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn in das Zimmer ſprang und ſich dreiſt zu uns ſetzte, indem er von den Gäſten wenig Notiz nahm, ſo enthielt ich mich kaum auszurufen: Moſes, biſt du auch da!«

Göthe's reger, vielumfaſſender Geiſt beſchäftigte ſich auſſerdem mit Homer, »denn daß Sie's wiſſen«, ſchreibt er aus Seſenheim an Salzmann, »ich habe in der Zeit daß ich hier bin, meine griechiſche Weisheit ſo vermehrt, daß ich faſt den Homer ohne Ueberſetzung leſe.« Zu Homer kam Oſſian, den er mit Friederike las und für ſie ſtellenweiſe überſetzte. Auf Herders Veranlaſſung, ſammelte er auch im

Elsasse alte Volkslieder, die jener in den »Stimmen der Völker« mittheilte, und manches spätere Göthe'sche Lied ist ein Nachklang derselben.

Lenz eiferte für Plautus, den er nach und nach übersetzte und nachahmte, und schwärmte mit Göthe und den übrigen Genossen für Shakespeare. »Will jemand erfahren, was in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden«, sagt Göthe, »der lese den Aufsatz Herders über Shakespeare, in dem Heft von deutscher Art und Kunst; ferner Lenzens Bemerkungen über das Theater, denen eine Uebersetzung von Lowe's labours lost hinzugefügt war. Herder ging in das Tiefere von Shakespeare's Wesen und stellt es herrlich dar; Lenz beträgt sich mehr bilderstürmerisch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters, und will denn eben all und überall nach Shakespeare'scher Weise gehandelt haben.«

Blieb Stillings Bewunderung für den großen Britten mehr passiv, so gesteht er es doch, daß er zum Theil durch Shakespeare »aus der Natur ohne Umwege wieder in die Natur gerieth.« Dagegen gieng für Ramond nichts über Shakespeare; unter Lenzens Einfluß namentlich, wurde er von ihm gelesen und wieder gelesen; Shakespeare's Geist durchdringt alle seine, für jene Zeit, allerdings höchst merkwürdigen französischen Dramen.

Bei diesem Sturm und Drang der ihn umbrausenden Shakespear-seligen Jugend, blieb sich Salzmann immer gleich. Durchaus vorurtheilsfrei, ließ er seine Schützlinge gewähren so lange sie in keine Uebertreibung fielen, goß aber alsobald das frische Quellwasser seines gesunden Urtheils in die sich trübenden wilden Gährungsstoffe, wenn ihm der günstige Augenblick dazu gekommen schien.

Allein nicht nur auf den Geist seiner jungen Freunde übte er seinen heilsamen Einfluß, auch ihre Herzenszustände ließ er sich angelegen sein lassen; und seine lebhafte Theilnahme an ihrem Schicksale, machte ihn zu ihrem Vertrauten und Herzensrathe. Göthe's und Lenzens Briefe an ihn, deren Inhalt sich häufig um die von Beiden geliebte Friederike dreht, zeigen mit welchem Zartsinn und Takt aber auch, besonders was Lenz betrifft, mit welchem Ernst, oft mit welcher Strenge, er dabei verfuhr.

Eine von Salzmann's liebenswürdigsten Charakterseiten, ist seine Liebe zu den Kindern. Da er selbst, unverheirathet, des süßen Vaterglücks entbehren mußte, so versammelte er, zur Winterszeit, jeden Donnerstag Nachmittag, die Kinder seiner Verwandten und Freunde bei sich, bereitete ihnen Spiele, tummelte sich selbst in herzlicher Freude mit ihnen herum, erzählte ihnen Märchen und Geschichten, und brachte ihnen durch Anschauung von Bilderwerken oder physikalischer Experimente, spielend, eine Menge leichtfaßlicher Kenntnisse bei. „Diese Donnerstage beim lieben Aktuar Salzmann waren uns immer ein großer Genuß, auf den wir uns schon die ganze Woche vorher freuten", sagte mir voriges Jahr mein verehrter, vor Kurzem heimgegangener Lehrer, Professor Engelhardt, welchem das Glück zu Theil war, diesen Kinderbesuchen beizuwohnen. Salzmann war es dabei nicht blos um Zerstreuung und Zeitvertreib zu thun, sondern er wirkte ernstlich auf die Kleinen ein, studirte ihre Gemüthsart und verfolgte ihre Geistesentwickelung, um dadurch den Eltern wieder mit Rath und That beistehen zu können.

Die Resultate seiner Beobachtungen schrieb er für sich und Andere nieder; so theilte er der Gesellschaft (18. Juli 1776) einen Aufsatz mit „Von den Fehlern in der Straßburger Kin-

derzucht“ und in seiner gedruckten „Betrachtung über Gemüthsbewegungen, Neigungen und Leidenschaften der Menschen“, sagt er:

„Anstatt daß wir den Kindern blos zur Entwickelung ihres eigenen Verstandes verhelfen sollten, so gewöhnen wir sie, ohne daß wir noch sie es gewahr werden, an andere Führer, welche sich auf den Richterstuhl setzen: nemlich Gedächtniß und Einbildung. . . . In unserer gelehrten und gesitteten Welt wollen wir die Kinder vor der Zeit zur Weisheit anführen; wir haben also nicht Geduld genug, ihren eigenen Erfahrungen und Ueberlegungen abzuwarten, sondern überhäufen ihr Gedächtniß mit fremden Ideen und Urtheilen, wovon sie entweder gar keinen oder doch nur einen dunkeln Begriff haben können; wir gewöhnen sie durch Güte oder Strenge diese ihnen fremde Weisheit an den Platz ihrer eigenen kindischen, aber deutlichen Begriffe stehen zu lassen. So werden sie nach und nach dazu angeführt, daß sie bei herannahendem männlichem Alter das blose Gedächtnißwerk für den Verstand halten, so fest und gewiß, daß die meisten Menschen von diesem Irrthum in ihrem Leben nicht zurückkommen. Eben so gewöhnen wir auch die Kinder an, immer die Vorstellungen ihrer Einbildung, anstatt Vernunft gelten zu lassen. Wir lieben sie zu sehr, als daß wir ihrer natürlichen Munterkeit und Geschäftigkeit auch in den Gelegenheiten, wo eine kleine Gefahr drohet, den Lauf lassen sollten; wir halten sie zur Ruhe und Sittsamkeit an, und wir glauben dabei viel gewonnen zu haben: allein die Einbildung, die treue Gesellin der Unthätigkeit, unterhält indessen den Geist in Bewegung. Sie stellet ihnen die Bilder der Dinge, die schon durch ihre Sinne gefahren sind, als schön oder häßlich, als angenehm oder unangenehm vor, aber nur in der Oberfläche; handelt aber zu schnell, als daß sie ihnen deren wahre und innere

Beſchaffenheit zeigen ſollte. Da nun die Einbildung ſo leicht und von ſich ſelbſt handelt, hingegen zu Urtheilen des Verſtandes Anſtrengung erfordert wird, ſo iſt kein Wunder, daß wir bald gewohnt werden, die Vorſtellungen der erſteren, anſtatt des letzteren gelten zu laſſen und ſie mit einander verwechſeln. Hieraus nun iſt eine gänzliche Abartung des menſchlichen Verſtandes entſtanden, ſo daß kein Menſch zu finden iſt, der nicht unendlich viele Vorurtheile in ſeinen von Jugend hergebrachten Begriffen antreffen könnte, welche aber zum Unglück entweder gar niemalen oder ſo ſpät bemerkt werden, daß wir uns ſchwerlich davon loswinden können."

So war denn Salzmann der Pädagog der Kleinen wie der Großen, und daß er dies auf die ſegenvollſte ſo wie auf die liebenswürdigſte Weiſe war, beweiſt die allgemeine Zuneigung, welche er bei den Kleinen wie bei den Großen fand. Seine zwiſchen Berufsgeſchäften, literariſchen Arbeiten und Studien getheilte Zeit, ließ ihm jedoch auch noch Muße, ſich mit ältern und jüngern Freunden auf kleinen Ausflügen ins Gebirge oder wenigſtens auf Spaziergängen und Gartenbeſuchen in der Nähe der Stadt zu erholen, wobei ihn auch Göthe oftmals begleitete. Eines ſolchen Gartenbeſuches mit ihm, erwähnt Göthe in ſeinem Leben, um eines dabei vorgekommenen ſeltſamen Umſtandes wegen: „Salzmann, ſagt er, hatte viel Bekanntſchaften und überall Zutritt; eine große Annehmlichkeit für ſeinen Begleitenden, beſonders im Sommer, weil man überall in Gärten nah und fern gute Aufnahme, gute Geſellſchaft und Erfriſchung fand, auch zugleich mehr als eine Einladung zu dieſem oder jenem frohen Tage erhielt. In einem ſolchen Falle traf ich Gelegenheit mich einer Familie, die ich erſt zum zweiten Male beſuchte, ſehr ſchnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und ſtellten uns

zur bestimmten Zeit ein. Die Gesellschaft war nicht groß; einige spielten und einige spazierten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tische gehen sollte, sah ich die Wirthin und ihre Schwester lebhaft und wie in einer besondern Verlegenheit mit einander sprechen. Ich begegnete ihnen eben und sagte: Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimnisse einzudringen; vielleicht bin ich aber im Stande einen guten Rath zu geben, oder wohl gar zu dienen. Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage: daß sie nämlich zwölf Personen zu Tische gebeten, und in diesem Augenblick sei ein Verwandter von der Reise zurückgekommen, der nun als der dreizehnte, wo nicht sich selbst, doch gewiß einigen der Gäste ein fatales Memento mori werden würde. Der Sache ist sehr leicht abzuhelfen, versetzte ich: Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir die Entschädigung vorbehalte. Da es Personen von Ansehen und guter Lebensart waren, so wollten sie es keineswegs zugeben, sondern schickten in der Nachbarschaft umher, um den vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geschehen; doch, da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthüre hereinkommen sah, entwischte ich, und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanzenau [1]) hin. Daß mir diese Entsagung reichlich vergolten worden, war wohl eine natürliche Folge."

Einer der Lieblingspunkte zur Vereinigung von Salzmann's jugendlichen Freunden und ihrem Beschützer, war die Plattform des Münsters. Dahin beschieden sie sich oft, verbrachten unter traulichen Gesprächen die schönen Sommerabende, und „begrüßten mit gefüllten Römern die scheidende Sonne", ehe

[1]) Vermuthlich war Göthe's Gedächtniß hier untreu, und es soll „der Ruprechtsau" heißen.

ſie hinter die Höhen des Wasgaus verſank. Auch gleichgeſtimmte Fremde wurden mit in den Kreis der Münſterverehrer gezogen, als deren begeiſtertſten ſich Göthe erwies, und die Straßburger Freunde reiheten ihre Namen den ihrigen bei, welche ſie im Jahr 1776, als ein noch immer fortdauerndes Denkmal ihres ſchönen Zuſammenlebens, im Innern der Pyramide, der Uhr gegenüber, in den Stein hauen ließen. Hier dieſe Inſchrift:

C. & F. COMITES. DE STOLBERG.
GOETHE. SCHLOSSER. KAUF-
MANN. ZIEGLER. LENZ.
WAGNER. V. LINDAV. HERDER.
LAVATER. PFENNINGER.
HAEFELIN. BLESSIG. STOLZ
TOBLER. ROEDERER. BAS-
SAVANT. KAISER. EHRMANN.
M. M. ENGEL. 1776.

Unten an der ſüdöſtlichen Wendeltreppe, auf der Seite der Platteform, im rechten Pfeiler, ſtehn noch, auf zwei verſchiedenen Steinen, folgende Namen: Linton, Göthe. — Lavater, J. Lenz, Röderer, Werner, Caſſelmann, Carl, Lauth, 1778. Nahe bei dieſer erſtern Inſchrift, auf dem Geſimſe der Wendeltreppen, ſteht auch der Name Schiller.

Salzmann ſcheint ſich, trotz ſeines nicht ſehr ſtarken Körperbaues, bis in ſein angehendes Greiſenalter, einer fortdauernden Geſundheit erfreut zu haben. Welcher Art „die ihme zuzeiten zuſtoßende leibes blödigkeit“ war, welche ihn um einen Vikar in ſeinem Amte anſuchen ließ [1]), weiß ich nicht. In

[1]) S. Seite 19.

einem Briefe an seinen Neffen, J. D. Schmid, der damals (Juni 1800) in Frankfurt lebte, sagt Salzmann in Bezug auf seinen Gesundheitszustand: „Wie sehr wünsche ich mir nicht zuweilen Ihre Gegenwart, bester Neffe und Freund, um mich manche sehr unangenehme Empfindungen vergessen zu machen, mit welchen mich die Hypochondrie (deren ich in der Jugend und im Mittelalter von Zeit zu Zeit unterworfen war, die mich aber seit langer Zeit verschont hatte), wieder aufs Neue zu plagen anfängt. Sie werden denken, daß dies eine sehr unschmackhafte Gesellschaft für Sie wäre: und doch würden Sie sich vielleicht hierin irren. Ich habe in meinem langen Leben durch vieles Thun und Leiden die seltene Kunst erlernt, meinen Freunden nur die angenehme Seite meiner Lage zu zeigen und die unangenehme für mich zu behalten." Als er diese Zeilen schrieb, zählte Salzmann schon über achtundsiebzig Jahre. Er hatte sich nach und nach aus der großen Gesellschaft zurückgezogen und lebte im vertrauten Kreise mit seinen Verwandten und jüngern Freunden, denn die ältern waren ihm nach und nach alle vorausgegangen.

Er starb den 20. August 1812, nachdem er das neunzigste Lebensjahr erreicht hatte. An seinem Sarge sprach einer seiner jüngern Freunde, Professer Fritz, damals Direktor des Gymnasiums und Prediger an der Neuen Kirche, einige tiefgefühlte Worte des Dankes, den der Hingeschiedene „christliche Weise und Geistesbruder eines Socrates, Johannes, Gellert und Fenelon" um seine Vaterstadt und um die geistige Bildung so vieler ihm befreundeter und zum Theil so ausgezeichneter Männer, in so hohem Grade verdient hatte.

Die Briefe einiger dieser Männer, mögen dem Leser nun das edle Bild Salzmann's, das ich in diesen Blättern nur schwach und flüchtig andeuten konnte, auf lebendigere Weise vollenden helfen.

1. Briefe von Göthe an Salzmann.

A. Aus Sesenheim.

Adresse : A Monsieur Salzmann, secrétaire de la Chambre des Tutèles, à Strasbourg.

1.

Ich komme, oder nicht, oder — das alles werd ich beſſer wiſſen wenn's vorbey iſt als jezt. Es regnet draußen und drinne, und die garſtigen Winde von Abend raſcheln in den Nebblättern vorm Fenſter, und meine animula vagula iſt wie's Wetter-Hähngen drüben auf dem Kirchthurm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obſchon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen iſt. Punctum. Meines Wiſſens iſt das das erſte auf dieſer Seite. Es iſt ſchwer gute Perioden, und Punkte zu ſeiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punctum, und es iſt kein Wunder wenn ich Mädgen-Natur annehme.

Doch lern ich ſchön griechiſch; denn daß Sies wiſſen, ich habe in der Zeit daß ich hier bin meine griechiſche Weisheit ſo vermehrt, daß ich faſt den Homer ohne Ueberſezung leſe.

Und dann bin ich 4 Wochen älter, Sie wiſſen daß das viel bei mir geſagt iſt, nicht weil ich viel ſondern vi les thue.

Behüt mir Gott meine lieben Eltern,
Behüt mir Gott meine liebe Schweſter,
Behüt mir Gott meinen lieben Aktuarius,
Und alle fromme Herzen.
Amen!

Goethe.

2.

An Salzmann.

Nun wäre es wohl bald Zeit daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lange nicht gesehen habe.

Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume dein r Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten nach denen du dich sehnteſt? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden. Als Knab pflanzte ich ein Kirschbäumgen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude es blühen zu sehen, ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüthe und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen eh ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr warens die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Meelthau; und doch wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz ich doch wieder Kirschbäumgen; troz allen Unglücksfällen gibts noch so viel Obst, daß man satt wird. Ich weiß noch eine schöne Geschichte von einem Rosenheckchen, die meinem seligen Großvater passirt ist, und die wohl etwas erbaulicher als die Kirschbaumshistorie, die ich nicht anfangen mag, weil es schon spät ist.

Machen Sie sich auf ein abentheuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher begreifen könnte, gefaßt.

Leben Sie wohl und wenn Sie mich bald wieder sehen wollen, so schicken Sie mir einen Wechsel mich auszulösen, denn ich habe mich hier festgesessen.

Im Ernste seyn Sie so gut und geben Sie der Ueberbringerin eine Louisdor mit, ich hatte mich auf so lange Zeit nicht gefaßt gemacht. Sie schreiben mir doch, da sind Sie so gut und stecken sie in den Brief und binden es der Trägerin wohl ein. Adieu lieber Mann, verzeihen Sie mir alles.

Ihr Goethe.

3.

Unserm Herrn Gott zu Ehren geh ich diesmal nicht aus der Stelle; und weil ich Sie so lang nicht sehen werde, denk ich, ist es gut wenn du schreibst wie dir's geht. Nun gehts freilich so ziemlich gut, der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell, die Kleine fährt fort traurig krank zu seyn, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, und leider nicht recti, die mit mir herum geht. Doch ist's immer Land. Ach, wenn alles wäre wie's seyn sollte, so wären Sie auch da. Schreiben Sie mir doch auf den Freitag. Und wenn Sie mir wollten eine Schachtel mit 2 Pfunden gutem Zuckerbeckerwesen (Sie verstehen besser was Maidle*) gern essen) packen lassen und mit schicken, so würden Sie zu süßern Mäulern An-

*) Auch in Dichtung und Wahrheit läßt Göthe manchmal scherzweise elsäßische Ausdrücke und Formen mitunterlaufen.

laß geben, als wir seit einiger Zeit zu sehen gewöhnt sind.

Getanzt hab ich und die Aelteste, Pfingstmontags, von zwei Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an einem fort, ausser einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reschwoog [1]) hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da giengs wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser.

Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken.

Und doch wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles.

Wer darf sagen ich bin der unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind.

Adieu! Lieben Sie mich. Sie sollen bald wieder von mir hören.

Goethe.

4.

Mittewoch Nachts.

Ein paar Worte ist doch noch immer mehr als nichts. Hier sitz ich zwischen Thür und Angel. Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilfft wenigstens was zu helfen ist, nicht gerechnet—

Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin

[1]) Großes Dorf an der Rheinstraße, zwischen Sesenheim und Beinheim.

manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unsrer Glückseligkeit so unentbehrlich ist, und die mancher Professor der Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt. Adieu. Adieu. Ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen für's Zuckerdings danken und Ihnen sagen daß ich Sie liebe.

Goethe.

5.

Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung. Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut Ihnen zu sagen daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen wozu es bestimmt war [1]).

Leben Sie vergnügt bis ich Sie wieder sehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!

B. Aus Frankfurt am Main.

6.

Lieber Mann,

Der Pedell hat schon Antwort [2]): Nein! der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Cärimoniel wegge-

[1]) Der Brief ist auf ein Stück Hülle geschrieben, welche die Zuckerwaare umschloß.

[2]) Göthe's Promotion als Licentiat hatte den 6. August 1771 statt.

rechnet, iſt mirs vergangen Doktor zu ſeyn. Ich hab ſo ſatt

gefunden. Er hatte, dem beſondern Wunſche ſeines Vaters gemäß, eine größere Diſſertation zu ſchreiben, bei der Fakultät den erſten Theil einer Arbeit eingereicht, in welcher er das Thema aufſtellte: „Daß der Geſetzgeber nicht allein berechtigt, ſondern verpflichtet ſey, „einen gewiſſen Cultus feſtzuſetzen, von welchem weder die Geiſtlich„keit noch die Laien ſich losſagen dürften.“ Dieſes Thema hatte er theils hiſtoriſch, theils raiſonnirend ausgeführt, indem er zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden ſeyen, ja daß dieſes ſogar der Fall mit der chriſtlichen ſey. Das Beiſpiel des Proteſtantismus, ſagte er, lag ja ganz nahe. Der Dekan, dem die Arbeit eingereicht wurde, lobte ſie in jeder Hinſicht, allein fand es nicht angemeſſen, ſie zum Gegenſtande einer akademiſchen Diſputation zu machen, und rieth dem Candidaten, an dieſelbe weiter auszuarbeiten und beſonders drucken zu laſſen; für den nächſten Zweck aber lieber Theſes zu ſchreiben und über dieſelbe zu diſputiren. Dies geſchah, und Göthe ſchrieb 56 lateiniſche Sätze, die weit aus einander gedruckt nur zwölf Seiten füllten, was ſeinen Vater nicht wenig ungehalten auf ihn machte. Dicht. und Wahrh., Dritter Theil, Eilftes Buch. — Das Exemplar der Theſen, welches Göthe Salzmann übergeben, befindet ſich noch in deſſen Nachlaß. Obiger Brief weiſt die von der Fakultät gemachte Zumuthung, Göthe möge nun auch noch in Straßburg doktoriren, auf eine launige Weiſe zurück.

Nachfolgender Brief an Engelbach, den A. Schöll (Briefe und Aufſätze von Göthe, a. d. Jahren 1766 — 1786, Weimar 1846) mittheilt, bezieht ſich auf ein vorläufiges Examen, das Göthe ſchon im September 1770 gemacht hatte, und auf die Vorarbeiten zu ſeiner größern Diſſertation.

Den 10. Sept. (17) 70.

„Jeder hat doch ſeine Reihe in der Welt wie im Schönerarität„kaſten. Iſt der Kaiſer mit der Armee vorübergezogen, ſchau ſie, guck ſie, da kommt ſich der Pabſt mit ſeiner Kläriſey. Nun hab ich meine Rolle in der Kapitelſtube (*) auch ausgeſpielt. Hierbei kommen Ihre Manuſcripte, die mir artige Dienſte geleiſtet haben.

„Wie Sie leben vermuth ich. Bei mir iſt alles ut supra. Im B.

(*) Ein Saal im Themanum, dem alten Univerſitätsgebäude, in welchem früher alle Examina ſtatt fanden und noch jetzt diejenigen der theologiſchen Fakultät gehalten werden.

am Lizentieren, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Teutschland haben beide Gradus gleichen Wehrt.

Ich danke Ihnen für Ihre Vorsorge, wollten Sie das mit einem Höflichkeitssäftgen Herrn Professor andeuten, würden Sie eine Nach-Post bringen, so viel als eine Gelegenheitsvisite. Fahren Sie fort mich zu lieben und an mich zu denken. Der arme O—ferul jammert mich. Er war eine treue Seele.

Goethe.

7.

Lieber Herr Aktuarius.

Ihr Zettelchen hat mir die Freude gemacht, Ihre Hand mich in Frankfurt sehen zu lassen. Hier sehen Sie meine, und eine Versicherung daß ich Sie liebe. Mit den Kupfern verlassen Sie sich auf Ihr Gesicht. Wenn die Zeichnung gustös ist, und der Stich schön schwarz, so ist alles gut; es sind zween Cahiers, etwan Eins von 6—8 Blättern, Papillon oder Papiller invenit. Schicken Sie es der guten Friederike, mit oder ohne ein Zettelchen wie Sie wollen. Was ich mache ist nichts! Desto schlimmer! Wie gewöhnlich mehr gedacht als gethan; deßwegen wird auch nicht viel aus mir werden. Wenn ich was vor mich bringen werde, sollen Sie's erfahren.

Empfehlen Sie mich u. s. w.

Dem Herrn Silbermann[1]), wenn Sie ihn sehen, viel

(Brien'schen) Hause fährt man fort angenehm zu seyn. Der A. und ich, wir werden uns ehestens copuliren lassen. Der ganze Tisch grüßt Sie. Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen und ich poßle par compagnie an meiner Disputation. Leben Sie glücklich. Erinnern Sie sich meiner, erinnern Sie auch meine Freunde, daß ich noch bin, und euch lieb habe."

[1]) Wahrscheinlich Johann Andreas S. (geb. 1712, gest. 1783),

Grüße von meinetwegen. Bitten Sie ihn um eine flüchtige Copie des Münsterfundaments. Und seyn Sie so gut, unter der Hand zu fragen, ob, und wie man zu einer Copie des großen Risses kommen könnte.

Ich bin Ihr alter
Goethe.

8.

An Salzmann.

Sie kennen mich so gut, und doch wett ich Sie rathen nicht warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft, Sie wissen wie mich dergleichen in ein Cirkelgen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das seyn, Sie wissens lang, und koste was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen worüber Homer und Schäkespear [1]) und alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes [2]), und die viele Arbeit die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe, denn es ist traurig an einem Ort zu leben wo unsre ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, ist's wahr, fühlt sich

der berühmte Orgelbauer und Alterthumsforscher, Verfasser der Lokalgeschichte der Stadt Straßburg, der Beschreibung von Hohenburg oder dem Odilienberge u. s. w.

[1]) Beide Schriftsteller waren G's Lieblingsstudium während seines Aufenthaltes im Elsaß. S. Dicht. u. Wahrh.

[2]) Götz von Berlichingen; s. den nachfolgenden Brief.

meine Seele Essorts die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke die ich in mir selbst fühle auf ein Objekt würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp ich. Wenn's fertig ist sollen Sie's haben, und ich hoff Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edeln Vorfahr (die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle. Dann weiß ich auch Sie lieben ihn auch ein bisgen weil ich ihn bringe.

Sehr einfach wie Sie sehen ist meine Beschäftigung, da meine Praxis noch wohl in Nebenstunden bestritten werden kann. Wie oft wünsch ich Sie um Ihnen ein Stückgen Arbeit zu lesen, und Urteil und Beyfall von Ihnen zu hören. Sonst ist alles um mich herum todt. Wie viel Veränderungen dennoch mit mir diese Monate vorgegangen, können Sie ahnden, da Sie wissen wie viel Papier zum Diarium [1]) meines Kopfes zu einer Woche gehörte.

Frankfurt bleibt das Nest. Nidus wenn Sie wollen. Wohl, um Vögel auszubrüteln, sonst auch figürlich spelunca, ein leidig Loch. Gott helf aus diesem Elend. Amen.

Ich suchte Ihren Brief vom 5. Oktober und fand noch eine Menge die zu beantworten sind. Lieber Mann, meine Freunde müssen mir verzeihen, mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann Athem zu holen, und rückwärts zu sehen, auch ist mirs immer was trauriges, abgerissene Faden in der Einbildungskraft anzuknüpfen.

Hr. Silbermann hat mir das Münsterfundament geschickt. Danken Sie ihm vielmal und versichern Sie ihn aller Ergebenheit die ich seiner sonderbaren Gefälligkeit schuldig bin.

Mit den Rissen mag es anstehen.

[1]) Tagebuch.

Wollten Sie so gütig seyn das Manuscript der Comödia [1]) von O — Ferol oder wer es sonst hat, zurück zu nehmen, (wenn's die Leute nicht mehr brauchen) und unter meiner adresse versiegelt an Hrn. H. zu senden.

Grüßen Sie Lersen und Jungen; ich hab ihre Briefe erhalten. Sie sollen mich lieb behalten.

Viel Empfehlungen u. s. w.

Goethe.

am 28. November 1771.

9.

An Salzmann.

Am 3. Februar 1772.

Berlichingen [2]) und das beygeschlossene habe ich erhalten, es freut mich Ihr Beyfall und ich danke für Ihre Mühe.

[1]) Vermuthlich die Mitschuldigen.

[2]) Daß Göthe eine erste Bearbeitung dieses Stückes bereits in Straßburg, im Jahre 1771, vollendet und einzelnen Freunden mitgetheilt, geht aus folgendem noch ungedruckten Briefe hervor, der sich ebenfalls in Salzmanns Nachlasse vorfindet und die Adresse trägt: „A Monsieur Demars, lieutenant à Neuf-Brisac, avec un paquet." Salzmann bekam, wie es aus dem vorhergehenden Briefe erhellt, erst von Frankfurt aus, Nachricht und später Zusendung davon. „Es ist Sommer lieber Freund und das ist keine Jahreszeit der Vertraulichkeit und Geselligkeit. Das eine lauft da, das andere dort hin, und so ist unsre schöne Sozietät zerfallen, und ich erhalte mit Noth die traurigen Reste... Wann wirst du wieder kommen wohlthätiger Winter, die Wasser befestigen daß wir unsern Schlittschuhtanz wieder anfangen! Wann wirst du unsre Mädchen wieder in die Stuben jagen.... Und dann lieber Demars sollen Sie auch hören wies geht, oder sich verändert und schreiben Sie mir auch. Hier schick ich Ihnen ein Drama meiner Arbeit. Sein Glück muß es unter Soldaten machen. Unter Franzosen, das weis ich nicht. Adieu. Goethe." Und dennoch erschien bereits im Jahr 1780, nach dem eigenen Geständnisse ihres Verfassers, eine gut geschriebene Nachahmung des Götz, unter dem Titel: Guerre d'Alsace, drame historique, vom elsässischen Grafen Ramond, von welchem oben S. 31 die Rede war.

Mit der gelehrten Anzeige hab ich keinen Zusammenhang, als daß ich den Director kenne und hochschätze, und daß ein Mitinteressent mein besonderer Freund ist. Halten Sie sie ja; keine in Deutschland wird ihr in Aufrichtigkeit, eigener Empfindung und Gedanken vortreten. Die Gesellschaft ist ansehnlich und vermehrt sich täglich. So viel davon.

Wollten Sie bei Gelegenheit meinen Violoncellmeister Buschen fragen, ob er die Sonaten für zwei Bässe noch hat, die ich mit ihm spielte, sie ihm abhandeln und bald möglichst mir zuschicken. Ich treib die Kunst etwas stärker als sonst.

Das Diarium meiner übrigen Umstände ist, wie Sie wissen für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen. Inzwischen haben Sie aus dem Drama gesehen, daß die Intentionen meiner Seele dauernder werden, und ich hoffe sie soll sich nach und nach bestimmen. Aussichten erweitern sich täglich und Hindernisse räumen sich weg, daß ich es mit Zuversicht auf diese Füße schieben kann wenn ich nicht fortkomme. Ein Tag mag bei dem andern in die Schule gehen. Denn einmal vor allemal die Minorennität läßt sich nicht überspringen. Leben Sie wohl und denken Sie an mich wenns Ihnen wohl geht. Dem neuen Paar viel Glück! Es hat mir sehr gefreut. Der Frau .... und Herrn und Frau .... und allen Lieben Leuten, ut supra.

Goethe.

10.

Obigem Briefe ist nachfolgender beigefügt:

An Jungen.

Es sieht mit unserer Korrespondenz Scheu aus. Dem Ansehen nach habt ihr mir nichts zu sagen, Du und deine Freunde. Zwar bin ich nach strenger étiquette eine Antwort

schuldig, doch hätt ich nicht gedacht, daß du darnach rechnen würde,st.

Meine Situation ist so verändert, daß die Partikularitäten meines Lebens und Sinnes wenig interessantes für dich haben können. Du hingegen agirst noch auf unsrer ehemals gemeinschaftlichen Scene deine Rolle fort. Wie angenehm, wie nützlich würde mir die Reminiscenz werden! Doch ich kann mir vorstellen wie dies geht.

Grüße mir deine Liebe, und deine Freunde, und schlepp dich durch die Welt wie du kannst.

Goethe.

Du hast noch meine Oper den Mondo alla riversa, gieb sie dem Herrn Aktuarius. Er wird mir's schicken.

11.

An Herrn Aktuarius Salzmann.

Ihre Betrachtungen über die Rache [1]) haben mir viel Freude gemacht. Ich habe Sie so ganz, Ihre Sinnesart und Ton gefunden. Mein Vater hält sie vor allen des Druckes würdig, und ich denke, Sie fahren fort Ihre Gedanken über die merkwürdigsten Gegenstände der Religion und Sittenlehre niederzuschreiben, und geben sie uns dereinst in einem Bändgen. Es war mir als wenn ich mich mit Ihnen selbst unterhielt, und die Klarheit im Ausdruck muß Jedermann einnehmen. Was ich vermißt habe, und gewiß erwartete, weil es so gerade in Ihrem Wege lag, war die Reflexion, daß die Vergebung der Beleidigung, als eine Wohlthat, den Beleidiger verbinden müsse, und also schon direkter Nutzen hervorspringe; was Christus durch feurige Kohlen auf's Haupt sammeln aus-

[1]) Abgedruckt in Salzmanns Moralphilosophischen Abhandlungen.

drückt! Arbeiten Sie ja nichts dergleichen ohne es uns zu kommuniziren.

Die Comödien [1]) belangend geht ja alles nach Wunsch, ein Autor der sich rathen läßt ist eine seltene Erscheinung, und die Herren haben auch meist nicht Unrecht, jeder will sie nach seiner Art zu denken modeln. Also, lieber Freund, hier keine Critik, sondern nur die Seite von der ich's ansehe. Unser Theater, seit Hanswurst [2]) verbannt ist, hat sich aus dem Gott-

---

[1]) Die freie Uebertragung der Komödien des Plautus, von Lenz; S. Tieks Ausg. von Lenzens Gesammelten Schriften, Th. II, S. 1—198; S. 199 u. ff. befinden sich auch dessen Anmerkungen übers Theater, von welchen weiter unten die Rede ist. Die Comödien erschienen zuerst 1774, Frankf. und Leipz. ohne Namen des Verfassers — Lenz schickte zu jener Zeit Göthe alles zu, was er schrieb. „Ich erwiederte sein Vertrauen freundlichst, sagt Göthe, und weil er in seinen Blättern („über Götz von Berlichingen") auf die innigste Verbindung drang .... so theilte ich ihm von nun an alles mit, sowohl das schon Gearbeitete als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuscripte: den Hofmeister, den neuen Mendoza, die Soldaten, Nachbildungen des Plautus, und jene Uebersetzung des englischen Stücks als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater . . . Ich verschaffte ihm zu diesen wie zu seinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses, und zum Ziel einer abentheuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte." Dicht. u. Wahrh. Th. III, 14ter B. — Die Zeit in welcher Lenz am eifrigsten mit Göthe über literarische Gegenstände correspondirte, ist dieselbe in welcher er als dessen Nebenbuhler und vermeintlicher Stellvertreter bei Friederike Brion von Sesenheim auftrat.

[2]) Gottsched hat bekanntlich die Schauspielerin Neuber in Leipzig vermocht, im Jahr 1737, nach der Darstellung einer Reihe regelmäßig componirter Dramen, den Hanswurst öffentlich und feierlich vom Theater zu verbannen. Justus Möser schrieb zur Ehrenrettung desselben seinen Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Comischen, Hamburg 1761.

schedianismus noch nicht losreißen können. Wir haben Sittlichkeit und lange Weile; denn an jeux d'esprit, die bei den Franzosen Zoten und Possen ersetzen, haben wir keinen Sinn, unsre Sozieté: und Charakter bieten auch keine Modele dazu, also ennuyiren wir uns regelmäßig und willkommen wird jeder seyn, der eine Munterkeit, eine Bewegung auf's Theater bringt. Und ich hoffe von dieser Seite werden diese Lustspiele sehr Beyfall haben. Nur wissen Sie um in honette Gesellschaft zu entriren, bedarfs eines Kleids, zugeschnitten nach dem Sinn des Publikums, dem ich mich produziren will, und über dies Röckgen wollen wir rathschlagen. Zuvörderst keine Singularität ohne Zweck. Das ist was gegen die lateinischen Namen spricht[1]). Leander, Leonora sind Geschöpfe mit denen wir schon bekannt sind, wir sehen sie als alte gute Freunde wieder auftreten. Besonders da übrigens das Costüm neu ist, der König in Preußen vorkommt und der Teufel. Bey Gelegenheit des Teufels muß ich meine Gedanken über's Fluchen und Schwören im Drama sagen. Wenn gemeine Leute streiten, ist die Exposition der Gerechtsame sehr kurz, es geht in's Fluchen, Schimpfen und Schlagen über, und der Vorhang fällt zu. Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen, und das sind die beiden Arten die ich dem Drama vergönnen möchte, doch nur als Gewürz, und daß sie nothwendig stehen müssen und sie niemand herausnehmen könnte ohne dem Ausdruck zu schaden. Nun aber die Art von Beteurungsflüchen möcht ich vom Theater ganz verbannen. Im gemeinen Leben sind sie schon lästig und zeugen von einer leeren Seele, wie

[1]) Lenz war darüber mit Göthe einverstanden; sämmtliche Personen der Stücke aus dem Plautus tragen deutsche Namen.

alle Gewohnheitsworte, und im Drama mag es gar leicht für einen Mangel der dialogischen Verbindungsfähigkeit angesehen werden Auch hat der Uebersetzer sie oft hingestellt wo Plautus gar nichts hat. Und das herele kann ich für nichts als unser wahrhaftig nehmen. Sie werden diese Anmerkungen sehr wunderlich finden wenn Sie in meinem Berlichingen auf manchen Schimpf und Fluch treffen werden, davon ich jezt nicht Rechenschaft geben kann. Vielleicht auch werden Sie mir um desto eher recht geben, da Sie sehen es ist nicht edles Gefühl, sondern nur relative Besorgniß um die Aufnahme dieser Stücke.

Das wäre nun also wie Sie sehen sehr weitläufig von Nebensachen gehandelt, und so gut als nichts gesagt. Hier will ich auch nur die Präliminarien unsrer künftigen Rathschlagungen eröfnen. Denn was die innere Ausführung betrifft, wie ich wünsche daß er an einigen Stellen dem Plautus wieder näher, bei andern noch weiter von ihm abrücken möchte, wie der Sprache, dem Ausdruck, dem Ganzen der Scenen an Rundheit nachgeholfen werden könnte; darüber möcht ich mich in kein Detail einlassen. Der Verfasser muß das selbst fühlen, und wenn er mir seine Gedanken über das Ganze mitzutheilen beliebt, will ich auch die meinigen sagen; denn ohne das würd ich in Wind schreiben. Was ihm alsdann an meiner Vorstellungsart beliebt, daß er's in sein Gefühl übertragen kann, und ob er nach einem neu bearbeiteten Gefühl wieder den Muth hat, hier und da umzuarbeiten, das muß der Ausgang lehren. Ich hasse alle Spezialkritik von Stellen und Worten. Ein Kopf, daraus es kam, also ein Ganzes und konsistent in sich, wenn der Arbeiter nur einigermaßen Original ist. Ich kann leiden, wenn meine Freunde eine Arbeit von mir zu Feuer verdammen, umgegossen

oder verbrannt zu werden; aber ſie ſollen mir keine Worte rücken, keine Buchſtaben verſetzen. Nur müſſen wir bedenken, daß wir diesmal mit dem Publikum zu thun haben, und beſonders alles anwenden müſſen den Direktors der Truppen das Ding anſchaulich und gefällig zu machen, welches vorzüglich durch ein äußerlich honnettes Kleid geſchieht. Denn geſpielt machen ſie ihr Glück. Nimmt man aber lebendige Stimmen, Theaterglanz, Carikatur, Aktion und die Herrlichkeit weg, verlieren ſie gar viel; ſelbſt im Original verſetzen uns wenig Scenen in's gemeine Leben; man ſieht überall die Frazzen-Masquen mit denen ſie geſpielt wurden.

So leben Sie denn wohl und antworten Sie bald, ſo lang das Eiſen glüht muß geſchmiedet ſeyn, und wenn wir's bald zu Stande bringen, machen wir uns an was neues. Wär ich nur einen halben Tag unter Ihnen, es ſollte mehr ausgemacht werden, als mit allen Epiſteln. Unterdeſſen iſts auch eine Wohlthat in der Ferne einander umfaſſen und zu lieben wie ich Sie, und es einander ſagen zu können.

Den 6. Merz 73.

Goethe.

12.

Sie haben lange nichts von mir ſelbſt, wohl aber gewiß von Lenz und einigen Freunden allerley von mir gehört. Ich treibe immer das Getreibe; denn Plaut. Comödien fangen an ſich heraus zu machen. Lenz ſoll mir doch ſchreiben. Ich habe was für ihn aufm Herzen.

Wenn Sie das Cremplar Berlichingen noch haben, ſo ſchicken Sies nach Seſſenheim unter Aufſchrift an Mſll...., ohne Vornahmen. Die arme Friederike wird einigermaſſen ſich

getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird [1]). Sollte das Exemplar fort seyn, so besorgen Sie wohl ein anders.

Ich möchte wohl wieder einmal hören wie's Ihnen geht, was das Camin macht u. s. w.

Meine Schwester heurathet nach Carlsruh [2]).

G.

13.

Frankfurt, den 5. Dezember 1774

(Von fremder Hand geschrieben.) Es ist auch wieder Zeit daß Sie einmal geradezu etwas von mir hören, daß ich Ihnen sage es gehe bei mir immer seinen alten Gang. Sie

[1]) In Dichtung und Wahrheit (Th. III, 12tes Buch), macht Göthe hierüber folgendes, mit obiger Stelle übereinstimmendes Bekenntniß: „Zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner Art, abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher wenigen Betrachtungen gewesen seyn.“— Was die „Hülfe bei der Dichtkunst“ und „die poetische Beichte“ betrifft, so war es bei Göthe zum Grundsatz, ja zur Nothwendigkeit geworden, „das was ihn freute oder quälte oder beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit sich abzuschließen.“ So waren schon die Laune der Verliebten und die Mitschuldigen, so die meisten lyrischen Gedichte der frühsten Zeit, entstanden. Auch nach der Abfassung des Werther, seiner eigenen Herzensgeschichte, bei welcher der Tod des jungen Jerusalem nur zufälliges Motiv war, äußert sich Göthe auf ähnliche Weise: „Ich fühlte mich wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu statten gekommen“ Ebend. III, 13.

[2]) J. G. Schlosser, aus Frankfurt, Göthe's Jugendfreund, Verfasser mehrerer trefflicher Schriften aus dem Gebiete der Politik, Geschichte und praktischen Philosophie.

werden etwas gehört und geſehen haben daß ich nicht ganz unfleißig war[1]), und werden künftig hoffentlich noch mehr hören und ſehen. Sie haben nun wieder einen Landsmann von mir um ſich. Wie läßt er ſich an? Ich wette Sie ſind um einen guten Theil beſſer mit ihm zufrieden als mit dem Bruder. Wie ſich Lenz aufführt möcht' ich auch gern von Ihnen hören. Und nun gilt's die Frage ob Ihre moraliſchen Abhandlungen auf Oſtern ſollen gedruckt werden. Ich finde unter meinen Papieren drei: über die Gemüthsbewegungen, Neigungen und Leidenſchaften: über Tugend und Laſter, und über Religion. Wollen Sie nun dieſe erſt zur Durchſicht wieder zurück haben, ſo melden Sie es, ich ſchicke ſie Ihnen mit dem Poſtwagen. Haben Sie noch etwas dergleichen, ſo fügen Sie es dazu und es ſoll ſtracks nach Leipzig[2]). Melden Sie mir zugleich was Sie für Bedingungen gemacht wünſchen. Und ſomit wäre das Büchelgen ſchon ſo gut als fertig und eingebunden. Schreiben Sie mir doch nächſtens und glauben Sie daß es auch keine Sünde wäre, mir öfter zu ſchreiben, als Sie bisher gethan haben, um mich in meinen übrigen Schwärmereien wieder in die glücklichen Gegenden zurück zu ziehen, da wir ſo manche gute Stunde zubrachten.

(Von Göthe ſelbſt geſchrieben.) Behalten Sie mich lieb, fahren Sie fort Anteil an mir und den meinigen zu nehmen und glauben Sie daß ich mich mit aller Wärme in Ihr gelbes Zimmer, an's Camin und zum Silen zurück denke.

Goethe.

---

[1]) Der im ſelben Jahre erſchienene Werther.

[2]) Die Unterhandlungen die Göthe ſchon 1774 mit einer Leipziger Buchhandlung für die Herausgabe von Salzmanns Abhandlungen angeknüpft, blieben ohne Wirkung; dieſelben erſchienen, wie bereits oben angegeben, 1776, in Frankfurt a. M.

11.

Göthe's Mutter an Salzmann.

Frankfurt, den 24. July 1776.

Lieber Herr und Freund! Tausend Dank für Ihr gütiges Andenken an uns, für die überschickte, herrliche Abhandlung. Mein Mann (welcher sich Ihnen gehorsamst empfiehlt) und ich haben die Früchte Ihres Geistes mit Erbauung und Vergnügen durchgelesen. Gott erhalte Sie, Ihren Mitmenschen zum besten, fahren Sie fort, die Geschöpfe Gottes zu belehren, zu bessern, und Ihre Werke werden Ihnen in die Ewigkeit nachfolgen. Bester Mann! dürfen wir Sie nun ersuchen beikommendes Päckgen mit sicherer Gelegenheit nach Marseille zu schicken, damit es von da weiter an unsern Freund Schönborn nach Algier übermacht werden könnte. Sie können sich unmöglich vorstellen, was für Freude der ehrliche Schönborn fühlt, wenn von Zeit zu Zeit etwas von teutschem Grund den Eingang in seine Barbarey findet.

Daß unser Sohn beym Herzog von Weimar als geheimer Legationsrath in Diensten ist, werden Sie längst wissen. Gestern hörten wir sehr viel schönes und gutes von ihm erzählen. Ein Curier vom Herrn Herzog, der in Karlsruh wegen glücklicher Entbindung der jungen Frau Markgräfin seines Hofes Glückwünsche überbringen mußte, kam, als er hier durchgieng, zu uns. Ich bin überzeugt Sie freuen sich unsrer Freuden, Sie, ein so alter Freund und Bekannter vom Doctor, nehmen allen Antheil an seinem Glück, können als Menschenfreund fühlen, wenn der Psalmist sagt: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“ — wie wohl das Eltern thun muß. Gott regiere ihn ferner und lasse ihn in den

Weimarſchen Landen viel Gutes ſtiften, ich bin überzeugt Sie ſagen mit Uns: Amen.

Leben Sie wohl und vergnügt, behalten uns und die uns angehören in gutem freundſchaftlichem Andenken und ſeyn verſichert, daß wir alle (ins beſondere aber ich) mit Grund der Wahrheit uns nennen werden Ihre ganz eignen Freunde.

C. E. Goethe.

Als Anhang:

Göthes erſter Brief an Friederike.

Aus A. Schöll's Briefen und Aufſätzen von Göthe, aus den Jahren 1766 bis 1786. S. 51 u. ff.

Liebe neue Freundin!

(Straßburg), am 13. Oktober (1770).

Ich zweifle nicht Sie ſo zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verſtehe, ſo fand mein Aug im erſten Blick, die Hoffnung zu dieſer Freundſchaft in Ihrem, und für unſere Herzen wollt ich ſchwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, ſollten Sie mir, da ich Sie ſo lieb habe, nicht wieder ein Bischen günſtig ſein?

Liebe, liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu ſagen habe, iſt wohl keine Frage: ob ich aber juſt weiß, warum ich eben jetzo ſchreiben will, und was ich ſchreiben möchte, das iſt ein anderes; ſo viel merk ich an einer gewiſſen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei

Ihnen ſein mögte: und in dem Falle iſt ein Stückchen Papier ſo ein wahrer Troſt, ſo ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur ſein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umſtände unſerer Rückreiſe können Sie ſich ohngefähr vorſtellen, wenn Sie mir beim Abſchiede anſehen konnten, wie leid es mir that; und wenn Sie beobachteten, wie ſehr Weyland nach Hauſe eilte, ſo gern er auch unter andern Umſtänden bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und ſo iſt natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch intereſſant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwiſchen den Meräſten; die Nacht brach herein und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erſchien, ſich um etwas übereilt hätte, ſo würden wir alle Urſache gefunden haben, von der Liebe und Treue unſrer Prinzeſſinnen vollkommen überzeugt zu ſein.

Unterdeſſen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, ſie zu verlieren, beſtändig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beſchwerlichkeiten der Reiſe [illegible]. Und noch? — O, ich mag nichts ſagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erſte Gedanke, den wir hatten, der auch ſchon auf dem Weg unſre Freude geweſen war, endigte ſich in ein Projekt, Sie balde wieder zu ſehen.

Es iſt ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu ſehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich ſind wir mit der Arznei da, und ſagen: Liebes Herzchen, ſei ruhig,

du wirſt nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebſt; ſei ruhig liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwiſchen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann iſt es geſchickt und ſtill wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe ſtatt des Apfels gibt, wovon es nicht eſſen ſollte.

Genug, wir ſind nicht hier, und ſehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre ſüßen Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß, Mamſell, Straßburg iſt mir noch nie ſo leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff ich, es ſoll beſſer werden, wenn die Zeit das Andenken unſrer niedlichen und muthwilligen Luſtbarkeiten ein wenig ausgelöſcht haben wird; wenn ich nicht mehr ſo lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin iſt. Doch ſollte ich das vergeſſen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie ſchreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Eltern; Ihrer lieben Schweſter viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe.

2. Briefe von Lenz an Salzmann.

1.

(Ohne Datum und Ortsangabe; wahrscheinlich Ende Mai 1772 und aus Fort Louis geschrieben; mithin soll dieser Brief vor den ersten der im Lenzbüchlein mitgetheilten zu stehen kommen.).

Theurester Freund!

Sie werden mir ein kleines Stillschweigen zu gut halten, das auf eine Abreise ohne Abschied seltsam genug aussieht. Die gegenwärtige Lage meiner Seele wird mich entschuldigen. Sie kriecht zusammen, wie ein Insekt, das von einem plötzlichen kalten Winde berührt worden. Vielleicht sammelt sie neue Kräfte, oder vielleicht ist dieser Zustand gar Melancholey. Sey er was er wolle, ich befinde mich eben nicht unglücklich dabey, es ist kein Schmerz den ich fühle, sondern bloß Ernst und obschon dieser den (sie) Jüngling so sehr nicht ziemet als den (sie) Mann, so denk ich, ist er auch für jenen unter gewissen Umständen vortheilhaft. Geben Sie mir doch Nachricht von Ihrem Befinden, ändern Sie Ihr sonst so gütiges Zutrauen gegen mich nicht. Meine Umstände können meine Oberfläche zwar ändern, aber der Grund meines Herzens bleibt — Ich beschäftige mich gegenwärtig vorzüglich mit Winkelmanns Geschichte der Kunst, und finde bei ihm Genugthuung. O daß dieser Mann noch lebte! Schaffen Sie sich sein Werk an, wenn Sie einmal auf Verschönerung Ihrer Bibliothek; denken. Wenn seine Sphäre nur nicht von der Art wäre, daß er sich durch einen großen Nebel von Gelehrsamkeit in derselben herumdrehen muß, der den gesetzten

und edlen Flug ſeines großen Geiſtes merklich niederſchlägt. In der Jurisprudenz hab ich nur noch eine kleine Sayte in meiner Seele aufgezogen, und die gibt einen verheukert leiſen Thon. Der waltende Himmel mag wiſſen, in was für eine Form er mich zuletzt noch gießt und was für Münze er auf mich prägt. Der Menſch iſt mit freyen Händen und Füſſen dennoch nur ein tändelndes Kind, wenn er von dem großen Werkmeiſter der die Weltuhr in ſeiner Hand hat, nicht auf ein Plätzchen hingeſtellt wird, wo er ein paar Räder neben ſich in Bewegung ſetzen kann. — Iſt Ihre Abhandlung ſchon vorgeleſen? Und wie haben ſich Ott und Haffner (*) das letztemahl gehalten; ich zähle auf Ihr Urtheil davon.

Ihre weiſen Rathſchläge über einen gewiſſen Artikel meines Herzens, fang ich an mit Ernſt in Ausübung zu ſetzen (**): allein eine Wunde heilt allemahl langſamer, als ſie geſchlagen wird. Und wenn ich die Leidenſchaft überwände, wird doch der ſtille Wunſch ewig nicht aus meinem Herzen gereutet werden, mein Glück, wenn ich irgend eines auf dieſer kleinen Kugel erwarten kann, mit einer Perſohn zu theilen, die es mir allein wird reitzend und wünſchenswerth machen können. Ich habe heut einen dummen Kopf, aber ein gutes und

(*) An Ott, der mit Lenz in genauerm Freundſchaftsverhältniß ſtand, fand dieſer ſtets einen wohlwollenden, aber ernſtlichen Berather und Kritiker; einen etwas ſchärfern jedoch in dem witzigen und gelehrten Haffner, der mit den Lenziſchen Sympathien und Tendenzen nichts weniger als einverſtanden war.

(**) Fromme Vorſätze, die aber, wie die im Lenzbüchlein folgenden Briefe und der nachmalige Seelenzuſtand des unglücklichen Jünglings zur Genüge beweiſen, eben nicht verwirklicht wurden, ſo daß Salzmann ſpäter ſelbſt einſah, daß aller weitere Einſpruch vergeblich ſei.

geruhiges Herz: aus der Fülle dieſes Herzens will ich Ihnen ſagen, daß ich bin

Ihr
unaufhörlich ergebenſter Freund
J. M. R. Lenz.

Am Rande: Von Herrn von Kleiſt(*) ein ganz ergebenſtes Compliment. Wollen Sie ſo gütig ſeyn, mich Ihrer Tiſchgeſellſchaft zu empfehlen, vorzüglich Herrn Leibhold(**) und Hepp.

Nachſchrift. Ich ſehe daß mein guter Ott mich nicht verſteht und durchaus glaubt, wenn ich nicht luſtig bin, müſſe ich unglücklich ſeyn. Benehmen Sie ihm doch dieſes ſchlechte

(*) Ein junger liefländiſcher Edelmann, den Lenz auf die Univerſität Straßburg und auf Reiſen begleitete; er war der jüngere von zwei Brüdern. Göthe theilt über das Verhältniß des Hofmeiſters zu ſeinen Zöglingen folgendes mit:

.... „Man hat ihn (Lenz) mit Liefländiſchen Cavalieren nach Straßburg geſendet, und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron gieng für einige Zeit ins Vaterland zurück, und hinterließ eine Geliebte, an die er feſt geknüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieſes Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen, und das koſtbare Herz ſeinem abweſenden Freunde zu erhalten, beſchloß nun ſelbſt ſich in die Schöne verliebt zu ſtellen, oder, wenn man will, zu verlieben. Er ſetzte dieſe ſeine Theſe mit der hartnäckigſten Anhänglichkeit an das Ideal, das er ſich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, daß er ſo gut als die übrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Deſto beſſer für ihn! Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches deſto länger dauern konnte als ſie es ihm gleichfalls ſpielend erwiederte, ihn bald anzog, bald abſtieß, bald hervorrief, bald hintanſetzte. Man ſey überzeugt, daß wenn er zum Bewußtſeyn kam, wie ihm denn das zuweilen zu geſchehen pflegte, er ſich zu einem ſolchen Fund recht behaglich Glück gewünſcht habe." Dicht. und Wahrh. Th. III, 14tes Buch.

(**) Magiſter Leypold, Profeſſor am Straßburger Gymnaſium; ſ. S. 29.

Zutrauen zu mir, welches mich in der That schamroth machen muß. Der Himmel ist noch nie so strenge gegen mich gewesen, mir grösseren Kummer aufzulegen, als wozu er mir Schultern gegeben, und wenn ich jetzt die feige Memme machte, der Ungedult und Thorheit über die Backen liefen, so verdient ich in Essig eingemacht zu werden, damit ich nicht in putredinem übergienge. Ich fürchte, weil ich an ihn jetzt nicht mehr mit lachendem Munde schreiben kann, sein gar zu gutes und empfindliches Herz wird glauben, ich sey niedergeschlagen und ich bin es doch niemals weniger gewesen als jtzt.

Neulich als ich einige Stunden einsam unter einem Baum gelesen, sah ich unvermuthet eine erschreckliche Schlange ganzeruhig zwei Zoll weit neben mir liegen. Ich flog schneller als ein Blitz davon, und dachte es muß doch noch nicht Zeit für dich seyn — Diese Anekdote schreibe ich meinen Freunden nur darum, damit sie sich in Acht nehmen, unter einem Baum auszuruhen — denn sonst denk ich interessirt sie niemanden als mich.

Ich schick Ihnen zur Ausfüllung einer vegetirenden Stunde nach dem Essen, eine kleine Romanze, die ich in einer eben so leeren Stunde gemacht habe*).

Piramus und Thisbe.

Der junge Piramus in Babel
Hatt in der Wand
Sich nach und nach mit einer heissen Gabel
Ein Loch gebrannt.

Hart an der Wand da schlief sein Liebchen,
Die Thisbe hieß
Und ihr Papa auf ihrem Stübchen
Verderben ließ.

(*) Sie fehlt in Tieks Ausgabe von Lenzens Schriften.

Die Liebe geht ſo wie Geſpenſter
Durch Holz und Stein.
Sie machten ſich ein kleines Fenſter
Für ihre Pein.

Da hieß es, liebſt du mich? da ſchallte:
Wie lieb ich dich!
Sie küßten Stundenlang die Spalte
Und meynten ſich.

Geraumer ward ſie jede Stunde
Und manchen Kuß
Erreichte ſchon von Thisbens Munde
Herr Piramus.

In einer Nacht, da Mond und Sterne
Vom Himmel ſahn,
Da hätten ſie die Wand ſo gerne
Beyſeits gethan.

Ach Thisbe! weint er, ſie zurücke:
Ach Piramus!
Beſteht denn unſer ganzes Glücke
In einem Kuß?

Sie ſprach, ich will mit einer Gabe,
Als wär ich fromm,
Hinaus bei Nacht zu Nini Grabe,
Alsdann ſo komm!

Dies darf mir der Papa nicht wehren,
Dann ſpude dich.
Du wirſt mich eifrig bethen hören,
Und tröſte mich.

Ein Mann ein Wort! Auf einem Beine
Sprang er für Luſt:
Auf Morgen Nacht da küß ich deine
Geliebte Bruſt.

Sie, Opferkuchen bei ſich habend,
Trippt durch den Hayn,
Schneeweiß gekleidt, den andern Abend
Im Mondenſchein.

Da fährt ein Löwe aus den Hecken,
Ganz ungewohnt,
Er brüllt ſo laut: ſie wird vor Schrecken
Bleich wie der Mond.

Ha, zitternd warf ſie mit dem Schleyer
Den Korb ins Graß
Und lief, indem das Ungeheuer
Die Kuchen aß.

Kaum war es fort, ſo mißt ein Knabe
Mit leichtem Schritt
Denſelben Weg zu Nini Grabe —
Der rückwärts tritt,

Als hätt ein Donner ihn erſchoſſen.
Den Löwen weit —
Und weiß im Graſe hingegoſſen
Der Thisbe Kleid. —

Plump fällt er hin im Mondenlichte:
So fällt vom Sturm
Mit unbeholfenem Gewichte
Ein alter Thurm.

O Thisbe, so bewegen leise
Die Lippen sich,
O Thisbe, zu des Löwen Speise
Da schick ich mich.

Zu hören meine treuen Schwüre
Warst du gewohnt;
Sey Zeuge wie ich sie vollführe,
Du falscher Mond!

Die kalte Hand fuhr nach dem Degen
Und dann durchs Herz.
Der Mond fieng an sich zu bewegen
Für Leid und Schmerz.

Ihn suchte Zephir zu erfrischen,
Umsonst bemüht.
Die Vögel sangen aus den Büschen
Sein Todtenlied.

Schnell lauschte Thisbe durch die Blätter
Und sah das Graß,
Wie unter einem Donnerwetter,
Von Purpur naß.

O Gott, wie pochte da so heftig
Ihr kleines Herz!
Das braune Haupthaar ward geschäftig,
Stieg himmelwärts.

Sie flog — hier zieht: ihr blassen Musen,
Den Vorhang zu!
Dahinter ruht sie, Stahl im Busen:
O herbe Ruh!

Der Mond vergaß sie zu bescheinen,
Von Schrecken blind.
Der Himmel selbst fieng an zu weinen
Als wie ein Kind.

Man sagt vom Löwen, sein Gewissen
Hab ihn erschröckt,
Er habe sich zu ihren Füssen
Lang hingestreckt.

O nehmt, was euch ein Beyspiel lehret,
Ihr Alten, wahr!
Nehmt euch in Acht, ihr Alten! störet
Kein liebend Paar.

Auf einem in demselben Briefe liegenden Zettelchen steht folgendes Epigramm:

Man sagt daß keine Frau dem Mann die Herrschaft gönnt;
So nicht Frau Magdelone.
Sie theilt mit ihm das Regiment:
Behält den Zepter nur und lässet ihm die Krone.

2.

Dieser Brief, ohne Datum und Ortsangabe, fällt in den Spätsommer oder Herbst 1772, er ist in Landau abgefaßt und reiht sich natürlich an die Briefe 12 und 13 im Lenzbüchlein.

Hier haben Sie wieder ein Blättgen mit einer Hypothese. Untersuchen Sie sie, halten Sie sie an dem Probierstein der Wahrheit — Der menschliche Verstand muß von der höchsten Wahrscheinlichkeit zur Wahrheit übergehen; ich habe zu dieser schärfern Untersuchung keine Zeit — auch keine Fähigkeit, ich überlasse sie Ihnen. Sie sagten in Ihrem letzten Briefe, Gott

thue alles zu unserer Besserung mittelbar und könne dazu nicht unmittelbar in uns wirken. Ich bin Ihrer Meinung, doch nur in einer gewissen Einschränkung. Sie sollen sie sogleich hören.

Leibnitz, da er den Ursprung des Bösen mit der höchsten Güte Gottes reimen will, hält viel auf diese unmittelbare Einwirkung, oder Einfluß der Gottheit, welchen er eine immerfortwährende Schöpfung nennt. Er vergleicht ihn einem Strom, der seinen Lauf hält, die Freyheit des Menschen aber einem Boot auf diesem Strom, das, je nachdem es schwerer oder leichter beladen, langsamer oder geschwinder auf demselben fortgeht. Da die Sünde eigentlich in einer Privation des Guten besteht und also die Quelle derselben nichts als Trägheit ist, die von unsern Fähigkeiten nicht den gehörigen Gebrauch machen will, so gleicht diese Trägheit der Last oder Schwere des Boots und kann die Schuld warum letzteres nicht so geschwinde fortgeht, nicht dem Strom, sondern dem Boot zugeschrieben werden. Man kann ihm aber, und mich deucht mit Recht, einwenden, warum der Strom nicht mit einer solchen Geschwindigkeit und Kraft fortfliesse, daß er die kleine Schwere des Boots überwinde und aufhebe? und da bleibt bei Zulassung des Bösen von Seiten Gottes immer dieselbe Schwürigkeit. Ich glaube weit sicherer zu gehen, wenn ich mich bei der einmal angenommenen Lehre von der Erhaltung Gottes (welche allerdings wahr ist), an dem Wort Erhaltung halte, und also keine fortwährende Schöpfung unter derselben verstehe. Fortwährend ist freilich ein Begriff, der der Gottheit angemessen ist, allein eine solche Schöpfung nicht. Wenigstens kann sich unser Verstand keine Schöpfung denken, die in Ewigkeit fortgeht, denn Schöpfung ist nach der einmal angenommenen Bedeutung des Wortes, eine Hervorbringung aus Nichts, die nur einen Augenblick

währen könnte, nemlich den, da Gott sprach: Es werde! Bildung dieses Etwas, die kann fortgehen in Ewigkeit, aber nicht die unmittelbare Schöpfung. — Nun hat Gott uns gewollt, das heist er hat uns geschaffen, als freywillige und selbstständige Wesen, versehen mit gewissen Kräften und Fähigkeiten, von denen wir einen Gebrauch machen können, welchen wir wollen, und wenn wir einen Einfluß Gottes in uns annehmen wollen, (welches uns Vernunft und Offenbarung heißet, weil wir abhängige, geschaffene Wesen sind), so ist dieses kein anderer, als der allgemeine, den Gott in die ganze Natur hat, vermöge dessen er nach den ewigen Gesetzen der Natur, die in ihr gelegten Kräfte und Fähigkeiten unterstützt, erhält, daß sie nicht ins vorige Nichts zurückfallen. Wenn wir diese Handlung auch eine Schöpfung nennen wollen, so mag es hingehen, nur muß man alsdann die fortgehende Wirksamkeit Gottes von diesem Begriff absondern. Diese Einwirkung Gottes ist die allgemeine und wird schon in der Bibel, durch den mystischen Ausdruck angezeigt: der Geist Gottes schwebte auf den Wassern. Ich kann diese Stelle nicht anders erklären als: die allerhöchste Kraft Gottes unterstützte die in die Natur gelegten Kräfte, daß sie ihre ihnen beschiedenen Wirkungen hervorbringen konnten. Bei dieser Erklärung bleibt also Gott in Ansehung des Ursprungs des Bösen vollkommen gerechtfertigt. Wir konnten unsere Kräfte gebrauchen oder nicht, in der von ihm gesetzten oder in einer entgegen gesetzten Ordnung gebrauchen; er konnte nicht anders thun, als da er nach seiner Allwissenheit unsern Fall voraussah, ihm durch äussere Mittel zu Hülfe kommen. Hier ist das Geheimniß unsrer Erlösung, das in der That immer ein Geheimniß bleibt und wir ganz zu entziffern uns nicht unterstehen dürfen. So

viel ist aber klar dabey, daß durch die Offenbarung seiner Gnade in Christo Jesu, er nichts anders abzwecken will, als unsere Wiederherstellung in den Stand der Unschuld, welches gleichsam die weisse Tafel ist, welche hernach beschrieben werden soll, und aus diesem in den Stand der Glückseeligkeit, der Aehnlichkeit mit ihm, der höchsten Liebe zu ihm, und der höchsten Freude, die aus der zunehmenden Erkenntniß seiner Vollkommenheiten und der immer näheren Annäherung zu ihm fliesset. Christus redt aber auch von einem Geist Gottes den Er uns senden will, der uns alles vollkommen lehren und unsere Freude vollkommen machen soll, den auch wirklich die Apostel in hohem Maaß empfiengen. Dieses kann nicht anders erklärt werden, als durch eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit, die unseren natürlichen Fähigkeiten — wenn wir sie unermüdet recht anwenden — zu Hülfe kommt, doch allezeit in dem Grade, als es der höchsten Weisheit Gottes und der Uebereinstimmung der von ihm angerichteten Schöpfung angemessen ist. Die Wirkungen dieses Geistes sind vorzüglich: der unerschütterliche Glaube an Gott, als die höchste Liebe (es mögen alle äusserlichen Anscheine auch dem zuwider seyn), an Christum, als den Vermittler dieser Liebe, der sie uns nicht allein kennen gelehrt, sondern auch in gewissem Sinn erworben; hernach eine aus diesem Glauben fliessende Liebe zu Gott, denn wer sollte den nicht lieben, von dem er glaubt, daß er ihn unendlich glücklich machen will und eine geschwinde Fertigkeit, dem von ihm erkannten Willen nach zu leben. Diese Wirkungen des Geistes Gottes müssen wir aber nicht mit Augen sehen wollen, oder darauf warten; sie sind Trost und Belohnung unserer guten Aufführung, auch Aufmunterung dies scheint vorzüglich ihre Absicht), weil die menschliche

Natur so viel Trägheit hat, daß sie in den allerbesten erlangten Fertigkeiten doch wieder müde wird, sie sind das complementum moralitatis und können uns in diesem ganzen Leben dunkel und unerkannt bleiben und uns dennoch ohne unser Wissen, forthelfen und glücklich machen, wie ein unbekannter Wohlthäter, der einem Bettler Speise und Trank reichen läßt, ohne daß er weiß, wo es herkommt; genug er befindet sich wohl dabey und überläßt es der Zukunft ihm seinen Wohlthäter zu zeigen, damit er ihm alsdann den Dank ins Gesicht sagen kann, den er jetzt für ihn in seinem Herzen behält.

Ich gebe diese Hypothese, die noch dazu so roh und undeutlich ausgedrückt worden, als sie in meinem Verstande ausgeheckt ward, Ihnen hin, sie zu bearbeiten, alles zu prüfen und das Beste zu behalten. Wenigstens müssen wir doch suchen in die Ausdrücke der Bibel einen Sinn zu legen, der mit unserm Verstande übereinkommt: Geheimnisse bleiben immer Geheimnisse, doch müssen die Linien unserer Vernunft hineinlauffen und sich hernach drin verlieren, nicht aber eine Meile weit seitwärts vorbeygeführt, hernach mit Gewalt hineingebogen werden, welches eine krumme Linie geben würde.

3.

(Fortsetzung des Vorigen)

Um über eine so wichtige Materie mit der höchsten Aufrichtigkeit zu schreiben, muß ich Ihnen nur sagen, daß ich bey meiner einmal angenommenen Erklärung der Lehre vom Verdienst Christi bleibe, und daß ich mir keine andere denken kann, die mit dem was die Schrift davon sagt und mit dem

was unsere Vernunft von Gott und seinen Eigenschaften erkennt, übereinkommt. Lassen Sie uns sie nur deutlicher machen und Sie werden mir Recht geben.

Was ist das Gute anders, als der gehörige und rechtmäßige Gebrauch, den wir von unsren Fähigkeiten machen? Und das Böse, als der unrechtmäßige übelübereinstimmende Gebrauch dieser Fähigkeiten, der, wie ein verdorbenes Uhrwerk, immer weiter im verkehrten Wege fortgeht; so wie der gute Gebrauch immer weiter in dem graden und richtigen Wege. Wir sind selbstständig — Gott unterstützt die in uns gelegten Kräfte, wie in der ganzen Natur, ohne sie zu lenken — Wir (sey es nun die Schuld einer uns angebohrnen Trägheit, die die Theologen Erbsünde nennen, oder des bösen Beyspiels, welche ich fast eher dafür halten möchte), wir brauchen die Fähigkeiten verkehrt. Gott kommt durch eine ganze Folgenreihe äusserer Mittel (welche ich Gnade nenne und wohin in der Jugend besonders die Taufe und das Wort Gottes zu rechnen), wozu besonders auch die zeitlichen Umstände gehören, in die er uns versetzt.

Wir hören nun, daß ein vollkommener Mensch gelebt hat, durch den sich Gott uns ehemals sichtbar geoffenbart und angekündigt hat; daß, wenn wir den rechten Gebrauch von unsern Fähigkeiten machen wollen, wir schon hier — und in Ewigkeit glücklich oder seelig sein sollen —; wir hören, daß, nach dem Ausdruck der Bibel, alle bisher begangenen Sünden der Menschen auf ihn gelegt worden, daß er sie trägt (was kann dies Anderes heißen, als daß alle üble Folgen der Sünde auf ihn gelenkt worden? Darin bestand sein Leiden) — Wir sollen nur glauben, daß Gott uns um seinetwillen gnädig sey; dies soll uns also nicht mehr beunruhigen, nicht mehr zurückhalten an unserer Besserung mit allen

Kräften unserer Seele zu arbeiten, weil das Alte alles vorbey und wir gleichsam jetzt neue Glieder an einem großen Ganzen sind, wovon der allervollkommenste Jesus das Haupt war (hieher geht eine gewisse geistliche Vereinigung vor, die mir im Abendmahl scheint zum Grunde zu liegen, denn wer wollte alle Geheimnisse der Religion ergründen?)

Also, voilà tout. Wenn wir diese Hülfsmittel alle, die uns die Gnade darbeut, annehmen, bon ça, es soll nicht dabey bleiben; wir sollen einmal einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung fähig werden, die in der Bibel die Sendung des h. Geistes heisset, die uns Gott immer mehr erkennen und lieben lehren wird, die uns, wenn wir dazu reif, zum Anschauen Gottes bringen wird — aber dazu gehört freilich Zeit!

Lenz.

3. Brief von Leopold Wagner an Salzmann.

Mainz, den 27. Dezember 1783.

Ich danke Ihnen für Ihren letzten liebvollen Brief, mein Bester! und für die Versicherung, daß Sie immer mein theilnehmender warmer Freund sind; an einem Ort, wo es vielleicht manche gute Menschen, aber wenig Freunde für mich giebt, können Sie sich vorstellen, wie so was wol thut! Oft giebt mir's Stoff zum Nachdenken, daß ich so von meinen besten Freunden entfernt leben muß. Des Menschen Schicksal — immer Wünsche — und oft mehr Seligkeit in dem Gedanken sie erfüllt zu sehen, als in der Erfüllung selbst. — Ich habe oft bemerkt, daß mir die Zukunft all meine Wünsche, meine Erwartung, meine Hoffnungen mit bunten Farben mahlt, die in der Wirklichkeit meistens verbleichen. — Dies mag Ueberspannung seyn, und ich will Ihre Lehre beherzigen: mich herabzustimmen — wär ich Mahler, so würd' ich meinen Freund Salzmann im Kränzchen am Whistspiel mahlen, und wenn mir dann die Zukunft ihren Zauberkasten wieder vorhielte, geschwind das Gemälde betrachten. Mich freut es herzlich für Matthieu, daß er auf Freyersfüssen geht; ich wolt ich gienge auch darauf, dann es mag wol kein besseres Mittel gegen die Ueberspannung seyn, als der heilige Ehestand, da kömmt man so in seinen ordentlichen Schlendrian, und schlendert dann bis zu seinem seligen Ende fort.

. . . (Nun folgt ein Auftrag.) . . .

Zum neuen Jahr empfangen Sie meine besten Wünsche. Leben Sie wol und vergessen Sie nicht Ihres

treuen Wagner.

4. Briefe an Salzmann von Meyer von Lindau.

1.

Mein wertheſter theureſter Herr Actuarie!

Herr Grauel ſtirbt, Herr Pfarrer Engel verſagt ihm das Himmelreich, Herr Gerhardi nimmt ſeine Rache, und — bittet ab(1). Stoff genug zu einer Tragikomödie! Abt ſoll ſie unter der Impressa des Herrn Sebaſtiani aufführen. Aber was wird Marchand dazu ſagen? Und auf dieſe Weiſe wird mein Aveugle de Palmyre nicht aufgeführt und aufgetiſchet werden. Gedult! Ich ſuche ſchon lange etwas Schönes von Arien zuſammen; ſuchet, ſo werdet ihr finden; ich ſuche und finde nicht. Doch ſagen Sie mir, ob Ihnen Arien aus ernſthaften Opern anſtändiger wären, als aus komiſchen? Was die Muſik betrift, ſo giebt es hier groſſe Leute darinne, nur zu allem Unglück nicht auf meinem Steckenpferd und eine öffentliche Akademie bekommt man ſelten zu hören. Was wird denn dieſen Winter in Straßburg aus der Muſik werden? Wird ſich das Kleeblatt Lobſtein, Vogt, wohllöbliche Schwerdtfeger, und Scoti wieder zu Anführern der Muſik aufwerfen? Die Helena findet ſich wieder in Hofnung von ihrem Marquis. O Corydon! Corydon! quæ te dementia cepit! Nach der Kette, nach welcher unſere Ideen zuſammenhangen ſollen, fällt mir bei Corydon und dementia, der närriſche Göthe

(1) Anſpielung auf Nachrichten aus Straßburg, die ihm Salzmann in ſeinem letzten Briefe gegeben.

ein. Er ist doch wohl wieder in Frankfurth? ich habe schon vor ohngefähr einem Monath einen Brief dahin addressirt.

Wollen Sie meine Lebensart wissen? Wie kann sie anders seyn, als liederlich? Hm! urtheilen Sie nicht vor der Zeit! Unter die Leute gehe ich gar nicht; wenigstens sehr selten. Zu Zeiten mache ich eine kleine Spazierreise, wie ich denn erst ehegestern aus Ungarn von einer derselben zurückgekommen; den übrigen Theil der Zeit bleibe ich zu Hause, studiere Medizin, oder schöne Wissenschaften; geschieht es denn zu Zeiten (und das nun wahrlich nicht selten), daß ich schon in der Frühe auf mein Steckenpferd gerathe, so gallopiere ich den ganzen Tag so weidlich darauf herum, ohne zu denken, ob es meiner Brust behaglich oder nicht, daß meinen Nachbarn die Ohren davon gellen. Glücklich sind Sie also, daß Sie nicht nahe sind bey

Ihrem gehorsamen Diener

J. Meyer, M. D.

Wien 1771, 26 Oktobers.

2.

Mein hochzuverehrender Herr Actuarie!

Da haben Sie schon wieder einen Brief! wo sind ich ein gröſſer Vergnügen, als in der Erlaubniß, Ihnen öfters zuschreiben zu dörfen? Ob aber diese Zuschrift von Ihnen eben so gerne gelesen, als von mir verfertigt wird — dies ist eine andere Frage.

Ja, einen Salzmann in Wien — wie viel angenehmer müßte mir nicht der hiesige Aufenthalt werden? Doch es wird wohl leider ein frommer Wunsch bleiben. Inzwischen ersetzt mir das Schreiben einigermassen das, was ich sonst vergebens

wünsche. Gewiß! der war entweder ein Liebhaber oder ein Freund, der den ersten Brief geschrieben. Ich habe Ihnen, wo ich mich nicht irre, bereits gemeldet, daß ich wenige oder gar keine Gesellschaften besuche. Und die Ursache? — es wird darinne nichts vorgenommen, als gespielt, und meinen in Straßburg so fest genommenen Vorsatz, habe ich bisher noch nicht gebrochen (1). — Ich will Ihnen doch nun auch eine kleine Beschreibung von unsren hiesigen Schauspielen machen. Die deutsche Bühne hat würklich gute Leute, aber sie zu vergöttern — sie über einen Aufresne (2) zu erheben, — o von solchen blinden Anbetern gebe ich keinen ab. Jüngst starb ein junger Mensch, der für das Theater viel versprach, aber kaum war er todt, so giengen schon Gedichte und Reden unter den Leuten herum, die den Verlust, dieses Le Kains und Garriks auf das wehmüthigste bedauerten. Da war kein Kraut, kein Balsam in Gilead zu finden, die diese Wunde heilen konnten. Wien eilte mit eben den Schritten dem Verderben zu, mit denen Straßburg, nach dem gewiß eintreffenden Ausspruch eines Pf. Engels jetzt der Hölle in den Schlund fährt. Die

(1) Salzmann selbst verschmähte es nicht, sich in größern Gesellschaften ein Spielchen zu erlauben. Göthe, der in frühern Jahren und noch bis in den Sommer 1770 ein erklärter Feind des Spiels war (a), erzählt, wie er durch Salzmann [der ihn Whist gelehrt und ihm den Rath gegeben sich ein sonst unantastbares Spielbeutelchen einzurichten], von der Zweckmäßigkeit desselben in gemischten Kreisen überzeugt wurde und dadurch in den besten Zirkeln Straßburgs Eingang fand.

(a) Dies beweist namentlich der Schluß des von A. Schöll (Briefe und Aufsätze von Göthe aus den J. 1776 bis 1786, S. 36) mitgetheilten Briefes Göthe's, überschrieben: „Wunderlicher Mann."

(2) Ein trefflicher französischer Schauspieler, der zur Zeit auch in Straßburg war und gegen die herkömmliche Manier, die Schauspielerkunst der Natur und dem Leben näher zu bringen strebte; Göthe schätzte ihn sehr.

französische Komödie ist, wenn man den Aufresne und die erste Schauspielerinn davon abzieht, so viel als O. Die italiänische Buffoper hingegen hat sehr gute Sujets. Und das Ballet— Das ist auf einen Gipfel erhoben (Dank sey es der Kunst und dem Willen eines Noverre), an den ein Liebhaber einer löblichen Tanzkunst nicht ohne Schwärmerei denken kann.

Noch etwas von unserm Kayser! Es betrifft nur die Oberfläche — denn in das Innere bin ich noch nicht gedrungen. Er ist gemein — höflich — liebt die Gerechtigkeit — und scheint der Duldung nicht abgeneigt, gegen das schöne Geschlecht ist er galant, ohne sich von demselben fesseln zu lassen. Dies ist der Kayser und ich bin Ihr gehorsamster Diener

Wien 1771, 2 Novembers. J. Meyer, D M.

3.

Wien den 31. Weinmonat 1781.

. . . . Im Monat May reiste ich, die Luft zu verändern, die Grillen zu zerstreuen, und meinem Bruder Gesellschaft zu leisten, nach Triest und Venedig. Die unmäßige Hitze des Sommers warf mich und meine Gattin, die sich Ihnen innigst empfielt, krank darnieder. Zwei Monate lagen wir an einem Fieber; endlich befreyten uns, mit Gottes Hülfe, die Arzneyen, die ich verschrieb. Ich konnte keinen Arzt zu Rathe ziehen, die sind äusserst elend in Triest. Und nun bin ich wieder in Wien; könnte auch, kraft einer neuen Verordnung, hier bleiben; allein ich habe mich schon mit Londnern so stark eingelassen, daß ich wohl zu Ende des Winters dahin ziehen werde. Diese Verordnung gereicht dem Kayser als Herrscher, als Weisen, als Christen, zur größten Ehre; und so sehr auch Mönche und Pöbel darüber murren, so wird sie doch ein unzerstörbares Monument der Gnade und der Größe ei-

nes Kayſers bleiben, der, wenn er den Weg verfolgt, den er rühmlichſt eingeſchlagen hat, die Zierde und Luſt der Menſchheit ſeyn wird.

Daß ich Ihrer täglich, auch in meinem Gebet, gedenke; daß mich's kümmert, wenn ich überlege, daß Ihre Geſundheit zerrüttet war, wie ich mich in Straßburg befand, und daß ſie vielleicht noch mehr abnahm; daß ich überzeugt bin, daß Sie ſich in einer Lage befinden wo Sie von den meiſten, theils aus Dummheit, Unwiſſenheit, theils aus Scheelſucht verkannt werden; an dieſem Allem, beſter Freund, weiß ich gewiß, zweifeln Sie nicht. Aber dagegen weiß ich auch, daß Ihre Augen auf's Zukünftige gerichtet ſind, daß Ihr größter Troſt der iſt Gutes, auch öfters unbemerkt, geſtiftet zu haben; auch lohnt Ihnen die Thräne des Empfindenden, des redlichen Herzens mehr als der Beyfall und das Händeklatſchen der Menge.

Gott, die ewige Liebe, ſegne Sie. Ewig bin ich

ganz Ihr

J. Meyer, D. M.

4.

London den 8. Februar 1784.

Theuerſter Freund!

Sollt' ich nicht billig mit einer Entſchuldigung meines langen Stillſchweigens anfangen? Aber erſtens weiß ich nichts vorzubringen, zweytens würd' es nur Papier und Zeit verderben. — Wie oft ich Ihrer dachte, und mich ohne Briefe und Worte mit Ihnen unterhielt darf ich Ihnen nicht erſt ſagen, denn Sie thaten gewiß das nemliche mit mir. — Die zween Danziger waren vor meiner Abreiſe ſehr oft bey mir in Wien, und ich empfieng ſie ſo, wie ich jeden, den mir

mein Salzmann empfiehlt, empfangen werde. Wien verließen wir den 27 April, und in Lindau hielten wir uns einen Monat lang auf; über Frankfurt, Cölln und die Niederlande, war die Reise eine Spazierfarth — kurz, wir kamen nach England, so bequem, als wären wir von Straßburg nach Rappoltsweiler gefahren. Hier möchte ich mir gerne Hütten bauen — deswegen werd' ich mich beym Collegio der Aerzte melden, um als Mitglied aufgenommen zu werden. Dazu wird aber vor dem Examine, die Aufweisung des Diploma so wohl, als ein Attestat erfordert, daß man wenigstens zwei Jahre lang auf einer Universität Collegia medica angehört habe. Das Diploma hab' ich wohl, das Attestat aber dacht' ich niemals nothwendig. Ich ersuche Sie also, theuerster Freund! dem Herrn Professor Lobstein meine gehorsamste Empfehlung, nebst der Anerbietung meiner Dienste in litterärischen und andern Fällen zu vermelden, und ihn in meinem Namen zu bitten, mir ein Zeugniß zu schicken, daß ich durch mehrere Jahre medizinische Collegien in Straßburg besucht habe; will er etwas hinzusetzen, welches nicht zu meinem Tadel gereicht, so wird es mir desto willkommener seyn.

Nun etwas von England. Die traurige Lage der politischen Angelegenheiten wird Ihnen aus den Zeitungen bekannt seyn; ich theile also literärische mit.

Großen Dichter, der jetzt schriebe, weiß ich keinen. Die Theaterdichter schränken sich auf Lokalumstände und Sitten ein, daher werden ihre Stücke höchst anziehend für's hiesige Publikum und verlieren zuweilen im Auslande. Unsre besten Schriftsteller in diesem Fache sind: Sheridan, der „die Nebenbuhler" und ein äusserst treffendes, dem hiesigen Orte angemessenes, Lustspiel geschrieben hat, die Lästerschule; Cumberland, der Verfasser des Westindiers; Coleman, der Verfasser der

heimlichen Heyrath und der eifersüchtigen Frau, und dann eine Madame Cowley, die die Feder rüstig und nicht ohne Beyfall führt.

Im kritischen Fache haben wir einen Coloß, den Doktor Johnson, den Verfasser des besten englischen Wörterbuchs, in zwei Folianten, des Schwärmers und der Lebensbeschreibungen der besten englischen Dichter; aber leider, er demonstrirt, wie alle Kunstrichter, mehr Schönheiten aus den Dichtern heraus als hinein.

Die Geschichte hat große Männer: Robertson ist allgemein bekannt, und Gibbon, Von der Abnahme und dem Sturze Roms, ist gemüthlich übersetzt.

Die Theologen besitzen noch sehr viel gründliche Gelehrsamkeit, aber die meisten dieser gründlich gelehrten Männer sind Erzpedanten. Die Universitäten Orford und Cambridge haben noch unendlich viel von dem alten Mönchszwange und bringen nur große Philologen und Mathematiker hervor.

Vielleicht ist in Ansehung des weitumfassenden Genies, der größte Mann in England Dr. Priestley — Theolog, Materialist, Sozinianer, Mathematiker, Chymist, Grammatiker und Rhetor, alles in einem Athemzug. — Dr. Boltew von Hamburg ist hier, ein angenehmer Mann.

. . . . Antworten Sie mir, ich beschwöre Sie, sobald Sie den Brief erhalten und ich will Ihnen drei Briefe für einen schreiben. Das Attestat von Herrn Prof. Lobstein darf nur auf einem Quartblatte seyn. Tausend, tausend Empfehlungen an alle gute Freunde — hauptsächlich auch an die Herren Matthieu und Ramond. Meine Adresse ist No. 8 Throgmarton-strett.

Ganz Ihr

J. Meyer.

5. Briefe an Salzmann von Christian Friedrich Michaelis. [1])

1.

Göttingen den 4. December 1777.

Ja schmählen Sie nur, mein Verehrungswürdiger beſter Salzmann, Sie haben völliges Recht dazu, und der beſte Beweiß, daß ich doppelt allen Ihren Zorn verdient, würde ſeyn, wenn ich mich zu entſchuldigen ſuchte. Aber gehn Sie auch nicht zu weit; machen Sie keinen Fehler des Herzens aus einer Nachläſſigkeit für die mich mein eigen Gewiſſen oft, ſehr oft beſtraft hat, iedesmahl Ihr Rächer ward, wenn ich an Sie dachte, und ob dies häufig geſchieht, davon können Sie ſelbſt urtheilen; Sie wiſſen ob ich das Verjüngen liebe, und zumahl das, was wir aus der Erinnerung vergangener Seligkeiten, oder der Schaffung idealiſchen Glücks der Zukunft genießen, und doch wird mirs ſchwer, wenn ich ſo dem Steckenpferd meiner Imagination den Zügel auf den Hals lege, mir einen treueren Freund in das Gemählde meines zukünftigen Lebens hineinzumahlen, als ich an Ihnen gehabt habe; und warum gehabt? Habe ich Sie nicht noch? Denn ich müßte

[1]) Michaelis, der Sohn des berühmten Göttinger Theologen, hatte im Jahr 1776 in Straßburg Medizin ſtudirt und an der Geſellſchaft Antheil genommen, deren Ehrenmitglied und Correſpondent er auch fernerhin verblieb. Er lebte zuerſt als ausgezeichneter Arzt und Profeſſor in Marburg, ſodann in Moskau; ſpäter kam er nach Marburg zurück, wo er 1814 an einer Krankheit ſtarb, die er ſich bei ſeinen aufopfernden Beſuchen in den dortigen Militärſpitälern zugezogen hatte. Er iſt Verfaſſer mehrerer trefflichen mediziniſchen Schriften.

Sie wenig kennen, wenn eine Nachläßigkeit, wie die meinige, fähig wäre Ihre Geſinnungen gegen einen Menſchen zu ändern, der einmahl Ihr Freund war, und wenn Sie ſie auch geändert hätten, ſo declarire ich Ihnen hiemit, daß ich Sie Ihnen ſelbſt zum Trotz doch ewig lieben werde, und wenn Sie das verdrießt, ſo zanken Sie mit ſich ſelbſt und nicht mit mir, denn wenn ich auch dem Ding ein Ende machen wollte, ſo kann ich doch nicht; immer kömmt mir da oder dort das Bild meines lieben Salzmanns vor die Seele, und dann würde ein Augenblick alle lange Projekte, die ich gegen Sie gemacht hätte, zerſtöhren, ein Augenblick allen Ruin der Zeit mit Zauberkraft urplötzlich wieder aufbauen. Alſo, wenns nun einmahl mein Schickſahl iſt, daß ich ſie lieben ſoll, ſo thue ichs lieber willig und mit gutem Herzen; was kann ich dafür, daß Sie ſich einmahl ſo tief in dem meinigen eingegraben haben.

Wenn Sie wiſſen wollen wie mirs geht, ſo antworte ich Ihnen: wunderlich genug. Vor vier Stunden war ich gewiß in zehn Wochen nach London zu reiſen, und iezt iſts faſt wahrſcheinlich daß ich künftigen Sommer in der Schweiz, Lyon und Paris zubringen werde. Das kömmt Ihnen wunderlich vor, und mir noch mehr. Das ſchlimmſte dabey iſt dann nur das, daß ich alsdann mit ins göttingiſche Pandämonium [1])

[1]) Anſpielung auf Käſtners Epigramm: Als ſich der academiſche Senat in einem kleinen Zimmer verſammelte.

Fürs Corpus Academicum
Iſt dieſes Zimmer viel zu klein.
Wir hätten müſſen Geiſter ſeyn,
So wärs ein Pandämonium.

Der Ausdruck Pandämonium machte Glück und wurde ein Redewort; auch Lenz ſchrieb ein Pandæmonium germanicum, worin er die Poetaſter ſeiner Zeit geiſſelt, und die talentvollen Dichter, namentlich auch Göthe, und nicht weniger ſich ſelbſten, erhebt.

gehören würde. (Sie wissen doch daß Käſtner einſt das Profeſſoren-Concilium ſo nannte). Doch davon niemanden ein Wort, denn das ganze Ding iſt ein Embryo, aus dem der geringſte Wind eine Mißgeburth machen könnte. Uebrigens hat die ganze Sache nur eine reizende Seite für mich, und wenn Sie die nicht errathen, ſo ſchlug Ihr Herz nie ſympathetiſch mit dem meinigen.

(Es folgen nun einige Aufträge und perſönliche Beziehungen, die von keiner Wichtigkeit ſind und alſo füglich übergangen werden können.)

.... Sagen Sie dem Doctor, daß ich ihm nächſtens meine Diſputation ſchicken werde und für ſeine danke. An ſeine Frau, Mlle. Salzmann, Matthieu, Dürninger, und wer ſich etwa noch meiner erinnert, machen Sie viel Empfehlungen.

Adieu! wenn meine Wünſche allmächtig wären, ſo ſagte ich Ihnen gewiß nicht im Briefe, ſondern mit einem feurigen Kuß, daß ich Ihre Freundſchaft unter die größten Glückſeligkeiten meines Lebens rechne und ewig ſeyn werde

Ihr treuer Fr. Michaelis.

2.

Göttingen den 28. July 1778.

Leben Sie wohl, ewig Unvergeßlicher! In zwanzig Tagen bin ich auf der See; den 9. Auguſt geht mein Schiff von Hamburg ab, und in vier Wochen bin ich in dem Lande für das Sie Canonen gießen laſſen. Wer weiß ob nicht auch eine für mich mit drunter iſt. Doch was geht uns der Krieg an? wir ſind Freunde und werdens ewig bleiben; aber ſagen werden wirs uns wohl nicht können, es müſte denn ſeyn,

daß ich Ihnen zuweilen durch Deutschland schreiben könnte; wenn aber das nicht seyn könnte; Gott! wenn und wo werden wirs uns dann zum erstenmahl wieder sagen, daß wir für einander gebohren waren? Ich weiß nicht, der Gedanke hat ungewohnten Schrecken für mich; mir dünkt ich nehme auf lange, sehr lange*) Abschied; um desto inniger soll also der Abschiedskuß seyn.

Leben Sie wohl, ewig wohl, bester, bravster, theuerster Mann; Glauben Sie, daß ich ewig mit Dankbarkeit und Zärtlichkeit an Sie denken werde. Vergeßen Sie mich nicht ganz. Adieu!

Michaelis.

3.

Marburg den 27. Mai 1798.

(Adresse: Dem Bürger Salzmann, Actuarius.)

Unschätzbar, unvergeßlicher Mann, war mir Ihr Andenken, das sich über zwanzig Jahre durch erhalten hat, ohne in so langer Zeit auch nur durch einen einzigen Brief genährt zu werden. Sehr theuer ist mir noch immer die Reminiscenz meiner ersten Blütheniahre des Lebens, die ich an Ihrer Seite zubrachte. Was unterdessen aus mir geworden ist, zumahl in den lezten zehn Jahren, wo alle Verbindung zwischen mir und Straßburg aufgehoben war, werden Sie aus dem beygelegten Brief an die Bürgerin Diebolt sehn. Ich wandle zwar nicht iust auf Rosen, dafür stechen mich aber auch keine Dornen. Im Gantzen habe ich Ursache mit meinem Schicksahl sehr vergnügt zu seyn, und wünsche, daß es meine Geliebten in

*) Aus dem nachfolgenden Brief geht hervor, daß die Freunde während zwanzig Jahren ohne Nachricht von einander blieben.

Straßburg auch ſind. Von Ihrer aller Schickſahl wünſchte ich, genaue Nachricht zu haben, ſo wie auch von den entferntern Bekannten, als Prof. Bleſſig, Spielmann, Herrmann, Lauth, Mad. Dürninger, Richshofer, Engelhardt, Imlin, Schweighäuſer, Muralt, Koch u. ſ. w. Ganz vorzüglich aber möchte ich wißen, was der Bruder der Diebolten macht. Allen dieſen Ihren freundſchaftlichen Nachrichten (oder wenn die Bürgerin Diebolt ſie lieber geben will), wünſchte ich aber ſo wenig Politiſches als nur möglich, ia am liebſten gar nichts beygemiſcht zu ſeyn. Denn Sie wißen von ieher, wie wenig Politik meine Sache war. Und iezt wünſchte ich am wenigſten von ihr zu hören. Können Sie mir aber etwas über den iezigen Zuſtand Ihrer Univerſität ſchreiben; ſo wird mir dies um deſto angenehmer ſeyn, ie detaillirter es iſt. Schreiben Sie mir doch, ob Spielmann ein Canonicat hat, und ob die Einrichtung damit noch dieſelbe, als vormals iſt. Geben Sie mir aber vor Allem genaue Nachricht von ihrer eigenen Lage, und ob wir uns nicht einmahl ein Rendezvous in Raſtatt oder Mannheim geben können, um uns noch einmahl zu ſehn, ehe wir beyde ſterben. Dazu muß es aber nothwendig erſt allgemeiner Friede ſeyn. Alſo fürchte ich, muß dies noch für das Jahr ausgeſezt bleiben.

Ganz der Ihrige

Michaelis.

6. Briefe an Salzmann von Gottlieb Hufeland, aus Danzig.

1.

Theuerſter beſter Herr Salzmann!

Es iſt mir freylich nicht ganz lieb, daß ich den erſten Brief, den ich an Sie ſchreibe, mit einer Bitte um Verzeihung anfangen muß, aber da ich hoffe, leicht von Ihnen Verzeihung zu erhalten, ſo wird mir das eben nicht ſehr ſchwer. Denn oft iſt Vergebung die Quelle einer wärmern Freundſchaft. Meine Verzögerung des verſprochenen Schreibens liegt nur zur Hälfte auf mir; für die andere Hälfte mögen mich der Faſching in Wien, und dann kleine Unpäßlichkeiten verantworten. Ihre Aufträge habe ich indeſſen mit vielem Vergnügen ausgeführt, ſowohl weil Sie in ſich ſelbſt mir ſo angenehm waren, als auch weil ſie von Ihnen kamen. Für Ihre liebe Bekanntſchaft mit Herrn Ott danke ich Ihnen recht ſehr. Er iſt ein ſehr lieber Mann. Herr Meyer mit ſeiner lieben Frau ſind auch noch hier, und gehen erſt dieſen Frühling, den 27. April, nach England ab. Sie ſind beide ſowohl als auch Herrn Meyers Bruder, einer der vernünftigſten Kaufleute, die ich kenne mir ſehr werth. Ich habe ein paarmal bey Ihnen geſpeiſt, und verdanke alſo, wie Sie ſehen, Ihnen einen Theil von dem Vergnügen, das ich in Wien genoſſen habe, und das ſehr gerne. Sonſt habe ich noch viel Leute geſprochen, aber wenig Bekanntſchaften gemacht. Wir haben itzt einen Haufen Marokkaner mit dem Geſandten hier, die anfangs wie die Wunderthiere betrachtet wurden, und das Märchen

der Stadt waren, aber itzt schon alltäglich werden. Der Türkenkrieg wird wohl, wie es scheint, den Frieden von Europa nicht stören. Uebrigens bin ich sehr erfreut, die Hauptstadt von Deutschland gesehen zu haben. Sie kan, wenn die Aufklärung in eben dem Schritte fortgehet, vielleicht einst unter den vornehmsten Städten Europens mit Recht ihren Platz nehmen. Sie enthält wirklich itzt schon sehr viel, das die Aufmerksamkeit eines Reisenden verdient: Die Burg ist ein so altväterisches Gebäude gar nicht, als sie verschrien ist. Sie macht nur kein Ganzes. Der Schaz ist an Edelsteinen, Insignien der verschiedenen Reiche, goldenen Servizen, Fayenze nach Raphaels und Julio Romanos Zeichnungen, schönen Agatarbeiten, Elfenbeindrechslereyen und seltenen Uhrwerken sehr reich. Auch sind die Kunstkammer, das Naturalien- und Medaillen-Kabinet, das Zeughaus u. dgl. sehr sehenswürdig. Auf den k. k., und fürstlich lichtensteinischen Bildergallerien hätte ich Sie sehr gerne zu mir gewünscht, da ist sehr viel Schönes. Und dann hätte ich Sie noch ins Theater gewünscht. Die Truppe hat viele gute Schauspieler, worunter Mad. Aramberger, Mlle. Jagrel und Schröder obenan stehen. Ich habe Schrödern nur dreymal gesehen; aber das ist mir genug gewesen, um in ihm den grossen Schauspieler zu erkennen. Besonders hat er Lord Ogleby in der heimlichen Heirath, einem englischen Stück, über alle Erwartung schön gespielt. Zwey Spaziergänge, wie der Augarten und Prater, wird schwerlich eine Stadt besitzen. Ich habe hier ein paar Stücke von Gluck gehört: Alceste und die Pilgrimme von Mekka. Einige schöne Züge sind nicht zu verkennen, aber im Ganzen halt ich noch immer Schweizern für einen grössern Opernkomponisten. Sie haben hier sehr gute Sänger, worunter besonders Mad. Lang geb. Webern die schönste Stimme hat,

die ich jemals gehört habe; etwas zu schwach vielleicht für's Theater, aber sonst ungemein angenehm und einschmeichelnd. In Esterhasy habe ich Hayden gesprochen. Sonnenfels habe ich lesen gehört, gut, aber er ist etwas zu viel von sich eingenommen. Merkwürdig habe ich die Ueberschrift über den Eingang des Augartens gefunden: Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer [1]) — Vergeben Sie meiner Eile die Kürze dieses Briefes, und auch die Schlechtheit desselben, aber glauben Sie gewiß, daß Ihr Andenken mir sehr werth ist und bleiben wird; und daß es einer meiner wärmsten Wünsche ist, Sie einst und bald wiederzusehen. Herr Ott, Herr und Mad. Meyer laßen sich Ihnen empfehlen. Der Letzte wird nächstens an Sie schreiben. Mich empfehlen Sie dem guten Herrn Matthieu recht herzlich. Wollen Sie mir die Gewogenheit erzeigen, mir zu antworten; so adreßiren Sie Ihren Brief nur in Weimar beym geheimen Hofrath Huseland, und glauben Sie, daß er mir eine Wohlthat seyn wird. Schenken Sie zuweilen einiges Andenken

Ihrem

Sie ewig verehrenden

Huseland.

Wien den 9. Merz 1783.

---

[1]) Von Joseph II abgefaßt, welcher den lange Zeit geschlossenen Garten wiederöff nen ließ. Einige Aristokraten hatten ihn zur selben Zeit gebeten, er möge den Prater nur den obern Ständen zum Spaziergange erlauben, damit sie unter sich bleiben könnten. Er schlug die Bitte ab und fügte hinzu: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft zu den Kapuzinern steigen und darin meine Tage zubringen."

2.

Theuerſter geliebteſter Freund!

Ihr Brief hat mir eine unſägliche Freude gemacht, ſowohl weil es ein Brief von Ihnen als auch noch beſonders weil er mir ein Zeugniß war, daß ich mir mit der Hofnung nicht umſonſt geſchmeichelt hatte, in Ihrem Herzen auch ein Plätzchen gefunden zu haben, wornach ich ſo ſehr verlangt hatte. Ich mag nicht ſchmeicheln, auch nicht einmal gerne das Anſehn der Schmeicheley gegen Sie haben, ſonſt würde ich Ihnen ſagen, daß ich ſtolz darauf bin, einen ſo lieben Brief von Ihnen zu haben; indeſſen iſt es doch wahr, und ich habe ohne allen Zweifel wenige ſo vergnügte Stunden in meinem Leben gehabt, als die, da ich Ihren Brief erhielt. Ihre gütige Nachſicht für die Verweilung meines erſten Briefes hat mich wieder einer neuen Sünde ſchuldig gemacht, für die ich aber auch Vergebung hoffe. Ich bin itzt ganz zur Ruhe, und ſo lange ſchob ich den Brief auf. Vom Kayſer hab ich ſeit dem letzten meiner Briefe noch viel Gutes gehört; ſeine Herablaßung iſt ſehr merkwürdig; er nennt unter andern jedermann Sie; unſtreitig ein ſehr kleiner Umſtand; aber es iſt auch ſchön im äußern zu zeigen, daß man ſeine Aehnlichkeit mit Menſchen fühlt. Schade, daß er nicht etwas mehr Philoſoph iſt! Er thut manches, daß er nicht ſo thun ſolte. Ich glaube wenigſtens, daß er in den Strafen zu ſtrenge iſt; er ſolte doch bedenken, daß ebendieſelbe Strafe auf Menſchen von verſchiedenen Ständen ſehr verſchieden würke. Die Antwort, die er neulich zwey Gräfinnen gegeben hat, die für ihren Bruder baten, iſt auch eines menſchlichen Fürſten nicht werth — Mesdames, das kann Ihr Bruder nicht ſeyn — Sie enthält gar nichts, und iſt wirklich zu kalt und hart. Er ſcheint

überhaupt sehr gute natürliche Gaben, aber desto schlechtere Lehrer gehabt zu haben, wie man mir das auch in Wien versichert hat. Haben Sie sein neues Gesetz über die Ehe gelesen? Das Edikt ist einige Bogen stark, und enthält viel gutes, wird aber ganz gewiß, wie viele seiner Gesetze, noch vieler Nachträge bedürfen. Hätte er vorher Ihre Abhandlung über die Ehegesetzgebung [1]) gelesen, es würde vielleicht manches anders ausgefallen seyn. Wenn darf man hoffen, diese gedruckt zu sehen? Laßen Sie sich bewegen, uns diese und die von der allgemeinen Glückseligkeit doch bald in die Hände zu liefern. Zwar weiß ich noch vieles sehr wohl, was Sie darinnen gesagt haben, vieles ist aber doch nicht alles, und der Zusammenhang, und die allgemeine Uebersicht ist doch immer das Wichtigste. Ich hoffe, Sie werden es nicht lange mehr zurückhalten. Sollten Sie es an die Buchhandlung der Gelehrten, oder an die Verlagskaße daselbst geben wollen und Sie hätten sonst keinen, der es besorgen könnte; so erbiete ich mich dazu, wie zu Bestellungen aller Art sehr gerne.

Der Herr von Knebel ist nicht mehr in Weimar, sondern hält sich in Nürnberg bei seinem Vater auf. Der Herr Geheimerath von Göthe war die meiste Zeit meines Aufenthaltes in W. verreist; ich hab ihn also nicht gesprochen.

Wenn Sie in Straßburg die Eloge historique de M. le baron de Haller par M. Vicq d'Azyr auffinden könnten; so bitte ich Sie recht sehr, sie mir mit umlaufender Post zu senden. Ich will das Geld sobald ich den Preiß weiß, schicken. Wenn

[1]) Dieselbe die Salzmann früher in der gelehrten deutschen Gesellschaft in Straßburg vorgelesen hatte, so wie die unten berührte Abhandlung „Ueber die gesellschaftliche oder allgemeine Glückseligkeit," beide in dessen Nachlasse vorhanden, sind noch ungedruckt und gehören zu Salzmanns besten Arbeiten.

ich sie auch nur auf ein paar Tage haben könnte, im Fall sie nicht zu Kauf wäre; so wolte ich gern alle Kosten tragen, und sie in einem Posttage wieder schicken; aber ich muß Sie bitten, daß ich sie so schnell als nur möglich erhalte. — Uebrigens empfehlen Sie mich Herrn Matthieu recht sehr und lieben Sie ewig

Ihren Hufeland.

Göttingen, den 27. May 1783.

3.

Göttingen, den 16. December 1783.

Theuerster, sehr geliebter Freund!

Das Warten nach einem Briefe von Ihnen wird mir zu lang. So viel ich mich erinnern kann, habe ich Ihren letzten sehr lieben Brief beantwortet; aber wie leicht kann diese Antwort nicht auf der Post verloren gegangen seyn! und so käme ich auf eine unangenehme Art um einen Briefwechsel, der mir doch so viel werth ist. Das ist die Ursache des gegenwärtigen Briefes; und die zweyte eben so wichtige ist, mich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen, das mir wirklich seit dem ersten Augenblicke, da ich Sie kennen lernte, am Herzen liegt.

Was sagen Sie von der Lage meiner Vaterstadt? Sie ist übel dran; und dennoch hat sie, wie ich glaube, sehr recht. Freylich das Publicum urtheilt wohl nicht so, weil noch nichts von Danzig [1]) aus darüber öffentlich gesagt, sondern alles

[1]) Schon seit dem Jahr 1772 war Danzig (das 1454 mit seinem Gebiete, mit drei und dreißig Dorfschaften, und dem Städtchen Hela unter polnischem Schutze stand), ringsum von preußischen Landen umgeben und sein Handel durch starke Zölle beschwert.

ist von preußischer Seite eingerückt, was man darüber in den Zeitungen liest. Itzt aber sind: Briefe über die itzigen Streitigkeiten des Königs von Preußen mit der Stadt Danzig — unter der Preße; und eine andere Vertheidigung der Stadt wird in dem nächstens auszugebenden Stück von Schlözers Briefwechsel erscheinen, das schon gedruckt ist. Itzt hat die Stadt Vorsprache von Rußland, England, und Ihrem Hofe; aber die lästige preußische Exekution dauert noch immer fort.

Schlözer hat vor kurzem vier Hefte von seinem Briefwechsel unterdrücken — müssen, wie man sagt: Sie haben lauter Sachen gegen die Aristokraten und überhaupt gegen die Republiken enthalten; besonders über die Schweitz; z. E. über die Unruhen in Freiburg. Sonst ist es sehr wichtig, wenn man etwas in dies Journal rücken lassen kan; da alles, was hereinkommt, so gut ist, als ob es dem Kaiser selbst übergeben würde; weil der Kaiser jedesmal die neuesten Stücke davon auf seinem Tische liegen hat.

Schlözer hat neulich einige Abgüße von des berühmten Bildhauers Trippels in Rom neuesten Werken erhalten.

Wir haben itzt einen guten Maler hier, Fiorillo aus Bologna gebürtig. Er hat viel Schüler, und läst auch nach nackten Personen zeichnen.

Dann haben wir Deutsche Hofnung einen würdigen Nachfolger Chodowiecki's aus Göttingen zu erhalten. Er heist Riepenhausen; ist erst zwanzig Jahre alt, sticht seit zwei Jahren und zwar ohne alle Anweisung; er ist völlig autodidact und verrathen seine letzten Sachen sehr viel Anlage.

Der letzte König von Polen mußte die Stadt ihrem Schicksale überlassen; sie kam aber erst im Jahr 1793, nach kurzem Widerstande, an die preußische Krone.

So eben fällt mir ein, daß Sie in Straßburg einen groſsen Liebhaber von radirten Blättern, Herrn Kaufmann Walder, haben. Mir ist aufgetragen, eine Sammlung von Callot's radirten Blättern aus dem Leben Christi zu verkaufen. Hier ist das Verzeichniß: 1. Christus unter den Schriftgelehrten; 2. Christi Einzug in Jerusalem; 3. Bergpredigt; 4. Schiffpredigt; 5. Lazarus Aufweckung; 6. Die Ehebrecherinn; 7. Die Jünger raufen Aehren, — diese sind viereckigt, etwa 2½ Zoll hoch und 3½ Zoll lang. — Ferner: 1. Verkündigung Mariä, mit dem runden Fenster; 2. Darstellung im Tempel; 3. Geburt Christi; 4. Heimsuchung Mariä; 5. Weisen aus dem Morgenlande; 6. Beschneidung; 7. Verkündigung Mariä, mit dem viereckigen Fenster; 8. Christus lehrt im Tempel — diese 8 sind oval, etwa 1 Zoll breit und 1½ Zoll hoch. — Zuletzt noch: 1. Christus am Creutz; 2. Abnehmung vom Creutz; 3. Grablegung; 4. Auferstehung; 5. Höllenfahrt; 6. Himmelfahrt; 7. Sendung des heil. Geistes. — Diese 7 sind cirkelrund, 1 Zoll breit und hoch; zusammen also 22. Die Sammlung soll vollständig seyn; die Stiche sind ganz vortreflich, von den ersten Abdrücken; dafür bin ich gut. Der Preis soll 10 fl. seyn — Wollen Sie wohl so gütig seyn und sie Herrn Walder anbieten? Wenn er sie ja erst sehen wolte, so kann ich sie Ihnen, da sie leicht in einen Brief zu packen sind, überschicken, wenn er das Porto tragen will, das aber sehr gering seyn wird. Auſser dem habe ich noch einen Abdruck von Rembrandts Hundertguldenblatt oder Gesundmachung der Kranken; er ist nicht einer der ersten, aber doch in den vornehmsten Partien noch recht gut. An der einen Ecke ist er etwas schadhaft, der Preis ist deswegen nur 1 fl.; aber da dies groß ist, so läst sich das zum bloſsen Ansehen nicht so leicht verschicken. Verzeihen Sie mir den kleinen

Auftrag; ich hoffe er wird ſie nicht beſchweren. Misbrauchen Sie mich dafür, wie Sie wollen. Solte der Preis Herrn Walder zu hoch ſeyn, ſo wünſchte ich doch zu wiſſen, was er geben wolte.

Der Herzog von Weimar thut itzt alles, ſein Jena in die Höhe zu bringen. Er hat die Büttneriſche Bibliothek ſchon hinbringen laſſen und künftigen Sommer wird alles, was noch in der daſigen Bibliothek fehlt, aus der Weimariſchen und Eiſenachiſchen ſupplirt.

Dieſen Sommer iſt Göthe hier nach einer Reiſe auf den Harz durchgereiſt.

Ich bin itzt tief im Jus begraben und es wird mir immer erträglicher.

Leben Sie recht wohl, ſchreiben Sie mir bald, und vergeßen Sie nicht

Ihren ewig ergebenen
Huſeland.

4.

Jena den 18. December 1785.

Mein lieber vortreflicher Freund!

Ich ſchmeichle mir noch nicht ganz Ihrem Gedächtniſſe entfallen zu ſeyn, daß Sie nicht bei Erblickung meines Namens Ihren Sie ſo herzlich liebenden Freund und Correſpondenten wieder erkennen ſollten. Unſre Correſpondenz iſt, wie ich hoffe, nicht ſowohl abgebrochen als blos ſuſpendirt worden, und Sie ſehen hoffentlich meinen Brief noch eben ſo gerne als ehemals, wie Sie mich ſonſt verſicherten.

Beyliegende kleine Schriften, die ich Ihnen zu überreichen wage, ſind die Urſache des ietzigen Schreibens. Da ich Sie

als einen so treflichen und warmen Menschenfreund kenne, so hoffe ich, Sie werden wenigstens die Absicht, in der die eine geschrieben ist, wenn gleich nicht alle Sätze derselben, billigen. Doch glaube ich, daß manches darinn itzt schon einleuchtend ist, und andres durch weitere Anwendung es werden wird, und hoffe ein kleines Urtheil darüber von Ihrem Scharfsinn und Ihrer Geneigtheit zu erhalten. Vielleicht oder vielmehr gewiß ist es Ihnen nicht unangenehm etwas von meiner Geschichte und itzigen Lage zu wissen. Ich bin 1784 Michaelis von Göttingen abgegangen, um hier zu privatisiren, und zu verdauen, was ich in dem Hause meines vortreflichen Freundes, des Herrn Prof. Schütz und unter der gütigen Besorgung seiner lieben herrlichen Frau mit so viel Annehmlichkeiten that, als ich es wohl nirgends anders gethan haben würde. Während dieses Jahrs fanden sich Ursachen, die mich bewogen zu promoviren, und diesen Winter hier zu lesen, wozu ich dann jus germanicum, jus naturæ und juristische Encyklopädia gewählt habe, und Montag anfangen werde.

Antworten Sie mir bald, empfehlen Sie mich Herrn Matthieu, wenn er sich meiner noch erinnert, und lieben Sie ewig

Ihren

Hufeland.

Sollten Sie etwa eine Recension von dem Büchelchen in der Straßburger gelehrten Zeitung besorgen, so wäre es mir nicht unlieb; doch ist's nicht nothwendig.

5.

(Aus Jena, ohne Datum.)

Theuerster Freund!

Wie freute ich mich, da ich wieder einen Brief von Ihrer Hand sah, die mir sonst immer so vorzüglich angenehm

gewesen ist. Es ist im eigentlichsten Verstande wahr, daß ich an dem Tage, da ich ihn erhielt, fast allen meinen Bekannten und Freunden mit der frohsten Mine verkündigte: Ich hätte wieder einen Brief von einem sehr alten lieben Freunde von mir erhalten, allen denen, die ich schon sonst mit Ihrem Namen bekannt gemacht hatte, nannte ich den Verfasser desselben und da wunderte sich dann keiner, daß ich so froh war. — Wie sehr betrübt es mich, daß Ihre Lage itzt so unangenehm für Sie ist; freilich kann ich da nicht viel auf Briefe hoffen, aber doch schmeichle ich mir von Zeit zu Zeit einen von Ihnen zu sehen. Möchten doch bald die Umstände in Ihrer Lage, die einer Aenderung fähig sind, geändert werden!

Ihr günstiges Urtheil von meinem Buch ist mir mehr werth, als eine Recension, und besonders war mir die Versicherung sehr angenehm, daß ich über das Naturrecht nach Ihrem Sinn gesprochen hätte. Ich schmeichle mir, daß, wenn ich einst wieder darüber reden sollte, und dann nicht mehr genöthigt seyn würde, mich in Prüfung andrer Systeme einzulassen, sondern frey aus dem Herzen fort zu sprechen, Sie noch mehr mit mir zufrieden seyn würden. Doch vor der Hand werde ich das philosophische Recht etwas verlassen, um mich in Staatsrecht und besonders alte Sächsische Geschichte zu werfen.

Meine Collegia sind alle zu Stande gekommen und gehen ihren Gang glücklich fort. Das folgende halbe Jahr wird nun wohl eigentlich der annus decretorius in Ansehung des Beyfalls seyn; das muß ich abwarten.

Empfehlen Sie mich bestens Ihrem Herrn Bruder, wenn er sich meiner noch erinnert, Herrn Legationsrath oder Doctor Salzmann und besonders Herrn Matthieu, und lieben Sie ewig

Ihren ganz eigenen

Dr Hufeland.

7. Brief an Salzmann von Ott [1]).

Bester Herr Aktuarius!

Nicht Vergeß, sondern wahrer hypochondrischer Mismuth, der sich meiner müssigen Stunden bemächtigte, ist Schuld daß ich Ihnen, theuerster Freund, nicht schon längstens geschrieben: ich warte immer auf Festtagslaune: aber ich bemerke daß mein Schicksaal, nach dem Beyspiel vieler regierenden Fürsten und Herren, die meisten Festtage aus dem Calender meiner Laune weggestrichen habe — Sey es drum! Für jetzt muß ich mich unterwerfen, aber macht mich einst entweder meine Philosophey oder die Vorsehung zum Herren meines Schicksaals, so sez ich sie alle nach der Reihe wieder ein, und bin gar im Stand aus allen Tagen im Jahr Sonntage zu machen. Jezt kümmert am meisten meine Seele, die mir bevorstehende Trennung von meinem Freund Koch[2] und seiner Gemahlin. Ich gestehe Ihnen, daß ich für dem entscheidenden Augenblick zittre. Ihre Entfernung läßt in meinem Herzen eine Leere zurück, die auch alle Fürstengunst nicht auszufüllen vermag. Wann ich's bedenke, so schäme ich mich zuweilen vor mir selbst, daß mich meine Erfahrungen noch nicht weiser, noch nicht mannlicher in diesem Punkt gemacht haben! —

[1]) Ott, aus Straßburg, Mitglied von Salzmanns Gesellschaft, wurde 1782 Translateur (secrétaire interprète) des Kollegiums der auswärtigen Geschäfte in St. Petersburg.

[2]) v. Koch war damals Kanzleirath in Wien und wurde später an der Hofbank von St. Petersburg angestellt.

Hab ich nicht auch Sie verlassen müssen? wurde ich nicht schon von der Brust einer Geliebten losgerissen? folgte nicht damals eine grausamere Lage, als die mich nun erwartet? und doch wimmere ich noch wie ein Kind! — Sie haben recht, es liegt Faulheit in dem Wimmern, Abscheu für Anstrengung in dieser Kleinmuth. Ich will mich bestreben die Wiener zu gewinnen, die ich nicht liebe, will herzlich über die Abwesenheit aller meiner Freunde weinen und doch Mann bleiben. So viel von der Skizze der jezigen Lage meines Herzens, bis auf weitere Rechenschaft.

. . . . . .

Nun noch ein Paar Worte über die Begebenheit, die nun der Gegenstand aller Unterredungen ist, über den Tod der Kayserin.[1]) Um Ihnen was Ueberdachtes und Gründliches davon mitzutheilen, schicke ich Ihnen eine Art Tagbuch ihrer Krankheit, welches die innliegende Vorlesung des Herrn Prof. Sonnenfels enthält. Meinem Urtheil nach, ist sie, den Artikel der Günstlinge ausgenommen, das Vernünftigste, was über diese Materie erschienen ist, und enthält ein minder geschminktes Lob, als der Haufen des übrigen Weyrauchs, der uns beynahe erstickt. Ein Gedichtgen bey dieser Gelegenheit von Pater Denis[2]) wird Ihnen, des Namens halben, nicht weniger willkommen seyn. Endlich lege ich noch ein geschriebenes Billet von seiner Majestät dem Kayser bey, welches durch das Charakteristische, das es in sich faßt, sehr interessant ist. Ein sonderbarer Umstand, der der Denkungsart des hiesigen Pleb's, hohen und niedern Rangs, wenig Ehre macht, ist daß er seinen Verlust nicht sonderlich zu fühlen schien. Kein Vergleich

[1]) Maria Theresia, Mutter Kaisers Josephs II, gest. 29. Nov. 1780.
[2]) Der bekannte Dichter der Bardengesänge, Sined, der Barde genannt.

mit dem damaligen Jammern und Wehklagen, als vor einigen Jahren dieser würdigen Landesmutter Leben in Gefahr war. Eine Auflage, die einige Monate vor ihrem Absterben bekannt gemacht wurde, und durch welche die gute Kayserin ihr Volk zu erleichtern glaubte, weil sie zu gleicher Zeit verschiedene andere Abgaben nachließ, hat bei dem grösten Theil des Pöbels alle Empfindung der Dankbarkeit so vieler genossenen Wohlthaten erstickt. Vielleicht war auch bey Andern das Laster seiner Fessel oder seiner Maske müd. Diese Aufführung gab zu verschiedene Satyren Gelegenheit: unter andern zu einem Lied auf den Tod der Kayserinn, aus welchem ich Ihnen einige Stanzen hersezen will, weil sie den jezigen Nationalcharakter der Wiener so ziemlich treffend schildern.

O Weib! bey deiner Ahnen Grab
Stand Jung und Alt herum
Und wischte sich die Thränen ab,
Stand starren Blicks und stumm.

Auch rings um deine Bahre stehn
Viel Gaffer, liebes Weib!
Doch wiß, sie kommen und sie stehn
Nur da zum Zeitvertreib.

Auf deiner Ahnen Leiche rann
Ein heller Thränenbach,
Und dir schleicht hier und da etwan
Ein Heuchlerthränchen nach.

Dem Volke deiner Ahnen gab
Die Thränen die Natur;

Dem Volke hier an deinem Grab
Blieb Kunſt und Schnupftuch nur.

Den Schmerzgefühlen der Natur
Verſchloß es ſeine Bruſt,
Und ſeine Nerven zittern nur
Dem Kizzel kleiner Luſt.

Es ſieht mit Luſt im Trauerſpiel
Den Sterbenden und klatſcht,
Und hätt' es ſterben dich geſehn,
Es hätte auch geklatſcht.

Das Volk an deiner Ahnen Grab,
Das weinte aus Gefühl;
Das Volk, o Weib, an deinem Grab,
Kann weinen wann es will.

So lang dein Volk noch roh war, ſchrie,
Weint und kaſteyt es ſich;
Du bildeteſt dein Volk — und ſieh!
Es weinet nicht um dich.

Es kann zu Todesſcenen hin,
So wie zum Tanze gehn,
Und Menſchen auf der Todesbühn'
Zum Kurzweil bluten ſehn.

Es tauſchte Einfalt und Natur
Mit Witz und Klugheit um,
Es wollte Witz und Klugheit nur
Und gab ſein Herz darum.

u. ſ. w.

Die Sprache eines schlechten Reimers, der's gut meynt und's nicht von sich geben kann, eines Mannes der was ahndet und den rechten Fleck nicht zu treffen weiß. Doch genug für heut. Ich trete ab. Fühlte ich Wechsel in meinen Empfindungen gegen Sie, so würde ich Ihnen einen neuen Wunsch schicken beym Wechsel des Jahres. So aber fühle ich nichts, als die alte, unveränderte und warme Liebe und Verehrung, mit der ich sie fest an meine Brust drücke und so lang ich lebe seyn werde, bester Herr Aktuarius,

Ihr ergebenster

Ott.

Wien, den 23. Dezembris 1780.

8. Briefe an Salzmann von J. D. Schmid.

1.

Geliebteſter theurer Herr Oheim,

Ich weis nicht wie ich die Gefühle ausdrücken ſoll, welche Ihr angenehmes Schreiben vom 4ten März in mir erregte Gefühle, welche ſeit deſſen Empfang meinem Hertzen eine ſo willkommene Beſchäftigung gewähren, daß ich ſie gerne ihrem wolthätigen Urheber an der Quelle, eben ſo rein zeigen mögte, als ſie entſprungen ſind. Sagte ich alles was ich empfinde, auch wenn ich es könnte, ſo müſte ich befürchten dem zärteſten aller Gefühle zu nahe zu kommen, und mich in Ihrer edlen uneigennützigen Denkungsart herabzuſetzen: Bleiben Sie, mein theurer Oheim, für immer überzeugt, daß mein Hertz nur dem Hertzen ſich hingiebt, daß der Wohlklang Ihres Schreibens grade auch der war, welcher meinen dreiſten Ahndungen, meiner Sehnſucht entſprach, und mein Hertz rührte. Sie legen Ihre ſchöne Seele, Ihre liebevolle Freundſchaft ſo offen vor mich hin, daß ich mein Gefühl nur mit dem vergleichen kann, wenn ich an einem lachenden Sommerabend den Abdruck des wolkenloſen Aethers in einem unbewegten See erblicke: Jedesmal wenn ich Ihren Brief überleſe, ergreift mich dieſes unnennbare ſanfte Gefühl, und gewis bin ich dann mit Ihnen vereinigt, eben ſo gewis, als ich jenem geheimen Zug nicht widerſtehen konnte, Ihnen vor einigen Monaten mein Hertz zu entfalten; doch vielleicht wäre es früher geſchehen, wenn nicht, geliebteſter Oheim, eben die Beweggründe,

welche die Sprache Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich nicht laut werden lies, auch meinen Empfindungen Fesseln angelegt hätten. Dank sey der sympathetischen Macht die mich zu Ihnen hinzog, und erlauben Sie, edler Mann! daß ich mit meiner ganzen Seele die Ihrige umfasse, daß ich um die Fortsetzung Ihrer Liebe und Freundschaft bitte, die nun zu meiner Glückseligkeit so wesentlich geworden sind. Daß Sie mir gütigst gestatten wollen, Ihnen von Zeit zu Zeit zu schreiben, erfüllet mich mit lebhafter Freude, und wie reizend ist für mich der Gedanke, daß der schwache Ausdruck meiner Feder, Sie, nach Ihren eigenen Worten, „auf denen oft unangenehmen Wegen eines hohen Alters[4]) erfrischen werde." Wie sehr fühle ich jetzo was ich durch fünfzigstündige Scheidewand von Ihnen, bester Oheim, verliere, wie so manche Ergiessung meinem Hertzen zu theil würde, wie viel meine moralische Bildung Festigkeit gewinnen würde in dem anhaltenden trauten Umgang mit Ihnen.

(Es folgen nun Mittheilungen über Familienangelegenheiten)

Wie sehr ich Sie liebe, theurer Oheim, bedarf keiner Versicherungen, da ich mit der festen Zuversicht schliesse, daß Sie ganz davon überzeugt sind.

Ihr

gehorsamster und getreuster Neffe

Frankfurt den 7. Juny 1800. J. D. Schmid.

2.

Frankfurt 9. Jänner 1802.

Nachricht vom Tode Engelbachs, Schmid's Schwager und Göthe's Freund. Familienangelegenheiten . . .

---

[4]) Salzmann zählte damals 78 Jahre. S. Seite 41.

. . . Sie verzeihen daß ich Ihnen, mein geliebter Freund, in meinem letzten Schreiben ſo wenig von Ihrem alten Freund Göthe erzälen konnte, aber die Zeit war mir zu knapp zugemeſſen, weil ich den Hintritt des guten Engelbachs allen ſeinen Freunden und Verwandten, und auch unſern Freunden berichten muſte. Ich will alſo nachholen, was in meinen Kräften ſteht Ihnen von dem großen Mann zu ſagen. Er hat im Frühjahr 1801 eine große Krankheit ausgehalten, man bemerkt aber davon keine Spuren mehr, denn er iſt von gutem Ausſehn und beträchtlicher Corpulenz. Wir hatten, nemlich mein ſeliger Schwager, meine Schweſter und ich, viele Empfehlungen von ſeiner hier lebenden Mutter, deren ich mich in einem ſchicklichen Augenblick entlud; nachher kam er uns als wohlwollender freundlicher Landsmann ſelbſt bei jeder Gelegenheit entgegen, und wir fühlten daß es gut gemeint war. Andere — und wohl der größte Hauſen, wollten ihn ſtolz finden, allein nicht beſſer kann ich antworten, als mit einem Auszug aus der Zeitung für die elegante Welt, welchen ich Sie um Erlaubniß bitte, nach der Länge herzuſezen: „Sein Aeußeres erweckte die Frage: Iſt Göthe ſtolz? Ach wie vielſinnig iſt das Wörtchen ſtolz, um mit einem Ja, oder mit einem Nein die Frage beantworten zu können. In dem alten, veralteten Sinne, wo ein Menſch nur aufgebläht durch äußere Vorzüge, ſelbſt des Verdienſtvolleren Bekanntſchaft gering ſchäzt, weil ihm dieſer an Vorzügen nicht gleich kommt, ſind ja wohl nur noch wenige ſtolz; und Göthe unter dieſe Klaſſe zu rechnen wird hoffentlich keinem einfallen. Den Werth ſeines geſuchten Ich's aber ſo weit zu kennen, daß ihm ein eigener Stempel der Abſonderung aufgedrückt werde, der manchen Unberufenen zurückhält, ſich an ſeine Perſon und Zeit zu wagen, dies verſteht Göthe meiſterlich. Ob dies bloße

Schutzwehr oder Naturgabe sei, ist schwer zu entscheiden; aber fast sollte man aus der Bemerkung, daß er auch in kleinern und bekanntern Zirkeln eine gewisse Kälte nicht ablegt, urtheilen, daß dieses Zurückziehen ihm sehr natürlich sei. Den neugierigen Brunnengästen war es nicht angenehm, gegen alle Ideale, die sie sich von dem gewandten feinen Dichter gemacht hatten, einen ernsten majestätischen Mann zu finden, der die Hände in beiden Rocktaschen, mit quer in die Breite stehendem Hute, in mäßigem, gleichem Schritte die Allee auf und ab wandelte, ohne auf die Sterblichen um ihn her zu achten. Hätten Alle die Unterhaltung genießen können, die er dann denen, die zunächst um ihn waren gewährte, gewiß sie wären versöhnt worden. Langsam sich entwickelnd, aber immer deutlich mahlend waren seine Beschreibungen; anziehend und fortgesetzt, suivis, seine Gespräche über interessante Gegenstände. Sein munterer zehnjähriger Knabe scheint in den lebhaften braunen Augen den Geist des Vaters zu fassen."

Er schien sich Ihrer, bester Freund, mit vieler Wärme zu erinnern, und lächelte zufrieden und freundlich dabei. Wenn nicht obige Bemerkung von einem seinen Beobachter herrührte, so hätte ich darauf keine Rücksicht genommen; aber besser Ihren Freund zu schildern, wäre mir unmöglich gewesen.

Empfangen Sie, mein geliebter Freund, die Versicherung meiner innigen Liebe, so wie meiner Hochachtung,

Ihr getreuer Neffe

J. D. Schmid.

Zwei ungedruckte Briefe

Goethe's,

nebſt einer Notiz über deſſen Briefe an den Aktuar Salzmann

von

Chriſtian Moriz Engelhardt.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Ein Druckfehler in Angabe der Quellen zu meinem im vorigen Jahrgange der Alſatia mitgetheilten Aufſatze „Der Aktuar Salzmann und ſeine Freunde,“ [1]) veranlaßte Herrn Chr. M. Engelhardt, den verdienſtvollen Herausgeber der Herrad von Landſperg, des Ritters von Stauſenberg und anderer Schriften, mir unten folgende zwei ungedruckte Briefe Goethe's an ihn, nebſt ſeinem erſten Schreiben an den deutſchen Dichterfürſten, ſo wie eine Abſchrift der Einleitung zu den im Morgenblatte abgedruckten Briefen Goethe's an Salzmann, zur Vervollſtändigung meiner Arbeit zu überſchicken; wofür ich ihm meinen beſten Dank zolle.

Ich kann aber nicht umhin hier zuförderſt zweier Stimmen bekannter deutſcher Schriftſteller über die Zweckmäßigkeit der Mit-

[1]) Die Angabe der Betheiligung Herrn Engelhardts an Salzmann's Nachlaß und ſeiner Notizen über ihn, muß folgendermaßen ergänzt und berichtigt werden: Salzmann's Nekrolog, Morgenblatt 1812; Briefe von Goethe an Salzmann, mit einer Einleitung, Morgenblatt 1838.

theilungen von noch unbekannten Thatsachen, Lebensverhältnissen und Bildungsphasen Goethe's, zu erwähnen. Die erste ist von W. Menzel und steht in dessen seit einiger Zeit, unabhängig vom Morgenblatte, und bei einem andern Verleger erscheinenden Literaturblatte. Nachdem der Kritiker lobend erwähnt hat, daß die Alsatia „noch viele bisher unbeachtet „gebliebene Seiten des altelsäßischen Volkslebens und der „gleichen Landesgeschichte" aufdecke, und dasselbe zu weiterer Theilnahme freundlich empfiehlt, scheint sich seine Stirne plötzlich zu verfinstern und, wie aus Donnerwolken ruft er, beim Anblick des von ihm so oft und scharf bekämpften, antipathischen Namen Goethe's die Worte aus: „Dießmal enthält das Jahrbuch einen Aufsatz „der Aktuar Salzmann und „seine Freunde", nebst Briefen an Goethe u. s. w., mit Beziehung auf die arme Friederike,[1]) der man doch endlich in „ihrem bescheidenen Grabe Ruhe lassen sollte. Das Kokettiren mit Beziehungen zu Goethe ist in der deutschen Literatur bereits dermaßen übertrieben, daß es denn doch endlich „Jedermann anekeln muß."

Ganz anders lautet die zweite Stimme in einer Berliner Zeitschrift, nach zuversichtlicher Angabe, von Varnhagen von

---

[1]) Von den vierzehn Goethe-Briefen erwähnen Friederikens nur die Nummern 1—5, sodann eine kleine Stelle in Nummer 12, so wie der als Anhang gegebene Brief. In der Einleitung zur Biographie Salzmanns, war Goethe's Beziehung zur Sesenheimer Pfarrerstochter, nicht Hauptaugenmerk des Herausgebers, sondern die Schilderung des damaligen geistigen Lebens in Straßburg; ohne Gefahr zu laufen unvollständig und ungenau zu werden, mußte jedoch auch von Friederiken gesprochen werden; in den neunzehn andern Briefen an Salzmann, wird ihrer auch nicht mit einem Worte gedacht; sie enthalten sämmtlich, außer den natürlichen Grüssen der Freundschaft, werthvolle literarische und zeitgeschichtliche Mittheilungen.

Enſe..... „Wollte jemand ſagen, es wäre nun genug „von und über Goethe? Wir ſind nicht der Meinung! Je „genauer wir das Einzelne betrachten, je weiter wir das Ganze „überſchauen, deſto größer wird unſer Gewinn, nicht nur an „Verſtändniß dieſes Gegenſtandes allein, ſondern auch im „Allgemeinen an geiſtiger und ſittlicher Befriedigung. Jenes „Zeitalter deutſchen Aufſtrebens hat einen rührenden, wir „möchten ſagen erbaulichen Gehalt: die rechtſchaffene Denkungs„art, der edle gute Willen der Menſchen herrſcht überall vor, „die Literatur iſt noch kein gemeines Gewerbe, Schufte und „Lumpen zeigen ſich nur ſpärlich, und werden bald für das „erkannt, was ſie ſind. Es thut den Augen wohl, an dieſer „Ehrbarkeit ſich zu weiden, die wahrlich dem Genius alle Kraft „und Freiheit ließ! In Goethe's früher und ſpäter Zeit fin„den wir überall dieſen Zuſammenhang; wir können denen, „die ihn ausführlich ergründen und darlegen, nur dankbar „ſein. Was würden wir darum geben, wann Shakſpeare ſeine „Düntzer, Eckermann, Riemer gehabt hätte, und ſie uns er„halten wären!"

Der vorurtheilsfreie Leſer wird keine Mühe haben zwiſchen dieſen beiden ſich widerſprechenden Stimmen, den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Doch zu unſerm Gegenſtande!

Aus den, die oben angegebenen Stücke begleitenden Notizen und Belegen, welche mir Herr Engelhardt die Güte hatte zur Verfügung zu ſtellen, geht hervor, daß Salzmann's Nachlaß durch ihn, einen Sohn von weiland Chriſtian Friedrich E., Vetter und Freund des Aktuars, mit Genehmigung der Familie Salzmanns und des Geſchäftsführers derſelben, Anwalt Klauhold, auf der Straßburger Stadtbibliothek niedergelegt, und alſo der Nachwelt aufbewahrt wurde. Ihm ſelbſt hatte Salzmann jederzeit ein väterliches Wohlwollen zugewandt, und in freu-

diger Erinnerung leben in ihm noch jene donnerstäglichen Kinderbesuche bei Salzmann, von denen schon in meinem vorjährigen Aufsatze die Rede war. Meine Angabe berichtigend, als stamme die Familie von Salzmanns Mutter, Miville, aus England, sagt Hr. Engelhard: »Die Aeltermutter dieser liebenswürdigen Dame (nemlich der Madame Klauhold) war eine Schwester von des Aktuars Mutter, wie es auch meine eigene Urgroßmutter väterlicher Seite, eine geborene Miville gewesen. Wahrscheinlich sind die Miville eine französische Refugianten-Familie, von welcher wohl auch das noch in Basel diesen Namen tragende Geschlecht abstammt.«

Wie Herr Engelhardt, trotz der im erstern der nachfolgenden Briefe Goethe's gemachten Verwahrung, sich berechtigt glaubte des Dichters Briefe an Salzmann, nach dem Tode beider Männer zu veröffentlichen, möge er uns schließlich selbst sagen:

...»Da nun in den nächstfolgenden Jahren (nach Goethe's Tode), hie und da, die in den Händen von verschiedenen Freunden von Goethe sich befindlichen Korrespondenzen mit demselben ohne Rücksicht auf die Ausgabe letzter Hand und ihre Supplemente im Drucke erschienen, und namentlich auch der auf der Straßburger Bibliothek vorhandene Nachlaß Salzmann's, von vielen Seiten in Anspruch genommen und, unter andern, die Briefe von Lenz, von L. Tieck benützt oder ganz veröffentlicht wurden[1]): so hielt ich mich für hinlänglich befugt, endlich auch die durch meine Vermittelung und Sorgfalt auf jene Bibliothek gekommenen Briefe Goethe's, meinerseits

[1]) Tieck veröffentlichte die Lenzischen Briefe nicht; sie befinden sich zum erstenmal abgedruckt in meiner Schrift: Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, Basel, Schweighauserische Buchhandlung, 1843. Einige daselbst fehlende, theilte ich in der Alsatia für 1853, S. 64—77 mit. Der Herausgeber.

zu veröffentlichen, wozu ich ohnedieß längſt die Einwilligung der Salzmannſchen Familie beſaß. In Folge dieſes zauderte ich nicht mehr dieſelben dem Morgenblatte mitzutheilen, um ſo weniger, da ja eben der Eigenthümer dieſes ſchönen Inſtituts, Herr von Cotta, ſelbſt der Herausgeber der Ausgabe von Goethe's Werken letzter Hand und ihrer Supplemente iſt. Um nun Goethe's Geſinnungen zu entſprechen, verſah ich dieſe Veröffentlichung mit einem Vorworte über ſeinen dieſigen Aufenthalt, welches eine ſorgfältige, und, wie ich hoffe ſo ſachkundige als zweckmäßige Ueberſicht enthält, hauptſächlich aber ſeines Verhältniſſes zu Friederiken nur mit der zarteſten und würdigſten Rückſicht gedenkt. Da aber die ſo viele Jahrgänge umfaſſende Sammlung des Morgenblattes nicht überall vorhanden iſt, alſo die bereits 1838 (Nummern 25 und 30 und 38) erfolgte Bekanntmachung der Goethe'ſchen Korreſpondenz, ſich in der Maſſe ſo ziemlich begräbt, wird es wohl nicht ohne einiges Intereſſe ſein, dieſe Einleitung, eine Frucht ſorgfältiger Ueberlegung und Erwägung, den nun folgenden Briefen beizufügen. [1])"

An Herrn von Goethe, großherzoglich Weimarſchen Staatsminiſter. [2])

den 26. Dezember 1826.

E. E.

Halten in Dichtung und Wahrheit das Andenken an Straß-

[1]) Die gleiche Urſache bewog auch den Herausgeber der Alſatia, jene Briefe, welche ſich meiſtens auf elſäſſiſche literariſche, geſellſchaftliche oder hiſtoriſche Momente beziehen, in ſeinem elſäſſiſchen Jahrbuche mitzutheilen.

[2]) Ich glaube aus meiner erſten Anfrage an Goethe nur ſo viel wiedergeben zu müſſen, als nöthig ſein dürfte die Erwiederung beſſer zu verſtehen.

burg mit Liebe fest, die Tischgesellschaft, Salzmann an der Spitze, ist Ihnen eine frohe Erinnerung; Umgebungen und Erfahrungen an Menschen und Sachen, allhier und sonst im schönen Elsaß, trieben Blüthen mit zu dem unverwelklichen Lustgarten den Sie Deutschland und der Unsterblichkeit gepflanzt.

Wie sich Straßburg eine lebendige Stelle in Ihrem Innern gewonnen, sprach sich abermals in der Lebhaftigkeit aus mit der unsers Arnolds Pfingstmontag Sie ergriffen, so daß Sie dieß fac simile des Vormals unsrer Stadt der literarischen deutschen Welt mit sichtbarem Wohlgefallen eröffnet und gedeutet. Alle diese mit solcher Wärme ausgesprochenen Gefühle über die hier verlebte Zeit, und Alles was Beziehung auf Straßburg hat, ermuthigen mich folgendes E. E. Gutachten vorzulegen.

Es stehen nemlich zu meiner, des Unterzeichneten, Verfügung: mehrere von Ihnen selbst herrührende Reliquien Ihres Jugendaufenthalts allhier, und Ihrer hiesigen Verbindungen, aus denen ich einen Blumenkranz zum unvergänglichen Band zwischen Goethe und Straßburg zu winden gedenke; so daß, durch Ihre eigene Erzählung in Dichtung und Wahrheit, gestützt durch diese Aktenstücke aus jener Zeit selbsten, meiner Vaterstadt ein unwidersprechlicher Rechtsbeweis ihres frühern Besitzes des Prometheus und Proteus deutscher Dichtkunst und der gesammten Literatur erwachse, den man ihr nimmer, wie's ihr mit Gutenberg geschehen, anfechten könne.

Diese Reliquien bestehen aus:

1. Einer Reihe von 13 Briefen Ihrer Hand, 12 an Salzmann und einen an den Herrn Demars, theils aus Sesenheim, theils aus Frankfurt, 1771 — 1774. Dieselben beziehen sich alle, theils auf Begebenheiten in Dichtung und Wahrheit erzählt, theils auf Literatur und Ihre damalige Erzeugnisse, besonders auf Göz von

Berlichingen, der mit ſeiner eiſernen Hand die franzöſiſchen Reifröcke des deutſchen Theaters zerſchmetterte.

Dazu kömmt ein Schreiben Ihrer ehrwürdigen Frau Mutter an Salzmann vom Juli 1776.

2. Ihre Iphigenie ganz in Proſa beendigt.

3. Positiones Juris quas Auspice Deo etc. pro licentia summos in utroque Jure honores rite consequendi in alma Argentinensi die VI. Augusti MDCCLXXI. publice defendit Joannes Wolfgang Göthe mœno francofurtensis. Argentorati typo J. H. Heitz.

Dieſe Stücke, dabei ſo viel aus Dichtung und Wahrheit beigebracht als zur Erklärung erforderlich, und von den unentbehrlichſten Lokalanmerkungen begleitet, wünſche ich unter dem Titel: Goethe's Jugenddenkmale zu Straßburg, herauszugeben, wenn E. E. mich mit Ihrer Genehmigung dazu erfreuen wollten.

(Folgen die Anzeige der Herrn von Goethe überſandten Exemplare einiger bis dahin von mir erſchienenen etwas erheblicheren Erzeugniſſe, wie einige Nachrichten über die durch Actuar Salzmann vermittelte perſönliche Bekanntſchaft Goethes mit ſeiner Familie.)

Somit lege ich, E. E., meine Anſichten ehrfurchtsvoll und zuverſichtlich in Ihre Hände ꝛc.

Ch. M. Engelhardt.

Zwei Briefe von Goethe

an

Chriſtian Moriz Engelhardt.

1.

E. W.

Habe für die angenehme reichhaltige Sendung vielfachen

Dank zu ſagen; ſie verſetzte mich in die Zeiten, wo man ſo gerne verweilt, weil eine productive Einbildungskraft das Barbariſche, was ſie mögen gehabt haben, mildert und gemüthlich verſöhnt. Sodann haben Sie zugleich einen heiligen Namen, der mir in manchem Sinne lieb iſt, aus der düſteren Zeit anmuthig herauklingen laſſen. Nicht weniger angenehm war es mir, die Früchte Ihrer mir ſchon wohlbekannten literariſchen Thätigkeit ſo reichlich vor Augen zu ſehen.

Höchſt wünſchenswerth iſt mir ſodann, daß die ſchriftlichen, auf meinen Straßburger Aufenthalt bezüglichen Papiere in den Händen eines Mannes liegen von deſſen ſittlichen Geſinnungen mir genannte zuverläſſige Männer, bei früherem Erwähnen die ſicherſten Zeugniſſe gegeben haben; denn was die angezeigten Papiere betrifft, ſo kann ich zu deren Publication meine Einwilligung nicht geben, ja ich muß förmlich und ernſtlich dagegen proteſtiren.

Der erſte Entwurf von Iphigenie gehört, wie Sie aus der nächſtens erſcheinenden Anzeige der neuen Ausgabe meiner Werke erſehen werden, nach dem dreißigſten Bande in die Epoche, wo ich dem Publicum von meinen Studien von der Steigerung meiner erſten Arbeiten Rechenſchaft zu geben gedenke. Was die Briefe und andere Einzelnheiten betrifft, ſo iſt es nicht räthlich dergleichen, ſelbſt nach dem Ableben des Schreibenden, geſchweige bei ſeinem Leben zu publiziren; auch werden Sie bei näherem Bedenken ſich gewiß mit mir überzeugen, daß dergleichen beſonders in dieſem Falle nicht zuläſſig ſey.

Wie ich meinen Aufenthalt in Straßburg und der Umgegend darzuſtellen gewußt, hat allgemeinen Beifall gefunden und iſt dieſe Abtheilung, wie ich weiß, immerfort mit beſonderer Vorliebe von ſinnigen Leſern beachtet worden. Dieſe

gute Wirkung muß aber durch eingestreute unzusammenhängende Wirklichkeiten nothwendig gestört werden. Nun habe ich mich bisher, besonders seitdem eine so hoch privilegirte letzte Ausgabe meiner Werke lautbar geworden, das höchst wünschenswerthe Ereigniß erlebt, daß mir von mehreren Orten auch unaufgefordert, Briefschaften und Denkblätter mancher Art eingereicht worden, von denen ich denn in der Folge meiner Arbeiten und Darstellungen den schicklichsten Gebrauch zu machen im Falle bin.

Indem ich nun E. W. dieses vermelde, so zweifle ich nicht einen Augenblick dieselben werden, in gleicher Gesinnung, die in Händen habenden Schriften mir einhändigen und dafür meines aufrichtigen Dankes und Anerkennung gewiß bleiben.

Wie ich nun aller derjenigen öffentlich dankbar erwähne, welche von jeher, so auch in diesen letzten Zeiten einer abschließenden Rechenschaft, mir so treu als edel an Handen gegangen, so werden E. W. hier einen bedeutenden Ehrenplatz einnehmen und mit trefflichen Männern, deren Sie einige selbst genannt in Reih und Glied auftreten.

Weil denn aber doch Niemand zuzumuthen ist, daß er sich eines werthen Besitzes entäußere ohne durch irgend etwas Erfreuliches die Lücke wieder ausgefüllt zu sehen, so finde ich mich gerade in dem Fall Ihnen etwas anzubieten, wovon ich hoffen kann, es werde die gewünschte Wirkung hervorbringen. Empfehlen Sie mich, wenn es Gelegenheit giebt, Herrn Prof. Arnold aufs beste. Mit aufrichtigen Wünschen dieses Blatt abschließend

ergebenst

J. W. Goethe.

Weimar, den 3. Februar 1826.

2.

E. W.

haben mich, unter vorwaltenden Umständen, durch besonders gefällige Thätigkeit ungemein verpflichtet. Nehmen Sie in Erwiederung der für mich so bedeutenden Copien den letzten Festabdruck[1]) freundlich auf und bereiten dem zweiten Exemplare einen geneigten Empfang; wobei ich wohl bekennen darf, daß es mir sehr angenehm sey, die Originalblätter so gut und sicher aufgehoben zu wissen. Und so hat es denn etwas eigen Angenehmes, daß hier beide Enden dieses poetischen Unterfangens sich in später Zeit an geliebter und verehrter Stätte wieder berühren.

Empfehlen Sie mich überall; lassen Sie mich, daß Gegenwärtiges angekommen, nicht ohne Nachricht; erhalten Sie mir ein freundliches Andenken, so wie Herrn Canzler von Müller, der sich mit mir zum allerschönsten empfiehlt

ergebenst

J. W. Goethe.

Weimar, den 22. April 1826.

Einige einleitende Worte zur Verständniß der Briefe Goethe's an Salzmann.

In der Schilderung, wie sie uns Goethe von seinem Aufenthalt zu Straßburg (1770—1771) gibt, leuchtet der bedeutende Einfluß hervor, der sich ihm selbst für seine Entwicklung darin darstellt. Auch widmen sich dieser Periode drei Bücher der

[1]) Nemlich des 1825 in Weimar erschienenen Dramas Iphigenia auf Tauris, eines für Hrn. Engelhardt, das andere der Straßb. Stadtbibliothek bestimmt.

Skizzen aus seinem Leben (9—11), und vielfach klingt sie in den nächstfolgenden wieder. In anscheinend bunter, in der That aber geschickt geregelter Mannichfaltigkeit läßt hier Goethe die Gestalten und Ereignisse im Gewand der Dichtung vorüber ziehen, in treffender Wahrheit die Eindrücke, die geistigen Wirkungen. Die Dekoration bildet die wonnige Natur der Vogesen und der Rheinlandschaft, mit Straßburgs Münster als Symbol. Das Drama spielt gewissermaßen im Conflikt der altdeutschen Sitte und Nationalität des Elsasses mit dem damals noch sachte nach dem Uebergewicht ringenden Franzosenthum:[1]) deutsche neben französischer Tracht, Gelehrte von deutscher Art und Gründlichkeit, sich meist nur das nothwendigste von französischer Sprache und praktischer Gewandheit zum Hausbedarf aneignend, neben den liebenswürdigen Offizieren der französischen Truppen, neben zierlichen französischen Sprach- und Tanzmeistern. — Und nun die handelnden Personen: vor Allem jene merkwürdige Tischgenossenschaft und ihre Conföderaten, da ein günstiges Geschick eben mehrere tüchtige deutsche Jünglinge zu Straßburg vereinte. Hier ist der biedere Lerse, nachmals Pfeffels erster Gehülfe an seinem Institut zu Colmar; Mayer von Lindau, später, wie uns däucht, nach Rußland verpflanzt; Jung-Stilling, dessen kindliches Gemüth, dessen fester, mystischer Glaube Goethes poetischen Sinn, sein Herz so sehr ansprachen, wie denn alle innige Mystiker ihm forthin zusagten, während die eisigen Religionsspötter ihn anwiderten, er selbst aber den großen Geist der

[1]) Das deutsche Prinzip hatte einen rechtlichen Fuß in der Natur der Ueberlassung des Elsasses an Frankreich, die im Sinne derjenigen Pommerns an Schweden geschah, nämlich ohne daß sie der deutschen Volksthümlichkeit der Einwohner zu nahe treten sollte. Straßburgs Kapitulation erhielt förmlich der deutschen Sprache den offiziellen Charakter.

Natur in ihrem Schooß zu erforschen nie ermüdete. Auch war es Jung, der ihn vorzüglich veranlaßte, die medizinischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen, die auf der alten Straßburger Universität ausgezeichnet bestellt waren, zu besuchen, und dieser Neigung, die Goethe neben der Poesie nie verließ, neue Nahrung gab. — Zu den Deutschen fanden sich einige vorzügliche Franzosen, die ihren Theil beitrugen den Verkehr lebendiger, vielseitiger zu machen.

Jeder Stoff, den Literatur, Wissenschaft, Kunst- oder Zeitbegebenheiten darboten, wurde auf der Esse der jugendlichen Genossenschaft durchhämmert; keiner der aufstiebenden Funken durchsprühte fruchtlos Goethes Gehirn. Als vermittelnder Obmann (ich möchte sagen ludi moderator) fand sich der sokratische Salzmann. Sein eben durchlebtes halbes Jahrhundert wies ihm den Vorsitz an, mehr noch seine gediegene vielseitige Bildung, sein sanfter Sinn, seine hohe Rechtlichkeit (das Morgenblatt gab seinen Nekrolog gleich nachdem er, im August 1812, im neunzigsten Lebensjahr zu Straßburg entschlafen war; gegenwärtige Zeilen können Einiges darin berichtigen). Auch Herder führte ein günstiges Gestirn nach Straßburg. Sein umfassendes Wissen, sein überall neuen Ideen Bahn brechender Forschungsgeist, gaben seinen Ansichten großes Gewicht bei Goethe; ja vielleicht war selbst sein herber, rücksichtsloser Spott, seine schroffe Rüge eine Würze mehr, eine heilsame Diversion für die Richtung, die sonst vielleicht Goethes Geist zu Straßburg nehmen mochte.

In Rücksicht auf Poesie und Theater war Lenz eine der späteren, nicht gleichgültigen Verbindungen, die Goethe zu Straßburg knüpfte, ein verschwisterter, doch schwächerer Genius der sich durch geheime Rivalität übersteigerte. Auch erlag der reizbar und zart organisirte Lenz den geistigen Anstrengungen,

den auf ihn eindringenden Leidenſchaften, während Goethes Pegaſus, von ſicherer Hand geleitet, herrſchend über den Sturmwolken ſchwebte. — Nur wie eine entſchwindende Erſcheinung zeigt ſich Schöpflin's ehrwürdige Geſtalt, dieſes gediegenen Forſchers der Geſchichte, die er mit der Fackel der Urkunden und Denkmale beleuchtet, der uns die Vorzeit des Elſaſſes und Süddeutſchlands aufgethan, in der allgemeinen Geſchichte zuerſt die Germanen von den Celten geſondert, der den Entſcheidungspunkt der Erfindung der Buchdruckerkunſt feſtgeſtellt. — Unmittelbar greifen ſeine tüchtigen Schüler Oberlin und Koch auf Goethe ein, ſeine hohen Anlagen erkennend. Erſterer macht ihn zwar auf die altdeutſchen Dichter aufmerkſam; aber beide wollen ihn für's Studium des deutſchen und franzöſiſchen Staatsrechts durch Ausſichten auf günſtige Anſtellung bei der deutſchen Kanzlei am franzöſiſchen Miniſterium gewinnen. Solche Pläne rechtfertigen ſich durch Zwecke, die Goethe mit ſeinem Aufenthalt zu Straßburg verband, wohin neben dem Rechtsſtudium die Ausbildung in der franzöſiſchen Sprache gehörte, wofür ihm viele Anläſſe ſeiner Jugend eine Vorliebe gegeben. Wie ſich nun gerade das Gegentheil ergab, bildet den für Deutſchland wichtigen Wendepunkt der Straßburger Periode. — Jene fortwährenden Berichtigungen ſeiner franzöſiſchen Sprechweiſe, zwar ſchonend nach ſeiner Sitte, jene Wiederholungen, in den richtigen Ausdrücken, der Gedanken die Goethe in mangelhaftem Franzöſiſch vorgebracht mit Vernachläſſigung des Stoffs ſelber, deſſen innere Erörterung ihm mehr am Herzen lag als die Sprachform, verleideten ihm bald die Sprache ſelbſt, die er vorher liebgekoſt; ja, mit Andern überzeugt, daß, aller Mühe ungeachtet, er ſie nie vollkommen in ſeine Gewalt bekommen würde, entwand er ſich ihr und warf ſeinen ganzen Eifer, ſeine

volle Kraft der deutschen Sprache zu, sich fortan ihrer Fittige zur Entfaltung seines Genius zu bedienen. — Hiezu gesellte sich der Zustand der tragischen französischen Muse. Voltaire selbst ließ die Veraltung seiner als klassisch gepriesenen Vorgänger fühlen, wohin seine Ausgabe Corneilles zweckte. Aber von ihm stieß seine kalte Vornehmheit zurück, ja er selbst schien im Veralten begriffen.

So kehrten sich die feurigen deutschen Jünglinge, Goethe an ihrer Spitze, zu Shakespeare, dessen tief aus der Natur gegriffene Gestalten im unerbittlichen Ernst und im unerläßlichen Schicksal, wie in derber Lust und im unverhüllten Scherz, mit immer frischer Wahrheit dastehen, ohne daß deßwegen dem Drama die zur Wirkung und Darstellung nöthige Handlungseinheit, noch der rasche, hinreißende Fortschritt abgeht. So vielerlei eingreifende Umstände vereinten sich, Goethes Aufenthalt zu Straßburg die höchste Wichtigkeit zu verleihen.

Was konnte noch mangeln, seinen Genius zu vollen Flammen anzufachen? — der elektrische Funke der Liebe. Und auch dieser Impuls fand sich in dem jungen Frauenzimmer, in welchem Goethe die für ihn verwirklichte Sophie des Predigers von Wakefield erblickte. Glühende Leidenschaft wogte in seinem Busen, loderte in seiner Poesie, durchstürmte sein ganzes Wesen; sie ergriff ebenso die Geliebte. In so platonischen Schranken wir uns auch dieses leidenschaftliche Verhältniß denken, mußten dennoch in der Imagination des Mädchens sich Hoffnungen malen, in denen keine offenbaren Unmöglichkeiten zu liegen schienen, für welche aber Goethes noch unentschiedene Zukunft, alle seine reellen Verhältnisse, keine Erfüllung gestatteten. Wie schmerzlich mußte demnach die baldige Enttäuschung ein junges Herz zerreißen, dem die Huldigung des schönen Jünglings, der durch so reiche Naturgaben

glänzte, so vielfach geschmeichelt, es so innig bewegt, zu so vieler Zärtlichkeit aufgethan hatte! Streng und ohne Nachsicht rügt auch Goethe selbst sein unbedachtes Hingeben in ein solches Verhältniß.

Sobald Goethe in Straßburg bei der juristischen Fakultät graduirt hatte, kehrte er nach Frankfurt zurück, von wo er noch die ihm von Straßburg nachgefertigte Zumuthung einer ihm undienlichen zweiten akademischen Förmlichkeit lustig ablehnte. Unmittelbar erzeugte sich jetzt die erste volle Blüthe, oder vielmehr würzige Frucht der Straßburger Geistesreibungen, in Götz von Berlichingen, mit der sich Goethe an die Spitze einer neuen dramatischen Dichtungsperiode für Deutschland stellte. Es geschah eine Metempsychose. Shakespeares Genius erstand in Deutschland. Schon gährte Faust, Englands Romantiker und Ossians Nebelgeister fanden sich im Werther. Goethe eilte, seinen Straßburger Freunden Götz von Berlichingen zu übersenden, denn nicht nur die geistigen Ergebnisse seines dasigen Aufenthalts, sondern auch persönliche Denkmale, ja seine eigene verkappte Pönitenz waren darin niedergelegt.

Spricht uns nun die Schilderung der Straßburger Periode, so lange nachher in Dichtung und Wahrheit verzeichnet, so lebhaft an, wie müssen nicht gleichzeitige Fragmente auf uns wirken! In jener Schilderung sehen wir in wohldurchdachtem Plan die merkwürdigen Momente zurückgespiegelt; die Reflexion in anziehendem doch gemessenem Styl, oft mit Umschweifen, unterhält und belehrt uns. Wie müssen uns nicht Emanationen ergreifen, im Augenblick der Handlung selbst inspirirt, nicht aus Goethes Dichtungen, nein, aus seinem eigenen Lebensdrama. Solches findet sich in den ersten der Briefe, die wir hier mittheilen, die andern handeln von seinen Ideen und Erzeugnissen und denen seiner Freunde. Statt der zwischen

Laubwerk hie und da an gehörigem Ort angebrachten duftigen Blumen der in Dichtung und Wahrheit geflochtenen Guirlande, die zwischen durch die ordnende Hand erkennen läßt, pflücken wir hier die Waldblumen in wilder Pracht, am Rand des dem Gletscher entstürmenden Wasserfalls.

Chr. M. Engelhardt.

III.

1. Ueber Werther's Leiden von Goethe,

Aus einem Briefe von Jeremias Meyer an August Schuster[1]).

Dies ist ein vortreffliches, aber doch nicht ganz richtiges Urtheil über Werthern: „So sehr ich Werthern verehre „und bedaure, möcht ich ihn doch nicht zu meinem Vorbilde „wählen; — schmähle mich nicht, Meier, nenne mich nicht „kalt, nicht gefühllos — er könnte ein Ideal sein, er hat ge„wiß schon manchen deutschen Jüngling begeistert!“ — (zum Selbstmorde veranlaßt, mein Lieber!!) — „Doch was war „sein Wirken auf der Welt, und was hätte sein hoher Geist „nicht wirken können??... und was verhinderte ihn da„ran!! — gewiß seine überreizte Phantasie, sein „allzuweiches Herz, das — laß mich schweigen — zürne „nicht über diese Aeußerung, Lieber, Guter.“ —

---

[1]) Aus Neustadt an der Haardt, studirte Chemie bei Prof. Tromsdorff in Halle; M. lernte ihn während seiner Studienzeit in Halle kennen.

Für's erste wüßte ich nicht, was da zu zürnen wäre; etwa daß du mich so gut getroffen hätteſt?! Ja, ja, das iſt mein wahres Bild (merke wohl auf das Unterſtrichene!); allein es iſt doch in etwas zu berichtigen — Allerdings war die Perſon Werthers ein unnützes Ding in der Welt, an ſich, d. h. er hat nichts Großes gewirkt vor den Augen der Menſchen; aber wie er in die Menſchenſchickung hineinpaßte, das wiſſen wir nicht: und Gott ſchafft doch keine unnützen Glieder. Denn du wirſt doch wiſſen, daß, wie in allen Göthiſchen Romanen, eine wahre Geſchichte zu Grunde liegt, dieſe ſich zutrug mit dem Sohne des berühmten Abtes Jeruſalem? und daß Göthe ſeine Lotte nach dem berühmten Frauenzimmer gemahlt hat, welches in Frankfurt wohnte, nun eine Mutter vieler Kinder iſt. Gegen Göthe's Meiſterwerk wirſt du doch aber nichts haben, nur gegen Werthern als Perſon und Glied der menſchlichen Geſellſchaft? — Ein großer Keim lag in ihm, ein freier, offener Sinn, ein zartfühlendes Herz, das er in ſeinem Buſen trug, war der Spiegel einer Welt; ſchon reifte jener Keim der vollen Blüthe entgegen, und die Liebe gab ihr alle ſchönen Farben; ſein fühlend Herz, ſein hoher Sinn, ließ ihn dieſes höchſte Glück der Menſchen in vollem Maaße genießen. Jetzt ſollte er ſich mit der Geliebten verbinden, und im häuslichen Kreiſe mit ſeinen Aeſten die glücklichſten Kinder überſchattend, wäre er Mann geworden, und Frucht geworden wäre jene ſchöne Blüthe. Allein was hinderte ihn? Ich glaube, das furchtbare Geſchick. Als fühlender Schatten irrte er umher, die Jugendbilder (dieſe beglückenden Engel des Mannes) erwachten; aber nicht zu ſeiner Freude und Erhöhung, ſondern um ihm ſein Elend noch zu vergrößern. Erſt hier wurde ſeine Phantaſie überreizt, ſein Herz zu weich; — du haſt Folge mit Urſache verwechſelt.

Vorwärts konnte er nicht mehr, zurück darf der Mensch auch nicht, noch weniger stehend bleiben: was bleibt ihm übrig? — Der Tod! Hätte Göthe keinen Roman, sondern nur eine interessante Tagsgeschichte schreiben wollen, so hätte er Lotten nur als kalt bilden sollen, und wahrscheinlich würde Werther sich dann nicht erschossen haben; sondern die Flamme hätte sich allmählig gelegt, bis sie zu einer andern würdigen Jungfrau wieder emporgeschlagen hätte. Allein Göthe ist Dichter, wollte einen Roman schreiben, und darum mußte er (was wir auch so gerne sahen), Lotten Gegenliebe empfinden lassen, so weit es ihre Pflicht erlaubte. Das ist es was ihn so furchtbar niederdonnert; er sieht, wie ihn das göttliche Wesen anlächelt, und wie er es doch nicht erreichen kann; die letzte Scene zwischen Lotten und ihm vollends, mußte ihn von der größten Glückshöhe des Augenblicks in den Abgrund des ewigen Unglücks werfen. Und welches menschliche Geschöpf zerschellt seine Knochen nicht an solchem Falle!! — Darum hast du Recht, wenn du sagst: Du hättest ihn nicht zu deinem Vorbilde gewählt; versteht sich, wie er da ist, aber nicht in Bezug auf das, was er hätte werden können, da die Kraft da war. Denke dich nun lebhaft als seinen Freund. Hättest du seinen Tod voraussehen können? Würdest du nicht gesagt haben: Lieber Werther, du bist so voller Kraft, dich will ich zum Ideal, meine Liebe stellt dich mir als solches dar, erhebt dich dazu; ich sehe nur deine höhere, geistige Natur vor mir, dein Irdisches verschwindet!

Denke, mein Lieber, wenn ich nun stürbe; so hätte ich allerdings nichts gethan in der Welt, und erinnerst du dich: du hast mich einst dein Ideal genannt?!! — Sehr wohl können sich das Freunde sein, indem sich ihre Liebe aus den höhern Eigenschaften des Freundes ein eigenes Gottesbild

ſchafft. — Was meinſt du? — Denke dir jetzt, dein Freund wäre in demſelben Falle geweſen, wie Werther: eine reine Liebe hätte ihn an eine edle Jungfrau gefeſſelt, früh wären in ihm erwacht die göttlichſten Gefühle und Entſchlüſſe, er hätte ſeinen Puls gefühlt, wie er zu keinen kleinen Thaten ſchlägt; aber jene Liebe hätte ihn hingehalten, zu früh von ſeiner Laufbahn abgezogen, weil ſein offener, tiefer Sinn alles einſog und auffaßte, was die ſchöne Natur um ihn her zu gleichem Daſein berufen. Denke nun ferner, daß theils das Alter, theils andere Verhältniſſe eine Verbindung unmöglich machten; daß die vom Zauberſtabe der Liebe (dem kein Menſch widerſtehen kann, wenn er ihn einmal berührt!) eingeſchläferten Geiſteskräfte wieder erwachten: er ſich losriſſe, wie die Lerche aus dem engen Bauer. Sprich, du Einziger, glaubſt du nicht, er werde wie dieſe, den Schwung deſto höher in die Wolken wagen, freudiger ſein Liedchen trillern, und das Weltgewirre ganz anders, richtiger und reifer betrachten, als zuvor, und frohlockend in ſeiner Freiheit? — Und was ſagſt du nun dazu, wenn ich dir ſage: daß dein Freund wirklich in dieſem Falle geweſen! — — —

2. Wetzlar; Werther und Lotte.

Aus Jeremias Meyer's Tagebuch.

Mittwochs den 27. September 1820. Schöner Spaziergang von Gieſſen nach Wetzlar, über die Dorlarer Fähre, unter einem vor 26 Jahren abgebrannten Kloſter, am linken Ufer der Lahn, über ſchöne Hügel, immer nur an Werthern denkend, und mir die Gegend recht tief einprägend; in der Ferne wilde Berge, dann ſanfte, fruchtbare Hügel,

Dörfer am Fuße, dann eine schöne, üppige, grüne Matte, durch welche die Lahn schlangenförmig hinfließt. Zwischen Garbenheim (links am Wege und eine halbe Stunde von Wetzlar) und der Stadt, sind wilde Felsen; diese müssen es sein, wohin Werther einst sinnlos hinauflief, und den Huth verlor. Das ganze Ufer voll Wasserlilien und großer Vergißmeinnichte, in dieser Jahreszeit! Ich mußte mir einige pflücken, und es war mir wirklich so wehmüthig zu Muthe; was hätte ich wohl hier gethan vor fünf oder sechs Jahren!!

Gasthof zum Kronprinzen, wo Jerusalem zu essen pflegte, beim Vater des jetzigen Wirthes. Wie wenig bereue ich nun, diesen Umweg gemacht zu haben! Alles trifft zusammen, mich auf eine wehmüthige Weise zu erfreuen: nach stürmischen Tagen ein herrlicher Sonnenuntergang in röthlich violetten Wolken, über denen ein dünner Goldstreif schwebt, wie eine Glorie; ein schöner Sternenhimmel; lustige Philister beim Schöppchen Wein; die erste Fleischbrühsuppe seit vier Jahren — alles liebe, liebe Erinnerungen, und noch dazu in Wetzlar. Die Philister erzählen mir die Geschichte Werthers umständlich, und meine Neugierde macht den alten Wirth immerfort lachen. Die Russen sollen sich hier besonders nach den Umständen und Denkmälern erkundigt haben. — Wetzlar zählte damals 6000 Einwohner, das Kammergericht 1100 Menschen, und nun noch dazu die Fremden, die in Geschäften herreisten, die Familien der Angestellten, der Reichthum der Mitglieder. Alles das ist verschwunden, Wetzlar ist eine stattliche Ruine, und zählt jetzt 4070 Einwohner. Göthe's Lotte, jetzt eine Dame von 70 Jahren, war vor kurzem hier auf Besuch. Ein Alter sagte mir sie sei schön gewesen. Sie ist die Tochter des Amtmanns Buff, der die Güter des teutschen Hauses (vom teutschen Orden hier) verwaltete, und

ist an einen Hofrath (Rechnungsführer oder dergleichen) Kästner[1]) in Hannover verheurathet, wo sie erwachsene Kinder hat[2]) Sie hat drei Brüder am Leben (acht oder neun Geschwister waren sie); der eine ist hier pensionirt in seines Vaters Stelle; der andere ist Hofrath, bei einem Gericht angestellt; der dritte war Hauptmann in holländischen Diensten und lebt nun hier mit dem ersten auf dem Gute. Sie war Göthe's Geliebte, und damals schon verheurathet[3]), (ihr Mann

---

[1]) Die Familie schreibt sich Kestner. — Lotte's Gatte war „der „nachmalige Hofrath Johann Christian Kestner in Hannover; „in Goethe's Wahrheit und Dichtung (pag. 114 des 22. Bandes von „Goethe's sämmtl. Werken) mit dem Beinamen: der Bräutigam bezeichnet, kam sechs und zwanzig Jahre alt, als Legationssecretär der „kurfürstlich hannöverschen Gesandtschaft bei der Kammergerichtsvisitation, im Jahre 1767, nach Wetzlar. In Hannover (am 28. Aug. „— auch Goethe's Geburtstage, — 1741) geboren, hatte er in einem „glücklichen Familienkreise und an der Hand eines Hauslehrers von „ausgebreitetem Wissen und edlem Charakter, eine auserlesene Erziehung gehabt." S. Goethe und Werther, Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. Stuttg. und Tüb. bei J. G. Cotta 1854, S. 4. D. H.

[2]) Ich habe in den Jahren meiner Amtsführung als Pfarrer der protestantischen Gemeinde in Sennheim (Cernay, im Departement des Oberrheins, in Frankreich), von 1827 an, die in Alt-Thann eine Fabrik für chemische Produkte besitzende Familie Kästner kennen gelernt, und oft deren gebildeten Umgang und Gesellschaft genossen. Drei Söhne und zwei Töchter der Göthe'schen Charlotte Kästner, waren dort vereint; besonders ausgezeichnet an Geist und Gemüth war Fräulein Charlotte Kästner, von der ich noch Briefe besitze. Ihr auf Besuch anwesender Bruder, hannöverscher Gesandter in Rom, erlaubte mir autographische Briefe Göthe's an ihre Mutter abzuschreiben. Sie selbst, eine schöne Dame, kam einst auf Besuch dorthin, und ich hatte das Glück auch ihre Bekanntschaft zu machen. J. M.

[3]) Irrthum; die Heirath hatte erst nach Göthe's plötzlicher „Flucht" aus Wetzlar, am Palmsonntage 1773 statt. D. H.

war Gesandtschaftssecretär). Jerusalem war[1]) hannöverscher Gesandtschaftssecretair, und seine Lotte hieß Lotte (?) Heerdt[2]), auch verheurathet an einen (Frankfurter?) Gesandtschaftssekretair, sie selbst nicht von hier.

Ein alter Mann erzählte mir, er sehe ihn noch immer im blauen Rock, mit gelber Weste und gelben Hosen, und mit einem Zopfe, einen schönen, melancholischen Sonderling, den rechten Arm auf den Rücken gelegt, für sich hingehen. Sein Tod soll mehrere Ursachen haben, hauptsächlich beleidigtes Ehrgefühl[3]). Er war beim Kammergerichtspräsidenten, als ein gebildeter Jüngling, wohl gelitten, aber als dieser ihn eines Nachmittags vom Spiele aufzustehen bat, weil Gesellschaft komme, so fühlte er sich tief gekränkt, (theils Kastengeist, theils Gesetz trennte die Assessoren streng von den Prokuratoren oder Referendaren; jene waren meist Hochadlige[4]).

[1]) Karl Wilhelm J., Sohn des berühmten Abts Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem von Braunschweig. Er war nicht in der hannövrischen Gesandtschaft angestellt, sondern fungirte als Sekretär des Herrn von Hösler, herzogl. Braunschweig-Lüneburgischem Subdelegatus zur Visitation des Kaiserl. und Reichskammergerichts zu Wetzlar. S. *Meusel*, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, VI. S. u. f. f. — Von dem unglücklichen Jerusalem gab Lessing 1776 zu Braunschweig „Philosophische Aufsätze heraus. Inhalt: 1. Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt sein kann. 2. Ueber die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstrakten Begriffe. 3. Ueber die Freiheit. 4. Ueber die Mendelssohnsche Theorie vom sinnlichen Vergnügen. 5. Ueber die vermischten Empfindungen. D. H.

[2]) In Kestners Briefen blos mit dem Anfangsbuchstaben H.... angegeben. D. H.

[3]) Dies erhellt nun deutlich aus Goethe's und Kestners Briefwechsel. D. H.

[4]) Meyer urtheilt vollkommen richtig: Kestner gibt Goethen, November 1772, folgende Aufschlüsse über Jerusalems Mißstimmung: „Jerusalem ist die ganze Zeit seines hiesigen Aufenthaltes mißvergnügt gewesen, es sey nun überhaupt wegen der Stelle die er hier

Dazu kam nun die Liebe zu Lotte [1]), welche sie nicht erwidert haben soll, und so erschoß er sich im Hause mit dem Erker, der reformirten Kirche gegenüber. Er soll lange noch gelitten haben an dem Fehlschusse, und sich im ganzen Zimmer hin und hergewälzt haben. Er wurde Nachts mit Lichtern begraben [2]).

Man darf sich nicht verwundern, daß Göthe immer mit der Frage geplagt wurde, was denn Wahres an seinem Romane sei. Aber, wenn man dies nun weiß, so sieht man, wie thöricht diese Frage ist. Denn frei schafft der Dichter, er ist ja kein Histörchenerzähler: er verknüpft Wahres und Unwahres zum Ausdruck einer Idee; und es braucht oft nur den geringsten Anstoß im Leben, um einer großen Idee ihr Dasein zu geben. Was ihm selbst begegnet ist in seinem Leben, verbindet er hier wunderbar, und doch bleibt es Wahrheit. Das ist es, was die Neugierde und Theilnahme gewaltig reizte. Und nun ist abzusehen, wie unzart dem Dichter, und

---

„bekleidete, und daß ihm gleich Anfangs (bei Graf Bassenheim) der „Zutritt in den großen Gesellschaften auf eine unangenehme Art ver„sagt worden, oder insbesondere wegen des Braunschweigischen Ge„sandten, mit dem er bald nach seiner Ankunft kundbar heftige „Streitigkeiten hatte, die ihm Verweise vom Hofe zuzogen und noch „weitere verdrießliche Folgen für ihn gehabt haben. Er wünschte „längst und arbeitete daran, von hier wieder wegzukommen; sein hie„siger Aufenthalt war ihm verhaßt....“ A. Kestner, Goethe und Werther. S. 86. D. H.

[1]) Frau Heerdt. D. H.

[2]) Aus Kestners Brief an Goethe, S. 99. „Gegen 12 Uhr starb „er. Abends 5/4 11 Uhr ward er auf dem gewöhnlichen Kirchhof be„graben, (ohne daß er secirt ist, weil man von dem Reichs-Marschall„amte Eingriffe in die gesandtschaftlichen Rechte fürchtete) in der „Stille mit 12 Laternen und einigen Begleitern: Barbiergesellen haben „ihn getragen; das Kreutz ward vorans getragen; kein Geistlicher hat „ihn begleitet.“ D. H.

wie unverständig und lästig ihm diese Frage vorkommen mußte. Er giebt es in der Form wie es allein verstanden sein soll; nach dem Dahinterliegenden fragen, ist dann Zeichen von Mißverständniß, und so lästig und unangenehm, daß der Dichter, wenn er antworten wollte, sich ganz herabsetzen würde von der Stufe auf der er schuf, auf diejenige wo man nicht schafft; sondern wo alles so seinen Tag hinlebt, kurz von der künstlerischen, auf die gemeine, wirkliche, ungöttliche, unwahre.

Jetzt auch erst verstehe ich Göthe's Klage über die blos stoffartige Theilnahme an seinen Schöpfungen, die, weil sie von gewöhnlichen Menschen, so nur sein kann an dem Vollendetsten, sein bestes Lob ist.

Der behagliche Wirth bemühte sich mit der übrigen Gesellschaft, mir zu beweisen, daß die Sache nicht sei, wie sie Göthe behandelt habe; das war immer das dritte Wort! — „Jetzt erschießt sich keiner mehr aus Liebe, es giebt der Weiber genug," meinte der lachende Dicke!

Donnerstags den 28ten. Allerdings nicht aus bloßer Liebe; das that der gute Werther auch nicht; sondern aus jener melancholischen Stimmung des Gemüths, die besonders eine gewisse Periode des Uebergangs im Lebensalter beherrscht, aber nicht von jedem zu überwinden ist, besonders wenn sie in jene frühere Zeit fallen mußte, wo das Bewußtsein noch befangen, und nicht zur jetzigen Klarheit über sich selbst gekommen war. Bei einem reinen Herzen und Sinne, mußte jene Stimmung besonders ihre Richtung nach der Natur nehmen, und wurde von dieser wiederum bestimmt und beherrscht, wie dieser unklare, wilde Erdgeist nur begeistern kann, zu einem wirklichen Naturwahnsinn, zu dem es auch Doctor Fausten trieb, der sich aber mit seinem hohen Geiste darüber

hinausschwingen muß, weil seine poetische Erscheinung sonst gar keinen Werth für uns haben kann, wenigstens kein vollendetes Ganzes bildete.

Es war heute zwar trübe und regnerisch, dennoch konnte ich durch die Nebel dies wunderschöne Thal erkennen, und bis in seine einzelnen Parthien verfolgen.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft", — o es dampfte und — wohl mir, daß ich nicht mehr sechs Jahre jünger war. Zuerst ließ ich mich zum Wildbacher- oder Werthersbrunnen führen, der aus den wilden Felsen (in Buff's Garten), wo Werther oft saß, entspringt, und die Stadt mit dem besten Wasser versieht. Neben der Linde führt eine steinerne Treppe hinab zu zwei eisernen Röhren, die lebendig sprudeln; und die Töchter der Stadt kommen mit großen Krügen in beiden Händen, ihn zu schöpfen, — recht lieblich patriarchalisch! —

Von hier auf die Felsen. Mein gestriger Weg war sein gewöhnlicher Spaziergang, die zwei kurzen dicken Linden am kahlen Abhang auch ein Sitz von ihm. Hier wird es einem begreiflich, daß er geschwärmt an den Brüsten der Natur, und sie überall verfolgte und ihr Schönstes zu belauschen suchte. — Dann nach Garbenheim, das Göthe Wahlheim genannt, weil es Werther's[1]) Lieblingssitz war. Ein hübscher, stiller Wirthsgarten durch einen hohen Zaun und Hecken von der Straße geschieden, wo er unter einer Eiche zu schreiben pflegte; der Wirth hat ihn recht gut gekannt. Er hat ihm

[1]) Wie auch Goethe's. Dort sah ihn auch Kestner zum erstenmale, wie er in dem ersten mitgetheilten Brieffragmente, S. 36 schreibt: „Daselbst (in Garbenheim) fand ich ihn (Goethe'n) im Grase „unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epicuräischen Philosophen (v. Gens, „großes Genie), einem steifen Philosophen (v. Kielmansegge) und „einem Mittelding von beyden (Dr. König) unterhielt, und ihm recht „wohl war." D. H.

daneben ein Cenotaphium errichtet, und eine Urne darauf gesetzt, die aber von den Russen mitgenommen wurde; denn sie fielen beim Grabe nieder und beteten es an wie ein heiliges, und nahmen sich Reliquien mit. Geht man durch das Wirthshaus, so kommt man auf den Platz wo die Dorflinde steht, mit den Umgebungen, ganz wie sie Göthe beschreibt, Wagen, Schiebkarren, aufgestellte Leitern, Räder; hinten ragt der Dorfkirchthurm herüber, und das Ganze ist so lieblich.

Eins von den dort genannten Kindern, mit denen er spielte, ist die Schulmeistersfrau, und die bewahrt einen Stuhl auf, worauf er gewöhnlich hier gesessen haben soll; und sein Trinkglas das ihr aber vor kurzem zerbrach (wahrscheinlich wird es seinen Stellvertreter finden, wie es selbst seinen Vorgänger hatte).

Den Kirchhof, der sehr schön, und längs der Mauer recht still und heilig aussieht, konnte ich nur durch's Gitterthor besehen; den Spaziergang Lotte's nur im Vorbeigehen, er ist sehr schön. Aber ihren Bruder, den Amtmann, konnte ich nicht sprechen, weil er noch im Bette lag; Jerusalem's Wohnung nicht sehen (das Kanapee und alles steht noch darin), weil der Herr den Schlüssel nicht hatte. Das Kammergericht ist jetzt eine Kaserne. Der Thurm des in zwei Kirchen getheilten Doms ist wirklich prachtvoll; und das Ganze sieht sehr majestätisch und ehrwürdig aus. Das Geläute ist sehr harmonisch und lieblich, rührend. Bei Lotte's Hause vorbei zur Post; und in einer Stimmung, über die ich nicht Meister werden konnte, verließ ich das liebe, mir so heimlich gewordene Wezlar.

Inhalt.

Seite

Vorwort 5

I.

Der Aktuar Salzmann und seine Freunde, von Auguſt Stöber.

Einleitung 5
Biographiſche Notiz über Salzmann 13
Briefe an Salzmann, von Goethe 42
„ von Goethe's Mutter 60
Goethe's erſter Brief an Friederiken 61
Briefe von Lenz 64
Brief von L. Wagner 78
Briefe von Meyer von Lindau 79
„ „ Chr. Fr. Michaelis 86
„ „ G. Hufeland 91
„ „ Ott 102
„ „ J. D. Schmid 107

II.

Zwei ungedruckte Briefe Goethe's an Chriſtian Moriz Engelhardt.

Vorerinnerung des Herausgebers 111
Engelhardt's Brief an Goethe 115

Seite
Goethe's Briefe an Engelhardt 117
Einige einleitende Worte zum Verſtändniß der Briefe Goethe's an Salzmann, von Engelhardt . . . 120

III.

1. Ueber Werthers Leiden, aus einem Briefe von Jeremias Meyer an Auguſt Schuſter 126
2. Wetzlar; Werther und Lotte. Aus J. Meyer's Tagebuch 129

Von dem Herausgeber erschienen, unter andern, nachfolgende Schriften, welche durch alle Buchhandlungen des Elsasses, Deutschlands und der Schweiz bezogen werden können:

Der **Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim**, mit Briefen von Lenz an Salzmann, Gedichten von Lenz und Goethe, einem Autograph Goethe's, aus Friederikens Nachlasse und einer Abbildung des alten Sesenheimer Pfarrhauses. Basel Schweighauser'sche Buchhandlung.

Neujahrs-Stollen oder **Alsatia** für 1850, 2te Auflage, ein Jahrbuch für elsässische Geschichte, Sage, Alterthumskunde, Sitte, Sprache und Kunst. Mülhausen bei J. P. Rißler.

Alsatia, die Jahrgänge 1851, 1852, 1853, 1854 u. 1855.

Die **Sagen des Elsasses**, zum erstenmal vollständig gesammelt und erläutert, mit einer schönen Karte des Elsasses, schwarz und roth. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer 1852, XXII u. 522 S. gr. 8.

Gedichte, Zweite Auflage, St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. (Im Druck.)

Zur

Geschichte des Volksaberglaubens

im

Anfange des XVI. Jahrhunderts.

Zur Geschichte

des

Volks-Aberglaubens

im

Anfange des XVI. Jahrhunderts.

Aus

Dr. Joh. Geilers von Kaisersberg Emeis.

Mit einer

Einleitung, Erläuterungen und sonstigen literarischen Nachweisungen

herausgegeben von

AUGUST STÖBER,

Professor am Collegium von Mülhausen, ordentlichem Mitgliede des Gelehrtenausschusses des germanischen Museums, correspond. Mitgliede der juristischen Nothhelfer-Gesellschaft.

BASEL,

Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

1856.

DEN

MITGLIEDERN UND EHRENMITGLIEDERN

DES

LITERARISCHEN VEREINS

CONCORDIA,

IN MÜLHAUSEN,

Zur

Feier der vierten Jahressitzung,

am 23. Hornung 1836,

gewiedmet

vom Herausgeber.

Vorwort.

Während meiner Studienzeit in meiner Vaterstadt Straszburg, vor zwanzig und einigen Jahren, da ich mir die Flügel noch fest angewachsen und kräftigen Schwungs für die Zukunft glaubte, und inmitten reicher handschriftlicher und gedruckter Quellen lebte, faszte ich den Entschlusz, mit einer möglichst vollständigen Lebensgeschichte meines trefflichen Landsmanns Johannes Geiler von Kaisersberg, auch eine gröszere Auswahl seiner sämmtlichen Schriften, nebst einem Glossar dazu auszuarbeiten.

Zunächst, und als Vorläuferin des gröszern Werkes, schrieb ich meine akademische Dissertation: *Essai historique et littéraire sur la Vie et les Sermons de Jean Geiler de Kaisersberg*, Straszburg 1834, 43 P. 4°. Allein, meine frühzeitige Entfernung von Straszburg, dessen Stadtbibliothek, so wie die Bibliothek des protestantischen Seminars und der Stifter St. Thomä und St. Wilhelm, Geilers Predigtsammlungen beinahe vollständig und in mehrern Ausgaben und Exemplaren, seiner Briefe manche, und sein eigenhändiges Testament besitzen; besonders aber,

nach und nach auf andere Gebiete der Wissenschaft mich führende Studien, brachten mich unversehens von meinem Plane ab.

Erst als mich, im Jahre 1852, die Brüder Grimm mit dem ehrenvollen Auftrag begrüszten, die Geilerischen Schriften für ihr Deutsches Wörterbuch zu bearbeiten, nahm ich mein ziemlich beträchtliches Glossar, welches vier Oktavbände umfaszt, wieder vor, und suchte es, nach den mir zu Gebote stehenden Mitteln, zu ergänzen.

Durch meine Sagensammlung und mythologischen Forschungen bewogen, las ich auch die Emeis wieder durch, und traf in einem groszen Theile derselben, von der siebzehnten bis zur vierunddreiszigsten Predigt, auf eine so reichhaltige Fundgrube für die Geschichte des Aberglaubens zu Anfang des 16. Jahrhunderts, dasz ich mich die Mühe nicht verdrieszen liesz das dahin Gehörige auszuziehen und mit einer Einleitung, mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen zu versehn. Bei den erforderlichen Citaten, habe ich mich

bestrebt, auszer Jakob Grimms Mythologie, vorzüglich nur solche auszuheben, welche nicht schon bereits in andern Schriften wiedergedruckt sind.

Was den Text betrifft, so ist er, bei Auslassung nicht zum Zwecke gehöriger, mehr pragmatischer Stellen, getreu nach der Originalausgabe, (Straszb. 1517), wiedergegeben. Die Wortschreibung des Herausgebers Joh. Pauli*), habe ich, trotz ihrer grundlosen, willkührlichen Beweglichkeit beibehalten; jedoch so, dasz ich die auf manchen Buchstaben stehenden Abkürzungsstriche durch jene selbst ersetze, z. B. vnd, mensch, bistumb statt vn̄, mēsch, bistūb —; nicht völlig ausgedruckte Wörter, wie *d'* für der, die, das; *sund'*, für sunder, *sprech'* für sprechen, — ergänze, und das über dem *u* stehende mittelhochdeutsche und dialektische, furtive *o*, neben jenen Vokal setze, — also *guot*, *buoch* statt *gůt*, *bůch*, — schreibe. Offenbare Druckfehler

*) Oder vielleicht eher, wie diesz in den Schriften dieser und späterer Zeit der Fall ist, des Setzers.

habe ich verbessert oder in den Noten bezeichnet; die beinahe durchgängig fehlerhafte Interpunktion endlich, zur Erleichterung des Lesens, ganz berichtigt.

Zu Ende der Emeis steht das von Geilers Freunde, Sebastian Brant, auf jenen verfaszte deutsche Grabgedicht. Der Haupttitel, welchen ich meiner Schrift vorsetze, rechtfertigt zwar die Aufnahme desselben nicht; allein sie führte mich auch da zu Brants lateinisches Epitaphium, das, von neuern Schriftstellern, nur von Dr. Fr. Zarncke, nach Reussners Verstümmelung, abgedruckt wurde, wieder in seiner ursprünglichen Gestalt mitzutheilen, wobei ich dann Gelegenheit fand, die Meinung einiger ältern und neuern Literatoren zu bestreiten, Geiler sei in Kaisersberg geboren, da er doch das Licht der Welt in Schaffhausen erblickte. Die Beweise dafür, nebst den daran sich knüpfenden Bemerkungen und andern literarischen Nachweisungen; desgleichen der Anhang, welcher die vorzüglichsten Lebensmomente Geilers, in chronologischer Ueber-

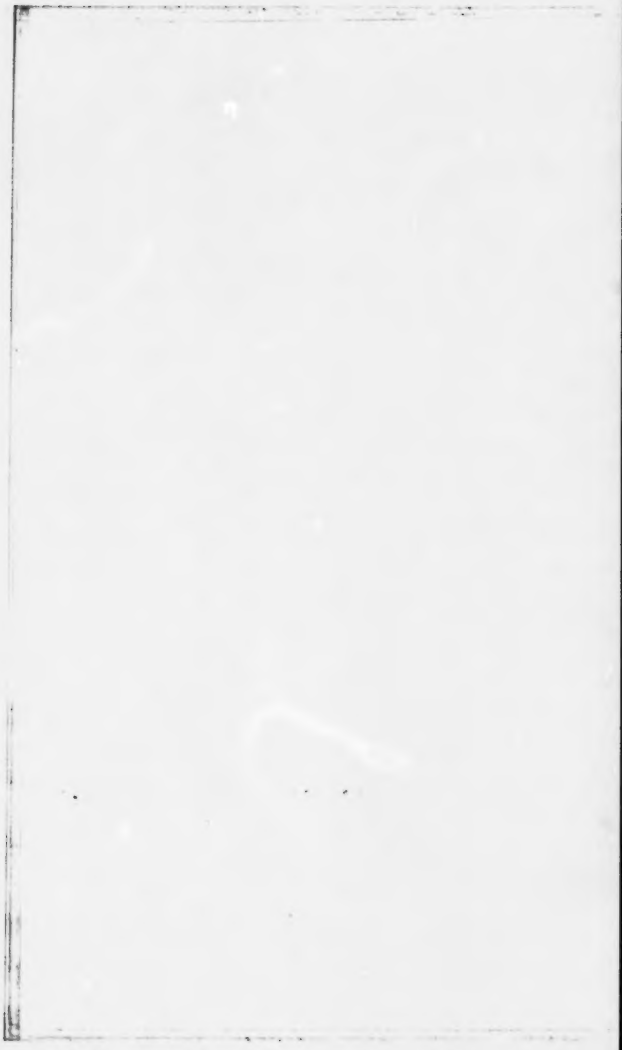
sicht darstellt, mögen vielleicht, da sie Manches in den bisherigen Biographien desselben berichtigen oder ergänzen, dem Literaturhistoriker eine nicht ganz unwillkommene Zugabe sein, und dem einstigen gründlichen Bearbeiter von Geilers Leben und Schriften, als zuverlässiger Wegweiser dienen. *)

Der Herausgeber.

Mülhausen, im Ober-Elsasz, 30 Nov. 1855.

---

*) So diente die mündliche Mittheilung derselben, zum Theil schon Ignaz Hub zur Abfassung seiner Notiz über Geiler, im ersten Theile der komischen und humoristischen Literatur der deutschen Prosaisten, seit Beginn des 16. bis Schlusz des 19. Jahrh. Nürnberg 1856.



EINLEITUNG.

Die Predigtsammlung aus welcher nachfolgende, zur Geschichte des Aberglaubens am Anfange des 16ten Jahrhunderts gehörige Stücke entnommen sind, führt den Titel:

„Die Emeis. [1]) Dis ist das buoch von der Omeissen. vnnd auch herr der künnig ich diente gern. Vnd sagt von Eigenschaft der Omeissen. Vnd gibt vnderweisung von den Vnholden oder Hexen, vnd von gespenst der geist, vnd von dem Wütenden heer wunderbarlich vnd nützlich zewissen, was man daruon glauben vnd halten soll. Vnd ist von dem hochgelerten Doctor Johannes Geiler von Keisersperg Predicant der Keiserlichen freien statt Straszburg, der selben zeit. in eim quadragesimal gepredigt worden alle sontag [2]) in der fasten magstu die euangelia darzuo suochen in seinem euangelibuoch. [3]) Vnd ist hie angezöigt an der ersten predig, die figur vonn dem euangelium an dem Sontag Sexagesima Ist der erst Sontag vor herren fastnacht. *Cum turba plurima conueniret.* Schrei. lu. am. 8. c."

Von der sechsten Zeile an, nimmt ein Holzschnitt, — König Salomo, nebst seinem kaum sichtbaren Gefolge, welcher einen Mann, einen Faulen, auf Ameisen hinweist die auf der Erde um-

---

[1]) Die mit durchschossener Schrift gedruckten Wörter des Titels sind im Original roth gedruckt. -- [2]) Dies ist ein Irrthum; Geiler predigte auch an den Wochentagen, wie die Ueberschriften der einzelnen Predigten zeigen werden. — [3]) Ebenfalls von J. Pauli, Strassb. bei Grüninger 1515 herausgegeben.

herlaufen, vorstellend, — uber zwei Drittel der Breite des Blattes ein; unter demselben ist weisser Raum, einen Drittel der ganzen Höhe der Seite einnehmend.

Vor der ersten Predigt, — im Ganzen sind es einundvierzig, — Fol. 4 a., stehn folgende Worte, auf welche der Schluss des Titels anspielt, und welche auch zu gleicher Zeit den Herausgeber der Sammlung bekannt machen, nebst dem Jahre in welchem die Predigten gehalten wurden.

„In dem iar da man zalt nach der geburt Cristi. M. cccc. viii. iar, da hat der hochwirdig Doctor Johannes Geiler von Keisersperg predicant an dem hohen Stifft zuo Strassburg die fasten gepredigt von der Omeissen [1]) das hat frater Johannes Pauli Guardian zuo den Barfüsern von ym gehört vnd vffgeschrieben von seinem mund, das vor nit getruckt ist.

„Am sontag Sexagesima fieng er an zuo predigen *(Vade ad formicam, o piger et disce sapientiam. Prouerbiorum vi)*. Gang hin zuo der Omeissen o du treger, fuler, vnd ler weissheit."

Unmittelbar vor diesem Predigtkreise hatte Geiler zwanzig Predigten über die fünfzehn Staffeln gehalten, die Joh. Pauli ebenfalls, wie er sagt „von seinem mund gehört, vnd vffgeschriben so er von yeglicher behalten hatt." Sie umfassen die fünfundvierzig ersten Folioblätter der Brösamlein. Am Schlusse der letzten Predigt kündigt Geiler schon den Stoff an über welchen er, die Fastenzeit über predigen werde: „Also hastu die exempel vnd die xv. staffeln. An dem nechsten Sontag, so wöllen wir vnser fasten anfahen, vnnd wil die Omeiss [2]) für mich nemen, darin ir weissheit werden lernen, vnd viel schöns dings hören. Jetz nitt mer." Fol. 45 a.

Im Eingange zur Emeis spricht sich nun Geiler, mit Hinweisung auf sein vorgerücktes Alter, folgendermassen über die Wahl seines Gegenstandes aus:

„Ich hab euch itzo vil fasten gepredigt, vnd hab vil eeren personen gefragt waz ich vff dise fasten sol für mich nemen. Einer spricht ich sol dis nemen, der ander ein anders, der drit

---

[1]) Noch jetzt Omeis in der unterelsässischen Bauernsprache, besonders im Kochersberg; sonst auch: Ameis, Ämeis. — [2]) Im Text steht der Druckfehler Onmeiss.

spricht ich sol nemen was ich wöll, es sei alss guot ding. Frag ich euch dann in das gemein, so gibt mir niemans kein antwurt. So hab ich mich selber betrachtet vff das wort meins anfangs. das ich die Emeiss wöl für mich nemen. Wann einer alt würt, so bedarf er auch etwas gemeiner vnd leichterer matery dan ein iunger; wann, [1]) so wir alt werden, so seind wir vngeschickt, seind wir nüchtern vnnd öd [2]) so seind wir blöd, als vor den ymbiss. Wann wir aber gessen, so werden wir fol vnd ful, vnd bleibt vns nüt dann ein schwatzigs mul. Darumb, so ich ietz alt binn, vnd verdrossen, so hab ich gedacht, was ich doch dise fasten für mich wöll nemen, so lass es eben sein, als das Salomon das wort meins anfangs zuo mir sprach: Gang zuo der Omeissen, o du treger vnd fuler mensch, vnd leer der weisshеit. Vnd wil das selbig thuon, vnd wil dise fasten von der Omeissen predigen, vmb ziben vrsachen willen:

Propter Salomonem
Propter naturam formicarum
Propter spiritum sanctum informantem
Propter Doctorem scribentem Thomam Brobantinum
Propter viros maximos
Propter notabilem historiam
Propter materiam predictam

Vmb Salomons willen
Vmb der Ommeissen natur willen
Vmb der leer des heiligen geistes
Vmb des doctors willen Thomas Brobantinus, der die Omeiss geistlich usslegt
Vmb der grossen mann willen
Vmb der schönen historien willen
Vmb der materyen willen des fernigen iars [3])

---

[1]) Denn. — [2]) Goth. áuthis; ahd. ôdi, leer, hohl; dann auch fig. abgeschmackt, schlecht. — [3]) Vorigen Jahres. Die Fastenpredigten des Jahrs 1507 sind unter dem Titel, die Passion des Lebkuochen, gesammelt und von Joh. Adelphus, Physikus, aus Strassburg, ohne Orts- und Jahresangabe des Drucks, herausgegeben worden. In dasselbe Jahr fallen auch folgende Predigtsammlungen Geilers: Schiff des Heils, der Reue, der Penitenz; Herr der Künig ich diente gern; der hellisch Leuw; der Wannenkremer.

Die einundvierzig Predigten, die unter dem gemeinsamen Titel Emeis aufeinander folgen, und den Cyclus der Fastenpredigten des Jahrs 1508 bilden, sind auf fünfundsechzig gezählten Blättern, also hundertdreissig, doppeltspaltigen Folioseiten enthalten, und mit fünfzehn kleinern oder grössern Holzschnitten, von mittelmässigem Werthe, ausgestattet; die wichtigsten derselben habe ich an Ort und Stelle angezeigt und beschrieben.

Am Schlusse der Sammlung, und nach der ebenfalls in gegenwärtigem Buche mitgetheilten Grabschrift S. Brant's auf seinen Freund Geiler, steht: „Item dis Buch ist Gedruckt und seliglich **geendet In der stat Strassburg von** Johannes Grienninger [1]) **uff Frei tag vor mitfast In dem lar von geburt Christi** 1517. Fol. 56 a. [2])

Auf die Emeis, mit fortlaufender Seitenzählung, folgt, Fol. 67 a. — 90, a. der kleinere Predigtenkreis Her der Küng ich diente gern," die geistliche Auslegung eines alten straszburgischen Kinderspiels; im Jahr 1507 gepredigt, und 1516, mit der Emeis, zum erstenmale gedruckt. Die Ausgabe welche ich befolge, ist also die zweite, gleich im folgenden Jahre gedruckte, ein Beweis für das allgemeine Interesse welches der, grossentheils aus dem Volksglauben der Zeit geschöpfte Gegenstand, bei dem Volke selbst gefunden.

---

[1]) Dieser rührige und unternehmende Buchdrucker, der seinen Namen bald wie oben Grienninger, bald Grieninger, Grieniger und, was allein richtig, Grüninger drucken liess, hiess eigentlich Johann Reinhart und war aus dem schwäbischen Städtchen Gruningen nach Strassburg übergesiedelt. Sein erster Druck war die *historia ecclesiastica*, die er im Jahr 1483 gemeinschaftlich mit einem andern Strassburger Buchdrucker, Heinrich von Ingweiler, ans Licht stellte; — 1494 erschien auch in seiner Offizin eine durch erbärmliche Interpolationen entstellte Ausgabe von Seb. Brants Narrenschiff u. d. T.: Das nüw schiff Narragonia, 4°. (S. Zarncke, Seb. Brants Narrensch. LXXXII.); — 1508 druckte er dieses Satyrikers Bearbeitung des Fridanks; — 1519 (Th. Murners) Ylenspiegel; — 1522 die erste Ausgabe von Joh. Pauli's Schimpff und Ernst; so wie noch mehrere Schriften Murners u. Geilers von Kaisersberg. — [2]) Fol. 55 b. schliesst mit den Worten, „Vnnd endet hie mit die Emeyss M. d. xvi.", was entweder ein Druckfehler oder noch aus der ersten Ausgabe stehn geblieben ist. (S. weiter unten).

Keine andere der Geilerischen Predigtsammlungen wurde so sehr angegriffen, als die uns beschäftigende Emeis. Die darin vorkommenden Widersprüche, abergläubischen Aussprüche, Allegorien, Schwänke und Possen, Legenden u. dergl., werden bald dem hohen Alter des Predigers selbst, bald seinem Herausgeber Joh. Pauli ins Gewissen geschoben; so dass Dr. F. W. Ph. v. Ammon, seine Besprechung der Sammlung mit der Aeusserung schliesst „sie musse billig der Vergessenheit uberlassen werden." S. 35.

Beleuchten wir die Sache näher! Was vorerst Geiler's hohes Alter, (Ch. Fr. Ammon, Geschichte der Homiletik, Th. I., S. 269), betrifft, worüber, so wie über dessen natürliche Folgen, sich Geiler in den oben angeführten Worten selbst, mit vieler Bescheidenheit, ausspricht, so zählte er damals (1508) dreiundsechzig Jahre. Allein trotz dieses vorgerückten Lebensalters, hatte der treffliche Prediger sich noch eine herrliche Fülle der Sprache, eine liebliche Frische der Bilder und eine unzerstörbare Kraft erhalten, wenn er gegen manche Verkehrtheit seiner Zuhörer eifert.

Wie zart poetisch ist, z. B., was er denjenigen entgegnet, welche jetzt noch von Gott Zeichen und Wunder verlangen, um zu glauben: „Es ist nit not, wan [1]) der glaub mit wunderzeichen genuogsam bestetiget ist. Es ist um den glauben als vmb ein Rosamarin oder Meieron in gertlin; wan man das zuo dem ersten setzet, so muoss man es dick beschütten mit wasser, darumb das der grund neher vnd bass zur der wurtzlen sitz; wan aber die wurtzel an hat gestossen vnd erstarcket, so bedarff man das gertlein nit mer beschütten." Fol. 10 a. — Mit welcher Lieblichkeit, und mit welch dramatischem Leben erzählt er ferner Fol. 33 a. die Geschichte dreier Geschwister, die, nachdem ihr Vater, „Molber der schuohmacher" zu Basel, ein neues Haus bezogen, sich im Garten jedes einen Baum wählte. Die Bäume der beiden Mädchen, Katharina und Adelheid, brachten, als das glentz [2]) herein stach" weisse Bluten hervor, die deuteten auf ihren künftigen Beruf, als Nonnen; der des Bruders Johannes [3]) trug eine rothe Rose;

[1]) weil — [2]) der Lenz — [3]) G. sagt von ihm: „des sermons hab ich zuo Kolmar gesehen, es ist me dan xxxv." ser.

und er ward ein prediger münch in Prag“ und starb „als ein marterer.“

Aber auch in seinem Kampf wider die Verkehrtheiten in geistlichem und weltlichen Verhältnissen, hatte sich Geiler noch seine ganze Kraft und Unerschrockenheit erhalten: „die oberen solten guoten wandel vnd exemplen iren vnderen vortragen; es ist aber nit also. Die cristenheit ist zerstört von oben biss vnden vss, von dem bapst biss vff den sigerist, von dem keyser biss vff den hirten.“ Fol. 19 a. . . . „Sihestu nit wie an der bischoff seiten sitzen seiner ley [1]) das seind die mit den grossen beuchen, die bei den bischoffen sitzen an irer seiten. Ich hab ein mal von den oberen geprediget, vnd sol von dem forigen bischoff etwaz gesagt haben; daz verkert man mir. Ich weiss wol wer es thuot; es ist auch guot zuo mercken wer es thuot. Ich wil ein mal den kübel mit der milch vmbschüten der hat es gesagt, ich hab es geprediget. Ein reld ist kein red [2]), man solt nit also machen; wan einer etwasz wider mich hette, so solltt er mir schreiben, das vnd daz solt du gesagt haben, vnd mein antwurt hören.“ Fol. 20 a. Mit welcher Unabhängigkeit und Wahrheit schildert er sodann, Fol. 21 a., die verschiedenen geistlichen Stände, die bei den Concilien von Konstanz und Basel repräsentirt waren: „So nim war, ob also gebawen sei worden, wy ich gesagt hab in vnsern versammlungen vnd *(Consilia)*, die da gewesen seind, besunder im *(Consilio)* zu Costentz [3]) vnd darnach zuo Basel [4]), vnd nym die drei ständ für [5]) dich: Geistlichen stant, weltlichen vnd Ordensslent. Bei geistlichen verstand vns, die weltlichen priester genant sein; so würstu finden, daz von dem höchsten biss vff den minsten alle stänt verderbt seind. Vnd nym den schaufalt [6]); daz soltt sein der geistlich stat: Bischoff, Bapst, Cardinell, Probst, Dechen [7]),

---

[1]) seiner Art. — [2]) Diese sprichwörtliche Redensart, welche mir sonst noch nie bei Geiler begegnet ist, weisz ich nicht genügend zu erklären. — [3]) in den Jahren 1414—1416. — [4]) im Jahr 1431. — [5]) vor. — [6]) *Dasypodius*, *Dict. germ. lat.* erklärt schaufalt mit *specimen*; Scherz, Gloss. lässt es unerklärt; hier bezeichnet es einen faltigen Priesterrock; es kömmt auch bei Murner, Schelmenzunft, vor, wo es einen faltigen Weiberrock bedeutet. Vgl. Waldaus Ausgabe derselben, 1788, S. 122—129. — [7]) Dechanten, Decane. —

u. s. w. Der schaufalt ist ful vnd sol nüt [1]); betracht in, so findest du semliche hoffart, übermut; niemant kan vns eren gnuog anthuon, niemant kann vns erfüllen; wir huffen [2]) vnser pfründen, ein pfrün vff die ander; wir kriegen vmb die empter, alss [3]) höher vff hyn [4]); von eim ampt zuo eim höhern. Waz sol ich sagen von vnkeuscheit? wer ist der, der sich nit südel [5]) in der katlachen vnd in dem vnflat? daz solt die schawfalt sein! Nim den andern stat für dich, die Ordenssleut, so sichestu wye gantz der zerrissen ist. Sie seind grösser buchen vnd als gross in weltlichem stat vnd im geistlichen stat: sie seind in aller leckerei fornendran, darumb ist daz versslin war *(Quidquam agit md's etc.)* [6]) Was die welt thuot, so wil der münch der ander daran sein." — Von der längst ersehnten „reformation der gantzen cristenheit", sagt er ferner: „Wen die oberen wol vor anhin giengen, vnd recht theten, so giengen die vnterthonen nahin, vnd ist vmb sie als vmb ein leithammel, der gat den schaffen vor, vnd wa er anhin gat; da zottren [7]) die andern schaff alsamen nahin."

In den hier mitgetheilten Stellen ist doch wahrlich keine Altersschwäche zu vermerken; die Gesinnung ist dieselbe, wie in den kräftigern Jahren; die Sprache unumwunden, frisch und aus dem Herzen strömend. [8])

Unächt sei die Emeis, ferner, weil darin häufig Allegorien vorkommen. Dann wären aber viele Geilerische Predigten unächt; denn, man betrachte schon die Titel der meisten: der menschlich Baum, das irrig Schaf, der Granatapfel, der Lebkuchen, der Has im Pfeffer, der Wannenkremer, der dreieckecht Spiegel, das Eschengrüdel u. s. f.; sie alle werden in alle-

---

[1]) ist nichts nütze. — [2]) häufen auf. — [3]) immer. — [4]) hinauf. — [5]) besudle. — [6]) Das Verslein lautet vollständig also:

Quidquid agit mundus
Monachus vult esse secundus

Joh. Pauli, der dasselbe ebenfalls kennt, gibt es in folgender Fassung:

Was vorgat zwischen wieg und grab
Der münch hat sine hand im sod *

* die Hände mit im Sod (mit im Spiel) haben, sprichwörtl. Redensart, vgl. Schmeller Baier. Wörterb. III, 202. — [7]) unser heutiges elsässisches nöchzottle, sich nachschleppen, nachziehn. — [8]) Ebenso scharfe Stellen, als die oben angeführten, findet man Fol. 14 b. 15 b.; 23 b.

gorischer Manier abgehandelt. Die Emeis enthält bei weitem weniger Allegorien als die eben genannten, zu denen man noch füglich die Postille zählen kann, die davon wimmelt. [1])

Ebenso findet man auch in andern Predigtsammlungen Geilers Legenden, [2]) Anekdoten, Schwänke [3]) und Fabeln [4]), ununter welchen gar manche dem heutigen Geschmacke [5]) widerstreben. Man muss sie eben im Geiste jener Zeit lesen und beurtheilen, wenn man sich ihre natürliche Unumwundenheit und oft derbe Fassung erklären will.

Von abergläubischen, mitunter höchst abenteuerlichen Vorstellungen, ist die Emeis allerdings über Genüge voll; allein diesz ist kein Grund für die Unächtheit der Sammlung; der Gegenstand brachte die Besprechung derselben auf natürlichem Wege mit und zeigt uns den, über sonstige Zeitvorurtheile so kräftig erhabenen sonst von so nüchternem und durchdringenden Verstande erfüllten Mann,

---

[1]) Vergl. nur, z. B., IV. 15 u. ff. — im Lebkuchen. 7 v. ff. — [2]) Vergl. z. B. Eschengrüdel, 69 u. ff. — Post. III, 14; 15. — Lebkuchen, 55; — Sünd d. Munds, 44. — [3]) Irrig schaf, 6 b.; — Post. III, 46; — Lebkuchen, 50 b.; — Sünd d. Munds 9; — ebend. 34 b.; — 47 a. b.; — Schiff der Penit. 9 b.; — [4]) Lebkuchen, 57 b.; — Sünd. d. Munds, 9 b.; — ebend. 52 b.; — Narrenschiff (Ausg. von Höniger) 12; 145; 146. — [5]) Dem heutigen Geschmacke gewiss ganz widerstrebend ist z. B. folgender Passus aus dem Irrig schaf, Fol. 3 a., dessen sich kein ähnlicher in der Emeis vorfindet: «die fünfft eigenschafft des schafs ist zucht vnd schamheit, das es sein scham bedeckt mitt dem wadel; nit thuot also ein geiss, sunder zeuget seinen vnflat, alss solt man da das pacem küssen. Vnd ein rechter mensch, ein schaff Cristi bedeckt die scham seiner sünd mit dem wadel einer waren penitentz.“ — Dessgleichen folgende Stellen in der Postille: „Jesus schlieff auf dem schiff als ein hass mit offenen ougen;“ — „Kayphas, der gross schwynenkopff,“ — „Thomas, der unglaubig, war ein grober filtz vnd ein grober kegel, vnd hat einen dicken Tollen kopf;“ — „die juden assen in der wüsty krometvögel, dass inen die schnebel zu der nasen herauss hiengen,“ — „Nicodemus verstand den herrn nit, es was im welsch.“ Und hiemit hatte der ehrliche Geiler im geringsten nicht im Sinne seine Zuhörer zum Lachen zu bringen; von Predigern welche solches thun sagt er in den Sünden des Munds 53: „Es ist unerlich da einer die leut zu lachen bewegt vnd acht nit ob es im wohl anstand oder übel, als etwan wir prediger thun, uff der kanzel machen wir die leut lachen.“ —

als ein Kind seiner abergläubischen Zeit [1]). Obgleich er seinen Zuhörern manche der abgehandelten Erscheinungen, von dem damaligen Standpunkte der Naturwissenschaften aus und nach seiner eigenen Einsicht, natürlich zu erklären bemüht ist, und manche derselben als Volksglauben mittheilt, dem er selbst nicht beipflichte (so vom wüthenden Heere: „ich kan dir nit vil daruon sagen, du weist mer daruon den ich. Also redt der gemein man daruon", 38 a. — obgleich er auch manche davon mit satyrischer Laune abweist, (z. B. mit den Worten: „ich hab es von meiner Groszmutter gehört", 49 a.): so schreibt er doch einerseits dem Teufel eine, ihm von Gott selbst verliehene Gewalt zu (Fol. 41 b. 43 a. 43 b., 55 a., 56 b., zufolge er eine Menge von unheimlichen Zauberthaten verrichten und diese Gewalt dazu auch auf die ihm ergebenen Zauberer und Hexen übertragen kann: so wie er anderseits, von seiner kirchlichen Anschauungsweise aus, gegen die von ihnen angethanen Schäden und Veruntreuungen im Gebrauche der sogenannten Sacramentalien: dem Weihwasser, den geweihten Kerzen, Reliquien u. dergl. sucht; so namentlich von Fol. 49 b. bis 54 a.

Die in der Emeis vorkommenden Widersprüche sollen ebenfalls für deren Unächtheit zeugen. Ich habe nur einen von Bedeutung darin auffinden können, der uns jedoch um so unfreundlicher anschlägt, da Geiler, im Anfang seiner Predigten über die Hexen und Unholde, einer gesundern Ansicht zu huldigen scheint, indem er Fol. 37 b., annimmt, das vermeintliche Luftfahren der Hexen sei nur Einbildung und Blendwerk [2]) „das sie so hin

[1]) Auch an Th. Murner, dem durch Witz und scharfen Verstand ausgezeichneten Franciskaner, Geilers jungen Zeitgenossen, klebte der Aberglaube seiner Epoche: er erzählt in seinem *Tractatus perutilis de phitonico contractu* (von der Zauberlähmung), 1499, wie er von einem alten Weibe zuerst lahm gehext, sodann aber wieder gesund gemacht worden sei. — Trittheim, der gelehrte Abt von Spanheim (1462—1519), huldigte den Hexenprozessen öffentlich in seiner an Kaiser Maximilian I gerichteten Schrift, insofern er als Grundbedingung aller Zaubermacht das Teufelsbündnisz annimmt. S. Soldan, 321. — [2]) „Luther und Melanchthon behandelten die Nachtfahrten ebenfalls als krankhafte Einbildung und empfahlen den Richtern besonnene Prüfung in den Prozessen." Soldan, Geschichte der Hexenprozesse, S. 322. —

vnd her faren vnd bleiben doch an einer stat", während er doch Fol. 54 b. zugibt „wan ein hex vff ein gabel sitzt vnd salbet die selbig vnd spricht die wort die sie sprechen sol, so fert sie dan da hin wa sie nummen wil", und den Hexen desgleichen die Gewalt zuerkennt, durch des Teufels Macht, „milch aus einer alen oder einer axthelmen melcken" zu können; Fol. 55 a., dass sie die Kühe verseihen, und Fol. 55 b. dass sie hagel zu machen vermögen.

In dem was Geiler von dem Luftfahren der Hexen sagt, geräth er nun allerdings in Widerspruch mit sich selbst, diesz ist unleugbar; allein die nachgenannten Zaubereien, sind wieder ganz besondere Erscheinungen und Momente. Für das erste findet unser Doktor in einer lichtern Geistesverfassung, Fol. 37 a. eine natürliche Erklärung, die ihm ganz willkommen ist; während er dieselbe, Fol. 54 b. wieder verläszt, und auch die nachfolgenden Unthaten der Hexen, sowie alle ähnlichen, durch die vom Teufel auf die Hexen übertragene Zaubergewalt erklärt. Es ist hier eben, was den Charakter der ganzen Emeis ausmacht, eine seltsame Vermischung gesunder Ansichten mit abergläubischen.

Sowohl Oberlin, [1]) als auch die beiden Ammon, [2]) schieben nun, wie bemerkt, die bereits angeführten Auswüchse und Schattenseiten, dem Herausgeber der Emeis, dem Barfüsser Quardian Johannes Pauli, ins Gewissen. Diesem „*loripes judæus baptismate lotus, durae cervicis progenies*," wie ihn schon Peter Wickgram, [3]) Geilers Neffe, in Beziehung auf das von ihm herausgegebene Evangelibuch nennt, werfen sie vor ein Verfälscher und Interpolator gewesen zu sein und nennen somit die ganze Sammlung, nebst sämmtlichen andern von ihm besorgten, nicht nur höchst verdächtig, sondern durchaus corrupt.

Unter den Neuern, hat bereits Karl Veith in seinem Schriftchen „Ueber den Barfüszer Johannes Pauli und das von

---

[1]) *De Joh. Geileri Cæsaremontani vulgo dicti von Keysersberg scriptis germanicis, Argentor.* 1786, 38 Seiten 4°. — [2]) In den oben angeführten Werken. — [3]) In der 1518 geschriebenen Wiedmung der: *Sermones et varii Tractatus Keisersbergii, Argentor. Joh. Grüninger, 1518. Fol.*

ihm verfaszte Volksbuch Schimpf und Ernst, [1]) zu Pauli's Vertheidigung wacker angenommen.

Da ich demnächst einen neuen Abdruck der zu Strassburg, von Joh. Grüninger, im Jahr 1535 besorgten Ausgabe, dieses zur Zeit allbeliebten, in etwa fünfzig, [2]) mehr oder weniger ächten, Ausgaben, und in vielen tausend Exemplaren verbreiteten Volksbuches [3]) zu veranstalten gedenke, nebst biographischen Nachrichten, Charakteristik und Glossar, so werde ich natürlich auch auf Pauli, als Herausgeber der berührten Predigtsammlungen Geilers zu sprechen kommen, und verweise einstweilen um längern, unvermeidlichen Wiederholungen zu entgehen, auf Karl Veiths erwähnte Abhandlung.

---

[1]) Wien 1839, 55 Seiten gr. 8. — [2]) S. Dr. Th. Murners Ylenspiegel, herausgegeben von J. M. Lappenberg, Leipz. 1854 S. 364 u. ff. — [3]) In ihrem Quellenverzeichnisz zum Deutschen Wörterbuch, nennen es die Brüder Grimm, „ein wichtiges Werk“, und Paulis Sprache „eine lebendige, kräftige.“ LXXXIII.

Aus

Dr. JOH. GEILERS VON KAISERSBERG

EMEIS.

I.

Am mitwoch nach Reminiscere.

....Nun fragestu: was sagstu vns aber von den weibern die zuo nacht faren vnd so sie zuosamen kumen?

Du fragest ob ettwas daran sei. Wen sie faren in fraw venuszberck [1]) oder die hexen, wan sie also hin vnd her faren. Faren sie oder bleiben sie, oder ist es ein gespenst [2]) oder waz soll ich daruon halten? ich gib dir antwurt als nach stot.

Nuon folget hernach
vonn den Vnholden oder
von den Hexen (37 a. *)

Holzschnitt. Drei Hexen „kochen das Wetter"; die zur Linken und die mittlere sind nackt und mit Netzhauben versehen; die zur Rechten hat ein grünes Kleid an und trägt ebenfalls eine Haube; über ihrem Kopfe und bis zu den Wasserdämpfen welche aus einem Topfe herausströmen, den die erste Hexe in der linken Hand trägt, schwebt das bekannte rothe Tuch; [3]) die mittlere Hexe hält ebenfalls einen, jedoch noch leeren Topf in die Höhe. Auf einem Baumast, links, sitzt eine männliche Gestalt, welche die Hände, wie beschwörend über den Kreis hält; am Fusze des Baums liegen Todtenknochen und ein Todtenkopf; ringsumher anderes Zaubergeräthe.

---

[1]) Venusberg. — [2]) Hier: Blendwerk, Sinnentrug, Teufelstrug. — [3]) Das rothe Tuch kommt in Hexensagen häufig vor, namentlich beim Buttermachen. Simrock, Handb. der deutsch. Myth. 191, bemerkt dasz, nach Olaus Magnus, die Polarvölker ein solches über ihnen schwebendes rothes Tuch verehrten und ihm göttliche Kraft zuschrieben.

*) Pagination des Originals. Die Zahl bezeichnet jedesmal den Schlusz einer Seite.

Nun zum ersten sprich ich: das sie hin vnd her faren vnd bliben doch an einer stat; Aber sie wenen [1]) sie faren, wan der teuffel kan inen ein schein also in kopff machen vnd also ein fantasey, das sie nit anders wenen dan sie faren allenthalben vnd wenen sie geen beieinander, vnnd bei anderen frauwen vnd tantzen vnnd springen vnd essen, Vnd daz kan er aller meist dennen thuon, die da mit im ze schaffen hond, im verpflicht seind. (*Pacte interiori vel exteriori).* Vnnd das lass dich nit wunderen, das es innen so eigentlichen trömpt [2]), das sie wenen es sei an im selber also. Dir trömt etwan so natürlichen so eigentlich von einem dinge, Als wie du so vil guoldin habst oder etwan trömet dir, wie du bei den mannen seyest, oder bei den frauwen, oder habest das, vnd das zuo essen, vnnd trömet dir so eigentlichen, das dir trömpt, Es sei kein traum, es sei in der warheit, vnd wen du erwachest, so ist nüt da. Einer kann etwan ferers [3]) in einem traum machen.

Einer findet etwas in dem traum, das er in manchem nit finden kan; kan das dye natur, wieuil mee kann solliches der bösz geist, da ein mensch went das nit ist. Also hör ein exempel:

Ich lysz [4]) Das ein prediger kam in ein dorff Da was ein fraw die sagt wie sie zuo nacht also vmb für. [5]) Der prediger

---

[1]) wähnen, glauben. Da *Geiler* dieses predigte war Innocenz VIII berüchtigte Hexenbulle, *Summis desiderantes*, 5 Dez. 1484, so wie der *Malleus maleficarum*, verfaszt 1487, schon in Schwung; er theilte aber Dr. Ulrich Molitors Ansicht, dasz die Hexen, was blos teufeliches Blendwerk, für Thatsachen annehmen. Auch die Talmudisten glauben an das Fliegen durch die Luft: „König Salomo hatte einen Ring auf welchem die Worte Schem hammphoràsch standen; wer diese Worte ausspricht kann Wunder thun, namentlich durch die Luft fahren.. Dies thaten, unter Andern: Eva; ein Mägdlein Namens Ischtahar; Elieser, Abrahams Knecht, der mit seinen Kameelen in der Luft stand; König David; Judas, der Jesum in der Luft fliegend verfolgte." S. Eisenmenger, Entdecktes Judenthum I., S. 165; 176 und 177; 382 und 415. — Vgl. Philo, Magiologia, August. Raurac. 1675; Grimm, Myth. S. 1003 u. ff. — Meine Sagen des Elsasses, S. 105 u. 106. — Die thessalischen Weiber, deren Salben bei Lucian und Apulejus den Menschen in einen Vogel, Esel oder Stein verwandelten, flogen durch die Lufte auf Buhlschaften aus. — Luftfahrerinnen ist ein den Hexen gegebener Uebernahme. — [2]) träumt. — [3]) *Dasypod. Dict. germ. lat.* etwa ferr, *aliquatenus;* an irgend einem Orte. — [4]) lese. — [5]) umfahre.

kam zuo ir vnd straffi sye dorumb, sie sollt daruon ston [1]) wan sie für nimmer [2]), sie wörd betrogen. Sie sprach: wöllent ir es nit glouben, so wil ich es euch zeugen. Er sprach ir, er wolt es sehen. Da es nacht ward, da sie faren wollt, da rufft sie im; da sie faren wolt, da legt sie ein muolten [3]) vff ein banck, da man deck [4]) in macht; in den dörffern, vnd besunder in dem land bachet iedermann selber. da sie in der muolten also sass vnd sich selber mit öl [5]); vnd sprach die wort die sie sprechen solt, da entschlief sie also sitzen. da wont sie sie für; vnd het semliche [6]) freud inwendig, das sie fechtet mit henden vnd mit füssen vnd facht also fast [7]) daz die muolt über (37 b.) den bank ab fyel vnnd lag sie under der muolten vnd schluog ir ein loch in den kopff.

Du bast bewerte hystorien vonn einem heiligen der hiesz Germanus, ein groszer heiliger man; der selbe heilige bischoff kam ynn ein dorff in einer fronfasten. Da die wirtin wolt nider gon, da richtet sie den tysch zuo, wein vnd brot vnd was sie guotz hatte, das satzt sie dar, der Bischoff fragt, worumb sie das thet; sie sprach darumb: da werden noch hinnacht [8]) kummen unser guotten fründe, die zeren da. Der Bischoff der wachet vnd wolt luegen was da werden wolt. da man geessen het, da kam Sanctus Germanus dar vnnd bekant [9]) das es eitel böse geist waren, die da sassen, in gestalt hübscher frawen. Er beschwuor sie das sie nit weichen solten, vnd beruofft die im hausz vnd zeugt sie inen vnd sprach zuo der frauwen im hausz, kennen ir die? Sie sprach ia, das seind vnser nechsten nachbauren, das ist die, das die. Da sprach Sanctus Germanus: So gond hin vnnd luogent ob sie nit daheim seind in iren heuszern. Da sie anhin giengent vnnd suochten, da funden sie die frawen all an [10]) iren betten ligen; da sahent sie wol das es ein betrug war.

---

[1]) Davon abstehn, ablassen. Die hier mitgetheilte Geschichte erklärt das gewöhnte Luftfahren der Hexen trefflich. Das Resultat von Soldans Geschichte der Hexenprozesse (Stuttg. u. Tüb. 1843 S. 512) ist: „diese geben uns, so wie ihr Kern, der Teufelsbund, eine Chimäre ist, auch nur eingebildete Maleficien." — [2]) denn sie fahre nicht. — [3]) Mulde, Backtrog. — [4]) Teig. — [5]) d. h. bestrich. — [6]) solche. — [7]) sehr. — [8]) heute Nacht; noch elsässisch: hinnicht; vgl. das gothische himmadaga, heute. — [9]) erkannte. — [10]) in. —

Nun sprichest du: Nun sehen wir doch wen man etwan ein semlich frauwen wil verbrennen vnd pfetzt [1]) sie mit glüenden zangen, das sie es nit empfinden, wie geet den das zuo? Ich sprich, das es wol mag sein. Wenn der bösz geist mag sie also inwendig entzünden, das sie die auszwendig hitz nit empfindet, wan das mag natürlich geschehen, man kann ein semlichen herten schlaff in ein menschen bringen, das er nüt empfindet was man im anthuot. Also gat es denen die samt Veltlins siechtagen [2]) hond; wenn sie den siechtagen leiden, so entpfinden sie nit waz man inen anthuot. Sant Augustinus schreibet von einem, wen er nummen [3]) einen menschen hort weinen dem es übel gieng, So gieng im das zu leiden also zuo hertzen, das er nyder fiel vnd nüt von eim selber wüszt. Wenn das die Natur kann, gar vil mee hann das der bösz geist. Jetzunder nit meer [4]).

II.

Am dunrstag nach Reminiscere predigt Doctor Keiserspers von dem Wütischen vnd Vnholden Heer. *)

. . . . Du sprichest was wilt du vns von dem wütischen heer sagenn? Ich kann dir nit vil daruon sagen, du weist mee daruon denn ich. Also redt der gemein man daruon.

---

[1]) kneipt. — [2]) die fallende Sucht, gegen welche zu St Valentin gebetet und gewallfahrtet wurde; siechtag oder wehtag heiszt in der Sprache des 15ten und 16ten Jahrh. Krankheit. — [3]) nur; noch jetzt elsässisch und alemannisch numme. — [4]) Mit diesen oder ähnlichen Worten (z. B. „Jetzund haben ir das, nit me") schlieszt Geiler oft einen Predigtabschnitt.

*) Die elsässischen Benennungen des wüthenden Heeres und des wilden Jägers sind: die wilde Jagd, das Nachtgejäg, Pfaffengejäg (Münsterthal), Wüthenheer; der ewige Jäger (Erstein), der wilde Jäger, die Nachtjäger.

Das die, die vor den Zeiten sterben ee den das innen got hat vff gesetzt [1]), als die, die in die reisz lauffen [2]) vnd erstochen werden, oder gehenckt vnd ertrenckt werden, die müszen also lang nach irem todt lauffen bysz das das Zyl kumpt, das ynnen got gesetzet hat, vnd dan so würckt got mit innen waz sein göttlicher wil ist. Vnnd die, die also lauffen, die lauffen aller meist in den fronfasten, vnd vorausz in den fronfasten vor weinnachten [3]); das ist die heiligest Zeit. Vnd laufft yetlicher als er ist inn seinem cleide.

---

[1]) Es ist sowohl talmudische als römische Ansicht, dasz die Seelen der Menschen die vor der Zeit, eines unnatürlichen gewaltsamen Todes sterben, nicht zur Ruhe gelangen können, bis sie die Zahl ihrer Lebensjahre erreicht haben: „Der Rabbi Schlomo Ben Addereth und die übrigen Cabbalisten wollen, dasz umb einer von diesen beyden ursachen wegen, des menschen Seele in einen andern leib fahre, entweder dasz er seine Zeit nicht vollendet (und auszgelebet) hatt; welche 70 jahr ist (dann es steht Psalm 90, 10 geschrieben): „Unser leben währet 70 jahr": und dieses seye die verheiszung, dasz er (nemlich Gott, Exod. 23, 26) gesagt hatt: „Ich will die zahl deiner tagen erfüllen." Oder, dasz die Seele eines gerechten, welcher eine sünde begangen hatt, und nicht gäntzlich darvon gereiniget ist, sondern noch einigen staub der übertrettung an sich hatt, wegen ihrer groszen schwehrigkeit, gleich wie stroh und leimen (zusammen gethan schwer seind), nicht hinauff zu Gott steigen kann, bisz dasz sie aus einem gefäsz in das andere gegossen werde, und rein und leicht seye, und an den geist der oberen, wie auch von einem geist an den anderen, bisz zum ohrt ihrer wohnung und ihres herkommens, ausz welchem sie genommen ist, gebunden werde." Eisenmenger, Entdekt. Judenth. II, 59 u. 60. — Die Römer glaubten ebenfalls, dasz die Seelen der zu frühzeitig Gestorbenen erst dann in die Unterwelt aufgenommen würden, nachdem sie die noch fehlende Zeit über auf der Erde umhergeirrt wären. S. Plaut. Mostell. II, 2. v. 68 und Tertull. *De anima*, 56. zur Versöhnung der an den Ufern des Styx irrenden Manen seines Bruders Remus hatte Romulus das Fest der Remuralien, später Lemuralien genannt, gestiftet. — [2]) in den Krieg ziehen. — [3]) Also zur Zeit da Wodan mit männlichen Gottheiten, und ihrerseits Bertha oder Holda mit weiblichen Gottheiten ihre Umzüge hielten. An Wodans Stelle trat später der Teufel, in der Schweiz ein Riese, Turst; an andern Orten ein Jäger, Hakelberend, Hakelberg. —

Ein bauer als ein bauer. Ein ritter als ein ritter, vnnd lauffen also an einem seil [1]) vnd tregt einer das kröss [2]) vor im, der ander den kopff in der hand, vnnd laufft [3]) einer vor ausz, der schreyet: flühe ab dem weg das dir got das leben gebe [4]). Ich weisz nüt daruon, aber. (38 n.) [5])

Holzschnitt. Eine Landschaft; im Vordergrunde ein Wagen, in welchem ein riesiger Mann, im knapp anliegenden Wamms und Beinkleidern von Fleischfarbe, mit blutrothen Streifen, auf dem Kopfe steht und die Beine wild in die Luft bewegt; über seinem rechten Arm steht ein Wappenschild mit einem rothen Krebse; unter und vor dem Wagen stehen noch vier andere Wappenschilde, mit Unholden, einem Greif, einem Drachen und einem Bären; vor dem Wagen stehen verkehrt angespannt, zwei Rosse, die ein Mann mit einem Kolben in der Hand antreibt. Im Hintergrund eine Kirche mit zwei Spitzthürmen, Bäume und Gesträuch; rechts auszerhalb des Rahmens, ein umzäunter Garten. Dieser, so wie der vorige und einige der nachfolgenden Holzschnitte sind von der Hand eines frühern Besitzers des vorliegenden, jetzt dem St. Wilhelmstift in Strassburg gehörenden Exemplars, illuminirt.

Ich find an zweien orten vor dem wütischen heer (In *speculo historiali li. xxxc.c. Dz karolus quintus* [6]), ein Künig zuo Frankreich, der ist nach seinem todt mit etlichen hindundher geloffen vnd hat penitentz gethon. Aber derselb karolus vardt erlöszt durch dz gebet *(sancti dionisy)* daz sein penitentz hat vff gehört, vnd das wütisch her, vnd die heiszen *karolo quinti*, aber andere nennen sie alle *quinti*. Ich lysz darnach von einem gros-

[1]) Dieser Zug ist den Zeitgenossen Kaisersbergs eigenthümlich. Seltsame Umstände geben auch Trausch und Wencker in ihren Handschr. Strassb. Chron. zum Jahr 1516. S. meine Sagen des Elsasses, St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer 1852, S. 433. — [2]) Süddeutsche Form für Gekröse, Gedärm. — [3]) Im Text steht der Druckfehler lausst. — [4]) Es ist diesz der treue Eckart, oft mit einem weiszen Stab in der Hand dargestellt. — [5]) „Seitdem der Pabst nach allen vier Weltgegenden hin seinen Segen ertheilt hat, gibt es kein wildes Heer und überhaupt keine unseligen Geister mehr auf Erden; sie sind jetzt alle erlöst"! (Volksglauben in Böhlerthau und Ellwangen) S. Meier, Schwäb. Sagen, II, 501; vgl. meine Sagen des Elsasses, S. 272. — [6]) Derselbe starb an den Folgen eines langsamen Giftes, das ihm, da er noch Dauphin war, Karl II. von Navarra, beigebracht haben soll.

zen thumherren, der hysz Johannes, der het ein schaffner, der waz getrew vnd weisz, das man doch selten findet in der schaffnery. Es füget sich das ein anderer groszer her, ein probst, kam zuo dem herren, vnd bat herberg bei im, der hiesz burckart, der was ein pfetz pfennig [1]) vnd het das geld lieb. Der bat den thumherren das er im seinen schaffner wolt leihen, Natalem, dan er hiesz natalis, wan er wyszt das er frum was, vnd meint er gebe im guote rechnung. Der thuomherr lehe im Natalem, sein schaffner. Natalis gab ausz vnd schrieb an [2]). Der herr Burckart wolt kein beniegen [3]) hon an dem schreiben; er meint er solt im den minsten [4]) pfenning verrechnen. Da meint der schaffner, er wer ein frum man, sein herr het im vertrauwet, er solt im auch vertrauwen. Es wer gar schmarotsers vnd stümpers. Der Natalem kam in ein semlich leiden vnd widerwertikeit, daz er sich dem bösen geist ergab. Da er daz geton het, da wolten sie bei der nacht durch ein wasser reiten; da ertranckt der bösz geist den Natalem, den schaffner. Nun het sein erster herr, der thuomherr, ein pactt mit dem natalem, dem schaffner; welcher vor dem andern stürb, so solt er dem andern erscheinen in xxx tagen, wer es nit wider gots wil. Dieser natalem erschein seinem herren, vnd was angelegt als wer es ein hübscher mantel mit einer Kappen, vnd ducht [5]) den thuomherren, er wer bleyin [6]), wan er sahe, in an. Er het alle nacht eine ampel in sein kamern brinnen. Da er in sahe, da erschrak er nit ab im. Vnd sprach zu ihm: natalis, bist du da? Ist her burckart von rom kummen, das du hie bist? Er sprach: nein, (38 b.) er ist nit kummen, aber ich bin todt vnd bin euch erschienen, wie unser gelüpt in hat gehalten [7]). Er sprach: wie stat es vmb dich? Da sprach er: ich hab mich den böszen geist ergeben, noch [8]) so bin ich zuo rüw vnd beicht kummen vnd bin in groszer pein; den mantel den ich an hab, der ist schwerer uf mir den kein thurn in unserm land,

---

[1]) Pfennigfuchser, Knicker; das ältere französ. *pince-maille* oder das neuere *grippe-sou*. — [2]) schrieb ein. — [3]) Vergnügen. — [4]) mindesten, geringsten. — [5]) dauchte. — [6]) bleiern, von Blei, sowohl nach der Farbe als dem Gewichte. — [7]) unserm Versprechen gemäss. — [8]) nachher.

wenn er vff mir lege; das er aber hübsch scheint, das bedeut daz ich hoff, ich werd erlöszt, vnd Got wil sich über mich erbarmen. Darum so bit ich euch, daz ir mir zehilff kument vnd got für mich wöllen bitten. Der herr sprach: bist du in dem wütischen heer gelauffen, von dem man sagt? Er sprach: nein, Karolus quintus hat sein penitenz erfült vnd hat daz wütisch heer vfgehört, daz find ich an dem ort geschrieben.

Die Frage: „Wa her kumpt aber semlich volck?“ beantwortet Geiler also: Es kumpt von sybnerlei sachen:

Von den heiligen engeln zuo dem ersten.
Von den bösen geisten zuo dem zweiten.
Von dem himel(l)schen heer zuo dem dritten.
Von den selen in dem fegfeuer zuo dem fierten.
Von den verdampten zuo dem fünfften.
Von des engels ingeben zuo dem sechssten.
(Von des teuffels gespenst zuo dem siebenden).

Für unsern Zweck bietet nur das folgende einiges Interesse dar: (39 a.)

... Zuo dem fierden so kummet es von den seelen in dem fegfeuer die etwan erscheinen in einer sele, daz sie hilff begeren von den lebendigen, als wir vil exempel desz hond; etwan so erscheinen sie zuo beschirmen ire diener vor iren feienden: Also wir lesen von einem ritter [1]), der den selen dienet; wen er über einen kirchoff gieng, so betet er ein paternoster vnd befahl dieselben got dem herren. Es fyegt sich das seine feyent vff ein mal vff in warten vnd wolten in zetod hon geschlagen, er warde gewarnet ,das er sie flohe; sie eilten im nach. Es begab sich daz er über ein kirchoff fliehen müst, da gedacht er an sein gewohnheit, ob er daz paternoster beten wolt oder nit, vnd gedacht: du wilt ee sterben, den du deine gewohnheit vnderwegen lon wilt, vnd betet. Da die feyent vff den kirchoff tretten wolten, da sahen sie vil geharnischte leut da ston [2]), da erschracken sie

[1]) Eine ähnliche Sage bezieht eine Familientradition auf Niklaus Zorn von Bulach, s. meine Sagen des Elsasses, S. 152. — [2]) In der elsässischen Sage stehn die Todten aus ihren Gräbern auf und werfen Schädel und Knochen auf die Angreifer des Ritters. —

so übel [1]), das sie hinwegfluhen. Also ward der ritter behuot von den selen. (39 b.)

III.

Am freitag predigt Doctor Kaiserſperg von des teuffels geſpenſt.

. . . Du fragst daz: Ist des teuffels gespenst etwas? wen es vergat, so spricht man: es ist des teiflels gespenst. Es heisset (Prestigium vnd nit presagium aber prestigium) des teuffels gespenst. Des teuffels gespenst ist nit anders den das er machte das etwas scheint, vnd das selb [2]) doch nit ist. Er macht dir ein gefert [3]) vor deinen augen, das du wenest [4]) daz doch nit ist: das ist des teuffels gespenst. Du sprichst: wie gat aber semlich erscheinungen zuo? Ich hab syben weisz zuosammen gelesen durch die es zuo gat vnnd beschicht [5]).

Zuo dem ersten (Artificialiter) mit der hand vnd mit der kunst als du sihest an den gauckleren, die künnen verschlagen [6]) vnnd mit ihrer kunst machen das du wenest ein ding sei, das nit ist. Er kann gelt verschlagen; du wenest er hab gelt in einer hand, so hat er in keiner nit; du wenest er gebe einem ein pfennig in das maul, so ist es ein rosz dreck.

Zuo dem andern so macht man ein gespenst (Naturaliter) Natürlich (39 b.) Sant Augustinus spricht dass kreuter seind, wen man eim die für legt, so scheinen die tröm [7]) obnen [8]) nit anders den weren es eitel [9]) lintwürm; das ist natürlich; oder zuo nacht in einer stuben, wenn man da schwebel anzünt oder gebrennten wein, so scheinen die menschen alle als weren sie blaw vnd geel, als das feuer scheint also.

---

[1]) so sehr; dialekt. Verstärkungspartikel. — [2]) im Text: solb, Druckfehler. — [3]) Wesen, Gaukelwesen. — [4]) dasz du glaubest, es sei etwas. — [5]) geschieht. — [6]) Durch List, Kunst verbergen, verstecken, verschwinden machen; daher das Adj. verschlagen. — [7]) Balken. — [8]) oben. — [9]) nichts als —

Zuo dem dritten so kommet semlich gespenst von dem bösen geist; wan [1]) kan ein mensch also gesichten machen mit seiner kunst vnd durch die natur, gar vil mee kann der teuffel die kunst die menschen zu betriegen vnd also ein gespenst machen, wan [2]) der teuffel listiger ist denn kein mensch.

Zuo dem fyerden so kümt semliche gespenst auch von dem bösen geist, der es machen kann durch krütter; wan es kan ein mensch durch kreuter, gar vil me kan es der bösz geist; wan [3]), wie wol er ab gescheiden [4]) ist vor gottes genad, so gat im doch nüt ab in scherpfe [5]) seiner vernunft, die hat im got gelassen, darumb so weysz er vnd kennt die kreuter.

Zuo dem fünften so kann er semlich gespenst machen durch annemen. [6]) Als sant Gregorius schreibt (In dialogo) von einer Closterfrawen, die gieng am morgen ausz in ein garten vnd asz ein vngesegnet Lactuken [7]) blat, da ward sie besessen. Man iszt in den heiszen landen semlich kalt kraut. Da het der bösz geist sich verwandlet in das Lattich blat. Also lesen wir von sancto Anthonio: da er zuo dem ersten mal wolt in die wüsti gon, da fand er ein grosz salbeienn blat da lygen. Er gedacht, wa kumpt das salbei blat da her; nun ist doch niemands hie gangen; wer es schon yemant entpfallen, so het er es wol entpfunden vnd wer wider hindersich [8]) gangen vnnd het sie gesuocht; teuffel, es ist dein gespenst! Da verschwand sie [9]); da het der teuffel die gestalt der sylberin schüssel an sich genummen. Da Anthonius weitter in die wüsty gieng, da fand er ein grossen klotzen [10]) rechtt vnd gewar [11]) gold, das het der teuffel dar geleget oder villeicht got der allmechtig, der in darin wolt versuochen. Wer weisz wie es dar ist kummen; als bald er es sah, da luff er daruon.

Zuo dem sechszten so kann er machen das er eim menschen in dem kopff kan vorhönen [12]) vnd im ein gespenst vnd gesicht also vormachen, daz einer wenet etwaz sei, daz nit

---

[1]) denn wenn. — [2]) weil. — [3]) denn. — [4]) abgeschieden, abgetrennt. — [5]) Schärfe. — [6]) Täuschung; so auch in den Predigten über das Narrenschiff, 123. — [7]) Lattich, *Lactuca*; *Dasypodius* hat Lactenblatt. — [8]) zurück; das jetzige elsäss. hinderschi. — [9]) l. es. — [10]) Klumpen. — [11]) wahres, wirkliches. — [12]) vorgaukeln, vorspiegeln.

ist; du sihest wen ein mensch gewenet hat vnd harnach sicht so went er es sei anders den es ist.

Nun zum sybenden so kann er machen semlich gespenst durch die bewegung, der complexion [1]) halb, deren du bist. Er kan wol machen daz dein bluot sich bewegt in dir vnd vff laufft in den kopff, daz du wenst ein ding sei, daz nit ist. Du sihest etwan, da es finster vmb dich ist, so sihestu ein glantz vor deinen augen vnd ein heitere, so keine da ist. Auch wenstu es gang ettwan zenacht einer vor dir hin, so niemans da ist; semlich gespenst ist allein in deinen augen vnd nit vsserthalb, desgleichen kan er bewegen die feichtikeiten die in dir seind. Ich wil es also nennen: lufft, feuer, wasser, erdreich, von den fieren ein mensch zuosamen ist gesetzt. Du weist nit was colera, noch flegma, noch melancolia ist; du möchtest villeicht wüssen was sanguis wer. Also durch die bewegungen semlicher naturen, kan er ein gespenst in dir machen. Nun fragstu weiter, wie geet es zuo mit den warsegern, die war sagen vnd gestolen guot durch gesicht wyderumb bringen. Sie machen gesichten [2]) vff ein nagel, salben den mit öl vnd muosz ein iunckfraw (40 a.) [3]), ein kind daz luter ist vnd rein, vnuerfleckt [4]), vnd daz muosz in den nagel sehen, vnd muosz sagen was es in dem nagel sicht. Muosz es ein iunckfraw sein? was sagst du daruon?

Ich sag daruon das es ist des teuffels gespenst, semlich geschichten sein on alles mittel wider die göttlich eer vnd glory, darumb so sol man es nit gestatten in keinem weg; aber man acht es nüt vnd laszt es geschehen, wan warumb, wen man sie vertreibt, so tregt es kein nutz vff im. Aber waz ein sey ferlin [5])

---

[1]) Temperament. — [2]) Figuren. In der Predigt Von den XV Staffeln, 19 a. kömmt dieselbe Stelle wieder vor, dabei aber noch, dasz grapestbletter (Kohlblatter) auf den nagel gelegt werden. — [3]) im Text unrichtig 39. — [4]) Sonst erblickt man den Dieb auch im Krystall oder in einem Spiegel: „Wenn man den Christall mit öhl angeschmieret, müsse *Sancta helena* darunter geschrieben, vnd ein reiner ehelicher zehenjähriger Knab, für denselben mit sprechung der H. Helena gebetts, vnd mit verrichtung anderer Ceremonien gestellet werden: Auf solches erscheine ein schwarzer Mann in dem Christall, vnd zeige dem Knaben den Dieben, oder antworte jhm auf andere seine Fragen.“ Philo, *Magiologia*, S. 769. — [5]) Spanferkel. —

vnd ein nützlin [1]) vff im tregt, dem kan man wol nach gon vnd wen man schon etwas gleilichs [2]) solt abstellen, allein so es nütz trägt so muosz es sein: aber gots ere beschirmen, da ist niemans daheim. Muosz es aber eben ein iunckfrawlin sein, dy in den nagel muosz sehen? Ich sprich nein, ein ander mensch möcht das auch sehen: aber sy nemen ein iunckfraw vss dreien vrsachen willen: des bösen geistes halb, des zauberers halb, vnd des iungen menschen halb....

Was ist aber an fraw Venus berg, da sie hinfahren vnd so guot leben da ist, so viel hübscher frawen, so vil tantzes vnd springens, vnd die fraw venus die, ist die, vnd ist die? Ich sprich: nüt überal daran ist, dan des teuffels gespenst; wan, wie gesagt ist, so kan der teuffel in iren köpffen semliches zuorichten, das sie wenen das es etwas sei, vnd ist doch nüt daran, vnd darum schreibt Joannes neider in seiner ömeisen von einem ritter, der wolt auch in fraw Venus berg faren, vnd was im schlaff: da erwacht er, da fand er sich in einer mistlachen ligen: daz was fraw venusberg.

Was sagst du vns von den heiligen, die bei den beren söllen sein? In den welden sein heilig leut, die man nit sol finden, aber zuo etlichen zeiten vnd festen, So sollen sie durch den lufft hererein faren zuo etlichen dörffern vnd pfarkirchen, vnd sollen das sacrament empfahen. Da sagt der lerer [3]) das er erfaren hab das nüt daran sei vnd sei ein betriegnyss [4]), vnd schreibt von einer Eptissin in einem Closter zuo deren der teuffel saget waz sie im schenken wolt, so wolt er sie auch durch die lufft bringen zuo der kirchen.

IV.

Am samstag nach Reminiscere predigt Doctor Keisersperg vonn wilden mannen.

Du fragst von wilden mannen. Ich wil nit von den wilden mannen sagen, von den die frauwen sagen, als sie spre-

---

[1]) Von nuitz, nuitzig, nichts; etwas von geringem Werthe; wie das heutige e Nixel in der Scherzrede: „e goldi's Nixel un e silwers Wartewiele." — [2]) von geil, subst. neut.; etwas Segenbringendes, Gutes; vgl. Benecke-Müller, Mittelhochdeut. Wörterb. I, 494 b. — [3]) Der obgenannte Joh. Neider; 33 a. Nider, Verf. einer Schrift, die Geiler mit den Worten „*in formicatio*" angibt — [4]) Betrug.

chen: mein man ist ein wilderman. Ich het die ganz fasten von denen zesagen. Ich mein rechte wilde man.

Es seint fünfferlei wilde man. (40 b.)

Solitarii	*Pigineni*
Satham	*Diaboli*
Hyspani	

Die ersten wilden man seind nit daz sie wild seind, aber man hat sie also geachtet vnd seind also becleidet geweszt, daz seind die heiligen leut geweszt in der wüsti, von denen du hast im altuetter [1]) buoch. Da seind etlich becleidet mit bletern von Palmen, als sant Onofrius, als man (in) malt. Also ist geweszen sant maria Magdalena, die xxx. iar in der hülin [2]) sasz. Also was sant maria egypciaca vnd vil andere, als sant Egidius, da er geschossen ward für ein reich. [3])

Zuo dem andern so seind wildeman, die heissen (Sachanni [4]) daz seind wildemann, die haben hörner vnd krum nasen vnd seind oben vsz wie menschen, vndenausz wie geissen vnd haben doch vernunft; [5]) Die iaget man vnd fahet sie in garnen, wie wilde thier. Also hat sanctus Antonius einen gesehen in der wüste, da er sanctum Paulum, den ersten einsydel suocht als Sant Jeronimus schreibt in *(Legenda Pauli primi heremite)*. Sanctus Antonius erschrak übel ab im da er in sahe. Der wildmann bott im dattel kernen, da ward er wider erquikt. Sant Antonius fragt in, was er da thet. Er antwurt im: Er wer ein bot; vssgesant von seinen gesellen, die in der wüste da wonen, das er die altueter solt suochen, vnd sprach zuo antonio; Ich bin tötlich [6]) wie du, ich vnd meine gesellen eren den gott vnd die göten der heiden, aber wir haben gehört wie der gemein got sei vom hymmel herab kumen vnd mensch worden, vnd sein lob vnd sein nam gang vsz in alle welt, vnd ich bit dich, bit den gemeinen got für vns alle sammen. Das schreibt sant Johannes.

Die driten wildenman heissen (Hyspani) vnd seind in hyspania vnd seind nit eigentlich wild aber verwandlet, daz man sie nit vff zücht, gleich als ein ferlin, daz ferlin wild wirt .... Also

---

[1]) Altvater, Kirchenvater. — [2]) Höhle. — [3]) Reh (?) — [4]) oben steht Satham. — [5]) die Satyrn der Alten. — [6]) sterblich.

spricht (Albertus magnus) es sei zuo seiner Zeit frawen vnd man gefangen worden, die man lebendigen, dy frawen tod.

Die firden seind Pigmeni [1] *(dicunt et pigmeos a cubito)*. Das seind cleine menschen, nit lenger den ein elenbogen. Sant Augustinus spricht sie sein nummen halb ellenbogen lang vnd werden nit elter den vii. iar, vnd wen sie iii. iar alt seind, so geberen sie wilde menlin in Galilea, als [2] man gon [3] sant Jacob gat nebenuss im meer, in den insulen, die selben haben ein krieg mit den krenchen [4] vnd fechten wider sie, daz sie die krenchen dick [5] überwinden. Diese lutlin [6] mit grosser mengi ziehen sie ausz vnd ligen ein halb iar zefeld wider die krench, wan wen sie ausz dieszen landen dorthin fliegen, so samlen sie sich vnd mit groszer schar überfallen sie die menschen, als Ptholomeus schreibt, bisz das die zeit kumpt, das sie wider herusz fliegen, vnd wen sie herausz flyegen, etwan xxx. oder lx. mit einander, vnd haben einen fürer. Die menschlin schlagen die krench zetod in der iugent vnd suochen sie in den nestern vnd was sie für einen finden, die schlagen sie entzwei, wan sust [7] so möchten sie sych der krench nit erweren, sie nemen über hand; vnd von den selbigen eyerschalen vnd von den federn machen sie inen hüszer vnd becleibens mit kot vnd mit erdtreich. Vnd sprechen etlich daz sie nit geware menschen seint, aber [8] thier, sie seind aber die aller nechsten thier bei der vernunfft vnd glidmosz des menschen vnd näher den kein off; aber es seind thier. (41 [9]).

Die v (fünften) wilden man seind bösz geist. Du fragst: könen die zaubrer geware vnd rechte thier machen? daz ist der teuffel an irer stat vnd sie wenen sie haben es gethon, wie man den daruon ret. Ich gib antwurt wie Augustinus und Rabanus, vnd spricht ia, das sie mögen machen vnd uol [9] könen tier, als da sein frösch, schlangen vnd sollichs, wan die lerer sagen daz der bösz geist kan wol in kurtzer zeit somen bringen, wen der somen da ist vnd den die zaubrer ir *(In cantaciones)* vnd beschwerung vnd wort, die darzuo gehören vnd bruchen, so kan er es wol machen durch krüter oder wie er im thuot daz unter dem

---

[1]) Pygmäen. — [2]) da wo. — [3]) gegen. — [4]) Kraniche. — [5]) oft. — [6]) kleine Leute, kleines Volk. — [7]) sonst. — [8]) sondern. — [9]) wohl. —

somen dy thier werden, wie du daz feuer machst: du machst daz feur nit, du blast es wol vff, du leist [1]) holtz daran; vnd dise ding kan der teuffel thuon in kurtzer zeit, aber nit in eim augenblick, aber bald. Aber es ist kein gewar wunder vnd ein recht zeichen, wan es beschicht zuo betriegen den menschen, darumb so ist es ein falsch zeichen.

V.

Am dritten sontag der fasten Occuli predigt der doctor von den werwölffen. [2])

Was wiltu vns von den werwölffen sagen? seind also werwölf, dy in die dörffer lauffen vnd kind vnd menschen essen, als man etwan daruon sagt, das sie also mit verhengtem zaum die menschen schedigen [3]) vnd heissen berwölff oder werwölff? Du weist mee daruon den ich. Ich sprich ia. Es seind semlich wölff die also die kind vnd menschen fressen, vnd das geschicht vsz sibnerlei vrsachen.

Esuriem	Hunger
Rabiem	Grimme
Senectutem	Alter
Experientiam	Vm die Erfarung
Infamem	Vssen diebheit
Diabolum	Duffel
Deum	Gots

Die fünf ersten Punkte, so wie der siebente, haben es mit gewöhnlichen Wölfen oder Baren zu thun; vom Werwolff der alten Sage ist keine Rede; die sechste „vrsach" schreibt die Erscheinung dem Teufel zu:

Zu dem sechszten so kummet es von dem teuffel her, das er sich etwan verwandlet vnd ein wolffes gestalt an sich nymt.

---

[1]) du legst; jetzt in elsäss. Mundart: du laisch; du léisch hiesze zu liegst. — [2]) Menschen die sich in Wölfe verwandeln können; schon Herodot IV. 105 erwähnt ihrer; merkwürdig ist die Geschichte eines solchen Lykanthropen in Petronius Gastmale des Trimalchio, Kap. 61. — [3]) beschadigen.

Also schreibt *(Vincencius in speculo hystoriali)*. Vnnd hat es genummen *(Ex Valerio maximo* das *in bello punico)*. Da die Römer kriegten wider dy von Africa, da der hauptman lag vnnd schlief, da kam ein wolff vnd zoke im sein schwert ausz vnd truog es hinweg; das was der teuffel in eins wolffs gestalt. Des gleichen schreibt *(Guilhelmus parrhisiensis)* das ein wolff vil der kinder [1]) ertödt vnnd vertruog [2]) sie vnnd thet grossen schaden; da was ein man, der kam ynn die fantasey, das er der selb wolff wer. Vnd hindennach fand man in in dem wald ligen vnd wer schier hungers gestorben (42 a.).

VI.

Am montag nach Occuli oder montag nach halb faſt, sagt er wider von den Vnholden oder Heren.

Du sprichst: was soll ich halten von den Hexen? künen sie oder mögen sie den menschen verwandlen, als die menschen in wölf, in schwein, in vögel? Als wir lesen *(in sancto Augustino de ciuitate dei)*, der schreibt von einer beriemten zaubrerin, die hiess Arces, die verwandelt die knecht Vlixis in schwein oder sew, darumb het Vlixes zwen knecht vff ein mal zuo ir gesandt, der ein wart zuo eim schwein, der an der asz was sie inen zessen gab. Dem andern dem geschah nüt, wan er nüt asz von der selben speyss . . . .

Zuom andern, so lesen wir von einer wirtin (Stabularia), die kund verkeren ire gest in esel vnd pferd, vnd muosten der wirtin ir holtz und seck tragen. Nun wiewol sie also verwandlet waren, noch so verloren sie ir vernunfft nit.

Zuo dem dritten, so lesen wir von Diomedes, da der über mer fuor, da ging das schif under vnd kam ein geschrei, [3]) das Diomedes wer verschlunden, [4]) vnd wer ein gott worden, vnd die heiden bauten im ein tempel. Seine gesellen ertrunken vnd wurden verwandlet in weiss fögel mit langen rothen schnebeln, vnd

[1]) *multos puerorum*, ganz lateinische Wendung. — [2]) verschleppte. — [3]) Gerücht, *fama*. — [4]) Subst. Schlund; verschlungen; im *Chron. Aug. ad a. 1115.* kömmt vor: „das erdtrich hat dreu grosse hewser verschlunden“. —

die fögel flogen vmb den tempel herum (des) Diomedes. Vnd wenn ein kriech [1]) zuom tempel kam, so liebten sich [2]) die fögel zuo im; wen aber ein anderer kam, der nit ein kriech was, so schussen sie vff in, als wolten sie in erstechen. Vnd alle iar ein mal, so flogen die fögel an das mer vnd namen wasser in die schnebel vnd besprengten den tempel inwendig; was sol ich daruon halten? (42 b.),

Nachdem der Prediger gezeigt dasz diese verschiedenen Thierverwandlungen „gespenst des teuffels oder die böszen geist“ selbst waren, schlieszt er:

Nun zuo dem fünfften sprich ich ... vnd der teuffel kein menschen in thier kan machen, noch kein thier in das ander verwandeln.

Zuo dem sechsten sprich ich: das der teuffel die thier kan machen, die von natur gemacht mügen werden. *(Vel que genenantur per putrefactionem).* Als da seind meisz vnd schlangen, frösch, wenn man etwan wuost lang lat ligen, so mögen schlangen darin wachsen; also kan der teuffel, wen er den somen hat von schlangen vnd fröschen oder von andern vnfolkummen thieren, so kan er ausz bryeten durch die wörme vnd wie er im den thuot.

Nun zuo dem sybenden sprich ich: Was die natur nit vermag von yr selb nit ze machen, daz kan der tüffel auch nit machen; nun, die natur kan nit ein menschen in thier, noch ein thier in das ander verwandlen, darumb so kan es der teuffel auch nit.

VII.

Am zynstag [3]) nach Occuli sagt er von den verzuckten frauen in der fronfasten vnd andrer zauberey.

Geiler wirft hierüber sechs Fragen auf, die er nach und nach beantwortet; da dieselben aus den Antworten deutlich genug erhellen, so wäre es müszige Wiederholung sie abzudrucken. Es folgen demnach nur die Antworten.

Vff die erst frag sprich (43 a.) ich: Von den frauwen, die in den fronfasten faren. Daz es ein gespenst ist, wie du ge-

[1]) Grieche. — [2]) schon Otfrid hat *sih gelieben*, sich Einem angenehm machen, schmeichelnd zu Einem gesellen. — [3]) Dienstag, unser Zistig, Zisti; altnord. *Tysdajr*, der dem Kriegsgott Zio, Tyr geweihte Tag.

hort hast, das dir der teuffel in den kopff machen kann, das du wenest du sehest die pein der heilen vnd andre ding, aber es ist nit daran. Ja, wie seind sie den vnentpfintlich? kann der teuffel auch machen vnd sie inwendig verderben vnd entzünden, daz sie auszwendig nitt wüssen was man inen thuot. Sant Augustinus schreibt von einem, den hab er kent vnd hiesz Restitutus: wen der hort einen menschen weinen, so ward er vnentpfintlich vnd entpfant lang zeit nit.

Die ander frag sprich ich von den roszen die stegreiff vnd anderes (stricke wolle) in in hond. [1]) Ich sprich das es auch nit ist vnd ist nummen ein gespenst. Es kumpt auch etwan daz die im hausz oder des daz rosz ist, die ding selber machen, wachsz daruff tröffen [2]), das sich die leut verwundern.

Die dritte frag nit den wechszel kinden [3]), das es der teuffel wol kan vnd vermag ein kind ab weg thuon vnnd ein ander elendes armes kind in die wagen legen, oder er selber sich in sollicher gestalt dar legen, vnd das geschicht etwan vnnd widerfort den kindern, wen man sie nider leget vngesegenet vnnd on andere christliche ding vnd ordenunge; darumb so gehört groszer fleisz darzuo. Man sol aber senlich kind nitt leichtlich abweg thuon, man sol es thuon mit dem rat gelerter vernünfftiger gottes förchtiger menschen.

Die fierd frag als manches spricht: das dich der teuffel hol! kann er menschen wider seinen willen tragen von eim (ort) zuo dem andern? Ich sprich: ia: wan der guot engel der kan es, als wir lesen von Abacuk, den der engel in eim augenblick in einem puncten über die gruob Danielis truege. Also kan es der bösz geist auch; wann, wiewol im got seine genad hatt entzogen, so hat er im doch inn seiner natürlichen krafft nit ab gebrochen. Aber es geschicht dies, dns einer went er hab in geführt an ein ander ort, so es im geist ein gespenst ist. Etwan ist es auch gewahrlichen also. Da schreibt *Guilhelmus Parrhisiensis* von einem

---

[1]) „vnd man spricht die Hexen haben es geritten", 43 a. — [2]) tropfen; träufeln; es ist hier von den Pferdmahren, in Ober-Burgund *follets* genannt, die Rede J. Grimm, Myth. 2 Aufl. 1193 u. ff. — [3]) Wechselbälge, Myth. 437; in der Bretagne heissen sie *poulpicans* und sind Kinder der Feen. S. *Souvestre, les derniers Bretons*, 108 u. ff.

mechtigen reichen burger, der hett ein kind, das was fünff iar alt, das pfatzet [1]) der teuffel. Der vatter thet das kinde inn ein closter. In einer nacht ward das kind verloren, vnd ward hinden nach funden in der Pfysterei [2]), da hett es der teuffel durch das dach überein getragen.

Die fünfft frag, ob man eim möge zuo essen geben das er muosz einer nach lauffen. [3]) Ich sprich: ya vnnd nein. Ya, der teuffel mag dich wol reitzen vnd treiben, daz du nahin lauffest, das ist ya. Nein, wen du woltest im widerstant thuon, so ist es nein, wen du dein sünd rüwen wöltest vnd beichten vnd got den herren anrüffen vnd dir selber ein gewalt ann thuon, so ist es nein. Darumb, so lasz dich nit wunderen wen einer in anfechtung nit zuo got schreit umb hilff, vnd im selber kein gewalt wil ann thuon, da ist den kein wunder das in der teuffel reittet wie er will.... (43 b.).

Die (sybend) sechszt frag von dem gerümpel in einem hausz, sprich ich: das es herkummen mag von fünff oder von sechsze vrsachen.

Zuo dem ersten vonn den schlechten bösen geisten, die nit viel gewalt von got habent empfangen, wan wie die menschen vngleich seind, also die geiste auch; die selben einfeltigen geist rümpeln also im schüssel korb vnd machen ein semlich gefert [4])

Zuo dem andern, so thuont es etwann bösz leutt in einem hausz, dass sie die andern unrüwig machen.

Zuo dem dritten, so stilt man unter semlicher gestalt.

Zuo dem firden, so buolt man mit semlicher lekerei, es seind bösz geist etwan in den clöstern vnd in den hüssern, die hin und her lauffen.

---

[1]) gewöhnlicher hat Geiler fatzen, *vexare, illudere;* z. B. Post. II, 31; III, 107. Subst. fatzer, fatzmann, fatzvogel. — [2]) Bäckerei lat. *pistrina.* — [3]) Noch jetzt verlangen bei uns auf dem Lande Bursche und Mädchen in der Apotheke „Geh merr noch", „Lauf merr noch". — In Paulis Schimpff und Ernst, Strassb. 1535, cap. 136, sagt eine Kaufmannsfrau zu einem alten Weibe, „sie solt sie leren das jr man jr auch nach must gohn vnd sprach sie het gehört wie man es den mannen an kunt thuon, das sie den frawen nach müsten lauffen." — Merkwürdige Arten von Liebeszauber gibt die *Magiologia*, 951 — 956. Ein Rezept dagegen S. 956. — [4]) Unwesen.

Zuo dem fünfften, so kumpt es von kranckheit her, das einem etwan der kopff suset, vnd so wennt er es klopffi also in dem hausz hin vnd her vnd es sei ein geist.

Zuo dem (sybenden) sechsten, so kumpt es etwan das man einem damit wil das hausz leiden. [1]) Einer wolt es gern lehenen oder kauffen, so wil man es im nit geben, so macht er daz man went es gang ein geist da. Darum, wa also ein gerümpel ist, das leg den selen nit zuo, wan sie thuon es nit: die in der helle [2]) kummen nit herausz, das sie es theten; die im ewigen leben, die gond nit mit dem narrenwerck vmb; die in dem fegfeuer, dy hond anders zeschaffen. Ietzund nit meer.

VIII.

Am mitwoch nach Oculi prediget der Doctor, ob der teuffel möge den menschen schaden zuofügen oder nit.

... Zuo dem ersten, So mag er dem menschen schaden zuo fügen an seinem guot, des hast du vil in der heiligen geschrifft. (Hiob).

... Zuo dem anderen, so mag er dich schedigen an deinem guotten wort [3]) vnd lob. Er kan dir schand vnd laster zuo fügen, des hond wir ein history in sant (44 a.) Ieronimus legend. Es was gar ein heiliger man, der hiesz Siluanus vnd was ein bischoff zuo Nazaret, der het den heiligen Ieronimum gar lieb, also das er im vil eren anthett. Es verdreuszt kein heiligen da oben in dem hymmel nit, das du einem me eren anthuost den dem andern. Es ist kein neid, noch hasz, noch vergunst [4]) da, sunder liebe. Was ere du einem heiligen anthuost, die hast du inen allen gethon. Also diser Siluanus der het sant Ieronimum fast lieb; dasz verdrosz den teuffel, vnd gieng vnd nam sich an [5])

---

[1]) verleiden. — [2]) Hölle. — [3]) gute Nachrede, guter Leumund. — [4]) von vergunnen; Mißgunst. — [5]) stellte sich als ob.

er wer der Siluanus, vnd in der gestalt kam er zuo einer erlichen wilwen an ir beth; Sie fragt was das wer vnd wer er wer. Er sprach er wer Siluanus vnd helt sie lieb vnd wolt bei ir schlaffen. Die fraw was frum vnd macht ein geschrei; der schalck schluff [1] vnder das beth. Das Volk in dem hausz suochte in vm vnd vm; hinden nach da stack er vnder dem beth. Er sprach: liebe fründe, ir sehen wol daz ich der bischoff Siluanus bin; ich bit euch machen nur kein geschrei, ich wil hinweg gon. Also an dem morgen, da was die gantz stat vol, das der heilig man het wellen die fraw schenden. Die verlümdung muost er leiden, Es fügt sich, daz man ein besessnen menschen beschwuor; da saget der teuffel wie er Siluano daz spil zuo het gericht.

Zuo dem dritten, so schediget er ein menschen an seinem leib. Da ist aber [2] Job vff der ban [3] . . . .

Es ist geschehen in Mentzer bistum, da macht der teuffel ein ganz dorff unrüwig. [4] Er klopffet mit hemern an den hüszern, er zerwarf inen die fenster vnd volbracht vil vnglucks, vnnd seind viel zwietracht. Ye zuo dem letzten, da nam er ein man in dem dorff für sich vnd durecht [5] den selben vnnd seiet [6] semlich vnrüwe, das man sprach es wer vmb seiner sünden willen, vnd was ein frumer man. Er verbrant im sein hausz. Der guot frum man gieng inn ein ander hausz, das verbrant er auch. Also daz dem frumen man in dem dorff niemans mee herbergen [7] wolt; der guot man must vff den äckeren wonen. Die priester satzten creutzgeng vff. In der process [8], da warff der teuffel einen mit einem stein, das im das bluot über das angesicht ab ran. Also verderbet der teuffel daz dorff, alle hüsser verbrunen die da warent.

Zu dem fierden, so schediget er den menschen an seinen synnen, an der verstentnisz, daz du dein vernunfft, noch dein innerliche sinn nit brauchen magst; das seestu [9] wol an den menschen die da besessen seind.

---

[1] schlüpfte. — [2] abermals. — [3] Auf der Bahn sein, unterwegs sein, herannahen, s. Grimm, D. Wörterb. I, 1077; hier: bietet ein Beispiel dar. — [4] noch jetzt: unriewi, unruhig. — [5] verfolgt. — [6] sät. — [7] bemerkenswerth ist hier der Dativ mit herbergen. — [8] Prozession. — [9] sihest du. —

Zu dem fünften, so mag er den menschen schedigen an seinem leben, das er in tottet. Des ist die heilig geschrifft vol ....

Du sagest: Ich habe das nun wol verstanden, das der bösz geist kan den menschen (44 b) also schedigen; können aber die Hexen vnnd die Zaubrer auch was der teuffel kan? Ich antwurt vnd sprich:

Zuo dem sechszten, das die wirckung der Hexen oder des Zaubrers *(Non est principalis causa illius affectus)*, ist nit wirklich vrsach des werckes daz da geschicht. Du sist [1]) das sie einem menschen suwbürsten [2]) oder ein wüschbletz [3]) oder ein strowysch in ein schenkel stossen, vnd hagel vnd wetter machen. Da sprich ich; daz das die Hexen oder Vnholden nit thuon: dasselbig ist ein anfenklich wirecklich vrsach des selben daz da geschicht, Es ist nit me denn ein zeichen, wen der teuffel das zeichen sicht vnd die wort hört, so weisz er was sie gern hetten; der thuot den daz selbig, vnd der teuffel thuot es vnd nit sie.

Zuo dem sybenden sprich ich, von anfechtung der welt, oder balde darnach, da der teuffel zuo rüst abgötterey, das man daz bild eret. Da hat der teuffel ein pact gemacht mit etlichen menschen, vnd inen wort geben vnd zeichen; wen sie die zeichen thuont vnd die wort brauchen, so wil er thuon was sie begeren, vnd also thüt es der tüffel durch irent willen. Aber daz daz die hexen thunt, ist nummen ein zeichen vnd nit die wirklich vrsach. Nim das exempel, so verstost du es: Ein hexin, die wil ein wetter oder hagel machen, so nimpt sie ein besem, vnd stot in ein bach vnd würfft dan mit dem besem wasser über den kopff hindersich ausz, vnd den, so kumpt der hagel. Das wasser hindersich werffen vnd die wort sprechen, das macht als kein hagel, aber der teuffel, wen er die zeichen sicht vnd hört, der macht da obenn in den lüfften vnd in den winden sein gefert vnd macht das wetter. Ja, spricht manich mensch: ich glaub nit das sie es thuon.

Ich glaub, wen ich mich gesegne, das mir kein hexin nüt thüge, [4]) sie künnen es aber nit thuonn; das seind vnuernünfftig

---

[1]) siehst. — [2]) Saubörsten. — [3]) Wischlumpen. — [4]) thue.

red; man sieht es doch mit den augen daz es geschicht. Ya, sie thuon es nit; der teuffel kan es machen vmb irent willent, wen sie die zeichen setzen vnd die wort sprechen das er sie gelert hat. Nun ein ander exempel mit dem wechsin bild [1]: ein hexin oder ein zaubrer der macht ein wechsin bild vnd beschwert das vnnd macht sein gefert darüber vnnd stot darnach für das selb bild vnd waz er dem wechsin bild an thuot, das thuot der teuffel dem an in des namen es gemacht ist; sticht die hexin dem wechsin bild in ein aug, so sticht der teuffel dem auch in ein aug; sticht sie das bild in ein schenckel, so sticht der tüffel im auch in ein schenckel. Des gleichen in andern bilden: also so ein hexin in ein Wasser luoget oder spygel, vnd waz sie dem bild an thuot, daz thuot der teuffel dem an, dem sie es günt [2]).

Da spricht ein doctor zuo gleicher weisz wie cristus der her sein sacrament, wen man die brucht, so wirckt er vnsichtbarlich da: also der teuffel hat sein (execrament), es heissen nit sacrament. Nim das exempel in des sacrament des taufs, da weschet der priester den kind vssen den leib vnd spricht die wort darzuo: Ich tauff dich in dem namen des vatters vnd des suns vnnd des heiligen geistes, Amen. Das wesen vnd dye wort nemen dem kind nit ab die erbsünd; es seind aber zeichen, die vns got geben hat, wen wir die brauchen, so wil er inwendig vnsichtbarlich die sünd ab lassen. Des gleichen in der beicht; der priester spricht die wort, er lat [3]) dir nit die sünd ab. Also het der teuffel den Hexen vnd den Zaubrern semlich zeichen geben, wenn sie die brauchen so wil er das thuon das innen ebenn [4]) ist. Darumb sie semlich zeichen brauchen vnd ist ein guote gleichnysz. Jetzunder nit mee. (45 a.)

---

[1]) Wachsbild, s. Grimm, Myth. 1045—1047; dieselben waren schon den Griechen und Römern bekannt. Andere Bilder wurden aus Thonerde gemacht: „die leimernen Bilder dörren sie allgemach bei dem Fewr ausz, damit der angebildete auch also mit Schmerzen ausgedörret werde.“ Philo; Magiologia, S. 736. — [2]) gönnt, anwünscht. — [3]) läszt. — [4]) recht, lieb. —

IX.

Am dunrſtag nach Occuli, iſt vor mitfaſt, prediget der Doctor ob man die hexen mög brechen [1]) oder nit.

Der Doctor wiederholt mit kurzen Worten den Gegenstand der vorigen Predigt, und geht hierauf zur Frage über, ob es dem Menschen gezieme den ihm angethanen Zauber zu brechen, zu vertreiben. Er beantwortet sie dahin, dasz es geschehen möge auf natürliche Weise, „mit kreutern, betten, beichten, got an rüfen," nicht aber „mit verbotenem segen oder mit andern zaubereyen," denn das sei des Teufels Werk, dessen man müssig gehn soll:

Das du aber des teuffels müssig solt gon, kein rat noch hilff von im suochen, das kanst du erkennen vsz dreyerlei vrsachen (Racione).

Dei	Gots
Hominis	Des menschen
Diaboli	Des teuffels.

Zuo dem ersten vmb gotes willen... Got hat den kinden vonn Israel we we getröwet [2]), ee das sie in das verheissen land kamen, da er zuo innen sprach: du würst kummen in ein land, da seind zaubrer vnd hexen, die vff fogel gesang, vff tröm [3]) halten vnd teuffel beschweren; der sach sollen ir müssig gon, ir seind zu besserm vff gesetzt, den das ir mit dem narren werck vmb gon....

Zuo dem andern, so sol man (46 a.) es nit thuon, vmb des menschen willen, wan der mensch hat widersacht dem bösen geist vnd allen seinen nach zotteren [4]); wenn du zuo den hexen laufest, so wirstu brüchlich an got dem herren. Wie wol gefiel es einem herren wen du ein eid an im brechst vnd zuo seinem feyent giengst, rat vnd hilff von im suochtest.

Zuo dem dritten vmb des teuffels willen. Nim war was da rechter menschen sein, die zuo den Hexen vnd zuo dem teuffel lauffen, wan er ist:

---

[1]) ihren Zauber brechen, abwenden, zerstören. — [2]) gedroht. — [3]) Träume. — [4]) Nachfolgern; zottern, nachschleppen, Post. II, 23; 66.

Aduersarius	Widerwertick
Inimicus	Feind
Homicida	Todtschlegig
Mendax	Lügner
Deceptor	Betrieger
Inuidiosus	Neidisch ....

X.

Am freitag vor mitfasten sagt der Doctor warum fröwelich geschlecht[1] mee verwüst sei mit hexerey den die man.[2]

Zwo frag seind zethuon kurz daruon. Die erst warum ist fröwelich geschlecht mee verwüstet mit hexerey vnd der tüffel brucht sie me zuo zauberey den die man? Wen man ein

[1]) Frauengeschlecht. — [2]) Dieselbe Frage stellt sich auch der berüchtigte Hexenhammer. In Ermangelung des Originals, hebe ich die Stelle bei Ennemoser, Geschichte der Magie, S. 800 u. 801 aus: „Die heiligen Kirchenväter, heiszt es, sollen immer behauptet haben, dasz drei Dinge im Guten und Bösen weder Masz noch Ziel zu halten wüszten: nämlich die Zunge, ein Geistlicher und ein Weib. Bei der Zunge liegt es am Tage; der heilige Geist ertheilte den Aposteln feurige Zungen; bei den Predigern ist die Zunge gleich den Zungen der Hunde, die des armen Lazarus Schwären leckten. Ebenso gibt es bei allen Menschen und auch bei den Geistlichen böse und heillose Zungen, denn schon der heil. Bernhard sagte: *nostri prælati facti sunt Pilati, nostri pastores facti sunt tonsores*, (unsre Schafhirte, Schafscheerer). Von Weibern ist es offenbar, schon der weise Salomo hat sein Glaubensbekenntnisz von ihnen abgelegt, und was schon der heil. Chrysostomus von ihnen sagt, klingt auch jetzt gar fein: „Heirathen ist sehr miszlich, sagt er, denn was ist ein Weib anders als die Feindin der Freundschaft, eine unvermeidliche Strafe, ein nothwendiges Uebel, eine natürliche Versuchung, ein wünschenswürdiges Unglück, eine häusliche Gefahr, eine immerwahrende Thränenquelle, ein Uebel der Natur mit schimmerndem Firnisz überzogen." Seneca sagt: ein Weib liebt oder haszt, es giebt kein drittes. Wenn es weint, so geht's mit Betrug um; denn zweierlei Thränen benetzen die Augen der Weiber, einige sind Zeugen ihres Schmerzes, andere

man verbrent, so brent man wol zehen frawen. Die hexin tuot nit als die heidnisch fraw thet bei dem brunnen, wan sie fragt den herren nützliche ding, die weiber fragen aber nerrische ding. Guilhelmus parrhisiensis der gibet drei vrsachen, warumb frauwen mee dan die man Hexin seind:

Propter *Levitatem*
Intelligibilitatem
Loquacitatem

Zu dem ersten vmb der leichtfertikeit willen; wan. wer da bald glaubet, der selbig ist eins leichten hertzen, vnd die frauwen seind eins krancken [1]) hertzen, sie glaubent bald, sye seind guott zuo überreden: das weysz der teuffel wol, das sie schwecher seind den die man vnnd vil ee glauben, darumb so braucht er mer die frawen darzuo den die man.

Zuo dem andern, so begreifen die frauwen bald. [2]) Wer da ist einer (46 b.) flyessenden natur, vnnd die menschen die da hond fliessende hirn, die verston vnd begreiffen ein ding bald, sie behalten aber nit lang, Das sihest du in dem wasser, wen du ein sygel in das wasser truckst; das wasser empfacht daz sygel bald, es behalt es aber nit lang, wan alsbald du daz sygel daruon thuost, so flüsset das wasser wider zesamen. Also seind die frauwen feuchter vnd fliessender natur, darumb [3]) verstont sie vnd mercken bald, darumb wen ein frau [3]) in der iugent wol ge-

---

ihres Betrugs und ihrer Verschmitztheit“ ... Die Frauen sind auf folgenden Gründen der Hexerei ergebner als die Männer: 1) wegen ihrer Leichtgläubigkeit, 2) wegen ihrer schwachen Complexion, vermöge deren sie überhaupt für Offenbarungen empfänglicher sind (also soll ihnen die Schwäche und eine höhere von Gott ertheilte Eigenschaft zugerechnet werden, 3) wegen ihrer schlupferigen Zunge, ihres Vorwitzes; zufolge dessen sie den Teufel versuchen (i. e. um Rath fragen) sich zu tief mit ihm einlassen, bis sie nicht mehr zurück können. Eine grosze Menge Laster werden dem weiblichen Geschlechte dann vorgehalten, als Zanksucht, Neid und Halsstarrigkeit (weil sie aus Adams krummer Rippe geschaffen); schon im Paradies gieng Eva mit Betrug um, und es fehlte ihr an Glauben, denn *femina* kommt von *fe* — Glaube, *minus* — weniger.“ — [1]) schwachen. — [2]) schnell. — [3]) im Text steht der Druckfehler darüb. — [4]) so schreibt Geiler selten; gewöhnlicher fraw, frauwe; in andern seiner Predigten frowe, in der Postille gewöhnlich frouwe. Hier,

rat, vnd wol gelert würde, so findet man kaum frümmer menschen; also [1]) findet man kein bösern menschenn, den [2]) frauwen, wen sie übel gelert werdenn vnd übel geraten. Aber die menschen, die hert köpff hond, die mögen kum einn ding verston vnd begreiffen; wen sie es aber begreifen, vnd was sie begreiffen, das vergessen sie gar kaum; vnd die also hert lernig sein, die hond nitt vil böser fantaseien, mit den hat der bösz geist nit gern zeschaffen.

Zuo dem driten, so mögen die frauwen übel schweigen: kurz was ein fraw weisz, das muosz herausz, es mag nitt bleiben. darumb wen der tüffel die frauwen also leret, so leret sie es ein andere frauwen, vnd die aber [3]) ein andere, vnd also für vnd für, vnd [4]) gewint er vil selen.

Die ander frag: Wie kumt es das den frauwen in den kindbethen me widerferet den zuo andern zeiten? Sy sprechen: Es ist mir in der kindbeth widerfarren. Es seind auch drei vrsachen.

Die erst ist: vmb iren willen, von irer kranckheit wegen, wan sie seind feuchtter natur, vnd besunder der zeit, so sie inligen vnd sich die natur reiniget, so haben sie böse dempff vffsteigen in den kopff, vnd müsen von notwegen vil böser gedencken vnd zuofall hon, vnd fantaseien den zuo andern zeiten, vnd bildet innen [5]) yn u. s. w., da nüt an ist; [6]) das sihestu wol der seltzamer gelüst die sie haben: Etwan so gelüst sie offen leimen zuo essen, vnnd ausz lachenn zuo trincken u. s. w., was es den ist.

Zuo dem anderen, so ist es umb ir dienst [7]) willen *(Propter famularium)*. Es dienen innen etwan leut, die nit rein seind vnd mit den zauberechten gon, vnd wen sie die kindbethen sollen gesegnen, so muosz sie es thuon mit eim blossen schwert, vnd muosz ein schwarze henn an dem betstollen hangen, an ein fuesz gebunden sein. Vnnd also mit narrenwerck gond sie umb. [8])

III, 69 gibt er auch die wortspielende Ableitung davon: „Wann einer ein fraw nimmt, so ist er zum ersten fro, darnach wirt ein wee darusz. Das fro wärt nit lenger ettwen bitz das er zu kirchen gangen ist, den selben tag, aber das wee wert xx. oder xxx. iar für und für so lang sye leben. Do von heiszt ein frow fro-wee, frowe." — [1]) aber. — [2]) denn, als. — [3]) abermals, wieder. — [4]) und also. [5]) ihnen, sich. — [6]) da nichts daran, an der Sache ist. — [7]) Dienstboten. — [8]) die Bettelmönhe in Deutschland verkauften auch früher, in dieser Absicht sogenannte Nikodemus-Brödchen, die „von

Zuo dem driten: es besuochen sie leut; bliben sie drausz, es wer besser: da kumpt das beszlin, [1]) daz mümlin [2]) u. s. w. das ist *(Propter visitationem)*. Vnd der teuffel teilt sein teil auch darzuo.

XI.

Am fontag vor mitfasten da prediget er Ob man die kind verzauberen mög mit dem gesicht.

De Fastinatione. [3])

Es ist zesagen von der zauberei die da gond von den augen vnd von dem mund. Solinus und Plinius, [4]) die schreiben wie in Africa sei ein volck, wen sye ein ding anschen und das

---

schwangern Frauen genossen, zur Geburt erfreuten.“ S. Dr. J. P. Frank, Direktor der medizin. Fakultät und sämmtlicher Spitäler der österreich. Lombardei, System einer vollständigen medizinischen Polizey; Mannheim 1788, Bd. IV, S. 635. — Im Kloster Maria Einsiedeln brauchte man Muttergotteskäpplein, dazu Zettel in französischer, romanischer und deutscher Sprache, folgenden Inhalts: „Gegenwärtige Mutter-Gottes-Käpplein seynd in der einsiedlischen Gnaden-Capell, wider allerlei Teufels-Künsten, Zaubereyen und Krankheiten, wie auch für die Gebährende geweihet, und haben das Gnadenbild berührt.“ — Der Zettel ist mit einem Siegel versehen, in der Mitte desselben steht ein Marienbild, neben diesem kniet, auf der rechten Seite, ein Mönch, auf der linken ein bewaffneter Mann. Die Umschrift lautet: *Sacrum heremi præsidium.*“ Ebend. S. 636. — [1]) Bäschen. — [2]) Mühmchen. — [3]) *de fascinatione.* — [4]) *histor. natural.* lib. 28, cap. 4. Bei den Römern hängte man den Kindern gewisse Amulette um, welche die Gestalt eines Priaps hatten, oder auch eine geschlossene Hand vorstellten, deren Daumen zwischen dem Zeige- und Mittelfinger vorgestreckt wurde; in Italien nennt man diese Bewegung noch jetzt die Feige machen, ein Ausdruck, den auch bei J. Pauli, Schimpff und Ernst, Fol. 77 b. vorkömmt. — Chrysostomus sagt: die Weiber, die Ammen und Mägde tunken ihre Finger in eine Art von Schlamm, der sich in Bädern zu Boden gesetzt hat: hierauf drücken sie jene auf die Stirne des Kindes, damit sie, wie sie es nennen, das böse Auge des

selbig loben, [1]) gleich so fängt es an ze dörren, als wen sie sehen hübschen somen *(Segetes)* vff einem acker oder ein hübsch rosz, oder einen hübschen baum, oder ein hübsch kind, vonn stund an, sobald sie es loben, so dörret es. Es seind auch frawen yn dem selben land, die haben in ietlichem aug ij augapffel, [2]) vnnd was sie ansehen, das vergifften sie mit irem gesicht. Also die Hexen auch. Wie get das zuo? Item wir sahen menschen, die mit dem gesicht sollen ein ding vergifften; alsz dick [3]) bezicht, dasz zauberer oder hexen ein kind ansehen, so sol es nimer guot (47 a.) mee thuon, vnnd dorret vnd verdyrbt. Da ist mein frag vff disz mal wie das zuogang vnd ob das zuo mag gon, das die kind sollen vergifft werden mit dem gesicht der hexen, on alle andern zuo thuon? Ich gib antwurt vnd sprich: ya, wan die glosz [4]) uber daz wort *(sancti Pauli ad galathos, o galathe, quis vos vastinavit?)*, o ir galathe, wer hat euch vergifft, das ir nit glauben daz evangelio, daz ich euch geprediget hab, spricht die glosz also: Etliche menschen seind die da feurende vnd brennende augen hond, daz sie die kind verderben, wen sie sie ansehen. Darumb so mag es sein alsz die glosz sagt. Wie ist das? Sanctus Thomas der gibt antwurt.

Zuo dem ersten sprich ich also *(Cogitatio vehemens exsiccat vapores)*, inbrünstige ding die dörren oder machen trucken feuchte in den menschen, starcke ding sugen [5]) vff vnd etwan treiben

---

Neiders entfernen. Vgl. Frank a. a. O. IV, 352. — *Frommann, de fascinatione*, 66. — J. Grimm, (böses Auge, schädlicher Blick) D. Myth. 1053 u. 1054. — [1]) Plin. *hist. nat.* lib. 7, cap. 2. — In der siebenten Ekloge, v. 27 u. 28 fordert der Hirte Thyrsis seine beiden Gefährten auf seine Stirne mit *baccar*, Haselwurz (?) zu umwinden, um den Schaden des übermäszigen Lobes von ihm abzuwenden:

Aut, si ultra placitum laudarint, baccare frontem
Cingite, ne vati noceat mala lingua futuro.

Auch Plutarch sagt im Gastmahle: „Wir kennen Menschen die durch den Anblick Kindern groszen Schaden zufügen.“ Frank IV, 351. — [2]) „Apollonides gedenkt der Hexen in *Scythia*, vnd sagt man nenne sie *Bythiæ*, vnd seien daran zu erkennen, dasz sie in jedem Augstern zwey Kindlein haben.“ Philo, *Magiolog.* 731. Diesz ist noch Volksglauben im Elsasz, wo auch der Ausdruck Kindlein für Bilder im Auge gebraucht wird. — [3]) oft — [4]) Glosse, Erklärung. — [5]) saugen. —

sie ausz *(vapores)* dempff oder feuchte, die inwendig seind: in sich selber keren mit ynnerlichen gedencken, das er sich selber schwitzen macht; daz haben wir von dem herrn Jhesu, da er an den ölberg schwitzet, da er sein leiden hinder dacht [1]) vnd in sein passion entgegen gieng, da er bluot schwitzett; was [2]) das christo, wie vil me mag das vnser eim sein! Es seind auch in vns geist oder wind, in allen sinnen, in dem aug, in dem gehör, inn der bildung, das heissen *(Spiritus vitales)*, lebendige geist, durch die selbigen wir sehen vnnd hören.

Zuo dem andern sprich ich, das semlich geist oder wind zuo der gesicht dienen vnd so vil sie subtiler seind, so vil me der mensch basz gesicht vnd scherpffer.

Zuo dem dritten sprich ich, das die geist oder die subtilen wint ausz den augen gond zuo einer zymlichen weitte, vnd doch von einem menschen weiter den von den andern vnnd vergleich; lasz sein [3]), das sie vonn nir auszgiengen bisz an die wand, von einem andern mögen sie noch weiter gon. *(Loquimur hic de illis vaporibus et spiritibus non denisione qua nos videmus extra mittendo, sed intus recipiendo).*

Zuo dem fyerden sprich ich, daz du clerlich sihest an einer frauwen, die vngeschickt ist, kranck von ir selber; wenn die in ein nüwen spygel sicht, so würdt der spygel vermasset [4]) von iren augen, wan die dempff vnnd die feuchte vonn den augen ausz gond vnd den spygel verflecken.

Zuo dem fünfften sprich ich, daz es wol mag sein, das ein Hexin mit irem gesicht ander leut mag vergifften, wan es ist müglich: wan warumb, wen eine in dem leichnam also verwüst ist, vnd vnderwürflich [5]) semlicher grossen sündenn vnd schwere lastern, das sie vil seltzamer einbildung, gedencken vnd fantaseyen hab, vnd semlich einbildung zeugt, vnd erkent man allermeist in dem aug, vnd semliche geist, wie gesagt ist, die in den augen seind, sel[illegible] vergifft, wen ein semlich person ander leut ansicht: so stot es w[illegible] daruff daz der selb der also geschen würt, daz er vergifft würt.

Zuo dem sechszten sprich ich, das die iungen kind als die nüwen spyegel allermeist geschickt seind semliche vermaszung [6])

[1]) überdachte. — [2]) war: geschah. — [3]) setze den Fall. — [4]) befleckt — [5]) unterworfen. — [6]) Befleckung —

zuo emphahen, vnd darumb, so mag es natürlich zuo gon, das ein kind sol allein von dem ansehen einer Hexynn vergift werden, daz nymmer guot thuot vnd also sol sterben.

Zuo dem sybenden sprich ich vnstür [1]) sol auch dazuo thuon, daz es ein fürgang hab (47 b.).

Dye ander frag.

Du fragest: warum muos man die heilickeit zuo der zauberey brauchen, als ein faden zeucht man etwan durch chrisam ee man mit zaubert u. s. w.; ein wechszin bild, daz muosz man vff den altar legen vnnd muosz man so vil messen darüber lesen, ee mann es brauchț; was bedarff es der heiligkeit? Ich sprich: das ist ausz dreyelei vrsachen willen.

Zuo dem ersten vmb sein selbs willen,
Zuo dem andern vmb des zauberers willen,
Zuo dem dritten vmb der einfalt anderen menschen willen.

. . . . Zuo dem ersten fragestu: warum brucht man die ding allermeist in den heiligen zeiten, als fronfasten vor weinachten? Ich sprich: daz er [2]) es thuot darumb daz des zaubrers sünd dester grösser sei; wan, waz man an den heiligen zeiten vnrechts thuot, ist schwerer sünd den in andern zeiten . . .

Zuo dem andern sprich ich: semliche ding vor weihenachten thuon, daz ist von heiden hie [3]); wir haben vil von heiden. Etliche ding hat die cristenheit ab gethon. Die heiden hetten ein got, den nanten sie den Jenner, ianus, vnd sprachen er wer ein got des iars vnd malten in vngleich: etlich malten in als ein man vnd gaben im in ein hand ein glasz mit wein, in die ander hand ein beckin. [4]) Andern malten in anders vnd machten im ij antlit, daz ein nach fornen, daz ander hinden; daz er sehe in daz zuokünftig iar vnd in daz vergangen iar, dem gaben sie zuo Januario, den monat, vnd den got ereten sie, als wir den nüwen Jars tag eren die beschneidunge des herren, vnd erten in mit mancherlei: etlich mit tantzen vnd springen, andere mit stechen, andere mit danreisz in die stuben legen, andere mit fechten, andere das sie einander schicken lebkuochen, wein u. s. w., was es dan waz. Vff die zeiten die kirch daz ab gethan, so haben es aber die bö-

[1]) unstür, unstiure, Unordnung. — [2]) der Teufel. — [3]) hier, da; übrig. — [4]) Becken.

sen menschen gespart bysz zuo der fastnacht, so sie vnsinnig seind, in butzen cleiden [1] lauffen, daz ist als von heiden hie (48 a.) ....

XII.

Am fontag Letare zuo mitfasten, figur des Euangeliums, vnd prediget der Doctor, Wan ein mensch verzaubert ist wie es sich halten soll.

.... Wen man dir wil etwas anthuon, so du verzauberet bist, so luog, das es deren sybnen keins an im hab. Es sol sein:

Non prohibitum	Nit verbotten
Non scandalosum	Nit geergert
Non inordinatum	Geordnet mög sein in got
Non diabolicum	Nit teuffels nomen
Non falsum	Nit erlogen
Non vanum	Nit üppig
Non exspectatum	Nit von den eltern gehört

Zuo dem ersten, so sol es nit verbotten sein, weder von got noch von der kirchen, das man dir wil anthuon...

Zuo dem andern, so sol es nit sein ergerlich...

Zuo dem driten, was man dir an wil thuon, daz es geordnet mög werden in die eer gotes, wan als vnser thuon vnd lon [2] und mögen [3], so sol in gotes ere vnd glory gericht werden. Darum den rechten schuoh zum ersten anlegen, [4] kan in gotes ere nicht gericht werden, oder den lincken zuo dem andern mal anlegen. Item, wen du aus dem haus gast vnd eben

---

[1]) Vermummungen. — [2]) Thun und Lassen. — [3]) Wollen — [4]) schon römischer Aberglauben: Als Kaiser Augustus in Folge der Empörung seines Heeres, beinahe das Leben eingebüszt hatte, sagte er, er habe, aus Versehn, den linken Schuh vor dem rechten angelegt. —

vff die schwell tritest vnd nit darüber vszhin. [1]) Item, wen einem ein hasz [2]) über denn weg laufft; das ist gar vnglöblich.

Zuo dem fierden, so sol es nit teuffelisch sein, als seltzsamen namen oder seltzame figuren, die du nit kenest oder verstost. Du solt kein figur zuo lassen, denn die figur des creutzs, darumb, wenn man kumpt vnd wil dich segnen, braucht man etwas anders den das du verstost, vnbekant namen seind es, teuffels namen, so lasz es nit über dich sprechen.

Zuo dem fünften, so sól es nit falsch sein, also das lügen darin begriffen weren vnd vnwarheiten.

Zuo dem sechszten, es sol kein üppigkeit vff im tragen noch leichtfertikeit.

Nun zuo dem sybenden, sol es gewartet [3]) sein: Du würst gesunt werden, vnnd ich hab es von meiner groszmuotter gehört, wan man das thuot, so würt man also bald gesunt. Also werden die iungen leut in der iugent verderbt. So solt du allein deine hoffnung in got setzen, daz er dir die gesuntheit gebe, wan er wöll, vnd solt nicht hoffen, weder in geschrifft, noch in wort, noch niendert ein [4]) (49 a.)

Man sol nit hoffen weder

In modum	In die weisz
In numerum	In zal
In materiam	In matery
In tempus	In zeit nit
In locum	In stat
In situm	In sitzen oder sten
In mediam noctem [5])	Gegen mitternacht

Zuo dem ersten, so sollen ir nicht hoffen in die weisz: es muosz eben also sein, also ston, also sprechen; wen man yn dem segen stamlet, so wer es nichtt me, es muosz bald [6]), on stamlen gesagt sein, oder man muosz es heimlich in ein or rau-

[1]) hinaus. — [2]) Hase: „*leporis timebis occursum*“ sagt Johannes Sarisberiensis (*de nugis curial.* I, 13); Grimm, Myth. 1074, 1077, 1079, 1080. — [3]) bewährt, probat. — [4]) in sonst etwas. — [5]) Im Text ist irrthumlich „*In situm*“ wiederholt. — [6]) schnell. —

nen. Daz ist falsch, vnd narten [1]) ein weintropff [2]); wen, wan man den holet on überschröwen [3]); das ist ein kostlich ding; wan man es aber beschreit, so sol es nüt mer [4]); als wan mann es wolt holen in einem keller, vnd man sprech [5]): was wilt du da thuon? u. s. w. Das ist die weisz, die sol man nit hoffen.

Zuo dem zweiten, so sol man nicht hoffen in die zal, es muosz grad so viel sein, vnd nit mer, so vil wort; es muosz geraunet sein.

Zuo dem dritten, so hoff nicht in die stat: [6]); Wen du wilt etwas thuon, so muost du in den keller gen, oder auff hin, [7]) vnder das dach oder an ein wegscheid.

Nun zuo dem fierden, so solt du nicht hoffen in die matery: es muosz eben geschrieben sein mit federmüsz [8]) bluot, oder mit gold oder silber, das ist *(Materia exequa)*, jetzund *(Materia inqua)*, es muosz eben megt pergamen [9]) sein *(Virgineum)*.

Zuo dem fünfften, so hoff ich nicht in dye zeit: Eysenkraut [10]) *(Verbena)*, das muosz man graben an dem morgen, vor der sonnen auffgang, mit gold.

Zuo dem sechszten, so muosz man da eben ston, vnnd nicht knüwen, [11]) oder knüwen vnd nicht ston.

Zuo dem siebenden, so muosz man beten gegen mitternacht, vnd sonst, so solt es nüt. .... (49 b.).

---

[1]) ein Gefasz; kleiner Kübel zum Auffassen des aus dem Hahn abtropfenden Weins; auch bei Könighoven, elsäss. Chron. 822. — [2]) Der Satz bietet wahrscheinlich eine zu Geilers Zeit übliche sprichwörtlich gewordene Scherzrede. — [3]) unbeschrieen. — [4]) so hat es keine Kraft mehr. — [5]) spräche. — [6]) Stätte; Ort. — [7]) hinauf — [8]) Fledermaus, ein zum Hexen und Zaubern viel gebrauchtes Thier. — [9]) Mädchen-, Jungfrauen-Pergament, „also genent weil es ausz der haut eines newgebornen, vor empfangenem Heiligen Tauf gestorbenen Kinds, gemachet wird, mit sonderbaren Ceremonien zubereitet, vnd mit gwüssen Zeichen, Worten vnd Namen über schrieben, ist bei vielen frömbder Personen Lieb gegen sich zu erwecken sehr üblich." Philo Magiolog. S. 952. — [10]) schon den Römern als Zauberkraut bekannt; wurde auch in die Johannisfeüer geworfen. Im elsässischen Kochersberge heiszt es Iseskraut. — [11]) knieen. —

XIII.

An dem Montag nach mitfasten, Figur des Ewangeliums, vnnd predigt der Doctor Keisersperg Wie die alten weiber ettwan das vih segnen.

... Die menschen vnd die thier segnen hat ein guoten anfang, aber ein bösen auszgang gewunnen. Es hat sein anfang von den seligen Aposteln, zuo denen der herre sprach: In meinem namen werdenn euch die bösen geist vnderthenig sein. Er sprach auch zuo innen *(Si quid petierit)*, ist es sach das [1]) ir etwas begeren in meinem nomen, so wurt es euch geben; vnd daz haben sie gethon. Wan eim ein thier kranck oder ein guot fründt syech waz, so beruefften sie in; so bettetent sie ob innen, vnnd huoben ire hertzen, syn, [2]) vnd gemüt vff zuo got, vnd legeten ire hend auff die siechen, vnd wurden gesunt. Daz haben die aposteln gethon, vnd ist hindennoch also zuo eim misszbrauch kummen, dasz bösz leut, vnnd allermeist durch das freuwelich geschlecht, [3]) die haben angefangen vich vnd leut segnen mit guoten worten vnd seltzam wort darunder gemischt, vnnd anderer ding warnemen, [4]) als die weisz, der stat, der zal u. s. w. Sie brauchen seltzame ding vnnd seltzame segen: „Es giengen drey brüder über feld“ [5]) u. s. w. da spricht ein lerer, das es noch

[1]) ist es der Fall dasz; wenn. — [2]) Sinne. — [3]) Frauengeschlecht. — [4]) das Wahrnehmen; die Beobachtung. — [5]) Anfangsworte einer Segens- oder Beschwörungsformel, die auch J. Grimm, Myth. 1196 anführt; er bemerkt dabei, dasz die Zahl von dreien Wesen, in solcherlei Sprüchen, am liebsten gebraucht werde; z. B. „Schauen drei Marien aus“; — „Es steigen drei Jungfern vom Himmel zur Erden“; (drei Nornen, Feen).“ Auch sonst kommt die Dreizahl gerne in Sagen vor: „Es gieng ein Mann zacker Auf einen rothen Acker, Da zog er drei Furch, Da fieng er drei Wären“ — „Auf unsers Herrn Jesu Grab, Da wachsen drei Rosen.“ — Um Zauberworte unschädlich zu machen, spukten die Römer dreimal in ihren Busen, Juvenal, Satyr. VII, v. 112. Dasselbe thaten die Griechen, Theokrit. VI. 39; XXI. 11. —

nit vnrecht wer. wann frumme ereuleut, als priester, oder doch [1]) Leyen, also ob den siechen betteten vnnd gesuntheit von got begerten; es wer dan sach, daz ander da weren, die semlichs auch darnach wolten thuon, vnd das bösz vnder das guot vermischten.

XIV.

Am zynstag nach mitfast sagt der Doctor Wie man zauber nit mit zauber vertreiben sol.

Du hast gehört, wie man zauber nit mitt zauber vertreiben sol, vnd was man nit thuon sol; daz dan ein mensch thuon sol, wan er siech ist von zauber, sol nit wider (50 a.) cristenlich ordenung sein u. s. w. Nun ist das zuo vil in der gemein [2]) geret, wir müssen auf die sunderheit gon. So wüsz, daz sechsz oder syben stück georduet seind, die man brauchen sol wider den zauber; zwey wil ich hüte sagen; Penitentz, Sacramentliche ding: geweihet Salz, Geweiht Kerzen, Palmen, Osterfeuer, Heiltum. [3])

Nun ist daz erst daz du bruchen solt, so du kranck vnd verzaubret bist, das ist (Penitentia) Buszfertigkeit. Du solt dich reinigen durch beichtt, rüw, [4]) vnd genuog thuon, Bethen, Fasten, Wachen, Almuosen geben u. s. w. . . .

Nun kommen Beispiele aus der heiligen Schrift.

Das ander das man brauchen sol wider zauberei, das seind die sacramentliche ding, als da seind: weiwasser, geweicht Lichter, Palmen, kreuter. Jetz so wil ich dir von dem weiwasser sagen, vnd hab es gesetzt vff ein septen. [5])

---

[1]) auch. — [2]) im Allgemeinen. — [3]) Reliquiem. — [4]) Reue. — [5]) Auf ein septen oder septem setzen, nennt Geiler eine Zerlegung in sieben Hauptpunkte, seine Lieblingseintheilung, die beinahe in allen Predigten wiederkehrt; da sieben, wie er selbst in der Postille sagt, „eine werthe wunderbarliche Zahl“ ist; vgl. 35; 49; Narrensch. 178; Himmelf. Mar. 7; 17; — auch Wimpheling (*Defensio Germ. contra Th. Murner, Argent.* 1502, p. I.), der oft Geilers Zuhörer

Zuo dem ersten sprich ich, daz der bösz geist gewalt über vns hat vmb der sünd willen, vmb der erbsünd vnd vmb der sünd willen, die ein mensch selber thuot (50 b.) vnd nit allein hat er gewalt über vns, auch über alles daz zuo vnserm leib gehört, als da seind vnsere cleider, essen vnd trincken, hausz vnd gemach u. s. w. Das es aber also sei, so nim zuo eim zeichen: Wan man etwas wil weihen vnd got dem herren wil zuo schremmen [1]), so treibt man zuo dem ersten den bösen geist daruon; als wan man wil ein kirchen weihen, das wasser, ein kind tauffen: so beschweret man vor [2]) den bösen geist daruon; darumb das man dem kind thuot vor der kirchen, das ir heissen einsegnen, ee daz man es taufft, ist nüt anders, dan das man den bösen geist vertreibt. Darumb so solt man mer fleysz haben zuo dem weihwasser, denn man hat. In euwern hüszern haben ir geweicht wasser; ir sprechen weinwasser; es heisset nit weinwasser, es heisset geweiht wasser. Aber in den hüsern, da sein die geweichte kesselin erlecht [3]), aber die weinkessel, die erlechen nit. Vnd also sol man den bösen geist von vns selber vertreiben, vnd von allem das vns zuo gehört. Mit dem wasser vertriben hat sant Thomas in quarto. [4])

Zuo dem andern sprich ich, dasz der bösz geist vnderstot dich zuo beschedigen an deiner sele, an deinem leib, am guot.... Gar vil me das wasser daz gemischt mit dem geweichten saltz, nimpt die sünd hin (51 a.).

.....

Zuo dem fyrden sprich ich, dasz die Sacrament, als weichwasser, vnnd dergleich, (sol ich sie sacrament nennen?) habent nit ir krafft von ir auffsetzunge [5]), als die gewaren sacrament, aber nach andacht des, der sie empfacht... Das wasser wirckt

---

war, bezeugt: „*septem articulis utitur frequenter Keisersbergius in sermone.*“ Irrig ist demnach von Ammons Behauptung (Leben, Lehren und Predigten G. v. K., S. 108.), dasz Geilers gewöhnliche Eintheilungsweise in drei Hauptpunkte sei. Er macht sich sogar über dieselbe, als einer gemeinen, lustig, in drei Marien Salbung, 59. — [1]) bestimmen, zuordnen, zuweisen. In der Postille, II, 67 steht schrampen; vgl. ebend. 11, 80; u. Paradiesz der Seel. 133. — [2]) zuvor. — [3]) ausgetrocknet. — [4]) im vierten Buche. — [5]) Einsetzung. —

nicht das du uber dich besprengt, aber die andacht vnd die meinung die du hast, vnnd der glaub in dem du das wasser nimmest. So wirckt es auch nit allein in deinem glauben, da hilfft auch der glaub der gantzen cristenheit vnd der heiligen vetter, [1]) die das geweicht wasser auff haben gesetzt. Das ist die meinung (Petri de Palude).

Zuo dem fünfften sprich ist, das recht ist gethon, das die menschen das weihwasser brauchen und besprengen ir hausz vnd hoff, yr cleider, ire speisz vnd tranck, kammern und beth u. s. w. Daz magest du darausz nemmen, das der priester ym kor an dem sontag, so er das weihwasser gibt, vor der mesz, so würfft er zuo dem ersten vff den Fronaltar, an die bild, an das sacrament; hausz [2]) vff den letner, [3]) vnd an alle wend, daz gespenst vnd den bösen geist zu vertreiben, das der priester nit gehindert werd daruon in seiner andacht. Thuot man daz in der kirchen, warumb woltest dan du es nit mögen thuon in deinem hausz, den teuffel zuo vertreiben?

Zuo dem sechszten sprich ich, das man die leut nit sol darumb strafen, die da kranck seind vnd ire bresten [4]) besprengen mit dem wichwasser, sich selber vnd die iren, yr fych [5]), stal, vnd alle ort im hausz. Das magst du wol thuonn; doch die weil kein vffsatz [6]) da ist, das du es nit müsest thuon, ann dem morgen vor der sonnen aufgang, vnnd es muosz eben des wassers sein, das der priester in seinem kessel hatt vnd kein anders, vnd dein hoffnung solt du nit in das wasser setzen, aber in got den herren, vnnd darnach in das wasser, als in daz, über das der nam gots des herren ist angerüfft worden.

Zuo dem sybenden vnd zuo dem letsten sprich ich, das man die menschen auch nit verachten sol die es nit thuon. Als wan ein Mensch daz weihwasser so hoch achtet, darumb das der nam gotes darüber angerüfft ist, vnnd meint das fych, der stal, wer ein schnöde [7]) stat, vnd man solt vmb der eer gots das

---

[1]) Väter. — [2]) drauszen, nämlich auszerhalb des Chores; im Schiff der Kirche. — [3]) Emporkirche. — [4]) eigentlich Mangel, Krankheit; hier krankhafte Theile des Körpers. — [5]) Vieh. — [6]) Grund, Ursache. — [7]) schlecht, unwürdig; im Paradies der Seel, 39, kömmt auch das Hauptwort Schnödigkeit vor.

weihwasser nit dahin werffen, vnd mit dem Centurio sprechen: Ich bin nit wirdig das zu dahin kummest. Das wer nicht vnrecht vnnd stünde daruff, das der mensch vmbe semliche demuot willen als vil erwürbe, als der, der da vil weihwasser hyn vnd her würffe. Also haben ir das. (51 b.)

XV.

An dem Mitwoch nach mittfaſt.

(Fortsetzung des Vorigen).

Holzschnitt. Ein Mönch steht vor einer geöffneten Hausthüre und nimmt mit dem Sprengwedel Wasser aus dem Weihkessel, um das Haus damit zu besprengen. Hinter ihm stehn eine Magistratsperson, mit entblöstem Haupte, eine Edeldame und ein Ritter.

Drü ding seindt auszgerichtet [1]), die die heilige kirch bruchet wider die zauberey: Penitentz, das geweicht wasser, das geweicht saltz.

Das fierd ist die kertzen, die man an der liechtmesz weicht vnd brucht; wan der segen über die kertzen, der gat gerad darauff. Es wer lang zuo erzelenn wye der pryester Gott bittet, dasz er die menschen woll erleuchten, die die kertzen tragen u. s. w. Darumb ist es recht gethon das man kindbetterin sol segnen mit den kertzen, vnnd sie und das gantz hausz beleuchtet mit den kertzen; vnnd so sol man hie straffen die hoffertigen, die sich beschamen [2]) kertzen zetragen an der liechtmesz,

Diese ding seind alle recht zebrauchen, doch das man nüt falsches darunder vermische, wie du zuo dem nechsten hortest.

[1]) besprochen, abgehandelt, in der vorhergehenden Predigt. — [2]) schämen.

Das fünft ist die Palmen, dye man an dem Palmtag weyhen würt, denn [1]) sol man auch brauchen wider den böszen geyste, wan der segen darüber gat daruff. [2]) Item der priester bittet: auch darynn was vns gott sei, vnnd überwyndunge geben wöll wyder den böszen geist, durch die Palmen. Wann die alten hetten das, wann einer überwand, so gab man im ein Palmen ast in sein hand, wan man in ynfüret. [3]) Darumb so sol man die palmen die geweiht seind eerlich halten, in den hüszern vf stecken [4]) vnd ist recht (52 b.) das man sie brent wan es wyttert [5]) oder hagelt vnd dunneret. Darnach seind blumen oder kraut, das man weyhet an unser frawentag, der himmelfart; an etlichen orten an sant Peters tag. Die bluomen mag man geben zessen fych vnd leuten für fulen [6]) inwendig: wan der segen gat daruff, vnd ist nit vnrecht das du daz vnd ander geweicht ding bruchst, so die heilig kyrch die die ding brauchet. Wan die heilig kirch würt geregiert on mitel [7]) von got dem heiligen geist, vnd der priester der weicht die ding alle in person der gantzen cristenheit, vnd bittet auch in der person der christenheit über die menschen vnd für sie, die die ding bruchen. Nun ist es nit glaublich, das semlich gebet von got dem herren nit erhört werd vnd vmbsunst sei.

Du fragest: sol ich geweichte bluomen vnd kraut dem fych geben zuo gesundheit: warum gibt man nicht die binlin [8]) von dem Osterlamb den hunden, das gesegnet ist? man spricht sie werden vnsynnig. Oder sol man sie inen geben? Wan es lang stot, so würt es vnlustig. Ich wil vff der hund seiten sein, vnd sprich, das man sie inen wol geben mag, es schadet nüt: sie trincken dick geweicht wasser, vnd schadet in [9]) nüt. *(Est differencia inter sanctificationem et sanctificatum).* Es ist ein vnderscheid zwischen dem das der priester weicht vnd geweichtes gibt; was von des

---

[1]) deren, diese. — [2]) der Sinn ist: weil der über sie gesprochene Segen auf sie (die Palmen) übergeht. — [3]) in die Stadt führet, geleitet. — [4]) Im Frühlinge besteckten die Römer Fenster und Thüren mit Zweigen von Weiszdorn und Wegdorn, *rhamus*, um Zaubereien von ihren Häusern abzuwenden, *Dioscorid.* I, 119. Aus demselben Grunde hielten sie im Säulengange des Vorhauses Erdscheibe *cyclamen*, und Stechpalmen, *Plin. hist. nat.* XXVIII, 8. — [5]) wettert, gewittert, stürmt. — [6]) Fäule. — [7]) unmittelbar. — [8]) Druckfehler; l. Beinlein. — [9]) ihnen. —

priesters handt empfangen würt vnd heilig ist, das sol man nit den hunden geben vnd den thieren; aber daz ander daz er geweicht hat, mag man wol thun.

Zuo dem sechszten so weicht man auch das feuer an dem Osterabent [1]; das ist auch ze gebrauchen in den heuseren, wan der segen daruff gat. Aber der segen, der über den Osterstok [2] gat, hat ein andere meinung [3]; darumb falten [4] die, die kertzen vsz dem osterstok machen wolten vnd in iren heuseren brennen für gespenst: wan der segen des osterstoks gat nit vff die ding; er hat ein andere meinung.

Zuo dem sybenden, so weihet man heiltum von den lieben heiligen vnd tregt daz bei im [5] für gespenst; es sein gebein oder cleidung, oder was es dan ist, das iren leib angerürt hat, das eeren die menschen vnd tragen es bei inen [6] zuo der eer gotes vnd der lieben heiligen. Darumb, wa das ist, da flücht der teuffel, vnd bleibt nit da; wan er ist ein feind der eeren gots vnd dem heil der selen; darumb, da sie gesuocht werden vnd er sie nit kan hindern, da bleibt er nit, er fleucht daruon. Darumb so ist es recht gethon, das man heiltum anrürt, vnd bei ihm tregt, vnd gesuntheit von im suochet. Also seint vil gesunt worden, die die greber gesuocht haben der lieben heiligen.

Nym die exempel nach einander, das durch heiltum vil zeichen geschehen sind.

Zuo dem ersten, die fraw im Ewangelio, die xii iar kranck von ir selbst gewesen waz, die gedacht rürtestu an den saum ann seim rock, du würdest gesunt; das geschach. Nit das der rock

---

[1]) Ursprünglich, so wie die Fastnachts-, Johannis- und Weihnachtsfeuer, heidnisch, und der Göttin Ostara geweiht. J. Grimm, Myth. 582 sagt: „Für diese *ignes paschales* kenne ich kein Zeugnisz über das 16. Jahrhundert hinauf: sie müssen aber weit älter sein, schon des Gegensatzes zu den Johannisfeuern halber.“ Hier hätten wir nun ein solches Zeugnisz; denn unsere Predigten wurden im Jahr 1508 gehalten, und Geiler erwähnt der Osterfeuer nicht als eines neuen, sondern als eines seinen Zuhörern längst bekannten, altherkömmlichen Gebrauchs. — [2]) sonst auch Osterlicht, Osterkerze, *cereus paschalis;* vergl. *Scherz-Oberlin, Gloss. p. 1173,* wo aber in der aus Königshoven gezogenen Stelle 174 statt 374 zu lesen ist. — [3]) Bedeutung. — [4]) Druckfehler für falten, fehleten, würden fehlen. [5]) u. [6]) sich.

an im selber so heilig wer, aber das er dem herren sein leib berürt het, vnd was heiltum.

Zuo dem andern. sant Peter, der schickt sein stab herausz [1]); da man in legt vff sanctum Maternum [2]); da ward er wider lebendig; er waz heiltumb, vnd (er) het in angerürt vnd in seinen henden getragen.

Zuo dem dritten, von sant Paulo lesen wir, wie grosse zeichen sein geschehen *(Per semichucia)* [3]), durch die schürtz, als die zymmerleut schürtz vor ihnen tragen. Mit dem schurtz den sant Paulus truog, wan er ist ein hantwerks man gewesen, sein grosse wunder verbracht, lysz *Actuum xix. c.* [4]) (52 b.).

---

[1]) aus Rom. — [2]) die Legende macht aus St. Maternus und seinen beiden Begleitern St. Eucharius und St. Valerius, unmittelbare Jünger Petri und Apostel des Elsasses. Nach den Supplementen, welche Schilter seiner Ausgabe von Königshovens Chronik, nach dem Codex Konrads von Dunzenheim, beigefügt hat, soll Maternus sogar der Sohn der Wittwe von Nain gewesen sein: „dirre (dieser) sant Materne was der witwen sun, den unser Here erkickete (erweckte) von dem dode..... Also wart sant Materne erckicket einmal von Got selber, das ander mol mit sant Peters stab." S. 431; vgl. 269. Er soll im Dorfe Ell, bei Benfelden zuerst begraben gewesen sein, und zuletzt als Bischof der Städte Trier, Köln und Tungern gestorben sein. Der gelehrte und einsichtsvolle Geschichtschreiber, Abbé Grandidier, *Dissertat. sur l'apostolat de St Materne en Alsace*, beweist jedoch, dasz dieser Maternus nicht dem ersten, sondern dem vierten Jahrhundert angehöre. Auch Pf Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses sagt: „das Leben des Ersten (Maternus) ist nicht bis auf uns gekommen; denn was die Legendenschreiber des 10ten Jahrh. von ihm gemeldet haben verdient keinen Glauben" S. 262. Vergl. meine Sagen des Elsasses S. 132—137. Bei den alten Römern wurde auch der Stab, dessen Romulus sich als Augur bediente, heilig gehalten und demselben Wunder zugeschrieben; als der Tempel in welchem er aufbewahrt wurde, ganz abbrannte, blieb jener unversehrt in der gluhenden Asche: *Possunt et illa miraculorum loco poni, quod deusto sacrario Saliorum, nihil in eo præter lituum Romuli integrum repertum est. Val. Max.* VIII, 10; vgl. *Cicero, de divin.* I, 17. — [3]) soll wohl heiszen *semicinctium*, was aber nicht Schurz, sondern einen engen Leibgürtel bedeutet. — [4]) Apostelgesch. Kap. 19. kömmt nichts von Pauli Schurze vor. Der Prediger hatte jedoch die Verse 11 und 12 im Sinn, welche nachzulesen.

Zuo dem fierden, sant Jacob mit der muschell, der hat gesunt gemacht vnd die teuffel vertrieben mit einem wüschtuoch oder Schweisztuoch; lysz die legend.

Zuo dem fünfften, sant Martin hat grosse wunder gethon mit dem das sein leib hat angerürt.

Zuo dem sechszten, die heiden namen den schleier von sant Agatha, vnd lieffen gegen den feurenden berck, [1]) vnd behütent die stat vor dem feuer.

Zuo dem sybenden, die epistel die der her dem künig Abagaro schickt, seind vil gesunt worden.

Zuo dem achtend, in sant Andreas leben lesen wir von einem alten man, der vnkeusch daz ewangelium im buosem het, vnd die fraw sahe ein guotliche liecht ob im; vnd des dings ist vil. Darumb so ist es nit vnrecht gethon, wan es brint, das man mit dem sacrament vmb das feur gat, got anrüffet vnd in eret in den dingen über die sein heiligen namen angerüfft, vnd die ding die die heiligen an inen getragen haben.

Du sihest wol, wan einer ein grossen herren lieb hat vnd im dienet, vnd er thuot ihm vil guots, so eret er nit allein den herren selber, er eret auch seine cleider, seine diener, vnd alles was dem herren zuo gehöret; ya des herren hund: Du thuost des herren hund mee eren an, dann einem andern hund. Also ist es mit got auch vnd seinen lieben heiligen vnd mit irem heiltum: was die heiligen angerürt haben, oder von irem leib ist, sollen wir glauben daz got vns durch die selben ding me zehilff kum, dann on die ding.

---

[1]) Der Aetna. Agatha (gest. 251) war eine heidnische Jungfrau aus Catanea in Sicilien, die schon im zehnten Jahre zum Christenthum bekehrt war. Unter der Christenverfolgung des Decius wurde sie auf glühende Kohlen gelegt, und weil während dem ein Erdbeben entstund, so miszbilligte das Volk die Marter; man muszte sie wieder ins Gefängnisz zurückbringen, wo sie ihren Geist aufgab. Ihr Leichnam wurde einbalsamirt, 1040 nach Konstantinopel und 1226 wieder nach Catanea gebracht. Man rühmt ihr nach, dasz sie den Ausbruch des Aetnas oftmals verhindert, Hungersnoth abgewehrt und den Untergang der Stadt abgewendet habe. Auch die *Bona* (ἀγαθή) *Dea, Ceres Catinensis*, wehrte bei den heidnischen Römern Hungersnoth und Ausbrüche des Aetnas ab. Vgl. Nork, Festkalender Stuttg. 1847. S. 154—156.

Darumb so sihest du das manich ding, das von im selber, von seiner natur, ein ding nit vermag, wan es in des heiligen eer geweiht würt, oder sein heiltum berürt, so hilft es.

Nym das Exempel:

Item brauch das wasser sancti Anthony für das feuer an einem glid, vnd hilft das wasser vonn im selber nit, aber das man sant Anthonius heilthum yn das wasser hat gestossen.

Item sant Gundbrecht wasser brauchen die, die von wütenden hunden gebissen sein.

Item sant Peters wasser braucht man wider das kalt. [1])

Item sant Agatha brod wider feuer.

Item wan eim im halsz wee ist, so bint er vmb sein halsz vnd kelen ein geweicht liecht in der eer santi Blasy.

Item sant Valentin wasser ist guot für fallenden siechtagen. [2])

Also mag man die ding wol thuon vnd brauchen ausz einem guoten cristenlichen glauben zuo dem lob gots, doch daz der vffsatz keiner da sein, wie vormales du zuom nechsten hortest.

XVI.

Am dunrstag nach mitfasten da prediget er Wie es kampt daz daz weihwasser zuo zeiten nit hilfft wider zaubrey.

Man musz zwischen Sacramenta, nemlich den sieben „von got vffgesatzten“ Sacramenten und Sacramentalia, z. B. Priestersalbung, Königssalbung, Aepte-, Bischofsweihe, Kirchenweihe, Altarweihe u. s. w., wohl unterscheiden; die ersten fehlen nie; die letztern, worunter auch der Gebrauch geweihter Dinge: des Weihwassers, der Palmen, der Kerzen begriffen sind, können oft ihre Wirkung und Kraft verfehlen:

Daz (Sacramentalia), die andern geweichten ding, von denen du gehöret hast, als da ist weichwasser, Saltz, Palmen u. s. w.

---

[1]) sonst auch Kaltweh, das kalte Fieber, Frieren. — [2]) fallende Sucht; dagegen wird noch jetzt nach der St. Veitskapelle, bei Zabern, gewallfahrtet, wie schon weiter oben bemerkt worden.

nicht alwegen krafft haben, wan Got keinen pact mit inen gemacht hat, vnd das sie nit alwegen helffen, da ist etwann der schuldig an [1]), der sie gemacht hat, etwann der, der sie dar reicht. Darumb so kumt es dick [2]), das einer sol ein teuffel beschweren, vnd sol ein teuffel ausz werffen, der selb hat me teuffel bei im, dan der den er beschwert. Wie kan nun ein teuffel den andern ausz treiben vnd ausz werffen. (53 b.)...

Das semlich sacramentlich ding nit helffen vnd nit ir wirckung haben, darumb daz daz selbig nit not ist *(Iste effectus non est necessarius, non utilis, non dignus)*; daz werck ist nit not, es ist nit nützlich vnd er ist sein nit wirdig, dem das guot solt widerfaren.

Zuo dem ersten, so ist es nit not, das das werck geschehe den glauben zuo bestetigen, wann der glaub ietzt genuogsam bestetigt ist vnd nicht wunderwerck bedarff: als ein meyeron [2]), die weil er nüw gesetzt ist, so bedarff er das man in bespreng mit wasser bisz er gewurtzelt; wan er gewurtzelt, so bedarf er sein nit me. Also da der glaub new waz vnd erst gepflantzt, da was nott das in got besprengt mit wunderzeichen. Ietzt, so er erstarckt ist, so bedarf er sein nit me. Auch so sollen wir im glauben verdienen, vnd darumb so ist vnser verdienen gar viel grösser, weder wan wir zeichen vnd wunderwerck sehen.

Zuo dem andern, so ist das werck den nit nützlich; dem es sol widerfaren; dir fallt zuo armuot, kranckheit, schand, was es dan ist. Der teuffel fatzet dich vnd ficht dich an, vnd das ist nutz vnd guot, vnd verdienst in den dingen, vnd got hat dir daz zuo gefügt, er weisz warumb er der geisz den schwantz nit hat lassen wachszen. Chrisostomus schreibt ein schön Epistel zuo eim münch, den der teuffel fatzet, vnd tröst in, vnnd lert in gedult, vnd sagt im das er darin verdient.

Zuo dem dritten, so ist der dem das guot werck widerfaren solt, sein nit wirdig; warumb er hat nit ein rechten glauben vnd hat got nit lieb, vnd hat kein fleisz zuo götlichen geboten ist vnbarmhertzig. Wie kan nun got den erhören, so er zuo im schreyt, der sein oren beschlossen vnd gots gebot nit hören wil,

---

[1]) daran — [2]) so geschieht es oft. —

vnd so arme leut schreyen zuo im, so hört er sie nit: wan er nun zuo got schreyet, so beschleuszt got sein oren vnd hört in auch nit.....

XVII.

An dem freitag nach mitfasten da prediget der Doctor Keyserspeerg Wie das die Hexen Milch aus einem Axthelm [1] melken.

Holzschnitt. Rechts im Vordergrunde, vor einer Hausthüre prasselt ein gewaltiges Feuer aus einem Kessel oder Topfe empor und schlägt an einen Pfosten an; in diesen Pfosten hat eine vor einem Kübel kniende Hexe eine Axt geschlagen aus dessen Stiele oder Helm sie Milch zieht, zur grosen Freude und Verwunderung zweier neben ihr stehenden Weiber. Links, im Hintergrunde, steht eine Kirche, nebst einem Hause, bei welchem eine ganz abgemagerte Kuh sichtbar wird. Zwischen der Kirche und dem Hause fallen aus einer Wetterwolke gewaltige Hagelsteine herab.

Nun wolan, du fragest, zuerst was sol ich daruff halten, künnent die hexen die kue verseihen [2] vnd inen die milch nemen das sie nicht mer milch geben, vnd künnen sie die milch ausz einer alen oder ausz einer Axthelm [3] melcken? Ich sprich: ia, durch hilff des teuffels, [4] so künnen sie es wol. Wie gat das zuo? Das ist ein gewisse regel in der matery, das

---

[1]) Axtstiel. Anderswo (Postille) sagt Geiler: „Wen got wil so kreget (kräht, schreit) ein axthelm vnder der banck.“ — [2]) auch erseigen und verseigen; *transitive:* ausflieszen machen; *intransitive:* trucken werden. — [3]) oben braucht Geiler Axthelm männlich. — [4]) Geiler befolgt auch hier die Ansicht des Hexenhammers in dem von Sprenger bearbeiteten Theile, wo derselbe sagt: „die Hexen stoszen ein Messer in die Wand, nehmen zwischen die Knie einen Milcheimer und rufen den Teufel an, er möcht ihnen von der Kuh, die Diesem oder Jenem gehört, die Milch verschaffen. Der Teufel melkt nun geschwind die Kuh und bringt der Hexe die Milch, wo es dann aussieht, als wenn sie dieselbe aus dem Messerstiel heraus-

der teuffel kan ein ding von einem ort an das ander tragen das leiplich ist *(Per motum locaremus)*, durch die angeschöpffte [1]) stercke die er hat von got dem allmechtigen. Daher kummet es, dasz ein böser geist kan einen grossen felsen ertragen [2]) als ein fögelein. Ein anderer böser geist der mag einen berg vmstossen, vnd also vermag einer mer dann der ander, wan er stercker ist dan der ander, ein ding von einem ort bewegen zuo dem andern. Daher kummet es, wan ein hex vff ein gabel sitzt vnd salbet die selbig vnd spricht die wort die sie sprechen sol, so fert sie dan da hin wa sie nummen wil; [3]) daz hat die gabel nit von ir selber; die salb thuot es auch nit; sunst, wann sie ein gütterlin [4]) salbete, das selb für auch daruon: darumb so thuet es der teuffel, der fürt sie vff der gabel hinweg, wan er sein sacrament vnd sein zeichen sieht von der hexin. Also ist es mit den küen auch; die milch ist ein leiplich ding, vnd wie gesagt ist, so mag der teuffel ein ieglich leiplich ding, wan es im got verhengt, [5]) tragen von einem ort an das ander. Also der milch in einer kue thuot er auch also, die mag er ausz ir nemen, ausz irem leib ziehen, vnd an andere ort tragen, wan er das zeichen sichtt der Hexen, vnd wan (54 b.) die hexin wentt sie melck ein axthelm, so kan der teuffel in kurtzer zeit milch dar bringen, vnd sie yngiesen in ir

---

ziehe, womit der Teufel die Hexe nur täuscht, der die Milch durch die Luft brachte." Ennemoser, 806. In Hans Sachsens Wunderlichem Gesprech von fünff Vnholden, Ausg. von Göz, II, 44. rühmt sich „die ander Hex":

„Die Gschosz kann ich segnen und heylen.
Vnd melcken milch ausz der Thorseulen."

Den Hexen wurden, ob dieser Milchentziehungen die Uebernamen: Milchdiebin, Milchzauberin, Molkenstehlerin zu Theil. S. Grimm, Myth 1025 u. 1026 — [1]) angeschaffene. — [2]) tragen. Auch die Riesen trugen Felsen; in den bretanischen Sagen: die Feen und selbst die Jungfrau Maria. — [3]) Hier geräth Geiler in Widerspruch mit den S. 37 b. gesagten Worten: „das sie hin vnd her faren vnd bleiben doch an einer stat." Dort erklärt er das vermeintliche Luftfahren für Blendwerk des Teufels, für blose Einbildung, und hier nimmt er es völlig an. — [4]) ein Fläschchen, noch im Sundgau gebräuchlich. — [5]) erlaubt; bei Königshoven, Chron. S. 973, kömmt auch gehengen vor; — Gehenge, Gehengnisz, Verhengnisz, Erlaubnisz; *Consensus* —

geschir, vnd sicht man in nit, vnd so wenet dy hexin, sie lauff ausz der saul, oder ausz dem axthelm.

Der teuffel kan die feuchtikeiten vff ziehen in einem menschen, durch einen menschen gon, als der sonnenglantz durch ein fenster gat, einem menschen sein zung heben. Als wir in dem evangelio haben, vnd dir eng über das hertz machen, sagen die lerer, daz der böse geist durch sein kunst auch könne; er kan bürsten oder har durch die schweiszlöchlein, oder durch die herlin einem in ein schenckel stossen [1], also subtil ist er, oder har vnd bürsten darein bringen vnd darein legen, wan man einem den schenckel vff tuot, daz man want daz har vnd bürsten sein darin gewachsen. Er kan auch die lebendigen geist. ich kan nit geschickter [2] daruon reden, oder die feuchtikeit hinder sich halten, wann einer zuo einer frawen kumpt, daz er kein man ist. [3] Scotus spricht, das ein hex ein nadel krümmet, [4] die weil die also krumen sei, also lang möge der keiner frawen; das ist ein zeichen der hexin, die weil der teuffel daz zeichen sehe, so macht er sein gefert, daz einer

[1]) Einhexen von Haaren, Dornen, Holzstücken, Steinen, Knochen, Nadeln, Nägeln u. dergl. kommt häufig in Hexenprozessen vor. Im Jahr 1719 exorzierte der Hexenpater März, im Kloster Scheyern, einen Carmeliter, nachdem er ihm das sogenannte Scheyrer Wunderkreuz auf das Haupt gelegt hatte, in Folge dessen der Patient nach und nach folgende in seinen Leib gehexte Zauberstücke auswarf: haarichtes Leder, ein Stück versilbertes Papier einen Engelskopf vorstellend, einen Flintenstein, einen halben Hechtenkopf, einen Hufnagel, einen wächsernen Docht, Schweinborsten u. s. w. Derselbe Pater schrieb auch eine: „Kurze Vertheidigung der Hex- und Zauberey wider eine dem heil. Kreutz zu Scheyre nachtheilig-akademische Rede, welche den 13 Okt. 1766 von P. Don Ferdinand Stertzinger abgelesen." Vergl. Soldan, S. 468—471. — Das Auswerfen eingehexter Nadeln, Guffen, bildet auch den Mittelpunkt eines Hexenprozesses vom Jahr 1782, in Glarus. S. „Freundschaftliche und vertrauliche Briefe, den ... Hexenhandel zu Glarus betreffend, von H. L. Lehmann, 1783." — [2]) schicklicher. — [3]) Die Mannheit, Manneskraft nehmen. — [4]) Eine ähnliche Zauberei, wie das berüchtigte, noch geglaubte und geübte Nestelknüpfen, in Lothringen unter der Benennung *jeter un sort* oder *nouer les aiguilletes*, bekannt. Ein ähnliches Zaubermittel besteht darin ein Schlosz zuschlieszen. Vergl. J. Grimm, Myth. S. 1127—1128; einen Aufsatz von L. Schneegans, in der Alsatia für 1853, S. 210—229; *Richard, Traditions populaires etc. de l'ancienne Lorraine*, 2te

kein man ist. Der bösz geist hat mer gewalts. Es stot von im geschriben *(Non est ptas* [1]) *super terram)*. Es ist kein gewalt vff erden die seiner gewalt mög gleichen. Es ist aber einer stercker dan der ander, wie es gesagt ist, als [2]) vnder den mannen: der ein mag ein centner tragen, der ander mag zwen centner tragen: Also ein böser geist, der mag die kron von dem thurn hinweg tragen, der ander möcht den thurn vmbstossen, wann es im got gestatet.

Die ander frag: Wan einem ein kue also versigt, vnd vmb die milch kumpt, mag man nit dem fyhe zuo hilff kummen, oder wamit wer im zehilff ze kummen? Ich gibt antwurt, das ein ding, daz vil vrsachen hat vnd von vil sachen herkumpt, daz kan man mit einer artzney nicht heilen. Das ein kue erseigt vnd vmb die milch kummet, das mag natürlich geschehen. Zuo dem andern, so geschicht es, wan sie mit kelbern gon, so erseigen sie. Zuo dem dritten, so mag es kummen, das sie etwan kreutter essen, daz die kreutter die art haben, das sie milch vertreiben [3]); dem mag man mit natürlichen dingen zehilff kummen, Zuo dem fierden, so werden sie auch etwan verzaubert, daz der teuffel die milch hinweg tregt, wa man da den zauber on zauber möcht vertreiben, vnd man sich huot [4]) vor den puncten, die ich

---

Ausg. *Remiremont* 1848, S. 49 u. s. w. — Heilmittel dagegen, und besonders gegen das Nestelknüpfen, gibt das wenig bekannte seltene Buch: *Pedemontani*, Kunstbach, ausz welscher vnnd lateinischer Sprach inn deutsch gebracht durch Dr. Hansz Jacob Wecker, Statt Arzet zu Colmar, 1573, S. 435 u. 436. — [1]) l. *potestas*. — [2]) so wie. — [3]) Geiter spricht hier von schädlichen, den Kühen giftigen Kräutern, welche dieselben auf der Weide oder im Stalle fressen. Nach dem heutigen Volksaberglauben kann man aber auch dem Vieh den Nutzen wegnehmen bis ins neunte Haus, wenn man ihm falsches Futter beibringt; darunter werden verschiedene Zauberkräuter verstanden, welche man in der Apotheke holt. Um den Schaden abzuwenden, musz man wissen, um welche Zeit und wie viel diejenigen füttern, die das falsche Futter gegeben haben; sodann musz man das eigene Vieh eine Stunde früher füttern und ihm mehr geben als jene; dann gedeiht es wieder, während dasjenige der Verderber abgeht. Vgl. meine Sagen des Elsasses, „Hexenbann, wenn das Vieh veruntreut ist", S. 284 u. 285, wo noch andere im Elsasz übliche Gegenmittel angegeben sind, als Erweiterung der von Grimm angeführten. — [4]) hüte. —

zu dem nechsten erzalt hab; das wer recht. Darumb ist erfaren vnd ist funden worden, das ein frum erber [1]) mensch ist gangen zu einer semlichen kue, dy versigen waz, vnd hat gebetet drei Pater noster vnd drei aue Maria, vnd daz zeychen des creutzes über sie gemacht, vnd ist ir die milch wider kummen.

Die dryt frag ist: Wan es dunret vnd man besorgt den hagel u. s. w., so mag man daz Wetter segnen? Da sprich ich ya; wan warumb? der teuffel [2]) macht sein gefert da obnen herab vff daz erdtrich, darumb, so mögen wir es vertreiben mit göttlicher gewalt vnd göttlichen dingen. Es hat ein grund vsz der geschrifft, das der tüffel wetter macht: In dem Job, da macht der teuffel das feuer herab gon, vnd verbrent dem Job zehen kind, syben sün vnd drei töchter. Er macht ein wind, der warff im daz hausz vmb. Es würt darausz genummen, das man wider das wetter leutet, daz man mit dem leuten die bösen geist vertreibt, so sie hören die trummeten gotes, die glocken. [3]) Wan im alten gesatz, da bruchten sie trummeten, als wir ietz glocken bruchen.

Item man leutet, das man die welt ermant, das sie sollen beten vnd got anruffen; daz (55 a) seind vnsere gewer [4]) wider den bösen geist.

---

[1]) ehrbar. — [2]) Wetter- und Hagelmachen schreibt der Volksglaube den Hexen zu, die deshalb Wettermacherinnen, Wetterhexen, Wetterkatzen, Donnerkatzen, Nebelhexen, Strahlhexen, Blitzhexen, Zessenmacherinnen, (vom alten *Zessa*, Sturm), genannt werden. In einigen Gegenden Frankreichs ruht auf ganzen Geschlechtern der Verdacht, dasz sie Sturm erregen können: sie finden sich wenigstens zu dreien, am See ein und schlagen, unter fürchterlichem Geschrei, das Wasser in die Höhe; es geschieht Nachts vor Sonnenaufgang, und heftiger Sturm ist die unmittelbare Folge, *(Mém. de l'acad. celtique, II, 206, 207);* dergleichen Leute heiszen *meneurs des nuées (Mem. des antiquit. I, 244).* Grimm, Myth. 1042. — [3]) Der Hexen Widerwille gegen Glocken ist heidnisch, elbisch und riesisch. Grimm, Myth. 1039. Auch die Feen hassen die Glocken, so wie die Geister in der wilden Jagd, die, gleich den Hexen, die Glocken bellende Hunde nennen. „Einmal zog das Nachtgejäg zum Sengenwald aus, mit entsetzlichem Braus und Geheule. In der Luft hörte man rufen: weiter! weiter! der Marbacher Hund (Glocke des Klosters M.) billt schon! Wettersweiler zu!“ S. meine Sagen des Elsasses 272. — [4]) Wehr, Waffen. —

Es würt auch darusz genommen, daz man in Gallia vnd dobnen im land [1]) auch, da gat man dem wetter entgegen mit dem sacrament. In schwaben da muosz der priester für daz dorff gon, vnd muosz das ewangelium Iohannis, „in dem anfang was daz wort u. s. w.“ wider das wetter sprechen vnd das wetter beschweren. Der keiser auch im keiserlichen rechten, lobt die, die semliche wettermacherin straffen vnd abthuon, vnd seind grosz lobwirdig *(Cinerum quod io. p. 1515).* [2])

XVIII.

Samstag [3]) nach mitfast predigt der Doctor Von des teuffels gewalt.

Ir haben gesteren gehört mancherlei von hexen, vnd ausz denen dingen nim ich die ding die gesagt seind.

Geiler wiederholt nun mit kurzen Worten und beinahe mit denselben Ausdrücken, den Inhalt der vorigen Predigt. Den siebenden Punkt gibt er mit dem für uns merkwürdigen Zusatze „das die hexen ein hagel machen können“:

Zuo dem sybenden, vnd da hab ich es gelassen, so kann der teuffel Schnee, Regen vnd Wind, Hagel vnnd Dunren machen, wann er die feuchtikeiten zammen bringen kan in einer kurtzen zeit, wan er die zeichen sicht der hexen. Darumb die hexen können ein hagel machen in einer stuben, es muosz aber alwegen wasser da sein *(Oportet habere materiam subiectam).*

Der teuffel kan auch nüwe speisz bringen vnd nit zuo seiner zeit. [4]) Ietz so künt er kyrszen [5]) bringen; er macht sie aber

[1]) so nennt Geiler immer das elsäss. Oberland. — [2]) Ein Zusatz des Herausgebers, J. Pauli; Geiler starb schon den 10. März 1510; gegenwärtige Predigten hielt er 1508, also zwei Jahre vor seinem Tode. — [3]) im Text steht irrthümlich sontag; was jedoch Fol. III b., des Registers, verbessert ist. — [4]) auszer der Zeit, ehe sie gewöhnlich zeitig sind. — [5]) Kirschen. —

nit. Er weisz aber wa sie in landen zeitig seind, als da die warmen land seind, da kan er sie har [1]) bringen, also zuo reden, [2]) in eim augenblick. Er kan auch gebraten Hüner, Capunen vnnd seltzame speisz herbringen, wann er weisz wa sie gekocht seind vnd bereit. Darumb die mit den sachen vmb gond, die laden gest vnnd greiffen nur zuo dem fenster ausz vnd finden was sie wöllen. [3])

Ein fragen:

Kan auch der teufel eins menschen leib an sich nemen vnnd im selber erscheinen? Ich antwurt kurzlich vnnd sprich: ya; aber der selb leib, den er an sich nimpt, der lebt nit wan der teuffel würd dem selben leib nit zuo gefügt als ein form *(Sicut forma sed sicut motor)*.

Oder als ein seel aber als ein beweger. Darumb der teuffel kan den leib wol bewegen, aber nit in der formierung als die seel in irem leibe vnd lebendig machen.

Zuo dem andern, so kann der teuffel nit leiblyche werck oder werck des lebens wircken in dem leib, wan der leib nit lebt.

Zuo dem dritten, so kan der selb leib nit essen noch trinken; er kan wol zerschneiden dy speisz, zerbeissen vnd mit den zenen küwen [4]) abhin [5]) schlucken, aber die speisz verschwint da, vnd würt nit verderbt in den selben leib. Zum iiij (55 b.) so empfint der selb leib nit. Zuom v. so gebirt er nüt, er ist vnberhaftig. [6]) Zuom vi. so ret er, du hörst die zung vnd wort wol, wan der tüfel kan wol semliche wort formieren vnd machen durch den leib, aber es seind nit natürliche wort. Vff das syebend, so kan er hend vnd füsz, augen vnd nasen, vnd alle glider bewegen, vnd gesicht vnd gehör nit.

---

[1]) **har** st. her, noch in der sundgauer Bauernsprache üblich. — [2]) so zu sagen. — [3]) Man erinnere sich hier an das bekannte Gastmal des Albertus Magnus im Jahr 1248, dem zum König erwählten Grafen Wilhelm von Holland und dessen Hofleuten, in Köln gab. Man kann es, u. a., in A. Reumonts, Rheinlands Sagen, S. 55—58 nachlesen. — [4]) mit den Zähnen kauen. — [5]) abwärts; hinunter. — [6]) unfruchtbar, *sterilis* von Thieren („sine henne ist unbeehaft und leit ime kein ey", Königshov. Chron. 43) und Pflanzen („die boum werden umberhafftig", Geiler, Post. IV, 14), gebraucht. —

Du fragest zuo dem andern:

Du hast gesaget: der teufel in angenumnen leib, so geber [1]) er nit: Dawider ist daz gemein wort, so man spricht: daz der oder die hab mit dem bösen zeschaffen. Daz wil ich dir kurtz sagen: es ist nit hübsch lang vff den dingen ston. [2]) Ich wil nit darwider sein, daz dy bösen mit den hexen vnd mit andern zeschafen haben, wan die bücher sancti Augustini [3]) vnd Isidori [4]) seind des fol. [5]) *(De succubis et incubis)*. Er gebirt aber nit durch den angenumnen leib. Also thuot er im: Er kan sich (wie du gehört hast) in eins mans gestalt verwandeln vnd mit einer frawen vmbgon wie ein man, vnd kan von einem man die natur nemen. Als etwa eim traumt vnfletig ding vnd darnach gat daz darnach pflegt ze gon; die natur kan der teuffel in ir krafft behalten vnd den somen, das er nit verschwind vnd durch sein list an daz ort der frawen bringen, daz ein kind da würt. Aber der tüfel ist nit des selben kinds vater, aber [6]) der man, des somen der teufel genummen hat vnd dahin getragen. Desgleichen kan der teuffel ein frawen gestalt an sich nemen vnd zuo eim man thuon in aller gsicht vnd gestalt, daz alle ding vorgon, als so fraw vnd man bei einander seind, daz heissen *(succubi)*. Der tüffel kan auch eim zuosagen, er wöl in zuo einer frawen bringen, vnd er kan sich in ir gestalt verwandlen, vnd wan du wenst, du ligst by der selben frawen, so ligstu bei dem tüffel *(Haimo [7]) sup. apoca.)*,' der spricht daz die lufft als vol böser geist ist, als

---

[1]) gebähre. — [2]) es ist nicht schicklich sich lange an diesen Dingen aufzuhalten. — [3]) *Augustin. De civitate Dei, lib. XV, cap. 23.* — [4]) *Isidor. Gloss. lib. VIII.* — *Orig.* im letzten Kapitel sagt: „*Pilosi, qui græce Panitæ, latine incubi appellantur, sive inivi, ab ineundo passim cum animalibus: unde et incubi dicuntur, ab incubendo hoc est stuprando*". Die Römer hielten den *incubus Sylvanus* als besonders den Kindbetterinnen gefährlich. Drei Männer, einer mit einer Axt, der zweite mit einem Stöszel, der dritte mit einem Besen bewaffnet, machten allnächtlich die Runde um das Haus, um diesen Incubus davon abzuhalten. *Dezobry, Rome sous le règne d'Auguste, Paris 1846*, Vol. II, S. 386. vgl. *Tertullian, de anima*, 39. — [5]) sind voll davon. — [6]) sondern. — [7]) Haymon, Aimo, Hemmo, ein Angelsachse, Bischof von Halberstadt, Alcuins Schüler und Rhabanus Maurus Jugendgenosse, gest. 853; es ist hier von seinen Homilien über die Offenbarung Johannis die Rede. —

in dem summer in der sonne schein voller stöblin [1]) vnd genisch [2]) ist. Johannes Neider spricht, wenn du über feld gast [3]), so sihestu ein grossen hufen cleiner mückli vnder einander stieben; also stieben die bösen geist auch vnder einander. Du fragst zuo dem iij.: Wie kan aber der tüfel daz zuo wegen bringen, daz er ein menschen also blendet, daz er nit sieht vnd erkennt? Daz wil ich dir kurtzlich sagen, als vil dir not ist; wilt du aber gründlich sehen, so sich *Gabrielem in sentenciis*, der macht drei vrsachen; ich hab syben darusz gemacht *(Et est causa rationis Obincti ostensi)*.

Mediorum vel medii	Es laszt sich nit
Specierum obiectiuorum	wol tüschen [4]) on
Diuersarum specierum	vil rede
Oculorum	

Zuo dem ersten, so bringt er [5]) es zuo wegen mit dem gegenwurff [6]), daz du sihest. Lasz sein [7]) das ein kue da vor dir stand, vnd du sihest sie, so kan er dir ein schein machen vor, daz du wenest es sei kein kue, es sei ein rosz, wan dy bild kan er dir vor machen, daz du wenest es sei eins, so es ein anders ist.

Zuo dem anderen, so kan er das, das du yetz sihest, lasz die kue sein, vnd stot vor dir, so kan er sie decken, daz du sie ietz nit me sihest.

Zuo dem dritten, vmb des mittels willen: sultu [8]) etwas sehen, so muosz ein mittel sein zwischen dem daz du sihest vnd dem aug *(Quia sensibile positum sup. sensum non fit sensatio)*: Wan ich die hend leg vff min aug, so gesihe ich die hend nit. Wan ich die augen vf die kue lege, so gesihe ich die kue nit, es muosz ein mittel da sein, vnnd nach dem als das mittel geschickt ist, nach dem gesihest [9]) du. Nym daz exempel von einem pfal oder von einem stecken in einem wasser, wan du sihest, so wenest du er sei gebrochen, vnd ist daz nit gebrochen. Wan warumb, du sihest den pfal durch zwey element, durch den luft [10])

---

[1]) Stäubchen. — [2]) Geniste, kleine geringfügige Dinge, *quisquiliæ, Scherz-Oberlin, Gloss. Fol. 524.* — [3]) gehst. — [4]) deutschen, verdeutschen. — [5]) der Teufel. — [6]) objekt, Gegenstand. — [7]) setze den Fall. — [8]) Druckfehler für soltu, sollst du. — [9]) du siehst, noch elsässisch du gsiehst. — [10]) Geiler verwechselt das Genus der Hauptwörter häufig; er hat sonst auch, jedoch seltener die Luft. Andere Beispiele: der inbrunst, der imme, (Biene), der krot-

(56 a.) vnd durch daz wasser, vnd das wasser ist ein dicker element dan der lufft. Also die zwei mittel betriegen dein gesicht, daz du wenest der steck sei gebrochen, so er gantz ist. Also kan der teufel auch wol ein mittel•machen, das ein ding anders scheint dan es an ihm selber ist, so die natur das kan.

Zuom fierden, so kan er es vmb der *(Species corporales)* willen. Wan einer wil etwas sehen, so müssen von dem selben ding (daz er sehen wil) streimen [1]) gon bisz in sein aug, sust [2]) gesehe er nüt. Wan du ein kue wilt sehen, so müssen gantz vnd streimen von der kue in dein aug gon. Wan nit strymen von euch zuo meinem aug giengen, so gesehe ich euwer keins. [3]) Also die selben streymen, die kan der tüfel verwandlen vnd andere streimen machen gun [4]) in dein augen, als von einem rosz, da mit du wenest du sehest eins, so sichst du ein anders.

Zuo dem fünften, so kan er es durch vndertruckung der gewaren glantzen vnd streimen des gegenwurfs, der gegenwärtig ist, vnd zeigung anderer strymen, die er hefftet in den lufft, daz wil man aber nit gern nachlassen [5]), vnd die selben streimen gon bisz zuo dem aug, vnd also das das aug eins sicht für daz ander.

Zuo dem .VI. so kan er daz aug betriegen, feuchtikeit vnd anders in den augen machen, daz er wenet daz nit ist. Als wen einer ein gelen [6]) spiegel vff die naszen setzt; waz er sicht daz vrteilet er gel, so er [7]) wyesz ist. Daz ist nit des schleiers halb, aber des augenspiegels halb, durch den du sihest. Also kumpt es, daz du dick sprichst: ich weisz nit wie es kumpt, mir ist grün vnd gel vor den augen. Es ist nit vor den augen, es ist in den augen. Also kan es natürlich sein, daz du wenst etwan eins, vnd ist ein anders. Nim daz exempel: leg zwen finger übereinander, den mittelsten über den zeuger, [8]) vnd nim ein bon [9]) vnd walg [10]) sie vnder beiden fingeren, so wenestu es sein

---

ten (Kröte), der alter, der tauff, der zubelen (Zwiebel), der gewalt, der natur, der last, die schaden, die gesicht, das honig, das armbrost, das mensch, das cristenmensch, das glentz (st. der Lenz). — [1]) unten: streymen, strymen, jetzt elsäss. Sträme, Strahlen. — [2]) sonst. — [3]) *vestrum nullum.* — [4]) Druckfehler für gon, gehn. — [5]) zugeben, *consentire.* — [6]) noch elsäss. gelb. — [7]) es. — [8]) Zeiger, *index.* — [9]) wird noch jetzt mit Erbsen, Brodkügelchen gemacht. — [10]) wahle, drehe sie herum. —

zwo bonen, so es nur eine ist, vnd du weist daz es nur eine ist vnd empfindest aber zwo bonen. Darusz hast du auch daz ein vnderscheid ist zwischen der verstentnusz vnd der empfintnisz; du weist vnd verstost daz ein bon ist, vnd empfindest aber zwo. Also kan der tüffel auch machen, daz du betrogen bist in deiner gesicht und empfintheit.

Zuo dem .VII., so kan er die bildung in dir bewegen, daz du eins für daz ander wenst: Wen du ein frawen sichst, die ist dir anmütig, so laszt sie ein bild in dir; wan du schon schlaffen gast vnd nit an sie gedenckest, noch so [1]) steckt daz bild in dir; oder du sichst ein hübschen man, vnd deszgleichen. Wan du nun entschlafen bist, oder doch wachest, so kan er dich bekümeren mit der selben frawen oder mit dem selben man; er kan daz selb bild in dein fantasey bewegen, daz du fallest in bösze gelüst vnd vnrüwig würst. Deszgleichen in zorn vnd in dem hasz. Wan einer ist, der dir leides hat gethon, du bist über in erzürnet, vnd hast es schon vergessen, so kan er die bild in dir bewegen, damit er dich zornig mach vnd reichlich. [2]) Also ist es mit Freuden auch. Sant Bonauentura schreibt von einem, dem ward ein fraw also fürbracht, vnd der teufel bildet sie im also hart yn, das im nit anders was, wan wer er persönlich bei ir gewesen. Also grossen gewalt hat er; wan es im got verhengte, so liesz er keinen menschen über ein tag alt werden. Ietz nit mer (56 b.)

Von den nun noch, Fol. 57 a. — 65 b., folgenden sieben Predigten, enthält keine mehr für unsern Zweck taugliches Material; sie sind rein pragmatischer Art, und sollen demnach nur ihren Ueberschriften nach schlieszlich aufgeführt werden:

XIX. Am sontag Judica oder Sontag vor dem Palmtag prediget der Doctor Keisersperg von dem das got den tüffel souil über den menschen verhengt, vnd stot hie die figur des tages von dem ewangelio, daz magstu suchen. Holzstich: Christus mit den Jüngern vor dem Tempel, von den Pharisäern und Schriftgelehrten verhöhnt 57 a. — 58 b.

---

[1]) dennoch. — [2]) vom alten riche, Rache; rachsüchtig. —

XX. An dem Palmtag [1]) nach Judica, da sagt Doctor Keisersperg weiter von der gewalt der bösen vnd den Hexen 58 a — 60 b. Merkwürdig in dieser Predigt ist Geilers strenge und unverholene Meinung zu Gunsten der Rechtsgültigkeit der Hexentödtung, als aus dem göttlichen Gesetze selbst hervorgehend:

„Das hast im *(Deuteronomi xviij. c.)* [2]) da got gebot, sein bei dir dreu auszleger, Warseger, zaubrer, Hexen. Du solt nit an sie glauben, sundern man sol sie zetod schlahen. Darumb so felet daz keiserlich recht, als ich dir es allegiert hab *(De maleficiis)*, daz die, die zauberń vnd die menschen siech machen, die sol man töten. Aber die, die die menschen gesunt machen, seindt nit des todes wirdig, sie sein aber grosses lons und lobs wirdig Sol das Kaiserlich recht in wahrheit, ston, so müst man me zwibeln an den stockfisch machen. [3]) Wan, wen man das wolt verston also rohe on ein glosz, so wer es wider das götlich gesatz; wan, als du gehört hast, so zymmet [4]) es nicht, daz man mit zauber zauber vertreib; vnd ein mensch sol er siech sein, dan das er sich liesz gesund machen etwan mit daz [5]) wider got wer.“ (59 a.)

XXI. Am zinstag vor dem Palmtag, predigt Doctor Kaisersperg; Warum got dem bösen und der zaubernisz verhenget über die menschen. (59 a. — 60 b.)

XXII. Am mitwoch vor dem Palmtag, predigt Doctor Kaysersberg: Warumb got dem bösen so vil über dem menschen verhenget. (60 a. — 61 b)

Bemerkenswerth ist nachfolgende Stelle aus dieser Predigt:

„Die Hexen fellen (fehlen), wen sie erbere menschen etwan leren wider den zauber, vnd sol nit felen, als wen es haglen wil, so sol man das weter beschweren bei den drey neglen. Das hat kein grund in der heiligen geschrifft.“ (61 a.)

---

[1]) Druckfehler für Montag. — [2]) V. 10 u. 11; hier ist zwar von Weissagern, Zauberern, Beschwörern, Wahrsagern, Zeichendeutern u. s. w. die Rede, vor welchen gewarnt wird, aber nicht sie zu tödten befohlen. Die dem Prediger vorschwebende Stelle ist 2 Mos. 22, 18: „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen.“ Vgl. 3 Mos. 20, 27. — [3]) sprichwörtliche Redensart: so musz das Gesetz noch mehr geschärft und auf jede Art des Zaubers angewandt werden. — [4]) ziemt es sich. — [5]) mit etwas das.

XXIII. Am dunrstag vor dem Palmtag predigt Doctor Kaysersberg: das wort felt; so einer spricht: Ich habe einen guoten glauben, der teuffel oder sein gespenst mag mir nit thuon. (61 a. — 62 b.)

XXIV. Am freitag vor dem Palmtag sagt er das die vnfrummen menschen sollen grosz forcht hon. (63 a. — 64 b.)

XXVI. Am samstag Palm abent predigt der Doctor: wie ein mensch sol leren [1]) erkennen sein sünd. (64 a. — 65 b.)

Zu Schlusz dieser Predigt, mit welcher auch die Emeis schlieszt, stehn die Worte:

„Vnnd endet hie mit die Emeysz M. d. xvi [2]) des wirdigen Doctor Kaysersbergs, wan die Karwochen prediget er andere martery von den leiden vnsers herren, deren etlich findestu in keiserspergs ewangelien buoch nüwlich getruckt. [3]) Vnnd zuo lob vnnd ere dem egemelten Doctor Keisersperg ein cla(g) vnnd Epitauium hie angezeuget wie nach stot“ (66 a.).

---

[1]) lernen, ein Wort das man noch jetzt im Elsasz nicht braucht und dafür stets lehren sagt. — [2]) Wenn diesz kein Druckfehler, so begann der Druck der 2ten Auflage noch in demselben Jahre da die erste vollendet; Fol. 65 b., die Worte können aber auch noch aus der ersten Ausgabe stehen geblieben sein, am Schlusz steht 1517. — [3]) „Evangelia mit Uszlegung u. s. w. von Dr. Geiler von Keisersperg vnd usz dem Plenarium und sunst vil guter Exempel, Straszburg gedruckt bei Joh. Grieninger, 1517, später 1522. — Auf dem Titelblatt ist zwar J. Pauli nicht als Herausgeber genannt, aber Fol. 22 gibt er sich als solchen an, — 1515 schon hatte er u. d. Titel Evangelibuch, eine Sammlung von, im Jahr 1504 gehaltener Predigten Geilers, bei demselben Verleger erscheinen lassen.

ANHANG.

Seb. Brants deutsche und lateinische Grabschriften auf Geiler von Kaisersberg; Nachweisungen über Geilers Geburtsort u. s. w. — Vorzügliche Lebensmomente desselben, in chronologischer Uebersicht.

Ein über geſchrift [1]) der begrebnyſs Doctor Johannis Keiſersperg, durch Sebaſtianum Brant geſetzt.

Den alles Straszburg weint billich,
Johannes Geiler lobes rich,
Den doctor Kaisersperg man nant,
Vmb den trurt warlich doctor Brant,
Das er gestorben ist in zeyt,
Hie vnder dysem stuol [2]) leit,
Den er ob dreissig iaren [3]) hadt
Regiert wol in predigers stadt. [4])
Er was ein gezierd der geistlicheit,
Ein Spiegel aller miltikeit,
Ein liebhaber frydens vnd tugent,
Ein vnderweiser alter vnd iugent,
Ein pflantzer der gerechtikeit,
Ein besunder feyendt der boszheit,
Laster vnd böse werck auszrüter, [5])
Der sünder straffer vnd bedüter, [6])
Ein trost vnd zuoflucht aller armer,

---

[1]) Ueberschrift; im ursprünglichen Sinne des griechischen *ἐπίγραμμα*. — [2]) Geiler liegt unter der für ihn erbauten Kanzel im Straszburger Münster begraben. — [3]) über dreiszig Jahre, nämlich zweiunddreiszig, von 1478—1510. — [4]) Stand. — [5]) Ausrotter. — [6]) Bedeuter, Zurechtweiser. —

Ein milter vater vnd erbarmer
  Senfft in zuogang, fruntlich vnd gütig,
Stil, vffrecht, dapffer vnd demütig,
  Nit ein ausznemer [1]) der personen:
Sein ler vnd straff thet niemans schonen,
  Sunder mit gleicher wag vnd mossen [2])
Acht er den cleinen vnd den grossen;
  Hat sich mit pfründen nit beladen, [3])
Noch die gehufft [4]) zuor selen schaden,
  Sunder hat sich vernygen [5]) lon,
Mit dem ampt das er hat gethon.
  Reichtumb vnd ere vnd grossen bracht [6])
Hat er durch willen gottes veracht.
  Die pfrunden pfenning prediger
Hat er gestrafft stetz [7]) durch sein leer.
  Stanthafft vnd styff [8]) ist er gesein
In worten vnd in wercken sein,
  Nit hat er sich bewegen lon
Als das Ror von dem wind ist gewon; [9])
  Was er mit worten hat gelert,
Hat er mit werken vor fürkert; [10])
  Recht guote werk vor hin gethon,
Damit gelert im nach zuo gon.
  Zeytliche freude, vnd üppige ere
Der welt, hat er geflohen sere;
  Gelesen stettes die heilig geschrifft,
Vnd was der seelen heil antrifft;
  Darumb hat er durch vil der tugendt, [11])
Durch guote werck von seiner iugent
  Verdient on zweyfel solchen lon,
Der ewigklich nit würt zergon.

---

[1]) der einen Unterschied macht. — [2]) Masz. — [3]) deswegen konnte er auch, mit Brant im Narrenshiff, die Pfründnarren, (Kap. 30) so tüchtig rütteln. — [4]) aufgehäuft. — [5]) begnügen. — [6]) Pracht, Brant gebraucht bracht als Masculinum. — [7]) stets, weiter unten: stettes. — [8]) steif, ohne Wanken. — [9]) geweht. — [10]) vollbracht. — [11]) *multum virtutis.*

Vff Letare ist er gestorben,
Ewige freud [1]) bei got erworben,
Die im got mere, auch vnsz allen!
Amen sprech wem es thůg [2]) gefallen.

Obiges Gedicht ist die ausführlichere Bearbeitung eines, gleich nach Geilers Tod, ebenfalls von S. Brant verfaszten lateinischen *Epitaphiums*, welches sich nebst zwanzig andern Trauergedichten auf den allverehrten Doktor und Dompredigter, [2]) in Jacob Wimphelings kurzer Lebensbeschreibung [4]) desselben befindet. In seinem Anhang zu Brants Narrenschiff, theilt Dr. Fr. Zarncke, unter den kleinern lateinischen Gedichten des Straszburgischen Satyrikers, S. 195, auch dieses mit, jedoch mit einigen willkurlichen Abänderungen [5]) von Nik. Reusner, dem Verfasser des Textes der *Icones sive imagines virorum literis illustrium etc., curante Bernardo Jobino, Argentorati 1587, Biiij.* Da Wimphelings Biographie zu den literarischen Seltenheiten gehört, so wird wohl die Mittheilung des 1510 erschienenen Originaltextes, nicht unwillkommen sein:

---

[1]) Anspielung auf Lätare. — [2]) thut. — [3]) Eines derselben, in funf Distichen, hat Melanchthon zum Verfasser und führt den Titel: ***Epicedion Ph. Melanchtonis vernaculo Schwartzerd, Brethamensis***, welcher damals, 1510, im dreizehnten Jahre schon die Universität Heidelberg bezogen hatte; es lautet, Fol. xv, wie folgt:

Quod quondam vasta clamarant voce beati
Christi, quod ratum turba sacrata dedit
Et quibus illustrat christi lex optima cunctos
Mortales fidei religione sacra,
Germanum specimen: En Keiserspergius unus,
Hæc declamarit per bene christocolis
Illius heu parce crudelia numina fila
Soluerunt patriæ lausque decusque vale;
Argentina, tuum patremque ducemque tributum
Lugeto et precibus semper adesto piis.

Im Exemplare der Schöpflinischen Bibliothek, in Straszburg, ist auch ein lateinisches Gedicht von Reuchlin an Geiler beigebunden. — [4]) Der vollständige Titel lautet: *Jac Wimpheling, In Joh. Keiserspergii Theologi doctrina vitaque probatissimi primi Argentinensis eccles. predicatoris mortem: Planctus et lamentatio cum aliquali vitæ suæ descriptione et quorund. epithaphiis. Heidelberg 1510. impressum Oppenheim. XV Fol. 4°.* — [5]) Siehe weiter unten!

Carmen istud a Seb. Brandt sepulchro Keiserspergii affixum est.

Quem merito deflet urbs Argentina: Joannes
Geyler, monte quidem Cæsaris egenitus [1]),
Sede sub hac recubat, [2]) *quam rexit præco tonantis* [3])
Sex prope lustra docens verba salutifera.
Tu splendor cleri, speculum pietatis, amator
Virtutum, pacis, iusticiæque sator,
Tu morum censor, viciorum acerrimus hostis,
Tu scelerum omnigenûm maximus osor eras.
Solamen miseris: inopum pater: atque patronus,
Mitis in accessu, perque benignus item.
Non personarum fueras acceptor: at æqua
Taxabas cunctos [4]) *lance libraque pari,*
Non præbendarum cumulasti parcus acervos
Contentus fueras, sed tenui officio [5]):
Divitias contempsisti fastumque et honores,
Numilegos druides carpere suetus eras:
In factis constans, stabilis quoque non ut arundo
Vento agitata solet seu stipula aëripes [6]).
Cuncta opere explesti benefacta prius, docuisti
Tum deinceps alios te et tua facta sequi;
Tu pompas sæcli fugisti et gaudia vana,
Verba Dei assidue, scriptaque sancta legens:
Ergo tuis cœlum virtutibus obtinuisti [7]),
Sub pedibus tuis sydera clara vides. [8])

Die vier ersten Verse dieses Epitaphs sind in einen an der östlichen Auszenseite des Hochaltars, dem künstlichen Uhrwerke gegenüber eingefügten Stein ausgehauen; mit den beiden unbe-

Variant. Reusn. Titel: *In Joan. Geilerum Cæsarispergium, Summi Templi Argent. Concionatore Sebastiani Brandi.* — [1]) *Geilerus, Mons cui Cæsaris est patria* — [2]) *recubas.* — [3]) *rexti Præco fidelis.* — [4]) *Cunctos taxabas.* — [5]) *Contentus tenui semper at officio.* — [6]) *Aut stipula aëripes vento agitata solet.* — [7]) *Pro tantis cœlum meritis virtutibus inde.* — [8]) *Sub pedibus cernis sidera clara tuis.* —

deutenden Varianten jedoch: *defles* st. *deflet; per sex* st. *sex prope*. Nach *Geyler* steht ein Doppelpunkt, wie vor *Joannes*. Wie aus den Worten „*sede sub hac recubat*“ hervorgeht, befand sich diese Inschrift früher bei der Kanzel oder sollte wenigstens dort angebracht werden. Einzelne Anfangsbuchstaben sind roth oder hellblau ausgemalt. Nicht weit davon, links, befindet sich noch eine andere lateinische Grabschrift auf Geiler; jetzt auf Goldgrund, mit schwarzen vertieften Lettern. [1])

Geilers gewöhnlicher Zuname Doctor Kaisersberger, Keisersperger, unter welchem er von seinen Zeitgenossen bekannt war, und mit welchem er selbst auch vorzugsweise seine Briefe unterzeichnete; so wie der zweite Vers in Brants lateinischem Gedichte: [2])

Geyler, *monte quidem Cæsaris egenitus*, haben mehrere Schriftsteller, z. B. *Reimannus, Introd. ad Hist. Litt., T. III., p. 6;* Chr. M. Engelhardt, Wanderungen durch die Vogesen, S. 71; und neuerdings W. Wackernagel, in seiner trefflichen Literaturgeschichte, S. 340, Note 75, [3]) auf die Behauptung geführt, Geiler sei in Kaisersberg geboren. Allein weder der Zuname Kaisersberger [4]) den er

---

[1]) Es ist diejenige, welche ihm die Johanniter in ihrem Kloster zum grünen Wörth, wo er oft predigte, hatten setzen lassen: *Johanni Geiler Keysersbergio Theologo Integerrimo. Qui annos supra XXX Christi Legem Argentinensibus exemplo et sermone Constantissime patefecit. vt immortalis sit eius pro maximis suis meritis memoria huius Loci commendator et fratres hoc saxum Summo cum favore posuere. Obiit decima Martii. Anno Domini M.D.X.* — [2]) Im deutschen Gedicht steht blos: „Johannes Geiler lobes rich Den doctor Keisersperg man nant.“ — [3]) „Die Behauptung (Fr. W. „Ph. v. Ammon, in Geilers Leben, Lehren und Predigen) S. 4, „dasz Geiler in Schaffhausen geboren, in Kaisersberg erzogen sei, „wird durch dessen Grabschrift im Münster zu Straszburg wider„legt, welche beginnt *Quem merito defles, urbs Argentina, Johan„nes Geiler monte quidem Cæsaris est genitus.*“ Hier also eine dritte Variante! Vgl. unsern Text. — [4]) Aehnlicher Weise nannte sich Beatus Rhenanus, Bild von Rheinau, nach dem Geburtsorte seines Vaters, obgleich er selbst in Schlettstadt geboren wurde, (1485) Einige haben sogar Geilers Familie zu einer adelichen machen wollen, (Ammon, S. 4); allein vernehmen wir was er selbst, gelegenheitlich des Ursprungs und der Bedeutung des Adels, Postille, I, Fol. 17 b. sagt: „Ich bin auch geboren von altem stammen vnd geschlecht har, vom Adam, von dem du ouch bist, vnd bin als alt als du bist vnd

aus Dankbarkeit für seinen in Kaisersberg wohnhaften Groszvater angenommen: noch ein Vers in einem Grabgedichte, [1]) vermögen das übereinstimmende Zeugnisz der Zeitgenossen Geiler's, dem auch sonst die bedeutendsten Schriftsteller die von ihm handeln, seither beigestimmt haben, zu Gunsten von Schaffhausen, als dem Geburtsorte des merkwürdigen Mannes, zu zerstören. So bestätigt *Beatus Rhenanus*, ein jüngerer Freund desselben: „*Ortus est Joh. Geiler in urbe Schafhusia, antequam ab inclyto Austriae ducatu descirisset, anno gratiæ MCCCCXLV decima sexta Martii die, patre Joanne Geilero, matre autem Anna Zubera. Pater cum scribæ ejus opidi minister fuisset a manu, (Amanuensis, Gehilfe), ducta uxore, anno post, apud Ammerswillanam plebis notarii officium est assecutus.*“ Fol. 11. — [2]) Dasselbe bestätigt auch der Ammeister Peter Schott, Geilers warmer Freund und Gönner, auf dessen Betreiben er die Predigerstelle im Münster [3]) erhielt.

---

dem noch zuo rechen, so wer ich ouch edel, es holt die meynung nit.“ — [1]) wo *egenitus* übrigens nicht gerade geboren heiszen musz, sondern sich auch durch die Abstammung der Familie aus jenem Orte erklären kann. — [2]) S. *Joh. Geileri Cæsaremontani, primi concionatoris in æde sacræ majoris eccles. Argentor. Vita per Beat. Rhenanum Selestatinum. Selestad. Idibus Maiis. 1510. 6 Fol.* 4°. — [3]) Den Ursprung der Predigerstelle am Münster oder Hohen Stifft, erzählt Oseas Schadeus in seinem Münsterbüchlein, *Summum Argentorati Templum*, Straszburg 1617, S. 81 u. 82, auf folgende Weise: „Nach dem vor alten zeiten das Meszopfer in vollem schwang gieng, und der Messen so viel gestifftet und geordnet worden, sonderlich in den hohen Stifften, ist es endlich dahin gerathen, dasz man der Predig und Verkündigung Göttlichen Worts wenig geachtet, sondern mehr immerdar dem Meszopfer, als welches mehr eingetragen, abgewartet: daher es dann kommen, das man wohl hundert Pfaffen gefunden, under welchen nicht einer predigen können. Weil sich aber die Mönch, sonderlich die Dominicaner, die auch darumb die Prediger Mönch genennet wurden, uffs predigen am meisten begeben, und dardurch einen grossen zulauff vom gemeinen Volck überkommen, also dasz es dem hohen Stifft nachtheilig sein wollen, so haben die Thumherren einen Prediger Mönch umb ein gewissen Sold bestellt und verordnet, der die Predicatur im Munster zu S. Lorentzen sollte verrichten. Als aber derselbe nach end seiner Predig etwan pflegte zu sagen, Er habe ihnen, seinen Zuhörern, jetzt gesottenes gegeben, wann sie auch ins Kloster werden kommen, wolle er ihnen gebratenes fürtragen, und es besser machen, und also die Kirchspielkinder ins kloster gezogen: da hat es Herren Peter Schotten, den Am-

Von ihm sagt der Verfasser der *Athenæ Rauricæ „adseveravit porro Schottus cum patriæ secundum parentes omnia debeamus, eo illud maxime faciendum esse loco* [1] *qui Alsatiæ sit caput; ut enim Keisersberga, ubi educatus, ita et Scaphusium, ubi natus erat Geylerus, tum ad Alsatiam pertinebat.“* — [2]) Dieser letztere Umstand enthalt

---

meister höchlichen verschmacht und aus grossem mitleiden, so er gegen dem einfelligen Armen Man getragen, von seinem eigenen Gut 1200 Goldgulden uff ewigen Zinsz an unfehlbare gewisse Ort angelegt und geordnet, dasz dieselbe einer graduirten Person und *Doctori* der heyligen Schrifft solten gereicht werden, so sich der Predicatur im Münster mit Eyffer und ernst würde underfangen, und dieselbe trewlich verrichten. Das gefiel nun Bischoff *Ruperto*, Hertzogen und Fürsten usz Beyern, deszgleichen dem Thum Dechand Herren Hanszen einem Graffen von Helffenstein so wohl, dasz sie zu desto besserer underhaltung eines gelehrten Manns auch das Vicariat des Bischofflichen Caplans mit des Bapsts *confirmation* und bewilligung, ohngeacht wie hart es bei dem Capitel heben wolte, darzu gaben und verwandten. Darauff wurde *D. Johannes Geiler* von *Keysersberg*, welcher lange Zeit zu Basel, Paris und Löwen studirt hatte, und für den gelertesten Mann in Deutschland gehalten wurde, zu einem Thumprediger uff und angenommen, als Johann Crützer Pfarrherr oder Leypriester zu S. Lorentzen war, im Jahr Christi 1478... So viel aber *Doctor Johannes Geiler* von *Keysersberg* betrifft, hat derselbige auch mit grossem ernst und dapfferem Gemüth Geistlichen und Weltlichen, Hohes und Niderstands personen, ohn angesehen gunst oder ungunst, dermaszen die meinung gesagt, dasz wir, die wir seine Schriften und predigen jetz lesen, zum höchsten darüber uns verwundern müssen, so hat er auch starck uff ein reformation der Kirchen und des geistlichen Standts getrungen, aber offt uff der Cantzel gesagt, Er werde es nicht erleben, aber seiner Zuhörer ein theil werdens erleben, als dann werden ihn diejenigen, so ihn umb seiner scharffen predigen willen jetz hassen gern haben und hören wöllen u. s. w. Umb solcher seiner Aufrichtigkeit und hertzlich eyffers willen, hat ihn der gemeine Mann, der damals der Pfaffen Fusztuch nur sein müssen, sehr geliebt, hoch geehrt und gern mit grossen hauffen gehört, also dasz der platz im S. Lorentzen Capell zu klein worden. Da hat Herr Peter Schott Alt-Ammeister, uff der fabrik des Münsters, über die er neben andern Herren auch Pfleger war, so viel verschafft und von dem seinen dazu gegeben, dasz man diesem herrlichen prediger, wie man ihn damals dafür gehalten, Anno 1486 die köstliche Cantzel im Münster zu Ehren gebauwen, damit ihn männiglich hören möchte.“ — Diese Kanzel, die noch jetzt im Straszburger Münster bewundert wird, wurde erbaut durch „Meister Hansz Hammerern, den Werckmeister.“ S. 33. — [1]) *Argentorati.* [2]) S. *Athenae Rauricae sive Catalog. Professor. Acad. Basileens.*

zugleich die Erklärung davon, dasz ein im Elsasz [1]) geborener Beamter, als solcher ganz wohl eine Stelle in Schaffhausen bekleiden konnte. [2]) Geilers Vater verliesz jedoch, im Jahre 1446 schon, Schaffhausen, [3]) und siedelte sich in Ammersweiher [4]) bei Kaisersberg als Notarius an, wurde, da sein Sohn Johannes drei Jahre zählte, von einem Bären, der die dortigen Weinberge verwüstete, getödtet, [5]) und der Knabe von seinem, in Kaisersberg wohnenden Groszvater erzogen. Dasz er jedoch in Ammersweiher confirmirt wurde, sagt er uns selbst in folgender Stelle der Emeis (1508), Fol. 21 b.: vor xxx. iaren, ee ich her [6]) kam zuo Ammerschwyer da obnen im land, da ich das a b c. gelert hab vnd auch da gefirmt bin worden, aber nit getaufft.“ [7])

---

ab a. 1460 ad a. 1778, Basil. 1788, p. 4. — [1]) Ueber die Ausdehnung des Elsasses in ältern Zeiten, *s. Schœpflin, Alsat illustr. 1, Introd.; Seb. Münster, Cosmographia, Bas. 1572, Lib. I, Cap. 24, p. 28.* — [2]) So wurde auch Dr. Joh. Adelphus, Herausgeber von Geilers Lebkuchen und Pater Noster, ein Straszburger, Arzt und Stadtphysikus in Schaffhausen. — [3]) Irrig ist demnach Ammon's Behauptung, S. 4, dasz G. „seine erste Jugendbildung wohl in Schaffhausen erhielt.“ — [4]) nicht Ammersweil, wie bei Ammon. — [5]) So erzählt *Beatus Rhenanus*, l. c. Fol. 11 a. [6]) Nemlich nach Straszburg. — [7]) Geiler führt zuweilen von seinen Lebensumständen in seinen Predigten an; so sagt er in der Postille, I, Fol. 25 a.; dasz er in Marsilien, Marseille, gewesen, und daselbst die Krüge der Hochzeit von Cana gesehen habe: „Nochdem ich derselben krüg dry gesehen hab in Marsilien, so gond in ein yeglichen, als ichs überschlaz, ongeuerlich sechs, syben oder acht mosz, diszer mosz hye.“ — Im Wannenkremer, Fol. 88 b. sagt er, er sei in Leon, Lyon, gewesen: „Ich bin zuo Leon gewesen, da ich zuo sant Maria magdalena zoch, vnd gab einem knaben ein pfennig, er solt in vff den altar legen, da wiszt er nit was er damit thuon solt, wann es ist nit da gewohnlich, sunder man het kertzlin feil, da steckt einer ein pfennig yn, wer da wil oder nit wil, vnd opffert es, vnd nit gelt, man weisz von geltopffer nüt ze sagen.“ — So sagt er in der Emeis, wie er die erste Predigt Doctor Creutzer's gehört, „der ein prediger münch ward zu Basel, (früher) aber hie zuo Straszburg zuo sant Laurentzen ein leutpriester geweszt vnd ein Vicary vff vnserm chor,“ und setzt hinzu: „Vnd ich Johannes Geiler von Keisersberg würd bald lxiij iar alt, vnnd stand noch hie zuo schreyen vnd zuo bellen. Aber ich gedenk das es gar ein behuotsamer stiller leben was weder es yetz ist.“ Fol. 20 a.

Vorzüglichſte Lebensmomente Geilers von Kaiſersberg, in chronologiſcher Ueberſicht.

1445 16. März, wird Johannes Geiler in Schaffhausen, damals zum Elsass gehörig, geboren. Sein Vater war Johannes Geiler, Amanuensis des dortigen Notars; seine Mutter hiess Anna Zuber.

1446 zieht sein Vater als Notar nach Ammersweiher.

1448 wird er, nach dessen Tode, von seinem Groszvater, einem angesehenen Bürger, in Kaisersberg, erzogen; befolgt aber die Schule des benachbarten Ammersweiher (Emeis 21 b.)

1459 wird er in Ammersweiher gefirmt.

1460 als Student der Universität Freiburg, im Breisgau eingeschrieben.

1462 als *Baccalaureus artium* aufgenommen.

1463 *Magister artium.* Bei dieser Aufnahme musz er schwören, bei Strafe, in den nächstfolgenden zwei Jahren weder Schnabelschuhe noch Halsketten zu tragen.

1465 liest er über den ersten Theil der Summa des Alexander Hales; beginnt den 31. August; wird in das *Consilium facultatis* aufgenommen.

1466 liest über die *Libri de anima.*

1469 wird *Decanus facultatis artium.*

1470 acht Tage nach Weihnachten unterzeichnet er noch, als Dekan, mehrere Diplome und Briefe.

1471 siedelt er nach Basel über, wo er sowohl in der philosophischen als in der theologischen Fakultät aufgenommen wird; an letzterer, liest er, als Stellvertreter des Titular-Professors Mag. Heinrich Nobilt, über das 5 B. Mosis und die Offenbarung.

1472 liest er über das erste Buch *Sententiarum* von Petrus Lombardus, *(de Deo ejusque essentia).*

1473 setzt er damit fort und gelangt bis zum Ende des vierten Buches.

1474 wird er *Decanus artium* und *Baccalaurens Theologiæ*.

1475 zum *Doctor Theologiæ* und ordentlichen Professor derselben ernannt.

1476 wird er, auf sein Begehren entlassen, und folgt einem Rufe als *Lector sacræ Theologiæ* und ordentlicher Professor der Theologie nach Freiburg; 19. April.
Den 31. October wird er Rektor der dortigen Universität.

1477 begibt er sich, um seine Gesundheit zu stärken, nach Baden, wo er predigt und die Bekanntschaft mehrerer angesehener Bürger aus Würzburg macht, und bald darauf als Prediger in jene Stadt berufen wird; da er nun nach Basel reist, seine dort gelassenen Bücher zu holen, bewegt ihn der Ammeister Peter Schott, von Straszburg, sich dem Elsasse, seinem Vaterland nicht zu entziehen, und nach Straszburg, dessen Hauptstadt zukommen.

1478 „Anno 1478 den 20. Januarij, wurde S. Elisabeten Closter, so vor der Statt Straszburg gestanden vnd abgebrochen worden, wider gebawet, haben den ersten Stein in das Fundament gelegt, Paulus Mumhart, Probst zum jungen S. Peter, inn gegenwert Meyster Egidian von Braunschweig, vnd Johann Keyserspergers, beider Theologen.“ Bernh. Hertzog, Edelsasser Cronik, IV, Fol. 114. — Zur Osterzeit, wird er Prediger der Lorenzenkirche, im hohen Stift in Straszburg und Caplan des Bischoffs. Er wurde, als solcher, vom Pabst Sixtus IV bestätigt, „der ihm den gewalt geben, vff ein nüwes die heilig geschrifft vsz zulegen.“ (Buch Arbore humana).

1479 Fällt wahrscheinlich seine Reise nach Paris. (Von einem frühern Aufenthalt in Löwen spricht nur der spätere Oseas Schadäus, während Wimpheling und Beatus Rhenanus, Geilers Zeitgenossen, davon schweigen).

1480 macht er, in Begleitung von mehr als hundert Straszburgern, eine Wallfahrt nach Einsiedeln und besucht Bruder Klaus. In dieses Jahr fällt sein Trostspiegel[1]), welcher 1510

---

[1]) Von den Predigten gebe ich nur die deutschen Originalien oder Uebersetzungen an.

mit den sieben schaiden, und 1511 mit dem irrigen schaf gedruckt erschien.

1481 werden die Unordnungen im Münster, gelegenheitlich des Adolphifestes, auf sein Bitten abgestellt.

1482 Provinzialsynode in Straszburg unter Bischof Albrechts Vorsitz. Geilers freimüthige Synodalpredigt, lateinisch; davon eine deutsche Uebersetzung von Wimpheling, 1513, Straszburg.

1483 Reise nach Marseille (Post. I, 25 a.) und Lyon (Wannenkremer, 88 b.)

1485 Antrag von Bischof Friedrich von Augsburg, als Prediger nach dieser Stadt zu kommen.

1486 läszt Peter Schott die prachtvolle steinerne Kanzel im Münster bauen unter welcher G. begraben liegt.

1487 Neue Anträge von Augsburg.

1488 Anträge von Basel. — Hält er eine Reihe von Predigten in Augsburg. Erscheinen der Ausgabe von Joh. de Gerson, *doctoris christianissimi opera vol. III, 1488 Fol.*; in neuer Auflage Basel 1494; Wimpheling und Peter Schott, *junior*, sind ihm dabei behilflich. — Berg des schawenden Lebens, Fol. gedruckt 1510 durch Hans Otmar in Augsburg.

1489 Neue Anträge von Basel.

1490 Von dem baum der seligkeit; D. K. Alphabet in xxiij. predigen. Straszb. durch Joh. Grieninger, 1518 mit den Sünden des Mundes, Fol.

1492 August. Predigt vor Kaiser Maximilian I, in Straszburg. (Postille).

1493 Von 7 peinen der geistlichen hell auff diesem ertrich; — Von 5 stucken die sich verlouffen, so ainem menschen hail widerfart. Beide im Berg des schowenden Lebens.

1495 Der 3 Marien Salbung des H. J. C. Joh. Grieninger, Straszb. 1520; — das buoch *arbore humana*, von dem menschlichen leben, gepredigt von Dr. Joh. Keisersperger, darin zu lernen des Holtzmeyers des dotz frölich zu warten. Gedruckt 1510 und 1521 durch Joh. Grüninger Fol.

1495 u. 1496 Von absterben den bösen lüsten; im Berg d. schow. leb.

1496 Von den 9 früchten eines geistl. klosterlebens; dem vorigen beigedruckt.

1497 Von den 7 Eselhefften oder hindernissen der gottselikeit.

1498 Ein sehr fruchtbares Jahr: Von dreyerley bildnern der nechsten liebe; von übung der tugenden; von 7 früchten, die da wachsen aus einem guldin munde; von der erkentnisz sein selbst; D. K. Narrenschiff usz latin ins tütsch bracht, darin vil Weiszheit ist zu lernen, vnd leert auch die Narrenschel hinweckwerffen. Straszburg gedruckt durch Joh. Grieninger, 1520.

1499. Ein sendtbrieff D. J. G. v. K. wylant gethon an die wirdigen Frawen zu den Reuwern zu Freiburg im Breiszgaw, darinn sie ermanend zuo der woren Ewangelischen geistlicheit, vormals in Truck nie mehr auszgangen. Der brieff ist gegeben Straszburg zu S. Barrabas-Tag a. 1499. 4°.; — de 7 schwerter vnd 7 schayden, mit dem Granatapfel, Augsb. 1511; Straszb. Joh. Knoblouch, 1511. Fol.

1500 Cristenlich bilgerschafft zuom ewigen vatterland. Basel, 1512, Adam Petri von Langendorff, Fol; — von dem baum Zacchei; mit dem Berg d. sch. Leb. zu St Johann im Grünen wörd gepredigt.

1501 Vorhaben Geilers sich mit Wimpheling und Christoph von Utenheim in die Einsamkeit, bei Mainz, zurückzuziehen. Liest von dem Rath in Straszburg einundzwanzig Reformartikel vor. — Predigten dieses Jahrs: das irrig schaf, dabei: der hellisch Leuw, die cristenlich Kunigin, der dreieckecht spiegel, das Eschengrüdel, das clappermaul, der Trostspiegel. Straszb. gedruckt von Matthias Schurer, Fol. 1514, und dasselbe Jahr von Joh. Grüninger.

1502 Wird G. Kaplan des Kaisers Maximiliam I. Predigt: der has im pfeffer. Ain gaistliche bedeutung des heszlins. 1502 mit dem Granatapfel gedruckt.

1503 Wird er vom Kaiser berufen, um sich mit ihm über mehrere wichtige Angelegenheiten zu unterhalten; derselbe schickt ihm 50 Gulden zur Reise; sie treffen zu Fiessen, in den julischen Alpen, zusammen. — Das schön buoch genant der Seelen Paradisz von waren vnd vollkummnen tugenden sagend, hatt gepredigt vnd zuletzt corrigiert J. G. v. K. im Jahr 1503. Gedr. Matth. Schurer, Straszb. 1510. Fol.

1504 Predigt G. abermals in Gegenwart des Kaisers Maximilian I. Das Evangelibuch geprediget v. G. v. K. in seinen fier letzten iaren, von Bruder Joh. Pauli, Barf. Ord. behalten vnd aus seinem mund vffgeschrieben A. 1504. Fol. Straszb. bei Joh. Grieninger gedr. 1515.

1505 verfasst G. sein Testament, welches die Strassb. Stadtbibliothek noch aufbewahrt. [1])

1506 Rede bei der Leichenfeier Bischof Albrechts. — Am Sonntag Lätare, wohnt Geiler der Bischofsweihe Wilhelms von Hohenburg bei, die er im Lebkuchen beschreibt.

1507 Schiff des hails, der reuwe; der penitentz. Fol. bei Joh. Grüninger. Straszb. 1512; — das schiff der penitentz. Straszb. Matth. Hupfuff. 1515; — Herr der künig ich diente gern, Joh. Grüninger 1516 und 1517; mit der Emeis; — der hellisch Leuw, mit dem irrigen schaf; von dem wannenkremer vnd der kaufleut hantierung, geistlich vnd weltlich, xx predigen, mit den Brösamlin von Joh. Pauli (1506 — 1509) vffgelesen. Straszb. Joh. Grüninger 1517. Fol.

1508 Von den xv staffeln vnd grad, die man vffsteigt zuo gott, hat D. K. gepredigt im J. 1508; vnd sie von seinem mund gehört vnd vffgeschriben Frater Joh. Paulin; mit den Brösamlin; — die Emeis, s. oben; — D. K. Paternoster, vszlegung über das gebette des herren, Straszb. Matth. Hupfuff, 1515. Fol.

---

[1]) Herausgegeben von Tim. Wilh. Röhrich, Nachrichten über Geilers Bibliothek, in Niedners Zeitschrift für historische Theologie, 1848, S. 572 u. ff.

1509 Fier predig von U. L. F. Himelfart vnd empfengnis. Straszb. bei Joh. Grieninger, 1512. Fol.

Ohne Angabe der Jahre in welchen die Predigten gehalten wurden, sind folgende Sammlungen:
Das buch Granatapfel, *Malogranatus* u. s. w. Augsb. Hans Otmar, 1510 Fol.; Straszb. Joh. Knoblouch, 1511. Fol. — Gaystliche bedeutung des auszgangs der kinder Israel von Egypto; mit dem Granatapfel; — die gaistlich spinnerin u. s. w.; ebendas., — desgleichen die schon angeführten: christenl. königin; dreieckecht spiegel; Eschengrüdel; clappermaul und eine der seltensten Geilerischen Schriften: Predigen von den Stuffen-Psalmen, Straszb. 1515, Fol. (Oberlin). In der Stiftsbibliothek von St. Gallen gewährte man mir, im Herbst 1848, die Durchsicht eines von Geiler verfaszten, handschriftlichen Gebetbuchs für Nonnen. Es führt den Titel: Siben gassen (503. G. XV); in der mit rother Dinte geschriebenen Vorrede heiszt es: „vn het disz gelert der hochwirdige dockter Johes geyler von keysersberg.“ Diese Schrift ist bis jetzt noch nirgends angeführt worden.

1510, 10 März, gegen Mittag, stirbt, zu Straszburg, Dr. Johannes Geiler von Kaisersperg, sitzend auf seinem Lager, im beinahe vollendeten fünfundsechzigsten Jahre seines Alters,

Inhalt.

Nro.		Seite.
	Vorwort.	
	Einleitung	1
I.	Am mitwoch nach Reminiscere: Vonn den Vnholden oder von den Hexen	17
II.	Am dunrstag nach Reminiscere: Von dem Wütischen vnd Vnholden Herr	20
III.	Am freitag (nach Reminisc): Von des teuffels gespenst . .	25
IV.	Am samstag nach Reminiscere: Vonn wilden mannen . . .	28
V.	Am dritten sontag der fasten, Occuli: Von den werwölffen .	31
VI.	Am montag nach Occuli: wider von den Vnholden oder Hexen	32
VII.	Am zynstag nach Occuli: Von den verzuckten frauen in den fronfasten vnd andrer Zauberey	33
VIII.	Am mitwoch nach Occuli: Ob der teuffel möge den menschen schaden zuofügen oder nitt	36
IX.	Am dunrstag nach Occuli: Ob man die Hexen mög brechen oder nit	40
X.	Am freitag nach mitfasten: Warum frŏwelich geschlecht mee verwüstet sei mit hexerey den die man	41
XI.	Am sontag nach Mitfasten: Ob man die kind verzauberen mög mit dem gesichtt. De Fastinatione.	44
XII.	Am sontag Letare, zuo mitfasten: Wan ein mensch verzaubert ist, wie es sich halten sol	48
XIII.	An dem montag nach mitfasten: Wie die alten weiber ettwan das vih segnen	51
XIV.	Am zynstag nach mitfasten: Wie man zauber nit mit zauber vertreiben sol.	52
XV.	An dem Mitwoch nach mitfast. (Fortsetzung der vorigen Predigt).	55
XVI.	Am dunrstag nach mitfasten: Wie es kumpt daz daz weihwasser zuo Zeiten nit hilfft wider zauberey.	60
XVII.	An dem freitag nach mitfasten: Wie das die Hexen Milch aus einem Axthelm melken.	62
XVIII.	Samstag nach mitfasten: Von des teuffels gewalt	67

Seite.

Blose Titel- und Inhaltsangabe haben:

XIX. Am sontag Judica oder Sontag vor dem Palmtag: Vonn dem das got dem tüffel so uil über den menschen verhengt . . 72

XX. An dem (Montag) nach Judica: Von dem gewalt der bösen vnd den Hexen. (Geilers Ansicht über die Hexenprozesse.) . 73

XXI. Am zinstag vor dem Palmtag: Warum got dem bösen vnd der zaubernisz verhenget über die menschen 73

XXII. Am mitwoch vor dem Palmtag: Warumb got dem bösen sovil über den menschen verhenget 73

XXIII. Am dunrstag vor dem Palmtag: das wort felt, so einer spricht: Ich habe einen guoten glauben, der teuffel oder sein gespenst mag mir nit thuon. 74

XXIV. Am freitag vor dem Palmtag: das die vnfrummen menschen sollen grosz forcht hon 74

XXV. Am samstag Palm abent: Wie ein mensch sol leren erkennen sein sünd 74

Anhang. Seite.

Eyn über geschrift der begrebnyss Doctor Johannis Keisersperg durch Sebastianum brant gesetzt 77

Bemerkungen darüber . . . . . —

Carmen Seb. Brandtii sepulchro Keiserspergii affixum . . 80

Ueber Geiler's Geburtsort . . . . . .

Die Gründung der Predigerstelle im Münster, Note 82

Vorzüglichste Lebensmomente Geilers von Kaisersberg, in chronologischer Uebersicht 85

Jörg Wickram,

Volksschriftsteller und Stifter der Colmarer Meistersängerschule im 16. Jahrhundert,

und dessen vorzüglichste Schriften,

dargestellt

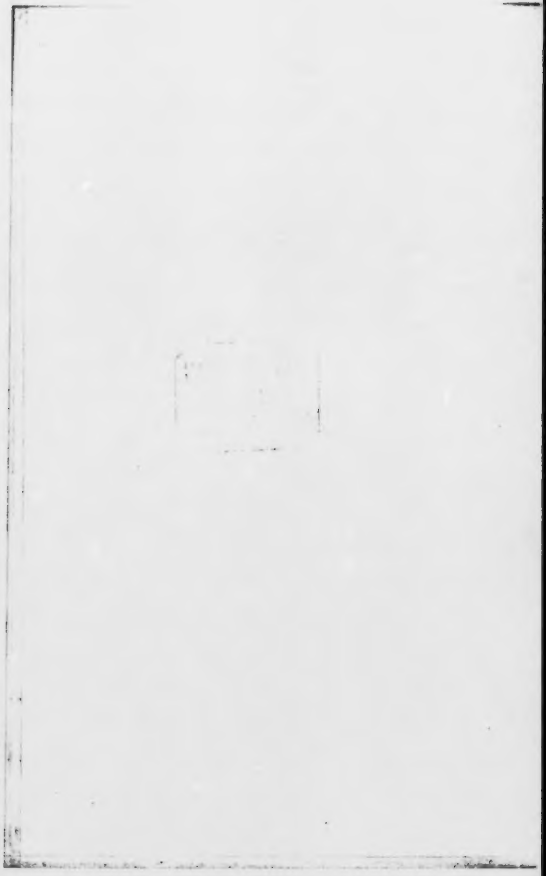
von

August Stöber.

Zweite vermehrte und verbesserte Bearbeitung.

Mülhausen,
Gedruckt bei J. P. Rißler u. Komp.
Zu finden in allen Buchhandlungen des Elsasses.

1866.



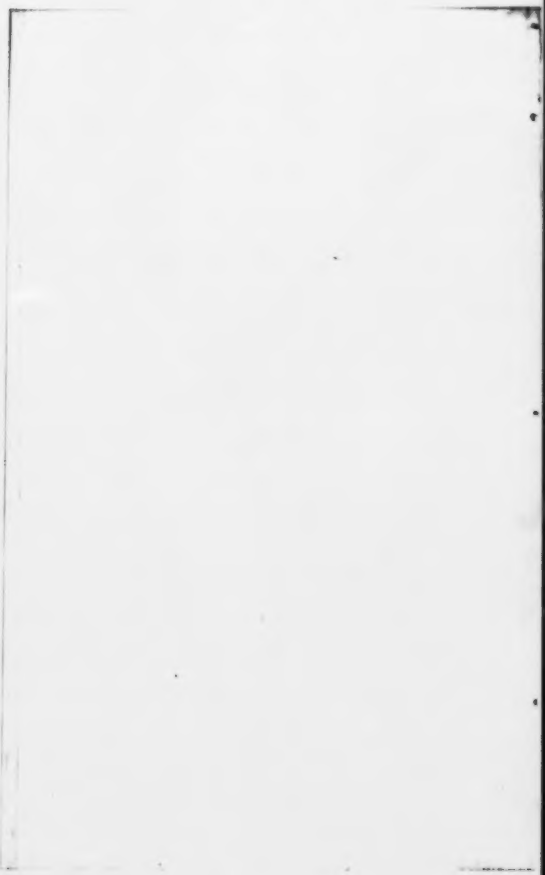
Jörg Wickram.

Vorwort.

Ich wollte urſprünglich dem Elſäſſiſchen Samstagsblatte nur eine Beurtheilung der neuen von Heinrich Kurz, in Aarau, beſorgten Ausgabe von Jörg Wickrams Rollwagenbüchlein geben. Weitere Nachforſchungen über unſeren Colmarer Volksſchriftſteller, ließen mich jedoch einige neue Entdeckungen über ihn und ſeine Familie machen, und ſo wuchs mir die Arbeit nach und nach heran. Ich wage es, dieſelbe, ſo lückenhaft ſie auch iſt, als Beweis guten Willens, der Nachſicht der Freunde elſäſſiſcher Literatur und Geſchichte anzubieten.

Mülhauſen, 6. September 1865.

Der Verfaſſer.



Seinem Freunde

Dr Heinrich Kienlen,

Pfarrer zu St. Wilhelm in Straßburg und Präſidenten des Conſiſtoriums,

in

allen Treuen

gewidmet

vom

Verfaſſer.

1. Einleitende Bemerkungen über die Schwänkesammlungen des 16. Jahrhunderts.

Nimmt man die zu Anfang des 16. Jahrhunderts erschienenen lateinisch geschriebenen facetiae des Bebelius aus, die später öfters, deutsch bearbeitet, in andere Sammlungen übergingen: so führen uns die Schwänkebücher desselben Jahrhunderts, die sich als Lieblinge des Volkes bis ins folgende erhielten, beinahe sämmtlich auf elsässischen Boden.

Den Reihen beginnt der launige, vielerfahrene Barfüßer Johannes Pauli, ein Schüler und Zuhörer Geilers, der bei vierzig Jahre als Lesemeister in Thann gepredigt, mit seinem allverbreiteten, vom Jahr 1522 bis 1567 in fünfundfünfzig Ausgaben bekannt gewordenen Volksbuche „Schimpf und Ernst“.

Auf ihn folgt Georg Wickram, von dessen Rollwagenbüchlein der treffliche befreundete Literaturhistoriker Heinrich Kurz, Professor und Bibliothekar in Aarau, vor kurzem eine neue schön ausgestattete Ausgabe erscheinen ließ[1]), die wir als willkommenes Alsaticum begrüßen und weiter unten näher besprechen müssen.

1) Sie bildet den siebenten Band der von ihm unter dem Titel „Deutsche Bibliothek“ herausgegebenen Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen National-Literatur. Leipzig 1865, L und 223 Seiten, kl. 8., auf schönes, weißes, geglättetes Papier mit rother Einfassung gedruckt.

Die Gunst die sich Wickram mit seinem Buch beim Volke gewann, veranlaßte den Frankfurter Buchdrucker Nikolaus Basäus Jacob Frey's »Gartengesellschaft«, die zuerst 1557 erschien, als »das ander theil deß Rollwagens«, so wie des Martin Montanus „Wegkürtzer", aus demselben Jahre, als „das dritte theil deß Rollwagens«, 1597 mit diesem in einen gemeinsamen Band zu vereinen. Beide Verfasser waren ebenfalls Elsässer: der erstere Stadtschreiber zu Mauersmünster; der letztere, ein Straßburger.

Diese Schwank- und Anekdotenbücher, nebst ähnlichen, wie Lindner's „Katzipori« und „Rastbüchlein", Schumann's »Nachtbüchlein", Kirchhof's „Wendunmuth« u. a.[1]), waren nicht blos für's Volk bestimmt, sie sollten auch ehrbaren Kaufleuten, wenn sie mit ihrer Waare zur Messe nach Straßburg oder nach Frankfurt zogen, sei's auf Rollwagen oder auf Schiffen, so wie andern wackern Bürgersleuten in Scherhäusern und Badstuben, als Zeitvertreiber dienen. Sie bilden eine vollständige Literatur, die ein getreues anschauliches Bild des Volkswitzes und der Sitten jener Zeit liefern. Eine gute Auswahl davon, nebst etwas dürftigen, literarischen Nachweisungen, hat Ignaz Hub unter dem Titel »Die deutschen Volksbücher und Schwänke des 16. Jahrhunderts", 1857 in Nürnberg veröffentlicht. Karl Gödeke kündigte im ersten Bande, S. 372, seines Grundrisses zur Geschichte der deutschen Literatur eine ähnliche Sammlung an, die jedoch, soviel mir bewußt, noch nicht erschienen ist.

1) Die vollständigen Titel derselben nebst Beschreibung der Ausgaben und Notizen über die Verfasser, sind bei K. Gödeke, Grundriß zur deutschen Literatur, Bd I., S 373—378, Dresden 1862; nachzusehen. Diese Schriften befinden sich auf der Straßb. Stadtbibliothek.

2. Notizen über einige Mitglieder der Familie Wickram.

Der Verfaſſer des **Rollwagenbüchleins**, **Georg** oder **Jörg**, wie er ſich ſelbſt nennt, gehört der aus Türkheim, einer der zehn elſäſſiſchen Reichsſtädte, ſtammenden angeſehenen, jetzt ausgeſtorbenen Familie **Wickram** oder **Wickgram**[1] an, welche mehrere ausgezeichnete Männer, auf verſchiedenen Gebieten geiſtigen Wirkens aufzuweiſen hat.

Die **Wickramgaſſe**, in Colmar, iſt zu Ehren desjenigen unter ihnen alſo genannt, welcher die noch im 14. Jahrhundert aus Moraſtboden beſtehende Au in ein fruchtbares Land umgewandelt, das beinahe zwei Stunden im Umfange hat und aus Gartenfeld, Aeckern, Reben, Wieſen und Waldungen beſteht, die von den klarfließenden fiſchreichen Waſſern der Lauch und Thur umſpült werden. In der Ober-Au trug, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, ein Theil den Namen **Wickrams Blumenfeld**, der, ungeſchickter Weiſe, ſpäter in denjenigen „Niklas Brunnfeld“ umgeſtaltet wurde. Desſelben Ehrenmannes ſteinernes Bruſtbild ſchmückte einſt die Krone der innern Hauptthüre des alten Rathhauſes oder ehemaligen Wagkellers[2]. Sein Vorname iſt nicht erhalten worden, jedenfalls iſt aber dieſer Wickram der älteſte der bis jetzt bekannt gewordenen.

Mehrere derſelben beſaßen in Colmar das Bürgerrecht.

1) Der Name vom alten wic, wich, Kampf, und ram, Rabe, in latiniſirter Form Wicrannus, bedeutet wörtlich: Rabe im Kampfe. **Stoffel**, in der Alſatia 1853, S. 252.

2) (**Billing**), der Patriot. Elſäſſer, 1777, I, 88.

Im Jahr 1458 kömmt dort ein Conrad als Gerichtsſchreiber vor.

Einer Notiz im Pfarr-Regiſter von St. Martin zufolge, ſtarb den 8. Auguſt 1508 der Protonotarius Vinzenz W., deſſen Söhne Johann und Georg waren [1]).

Einem Wickram, deſſen Vorname nicht mehr bekannt iſt, wurde 1514 auf dem St. Anna Kirchhofe zu Colmar ein Grabſtein geſetzt mit dem Wappen des Geſchlechtes: »einem runden Kolben ohne Stacheln mit einem Griffe, faſt wie der ſogenannte Colmarer Sporn« [2]).

An unſern herrlichen Geiler von Kaiſersberg [3]), ſchließen ſich Peter und Conrad Wickram, deſſen Schweſterſöhne. Erſterer war eine zeitlang Schulrektor zu Breiſach [4]), wo er ſich durch Einführung einer neuen Methode verdient machte, wurde Doktor der Theologie und folgte ſodann ſeinem Oheim, von dem er eine Predigtſammlung herausgab [5]), als Dompredicger im Münſter zu Straßburg nach, woſelbſt er von 1540 bis 1523 wirkte. Röhrich ſagt von ihm in ſeiner Geſchichte der Reformation im Elſaſſe: »Als

1) S. Dr. Kienlen, in den Elſäſſiſchen Neujahrsblättern 1848, S. 288.

2) Silling, S. 86.

3) Warum iſt dieſem hochverdienten Elſäſſer, der als Menſch und Schriftſteller eine der ſchönſten Zierden des Landes iſt, in unſerer denkmalſüchtigen Zeit, noch kein Ehrendenkmal errichtet worden? Sein in Holz geſchnittenes, ſeitdem oft durch Steindruck wiedergegebenes Bildniß iſt vor ſeiner Predigtſammlung „Poſtille“ zu finden und würde ſich, in der ſchönen alten Tracht, in Stein gehauen, gewiß trefflich ausnehmen.

4) Rosmann und Ens Geſchichte von Alt-Breiſach, S. 284.

5) Sermones et varii Tractatus Keiserspergii. Argentorati, Grüninger 1518, fol.

ſtrenger Sittenprediger hatte er ſchon zuvor, dem Beiſpiele ſeines großen Oheims folgend, bei mancher Gelegenheit freimüthigen Tadel über beſtehende Mißbräuche hauptſächlich über die tiefe Verſunkenheit der Geiſtlichen ſeiner Zeit, ausgeſprochen. Jetzt (1521) fieng er an öffentlich in ſeinen Predigten ſich zu den geläuterten Religionsanſichten zu bekennen, und ſchrieb in dieſem Jahre noch ſelbſt an Zwingli, um demſelben ſeinen Beifall zu erkennen zu geben und ihn zur muthigen Ausdauer in dem begonnenen Werk zu ermuntern; jetzt, ſagte er, höre ich einmal wahre chriſtliche Hirten, die ihren Schäflein Brod und nicht abgeſchmackte Mährchen darbieten. — Jedoch Wickgrams Eifer war blos auf das moraliſche Verderben der Glieder der Kirche gerichtet, deſſen wahren, in das ganze römiſche Kirchenſyſtem verflochtenen Grund, ſein beſchränkter Geiſt nicht erfaßt hatte. Die Reformation des Lebens der meiſten Geiſtlichen ſeiner Zeit wollte er; als er aber ſah, daß die Reformatoren, welche die tiefer liegenden Quellen des Uebels beſſer erſpäht hatten, zu der Reformation der Lehre übergiengen, trat er, wie manche ſeiner Zeitgenoſſen, von ihrer Gemeinſchaft zurück, denn er ſah in ihnen nichts als gefährliche Neuerer. Anhaltende Kränklichkeit hatte ſeinem Charakter etwas Grämliches gegeben und die Kraft ſeines Geiſtes gebrochen, ſo daß die Eingebungen des Domkapitels, von welchem er abhieng, es endlich dahin brachten, daß er gegen die Reformation heftig predigte" [1]).

Conrad, Peter Wickrams Bruder, war Suffragant oder Weihbiſchof der Hochſtifte Baſel und Straßburg; er ſtarb 1534 in letzterer Stadt, ſein Leichnam wurde aber nach

1) Bd 1, S. 129—130. — *Grandidier*, Essais sur la cathédrale de Strasbourg p. 82—85.

seinem Heimatorte Türkheim gebracht und in der St. Barbarakapelle der dortigen Pfarrkirche begraben. In seinem Testamente bestimmte er den Ertrag eines Theils seiner Güter einem studierenden Jünglinge der wickramischen Familie, der von dem ältesten Mitgliede derselben und dem Dechanten in Colmar bezeichnet werden sollte; konnten diese sich in ihrer Wahl nicht vereinigen, so fiel der Vorschlag dem Bürgermeister von Türkheim zu [1]).

Ein anderer Conrad lebte zu Anfang und in der Mitte des 16. Jahrhunderts; er war von 1521 bis 1546 Stättmeister in Colmar [2]).

Ein jüngerer Vinzenz erschien 1521 als Gesandter der zehn freien Reichsstädte des Elsasses, mit Ausschluß von Hagenau, auf dem Reichstage zu Worms [3]).

Valentin war 1540 Schulrektor in Breisach; er war des oben besprochenen Peter Wickrams Nachfolger, der in jenem Jahre an Geilers Stelle nach Straßburg berufen worden.

Im Jahr 1534 kommt ein Bartholomäus Wickram als Stiftsherr zu St. Martin in Colmar vor [4]).

Gregorius Wickram war Gerichtsschreiber in derselben Stadt und gab 1537 eine Schrift heraus mit folgendem Titel: „Biecher Vincentii Obsopei, Von der kunſt zu trinken“ [5]).

1) Billing, S. 87. S. über Conrad auch Grandidier, p. 77.

2) Billing, ebendas.

3) Billing, ebendas.

4) Röhrich, S. 127, Anm. 17.

5) S. Kurz, VI. — Hub, S. 87 und Gödeke, S. 369 verwechseln diesen Gregorius mit unserm Georg

Endlich finden wir um das Jahr 1534 einen Georg Wickram als Buchdrucker und Bürger in Colmar [1]).

3. Jörg Wickram. Biographische Nachweisungen.

Mein werther Freund und ehemaliger College, Dr. H. Kienlen, jetzt Pfarrer und Conſiſtorial-Präſident in Straßburg, vermuthet mit Recht, Georg Wickram ſei in Colmar geboren und der Sohn des bereits erwähnten, den 8. Auguſt 1508 verſtorbenen Vinzenz geweſen [2]); eine Annahme, der auch Gödeke und Kurz folgen, und die für ſich hat, daß der zweite von Vinzenz Söhnen Georg hieß, und deſſen Leben in die Zeit fällt, da der Verfaſſer des Rollwagenbüchleins gewirkt hat.

Von ſeiner Kindheit und ſeinen Lehrjahren iſt nichts bekannt; auch von ſeinen ſpätern Lebensumſtänden ſind nur wenig ſpärliche Andeutungen oder beſtimmte Daten vorhanden.

Jörg Wickram iſt wohl in den neunziger Jahren des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren und um 1561 oder 1562 geſtorben, was aus der Vorrede des „Chriſtlichen Burger-Spieles Tobiae“ hervorgeht, die der Buchdrucker „Thiebolt Berger am Barfüſſer Platz, zu Straßburg“, in gedachtem Jahre herausgab [3]).

Mit Gewißheit können nur folgende Thatſachen aus Wickrams Leben feſtgeſtellt werden: daß er von Colmar und daſelbſt Bürger, Dichter und Gründer der dortigen Meiſterſängerzunft war, wie er es, für die

1) Röhrich.

2) Elſäſſiſche Neujahrsblätter, 1846, S. 288.

3) Gödeke, I, 370; vgl. Kurz, X.

erstern Bezeichnungen, auf mehrern Titelblättern seiner Bücher selbst sagt, und wie es, für die letztern, aus einem andern, schriftlichen Zeugnisse von ihm hervorgeht. »Aus einer handschriftlichen Bemerkung Wickrams im Colmarer Meistergesangbuch, sagt Kurz (VII), das er im Jahre 1546 zu Schlettstadt gekauft hatte und das sich jetzt auf der Königlichen Bibliothek zu München befindet, ergibt sich, daß er die Meistersängerschule in Colmar gegründet hat. Es wird dieß durch eine zweite Bemerkung in der ebenfalls in München befindlichen und von Wickram herrührenden Abschrift eines Liederbuchs von Hans Sachs bestätigt. Es heißt in derselben: „Vnd gehort diss Buoch der gemeinen singschuol zuo Colmar, ward angefangen zuo schriben durch iergen Wickramen Tichter vnd anfenger diser schuolen. Gott der almechtig welle weiter genod gebenn. Amen. Anno salutis 1549, tertio Augusti.« Im oben erwähnten Meistersängerbuch steht von Wickrams Hand: »Anno Domini 1546 vff deß felgenn Apostels Sant Thomas Tag hab ich Jerg wickram diß buoch zuo schlettstatt gekaufft .... Hab demnoch vff volgenden weinacht tag Sampt einer geselschaft die erste schuol gehalten [1]).

Bestimmt ist endlich nachweisbar, daß unser Wickram Protestant [2]) war und in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, als Stadtschreiber zu Burgheim lebte. In der Widmung der ältesten bekannten, im J. 1555 ohne Orts- noch Buchdrucker-Angabe erschienenen Ausgabe sei-

1) Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, herausgegeben von K. Bartsch. Stuttgart 1853, p. 2 u. 3.

2) Zahlreiche Aussprüche und polemische Ausfälle gegen die römische Kirche beweisen dies.

nes „Rollwagenbüchleins“, heißt es: „Dem erſamen für„nemmen vnd achtbaren Martin Reuen, Burger vnnd Wirdt „zuo der Bluomen zuo Colmar, meinem inſonders günſti„gen Herren vnd guoten freündt ... Datum Burckheim „auff Marie daß neuw Jar, nach der geburt vnſers Sälig„machers 1535 Jar. Euwer allzeit dienſtwilliger Jörg „Wickram, Statſchreyber zuo Burckhaim“ [1]).

Welches iſt nun dieſes Burckhaim oder Burgheim?

Dieſe Frage hat bereits mehrere Literaturhiſtoriker beſchäftigt, ſo auch neuerdings Heinrich Kurz, den bereits erwähnten Herausgeber des Rollwagenbüchleins, der ſie unentſchieden läßt. Ich glaube ſie zur Löſung bringen zu können; der verehrliche Leſer muß mir aber ein näheres Eingehn in geſchichtliche Umſtände geſtatten.

Strobel und nach ihm einige Andere, ſehen in Burgheim unſer Bergheim oder Ober-Bergheim, bei Rappoltsweiler [2]), welches allerdings vor Wickrams Zeiten und noch jetzt als Stadt vorkommt, alſo auch ſeinen Stadtſchreiber haben konnte. Allein unter den manchfachen, ſeit 727 bekannten Schreibarten [3]) des Ortsnamens, lautet keine Burgheim oder Burckhaim, als deſſen Stadtſchreiber ſich Wickram ſeit dem Jahre 1535 bezeichnet; auch habe ich in den Archiven von Bergheim, die ich vor einigen Jahren ziemlich genau durchſuchte, keine Meldung von ihm gefunden.

An Edenburg, das auch Edenburgheim [4]) und

1) Kurz, XVI.

2) Vaterländiſche Geſchichte des Elſaßes, IV, 455.

3) Perchhaim, Berchaim, Bergheim, Berkheim, Bercken u. a.

4) Nach Grandidier, Hist. d'Alsace, pag. 25, auch Oetenburg und Oetenburgheim.

Burgheim geschrieben wird [1]), ein 1338 zerstörtes Dorf, bei Biesheim, ist eben so wenig zu denken, denn an Burgheim, an der Kirneck, das nirgends als Stadt genannt wird. Herr Brion, Pfarrer in Gorweiler, zu welchem das Dorf als Filial gehört, schrieb mir übrigens das dortige Kirchen-Archiv gehe nicht bis auf Wickrams Zeit hinauf.

Der Ort kann kein anderer sein als das zwei Stunden unterhalb Alt-Breisach, am Rhein gelegene alte Städtchen Burgheim. Herr Mone, Sohn, vom Carlsruher Landes-Archiv, macht nun zwar Einspruch gegen diese Vermuthung, indem er das badische Städtchen für zu klein hält. Diese Behauptung ist aber durchaus irrig, eine Thatsache von welcher sich Herr Mone leicht überzeugen kann, wenn er einige Bücher über die Geschichte seines Landes zu Rathe ziehen will, wie: Kreuter's Geschichte der Vorder-Oestreichischen Staaten [2]); sodann ein kleines aber treffliches Büchlein betitelt „der Kaiserstuhl im Breisgau, eine topographisch-historische Beschreibung" [3]); sowie seines eigenen Herrn Vaters Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins [4]). In diesen dreien Schriften, den einzigen die ich über unsern Gegenstand besitze, wird er urkundlich bewiesen finden, daß, in ältern Zeiten, das Städtchen Burgheim wichtig genug war um einen Stadtschreiber gehabt zu haben. Ich will dieß nun näher darthun.

Wahrscheinlich reicht Burgheim in die Römerzeit hinauf

1) In der Handschrift von Stoffels Dictionnaire géographique du Haut-Rhin, dessen Druck sich leider allzusehr in die Länge zieht.

2) Fürstliches Reichsstift St. Blaß 1790, 2 Bände.

3) Freiburg i. B. 1819; ohne Namen des Verfassers.

4) Z. B. Band II, S. 196 und XVII, S. 127.

und verdankt ſeine Entſtehung einem jener befeſtigten Wartthürme, die Kaiſer Valentinian, der ältere, im Jahr 369 an beiden Rheinufern errichten ließ [1]).

Im 9. Jahrhundert, wenn nicht ſchon im 8ten, gehörte das Städtchen der Abtei Einſiedeln, unter deren Herrſchaft die Kirche dem Apoſtel Petrus («s. Petri apostoli») geweiht wurde, der aber dem h. Pancratius, dem jetzigen Patron derſelben, weichen mußte [2]). Otto II., den ſein Vater Otto, der Große, 968 zum Mitkaiſer gemacht, beſtätigte in einer Urkunde vom Jahr 972 dem Gotteshauſe Einſiedeln ſeine Rechte auf Burgheim [3]).

Später wurde das Städtchen der Sitz einer Herrſchaft, dann eines der acht Bezirke oder Landfahnen des Breisgau's, die theils ihre Beſitzer, theils ihre Lehenträger [4]), häufig wechſelte und zu welcher noch die Ortſchaften Ober- und Nieder-Rothweil, Jechtingen, Oberbergen und Vogtsburg gehörten [5]). Städtchen und Herrſchaft kommen in den alten Urkunden unter dem Namen des Thalgangs oder Thals und Thalgangs vor (1239, 1267, 1284, 1382) [6]). Burg-

1) Dazu gehören wohl, im Ober-Elſaß, u. a., Butenheim, bei Homburg; Burghofen, zwiſchen Auemersheim und Banzenheim; Steinbrunn, bei St. Columba, zwiſchen Blodelsheim und Feſſenheim, und Edenburg, bei Elſtheim.

2) Mone, XVII, S 127.

3) Kreuter, I, 370.

4) Im Jahr 1382 kaufte es Martin Malterer, öſtreichiſcher Landvogt im Elſaß und Breisgau; in der Mitte des 15. Jahrhunderts wird es öſtreichiſches Lehen; — 1562 ſind Stadt und Herrſchaft an den trefflichen Lazarus Schwendi verpfändet.

5) Der Kaiſerſtuhl, S. 22; vgl. J. Bader, Badenia I, 97.

6) Kreuter, I, S. 377.

heim war demnach von einer gewiſſen Wichtigkeit, und Kaiſer Karl IV. der den 26. Dezember 1346 mit einem Theil ſeines Gefolges, von Baſel kommend, den Rhein herabfuhr, verſchmähte es nicht, in ſeinen Mauern zu übernachten [1]).

Jörg Wickram, der in ſeinem Rollwagenbüchlein mehrere ſeiner Schwänke in den Breisgau verſetzt [2]), wäre übrigens nicht der einzige Oberelſäſſer, der in dieſem Gebiete angeſtellt geweſen; ſchon vor ihm waren ja Peter und Valentin nacheinander Schulrektoren in Breiſach, wie bereits angegeben worden.

Daſſelbe Breiſach, mit ſeinem mythiſchen Eckartsberge gab wohl auch unſerm Jörg den Gedanken, den Helden desſelben, den treuen Eckart, zum Gegenſtande ſeines 1538 erſchienenen gleichnamigen Faſtnachtſpieles zu machen.

Somit glaube ich die Akten zu Gunſten des badiſchen Burgheims, in unſerer Frage, getroſt ſchließen zu können und feſtgeſtellt zu haben, daß Jörg Wickram in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts, daſelbſt das Amt eines Stadtſchreibers bekleidete.

4. Jörg Wickram's vorzüglichſte Schriften:

1) Das Narrengießen.

Wickrams zahlreiche Schriften, von welchen ich nur das Narrengießen, den treuen Eckart, das Rollwagenbüchlein und den Goldfaden näher beſprechen will, hat, am vollſtändigſten und treueſten, Karl Gödeke in ſeinem

1) Kreuter, II, 78; — Froulliat, Hist. de l'anc. Evêché de Bâle, III, 606.

2) S. bei Kurz, S. 166 u. 167.

mit seltenem Fleiße ausgearbeiteten „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ zusammengestellt [1]). In der Einleitung zur neuen Ausgabe des Rollwagens, läßt Heinrich Kurz die erfreuliche Kunde hören, daß er die vorzüglichsten von Wickrams Büchern in seine „Deutsche Bibliothek“ aufnehmen werde; unsere ältere elsässische Literatur wird dadurch einen namhaften Zuwachs erhalten.

In die Jahre die Wickram, wie er selbst auf den Titelblättern seiner Schriften sagt, als „Burger“ in seiner Vaterstadt zubrachte, fallen einige Faßnachtsspiele, sowie andere dramatische Spiele, die zum Theil weltliche, zum Theil biblische Stoffe behandeln und beinahe sämmtlich „durch ein Ersame burgerschafft einer löblichen statt Colmar gespilt worden sind.“

Das älteste bekannte, welches schon im Jahr 1531 verfaßt und dargestellt wurde, jedoch erst 1534 zu Straßburg im Druck erschien, und wovon ich nur den Titel angeben kann, ist: „Die zehen Alter nach gemeynem lauff der Welts, das eine Ueberarbeitung, für den Zweck der Darstellung, von Pamphilus Gengenbachs gleichnamigem Stücke ist.

Komischer und, wie Zarncke in seiner Einleitung zu Brant's Narrenschiff (S. CXXVI) bemerkt, „mit außerordentlicher Lebendigkeit und dramatischem Geschicke“ ausgeführt, ist:

„Das Narrengießen, ein kurtzweylig Faßnacht Spyl, „wie zu Colmar von einer Burgerschafft gespylt worden ist,

1) Ausgenommen jedoch die Ausgaben vom Rollwagenbüchlein, die H. Kurz vollständiger hat.

„an der Herren Faßnacht 1537.“ Unter dem Titelholzschnitte ſtehn folgende Reime:

„Hierin ein yder mag erfaren
Wie er ſoll gieſſen artlich Narren
Kurtz, lang, dick, dünn, leycht oder ſchwer
Nah alles ſeines hertzen ger.“

Gödeke und Kurz ſchreiben dieſes Spiel unſerm Wickram zu, während Zarncke es ihm nicht gerade abſpricht, jedoch deſſen Autorſchaft in Zweifel zieht; Gottſched will den Verfaſſer des Narrengießens in Hans Sachs finden; die Sprache iſt jedoch die der elſäſſiſchen Bürgerſprache jener Zeit und Wickrams Ausdrucksweiſe völlig ähnlich.

Sebaſtian Brant's Narrenſchiff hat bekanntlich eine Menge mehr oder weniger verwandter Schriften didaktiſcher, erzählender oder dramatiſcher Art veranlaßt. Narrenbeſchwörungen, Narrenſchneiden, Narrenbrüten, Narrenbad, Narrenfreſſen, Narrenkappen und andere mehr.

Wickram war einer der erſten, der mit ſeinem Narrengießen[1]) in die Reihe trat. Den das Stück einleitenden Herold läßt er ſagen: die Zahl der Narren habe im Lande abgenommen, denn die Einen thäten die Narren täufen, Andere ſie ſchleifen, Andere ſie behobeln, zerſägen, gewegen, boren, ſchweren oder ſcheren. Dieſem Mangel abzuhelfen, ſei ein Meiſter gekommen, der die Narren gießen kann. Jetzt erſcheint deſſen Knecht, der ſeines Herren Kunſt nicht genug preiſen kann. Alſobald läßt ſich ein Alter Narr, der keine Kinder hat, bewegen, ſich drei Narren gießen zu laſſen, damit ſein Geſchlecht nicht aus-

1) Die Beziehungen auf das Narrenſchiff gibt Zarncke S. CXXVI an.

ſterbe. Der Meiſter geht ſogleich ans Werk: „In aller narren Namen!“ — „Hilf lieber Herr ſant Grobian!“ ruft er — und die Narren ſind gegoſſen. Wolle der Alte noch mehr haben, ſo ſolle er nur wieder kommen:

„Wir machen in einem tag
Mer dann ein wagen führen mag.“

Nun ſendet der Alte zwei ſeiner Söhne aus in die Welt um Narren aufzuſuchen, nachdem er ſie unterwieſen, welche dafür zu halten ſeien. Der älteſte der beiden ruft bei dieſer Aufzählung verwundert aus:

„Vater, wann diß als Narren ſind,
Wie du vns dann hie haſt verkünd,
So ſind vil Narren vndern leüten,
Ja mer dann ſeyt her Adams Zeyten.“

Eine „Redterin“ (Näherin) tritt nun auf, um für die ſofort erſcheinenden Narren Kappen in Bereitſchaft zu halten. Es kommen nacheinander: Der Buler, der Trinker, der Spieler, der Alchimiſt, der Handwerksmann, der Berghere, der Schatzgräber, der Waidmann, der Aſtronom, der Schütz, der Hoffärtig, der Wanderer, der Kriegsmann, der Gotteslöſterer.

Die Näherin erklärt warum der Buler den Vortanz habe, denn, ſagt ſie von der Bulſchaft:

„Das iſt das kreftigſt Narren kraut,
Die kappen klebt lang an der haut.“

Wie nun Einer der genannten Narren auftritt, ſo beginnt er damit den vorhergehenden auszuſchimpfen, ihm ſeine Narrheit und Sünde vorzuhalten und ihm anzurathen ſich mit einer Narrenkappe zu verſehen. Der zuletzt gegoſſene Narr hält nun eine lange Rede über die Allgemeinheit

und Verſchiedenartigkeit der Narren. Näherin und Magd beklagen ſich: jene, daß ſie alles Tuch aufbrauche; dieſe, daß ſie für das Annähen der Schellen kein Trinkgeld erhalten habe. Der alte Narr, der Meiſter und der Knecht ſcherzen noch zum Schluſſe über die Menge der Narren und die Größe ihres Ordens[1]).

Gut dargeſtellt, mag das Stück, das ganz im Geiſte und in der Auffaſſungsweiſe der Zeit geſchrieben iſt, die Lachmuskeln der alten Colmarer Bürger und Bürgerinnen oft tüchtig in Bewegung geſetzt haben.

5. Jörg Wickrams vorzüglichſte Schriften: Fortſetzung.

2) Der treue Eckart.

Ernſtern Inhaltes als das Narrengießen iſt:

»Ein hübſch new Faßnacht Spil auß heylger Bibliſcher »gſchrifft gezogen, der Trew Eckart[2]) genant, darin alle »Stend der Welt begriffen werden, mit ſchönen Figuren »angezeigt. Der Trew Eckart heyß ich — Jörg Wickram von Colmar macht mich.« Am Schluſſe ſteht: Getruckt zuo Straßburg bey Jacob Frölich, im iar 1538, 94 Seiten klein 8. Auf der erſten Seite des letzten Blattes ſteht das Wappen der Stadt Colmar.

Ein Exemplar dieſes äußerſt ſeltenen Büchleins befindet ſich auf der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris. Es ſtammt aus dem Nachlaſſe des Herrn von Soleinne und wurde

1) Barnck, a. a. O.
2) S. oben S. 116.

im Jahr 1845 mit 80 Franken [1]) ersteigert. Hr. Hugot, der vor kurzem verstorbene eifrige Stadtbibliothekar von Colmar, der eigens nach Paris gereist war um das Büchlein zu erstehen, nahm davon eine getreue Abschrift, nach welcher unser Freund D. Heinrich Kienlen in den Elsässischen Neujahrsblättern, eine kurze Analyse und Charakteristik des Stückes mittheilte.

Der treue Eckart, an den Goethe wieder in seiner bekannten lieblichen Ballade erinnerte, ist, wie Grimm [2]) sagt, „eine Gestalt aus dem Kreise altdeutscher Helden", und erscheint als Hüter vor dem Venusberge, den die norddeutsche Volkssage nach Thüringen verlegt [3]); die rheinische aber nach dem Eckartsberge, bei Alt-Breisach. In seinem Glossar nennt ihn Scherz einen elsässischen Helden: Eckart, heros alsaticus qui occasionem dedit proverbio: „Der treu Eckart warnt jedermann."

Als Warnender zieht Eckart auch der wilden Jagd oder dem Wuotansheere (aus welchem „das Wüthenheer" gemacht wurde), voran. Unser trefflicher zu frühe geschiedener Ludwig Schneegans hat über die Erscheinung desselben im Breisgau und im Elsaß [4]), zwei Stellen aus den handschriftlichen Chroniken der Straßburger Trausch und Wencker ausgezogen; die des erstern lautet also: „Disses Jahr „(1516) nit allein, sondern auch veil (viel) Jahr her hatte

1) Die, damals königliche, Bibliothek wollte sogar bis auf 130 Franken dafür gehn.

2) Deutsche Mythologie, S. 887.

3) Deutsche Sagen der Gebrüder Grimm, Nr. 408.

4) Zu Straßburg soll es über die Weißenthurmstraße bis ins Finkweiler hingezogen sein. S. meine Sagen des Elsasses, S. 433 u. f.

»man ihn (in) allen Landten insonder ihm Elsaß, Brissgaw »vndt anders wo das Wüetten-Hör genandt, nit allein' »bey Nacht, sondern auch am Tag, ihn Wäldten und Ber»gen gehört. Bey Nacht lieffen sie mit Drummen vndt »Pfeiffen vber die Feldter, auch durch die Statt mit grossem »Geschrey, mit Liechtern. Solche Gespenst liefen etwan 50, »80, auch offt 100 vndt 200 miteinander. Der Ein drug »den Kopff, der Ander daß Kröß ihn Händen, etwann ein »Arm oder Schenckel, wie sie im Krieg wahren umb kom»men .... Es lieff alwegen Einer vorauß, der »schreye stetß: abweg, abweg, das Niemants nichts »schähe! ....[1])«

Jörg Wickram, dem diese Sage wohl bekannt war, wählte nun Eckart in seinem Fastnachtspiele ebenfalls zum Warner für die Thorheiten und Gebrechen seiner Zeitgenossen. Er läßt dessen Auftreten von dem im Eingange der meisten seiner Stücke immer erscheinenden Herolde also verkündigen:

»Nun hörend zu vor allen Dingen,
Jr werdt jetz sehen kummen her
Den trewen Eckart mit seiner Leer.
Ein jedem er da sagen würt
Was im zu thun vnd lassen bürt.«

Ferner sagt der Herold:

»Kein Stand auch mer sein Wesen fürt
Als ihm von Gott vnd Recht gebürt,
Er sey Babst, Keyser, König, Freyen,
Auch Nunnen, Pfaffen, Münch vnd Leyen«...

1) Vergl. Kuhns Westfälische Sagen, S. 380: „Aus'm Weg, aus'm Weg, daß Niemand was geschech!"

Der Zuſatz auf dem Titel des Stückes, daß es „auß Heyliger Bibliſcher geſchrifft gezogen“, findet ſeine Rechtfertigung darin, daß der Herold nun nach und nach eine lange Reihe von Helden des alten Teſtamentes, von Adam an bis zu Baruch aufzählt, die alle „gerecht vor Gott“ gelebt haben und mit welchen die nun nach und nach im Stücke vorkommenden Perſonen im grellſten Widerſpruche ſtehn.

Der treue Eckart tritt ſodann auf und hält Muſterſchau in allen Altern und Ständen. Jeder erzählt ſeine Lebensweiſe und rühmt ſich ihrer. Es erſcheinen der Reihe nach: Der alte Mann, das Kind, der Vatter, der Pfaff, der Edelmann, der Rhats Herr, der Herren Knecht, der Handtwercksmann, der Ebrecher, der Spyler, der Sauffer, der Landtsknecht, der Bawr, der Bettler, der Jud, der Gotteslefterer. Sie alle werden vom treuen Eckart mit Bezug auf bibliſche Begebenheiten und Ausſprüche gewarnt; keiner aber ſchenkt ihm Gehör, ſondern getröſtet oder rühmt ſich ſeiner Thorheit und gibt gewöhnlich beim Fortgehn den Beſcheid:

„Will auch keyn ander Handtwerck leren,
Darum magſt du wol fürbaß keren.“

Eckart aber, der ſchon von dem zuerſt auftretenden „alten Manne“ alſo abgewieſen worden, verliert weder Muth noch Geduld, ſein Warneramt treulich zu erfüllen; er ſagt:

„Ich will nit underwegen lon
Vnd will von eym zum andern gen.“

Dem plötzlich vor ihm erscheinenden Tode ruft der junge Edelmann abwehrend zu:

„O Todt du wilt mir thun gewalt
Du kommeſt mir noch viel zu baldt,
Darzu bin ich gerüſtet nit.“

Der Tod aber, der ihm seine Narrheiten und Sünden und deren verderbliche Folgen nacheinander vorgehalten, iſt unerbittlich; er sagt zu ihm:

„Darum gib dich gantz willig drein
Hyemit brich ich das Leben dein.“

Am Schluſſe erscheint der Herold wieder und spricht den Epilog, der mit folgenden Worten endigt:

„Das wir ſolnd waren Rewen han
Vmb vnſer Sünd vnd Miſſethat,
Damit vns Gott ſein milte Gnad
Mit theylen thu auf diſſer Erden,
Der helff das wir ſeyn theilhaft werden,
Damit geeret werd ſein Nam
Dieß wünſcht von Colmar Jörg Wickram.“

Dieſe Weiſe mit einem Wunſche und Nennung ſeines Namens zu ſchließen, hat unſer Colmarer Meiſterſänger bekanntlich mit Hans Sachs, dem Meiſterſängermeiſter, gemein; ſo endigt dieſer z. B. den ſchönen Lobſpruch auf ſeine Vaterſtadt mit den Worten:

„Gott geb noch lang mit Einigkeit
Auff das ſein lob grün, blü und wachs,
Das wünſcht von Nürnberg Hans Sachs.“

Die Art wie unſer Wickram ſeine Perſonen auftreten läßt, des treuen Eckarts vergebliche Warnung und die

Antwort des Gewarnten, geſchieht beinahe immer auf ähnliche Weiſe. Als Beiſpiel davon, das auch des Verfaſſers Sprache und Darſtellung beſſer beurkunden kann, als einzelne Reime, mag das Zwiegeſpräch des Spielers mit Eckart ſchließlich dienen:

Der Spyler ſpricht zum Eckart.

Eckart ich muß dich warlich fragen:
Was kanſt du böß von Spylern ſagen?
Spyl liebt von ganzem hertzen mir,
Wie ichs dar wil erzalen dir.
Mit würflen vnd mit kartenſpyl
Halt ich des jars der Schantzen [1]) vyl;
Wann ich eins verleür, gewinn ich zwey.
Der Spyl kann ich auch mancherley:
Ich flüß, ich bock, ich trumpff oder rauſch,
Karnöffel, merſſil, heimlich rauſch, [2])
Mit würfflen ich auch paß und gantz,
Des beſten grad vnd auch mummſchantz [3])
Die alle treib ich ſpat und fru;
Ich ſitz, ich ſtand, hab ich keyn rhu,
So iſt mir zeit und weil ſo lang,
Bei ſchönen frawen noch beym wein
Bin ich keyn Stund ſo gern geſein,
Wann einer kam wolt mit mir ſpylen
Von ſtund an ward ich im zu willen;

1) Eigentlich Wurf mit Würfeln, ſodann Glücksfall im Spiel überhaupt; franz. chance, von cheoir, cadere.

2) Beliebte Kartenſpiele jener Zeit, die auch in Geilers Schriften genannt werden.

3) Mummſchantz ſchlagen geſchah gewöhnlich zur Faßnacht und beſtand darin, daß man vermummt, verſarvt mit Würfeln ſpielte. Mummſchantz bedeutet ſodann auch Maskerade.

Zu ſpyl ich ylends fürder mich,
Keyn Ding auff erd hab lieber ich,
Spyl liebet mir ob allen dingen,
Durch ſpyl ich gelt kan zwegen [1]) bringen.
O Spyl, du biſt mein troſt auf Erdt,
Spyl dein allzeit mein herz begert!
Wo Spyl nit iſt, hab ich kein freüd,
Hyemit haſt du gantz mein beſcheyd.

Der Eckart antwurt dem Spyler.

Was urſacht dich, das hort ich gern,
Das du ſo emſſig thuſt begern
Dein nebenmenſchen gut und hab,
Im vnderdtaſt [2]) zu gewinnen ab
Und weyßſt das Gott verbieten thut:
Mit beger deins nebenmenſchen gut;
Doch nimpt mich noch vil größer wunder
Ich glaubt du künſt ein kunſt beſunder
Das du gewinneſt alle Spyl,
Solch ich gern von dir hören wil.

Der Spyler antwurt dem Eckart.

Nach deinem dorechten fragen
Wil ich dir dhend ein antwurt ſagen:
Wann einer tag vnd nacht verthut
Vnd von im ſelber hat keyn gut,
Muß er im ye darumb betrachten
Im ſelbs an Gelt und zerung achten,
Wann einer ſtilt, henck man jn drumm,
Daromb ichs mit Spylen überkumm;
Doch ſag ich dir zu diſer Stundt
Ee dann ich falſches ſpylen kundt

1) Zuwege.
2) Unterſtehſt.

Kundt ich gewinnen gar keyn Schanz,
Der Vnfal thet mich reiten ganz,
Ich thet dick [1]) in verzweiflung kummen,
Het gwelt der Teüfel eingenummen
Der mir das mein thet gwinnen ab:
Setzd ich jetz aber glernet hab,
Fach ich erst dapffer spolen an,
Ein Setz [2]) ich allzeit werffen kan,
Lauffts ander mit, so han ich zwölff.
Doch klag ich mich das so vil wölff
Jetzt allenthalben seind im Land,
Das macht falsch spolen ist keyn Schand,
Falsch spylen ist auch nymme sünd,
Es kunnends jetzt die kleynen kind.
Mit karten treib ich auch ein list,
Ich lug das ich allzeit dinn grüst,
Mit falschen Würfflen vnd mit karten.
Meine zeit kan ich auch wol gewarten,
Sobald es mich bedunckt zeit
Vnd mans einmal, fünff, sechß gebeut
Da einer nimm will wesen frisch,
So greiff ich heymlich vndern tisch
Vnd zeüch mein kart heymlich herfür,
Als wann mans vor hät geben mir.
Welcher solcher bschiß nit kan
Der darff sich glat [3]) nit nemen an
Da er etwas gewinnen well,
Al was er spylt ist vngefell.
Das ist mein allerbeste kunst,
Keyn handtwerk ich mag treiben sunst,
Will auch keyn ander handtwerk leren
Darumb magst du wol fürbaß keren.

1) Oft.. — 2) Sechs.
3) gar, durchaus.

6. Jörg Wickrams vorzüglichste Schriften; Fortsetzung.

3) Das Rollwagenbüchlein.

Zwischen den treuen Eckart und das Rollwagenbüchlein, fallen mehrere andere Schriften Wickrams, wie das Glücksrad oder weltlich Loßbuch, das Spiel, „Tobias genannt", der Jungen Knaben Spiegel u. a., die wir hier nicht näher besprechen wollen.

Es soll nun die Rede sein vom Rollwagenbüchlein, dessen Titel so bezeichnend ist, daß ich ihn in seinem vollständigen Wortlaute folgen lasse:

„Das Rollwagen büchlin. Ein neüws, vor vner„hörts Büchlein, darinn vil guoter schwenk vnd Historien „begriffen werden, so man in schiffen vnd auff den roll„wegen, deßgleichen in scherheuseren vnd badstuben, zuo „langweiligen zeiten erzellen mag, die schweren Melanco„lischen gemüter damit zuo ermünderen, vor aller menigk„lich Jungen vnd Alten sunder allen anstoß zuo lesen vnd „zuo hören, Allen Kaufleüten so die Messen hin vnd wider „brauchen, zuo einer kurtzweil an tag bracht vnd zuosamen „gelesen durch Jörg Wickrammen, Stattschreiber „zuo Burckhaim, Anno 1555." [1]).

Der Haupttitel: „Das Rollwagen büchlin", ist roth gedruckt; den untern Theil der Seite nimmt ein niedlicher Holzschnitt ein, der einen Rollwagen vorstellt, dessen Leinwanddecke, linker Hand etwas von den sie haltenden Reifen abgestreift ist: denn die mit Laub versehenen Bäume, die Gräser und Kräuter der Erde, so wie die Vögel oben

1) Es ist in der Schrift selbst weder der Name des Buchdruckers noch derjenige des Orts, wo sie erschien, angegeben; sie hat 62 Blätter oder 124 Seiten, 8.

im Luftraume, zeigen an daß es Frühling oder Sommer im Lande iſt. Der Fuhrmann, zu Pferde, in altelſäſſiſcher Bauerntracht, ſchwingt die Peitſche über ſeinen vier ſtattlichen Gäulen, die den Wagen bergauf ziehen; zwei Perſonen ſitzen im Innern, gegen vorn gekehrt, neben und vor Waarenballen die den ganzen übrigen Raum einnehmen; auf einem Außenſitze, zur linken Seite, haben zwei Männer, der eine mit ſtarkem Barte verſehn, Platz genommen; ſie ſcheinen in traulichem Zwiegeſpräche begriffen, das man, wahrſcheinlich die wickrammiſche Ausdrucksweiſe darin findend, gern belauſchen möchte.

Heinrich Kurz hat die eben beſprochene Ausgabe erneuert; er gibt deren überhaupt 10 an., worunter die., ohne Jahrzahl in Mülhauſen erſchienene für uns von doppeltem Intereſſe iſt. Sie iſt betitelt:

»Rollwagen. Ein newws büchlein, darinn vil guoter »ſchwänck vnd Hiſtorien begriffen werden, ſo man in ſchif»ſen vnd auff den Rollwägen, deßgleychen in ſcherheiſern »vnd badſtuben zuo langweyligen zeyten erzelen mag, ſampt »einem kurtzen Regiſter. Yetz widerumb von neüem ge»truckt, gemeeret vnd gebeſſert. Durch Jörg Wickram»men, Statſchreiber zuo Burckhaim.« Darunter ſteht ein Holzſchnitt. Auf Blatt 1, b kömmt „Der Jungk»frauwen gloß über den Rollwagen“; der Holzſchnitt ſtellt drei Weiber vor, die um einen Brunnen ſtehen und miteinander plaudern; dann kommen folgende Reime:

»Gſpilen mein, ich muoß euch ſagen
Es iſt nit lang, vor wenig tagen,
Da hab ich ein nüws büchlein gſähen,
Der Rollwagen thuot man jm jähen,
Darinnen ſtehn gar ſeltzan ſchwenk.

Wenn ich aber daran gedenk,
Wie wir offt treyben bey dem brunnen
Gar ſeltzam zotten an der Sunnen,
So mags doch vnſern nit zu thon.
Thett etwan einer darhinder ſton,
Ja wenn wir thuon einander ſpeißen,
Er dörfft vor fröuden in d'hoſen . . . . . «

Am Schluß, Blatt 400 a ſteht »Getrückt zuo Mülhuſen im oberen Elſaß, durch Hans Schirenbrand vnd Peter Schmid.« Auf der Rückſeite, Bl. 400 b, befindet ſich ein Holzſchnitt: Rechts, ein Mann mit einem Katzenkopf und einer herabhängenden Narrenkappe, ſitzt auf einem Baumſtumpf und beſieht ſich in einem Spiegel, den er in der linken Hand hält, während er die rechte voll Verwunderung aufhebt. Ihm gegenüber ſitzt auf einer Bank ein anderer Mann, der auf einem Dudelſack ſpielt [1]).

Beigedruckt, ebenfalls von Schirenbrand und Schmid iſt: »Der ander Teil des Rollwagens Oder Garteugeſellſchafft. Durch Jacob Freyen,« von dem bereits oben die Rede war.

Die von Heinrich Kurz erneuerte Ausgabe, die beſtimmt durch Jörg Wickram ſelbſt beſorgt wurde, iſt die von 1555, deren vollſtändiger Titel oben S. 24 mitgetheilt worden; ſie enthält 77 Stücke; die ſpätern ſind nach und nach vermehrt worden; die vollſtändigſte, die 1565, nach Wickrams Tode, zu Frankfurt a. M. erſchien, enthält 444 Erzählungen. In einem Anhange hat Kurz, die in der erſten Ausgabe fehlenden Stücke folgen laſſen, ſo daß ſein Buch alle 444 Erzählungen begreift. Manche dieſer alſo hinzugekom-

1) G. H. Kurz, XIX — XXII. Ein Exemplar dieſer höchſt ſeltenen Ausgabe befindet ſich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin.

menen Stücke ſind nicht von Wickram ſelbſt, ſondern von den ſpätern Herausgebern in das zu ſeiner Zeit allverbreitete und beliebte Volksbuch aufgenommen worden, ein Verfahren das damals bei ähnlichen Lieblingsbüchern, durch Vermehrung, oder auch durch Weglaſſung von Nummern der erſten Ausgaben, oft geübt wurde. Kein Buch erfuhr dieß z. B. mehr als Pauli's Schimpf und Ernſt.

Jörg Wickrams Erzählungen im Rollwagenbüchlein ſind wohl zur Mehrzahl, wie dieß noch jetzt bei unſern Kalenderſchwänken der Fall iſt, auf wirkliche Begebniſſe gegründet, zuerſt mündlich mitgetheilt, ſodann aufgeſchrieben worden; andere ſind franzöſiſchen oder italieniſchen Sammlungen entnommen: ſo hat er den Schwank „Einer leidt mit ſeiner Frauwen lied vnd leidt", den auch die Brüder Grimm in ihre Märchen eingereiht, wahrſcheinlich dem Maistre Pathelin (1467—1470) oder auch der Paraphraſis entlehnt, die Reuchlin 1497 zu Heidelberg durch ſeine Schüler aufführen ließ [1]).

Die Orte, wo die Begebenheiten vorgefallen, ſind nicht immer angegeben, manchmal ſagt der Verfaſſer blos „in einem Dorffe, in einem Flecken, in einem Stettlin"; andere male nennt er das Land: „in der Schweitz, in Italien, in Luttringen, im Elſeß (sic), im Kochersperg, im Breisgau, im Schwarzwald« u. ſ. w.; zuweilen gibt er aber auch die Ortsnamen an, ſo für's Elſaß: »Colmar, Keyſersberg, Reichenweiher, Hunaweiher, Anfelsheim (d. i. Andolsheim bei Colmar), Schlettſtadt, St. Veiten bei Zabern".

Die Sprache iſt die oberdeutſche, wie ſie ſich damals in

1) Dieſe Bemerkung verdanke ich meinem ehemaligen lieben Schüler, jetzigen Kollegen und Freunde, Prof. Joſ. Coudre, archiviste paléographe.

der elsässischen Mundart ausprägte, welche die Gebildeten des Bürgerstandes übten; oft gebraucht er jedoch auch volksthümliche Ausdrücke und Redensarten, die zum Theil noch jetzt erhalten sind.

Schreibart und Darstellung sind einfach, jene oft etwas vernachlässigt und unklar; diese meistens kurz und bündig, die Thatsachen ohne Schmuck vorführend. Nur in einigen wenigen Stücken führt er die Scenen weiter aus und offenbart darin ein wirklich liebenswürdiges Erzählertalent: so im ersten der Sammlung »Wie ein guot frumm mann am Kochersperg einem guoten einfaltigen im Walfart verdinget, zuo Sant Veiten zuo wallen«; — »Von einem grossen Marterhanssen, wie er in einen Gerner oder Beinhauß gefallen ist«; — »Von einem armen studenten, so auß dem Paradyß kam, vnd einer reychen beurin«, und in einigen andern.

Wickram liebt es, als zu eifriger Protestant, Pfaffen und Mönchsgeschichten zu erzählen; gerne geißelt er grobe Bauern und Landsknechte und schont auch des Adels nicht. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts liefert er manchen nützlichen und anziehenden Beitrag. Beklagt er sich aber in der Vorrede „Zuom guetigen Leser“ über solche welche „schampere vnd schandtliche wort reden,“ die nicht bedenken, „daß züchtige, erbare weiber, ja auch Jungfrauwen auff wagen oder zu schiff faren, deren man wenig schonen thut«, so stellt er selbst seinen moralischen Tonmesser nicht sehr hoch. Ich weiß nicht wie züchtig und erbar Weiber oder Jungfrauen jener Zeit gewesen sein müssen, die Geschichten anhören konnten wie z. B. die in den Nummern 4, 6, 20, 23, 37, 40, 43, 72 und einigen andern. Den Maßstab des heutigen Sittlichkeits- und

Schönheitsgefühls darf man hier nicht anlegen; es war jene Zeit eben eine aufgeregte, derbe Zeit, voller Widersprüche, in welcher auch die Parteien einander schroff gegenüber ſtanden und in ihrer Polemik oft Wortunflat zu Waffen nahmen. Dieſe Flecken abgerechnet, die ſich übrigens beinahe alle Volksſchriftſteller jener Epoche, Geiſtliche wie Weltliche, zu Schulden kommen laſſen, zeigt ſich Wickram als einen wackern, Ehre und Gerechtigkeit liebenden, geſund urtheilenden Biedermann, der ſich jedoch als eigenſchöpferiſch auf keine bedeutende Höhe zu ſchwingen vermochte.

So viel im Allgemeinen über ſein Rollwagenbüchlein. Für die Beſitzer der neuen von H. Kurz mit ſo vielem Geſchmack, Takt und Gelehrſamkeit behandelten Ausgabe, die in keiner elſäſſiſchen Bücherſammlung fehlen ſollte, erlaube ich mir einige vom Herausgeber in den Anmerkungen in Frage geſtellte Punkte zu beantworten, einige andere zu ergänzen oder zu berichtigen zu ſuchen, wodurch dem löblichen Beginnen des trefflichen Literaturhiſtorikers keineswegs Gefährde geſchehn wird. Ich will dabei die Reihe der Seitenzahlen und der darauf bezüglichen Anmerkungen befolgen.

Am Schluſſe der Widmung an den „erſammen fürnemmen vnd achtbaren Martin Reuen, Burger vnnd Wirdt zuo der Bluomen zuo Colmar", S. 4, ſteht:

„Datum Burckhaim auff Marie daß neüw Jar nach der geburt vnſers Säligmachers 1555 Jar."

Dieſer Tag iſt nicht ſowohl Maria Verkündigung, 25. März, wie Kurz vermuthet, (Anmerk. S. 196) als Mariä Reinigung oder Lichtmeß, nemlich das erſte der vier Haupt-Marienfeſte im neuen Jahre, 2. Hornung. Eine von Scherz (Glossar fol. 413) aus dem Protocollum S. Marci

Argentoratensis [1]) vom Jahr 1433, angeführte Stelle lautet: „Und gont die jor an uf V. F. tag [2]) der Lichtmesse.“

Der Druckort der unächten Oktav-Ausgabe von Pauli's »Schimpf und Ernſt«, vom Jahr 1567, wovon ich ein vollſtändiges Exemplar beſitze und in welcher Bl. 158 u. f. ein Schwank von Wickram [3]) wörtlich abgedruckt, iſt »Franckfurt am Mayn«; die Buchdrucker ſind: „Thomas Rebarth, vnnd Weigand Hanen Erben.“

S. 66; Anmerk. S. 206. Oſtcoten, wie es auf dem Titel der 44ſten Geſchichte ſteht oder Oſtgoten, Oſtgott ſind Hoſtien, die ja in ältern Zeiten vielfach in Klöſtern gebacken wurden; Oſt iſt vermuthlich Abkürzung von Oſter, Oſtern, auf welche Zeit die Haupt-Communion des Jahres fällt. In den Schriftſtellern des 15. und 16. Jahrhunderts ſteht dafür gewöhnlich Oflaten. An eigentliche „Chriſtusbilder« darf nicht gedacht werden; wozu 200 Stücke? Auch ſagt der Pfarrherr, ſie giengen alle in „eine kleine Büchſe«.

S. 84; Anmerk. S. 208. Wych iſt das früher zum Hochſtift Straßburg gehörige Dorf Wieh, Wiche, im ehemaligen Amt und Thal Schirmeck und Mutzig, jetzt im département des Vosges, Bezirk St. Dié, gelegen. In einer Urkunde aus dem 14. Jahrhunderte heißt es Wichahe [4]).

S. 88; Anmerk. S. 209. Die Ausdrücke: »den Judas über den Zaun jagen«, — »leiden gleich wie Judas in der finſtern metten«, beziehen ſich auf die in manchen Gegenden des Elſaſſes (ich weiß nicht ob noch

1) Et. Marx, in Straßburg.

2) Unſrer Frauen Tag.

3) In der Ausgabe von 1555, ſteht derſelbe S. 7.

4) *Schöpflin-Ravenez*, IV, 347.

jetzt) übliche finſtere oder Finſtermette[1]), bei Fiſchart u. A. rumpelmetten[2]), in Baiern Pumpermetten genannt, die, wie Schmeller[3]) bemerkt, „jetzt an den Vor„abenden des Donnerstags, Freytags und Samstags der „Charwoche ſtatt hat, urſprünglich aber in den horae matu„tinae gehalten zu werden pflegte,“ und die er alſo beſchreibt: „Nach jedem Pſalme, der abgeſungen iſt, wird „immer eine von 15 an einem dreyeckigten Geſtelle (ital. „la saetta) aufgeſteckten Kerzen ausgelöſcht. Ehmals ſollen „hierauf die Kirchgänger mit Stöcken, Hämmern, Steinen „u. a. an die Bänke und Wände geſchlagen, und dieſer „Lärm ſoll dem Verräther Judas gegolten haben. Heut„zutage ſcheint der Meßmer mit ſeiner Rätſchen in dieſem „Punkte die ganze Gemeinde vertreten zu wollen.“ In manchen Ortſchaften des Elſaſſes, z. B. in Sausheim, ſammelt man am Vorabend des Charfreitags die alten hölzernen Kreuze von den Gräbern, um ſie auf dem Kirchhofe zu verbrennen, und mit ihnen den Juden oder Judas, der Chriſtum verrathen. Der Ausdruck Wickrams „den Juden über den Zaun ſagen“, bezieht ſich, da dieſer Jude oder Judas in der Meinung des Volkes mit dem Holze verbrannt wird, vielleicht auf den aufſteigenden und über die Mauer oder den Zaun des Kirchhofs fliegenden Rauch. Ueber das Judasfeuer, in Oberbaiern, gibt Panzer in ſeinen „Beiträgen zur deutſchen Mythologie“ (B. I, S. 242 u. 243) ähnliche und ſehr intereſſante Mittheilungen.

S. 448; Anmerk. 244. Zu: „ein Venediſch ſipplin“,

1) Scherz, Gloss. fol. 393.
2) Ebend. fol. 1383.
3) Baier. Wörterb. II, C. 649.

eine vergiftete Suppe, kann Geiler's Ausdruck „Einem ein welsch Sipplin zu essen zu geben", gestellt werden.

S. 154; Anmerk. S. 214. Anselsheim, ist Andolsheim, bei Colmar; in ältester Benennung Anholzheim, 803; später, bis ins 18. Jahrhundert Ansolsheim und Andelsheim; jetzt volksthümlich Andelse.

S. 158; Anmerk. S. 158. Geiler, genannt von Kaisersberg, ist nicht in dieser Stadt, sondern in Schaffhausen geboren [1]).

S. 215 der Anmerkungen, ist der bekannte Denkvers

»Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städte in einem Thal, ...«

zu ergänzen mit:

»Drey Offen in einem Sahl' [2]),«

nemlich im alten Schloßsaale des Städtchens Rappoltsweiler.

Die S. 179 mitgetheilte Geschichte „Von einem armen Studenten, so auß dem Paradyß kam, vnd einer reychen beürin", die in viele deutsche Märchensammlungen übergegangen, ist im Elsaß, mit einigen Varianten, ebenfalls vielfach bekannt.

Um mit Wickram's Darstellungsweise genauer bekannt zu machen, mögen nun sechs Stücklein aus dem Rollwagenbüchlein, zur Ergötzung des Lesers folgen. Die

1) S. meine Schrift: „Zur Geschichte des Volksaberglaubens im Anfang des 16. Jahrhunderts, nach Geilers Emeis," Basel 1856, S. 81 u. f.

2) S. Crusius, Eucomium domus Rupisspolet, citirt von J. H. Heitz in der Alsatia 1856—1857, S. 5.

Schreibart des Verfaſſers, die leichtverſtändlich iſt, ſoll beibehalten werden:

1. Von eim, der dem andern halff ſein Armuot eſſen[1]).

Ein guoter Junger geſell zoch in den krieg, verhofft auch einsmals reych zuo werden; vnd wie aber der krieg nit lang wäret, ſunder, wie man ſagt, ein loch gewan [2]) vnd die knecht geurlaubt wurden, alß dann offt geſchicht, das jren vil on gelt wider heim geſchickt werden, alſo geſchach diſem guoten Bruoder auch. Vnd wie er alſo biß heim garden [3]) oder bettlen muoſt, kame er für eines Bauren hauß, der ſaß eben über tiſch vnd aſſe mit ſeim geſind vnnd kinden zuo morgen. Alſo klopfft jm der krieger an dem fenſter vnd begert ein zerpfennig [4]), auff das er mit eeren möcht weiter kummen. Der Baur ſprach: „Fürwar, mein guot geſell, ich hab nit vil zerpfennig heinweg [5]) zuo ſchencken; daß gelt iſt inn meinem hauß faſt theür; wilt du aber verguot [6]) han, ſo kum herein vnd iß mit mir, ſo guot ichs hab, ſo wil ich mein Armuot, die mir Gott beſchert hatt, mitt dir theilen.“ Der krieger hatt feer groſſen hunger vnnd war fro, das er zuo eſſen kam, ſetzt ſich an den tiſch vnnd fraß die Armuot allein ſchier gar. Alß er aber geſſen vnd ſchier ein haffen [7]) mit milch auß getruncken hett, dann da war nit vil wein, ſagt er dem Bauren groſſen danck vnd zoch alſo daruon; vnd alß er auff die ſtraß kame, gedacht er erſt den worten nach, das jn der baur über ſein

1) Die Worterklärungen ſind im Allgemeinen von H. Kurz.
2) zu Ende ging. 3) herumvagieren und betteln 4) Zehrpfennig. 5) hinweg. 6) dich begnügen. 7) Hafen, Topf.

Armuot geladen hett vnd ſy jm ſo wol halt geſchmeckt, vnd ward in jm ſelbs lachen vnnd ſprach: „Ich beſorg[1]), ich werde lang an diſer malzeit müſſen theüwen“[2]). Alſo wann er darnach überlang[3]) gefragt warde, wie es keme, das er nit einmal reich wurde, gab er allweg zuo antwort, er hette eim Bauren ſein Armuot geholffen eſſen, da hette er noch an[4]) zuo teüwen[5]); wann die verteüwt wäre, ſo hofft er, darnoch[6]) reich zuo werden.

2. Von einem, der ein fürſprechen vber liſtet, vnd hatt jn der fürſprech das ſelbs gelert.

Einer ward vor dem gericht vmb ein ſach angeſprochen, des er ſich wol verſach, er wurde on gelt nicht daruon[7]) komen. Das klagt er einem fürſprechen oder redner; der ſprach zuo jm: „Ich will dir zuoſagen auß der ſach zuo helffen vnnd on allen koſten vnnd ſchaden daruon bringen, ſo ferne du mir wilt vier gulden zuo lon für mein arbeit geben. Diſer war zuo friden vnd verſprach jm, die vier gulden, ſo verne er jm auß der ſach hulffe[8]), zuo geben. Alſo gab er jm den radt, wann er mit jm für das gericht keme, ſo ſolt er kein ander antwort geben, God geb, was man jn fragt oder ſchalt[9]), dann das einig wort: blee. Do ſie nun für das gericht kamen, vnnd vil auff diſen geklagt[10]) ward, kunt man kein ander wort auß jm bringen dann blee. Alſo lachten die Herren vnd ſagten zuo ſeinem fürſprechen: „Was wölt jr von ſeinetwegen antworten?“ Sprach der fürſprech: „Ich kan nichts für jn reden, dann er iſt ein Narr vnd kan mich auch nichts berichten, das ich

1) fürchte. 2) verdauren. 3) nach langer Zeit, ſpäter. 4) daran. 5) verdauen. 6) darnach. 7) davon. 8) helfen. 9) ſchelte. 10) gegen dieſen geklagt.

reden ſol; es iſt nichts mit jm anzuoſahen; er ſol billich für einen Narren gehalten vnd ledig gelaſſen werden. Alſo wurden die Herrn zuo rath vnd lieſſen jn ledig. Darnach hieſch [1]) jm der fürſprech die vier gulden. Do ſprach diſer: „Blee“. Der fürſprech ſprach: „Du wirſt mir das nit abb-lehen [2]); ich will mein gelt haben,“ vnnd boot jm für das gericht. Vnd als ſie beide vor dem gericht ſtunden, ſagt dieſer alweg: „Blee“. Do ſprachen die Herrn zum fürſpre-chen: „Was macht jr mit dem Narren? wiſt [3]) jr nit, das er nit reden kan?“ Alſo muoſt der redner das wort Blee für ſeine vier gulden zuolon han, vnd traff vntrew [4]) jren eygen Herrn.

3. Von einem groſſen Marterhanſſen [5]), wie er in einen Gerner [6]) oder Beinhauß gefallen iſt.

Man findt noch auf diſen heutigen tag ſemlich [7]) groß Marterhanſſen und eyſenbeiſſer [8]), thuond dergleichen, als wolten ſy allen menſchen in einem ſtreich die Oren ab-ſchlagen, ſo gar böß ſind ſy; ſolt aber einer deß nachts über einen Kirchhoff gon, er ſuocht ehe ein viertel meil wegs vmb [9]). Alſo was auch ein mal ein Federſchwinger [10]), der truog den Huot voller Straußfederen, aber ein Haſenbalg zuo einem bruſttuoch. Auff ein Zeit waß er auß einem ſpeck krieg [11]) wider zuoland [12]) kummen; wo er zuoleüten kam, ſagt er von grawſammen ſchwertſchlegen [13]), ſo er voll bracht hatt; ſeins bluotuergieſſens was kein end zuo erzellen.

1) heiſchte, forderte. 2) durch dein „Blee“ verlieren machen. 3) wiſt. 4) Untreue. 5) Renommiſten. 6) Beinhaus. 7) ſolche. 8) Prahler. 9) geht er um. 10) Federträger. 11) Speckkrieg (?) 12) ins Land, nach Haus. 13) Schwertſchlägen, d. h Schlachten.

Das war aber meines bedunckens faſt über Hüner, Gens vnd Enten außgangen[1]). Eines tags ſaß er in ſeer groſſer bracht[2]) bey ſeinen geſellen in einer zech, fieng aber von groſſen ſtreichen an zuo ſagen; zuolezt wurden ſy den Boſſen mercken[3]), namens zuo[4]) einem dant[5]) auff. Vnder anderen reden truog ſich zuo, daß ſie anfiengen zuo ſagen von einem alten abgeſtorbnen[6]) Weib, wölche erſt auf den ſelbigen abent geſtorben, vnd hett man ſy auß mangel des tags denſelbigen abent nit vergraben könden; ſo hetten ſy auch jr hausvolck die nacht nitt im hauß behalten wöllen vnnd alſo auff den Kirchhoff getragen, in einer bar[7]) in das beinhauß geſtelt, damit ſy den künfftigen tag vergraben wurd. Nun was jr aller weg, wann ſy auß dem Wirtzhauß heim gon wolten, hatten ſy keinen anderen weg dann über den Kirchhoff, darumb ſy einandern faſt mitt dem alten abgeſtorbenen Weib ſpeyen wurden[8]). Der guot Kriegßmann vnnd maurenbrecher[9]) hett gewölt[10]), er wer zehen meilwegs[11]) von dannen geweſen, dann jm war ſeer angſt vor dem alten abgeſtorbnen Weib, die doch in jrem leben gar kümmerlich an einem ſtecken kriechen mocht vnnd jm nit einen finger hett mögen biegen. Die anderen guoten geſellen marckten[12]) diß an jm, darumb triben ſy jr gefert ye lenger ye meer für ſich, biß dem guoten Lantzknecht anhnob die ſtirnen zuoſchwitzen, dorfft ſich aber ſchamhalben[13]) gar nit eygen[14]) noch dergleichen thuon. Zuo letſten kam es dahin, das die anderen anfiengen zuo wetten, wölcher ſo kün wer vnnd zuom erſten[15]) ſunder ein liecht auff

1) ergangen. 2) Großthuerei. 3) merkten ſie. 4) als. 5) Geſpräch? Scherz? 6) verſtorbnen. 7) Bahre. 8) verſpotteten, aufzogen. 9) Sturmbock, Renommiſt. 10) gewollt, gewünſcht. 11) Meilen Wegs. 12) merkten. 13) Schande halber. 14) zeigen. 15) zuerſt.

den Kirchhoff gon dörft vnnd beſehen, ob das liecht oder ampel [1]) noch im beinhaus brunne [2]). Dann die ſachen waren allein dahin geſpilt [3]), daß ſy wolten ſehen, was hinder dem genßköpffer [4]) für ein mannlich gemüt wer. Zuoletſt kam die wettung [5]) auch an jn. Er ward gar zornig, ſtuond auff von dem tiſch, mocht die grauſammen wort nit hören, er zalt die ürten, nam ſeinen mantell vnnd gieng heim zuo hauß. Nun wußt er keinen anderen weg heim zuo kummen, dann er muoſt über den Kirchhoff gon, ſunſt hett er durch einen tieffen bach müſſen watten [6]). Alſo faßt er jm eines mannes hertz vnnd mit zittern vnnd groſſem ſchrecken gieng er auff den Kirchhoff, vnd als er nahend zuo dem beinhauß kumpt, wand er ſeinen mantel vmb den kopff, ſtieß die finger in die oren, ſorgt [7]), er wurd daß alt Weib hören ſchreyen, wölch in jrem leben alters halben ſtumm geweſen war. Er gieng mit gantz ſchnellen tritten fürſich, damit er bald von dem Kirchhoff keme. Als [8]) er aber nicht ſehen kund vor ſeinem mantel vnd meinet, ferr [9]) von dem beinhauß zuogon, ſo gadt er gantz dargegen vnnd trift die ſtegen, falt [10]) alſo mit ſchwärem [11]) fal hinab ein hohe ſteinene [12]) ſtieg [13]) ſunder alle hilff. Nun was ein geſtiel [14]) in dem Beinhauß; darinn fiel er gantz vngeſtümicklichen [15]) vnnd brach ein bein darinn ab; ſo hatt er auch den kopff vnnd angeſicht übel auf der ſtegen zerfallen. Er fieng an, gar jemmerlichen zuoſchreyen; da waß aber niemants, ſo jm helffen wolt, dann jn mocht niemans hören. Zuoletſt vmbgab jn ſemliche forcht, angſt

1) Lampe. 2) brenne. 3) geſpielt, abgekartet. 4) Gänſetödter (Renommiſt?) 5) Wette. 6) waten. 7) beſorgte, fürchtete. 8) da, weil. 9) weit, entfernt. 10) fällt. 11) ſchwer. 12) ſteinerne. 13) Treppe. 14) Stühle. 15) ſtark, ſchwer.

vnd schrecken, das jm das schreyen auch gelag [1]), er huob aber gar schwerlich [2]) an zuo seüfftzen vnd heülen. Als nun seine gesellen genuog gezecht, sind sy auch zuo hauß gangen. Als sy nun zuo dem Beinhauß kamen, horten sy den armen tropffen ernstlich [3]) seüfftzen; sy aber meinten nit anders, daß das alt Weib wer wider zuo jr selbs kummen. Vnnd dieweyl sy ein liecht hatten, giengen sy hinab, funden also jren gesellen mitt zerbrochnen beinen im gestül [4]) liegen; sy trugen jn bald [5]) in eines artzetts [6]) hautz, lieſſen jn verbinden. Da erzalt er sein geschicht nach der lenge [7]); also muoßten sy lachen zuo seinem groſſen schaden, so jm dann widerfaren vnd zuohanden gangen [8]) was, vnd muoßt, wie man gemeinklich sagt, den spott zuom schaden haben.

4. Ein weib hies jren man aus dem haus beleiben, bis der staub vergieng.

Ein kurtzweiliger Jun-jermann, so erst newlich in die Ehe kummen was; er hatt ein wittfrawen genummen, welche vormals ein Baurs man gehabt. Diſer aber was ein maler vnnd gar ein fiſierlicher [9]) mensch; die gut frauw aber hat der Malerey gar nit gewonet [10]), blib auff jrem alten gebrauch; wann sie morgens die stuben fegt oder schweiffet [11]), spritzet sie die gar nit, Davon sich dann ein groſſer staub erhub, welches dann die Maler sunderlich gern in farben vnd an der arbeit hand; vorab wann sie von ölfarben malen. Eins abents hatt der gut man genug getruncken, also das er den künfftigen morgen etwas lenger schlieff, dann

1) liegen blieb verging. 2) arg. stark. 3) arg. stark. 4) Stühle. 5) sogleich. 6) Arztes. 7) der Länge nach, ausführlich 8) begegnet. 9) poſſierlicher. 10) war gewohnt. 11) ausfegt.

ſein brauch was. Als er aber yetz auffgeſtanden vnd ſich angeton [1]), weil er eylens vber ſein arbeit eylt in die ſtuben, die hat die gut frauw allererſt gefegt vnd aber nit begoſſen, alſo das ein groſſer ſtaub in der ſtuben was. Der mann ward zornig, ſchalt die frawen darumb; ſie ſagt: „Kanſtu nit ein weil hinaus ſpatzieren gon, bis der ſtaub vergadt [2])? Der gut man faſſet die wort in ſein örlin, nam ſein tägen [3]) vnd rock, gieng aus zu guten geſellen, fieng die ſach wider an, da er ſie am obend [4]) geloſſen [5]) hat treib das alſo auff acht tag. Als die verſchinen waren, nam er ein gute Burſch mit jm, fürt die mit jm heim. Es waren aber ſeine ſtub vnd ſtubenfenſter auff der erden, das man wol hinein ſehen mocht. Als er nun für das haus kam, ſties er mit erſt [6]) den kopff zum fenſter hinein vnd ſchrey: „Fraw, iſt der ſtaub vergangen, ſo wil ich hinein kumen.“ Antwurt das weib: „O io [7]), lieber hans (alſo was ſein nam), er iſt gar hinweg; gang nur harein; ich wil dir keinen ſolchen ſtaub mer machen vnd fürbas die ſtuben deſt bas begieſſen.“ Alſo nam er ſeine guten gſellen mit jm hinein, gab jn ein trunck, vnd waren alle ſachen gericht [8]). Darumb, jr weiber, ſind gewarnet; jr haben Rauch oder ſtaub jm haus, heiſſen darumb die mann nit hinaus gon; Dann jn ſunſt von Natur angeboren iſt, das ſie nit gern daheimen bleiben.

5. Von einem armen ſtudenten, ſo auß dem Paradyß kam, vnd einer reychen beürin.

Dvrch ein Dorff gieng ein mal ein armer Student, welicher wenig zeerung [9]) im ſeckel bey jm truog vnd aber die

1) angezogen. 2) vergeht. 3) Degen. 4) Abend. 5) gelaſſen. 6) zuerſt. 7) ja. 8) ausgeglichen. 9) Zehrpfennig, Reiſegeld.

füß lieber vnder dem tiſch halt, dann daß er ſölt in einem buoch ſtudieren, als man deren noch viel findet. Als er aber nun wol in das Dorff hineyn kumpt, geht er gegen eines reychen bauren hauß, welcher nitt anheim[1] was, ſonder inn das holtz gefaren; die frauw aber, welche vor[2] auch einen mann gehebt[3], ſo Hans geheiſſen, vnd jren vor wenig jaren geſtorben was, deßhalben yetz den anderen mann hatt, die ſelbig frauw ſteht in dem hof vor dem haus. Vnd ſo ſy den Studenten erſicht, ſpricht ſy jn an, fragt jn, wer er ſey vnd von wannen er komm? Antwort der Student: „Ich bin ein armer Student vnd komm von Paryß.“ Die guot einfaltig frauw verſtuonds nit recht, vermeint, er helt geſagt, er komm auß dem Paradyß, deßhalben ſy jn noch einmal fragt: „Kompt jr auß dem Paradyß?“ — „Ja, liebe frauw,“ ſprach der Student (dann er marckt[4] von ſtundan wol, wen er vor jm hatt). Do ſprach die beürin: »Lieber guoter freünd, kompt mit mir in die ſtuben, ſo wil ich euch etwas weyters fragen.« Als er nun in die ſtuben kam, do hieß ſy jn nider ſitzen, fieng an vnd ſprach: »Mein guoter freünd, ich hab vor auch einen mann gehabt, hat Hans geheiſſen, der iſt vor dreyen Jaren geſtorben. Ach, du mein lieber Hans, Gott tröſt dein liebe ſeel! Ich weiß, daß er im Paradyß iſt; er iſt wol ſo ein frommer menſch geweſenn. Lieber freünd, habt jr jn nicht im Paradyß geſähen? oder kennt jr jn nit?“ Der Student ſagt: »Wie heißt er mit dem zuonammen?“ Sy ſprach: »Man hat jm nur Hans Guotſchaaf gſagt; er ſchilhet[5] ein wenig.« Der Student beſinnt ſich vnd ſprach: »Botz ja! ich kenn jhn yetz wol!« Die frauw

1) zu Hauſe. 2) zuvor, früher. 3) gehabt. 4) merkte. 5) ſchielt.

ſprach: „Ey, lieber freünd, wie gehts jm, meim[1] guoten Hanſen?“ Der Student antwort vnd ſprach: „Schlechtlich[2] gnuog! der arm tropff hat weder gelt noch kleider. Wann guot gſellen nit das beſt gethon hettenn bißhär, er wer wol hungers gſtorben; dann wo etwan guot gſellen bey ein ander zechen, ſo holt er weyn vnd brot vnd ſchenckt jnen eyn.“ Do die frauw das hort, fieng ſy an weinen vnd ſprach: „Ach, du mein Hans! nun haſt du nie keinen mangel bey mir gehabt vnd muoſt erſt in jener Wält mangel leyden! Hett ich das gwüßt, ich wölt dich wol verſorgt haben mit kleidern vnd mit gelt, daß du auch andern gleych hetteſt mögen zeeren; dann du von Gotts gnaden noch guote kleider haſt. Hett ich nur ein botten[3], ich wölt dirs ſchicken vnd ein guoten zeerpfenning darzuo.“ Der Student, als er ſölichs hort, ſprach er zuo der frauwen: „O liebe frauw, ſeyt guoter ding: wenn es nur an einem botten manglet, ſo wil ich euch wol ſo vil zuo gefallen thuon vnd jms bringen: dann ich yetz den nächſten[4] wiberumb ins Paradyß wil, ich hab etlichen mer gelt zuo bringen.“ Als die beürin ſoliches hort, war ſy fro, vnd bracht dem Studenten zuoeſſen vnd trincken vnd hieß jn redlich zechen; „dann ich wil (ſprach ſy) dieweyl[5] ein ding[6] zuoſammen ſuochen.“ Alſo geht ſy hinauf in die kammer über den kaſten, da des Hanſen kleider lagen vnnd nimpt etliche hembder, zwey par hoſen vnd den gefüllten[7] rock ſampt etlichen fazenetlin[8], machts auff das gſchmeydigſt[9] eyn, daß es ſeyn kommlich[10] zuo tragen iſt. Darnach hat ſy etlich alt Vngeriſch gulden vnd guot alt

1) meinem. 2) ſchlecht. 3) Boten. 4) nächſtens, ſogleich. 5) unterdeſſen. 6) irgend Etwas. 7) gefütterten? 8) Schnupftüchern (fazzelotta). 9) ſorgfältigſt. 10) bequem.

gſtempfft[1]) plaphart[2]), bindts in ein weyſſz lümplin, gibts dem Studenten mit ſampt der burdy[3]) vnd ſchenckt jm auch etwas, damit ers deſt fleyſſiger außrichte. Als er nun geſſen vnd truncken hatt, nimpt er die burdy mit den kleidern auf den halß[4]), danckt der frauwen vnd zeücht darmit daruon. Nun was es eben vmb mittag, daß der baur auß dem holtz heim kam, lieff jm die frauw entgegen vnd ſprach: „Lieber haußwürt, ſol ich dir nit wunder ſagen: es iſt ein mann bey mir gweſen, der kumpt auß dem Paradyß vnd kennt mein Hanſen ſälig wol; er hat mir gſagt, wie er ſo arm ſey vnd groſſen mangel leyde; do bin ich hin gangen, hab jm ſeine kleider geſchickt ſampt etlichen Vngeriſchen guldin vnnd gſtempfften plapharten, welche du nit gewüßt haſt, vnd ſolt dich der ritt ſchitten[5]).“ Der baur erſchrack vnd ſprach: „Ey, du haſt jm den Teüfel auf den kopff geben!“[6]) ſitzt ſchnäll auff den beſten hengſt vnd eylt dem Studenten nach. Der Student aber ſtäts hinderſich luogende (dann er verſach ſich wol, es wurd alſo gehn), als er den bauren ſicht härnach eylen, wirfft er gſchwind die burdy in ein hag vnd findt vngferd ein par haghändtſchuoch[7]) vnd ein ſchaufel; die legt er an. Als nun der baur zuo jm kam, fragt er, ob er nit einen mit einer burdi gſehen hab? „Ja! alsbald er euch gſehen, iſt er über den hag gſprungen vnd dem holtz zuo gelauffen.“ Der baur ſprach: „Lieber, halt mirs roſſz, ſo wil ich jm nach eylen; ſpringt hie mit über den hag dem holtz zuo. Der Student nimpt die burdy, ſitzt auffs roſſz vnd reyt daruon. Als nun der baur niemant fand, keert er widerumb, ſo findt er we-

1) geſtempelte (geprägte). 2) Dickpfennig. 3) Bündel. 4) auf die Achſel, den Rücken. 5) ſollte dich das Fieber befallen. 6) du haſt dich anführen laſſen. 7) Arbeitshandſchuhe.

der das roſſz noch den, ders jm gehalten hat; do gedacht er wol, wie es zuogangen wer. Als er nun heim kumpt, fragt jn die frauw, ob er jn gfunden hab. Er ſagt: „Ja, ich hab jm das roſſz darzuo geben, das es jm deſt belde werde.“

6. Wie ein Schneyder in Himmel kumpt vnd vnſers Herrgotts fuoßſchämel nach einer alten frauwen härab wirfft.

Es hat ſich begeben an einem ſchönen tag, das vnſer Herrgott ſpatzieren wolt gehen, vnnd nam all ſeine Apoſtel vnd Heyligen mit jhm, alſo daß niemands daheim im Himmel blieb dann allein S. Peter; dem befalch er, daß er gedächte [1]) vnd niemands eynlieſſe, dieweyl er auß wer, vnd zoch alſo daruon. Nun kam ein Schneyder für den himmel; der klopffet an. S. Peter fraget, wer da wer vnd was er wölte? Der Schneyder ſagt: „Ich bin ein Schneyder vnd wölt gern in himmel.“ S. Peter ſprach: „Ich darff niemands eynlaſſen, dann vnſer Herrgott iſt nit daheimen, vnd wie er hinweg gieng, verbot er mir, ich ſolt gedencken vnnd niemands eynlaſſen, dieweyl er auß wer.“ Aber der Schneyder ließ nit nach, St. Petern zuo bitten vnd bewegt jn mit ſeinem langen bitten dahin, daß er jhn verwilliget hineyn zelaſſen [2]), doch mit dem geding [3]), er ſolte in einem winckel hinder der thürenn fein züchtig vnd ſtill ſitzenn, damit, wenn vnſer Herrgott keme, daß er ſeiner nit warneme vnnd zornig wurde. Das verhieß er jm. Alſo ſatz er ſich hinder die thüren in ein winckel, vnnd ſobald S. Peter für die thür hinauß gehet, ſteht der Schneyder auf

1) aufpaßte. 2) daß er einwilligt, ihn hinein zu laſſen. 3) Bedingung.

vnd geht inn allen winckleu im Himmel härumb vnd beſicht eins nach dem anderen. Zuo letſt ſo kumpt er zuo vilen ſchönen vnd koſtlichen [1]) ſtülen, vnder welchen in der mitte ein gantz guldiner Seſſel ſtuond, darinn vil koſtliches Edelgeſteins verſetzt [2]) was; er was auch vil höher dann der andern ſtül keiner, vor welchem auch ein guldiner fuoßſchämel ſtund; auff dem ſelbigen Seſſel ſaß vnſer Herrgott, wenn er daheim was. Der Schneyder ſtuond ſtill vor dem Seſſel ein guote weilen vnd ſahe jn ſtätigs [3]) an, dann er jm am aller baſten vnder den anderen geſiel. Alſo geht er hinzuo vnd ſetzt ſich inn den Seſſel. Wie er nun alſo ſitzt, ſicht er nidſich [4]) vnd ſicht alle ding, was auff erden geſchicht. Vnder anderem aber erſicht er ein alte frauwen, welche jrer Nachbeürin ein vnderband [5]) garn ſtilt, daruon dann der Schneyder erzürnet, nimpt den guldinen fuoßſchämel vnd wirfft den nach der alten frauwen durch den Himmel auff die Erden hinab. Do nun der Schneyder den ſchämel nit mer erlangen mocht, ſchlich er hüpſchlich [6]) auß dem Seſſel vnnd ſatzt ſich wider vnder die thür an ſein altes örtlin [7]) vnd thet dergleychen [8]), als wenn er nirgends da [9]) geweſen wer. Als nun vnſer Herrgott wider heim kam, ward er des Schneyders nit gewar; wie er ſich aber inn ſeinen Seſſel ſetzt, manglet er ſeines ſchämels. Alſo fragt er S. Peter, wo ſein ſchämel hin kommen ſey? S. Peter ſagt, er wüßte es nit. Do fragt er weyter: »Wär iſt da geweſen? haſt niemand häreyn gelaſſen?« Er antwort vnd ſprach: »Ich weiß niemandt, der hinnen [10]) iſt geweſen, dann ein Schneyder, der ſitzt noch da hinder der

1) koſtbaren. 2) eingeſetzt. 3) beſtändig. 4) unter ſich. 5) Streyn, Gebund. 6) ſacht, leiſe. 7) (kleinen) Ort. 8) ſtellte ſich, that ſo. 9) an keinem andern Ort daſelbſt. 10) hierinnen.

thüren.« Do fraget vnſer Herrgott den Schneyder vnd ſprach: »Wo haſt mir mein Schämel hin gethon? haſt du jhn nicht geſehen?« Der Schneyder erſchrack, gab mit forcht vnnd zitteren antwort vnd ſprach: »Ich bin in deinem Seſſel geſeſſen vnd hab geſähen, wie da vnden auff Erden ein alte frauw jrer Nachbeürin ein vnderband garn geſtolen hat, darab [1]) ich erzürnet bin worden vnnd hab den fuoßſchämel nach jr geworffen.« Do ward vnſer Herrgott zornig über den Schneyder vnd ſprach: »Hey, du ſchalck, ſolt ich ſo manchs mal ein ſchämel nach dir geworffen haben, als offt du zeuil geren [2]) geſchnitten vnd ins aug [3]) geſchoben haſt, ich hette weder ſtül noch bänck mer im Himmel.« Alſo ward der Schneyder für den Himmel häraus geſtoſſen vnd jhm ſein bräſten [4]) vnnd mangel auch entdeckt vnd ans liecht härfür gezogen worden. Es iſt auch zuo beſorgen, man finde deren noch vil yetz zuo vnſeren zeyten, ſo einen, der in einem laſter kaum eines ſtrohalms tieff ſteckt, rechtfertigen [5]) vnd ſtraaffen wöllen, vnnd aber ſy gar darinn erſoffen ſind.

7. Jörg Wickrams vorzüglichſte Schriften; Schluß.

4) Der Goldfaden.

Von Wickram's weitern Schriften ſind noch zu nennen: Der Irr Reitend Bilger; die Siben Hauptlaſter; Von Guten vnd Böſen Nachbaurn, eine Erzählung, und die Narren beſchwerung, von welchen in den Jahren 1556 bis 1558 Knobloch in Straßburg Ausgaben beſorgte.

1) darüber. 2) Stück Tuch. 3) Oeffnung im Tiſch der Schneider. 4) Gebrechen, Fehler. 5) gerichtlich verfolgen.

Berühmter jedoch als diese moralisch-satyrischen Bücher, und nach dem Rollwagenbüchlein am meisten verbreitet, ist:

Der Goldfaden, mit welchem Wickram als Schöpfer des deutschen Romans auftritt.

Von 1557 bis 1670 zählt Gödeke 1) davon acht verschiedene Ausgaben auf. Clemens Brentano hat ihn 1809 erneuert zu Heidelberg herausgegeben.

Die älteste Ausgabe führt folgenden Titel:

„Der Goldtfaden. Eine schöne liebliche vnd kurtz„weilige Historie von eines armen hirten son, Lewfried „genant, welcher auß seinem fleißigen studieren, vnder „dinnstbarkeyt, vnd Ritterlichen thaten eines Grauen (Gra„fen) tochter vberkam, allen Jungen knaben sich der tugendt „zuo befleissen, fast dienlich zuo lesen, Newlich an tag geben „durch Jörg Wickram von Colmar .... Getruckt zuo „Straßburg bey Jacob Frölich, 1557.“ 4.

Da ich mir, ungeachtet mehrfachen Nachsuchens, kein Exemplar dieses Buches verschaffen konnte, so muß ich den Inhalt desselben nebst einem Kapitel des Originals selbst nach F. A. Pischon's Denkmälern der deutschen Sprache 2) mittheilen:

„Im Königreich Portugal war ein armer Hirt Namens Erich, der viele und schöne Kinder hatte, welche ehrlich versorgt wurden; zu dem kam ein Löwe, welcher ganz zahm war und ihm das Vieh hütete. Als seine Hausfrau hierauf einen Sohn gebar, fand sich auf dessen linker Brust ein Muttermal einer Löwentatze gleich. Das Kind ward Leupold genannt und von einem reichen Kaufmann mit seinem einzigen Sohn erzogen; auch setzte dieser den Hir-

1) Grundriß zur Gesch. der deutsch. Dit. I, 379. 2) B. II, S. 426—440.

ten Erich auf eine Pachtung, wohin dieſer den zahmen Löwen, Lottman, mit ſich nahm, welchen er aber dem Könige zu ſeiner großen Betrübniß überlaſſen mußte. Leupold, welcher indeſſen gut erzogen wurde, ließ eines Tages, als die Schulknaben ihn zum König erwählt hatten, einen andern Knaben ſehr hart züchtigen, und da der Schulmeiſter die Sache erfuhr und Leupold harte Strafe befürchtete, ging er davon, und gab vor, ſeinen Vater beſuchen zu wollen. Er wurde Küchenbube an eines Grafen Hof, und da er ſehr ſchön ſang, gewann ihn das Hofgeſind ſehr lieb, vor allen aber auch die ſchöne und kunſtreiche Tochter des Grafen, Angliana. Als dieſe aber am Neujahr allem Hofgeſind Geſchenke machte, vergaß ſie des Küchenbuben, worüber er, der die Jungfrau inbrünſtig liebte, ſehr betrübt war. Als aber eines Tages der Graf ſeinen Geſang im Garten hörte, nahm er ihn aus der Küche und gab ihn ſeiner Tochter zum Diener, worüber er große Freude hatte. Als Angliana einſt einen Geſang von ihm hören wollte, ſang er folgendes von ihm ſelbſt gedichtete Liedlein:

„Im thon gang mir auß den bonen[1]).

»O armuot du entreglichs Joch,
Wie biſt ſo gar verachtet,
Wer wolt dich gern behauſſen[2]) doch,
So er auß grundt betrachtet,
Wie gantz vnwerdt,
Du biſt auff erdt,

1) d. h. nach dem Versmaß und der Singweiſe des ſogenannten Bohnenliedes.
2) beherbergen, aufnehmen.

Es möcht eim vor dir graufen,
Könnst schon all kunst,
So ists vmb sonst,
Niemant wil dich behausen.

„O armuot du vntreglich bürd,
Wie hart hast mich beschwäret,
Auff erd niemant erfunden wirt,
So dein zum fründ begeret,
Kumbst eim zuo hauß,
Wilt nimmer drauß,
Verſperrest jm sein glücke,
Dem sonst zur Zeit,
Guot, hab vnd heut,
Möcht werden offt vnd dicke.

„So giengs mir auch im newen jar,
Da muost ich dein entgelten,
Ward hindann gestelt,
Vnn lär gezelt,
Drumb ich dich billich schelten
Muoß tag vnd nacht,
Dann ich veracht,
Wardt vor allem Hofgesinde,
Die man sunst all
Begabt mit schall,"
Darumb bin ich dir feinde."

Angliana sah wol, daß das Lied ihrenthalben gemacht sei, ließ sich aber nichts weiter merken und zeigte sich ihm ganz gnädig.

Was nun am nachfolgenden Neujahr geschah, mag Jörg Wickram uns selbst erzählen:

„Es füget sich aber auff den newen Jarstag das Angli-

ana jr gewonheit nachgon thet, ſie befalch Lewfrieden jren Kammerknaben, er ſolt alles hoffgeſind auff ein beſtimpte ſtund zuo jhr in das zimmer heiſſen kommen, vnd das new Jar von jhr empfahen. Des was er Lewfrid gantz willig, dann er was guoter hoffnung Angliana wird jhn nicht mit dem geringſten [1]) begaben, dieweil vnn der jhr Diener was, vnnd ſtetigs auff jhren befelch warten muoßt. Das gantz hoffgeſind verſamlet ſich eilens. Als ſie zuoſammen waren kommen, hat Angliana angefangen dz new jar außzuoteilen, von dem erſten biß auff den letſten, Als es aber an den guoten Lewfriden kam ſagt Angliana dein Lewfrid hab ich ſicher vergeſſen, du aber hab diß mal gedult, auff einand jar wil ich dich zwifach begaben, diß aber thet Angliana allein darumm, dz ſie verſuchen wolt, wie ſich der jung halten würt, Lewfrid wendet ſich mit einem groſſen vnd ſchweren ſeüfftzen von der Junckfrawen Angliana, dann jr wort nit anders jn durchſchnitten, als wann man jm ein ſchneidendes ſchwerdt durch ſein hertz geſtochen hett, Er muoßt ſcham halben auß dem zimmer, vnd fing an hertzlichen weinen, Sein ellend vnd jamer zuoklagen. Den andren tag aber als er in dem zimmer ſeines amptes warten ſolt, ſtund er vor der Junckfrawen Angliana, welche an einer Rammen [2]) köſtlich gewirck, deß ſie dann ein meiſterin was, wirket. Lewfrid ſo offt vnd [3]) er die Junckfraw anſah, einen ſchweren ſeüfftzen von ſeinem hertzen gehn ließ, des die Junckfraw war nam, doch gar nicht dergleichen thet, als wan ſie es merckte, dann jhre Junckfrawen waren zum theyl noch in dem zimmer, derhalben verzog ſie biß ſie jetzund all hinauß kommen waren, Lewfrid aber ſeines leyds

1) d. h. mit etwas Ausgezeichnetem. 2) einem Rahmen. 3) als.

noch nit vergeſſen, Sonder für vnnd für mit ſchweren ſeufftzen umbfangen, die er dann oft von Hertzen ließ. Angliana als ſie jetzund allein bey Lewfriden in dem gezimmer war, ſagt ſie mit lachendem mund, vnn mit freundtlichen worten zuo jm, mein lieber Lewfrid, wiß das ich dich zweyer vrſachen halb gern etwas fragen wolt, die ein vrſach darumm ich fragen wolt, hat ſich deinenthalben in vergangnem Sommer zuo tragen, namlich mit dem lied, ſo du von der armuot geſungen, ob du oder jemans and's ſemlichs gedicht, ob' wen es doch beruoren thet. Die and' vrſach aber iſt diß, wz dich doch heüt vnn den geſtrigen tag zuo ſemlichen tieffen ſeufftzen vrſachet, daran wölleſt mir lieber Lewfrid nichts verhalten. Der Jüngling nit lang auff d'Junckfrawen frag ſchweigen thet, von ſtundan gab er jr antwort vnd ſagt, Wolgeborne gnedige Junckfraw ich bin bereit, euch die beiden fragen zuo erkleren, Die erſt fürnemlich dz liedlin ſo ich gemacht, an dem ewer gnad allein ſchuld tragen thuot, dann vor einem jar vergangen, do het ewer gnad gleich wie auff den geſtrigen tag, alles hoffgeſind mit einem newen jar verehret, allein mich armen Kuchenbuoben dozumal außgeſchloſſen, Jetzund aber dieweil ich in ewer gnaden dienſt kommen, het ich nit gedacht daß mich euwer gnad dermaſſen außgeſchloſſen hett, wie mir dann auff das geſtrig new jar widerfahren iſt, das ſelb allein vrſachet mich zuo meinem trauren, Angliana als ſie von Lewfriden die vrſach vernam, gedocht ſie heimlich in jr ſelb, wie ſie den guoten jungen wider wolt verurſachen über ſie zuo klagen, damit er aber etwan ein liedlin dauon machet, Jedoch nam ſie jhr für jhme in kurz hernach ein reiche verehrung zuothuon. Sie griff alſo nach einem gezwirnten gülden faden, ſo ſie an jhr wirckrammen hat han-

gen, vnd mit ſpöttlichen worten gab ſie den ſelbigen dem guoten Lewfriden und ſagt, Damit du mein lieber diener nit ſagen dörffeſt, du ſeyeſt ſetzund aber von mir ſo gar außgeſchloſſen, vor andrem hoffgeſind, So nimm von mir zuodanck diſe reiche ſchanckung vnd gab, behalt die wol, damit du mir das künfftig Jar mögeſt zeigen, mit was fleiß du ſie habeſt auffgehoben, Lewfrid empfing diſen Goldtfaden mit groſſer freud, dancket auch der Junckfrawen mit höchſtem fleiß, Gnedige Junckfraw ſagt er, diſe gab will ich dermaſſen verwaren, vnn ſo wol behalten, das ich nimmer darumb kummen will, das thuo, ſagt Angliana, damit gibſt du mir vrſach dich mit einer andren ſchanckung zuuerehren. Diß redt Angliana zu dem Jüngling, jhr aber was ſein vnmeßliche liebe gar verborgen, So hat ſie auch gar kein gedancken, wohin der Jüngling den Goldtfaden behalten wird, Lewfrid nam vrlaub von der Junckfrawen vnd gieng eilens in ſein gemach.

Leufrid öffnet aber mit einem ſcharfen Meſſerlein ſeine Bruſt und verwahrt darin den Goldfaden und heilt die Wunde zu. Er machte auch darauf ein Lied, worin dieſer Vers vorkommt:

„Den faden ich,
Gantz fleißigklich,
Hab in mein hertz v'ſchloſſen,
Niemant jn mag,
Bey nacht vnd tag,
Mir nemen in dermaſſen,
In ſtarckem ſchrein,
Vnd hertzen mein,
Iſt diſer faden behalten,
Der den will han,
Muoß von ſtund an,
Vornen mein bruſt zerſpalten.“

Er ſang auch dieſes Lied der Gebieterin vor, als ſie aber einſt wiſſen wollt wo er den Faden habe, ſchnitt er ſeine Bruſt auf und zog ihn herauß. Von der Stund an ergriff die Liebe auch die Jungfrau, daß ſie Lewfriden ſtets in ihrem Sinn hatte und ihn reichlich beſchenkte, doch oft traurig war. Indeſſen war aber der Jüngling herangewachſen und der Graf nahm ihn zu ſeinem Kämmerling und ſchickte ihn in manchen Geſchäften auf Reiſen. Von einer ſolchen brachte er einſt einen ſchönen weißen Bracken, welcher ſich, als er in einem Walde verirrt war, zu ihm gefunden hatte. Dieſen hatte Angliana ſehr lieb und erhielt ihn von Leufried geſchenkt. Indeſſen lag Walter, des reichen Kaufmanns Sohn, mit welchem Leupolt erzogen war, ſeinem Vater an zu erlauben, ſeinen lieben Bruder Leufried aufzuſuchen, was ihm dieſer ungern gewährte. Als nun Walter auf ſeiner Reiſe mit ſeinem Diener in einen tiefen Wald kam, wurden ſie von drei Räubern überfallen und an Bäume gebunden. Den Räubern aber begegnete Leufrid, der nach Liſſibona reiſen ſollte und wurde ebenfalls von ihnen angegriffen; er tödtete aber zwei der Räuber, verwundete den dritten und zwang ihn ſein Führer zu ſein und ihn dahin zu geleiten, wo jene beiden angebunden waren; denn der Räuber hatte geſtanden, daß ſie die beiden bepackten Pferde, welche ſie mit ſich führten, den Reiſenden abgenommen hätten. So befreite Lewfrid die Gebundenen, reiſte mit ihnen weiter und wurde nun zu beiderſeitiger Freude von Walter erkannt. Als nun Beide nach Liſſbona an des Königs Hof kamen, war der Löwe Lozman gegen ſie ganz freundlich, worüber ſich Alle verwunderten. Nach der Rückkehr zum Grafen brachte Lewfrid auch Angliana und ihren Frauen Geſchenke, reiſte dann mit dem

Grafen zu einer Hochzeit an des Königs Hof zu Lißbona, wo der Löwe nicht mehr von ihm weichen wollte und ihm nach Hauſe folgte. Bald aber wurde Angliana's und Leufrids Liebe vom Grafen durch einen Brief mit einem Ringe, welchen Leufrid der Geliebten ſandte, und der dem Grafen in die Hände fiel, entdeckt, und der Graf wollte Leufrid auf der Jagd umbringen laſſen. Der Jäger aber, welcher Leufriden verdächtig gemacht war und ſeinen Spieß nach ihm warf, wurde vom Löwen erwürgt.

Als nun Angliana und Florina vor dem Grafen erſchien, hat er „mit ſchnarzen Worten ſeine Tochter angefaren“, daß ſie eines Hirten Sohn ihre Liebe zugewendet und auch Florina als einer Undankbaren vorgeworfen, wie ſie dieſe Liebe beſtärkt habe. Angliana aber nahm alle Schuld auf ſich allein, bekannte ihre Liebe und erklärte, wie ſie nur das Edle geliebt und der Vater ſelbſt Lewfriden oft als trefflich dargeſtellt habe. Der Graf entließ ſie, ſagte aber: Lewfrid, der nicht todt ſei, ſolle ſich nie vor ſeinen Augen ſehen laſſen. — In tiefer Trauer, von aller Welt getrennt, lebte nun Angliana, daß endlich der Graf anderen Sinnes ward und Lewfriden durch einen Brief wieder zu ſich lud. — Lewfried war indeſſen mit Walter und dem Löwen nach Salamanca gezogen in großem Trauren; dort fand ihn der Bote, doch traute er nicht ganz, ſendete Walter zum Grafen und ſchrieb, er wolle nur als Ritter wieder an den Hof kommen. Anglianen aber verſprach er in einem Brief, er wolle als Waldbruder verkleidet am nächſten Sonntag vor ihr erſcheinen. Dies ſucht er auszuführen, ritt zu einem Waldbruder (wobei eine Geiſtererſcheinung des vom Löwen getödteten Jägers ihn erſchreckt und Köhler ihn freundlich aufnehmen), wohin auch der

treue Schildbube kam, der ihn damals gewarnt hatte, ſahe dann am Sonntag ſeine Geliebte und empfing von ihr ein Kleinod und einen Brief, wie er ihr in einem Gebetbuch Nachrichten über ſich gab. So hielt er ſich einige Zeit beim Waldbruder auf, bis auch der Graf, nun ganz beſänftigt, ſich ausſöhnte und darauf mit ihm in den Krieg des Königs von Portugal gegen Caſtilien zog, worin ſich Lewfried durch Waffenthaten den Ritterſchlag erwarb. Solche Botſchaft richtete die um ihren geliebten Lewfrid trauernde und kranke Angliana auf und freudig empfing ſie den mit Lewfrid ſiegreich zurückkehrenden Vater. Dieſer wurde bald nachher von einem Freiherrn, welcher früher um Angliana geworben hatte, auf der Jagd überfallen und an einen Baum gebunden, aber von Lewfried ritterlich errettet. Nun wurde die Hochzeit mit Angliana unter großen Freuden mit Turnieren und Tanzen gehalten. Fröhlich lebte Lewfrid und hatte mit ſeinem Bracken, und dem Löwen Lotzman viel Kurzweil, wurde aber einſt auf der Jagd von einem Hirſche ſchwer verwundet, dort vom Kaufmann und Walter gefunden, von Angliana aufgeſucht und nach des Grafen Wohnung zurück gebracht; als dieſer aber dem Verwundeten entgegen eilte, ſtürzte er eine Treppe hinab und ſtarb an dem Fall. — So wurde Lewfrid Herrſcher im Lande, ließ Vater und Mutter zu ſich kommen, verſorgte Walter aufs beſte und lebte friedſam und freundlich mit Angliana. Die Kinder, welche ihnen Gott beſcherte, zogen ſie in Gottesfurcht auf, und Glück und Heil ging ihnen zur Seite, bis ſie Gott aus dieſem Jammerthal zur ewigen Seligkeit berief."

Unter den Literaturhiſtorikern hat Gervinus [1]) unſern Jörg Wickram am härteſten, und auf höchſt unbillige Weiſe behandelt. Andere haben gerechter über ihn geurtheilt; ſo iſt er z. B. für Vilmar, Kurz und Göbeke mehr als ein „unbedeutender Vielſchreiber“, wie Gervinus will, der behauptet, daß er ſich mit ſeinem Rollwagenbüchlein „ganz unter die niedrigſten Volksbücher ſtellt.“

Göbeke faßt Wickrams vorzüglichſte Leiſtungen auf folgende Weiſe kurz und treffend zuſammen:

„Er bearbeitete ältere Gedichte wie den Ovid Albrechts von Halberſtadt, überſetzte vielleicht auch das Volksbuch von Galmy und ſchuf durch ſeine Erzählungen von Reinhard und Gabriotto, von Wilibald, von guten und böſen Nachbarn, und den Goldfaden den deutſchen Roman. Sein Rollwagenbüchlein (eine Anekdotenſammlung zur Unterhaltung im Reiſewagen) gab der Schwankliteratur neue Anregung. Auch die kleine dichteriſche Erzählung ſuchte er durch ſein Gedicht vom irre reitenden Pilger in Aufnahme zu bringen. Seine Bedeutung liegt wie bei Hans Sachs, dem er an Lebensglück und Kunſt nachſteht, in der Einführung der Dichtung in den Bürgerſtand, theils indem er für ihn ſchrieb, theils indem er aus ihm ſchöpfte.“

1) Geſch. der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen. III, 117—118 (Ausgabe v. 1838).

Nachtrag.

Mein Vorhaben war, als Anhang zu dieſer ſkizzenhaften Arbeit über Jörg Wickram, einige Nachrichten über die Meiſterſängerſchule zu Colmar zu geben, deren Stifter, oder, wie er ſelbſt ſagt, »Anfänger«, er war; allein es iſt nichts mehr darüber in den dortigen Archiven vorhanden, wie mir der gelehrte und gefällige Stadt-Archivar Hr. F. Moßmann ſchreibt. Die Papiere derſelben ſind bis zur Revolution in der Zunft »Zum Wolleben« oder der Schuſterzunft, dem jetzigen Hauſe Traut, in der Schädelgaſſe, aufbewahrt worden, ſeitdem aber ſpurlos verſchwunden. Dies iſt um ſo mehr zu beklagen, da Colmar in den Literaturgeſchichten, nächſt Mainz, Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Ulm, Straßburg u. a. ſtets zu den bedeutendern Schulen gezählt wird, wie es auch die von K. Bartſch herausgegebenen Meiſterlieder der Colmarer Handſchrift, Stuttgart 1862, bezeugen, deren Original ſich auf der königlichen Bibliothek zu München befindet.

Von der Familie Wickram theilt mir Hr. Moßmann noch mit, daß dieſelbe eine der wohlhabendſten und angeſehenſten der Stadt Colmar geweſen ſei und zur Zunft der Kaufleute gehört habe.

Inhalt.

Seite

Vorwort.

4. Einleitende Bemerkungen über die Schwänkesammlungen des 16. Jahrhunderts 1
2. Notizen über einige Mitglieder der Familie Wickram . . 3
3. Jörg Wickram. Biographische Nachweisungen 7
4. Jörg Wickrams vorzüglichste Schriften:
   1) Das Narrenbeßen 12
   2) Der treue Eckart 16
   3) Das Rollwagenbüchlein 24
   Beispiele daraus:
   1. Von einem, der dem andern halff sein Armuot essen. . 33
   2. Von einem, der ein fürsprechen vber liſtet, vnd hatt in der fürsprech das selbs gelert 34
   3. Von einem grossen Marterhanssen, wie er in einen Gerner oder Beinhauß gefallen ist 35
   4. Ein weib hies jren man aus dem haus beleiben, bis der staub vergierg 38
   5. Von einem armen studenten, so auß dem Paradyß kam, vnd einer reychen beürin 39
   6. Wie ein Schneyder in Himmel kumpt vnd vnsers Herrgotts fueßschämel nach einer alten frauwen härab wirfft. 43
5) Der Goldfaden 45
Nachtrag 56

Zu : Als. 2 (1875-76

August Stöber.

Einige Worte an die Freunde

elsässischer Geschichte und Literatur

über die

zehn ersten Bände der Alsatia

1850—1874

Systematisches Gesammtregister

derselben

nebst Auszügen aus einigen Beurtheilungen und Inhalts-Verzeichniß des Bandes 1875—1876

Colmar

Verlag von E. Barth.

1876

Als 53/193

Die zehn ersten Bände der Alsatia.

1850—1874

Der Herausgeber dieses vaterländischen Sammelwerks entspricht hiemit dem Wunsche mehrerer Mitarbeiter und anderer Freunde der elsässischen Geschichte und Literatur, vor der Veröffentlichung des elften im Drucke befindlichen Bandes, ein systematisches Gesammtregister der zehn ersten Bände abzufassen, als Uebersicht der bisherigen Leistungen.

Den ersten Versuch ein auf Quellenstudium und neuere Forschungen sich stützendes Organ zu gründen, das die elsässische Landesgeschichte, die bisher wenig bearbeitete Rechts- und Sittenkunde, sowie die heimatliche Sage, Sprache und Literatur, mit einem Worte: das geistige Gesammtleben des Elsasses, umfaßte, machte der Herausgeber im Jahr 1850 mit den nur 103 Seiten enthaltenden, von ihm allein verfaßten Neujahrs-Stollen, die, in einer geringen Anzahl von Exemplaren erschienen waren und noch in demselben Jahre, in zweiter Auflage, unter dem Titel Alsatia, wieder aufgelegt wurden. Im folgenden Jahre traten drei Freunde bei; im dritten mehrere andere; die Beiträge flossen nun theils erbeten, theils freiwillig, immer reichlicher; so daß die Zahl der Mitarbeiter nach und nach auf einige sechszig stieg. Selten gewordene

Druckschriften, Urkunden aus Bibliotheken, aus öffentlichen und aus Privat-Archiven und andern Sammlungen brachten neue Funde, berichtigten ältere Annahmen, beleuchteten Thatsachen von verschiedenern Seiten und eröffneten andere Gesichtspunkte. Neben den schriftlichen Denkmälern, richtete sich die Forschung auf das Volksleben selbst, diesen frischfließenden, reiche Goldkörner mit sich führenden Quell, diesen Jungbrunn ursprünglicher Weisheit und Poesie, gesunden Witzes und Humor's.

Die Kritik zeigte sich unsern Bestrebungen auf wohlwollende Weise und ermunterte zum Fortschreiten auf der angetretenen Bahn. Möge auch die Theilnahme des Publikums sich anregender und unser vaterländisches Unternehmen fördernder bezeugen.

Eine, bei sonstiger Gelegenheit, ausgesprochene Aeußerung: über die Benützung der Alsatia von Andern, erlaube ich mir an dieser Stelle zu wiederholen: Seit ihrem Entstehen ist der Alsatia oftmals die Ehre erwiesen worden, daß einzelne Stellen daraus angeführt oder längere Arbeiten wieder daraus abgedruckt wurden; manchmal mit Anführung der Quelle, aber auch manchmal mit Verschweigung derselben, mit Vernachlässigung des suum cuique, als Früchte eigener Forschung. Ueber dieses unredliche Verfahren von Seiten gewisser Kompilatoren, haben wir mehrmals Einspruch thun müssen und thun es von Neuem. Gleich wie in der Industrie, haben auch wir das Recht, das man, (s. v. v.) unser Fabrikzeichen ehre, es nicht abschneide, nicht verfälsche! Wir thun es auch nicht und verweisen stets treu und ehrlich auf die andern Schriftstellern entlehnten Belehrungen.

Bei dem hier folgenden

Inhaltsverzeichniſſe der zehn erſten Bände der Alſatia

ſind dieſe durch römiſche Ziffern folgenderweiſe angegeben worden:

I. Band 1850, mit 103 Seiten, zuerſt unter dem Titel Neujahrs-Stollen.

II. Bd. 1851, 206 Seiten.

III. Bd. 1852, 256 S.

IV. Bd. 1853, 307 S.

V. Bd. 1854—1855, 309 S.

VI. Bd. 1856—1857, 418 S.

VII. Bd. 1858—1861, 418 S.

VIII. Bd. 1862—1867, 531 S.

IX. Bd. 1868—1872, 483 S.

X. Bd. 1873—1874, 481 S., mit einem beſonders gedruckten Nachtrage von 50 S.

Ihrem Inhalte nach zerfallen die Arbeiten in acht Hauptrubriken, wobei, ſo viel als möglich, die chronologiſche Reihenfolge eingehalten wird.

I.

Geſchichte des Landes, einzelner Städte und Oertlichkeiten.

Sechs Urkunden aus dem Münſterthäler Rothen Buche 12.—16. Jahrhundert, mit Einleitung von Julius Rathgeber. X, 239—253.

Kurze Colmarer Chronik, 1205—1400. Julian Sée. Anmerkungen von Aug. Stöber. Anhang von J. G. Stoffel. X, 221—238.

Kaiſer Karls IV. Freiheitsbrief der freien Reichsſtadt Münſter im Ober-Elſaß, 1354. Albert Courvoiſier. IX, 354—364.

Die Freiheitsbriefe des Städtchens Reichenweier, 1384—1489. Einleitung und Anmerkungen von Eduard Enſelder. X, 265—279.

Betheiligung der Stadt Mülhauſen am Huſitenkriege. Vier Urkunden vom J. 1421. Einleitung von R. Ehrſam. VII, 278—285.

Von dem Vrſprung und auffkommen der Stadt Hagenau. Anmerkungen von Aug. Stöber. IX, 339—349.

Schreiben von Meiſter und Rath der Stadt Colmar an Meiſter und Rath der Stadt Münſter wegen eines Ueberfalls der Armagnacken in Andolsheim, 1445. X. Moſſmann. X, 255—263.

Der Buchsweiler Weiberkrieg, 1462. Aug. Stöber. II, 10—18.

Bericht der Räthe von Enſisheim an Karl, Herzog von Burgund, namentlich gegen Mülhauſen. 146. A. Hanauer, IX, 385—394.

Zur Geſchichte des burgundiſchen Kriegs im Elſaß. Sechs Sendſchreiben vom Jahr 1470. Bibliothekar Kleitz. VII, 117—120.

Peter von Hagenbach, burgundiſcher Landvogt im Sundgau und Elſaß, 1469—1474. Aug. Stöber. I, 9—27. Aus der Enſisheimer Chronik, 1471—1527. Ignaz Chauffour. X, 281—297.

Kollektaneen zur Geſchichte der freien Reichsſtadt Münſter 15. bis Ende des 17. Jahrhunderts. Alb. Courvoiſier und Joh. Breſch, IX, 365—384.

Straßburg im 16. Jahrhundert, 1500—1591. Auszüge

aus der Imlin'schen Familien-Chronik. Einleitung und Anmerkungen von Rud. Reuß. X, 363—476.

Rundschreiben des Wagnermeisters und Obersten Wolff an die elsässischen Bauern, 1525. Louis Hugot. IV, 230.

Der Bauernkrieg im Ober-Elsaß. Aus der geschriebenen Chronik des Freiherrn Fr. L. Waldner von Freundstein, 1525. Jgn. Chauffour. X, 299—306.

Ulrich XI. von Rappoltstein u. s. w. Vom Bauern-Aufruhr, April und Mai 1525. Daniel Michel. V, 135—169.

Zur Geschichte des Bauernkriegs im Elsaß: 1. Diarium von E. Wiegersheim von Reichenweier; 2. Kleine Chronik des Bauernkriegs, 1525. Ch. Chérard. VI, 339—359.

Zur Geschichte des Thals und der Gemeinde Sulzmatt im obern Mundat, 1574—1674. Einleitung und Anmerkungen von Aug. Stöber. IX, 167—205.

Schilderung des Elsasses in der Mitte des 16. Jahrhunderts, von Sebastian Münster. I, 5—8.

Zur Geschichte des bischöflichen Kriegs im Elsaß, 1592—1593. Aug. Stöber. VII, 1—130.

Beiträge zur Geschichte des Elsasses im 30jähr-igen Kriege. Straßburg und die evangelische Union, 1618—1621, von Rudolf Reuß. VIII, 309—401.

Die Eroberung von Magdeburg, 1631. Brief des Mülhauser Stadtschreibers J. H. Petri. III, 155—158.

Die Belagerung Colmar's durch die Schweden, 1632, von H. Schäntzler. II, 46—51.

Der Bauernaufruhr im Sundgau, 1633. VIII, 182.

Die Schwedenbauern im Elsaß, 1654—1718. J. H. Heitz. IV, 125—135.

Die Reiss in Frankhreich, im Jahr 1663, von Hanß Caspar Dolfuß. N. Ehrsam und Aug. Stöber. IX, 285—318.

Jämmerliche Zerstörung der Stadt Zabern im J. 1677; mit Urkunden. Dagob. Fischer. IX, 237—268.

Wiedererbauung der Mauern und Thore der Stadt Zabern, 1677—1684. Dagob. Fischer. X, 341—356.

Eroberung der Stadt Zabern durch Sturm von den Generalen Natasty, Esterhazy und Trenck, 13. Juli 1774. Ostermann. V, 194—195.

Trenck's Mantelsack, 1744. J. H. Heitz. II, 62—64.

Der Pandurenlärm in Weißenburg, 1744. J. Ohleyer III, 33—50.

Der St. Odilienberg. Prof. K. L. Roth. IV, 65—118.

Der Flecken Westhoffen im Unter-Elsaß, in alter und neuer Zeit. Karl Hoffmann. VII, 131—148.

Das Kloster und das Dorf Obersteigen, im Unter-Elsaß, historisch und topographisch beschrieben. Dagob. Fischer. X, 179—220.

Volksthümliche Erklärung von Namen elsässischer Ortschaften. Aug. Stöber. V, 186—193.

II.

Rechts- und Sittengeschichte. Städte und Zunftordnungen. Volksthümliche Gebräuche. Hexenwesen. Juden.

Das untere Mundat und seine Gerichte. J. H. Heitz. IX, 207—229.

Zwei Straßburger Ordnungen wegen Verkaufs von Vögeln und Wildpret, 1381 und 1399. Anhang aus dem 16. Jahrhundert. Anmerkungen von Aug. Stöber. VIII, 298—305.

Aelteſte Feuerordnung der Stadt Mülhauſen, 1449. R. Ehrſam. X, 259—263.

Satzungen und Ordnungen des Städtchens Heilig-Kreuz, 1509—1510. 1517. J. G. Stoffel. VIII, 183—224.

Hochzeit-Ordnung der Stadt Schlettſtadt, 1554. VII, 299—301.

Klage der Heimburger von Börſch wider Jakob Groß von Rosheim, weil dieſer die Börſcher Eſel genannt. 1555. A. St—b. VIII, 296—297.

Ueber die Tracht der Straßburger Studenten, 1568. Aug. Stöber. VII, 302—303.

Bürgerordnung des Dorfes Berſtett in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Pf. Göpp. V, 231—250.

Des XV. Schreibers Neujahrswunſch u. ſ. w. an die Herren XV. im alten Stadtregiment von Straßburg; 16.—18. Jahrhundert. Ludw. Schneegans. V, 210—229.

Notizen zur Rechts- und Sittengeſchichte der ehemaligen Republik Mülhauſen im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Auguſt Michel. VIII, 249—266.

Zwei Schreiben von Meiſter und Rath der Städte Münſter und Hagenau an M. und R. von Colmar, enthaltend die Bitte ihnen ihren Scharfrichter zu ſchicken. 1573 und 1601. X. Moſſmann; Einleitung von Aug. Stöber. X, 323—329.

Des Bürgermeiſters J. H. Petri's Bedenken über den Empfang des Herzogs von Rohan bei ſeiner Reiſe durch Mülhauſen, 1635. Aug. Stöber. IV, 231—234.

Ordnung E. E. Zunft zu den Schmieden in Mülhauſen in Betreff der Geſellen und Jungen, 1667. R. Ehrſam. X, 331—340.

Feſteſſen, welches die Stadt Mülhauſen bei Gelegenheit der

Geburt des Dauphins den 24. Oktober 1729 gegeben. Aug. Michel. VIII, 267—270.

Merkwürdige Strafarten im Elsaß. Aug Stöber. II, 36—45.

Die Folter in der ehemaligen Republik Mülhausen, im Anfang des 18. Jahrhunderts. Fr. Otte (G. Zetter). VI, 119—125.

Mülhauser Reformations-Mandat von 1756, mit Einleitung von Fr. Otte. VII, 286—294.

Die Dinghöfe im Elsaß. J. H. Heitz. V, 21—94.

Erneuerte Postordnung zwischen den Städten Basel und Mülhausen, 11. November 1776. G. Bischoff. X, 357—361.

Volksthümliche Gebräuche u. s. w., welche sich auf gewisse Tage und Feste beziehen. Aug. Stöber. II, 92—179; III, 121—153.

Das Pfingstfest und der Roraffe im Münster zu Straßburg. Ludw. Schneegans. III, 189—242.

Volksthümliche Gebräuche am Tage St. Johannes des Täufers. Ludw. Schneegans. II, 181—201.

Das Martinsfest und dessen Feier im bischöflichen Palaste zu Zabern, 1578. Ludw. Schneegans. II, 65—85. Anhang: Das Martinslied, 86—91.

Die Hexenprozesse im Elsaß, besonders im 15. und 16. Jahrhundert. Aug. Stöber, VI, 265—338.

Vergicht und Bekantnus einer Winzenheimer Hexe. 1572. P. A. M. X, 317—322.

Der Schul- und Hexenmeister von Ohnenheim, 1601—1602. F. G. Frantz. V, 259—266.

Drei Sätze aus dem elsässischen Volksaberglauben, deren Ursprung und Bedeutung. Aug. Stöber. X, 155—165.

Ueber die ſogenannten Geſpenſterthiere im Elſaß.· Aug. Stöber. I, 34—68.

Zur Geſchichte der Judenverfolgungen im Elſaß; Schlettſtadt, 1347—1647. Math. Doll. VII, 330—335.

Der Juden Eid und der Wirthe Eid und Ordnung in Hunaweier, 1564. J. H. Heitz. VII, 295—298.

Iſraelitiſches Dankgebet zur Wohlfarth der Stadt Mülhauſen, 1789. N. Ehrſam, VIII, 306—308.

III.

Adelige Geſchlechter. — Urkunden die ſich auf ehemalige Schlöſſer beziehen.

Erbauungsurkunde des Schloſſes Brunnſtatt durch Kuno von Berkheim, 1295. F. G. Frantz. VIII, 389—391.

Das Keßlerlehen der Herren von Rathſamhauſen, 1361—18. Jahrhundert. J. H. Heitz. IV, 193—205. — Nachtrag V, 267—275.

Urkunde von Biſchof Wilhelm von Straßburg, das Schloß Jungholz betreffend, 1426. Ignaz Zingerle. VI, 262—264.

Leichenrede dem Edeln Johann von Mörsburg gehalten zu Heidweiler, den 28. Auguſt 1475, von Johann Ulrich Surgant. Aelteſte gedruckte deutſche Leichenrede. Pf. Zimberlin. VII, 275—277.

Zwei Bilder aus dem Kloſter- und dem Schloßleben zu Ende des 15. Jahrhunderts. Haus Rappoltſtein. F. G. Frantz. V, 130—134.

Teſtament Wilhelm's von Plixburg, 1513. F. G. Frantz. IX, 419—423.

Inventarium der fahrenden Habe auf dem Schloß Hohenkönigsburg, 1530. L. Hugot. Sprachliche Erläuterungen von Aug. Stöber. VII, 304—329.

Schreiben des Freiherrn Nikolaus zu Pollwyler an den Bischof von Straßburg, in Betreff der Besitzung des Bollenbergs, 10. Mai 1555. A. Ingold. X. 307—310.

Mütterliche Ermahnung der Gräfin Anna Alexandrina von Rappoltstein an ihren Sohn Egenolf, 1562. X. Mossmann. VIII, 51—94.

Die Herren von Rappoltstein und das elsässische Pfeifergericht. J. H. Heitz. VI, 5—33.

Die Rappoltsteiner zu Hunaweier, im 16. und 17. Jahrhundert. J. H. Heitz. VIII, 277—288.

Herausforderungs-Brief des Grafen Philipp Wolff von Hanau an Georg Dietrich von Wangen, nebst Antwortschreiben des Letztern, 1620. Rud. Reuß. IX, 405—408.

IV.

Religiöse und kirchliche Gegenstände betreffend. Klöster; Wallfahrten u. s. w.

Vertrag zwischen dem Pröbst von Truttenhausen und dem Schultheiß von Heiligenstein, 1347. Aug. Stöber. VIII, 292—295.

Zwei Urkunden von 1348 und 1548 das Kloster Unterlinden zu Colmar betreffend. X. Mossmann und Aug. Stöber. VIII, 271—276.

Einkommen des Schaffners in Unser Lieben Frauen Haus zu Straßburg, 1377. K. Schmidt. IX, 415—418.

Ordnung der Türkheimer Reyt-Bruderſchaft. Ende des 14. Jahrhunderts. Karl Grad; Einleitung von Aug. Stöber. IX, 425—434.

Ein Brief von Meiſter und Rath zu Colmar an den biſchöflichen Offizial zu Baſel, 1443. X. Moßmann; Einleitung und Anmerkungen von Aug. Stöber. IX, 409—413.

Inſtrument über das große Wunderzeichen u. ſ. w. Die weinenden Bilder der Mutter Gottes und des h. Johannes, 1466. J. G. Stoffel. V, 283—286.

Begehren des Probſtes M. Schaffner von Zabern an Biſchof Wilhelm von Straßburg, daß er ihm erlaube eine Pilgerfahrt ins gelobte Land zu machen, 15. Jahrhundert. Dagob. Fiſcher. IX, 351—352.

Der Biſchof Konrad von Bußnang und ſein getreuer Schaffner Hans Walthuſſer, 15. Jahrhundert. Ludw. Schneegans. VI, 58—64.

Hans von Tratt und ſeine Streitigkeiten mit der Abtei der Reichsſtadt Weiſſenburg im Elſaß, 1475 u. f. J. Ohleyer. IV, 141—164.

Hans von Tratt's Vertheidigungsſchrift gegen den Abt Heinrich von Weiſſenburg. Einleitung von Aug. Stöber. VIII, 121—230.

Der chriſtlich Spruch zu Pfetterhuſen, 1511. J. G. Stoffel. IX, 231—236.

Die Legende des h. Chriſtophorus. Aus dem Straßburger Legendenbuch von 1517. Aug. Stöber. II, 5—9.

Briefe von Dr Martin Luther an den Magiſtrat von Straßburg und an Dr Martin Bucer. Ludw. Schneegans. 1536. IV, 176—179.

Beſcheid von Meiſter und Rath zu Colmar u. ſ. w. wegen des jährlichen Zinſes von 6 Schilling Rappen für die Palmen

und den Palmesel, 21. September 1555. F. Mossmann; Einleitung von Aug. Stöber. X, 311—316.

Wahrhafte Beschreibung u. s. w. der Wallfahrtskirche auf dem Schauenberg. J. G. Stoffel. V, 287—290.

Die Straßburger Beginenhäuser im Mittelalter, mit Urkunden. K. Schmidt. VII, 149—248.

Eligius, der alte Schmiedeheilige und der Phynenspital zu Straßburg. T. W. Röhrich. V, 111—123.

Die Dionysenkapelle bei Wolxheim u. s. w. Gust. Mühl. III, 161—188.

V.

Biographieen. Biographische Notizen.

A. Größere Biographieen.

Beatus Rhenanus, 1485—1547, von Jakob Mähly. VI, 201—262.

Hieronymus Bock, genannt Tragus, der Reformator der Pflanzenkunde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Friedrich Kirschleger. VIII, 227—248.

Dom Calmet, Subprior der Abtei Münster, Abt von Senones, 1672—1757. Albert Courvoisier. X, 167—178.

Reliquien aus Abbé Grandidier's hinterlassenen Papieren. Selbstbiographie. 1752—1787. Abbé Merklen und Ignaz Chauffour; Einleitung von Aug. Stöber. IX, 443—474.

Der Aktuar Johann Daniel Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Straßburg. Eine Lebensskizze, nebst Briefen an ihn von Goethe, Lenz, Leop. Wagner, Michaelis, Hufeland, Meyer von Lindau, Ott, Schmid. 1722—1812. Aug. Stöber. IV, 5—110.

Friedrich Rudolf Salzmann. 1749—1821. Jakob Matter. VIII, 163—172.

Johann Gottfried Röderer von Straßburg und ſeine Freunde. 1749—1815, biographiſche Notiz von Aug. Stöber. Briefe an Röderer von Goethe, Kayſer, Schloſſer, Lavater, Pfenninger, Ewald, Haffner, Bleſſig. IX, 3—149. Nachtrag, beſonders gedruckt, 50 Seiten.

T. W. Röhrich, 1802—1860. Heinrich Kienlen. VII, 380—384.

Ludwig Schneegans, 1813—1858. Guſtav Mühl. VIII, 1—50.

Alphonſe Coſte. 1813—1865. Aug. Stöber. VIII, 463—474.

B. Vierundfünfzig kleinere Biographiſche Notizen.

Aug Stöber.

Band II. 1851. A. W. Strobel, (1850.) 202—203.

Bd. IV. 1853. J. J. Rieder, 287—288. — L. H. Engelhardt, 288—289. — Jeremias Meyer, 289.

Bd. V. 1854—1855. Joſ. Wilm, 291. — Abbé Hunkler, 293. — Philipp von Golbéry, 294.

Bd. VI. 1856—1857. Ferdinand Braun, 382. — J. J. Fr. Klein. 382. — J. M. F. Th. Lobſtein, 384—386. — Chriſt. Bartholmeß, 386—387. — J. Baquol, 387. — J. B. Schwilgué, 388.

Bd. VII. 1858—1861. J. Bein, 361—363. — Chr. M. Engelhardt, 363—368. — Friedrich Schützenberger, 368—371. — K. A. Schuler, 371—374. — J. Fr. Kirſtein (Fr. Piton), 374—377. — F. J. Merklen. 377—379. — A. Lamey, 384—390. — J. B. F. Koch, 391—392.

Bd. VIII. 1862—1867. Jac. Rothmüller, 403—405. — J. B. Dorlan, 405—406. — H. Lebert, 406—408. —

C. Billot, 408—409. — X. Boyer, 409—411. — Andreas Jung, 412—416. — Joſ. Köchlin-Schlumberger, 416—418. — Phil. Hörter, 418—420. — Ludw. Sorg, 420—422. — Charlotte Engelhardt, 422—423. — K. Fr. Hartmann, 423—424. — Theod. Fritz, 424—426. — J. B. Merklen, 427—428. — L. Ph. Hugot, 428—430. — N. Schir, 430—431. — Jac. Matter, 432—435. — K. Bernhard, 435—438. — J. G. Mieg, 438—439. — Th. Jung, 440—441. — Theod. Renouard de Buſſière, 441—444. — Alb. Mäder, 444—445. — Theod. Klein, 445—449. — Strauß-Dürkheim, 449—450. — D. E. Müller, 450—451. E. Zipelius, 451—458. — J. F. Heim, 458—460. — P. Lehr, 461—463. — F. W. Edel, 475—476. — L. W. Ravenèz, 476—479. — Alph. Grün, 479—481. — P. Groß, 481—482. — F. K. Heitz, 489.

VI.

Sprache. Literatur. Sprichwörter. Volkslieder. Sagen. Bibliographie.

Verſuch über ältere deutſche Perſonennamen. (Als Einleitung zu einem Verzeichniß elſäſſiſcher Perſonennamen.) Chriſtophorus. (J. G. Stoffel.) IV, 246—286; VI, 361—382; VII, 336—360.

Bruchſtücke eines altdeutſchen Gedichtes aus dem 12. Jahrhundert. J. G. Stoffel. IX, 435—441.

Walther vom Wasgenſtein und Hildegunde. In gedrängter Erzählung. Aug. Stöber. III, 51—73.

Einige deutſche Gedichte von Sebaſtian Brant (1458—1521.) Einleitung und Varianten von K. Schmidt. X, 43—82.

Der Kampf des Noraffen vnder der Orgeln im Münſter zu Straßburg mit dem Hanen daſelbſt auf dem Uhrwerck: Gedicht aus dem 15. Jahrhundert. Edmund Wendling. Einleitung und Anmerkungen von Aug. Stöber. X, 111—122.

Loblied auf Straßburg bei Gelegenheit der Hungersnoth im J. 1517, verfaßt von G. Kienaſt. Einleitung von Rud. Reuß. IX, 151—163.

Ordnung der Colmarer Meiſterſängerſchule, 1549. F. Moſſmann. Einleitung und Anmerkungen von Aug. Stöber. X, 97—109.

Ein luſtigs geſpräch des Straßburger Rohraffens vnnd Pfenning Thurns, 1593. — Vier kleinere auf den Biſchöflichen Krieg bezügliche Lieder. Einleitung und Anmerkungen von Aug. Stöber. VII, 53—130.

Herrn Marggrave Lied, 1585. — Das Bauern-Vaterunſer, 1610. Rud. Reuß. X, 129—135.

Zwey ſchöne neue Lieder: das erſte von Colmar; das zweite von Rheinfelden, 1675. F. Moſſmann. IX, 395—404.

Protokoll der literariſchen Geſellſchaft zu Straßburg unter dem Vorſitz des Aktuars Salzmann, 1775—1777. Einleitung von Aug. Stöber. VIII, 173—181.

G. K. Pfeffel's (Literariſche) Reiſe in die Pfalz, im Jahr 1783. Aus des Dichters ungedrucktem Nachlaſſe. Aug. Stöber. IX, 269—233.

Literariſche Briefe. — S. der Aktuar Salzmann u. ſ. w. S. Joh. Gottfr. Röderer. S. 15.

Fünf Briefe vom Bildhauer Melchior an den Bildhauer Ohmacht in Straßburg, 1785. 1788. 1789. Einleitung von L. Schneegans. V, 220—230.

Zweiundzwanzig Briefe von G. K. Pfeffel an J. G. Jacobi, 1787—1809. Einleitung und Anmerkungen von Aug. Stöber. X, 1—41.

Zwei Briefe von Goethe an Ch. M. Engelhardt, 1826. Notiz über Goethe's Briefe an den Aktuar Salzmann. V, 5—20. Ch. M. Engelhardt.

Elsässische Mundarten. J. G. Stoffel. J. Bresch. Aug. Stöber, IV, 167—175; V, 191—200.

Sprichwörter aus ältern elsässischen Schriftstellern, mit Einleitungen und Erläuterungen von Aug. Stöber. — 496 aus Geiler von Kaisersberg, 1445—1510. VIII, 131—162. — 170 von J. M. Moscherosch, 1601—1669. IX, 318—337. — 88 aus Johann Pauli's Schimpf und Ernst, Ausg. 1536. X, 83—96.

Elsässische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Erläuterungen von Aug. Stöber, I, 28—31; II, 25—29.

Gedenkreime, Sprüche und Inschriften. Aug. Stöber, I, 69—103; II, 25; V, 251—258; VII, 414; IX, 230.

Alte Schnitz, 16. Jahrhundert. X, 123—128.

Kleinere weltliche und geistliche Volkslieder. A. Ingold. v. Maltzahn. G. Mühl. J. G. Stoffel. Aug. Stöber. II, 52—61; III, 84—85; 95—119; 159; IV, 111—124; 206—209; V, 95—96; 124—129; 170—185; 219; VI, 34—51; VIII, 95—116.

Sagen, Legenden, Märchen. Berdellé. Fr. Ehrmann. Fr. Florland. A. Ingold. Fr. Jäger. J. Lau. A. Näber. G. Mühl. Fr. Otte. J. Ringel. L. Schneegans. J. G. Stoffel. Aug. Stöber. I, 32—33; II, 19—24; 30—35; III, 75—84; IV, 136—140; 165—167; V, 97—110; 197—218; VI, 52—57; 126—145; VII, 249—274; X, 137—154.

Bibliographie. Aug. Stöber. II, 203—204; III, 245—247; IV, 301—304; V, 299—303; VI, 388—418; VII, 393—413; VIII, 491—526.

VII.

Kunſt. Alterthümer.

Das Königsbild auf den Gräten am Münſter zu Straßburg. Ludw. Schneegans. VI, 146—190.

Bernhard Jobin's, des Straßburger Buchdruckers Vertheidigung deutſcher Kunſt, 1573. Anhang aus Specklin's Architektura. Ludw. Schneegans. III, 7—32.

Pfarrer Oberlin's Bruſtbild von Ohmacht. Ph. Frantz. IV, 235—245.

Kunſtnotizen. Ludw Schneegans. III, 247—248; V, 298—299.

Abbildungen: Die Köpfe des Patulcius und Cluſius über dem Eingangsthor des alten Colmarer Gymnaſiums, IV, 293. — Plan der ehemaligen Stadt Diemeringen, V, 124. — Abbildung eines Beſchwörungskreiſes, V, 264. — Siegel mit Familienwappen der Edeln von Berkheim. VIII, 290. — Fac simile von Sebaſtian Brant's Unterſchrift, VII, 305.

Alterthümer. Ludw. Schneegans. III, 248—252; IV, 290—301; V, 294—298.

VIII.

Anekdoten. Miscellen.

Der Oberehnheimer Piſtolenwein. Aug. Stöber. VIII, 402.

Namenloſes Unglück durch eine Spinne, 1491. Ludwig Schneegans. III, 87—94.

Die unterbrochene Fechtſchule, 1587. Ludw. Schneegans. IV, 180—192.

Miscellen. V, 51; VI, 64. 125. 261. 264. 338. 359; IX, 150. 166. 206. 229. 230. 284. 318. 337. 338. 349. 350. 354. 364. 384. 394. 404. 414. 418. 423. 424. 434. 442; X, 42. 82. 110. 122. 136. 154. 166. 220. 238. 253. 254. 264. 280. 298. 306. 316. 322. 329. 330. 340. 356. 362.

Die Verlagshandlung der Alsatia erlaubt sich hienach einige Auszüge aus Beurtheilungen verschiedener Bände unsrer Sammlung folgen zu lassen:

Band 1853. — » .... Notre temps est sympathique à tous ceux qui travaillent consciencieusement, et juste envers tout ce qui est digne de son estime et de son attention. Cette pensée nous ramène tout naturellement à l'*Alsatia* de M. Stœber et au légitime succès qu'elle obtient. Cette publication a modestement pris naissance en 1850, sous le titre de *Neujahrs-Stollen ;* c'était alors une petite brochure d'une centaine de pages exclusivement composée par M. Stœber. L'année suivante son étendue était déjà double, et elle s'était conquis pour collaborateurs MM. Schneegans, Muhl et Heitz. En 1852, elle se développait encore et s'enrichissait du concours de M. Ohleyer, et de l'écrivain ingénieux et érudit qui se cache sous le pseudonyme de Christophorus (c.-à-d. J. G. Stoffel.) Enfin, en 1853, c'est un volume charmant et savant que toutes les bibliothèques des amis de l'Alsace réclameront. Comment faire, en effet, pour se passer de ce livre qui, à l'agrément des sujets les plus variés, joint encore la séduction de ne donner que des travaux neufs, des documents inédits, et sur des matières inconnues ou presque ignorées? Car M. Stœber a ce mérite, bien rare parmi nous, d'avoir compris que le momen' est venu de quitter les sentiers si impitoyablement battus depuis cent ans, de faire trêve aux éternelles redites sur le fonds commun et désormais populaire qu'on est convenu d'appeler l'histoire d'Alsace. Il a senti qu'il fallait rentrer dans l'étude de l'histoire sérieusement, et par des côtés encore inexplorés et qui sont si nombreux. Ajoutons que ses collaborateurs l'ont compris et le secondent

parfaitement dans cette voie qui ne peut plus être désertée, sans que l'Alsace coure le risque d'être accusée de demeurer étrangère aux progrès qu'ont fait les sciences historiques depuis trente ans....» Ch. Gérard, *Revue d'Alsace* **1853, p. 83—92.** — Es folgen hierauf 5¼ Seiten welche die einzelnen Arbeiten eingehend besprechen.

Ueber die Bände 1850 bis 1855. „Die Aufgabe welche sich die deutsche Geschichtsschreibung gegenwärtig gestellt hat, ist eine so vielfach erweiterte und vertiefte, daß nur durch ein Zusammenwirken aller Kräfte die Lösung derselben möglich gemacht wird. Die gründliche Erforschung aller deutschen Landes- und Volkstheile und allen der mannigfaltigen Elemente des Volkslebens, die wir unter dem Namen der Kulturgeschichte zusammenfassen, hat zahlreiche Vereine und Jahresschriften hervorgerufen, die, keine Ueberlieferung der Vergangenheit als für die Forschung zu geringe verachtend, eine eben so gründliche wie reichhaltige Bibliothek der wichtigsten Einzelheiten zu geben versprechen. In die Reihe der bedeutensten dieser Schriften gehört die von August Stöber redigirte Jahresschrift Alsatia. Schon ein flüchtiger Blick auf die Inhaltsangaben der fünf Hefte zeigt den Reichthum und die Vielfältigkeit des gegebenen Materials, und, durch Form und Inhalt befriedigt, wendet sich der gründlichere Leser nur mit Dank von dem Werk. Diese Jahresschrift umfaßt das Gesammtleben des Elsasses. Sie gibt uns ein Bild von der Natur des Landes, schildert uns in trefflich ausgeführten Einzelschriften seine politische Geschichte, sein Dichten und Denken, seine Sitten und Rechtsgebräuche, seine Sprache und Literatur; sie zeigt uns in Volksliedern und Sprichwörtern des Volkes Gemüth und Witz, in Sagen und Gewohnheiten seinen Aberglauben, in Legenden und Liedern seine Frömmigkeit; sie verbindet die Geschichte des ältern ehrsamen Bürgerlebens mit dem geistig Vornehmen des neuern Geschlechtes und bietet in jedem dieser mannigfaltigen Aufsätze dem Geschichtsfreund wie dem Geschichtsforscher anerkennungswerthe Beiträge....“ S. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Nürnberg 1855, S. 270 u. f. (Hierauf folgt eine nähere Besprechung des Einzelnen.)

Band 1858—1861. »M. Aug. Stœber poursuit avec un zèle digne d'éloges son œuvre importante connue sous le nom d'*Alsatia*, œuvre toute patriotique et qui prend tous les ans des proportions plus étendues. L'accueil sympathique que reçoit cette publication est la meilleure preuve de sa valeur et doit déterminer l'auteur à la continuer. Le volume qu'il vient de faire paraître ne le cède en rien à ceux qui l'ont précédé.... (Mit besonderer Rücksicht auf die in dem Bande enthaltenen

Volksüberlieferungen, schließt der Kritiker, nachdem er den Inhalt der vorzüglichsten andern Arbeiten angegeben, mit folgenden Worten: Les amis de notre histoire locale doivent savoir gré à l'infatigable auteur, de son culte pour le passé et des efforts qu'il fait pour nous conserver ce que le temps a épargné. Car il ne faut pas se le dissimuler, la civilisation et le progrès font disparaître peu à peu ces simples histoires qui se sont transmises de siècle en siècle, qu'on a recueillies dans les longues veillées d'hiver et qu'on nous racontait encore quand nous étions enfants. Les souvenirs s'effacent, la dernière génération qui les a transmis, va s'éteindre et il ne restera plus rien de ce passé fantastique qui a produit tant et de si douces émotions.» *J. Dietrich.* Revue d'Alsace 1861, p. 191.

Der letzte, zehnte, Band der Alsatia hat namentlich eine bedeutende Anzahl wohlwollender Besprechungen veranlaßt, wir geben davon zum Schlusse folgenden Auszug:

In seiner Zeitschrift Alemannia III, 2, S. 189, schließt der Herausgeber, Dr. A. Birlinger, nachdem er auf 4 Seiten den ganzen Inhalt des letzten Alsatia-Bandes besprochen, mit den Worten: „So reichhaltig ist der neue Band der Alsatia. Mögen die Mitarbeiter und der Herausgeber so unverdrossen fortfahren, Beiträge aus dem Reichslande zu bringen; mögen auch die deutschen Bibliotheken und die Freunde deutscher Vorzeit ihrerseits nicht säumig sein im Ankauf solcher Schatzschreine; denn das Schicksal aller dieser Publicationen ist, daß sie fast jedes Jahr in Frage gestellt sind, ob sie weiter erscheinen. Ich freue mich, der Alsatia einen Dienst erweisen zu können: ich bin dazu berechtigt, weil seit 1854 ihr eifriger Abnehmer und Leser."

Obige Kundgebungen der Kritik, welchen wir noch viele andere beifügen könnten, sind zwar sehr ehrenvoll und ermuthigend für die Mitarbeiter und für den Herausgeber der Alsatia, damit aber das vaterländische Unternehmen eine stets thätigere und gedeihlichere Entfaltung nehmen könne, ist, wir wiederholen es, die thätige und thätliche Mitwirkung der Freunde unserer Geschichte und Literatur vonnöthen: der Kreis der Abnehmer des mit vielseitigen Zeit- und Geldopfern verbundenen Werkes muß erweitert werden, wenn es kräftig fortbestehen

soll. Diese Aufforderung können wir ungescheut aussprechen, da unser Unternehmen von Anfang an keine Geldspekulation war, noch es je werden soll; ein neuer Beweis dafür ist die Zugabe der Abbildungen des Städtchens Reichenweier, des Klapperſteins und des Kopfes des Gottesläſterers, welche den neuen Band der Alſatia ſchmücken werden. Wenn uns ſowohl öffentliche Bibliotheken, Muſeen, literariſche Vereine, als einzelne Gelehrte und Freunde ernſter Geſchichtsforſchung ihre Theilnahme ſchenken, ſo ſollen auch in der Folge ähnliche Kunſtbeigaben geliefert werden.

Der im Druck befindliche Jahrgang 1875—1876 der Alſatia enthält folgende Original-Arbeiten:

I. Vier Briefe von Pfarrer J. Fr. Oberlin an ſeine Mutter und an eine Freundin des Steinthals.

II. Dreiundzwanzig Briefe von J. P. Hebel an die Familie D. Schneegans in Straßburg.

III. Der Klapperſtein u. ſ. w., und die Beſtrafung des Gotteslästerns im Elſaß. Mit 14 Beilagen und 2 Abbildungen. Von Aug. Stöber.

IV. Sprichwörter und ſprichwörtliche Redensarten aus dem alten Hanauer Lande, (Buchsweiler u. ſ. w.) Von J. Rathgeber.

V. Elſäſſiſche Volksſprache und Volksſitte. Von J. G. Stoffel und Aug. Stöber.

VI. Sechs elſäſſiſche Sagen und Volksmärchen. Von J. G. Stoffel und Aug. Stöber.

VII. Annahme Hans Böhli's von Colmar als Werkmeiſter des Münſters zu Thann 1540.

VIII. Das Dorf Aßweiler, hiſtoriſch und topographiſch dargeſtellt von Dagobert Fiſcher.

IX. Zweiundzwanzig deutſche Urkunden (die älteſten bis jetzt bekannten) aus den Straßburger Archiven.

X. St. Anſter, in Wittersdorf. Von J. G. Stoffel.

XI. Die bürgerlichen Ordnungen des Städtchens Reichenweier. Mit 1 Abbildung. Von Ed. Enſelder.

XII. Acht kleinere geſchichtliche Mittheilungen von Ludw. Schneegans, Rud. Reuß, Dag. Fiſcher, L. Moſſmann, A. Jngold und Aug. Stöber.

XIII. Die Freiheit der Mülhauſer Bürger. Von R. Ehrſam.

XIV. Zur Geſchichte des Pietismus im Elſaß. Von Ed. Enſelder.

XV. Die burgundiſch Hiſtorie von Hans Erhart Tuſch. Nach dem im Jahr 1477 zu Straßburg gedruckten höchſt ſeltenen Original-Exemplar der Schlettſtadter Stadtbibliothek. Von Edm. Wendling, Bibliothekar und Archivar von Schlettſtadt.

XVI. Die „Beſchreibung des Biſchofflichen Straßburger Krieges Anno 1592", mit bisher ungedruckten Beilagen und Anmerkungen. Von Rud. Reuß, Stadtbibliothekar zu Straßburg.

Miſcellen.

Mülhauſen. — Druck von Bruſtlein u. Comp.

Bibliothek

D'r

Fürsteberger v'rgesse.

Mulhouse. — Imprimerie Bauerlein et Cie

Max Kohler

D'Gschichte

vom

millhüſer un basler Sprichwort

„d'r Fürſteberger v'rgeſſe."

in Rime brocht

vo

Auguſt Stöber.

Mit 'm Portrait vom Verfaſſer un

fünf Illuſtrationen zuem Text, vo Mathias Kohler.

Mülhauſen i. E.
Verlag der Buchhandlung S. Petry
1882
(Nachdruck nicht erlaubt.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

D'r ehrſame Bürgerſchaft

vo

Millhüſe

als Grueß un Glückwunſch

zuem neue Johr 1882

gwidmet.

Vorwort.

D'Gſchichte vom Sprichwort

„D'r Fürſteberger v'rgeſſe"

han i ſcho vor vierzig Johr', wo i uf Millhüſe kumme bi', üslege heere vom e ehrſame alte Bürger, wo chmols Wullewewer oder, wie me o gſait hat, Tuechmacher gſi iſch.

D'Gſchichte hat m'r gli gfalle, un wie ſe m'r vor kurzem wider i kumme iſch, han i denkt, i will's prowiere ſe in Rime z'bringe un o e klei Bürgerfamiljebild vo d'r Zit ſkizziere, wo ſe ſich zuetrait hat, wie das d'r Arnold in ſi'm Pfingſtmontag, firr Stroßburg gmacht hat, nur uf e-n-andere Art. Wie mi' Verſuech üsg'falle iſch, dorüewer kann i natürlig nit ſelbſt entſcheide; das mueß i im günſtige Leſer üewerlo un 'ne um e gnädig Urtheil bitte.

Was d'Schriebart vo de Werter a'blange thuet, ſo han i ſe ſo ei'fach ghalte als miglig, ohne z'vielerlei Buechſtawe un Zeiche az'wende, wo ehnder erſchwere als erlichtere thüen. Wer millhüſeriſch leſe ka, der wird's ſcho richtig üſebringe. Nur das mueß i noch bemerke: daß i mängmol, wege 'nem Rime oder 'm Veromos, e Buechſtawe üsglo ha, wie, zuem Biſpiel, 'ß e am End' vum Wort, alſo: Johr' ſtatt „Johre", Summ' ſtatt „Summe", u. a. Das iſch jo in alle Schriftſproche erlaubt, worum nit o in 're Mundart? Firr e paar andere Freiheite oder poetiſche Licenze, mueß i eweſo um Erlaubniß bitte. J

will im übrige de zue ſtrenge Kritiker gern d'Schale üewerlo, wenn ſe nur d'r Kern nit fül und müechlig finde.

Am End' vom Büchle ſtehn Anmerkunge üewer einzelne Werter, Perſone oder Sache, die villicht mängem vo d'r jetzige Generation nimm' bekannt ſi'. Se ghere zue d'r alte millhüſer Bürgergſchichte, um die me ſich, mein' i, allewil no mit Liewe bekümmere ſoll!

Jetz mueß i awer noch unſerm Künſtler, Mathias Kohler, fürr ſine nette Illuſtratione, un d'r Buchdruckerei Brüſtlein u. Cie fürr ihre ſcheene Druck un Uoſtattung, mi fründliche Dank ſage.

Gſchriewe z'Millhüſe, am 25. November 1881.

A. St.

D'Gſchichte vom Sprichwort

„D'r Fürſteberger v'rgeſſe."

Wie kan er rime limen
Als ob si dâ gewahsen sin?

Gottfried von Straßburg.

Die Bürger üs d'r alte Zit,
Die kenne 's Sprichwort guet
Un wende 's, wie ſich's gradſo thuet,
Noch mängmol richtig a.
Doch o firr 's hit'ge junge Gſchlecht
Paßt d'Lehr' wo 's git nit ſchlecht;
Drum ſin jetz nur e bitzi ſtill
Un loſe 's Gſchichtle a,
Das ich i ſo erzähle will
Wie ich 's erfahre ha.

E Wullewewer vo Millhüſe,
Großroth un Sechſer, un d'rzue
Vom Kaufmannsdirektorium,
Hat gmacht ſi' Inventarium.
Er ſchmunzelt, denn dasmol luegt üſe,
Als Gwinnſt, e nette runde Summ'
Vo baare fufzehtaüſig Gulde,
Un deckt ſin d'Keſte, zahlt ſin d'Schulde.
Un no'nemol luegt 'r ganz gnau,
— So meint 'r — „Jo, 's iſch wohr!
Das iſch Gottlob e glücklig Johr!"
Druf grift 'r in d'r Bruſttuechſack,
Längt d'ſchwere Silwerbüchſe üſe
Un rappt ganz gmüethlig d'r Tuwack,
Er thuet nit viel domit v'rhüſe;
Doch nimmt 'r e paar guete Priſe,
Pfift vor ſi' hi' e=n=alte Wiſe;
Natürlig! 's iſch 'm hit im Strumpf
Un d'helle Freud iſch bi 'm Trumpf!
Jetz rieft 'r ſiner liewe Frau:
„Los, Ditele, gang, kumm gli awe,
I bi' ellei' grad im Kundor;
Ka'ſch no noch d'gele Rüewe ſchawe,
Denn 's Gſchäft, weiſch! geht d'r Kuche vor."
D'Frau Judith rieft: „I kumm! i kumm!"
Schlä't gſchwind d'r Firrtuechzipfel um,

Vers 41 - 45

Legt 's Meſſer uf d'r Kuchetiſch,
Springt d'Stege awe haidibritſch,
Un ſait: „Lieb's Männle, ſag, was iſch?
— Was iſch, daß du preſſiert ſo biſch?"
— „Denk, Diele, un ſtell' d'r vor,
Was m'r hänn g'ha e glücklig Johr!
E Gwinnſt vo fufzehtaüſig Gulde,
Un deckt ſin d'Reſte, zahlt ſin d'Schulde!
So ebbes kunnt nit vielmol vor!
Was mueß i d'r zuem Agedenke
An 's unerwarte Glück nur ſchenke?
E härte Kappe, ſilwergſtickt,
Wie ſich's fürr e Frau Großroth ſchickt?
E Siderock mit Poſche drin?
E Halsband vo Granate ſin?
E Ridikule? Schnawelſchueh?
E=n=Uhr' un d' Kettene d'rzue?
Sag m'r, liebs Frauele, di' Wunſch;
Sag, was d'r Freud macht, das bikunnſch!"
D'Frau git 'm d'Hand, e Schmutz d'rzue,
Un ſait: „I ha jo mehr als gnue
So Staat in Käſte un Kummode,
I halt nit viel uf d'neue Mode;
Dank, liewer Mann, fürr all die Sache!
I will d'r o 'ne Vorſchlag mache:
De weiſch, m'r hänn die letſte Zite

So mängmol geſſe in Viſite;
Jetz wär 's an uns ze invitiere
Un unſre Frind ze regaliere.
M'r nemme d'nächſte vo Verwandte
Un d'beſte, d'ältſte vo Bikannte:
D'r Vettergette, d'Bäſi Jette,
D'r Unkle Duſſi un d'r Danjel,
D'r Meiſi un d'r Manewel,
D'r Joſewa am Jungethor,
D'r Waiſevogt, d'r Stadtmajor,
D'Frau Nochbre Roſin' un ihr Gret,
D'Zunftmeiſtre Blech un's Liſabet,
's Illziger Meier's, 's Josjes Frieße,
's Modemer Müller's Hanſi un 's Liſe.
Schad, daß d'r Helfer Paulus Freer
Mit ſiner Frau verreist grad iſch,
Der hätt' d'r Dank un Sege gſproche,
Eh' daß m'r ſäße an d'r Tiſch;
Sie hätt o g'ſunge am Spinetle
Un Er e Stück gſpielt uf d'r Flete;
Bi'm Kaſper Wiß hat 'r ſe glehrt,
Wo der vo Londe z'ruck iſch gkehrt.
Jetz werde 's ungfähr alle ſi',
Die lade m'r uf d'r Suntig i."
D'r Mann iſch's z'friede: „Lad nurr i",
Sait 'r, „m'r wänn g'wiß luſtig ſi'!

Mark Kahler

Un iſch d'Gaſtrei guet ummegange,
So mueſch du doch s'Präſent empfange."

Wie g'ſchwind gehn d'Täg umme! D'r Suntig iſch do,
Vom Stephansthurn ſchlät o d'Elferſtund ſcho,
(Do hat me z'Millhüſe, in ſelwiger Zit,
Z'Mittag geſſe, nit erſt am Zwelfe wie hit).
Do ſin jo die Herre, wie pünktli! wie fir!
Mit Fraue un Kinder im feſtliche Wir.
Iſch das e Geplaüder, Schärebones, Geknir!
— „E willkumm! e Buſchur! Frau Bas un Herr Vetter!
Wie ſteht's mit d'r Gſundheit, m'r hänn doch ſcheen Wetter;
Zum Glück! unſre Rewe brüche noch warm,
Sunſch git's nur e Blämbel, daß Gottſicherbarm!"
— „D'r Syndikus Hofer ſeig wieder z'Paris,
Vo wege d'r Sperre, dem Haupthinderniß
Firr unſere Handel, firr d'Fabrikation;
Me hofft 's gäb jetz weniger Oppoſition."
— „Iſch wohr, daß d'r Hinterſäß Schatzme thuet erwe,
Un daß 'r um's Burgerrecht will ſi biwerwe?
Brav iſch 'r, un wohnt hie ſcho üewer ſechs Johr;
Er hat ſi' e Hüsle baut bi'm Spiegelthor."

— „Me ſait, daß am Ziſtig, vo Acht bis am Zeh',
Zwo Wiwer müen uf 'm Rothsbänkle ſteh';
D'r Klapperſtei' müen ſe dur d'Stadt d'rno trage,
Wil ſie ſich hänn jämmerlig gſchimpft un verſchlage."
— „Me hat jo o geſt' in d'r Trille ummedraiht
E halbdutzet Buewe wo Obſt hänn heimtrait,
Das ſe hänn gſtohle g'ha uf 'm Münzberg,
Die hat awer abgfaßt d'r Stadtknecht Hansjerg."
— „Was macht denn d'r Klausle? Iſch's Zahne v'rbi?
Un 's Annele? 's ſieht wie e Jumpfer ſcho dri!
Wie d' Zit doch v'rgeht! i mein 's ſeig erſt hit,
Daß 'r is bſucht hänn als junge Brütlit."
So gehn denn die Gſprächer, boll hi' un boll her,
Un's Froge, wie 's Antworte wird kei'm z'ſchwer.

Jetz awer wird d' Thüere wit ufgmacht,
Vom Eßſaal. Iſch das nit e Pracht!
D'Frau Großroth hat ſi guet a'glo!
's Mül wäſſert Ei'm zuem vorüs ſcho,
Sieht me die Gaſterei do drinn
Ufgſtellt im finſte Engliſchzinn.
Die Fläſche, vo Kriſtal ſo blank
Si' gfüllt mit Zuckerberger-Trank,

Vers 110–113

Mit Wi vom Gänsle, vo de Schore,
Vom Hinterrab, d'r Grastigaſſe;
Do wird ke Tropfe geh' verlore
Un keiner wird ſi Dür verpaſſe.
Lueg, nai, das nimmt mi' wirklig Wunder,
Do ſteht, jo wäger, o Burgunder!
Wo nur in kleiner Quantität
D'r wohlwis Roth erlauwe thät
In's Stadtgebiet z'führe i,
Domit 's in Frankrich kei'm fallt i:
's ſeig nit mit unſerm Rebbergwi!
— Sunſt ſchmeckt's 'ne o, me ſieht's 'ne a,
's leiſt't Jedes was es leiſte ka.
D'r menu aber gnau z'bſchriewe,
Wär z'lang, drum loß i 's liewer bliewe.
Doch, wänn 'r wiſſe, liewe Lit,
Was me firr e Gaſt'rei zuer Zit,
Hat Traktemente müen awende,
So thüen i nur an d'Chronek wende,
Vom Mathjes Mieg, die git ſe a,
Wo Jeder ſe noch leſe ka.

Wie ſich die Gäſt ſo regaliere,
A mängem Gſpäßle amuſiere,
Kunnt d'alte Kechene, d'Frau Trine,
Un längt im Herr e Briefle ine.
Der lieſt, un lieſt, un ſifzget tief,
Un ſait: „Jetz geht's e bitzi ſchief!
Vom Fürſteberger iſch d'r Brief:
„Hans Georg Fürſtenberger, Baſel.“
Was bin i doch e dummer Faſel!
I thue, firr Wull, fümpftaüſig Gulde,
Wo er m'r gliefert hat, noch ſchulde.
I weis d'r Poſte iſch itrait
Im Buech; doch haw i üewerſchlage,
Wie's ſchint, — i mueß mi ſelbſt aklage —
Grad 's Folioblätt wo 's figuriert,
Un bi' nit wenig drum weriert,
Daß i vergeſſe ha die Summ',
Ich Dotſch, im Inventarium!
Doch, liewe Gäſt, doch, liewe Lit,
Das ſoll is witers ſteere nit:
I bi' noch lang nit im Verlurſt,
Ha noch e Biere firr d'r Durſt!
Ha noch e räſonawler Gwinn
Mit dem 't ganzwohl z'friede bin!
So len m'r d'Gläſer jetz erklinge,
I thue's üs vollem Herze bringe:

Vers 155 - 163

Ihr ſolle Alle lewe hoch,
Ihr guete Frind, hoch! dreimol hoch!“
Se ſtoße a; das iſch e Luſt!
Druf ſinge ſe üs voller Bruſt:
„Wir ſitzen ſo fröhlig beiſammen
„Und haben einander ſo lieb —“
Un noch mäng ſcheenes altes Lied,
Wo hell erklingt, erfreut 's Gemüeth,
Un d' Herze zue e'nander zieht.
Jetz ſetzt d'Frau Blech ſich an's Spinet
Un ſpielt zuem Schluß e Menewet,
E Jedes draiht ſi', geht un ſteht
Mit Zierligkeit un Gravität.
Se ſchwätze noch e kleine Rung
Un danke ſcheen fürr d'Uſwartung.
Lueg, wie d'r Mond am Himmel lacht!
's iſch Zit, ihr Lit! guet Nacht! guet Nacht!“

Un wie ſe furt gſi ſi', ſe ſait
D'r Mann: „Lieb Ditele, die Freud,
Wo m'r hänn gha, die wämm'r nit
Verderwe un is witers kränke!
M'r brüche=n=is nit i'zſchränke

Z'viel, un knaufre. Mit d'r Zit
Kunnt alles wieder in d'r Schritt;
Un iſch's e bitzi anders gange,
Als i ha glaubt, du mueſch empfange,
Wie gſait, 's Präſent." — „Nei, liewer Mann!
Weiſch, was m'r Freud jetz mache kann:
's Geld, das du firr mich bſtimme witt,
Gemm'r de arme Spittellit,
Daß ſe, in ihrer Plog und Klag,
Sich kenne ge' e froher Tag."
D'r Mann, dem d'helle Thräne fließe,
Sait: „Jo, ſe ſolle's denn genieße;
Denn gwiß, uf alle unſre Wege,
Iſch 's Wohlthuen doch e kräft'ger Sege;
Me fiehlt ſi' beſſer, Andre z'heile
Un richer, Andre mitz'theile!
Doch mir ſoll d'Gſchicht' e Warnung bliewe,
Un hinter 's Ohr will i m'r ſchriewe:
Me mueß, domit me ſi' nit irrt,
Nie d'Rechnung mache ohne d'r Wirth;
Me mueß, bi'm Inventarium,
Ganz gnau vergliche Summ' vor Summ',
Un eb me Gäſt i'lad't zuem Eſſe —
D'r Fürſteberger nit v'rgeſſe!"

Vers 196-224

Anmerkungen.

Titel. Die erzählte Geschichte hat sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, vor der Vereinigung der Republik Mülhausen mit Frankreich begeben.

Die Familie Fürstenberger stammt aus Cöln, ließ sich aber in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Mülhausen nieder, in der Person von Heinrich Fürstenberger, dessen Sohn, Jakob, der Vater des Stadtschreibers und späteren Bürgermeisters Josua Fürstenberger*) war. Zwei ältere Brüder, Philipp-Heinrich und Johannes, jener Mitglied des großen, dieser des kleinen Rathes zu Basel, gründeten den dortigen Familienzweig. (S. J. Chr. Iselin, Histor. Lexikon, Basel 1726, Bd. II, Fol. 416a.) — Die noch lebenden Herren Georg Fürstenberger-Bischer und Albert Fürstenberger-Ryhiner, treiben vereint das von ihrem Vater und Großvater geführte und unter der Firma Hans Georg Fürstenberger in Mülhausen wohlbekannte Wollengeschäft noch jetzt fort. (Gefällige Mittheilung von Herrn Dr. Ludwig Sieber, Oberbibliothekar der Universität Basel, dessen Gattin eine Tochter von Frau Aug. Bischoff geb. Julie Fürstenberger war.) Der mülhauser Zweig ist, mit Josua (1732), dessen Frau nebst zehn Kindern, ihm vorangegangen ist, völlig ausgestorben. Bildniß, nebst Wappen von Josua Fürstenberger, befinden sich im Musée historique. Das Haus, das er in der Barfüßergasse, der alten katholischen Kirche gegenüber, bewohnte, hieß der Fürstenbergerhof, und ist jetzt das Eigenthum der Frau Wittwe Dr. Petry.

*) Siehe über ihn: Bulletin IV. 1879, du Musée historique de Mulhouse, p. 24—26.

Vers 11. Wullewewer. Die Wollenwebereien gingen den Indiennefabriken voran; sie bestanden schon zu Ende des 17. Jahrhunderts; ihre Zahl schwebte, je nach dem Preis der Wolle und dem Verlauf der Geschäfte, zwischen 60 und 90. Im Jahr 1706 kommen einige Tuchläden vor. (S. Math. Mieg, Th. II, S. 302 u. 303). Die Wollenweber gehörten zur Schneiderzunft.

— Großroth, Mitglied des großen Rathes, welcher zu Anfang des Jahres 1740 gebildet wurde; er bestand aus den 24 Mitgliedern des kleinen Rathes, aus je 6 Bürgern von jeder der sechs Zünfte, Sechser genannt, und aus je 3 Bürgern von jeder Zunft, den Dreiern; somit zählte der große Rath, im Plenum, 78 Mitglieder.

V. 13. Das Direktorium der Kaufmannschaft war eine Art Handelskammer, der aber besonders die Ueberwachung des Kaufhauses und der darin vorkommenden Streitsachen überwiesen war, also auch in gewissen Fällen Handelsgericht war. Es hatte ebenfalls das Postwesen unter sich und bestand aus einem Präsidenten und 9 Beisitzern, worunter der Postmeister, der Wagmeister und der Beständer begriffen waren. Der letzte Präsident war der Zunftmeister Anton Spörlin (erwählt 1796).

V. 17. Der Gulden galt, um jene Zeit, 33 1/3 Sous tournois oder 1 Fr. 647 Millimes; fünfzehntausend Gulden galten demnach 24,705 Fr.

V. 24. Un rappt. Der eine compakte Masse bildende Schnupftabak, wurde vermittelst einer kleinen Rappe pulverisirt. Da sich die Frauen, schon am Anfang des 17. Jahrhunderts, dieses Geschäft sogar in der Kirche erlaubten, so hielt Pfarrer Johann Konrad Grynäus dagegen einmal eine scharfe Predigt und tadelte auch die immer mehr zunehmende Gewohnheit des Schnupfens selbst. Grynäus war zuerst Helfer, 1689; sodann von 1694 bis zu seinem Tode, 1745, Pfarrer an der Sankt-Stephanskirche. (S. M. Graf, III, 78—81 — Bulletin du Musée historique, 1879, p. 27—28.)

V. 31. Ditele, Diminutiv von Judith, s. V. 35.

V. 38. Haidibritsch, schnell, hurtig; auch bei Hebel: heidi-

britſch; ein wahrſcheinlich in Kriegszeiten eingewandertes Wort, das beinahe im ganzen Elſaß bekannt iſt; es ſtammt vom rätiſchen haide, komm! und von britſch, ſchnell; im Böhmiſchen heißt: ödeſch britſch! geh ſchnell fort! Der verſtorbene Bürger Guth-Schlumberger, der als Handwerksgeſelle in Rätien und Böhmen gereist, hörte dort beide Wörter einzeln und in Zuſammenſetzung.

V. 48. Eharte Kappe. „Die ſogenannten harten Kappen ſcheinen ums Jahr 1730 erfunden worden zu ſein. Von einigen Linien dickem Kartenpapier, nach Stirne und Schläfe hin etwas zugeſpitzt, hielten ſie ſich vermittelſt einer Pappe feſt angeſchloſſen am Kopfe. Sonntags von ſchwarzgeblümtem Sammt, bei Feierlichkeiten aber mit ſilbernen oder goldenen Treſſen überzogen. Die auf der Stirne vorragenden Haare waren hübſch gepudert." (S. Math. Mieg, Chron. Th. I, S. 36 u. 37), wo auch von den andern, V. 50 u. f., Kleidungs- oder Schmuckſachen die Rede iſt. Beinahe ſämmtlich, wie auch die zum Männerkoſtüm gehörenden Stücke, ſind ſie in natura auf dem Musée historique zu ſehen.

V. 68. Bettergette, ein Vetter oder Onkel, der zugleich Pathe iſt.

— Jette, Henriette.

V. 69. Duſſi, Medardus.

V. 70. Meiſi, Jeremias. — Manewel, Emanuel.

V. 71. Joſewa, Joſua.

V. 72. Waiſevogt; derſelbe war immer ein Mitglied des kleinen oder des großen Rathes. Der letzte war der Zunftmeiſter Anton Spörlin, 1794—1798.

— Der Stadtmajor ſtand unter dem Bürgermeiſter, welcher Stadthauptmann war; er hatte zunächſt die Ordnung und Verwaltung der Stadtmiliz zu verſehn. Der letzte war Johann Michael Hofer.

V. 75. 's Illziger Meier's. Die Dörfer Illzach und Modenheim, nebſt Zugehör, wurden im Jahr 1437 von der Stadt Mülhauſen den beiden Grafen Ludwig und Ulrich von Würtemberg um eine bedeutende Summe abgekauft. Der Meier ſtand unter einem

Obervogt, gewöhnlich ein Mitglied des kleinen Rathes. Der letzte Obervogt war Nikolaus Heilmann; der letzte Meier Josias Frieß.

V. 76. Modenheim war früher ein größeres Dorf, das mehrmals abgebrannt ist. Mülhausen wandte allerlei an, um Modenheim wieder zu heben: im Jahr 1700 ließ die Obrigkeit bekannt machen, daß wer allda ein Haus bauen würde, das Bürgerrecht umsonst haben sollte. Es wurde auch daselbst ein Ziegelofen eingerichtet; 1733 die Oelmühle verbessert; 1770 eine Ammlung- oder Stärkefabrik angelegt.

V. 77. Der Helfer Paulus Feer. Unter den Pfarrern bestanden zwei Helfer oder Diakone, welche auch Lehrer der beiden obern Schulen waren.

V. 81. Spinet oder Spinett, ital. spinetto, franz. épinette, ein vor dem Klavier im Gebrauch gewesenes Saiteninstrument, von kleinerer vier oder dreieckiger Gestalt.

V. 83. Johann Kaspar Weiß war ein ausgezeichneter Flötenspieler; in Mülhausen nur unter dem Namen Pfifle-Wiß bekannt. Er machte sich zuerst in Paris, wo er der Freund des berühmten Komponisten Grétry wurde, und sodann in London, einen ehrenvollen Künstlernamen. Er starb in seiner Vaterstadt im J. 1815. (S. Math. Mieg, II, 317—318.)

V. 97. Schärebones, eine Begrüßung, Kompliment, von einem Scharr- oder Kratzfuß begleitet. In der Schweiz: Schorris, Scharrbonis, Scharrrabonis; Scharrebonismacher. (S. Stalder, Schweiz. Idiotikon, Th. I, S. 309.)

V. 98. Die bis V. 121 aufeinanderfolgenden Anreden oder Fragen, richten die Gäste entweder an die Hauswirthe oder an andere Gäste.

V. 102. Der Syndikus Hofer, I. U. L., war während fünfzig Jahren (1748—1798) der gelehrte, weise und getreue Stadtschreiber von Mülhausen. (S. über ihn das Bulletin IV, 1879, du Musée historique de Mulhouse, p. 38—43.)

V. 103. Ueber die, dem Handel und den Gewerben, sowie der

Verproviantierung der Stadt zu Anfang der 90ger Jahre so schädliche Sperre, welche mehrere Reisen von mülhauser Abgesandten (außer Josua Hofer, besonders von Lizentiat Nikolaus Thierry und Zunftmeister Hartmann-Köchlin) nach Paris nöthig machte, s. Graf, Gesch. v. Mülhausen, Th. IV, S. 32 u. f.

V. 106. Hintersäß oder Schirmsverwandte, Hintersassen, manans. Sie genossen den Schutz und Schirm der Stadt, ohne Bürger zu sein. Die Illzacher und Modenheimer waren Hintersassen von Mülhausen, konnten aber auch Bürger werden. Die Zahl derjenigen, welche in der Stadt selbst wohnen durften, war sehr beschränkt. Ueber dieselben enthalten die im Stadtarchiv aufbewahrten Rathsprotokolle sehr interessante Bestimmungen, wovon hier einige folgen mögen: „Die Hintersäß sollen keine liegende Güter kaufen, 1631" — „keine Schweine kaufen, 1684" — „nicht befugt sein Hanf*) zu kaufen, kein Roß oder ander Vieh haben, 1686." — „Ihre ledigen Söhne sollen am Sonntag dem Kirchwart läuten helfen; die so sich weigern, werden gestraft, 1773." — „Sie können Häuser kaufen, jedoch nur auf unbestimmte Zeit, 1796." — „Gärten, Matten und Reben findet man bedenklich, ihnen zu erlauben, 1796."

V. 107. Burgerrecht. „Das gefreyte Burgerrecht, sagt Petri **) wirt ererbt oder erkhaufft... Die deren älteren theine Burger gewesen, sollen auff das wenigste drey jahr in der Statt als bürgerliche hindersässen gewohnet, drey gewerff ***) abgerichtet, vnnd ihr eigenes Haus haben."

*) Beinahe jeder Bürger hatte damals sein Hanfstück.

**) Der Stadt Mülhausen Geschichten, 1838, S. 23.

***) Eine Abgabe (taille), die nach dem Grundbesitze eines Jeden festgesetzt wurde. Der Empfänger derselben hieß Gewerfer und rief jedes Jahr die Zeit des Einzugs der Abgabe, nach dem Gottesdienste, vom „Lettner" herab. In alten Zeiten war man in Hinsicht der Nichtentrichtung sehr streng: „Wer in 14 Tagen sein gewerf nicht bezahlt, soll aus der Stadt gebotten werden", heißt es in einem Mandat der Obrigkeit vom 27. August 1559. Das letzte Gewerf wurde 1739 bezahlt und sodann der Betrag auf andere Weise erlegt.

V. 112. Den Klapperſtein kennt jedermann; er braucht alſo nicht näher beſchrieben zu werden. Für die Anwendung deſſelben findet der Leſer viele aus dem Stadtarchiv gezogene Beiſpiele in meiner Schrift über denſelben, 2. Aufl. Mülhauſen, 1876.

V. 114. Die Trille war, an manchen Orten, eine Art cylinderförmiger Käfig oder beſtand, wie allhier, aus zwei dicken hölzernen Sparren, die kreuzweis auf einem im Boden ſteckenden Holzblock ruhten; in der Mitte waren ſie durch einen ſtarken Eiſenſtift vereinigt und konnten im Kreiſe herumgedreht werden. Der Delinquent wurde auf derſelben feſtgebunden und von einem Stadtknechte ſo lange herumgetrillt, bis er, wenn er über der That ertappt worden war, das geſtohlene Obſt wieder von ſich gegeben hatte. Die letzte Trille ſoll am Baſelthor geſtanden haben.

V. 116. Der Minzberg, Münzberg, eigentlich Münchs- oder Mönchsberg, gehörte in älterer Zeit dem Basler Hohen Thumſtift, welches $^1/_4$ des großen Frucht- und Weinzehnden bezog. Den 10. October 1682 kaufte Mülhauſen die Rente um die damals bedeutende Summe von 8000 Gulden zurück.

V. 129. Engliſchzinn, bei den vornehmen Bürgern im Gebrauch; geringere aßen auf Zinn, welches in der Stadt ſelbſt gegoſſen und bearbeitet wurde und mit dem mülhauſer Rad geſtempelt werden mußte. Das Musée historique beſitzt eine hübſche Sammlung ſolcher Geräthe: Teller, Platten, Becher, Kannen, u. ſ. w.

V. 131—133. Zuckerberg, Gänsle, Schore (Ober-, Unter- und Mittlere Schoren), Hinterrad, Grastigaſſe, ſind noch jetzt alſo genannte Gelände des Rebbergs.

V. 137. Burgunder. Fremde Weine durften nur in geringem Maße in die Stadt geführt werden; zu Zeiten waren ſie, namentlich den Wirthen, ganz verboten.

V. 150—152. (S. Math. Mieg's Geſchichte von Mülhauſen, Th. II, S. 313 u. 314.) — Zum Schluß folge hiemit die wörtliche Abſchrift der Beſtandtheile, nebſt Rechnung eines Zunfteſſens aus dem

ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Das handschriftliche Original befindet sich im Musée historique:

„Verzeichnuß der Speisen so auf Eine Ehren Zunfft zu Schneidern den 3ten 9bris 1732 sind geschickt worden.

Ein Sub,
Ein stuck Rindfleisch an Meredig,
Sauerkraut und schweinenfleisch,
Ein Blatten mit Blumkohl,
Ein Basteten,
Ein Blatten mit Höcht,
Ein Haaß,
4 Schneysen,
16 Grammets vögel,
Ein Ganß,
Ein Hammelsstotzen,
Ein Blatten schänkelein,
Ein bits Oepfelküchlein,
Obst und gofern,
Zu Nacht: Ein Eyergersten,
Salat mit Brattwürst.

Kostet in allem zusammen: 23 Livres.*)

Mülhaußen den 7ten 9bris 1732.

Spörlin Traubenwirth

Zu Dank bezahlt."

*) Der Wein, ächter Mülhauser, wurde von den Zunftgenossen geliefert.

Inhalt.

Seite

Widmung 5
Vorwort 7
Text des Gedichts 9
Anmerkungen 19
Abbildungen:

I. Portrait des Verfassers.
II. Zu Vers 41—45.
III. Zu Vers 95—97.
IV. Zu Vers 110—113.
V. Zu Vers 155—163.
VI. Zu Vers 196—224.

Neue Alsatia.

August Stöber.

Neue Alsatia

Beiträge zur Landeskunde, Geschichte, Sitten- und Rechtskunde des Elsasses

ausgewählt

aus 50 Jahren literarischer Thätigkeit des Verfassers

1834—1884

Zugleich Schlußband der „Alsatia"

Mülhausen i. E.
Buchhandlung von S. Petry.

1885

Wbg/50/212

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bücherei Meyer

Meinem lieben Bruder

Adolf Stöber

als Erinnerung

an unsere gemeinschaftliche Herausgabe

der

Alsabilder

1835

in allen Treuen gewidmet.

Vorwort.

Schon vor längerer Zeit haben Freunde unserer elsässischen Geschichte und Literatur den Wunsch ausgesprochen, meine in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten, einschlägigen Arbeiten geordnet und gesammelt zu sehn. Ich selbst hatte auch mehrmals daran gedacht. Da nun fünfzig Jahre zwischen meinen Anfängen und den gegenwärtigen Veröffentlichungen liegen, will ich dem doppelten Wunsch gern entsprechen und dieß um so mehr, da ich, bei meinem vorgerückten Alter, die in diesem Bändchen enthaltenen Stücke als „die letzten Aehren zur letzten Garbe", ansehen muß.

Der Titel Neue Alsatia ist für mich zugleich eine angenehme Erinnerung an die Arbeiten der eilf Bände fassenden Alsatia, und eine willkommene Weise um meinen herzlichen Dank den treuergebenen, verdienstvollen Mitarbeitern an diesem vaterländischen Werke auszudrücken. So wie ich das erste Bändchen, im Jahr 1850 allein verfaßte, so geschah es auch mit diesem, das somit das zwölfte der Sammlung und zugleich deren Abschluß bildet.

Der Plan den ich befolgt, ist — wie man aus der am Schlusse beigegebenen Inhaltsangabe ersehen wolle — derselbe den ich gleich beim ersten Erscheinen der Alsatia entworfen und durch sämmtliche Jahrgänge festgehalten habe.

Die meisten der hier mitgetheilten Aufsätze sind, im Vergleiche

zu ihrer ursprünglichen Fassung, überarbeitet und vervollständigt.

An die Spitze der Schrift habe ich das Lebensbild eines elsässischen Gelehrten, J. G. Stoffel's, gesetzt, welches zwar einzel, auf Kosten der Familie erschien, aber nur in geringer Anzahl von Exemplaren, und nicht in den Buchhandel kam. Der um das Elsaß hochverdiente, zu frühe geschiedene Freund mußte auch in entfernteren Kreisen gewürdigt werden!

Auf die andern Stücke näher einzugehn, ist wohl unnöthig.[1]

Somit sei dieses vaterländische Werkchen dem Wohlwollen der Heimathgenossen freundlichst empfohlen!

Mülhausen, im Frühjahr 1884.[2]

Der Verfasser.

---

[1] Einen Ueberblick über meine sämmtlichen elsässischen Schriften, der zugleich deren Inhalt und Methode bezeichnet, gibt das „Analytische Verzeichniß" am Ende des Bändchens.

[2] Der Druck des Gegenwärtigen war bereits im Gange, als der am 19. März ds. Js. (1884) eingetretene Tod des Verfassers denselben der Freude beraubte, an die Veröffentlichung dieses Werkchens, welche ihn noch auf dem Krankenbette angelegentlich beschäftigt hatte, die letzte Hand zu legen. Auf Veranlassung der Hinterbliebenen ist daher die Veröffentlichung, in unveränderter Gestalt, nach dem von dem Verfasser hinterlassenen Plan zu Ende geführt worden.

Erste Abtheilung.

Biographisches.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Johann Georg Stoffel.

Lebensbild eines elsässischen Gelehrten.

(1819-1880)

I.

Heimath und Familie. — Erste Jugend- und Lehrzeit.
Colmar 1819—1849.

Im vorigen, soeben abgelaufenen Jahrzehnte, haben sich die Reihen der elsässischen Schriftsteller auf die betrübendste Weise gelichtet. Manche Lücke wird wohl kaum oder nur schwer auszufüllen sein. Diese Klage wurde auch mit Recht erhoben bei dem so frühen Abscheiden des gediegenen Forschers, des gelehrten und gewissenhaften Bibliothekars der Stadt Colmar, zu dessen geistigem Lebensbilde die Darstellung nachfolgender Hauptzüge einen bescheidenen Beitrag liefern möchten.

Johann Georg Stoffel wurde, den 4. Januar des Jahrs 1819, zu Heilig-Kreuz, zwei kleine Stunden südlich von Colmar, geboren. Sein Vater, dessen beide Vornamen er trug, war Bürger und Ackersmann; die Mutter, Johanna Heymann; beide gehörten zu den ältesten und angesehensten Geschlechtern des altehrwürdigen Städtchens; ihre von Georg hergestellten Stammbäume befinden sich in einem Gemache des dortigen Schlößchens.

Mit besonderem Behagen erzählte der heimgegangene Freund eine Familienüberlieferung von der Verheirathung eines seiner Vorfahren mütterlicher Seite. Ich habe sie, zur Zeit, nach seinem mündlichen Berichte aufgezeichnet. Warum sollte ich dieses originelle Ereigniß, das eher einer Sage als einer wirklichen Begebenheit gleicht, hier nicht mittheilen? hat doch vielleicht der mythische Zug, der darin waltet, dazu beigetragen später eine der Richtungen von Stoffel's Forschergeiste anzuregen!

„Der Schulz Küster von Wettolsheim, berichtete der Freund, war einer der reichsten Bauern im ganzen Oberlande. Er hatte Felder, Wiesen und Reben, und schmuckes, kräftiges Vieh stand in den geräumigen Ställen. Am liebsten aber war ihm sein Töchterlein, die Krone der Mädchen weit und breit. Es war kein Wunder, daß sich, sobald es heirathsfähig, Freier von nah und ferne meldeten. Ihre Zahl wuchs so sehr, daß die Tochter nicht wußte wo hinaus und auch der Vater sich zu keiner Wahl entscheiden konnte.

„Endlich stachen sie aus der Reihe der Liebhaber vier junge Burschen heraus, alle wackerer Leute Söhne und ebenfalls reich an Gütern. Diese beschied nun der Vater eines Sonntags auf den Hof und gebot ihnen schon abends zuvor, ohne Vorwissen der Tochter, die Pferde auf denen sie hergeritten kämen in den Stall zu stellen.

„Sonntag morgens ließ er das Mädchen im schönsten Aufputze in den Hof treten und die vier Freier bewillkommnen.

„Alsobald wurde die Stallthüre geöffnet und die muthigen, hellglänzenden Rosse sprangen mit fröhlichem Gewieher heraus: ein Rappe, ein Fuchs, ein Brauner und ein Schimmel. „Derjenige, sagte der Vater, dessen Pferd dir am besten gefällt, soll mein Eidam sein und dich heimführen."

„Dem Mädchen schlug das Herz gewaltig; es blickte bald auf die Pferde, bald auf die jungen Leute, bald auf den Vater.

Die Entscheidung fiel ihr schwer. Endlich wählte sie den blanken Schimmel mit dem feingeschweiften Nacken und den großen, funkelnden Augen.

„Der Besitzer des Pferdes, der siegende Freier, war der junge Heymann, von Heilig-Kreuz.

„Die Hochzeit wurde einige Wochen darauf mit großem Aufwande gefeiert und dauerte fünf Tage lang. Das Geschlecht der Heymann blüht noch heutzutage, reich gesegnet an Gütern und Nachkommen."

Die anmuthige Schulzentochter von Wettolsheim wußte bei ihrer Wahl vermuthlich nichts davon daß die weißen Pferde einst geheiligte, den Göttern geweihte Thiere waren und als weisende Boten derselben galten. Um so besser verstand dieß ihr späterer Abkömmling, der darüber zu forschen und sie zu deuten wußte.

Die Kindes- und erste Jugendzeit brachte Stoffel in Heilig-Kreuz zu. Die glückliche Lage, in fruchtbarem Gelände, an der Straße von Colmar nach Basel, zwischen der Ill und dem vom gleichnamigen Flüßchen bewässerten Thurwalde, begünstigt den Ackerbau der fleißigen Bewohner, deren Wohlstand die großen Höfe mit den stattlichen Wohngebäuden, Scheunen und Stallungen genugsam bewähren. Wichtig ist das Städtchen auch in geschichtlicher Hinsicht, schon wegen seines Ursprungs. Es verdankt ihn dem Frauenkloster von Wolfenheim, welches Hugo IV. von Egisheim, Graf des Nordgaues, mit Heilwig, seiner Gemahlin, im elften Jahrhundert stiftete. Ihr Sohn, Papst Leo IX., schenkte demselben ein Stückchen des heiligen Kreuzes, das noch vorhanden sein soll, und dies verursachte daß der Name Wolfenheim nach und nach dem jetzigen, Heilig-Kreuz, weichen mußte. Außer einer Reihe von Volkssagen, die er in seinem Heimathorte und der Umgegend als Knabe in den Spinnstuben erzählen hörte und später fleißig sammelte, hat

Stoffel die kurze aber sehr gehaltvolle Rodel des der Aebtissin des Klosters zuständigen Dinghofes, vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, und die Satzungen und Ordnungen des Städtchens (1509—1517) veröffentlicht; beides wichtige Beiträge zur Rechts- und Sittengeschichte des Ober-Elsasses, die sich würdig an andere reihen, die noch besprochen werden sollen.

Der kleine Georg besuchte die Elementarschule mit den gleichalterigen Knaben des Ortes, von welchen er sich äußerlich wenig auszeichnete. Seine Gesichtszüge waren kräftig ausgeprägt, beinahe etwas derb, was sie noch bis in's spätere Alter blieben; allein sein ruhiges Wesen verlieh ihnen Milde, und die tiefliegenden, glänzenden Augen so wie die hohe vorstehende Stirne ließen den sinnigen Forscher und Denker errathen. War er nicht der Letzte, der sich fröhlich mit den Kameraden an den Ufern der Ill und Thur, im nahen Wäldchen oder auf der Weide umhertrieb, oder den Eltern bei der Feldarbeit rüstig an die Hand ging, so war er aber auch nicht der Letzte beim Lernen. Dieß bemerkte ein junger Geistlicher, der sich damals in Heilig-Kreuz aufhielt; er hatte Freude am Unterrichten und vereinigte die besten Zöglinge der Gemeindeschule mehrere Mal in der Woche auf seinem Zimmer um sie weiter fortzubilden. Bei ihm genoß Stoffel Unterricht im Französischen und in den Anfängen der klassischen Sprachen, so daß er es im zwölften Jahre so weit gebracht hatte um in die fünfte Klasse des Collegiums zu Colmar aufgenommen zu werden. Den Weg zur Nachbarstadt und zurück machte er jeden Tag zu Fuß, was ihm bei vier Stunden nahm, und dazu mußte er sich oft noch bis in die späte Nacht mit seinen schriftlichen und mündlichen Arbeiten für den folgenden Tag beschäftigen. Die Arbeit fiel ihm nicht schwer; zur mündlichen half ihm sein leichtes, treues Gedächtniß und zur schriftlichen hatte ihn die treffliche Methode des jungen Geistlichen vorbereitet, der seine Schüler im Aufsetzen ihrer Gedanken

übte und ſie zum Leſen belehrender Bücher und Zeitſchriften antrieb. Unter letztern befand ſich der « Mentor, journal du jeune âge, etc. », der 1834 in Paris erſchien und Preiſe für die beſten von Schülern abgefaßten Aufſätze ertheilte. Stoffel ſchickte ebenfalls eine Arbeit ein; aber ſie kam erſt nach dem Schluſſe des Concurſes an, was der Herausgeber des Blattes, Felix Desprez, um ſo mehr beklagte, da die Eingabe des kaum fünfzehnjährigen Verfaſſers zu den beſten gehörte. (S. Le Mentor etc., tome I, p. 224, juillet 1834.)

Leider erlaubten es die Familienverhältniſſe nicht länger, daß der angehende Gelehrte ſeine Studien in Colmar fortſetzte. Er war der älteſte der Geſchwiſter, deren Zahl nach und nach bis zu neun heranwuchs. Der Anbau und die Verwaltung der Güter machten mehr Arme nöthig, und ſo mußte ſich der junge Georg während zweier Jahre dazu hergeben ein wirklicher γεωργός (Bauer) zu werden. Da er den größern Theil ſeines Lebens auf dem Lande und im Verkehr mit deſſen Bewohnern zuzubringen hatte, verlieh ihm dieſer Aufenthalt im Heimathsorte doch einigen Gewinn. Die Feldarbeiten, die Wieſen- und Ernteſeſte, die Spinnſtubenbeſuche eröffneten ihm Blicke in's Leben des Volkes, in deſſen Sprache, Sitten, Bräuche, Sagen, Glauben und Aberglauben, die er ſpäter als Erzähler und als gelehrter Forſcher vielfach verwerthen konnte. Aber auch ſeine ſonſtige Weiterbildung litt nicht ganz Noth. Er arbeitete für ſich, oft bis in die ſpäte Nacht hinein, wobei ihn ein Jugendfreund, Namens Burtz, der längere Zeit Profeſſor am Collegium von Ruffach war, und ſich dann nach Egisheim zurückzog, trefflich unterſtützte. Derſelbe machte ihn auch mit der deutſchen Literatur bekannt, namentlich mit den Dichtern. Noch bei ſeinen Lebzeiten ſchenkte er dem jüngern Freunde ein handſchriftliche Sammlung ſeiner eigenen Gedichte, in welchen er den Gefühlen der Freundſchaft und der Liebe zur ſchönen Natur anmuthigen

Ausdruck gibt; auch die am Anfang dieser Notiz besprochene Familienüberlieferung hatte er in Verse gebracht.

Als Stoffel sein siebenzehntes Jahr erreicht und längst schon eingesehen hatte daß die Landwirthschaft sein Lebensberuf nicht sein könne, drang er in die Eltern, sie möchten ihn einen seinen Kenntnissen und seinem geistigen Streben angemessenen Stand wählen lassen. Die Eltern wurden seinem Wunsche gerecht. Ein Bekannter der Familie, der den Werth des strebsamen Jünglings würdigte, stellte ihn, im Mai 1836, dem General-Sekretär der Präfektur vor, der, nach eingeholten Proben seiner Leistungsfähigkeit, den Schützling dem Präfekten empfahl, welcher ihn, den 17. desselben Monats, zum Supernumerar ernannte. Schon den 1. Juli wurde er als eigentlicher Beamter angestellt und in die Forstverwaltung eingereiht.

Bei Nachsuchungen, die er manchmal über ältere Forstordnungen in den Archiven des Departements zu machen hatte, kamen ihm zum ersten Male Dinghofrödel zu Gesicht, deren Wichtigkeit für die Kenntniß des Rechts, der Sitten und spätern dörflichen Verhältnisse, so wie für die Sprache während einer langen Periode des Mittelalters er sogleich erkannte und sich vornahm sie nach und nach zu sammeln, was er dann auch namentlich in den Jahren 1846 und 1847 that.

Nicht weniger zog ihn ein anderer Gegenstand zu fortwährendem Forschen an, nämlich der, die ältesten Formen der elsässischen Orts- und Personennamen aufzuzeichnen und deren Bedeutung festzustellen. Außer den Archiven benützte er nun auch die an alten Druckwerken und Handschriften so reiche Stadtbibliothek, wo er in den Verwaltern derselben, L. Hugot und X. Moßmann, die theilnahmvollste Ermuthigung und Mithülfe fand.

Zur selben Zeit studirte er nach und nach die Edda, das Lied der Nibelungen, einige der großen mittelalterlichen Helden-

gedichte, besonders aber Grimm's deutsche Mythologie und Grammatik, sowie die Sagen und Märchen der beiden Brüder Grimm, mit den so reichhaltigen Anmerkungen zu den letztern, denen er manchfache Aufschlüsse und Belehrung verdankte; ebenso zog ihn, wie er oft wiederholte, das Lesen von Luthers Namenbüchlein an. Schon in Colmar hatte er begonnen die von ihm aus seiner Knabenzeit gehörten Volkssagen der Umgegend zu sammeln, was er dann für den Sundgau in größerem Maße fortsetzte.

Seine Berufsarbeit und seine Besuche auf der Bibliothek und den Archiven, in den Zwischenstunden, nahmen den ganzen Tag und oft einen Theil des Abends in Anspruch, und dennoch machte er, wie früher in dem Schuljahre das er in Colmar zugebracht, den Weg von da nach Heilig-Kreuz hin und zurück zu Fuß. Erst nach seiner Verheirathung mit einer nahen Verwandten aus der Familie Heymann, nahm er seinen festen Wohnsitz in Colmar. Gerne erzählte er, noch in späteren Jahren, eine merkwürdige Erscheinung, die er in einer warmen Sommernacht, auf seinem Heimwege nach dem Vaterhause gehabt: er erblickte nämlich, in einiger Entfernung von der Landstraße, einen Weidenbaum auf dessen sämmtlichen Blättern Phosphorflämmchen leuchteten und sich im leichten Windhauche hin und her bewegten. (Mittheilung von X. Moßmann.)

Stoffel war kein einseitiger Stubengelehrter, der im Bücherstaube nur über seine eigenen Erzeugungen brütete; er liebte mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Gleichgesinnten und Mitstrebenden; so war er, seit dem 18. Hornung 1845, ein thätiges Mitglied der Société littéraire de Colmar, welche damals eine nicht unbedeutende Anzahl geistiger Kräfte in sich vereinigte; so ließ er sich, den 18. April 1848, in die Société républicaine de Colmar aufnehmen, wo er mehr die praktischen als die politischen Fragen in Erwägung zog, obgleich er die

Februarrevolution mit Begeisterung begrüßt hatte. Zu seiner Erholung gehörten einige Abende, die er in der Woche in Gesellschaft mehrerer Freunde beim Glase Bier zubrachte, wobei jeder Theilnehmer verpflichtet war eine kurze Mittheilung über etwas Erlebtes, über eine interessante Neuigkeit, ein eben erschienenes Buch u. a. m. entweder mündlich oder schriftlich zu machen; oft wurden auch Räthsel oder launige Gedichte vorgebracht.

Hiermit sei der Bericht über des Freundes Jugendzeit in seinem Heimathstädtchen und sein erstes Wirken als öffentlicher Beamter in Colmar, wo er über dreizehn Jahre lebte, geschlossen. Er trat nun in eine andere Verwaltungsbahn und nahm seinen Wohnsitz in andern Gegenden des Ober-Elsasses, bis er, nach dreiundzwanzig Jahren (1872) wieder nach Colmar berufen wurde, wo er bis zu seinem Ende verblieb.

II.

Beamtenjahre im Sundgau. — Geſchichtliche, archäologiſche und topographiſche Forſchungen. — Rückkehr nach Colmar. — Stadtbibliothek. — Krankheit und Tod. — 1849—1880.

In Anerkennung ſeiner Fähigkeiten und ſeiner treu geleiſteten Dienſte, wurde Stoffel, den 25. Auguſt 1849, zum Steuereinnehmer von Dürlinsdorf, im Canton Pfirt, ernannt und ihm als Wohnſitz das ſüdlicher, beinahe an der Schweizergrenze gelegene, minder bedeutende Dorf Oberlarg angewieſen, das er jedoch im Jahre 1851 wieder verließ, da der Sitz des Steueramtes nun in Dürlinsdorf verblieb. Sieben Jahre verweilte er hier in dieſem von dem übrigen Elſaß abgeſchloſſenen, wenig bekannten Landſtriche, deſſen Bewohner ein derbes, etwas rohes Volk, ſich von neuerer Geſittung nicht wohl angreifen läßt und ſeine Eigenthümlichkeiten in Kleidung, Sprache, Gebräuchen, Bauart und Einrichtung der Häuſer, deren viele noch mit Stroh bedeckt, bis auf die Gegenwart treulich bewahrt hat. Die Leute ſind übrigens fleißig und halten feſt am Glauben und am Aberglauben. Hier fand Stoffel einen reichhaltigen Boden für ſeine Forſchungen über Sitten, Gebräuche, Namen- und ſonſtige Spracheigenthümlichkeiten. Von hier aus ſchickte er mir (ſeit 1851) eine reiche Sammlung von Volksliedern, Sprüchen und Volksſagen, die ich dankbar in die Alſatia aufnahm. Was dieſe letzten betrifft, ſo ſind ſie in ihrer ganzen Einfachheit und Treue wiedergegeben; er kannte und übte Jakob Grimm's — mit dem er nun bald ſelbſt in brieflichen Verkehr trat — ſo herrlich ausgeſprochene Mahnung: „Wer die Volksſage hart angreift, dem „wird ſie ihre Blätter krümmen und ihren Duft vorenthalten;

„in ihr steckt ein solcher Fund reicher Entfaltung und Blüthe, „daß er auch unvollständig mitgetheilt, in seinem natürlichen „Schmuck genug thut, aber durch fremden Zusatz gestört und „beeinträchtigt wäre." (Vorrede z. Deutsch. Mythol. XII, 3. Aufl.) Treffliche Volksbilder, etwas stark realistisch, sind „der Klausmarkt zu Pfirt", „der Kathrinenmarkt in Altkirch", der „Hirzbacher und Carspacher Rübenkrieg", die mit einigen andern Volkserzählungen und den Sagen ein hübsches Bändchen füllen würden.

Den 11. April 1857 wurde Stoffel nach dem beträchtlichen Steueramte Habsheim versetzt, welches er zur Befriedigung seiner Behörde so trefflich verwaltete, daß sie ihn, nach einigen Jahren, in eine höhere Dienstklasse erhob. Ohne seiner Berufstreue Eintrag zu thun, setzte er hier sein Lieblingsstudium fort, und um bei den vielfachen Amtsgängen in seinem Bezirke das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, beschäftigte er sich noch — was er schon im obern Sundgau begonnen hatte — mit Entomologie, die er, nur zur Erholung, jedoch nicht minder eifrig betrieb. Die Nachbarschaft von Mülhausen, wo er die reichen Sammlungen der Industrie-Gesellschaft benützte und mit mehrern gleichstrebenden Freunden in Verbindung trat, war für ihn ebenso fruchtreich als angenehm. Mit letztern ließ er sich in die „Schweizerische entomologische Gesellschaft" aufnehmen, deren Jahressitzungen er öfters beiwohnte, so wie später in die „naturforschende Gesellschaft von Colmar", die ihn zum Mitglied ihres Verwaltungs-Comité's erwählte.

Sein Aufenthalt in Habsheim gab ihm aber auch Veranlassung zu einem andern Felde von Studien, das er ebenfalls schon in früherer Zeit bebaut hatte. Der östlich vom Dorf gelegene Hartwald, der, nördlich von Basel beginnend, sich ehemals parallel mit dem Laufe des Rheins über die östliche Ebene des Ober-Elsasses hinzog, jetzt nur noch von oberhalb Groß-

Kembs bis nach Roggenhausen eine fast ununterbrochene Masse bildet, dieser Wald, hatte zu verschiedenen Zeiten Durchwanderungen von elsässischen Archäologen veranlaßt, welche zu interessanten Ergebnissen führten. Stoffel, der diese wohl kannte, wollte die bezüglichen Orte selbst ansehen und eigene Weiterforschungen machen. Er stellte fest daß die Hart, fast in ihrer ganzen Länge nach, von einem alten Bett des Rheins durchzogen ist, dessen linkes Ufer an einigen Orten ziemlich steil ist und den sogenannten Hartrain, rideau de la Hart, wie er auf der Karte des Kriegsdepartements heißt, bildet. Ferner fand er ein größeres Lager, von den Leuten zu Battenheim Schnapphahnenlager genannt, und ein kleineres, worin sich eine Cisterne befindet. Er zählte gegen fünfzig Hügelgräber, tumuli, wovon dreiundzwanzig, beisammen liegend, eine kleine Todtenstadt bilden. In der Nähe, wo sich die Gräber gruppenweise erheben, zeigten sich trichterförmige Löcher, auch ein sehr alter Brunnen. Viele Hügelgräber waren schon vor Jahren durch einen Oberbeamten des Forstwesens von Colmar geöffnet und die darin gefundenen Gegenstände von ihm zuhanden genommen worden. Unser fleißiger Freund fand nur unbedeutende Nachreste.

Glücklicher war er Ende September und Anfang Oktober 1859, beim Aufgraben des sogenannten Hühnerhubels, im Zürenwalde, zwischen Rixheim und Zimmersheim, an welchem sich Schreiber dieses ebenfalls betheiligte. Die zahlreichen, zum Theil sehr werthvollen Gegenstände, die er enthielt, sind im großen Saale des historischen Museums von Mülhausen aufgestellt. Näher beschrieben habe ich sie in meinem Büchlein „Der Hühnerhubel, ein gallisches Hügelgrab", Mülhausen 1859. Ein anderer Bericht darüber befindet sich in den Tombes celtiques de l'Alsace etc. par Maximilien de Ring, secrétaire de la Société pour la conservation des monuments historiques de l'Alsace etc., 2e édition, Strasbourg 1861, fol. 17—19.

planches V, VI, VII, VIII. Die vier Tafeln, von welchen V ein genaues Kärtchen der Umgegend des Hühnerhubels nebst Angabe der alten Straßen und der in der Hart gelegenen tumuli enthält (VI, VII und VIII), stellen die aufgefundenen Gegenstände vermindertem Maßstabe und in den entsprechenden Farben dar. Unser Freund hatte sie auf seine Kosten anfertigen lassen und nebst einer schriftlichen Notiz an die Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses nach Straßburg abgeschickt, zur Mittheilung in deren Bulletin. Dies geschah jedoch nicht: zu Stoffels Erstaunen und gerechter Entrüstung erschienen die vier Tafeln, mit Benützung seines Textes, in der zweiten Auflage der Tombes celtiques de l'Alsace, wo sie Herr von Ring, der Secretär der Gesellschaft, auf höchst unzarte und unbefugte Weise zu seinem eigenen Vortheile verwendet hatte.

In Habsheim verfaßte und veröffentlichte Stoffel die erste Auflage seines Topographischen Wörterbuches des oberrheinischen Departements, von welchem später die Rede sein wird. Vielfach machte er sich hier auch um das Gedeihen der Schulen verdient, sowohl als Mitglied des Orts-Comite's, denn als Beförderer der Volksbibliothek, die er verwalten half und mit gediegenen Schriften beschenkte.

Den 31. Juli 1867 wurde er nach dem im Largthale gelegenen Dorfe Friesen berufen, jedoch mit Erlaubniß seinen Wohnsitz in Altkirch zu nehmen. Die Wahl desselben hatte er höchst glücklich getroffen: von den Fenstern des geräumigen Amts- und Arbeitszimmers, sah er, über die Gärten hin, die Wasgauberge von der Gegend von Belfort her bis gegen Colmar vor sich liegen. Seinen beinahe vierjährigen Aufenthalt in Altkirch verwendete er zur Fortsetzung begonnener Arbeiten und Sammlungen und zu archäologischen und topographischen Forschungen; so, unter andern, über die Alterthümer die sich auf

der Hochebene zwiſchen den Thälern der Ill und der Larg befinden; ſo: eine Studie über das alte Larga, die Volksſagen, die ſich auf daſſelbe beziehen, deſſen eigentliche Ortslage, die Ueberreſte römiſcher Straßen und römiſcher Alterthümer. Die erſte dieſer Arbeiten erſchien 1872, die zweite 1873, beide in der Revue d'Alsace; ſie ſind von bleibendem Werthe und zu weiteren Nachſuchungen anregend.

So verlebte Stoffel, zwiſchen ſeinen Amtsverrichtungen und gelehrten Arbeiten, noch beinahe vier Jahre in Altkirch. Darüber war der verhängnißvolle Krieg von 1870—1871 ausgebrochen. Als franzöſiſcher Beamter mußte er, den 8. März des letztern Jahres, ſeine ſämmtlichen Dienſtpapiere und das dazu gehörige Material dem deutſchen Polizeikommiſſar einhändigen. Sein Geſuch in den Ruheſtand verſetzt zu werden, wurde von der franzöſiſchen Regierung angenommen und das Gehalt beſtimmt, nachdem er zuerſt in Altkirch, ſodann in Belfort optirt hatte. Seine anerkannte Gerechtigkeitsliebe, ſeine lange Erfahrung und ſeine gediegenen Kenntniſſe in Sachen öffentlicher Verwaltung, bewirkten ſeine Ernennung zum Mitgliede der gemiſchten franzöſiſchen Kommiſſion, die dazu berufen war, die Vollziehung des Artikels 4 des Frankfurter Friedensvertrags vom 10. Mai 1871, zu überwachen. Er mußte ſich deßwegen nach Colmar begeben. Hier drangen ſeine zahlreichen Freunde und mehrere der angeſehenſten Mitglieder der ſtädtiſchen Verwaltung in ihn, um ihn zum Bleiben zu bewegen, mit dem Bedeuten, daß ſich eine baldige, ſeinem franzöſiſchen Ruhgehalte entſprechende, amtliche Stellung für ihn finden werde. Seine unwandelbare Liebe zum Elſaß und der Gedanke an die Vollendung begonnener oder angeplanter vaterländiſcher Arbeiten, wozu er die Hülfsquellen nur im Lande ſelbſt finden konnte, beſtimmten ihn, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leiſten.

Die erſte Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, war die auf

Belfort und den franzöſiſch gebliebenen Theil des oberrheiniſchen Departements bezüglichen Urkunden und ſonſtigen Aktenſtücke, die ſich im Archiv der Präfektur befanden, abzuſondern, zu ordnen und mit dem nöthigen Inventar zu verſehn, damit ſie den betreffenden Behörden zugeſtellt würden. Stoffel vollendete dieſe Arbeit zur Zufriedenheit beider betheiligten Länder. Dafür und als Erſatz eines Theiles des Ruhegehaltes von Frankreich, auf das er nun verzichten mußte, erhielt er, durch kaiſerliche Verfügung, vom 25. November 1872, eine Ehrenpenſion von 1440 M. Nach dem im folgenden Jahr eingetroffenen Tode des Stadtbibliothekars, Prof. Thomas, wurde Stoffel von der allgemeinen Stimme der Bewährten Colmar's als deſſen Nachfolger gewünſcht und, den 31. Mai 1873, von der ſtädtiſchen Verwaltung als ſolcher ernannt.

Aber auch ſein Wunſch wurde dadurch erfüllt. Er kannte ja — und hatte ihn in früherer und in ſpäterer Zeit vielfach benützt — den ganzen Reichthum der Sammlungen die er nun als Oberbibliothekar in Hut und Pflege zu nehmen hatte und von denen er mehrere auf zweckmäßigere Weiſe ordnete. Mit welcher Freude wies er fremden und einheimiſchen Beſuchern die mannichfachen Schätze an alten Handſchriften, Incunabeln, ſeltenen Druckſchriften und Bilderwerken, die er zu verwalten hatte! Sie waren nach und nach aus den alten Klöſtern: Münſter, Marbach, Pairis, Murbach, Iſſenheim u. a., ſowie aus Ankäufen ganzer Privatbibliotheken, aus Geſchenken und durch fortwährende Anſchaffung neuerer Werke gedeihlich ausgeſtattet und vermehrt worden. Allen im Lande iſt ja das letzte, großartige Geſchenk bekannt, welches die Familie des trefflichen Ignaz Chauffour ihrer Vaterſtadt mit der ſchönen reichhaltigen Bibliothek dieſes ſinnigen und gelehrten Bücherfreundes machte. Enthält dieſelbe, in guten Ausgaben und geſchmackvollen Einbänden, die Hauptwerke für alle allgemeineren Fächer der Gelehr-

samkeit und Literatur, so sind doch zwei Lieblingssammlungen darin besonders reichlich vertreten: die Alsatica und Goetheiana, deren Vervollständigung ihm stets am Herzen lag und für die er auch bedeutende Geldopfer willig hingab.

Leider war es dem Freunde nicht mehr vergönnt, diese ihm so wohl bekannten Schätze an würdigem Orte aufgestellt zu sehen. Schon seit einer Reihe von Jahren litt er an Obstructionen und an Blutandrang im Kopfe, gegen welche ein alljährlicher Besuch des Bades Niederbronn stets gute Dienste leistete. Im Dezember 1879 trafen ihn neue Leiden: nachdem sein Gesicht auf ungewöhnliche Weise angeschwollen war und sich stark geröthet hatte, trat nach und nach das Gegentheil ein, die Wangen erbleichten und fielen ein, Kopf und Rücken neigten sich nach vorn und es erfolgte immer mehr zunehmende Schwäche in den Gliedern, was die Seinigen und die Freunde und Bekannten mit wachsender Unruhe und Angst erfüllte. Er ging aber immer noch aus, besuchte das Stadt-Archiv, machte kleine Spaziergänge in die zunächst gelegene Waldung und besorgte seinen Dienst auf der Bibliothek bis Ende Juni. Nun verordneten ihm die Aerzte eine Kur im Schwefelbade Lenk, bei Thun, wohin er in Begleitung eines treuen Freundes, den 26. Juli abreiste.

Der dreiwöchentliche Aufenthalt daselbst entsprach seinen und seiner Freunde Erwartungen nicht. Er kehrte, den 17. August, nach Colmar zurück, ungeheilt, schwächer, aber immer noch geistig gesund und theilnehmend an allem was seine Umgebung oder die Interessen der allgemeinen Tageszustände betraf. Als er, den 3. September, von einem Zimmer durch die Hausflur in ein anderes gehen wollte, wankte er plötzlich und verschied in den Armen eines ihn begleitenden Verwandten.

Das Begräbniß fand Sonntag, den 5. September, statt. An der Spitze des langen Leichenzuges gingen die Sänger der Union chorale, deren Ehrenmitglied der Verewigte war; dem

Sarge folgten, auf beiden Seiten eine Anzahl Waisenkinder, sodann die Geistlichkeit, die Verwandten, die städtische Behörde, Mitbürger und Freunde von nah und fern; alle von Schmerz durchdrungen über den frühen Heimgang des biedern, treuherzigen Mannes, des gediegenen Gelehrten, des gewissenhaften Beamten. Ein Theil des, jetzt Herrn E. Fleischhauer, Präsidenten der Handelskammer, gehörigen Hauses, das Stoffel zuletzt bewohnte, welches einerseits auf das Marsfeld und auf die Corberongasse, anderseits auf die Korngasse stößt, hat ein historisches Interesse: es war das Eigenthum der Mündel des trefflichen Ruffacher Chronikschreibers Maternus Berler, welches dieser im Interesse derselben verkaufte, wie es ein noch vorhandenes Aktenstück beurkundet.

III.

Gelehrte Verbindungen. — Briefwechsel. — Schriftstellerische Thätigkeit.

So schlicht und bescheiden Stoffel in seinem ganzen Wesen sich erzeigte, so wenig er sich hervorthat um seine Verdienste geltend zu machen, um so mehr wurden diese von Andern erkannt und gewürdigt. Außer den gelehrten Gesellschaften, von welchen schon im Vorübergehen gesprochen wurde und deren Mitglied oder Ehrenmitglied er war, sind noch zu nennen: „die allgemeine schweizerische naturforschende Gesellschaft"; „die Schöngauerische Gesellschaft in Colmar", deren Comité-Mitglied er war, wie auch von der Straßburger „Gesellschaft zur Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsasses", der „Mülhauser Industriegesellschaft", des dortigen „Historischen Museums" und des literarischen Vereins „Concordia".

Sein Briefwechsel dehnte sich je mehr und mehr aus. Unter den elsässischen Gelehrten fehlen wenige, die seine Kenntnisse in den betreffenden Fächern nicht in Anspruch genommen und sich seiner stets bereitwilligen Dienste nicht zu erfreuen gehabt hätten, so wie er selbst sich bei ihnen bescheidentlich Raths erholte. Auch mit hervorragenden französischen, deutschen und schweizerischen Persönlichkeiten stand er in brieflichem Verkehr.

Seine früheren Mittheilungen in Zeitschriften unterzeichnete Stoffel Christophorus, die französischen Estloff, durch Versetzung der Buchstaben seines deutschen Names entstanden. Die interessantesten und lehrreichsten dieser Mittheilungen, sowie seine größeren Hauptwerke sollen nun noch zum Schlusse

übersichtlich besprochen werden. Sie gehören der elsässischen Literaturgeschichte an.

Es ist schon bemerkt worden, daß Stoffel eine bedeutende Sammlung von elsässischen Orts- und Personennamen angelegt habe und sie nach ihren, in Urkunden oder sonstigen authentischen Zeugnissen vorkommenden älteren und ältesten Wortformen etymologisch erörtern wollte, eine Arbeit welcher er, wie wenige, gewachsen war; sie blieb aber leider nur Fragment. Was davon in Jahrbüchern oder Zeitschriften erschienen ist, zeugt von umfassender Kenntniß des Stoffes und von seinem, grammatischen Verständniß. Die Proben der „aus dem Deutschen stammenden, elsässischen Personennamen" die er in der Alsatia (1853, 1856—57 und 58—61) mitgetheilt hat, begreifen 158 der „bekanntesten und reichsten älteren Namenreihen", nebst Einleitung und Angabe der Quellen. Gleich bei der Anführung der ur altdeutschen und angelsachsischen Wurzel hild, Kampf, welche in 180 Namen vorkommen soll, bestreitet er Heinrich Leo's Ansicht, der sie aus dem Celtischen eilte, ilt, froh, ableiten will, als gezwungen und unstichhaltig, was sich auch aus den angeführten Formen leicht erkennen läßt.

In der Revue d'Alsace, 1875, S. 322—331, gibt Stoffel, unter dem Titel, « les noms propres de l'Alsace au moyen âge », eine Reihe der bekanntesten Namen, die entweder in ihrer vollständigen Wortform, zusammengezogen oder verkleinert, bei uns vorkommen, vom 11. bis zum 16. Jahrhundert, nebst den Jahreszahlen der Urkunden denen er sie entnommen hat. Auch mehrere größere Dichtungen des Mittelalters und einige Minnesinger hat er in Betracht gezogen und unter andern 27 elsässische Namen gefunden, darunter 23 Manns- und 4 Frauennamen, die sich alle im Lied den Nibelungen befinden.

Nicht minder interessant ist eine dritte, in einem Feuilleton

des Altkircher Wochenblattes erschienene Arbeit, betitelt: « Sur la transformation réciproque des noms de famille allemands et français en Alsace. » Die Namen kommen sämmtlich im Ober-Elsaß vor, das der Verfasser allein berücksichtigt hat. Davon nur wenige Beispiele aus beiden meistens höchst drolligen Namen-Metamorphosen: Baldenweck wird zu: Poltévêque; Bauer, Pour; Enderle, Hindrelet; Küster, Guischtre; Taubhaus, Thoupence; Wunderlich, Vendrely. — Dagegen wird der französische Namen Bajeon zu Baschung; Coulon, Gullung, Jacquemin, Schäckemy; Jeanpierre, Tschamber; Touvet, Duwa; Vauthrey, Wadere.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Namensverketzerungen, von beiden Seiten, aus unrichtiger Aussprache entstanden sind, zuerst nur mündlich gebraucht wurden und sich bei den späteren Generationen sodann festgesetzt haben.

An letztere Ausstellung von Personennamen schließt sich ein anderes Feuilleton desselben Wochenblattes. Unter dem Titel « Les origines alsaciennes » bespricht unser sonst so ernster Freund mit seiner Ironie und köstlichem Humor eine Reihe von Etymologien elsässischer Oertlichkeiten, deren Verfasser einander, bei ihrer Jagd nach Orginalität, an abenteuerlichen Erfindungen überbieten. Da muß das Elsaß, Alsace, selbst herhalten und All-See oder Alt-See bedeuten; Argentorat, Straßburg, hieße Durchflug der (wilden) Gänse, auch Gänsestation; Mülhausen wäre aus dem hebräischen Melochaus, einer Contraction von Malekauchajim, Mühlsteine und Sackaus, Zelten, entstanden; Magstatt müßte die Stadt der Magier sein, und Hagenau käme von Hag im Aug und bezöge sich auf Friedrich den Einäugigen, seinen Erbauer, u. s. w.

Schon früher hatte Stoffel eine vom verstorbenen, sonst tüchtigen elsässischen Schriftsteller L. Levrault aufgestellte, komische Erklärung des Wortes paphiaisnaïda, aus dem Grie-

chischen, nach welchem es Naïade von Paphos heißen sollte, auf die rechte Bahn gebracht und durch Ableitung und Beispiele ganz einfach auf das ältere deutsche paphin, Pfaffen, und snaid, Schnitt, Durchschnitt, beziehungsweise eines Waldes, zurückgeführt. Im heutigen Sprachgebrauch, beinahe im ganzen Elsaß, sind die Formen: Schnaiz, Schnaize bekannt. Die paphinisnaida, die im Breuschthale liegt, erklärt unser Freund daher wort- und sachgemäß durch: eine Priestern oder Klostergeistlichen zugehörende Stelle, wo der Wald ausgerodet war.

Ein werthvolles, Schöpflin ergänzendes Verzeichniß der zerstörten oder ganz untergegangenen Ortschaften des Elsasses, gab Stoffel im Jahrgang 1858 der Revue d'Alsace; er weist darin eine Menge von Anhöhen, Feldbezirken, Wiesen, Brunnenquellen nach, in welchen die Namen jener Ortschaften noch übrig geblieben sind. Wer dieses reichhaltige Verzeichniß benützen will muß sich auch in Horrer's Dictionnaire d'Alsace umsehen, der Schöpflin's Aufzählung eine neue beifügte, die unserem Freunde damals unbekannt war, wie er es selbst treulich bekennt.

Als Herr Duruy, Minister des öffentlichen Unterrichts, im Jahre 1859 ein topographisches Wörterbuch von Frankreich herauszugeben begann, wandte er sich an die Industrie-Gesellschaft von Mülhausen, damit sie das Material dazu in sämmtlichen zum Bezirk dieser Stadt gehörigen Oertlichkeiten vorbereite. Die Gesellschaft ernannte zu diesem Behufe einen Ausschuß mit dem Auftrag Fragebogen abzufassen, welche den Behörden der einzelnen Gemeinden zum Beantworten zuschickt werden sollten. Diesen Ausschuß, unter dem Vorsitze des Herrn Dr. A. Penot, bildeten Stoffel, Herr de Lasablière, damals Prinzipal des Collegiums, und Schreiber dieses. Die Bogen wurden nach und nach wieder, mit mehr oder weniger Sachverständniß oder Fleiß ausgefüllt, zurückgeschickt und gesammelt; sie dienten theilweise Stoffel zur Abfassung seines schon im Vorbeigehen berührten

« Dictionnaire topographique du Département du Haut-Rhin, comprenant les noms de lieu anciens et modernes. Paris, imprimerie impériale, 1868. » XXIV u. 260 S. 4° auf zwei Columnen gedruckt. Das Manuscript war schon im Jahre 1860 durch die Industrie-Gesellschaft zum eröffneten Concurs nach Paris geschickt worden, hatte eine „sehr ehrenvolle Meldung (mention très honorable) davongetragen, und der Verfasser wurde zum Correspondenten für geschichtliche Arbeiten des Unterrichts-Ministeriums ernannt. Der Minister lud ihn selbst in einem belobenden Handschreiben ein, der Austheilung der Preise persönlich beizuwohnen, was Stoffel auch that. Nach der Feierlichkeit wurden sämmtliche Preisträger vom Minister zur Tafel gezogen. Der elsässische Gelehrte wurde von ihm mit einem prachtvollen Ringe beschenkt und die Ernennung zum officier d'Académie ihm in Aussicht gestellt; er erhielt sie jedoch erst durch einen der Nachfolger Duruy's, den 17. April 1873. Freudig begrüßten die Freunde diese wohlverdienten Auszeichnungen. Einer derselben, der schon vor längeren Jahren heimgegangene treffliche Alfons Coste, gab dieser Freude den einfachsten und richtigsten Ausdruck; er schrieb mir auf die Nachricht, die ich ihm von dem glücklichen Ausgang des Concurses gegeben hatte: « J'ai appris avec plaisir le résultat obtenu par notre brave Stoffel; au moins, voilà un travailleur sérieux et consciencieux et non un faiseur. » Die so wohl verdienten Belohnungen, die seinem Buche zu Theil wurden, ließen den immer strebsamen Gelehrten nicht die Hände in den Schooß legen. Gleich nach Erscheinen desselben machte er sich rüstig daran, es weiter auszuführen und ihm die größtmögliche Vollständigkeit zu geben. Nochmals suchte er in den öffentlichen und Privat-Archiven nach, zog ältere Karten und Catasterpläne, Dinghofrödel u. s. w. zu Rath; nahm aber nun auch, da seine Stellung in Colmar ihm mehr freie Zeit ließ, den Wanderstab

in die Hand, zog durch das Ober-Elsaß in Kreuz und Quer, um seine Forschungen an Ort und Stelle zu machen, die schon gewonnenen Ergebnisse einer neuen Prüfung zu unterwerfen und noch nicht gewonnene zu sammeln. So kehrte er stets freudig mit reichgefüllter Mappe auf sein Studierzimmer zurück und konnte nach einigen Jahren mit Zuversicht zur Veröffentlichung einer zweiten Auflage seines Werkes schreiten, das nun XLVII und 691 Quartseiten, auf zwei Columnen gedruckt, 1876 bei Wittwe Bader u. Co. zu Mülhausen erschien. Der Text ist in deutscher Sprache abgefaßt, in französischer sind es die auf die französisch gebliebenen Theile des ehemaligen Departements Ober-Rhein, dem jetzigen Territoire de Belfort, bezüglichen Namen. Bewunderung und Dankgefühl flößt der bloße Anblick dieses Denkmals des Fleißes, der Beharrlichkeit und des Wissens ein, dessen Benützung zu gewissenhaften geschichtlichen und topographischen Arbeiten über das Ober-Elsaß nun unentbehrlich geworden ist. Mehrere tausend älterer und neuerer Namen von Städten, Dörfern, Weilern, Höfen, Brunnen, Gewässern, Mühlen, Klöstern, Kirchen, Feldstücken, Wiesen, Brücken u. s. w. kommen hier, nach Urkunden und, wo nöthig und möglich, mit den betreffenden Jahreszahlen vor, für den schönen und gesegneten Landstrich, zwischen der Schweizergrenze und dem Erlenbach und Landgraben, zwischen der hohen Wasgaufirst und den Ufern des Rheinstroms. Möchte sich auch das Unter-Elsaß bald eines solchen Schatzes zu erfreuen haben!

Stoffel wollte aus seinem Buche keine Geldspekulation machen; er trug allein die Kosten der ganzen Auflage, wovon bei seinem Tode noch 335 Exemplare übrig blieben. In Anerkennung des hohen Werthes dieses vaterländischen Werkes und der rühmlichen Uneigennützigkeit seines Verfassers, schlug der ehrenwerthe Herr Jean Schlumberger von Gebweiler, unterstützt vom Colmarer Deputirten K. Grad, in der Sitzung des

oberelsässischen Bezirkstages, vom 21. Oktober vor, der Familie eine gewisse Anzahl von Exemplaren abzunehmen. Der Bezirkstag ging einstimmig auf diesen Vorschlag ein und ermächtigte den Bezirks-Präsidenten 100 Exemplare auf den Credit für unvorhergesehene Ausgaben anzukaufen und darüber in geeigneter Weise zu verfügen. In keinem Gemeindehause des Ober-Elsasses, in keiner elsässischen Bibliothek sollte Stoffel's „Topographisches Wörterbuch" fehlen.

Vier Jahre bevor Jacob Grimm den ersten Band seiner großartigen Sammlung deutscher Weisthümer herausgegeben, hatte Stoffel, wie oben angedeutet, in Colmar die ihm zugänglichen Dinghofrödel gesammelt. Das Erscheinen des ersten Bandes jener Weisthümer war für ihn nicht nur eine reichfließende Quelle der Belehrung, er bestätigte und bekräftigte auch in ihm die Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieser urkundlichen Quellen und stellte dem von ihm schon lange verehrten Altmeister seine Sammlung zur Verfügung, wie dies vor längerer Zeit der gelehrte Jurist Raspieler von Colmar seinerseits gethan hatte. Grimm nahm das Anerbieten willig an und ermunterte den elsässischen Forscher zum Weiterschreiten auf der begonnenen Bahn. Die im vierten Bande der Weisthümer (Göttingen 1861) erschienenen Hofrödel unseres Freundes umfassen 269 Seiten; er vermehrte sie nach und nach durch wiederholte Nachsuchungen, die er, 74 Octavseiten begreifend, in seinem Handexemplar schriftlich nachtrug. Auch Dr. L. A. Burckhardt von Basel (1860) und Abbé Hanauer (1866) haben höchst werthvolle Beiträge zu diesen elsässischen Rechtsurkunden geliefert, jener in einer besonderen Schrift, dieser im fünften Bande von Grimm's Weisthümern.

Der würdige Hauptleiter eines der größten und berühmtesten Fabrikgeschäfte des Ober-Elsasses, dem das Gedeihen seiner Industrie und das Wohl seiner zahlreichen Arbeiter am

Herzen liegt, aber auch, und dies im vollsten Maße, die Förderung der Kunst und Wissenschaft, die dem Leben erst seine höhere Weihe geben, dieser ächt humane Ehrenmann, Herr Engel-Dollfus, hat vor einigen Jahren einen von der Mülhauser Industrie-Gesellschaft zu vergebenden Preis von 2500 Franken gestiftet, der alle fünf Jahre den Verfassern der besten Schriften, die sich auf die Lokalgeschichte oder auf die Arbeiterfrage beziehen, ausgetheilt werden soll. Vorerst jedoch ist dafür die Herausgabe einer Urkundensammlung der Stadt Mülhausen und eines biographischen Wörterbuches des Elsasses bezeichnet worden. Von der erstern, welche Archivar X. Mossmann übernahm, sind bereits, 1882 und 1883, zwei Quartbände erschienen. Die zweite Arbeit wurde unserm Stoffel zugewiesen, der schon früher für sich biographische Notizen über berühmte Elsässer gesammelt hatte. Mit aller Liebe und allem Eifer, die er stets Forschungen dieser Art geweiht, ergriff er die Leitung dieses vaterländischen Unternehmens, zu welchem auch andere elsässische Schriftsteller Beiträge in Aussicht stellten. Stoffel gab 1869 ein „vorläufiges" Verzeichniß des zu erwartenden «Dictionnaire biographique d'Alsace» heraus, welches auf 99 Quartseiten 3600 Namen enthält und auf 8 ½ Seiten 7 biographische Notizen von verschiedenen Mitarbeitern als Probestücke gibt. Auf dem Titel steht als Motto folgender Ausspruch von E. Trautwein von Belle: „Die Ruhmeshalle der alten Elsässer darf den Vergleich mit den Größen aller Länder Europas aufnehmen." Der Tod unterbrach den Fortgang dieses großartig angelegten Werkes, zu welchem bereits zahlreiche Beiträge eingelaufen waren; sie sind alle wohlgeordnet in besonderen Mappen, die dem künftigen Herausgeber zur Verfügung gestellt werden sollen.

Stoffel's letzte größere Arbeit ist der «Tomus miraculorum Sancti Theobaldi, im Originaltext herausgegeben", Colmar 1875, 192 S. 8°. Die Geschichte vom Ursprung der

Stadt Thann und von ihrem Gründer und Patron Theobaldus, Bischof von Eugubio oder Gubbio, wurde mehrmals veröffentlicht, besonders aber die Wunderthaten des Heiligen; jedoch nur ungenau, willkürlich ausgeschmückt und modernisirt. Da machte unser unermüdlicher Forscher den willkommenen Fund des Originaltextes einer alten Beschreibung der Wunderthaten Theobald's vom Jahre 1407 bis 1521, wozu Valentin Bart, Stadt- und Amtsschreiber der Herrschaft Thann, eine Lücke ausgefüllt und noch eine im Jahre 1636 selbst erlebte Wunderthat des Heiligen nachgetragen hat. Das Manuscript, das den obenangeführten Titel Tomus miraculorum S. Th. etc. trägt, wurde vor etlichen Jahren durch Herrn Joh. Bapt. Meyer, von Egisheim, auf dem Speicher des Pfarrhauses von Heimsbrunn gefunden, wo sein Oheim damals Pfarrer war. Es besteht aus 84 gezählten Folioseiten zu 2 Spalten, auf Pergament. Die Anfangsbuchstaben sind bis zu S. 39 sehr hübsch gezeichnet und gemalt. Abgesehen von den Wundergeschichten, hat das Buch sprachlichen und culturhistorischen Werth. Das von Stoffel beigefügte Verzeichniß der darin vorkommenden Ortschaften, beweist die große Berühmtheit, welche die St. Theobaldus-Wallfahrt in der zweiten Hälfte des Mittelalters in beinahe allen Theilen Europa's genossen hatte; nur von Frankreich sind merkwürdiger Weise keine Pilger darin verzeichnet.

Von den kleinern Arbeiten in elsässischen Zeitschriften und Sammelwerken müssen noch die eingehenden lehrreichen Berichte angeführt werden, die Stoffel in den Jahren 1860 und 1863 über drei von A. Coste verfertigte Karten im Bulletin de la Société industrielle von Mülhausen einrückte und denen zufolge der genannte fleißige Forscher zwei silberne Preismedaillen erhielt: im Jahre 1860, für die Carte de l'Alsace féodale, en 1787, nebst einer geschichtlichen Abhandlung, betitelt Division

géographique de l'Alsace en 1787; im Jahre 1863, für die Carte des circonscriptions ecclésiastiques de l'Alsace und für die der Circonscriptions administratives avant 1789. Die Karten sind im Archiv der genannten Gesellschaft aufbewahrt; ihre Veröffentlichung wäre eine willkommene Bereicherung für die Topographie und Geschichte des Elsasses. Derselbe Wunsch gilt auch für die Karte des ehemaligen Bezirks (Arrondissement) von Mülhausen, die Stoffel zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Société industrielle (11. Mai 1876), ausgearbeitet hat. Zu seinem Privatgebrauche hat er ebenso eine Anzahl Karten von einzelnen Theilen des Landes, in verschiedenen Zeitaltern, nach den politischen und kirchlichen Eintheilungen während derselben angefertigt; so entstanden je besondere Karten, auf welchen die Alten Straßen und Heerwege, die tumuli, die alten Schlösser und Herrschaften, die Abteien und deren Gebiete, die zerstörten oder ganz untergegangenen Ortschaften u. s. w. aufgezeichnet waren, nebst geschichtlichen Erörterungen, die sich darauf beziehen; Alles sauber und leicht übersichtlich ausgeführt und mit der dem Verfasser eigenen deutlichen Handschrift versehen.

War Stoffel's äußeres Leben ein einfaches, beinahe beschränktes, nur bewegt durch den Wechsel der verschiedenen Wohnsitze, die er als Beamter nach und nach genommen hatte; so war es ein geistig desto reicheres und nachhaltigeres, dessen Früchte um so höher anzuschlagen sind, da sie aus der eigenen Kraft des nie rastenden Arbeiters hervorgegangen sind und sich entwickelt haben. Ohne je die oberen Klassen einer Secundär-Anstalt besucht zu haben, ohne je akademische Vorlesungen gehört zu haben, war der Jüngling im siebenzehnten Lebensjahre in öffentliche Beamtung gezogen worden, eine Lage, die bei den meisten hemmend für weitere Geistesbildung wirkt, bei ihm aber zum Sporn, zum Fortschreiten durch Selbststudium wurden,

deſſen Ergebniſſe ihn, für ſeine Fächer, den gefeieriſten unter den elſäſſiſchen Schriftſtellern ebenbürtig machen. Dieſes Zeugniß, das ihm ſeine Zeitgenoſſen geben, werden auch die kommenden Geſchlechter dankbar anerkennen.

Zur Bekräftigung dieſes Ausſpruchs, mögen die tiefgefühlten Worte X. Moſſmann's, eines dem theuern Heimgegangenen, Freundes und ſelbſt vielfach bewährten vaterländiſchen Gelehrten, hier folgen:

« Dans tout ce qu'il a écrit, Georges Stoffel a laissé la marque d'un savoir très sûr et très étendu et de la critique la plus judicieuse; dans les branches qui lui étaient particulièrement familières, il était en droit de se mettre de niveau avec les plus compétents. L'étude a été son refuge et sa consolation; elle a été le secret de sa force, au cours d'une existence qui a eu sa part d'épreuves et de chagrins. Chez lui, l'homme valait le savant, et aujourd'hui qu'il n'est plus, la modestie ne nous défend plus de le dire. »

Charakteriſtiſche Züge

aus

Johann Friedrich Oberlin's Leben.

Der Name des Pfarrers Oberlin, des Wohlthäters des Steinthals, wird in beiden Welttheilen mit gleicher Verehrung genannt. Elſäſſiſche, deutſche und franzöſiſche, engliſche und holländiſche Schriftſteller, ſowohl proteſtantiſche als katholiſche, haben ſein Leben und ſeine unermüdliche Thätigkeit für das geiſtige und irdiſche Wohl der Bewohner jenes einſt armen, unfruchtbaren, wenig bekannten Thales geſchildert, welches jetzt leicht zugänglich, durch ſeine gedeihliche Induſtrie belebt wird. Der Zweck gegenwärtiger Arbeit iſt nicht dieſes an wichtigen Ereigniſſen ſo reiche Leben wieder zu beſchreiben und deſſen theologiſche Seite näher zu beleuchten. Hier ſoll durch eine Reihe charakteriſtiſcher Züge, die ſich wie Goldfäden von Oberlin's Kindheit an bis in ſein ſpätes Alter durch ſeinen Pilgergang ziehen, dargethan werden, wie derſür Gottes Sache ſo hochbegeiſterte Mann, neben ſeinem treuen Chriſtenſinne, die reinſte Humanität lehrte und übte, ſowohl gegen ſeine Glaubensgenoſſen als gegen Andersdenkende, die ſeines Rathes und ſeiner Hilfe bedurften.

Johann Friedrich Oberlin wurde zu Straßburg den 31. Auguſt 1740 geboren. Sein Vater, Johann Georg, war Magiſter und Profeſſor am Gymnaſium; die Mutter hieß Maria

Magdalena Feltz. Der älteste der sieben Söhne, Jeremias Jakob, zählte, als Philolog und Archäolog, zu den Berühmtheiten der alten ehrwürdigen Universität, an welcher der Historiker Schöpflin, der Rechtsgelehrte und Diplomat Koch, der Hellenist Schweighäuser lehrten, zu deren Füßen zahlreiche Studierende saßen, unter welchen sich mehrere die glänzendsten Namen auf verschiedenartigen Gebieten des Lebens erwarben: Goethe, Lerse, Lenz und Jung-Stilling, der Graf und spätere Fürst von Metternich, der tapfere und gelehrte La Tour d'Auvergne.

Schon in seiner frühesten Jugend zeigte Fritz, wie er sich selbst gerne nannte, einen lebhaften, feurigen Geist, einen für das Wahre und Gerechte regen, von reinster Menschenliebe erfüllten Sinn, der sich in Wort und That bei ihm immer schöner ausprägte und ihn zum nachahmungswürdigsten Vorbilde machte.

Eines Tages schritt der junge Gymnasiumsschüler über den Gemüsemarkt; da bemerkte er von weitem, wie einige muthwillige Knaben mit Fleiß an eine Bäuerin rannten, die einen Korb voll Eier auf dem Kopfe trug und dieselben auf den Boden fallen ließ. Die Bäuerin stieß einen Schrei der Verzweiflung aus. Fritz warf den Jungen einen zornigen Blick zu, lief ihnen nach und schalt sie tüchtig aus; sodann kehrte er zu dem armen Weibe zurück und bat sie einige Augenblicke zu warten. Schnell war er wieder da und leerte der erstaunten Frau den ganzen Inhalt seiner Sparbüchse in die Schürze.

Ein andermal bemerkte er, wie eine arme Frau bei einem Trödler einen Rock kaufen wollte. Zu dem begehrten Preise fehlten jener noch zwei Sols, ohne welche der Trödler den Rock nicht lassen wollte. Oberlin trat vergeblich mit Bitten für sie ein; sodann griff er in die Tasche und gab dem hartherzigen Manne den fehlenden Groschen.

Unweit von Oberlin's Hause mißhandelte ein Polizeidiener einen krüppelhaften Bettler auf grausame Weise. Fritz eilt her-

bei und wirft ihm sein Betragen mit derben Worten vor. Der in seiner Würde sich verletzt fühlende Beamte, hebt seinen Stock gegen den kühnen Knaben auf und hätte ihn damit gezüchtigt, ohne das Dazwischenkommen mehrerer Nachbarn, welche die Scene mitangesehen hatten. Einige Tage darauf trift Fritz den Polizeidiener in einem engen Gäßchen an. Er stutzt einen Augenblick, dann faßt er Muth und geht festen Schrittes an seinem Widersacher vorüber, der sich nicht enthalten kann, dem jugendlichen Helden zuzulächeln.

Die obere Kirchenbehörde hatte es für nöthig gehalten, den wegen seiner allzustrengen Orthodoxie beklagten Professor Lorenz für eine bestimmte Zeit seines Amtes zu entsetzen. Die meisten seiner Zuhörer wichen ihm während dieser Zeit aus oder gingen an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen. Für Oberlin war jedoch Lorenz immer noch sein Lehrer, dem er Ehrerbietung zu erweisen hatte. Zu der Stunde, an welcher derselbe sonst seine Vorlesungen gehalten, begab sich Oberlin jedesmal vor dessen Haus, klingelte, sagte der ihm öffnenden Magd einige Worte und ging sodann ruhig seines Weges.

Der junge Student war nicht immer bei Geld und doch trieb es ihn unwiderstehlich zum Wohlthun, wo er Gelegenheit dazu fand. Er gab deßwegen für sich so wenig als möglich aus und zog sich auch von seinen Kommilitonen zurück, wenn er eine nicht zu vermeidende Ausgabe befürchtete. Diese warfen ihm Geiz vor. Mit Einem derselben ging er eines Tages über die Thomasbrücke und sollte von ihm, wie dieser glaubte, eine Züchtigung für den vermeintlichen Geiz erhalten. Der Bramarbas griff in die Tasche, zog ein kleines Silberstück heraus, wies es Oberlin und warf es in den Fluß mit den Worten: „Hast Du's gesehen, Fritz?“ Dieser antwortete nicht und ging ruhig weiter. Da stand ein Blinder mit seinem Hündlein am Weg; Fritz greift nun auch in die Tasche, bringt eine Silbermünze von gleichem

Werthe hervor und gibt sie dem Bettler. „Siehst Du?“ sagte er und verabschiedete sich von dem stolzen Prahler.

Im Jahre 1762 bezog Oberlin das Haus des angesehnen Chirurgen Ziegenhagen, der ihn als Lehrer und Erzieher seiner Kinder anstellen wollte. Bevor dieses jedoch geschah, bat jener einen Freund, sich wegen der Bedingungen des Eintritts, mit Oberlin zu verständigen und ihm eine Reihe von Artikeln zur Annahme vorzulegen. Die Art, wie der künftige Hauslehrer sich dabei benahm, bezeugt, in gleichem Maße, sein Gefühl für ehrenvolle Unabhängigkeit wie seinen feinen pädagogischen Sinn. Einige der im Vertrage gestellten Artikel und die Antworten darauf mögen es darthun:

Art. — Die Kinder müssen immer reinlich gewaschen und gekleidet sein.

Antw. — Ich werde meine Zöglinge an Reinlichkeit gewöhnen; ich werde ihnen zeigen, wie wohlthätig und wichtig sie ist; allein ich werde mich nicht selbst an den dazu erforderlichen Verrichtungen betheiligen, weil mir diese eine kostbare Zeit wegnehmen würden, die sowohl für ihren Unterricht als für meine eigenen Studien, die ich in keinem Fall vernachlässigen werde, nöthig ist.

Art. — Der Hauslehrer wird die Kinder dreimal in der Woche spazieren führen.

Antw. — Dieß wird, je nach Zeit und Umständen, mehr oder weniger geschehen.

Art. — Während des Spaziergangs soll der Lehrer mit den Zöglingen lehrreiche Gespräche führen.

Antw. — Dieß thue ich schon aus Gewohnheit, insofern es die Umstände erlauben.

Art. — Bei Tische hat der Informator den Auftrag das Fleisch zu zerschneiden.

Antw. — Dieß werde ich nicht thun.

Der Freimuth und der gesunde Sinn des Studiosen gefielen dem trefflichen Chirurgen, der ihm sein volles, nie zu bereuendes Zutrauen schenkte.

Für Oberlin war sein Aufenthalt im Hause Ziegenhagen eine Schule manchfacher Bildung und Belehrung. Da sein stetes Vorhaben war einst Landgeistlicher zu werden, so fühlte er das Bedürfniß, sich einige medizinische Kenntnisse zu sammeln und sich mit dem Gebrauche der in nöthigen Fällen anzuwendenden chirurgischen Instrumente vertraut zu machen. Sein Patron, der bald sein väterlicher Freund wurde und es bis an sein Ende blieb, gab dem jungen eifrigen Manne mit Freuden die einfachsten, nothwendigsten Belehrungen, sagte ihm aber öfters, daß er mit der Theorie allein nichts wirken könne und daß er die Praxis damit verbinden und üben müsse.

Nach einer solchen Unterredung, zog der wackere Ziegenhagen eines Tages den Rock aus, streifte den Hemdärmel zurück und sagte lächelnd zu Oberlin: „Ich bedarf eines Aderlasses, den müssen Sie mir jetzt geben!“

Der junge Mann fährt über dies Begehren erschrocken zusammen; fürchtet, es möchte ihm mißlingen; sein Patron will aber davon nichts hören. Oberlin faßt Muth, legt die rothe Binde an und der Aderlaß geht nach allen Regeln von statten.

Oberlin verließ das ihm so lieb gewordene Haus im Jahre 1765. Nachdem er seine Pfarrei in Waldersbach angetreten hatte, schickte ihm Ziegenhagen noch seine jüngsten Kinder und zwei seiner Enkel, als weitere Zöglinge zu. Von einem dieser letztern und aus den diesem später anvertrauten Papieren Oberlin's, habe ich mehrere der angeführten Thatsachen erfahren.

Nicht allen meinen Lesern ist vielleicht bekannt, daß Oberlin der Gründer der Kleinkinderschulen, salles d'asile, war. Mit seiner Gattin und der beiden so treu und so lange ergebenen Dienerin, Louise Scheppler, bildete er zuerst in seiner Gemeinde,

ſodann in den dazugehörigen Filialen, Lehrerinnen, conductrices genannt, die er aus eigenen Mitteln beſoldete. Für die Schulen ließ er geräumige Stuben einrichten, in welchen die jüngern Kinder mit nützlichen und angenehmen Spielen und mit belehrenden Erzählungen den erſten Unterricht genoſſen. Die ältern Mädchen lernten ſpinnen, ſtricken, nähen und wurden in der bibliſchen Geſchichte, in der Naturgeſchichte und der franzöſiſchen Sprache unterrichtet, während ſie, vor Oberlin und ſeinem würdigen Vorgänger Stuber, nur ihr patois ſprachen und verſtanden. Sie lernten Blumen und andere Gegenſtände zeichnen und malen; ebenſo Landkarten, mit derjenigen des Steinthales beginnend; wie Oberlin denn auch den Unterricht in der Geographie ſtets durch Heimathkunde einleitete; in andern Zweigen wurde die Anſchauung dazugehöriger Bilder vom lebendigen Worte unterſtützt.

Mit dem eifrigſten Chriſtusglauben, der innigſten, einfachſten Frömmigkeit, verband Oberlin ſtets werkthätigen Sinn. Er glaubte, den Sonntag nicht zu entweihen, wenn er einen Theil davon den Werken der Menſchenliebe und gemeinnützlichen Verrichtungen widmete. Er ließ ſeine Kinder und Schülerinnen für die Bedürftigen nähen und ſtricken und Nothleidenden durch ſonſtige Handarbeiten abhelfen.

Seine Paſtoralklugheit zeigte er öfters auf die ſinnigſte, originellſte Weiſe. Er war ſeinen Pfarrgenoſſen ein ebenſo weiſer Lehrer als ein ſorgender Vater. In ſeinem Studierzimmer befand ſich, unter andern Gegenſtänden, eine Tafel, welche, je nach dem Standpunkt des Beſchauenden, zwei verſchiedenartige Bilder darbot. Wenn, nach der Hochzeit, zwei der Neuvermählten zu ihm kamen, um ihm ihren Dank auszuſprechen und Segensworte für ihre künftige Laufbahn zu erbitten, ſo führte er ſie manchmal vor das Doppelbild und ſagte mit ſeinem Lächeln zu ihnen: „Es freut mich, liebe Kinder, Euch ſo einig zu ſehen; ich will

Euch aber jetzt auf die Probe stellen, ob ihr dies immer sein werdet. Du, lieber Freund, stelle Dich zur rechten Seite dieses Bildes und Du liebe Tochter, zur linken. Nun sagt mir, was Ihr seht! — „Ich, sagt der junge Mann, sehe eine schöne Blume in glänzenden Farben." — „O nein, entgegnet die Gattin; es ist ja ein fremder prächtiger Vogel!" — „Da seht Ihr ja, meine Lieben, daß Ihr, so kurz nach Eurer Verheirathung, schon zweierlei Meinung habt und einander widersprecht. Ich will Euch jedoch gleich wieder versöhnen. Wechselt Euere Stellung vor dem Bilde und jedes von Beiden wird in seiner Aeußerung über dasselbe Recht gehabt haben! Geschieht Euch in Zukunft ähnliches im Leben, so betrachtet, was Euch zu theilen droht, nicht nur von eurem eigenen Standpunkte aus, sondern auch von dem des Andern; dann wird mancher Zwist sich in schönste Harmonie auflösen."

Diesen praktischen Sinn verband Vater Oberlin oft mit muthiger Festigkeit und wußte damit manches Unrecht auszugleichen, manches Unglück zu vermeiden, manche üble Gewohnheit abzuschaffen. Bei seiner Ankunft im Steinthale pflegten die jungen Burschen die ganze Nacht vom Samstag auf den Sonntag in der Gegend herumzuschweifen. Sie zogen von einem Berg zum andern und erfüllten das Thal mit wildem Schreien und Heulen. Oberlin, der im Vorbeigehen gesagt, gut und gerne ausritt, setzte sich dann aufs Pferd und eilte ihnen nach. Obgleich sie ihm auszuweichen suchten, erreichte er sie doch meistens und sprach sie mit sanften aber festen Worten an: „Es ist spät, meine Freunde, und Zeit zu Bett zu gehen; bedenkt, daß morgen Sonntag ist, der Tag des Herrn; da ziemt Stille und Ruhe für Alle." Die Burschen gehorchten. Ein paar Tage darauf sagten jedoch einige von ihnen: „Unser Pfarrer ist zu hitzig; wenn er uns wieder mit solchen Worten kommt, so wollen wir ihn im Wasser abkühlen." Dies wurde Oberlin hinterbracht. Nach dem Gottes-

dienſt bat er die jungen Leute, ihn noch einen Augenblick anzuhören. „Meine Freunde“, ſagte er zu ihnen mit ruhiger Miene, „ich habe vernommen, daß Ihr mich wider meinen Willen zwingen wollt ein Bad zu nehmen; Ihr kennt aber mein Pferdchen; es iſt doch zu raſch, damit Ihr es einholen könnt und zu ſtolz um ſich von Euch feſthalten zu laſſen. Ich muß Euch die Sache leichter machen. In Zukunft werde ich meinen Coco im Stalle laſſen und zu Fuß gehen. Da ich nicht ſo leicht und ſo ſchnell laufen kann wie Ihr, ſo werdet Ihr mich bald einholen und Euer Vorhaben ausführen können.“ Die Burſchen ſchauten einander beſtürzt an, ſchlugen die Augen nieder, grüßten den Pfarrer und ſchlichen ſich eiligſt davon. Seitden hörte die tolle Gewohnheit für immer auf.

Oberlin hatte in ſeinen Gemeinden allerlei neue Anordnungen getroffen, von welchen manche ſeiner Leute den guten Zweck nicht einſahen und wie alles Neue verwarfen. Unter dieſen befand ſich ein roher unwiſſender Holzbauer; derſelbe ſtieg einſt mit einer Bürde Holz beladen den Berg hinauf wo ſeine Hütte ſtand, als der Pfarrer von obenher kommend, ihm begegnete. „Da iſt Johann das Vieh!“ rief der Grobian und zeigte ihn ſeinen Begleitern. „Du irrſt Dich, guter Freund, ſagte der Pfarrer mit feſter Stimme, ich heiße Johann Friedrich Oberlin.“ Der verblüffte Bauer zog das Käppchen ab und ſtrich ſich davon. Seitdem ſoll er eines von Oberlins getreuſten Pfarrkindern geworden ſein. Theophil Schuler hat dieſe Scene wundervoll wiedergegeben. Der Kontraſt zwiſchen dem wilden, zornigen Geſichtsausdruck des Bauern und der ruhigen milden Miene Oberlins, iſt meiſterhaft ausgeprägt.

Wenn es irgend ein Anliegen ſeiner Pfarrgemeinde erforderte, ſo beſtieg Oberlin oft noch zu ſpäter Abendſtunde, das Pferd und ritt nach dem benachbarten Barr oder nach dem ferner gelegenen Straßburg, wo er treue Freunde und edle Wohlthäter

des armen Steinthals zählte, deren Herz und Börse ihm stets offen standen.

Auch seine Filiale und die dazu gehörenden weithin auf den Bergen und in den Thälern zerstreuten Hütten besuchte er, um Zeit zu gewinnen, zu Pferde, wobei ihm öfters einer oder mehrere seiner Pfarrgenossen ihre Dienste und Begleitung anboten.

Oberlin soll uns selbst in zwei Briefen, die uns im Original vorlagen und wovon wir getreue Abschrift nahmen, solche Bergritte beschreiben. Es offenbart sich darin ein frischer Naturſinn und ein heiterer Humor, die uns den sonst so ernsten ehrwürdigen Geistlichen wieder im schönsten Lichte der Humanität erscheinen lassen.

Der erste der Briefe befindet sich S. 130 und 131 der ungedruckten Annalen Oberlins. Er ist im Winter 1775 geschrieben und bezieht sich, wie der zweite, vom Jänner 1782, auf Amtsreisen ins Barrer Thal:

„Mein lieber Freund! Es war im Winter 1775, daß ich zu einem jungen Kranken auf die Barrer Sägmühle gerufen wurde, ohngefähr vier Stunden von hier, jenseits des Hochfeldes. Es war kalt und etwas duftig; doch je höher wir aufs Gebürg kamen, je heller war das Wetter. Auf der Höhe war es unvergleichlich schön — alles feyerlich still, kein Wind — welches was seltenes ist — die Thäler und Berge mit dem blendend weißen Winterkleide bedeckt, die Tannenwälder von Duft gepudert und grau durchschattirt, die Sonnenstrahlen vom gefrorenen Schnee so kräftig zurückgeworfen, daß ich Schlupfer, Handschuh und Ueberrock ausziehen mußte. Der Schnee nun durchfroren trug mich und mein Pferd und das war auch nöthig. Sie wissen wie wenig von Jugend auf meine Füße eine anhaltende Arbeit ausdauern können, insonderheit im Gebürg. Hier und da fiel das Pferd etwas tief hinein, da ich dann absprang und es so lang

führte, bis die Ermattung mich nöthigte ihm meine ſchlappen Füße wieder anzuhängen.

„Nachdem ich mit meinem Geleitsmann die obere Breite des Hochfeldes hinübergekommen war, und die ſtille, weite, heitere, entzückende Feyerlichkeit der Natur, und die ſcheinbare Nähe des Himmels meine Seele mit unausſprechlich ſtärkenden Ermunterungen durchſtößel, und zu erneuertem Entſchließen mein Leben ganz nach dem Wohlgefallen und der Abſicht des herrlichen Schöpfers zum Dienſte meiner Nebenmenſchen, nach der Vorſchrift unſeres Erlöſers, ſoviel als möglich durchzuleben — ſo kamen wir endlich an den Abhang des Berges auf der andern Seite. Ueberall neue, im Sommer nicht zu ſehende Schönheiten, aber große Beſchwerlichkeiten, öftere Gefahr, bald dicke im Schnee verborgene, halb verfaulte Baumſtämme, über die man hinabſtürzt, bald nur handbreite, ſchiefe, ſteile, mit hervorragenden Baumwurzeln durchwachſene überreiſte Felſenſtufen, über die man hinunter klettern muß — bald . . . doch gottlob! ich kam endlich durch alles, obwohl entkräftet und halb erfrohren mit ganzen Gliedern an, und brachte den Abend mit meinem Patienten und ſeiner Familie und andern redlichen Leuten vergnügt zu, beſtimmte die Stunde meiner Rückreiſe und ſtreckte meine der Gefahr entronnenen Arme und Beine ins Bett.

„Da ich mich den andern Tag reisfertig machen wollte, kündigten mir meine guten Hausleute Arreſt an. Es war über Nacht ein tiefer Schnee gefallen. Das war mir ein Donnerſtreich. Fertig war ich nun auf der Sägmühle, und daheim hab ich immer Arbeit für drey. — Sie ſagten mir, es wäre nun für Menſchen unmöglich mit dem Leben über das Hochfeld zu kommen. Ich mußte mich ergeben, da ich aus Erfahrung wußte, was die Steinthäler auszuſtehen gewohnt ſind, und daß wenn ſie von Lebensgefahr reden, dieſelbe gewiß für gewöhnliche Straßburger Kräfte doppelt iſt. Ich war alſo ein Gefangener

des Schneegestöbers und heftigen Windes. Am dritten Tage erst konnte ich mich wieder auf den Weg machen . . .“

Der zweite Brief ist an Oberlins damals noch in Straßburg lebende Mutter gerichtet. Er ist datirt von „Waldbach[1], den 26. Januar 1782“. Wir heben daraus den hieher gehörigen Schluß aus:

. . . „Es ist kein Gast gekommen und bei gegenwärtigem Wind wäre es ganz keine Möglichkeit, eine Straßburger Frau übers Gebürg zu bringen. — Denn für hiesige abgehärtete geschieht es nicht, als mit augenscheinlicher Lebensgefahr. — Das sind solche Dinge, davon nur Anblick und eigene Erfahrung richtigen Begriff geben. Dieser Winter ist sehr gelind, und doch wäre ein gut Theil Bürger auf der Höhe geblieben, wenn nicht jeder einen Kameraden mit sich gehabt hätte.

„Vor etwa 14 Tagen mußt ich in den Barrer Wald. Das Wetter war schön, und Gott drehte den Wind diesmal nach meiner Reise. Ich hatte ihn hin und her hinter mir. Hätte ich ihn auf der Rückreise gegen mich gehabt, so wie er von hinten blies, so weiß ich nicht, wie es gegangen wäre. Auf dem Hochfelde schon war er hinter uns her so stark, daß ich mich nicht hatte auf dem Pferd halten können. — Da wir aber näher gegen die Hütten zu kamen, war er so gar gewaltsam, daß wir (ich, zwei Geleitsmänner und das Pferd) nicht mehr gehen konnten, sondern wie die Schelmen, denen die maréchaussée auf dem Weg nachsprengt, mußten wir über Steine, Felsen, Eis, Schneehügel, ausgeschwemmte Wege etwas bergab hinrasen — bis daß wir einen hohlen Platz des Weges einfahren konnten, da wir einander anschauten, die Köpfe schüttelten, über die harte Begegnung und doch so gnädige Leitung — denn — noch einige

[1] Also schrieb Oberlin den Namen seines Hauptpfarr-Dorfes, das in früherer Zeit und noch jetzt immer Waldersbach hieß.

Sprünge weiter wäre kein Aufenthalt geweſen, wir wären, wie die Polniſchen Bären, den Berg hinunter, in die Hütten gepurzelt.

„Ich kam munter und wohl nach Haus, und befinde mich ſtark — fürchte auch nichts für's Künftige, ich weiß wer Herr in der Welt iſt, und Wind und Wetter, Großes und Kleines regieret.

„Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß da ich nach Bellemont zurückkam, eben ſechs Mann gerüſtet waren, mir des greulichen Windes wegen entgegen zu gehen. Noch eins, meine arme Perrücke[1]! Die hätte die liebe Mama ſehen ſollen. Wie die verzaußt war — alle Zaken ſchienen Hände und Füße gegen den Wind auszuſtrecken und um Barmherzigkeit zu bitten.

„Von der Perrücke bis zu meinem lieben Weibchen gehet der Sprung über eine ziemliche Holzklamme — und doch, des Springens noch gewohnt, wag ich ihn, ich wollte nur ſagen, ſie liegt ſeit zwei Tagen im Bett, doch geht es beſſer.

„Ich bin nun ſeit 41 Jahren Meiner lieben Mama gehorſamer Fritz."

Obgleich Oberlin ſeiner evangeliſchen Kirche treu und innig ergeben war und für ſie als einer der würdigſten Geiſtlichen wirkte, ſo war er weit davon entfernt, andere Religionsgenoſſen zu verachten oder gar zu haſſen; ja er trat feſt und muthig für ſie ein, wenn ihnen von ſeinen Pfarrkindern Unrecht und Ueberdrang geſchah. Er war deßwegen auch von den katholiſchen Bewohnern der Nachbargemeinden geſchätzt, und erhielt und beantwortete gerne den Gruß: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" der ihm zugerufen wurde. Die Verehrung, die er ſo vielfältig verdiente, zeigte ſich auf rührende Weiſe bei ſeinem Tode. Einer ſeiner

[1] Oberlin trug ſpäter und bis an ſein Lebensende nur ſein eigenes Haar.

ehemaligen Zöglinge, ein Enkel des Chirurgen Ziegenhagen, der auf die Nachricht von dem Abscheiden des geliebten Lehrers herbeigeeilt war, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, fand am Fuße des Bettes, auf dem der entseelte lag, einen ehrwürdigen Greis im Silberhaar, auf den Knien andächtig betend. Er erfuhr, daß derselbe ein katholischer Schullehrer der Nachbarschaft war. Auch dem Leichenbegängnisse folgten viele, andern Glaubensbekenntnissen zuständige Männer und Weiber. Wie er sich auch der Juden annahm in ihrer Bedrängniß, sollen folgende drei Züge darthun.

Ein Handelsjude, der seit langen Jahren ins Steinthal kam, und seine Waare manchmal auf Kredit verkaufte, starb und hinterließ seine Wittwe im Elend. Kaum hatte Oberlin Kunde davon erhalten, als er zu der armen Frau eilte und das Verzeichniß der Schuldner und Schuldsummen, die seine Pfarrgemeinde betrafen, von ihr begehrte. Er zog die Gelder ein und bezahte aus seiner eigenen Kasse für diejenigen, die es nicht zu thun vermochten.

Der Wittwe eines andern Juden, welcher auf einem über dem Steinthale gelegenen Berge beraubt und ermordet worden war, schickte der barmherzige Mann während mehrerer Jahre 50 Franken. Die dankbare Frau, die stets von neuem über diese Wohlthat erstaunte, ließ ihn durch einen im Pfarrhause bekannten Juden fragen, warum und wie er, inmitten seiner so armen Gemeinde, eine so bedeutende Summe, die er ja nicht schuldig sei, geben könne? Oberlin antwortete: „Im alten Bunde suchte man den Fluch, der auf einem Orte haftete, an dem ein Mord begangen wurde, durch Strafen und Opfer abzuwenden. Ich suche dies, statt der Opfer, für meine Gemeinde, in welcher der Mord geschehen ist, dadurch der unglücklichen Wittwe nützliche Gaben zu thun."

Vater Oberlin hörte eines Tages von seinem Studierzimmer

aus ein heftiges Geläufe und Durcheinanderſchreien. Er erblickte einen Fremden, den die tobende Menge drohend umringte und mit dem Ruf: ein Jude! ein Jude! auf ihn eindrang. Oberlin hatte Mühe, ſie endlich zum Schweigen zu bringen und ihnen ihr, des Chriſtennamens den ſie trugen, ſo unwürdiges Betragen vorzuwerfen. Hierauf lud er ſelbſt den Pack, den man dem Unglücklichen entreißen wollte, auf die Schultern, nahm dieſen bei der Hand und führte ihn ins Pfarrhaus, wo er ihn behielt, bis ſich der Tumult gelegt hatte.

Wir ſchließen dieſe lange doch gewiß nicht erſchöpfende Reihe von ſo rein menſchlichen, ächt chriſtlichen Charakterzügen des Patriarchen des Steinthals, von welchem der franzöſiſche Schriftſteller Jouy geſagt hat: „Das Alterthum hätte ihm Altäre errichtet", mit dem Urtheil eines katholiſchen Geiſtlichen, der mit Oberlin befreundet war, da jener noch einfacher Pfarrer im Dorfe Embermenil war, des Abbé Gregoire, der ſpäter, als konſtitutioneller Biſchof von Blois und als Mitglied der Nationalverſammlung, des Konvents und des Rathes der Fünfhundert, eine ſo bedeutende Rolle ſpielte[1]. In ſeinem Voyage dans les Vosges, fait en 1787, ſagt Abbé Gregoire unter Anderm:

. . . „Seien wir gerecht (wir katholiſche Geiſtliche, denen das Gute ſo am Herzen liegt) und bekennen wir es aufrichtig,

[1] Abbé Gregoire wird oft noch von Unwiſſenden angeklagt für den Tod Ludwig's XVI. geſtimmt zu haben: Thatſache iſt hingegen, daß er in der Sitzung des Konvents, vom 15. November 1792, die Abſchaffung der Todesſtrafe verlangt und begehrt hatte daß auch für Louis Capet dieſe Maßregel günſtig ſein ſollte. — Bei der Abſtimmung über das Todesurtheil des Königs befand ſich Gregoire mit drei andern Repräſentanten in Savoyen. Jagot, Herault de Séchelles und Simon unterſchrieben das ihnen zur Unterzeichnung zugeſchickte Aktenſtück; Gregoire verweigerte ſeine Unterſchrift ſolange die Worte « Condamnation à mort » ſich darauf befänden. Dieſe der geſchichtlichen Wahrheit gemäße Erklärung iſt man dem Freunde Oberlin's ſchuldig.

daß das Betragen des Pfarrers von Waldersbach ein Vorwurf für viele katholische Geistliche und für viele protestantische im Elsaß ist. Er hat es in der Belehrung und Bildung seiner Gemeinde weit gebracht. Man ist in der That erstaunt, bei den dortigen Bauern so viel gesunden Sinn, eine solche Zartheit der Empfindung, eine so freundliche Höflichkeit, so reine Sitten zu finden, für die man keine Beispiele in manchen Städten aufweisen könnte. Die meisten Kinder seiner Pfarrei haben Anfangsgründe im Zeichnen, was ihnen das Erlernen eines Handwerks erleichtert; sie können Blumen malen, was ihre andern Arbeiten nicht beeinträchtigt, in einer durchaus arbeitsamen Gemeinde, aus der die Trägheit verbannt ist. Jene Beschäftigung dient ihnen Sonntags zur Erholung und füllt die freie Zeit zwischen den Gottesdiensten wirksam aus. Sie werden sogar in der Pflanzenkunde unterrichtet, besonders über den Gebrauch der zu Arzneien auf dem Lande angewandten Gewächse. Der Pfarrer ist höchst arbeitsam, thätig und unterrichtet; er hat selbst eine Karte seines kleinen Bergbezirkes entworfen, auf Holz gezeichnet und gedruckt. Nichts Nützliches entgeht seinem Blicke; nichts hält ihn auf, das zum öffentlichen Wohle dient. Die Verbindungswege, die zu dem wilden, einsamen Thale führten, waren in schlechtem Zustande; er hat zuerst Hand ans Werk gelegt und überall treffliche Wege geschaffen. Man würde nicht fertig damit, wenn man alles Gute, das dieser ehrenwerthe Geistliche gewirkt hat, aufzählen wollte."

Oberlin starb den 1. Juni 1826, im hohen Alter von 86 Jahren.

Emil Zipelius.

Maler.

Emil Zipelius wurde den 30. Juni 1840 zu Mülhausen geboren und erhielt seine ersten Kenntnisse im väterlichen Hause. Nachdem er hierauf die Primärschule während eines Jahres besucht hatte, trat er 1850 in die siebente, damals unterste Klasse des Kollegiums, sodann nach und nach in die sechste und fünfte, mußte aber, durch Krankheit abgehalten, den Unterricht mehrmals unterbrechen, namentlich während des ganzen Jahres 1853. Die verlorene Zeit holte er durch Privatlektionen ein und arbeitete mit solcher Lust und solchem Fleiße, daß er im folgenden Jahre, dem letzten welches er in der genannten Anstalt zubrachte, 3 erste, 2 zweite Preise und 4 Accessit erhielt. Von 1854 nahm er wieder, beinahe immer an den Folgen der durchgemachten Krankheiten leidend, Privatunterricht und bildete sich selbst weiter aus durch ernste gediegene Lektüre.

Sein Talent zum Zeichnen und Malen entwickelte sich frühzeitig, Angesichts der trefflichen Erzeugnisse seines Vaters, Hrn. Georg Zipelius, des Hauptzeichners der berühmten Tapetenfabrik der HHrn. Zuber u. Komp. in Rixheim, eines Künstlers ersten Ranges in seinem Fache. Im fünften und sechsten Jahre fing Emil bereits an, in seinen Schreibheften die Gegenstände der behandelten Aufgaben zu illustriren. Aus dem siebenten Jahre stammt ein noch vorhandenes, wohlgetroffenes Bildniß seines Vaters. Bei aller Mannigfaltigkeit des jungen Künstlers, erweist sich frühe schon eine sinnige Orginalität, ein poetischer

Takt im Auffassen und darstellen, die sich stets reichlicher entwickelten. Neben dem Unterrichte, den ihm sein Vater ertheilte, befolgte er die Lehrstunden des Professors J. Eck, im Kollegium, und, nach dem Austritte aus dieser Anstalt, die von demselben ausgezeichneten Lehrer und Maler geleitete Zeichenschule.

Also vorbereitet, verließ Emil Zipelius das väterliche Haus, den 25. März 1858, und begab sich nach Paris. Nach vorangegangener Prüfung wurde er als Zögling in die Académie impériale des Beaux-Arts aufgenommen, deren Vorstand der berühmte Maler Leon Cogniet war. [1] Der Fleiß und die Begeisterung, mit welcher der Kunstjünger arbeitete, gewannen ihm bald die Zuneigung seines Lehrers und die Liebe und Achtung seiner Mitschüler, auf die sein zugleich ernstes und liebevolles Wesen den heilvollsten Einfluß übte.

Im Jahr 1860 ertheilte die Akademie seinem beim Konkurs eingereichten Gemälde die erste Nummer; 1862 wurde sein Christus in Gethsemane, nebst einem Porträt, von der Kommission der Gemäldeausstellung angenommen, und fand in mehreren Zeitschriften, namentlich im Artiste, gebührende Anerkennung. Im Jahr 1864 begann er eine seiner großartigsten und eigenthümlichsten Leistungen, an der er noch im folgenden Jahr arbeitete und die, leider unvollendet, bei der Ausstellung von 1866 von allen ächten Künstlern und Kunstkennern als eine erhabene Geistesschöpfung begrüßt wurde, die der Malerei neue Bahnen gebrochen, neue Horizonte eröffnet: es ist der todte Christus, auf einem Felsen liegend; zur Seite ein Engel. [2] Als Laie wage ich darüber kein maßgebendes Urtheil auszusprechen, und verweise deßhalb auf: le Monde illustré 1866; Morpain, l'Alsace à l'Exposition des Beaux-Arts, 1866; l'Univers

[1] S. Vapereau, Dictionn. des contemporains, 3e édit., p. 408.

[2] Jetzt befindet sich das Bild in der Gemäldegallerie der Société industrielle, wohin es Hr. Zipelius, Vater, geschenkt hat.

illustré, Juin 1867, muß aber auch folgende Ausſprüche aus einem von Hrn. J. B. Schacre, ebenfalls einem jungen in Paris wohnenden Künſtler, an Hrn. Zipelius, Vater, gerichteten Briefe mittheilen, weil ſie Eindrücke, die ich ſelbſt beim Anſchauen dieſes Meiſterwerk empfunden, treulich wiedergeben: « Il faut que je vous dise combien le tableau inachevé d'Emile est admirable. Hier j'ai mené en face de cette toile quelques amis, des peintres qui n'avaient pas connu Emile. Ce fut pour eux comme une révélation, et quand je leur racontai le grand malheur, il y eut des larmes. Ils regardaient cet ange géant. On eût dit qu'ils écoutaient; puis ils se parlaient, recueillis, oubliant devant l'énergique éloquence de cette male peinture, les impressions turpulentes de tant d'œuvres médiocres. En sortant ils connaissaient Emile comme moi; ils le regrettaient maintenant comme ami. Quelque chose de grand a été détruit le jour où Emile disparut. Je n'ai jamais senti plus douloureusement l'énormité de cette perte que devant ce fragment monumental; à l'atelier, son tableau ne faisait pas le même effet, sans doute il manquait d'espace et d'air. Ici, il est à son aise dans la grande salle; il écrase tout autour de lui; c'est un grand prestige. . . . Il y a là-dedans la solennité de Michel Ange, l'émotion de Géricault et la fougue de Delacroix. . . . C'est un chef-d'œuvre dominant toutes les écoles et qu'il faut admirer en-dehors de toutes les doctrines et de tous les partis. » (9 mai 1866).

Zu den vorzüglichſten unter ſeinen zahlreichen Gemälden, gehören noch folgende: Brutus in der Vornacht von Cäſars Ermordung; die Mutter der Schmerzen; die Löwen in der Wüſte, die das Grab eines Heiligen bewachen (nach der Legende der Heiligen); Napoleon in Egypten; das verlorene Schaf; die Chriſtnacht.

Außer diesen vollendeten Werken hinterläßt Emil Zipelius noch eine Menge von Studien und Skizzen zu kleinern und größern Ausführungen, nebst gemalten Porträten. Unter andern finden sich in seinen Mappen ausgezeichnete Vorarbeiten zu einem Cyclus aus Jeanne d'Arcs Leben, den er mit vieler Liebe angelegt und zum Theil schon in's Werk gesetzt hatte. Um sich ganz in die Jugendzeit seiner Heldin hineinzuleben, hat er die Reise nach deren Geburtsort Domremy gemacht und dort das Porträt eines Bauernmädchens gezeichnet, deren Züge er idealisirt auf Johanna übertragen wollte; es ist ein liebliches Madonnengesicht. Sodann finden sich unter seinen Zeichnungen noch vor: der breite und der schmale Weg, mit großartiger Anlage; das Gesicht des Ezechiel und andere, zu deren nähern Besprechung uns der Raum gebricht, die aber hoffentlich ein befugter Kunstkenner in ihrer Gesammtheit beschreiben und beurtheilen wird.

Was, außer seiner Begabung als Maler, Emil Zipelius noch besonders kennzeichnet, ist sein stetes Arbeiten und Ringen nach dem seinem Geiste vorschwebenden Ideale, nach dem er ein wahres Heimweh hatte, dem er sich in allen seinen Kunstleistungen zu nahern strebt, und dieß, sowohl in seinen hinterlassenen Tagbüchern, als in seinen Gedichten ausspricht, die mit seinen Gemälden ein harmonisches Ganze bilden.

Der handschriftliche Band dieser, in französischer und deutscher Sprache abgefaßten Gedichte, beginnt mit 1853, dem Jahre, in welchem er durch Krankheit im Vaterhause zurückgehalten wurde, und schließt mit 1865, dem Sterbejahre. Einige davon sind, nach seinem Tode, im „Evangelischen Sonntagsblatte" abgedruckt worden; sie gehören zu den weniger gelungenen. Es sind, im Allgemeinen, Naturbilder, Lieder der Sehnsucht nach der irdischen und himmlischen Heimath, Stimmen des Ernstes, Klänge der Liebe und Freundschaft. Dissonanzen,

die sich in Hoffnungsfreude auflösen. Bei manchen Fehlern in der Form und selbst der Sprache, durchweht sie ein ächt poetischer, eigenthümlicher Geist, der von christlichem Glauben getragen, auch der Natur und dem Leben Rechnung trägt; sich kindlich hingibt, aber nicht weichlich verschmachtet, und sich stets wieder kräftig und männlich aufrafft. Sein liebliches Lied « A une étoile » hat Joseph Heyberger höchst glücklich in Musik gesetzt. Es lautet also:

O belle et douce étoile, souvent mon œil te suit
Quand solitaire et calme, tu planes dans la nuit.

Souvent mes yeux errants, pendant une nuit d'été,
Se sont sur mon étoile avec charme arrêtés.

Et l'air était si pure, le rossignol chantait,
Et tout, dans la nature, se reposait, dormait.

Toi, brillant doucement à travers les nuages,
Tu me parlais de Dieu dans ton muet langage.

Tu parlais de la nuit où parut en Judée
Un astre d'espérance pour la terre accablée.

Tu parlais à mon cœur, le rossignol chantait:
Mes yeux étaient rêveurs et mon âme adorait.

Wie Emil Zipelius, neben seinem Malerberufe, sich auch sonst weiter bildete, wie er die vorzüglichsten Werke der Literatur las und verstand, spricht sich in seinen Gedichten vielfach aus; so in den „Dante“ und „Sakontala“ überschriebenen. Wer Michel Angelo's „Nacht“ kennt, wird gleich in der ersten Strophe, des ihr gewidmeten Gedichtes, das poetische Schilderungstalent des jugendlichen Künstlers zu würdigen wissen:

« Sublime et chaste corps, ô nuit de Michel-Ange,
Comme il dut assouplir sa puissante phalange
En alléger le poids;

Lorsqu'il forma soudain ton calme et beau visage
Et qu'il sentit ton sein, si vierge et si sauvage
Se gonfler sous ses doigts. »

Wie innig und tief er auch ächte Muſik fühlte und verſtand, ſagt uns eine Stelle aus der poetiſchen Epiſtel, die er nach ſeinem dritten Abſchied vom Vaterhauſe, in Paris niederſchrieb:

. . . . . .

„Der holden Schweſtern bat ich eine
Den Geiſt beleben, Beethoven genannt,
Der mich ſchon oft mit ſeinem Zauberſcheine
In unermeſſne Träumerei gebannt.

Ich horchte nur: es klangen hehre Töne,
So einfach, wie geſagt von Kindesmund;
Doch oft dadurch, wie von verirrtem Föhne
Ein Ton, ſchlang ſich in ihren Bund.
Manchmal ein Flöten, dann ein Stillebleiben,
Ein ſtarkes Stöhnen, immer mehr und mehr.
Mir ward es bange, denn es kam ein Treiben
Wie wenn die Stürme ſpielen mit dem Meer.

Wie wenn ſie eben ein Geheimniß löſen
Mit grauſer Macht mir anvertrauen ſollt',
Die große Seele, die mit wilden Stößen
Sich wie verwundet in die meine rollt."

. . . . . .

An der Ausdrucksweiſe und den Bildern wäre hier wohl Manches zu rügen; niemand aber wird darin die richtige Auffaſſung vieler Schöpfungen des großen Tonkünſtlers verkennen. Durch Studium der Vorbilder und unter gehöriger Leitung, wäre Emil Zipelius ein ausgezeichneter Dichter geworden; Gemüth und Phantaſie waren bei ihm auf ſeltene Weiſe vereinigt; allein ſein reicher Geiſt ſollte auf dieſer Erde nicht zur vollſtändigen Entwicklung gelangen.

Anhaltendes Arbeiten, öftere Nachtwachen hatten ſeine ohnehin ſo zarte Geſundheit wieder von Neuem erſchüttert, und nun nahte die Zeit heran, da er ſich für den großen Konkurs des prix de Rome vorbereiten ſollte. Er begab ſich daher im September 1865 nach Mülhauſen, um im Kreiſe der Seinigen auszuruhen und neue Kräfte zu ſammeln. Während eines kurzen Beſuches, den er im Pompey (im Meurthedepartement) machte, ertrank er den 16. September beim Baden in der Moſel, an einer Stelle deren liebliche Ufer er einige Zeit vorher noch in einem kleinen Oelgemälde dargeſtellt hatte.

Elisabeth Brodbeck, geb. Baldner.

Lichtbild einer braven Frau aus dem Volke.*

„Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort im weißen Haar
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen."

Jedes mal wenn ich Chamisso's schönes Gedicht „Die alte Waschfrau" lese, muß ich an unsere gute Liß von Straßburg denken. Das war auch eine solche Wäscherin nach dem Herzen Gottes, und man sollte meinen, Chamisso hatte das Gedicht auf sie gemacht. Sie brachte es auf siebenundsiebenzig Jahre und wurde im Anfang Juni 1856 auf dem Kirchhof Sankt-Gallen, vor dem Weißenthurmthor, begraben.

Sie war die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit selber. Treu wie Gold, nahm sie kein Blatt vor den Mund, wenn sie unrecht hörte oder begehen sah. Dabei war sie eine Arbeiterin, die ihres

* Erschien zuerst in Straßburger Mundart, in Dannbachs Anzeige- und Unterhaltungsblatt vom 11. Juni 1856; später auch im elsässischen Schatzkästel und in Brandt's Büchlein „Dienende Liebe."

Gleichen ſuchte. Ich kann mir ſie noch deutlich vorſtellen in der Waſchküche auf dem alten Weinmarkt, mit ihren grauen Haaren, die ihr zerzauſt unter der Ohrenkappe herausſtanden, wie ſie die Andern zum Waſchen mit den Händen, ſtatt mit der Zunge antrieb. Sie ſtand unter ihnen wie ein Oberſter vor ſeinen Soldaten, und alle hatten Reſpekt vor ihr und folgten ihrem Worte.

Sie war ein Erbſtück in unſerer Familie; von den Großeltern und Eltern gieng ihre Anhänglichkeit auf uns Kinder über, die ſie aufwachſen ſah und, ſelbſt die erwachſenern, immer mit Du anredete. Auch waren wir ihr ſtets zugethan und freuten uns beſonders jedes Jahr darauf, zu ihr in ihr beſcheidenes Häuschen im Pflanzbad zu kommen, wo ſie uns in dem ſauberaufgeräumten, mit rothem Sand beſtreuten Stübchen, am Faßnachtſonntag, mit ſelbſtgebackenen Küchlein regalierte.

Neben ihrer Waſcharbeit ſtopfte ſie, zur Winterzeit, Gänſe und verkaufte die Lebern an bekannte Häuſer. Man nannte ſie deßhalb die Gänsliß, worüber ſie nicht nur nicht böſe ward, ſondern ſich ſelbſt im Spaß ſo nannte. Verkaufte ſie nun ihre Lebern um einen höheren Preis als ſie gehofft hatte, ſo ſuchte ſie, den nächſten Markttag, die Verkäuferin auf dem Geflügelmarkte auf und brachte ihr einen Theil des Gewinnſtes. Mancher, der ſolches mit anſah oder davon hörte, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Die Gänsliß bringt es ihr Lebtag zu nichts!“

Und ſie hat es doch zu etwas gebracht! nicht zu Reichthum und Ehre, aber zu einem hohen Alter in Geſundheit, mit einem guten Gewiſſen und ſtets munterem Sinne.

Von dem was ſie mit ſauerm Schweiße verdient, erhielten die Armen ihren guten Antheil. Hieß es zu einem wohlthätigen Werke beitragen, ſo war die Gänsliß keine von den letzten; ſie wartete nicht bis man zu ihr kam und ſie darum anſprach; ſie gieng und gab was ſie konnte. Bei allem Sorgen und Arbeiten, vergaß ſie aber auch nicht, daß es über dieſem Erdenklötzlein

noch etwas Anderes, Höheres gebe. Sie war fromm und eifrig im Gottesdienste; aus ihrer Sparbüchse schenkte sie, im Jahre 1812, da sie noch Jungfrau Elisabeth Baldner hieß, ihrer Pfarrkirche zum alten Sankt Peter „zwei kostbare weiße Taufdecken". (S. Strobel, Geschichte dieser Kirche, Straßb. 1821, S. 59.)

Jetzt ruht sie von aller Mühe und Arbeit aus, die sie in ihrem Leben gehabt und redlich getragen und geübt. Auf ihrem schlichten Grabstein stehn die einfachen Worte: „Hier ruht in Gott Margaretha Elisabetha Brodbeck, geb. Baldner.

Zweite Abtheilung.

Landeskunde.

Geschichtliches über die geschilderten Oertlichkeiten.

Aus dem Largthale

im Ober-Elsaß.

Die meisten der neueren Wanderbücher, die als Wegweiser durch das Elsaß dienen, beschäftigen sich hauptsächlich mit den von der Eisenbahn erreichbaren Ortschaften oder mit den Höhenpunkten und Thälern der Vogesen, wie sie denn auch den Namen unseres schönen westlichen Gebirgszuges auf ihren Titeln tragen. Wenig bekannt dagegen sind die Juraberge und deren Thäler, die den südlichen Theil des Ober-Elsasses, den Sundgau, abschließen. Und doch verdienen sie es, in mehr als einer Hinsicht, bekannt und besucht zu werden. Vom Illthal ist der obere Theil, namentlich Pfirt und dessen Umgebung, so wie der untere, bei Altkirch beginnende, in den Wanderbüchern nur flüchtig berührt. Das liebliche Largthal jedoch, mit seinen alterthümlichen, reinlichen Ortschaften, seinen wohlgebauten Feldern, saftigen Wiesengründen und wildreichen Wäldern, ist bis jetzt für Viele ein unbekanntes Land geblieben. Anders war es in der alten Zeit; denn daß schon die Römer den Werth dieser Gegend zu würdigen gewußt haben, dies beweisen u. A. die Heerwege, vom Volk auch Römerwege genannt, welche das Thal in mehreren Richtungen durchziehen. Auch an Hügelgräbern (tumuli) fehlt es nicht, in

denen öfters Thongefäße und Metallantikaglien gefunden worden sind[1].

Zwischen Friesen und Largitzen erhob sich die alte Römerstadt Larga, die Antonin auf seiner Reisekarte mit Grammatum und Urunci anführt.

Bis zur ersten Revolution gehörte das Dörfchen St. Ulrich, von welchem wir nun zu sprechen haben, zur Herrschaft Altkirch und zählte zum Maierthum an der Larg, in kirchlicher Beziehung zum Decanat des Sundgaus und mit diesem zum Bisthum Basel. Jetzt gehört es zum Kanton Hirsingen (Bezirk Mülhausen), dessen südlichste Gemeinde es bildet.

Hr. Tallon, ehemals Steuereinnehmer in Hirsingen, der mit löblichem Eifer die archäologischen Denkmäler und geschichtlichen Merkwürdigkeiten der Umgegend zu erforschen suchte, und manchmal Berichte seiner Entdeckungen im Journal de Belfort mittheilte, hält dafür St. Ulrich verdanke seinen Namen und vielleicht sein Dasein, der hier einst so blühenden Augustiner-Priorei, die „im Jahr 1325 vom Grafen Ulrich I. von Pfirt gestiftet worden sei[2].“ Letzteres ist unrichtig; am unrichtigsten aber die Jahrzahl 1325, da Ulrich I. von Pfirt damals schon seit 50 Jahren, — er starb den 31. Jänner 1275[3] — das Zeitliche mit dem Ewigen gesegnet hatte.

Schöpflin setzt das Stiftungsjahr um 1257[4], das, nach ihm, auch Baquol annimmt; während Hr. Goutzwiller dafür

---

[1] Aus der gallischen Epoche stammen die verschiedenartigen Steinärte, hier Strohlsteine genannt, die in großer Menge gefunden werden, und denen das Volk, außer sonstigem Wirken, Abwehr von Blitzesgefahr zuschreibt.

[2] Journal de Belfort, 23 Juillet 1850.

[3] *Trouillat*, Monuments historiq. de l'anc. évêché de Bâle. II. 790 (Note im Index).

[4] Alsace-illustrée V, 356.

1267 gibt, und ebenfalls Ulrich I. als den Gründer der Priorei bezeichnet. [1]

Auch diese Angaben, für welche kein urkundlicher Beweis geliefert wird, sind unhaltbar. Jener Graf von Pfirt mag einer der Wohlthäter der Priorei St. Ulrich gewesen sein und sie mit Beschenkungen und Privilegien erfreut haben, der Erbauer derselben war er aber keineswegs, und hat weder ihr noch dem Dorfe Namen und Dasein gegeben.

In das verworrene Dunkel, welches bis jetzt über der Entstehung von St. Ulrich schwebte, bringen einige von dem verdienstvollen Gelehrten Trouillat, von Pruntrut, veröffentlichte Urkunden wenigstens so viel Licht, daß wir jene Entstehung auf mehr als anderthalb Jahrhunderte weiter, als Schöpflin, und über zwei Jahrhunderte höher hinauf als Hr. Tallon setzen können.

Schon im Jahr 1105 erscheint ein unzweifelhaft hierher gehöriger Winetherus de Sancto Odalrico [2], 1187 kömmt vor Reinbaudus de Esppesba (Spechbach) apud Sanctum Ulri-

[1] Revue d'Alsace 1853, p. 299.

[2] Trouillat, I, 236. Es ist mir vergönnt Hrn. Trouillat's Ansicht in einem an den verstorbenen Pf. Zimberlin gerichteten und mir gütigst mitgetheilten Briefe anzuführen: « Le prieuré de St.-Ulric, mentionné « aux pages 446, 489 et 547 (etc.) de mon 1er volume, est bien le « prieuré de St.-Ulric dans le Sundgau. Il n'en existait pas d'autre « dans l'ancien diocèse de Bâle, ni en Bourgogne, ni en Suisse. Il « existait bien un monastère de ce nom dans la Forêt-Noire; mais « je ne pense point que les prieurs mentionnés aux pages indi- « quées lui appartiennent. Ce cas serait insolite. Si *Schœpflin* « attribue au prieuré de *St.-Ulric* une origine plus moderne, c'est « apparemment qu'il n'a pas connu les actes désignés. Faute de « mieux, il a cru pouvoir l'attribuer à une fondation de son *Ulric* I. « Il a peut-être raison; mais ce n'est pas son *Ulric* I, qui serait « le fondateur de ce prieuré; ce serait le mien, assassiné en 1197. « (?... S. oben 31. Jänner 1275), que Schœpflin paraît n'avoir pas « connu ni rencontré dans ses recherches. »

cum [1]; ſodann 1208 und 1223 ein Prior Reinbald von St. Ulrich; 1237 Gerhard, Prior von St. Ulrich; 1266 Girart le preuost de St. Oury [2].

Von der alten Priorei St. Ulrich ſind noch einige Ueberreſte zu ſehen, namentlich eine Kapelle, aus einer der beſten Bauperioden des Mittelalters; ebenſo ein Theil des Wohngebäudes, deſſen obere Fenſterverzierungen noch einige zierliche Auskehlungen darbieten. Hinter dem Hauptaltar des Kirchleins befindet ſich das Bild des h. Ulrichs, der einen Fiſch in der Hand hält; es ſoll die getreue Kopie eines ehemals in der Kirche hängenden ältern Wandgemäldes ſein. St. Ulrich oder Udalrich war Biſchof von Augsburg und ſtarb im J. 973. Man pflegte in England, vor der Reformation, Fiſche an ſeinem Altare zu opfern; warum, iſt mir unbekannt [3].

Erzherzog Leopold von Oeſterreich übergab im J. 1621 die Priorei St. Ulrich den Jeſuiten von Freiburg. Nach einer handſchriftlichen von einem dieſer patres verfertigten « Relation », von welcher Hr. Pf. Zimberlin eine Abſchrift beſaß, iſt es ſicher, — wie dies auch oben ſchon erwähnt — daß die „letzten Grafen von Pfirt Wohlthäter des Priorats St. Ulrich“ geweſen waren.

Das Dörfchen St. Ulrich, das jetzt nur 300 und einige Bewohner zählt und in der Urkunde von 1262 als ſtatt bezeichnet wird, iſt eines der anmuthigſten des ſchönen Largthales. Es l[illegible] am linken Ufer der Larg und an der Straße von Dammerkirch nach Winkel. Mehrere laufende Brunnen mit zwei, drei und fünf Röhren, die im härteſten Winter nicht gefrieren, geben reichliches und gutes Waſſer. Höchſt wohl-

[1] Ebend. I, 446, 490, 547; II, 165 u. 471.
[2] Ebend. II, 28.
[3] Rork, Feſtkalender. S. 456.

thuend iſt das behagliche Ausſehen, die einfache, treuherzige Höflichkeit der Bewohner und die ausgezeichnete Reinlichkeit in Haus und Hof, die man übrigens auch in den benachbarten Orten Altenach und Manſpach findet. Die Häuſer und Scheunen ſind vielfach mit hohen oft weit herabhängenden Strohdächern verſehen, die ſo glatt und reinlich gehalten ſind als wäre man mit Kamm und Bürſte darüber gefahren. Die Fenſter, viele noch mit runden Scheiben, ſind ſauber gewaſchen und hell; auf den Geſimſen ſtehen Blumentöpfe.

In geologiſcher Hinſicht, iſt St. Ulrich deßhalb wichtig, weil in ſeinem Gemeindebann, ſüdlich, ſich die große Waſſerſcheide befindet, welche das Becken des mittelländiſchen Meeres von demjenigen der Nordſee trennt; denn jenſeits ſtrömen die Waſſer den Zuflüſſen der Rhone; diesſeits denjenigen der Ill und ſomit dem Rheine zu.

In der Nähe der Kapelle befindet ſich die alte Kloſterſcheune, die dreißig Meter Länge hat. Sie beſteht aus drei übereinanderliegenden Stockwerken. In der Mitte, wohin man, von der Straße, eben einfahren kann, iſt die Dreſchtenne; darunter der Heuſchober und darüber ein leerer Raum zum Aufbewahren des Holzes oder anderer Gegenſtände des Hausbedarfs. Das Erdgeſchoß iſt, in dieſem Augenblicke, von fünf Familien bewohnt, nebſt deren Viehſtücken. Einer der frühern Maire, Herr Hiller, ſagte mir, daß ehemals zwei andere ſolcher Scheunen, von noch größerem Umfange, öſtlich von der gegenwärtigen geſtanden hätten, denn die geiſtlichen Herren ſeien ſehr reich geweſen an Feldgütern. Auch die weiter unten liegende Mühle gehörte dem Kloſter.

Etwa 150 Meter ſüdweſtlich von St. Ulrich, 50 Meter von der mit Pappeln beſetzten Rinne, welcher dem Rhein- und Rhonekanal ihr Waſſer zuführt, erhebt ſich der Bühlberg. Es iſt dies ein künſtlich aufgeworfener Hügel, der die Geſtalt eines

abgeschnittenen Kegels hat. Er mißt an der Basis, 166 Meter im Umkreis; die Höhe, auf der Westseite beträgt 21 Meter; die der Ostseite 34. Der Durchmesser des obersten Theils, einer Art Plattform, hat 25 Meter.

Der Bühlberg wird von den ihn umgebenden Feldstücken und Gebüschen durch einen Graben getrennt, von 4 Meter Breite und einer mittleren Tiefe von 2 Meter. Den innern Rand bilden die Hügelabhänge selbst; der äußere bietet polygonale Formen dar. Die prächtigste Waldflora bedeckt die Anhöhe um und um, von welcher man, wenn das Laub der Bäume abgefallen, einer herrlichen Aussicht nach dem Schwarzwald, dem Jura und den Vogesen genießt. Der Ort gilt bei den Umwohnern für „verwunschen". Die Heren sollen hier nächtliche Zusammenkünfte halten. Wanderer, die sich da verirrt, wollen Musik gehört und Lichter auf dem Bühlberge gesehen haben.

Eine weiße Frau soll überdieß alle hundert Jahre, in einer warmen Sommernacht, auf einem mit vier schwarzen Rossen bespannten Wagen, das Thal herab, um den Bühlberg fahren.

Obschon Volkssagen, gerade dieser Art, sich gerne an Stätten knüpfen, wo einst heidnische Kultus bestand, so finde ich es doch gewagt im Bühlberge einen dem Bel geweihten Hügel zu erblicken. Am allerwenigsten können aber das gallische Bel und das deutsche Bühl (althochdeutsch buhil, Buckel, Hügel) etymologisch zusammengestellt werden.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat eine zweite Hypothese, welche in diesem von Menschenhänden aufgeführten, mit tiefem Graben umgebenden Hügel, eine jener Warten, speculæ, oder burgi sieht, deren sich die Römer oft bedienten um ihre Verschanzungen zu bewachen. Die Lage des Bühlberges, die es erlaubt das Thal abwärts und eine gute Strecke aufwärts zu überblicken, eignete sich ganz zu einer solchen. Es mag dieselbe wohl mit dem

nicht so ferne gelegenen Largitzen in Verbindung gestanden haben, wo die Römer bekanntlich bedeutendere Niederlassungen hatten.

Südöstlich von St. Ulrich und westlich vom römischen Largitzen, am linken Ufer der Larg, liegt das ebenfalls alterthümliche Dorf Friesen, nebst der geschichtlich mit ihm zusammenhängenden altberühmten Wallfahrtskapelle Unser Lieben Frauen im Grünen Wald.

Friesen oder Frießen, im französischen Patois Fréjone, gehörte zur Herrschaft und zum Amte Altkirch und bildete einen Theil des Meierthums „Auf der Larg"; als Pfarrei war es dem Landkapitel Masmünster, somit auch dem Bisthum Basel zugetheilt. Jetzt zählt es zum Kanton Hirsingen, im Kreise Altkirch; seine Gemarkung umfaßt etwa 842 Hektaren, und die Zahl seiner Einwohner beläuft sich auf 639.

Eine halbe Stunde von Largitzen (Larga), und in geringer Entfernung von der alten Straße, die von Mandeure (Epomanduodurum, Mandura) durch den obern Sundgau nach Basel führte, steht, umgeben von Fruchtgefilden und schönen Waldungen, die Wallfahrtskapelle U. L. Frau im Grünen Wald, die der Komthurei der Johanniter-Ritter ihren Ursprung verdankt. Westlich und südlich davon befinden sich zahlreiche Weiher[1], die der Landschaft, besonders wenn sie in den Strahlen der Sonne schimmern, einen freundlichen, erfrischenden Anblick gewähren und, stets von lustigen Vögelschaaren besucht, auch ein ergiebiges Wildgebiet bilden. Die Pilger, die in der Kreuzwoche, an den Marienfesten, oft auch an gewöhnlichen Freitagen aus der Nähe und Ferne herbeikommen, wählen die Ufer jener Weiher gerne, um hier nach vollendeten Andachtsübungen ihr mitgebrachtes Mal zu verzehren und auszuruhen.

[1] Auch bei Altenach sieht man viele solcher Weiher.

Von Zeit zu Zeit ſingen die Jungfrauen Marienlieder. Eines derſelben, von überaus lieblicher Singweiſe, iſt mir längere Zeit in Ohr und Gedächtniß geblieben. Nur die erſte Strophe konnte ich damals erfaſſen; ſie lautet:

Freu dich, du Himmelskönigin,
Freu dich, Maria!
Freu dich, das Leid iſt alles hin,
Alleluja!
Bitt Gott für uns, Maria!

Seitdem wurde das ganze, 14 Strophen umfaſſende Lied in der „Alſatia", 1862—1867, S. 114—116, mitgetheilt.

Die Wallfahrtskapelle war in alter Zeit von dichter Waldung umgeben, wovon ſie ihren Namen U. L. F. zum grünen Walde trägt. Die mündliche Ortsſage, die auch in Legendenſammlungen[1], übergegangen iſt, erzählt die Stiftung der Kapelle ziemlich umſtändlich. In Kürze zuſammengefaßt, lautet ſie wie folgt:

In der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts fanden mehrere Hirten inmitten des Waldgeſtrüppes, etwa 200 Schritte von der Stelle, auf welcher ſpäter die Kapelle erbaut wurde, das Bild der h. Jungfrau, das noch bis auf den heutigen Tag zur Verehrung der Gläubigen aufgeſtellt iſt. Der Ort gehörte zum Eigenthum der benachbarten Komthurei der Johanniſsritter von Jeruſalem zu Frieſen. Als der Komthur von dem koſtbaren Funde hörte, ließ er im Walde — wahrſcheinlich an der Stelle wo die jetzige Sakriſtei ſteht — ſofort eine Kapelle errichten; das heilige Bild wurde mit großer Feierlichkeit dorthin gebracht, und bald ſtrömten zahlreiche Wallfahrer herbei, um Troſt und Hülfe bei ihm zu ſuchen.

[1] Mündlich und in Th. de Bussierre, Culte et pélerinage de la T. S. Vierge en Alsace. Paris 1762, S. 387–391.

Die Kapelle behielt ihre urſprüngliche Geſtalt bis zum Jahre 1565. Um dieſe Zeit ſollen die Malteſerritter, die Nachfolger der Johanniter, ein Heer von achttauſend Türken zurückgetrieben haben, das ſie auf ihrer Inſel angegriffen hatte. Unter den Siegern befand ſich auch der Komthur von Frieſen, der muthig mitgekämpft hatte. Unglücklicher Weiſe wurde das Schiff, das ihn und ſeine Gefährten in die Heimath zurückbringen ſollte, von ungünſtigen Winden ergriffen und trieb auf den empörten Wellen hin und her, bis es von einem gewaltigen Sturm gegen eine Klippe geworfen wurde. Das Waſſer drang unaufhaltſam ein und konnte durch die in Thätigkeit geſetzten Pumpen nicht bewältigt werden. Schon hatte man die den Türken abgenommenen Waffen und Schätze ins Meer werfen müſſen, als einige Paſſagiere darauf drangen, ein Gleiches auch mit den an Bord befindlichen „unnützen Leuten“ zu thun. Der Komthur wies dieſen Vorſchlag mit Entſetzen zurück. Er fiel auf die Knie und flehte mit lauter Stimme die h. Jungfrau im Grünen Walde an, mit dem Verſprechen, ihr eine neue, ihrer würdigere Kapelle zu bauen, wenn ſie Rettung brächte. Kaum waren ſeine letzten Worte im Sturme verhallt, als ein fremdes Fahrzeug pfeilſchnell herbeigeflogen kam und ſämmtliche Mannſchaft aus dem ſchon verſinkenden Schiffe aufnahm.

Der Komthur blieb ſeinem Gelübde getreu. Sogleich nach ſeiner Rückkehr ließ er eine ſchöne Kirche in der Nähe der alten Kapelle errichten. Während des Baues brachte man das wunderhafte Bild der h. Jungfrau dreimal in die Kapelle Johannis des Täufers zu Ueberſtraß, und jedesmal am folgenden Morgen fand man es an dem Orte wieder, wo es die Hirten entdeckt hatten [1]. Man ließ es demnach bis zur Vollendung des Baues

[1] Daß Marienbilder und andere Heiligthümer ſelbſt die Stelle angeben wo ſie der Verehrung ausgeſtellt werden wollen, kommt mehrmals

der Kapelle in einer Bretterhütte im Walde. Zur Erinnerung an den erlittenen Schiffbruch und seine glückliche Rettung, hatte der Komthur ein großes Gemälde ausführen lassen, das bis zur französischen Revolution der Kapelle zur Zierde diente.

Im Jahre 1705 ließen die Malteser die Kirche nochmals vergrößern und verschönern, was eine Inschrift nebst dem Wappen des Ordens über der südlichen Seitenthüre bezeugt. Im Chor wurden zu derselben Zeit drei Altäre und im Schiff zwei andere errichtet. Die während der Schreckenszeit verwüsteten Wandmalereien sind vor einigen Jahren wieder hergestellt worden.

---

in der Volkssage vor. So kehrte, nach einer solchen Sage, ein Marienbild, das ein Hirte im Wald von Friesenheim bei Schlettstadt gefunden hatte, neunmal aus der Kirche dieses Dorfes wieder in den Wald zurück, was als ein Zeichen des Himmels angesehen wurde und den Bau des noch jetzt bestehenden Gotteshauses Neunkirchen, einer vielbesuchten Wallfahrt, veranlaßte. S. Aug. Stöber, Sagen des Elsaß, S. 139 u. 130; andere Beispiele: S. 35, 41, 56, 65 u. 134.

Schloß Wildenstein

im St. Amarinthale.

I.

Oberhalb Wesserling theilt sich das schöne St. Amarinthal in eine größere und eine kleinere Verzweigung; links zieht sich die Straße, etwa drei Viertelstunden lang, nach Urbis, oberhalb dessen das Thal sich einengt und den aus dem Elsaß nach Lothringen führenden Gebirgspaß Col de Bussang bildet. Auf dem südlichen Abhang desselben befindet sich, inmitten einer Wiese, eine der Moselquellen, von einem Bretterhäuschen umgeben.

Bei Wesserling wenden wir uns rechts in die größere Verzweigung und gelangen durch die stattlichen, reinlich gehaltenen Dörfer Zelleringen, Oberen und Krüth, dem Laufe der muntern forellenreichen Thur entlang, in anderthalb Stunden, an einen mächtigen, mit Bäumen bewachsenen Granitfelsen, der sich mitten im Thale erhebt. Auf demselben befinden sich die jetzt nur noch spärlich erhaltenen Ueberreste des einst gewaltigen Schlosses Wildenstein.

Ein langer zum Theil in den Felsen gehauener Gang führt zum Hauptplateau, auf welchem die Burg erbaut war; darüber erhebt sich ein anderes kleineres, auf dem sich wahrscheinlich ein Wartthurm befand, von dessen Zinne der Wächter die Straße

weithin überschauen konnte, um beim Herrannahen feindlicher Trosse, die Mannschaft durch Hornruf zu benachrichtigen.

Schöpflin setzt den Ursprung des Schlosses in den Anfang des 14. Jahrhunderts und schreibt ihn den Edeln von Bollweiler zu, die es dann von den Grafen von Pfirt zu Lehen trugen. Die fürstliche Abtei Murbach, deren Besitzungen im Elsaß aus den drei Vogteien Gebweiler, Wattweiler und St. Amarin bestanden, mit drei Städten, zahlreichen Dörfern und Burgen, sah das Entstehen einer so gewaltigen Veste, oberhalb des Amarinthals, mit Unlust und Mißtrauen; besonders da die Grafen von Pfirt noch die Herrschaft Thann besaßen, am Eingange des Thales, der durch das Schloß Engelsburg geschützt war.

Jedoch schon im Jahr 1312 versprach Graf Ulrich II. dem damaligen Abte Konrad Wintergrün Schenk von Stauffenberg (gest. 1334), nicht nur keine Burg mehr auf dem Gebiete von Murbach zu erbauen, sondern sich auch jedem Versuche dieser Art zu widersetzen, unter der Bedingung jedoch, daß die Abtei seinem Oheim Peter von Bollweiler freie unumschränkte Gewalt auf dem „Berg Wildenstein" überlasse, den er ihm „gelihen zu rechten lehen".

Im Jahr 1377 versetzten die Edeln von Bollweiler das Schloß dem Edeln Wilhelm von Waldner. Die spätern Belehnungsurkunden sind aus den Jahren 1478, 1500 und 1531. Wildenstein wird darin als Burgstall bezeichnet.

Da Kaiser Ferdinand den Edeln von Bollweiler durch einen Freiheitsbrief von 1536 alle Feudallasten erlassen hatte, verkauften sie der Abtei Murbach das Schloß nebst einem Drittel des Dorfes Oberen. Weil dieser Verkauf aber ohne Einwilligung der Agnaten geschehen war, so wollte die Familie diesen Umstand benützen, um Wildenstein wieder an sich zu ziehen, was ihr jedoch nicht gelang. Die Abtei war mächtig genug, um ihnen

Widerſtand zu leiſten; ſie behielt das Schloß und ließ es an allen Theilen herſtellen und befeſtigen.

Seine weitere Geſchichte im Verlauf des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts iſt wenig bekannt.

Im dreißigjährigen Kriege war es zeitweilig von deutſchen und lothringiſchen Truppen beſetzt, die aber im Jahr 1634 von den Franzoſen daraus vertrieben wurden. Der Bericht über die Eroberung und Einnahme des Schloſſes folgt nun in der Ueberſetzung; er iſt einem gleichzeitigen nur 14 Seiten umfaſſenden Schriftchen entnommen, deſſen vollſtändigen Titel die untenſtehende Note gibt [1].

II

„Der Herr Marſchall de la Force[2] hatte, im Anfang des Monats Mai (1634), in Erfahrung gebracht, daß ein Theil der deutſchen und lothringiſchen Truppen, die ſich zuvor in den Städten Hagenau und Zabern befunden, trotz der mit ihnen abgeſchloſſenen Verträge, zufolge deren die genannten Städte Hagenau und Zabern ſich dem Gehorſam des Königs unterworfen hatten, die Stadt und das Schloß Wildenſtein[3] beſetzten, einen feſten Ort von größter Wichtigkeit, denſelben behaupten

[1] La Prise et Reduction de la ville, et du très-important chasteau de Wildestin, sur les frontières d'Allemagne, à l'obéissance du Roy. Par Monsieur de la Blosqueries, soubs les commandemens de Monsieur le Mareschal de la Force, Général de l'Armée de sa Maiesté, le 9 Aoust 1634. A Paris chez Jean Brunnel, rue neufue (neuve) Saint-Louis au trois de chiffre 1634.

[2] Jacques Caumont de la Force.

[3] „La Ville et le chasteau de Wildestin" heißt es im Texte; von einer eigentlichen Stadt iſt ſonſt nirgends die Rede; im Jahr 1699 ließ die Abtei Murbach oben im Thale eine Glashütte bauen, die noch jetzt im Gange iſt; die dabei liegenden Häuſer und einige hie und da zerſtreute Höfe bilden mit ihr die Dorfgemeinde Wildenſtein mit 532 Bewohnern.

wollten und Besatzungen darein warfen, um von da aus die im Elsaß gelegenen und im Dienste Sr. Majestät befindlichen Orte zu beunruhigen.

„Um nun das Vorhaben dieser Truppen zu vereiteln und sie in gedachte Stadt und Schloß einzuschließen, hatte der Herr Marschall Herrn de la Bloquerie befohlen sie zu belagern und zu verhindern, daß ihnen weder Hülfe noch Kriegs- und Mundvorrath zukäme. Dieß that auch gedachter Herr de la Bloquerie bereits den achten Mai mit seinem Regimente und vier Compagnien Reiterei.

„Nun ist besagtes Schloß Wildenstein eine der stärksten Festungen des ganzen Elsasses, sowohl durch seine Lage auf einem hohen, gewaltigen Felsen, inmitten einer großen Thalebene, als durch die trefflichen Schanzen die es umgeben und von keiner Seite her beherrscht werden können. Dem Befehle des Marschalls gemäß, beschränkte sich Herr de la Bloquerie darauf, alle Zugänge zum Schloß zu besetzen und zu umschließen, damit ihm, wie schon gemeldet, keine Hülfe noch Kriegs- und Mundvorrath zugeführt werden könne, bevor er es eingenommen hätte.

„Obgleich verschiedene Compagnien herbeigezogen kamen, um dem Schlosse, im Namen des Kaisers, Lebensmittel und Kriegsvorrath zu bringen, so gelang es doch keiner einzubringen; die meisten wurden geschlagen und die zugeführten Vorräthe wurden ihnen weggenommen.

„Da die Belagerten das Schloß durchaus behaupten oder wenigstens den Anschein haben wollten, es zu thun, so machten sie mehrmals Ausfälle gegen die königlichen Truppen, über die sie jedoch nicht den geringsten Vortheil erringen konnten; sie wurden im Gegentheil immer zurückgedrängt und ließen Todte zurück.

„So blieben die Belagerten ohne Hülfe, ohne Vorräthe und

ohne Hoffnung ſolche dem Kaiſer oder Ihrer Durchlaucht (dem Herzog von Lothringen) zu erhalten. Sie wurden nach und nach ſo in die Enge getrieben, daß ſie keinen einzigen Boten auszuſchicken vermochten um die Ihrigen von ihrer großen Bedrängniß zu benachrichtigen, ohne daß dieſelben, wenn ſie es verſuchen wollten, von den Truppen Sr. Majeſtät des Königs abgefangen wurden.

„Bei dieſer gänzlichen Hülfloſigkeit faßten ſie endlich, Dienſtags, den 8. des laufenden Monats, den Entſchluß mit Herrn de la Bloquerie in Unterhandlung zu treten.

„Sie ſchickten deßwegen am nämlichen Tage einen Trompeter in das Hauptquartier des Herrn de la Bloquerie. Dieſer geſtattete, daß man ſich von beiden Seiten Bürgen zuſchickte, um ſich wegen den Bedingungen der Uebergabe des Schloſſes zu verſtändigen.

„Dieß geſchah auch ſogleich, und es wurden folgende Punkte feſtgeſetzt:

„Alle, die ſich in beſagtem Schloſſe befänden, ſollten mit Waffen und Gepäcke, mit brennender Lunte, unter Trommelſchlag ausziehen; die Fahnen jedoch ſollten zuſammen gerollt unter dem Arme getragen werden.

„Es war ihnen verboten Vorräthe an Pulver, Lunten und anderes Kriegszeug mitzunehmen.

„Sie ſollten ſich ſämmtlich aus dem Lande Elſaß in das Gebiet ſeiner kaiſerlichen Majeſtät zurückziehen; was die Belagerten auch zu thun verſprachen.

„Den folgenden Tag, Mittwochs, übergaben ſie das Schloß unter den beiderſeits feſtgeſetzten Bedingungen. Die zweihundert Mann, die ſich in demſelben befunden hatten, verließen das Schloß, und Nachmittags hielt Herr de la Bloquerie ſeinen

Einzug an der Spitze von zweien Kompagnien seines Regiments [1].

„Was die Stadt betrifft, so kam sie nicht in Betracht; da sie am Fuße des Felsens liegt und von der oben gelegenen Burg beherrscht wird; so daß ihre Bewohner, gleich bei der Uebergabe des Schlosses an den König, nicht nur die Thore geöffnet, sondern sie abgenommen hatten als die Truppen Sr. Majestät einrückten.

„Dieses Schloß war von solcher Wichtigkeit, daß der Kaiser und der Herzog von Lothringen, jeder seinerseits, einen Befehlshaber darin hatten, die das Kommando abwechselnd führten.

„Es war auch der Ort wo seine Durchlaucht geheime Zusammenkünfte hielt, wenn Sie irgend einen Zug unternehmen wollte, und der einzige Platz, nach der obersten Anhöhe, in den er sein ganzes Vertrauen setzte.

„Dieß ist der genaue Bericht über die Einnahme und Uebergabe dieses wichtigen Kriegsplatzes, wie ihn Herr de la Rochette, einer der Hauptleute des Regiments de la Bloquerie, welcher der Uebergabe beigewohnt, selbst abgefaßt hat."

Schon im nachfolgenden Jahre (1635) nahmen die Lothringer, die Verbündeten des Kaisers, den Franzosen das Schloß wieder durch List weg und behielten es während 10 Jahren,

---

[1]. Einem Berichte von Renaudot zufolge, hätte der Obrist de la Bloquerie die Belagerung von Wildenstein, in eigener Person, nicht den 8. Mai, sondern erst gegen Ende dieses Monats begonnen; die erste Belagerung hätte der Rheingraf Otto Ludwig unternommen, welcher die Kaiserlichen schon im März bei Sennheim und Wattweiler geschlagen hatte; ebenso hätten die Verhandlungen wegen der Uebergabe von Wildenstein schon den 9. August begonnen; die Garnison hätte das Schloß am folgenden Tage verlassen.

zum großen Nachtheil des St. Amarinthals. Den 14. Mai 1644 eroberte es Johann Ludwig von Erlach, Obrist der Armee von Sachsen-Weimar, den Lothringern wieder ab, eher durch Verrath als durch die Gewalt der Waffen, wird behauptet. Er sprengte es mit solcher Gewalt in die Luft, daß nichts mehr übrig blieb als der Brunnen und der in den Felsen gehauene Eingang.

So berichtet Schöpflin, wahrscheinlich nicht nach eigener Anschauung; es sind (wie zum Theil schon oben bemerkt wurde) am Anfang des etwa 90 Fuß langen, jetzt zerfallenen, ehemals gedeckten Ganges noch Ueberreste eines Thors zu sehn; unweit davon befand sich das in den Felsen gehauene Wächterhäuschen; einzelne Mauerstücke stehn noch aufrecht, sowie ein Theil des Chors der Schloßkapelle. Spuren einer steinernen Treppe beweisen, daß über dem Hauptgebäude sich noch eine Zinne erhob, von welcher aus das Thal weithin überschaut werden konnte.

Die Vues pittoresques des châteaux etc. de l'Alsace von Rothmüller, Fol. IX, Colmar (1836), geben eine Ansicht des Eingangs und der noch vorhandenen Ueberreste des Schlosses.

Johannes Scheurer, welcher von 1634—1644 Pfarrer in Münster war, hat über die Zerstörung von Wildenstein folgende Bemerkung in das protestantische Kirchenbuch eingetragen:

„1644. Den 7. April ist das in der Nachbarschaft gelegene Raubschloß Wildenstein, daraus unserer Stadt und Thal etlich mit Hinwegnehmung des Viehes großer Schaden geschehen, nach 6tägiger Belagerung auf Discretion von dem darin gelegenen Kommandanten, Flocquolls genannt, dem General-Major von Erlach und Herrn Obrist-Leutenant Roos übergeben und alsobald demolirt und niedergerissen worden." (J. Rathgeber, Geschichte von Münster).

Das Dorf Didenheim

im Ober-Elsaß.*

Das Dorf Didenheim, eines der älteſten im nördlichen Theile des Sundgaus, liegt vier Kilometer von Mülhauſen, zwiſchen der Ill und der von Dornach über die Hügel nach Hochſtatt und Fröningen ziehenden Gemeindeſtraße. Früher gehörte es zur Herrſchaft Altkirch und zu dem unter dem Biſchof von Baſel ſtehenden Landkapitel Sundgau. Jetzt iſt es dem Kreiſe und dem Südkanton Mülhauſen zugetheilt. Es hat 196 Häuſer und 1078 Einwohner, die ſämmtlich katholiſcher Religion ſind. Etwa 60 bis 70 ſind als Arbeiter in den Fabriken von Mülhauſen beſchäftigt; die übrigen beſorgen das Hausweſen und den Feldbau.

Schon im Jahre 796 geſchieht ſeiner Meldung in einer Urkunde der Abtei Murbach. Im Jahre 1236 unterzeichnet ein plebanus de Tudenheim, Hugo, als Zeuge, das Inſtrument der Abtretung einer Mühle vor dem Gebhardts- jetzt Baſelthor, zu Mülhauſen, an den Hof der dortigen deutſchen Ordensritter. Der Johanniter Hof zu Mülhauſen beſaß den Zehnten allhier und in der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte das

* Benützt wurden: Amtliche Mittheilungen; Schöpflin, Alsatia diplomatica; Trouillat, Histoire de l'évêché de Bâle; die Ordonnances d'Alsace; mein Schriftchen „Das vordere Illthal" und „Aus alten Zeiten. Allerlei über Land und Leute im Elſaß".

Kloſter Oelenberg die Steingrube in Beſitz aus welcher es Kalk zog um ihn zu ſeinen Gebäulichkeiten zu brennen und zu benützen.

Den ältern Namen trug das Dorf das ganze Mittelalter hindurch, und noch Specklin bezeichnet es auf ſeiner Karte (1576) mit Dudenheim.

Mit den meiſten andern Ortſchaften des vordern Illthales theilte es das traurige Loos, mehrmals durch Kriege verheert und geplündert zu werden. Im Jahre 1468 „verbrannten es die Schweizer“ (Bern u. Solothurn) „ze Grund und nament was da war, und zugen wieder heim“, ſagt Diebold Schilling in ſeinem Burgundiſchen Kriege. Den Schweden fiel es 1633 zum Opfer und blieb, zum Theil wenigſtens, in Trümmern liegend, bis es 1648 die Herren von Beſenwald, die auch Brunſtatt und ſpäter Riedisheim (1655) beſaßen, an ſich kauften und wieder aufbauen ließen. Sie gaben Didenheim in ihrem Familienwappen den vierten Theil des Schildes; derſelbe zeigt im blauen Felde eine ſilberne Sirene, die in der rechten Hand einen goldenen Spiegel und mit der linken die herabfallenden Haare hält. Nach dem Armorial d'Alsace war jedoch das offizielle Dorfzeichen ein ſchwarzes D auf ſilbernem Schilde.

Die Häuſer, zum Theil aus Kalkſteinen, die aus den Brüchen der Gemeinde ſelbſt oder aus dem nahen Brunſtatt genommen werden, erheben ſich auf dem nach und nach ſich ſanft abſenkenden Hügel, einem der letzten Ausläufer des Juragebirges; andere ſtehen unweit der Ill. Von den ältern tragen die Fenſterbögen und Thürgeſtelle noch Spuren der Renaiſſance; die meiſten haben auf der Vorderſeite Höfe oder Gärtchen; an den Mauern ranken Reben oder Spalierapriſoſen empor, ſo wie denn auch zahlreiche Blumentöpfe freundlichen Anblick gewähren. Der obere, weſtliche Theil des Gemeindebannes iſt dem Feldbau gewidmet, ebenſo der Weinpflanzung, die jedoch nur für den

Hausgebrauch hinreicht. Die Wirthe (Sonne, Engel, Stern) ſchenken in reinlich gehaltenen Lokalen Gebirgswein aus, dem in der guten Jahreszeit von zahlreichen Mülhauſer Spaziergängern tüchtig zugeſprochen wird; denn die Wege aus der Stadt, ſowohl der obere als der an der Ill durch liebliche Laubgänge ſich hinziehende, machen Didenheim ſchon von ältern Zeiten her zu einem Lieblingsausflug der Umgegend; ſaftige Wieſengründe, breiten ſich auf dem ſchattigen Ufer jenſeits des Ill aus, über die eine neue wohlgebaute Brücke nach der Mühle oder nach Brunſtatt führt. Auf der Nordſeite zieht ſich der beinahe ganz in Privatbeſitz eines reichen Fabrikanten von Mülhauſen ſtehende, von zahlreichen Vögeln belebte Park des Illbergs hin, mit ſeinem ſtattlichen Wohnhaus und ſeiner ergiebigen Melkerei.

Der ſüdliche Theil des Hügels heißt, ſchon ſeit früheſter Zeit, der Gallenberg, bei den Mülhauſern nur das Didenheimer Berglein. Er wird wegen ſeiner herrlichen, nach allen Seiten hin ſich öffnenden Ausſicht[1], Sonntags, auch häufig in der Woche, gerne beſucht. Der höchſte Punkt iſt 334 Meter über der Meeresfläche erhoben.

Specklin und Merian bezeichnen ihn auf ihren Karten mit einer Kirche; ebenſo einige andere ältere Schriftſteller. Wurſteiſen (Basler Chronik, 1580) nennt den Hügel St. Gallenberg, denn er war dem h. Gallus, dem Schüler des h. Kolumbanus, geweiht, der ſich, ehe er in die Schweiz zog, längere Zeit im Elſaß aufgehalten hatte. Ihm zu Ehren ſtiftete ja Göslin Kurnagel, ein Ritter zu St. Thomä, im Jahre 1228 die St. Galluskapelle im ehemaligen Dorfe Königshofen bei Straßburg, die mit ihrem Grund und Boden 1522 in den Kirchhof St. Gallen eingefriedigt wurde. Die ſich öſtlich und ſüdlich dabei

[1] Wasgau, Jura, Schweizeralpen, Schwarzwald.

hinziehende Wiese heißt bekanntlich das Gallemättel und ein Arm der Breusch, der es bespült, das Gallebrüechel. Außerdem kommt St. Gallus noch in fünfzehn Kirchen des Elsasses als Patron vor.

Er war der Schutzheilige der Dörfer Didenheim, Hochstatt[1] und des im Schwedenkriege untergegangenen Dürrengebweiler, das zwischen den beiden lag. An dasselbe erinnern noch heutzutage das Feldbezirk (Dürr-) Gebweilerboden, auf welchem, nach Mittheilung der Didenheimer, welchen es zugehört, drei unversiegende Brunnen fließen, die eine mittlere Tiefe von drei Meter haben. Einer derselben heißt der Gallebrunnen, in welchem die einst auf der St. Gallenkirche befindliche Glocke noch jetzt versenkt liegen soll. Nach der Sage erhebt sie sich in der Nacht des ersten Mai's, schlägt dreimal an, ist aber noch von Keinem gesehen worden[2]. Im Hochstatter Banne befinden sich die Gebweiler Matten und die Gebweiler Allmende. Zwischen Didenheim und Dornach lag noch ein anderes zerstörtes Dorf, Kinzingen, das schon 728 in einer Urkunde unter dem Namen Chinzicha vorkömmt. Hie und da im Felde werden noch Ueberreste von Fundamenten aufgegraben. Die Bezirke Kinzingerfeld, Kinzingergasse erinnern an dasselbe.

An der Stelle der im Jahre 1633 durch die Schweden zerstörten Pfarrkirche der drei Gemeinden, deren Ueberreste im Jahre 1754 zum Bau der neuen Kirche von Didenheim verwandt wurden, stand bis im Jahre (1881) ein sehr besuchtes Wallfahrtskreuz[3], welches die Gemeinde von Didenheim 1846

[1] Didenheim blieb ihm treu und feiert sein Fest noch am 16. Oktober; Hochstatt nahm später St. Peter und St. Paul zu Patronen an.

[2] Eine ähnliche Sage geht auch vom Glockenbrunnen zu Bruebach.

[3] Ueber demselben sollen sich, der Volkssage nach, die aus dem Thanner Thale herüberkommenden Gewitter brechen und, je nach dem herrschenden Winde, nach der Schweiz oder über den Rhein ziehen.

aus freiwilligen Beiträgen hatte errichten lassen. Jetzt ist es auf dem Berglein durch eine schöne, auf Kosten eines wohlhabenden Mitglieds des Gemeinderathes (Joseph Knecht) erbaute Kapelle in gothischem Style, ersetzt worden. Gegen Osten steht die Kapelle offen, ist aber durch ein eisernes Gitter, das außer den Gottesdiensten geschlossen bleibt, geschützt. Eine hölzerne Vorhalle ist überdacht und schirmt die Pilger gegen Regen und Unwetter.

Wir können diese liebliche Hügelhalde nicht verlassen, ohne sie dem Leser noch lieber gemacht zu haben; vorerst durch die sich hier so üppig entfaltenden Naturgenüsse, sodann noch durch ein Zeugniß von der ältern Bedeutsamkeit des Ortes.

Einige Schritte von der Kapelle, am westlichen Abhange des Bergleins, zieht sich das Gallenhölzle hin. Am Saume desselben wachsen die ersten Frühlingsblumen der ganzen Umgegend: Veilchen und Himmelschlüssel, Moschusblümchen, Waldanemonen, zuvor die schöne Anemone pulsatilla und Lungenblümchen. Den ganzen Sommer über steht die Flora in üppigster Blüte; Maiblumen, wilde Rosenstraucher und im Wäldchen zerstreute Akazien versenden allhin ihre würzigen Düfte. Die Rebstücke sind mit zahlreichen gelben Tulpen und mit dunkelblauen Traubenhyazinthen geschmückt. Im Volksmunde werden letztere Bübble, Närrle, auch Katzetrüwele genannt. Botaniker, Schmetterlingsjäger und Insektensammler begegnen sich hier brüderlich und tragen reichliche Beute fort. Südlich senkt sich der Weg gegen ein zwischen dem Gallenberg und dem Hochstatter Hügel gelegenen Thälchen, welches ein der Ill zufließendes Bächlein durchzieht.

Didenheim war vor den Kriegen, die es mehrmals verheert haben, eine bedeutendere, weithin bekannte Ortschaft. Dies beweist unter anderm der große Jahrmarkt, welcher in der zweiten Hälfte des Mittelalters auf dem St. Gallenberge, den 16.

Oktober, am Feste des Schutzheiligen abgehalten wurde und bis in die fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts fortbestand. Außer Pferden und Rindvieh, bildeten besonders Wolle und wollene Tücher die vorzüglichsten Verkaufsartikel. So berichtet der aus einer russachischen Familie stammende Andreas Ryff in seiner Selbstbiographie. Beinahe jedes Jahr kam er mit seinem Vater, der in Basel ein großes Wollengeschäft führte, auf den St. Gallenmarkt, wo sie mit Konkurrenten aus der Schweiz, aus dem Elsaß, aus Deutschland, namentlich aus Frankfurt, zusammentrafen. Auch den großen Tuchmarkt von Kingersheim (6 Km. nördlich von Mülhausen), der jetzt kaum noch dem Namen nach bekannt ist, besuchte er[1]. Desgleichen spricht er von dem St. Theobaldusmarkt zu Thann (1. Juni); dem Pferdemarkt zu Habsheim, der noch jetzt, am Tage Simon und Judä (28. Oktober), sehr besucht ist. Regelmäßig kam Ryff auch mit seinem Vater und später allein auf den bis im Jahre 1700 am Konradi-Tage (26. November) stattfindenden Jahrmarkt zu Mülhausen, der aber seit gedachtem Jahre und noch jetzt auf St. Klaus (6. Dezember) fällt. Mülhausen selbst brachte damals noch keine Waaren zum St. Gallenmarkte, denn seine Wollenspinnereien und Tuchfabriken begannen erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wo sie von 70 bis 90 Bürgern betrieben wurden. Die ersten Verkaufsläden ihrer Erzeugnisse entstanden im Jahre 1706.

Da Mülhausen im Besitze des Bärenfelserwaldes oder Isenholzes war, von welchem ein Theil im Gemeindebann von Didenheim lag, so war die Stadt verpflichtet, jedes Jahr, am Vorabend des St. Gallenmarktes, also den 15. Oktober, eine

[1] Höchst launig erzählt er eine im Jahre 1578 unternommene Geschäftsreise dahin, wobei er aber durch anhaltendes, eine große Ueberschwemmung verursachendes Regenwetter behindert, bis an den Gürtel im Wasser gehend, sich dem Dorfe unmöglich nahen konnte.

Fahrt Stangen auf den Gallenberg zu führen, womit die Krämer ihre Stände aufschlugen. Damit war der Schaffner des Pfrundhauses, laut einer Verfügung des „Bärenfelser Vereins" (Urbarbuches), beauftragt[1].

Nachdem Ludwig XV. das, wie schon gesagt, den Herren von Besenwald zuständige Gebiet Brunstatt zur Baronie erhoben hatte, nahm er, im Jahre 1756, Didenheim seinen Jahrmarkt weg und verlegte ihn nach Brunstatt, welchem die Gebietsherren noch einen zweiten, auf den 28. Oktober fallenden Jahrmarkt verliehen.

Zur Kenntniß des damaligen Handelsbetriebs, der Markteinrichtungen und dabei üblichen Gerechtsame, mag es nicht uninteressant sein, noch schließlich zu erwähnen, daß die Herren von Andlau-Wittenheim, denen auch Kingersheim zugehörte, ähnliche Rechte besaßen, welche in einem Aktenstücke vom 22. April 1716 also zusammengefaßt sind[2]: „Die Bewohner von Kingersheim sind verpflichtet Dielen zu liefern und Stangen im Walde zu holen, um Krämerbuden damit aufzuschlagen; auch müssen sie die fremden Kaufleute, die auf St. Johannis-Enthauptungstag (29. August) kommen, in ihren Häusern beherbergen."

---

[1] S. Bürgermeisterbuch vom Jahre 1708. Handschrift in Folio. Mülhauser Stadtarchiv.

[2] Der Text ist in französischer Sprache abgefaßt und aus einem Papierheft gezogen, betitelt: «Extraits des aveux, etc. dénombrements pour la famille d'Andlau». (Mittheilung von Herrn A. Ingold).

Das Schloß Ollweiler

im Ober-Elsaß. [1]

Etwas westlich von der Straße, die längs dem Gebirge, von Sennheim über Wattweiler und Sulz, nach Gebweiler und dem lieblichen Blumenthale führt, liegt das Herrenschloß und Landgut Ollweiler. Ueber ihm ragt der 936 Meter hohe Hartmannsweilerkopf empor, dessen reichbewaldete Abhänge sich beinahe bis zum Schlosse erstrecken. Da derselbe, sowohl in geologischer als in archäologischer Hinsicht merkwürdig ist, so mögen hier einige Andeutungen darüber eine Stelle finden.

Um den Theil des Gipfels dieses Berges, der den besondern Namen Fitzetann trägt, zieht sich ein weiter Kreis von zum Theil glasirten Steinblöcken, über die in neuerer Zeit Untersuchungen angestellt wurden, von welchem namentlich drei in ihren Endfolgerungen bedeutend auseinander gehn. Herr Noury von Sennheim erklärte sie, 1851, für Ueberreste eines ausgebrannten Kraters mit glasirten Lavaauswürfen und Schlacken. Herr Joseph Köchlin-Schlumberger von Mülhausen sah darin, 1852, blos eine Anhäufung kalcinirten Porphyrgesteines, „Steinrudel", die durch keinerlei Einfluß vom Feuer gebildet worden sind und noch so daliegen wie sie sich, seit ihrer Bil-

[1] Benützt: Schöpflin, Alsat. illustr.; Grandidier, Œuvres inédites; Mémoires de la baronne d'Oberkirch; Musée pittoresque et historique de l'Alsace v. Rothmüller, Text von Mossmann. — Eigene Anschauung.

dung, von den oberhalb ragenden Felsenmassen abgelöst haben. Die beiden jüngsten Forscher, Herr Professor Bleicher und Herr Doktor Faudel, von Colmar, schreiben jenen Steinkreis der Menschenhand zu und sehen darin Zeugnisse aus den vorgeschichtlichen Zeiten des Elsasses[1]. Als gewissenhafte Forscher, wollen sie jedoch die Frage keineswegs als abgeschlossen erklären; sie stellen einstweilen die gewonnenen Resultate zusammen und wollen erst nach wiederholten Untersuchungen ihre bestimmte Ansicht aussprechen.

Das Schloß Ollweiler, dessen Gebiet theilweis in den Gemeindbännen von Wuenheim und Hartmannsweiler liegt, war schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bekannt; jedoch nur als Hof, welchen die Grafen von Pfirt vom Bisthum Straßburg, als dem obern Mundat zugehörend, zu Lehen inne hatten. Als solcher, curia de Ollewilr, kömmt er schon in einem von Schöpflin gegebenen Dokument vom Jahre 1249 vor; er wurde jedoch, wie es scheint, bald hierauf mit festen Mauern umgeben, denn 1269 erscheint er als Castrum und bei Berler, 1510, als Burg Ollewiller. Auch mit den Namen Hollwirre und Rollvilre wird der Ort in Dokumenten und Chroniken bezeichnet.

Nachdem Ollweiler von Friedrich II. von Pfirt, mit Bewilligung des Bischofs von Straßburg, an die cistercienser Abtei Wachstatt (Lieu-Croissant) in Burgund, abgetreten worden war, verkauften es die Aebte, nebst dem dazugehörigen Gebiete, 1260, um 1300 burgundische Livres, an Konrad Waldner von Gebweiler und dessen Brüder Hermann Günther und Eberhard; sie behielten sich jedoch den Besitz der, ebenfalls zum Hofe gehörenden Kapelle in Sulz vor. Bischof Walter von Straßburg erlaubte den neuen Dynasten im Jahre

[1] S. Bulletin de la Société d'histoire naturelle de Colmar. 1879—1880, S. 83—102.

1268, ein größeres festes Schloß zu bauen, sie mußten sich aber verpflichten, dasselbe dem Bischofe in Kriegszeiten zu überlassen, um Besatzung darein legen zu können; im Frieden sollte es den Waldnern jedesmal wieder in gutem Stande zur Verfügung stehn.

Zum Jahr 1277 bringt die Colmarer Dominikanerchronik eine merkwürdige Notiz: „In Nollivillre, einem festen Hause bei Sulz, wurde der Kopf und die Zunge einer großen Natter gefunden und dem König Rudolf zum Geschenk gemacht, als Kleinod, pro clenodio: sie soll die Kraft haben vorhandenes Gift zu entdecken.“

Im fünfzehnten Jahrhundert wurden die Burgherren von Ollweiler mehrmals in heftige Fehden verwickelt, und dies namentlich mit ihren Nachbaren von Sulz, die ihre Stadt seitdem ebenfalls mehr befestigt hatten. Im Jahre 1448 hatten die Sulzer dem Johann Waldner allerlei Unbill angethan an seinen Gütern und ihn sogar persönlich beschimpft. Er brachte Klage darüber bei dem gerechten, friedliebenden Bischof Konrad von Bußnang, in dessen Gegenwart Rath und Bürgerschaft Abbitte thun mußten.

Einige Jahre darauf wurde ein Schatz in einem Hermann Waldner gehörenden Grundstücke gefunden. Ruprecht von Baiern, Bischof von Straßburg, nahm denselben in Anspruch, und auf die Weigerung dem Begehren Folge zu leisten, kam es 1473 zu einem offenen Kriege. Die Sulzer schlugen sich auf des Bischofs Seite, brachen in die den Waldnern zuständigen Dörfer Berrweiler und Bertschweiler[1] ein, plünderten sie und versuchten, jedoch vergebens, auch das mit Gräben umgebene, stark befestigte Schloß Weckenthal[2] zu erstürmen.

---

[1] Aeltere Benennung: Berolzwiller, ein zu Berrweiler gehöriger Weiler.

[2] Hermann hatte es an sich gekauft und 1457 dem Bischof von Basel als Lehen angetragen. Jetzt ist es ein der Familie d'Andlau gehöriger Meierhof.

Die Feindseligkeiten zwischen dem Bisthum und der Familie Waldner wurden auch von den Nachfolgern beider Parteien fortgesetzt. Hermann's Söhne, Anstätt und Johann Jakob, wagten es sogar, mit Hülfe einiger befreundeter Ritter, ein Heer von dreihundert Reitern und zwölfhundert Fußgängern aufzustellen, um sich des dem Bischof Albert gehörenden Schlosses Isenburg und der Stadt Rufach, Hauptortes des Obern Mundats, zu bemächtigen. Sie trafen hier aber so gewaltigen Widerstand, daß sie unverrichteter Dinge abziehen mußten. Um sich dafür zu rächen, griffen sie die bischöflichen Dörfer Gundolsheim, Wuenheim und Hartmannsweiler an und plünderten sie; was ihnen die Soldaten des Bischofs durch Verwüstung der Waldner'schen Ortschaften Berrweiler und Bertpheweiler ungesäumt vergalten.

Da diese langen Streitigkeiten für beide Theile nur unnöthigen Schaden brachten, entschlossen sie sich endlich im Jahre 1490, sich in Colmar einzufinden und über den Frieden zu unterhandeln. Die Waldner trafen mit ihren Genossen, siebenzig an der Zahl, vor den Schiedsrichtern ein. Im Vertrag lautete, unter anderm, eine Clausel dahin, daß die am Sulzer Galgen hangenden Kriegsleute der Waldner von demselben herabgenommen würden, und daß sie, weil ungerechter Weise verurtheilt, ehrlich begraben sein sollten. Zudem hatte der Bischof beiden Brüdern eine Entschädigung von achthundert Gulden auszuzahlen. (Mossmann.)

Von nun an blieben die Waldner im ungestörten Besitze ihres Schlosses, welches nach dem in ihrem Familien-Archive befindlichen Plane damals noch stark befestigt war.

Nachdem Friedrich Ludwig I, Baron Waldner von Freundstein[1], den 17. Juli 1708 zu Strazburg gestorben war, theilten

[1] Lehr, l'Alsace noble, III, 182

ſeine Söhne Friedrich Ludwig II und Chriſtian Karl Philipp im folgenden Jahr deſſen Nachlaß, wobei der erſtere in den Beſitz von Ollweiler kam. Er war der Gründer der älteren und reicheren Linie der Waldner von Freundſtein-Schweighauſen und genoß das Bürgerrecht in Mülhauſen, wo die Familie zwei Höfe beſaß. Kraft dieſes Rechtes erhielt ſein zweiter Sohn, der berühmt gewordene Chriſtian Friedrich Dagobert, 1734, das Kommando einer Schweizerkompagnie[1], wurde 1748 von Ludwig XV. in den erblichen Grafenſtand erhoben, Feldmarſchall von Frankreich und Großkreuz des militäriſchen Verdienſtordens[2]. Er war Beſitzer von Ollweiler, deſſen Schloß nach und nach ſo verwahrloſt worden, daß er es 1750 ganz abbrechen ließ und ein neues großartigeres an deſſen Stelle erbaute. Ludwig XV. hatte ſich bei ſeinem Beſuch im Elſaß drei Tage hier aufgehalten, wo ihm glänzende Feſte gegeben wurden. Frau von Oberkirch, des Grafen von Waldners Nichte, berichtet in ihren Denkſchriften, daß der König ihrem Oheim vier im ſiebenjährigen Kriege eroberte Kanonen geſchenkt habe. Während ſeines Aufenthaltes im Schloſſe verſah ein Schweizerbataillon den Ehrendienſt darin, die übrigen wurden in die benachbarten Dörfer vertheilt.

Ein anderer hoher Gaſt traf in den ſiebenziger Jahren öfters in Ollweiler ein. Es war Prinz Max von Zweibrücken, der ſpätere König Maximilian I von Baiern, welcher die Herrſchaft Rappoltsweiler als Apanage beſaß, aber meiſtens, als Oberſt des Regiments Royal-Alsace, ſein prachtvolles Hotel in der Brandgaſſe zu Straßburg bewohnte. Jeden Sonntag, nach der Parade, erzählt Frau von Oberkirch, fuhr der

[1] Bürgermeiſterbuch von Mülhauſen, Mſcr.; nicht erſt 1741, wie E. Lehr angibt.

[2] An blauem Ordensbande, als Proteſtant; nur Katholiken durften es roth tragen.

Prinz mit einigen seiner Offiziere in einer Postkutsche nach Ollweiler, wo sie auch den Montag zubrachten. Er war oft bis zur Ausgelassenheit lustig und wußte stets spaßhafte Geschichten zu erzählen; auch besaß er das Talent berühmte Personen täuschend nachzuahmen, so unter andern Voltaire. Sein wohlwollendes Herz, der ungezwungene fürstliche Anstand, die Liebenswürdigkeit seines ganzen Gebahrens wirkten sympathisch auf Alle denen er sich näherte. Dabei hob noch die elegante Uniform des Regiments „Elsaß" seinen Wuchs und seine Haltung vortheilhaft heraus: der Rock war blau, Brusttuch und Hosen weiß, Kragen, Umschläge, Futtertuch roth, der Hut mit silbernen Borden besetzt. Dies alles hebt mit unzweideutigem Interesse hervor die schon genannte, damals (1778) 24 Jahre zählende lebenslustige Frau von Oberkirch, geborene Henriette Louise von Waldner, die Busenfreundin der Kaiserin von Rußland, einer geborenen Prinzessin von Württemberg-Mömpelgard. Einige Jahre vorher war Fräulein von Waldner am Hofe von Weimar gewesen, wo sie Göthe kennen lernte, der ihr den 12. Mai 1776 seine „Claudine" zuschickte, mit einem sehr schmeichelhaften Briefe. „Göthe", sagt sie in ihren Denkschriften, „hat mir seine „Claudine" geschickt, die mich nicht minder als sein „Werther" gerührt hat. Seinen „Götz von Berlichingen" habe ich wenigstens zwanzigmal, stets mit neuer Rührung gelesen." Auch Wieland schrieb ihr nach ihrer Rückkehr ins Elsaß und schickte ihr seinen „deutschen Merkur" zu. Ihr Bild, das liebenswürdige, belebende, sowohl in Ollweiler, als in ihren andern Verhältnissen, durfte hier nicht fehlen.[1]

Der mit der Familie von Waldner befreundete General Rapp, war ebenfalls ein öfterer Gast in Ollweiler; zuletzt noch im Januar 1816. Er war namentlich mit Theodor von

[1] Ihr trefflich in Oel gemaltes Portrait besitzt die Gesellschaft Schöngauer zu Colmar.

Waldner verbunden, dem er ernstlich anrieth das Schloß Ollweiler, das ihm sein Vater zutheilte in bessern Stand zu setzen und zu bewohnen, während sein Vater sich in Colmar niederzulassen gedachte.

Ueber sechshundert Jahre war die Familie von Waldner im Besitze von Ollweiler geblieben. Nach dem Tode Christian Friedrich Dagoberts waren das Schloß und seine Zugehörden nebst dem Grafentitel an dessen ältern Bruder Franz Ludwig übergegangen, der es seinem Sohne Kraft von Waldner überließ. Die Revolution, die bald darauf losbrach, zerstreute die Nachkommen dieser Linie. Die Einen nahmen Militär- oder Civildienste in Frankreich, andere in Deutschland an, so daß nach und nach die Gebäulichkeiten verwahrlost und auch das dazugehörige Feldgebiet vernachlässigt wurden. Die Gräben, über welche Zugbrücken zum Schlosse führten, hatten keinen Ablauf mehr und waren mit faulem Wasser angefüllt, die Gärten zum Theil verwildert und nur spärlich angebaut.

In diesem Zustande kaufte Herr J. Gros von Wesserling im Jahre 1825 das waldnerische Besitzthum an. Seine erste Sorge war, die Gräben auszufüllen, Schloß und Nebengebäude wieder herzustellen und das Feldgebiet von Grund aus umzuschaffen. Auch die dazu gehörigen Waldungen und Wiesen mußten neue Pflege erhalten. Vier Quellen[1] dienen für den Verbrauch in den verschiedenen Theilen des Eigenthums: zwei derselben sind in die Gärten geleitet, eine dritte vertheilt ihr Wasser nach den verschiedenen Stockwerken des Schlosses, die vierte, nebst dem artesischen Brunnen, bedient das Wirthschaftsgebäude. In diesem befinden sich die Stallungen für die Pferde und die von einem Obermelker aus der Schweiz besorgten stattlichen Kühe, aus deren Milch treffliche Butter und die weithin

[1] Der berühmte Wasserentdecker Abbé Paramelle fand eine derselben, den 29. Oktober 1850.

berühmten „Ollweilerkäse" bereitet werden. In bestem Stande sind die Nutz- und Blumengärten, die Bienenstände, die Gewächshäuser und Fischweiher. An den Spalieren wird feines Obst gezogen; namentlich ausgezeichnet sind die Muskateller- und Gutedeltrauben, die der tüchtige Verwalter auf Bestellung wohlversorgt in Körben oder Körbchen aussendet.

Das Schloß und die Zugehörde von Ollweiler umfassen, ohne die Waldungen, Felder und Wiesen, etwe 3 ½ Hektare. Westlich sind sie durch einen hohen lebendigen Hag geschlossen, östlich von einem 172 Meter langen Weiher, südlich und nördlich von starken, mit Steinplatten bedeckten Mauern.

Die Aussicht von dem 260 Meter über der Meeresfläche gelegenen Schlosse ist eine der herrlichsten der Umgegend, besonders nach Osten hin über den Rhein bis zum Schwarzwald und südwärts bis gegen Mülhausen und das dahinter sich erhebende Juragebirge, über welchem bei günstigem Wetter die Silberfirnen der Schweizeralpen erglänzen.

Drei-Aehren.

Nach Natur, Legende und Geſchichte.

Weſtlich von Colmar, zwiſchen dem Eingang ins Münſterthal und dem Urbeisthal, erhebt ſich, 582 Meter über der Meeresfläche, ein Berg-Plateau, auf welchem ſich das ehemalige Kloſter mit ſeiner Wallfahrtskirche U. L. Frauen zu den Drei-Aehren befindet. Von 1842 an bis ins Jahr 1874 wurde der Gottesdienſt daſelbſt von den Miſſionaren des „koſtbaren Blutes Jeſu“ beſorgt; jetzt verſehen ihn zwei Weltgeiſtliche.

Zwei größere Gaſthäuſer und zwei kleinere Wirthſchaften öffnen ihre gaſtlichen Räume dem frommen Pilger, ſowie dem vorüberziehenden Touriſten und dem Freunde der Natur, der ſich hier, unter dem blauen Himmel, in der würzigen Bergwaldluft ſtärken und auf längere Zeit anſiedeln will. Außerdem, ſteht auf der, in der ſchönen Jahreszeit äußerſt belebten Berghalde, noch ein Forſthaus und ein elegantes Schweizerhäuschen.

An den Marienfeſten ziehen zahlreiche Prozeſſionen herauf, ſowie nachbarliche und entferntere Geſangvereine, nebſt muntern Schülerkaravanen, die mit friſchen Stimmen ihren Jubel weit in Berg und Ebene hinaus ertönen laſſen und die vielfachen Echo ringsum wachrufen.

Die Berghalde, nebſt den reichen Laub- und Nadelhölzern, gehört den drei am Fuße liegenden Gemeinden Türkheim, Niedermorſchwihr und Ammerſchwihr, die zu den beſten Wein-

orten des Elsasses zählen. Im Gemeindebann des ersten liegt das Gasthaus zu den drei Königen; zu Niedermorschwihr gehört das sogenannte Große Hotel; Kirche, Kloster und der Friedhof, nebst einem Theil des kleinen davorliegenden Areals gehören zu Ammerschwihr, in dessen Banne, einige Schritte südlich von der Kirche, sich auch der, zur Zeit des 30jährigen Krieges dort vergrabene Schatz (Silbergefäße aller Art: Kannen, Becher; auch Münzen) befand, der 1864 wieder aufgefunden wurde, von welchem weiter unten mehr mitgetheilt werden soll.

Von diesen Dorfschaften aus, sowie von den oberen Wasgauhöhen, führen mehrere Fußwege den rüstigen Wanderer in wenigen St...den herauf. Hinter dem Städtchen Türkheim beginnt eine schöne, stets wohlerhaltene Fahrstraße, die sich in manchfachen Windungen den Berg hinan zieht und auf der sich, den ganzen Tag über, Omnibusse und Fuhrwerke aller Art durchkreuzen. Pfade welche die Hauptstraße durchschneiden und den Weg abkürzen, sind vom Vogesenklub durch Wegweiser angezeigt. Seit dem Frühjahr 1883 ist von der Gemeinde Niedermorschwihr eine schöne fahrbare Straße nach Drei-Aehren vollendet worden, die jedoch durch Anpflanzung von Bäumen auf beiden Seiten viel gewinnen würde, da sie den Sonnenstrahlen zu sehr ausgesetzt ist. Im Sommer 1884 soll auch eine durch den Wald führende Straße von Ammerschwihr nach dem Wallfahrtsorte führen, wodurch eine erfreuliche Verbindung desselben mit Kienzheim, Kaisersberg und dem Urbeisthale hergestellt würde.

Eine gut angelegte Straße, welche, als Fortsetzung der nach den Drei-Aehren heraufziehenden, dienen und nach den Seen führen soll, ist bis auf die westliche Höhe von Zell (La Baroche), d. h. bis zur obern Kapelle, schon seit Jahren vollendet; von da aus wird leider, aus Mangel am nöthigen Gelde, nicht mehr gearbeitet.

Größere Ausflüge lassen sich bequem in einem halben Tage, hin und zurück, nach dem großen Hohenack, nach dem Schlosse gleichen Namens, nach dem Felsen oberhalb Urbeis, nach dem Craberge machen. Nach dem weißen, dem schwarzen und dem grünen oder Sulzerer See, muß man wenigstens 1 ½ Tag, ebensoviel nach der Schlucht nehmen, um die Wanderung genußreich zu machen.

Nähere Spaziergänge bieten der Sentier Louise, die Surprise auf der Nordseite des Frauenkopfes, die Fia-Côte oberhalb Zell (La Baroche) [1], das Chaos, die Roche du Corbeau, das sogenannte Paradies, das nur wenige Minuten von den Gasthöfen entfernte Belvédère. Vorzüglich zu empfehlen ist aber die Besteigung des 732 Meter über dem Meere gelegenen Galz, die aufwärts kaum drei Viertelstunden und abwärts eine kleine halbe Stunde erfordert. Wegweiser dahin sind an mehreren Punkten auf Felsenstücken angebracht.

Diese Bergspitze bietet, mit dem Männelstein, die ausgedehnteste Aussicht auf den Vogesen. Westlich, über die niedern Berge hin, erblickt man die Trichter des weißen und des schwarzen See's, oberhalb des erstern glänzt das gastliche Hôtel du lac blanc im Sonnenscheine; südwestlich zeigen sich das Schloß Honack und der langgedehnte große Hohnack mit seinen merkwürdigen Felsengruppen und Steinschalen, deren eine vom Volke Hexenkessel genannt wird. Gegen Norden erheben sich die Rappoltsteinischen Drillingsschlösser, der mit dichtem Wald umschlossene Bilstein, die herrliche Hohkönigsburg und die am

[1] Baroche kommt vom lat. parochia, Pfarrei her und bedeutet dasselbe was Zell. In den Coutumes du Val d'Orbey heißt es Pagonzelle, wahrscheinlich von Pagensis cella, da es die Hauptpfarrei der vier Thalgemeinden der Herrschaft Urbeis war: die drei andern waren Urbeis, Schnierlach (La Poutroye) und Urbach (Fréland) S. *Ed. Bouvalot.* Les Coutumes d'Orbey, Paris 1864, p. 8 et 21.

Eingang des Leberthals gelegene Ortenburg; am Ende des Horizonts ragt die duftige Gestalt des Straßburger Münsters empor. Ostwärts, am Fuße des Berges, liegen die weinreichen Dörfer Ingersheim, Niedermorschwihr und Katzenthal mit seinem Schlößchen Wineck; weiterhin entfaltet Colmar seinen Häuserreichthum, nebst unzähligen Ortschaften bis zu den hie und da hervorblitzenden Silberstreifen des Vater Rheins; dahinter erhebt sich der Kaiserstuhl mit Alt-Breisach, der Schwarzwald mit der freundlichen Stadt Freiburg und deren zierlichen Münsterpyramide. Südlich, auf waldumkränzten Berghöhen stehn die Schlösser Plixburg, Hohlandsperg, Egisheim und Schrankenfels, in geringer Entfernung vom Bade Sulzbach. Am Ende des Horizonts ziehen sich die niedern Jurahügel bei Mülhausen hin, darüber der höhere Jura und bei günstigen atmosphärischen Bedingungen, erglänzen, früh Morgens und nach Sonnenuntergang, in rosigem Schimmer die schneebedeckten Firnen der Alpen, vom Glärnisch bis zu den Bergen des Berner Oberlandes. Diese prachtvolle Erscheinung ist jedoch manchmal das Vorzeichen bald eintreffenden Regens.

Der Empfindung, die sich auf dem Galz, diesem prachtvollen Höhenpunkte, an günstigen Abenden, in der Seele regt, möchte folgendes Gedicht Ausdruck geben [1].

Hier oben auf seligem Raume,
Wo Geister der Vorzeit gehn,
Da flüstert's von Baume zu Baume,
In lindem kühligem Wehn.

Ich blicke hinaus in die Ferne
Zum Thalgrund und auf die Höhn,

[1] S. Drei-Aehren, im Ober-Elsaß. Gedichte von August Stöber. Neue vermehrte Auflage. Straßburg, bei R. Schulz u. Comp. 1877.

Und ſing' es und ſag' es ſo gerne:
Mein Elſaß, wie biſt du ſchön!

Wie herrlich ſind deine Gefilde,
Ein Garten iſt dein Bereich!
Drin kräftige Geiſtesgebilde
Stets blühten ſo ſegensreich!

Dort unten im duftigen Norden,
Wo Straßburgs Münſter ſich hebt,
Dort hat in den vollſten Akkorden
Einſt Gottfrieds Leier gebebt.

Die Hohenburg blicket hernieder,
Weit in die Lande dahin;
Dort ſang ihre ſüßeſten Lieder
Frau Herrad, die Aebtiſſin.

In Schlettſtadt's Schule da lehrten
Rhenanus und Wimpfeling,
Die machten ein End' der verkehrten
Scholaſtik und anderm Geding.

Und Colmar, gebar's nicht den Blinden,
Den Pfeffel, deß lichter Geiſt
Die Wege der Weisheit zu finden
Den Seh'nden ſinnig noch weiſt.

Und weiter, dort hinter dem Walde,
Liegt Enſisheim wohlbekannt,
Das bracht' uns den rühmlichen Balde,
Der deutſche Flaccus genannt.

Jetzt ſinken die Schatten hernieder,
Es dunkelt in Thal und Flur;

Der Bergvöglein fröhliche Lieder
Sie zwitschern halbträumend nur.

Herab nun die waldigen Gänge,
Halbträumend zieh' ich dahin:
Im Herzen der Dichter Gesänge,
Im Herzen den Heimathsinn.

Stille und Einsamkeit herrschten einst auf der mit dichten Waldungen umgebenen Berghalde der Drei-Aehren, wo sich jetzt so reges Leben entfaltet. Die Wunder der Natur, im Verein mit den von frommer Einfalt getragenen wunderbaren Begebnissen, zogen schon Jahrhunderte lang zahlreiche Wanderer herauf.

Die Volkslegende berichtet — es soll im Jahr 1491 geschehen sein — daß ein armer Bauersmann eines Tages von Urbeis aus nach Niedermorschwihr gehen wollte.

„Auf der südlichen Seite des Berges (Galz) angelangt, wollte er Gras für sein dürftiges Kühlein abschneiden. Der Weg führte ihn an einer alten Eiche vorbei, an deren Fuß eine ungeheuer große Schlange lag. Er wollte mit der Sichel darnach ziehen, allein es war zu spät. Das Ungethüm war schon auf ihn losgeschossen und hatte ihn am Halse gebissen, so daß er wenige Tage darauf starb. Seinen Freunden und Verwandten hatte er den Ort, wo die Eiche stand, noch genau angeben können. Nachdem er nun beerdigt worden war, begaben sich Jene auf den Berg und ließen in den Aesten des Baumes das Bild der „Schmerzhaften Mutter Gottes" anbringen, damit die Vorübergehenden für das Seelenheil des Verstorbenen beten könnten. Die Stelle, wo die Eiche gestanden, wurde seitdem vom Volke „zum todten Mann" genannt. Sie bildet den Ausgangspunkt, an welchen sich die eine Legende der Stiftung von Drei-Aehren knüpft.

„Einige Zeit nach dem Tode des unglücklichen Mähders, wird erzählt, am Tage der Kreuzerfindung (14. September), kam ein kräftiger Mann, Dietrich Schöre, ein Schmied, ebenfalls aus Urbeis, zu Pferde daher um ſich auf den Markt von Niedermorſchwihr zu begeben, daſelbſt Getreide zu kaufen. Der Weg führte ihn an der Eiche zur ſchmerzhaften Mutter Gottes vorüber. Kaum hatte er das Bild erblickt, ſo ſtieg er vom Pferde, ſeine Andacht zu verrichten und für das Seelenheil des unglücklichen Ortsgenoſſen zu beten. Siehe, da umgab ihn plötzlich eine wunderbare Klarheit: in weißem hellſtrahlenden Gewande, mit langem weißen Schleier, ſtand die heilige Mutter neben der Eiche; in der rechten Hand hielt ſie einen Fruchthalm mit drei vollen Aehren, in der linken, einen Eiszapfen. „Hagel, Unfruchtbarkeit der Erde, böſe Seuche", ſagte die Geſtalt zu dem zitternden Manne, „bedeutet dieſer Eiszapfen; ſolche Strafe haben ſich die Bewohner dieſes Landes durch vielfache Vergehungen und Sünden zugezogen. Mein anhaltendes Gebet hat jedoch den Zorn Gottes noch von ihnen abgewendet; er wird ſie nicht treffen, wenn ſie ſich bekehren und dies durch beſſern Wandel, durch Bittgänge und verdienſtvolle Werke bezeugen wollen. Dann ſollen gute, geſegnete Zeiten für ſie kommen, ihre Felder ſollen reichliche Ernte geben: dies bedeutet der mit drei Aehren prangende Fruchthalm. Steige nun den Berg hinab und verkündige den Leuten was Du geſehn haſt und die Worte die ich zu Dir geſprochen habe." Hiemit verſchwand die glänzende Erſcheinung. Der Schmied ſchwang ſich wieder auf's Pferd und ritt in ſchweren Gedanken den Berg hinab.

„Aus Furcht man möchte ſeiner ſpotten und ihn der Lüge zeihen, wagte er es nicht das wunderbare Ereigniß kund zu thun. Auf dem Marktplatze von Niedermorſchwihr angelangt, kaufte er ſein Getreide und wollte den vollen Sack, wie er dies ſonſt immer gethan hatte, aufladen; er vermochte es aber nicht

einmal ihn von der Erde aufzuheben. Er rief einen Bekannten herbei, dann mehrere Andere; allein ihren vereinigten Kräften gelang es eben so wenig den Sack in Bewegung zu bringen.

„Jetzt aber überkam ihn plötzlich ein Schrecken: der Gedanken an die Erscheinung auf dem Berge und den Befehl der heiligen Gottesmutter, dem er aus Menschenfurcht nicht gehorcht hatte. Voll Reue fiel er auf die Knie nieder und bat Maria inbrünstig um Verzeihung. Nun erzählte er allen Anwesenden was er gesehn und gehört hatte und rief alle zur Buße und zur Erfüllung verdienstvoller Werke auf. Getröstet und gestärkt trat er wieder zu seinem Pferde, faßte vertrauensvoll den Sack mit dem Getreide an, den er nun, wie früher, mit leichter Mühe aufladen konnte."

An dem Orte, welchen Schöre nun näher bezeichnete, wurde von den Gläubigen von Niedermorschwihr und der Umgegend eine Kapelle zu Ehren der „heiligen Jungfrau zu Drei-Aehren" erbaut, die später durch eine Wallfahrtskirche und ein Klostergebäude ersetzt wurde.

Eine andere Legende, die sich auf die Gründung des berühmten Gotteshauses bezieht, erzählt der Verfasser der „Gantz neuen Elsassischen Topographia" (1710), Franz Ruprecht von Ichtratzheim. Ich will ihm das eigene Wort lassen: — „Katzenthal ist eine sehr reiche Probstey von Canonicis, und dabei ein Marktflecken. Oben auf dem Berg liegt Dreiähren, eine fürtreffliche Wallfahrt zu der Mutter Jesu, dahin fundiret, weilen auf dem Platz drei Weizenähren gefunden worden, zwischen welche eine consecrirte Hostie von denen Immen mit Wachswaffen umgeben worden. Die Historie zeigt es, das ein Mensch nach der Communion solche wieder aus dem Mund genommen und mißbrauchen wollte, als er aber auf diesen mit Getraid und Weitzen besäeten Orth kommen, habe ihn nun Furcht und Schrecken überfallen, daß er die Hostie von sich und in einen

Weitzenacker geworffen, die dann zwischen drei Aehrlein liegen blieben, und von denen Immen beehret, auch mit Wachs umbwunden, darüber hin nächtlicher Weile eine liebliche Musik gehört, und solche Hostien gefunden, erstlich ein Kapelle, bei größerer Andacht eine große Kirch und Kloster gebaut worden. Es wohnen allda und versehens die p. p. von der Katzenthaler Probstey. Gehen jährlich aus dem Lande eine starke Summa von Processionen, auch sogar aus entlegenen Landen Wallfahrten anhero, obschon der Berg lang und hart zu steigen ist."

Die im Jahr 1491 errichtete Kapelle wurde in der Folgezeit durch reiche Stiftungen vergrößert, aber im Schwedenkriege in Asche verwandelt, und das Bild der heiligen Schmerzensmutter von der Eiche und ein anderes hölzernes Madonnenbild, sind — wie die Legende behauptet — unversehrt aus dem Schutte gerettet worden[1]. Beim Herannahen der schrecklichen Krieger aus dem fernen Norden i. J. 1633, sammelte der vorsichtige Kaplan sämmtliche kostbare Geräthschaften und Schätze, die in den Nebengebäuden verwahrt wurden, verpackte sie in einen großen Kessel und vergrub denselben auf dem Vorplatz der Kirche. Als, den 4. Mai 1864, Arbeiter damit beschäftigt waren diesen Platz zu ebnen, stießen sie, nur 15 Centimeter tief, auf eine schwere metallene Masse, die sich als den, vor 231 Jahren hier verborgenen Kessel mit dem Klosterschatze erwies. Die darin verwahrten Gegenstände sind: 9 kleinere oder größere silberne und silbervergoldete Becher, Pokale und Kannen; silberne Löffel; goldene und silberne zum Theil mit Edelsteinen besetzte Ringe, Geldstücke aus Frankreich, der Schweiz, Lothringen, Deutschland, den Niederlanden, Oesterreich, dem Elsaß,

[1] Ueber einem Holzstich einer bis jetzt unbekannten Darstellung der Kreuzer, aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. J. Dietrich, Bulletin de la Société Belfortaine d'émulation 1875, p. 99.

Ungarn, Polen, Savoyen, Italien, England und Spanien, worunter sich 389 große Stücke, 800 mittlere, 7 viereckige und 7 Goldmünzen befanden. Es sind dies sprechende Beweise von dem Andrange und den Liebesgaben zahlreicher Pilger, die aus 13 verschiedenen Ländern Europa's hierher gekommen waren. Der Arbeiter, der den Fund gemacht, ein Cantonnier, erhielt 2,500 Fr. zu seinem Antheil; das übrige erlöste Geld wurde auf nöthige Verbesserungen und Verschönerungen des Klosters und der Kirche verwandt. Die meisten Gegenstände sind vom Colmarer Museum Unterlinden angekauft worden und sind, nebst dem Kessel, eine der größten Zierden desselben. Sie sind in einem besonderen Schranke geschmackvoll angebracht.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, stiftete Peter du Lys, Kanonicus von St.-Dié, angeblich der Nachkomme eines Bruders von Johanna von Arc, das von sechs Mönchen versehene Kloster, welche der Komthurei der Antoniter von Isenheim angehörten. Derselbe starb den 14. November 1688 zu Katzenthal und wurde vor dem von ihm gestifteten Altar der „Unbefleckten Jungfrau" begraben. Nach seinem Tode traten die Maltheser Ritter, unter welche sich Peter du Lys hatte aufnehmen lassen, in den Besitz der Kirche, des Klosters und der dazu gehörigen Güter. Die Kapuziner verrichteten die Kirchendienste bis zum Beginne der französischen Revolution; später waren es die Ligorianer und bis zum Jahre 1874 die Missionare des „kostbaren Blutes Jesu," wie schon weiter oben gesagt wurde.

So festgewurzelt ist bei dem katholischen Volke des Elsasses der Glaube an die Segenskraft der h. Jungfrau zu Drei-Aehren, daß die Landleute, nach verrichteter Andacht, Staub aus der Klosterkirche nehmen und ihn, in Hoffnung guter Ernte, unter ihre Saatfrucht mischen. Bemerken wir schließlich noch, daß in manchen Gegenden Baierns die Bauern drei Aehren

in den Gürtel ſtecken um ſich ſelbſt und ihre Felder vor Wetterſchaden zu behüten.

Das von der Natur ſo reich ausgeſtattete Höhenplateau und deſſen Umgebung, ſollte auch durch die Beſitzer der dortigen Gaſthäuſer, ſich größerer Nachhilfe, zu erfreuen haben, was wenn dieſelben zuſammmen ſtünden und im Verhältniß der Anzahl ihrer Gäſte dazu beitrugen, mit leichter Mühe geſchehen könnte, und auch mehr von dem Intereſſe und dem Reſpekt zeugen würde, die ſie dieſen Gäſten ſchuldig ſind. Ich will nur einige der frommen Wünſche hier angeben, die ich mit vielen Andern ſchon längere Zeit hege: Die mit vielen Koſten, ſeit 1866 meiſtens durch die Mittel der Penſionäre begonnenen Wege nach den ſchönſten Punkten, die beinahe ganz verwüſtet ſind, ſollten wieder hergeſtellt werden; im Walde aber an lichten Höhenſtellen müßten ſolide Steinbänke dem müden Wanderer zu erquicklicher Raſt dienen können; der Wegweiſer ſind wohl einige durch den Vogeſenklub angebracht worden, namentlich auf der von Türkheim heraufführenden Bergſeite; ſie fehlen aber an andern Orten gänzlich oder ſind nicht zahlreich genug. Die rohen Steinmaſſen, die ſchon lange Jahre hindurch auf dem Belvédère in Unordnung aufgehäuft liegen, ſollten vom Beſitzer dieſes herrlichen Ausſichtspunktes zu einem auf dem Gipfel des Hügels ſich erhebenden Rundthürmchen verwandt und eine Anzahl Steinbänke an andern Theilen des Bergleins angebracht werden. Der 732 Meter über die Meeresfläche ragende Galz bietet eines der ſchönſten Panoramen des Elſaſſes dar, an welchem ſich das Auge ſtundenlang ohne Ermüdung weiden kann. Wäre es nicht möglich, unter Mithilfe der Landesregierung und der Bezirksverwaltung, den freiwilligen Opfern der Gäſte und, mehr noch, der Beiſteuer der Gaſthof- und Wirthshauseigenthümer, hier oben einen auf gußeiſernen Säulen ruhenden Kiosk mit Bänken in der Rundung, und einem ſoliden

steinernen Tische in der Mitte anzubringen, auf welchem eine genaue Orientirungstabelle treffliche Dienste leisten würde. Zu den vorhandenen Panoramen vom Hohkönigsburg und vom Sulzer Belchen, gehörte schlechterdings auf ein vom Galz, als Mittelpunkt, hergestelltes Panorama. In den Gasthöfen selbst sollten sich genaue Karten des Rheinthals zwischen den beiden Endpunkten Basel und Straßburg befinden; sodann solche, welche die Umgebung des Plateau's nach den verschiedenen Richtungen, nebst den Wegen und den Distanzangaben zu nähern oder entfernten Ausflugsorten bezeichnen. In der Schweiz sowie im ganzen Rheinthale ist dies alles in jedem bessern Gasthofe zu finden und wird von den Touristen stets dankbar anerkannt. Die hier mitgetheilten desiderata sind auf 18jährige Erfahrung gegründet und während oft fünf bis sechs Wochen dauerndem Aufenthalte auf den Drei-Aehren, geprüft worden. Auch von Andern sind sie oft und vielfach ausgesprochen worden. Bei ihrer Erfüllung würden sich Gäste und Gastgeber wohl befinden.

Das Städtchen Oberbergheim

und sein Asylrecht.

I.

Ortsschilderung und Geschichte.

Wenn man am westlichen Ende von Gemar die Landstraße von Basel nach Straßburg verläßt und dem Bahnhofe zuschreitet, so eröffnet sich dem Blicke eine der schönsten Halbkreisansichten des Elsasses. Nördlich ist sie von den Bergen des Leberthales, südlich von denen von Rusach begrenzt. Die Mittelpunkte bilden die 914 Meter hohe, dichtbewaldete Selburg und der beinahe eben so hohe Tännchel (910 Meter). Dazwischen mündet das vom Strengbach durchbrauste Rappoltsweiler Thal in die Ebene hinaus, die mit Ackerfeld, Wiesen und Hopfengärten reichlich gesegnet ist, während an den Vorhügeln und den östlichen Abhängen der Berge weitberühmte Weingelände prangen. Auf den mittleren Höhen und den majestätischen Gipfeln dieser Vogesengruppe erheben sich zahlreiche mittelalterliche Burgruinen, Meierhöfe und Forsthäuser — ein herrliches Bild in prachtvollem Rahmen!

Hat man den Bahnhof erreicht, so führt, in geringer Entfernung davon, zu rechter Hand, ein wohlerhaltenes Sträßchen in einer halben Stunde nach dem alterthümlichen Städtchen **Bergheim**, dessen älteste Benennungen **Perechheim** (728)

und Bercheim (768) sind[1]; Bercken, wie noch jetzt volksthümlich, kommt noch 1576 auf Specklin's Karte vor. Seit 1446 erscheint jedoch schon die Form Oberbergheim (Obernperckhaim), zum Unterschied von Mittelbergheim und Scharachbergheim. Auf den Wappenschildern dieser drei Ortschaften sind „drei grüne Berge, 2 unten und 1 oben auf jenen ruhend", angebracht.

Unmittelbar vor der französischen Revolution war Bergheim eine Amtstadt der Herrschaft Rappoltstein, wozu noch das längst verschwundene Bergheimweiler oder Weil, sowie Rohrschwihr und Roderen gehörten. Als Pfarrei stand es unter dem Bisthum Basel und machte einen Theil des Landkapitels jenseits des Ottensbühl aus. Jetzt ist es dem Kanton und Kreis Rappoltsweiler zugetheilt und hat nach neuester Volkszählung 2,771 Einwohner, wovon 2,573 Katholiken, 10 Protestanten und 187 Israeliten. Die Zahl der bewohnten Häuser beläuft sich auf 498; die Gemeindemarkung umfaßt eine Gesammtfläche von 1,915,•• Hektaren.

Mit den beiden Städtchen Rappoltsweiler, St.-Pilt und Gemar, nebst den Dörfern Ohnenheim, Elsenheim und Orschwihr, gehörte Oberbergheim zum Ried oder zur Gemeindemark, die sich über einen bedeutenden Flächenraum zwischen Colmar und Schlettstadt erstreckte und treffliche Weideplätze, nebst Nutznießung der daran stoßenden Waldungen besaß. Dieselbe war ungetheilt und stand unter der Herrschaft Rappoltsweiler, welche jedes Jahr zu Illhäusern Gericht hielt um etwaige Zwistigkeiten zu schlichten und am Schwörtage den Eid der Hirten entgegen zu nehmen. Alle sieben Jahre hatten die Theilhaber „den gemeinen Mark-Umritt" um die Gränzen des Gebiets

[1] Siehe die verschiedenen Umwandlungen der Namensform bei Stoffel, Topograph. Wörterbuch des Ober-Elsasses, 2. Aufl. S. 38.

zu beſichtigen und im gegebenen Falle von Neuem auszuſteinen.[1]

Der einſt als Sammelplatz der Hexen berüchtigte Grasberg, ſo wie der Altenberg, beſonders aber der Kanzelberg, liefern geiſtſtarke würzige Weine, die zu den beſten des Ober-Eiſaſſes zählen. Rohrſchwihr und Roderen liefern treffliche Rothweine.

Das oberhalb der Hochfelſen entſpringende Thalbächlein ſendet ſein ſprudelndes Waſſer durch die Hauptſtraße des Ortes und wird von den benachbarten Hausfrauen fleißig zum Waſchen benützt; auch treibt es zwei Mühlen und einen Eiſenhammer. — Bergheim iſt noch von ſeinen Gräben umringt, die auf der Süd- und Weſtſeite in Obſt- und Gemüſegärten umgewandelt ſind. Die dicken runden Mauerthürme aus dem 15. Jahrhundert ſind zum Theil zerfallen; die noch brauchbaren Räume derſelben werden von ärmern Familien bewohnt. Das Städtchen hatte zwei Thore; vom untern beſtand noch bis vor etwa 10 Jahren einer der äußeren Bogen, auf deſſen Oſtſeite die Umriſſe zweier ſteinerner Köpfe zu ſehen waren, deren glotzende Augen und herausgeſtreckte Zungen ſinnbildlich auf das merkwürdige Aſylrecht hinwieſen, das Bergheim während mehrerer Jahrhunderte beſaß. Auf daſſelbe bezog ſich auch am Oberthore das Steinbild eines Männchens in unflätiger Stellung, welchem die Einwohner ihren ominöſen Spitznamen verdanken, den das übliche Sprichwort: Einem den „Bergheimer Helgen" zeigen, kaum zu mildern vermag. Im Jahre 1848 wurde das Männlein Nachts von unbekannter Hand weggenommen, ſoll aber, wie dem Verfaſſer berichtet wurde, noch in irgend einem Keller verborgen liegen.

Auf einer Anhöhe, links vom ehemaligen Unterthore, ſteht

---

[1] V. *Schœpflin-Ravenèz*, l'Alsace illustrée, tome IV, p. 367.

nebſt den Schulgebäuden die weithin ſichtbare ſtattliche Pfarrkirche, die aus dem 15. Jahrhundert ſtammt, ein ſchöner dreiſchiffiger gothiſcher Bau, der jedoch ſeitdem, namentlich 1718, vielfach verändert wurde[1]. Das Rathhaus, deſſen Bau 1760 begonnen wurde, hat helle geräumige Säle und Zimmer. Hier befindet ſich das reichhaltige Archiv, deſſen Schätze der Verfaſſer vor etlichen Jahren noch auf dem Speicher aufgehäuft in Staub und Unordnung fand, aber vielfach benützen konnte. Seitdem iſt es durch Herrn Bernhard von Rappoltsweiler geordnet und mit einem ſummariſchen Inventarium verſehen worden, welches 1866 im Druck erſchien[2]. Seit 1863 beſitzt Bergheim auch ein freundlich gelegenes Spitalgebäude und eine neue Synagoge. Die ältern Häuſer, meiſtens aus dem 16. und 17. Jahrhundert, tragen ganz die Merkmale unſerer elſäſſiſchen Weinortſchaften; beinahe alle ſind einſtöckig, mit großen runden Einfahrtsthoren oder gleichgeſtalteten Kellerthüren; viele derſelben haben Wappen mit den Abzeichen der frühern oder jetzigen Beſitzer: Rebmeſſer, Hufeiſen, Brätzeln u. a. m. Das jetzt noch der Kanzlerhof genannte Haus, welches einen runden, nach Prof. Krauß aus dem 13.—14. Jahrhundert ſtammenden Thorbogen hat, gehörte dem oberhalb des Städtchens gelegenen Tempelhofe zu.

Mehrere zwiſchen den Jahren 1848 und 1867 im Gemeindebann gemachte Funde beweiſen, daß die Römer hier eine nicht unbedeutende Niederlaſſung hatten. Im November 1848 wurde im Feldbezirk Fröhne vor dem Oberthore ein ſchöner Moſaik-

---

[1] Die eingehende Beſchreibung ſiehe bei A. Straub, Statistique monumentale des cantons de Kaisersberg et de Ribeauvillé, 2. Ausg. Straßb. 1860, S. 19—20; Prof. Krauß, Kunſt und Alterthum i. E., Bd. II, S. 29—32, Straßb. 1881.

[2] Es enthält 51 doppelſpaltige Quartſeiten; vorher geht, I—XII, eine geſchichtliche Notiz über das Städtchen.

boden entdeckt, der im folgenden Jahre völlig bloßgelegt, sich jetzt im Chor der Klosterkirche Unterlinden befindet und dem Museum Schöngauer zu Colmar gehört[1]. — Im März 1849 fand man in einem Rebstücke des Kantons „Waldweg" die zierliche Statuette eines Kriegers in Bronze (89 Millimeter hoch), jetzt ebenfalls im Schöngauerischen Museum[2]. Wichtige Entdeckungen aus der Römerzeit machte 1867 Abbé Walch, ehemaliger Vikar in Bergheim, jetzt Pfarrer in Roppenzweiler. Sie bestehen aus Ueberresten eines römischen Töpferofens, Backsteinen, Ziegeln, Theilen von Schälchen, Stücken von Marmorplatten, Kupfermünzen, u. a. von den Kaisern Vespasian, Gallian, Konstantin, sämmtlich unweit des Mosaikbodens ausgegraben[3].

Vom Anfang des IV. Jahrhunderts, auf welches die letzten der angeführten Funde hinweisen, bis gegen Ende des VII., ist von Bergheims Geschichte keine wichtige Thatsache mit Bestimmtheit anzugeben. Nach Schöpflin (Alsatia illustrata) besaß es in jenem Jahrhundert ein „erlauchter Mann", Namens Hagio, welcher das Dorf nebst dem größten Theil der dazu gehörigen Besitzthümer und Rechte der lothringischen Abtei Mittelmünster schenkte. Diese verpfändete die damit inbegriffene Kirche dem Bischof von Basel für eine „jährliche Rente von einigen Käsen". Im Jahre 728 schenkte Graf Eberhard von Egisheim der Abtei Murbach nebst vielen andern Gütern auch Perchheim[4]. Vierzig Jahre darauf (768) übergab der Dynast Siegfried der Abtei

[1] Siehe darüber Revue d'Alsace 1850, 431 u. f.

[2] Eine 138 Millimeter hohe bronzene Statuette Merkurs wurde nicht, wie Ravenèz-Schœpflin, Alsatia illustr. II, 518 behauptet, zu Bergheim, sondern bei Türkheim gefunden.

[3] Nähere Beschreibung im Bulletin de la Société p. la conserv. des monum. histor. d'Alsace, 1868, I, 101—103.

[4] Schöpflin, Alsat. diplom. I, Fol. 8—9.

Münster mehrere Rechtsame, die er zu Bergheim und dessen Gemarkung besaß[1].

Nach vielfältigem Wechsel der Herrschaft, dessen Einzelnheiten von geringem Belange sind, finden wir das Dorf und den Hof (villa) von Bergheim im Jahre 1287 unter den Besitzthümern des Hauses Rappoltsweiler, wo es auch 1294 mit Rohrschwihr und Roderen als solches vorkommt.

Durch Heinrich II. von Rappoltstein im Jahre 1312 zur Stadt (civitas) erhoben, kam Bergheim im darauffolgenden Jahre schon an die Erzherzöge von Oesterreich, die es mit bedeutenden Rechten und Freiheiten begabten, welche Rudolf IV. den 24. Hornung 1361 von neuem bestätigte[2]. Die vorzüglichsten derselben waren damals: das Ohmgeld, das Recht Gericht zu halten, einen Wochenmarkt (Mittwochs bis auf unsere Tage) und später zwei Jahrmärkte zu haben (1580), Geld zu prägen[3] und das Asylrecht zu besitzen. Dazu bewilligte Leopold II. 1375 der Stadt und der Bürgerschaft für alle Zeiten das höchst wichtige Recht, das ihnen nöthige Bauholz im Ermelspacher- und im Illwalde unentgeltlich zu holen. Alle diese Wohlthaten verdankten die Bergheimer der ihrer Landesherrschaft stets erwiesenen Treue in Kriegsgefahren, sowie in Zeiten der Geldnoth, in der jene sich oftmals befand und selbst die Verpfändung des Städtchens (1372) an die Herren von Hattstatt nach sich gezogen hatte. Mit schweren Opfern hatte es die Bürgerschaft nach drei Jahren dahin gebracht, den Gläubigern die Ablösungssumme zu entrichten. Mehrere Kaiser, namentlich Wenceslaus (1375 und 1379), Friedrich III.

---

[1] Horrer, Dictionn. géogr., histor. etc. de l'Alsace, S. 221—223.

[2] „Alle ir recht, freyheit und gute gewonheit die sie von alter (zeit) herpracht." (Stadtarchiv v. B.)

[3] Von diesem Rechte scheint jedoch Bergheim keinen Gebrauch gemacht zu haben, obgleich ihm erlaubt war, seinen eigenen Münzmeister zu halten.

(1465) und Ferdinand (1551) erkannten diese Verdienste und zeigten sich ihr ebenfalls günstig durch Bestätigung und Erneuerung ihrer alten Rechte und Freiheiten, welche noch durch das Recht, Zölle zu erheben, vermehrt wurde[1]. Bergheims höchster Glanzpunkt im Mittelalter hatte mit dem Jahre 1375 begonnen, von welchem ab es während 73 Jahren unter Oesterreichs Oberherrschaft seine bürgerliche Verfassung entwickeln und kräftigen konnte und auch von Außen her unangetastet blieb. Dazu trug namentlich der Umstand bei, daß es 1377 in die Reihe der erzherzoglichen Städte des Breisgaues aufgenommen und unter den unmittelbaren Schutz des Landvogts von Ober-Elsaß gestellt wurde (Stadtarchiv).

Diese schöne Zeit nahm jedoch mit dem Jahre 1448 ein Ende. Albrecht, der Verschwender, brach das von seinen Vorfahren feierlich gegebene und verbriefte Wort, vergaß der Treue und Aufopferung der Bürger und versetzte dem Markgrafen von Baden das arme Städtchen für 4,000 rheinische Gulden. Nun wurde dasselbe abermals von einer Hand in die andere geworfen, bald um hohen, bald um niedern Preis, bis es Erzherzog Maximilian wieder an Oesterreich brachte. Die Ablösungssumme wurde von ihm mit 1,000 Gulden erledigt, während die Bürgerschaft 3,000 zu entrichten hatte.

Die nun folgenden Jahre bieten wenig wichtige Ereignisse dar. Zu erwähnen ist jedoch, daß sich seit 1463 die Bürger nach den beiden Hauptzweigen ihrer Thätigkeit in zwei Zünfte getheilt haben: die der Handwerker und die der Rebleute, wovon jede ihre Oberhäupter, ihre Gerichte und ihre eigene Stube hatte. Die Patronin der Handwerker war die h. Katharina; ihre Statuten wurden mehrmal abgeändert und von den

[1] Es bestanden dafür zwei Stätten, eine am Unterthor und eine am Eckenbach. Zuerst wurden für den Wagen 6, später 8 Rappen bezahlt, für den Karren 4, später 6 Rappen. (Stadtarchiv.)

Bischöfen von Basel wieder von Neuem bestätigt. Ueber ein Jahrhundert vorher bestand aber auch schon eine sogenannte Reitbruderschaft unter beinahe sämmtlichen Bürgern; sie galt für die reichste, wie die von Rappoltsweiler für die älteste der Umgegend[1]. Dieselbe hatte zum Zweck: Beiträge zur Feier des Gottesdienstes und zu den Kirchenornamenten zu liefern, die Bedürftigen zu unterstützen, für die Sterbenden und Todten zu beten, deren Leichen zu begleiten und besondere Andachtsübungen zu verrichten. Neben dieser Bruderschaft bestand noch eine andere, die den h. Sebastian zum Patron hatte. Im XVI. Jahrhundert besaß Bergheim eine Armbrustschützengesellschaft, in welche auch Bewohner von Rohrschwihr und Roderen aufgenommen wurden. Sie hatte ihrer Ordnung gemäß zum Zweck, die Bürger in den Waffen zu üben, zur Sicherheit der Stadt beizutragen und in betreffenden Fällen zu den regelmäßigen Truppen zu stoßen und das Land vertheidigen zu helfen. (Stadtarchiv).

Zur Zeit der rappoltsteinischen Herrschaft bildeten, wie schon angedeutet, Bergheim mit Rohrschwihr, Roderen und Weil ein besonderes Amt oder eine Vogtei, welcher ein Vogt im Namen der Oberherren vorstand. Dieser hatte, wenn er es für gut fand, das Stadtgericht zu berufen und den Vorsitz darin zu führen; gewöhnlich aber befugte er den Schultheiß dazu. Das Gericht bildeten die Schöffen und als Beisitzer in besonderen Fällen der Lohnherr. Dieser, in andern Städten des Elsasses auch Werkmeister genannt, hatte für das nöthige Holz der Gemeinde zu sorgen, „Steg und Weg" zu unterhalten, die Hirten zu überwachen und das Umgeld einzuziehen. Die Weinverfälscher zog er vor das Stadtgericht, das mit den Schul-

[1] Der „reite Brief", welcher die ältesten Statuten enthält, ist von 1328 und noch im Archiv aufbewahrt. Siehe „Alsatia", 1873, S. 627 u. f. — Bernhard, S. 28b.

digen mit Strenge verfuhr, weil dadurch der allgemein anerkannte Ruf der Reinheit und Güte der Bergheimer Weine geschädigt wurde. So wurden z. B. (in späterer Zeit) die Eheleute Andreas Lippeser und Anna Schmidin von Roderen, überwiesen, Waldnachtschatten unter ihren Rothwein gemischt zu haben, zu einem Monat Thurmstrafe verurtheilt, zu 150 Livres Geldbuße, 30 Livres ins Stadtalmosen und zu den Unkosten des Prozesses. Vorher wurden sie von zwei Stadtknechten durch die Straßen von Bergheim geführt, mit zwei Zetteln, die auf der Brust und dem Rücken angeheftet waren und die Worte «frelateurs de vin» und „Weinverfälscher" trugen. Da einer der Käufer des Weins an der Vergiftung desselben gestorben war, mußten sie für dessen Seelenruhe beten lassen[1].

Die beiden Dinghöfe von Bergheim hatten ihre besondern Rechte und ein eigenes Gericht. Der obere, auch S. Peters Hof genannt, durfte Diebe und andere Missethäter die in seinem „Banne" gefangen wurden, „drey vierzehn (sic) nacht" festhalten und richten[2].

Als Hauptort der Vogtei, besaß Bergheim auch das Malefizgericht, welches im Namen der österreichischen Regierung und „nach Keyser Carolus deß fünfften Halsgerichts Ordnung" urtheilte. Es bestand aus 24 Richtern: 13 Mitgliedern des Raths, 5 aus der Gemeinde, 3 von Rohrschwihr und 3 von Roderen; dazu kamen noch 7 Beisitzer, die aus Bürgern der drei Ortschaften ernannt wurden. Die vom Weibel zusammen berufenen Gerichtsherren präsidirte der Amtsverweser oder, in dessen Abwesenheit, der Schultheiß. Die Sitzungen wurden öfters „under hellem himmel vor der herren stuben gehalten". Kläger und Beklagte konnten ihren Fürsprecher selber wählen.

[1] Siehe Ordonnances d'Alsace, I, 527—528, 2. September 1817.

[2] S. Stoffel, Weisthümer des Elsasses; besonderer Abdruck aus Jac. Grimms W. Bd. VI, Göttingen 1861, S. 244—249.

Das Foltergericht war den sogenannten Siebenern zugewiesen. Als Gerichtsort, mußte Bergheim Stab und Galgen haben. Als man den Bürgern 1589 zumuthete, auch ein Rad machen zu lassen, legten sie Protest dagegen ein, da man dieses bis jetzt nicht von ihnen begehrt hatte. Nach längerem Berathschlagen, und „zu erhaltung Irer Gerechtsbarkeit", beschlossen sie jedoch zuletzt das Rad machen zu lassen. (Malefizbuch, Fol. 89 a.)

Außer mehreren gewöhnlichen Kriminalprozessen kommen im 16. und 17. Jahrhundert namentlich Hexenprozesse vor. Sie fallen nach den noch vorhandenen Aktenstücken, zwischen die Jahre 1582 und 1630 und betreffen 44 Weiber[1], wovon 25 Bergheim selbst, 8 Roderen, 7 Rohrschwihr, 1 Weil, 1 Ensisheim, 1 Mariakirch und 1 Heilbronn zugehörten. Außerdem noch 1 Mann. Beinahe alle wurden, wie es in mehreren Urtheilssprüchen heißt, „zu pulfer und eschen verbrannt"[2].

Als zur Rechtsgeschichte des Elsasses gehörend, muß hier eine Sitzung des sogenannten Landgerichts erwähnt werden, die in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts im Gemeindebann von Bergheim statt fand. Das Landgericht stand unter den Herzögen von Oesterreich, als Oberherren des Sundgaues und eines Theils des Ober-Elsasses. Seine Assisen hielt dasselbe gewöhnlich unter freiem Himmel, in einer Gasse, auf einer Landstraße oder einem Allmendplatze. Dem Vorsitzenden waren Schöffen beigegeben. Die Kläger brachten ihrerseits Zeugen vor, Eideshelfer; die Beklagten hatten ihre Fürsprecher. Die erwähnte Sitzung fällt zwischen die Jahre 1480 und 1487 und fand auf dem zu Bergheim gehörenden Spitalwasen (Spyttel-Waßen) am Eckenbach statt.

[1] Die von Bernhardt S. 22b angegebene Zahl 35 ist unrichtig.

[2] Einzelnes über die Bergheimer Hexenprozesse und darauf bezügliche findet der Leser in der Alsatia 1856—57, S. 312—318 u. 330—335.

Die Regentschaft von Ensisheim hatte diese Stelle als gemeinschaftliche Allmend erklärt, auf der außer Rohrschwihr und Roderen auch St. Bilt und Orschweiler Waidrecht hatten. Den Vorsitz führte Graf Oswald von Thierstein, welchem Kaiser Friedrich III 1479 das Schloß Hohkönigsburg und das Amt Bergheim als Lehn übertragen hatte. Das folgende Jahr wollte der Kaiser beide wieder an sich ziehen und bot Oswald dagegen die Landvogteien von Elsaß und Breisgau an. Dieser willigte ein, behielt aber zu gleicher Zeit das Lehen bei[1].

Im Jahre 1540 wandte sich die Regentschaft an Eckart Wiegersheim, dem damaligen Vogt zu Bergheim, um zu erfahren, was etwa bei den ältesten Bürgern des Städtchens noch von jener Sitzung im vorigen Jahrhundert in der Erinnerung geblieben sei. Aus dem Antwortschreiben des Vogtes ergibt sich Folgendes: „Vor Jaren, und inn zyt Ires gedenkens, ist die stul und Schranken[2] des Landgerichts inn dem Bann Berckheim unterhalb dem Landgraben, am Spyttel-Waßgen... gehalten worden." Ein alter Bürger hat Stul und Schranken noch gesehn und von seinem Vater gehört daß das Landgericht von „weyland Oswald von Dierstein gehalten worden ist, der under sinen fueßen zwen Juden sitzendt gehept". — In einem zweiten Schreiben fügt Wiegersheim hinzu: ein alter Jude, Namens Schmoll, habe dies ebenfalls gesehn und ausgesagt, daß die beisitzenden Schöffen sämmtlich Edelleute aus der Gegend gewesen seien. Von dem was in jener Sitzung des Landgerichts verhandelt worden, schweigen die vorhandenen Zeugnisse.

Unter den Freiheiten, welche Bergheim den deutschen Kaisern zu verdanken hatte, ist auch weiter oben das Asylrecht genannt worden. Es steht einzig da in der Rechts- und Sittengeschichte

[1] S. Curiosités d'Alsace, I. S. 383 u. f., auf die der Verfasser für sämmtliche Vorfälle hinweist.

[2] Im Text: Schragen.

des Landes und verdient eine eingehendere Besprechung, die für den zweiten Theil dieser Arbeit bestimmt ist, zu welchem das Archiv des Städtchens reiches, nur unvollkommen benütztes Material bietet.

Die wichtigste Begebenheit im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, die nebst den umliegenden Ortschaften auch Bergheim betraf, ist der Bauernkrieg. Zweimal, den 8. und 9. Mai 1525, weigerten sich seine Bürger, den empörten, stets wachsenden Schaaren ihre Thore zu öffnen und rüsteten sich zur muthigen Vertheidigung; da jene zum dritten Mal die Stadt bedrohten, beeilten diese sich Boten nach Rappoltsweiler, Reichenweiher, Kiensheim, Ammersweiher und Kaisersberg zu schicken, um sich den 11. Mai mit ihnen zu berathen. Da aber Kaisersberg sich weigerte mitzuhalten, wurden die andern Orte wankelmüthig, und es kam zu keinem Entschluß. Traurig zogen die Boten von Bergheim hinweg; sie erklärten, sie wollten sich so lange als möglich allein wehren, und sagten den Bauern ab. Diese sammelten hierauf in den Städten und Dörfern alle die zu ihnen geschworen hatten, und brachten ein Heer von 14,000 zusammen. In der Stadt selbst hielt ein Theil zu ihnen und zwang den Vogt, die Thore zu öffnen. „Da zerrissen sie den Juden ihre Bücher, welche sie gern um 400 Gulden gelöset hätten, und nahmen ihnen alles was sie hatten, setzten auch zween Schaffner darüber, die der Juden Gut verhandeln mußten. Den Geistlichen soffen sie ihren Wein aus und hielten seltsam Haus. Die von Berken mußten ihnen 60 Mann geben, die am Freytag den 12. Mai mit ihnen zu ziehen genöthiget waren." So erzählt der Zeitgenosse Eckard Wiegersheim, damals „ein Burger zu Reichenweyer", später, wie wir gesehen haben, Vogt zu Bergheim[1].

[1] S. Alsatia 1856—1857, S. 339 u. f. Vergl. dazu den Bericht Ulrichs XI von Rappoltstein, Alsatia 1854—1855, S. 139 u. f.

Da die Bergheimer, welche zu den Bauern geſtoßen waren, ſich mit dieſen auch an der Plünderung und Verheerung des Tempelhofs und des Kloſters der Clariſſinnen zu Alſpach betheiligt hatten, ſo verurtheilte ſie die Regentſchaft von Enſisheim, den 12. Juni 1527, zu 500 Gulden Schadenerſatz, die ſie der Komthurei St. Johann zum Grünen Wörth in Straßburg, welcher der Tempelhof zuſtändig war, zu entrichten hatten. Auch an das Kloſter Alſpach hatten ſie ſpäter bedeutende Strafgelder zu erlegen.

Die furchtbare Niederlage, welche die Bauern am 26. Mai 1525 auf der Ebene zwiſchen Keſtenholz und Scherweiler erlitten, machte dem Krieg eine Ende und brachte Bergheim wieder unter öſtreichiſche Oberherrſchaft, die fortfuhr, deſſen Bürgerſchaft wie früher väterlich zu behandeln, ihr aber manchmal auch beſondere Leiſtungen auferlegte. So ſchickte im Jahre 1614 die öſtreichiſche Regentſchaft vor den Sitzungen der Provinzialſtaaten des Elſaſſes, die in Enſisheim abgehalten wurden, an alle ihr unterworfenen Ortſchaften Rundſchreiben, in welchen ſie jeder derſelben gewiſſe Lieferungen für die Tafel der Mitglieder jener Verſammlung vorſchrieb. So hatte Bergheim, was es an Wildpret aufbringen konnte, nebſt 2,000 Krebſen einzuſchicken.

Oeſtreich blieb im Beſitze des Städtchens bis zum Schwedenkriege. Im November 1632 beſetzte es der Obergeneral Guſtav Horn nach kurzer Belagerung und ließ ſämmtliche Kanonen, Haubitzen, Gewehre und Kriegsmunitionen nach Schlettſtadt bringen. An der Vorderſeite mehrerer Häuſer ſind jetzt noch Spuren von Kugeln zu ſehn, welche die Schweden damals hineingeſchoſſen hatten.

Als Belohnung für die erwieſenen Kriegsdienſte ſchenkte Guſtaf Horn dem ſchwediſchen Feldherrn Wilhelm Otto, Grafen von Naſſau, 1634 die Herrſchaft Bergheim. — Nach Abzug

der Schweden verlieh sie 1641 Ludwig XIII. dem Komandanten von Schlettstadt, Karl von Saint-Maure, Herzog von Montausier, der sie 1679 an Christian II. Pfalzgrafen, Herzog von Birkenfeld und Herrn von Rappoltstein, für die Summe von 32,000 Livres abtrat. Nach abermaligem Verkauf und Wiederkauf seitens verschiedener bürgerlicher oder adeliger Inhaber (1686—1716), löste sie im letztern Jahre Christian III. des obigen Sohn und Herr von Rappoltstein, wieder ein und somit verblieb sie diesem Hause bis zur französischen Revolution.

Bergheim hat auch drei Bürger aufzuweisen, wovon einer sich als Dichter und zwei in den schönen Künsten einen Namen gemacht haben: Johannes Schmidt (gest. den 5. September 1566 an der Pest) schrieb, unter dem Namen Fabricius Montanus, eine lateinische Elegie auf Wilhelm Tell und ein Gedicht über die Wälder (sylvarum liber unus). Er wurde Protestant und war nach und nach Professor zu Zurich und Chur. Er war wie sein Bruder, Neffe des aus Gemar gebürtigen Reformators Leo Judä, und war, als solcher, so wie um seines eigenen Fleißes und Wohlverhaltens wegen, unentgeltlich in den Zürcherischen Anstalten gepflegt und unterrichtet worden, und leitete auch eine Zeit lang das Zürcher Alumnat. Conrad Lykosthenes (Wolfhardt) von Ruffach, sagt von ihm: „Er leget sich fürnemmlich auff Poeterey, und name dermaßen zu das er viel andere übertroffen.“ S. Pantaleon, hochberühmter Personen-Beschreibung, III. Theil, S. 329, Basel 1570, in Folio. Sein Bruder Wilhelm S. war ein talentvoller Baumeister und Bildhauer. — Der neueren Zeit gehört Martin Drolling an, der im Jahre 1752 zu Bergheim geboren wurde. Schon als Knabe liebte er es kleine Scenen, Häuschen, Brunnen und ähnliche Gegenstände zu zeichnen. Später erwachte in ihm ein unwiderstehlicher Drang sein Talent weiter auszubilden. In sehr dürftigen Umständen aber seinem Sterne fest vertrauend,

begab er sich nach Paris, wo er um sein Leben zu fristen, für einen Bilderhändler allerlei Gemälde, zu dreißig Sous das Stück fertigte. Er besuchte die öffentlichen Gallerien, studierte, zuerst ohne weitere Anleitung, die Werke großer Meister und übte sich unablässig in seiner Kunst, bis es ihm gelang durch mehrere edle Beschützer, die sein Talent würdigten, in die Zeichenakademie aufgenommen zu werden, bei deren Conkursen er sich bald so auszeichnete und daneben mit Malen beschäftigte, daß er namhafte Bestellungen von Gemälden erhielt, auch selbst eine Malerwerkstätte eröffnete. Unter seinen Genrebildern sind besonders zu nennen: la marchande de pommes, le marchand forain, la maitresse de village, maison à vendre. Vorzüglich gelungen, und sehr günstig beurtheilt vom Kunstkritiker Charles Blanc, ist das Intérieure d'une cuisine (1817). Er starb zu Paris im Jahr 1817.

Sein Sohn Michael Drolling (gest. 1851 zu Paris). Er zeichnete sich als Portraitmaler und Genremaler aus; seine Regrets d'une jeune religieuse werden besonders gelobt. Als Talent steht er unter seinem Vater, doch zog seine Methode mehrere ausgezeichnete Schüler in sein Atelier. Zu diesen gehörten die Elsässer Henner, Ulmann, Lix, Jundt. Ueber Vater und Sohn Drolling siehe Tuffierd l'Alsace artistique, Revue d'Alsace 1884 p. 84—85 et 88—89.

Zum Amte Bergheim zählten, wie bereits angeführt worden, auch die beiden Dörfer Rorschwihr und Roderen, deren Bewohner Bürgerrecht genossen,

Das erstere kommt schon im 12. Jahrhundert als Dorf, villa, vor, unter dem Namen Rulswilre[1]. Außer diesem, trägt es noch mehrere andere Namen und heißt im franz. patois

[1] Nach Grandidier, im Jahre 987. Hist. de l'Alsace I, p. 154, S. Stoffel, Topographie d. Ober-Elsaß. S. 456 b. — Hr. Kanonikus Straub, welcher jenen Namen nicht angibt, setzt Rorschwihr, als Dorf ins 12. Jahr-

Raviller. Die Kirche ſtammt aus dem 14. Jahrhundert. Sonſt iſt von dieſer Ortſchaft, deren Bewohner ſich beſonders mit Rebbau abgeben, wenig zu bemerken. Ihre äußere Geſchichte fällt mit derjenigen der Amtsſtadt Bergheim zuſammen; bei gerichtlichen Berathungen war ſie durch zwei Bürger vertreten. Sie zählt jetzt 410 katholiſche Einwohner.

Roderen beſtand ſchon als Dorf im Jahr 1198, in welchem ein Conradus de Roderen erſcheint[1]. Auf den beiden äußern Flügeln des Altarblattes der Kirche ſind eine Verkündigung Mariä und die Anbetung der Hirten, beide auf Holz gemalt, bemerkenswerth; ſie gehören zu den ſchönſten Arbeiten der deutſchen Schule. Auf dem Seitenaltar, beim Evangelienpulte, befindet ſich ein Gemälde aus dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wegen des getreuen Coſtüms der Zeit einigen Werth hat. Archäologiſch wichtig iſt die Marienkapelle auf dem Rain. Roderen liegt an der Straße von St. Pilt nach Neubreiſach; es beſitzt Kohlenwerke und erzielt treffliche rothe Weine. Es hat 519 katholiſche Einwohner.

Oberhalb Bergheim, zwei Kilometer davon, erheben ſich die Trümmer der Burg Reichenberg. Es kommt ſchon im Jahre 1136 ein Philippus de Rychenberc vor; ein anderer Philipp trägt 1264 den Titel Comes de Rychenberc[2]. Eine Zeitlang war es Beſitzthum der Herzöge von Lothringen, von welchen es die Herren von Hattſtadt zu Lehen hatten; ſpäter erhielten es die Waldner von Freundſtein. Im Volke iſt es unter dem Namen des Alten Thurms bekannt, unter welchem es auch

hundert. Statistique monument. des cantons de Kaisersberg et de Ribeauvillé. Strasb. 1860, p. 31. Vgl. Fr. X. Kraus, l. c. Bd. II. S. 562.

[1] Nach A. Straub zu Ende der 10. Jahrh. l. c. S. 30. — Vgl. Fr. X. Kraus, S. 562.

[2] Ueber die Familie ſiehe: Der alte Adel im Oberelſaß von Kindler von Knobloch, Berlin 1882, S. 72—73.

in den Bergheimer Hexenprozessen des 16. Jahrhunderts, als Versammelplatz der Hexen vorkommt. Sonst knüpft sich keine wichtige geschichtliche Begebenheit daran.

Unweit des Schlosses Reichenberg, etwa 20 Minuten oberhalb Bergheim, liegt die ehemalige Kommenthurei Tempelhof[1] jetzt ein armseliger Meierhof, der einen spätgothischen höchst einfachen Bau darbietet. Nach Aufhebung des Tempelherrnordens (1312) wurde diese Komthurei dem Johanniter-Hause zu Schlettstadt übergeben. Rothmüller[2], kannte den schönen Saal in Renaissance-Styl noch, mit der Inschrift 1558 auf dem Kamine und hat ihn, ein erfreuliches Denkmal frühern Wohlbestehens des Hauses, in trefflicher Weise wiedergegeben.

Ueber die Komthure des Johanniterordens und deren Verhältniß zum Tempelhofe und zu Bergheim in dessen Gemeindebann dieser lag, sind wenig Zeugnisse vorhanden. Von einem der rührigsten derselben habe ich Näheres im Bergheimer Archiv und in „Pantaleon's Hochberümpter Teutscher Personen Beschreibung"[3] gefunden. Derselbe nennt sich in einem Briefe vom 26. April 1567, seinem Todesjahre; (geboren wurde er im J. 1520): „Johann Holl, S. Johans ordens Cumenthur zum grienen werdt zu Straßburg vnd Schletstatt". Da ihm Schultheiß, Bürgermeister und Rath zu Bergheim, im Frühjahr 1567 allerlei Hindernisse bereitet hatten wegen der Nutznießung des im Gemeindewald ihm zukommenden Holzes, welches Recht seine Vorgänger von jeher besaßen und wofür er jährlich, „vermög eines Vertrages, das gewerf entrichtete", so machte er bei gesagten Gemeindeobersten Einspruch dagegen, zwar in bittendem Tone, allein mit durchschimmernder Drohung, damit er, im Verweigerungsfalle, „sich darnach wisse zu halten".

[1] Fr. X. Kraus, l. c. Bd. II. S. 33 u. 84.
[2] Musée histor. et pittor. de l'Alsace, p. 31, planche XVIII.
[3] Th. III, Fol. 499.

Ueber den Ausgang der Sache findet sich im Archiv von Bergheim keine weitere Schrift vor. Pantaleon berichtet über Johann Holl, daß er ein großer Freund von Bauwerken gewesen; daß er den Bau des Tempelhofs vollendet und „dermaßen zubereitet, das er auch für ein großen herren lustige wonung möchte sein: er hat auch die Kirchen bezieret vnd „ Bercken ein lustig hauß zubereitet, da er auch mehrtheil gewonet. Er hat ebenso das Ordenshaus zu Schlettstatt von Grund aufgebauet und das Kommenthurhaus von Straßburg vergrößert und verschönert".

II.

Das Asylrecht

des Städtchens Oberbergheim.

Bekanntlich besaßen schon die Hebräer den einigen Städten eingeräumte Asylrecht; in dieselben konnten sich Todtschläger bis zum Ableben des jedesmaligen Hohepriesters zurückziehen. Die Wiege Athen's war ein Asyl; ein Asyl fällt mit der Erbauung Rom's zusammen. Altäre, Götterbilder, Tempel, der den Penaten geheiligte und von ihnen geschützte Hausherd, nahmen die Schirmsuchenden auf. Im Mittelalter fand dies Asylrecht, unter kirchlichem Einfluß, eine größere Entwickelung und griff oft mächtig in die Uebung des öffentlichen Strafrechtes ein, dasselbe bald hemmend, bald unterstützend. Kirchen, Abteien und Klöster mit ihrem Inbegriff, Friedhöfe, Spitäler, Dinghöfe, Burgen, Städte oder Theile derselben konnten Freistätten werden.

Das Elsaß hat deren, vom Mittelalter an bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, eine große Menge aufzuweisen. Das bekannteste und berühmteste Asyl war unstreitig das Oberbergheimer, dessen Gesammtbild zahlreiche handschriftliche Zeugnisse, welche das dortige Archiv bewahrt, herzustellen ermöglichen. Zwei Quartbände enthalten nicht nur die Namen und die Aussagen der Schutzsuchenden, sondern noch mancherlei, das sich auf die innere Anordnung und Ausübung des Rechtes bezieht. Das erste Verzeichniß, ein Pergamentband kl. 4° mit Schließen, unpaginirt, enthält die Jahre 1530—1587. Auf der Titeldecke stehn die Worte: „Hierinnen sein geschriben aller todschleger „namen so fryheit alhie begert und wie yeder den todschlag

„begangen hat, So angefangen im eingonden r. v. und xxx jor „(1530).“ — Das zweite Register ist betitelt: „Freiheiter „Büechlin über der todtschleger petitionen und eignen „Bekhandtnußen. Von Annis 1611—1632[1].“ Es enthält 88 kl. Quartblätter. Die Gesammtzahl der zwischen 1530 und 1632 eingeschriebenen, das Asylrecht Begehrenden, ist 752, wovon 748 Männer und 4 Weiber. Die Mehrzahl der 195 angegebenen Ortschaften woher sie kamen, lieferten: Schlettstadt 22, Straßburg 16, Rappoltsweiler 15, Colmar und Kaisersberg 14, Ammersweier 9, Bebelnheim 8, Reichenweier und Kestenholz 7, Kienzheim, Dambach und Blienschweiler 5, die übrigen 4, 3, 2, 1. Ihrer Nationalität nach, waren es, außer den zahlreichen Elsässern, Schweizer, Schwaben, Breisgauer, 1 Franzose und 1 Mailänder.

Diebe, Räuber und Mörder waren vom Asylrecht ausgeschlossen. Die gewöhnlichen Ursachen des begangenen Todtschlags sind: Wirthshaus-, Tanz- und Kilbenhändel, Eifersucht, Spiel u. s. w. Auch wegen Schulden begehrten manche das Asylrecht, das ihnen mehrmals gewährt wurde, später aber, weil damit Mißbrauch getrieben, ganz abgestellt wurde[2]. Der deshalb gefaßte Beschluß lautet also: „Uff den 19. Junij Anno (15)73 „ist durch ein Ersamen rat beschloßen worden, daß die verdor„benen Kaufleüt und dergleichen Personen, Keiner mehr uffge„nommen werden soll, Er bringe denn von seiner Oberkeit „urkundt und genugsam bewerlichen Schein, wie er in solche „Schulden und Last gerathen, und je nachdem der schaden durch „Jne andere beschehen, daß dem Anrueffenden die freyheit zugesagt oder abgewiesen werden solle. Anno etc. ut supra.“

Was die bei den Todtschlägen vorkommenden Auftritte

[1] Bernhard l. c. S. 6, gibt die Titel beider Büchlein nicht genau an.

[2] 1573 und 1586 z. B. wurden solche Gesuche abgewiesen.

betrifft und dieſelben oft auf ſo leichte Weiſe herbeiführte, iſt die Sitte und das Recht, welche in jenen Zeiten, nicht nur den Adeligen und freien Bürgern, ſondern auch den Bauern, Handwerkern, ſelbſt den Knechten geſtatteten Waffen zu tragen; dieſe ſind gewöhnlich Weidner (Jagdmeſſer), Säbel, Spieſe, Dolche, Prügel (Text: Prigell); einmal kommt eine Muskete (1612), ebenſo eine Piſtole (1537) vor. Oefters wird die Waffe nicht näher bezeichnet und überhaupt Wehr genannt; bei blanken Waffen heißt es: „vom Leder ziehen oder zucken."

Die vom Rheine herüber oder von der elſäſſiſchen Ebene Kommenden, ſuchten durchs Unterthor Eingang; die aus Lothringen und vom Gebirge her Fliehenden, meldeten ſich am Oberthor, an deſſen äußerer Mauer das berüchtigte Männlein eingehauen war. Eine im erſten Freiheiterbüchlein eingeſchriebene Notiz berichtet darüber, daß es[1] den 14 chriſtmonat 1534 von Jacob Meyer, bürger uff Roderen gemacht worden ſei, der ſeinen Knecht, Lorentz Hartnagel „entlibt het", weil er ſein Töchterlein verführt hatte. „Hat alſo friheit bigert in Oberk-„heim und erlangt uff der Fallbricke by der groſe lind."[2]

Sobald ſich ein Schutzbegehrender an einem der beiden Thore meldete, führte ihn einer der Wächter in den Lohnhof, wo ſich eine größere Gefängnißſtube, für proviſoriſche Haft befand. Hierauf begab ſich der anweſende Weibel auf das Rathhaus um Anzeige von der Ankunft eines die Freiheit der Stadt Beanſpruchenden zu machen. Am dazu angewieſenen Tage, erſchien der Flüchtling vor einer dazu ernannten Kommiſſion, welche gewöhnlich aus dem Schultheißen, als Vorſitzenden, oder an deſſen Stelle, dem Lohnherrn, nebſt mehreren Mitgliedern des Raths, dem Umgelter, dem Weibel oder anderer angeſehener Bürger beſtand. Die vom Flüchtling dafür zu entrichtend Taxe

[1] Im Text: „Das Denkmal am überen thür."
[2] Die prachtvolle Linde ſteht noch jetzt.

war: dem schultheißen 1 schilling, dem lonherrn 1 schilling, dem schryber 1 schilling, und den weyblen 4 pfennig. Actum uff Frytag nach trium Regum. r. v. xxx jor (den 8. Januar 1530). Unbemittelte mußten Gemeindearbeiten verrichten oder bei den Bürgern als Taglöhner den Rebbau besorgen.

Vor dem genannten Ausschusse hatte der Schutzfordernde den Vorgang seines an dem Gegner verübten Todtschlages, einfach und der Wahrheit gemäß, zu berichten. Der Stadtschreiber nahm die Aussage sogleich zu Protokoll, ohne dasselbe jedoch, wie sonst üblich, mit zu unterschreiben. Merkwürdig für jene Zeit ist die kurze schlichte Abfassung dieser Berichte. Erhielt der Geflüchtete, wie es gewöhnlich heißt, die Freiheit, so mußte er versprechen, sich nach der Stadtordnung, gleitlich und friedsam zu betragen, sich Nachts nicht auf der Gasse zu zeigen, keine Waffen zu tragen und sich in „offener Herberg" zu verköstigen. Nicht nur einzelne, auch ganze Genossenschaften, nahmen das Oberbergheimer Asylrecht in Anspruch, so die gegen den Magistrat von Colmar empörten 29 Bäckerknechte, welche hier eine Entscheidung über ihre Beschwerden vom Schultheiß, Meister und Rath des Städtchens erwarteten, 30. Juni 1495.[1]

Die Zeit während welcher die das Asyl Genießenden, in Bergheim verweilen durften, ist in keiner städtischen Urkunde, noch in den Freiheitsbriefen der Erzherzöge und Kaiser festgesetzt. Manchmal heißt es: „soweit sich die (Freiheit) erstreckt". Die elsässischen Geschichtsschreiber Schöpflin, Grandidier und Horrer erwähnen ihrer nicht. Billing, Geschichte und Beschreibung des Elsaß, S. 178 sagt: „Bergheim hat noch eine berühmte Freiheit vom Kaiser Wenceslaus erhalten, laut welcher ein unversehener Todtschläger 100 Jahre und 1 Tag daselbst Sicherheit hat." Auch M. Merian Topograph. Alsat. 1663,

[1] S. das interessante Schriftchen von A. Merklen: Les boulangers de Colmar 1195—1513. Colmar 1871, S. 10, 22 u. 23.

S. 3, nimmt dieſe Zeitfriſt an, die natürlich eine bloße Formel iſt, eine unbeſtimmte Dauer bezeichnet und ſich jetzt noch im Volke erhalten hat. Beſtimmt, ſagt Ph. Knipſchildt in ſeinem Tractatus de juribus et privilegiis civitatum imperialium Ulmae Suevorum 1657, L. II, Cap. 28, N. 17: «In Alsatiae oppido Austriaco Oberberckheim, ei qui homicidium animi impetu perpetravit, ad dies vitae, sive centum annos et unum diem, tuta est mansio.» Daſſelbe Recht, ſetzt Knipſchildt hinzu, beſaß auch die bei Konſtanz gelegene Abtei Kreuzlingen [1].

Ich laſſe hier, als Beiſpiele, eine kleine Reihe von Ausſagen der das Aſyl in Anſpruch nehmenden Flüchtlinge folgen, wie ſie der jedesmalige Stadtſchreiber aufgezeichnet hat. Sie gehören dem 16. und 17. Jahrhundert an. Jede derſelben iſt ein der Wirklichkeit entnommenes Zeugniß, ein Charakterzug aus welchen ſich ein Sittenbild, meiſtens der untern und mittleren Volksſchichten, darſtellen läßt. Die Sprache der Abfaſſung, die manches Merkwürdige enthält, iſt treulich beibehalten worden.

[1] Es ſcheint dem Verf. nicht unwichtig, zur Vergleichung, die Dauer des Aſylrechts in einigen anderen elſäſſiſchen Ortſchaften hier mitzutheilen: Ohne beſtimmte Angabe: Rheinau (die Rappoltsweiler Herrenſtube); „fride han allewille": Dinghof von Meyeral; „als lang er darinnen bleibt": Enſisheim; „1 Tag bis an die nacht": Dammerkirch; 3 Tage: Hof von Herrlisheim; „nach dem dritten Tag ſoll der Meyer ihn (den Geflüchteten) geleiten ein Armbruſt Schuß vor den Hoff, welches Wegs er will"; 1 Monat: Marienbrunn; 6 Wochen und 2 Tag: Niederſpechbach; 1 Jahr: Stadt Rappoltsweiler; 1 Jahr und 1 Tag: Pfaffans.

Aus dem Freiheiterbüchlein I, 1530—1587,

1.

Lux Beck, burger aus Rappoltzwyher,

Hatt freyheit begert, mit anzeigung: Es habe ſich begeben uff den Oſter zyſtag nechſt verſchienen[1], nach dem nachteſſen, daß Er thäter mit andern geſellen ein ſchlafftrunk im Helffant[2] thun wollen; da war einer, genant Hanns Schodenkopff, zu Jne über Jr taffel kommen, und mit Jm erlich ſpiel mit würfflen gethan. Und als er ſpäter zum dickermol[3] uffhören und nit mehr ſpielen wöllen, habe er Jne doch allewyl, yetz mit guten, yetz mit böſen worden widderbewegt daß er etlich nachſpiel mit Jm gethan hab. Aber zum Letzten, als er thäter, die ſchantz gewunnen, und ſein geld in ſeckel gethan, hab Hanns Schodenkopff über Jne ſehr geflucht und anfenglich von Leder gezogen, ſein begerth, und die piſtole gegen Jne gewendet, daß Er ſich zur gegenwör ſchicken, und ſich ſeines lebens und lnbs gegen Jm erwören müeſſen, den er auch da hab wundt geſchlagen. Uff ſollichs Jm freyheit nach dieſer Statt ordnung iſt zugelaſſen. Actum uff den r i i j Juny r r r v i j (13 Juni 1537), jor.

Testibus Antheng metzger. Bathmann wilſch, Michel Bybel.

2.

Petter Schuo Burger vnd des Gericht zu watwyler begehrt fryheit, vnd hatt anzeigt,

Es hab ſich vff Samſtag nach Nicolai neſt vrſchinen[4] zutragen, das Er, bei Zentius[5] ſturtz ſtatthalter zu wattwyler, Jm

[1] nächſt, letztverfloſſen.
[2] Elephant.
[3] mehrmals, wiederholt.
[4] Wie S. 122, nechſt verſchienen.
[5] Vinzenz.

Hanſen gewinnros des gaſthalters huß geweßen, Im beyſein Florentzen von Dydinheim ſtathalters zu Vffholz, vnd Heinrichen rychenloyler burger daſelbs ſampt andern guten eerlichen geſellen, Da het einer genant Hans hirt, auch Burger zu wattwyler, etwas Zwangs mit Im verächtlicher wyß angefangen, welcher als er mit guoten worten von Im abgewendt worden, ſy er mit böſen hitzigen worten an Zentzius den ſtatthalter obgenannt verwachſen[1] vnd mit vnpürlichen[2] worten Im zugeredt, Unnd als Er thätter ſich da zwiſchen gelegt, vnnd die handlung begütigen möllen, hab genanter hans hirt Jne thätern abermals wie vor mitt vnglimpflichen worten angetaſtht vnd der geſtalt Jne beleidiget, das Er thäter Im die fuſt an halß geſchlagen, da widder Hans hirtz Im Jne ſein bart gefallen, den vmb die hand gewickelt, ſagende Er wolt Im den barth ſträlen, vnnd Jnen darmitt mitt füſten geſchlagen, dergleichen Er auch gethon., Und als er thäter zum dickern mal.....[3] vnd geſagt Er ſolt Im den barth gön laſſen, Aber er ſollichs nitt thun wöllen, ſey er thäter vß hitzigem gemüt bewegt worden, vnd Im ein weydner[4] In ein ſchenkel ſtoßen wöllen, aber der ſtich Im mißrathen, und Hans hirtz Inn ſeinen lyp gangen, alſo das er vom Leben zum todt kommen, vnnd Im thäter von hertzen leydt wär, Uff ſollichs Im geleyt[5] zugeſagt.

Act. xxviij. (1538).

Testibus Antheng[6] metzger ſchultheiß, Batthman mangold weypel.

---

[1] gerathen.
[2] ungebürlichen.
[3] mehrmals; es folgt ein ganz unleſerliches Wort.
[4] Waidmeſſer, Jagdmeſſer.
[5] Geleite, Schutz.
[6] Anton.

3.

Der Veſt Jakob Zorn von Bulach[1],

zeigt an, daß Er uff montag nach dem Sontag Cantate neſtverſchinen, umb die Neun uren nachmittag, Inn die herberg zum ſydenfaden[2] kommen, und Inn der ſtuben Jacoben Bock[3] funden by andern Edelleuten, die Er etwas Inn geheim ſagen wöllen; aber er hab Im nitt wöllen zuhören, ſonder geſagt, hab er Im etwas zu ſagen, ſolle er mit ihm hinaus gon; das er hätte gethan, und als ſie für die ſtuben kommen und er das anpringen von Im gehört, hab er vom Leder ziehen wöllen, aber ſey Er zugeloffen und im das ſchwert widder ingeſteckt, als einem wolgetrunkenen man, und ſey widder von im gangen, (da) hat Jacob Bock widderumb ſein gewör außzogen, und Im ein ſtreich uff die achſel geben, Im ein großen ſtreich in ein neu goller gehauen. Alſo hab er ſich wehren müſſen und im ein ſtück auß der hirnſchalen gehauwen.

Act. Philippi et Jakobi, M. d. xliij jor. (1. Mai 1543).

Antheng metzger. Hans Grundbach. Diebolt Rend.

Obgleich hier keine beſtimmte Meldung davon geſchieht, iſt anzunehmen daß die Freiheit gewährt wurde.

4.

Ludwig Matthynger, burger zu Straſpurg,

Begert Freyheit, mit Anzeigung das Er etlichen frommen leuten zu thun ſchuldig, dagegen Ime auch andre Leute ſchuldig weren,

[1] Sohn von Ludwig Z. v. B. und Margarethe von Uttenheim von Ramſtein. E. Lehr. l'Als. noble, III, 250.

[2] Die Herberge zum Seidenfaden kommt ſchon 1430 vor; ſie lag am Breuſchſtaden. S. (Schmidt) Straßb. Häuſer- u. Gaſſennamen, S. 173.

[3] Adelige Familie; Jacob B. gehörte wahrſcheinlich dem Zweige Bock von Bläsheim an.

von welchen Er aber alſo inn yl nitt möcht bezalt werden. Damit er aber by ſeinen ſchuldfordern ziemlich ziel und tag erlang, und gütlich vertragen möcht, Begert Er dieſer Statt freyheit Ime mitzutheilen, Welche Im auch alſo uff ſein relation und begeren gegeben worden, wie diſſer Statt gebrauch, ordnung und Recht iſt, Actum, Donnerſtag nach Liechtmeß Anno (M) D r l v (2 Hornung 1545).

Michel ſchrim, ſchultheis. Michel weybel.

5.

Pauluß von Zweibrücken, ein getaufter Judt,

Begehrt die Freiheit, zeigt an, es ſey uff 3 fiertel Jar, ſei er bei ſeiner Mutter in Frankhfurt geweſen, welche Im Geld gegeben, undt daneben zu Ime geſagt er ſolle das geldt nit mit geſundem leyb verzeren. Alſo ſey er daruf hinweg gezogen und gon Uttenheim[1] kommen, daſelbſt drei tag im würtzhaus gezert, Unnd als er aber in der ſtuben gelegen und geſchloſſen, ſey ein frieß[2] und ein judt, der ſeiner mutter bruoder geweſen, hinein kommen und uff Ine geſchlagen und dermaßen verwundt, daß er Mordt geſchrauwen, daß er würth erhördt und den frießen und judten zur ſtuben hinaus bracht. Als Er, Pauluß, dem würdt angezeigt wie es Ime gangen, und die beide vor der ſtuben ſolchs erhört, und ſonderlich weil er den würt gebeten Ime zum bluot ſtellen geholffen zu ſein, hat der frieß angezeigt: wart Ich will dir das bluot ſtellen! Und daruf zur ſtuben hinein getrungen, da hab er Pauluß das wehr durch den frießen geſtoßen und den juden auch erſtochen. Er hab aber vernommen

[1] Unter-Elſaß, Kreis Erſtein.

[2] Mattenknecht, welcher die Wieſen zu beſorgen hatte und die Gräben vom Schlamme zu reinigen; er ſtand unter dem Baurath und wurde auch als zur Feldpolizei gehörend angewandt. In mittelalterl. Schriften heißt auch der Nachrichter Frieß.

daz ſein mutter, welche ein jüdin, dem frießen gelt geben Jne umzubringen. Hatt derwegen die freiheit begert, welche Jme ſo weit ſich die erſtreckht, verwilliget worden. Actum den 18. Auguſti Ao. 72 (1572).

Jm Beiſein Herrn Vogel Schultheiß und eines E. Rhatz alhie.

6.

Johann Scherzheimern, Alten Schaffnern Jn Undis[1] zu Straßburg,

würdt ſeiner Schulden halben, die freyheit mit Zutheylen, abgeſchlagen, doch möge er Jn offenem würdzhauß ein zeit lang zeeren. 1586.

7.

Andreß Ketterer im Schönenwaldt der Herrſchafft Triberg gelegen,

Zeigt ahn wie daß Er einer Rechtsfertigung halb von ſeinen Ambtleüten eingezogen worden, weret Er darüber vßgerrißen vnd flüchtigen fueß geſetzt, beghere alſo die freyheit, die Jme doch abgeſchlagen worden. Actum den 27. Novembris Ao. 1613.

8.

Kaſpar Bürcher, Paulus Muderer vnd Seuerinus Stockher, Burgern zu Gottenheim,

Zeigt an, Es haben beede Gemeindt Bötzingen vnd Schaffhauſen, an einem, Entgegen der ganzen Burgerſchafft zue beſagtem Gottenheim, am andern Theill nun mehr, wegen eines

[1] Es gab im Straßburg zwei Frauenklöſter St. Niclaus u. ein Mannsklooſter St. Johann, welche im 13. Jahrhundert erbaut wurden und unter dem Zuſatze „Zu den Hunden", was verderbt von in undis, herkommt, beim Volke bekannt waren. S. Silbermann, Lokal Geſch. v. Straßburg, Fol. 158.

Waidtganges vnnd holzes etliche Jahr lanng ſtreitigkheiten gehabt, Als nun nechſt verruckhter tagen dieſe zwey Dörffer ſich mit einander vereinbart, vnuerſehens mit gewehrter handt den Gottenheimiſchen Ihr Büch zuenemmen, ins veldt zueziehen vnd in volnbringendem werkh, ſeyen Sie Gottenheimiſche eines ſolches berichtet worden, welche alls dann ſy 3. Perſonen hinauß zuespähen abgefertigt. Die ſouiel erſehen, daß Ihre 10. von gemelten Zweyen Dörfferen zue veldt mit gewehrter hanndt geweſen vnd fünff Schüz mit Mußqueten (.darunder. 3. verſaget.) nach Ihnen gethan, Alls aber Sie drey den ernſt erfahren, habe Kaſpar einem mit ſeinem gehabten Prigell[1], zuer rettung ſeiner, Ein ſtraich, wie zuegleich Er Paulus einen andern mit getragener hauwen Zwen ſtraich gegeben, daß Sie der Leüth anzeigen nach, totds verpliben ſein ſollen, Darüber die von Bötzingen vnd Schafthauſen mit gewehrter hand vff 300. ſtarckh in Gottenheim daß dorff gezogen vnd Irer drey begert, welche aber, deßwegen Sie ein ſolches einer gantzen Burgerſchafft gethan, durch Ihren Vogt vmb alhieſige Freyheit anzuehalten gewiſen. Denen Sie auch ertheilt, den 1. Junij Anno 1612.

Inn beiſein Hannſen Mewells Lonherrns, Mathebs Hoffmann, Wolff Flöſen, bede deß Raths.

9.

Andreas Fuehrmann von Vögtlißhoven[2], der aus Nothwehr einen Burſchen auf der Hattſtadter[3] Kilbe erſchlagen, hatte ſich zuerſt nach Mülhauſen geflüchtet. Obwol nun Er ein Zeit lang ſich der Mülhauſiſchen Freyheit beholfen, ſo ſeye nichts

[1] In der Hand gehaltenen Prügel.

[2] Vögtlingshoven jetzt Böcklinshofen, Kreis Colmar, Kanton Winzenheim.

[3] Hattſtatt, Kreis Gebweiler, Kanton Rufach.

deſto weniger Ime alda deß Lautheriſchen glaubens[1] unnd ander urſachen wegen zu verpleiben beſchwerlich. Doch weilen er der Nebenarbeit gewohnt, bittet Er Ime die alhieſige Freyheit gnädig mitzutheilen, welches Ime ſelbiger gewonheit nach, zue geleben zu gelaſſen. Actum 15. Decembris, Ao. 1612.

Inn gegenwartt herren: Johann Mewells, Schultheißens. Wolff Flöſen, Lonherrns. Mathebs Hoffmanns. Georg Lüſchens, beder des Raths.

10.

Jacob Meyer wonhafft uf der Neumühlen bey Lohr,[2]

Sagt habe ſich verſchinen[3] Zinſtag, bey Konrad Bylers gehaltenen Hochzeit, daſelbſten begeben, deren Er auch beigewohnth, alo Ermelter Hochzeiter ein Stierlein umb kurzweil zu erſchießen[4] geben, welches er gewunnen. Daß Georg Heinzmann Burger alda, welcher nach Ime auch das beſt, ſo geweſen iſt 6 Gulden, gewunnen; bey dem Nachtimbiß über der Tafel Ine angeredt, ſagende: Jacob, du haſt das Stierlein nit redlich gewunnen, ſundern künſt braucht, daß du gewiß geſchoſſen. Er, Meyer, geantwortet: wer es ſage? darnff beißen Lieger (cum venia) wie ein ſchelmen, daß er künſt brauch. Uf ſolches der entleibte Heinzmann ein Glas mit Wein nach Ime geworffen, Ine aber damit nit troffen, und gleich von (nach) dießem uffgeſtanden, wie auch Er, Jacob, und einander wollen, haben Inen (die andern Gäſte) alßbaldt den frieden von Ires Herren wegen geboten, und dann ſie auch wieder eins geweſen. So hat doch Heinzmann von ſeinem gefaßten Neidt und Zorn

[1] Vielmehr: reformirten.

[2] Kreis Jabern, Kanton Lützelſtein; Neumühl, ein zu Lohr gehöriger Weiler.

[3] verfloſſenen.

[4] herausſchießen, ausſchießen.

nit abgelaſſen, ſondern ererſt[1] Inen wider überlaſſen und ein Mauldeſchen Ime geben. Darüber er die Kandten[2] erwüſcht, und damit Ine uff den Kopf geſchlagen, daß (Er) gleich zuerucks uf den boden gefallen. Indem des gedachten Heinzmanns Brüder über Ine gefallen und zugleich hinder ſich zu boden geriſſen, habe man gleich frid gemacht, Ine ſeine geſellen zu Thür hinauß geſtoßen[3] mit vermelden, ſolle ſich alß baldt hinwegs machen, denn Er beinahe todt. Ob er aber deſſen geſtorben oder nit, möge er nit wißen. Damit die freyheit begert, die Ime uf ſein anzeige bewilligt worden, jedoch daß Er ſich ſelbiger gleitlich[4] verhalten ſolle. Actum 10 Novembris Ao. 1616.

Bewweſens Herrn Schultheißen und Michael Schirmer.

11.

Ziliar[5] Bögelin Mathiß Feyels Burgers zue Stotzen[6] Ehelicher Sohne.

Sagt wahr ſein, habe ſich verſchinen Mitwuchen alß festo Simonis et Judae[7] begeben, alß Er neben den ſeines Vatters Tröſchern im würtshauß alda vf der Alten ſtuben geweßen, vnd Inen ein Maß wein zalt, vnder deß ein Soldat, deren vf die 11. ſich damalen in gedachtem würtshauß befunden, Einem Bauren Bueben ein Huet genomen gehabt, ſelbigen einem andern ſeiner mitgeſellen verehrt, deßwegen der ernante Bueb, umb bekhommung ſeines Huets, Inen Wein vnd Brod bezahlen müeßen, vnd deßwillen es die Burgern bedunckht etwas Zeuil

---

[1] jetzt, ſorben; noch im elſ. Volksdialekt gebräuchlich: „Er iſch ererſt do g'ſin", er war ſoeben hier.

[2] Kanne.

[3] ruhig, ordentlich, wie weiter oben; gleitlich und friedſam.

[4] Cyriacus.

[5] Stotzheim, Dorf im Kanton Barr, Kreis Schlettſtadt.

[6] den 28. October.

zu sein vnd daß berett[1], haben sie geantwort, solle sie nichts angehn, waß sie machen. Darüber es wider still worden vnd die Soldaten weg gangen. Alß Sy nun Aubendts[2] vmb Nachteßens zeit wider khummen, Sy noch aldort funden, vrsach ahn sie gesuecht, vnd... ein schiltwacht vor der stub Thiren vff... angestellt, vnd wer von Inen auß oder eingangen, angerueffen, Inmaßen dann etlichen beschehen alß Er auch neben nach einem Burger alda gleich den andern hinauß gangen, seyen, sie nit angeredt worden, vnder deß aber seyn der Mezger bei Inen, Namens Anthoni, auch hinauß gangen, den sie angeschnawen[3] vnd gleich anfahen ohne alle gegebene vrsach vff Ine zueschlagen, seyen gleich die andere auch hinzue geloffen vnd über Ine wollen, in deme Er vermeinte thäter, neben seine vorgemeldten gesellen hinzue geloffen, in meinung fridt zuemachen, da kham ein Jud, soebenmeßig ein Soldat, das sie aber nit gewißt, daher, mit einem breiten Dolche an der seiten vnd hawe[4] erster malen seinen gesellen vf Hurt[5] hinein, daß es durchgangen, seyen darzwüschen geloffen ohnuersehends, den Juden gestoßen, daß er die Steg hinabgefallen, darauff sie wider in die stuben zu Irem Disch geseßen vnd trunkhen, seyn indeßen ernanter Jud auch wider hinein khommen, sembliches (solches) seinen gesellen geclaget, mit vermelden, wenn er wüßte, wer Ime solches gethan, wolte es Ime nit nachlaßen, seyen gleich die andern Soldaten alle auffgestanden, Ire wehren außzogen, vnd vf sie fahen schlagen vnd zuehawen, seyen, in einer andern[6]... eben auch, ine scheiben (sic) mit Burger geseßen

[1] Und beides getadelt.

[2] Beinahe so oft das Wort vorkommt ist es also geschrieben.

[3] anschnawen, Einer mit zornigen Worten anfahren; noch jetzt anschnaüe, anschnauze, anschnüze.

[4] haue; hieb.

[5] Hurt, Schild; Redensart: auf Hurt, gewaltsam. S. Scherz-Oberlin, Glossar.

[6] suppl. stuben.

vnd trunkhen, da ſie ſolches geſehn, zuemalen neben-Inen auch uff geweſen vnd ſich gegen Inen gewehrt, alſo daß einer Namens Hanß Panzer, von Inen ſehr beſchädiget worden, ſeye vnder ſolchem Tumult angezogner Jud tractiert vnd geſchlagen worden, daß er deß ſterben müeßen, Dannenhero daß geſchrey erchollen, alß ers gethan haben, daß er doch bei ſeinem Aidt, auch bei gott vnd der welt thuen wolte daß ers nit gethan noch den Juden geköndt[1], ſolte, auch darufhie Ime garathen, diß witers ſich abweg zubegeben, daß er nun gethan, vnd alhero khommen, Pitte derohalben vmb die freyheit, die Ime ſeiner anzeig nach ertheilt worden, ſich derſelbigen doch gleitlich zuehalten, Actum den 30. Octobris. Ao. 1620.

Beiweßens Herrn Schultheißen, Georg Luſchen, Lonherrns, Kaſpar Mezgers.

12.

Polloronus Müller, Burger zu Ruffach.

Zeigt ahn vnd ſagt, habe ſich nechſt verſchinen Zinſtag begeben, alß Er herrn Ambtſchaffner alda deß fürſten[2] Matten zue ſeibern vnd weßern verdingt, wie er denn die beede bei der Statt bereits zugeriſtet, ſeyn vnder andern Hannß, der obriſt fuorknecht zu Ime khommen, den er angeredt, Ime die vberige Matten zuzeigen, wie beſchehen, im wider Heimbgehn Er Ime fuorman zum Hauen im würtshauß ein Maß wein zahlen wollen, als die würthin aber nichts zueßen gehabt, ſeyen ſie in ein gaßen würtshaus dabei gangen, vnd ein Maß wein bringen laßen, vnd darzue zwen häring, in deme ſie offen Bankh geſäßen

[1] gekannt.

[2] Des Fürſtbiſchofs von Straßburg, dem das Obere Mundat mit den drei Aemtern Ruffach, Sulz und Egisheim gehörte. Es war damals (1624) Leopold Erzherzog von Oeſtreich, welcher im folgenden Jahre ſeine Würde niederlegte.

vnd getrunkhen, seyen doch darnor schon drey Soldaten in bemelten Gaßenwürtshaus geweßen, darundr zwen vfm disch gelegen, geschlaffen, der ander aber in der stuben gangen, vmbgesehn, seye in deßen ein Trabant[1] auch hinein kommen, vnd Jme ein Maß wein reichen laßen, wie dann beschehen, alß aber der würth nit anheimbsch[2] wahr, vnd abendt worden, habe die würthin Jme hinauß gerueffen, vnnd gebetten, weilen es abendt werdt, den Soldaten anzuzeigen, daß sie sich fort magen sollen, dann sie So nit behalten dörff, dann sie den ganzen tag genug getrunkhen, wie sie dann albereit ein ducaten verthon, Alß Er nun der würthinn zugefallen solches gethan, vnd Jnen Soldaten anzeigt, haben sie sehr vber Jne anfahen zue schwehren vnd zue schelten, wedoch nachgehendts wider zufriden worden, vnd einander eins bracht[3], Er thäter vermeint werde damit auß sein, habe doch der entleibte nit nachgelaßen, sonder angefangen Jne, Polloronuß wider zu schelten, seye Gall Knarhawer, welcher am andern Disch gesetzen neben seinem Polloronuß Brueder zugefahren vnd habe dem entleibten ein Maulesch geben, mit vermelden wie er dörff die Burger also schelten, darüber die Soldaten Jr wehr auß zogen, vf sie geschlagen, seyen sie all vber einander khummen, zuesammen geschlagen, der Trabant aber mit einem stuel zugestoßen, könne aber nit sagen von welchen streichen der Soldat geblieben, wie aber Er Müller wahr genommen, daß er stirbt, oder nunmehr todt, habe Er sich, vmb willen, der anfang von Jm endtsprungen, sich in daß Parfüeßer Kloster salvirt, hernach off guet erachten Ehrlicher leüthen, sich in allhiesige freyheit begeben, pittet also die Jme zu ertheillen. Er aber habe dem Soldaten daß wehr genommen,

[1] Ein dischoflicher Diener.

[2] zu Hause.

[3] zugebracht, zugetrunken.

gekrumbt, in willens zunerbrechen, wie ers aber nit kendt, habe er ſolches dem entleibten vff den kopff geſchlagen, der hat zwar etwas zerrißt, obs aber von dieſem ſtreich beſchehen, oder nit, könne er nit ſagen. Deme iſt gleichwohl die freyheit zugeſagt, jedoch daß er ſich ſelbige gleitlich halten wolle. Actum den 12 Aprilis 1624.

Praeſentibus Herrn Regelius, Chriſtian Muckhen, Jeronimi Heylmanns, Kaſpar Mezgers.

13.

Caſpar Monſchein, ledigs ſtandts, Lux Monſcheins, Burgers zue Dorlißheim bey Molzheim Sohne,

Sagt habe ſich verſchinen Sonntag begeben, alß Er neben andern ledigen geſellen gehn Roßweyler[1] allwo Kürbe[2] geweſen, und ein danz gehalten worden, gangen; Alvorten, nachdeme ſie etlich danz volnbracht, nachgehendts ins Würtshaus zogen, zuoauben (d) zehrt, und hernach wider zum danz khamen, habe Er mit Barbara Imvöglerin, einer ledigen Jungfrauen, Michel Imvöglers Dochter, tanzt. Nach vollendt deſſelbigen, ſie von Ime hinweg und zu Balthaſar Stöckhlin, auch einem ledigen geſellen, ins würtshauß gangen, und indeme er ſolches wahrgenommen, weilen Er Iren verliebt geweſen, ſeye Er auch wider dahin zogen; alda Er ſie funden bei dem Keller ſtehen trinken. Er Sy gefragt, obs nichts im zum beſten gibt? Sy antwortet Ja. Darüber ſie ein halb maß wein getrunkhen, under ander der endtleibte Stöckhlin zue Ime geſagt, ſolle Ime nicht fürübel haben, daß Er mit Iro Barbara trinkhe, ins-

[1] Kirchweihfeſt; obereſſ. Kilwe, Kilbe.

[2] Rosenweiler, Dorf im Kreis Molsheim, Kanton Rosheim.

gleichen Er, Monschein, auch begerte, über welches sie einander die handt gaben und zufriden geweſt. Daraufhin er samb: dem Maidlin wider zum danz gangen, dann Er Stöckhlin nachgefolgt und mit Iro Barbara Einen danz drey gethan[1]. In deme es Anbendt worden, daß die Maidlin heimgangen, denen Er, Monschein, nachgefolgt, die Barbara geführt. (Da) seye Stöckhlin der verwundte underwegs für sie gangen unndt etwas geredt, daß Er aber nit verstanden; (da) seye sie Barbara, gleich von Ime außgerißen und heimwerts zogen. Alß der verwundte Stöckhlin solches gesehn, seye er Ime nachgeloffen und daß (Maidlin) gefiehrt und gesprecht.[2] Da Er, Monschein, semblichs[3] wahrgenommen, seye Er ebenmeßig nachgeeylt, daß Er zue Inen kommen möge, umb zue vernehmen waß sie miteinander reden. Darauff Er Ine Stöckhlin gefragt, ob Er etwas mit Ime (dem Mädchen) zuethuen oder nit habe. Er geantwortet Nein. Uff solches Er Monschein, vermelt Er habe mit Ime zuethuen und Ime die Ehe verheißen und sunst kein anderer. Ueber welches der endtleibt vermelt, waß Er nach Ime frag, und damit das wehr außzogen, nach Ime hauen wellen; Indeme Er also vor Ime gestanden, habe Er Ime, Stöckhlin, etlich malen umb gottes willen gebetten, solle nit hauen, dann es nit guet thuen werde; hat Er, Stöckhlin daruff nichts geben,[4] sonder etlich streich nach Ime gethan und uff die Achßell gehauen, daß Ime daruff das wehr entfallen, so Er wider aufgehebt. Nachgehendts alß Er wider nach Ime gehauen und gestochen, und Er, Monschein, wahrgenommen daß kein nachlaßens bei Ime sey, habe Er sein wehr auch außzogen, sich

[1] Auf den Bauerndörfern gilt die Einladung immer auf drei nach einander folgende Tänze.

[2] Mit ihr gesprochen.

[3] Gewöhnlich: „semliches", solches.

[4] Nicht darauf gehört.

gegen Ime gewehrt so gut er köndte und zwey streich ohnversehens uff den Kopf geben, wie auch nachfolgendts, indeme Er nit nachgelassen, sonder ferners nach Ime gestochen, einen (streich) uff die handt, damit hinweg, darvon und heimb geloffen. Wie er gesehen daß Er verwundet, haben In ander ledige gesellen, so nacher thamen heimgefiert, der nunmahls verstorben, welches Ime leidt, und seye daran niemandt schuldig als Er selbst und die obige Barbara, pitet derohalben umb die freyheit, weilen Er hierzu gleichsamb genottrenget, gezwungen und verursachet worden, die Ime nach sollichem und vermeinunge diser beschaffenheit, mitgetheilt worden, dergestalten sich selbiger gleitlich zugehalten wie Ime anzeigt und vorgehalten, Actum den 25. Augusti 1627.

Beywesens Herrn Ulrich Weckherlins, Lonherrn, Caspar Meggers, und Iheronimi Heymanns.

14.

Hannß Geörg Jost der Harpffenist, Burger zue Reichenweyhr.

Sagt und zeigt ahn, habe sich Freytags Abends den 16. huius begeben, Alß Er in Caspar Babel deß Balbierers Hauß spacieren gangen, niendert vor gedacht, da er hinein kommen, seye Michael Höfflin Lediges standts vnndt Burgers Sohn alda, der Soldat, bereits darinnen geweßt, vnnd mit seinen mit gesellen gespihlt, Ime mit zue spihlen zuegesprochen, da es beschehen, seyen sie eines halben Thalers willen vnder Anderen den Jedwederer gesezt haben wollen, zue vnfriden worden, in wehrendem Zanckhen ermelter Höfflin Ine gleich auß geforderet, Ime zue willen zue werden, nachdeme Er aber solches alß Burger nit thuen wollen, daß darbey aber angemelt, wo Er forderung ahn Ine hab, gehe er Morgens vff Rappschweyr zue, solle er uff Hohenweyr Heydt zue ihme kommen wollen sie es

theillen, daß er ihme verſprochen, mit dem anmelden wo er ein Erlicher Gſell ſoll ers ihme halten, damit von ein anderer gangen, nach deme Er aber für die fenſter vorm hauß khommen, habe er wider ankhlopft, vndt begerth, wann er ein Ehrlicher geſell von Vatter vnd Muetter, ſolle er ſein Tägen nemmen, vndt ſich mit ihme rauffen, darauff er ihme geandwortet, waß er ihme verſprochen, wolle er ihm halten, aber nit willens, alls ein Burger, deme es auch nit zueſtehet zuerauffen, darüber Er ſein Tägen gehoſt, vndt ihme vff der gaßen, mit dem Bloßen wehr nachgeloffen, biß in ſein Loſament, vnndt hauß, deme er endtwichen in die ſtuben, Habe er Häffell, mit Blößem wehr in die thüren gehawen, vnnd ihne geforderet, vff dieſes Er ſein wehr auch genommen vnndt hinauß wollen, Habe ſein Schwiger die Thüren zuegeſchlagen, Er aber nit vnbehendt, vnder der Thür durch gegen ihme geſtochen vnndt baldt ſein Schwiger troffen, wie es dann wenig gefehlt, in deßen er nit nach gelaßen, ſonder die Thüren wider geöffnet, vnndt daß zuem dritenmahl, vnndt ihne geforderet, habe er jedoch vß gueter meinung die Thüren von ihmen Beſchloßen, vndt Beeden vor Schaden ſein wollen, deßetwillen er aber bey Jme alles nichts verfangen wollen, vnndt alſo vff ſo ſtrenges Hineylen in Hoff mit Bloßem wehr, Er gleichſamb gezwungener weiß, nicht vnder laßen, ſein wehr auch genommen vnndt ihnen zue willen worden, in ſeinem hoff, da er ihme Häffell dann mit der wehr drey ſtreich im Kopff, vnndt ein ſtich in Schenckhell geben, daß er ſehr anheben zue blueten vnndt ohnmächtig worden, darüber Er thäter ſich weg gemacht, Er Beſchedigte auch weg getragen worden, alßo daß er nit wißte, wie es weiters hergangen allein daß Er ſchwach worden, ſo Jme Leidt vnndt möchte wünſchen, daß es nicht Beſchehen were, begert derowegen die Freyheit, die Jme vff diß hin zuegeſaget worden, Jedoch daß Er ſich ſelbiger gleitlich verhalten wollen, in offner herberg, vnndt ohne

Tragung wehrs, nachtzeit auch ſich der gaßen müeßigen, So Beſchehen den 18. Aprilis, Ao. 1632.

Beyweßens Herr Ulrich Weckherlins, Lohnherren.
Jeronimi Heylmanns, vnndt Michael Kentſpars Vngelter.

Kreuz- und Querflug
durch Alsatia.

Eine Wort- und Fantasiespielerei.[1]

Ich blicke hinaus in die Ferne,
Zum Thalgrund und nach den Höh'n,
Und sing' es und sag' es so gerne:
Mein Elsaß wie bist du so schön!
(Auf dem Salz).

Du liegst noch, mein trauter Mit-Alsate, beim rosigen Schimmer, den die Morgensonne dir von Osthausen so freundlich zuschickt, gemüthlich in Bettlach. Da rauscht's schon in Waldersbach und Laubenheim, und aus Vogelgrün tönt Dir manch fröhlicher Weckmund zu.

Heraus denn! und sei kein fauler Truterscher.[2] Spanne die Fittiche weit auf wie ein klappernder Storkenauer. Du zögerst?... Hast Du noch Sand in den Augen? Waren verwichene Nacht die Ratzendörfler über Dir zu muthwillig und

---

[1] Diese Wort- und Fantasiespielerei kam zuerst gegen Ende der dreißiger Jahre zu Straßburg in Ph. Alb. Dannbach's Wochenblatt, sodann in Einzeldruck heraus. Sie wurde durch mehrere elsässische Zeitungen entweder ganz oder im Auszuge abgedruckt oder nachgeahmt. — Dem nichtheimischen Leser sei bemerkt, daß sämmtliche hier vorkommende Namen elsässische Ortschaften bezeichnen.

[2] Truchtersheim, Dorf, Kantonsort im Kreise Straßburg; von einem trägen langsamen Menschen sagt man er sei von Truterscher.

haben die Katzenthaler ſie nicht gehörig in die Kur genommen? Oder haben Dich gar die Wanzenauer heimgeſucht?

Schüttle den böſen Traum oder die ſchlimmere Wirklichkeit muthig ab! Auf! und heraus! Du ſollſt heute, berührt von Alſatia's Schutzgeiſt, deinen Kreuz- und Querflug durch das ſchöne Heimathland machen!

Aber Du wirfſt zuvör einen Blick in den Spiegel, greifſt nach Kinn und Wangen. Iſt Dir Bartenheim zu ſtark darüber gewachſen? Da kann ja geholfen werden. Prüfe der Schwingen Kraft und nimm deinen Ausflug nach Scherweiler! Dort wohnen die feinſten Barbiere im ganzen Lande. Aus ihrer Hand gehn auch die rußigſten Schmiede reiner als die reinſten Reininger, ſchöner als die ſchönſten Schönburger hervor.

Iſt's ſchon geſchehen?... Wahrlich! Du ſiehſt ja wie ein neugeborener Neuweilrer aus; ſo urſprünglich, ſo adamitiſch als wäreſt Du erſt Adamsweiler entſprungen, wo Du denſelben paradieſiſchen Altahnherrn haſt wie die ärmſten Hüttendorfer, wie die geringſten Volksberger; aber auch wie die vornehmſten Herrenſteiner, Edelinger und Rittershofer, Grafenſtadner und Prinzheimer, wie die hochehrwürdigen Pfaffenheimer, die hochwürdigen Biſchofsheimer; ja, wie die hohen und höchſten Hohenkönigsburger und Kaiſersberger.

Nun, noch ein erfriſchendes Bad zu Rheinau oder im Badbrunn zu Keſtenholz, — dann weiter im Fluge! Wir haben heute weder Windſtein noch Hagelſchloß, weder Kaltenhauſen noch Schneethal zu fürchten; die Luft von Maienheim weht duftig und warm uns entgegen!

Du darfſt dich zeigen, liebwerther Mit-Alſate! Dein Genius hat dich wunderlieblich ausgerüſtet. Wie flattert dein blondes Gelocke im linden Morgenhauche! Wie fröhlich ſchwingſt

du die leichten Fittiche über Berg und Thal! Wie glänzt dir Goldbach entgegen! Freudeneck und Heitersheim lassen auf den Blütenkelchen nur Silberthau als Thränen erglänzen.

Das Blumenthal öffnet seine duftenden Wiesengründe. Rosheim und Rosenweiler sprengen die grünen Knospenhüllen. Die Feenbrücke schwingt sich kühn über das wilde Thal zum Feengarten hinüber; Du mußt dessen Wunderflora sehn, mit ihren Blüten Dich schmücken.

Meldet jetzt aber nicht Burg Hungerstein? So sehr hast du deine Menschenkindnatur dem Zauber der Fantasie nicht aufgeopfert, daß du die Glocken von Münster und Neunkirchen, das Silberstimmchen der Glöckelsberg-Kapelle, welche die menschenfreundliche Mittagstunde verkünden, überhören solltest!

So steige denn aus dem azurnen Himmelsraume hernieder; lege des Geistes Fittiche hübsch zusammen und setze dich nieder aufs weiche Moos, das dir bereitet ist.

Längst ist deine Tafel gedeckt. Salzbrunn und Pfeffershausen, Oelenberg und Lauchthal warten, als bescheidene Hilfstruppen des Zugemüses, das sie würzen sollen. Zum Brode haben Mühlbach und Mülhausen das feinste Mehl gemahlen. Ein freundlicher Judenberger schickt dir sogar einen Matzenheimer. Die Suppe hat Griesbach geliefert; das Ochsenfeld, saftiges Rindfleisch. Sei um das Gemüse nicht besorgt: hier ist feines Krautweiler mit appetitlichem Speckbacher. Taubensand, Leberau und Haslach bringen Braten und Brätchen zur beliebigen Auswahl; als Extraplatte prangt ein roſiger, zarter Salmbacher. Zum Nachtisch sind Haselburg, Nußweiler und Käskastel vorhanden. Du siehst, wie reichlich du bedacht worden bist Wohl bekomm's! Nur vergiß über Aßweiler nicht Dauendorf, damit wir uns nicht etwa an einen Arzweiler wenden müssen.

Jetzt wird sich auch Durstel melden. Hier steht in blinkender Karaffe Brunstatt's und Wasserburg's Silbertrank. Verziehe den Mund nicht so schwermuthsvoll! Köstlicher Weinburger wird dich laben oder, wenn du es vorziehst, ächtes Bier aus Gerstheim. Doch, warum wirst du plötzlich so weich gestimmt, wie ein Mollkircher? Hast du deine Zunge in Schweighausen gelassen? Ha! jetzt begreife ich dieses Schmachten. Du siehst, loser Schalkendorfer, du siehst sie dort, den dunkelgrünen Buchsweilern entlang, dem blühenden Baumgarten zuwandeln: das minnige Fräulein von der Engelsburg, die goldlockige Maid von Liebensweiler, mit ihren zartangehauchten Wangen und rosigen Mundolsheim. Hast du etwa vor mit der Einen oder der Andern einen Romansweiler zu spielen? Da hast du zu lange gezaudert; denn es nahen drei muthige Jungholzer, die holdseligen Mägdlein zum glänzenden Ballbronn zu führen.

Gerathe deßwegen nicht in den Zornhof und sei kein schwacher Kindweilrer. Komm, laß uns ein männliches Vergnügen suchen! Dort liegt Ringendorf; hier Reitweiler und Roßfelden: prüfen wir der Arme Sehnen und der Schenkel Kraft! Oder, wenn du lieber willst? auf nach Pulversheim und Klingenthal! Die Jagd geht an im Jägerthale. Schon schlagen die Hundspacher mit freudigem Bellen an und springen Wildenstein zu. Fuchsthal, Ebersheim, Hirschland und Hirzbach, Wolfskirchen und Bärenthal lassen reichliche Beute in Aussicht. Finkenberg, Meisenthal und Wachtelstein bieten leichtern flüchtigen Zeitvertreib. Im Geleite riesiger Hüneburger, hieben einst unsere Ahnen, mit gefeiten Waffen Greifensteiner und Drachenbrunner und anderes Fabelwild zusammen.

Du bist ja ein trefflicher Schütze, liebwerther Mit-Alsate!... Doch die Sonne neigt sich gegen Westhoffen; Tagsdorf will

ſcheiden; friſch weht der Wind von Kühlendorf her. Schon zündet der Sternſee ſeine tauſend Nachtkerzchen auf blauem Waſſerſpiegel an. Nach und nach wird's Still; ſchon läutet die Zehnerglocke in Uhrweiler.

So laß uns denn an Weitersweiler denken und uns aufmachen nach Heimſprung. Und, da du dieſen Morgen die Sonne in Bettlach begrüßt haſt, ſo magſt du, von Engelsburg, von Heiligenſtein und Gottesheim behütet, dieſe Nacht in Bettweiler ſüßer Ruhe pflegen!

Dritte Abtheilung.

Volksglaube. Sagen. Legenden.

Die Bedeutung der rothen Farbe

im Volksleben und Volksglauben,[1]

Mit beſonderer Beziehung auf das Elſaß.

Die Farben, die Kinder des Lichts, deſſen gebrochene Strahlen, geben den Geſtalten erſt Leben und Wärme; ohne dieſelben böten ſie nur leere Linien, todte Umriſſe dar.

Mehr als die ſchwarze Unfarbe und die weiße Allfarbe, wenn man ſo ſagen darf, greift die rothe Farbe ins Volksleben, in den Volksglauben ein. Iſt ſie das Sinnbild der Liebe, der Freude und erſcheint ſie vorzugsweiſe im Kleiderſchmucke der Jugend oder bei feſtlichen Gelegenheiten: ſo iſt ſie auch die Farbe des Zornes, der Falſchheit, der Sünde, des Böſen überhaupt.

Die Minneſinger des Mittelalters, ſo wie die ſpätern Volksliederdichter feiern, vor Allem, bei ihren Geliebten, nächſt dem blonden oder ſchwarzen Lockenhaar, dem blauen oder braunen Auge — den rothen Mund:

„Meiner Frauen rother Mund,
Der brennt recht ſcharlachfarb;
Er brennt recht wie ein' rothe Roſ',
In ihrer erſten Blüt;

[1] Ich muß hier betonen, daß dieſer Aufſatz nicht für Gelehrte vom Fache, ſondern für gebildete Kreiſe geſchrieben iſt.

Er brennt recht wie der roth Rubin,
In Goldes Farb;
Er brennt recht wie ein' heiße Kohl
Liegt in des Feuers Gluth."[1]

Vom Kaiser Rudolf von Habsburg singt O. von Horneck in seiner Reimchronik:[2]

„Seiner Frauen er nahm
Die Wengel[3] mit beiden Händen,
Er begunt sie gegen ihm wenden,
Daß er bekam zu der Stund
Daß er ihren rothen Mund
Schön und süßlich kußt."

Die Geliebte wird in einem Volksliede also angeredet:

„Grüß dich Gott, mein Mündlein roth,
Lebest du oder bist du todt,
Oder schläfst du, schönes Röslein roth?"[4]

Rothe Röslein sind nicht nur der freudigen Liebe Zeichen, sie sind auch, so gut wie die weißen, Vorbedeutung des Todes:

„Da fallen drei Röselein
Mir in den Schoos:
Jetzt weiß ich nicht, lebt mein Schatz,
Oder ist er todt."[5]

Sie erscheinen selbst noch als Liebespfand und als Erinnerung nach dem Tode:

„Sterben ist eine harte Buß,
Weiß wohl daß ich sterben muß,
Und ein Röslein rosenroth
Pflanzt mein Schatz nach meinem Tod."[6]

---

[1] Des Knaben Wunderhorn, III, 113.
[2] S. 174 und 175.
[3] Oestreichische Mundart: Wängelein.
[4] Büsching, Volkslieder, 207.
[5] Bekanntes Volkslied: „Jetzt geh' i an's Brünnele."
[6] Erlach, deutsche Volkslieder, IV, 143.

Unter rothen Rosen will auch das Kind begraben sein; so lautet es in einem Schooßliedchen:

„Peterchen ließ sein Pferdchen beschlagen
Ließ es den hohen Berg hinauf jagen;
Vom hohen Berg ins tiefe Thal.
Pferdchen, komm nur nicht zu Fall:
Fall ich dann, so bin ich todt,
Begräbt man mich unter die Rosen."[1]

In den Liedern wird selten von weißem, meistens von goldnem oder von rothem Weine gesungen:

„Sie nahm das silberne Becherlein,
Goß darein den rothen kühlen Wein:
Sie her, sieh da, du junger Matros',
Du sollst mein eigen sein!"[2]

In einem Maikäferliedchen ruft das Kind dem davon surrenden Braunröcklein zu:

„Flieg in den Himmel,
Bring einen Sack voll Kümmel:
Tunk' ich meinen Weck hinein
Bei dem rothen kühlen Wein."[3]

Auch rothe Aepfel sind dem Kinde genehm:

„Petrus ist ein guter Mann,
Er hat den Schlüssel in der Hand:
Schließt auf, schließt zu,
Rother Apfel, golden Brod."[4]

Beim Golde steht im Volkslied häufig das Beiwort roth; so in einem naiven, höchst lieblichen Dreikönigsliede:

„Wir sind die Könige vom finstern Stern,
Und brächten dem Kindlein ein Opfer gern:

---

[1] Simrock, Kinderbuch, 28.
[2] Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein, 492.
[3] Simrock, Kinderbuch, 117.
[4] Schmitz, Sitten, Sagen u. s. w. von der Eifel. — Von Petrus mythischer Bedeutung im Volksglauben, ist weiter unten die Rede.

Myrrhen, Weihrauch und rothes Gold;
Wir sind dem Kindlein in's Herz 'nein hold."[1]

Statt Goldgulden hat ein in Herzog's Edelsasser Chronik[2] mitgetheilter Reim von 1525, der einem Bauern in den Mund gelegt wird, rothe Gulden:

„Da ich ein maßl ein Kriegsmann was,
Zu Limpurg soff auß dem großen faß,
Zehen roter Gulden mein jrten was,
Der Teuffel gesegne mir das."

Bekannt ist, für Goldmünze oder überhaupt Gold, der in folgendem Bruchstück eines Eifeler Liedes[3] vorkommende Ausdruck rothe Füchse.

„Der sich meines Korns will han,
Der rothen Füchse muß er han,
Die Thaler müssen blinken."

Zur heitern freundlichen Symbolik der rothen Farbe, gehören die ursprünglich rothen, auf persischen Gebrauch hinaufführenden Ostereier. Der „eierlegende" Hahn ist von der Frühlingsgöttin Ostara gesandt, „sie läßt den Osterhasen jagen, bis er die rothen Wunscheier legt, deren rothen Schimmer die steigende Sonnenwende versinnlicht, und damit entzündet sie in den Herzen das Feuer der Liebe und im Boden die Fruchtwärme."[4]

In Schwaben, im Dorfe Haid, bei Saulgau, findet an Ostern, wie im Unter-Elsaß jetzt noch hie und da, das Eierlesen und der Eierritt statt; die beiden bei letzterm vorkommenden Reiter hatten auf dem weißen Hemde rothe Hosenträger, sie trugen eine rothe Schärpe und hatten ein rothes Käppchen auf.[5]

---

[1] Simrock, Kinderb. 178.
[2] Buch II, Fol. 170.
[3] Schmitz, I, 137.
[4] Kochholz, Naturmythen, 1862, S. 263.
[5] Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben, 1861, II, 86.

Im unterelsässischen Ackerlande, z. B. in Geispolsheim, war es in frühern Zeiten, vielleicht noch jetzt, Sitte, daß der Bauer seiner Frau einen rothen tüchenen Rock kaufte, jedesmal wenn der Sack Weizen auf vierzig Franken zu stehen kam. (Mündlich). In eben jener Gegend, so wie auch weiter unten, trugen ältere Leute rothe Ueberröcke mit „Poschen“ und breiten Knöpfen. Im Kochersberge, und in den althanauischen Ortschaften ist das rothe Brustituch auf weißem Hemde, unter dem schwarzen alterthümlichen Rocke, noch immer ein Hauptstück der schönen Landestracht. Bei Hochzeiten sind die rothen Bänder bei den Jüngern am häufigsten; so wie auch das auf dem Brautwagen nie fehlende Spinnrad, die Peitsche des Fuhrmanns und beide Kopfseiten der Pferde mit rothen Bändern oder Schleifen geschmückt sind.

Die Abneigung vor der rothen, namentlich der bluthrothen Farbe ist uralt; sie ist das Abzeichen der Schuld, der Sünde, die schon Jesaias (1,18) bluthroth nennt.[1] Als Sühne, brachten die Israeliten das Brandopfer einer rothen Kuh, auf welche noch kein Joch gekommen war, (4. Mos. 19, 2.)[2]

Bei den Egyptern kommen als dem Gotte Typhon, dem bösen Prinzipe geopferte Wesen vor: rothhaarige Menschen, rothe Stiere, rothe Esel.

In Indien war diese Farbe so verhaßt, daß eine Bayadere, Dewadessi, an einem Tage, wo sie ein gewisses Küchengewächse von blutrother Farbe gegessen hatte, keinen Tempeldienst verrichten durfte.[3] Manou's Gesetze verboten den Brahmanen, welche durch Dürftigkeit gezwungen wurden, Handel zu treiben, bloß den Verkauf rother Tücher. — Die Ehegesetze

[1] Nork, Mythologie der Sagen, 412.
[2] Grimm, Mythologie, 3. Auflage, 630.
[3] Hafner, Landreise u. s. w., 83.

Manou's (Buch III, Art. 8) sagen ausdrücklich: „Ein Mann heirathe kein Mädchen mit röthlichen Haaren oder Eine, die ein Glied zu viel hat, die zu viel oder zu wenig Haare hat, die oft krank ist, die eine unerträgliche Schwätzerin ist oder die rothe Augen hat."[1]

In der Offenbarung Johannis (6, 4) wird der Krieg als ein auf rothem Pferde sitzender Reiter dargestellt.

Dem Volksglauben der Griechen gemäß, waren alle den Hades bewohnenden Rinder rothhaarig.[2]

Auch Judas, auf den wir später wieder zurückkommen müssen, war, der Volksmeinung nach, roth an Bart und Haupthaar, und wird also auf sämmtlichen mittelalterlichen Gemälden, wie noch jetzt auf den Marktbildern abkonterfeit. Philander von Sittewald trifft ihn in der Hölle an: „Sobald ich hörte sagen, erzählt er, er hätte den Herren verkauft. Ho, ho, dachte ich, dieser ist gewiß Judas, der sich da beklaget: damit ich jhn auch besser erkennen könnte, nahete ich jhm, vmb zu sehen, ob er, wie man sagt, einen rothen Bart hätte..."[3] In satyrischer Anspielung auf Judas, sagt ein Sprichwort, bei Bebelius:[4]

„Der Rot der allerbeste ist;
Darum ihn unser Herr geküßt."

So wie der indische Riese Hidimbas, ein menschenfressendes Ungethüm, ist auch Loki, die einzige böse Gottheit der Skandinavier, rothhaarig. Die symbolische Bedeutung desselben sprechen die Kinder in der Kurmark noch, unbewußt in den Worten aus, mit denen sie Rothköpfige berufen: „Rotkop,

[1] Lois de Manou in der Sammlung: Livres sacrés de l'Orient, 353.
[2] Rork.
[3] Moscherosch, Wunderliche und wahrhafte Gesichte u. s. w., I, 390; Ausgabe von 1650.
[4] *Bebelii* Opuscula, Argentor, 1512.

Fürkop, ſteckt de ganze Welt in Brand!“ Loki, als rothe Kuh, perſonifizirt,[1] wie der rothe Hahn, das Feuer; er war urſprünglich dazu beſtimmt, die Welt in Brand zu ſtecken, ein Amt, das er jedoch, als durch ſeine Unthaten allzu befleckt, Surtur überlaſſen mußte.

Unter den übrigen ſkandinaviſchen und germaniſchen Gottheiten kömmt keine in mehrfachere Beziehung zur rothen Farbe als Thorr oder Donar. Wenn er zürnt, bläst er in ſeinen rothen Bart, und alſobald flammt der Blitz in den Wolken und der Donner rollt grollend daher. Oft zeigt er ſich als rothen Reiter auf rothem Roſſe.[2] Unter den Thieren waren ihm das Eichhörnchen und das Rothkehlchen geweiht; unter den Pflanzen: die Vogelbeere, die rothe Neſſel und der Donnerbart oder das Donnerkraut, deſſen Blätter roth gerändet ſind, und das unſere Bauern noch heutzutage vielfältig, gegen Blitzſtrahl, auf den Dächern ihrer Häuſer oder Scheunen pflanzen.

In ſeiner Umgeſtaltung geht Thorr, in ſlaviſchen Sagen, oft in Elias über: in deutſchen Volksmärchen, häufig in Petrus, namentlich in den Wandermärchen der Schmiede; ſodann wird er zum Teufel oder zum Judas umgewandelt, behält aber die rothe Lieblingsfarbe, die ſein eigenſtes Weſen verſinnbildlicht, ſtets bei.

Als rother Görge ſpuckt er in der Lauſitz, halb in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, halb diaboliſirt: er hat feuerſprühende Augen als Herr des Blitzes, einen langen rothen Mantel, der ſeinen Pferdefuß und ſeinen Drachenſchwanz verbirgt. [3]

---

[1] Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie; 2. Aufl., 129, vergl. 111.

[2] Grimm, Mythologie, 161 u. 892.

[3] Gräve, Lauſitzer Sagen, 74.

In einer Schleswiger Sage[1] geht Thorr ebenfalls in den Teufel über und nimmt nebenbei auch den rothhaarigen Judas mit. Die Sage lautet also: „Da Gott den Teufel vom Himmel auf die Erde hinabgestürzt hatte, gefiel es ihm hier unten schlecht. Um wieder hinaufzukommen, schuf er einen Strauch mit Dornen, der sollte die Leiter sein. Gott errieth seine Absicht, und um sie ihm zu vernichten, richtete er den Strauch so ein, daß er nicht in die Höhe wuchs, sondern sich nach der Seite umwandte. Da war der Teufel ärgerlich und machte, daß die Dornen, die ihm als Sprossen hätten dienen sollen, und darum geradeaus standen, sich niederwärts kehrten. So entstand der Hagebuttenstrauch. Aber Andere sagen, daß Judas sich an einem solchen Strauch erhenkt habe und daß seit dieser Zeit sich die Dornen niederwärts gewandt hätten. Die Hagebutten nennt man deßhalb, im Dorfe Angeln, Judasbeeren."

In seiner Erscheinung als Samiel, in dem auf einer böhmischen Sage ruhenden „Freischütz", tritt der Böse in blutrothem Anzuge auf, über den noch ein rother Mantel fällt. In zahlreichen Volkssagen zeigt sich Satan als grünen Jäger, hat aber jedenfalls eine rothe Feder am Hute und meistens einen rothen Bart.

Der schlesische Berggeist Rübezahl erscheint zuweilen ebenfalls in einem scharlachrothen Mantel,[2] und, als Köhler, mit fuchsrothem Barte.[3]

Der Weg zur Hölle, zum Feuer, heißt in den Märchen manchmal der rothe Weg; so in den „Drei todten Schwestern": Petrus nimmt zwei derselben in den Himmel auf; die dritte,

---

[1] Müllenhof, 459.
[2] Kletke, das Buch vom Rübezahl, 47.
[3] Musäus, 3te. Legende von Rübezahl.

welche Vater und Mutter geschlagen hat, schickt er den rothen Weg, da kam sie vor Satans Thür.[1]

Roth ist die Farbe, welche dem Teufel genehm ist, denn sie bedeutet Blut und Glut zumal. In einer badischen Volkssage verschreibt ein ruchloser Vater dem Bösen sein Kind; er muß aber seine Feder in Blut tauchen, denn, sagt der Teufel: „Schwarz gilt bei mir nichts; bei mir ist alles schwarz; ich muß roth haben.“[2]

Die Hexen, die Teufelsbräute, sind häufig rothhaarig und haben rothe Triefaugen; eine Rothhaarige wird von bösen Mäulern noch jetzt rothe Hexe gescholten. Rothmännlein, Rothmenlin, heißt der Teufel selbst in einem Enstsheimer Hexenprozesse.[3] Im Lothringischen ist der unter dem Namen maitre *Voreil* bekannte Buhle ebenfalls roth gekleidet.[4] Als Hämmerle erscheint, im Oberbergheimer Malefizbuch, der Teufelsbuhle, in rothen Sammet gekleidet.[5]

Eine Hexe bekennt ebendaselbst, 1618, daß sie auf einer rothen Katze zu einer Hochzeit auf den St. Pilter Forst geritten sei;[6] eine andere auf einer rothen Moor.[7]

In den Hexensagen kömmt oft ein rothes Tuch vor, namentlich beim Buttermachen. Eine westfälische Hexe machte mit des Teufels Gewalt eine Menge Butter, indem sie ein rothes Tuch auf die Erde spreitete, und einen Topf darauf setzte, in den sie eine halbe Tasse Rahm und (nach und nach) mehrere Eimer Wasser schüttete.[8]

---

[1] Meier, Märchen aus Schwaben, 243; vergl. Erlach, Volkslieder der Deutschen, IV, 123; Von zwei Schwestern.

[2] B. Baader, Volkssagen aus Baden, 11.

[3] *Gravier*, histoire de St.-Dié, 264.

[4] *Merklen*, histoire d'Ensisheim, II, 153.

[5] Oberbergheimer Archiv.

[6] Ebendas.

[7] Ebendas.

[8] A. Kuhn, Westfälische Sagen, II, 224.

In einem Exemplar von Geilers Emeis,[1] in der Predigt „von Hexen und Unholden", fand ich das rothe Tuch ebenfalls auf dem Fol. 37 befindlichen, gleichzeitig illuminirten Holzſtiche; derſelbe iſt überhaupt merkwürdig genug, um beſchrieben zu werden: Auf einem freien grünen Platze knieen drei Hexen, zwei nackend, auf der Erde; die Eine hält mit beiden Händen einen leeren Topf in die Höhe; die Zweite reicht die linke Hand einer Dritten auf einem Schemel ſitzenden hin; dieſe iſt mit einem grünen Rocke bekleidet und trägt eine Mütze auf dem Kopfe; über ihr ſchwebt ein rothes Tuch. Aus dem großen Topfe, den die Eine der nackten Hexen in Händen hält, ſteigen ſiedende Waſſerdämpfe, welche bis zu den Wolken bringen. Hinter der grünen Hexe ſteht ein großer verſchloſſener Bauchkrug und anderes Geräthe; links von derſelben, auf einem Baumſtamme, ſitzt eine männliche Figur, in gelben Hoſen, mit entblößtem Oberleibe, welche die Arme wie ſegnend gegen den dampfenden Topf ausſtreckt. Das Ganze iſt Wettermacherei.

Nach Olaus Magnus verehrten manche Polarvölker ein über ihnen ſchwebendes rothes Tuch, das Simrock geneigt iſt auf Thorr zu beziehen.[2] Auf dieſen Feuer- und Gewittergott paßt auch das den Hexen in obigem Holzſtiche, beim Wettermachen behilfliche Männlein, freilich nur als des gewaltigen Donnergottes kümmerliches Zerrbild.

Dient, wie wir eben geſehen haben, das rothe Tuch zur Verhexung, ſo wird, in einer märkiſchen Sage der rothe Rock, unter Anderm, gegen die Einwirkung der Hexen angewandt: „Wird das Vieh zum erſtenmale auf die Weide getrieben, ſo muß es über einen grünen Topf, ein Hühnerei und einen rothen Rock gehen, und dann vor Sonnenuntergang wieder im Stalle ſein."[3]

[1] Straßburg bei Joh. Grieninger, 1517.

[2] Mythologie, 2. Aufl., 171.

[3] A. Kuhn, Märkiſche Sagen u. ſ. w., 380.

Ehe wir von den Hexen zu andern geheimnißvollen Wesen übergehen, müssen wir dem Leser noch ein ganz modernes Exemplar derselben vorführen: Im Oktober 1856 wurde Anna Maria Meyer, aus Bischweiler, im Unterelsaß, von dem Zuchtpolizei-Gericht von Nanzig zu fünfjähriger Gefängnißstrafe und zu fünfzig Franken Geldbuße verurtheilt, weil sie als angebliche Hexenmeisterin mehrern Personen Zaubermittel gegeben und ihnen dafür Geld erpreßt hatte. Beim Verhör drohte sie dem Huissier des Gerichts, ihn in einen rothen Drachen zu verwandeln.[1]

Den Zauberern, den Adepten des Teufels, ist die rothe Farbe ebenfalls genehm. In Doktor Faust's „dreifachem Höllenzwang“[2] sind nicht nur der Zauberkreis und der Zauberstab des Beschwörers, beide mit kabbalistischen Zeichen versehen, ganz roth, sondern auch sämmtliche Sigille der einzelnen zu beschwörenden Geister. Ebenso ist in der «Praxis magica Faustiana oder dem von Dr. Johann Faust practicirten und beschwornen Höllenzwang» Passau 1527, der Beschwörer mit bluthrothem Antlitz und Händen, mit bluthroth bestreiftem Gewande vorgestellt. Der Ziegenbock, den er an doppelter Kette hält, hat rothes Auge und rothes Maul; deßgleichen ist das ganze Gefieder, nebst Kreide und Füßen des höllischen Hahns, unter dem die Worte stehn: «Lucifer amicus meus dilectus et servus», roth gestreift. Unter dem Beschwörungsmaterial erscheint, auf einem nachfolgenden Blatte, ein rother Mantel, und, unmittelbar darauf, ziehen zwei Hunde, mit rothem Kopfhaare und Schweif, eine Alraunwurzel oder Mandragora aus der Erde, deren obere Wurzelblätter roth sind.

Als Ueberreste altgermanischer Hausgötter erscheinen die in

[1] Glaneur du Haut-Rhin, Novembre 1856.
[2] Schridi, Sagen von Faust u. s. w., S. 1124 u. f.

Norddeutschland noch häufig in Volkssagen vorkommenden rothen Jungen;[1] sie haben rothe, feurige Augen, rothe Schuhe, rothe Röcke und rothe Kappen. Sie haben ihren Sitz hinter dem Ofen, am Herde oder im Schornstein, und waren demnach Feuergottheiten; wenn sie durch die Luft fliegen, so lassen sie lange feurige Streifen hinter sich. Jedes Haus, jeder Hofstadel soll ein solches Männlein gehabt haben, das mit zur Familie zählte und bald guter, bald böser Sinnesart war. In Süddeutschland und im Elsaß heißen sie rothe Männlein.[2] Dasjenige, dessen Andenken sich noch auf mehreren Wirthshausschildern erhalten hat und dem auch Beranger unter dem Namen «le Petit Homme Rouge» ein Lied gesungen, war einst eine wichtige Person im Lande: Nach einem allverbreiteten Volksglauben, erschien es jedesmal in den Tuilerien, wenn der herrschenden Königsfamilie ein Unglück widerfahren sollte; es zog dann schweigend, aber mit ernstmahnender Miene durch die Säle und Gänge. Es zeigte sich wieder zu Napoleons Zeiten, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht allein am Schlosse haftete, sondern dem Kaiser auf seinen welterobernden Zügen folgte und ihm stets vor jeder wichtigen Unternehmung Rath oder Warnung gab. So gesellte es sich zuerst in Egypten zu ihm, als er noch Consul Bonaparte hieß und prophezeite ihm, daß er einst Kaiser werden würde. Später kam es vor dem Feldzuge von Spanien und Rußland, und zuletzt vor der verhängnißvollen Schlacht von Waterloo. Auch in Straßburg will man das rothe Männlein gesehen haben, in den Gängen des kaiserlichen Palastes, als Napoleon mit der Kaiserin Josephine, zu Ende September 1805 die Stadt besuchte, von wo er sodann durch Baden, Schwaben und Bayern siegreich nach Oestreich drang, seinen

[1] A. Kuhn, Sagen aus der Mark, Vorrede IV; Sommer, Sagen aus Thüringen, I. passim.

[2] Meier, Sagen aus Schwaben, S. 58; 81.

Einzug in Wien hielt und den zweiten Dezember den glänzenden Sieg von Austerlitz über die Russen und Oestreicher davon trug.[1] „Jetzt, sagt K. Spindler, soll das rothe Männlein unter dem Münsterthurme, im tiefen mit Wasser angefüllten Grundgewölbe begraben liegen."

Die oben berührten rothen Mützen, Röcke oder Schuhe, welche die Hausgeister tragen, müssen ihnen zur Belohnung für die geleisteten Dienste geschenkt werden. Sollte davon die volksthümliche Redensart „sich e roth's Röckel verdiene", herzuleiten sein? wiewohl sie noch in anderer Bedeutung, aber ebenfalls für geleistete Dienste vorkömmt, auch für Angeben von Anderer Vergehen, für Schmeicheln u. s. w. Murner hat dafür: „sich ein graues Röcklein verdienen." Bei Seiler heißt „ein Paar rothe Schuhe verdienen"[2] so viel als einen Kuppelpelz verdienen, eine Redensart, die noch jetzt in Heilig-Kreuz, bei Colmar, vorkömmt;[3] — Moscherosch hat dafür „ein paar rothe Hosen verdienen".[4]

Die Hausgeister haben die Gewalt sich unsichtbar zu machen oder auch in andere beliebige Gestalten zu verwandeln, so in einem Kinderliedchen:

„'s Käzchen läuft die Trepp hinan,
Hat ein rothes Jäckchen an,
Messerchen an der Seite".[5]

Daß die rothe Farbe auch in den Träumen vorkömmt und darin vorbedeutend wird, ist leichtverständlich; ihrer Symbolik nach, ist die ihr entsprechende Vorbedeutung meistens Unglück

[1] Die Sagen des Elsasses, S. 438—440.

[2] In den Predigten über Brant's Narrenschiff, Ausg. 1520, 34, kömmt, in ähnlichem Sinne vor: „Der Teufel hat ihr ein Par rote Schuh über den Bach geboten."

[3] Mündlich von G. Stoffel.

[4] Philander, I. 384.

[5] Simrock, Kinderbuch.

anzeigend, selten Gutes; hier mehrere Beispiele aus drei verschiedenen Traumbüchlein:

„Eyer sehen so roth: Zorn, Feuer, Freundes Tod. — Frau mit rothem Haar sehen: Verlierung der Feinde. — Himmel roth sehn: Streit. — Mond roth sehn: Ungewitter, Zank. — Roß das roth ist sehen: Glück".[1]

„Rothe Haare haben: Feinde bekommen. — Rothe Seide: verwundet werden. — Rothe Trauben: Trübsal. — Rothe Johannisbeeren: Beständigkeit, Ausdauer".[2]

« *Barbe rousse:* dépit. — *Groseilles rouges:* amitié. — *Raisins rouges:* petites contrariétés. — *Vinaigre rouge:* insulte faite à autrui ».[3]

Eine der Vorliebe des Volkes für die rothe Farbe gemachte Einräumung, ist unter andern die der rothen Titelbuchstaben in ältern Büchern, eine Sitte die vor einigen Jahren wieder aufgekommen ist; sodann die mit jener Farbe in den Kalendern bezeichneten Sonn- und Festtage des Jahres. Dagegen waren in frühern Zeiten die sogenannten Unglückstage, jours néfastes, roth angemerkt.[4]

Auch sonst greift, namentlich in älterer Zeit, die rothe Farbe vielfach in's öffentliche und Privatleben.

Rothe Erde heißt das Gebiet auf welchem in Westfalen die Vehmgerichte zu Recht standen, eine Benennung die vielfältig erklärt worden ist, die aber symbolisch auf die Blutsgerichtsbarkeit zu deuten ist, die das ehemals so sehr gefürchtete Gericht ausübte.

Rothe Bank hieß der Sitz den die Blutsrichter einnahmen; von einem dem eine Hinrichtung drohte, sagte man: „Er sieht

[1] Erneuertes und vielvermehrtes Traumbuch, Augsburg, o. J.
[2] Traumbüchlein, ohne Druckort noch Jahreszahl.
[3] Traité complet des songes, rêves etc. Paris (1854).
[4] S. Diable rouge, p. 52.

vor der rothen Bank".[1] Der Henker erscheint in ältern Gemälden, so z. B. in den aus Martin Schöngauers Schule zu Colmar aufbewahrten, roth von Kopf bis zu Fuß. Des Henkers Hand hieß die blutige Hand.[2]

Die Bluturtheile wurden in sogenannte rothe Bücher eingeschrieben; so hießen aber auch in vielen Städten, wie Basel, Colmar, Straßburg u. a. solche Bücher, in welche sonstige wichtige Begebenheiten oder auch Verfügnisse eingetragen wurden, die auf den Rathsstuben lagen und vom Stadtschreiber oder auch vom Bürgermeister selbst, chronikmäßig fortgeführt wurden.

Rothe Häuser, rothe Thürme[3] kommen häufig vor. Die Thüre der Mülhauser Schatzkammer war roth angestrichen: „(Die Großhäuffischen) haben der Gesannten der fünff „Evangelischen Orten auffgetruckhte pittschafften von der roten „thüren der Schatzcammeren gerissen".[4]

Eine rothe Kirche stand einst zu Straßburg, vor dem Steinstraßer Thor, beim ehemaligen Hagenauer Weg.[5]

Haben wir bis jetzt gesehn, wie neben der heitern Symbolik der rothen Farbe, deren verhängnißvolle Bedeutung überwiegend hervortritt, namentlich Sünde, Feuer und Blut bedeutend; wie diese Farbe nach und nach kennzeichnende Lieblingsfarbe böser Wesen wurde, so kann es kaum mehr auffallen, daß etwas von dem Hasse, der jenen galt, auch auf die Menschen übertragen

[1] Scherz, Glossar. fol. 1322.

[2] W. Wackernagel, Dienstmannenrecht. 41.

[3] Ueber den rothen Thurm in Basel s. Elsäß. Samstagsbl. 1860. 101—103. — Vrgl. Mone, Zeitschrift, XII. 434.

[4] Petri, Geschichte der Stadt Mülhausen, 433.

[5] Silbermann, Lokalgeschichte v. Straßburg. Fol. 143, und besonders: (Ed. Lange) Die erste Secularfeier der Erbauung der Kirche in Schiltigheim, Straßburg 1866. S. 11.

wurde[1] oder ſich doch wenigſtens in Spott und Witz über ſie ausſprach. Dieſen waren Rothhaarige ſtets ausgeſetzt. „Impertinent blund ſin; roth gepudert ſin; rothe Puder draüe“ — ſind im Elſaß allbekannte Witzreden.[2]

Ein mittelalterlicher Dichter Wirnt von Gravenburg ſagt im Wigalois, V. 2841, von einem Ritter:

„im wart der bart und daz har
beidiu rot und viurvar;[3]
von den ſelben hoer ich ſagen,
daz ſi falſches herze tragen“.

Cuonrat von Würzeburc brandmarkt Einen in ſeinem „Otte mit dem Bart“, 8, indem er von ihm ſpricht:

...„er hete roetelehtes har[4]
und was mit alle ein übel man“.

In Laßbergs Liederſaal ſingt ein Dichter:

„nieman, rat ich, trüwen ſol
dem roten friunde allzu wol“.

Boner ſpricht in ſeinen Fabeln die Warnung aus:

„Es ſollen frowen unde man
den roten geſellen laſſen gan“.

Ein altes lateiniſches Sprichwort wirft den Kleinen Mangel an Demuth, den Rothen Treuloſigkeit vor:

« Raro breves humiles
Vidi ruffos que fideles ».

Bebelius gibt es alſo zu deutſch:

„Die Kleinen ſich gern erheben,
Die Rothen voll Eigenſinns leben“.

Rothhaarige Leute ſind bös, ſagt man in Schwaben, und

---

[1] So wie Judas, iſt auch Franz Moor ein Rothkopf; einer der drei Spitzbuben in Hebels Schatzkäſtlein iſt der rothe Diether.

[2] S. Arnold's Pfingſtmontag, Orginalausgabe, 95.

[3] Beide roth und feuerfarbig.

[4] röthliches.

von Gott gezeichnet;[1] und in der Schweiz so wie in Mülhausen:

„Die rotha Lüt hand ſiba Hüt,
Sechsmol meh as ander Lüt".[2]

Im Schwarzwald,[3] übrigens auch bei uns, ſagt man folgenden Reim:

„Rother Fuchs, dein Bart brennt an,
Schütt e Bisle Waſſer dran".

Allverbreitet iſt das Sprichwort: „Rothi Hoor und Erleholz gerothe in kei'm gute Bode".

Rothhaariges Liebchen lobt das Volkslied nie. In Rochholz, Schweizeriſchem Kinderbuche, 305, ſagt ein Reim:

„Fiderix und Fiderar,
Und e Fink iß ke Spatz,
Und e rothhörigs Maidli
Mag i nit zue mim Schatz".

Deßgleichen heißt es in einem altbayeriſchen Schnaderhüpferl:

„Du muoanſt du biſt ſchoin,
Es iſt ebe net wahr,
Du theaſt a weng ſchielken
Un haſt e roths Haar".[4]

Hören wir dagegen wie ſich ein Rothhaariger ſelbſt tröſtet:

„Habe ich dann rothe Haar.
Darum habe ich noch kein' Gefahr,
Mancher ſteckt in ſchönen Haaren,
Auch dabei in viel Gefahren;
Habe ich dann rothe Haar,
Darum habe ich noch kein Gefahr".[5]

---

[1] Meier, 507.
[2] Tobler, Appenzeller Sprachſchatz, 27.
[3] Auerbach, Dorfgeſchichten. Neue Folge, 117.
[4] Erlach, IV, 317.
[5] Schmitz, Eifelſagen u. ſ. w. I, 155.

Wie sich, in Folge eines Fluches, von Geschlecht zu Geschlecht, stets ein Rothhaariger in derselben Familie zeigt, erzählt folgende Sage: „Ein Mitglied der ursprünglich normännischen, jetzt im deutschen Lothringen säßhaften Familie B..., ein Hugenotte, hatte im Kerker den ihn bekehren wollenden Jesuitenpater mit einem Dolche erstochen. Im Augenblicke des Verscheidens verfluchte der Jesuit seinen Mörder und dessen ganze Nachkommenschaft. B... hüllte sich hierauf in des Jesuiten Kleidung, entfloh und kam glücklich von Versteck zu Versteck bis in die Grafschaft Saarwerden, wo er sich in dem jetzt völlig verschwundenen Dorfe Isch ankaufte und verheirathete. Allein der Fluch des Jesuiten sollte in Erfüllung gehn: Unter den Kindern des Mörders erschien ein Knabe mit brandrothen Haaren. Und ebenso in allen nachfolgenden Geschlechtern trotz vielfacher Vermischung, soll, der Volkssage gemäß, bis auf den heutigen Tag, der Rothkopf, wie ihn die Leute dort nennen, unabweislich vorhanden sein".[1]

Selbst aus dieser skizzenhaften Zusammenstellung eines Theiles des seit Jahren gesammelten Materials „über die Bedeutung der rothen Farbe im Volksleben und im Volksglauben", wird dem aufmerksamen Leser die Reichhaltigkeit und die nach so vielen Seiten hin greifende Symbolik des behandelten Gegenstandes nicht entgangen sein. Manches habe ich zum Theil mit Fleiß, zum Theil wegen Mangel an Zeit, unberührt gelassen oder nur oberflächlich besprochen, um es vielleicht unter günstigern Umständen wieder vorzunehmen.

[1] Sagen des Elsasses, 294—295.

Das Laden vor Gottes Gericht

ins Thal Josaphat.

Das Laden vor Gottes Gericht ins Thal Josaphat, kömmt in einer elsässischen Sage vor, die ich, obgleich sie schon in meiner Sammlung S. 137 gedruckt ist, hier mittheilen muß, um die nachfolgenden allgemeinen Bemerkungen daran zu knüpfen.

„Der tapfere Ritter Hans Marr von Eckwersheim hatte einen langwierigen Prozeß mit dem Junker Anton Wilsperg, bischöflichem Ammann in Zabern.

„Dieser hatte ihm tödtliche Rache geschworen.

„Als nun eines Tages Marr von Eckwersheim zu Dambach im Bade gesessen, und, nach damaligem Gebrauche, in ein langes Hemd gehüllt, die Stube verlassen wollte um sich anzukleiden, stürzte Wilsperg auf ihn zu und hieb ihm mit einem gewaltigen Schwertstreiche beide Hände ab.

„Vergebens suchte sich Marr an seinem Feinde zu rächen, und als er Jahre lang nach dieser grausamen Frevelthat auf dem Schmerzeslager hingestreckt lag, hob er, sein nahes Ende bevorsehend, die verstümmelten Stümpfe gen Himmel und lud den Junker von Wilsperg vor das jüngste Gericht im Thale Josaphat.

„Er starb mit dieser Drohung.

„Desselben Tages aber starb auch jählings zu Zabern, nach Andern, im Gasthof zum Hohensteg zu Straßburg, der Junker Anton von Wilsperg".

Das Laden ins Thal Josaphat vor Gottes Gericht erscheint im Mittelalter häufig, wenn der unschuldig Verfolgte seinem Bedränger unterliegen muß, Bedrückung oder selbst den Tod von ihm zu erwarten hat und kein menschlicher Vertheidiger in der Nähe ist, kein menschliches Gericht sich sein erbarmen kann.

Nach einer Stelle des Propheten Joel 3, 2, sollen die Heiden ins Thal Josaphat geführt und daselbst gerichtet werden. Die Juden glaubten in diesem Thale werde Gott sein letztes, jüngstes Gericht halten. Daselbe heißt auch Lobethal, weil Josaphat, mit allem Volke daselbst den Herrn gelobt wegen des wider seine Feinde erhaltenen herrlichen Sieges.[1] Die Christen schlossen sich dieser Meinung an und es verbreitete sich im Volke die Sage daß wie Christus „vom Oelberge" gen Himmel gefahren, also werde er wieder am Ende der Zeiten mit allem Glanze seiner Herrlichkeit auf denselben zurückkommen um das letzte Gericht im Thale Josaphat, bei Jerusalem, zu halten. Da aber, wegen des engen Raumes und der Menge der Geladenen nicht alle darin werden stehen können, so werden die Frommen und Heiligen zur Rechten Christi in der Luft schweben, die Gottlosen aber, die Böcke, ihm zur Linken stehn und des Gerichts harren.

Diejenigen nun, die sich gegen ungerechte Richter oder mächtige, unerbittliche Feinde zu beklagen hatten, luden dieselben in jenes Thal, vor Gottes Gericht. Darunter verstanden sie allerdings das letzte, jüngste Gericht, am Ende der Zeiten; allein sie erwarteten von ihrer Ladung auch sogleich, oder in einer bestimmten Frist schon eine irdische Strafe, oft den Tod ihres

[1] Vgl. „Magiologia, d. i. Christlicher Bericht von dem Aberglauben und Zauberey der Welt u. s. w. durch Philonem (Bartholomäus Anhorn), Augustæ Rauracorum 1675", S. 408 u. f.

Gegners, wie dies aus unserer oben angeführten elsässischen Sage erhellt.

Aeltere Schriftsteller haben eine Menge ähnlicher, von ihnen für wahr gehaltener Begebenheiten aufgezeichnet. Hier einige als Zeugnisse für die Geschichte der Sitten und Geistesverfassung der Zeit:

Im Jahr 1312 wurden zwei Brüder Petrus und Johannes Carvajal, auf bloßen Argwohn angeklagt einen Herrn von Bonavidium ermordet zu haben. Ferdinand IV. von Castilien verurtheilte sie, unverhört, von einem hohen Felsen herabgestürzt zu werden. Die Brüder, ihrer Unschuld gewiß, luden den König vor innerhalb dreißig Tagen vor Gottes Gericht zu erscheinen und daselbst Rechenschaft von seinem grausamen Urtheilsspruche zu geben. Ferdinand starb am dreißigsten Tage.

Ein Meister des deutschen Ordens hatte einen Unschuldigen zum Galgen verurtheilt; dieser lud ihn innerhalb dreizehn Tagen vor Gottes Gericht zu erscheinen. Und siehe, er starb am dreizehnten Tage.

Auch Papst Clemens V. und König Philipps des Schönen Tod, in Jahresfrist, nach dem Prozesse der Tempelherren, wird bekanntlich einer ähnlichen Drohung und Vorladung zugeschrieben.

Rudolf, ein Erzherzog von Oestreich, hatte einem seiner Ritter Haß und Feindschaft geschworen und endlich beschlossen ihn aus dem Wege zu räumen. Er verurtheilte ihn in einem ledernen Sacke ins Wasser geworfen zu werden. Vergebens begehrte der Unglückliche die Ursache dieses grausamen Verfahrens und das ihm aufgebürdete Verbrechen zu kennen. Der Herzog spottete sein vom Fenster herab, da der Henker eben sein schreckliches Amt vollziehen wollte. Da raffte sich der Ritter plötzlich auf und rief seinem Todfeinde mit donnernder Stimme

zu: „Erzherzog Rudolf, ich lade dich vor den Richterstuhl Christi, in das Thal Josaphat, daselbst Antwort zu geben, warum du mich Unschuldigen mit einem so grausamen Tode bestrafest!“

„Gehe nur voran, rief ihm der Herzog spöttisch herab, ich will dir schon folgen“.

Ehe ein Jahr verflossen, war Rudolf dem Tode nahe und rief den umstehenden zu: „O ihr lieben Freunde, der Tod ist vorhanden; ich gehe hin vor Gottes Gericht!“

In seinen Disquisitiones magicæ, p. 609 theilt der Jesuit Martin Del-Rio, der bekanntlich seinen Angriffen gegen die Zauberei eine gelehrte wissenschaftliche Form gab, folgende merkwürdige Begebenheit mit, die sich auf das Vorladen vor Gottes Gericht bezieht:

„Ein Neffe des Provostes von Lüttich war aus frommem Triebe in das Kloster des heiligen Jacob gegangen, um dort Gott in der Einsamkeit sein Leben zu weihen. Als der Provost dieß vernahm, wurde er zornigen Muthes, zog mit gewaffneter Hand zu dem Kloster hin, holte den Jüngling heraus und ließ ihm die Ordenskleider ausziehen und ihm weltliche dafür geben. Der Abt, betrübt ob dem Verluste eines so frommen Dieners Gottes, wandte sich mit vielen der vornehmsten Bürger der Stadt an den Bischof und bat diesen um Gerechtigkeit gegen den Provost; aber der Bischof fuhr ihn mit harten Worten an und wollte ihn nicht hören. Da warf sich der Abt auf die Knie und rief mit lauter Stimme: „Ich finde auf Erden kein Recht gegen dich, Provost, darum muß ich es bei Gott suchen, und vor dessen Richterstuhl lade ich dich, binnen vierzig Tagen mit mir zu erscheinen und dein Urtheil zu hören“. Deß lachte der Bischof und die andern Geistlichen, und der Abt mußte unter Spott und Hohn den Saal verlassen.

„Als aber der vierzigste Tag nahte, da läuteten die Glocken

des Kloſters alleſammt und die Ordensbrüder klagten um den Sarg des frommen Abtes. Der Provoſt fragte, als er das feierliche Geläute hörte, wem dieß gelte. Da man ihm aber den Tod des Abtes meldete, erſchrack er gar ſehr und ſprach: „Sagt mir, was ſoll ich thun? Heute iſt der vierzigſte Tag, und ich muß vor den Augen des höchſten Richters erſcheinen.“ Mit dieſen Worten wollte er aus dem Bade eilen, in dem er ſich eben befand, ſank aber unter ſchrecklichem Geheul in die Arme ſeiner Diener zurück und hauchte den Geiſt aus“.

Noch jetzt iſt der Glaube an die Wirkſamkeit dieſes Berufens vor Gottes Gericht im Volke verbreitet. Es beruht einerſeits auf demſelben Grunde wie die Ordalien des Mittelalters, welche Gott zum Schiedsrichter, zum Retter des unſchuldig Bedrängten wählten; andrerſeits, knüpft es ſich an den Glauben daß das feierlich ausgeſprochene Wort des Bedrückten oder Verfolgten, vom höchſten Richter nie unerhört bleibe. So läßt ſich's das Volk auch nicht nehmen, daß Verwünſchungen, Verfluchungen, an dem ungerechten Feinde in Erfüllung gehen müſſen.

Nicht immer wird als Ort des Urtheils das Thal Joſaphat ausdrücklich angegeben; oft, wie in mehrern der angeführten Beiſpiele, wird nur von Gottes Gericht geſprochen, wobei ſich der Volksglaube einen wirklichen Richterſtuhl vorſtellt, von welchem aus der ewige Richter ſein Urtheil fällt. Die Angabe der Zeit binnen welcher der Vorgeladene vor demſelben zu erſcheinen hat, iſt verſchieden. In unſern Beiſpielen werden die Beſchuldigten auf den dreizehnten, den dreißigſten, den vierzigſten Tag oder in Jahresfriſt vorgeladen.

Im Badiſchen beſteht, noch heutzutage, folgender Volksglaube: Wenn ein Menſch einen andern vor Gottes Gericht geladen hat, ſo muß derjenige von ihnen, welcher zuerſt geſtorben, ſo lange zwiſchen Himmel und Erde ſchweben, bis der

Andere nachkommt. Dies geschieht binnen sechs Wochen und Beide gehen dann mit einander vor des Ewigen Richterstuhl.

Daß dem so sei — erzählt Bernhard Baader einem Bauersmanne nach — hat sich in neuerer Zeit wieder in Waldangelloch erwiesen. Dort war ein Küfer von einem Zimmermann um Vieles betrogen worden, und da er kein Recht finden konnte, lud er denselben vor Gottes Gericht. Der Zimmermann lachte zwar darüber, und selbst nach dem bald erfolgten Tode des Küfers hatte er bei seiner kräftigen Gesundheit keine Furcht. Aber in der vierten Woche darauf ward er plötzlich krank und starb nach einigen Tagen.

Das St. Adelphi-Brünnlein,

bei Neuweiler, im Unter-Elsaß,

eine Volkslegende

mit erläuternden und vergleichenden Anmerkungen.

I.

Einleitender Exkurs über das Entstehen und Wesen der religiösen Volkssage. Ansicht eines tiroler Pfarrherrn darüber.

Dieser Exkurs soll nicht eingehend und kann nicht erschöpfend sein; nur einige Hauptzüge sollen angegeben werden.

Wenn die einfache, dem Mundlaut des Volkes treulich nachkommende Erzählung jeder Sage schon Pflicht und Schuldigkeit ist, so ist dies um so mehr der Fall bei der religiösen Sage, die man gewöhnlich Volkslegende nennt, und die sich von der kirchlichen Legende insofern unterscheidet, daß diese eine offizielle Aufzeichnung und Geltung hat, während jene sich freier bewegt und daher in einzelnen Umständen wandelbar ist.

Verdrehungen im Erklären von Thatsachen, willkürliches Hereinziehen heidnischer Persönlichkeiten an die Stelle wirklich erwiesener christlicher, sind mir ebenso zuwider als das absolute Leugnen mancher Bezüge, mancher Vererbung heidnischer Anschauungsweisen, Gebräuche und Sitten auf christliche. Beides erscheint mir als gleich unwahr, als gleich unwissenschaftlich.

Von beiden Seiten ab, suche ich mich in den nachfolgenden Blättern vorurtheilsfrei zu bewegen: schlicht und einfach, ohne Schmuck oder sonstige Zuthat die schöne Legende vom St. Adelphi-Brünnlein zu erzählen, und daran erläuternde und vergleichende Bemerkungen zu knüpfen, welche deren Hauptmomente selbst liefern.

So wie wir, die Söhne unserer Väter, von diesen, in den manchfachen Beziehungen des Lebens, gewisse Ueberlieferungen und Ansichten ihrer Jugendzeit überkommen und angenommen, so haben sie es selbst von den ihrigen. Die aufsteigende Linie fährt, durch Jahrhunderte christlicher Gesittung und Anschauung, endlich auf die Grenzlinie, wo das Heidenthum dem Christenthume wich, beide Elemente aber noch nicht scharf und klar von einander geschieden waren und noch oft in einander überflossen auf einen Zustand, der — es ist unläugbar — auch in unserer Zeit im Volksaberglauben noch gewaltige Schwingungen verspüren läßt.

Ich will nicht einmal zur Hälfte der Verfasser dieses einleitenden Exkurses sein und nun das Wort dem gelehrten Philologen und Mythenforscher, dem verehrten Joseph Thaler, katholischem Pfarrer in Kains oder Quens, bei Meran, in Tirol, lassen. In der leider eingegangenen von J. W. Wolf gegründeten und von W. Mannhardt fortgeführten „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde" (1853—1859, Göttingen) wirft, Bd. I, S. 280—295, Joseph Thaler die Frage auf: „Können auch in Tyrol Spuren vom germanischen Heidenthum vorkommen?" Aus seiner Beantwortung hebe ich folgende Stelle aus:

...."Mithin gab es in Tyrol wirklich germanische Heiden; und somit ist auch die Möglichkeit des Vorhandenseins von Spuren ihres Götterdienstes erwiesen. Derlei heidnische Ueberbleibsel konnten sich in unsern abgeschlossenen Alpenthälern noch

fort erhalten, wenn sie in den flachen und offenen Gauen des übrigen deutschen Vaterlandes auch schon längst verschwunden wären; denn selbst in diesem Falle hätten sie doch wenigstens nebst den alten Sagen von der Religion und dem Aberglauben ihrer Väter auch so manche heidnische Gebräuche mitgebracht und als nunmehrige Volksgebräuche ohne weitere Beziehung auf den Götterdienst und daher mit stillschweigender Duldung von Seite der Kirche beibehalten. Diese als weise Erzieherin der Völker mußte bei der Bekehrung ganzer Heidenstämme sich damit begnügen, daß das rohe Volk, welches sich gewöhnlich hierin nur seinen Fürsten und Herrschern anschloß, den falschen Göttern entsagte und im Allgemeinen den Glauben annahm und bekannte, den die christliche Kirche lehrt, und daß sie die Haupt- und Grundlehren derselben wußten; im übrigen mußte man größtentheils mit der fides implicita zufrieden sein, und erst nach und nach konnte der Unterricht weiter ausgedehnt werden. Daher ist es begreiflich, wenn es unter dem Volke noch Jahrhunderte manchen heidnischen Aberglauben gab, weil die davon Befangenen aus Unwissenheit das Reinchristliche von demselben nicht zu unterscheiden vermochten, besonders im Bezuge auf die Geisterwelt. Daher vererbte sich auch mancher heidnische Gebrauch von Geschlecht zu Geschlechte, ohne daß man ihn mehr für heidnisch hielt, indem man die ursprüngliche Bedeutung desselben nicht mehr wußte; weßwegen selbst die Kirche ihn als bloßen alten Volksgebrauch entweder einfach duldete, oder wohl gar sich desselben zu christlichem Zwecke bemächtigte, indem sie ihm einen christlichen Sinn unterschob, und an die Stelle heidnischer Gottheiten und Mythen analoge christliche Gegenstände und Ideen setzte. So unterstellte sie z. B. dem Wodan den h. Erzengel Michael oder heilige Ritter und Kriegshelden, wie St. Oswald, St. Moritz und die letzten jungen Blutzeugen Johann und Paul oder die sogenannten Wetterherrn (Wetter-

heiligen). Ebenso entzog die Kirche die ehemals vom Volke zum Götzendienste mißbrauchten Gegenstände in der Natur dem heidnischen Aberglauben dadurch, daß sie dieselben weihete und segnete und als Symbole christlicher Geheimnisse und göttlicher Gnadenerweisungen heiligte; daher die Segnung und Weihe des Feuers als Sinnbildes des h. Geistes und höherer Geistesgaben; daher die Segnung und Weihe des Wassers als Symboles der Reinigung von der Sünde, deßgleichen der Kräuter,[1] welche theils den göttlichen Schutz vor Krankheiten, wie auch vor Blitz und Hagelschlag u. dergl., theils den Wohlgeruch christlicher Frömmigkeit an den Heiligen, besonders der seligsten Jungfrau, der zu Ehren (am Feste ihrer Himmelfahrt oder Geburt) sie vorzüglich geweiht werden, sinnbilden sollen. An manchem Platze, wo ehedem eine Zauberlinde oder irgend ein den Göttern heiliger Baum gestanden, pflanzte man ein großes hölzernes Kreuz auf, dessen mystische Kraft die Macht der Hölle überwindet u. s. w...."

Nicht so weit, als Herr Pfarrer Joseph Thaler wollen wir, in Erläuterung der St. Adelphi-Legende dringen, dieselbe nun aber dem Leser nicht länger vorenthalten.

II.

Die Volks-Legende.

St. Adelphus soll, nach der Volkssage, ehe er den Bischofsstuhl in Metz bestiegen, Pfarrherr in dem freundlich gelegenen Neuweiler, im jetzigen Kreis Zabern, gewesen sein,

[1] Ueber diese Weihe s. einen höchst interessanten Aufsatz in demselben Hefte der angeführten Zeitschrift, S. 323—335, von Dr. Ignaz Zingerle, Professor und Bibliothekar in Inspruck.

und dieſe Gemeinde ſtets in liebevollem Andenken bewahrt haben.

Als er ſich dem Tode nahe fühlte, befahl er ſeinen Leichnam auf einen Eſel zu laden und ihn in der zunächſt gelegenen Ortſchaft zu begraben, wo der Eſel ſtehen bleiben würde.

Dem Wunſche des frommen Biſchofs gemäß, lud man alſo ſeinen Leichnam auf einen Eſel, der damit ununterbrochenen Ganges, von Metz aus, dem Wasgau zuſchritt.

Ein Theil der Gläubigen folgte mit Kreuz und Fahnen, inbrünſtig betend, und begierig zu wiſſen, wo ſie einſt das Grab des geliebten Oberhirten aufzuſuchen hätten.

Unermüdlich ſchritt das Eſelein vorwärts. Als es nun über den nördlich von Neuweiler gelegenen Bruderberg herab kam, fingen die Glocken plötzlich von ſelbſt zu läuten, und Alles im Dorfe ward dadurch in Erſtaunen geſetzt, lief hinaus und kam bald dem merkwürdigen Zuge entgegen.

Das Eſelein aber blieb auf einer, etwa zwanzig Minuten nördlich von Neuweiler liegenden Wieſe ſtehn, ſcharrte den Boden auf mit dem Fuße, und ſiehe eine friſche Quelle ſprudelte aus der Erde empor und ergoß ſich murmelnd über das blühende Gras.

Noch iſt dieſelbe unter dem Namen des Adelphi-Brünnleins bekannt, deſſen Waſſer den im Felde Arbeitenden Erquickung bringt und unverſiegbar iſt, wenn, in der Sommerhitze, alle umliegenden Brunnen ausgetrocknet ſind.

Der die Quelle früher umfaſſende Stein hatte die Geſtalt eines Eſelshufes; jetzt iſt derſelbe rund ausgehauen; ein kleinerer Stein, der im Becken eingefügt, zeigt noch einen Eſelshuf.

Alſo wurde mir die Volkslegende zur Zeit von einem Freunde aus Neuweiler erzählt.

III.

Historische Notiz.

St. Adelphus, dessen Fest den 1. September in der Kirche von Straßburg begangen wird,[1] gehört dem Anfange des 5. Jahrhunderts an. Er war, im Metzer Bisthume, der Nachfolger des h. Rufus.

Etwas abweichend von der oben erzählten Volkssage, theilt der gelehrte Hr. Abbé Straub, Professor am kleinen Seminar in Straßburg, die Uebertragung der Reliquien des heil. Adelphus folgendermaßen mit:

„Nach den alten Ueberlieferungen hatte die Abtei St. Peter und St. Paul, in Neuweiler, als ersten Abt den h. Pirmin, dem man auch die Stiftung oder vielmehr die Wiederherstellung der Klöster Schutteren, Gengenbach, Schwarzach, Murbach und Mauersmünster[2] zuschreibt. Kaum hatte die junge Genossenschaft den Boden ausgereutet und angepflanzt, so verheerte eine Feuersbrunst im Jahre 720, die von Sigbald, Bischof von Metz, erbaute Kirche von Neuweiler, die Abteikirche von St. Peter und St. Paul.

„Die Wiedererbauung derselben, geschah, nach den Urkunden, durch Drogo, Bischof von Metz, einem Nachkommen Karls des Großen.... Im Jahr 826 befahl er seinem Suffraganten Lantfrit die Reliquien des h. Adelphus, eines seiner berühmtesten Vorgänger ins Elsaß zu bringen, und vertraute diesen kostbaren Schatz den Mönchen von Neuweiler an. Die Ankunft derselben auf dem Eigenthum der Abtei, ward alsbald durch

---

[1] In frühern Zeiten den 29. August. *Grandidier*, Essai sur la cathédrale de Strasbourg, p. 74. vgl. Berler, Chron. im Code diplom. I, 119. — St. Adelphus ist auch der Patron von Kingersheim.

[2] Die drei ersten im Badischen, die beiden letzten im Elsaß gelegen.

Erſtaunen erregende Wunder dargethan. Die Legende ſagt, daß am Orte wo der Leib des Heiligen zum erſten Male geruht, eine Quelle entſprungen ſei und zahlreiche Geneſungen bewirkt habe. Als jene Quelle bezeichnet die mündliche Ueberlieferung die, welche bei der Bitſcher Straße, etwa einen Kilometer von Neuweiler entfernt, im Munde des Volkes noch jetzt den Namen „Adelphus-Brünnel“ führt.[1]

IV.

Erläuternde und vergleichende Anmerkungen.

Nachdem der Geſchichte ihr Recht widerfahren, ſei es vergönnt einige Züge der Volkslegende näher zu betrachten.

Die wahre Begebenheit erloſch, wie dies ſo häufig der Fall, nach und nach im Gedächtniſſe der verſchiedenen Geſchlechter, die auf einander folgten. Die einfache Thatſache wurde, indem ſie mündlich fortgepflanzt, getrübt, um wieder durch den regſamen, tiefpoetiſchen Sinn des Volkes als Sage aufzutauchen.

Sobald dieſe Umwandlung geſchieht, miſcht ſich unbewußt, unwillkürlich und harmlos, altheidniſches Element, das bis auf unſere Zeit ſich herabzieht, zu chriſtlicher Auffaſſung, ſich mit ihr verſchmelzend und eine der eigenthümlichſten Arten der Volksſage bildend.

In unſerer St. Adelphi-Legende erſcheinen drei Hauptzüge, welche verdienen näher betrachtet zu werden: 1. Das weiſende Thier, der Eſel; 2. die durch ſeinen Hufſchlag entſpringende Quelle; 3. das Selbſtläuten der Glocken.

[1] S. Revue cathol. d'Alsace, 1862, p. 410, 411. Es ſind dieſem Aufſatz die Abbildung von St. Adelphus Reliquiarium, eine Anſicht von Neuweiler und ein Grundriß der dortigen Abtei, vom Jahr 1755, beigegeben.

1. So wie St. Adelphus Leib einem Eselein aufgeladen ward, das durch sein erstes Anhalten die Stätte bezeichnete, wo der Heilige ruhen wollte,[1] so bezeichnen schon im heidnischen Alterthum gewisse Thiere von Göttern bestimmte Orte, wo wichtige Begebenheiten stattfinden sollen. Jacob Grimm nennt sie „weisende Thiere".

„Dem wandernden Heere pflegt ein göttlich gesandtes Thier den Weg und den Ort der Niederlassung anzuzeigen; Kolonien wurden nach dieser Anführung gegründet, Städte, Burgen, Kirchen gebaut; den Beginn neuer Stiftungen und Reiche heiligen Thiere, die, menschlichen Absichten fremd, höheren Rathschluß der Götter kund geben. Die griechische und römische Sage ist voll solcher Beispiele: Ein Rabe führt des Battus Ansiedelung nach Cyrene; die Irpiner heißen von irpus, dem Wolf, der sie leitete; Floki opferte um wegweisende Raben. Auch Hirsch und Hindin zeigen den Weg... Eine Hirschkuh zeigte den Franken die rettende Furt durch den Main".[2]

Treten wir aus der heidnischen Zeit in die christliche, so finden wir, in unserm Elsaß, die lieblichsten Volkssagen von weisenden Thieren:

Ein Graf, nach Andern, ein Herzog von Burgund, Namens Hugo, hatte im Jahr 803 von Karl dem Großen kostbare

[1] So wollte auch der h. Emeran, in Oberbaiern, da begraben werden, wo die beiden Ochsen, welche den mit dem Leichnam des Märtyrers beladenen Karren zogen, stehen bleiben würden. Panzer, Beitrag zur deutsch. Mythol. I, S. 220. — Als der h. Sebaldus auf dem Todesbette lag, da soll er befohlen haben, ihn nach seinem Tode auf einen Wagen zu legen, vier ungezähmte Ochsen davor zu spannen, und wo diese still stehen würden, den Körper zu begraben. Da nun die Ochsen zur St. Petrskapelle (in Nürnberg) gekommen, sind sie daselbst still gestanden, daher der Leichnam auch dahin bestattet worden. Schöppner, Sagenbuch d. baier. Lande, I, S. 132.

[2] Deutsche Mythologie, 3. Aufl. S. 1093 und 1094 vgl. Panzer, I, 220 und f.

Reliquien zum Geſchenk erhalten und wollte dieſelben hinwieder einer heiligen Stiftung zuwenden. Er ließ deshalb ein mit ſilbervergoldeten Platten belegtes und reich verziertes Kreuz verfertigen, in welchem er die Heiligthümer verbarg. Sodann lud er dasſelbe auf ein Kameel und befahl fünf von ſeinen angeſehenſten Rittern dem Thier freien Lauf zu laſſen und ihm zu folgen. Es hielt zuerſt in St. Nabor ſtille und man bezeichnete den Ort durch eine Kapelle. Sodann ſtieg es das Thal aufwärts und gelangte nach Niedermünſter, welches ſomit in den Beſitz der Reliquien kam, unter welchen ſich ſogar die alte Krone der allemaniſchen Könige befunden haben ſoll.

Die in wildeſter Waldeinſamkeit gelegene Stelle, wo die h. Richardis die Abtei Andlau aufbauen ließ, war durch eine Bärin mit ihren Jungen bezeichnet. Bienen zeigten den Ort an, wo ſich ſpäter der berühmte Wallfahrtsort Drei-Aehren erhob. Ein Vogel wies dem Grafen Salen von Rosheim die Kapelle, an deren Stätte er die ſchöne Kirche zu Ehren St. Peters und St. Pauls errichten laſſen ſollte. Wilde Tauben deuteten, im Walde bei Plobsheim, die Gnadenſtelle an, wo noch jetzt die Kapelle Maria zur Eiche ſteht. Eine Kuh fand die heilſame Quelle des beſuchten Bades Sulzbach.

Noch ſoll hier einer Volkslegende umſtändlicher erwähnt werden; ſie bezieht ſich auf die Abtei Mauersmünſter und hat mit der vom Adelphi-Brünnlein einen Hauptzug gemein. Um der 590 vom h. Leobardus geſtifteten Abtei ein Zeichen beſondern Wohlwollens zu geben, ſchenkte Biſchof Drogo von Metz, Ludwigs des Frommen natürlicher Bruder, derſelben im Jahre 830, die Reliquien der Heiligen Celeſtus und Autor. Dieſelben waren urſprünglich dem Straßburger Münſter beſtimmt geweſen, und Biſchof Drogo, mit ſeiner Geiſtlichkeit und dem Abt Celſus von Mauersmünſter, gab ihnen das Geleite über

die Zaberner Steige ins Elsaß. Als jedoch die mit Ochsen bespannten Wagen auf welchen die Reliquien der Heiligen ruhten, am Fuße des Koppberges, unweit Mauersmünster, angelangt waren, blieben sie stehn und waren durch nichts zum Weitergehn zu bewegen. Abt Celsus hatte darauf den Gedanken den Ochsen ihren freien Lauf zu lassen. Sie kehren wieder eine Strecke weit zurück; da blieben sie unbeweglich stehn. Auf das Scharren des einen mit dem Fuße, sprudelte ein reicher Brunnquell aus dem Boden, der Heilkräftig ist und in Mauersmünster und der Umgegend unter dem Namen Altersbrunn oder Autorsbrünnlein bekannt und besucht wird.[1]

Wer mit der Sagenkunde Deutschlands bekannt ist, wird zahlreiche Beispiele ähnlicher Art gefunden haben.

2. Auch das Anschlagen des Hufes, durch welches das Eselein das Hervorsprudeln einer Quelle bewirkt, kömmt häufig in Sagen vor und hat weit in die Jahrhunderte hinaufreichende Anspinnungsfäden.

Zuerst waren es die Götter — um nur auf germanischem Boden zu bleiben — Odin, Balder — sodann ihnen geweihte Thiere, vor allen das Pferd, dessen Hufschlag sprudelnde Quellen aus der Erde stampfte. In seinen Niederländischen Sagen, Nummer 19, erzählt der regsame zu frühe verstorbene J. Wolf:

„Als die Friesen an dem Orte, wo Bonifaz einst die Marterkrone errungen, einen Hügel aufwarfen gegen die andringende Meeresflut, wollten sie auch daselbst eine Kirche und ein Kloster bauen; jedoch fanden sie, daß in der ganzen Umgegend keine Quelle süßen Wassers war, dessen die Bewohner

[1] Diese Volkslegende habe ich bereits im Elsässischen Samstagsblatt v. 1864, S. 154 mitgetheilt. — Näheres darüber findet der Leser in einer größern Arbeit «l'Abbaye de Marmoutier» von F. Sigrist, Revue catholique d'Alsace, 1882, p. 404 u. f.

des Klosters doch bedurft hätten. Abbo, der Befehlshaber des Landes, den König Pipin dahin gesandt, nahm, als er dieß erfuhr, sogleich einige seiner Gefährten zu sich, und ritt an die Baustelle und um den Hügel, der schon vollendet war, herum, eine Quelle zu suchen. Schon hatten sie lange vergeblich sich bemüht, da sank das Pferd eines sie geleitenden Knaben mit dem Vorderfuße in die Erde. Schnell stürzen die andern zur Hülfe herbei, und kaum war des Rosses Fuß aus dem Boden herausgezogen, als ein Strahl klaren Wassers nachschoß, der so reichlich quoll daß er wenige Augenblicke nachher schon einen Bach bildete. Alle kosteten und erkannten, daß es süßes Wasser war, und priesen Gott für das Wunder, welches er gethan."

J. Grimm erzählt von Karl dem Großen:

„Er war mit seinem Heer in die Gebirge der Gudensberger Landschaft gerückt... Die Krieger schmachteten vor Durst; der König saß auf seinem schneeweißen Schimmel. Da trat das Pferd mit dem Huf auf den Boden und schlug einen Stein aus dem Felsen; aus der Oeffnung sprudelte die Quelle mächtig; das ganze Heer wurde getränkt. Diese Quelle heißt Glisborn, ihrer kühlen, klaren Flut mißt das Landvolk größere Reinigungskraft bei als gewöhnlichem Wasser, und aus umliegenden Dörfern gehen die Weiber dahin ihr Leinen zu waschen. Der Stein mit dem Huftritt, in die Gudensberger Kirchhofmauer eingesetzt, ist noch heute zu sehen."[1]

Nicht dem Hufschlage eines Pferdes, aber demjenigen eines Maulthieres, entsprang ein reichlich fließender Brunnen, der zur Gründung des Klosters Maulbronn, im Würtenbergischen, Anlaß gab.

So war es der Hufschlag eines Esels, der durch Auf-

[1] Deutsche Mythologie, 3. Aufl. S. 690.

findung eines Brunnens Frau Uta von Schauenburg, zur Gründung des Kloſters Allerheiligen, im Schwarzwald, bewog.[1]

Das Pferd iſt ſchon in helleniſchen Mythus ein Symbol des Waſſers und erſcheint im altnordiſchen und germaniſchen oft als ein ſolches.

Hippokrene heißt zu deutſch Marbach und Roßbach.

Die dem edeln Roſſe zugeſchriebenen Kräfte und Wunderzeichen ſchlagen ſich nach und nach nieder und erben ſich auf Maulthiere und Eſel fort. Das edle Thier hat ſich übrigens nicht mehr darüber zu beklagen als die galliſchen Druidinnen und die germaniſchen weiſen Frauen, die der Volksglaube in Hexen aufgelöst hat; nicht weniger als die alten Gottheiten ſelbſt, die nachgerade in Teufelsmasken verwandelt wurden.

3. Ein dritter Zug in der Volkslegende vom h. Adelphus bleibt noch ſchließlich zu beſprechen, nämlich das Selbſtläuten der Glocken beim Herannahen der Reliquien gen Neuweiler, wo dieſelben fortan aufbewahrt werden ſollten.

Dieſes Selbſtläuten der Glocken erſcheint in vielen deutſchen Sagen, ſo in Panzers Beitrag zur deutſchen Mythologie, Bd. II., S. 417.[2] Oft ſind es Kinder oder Jungfrauen welche daſſelbe vernehmen, ihm nachgehen und in wunderſame Begegniſſe gerathen: „Drei Jungfrauen verirrten ſich im großen Walde bei Langenaltheim, in Baiern. Die älteſte hörte das Läuten eines Glöckchens; ſie gingen dem Schalle nach und kamen zu einem großen Birnbaum voll der ſchönſten reifen Früchte, unter welchem eine klare Quelle ſprudelte. Aus Dankbarkeit bauten ſie hier eine Kirche und ſtifteten eine Glocke...

[1] A. Schnezler, Badiſches Sagenbuch, II, 44.

[2] Auch noch an mehreren andern Stellen beider Bände; in Wolfs Beitr. zur deutſchen Myth. I und II; in B. Baaders Sagen aus Baden; in Grüße's Sächſiſchem Sagenſchatze u. A.

Nächtlichem Glockenton folgen drei Jungfrauen, welche ſich im Walde Hahn bei Hahnbühl verirrten; ſie ſtifteten eine ſilberne Glocke."

Eine elſäſſiſche Legende berichtet: Eines Tages fand eine alte Bäurin beim Marienbrünnlein auf dem Liebfrauenberg[1] das wunderthätige Madonnenbild, das im 16. Jahrhundert von den Flammen unverſehrt geblieben war. Sie hob es auf und beſchloß es in die benachbarte Abtei Surburg zu tragen. Allein, obgleich das fromme Weiblein den Weg dahin vollkommen wußte, verirrte es ſich und kam, wider Wiſſen und Willen, vor die Pforte des Benediktinerinnen-Kloſters Biblisheim. Alſogleich fingen die Glocken an von ſelbſt zu läuten. Die frommen Schweſtern empfiengen das theure Bild mit großer Freude und blieben bis 1717 in deſſen Beſitze. Später kam es wieder auf den Liebfrauenberg und zuletzt in die Kirche von Görsdorf, wo es ſich noch jetzt befindet.[2]

Das Selbſtläuten der Glocken, bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten, iſt übrigens nicht deren einzige wundervolle Kundgebung.

Die Volksſage weiß von Glocken die ſich die Stätte, wo ſie bleiben wollen, ſelbſt auswählen, und, entfernt man ſie davon, wieder dahin zurückkehren:

„Die Rosheimer haben eine ſehr alte Glocke, welche Suſanne heißt und einmal fortgebracht werden ſollte. Man lud ſie auf einen mit mehreren ſtarken Pferden beſpannten Wagen. Je näher man aber der Bannſcheide kam, um ſo ſchwerer wurde die Laſt der Glocke, und als zuletzt der Wagen am Markſteine anlangte, brachten ihn die Thiere, trotz der mühſeligſten Anſtrengung, keinen Schritt weiter. Endlich ſpannte

[1] Bei Görsdorf im Unter-Elſaß.

[2] Vgl. Vicomte *Th. de Bussière*, Culte et pèlerinage de la Très-Sainte Vierge en Alsace. Paris 1862, p. 87, 88.

man sie aus, und da man bereits eine hemmende Wundermacht vermuthete, ersetzte man die Pferde durch Ochsen, welche, als verschnittene Thiere, als reiner angesehen werden. Jedoch auch diese machten vergebliche Versuche. Da ließ sich aber mit einmal die Glocke in folgenden Worten vernehmen:

„Ich heiß Susann'
Un geh' nit üs 'm Rosemer Bann."

Und alsobald schwebte sie vom Wagen empor und kehrte nach Rosheim an ihre frühere Stelle zurück, wo sie sich noch jetzt befindet."[1]

Redende Glocken führen außerdem noch A. Kuhn, Panzer, Wolf, A. Schöppner u. A. in ihren Sagensammlungen an.

Daß sie Gewitter brechen, wenn sie geläutet werden;[2] der wilden Jagd und namentlich den Hexen, die sie „bellende Hunde"[3] nennen, widerlich sind, weil sie ihren Zauber brechen, ist allbekannt.

Lieblich lauten die Sagen, welche von Glocken künden, die in Sümpfen, Weihern,[4] Flüssen oder auch in Brunnen und Wiesen versenkt sind. Zu gewissen Zeiten erheben sich manche von ihnen aus der Tiefe, verbreiten einen ungewöhnlich hellen Goldschein ringsumher, schlagen dreimal an und sinken wieder in den Grund zurück. Zwischen Brubach und Flachslanden stand

[1] G. Mühl, in der Alsatia 1854—55, S. 212.

[2] Das Leuten bei Herannahen oder während eines Gewitters ist in unsern Zeiten mit Recht überall abgeschafft worden; ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich, vorigen Ostermontag (der hier wiedergegebene Aufsatz erschien in Nr. 20 des Elsässischen Samstagsblattes vom 16. Mai 1863. Danach ist obiges Datum zu berichtigen), aus dem Munde des Sakristan-Dienste versehenden Wächters Ballay der auf einer Anhöhe gelegenen Wallfahrtskirche Notre-Dame de Ronchamp vernahm, daß dieser Gebrauch hier noch stattfinde und daß, so sehr sich auch der Ortspfarrer dagegen auflehne, die Leute auf der Ausübung desselben beharren.

[3] Meine „Sagen aus dem Elsaß", S. 272.

[4] Glockenweiher, Glockenteiche gibt es viele in Deutschland.

das Dörfchen Waldbachsweiler, welches die Schweden zerstört haben. Der einzige Ueberrest vom Orte ist der Glockenbrunnen, der mitten im Felde liegt. Gerade dort befand sich einst die Kirche. Als die Schweden sich näherten, vergrub man die Glocke bei dem Brunnen. Alle sieben Jahre nun, hebt sich der Grund, im Frühling, wenn alles grünt und blüht; die Glocke schwebt über der Erde hin, wirft ringsum einen lichten Schein, klingt an wie zum Angelus und versinkt wieder in den Boden.[1]

Im Walde Roßburn, bei Fülleren (Bez. Mülhausen, Kanton Hirsingen) befinden sich die Trümmer einer alten Kapelle, dabei steht ein Kreuz, auf dessen Fußgestell ein Hufeisen eingegraben; in einiger Entfernung davon ist ein Brunnen aus dessen Grund oft Glockenklang ertönt.[2]

Manche im Boden versunkene Glocken wurden von Thieren aufgewühlt, die höherm Willen folgten; besonders von Schweinen. Das Läuten einer solchen, in Oberfranken, wird von den Umwohnern also gedeutet und der Glocke selbst in den Mund gelegt

„Die Sau hat mit 'm Fuß g'schlagen,
Der Hirt hat mich 'raus graben,
Der Esel hat mich her tragen."[3]

Ein Stier entdeckte auf einer Wiese bei Leberau, im Leberthale, indem er die Erde mit den Hörnern aufwarf, die große Klosterglocke, welche seit dem dreißigjährigen Kriege dort versenkt war.

Aus vielen der oben angeführten Zügen geht hervor daß das Volk, in seinem naiven Glauben in den Glocken beinahe

[1] Mündlich aus Brubach. — Vgl. Aehnliches in Wolfs Beitr. zur deutsch. Myth. II, 296: ebendas. I, 195, wo von einer in einen Brunnen versenkten Glocke die Rede, die in der Christnacht läutet.

[2] Schriftliche Mittheilungen der Ortsbehörde, Juli 1859.

[3] Panzer, II, 418.

wirkliche Perſonen ſteht, ihnen gewiſſermaßen eine Seele verleiht, ein Wollen und eingreifendes Handeln: tragen ſie doch Namen, auf welche ſie getauft ſind, und haben, wie andere Chriſtenkinder, Phathen und Phathinen.

Die Reiſe der Glocken nach Rom, zwiſchen Gründonnerſtag Abend und Oſterſonntag Morgens, iſt nicht nur bei den Kindern, ſondern auch bei manchen älteren Perſonen kindlicher Glaube. Der alte ſelige Hans-Ade von Oberbronn, z. B. ließ ſich die Sache durchaus nicht nehmen.

Den mythiſchen Urſprung und Bedeut der Glocken,[1] den J. Grimm, Wolf, Panzer u. A. oft auf merkwürdige Art berühren, kann ich hier füglich übergehen.

Ich glaube das Selbſtläuten der Glocken in der St. Adelphusſage, aus den oben angeführten Vorſtellungen die ſich das Volk von dem Weſen der Glocken macht, begnügend erörtert zu haben. Dieſes Läuten iſt, ſo wie die beiden andern früher entwickelten Bezüge, voll poetiſcher Momente und die nähere Erkundigung ihres Urſprungs thut, meines Erachtens, dem tiefen Gehalt der ſchönen Volksſage keinen Eintrag. Dem munter dahinfließenden Bache, dem majeſtätiſchen Fluſſe, wird nichts von ihrem Werthe genommen, wenn man aufwärts zu ihrer Quelle ſteigt und das Geſtein ſich beſieht aus dem das klare, Goldkörner führende Waſſer hervorbricht.

Laſſen wir immerhin dem Volke die reinen, innigen Genüſſe an ſeinen Sagen und Legenden, verkümmern wir ihm nicht dieſes heilige Erbtheil der Väter, dieſe urwüchſige Naturpoeſie. Erfreuen wir uns doch ſelbſt daran! Der Wiſſenſchaft aber muß — wiederholen wir es ſchließlich — unverkümmert die Frage an die Ueberlieferung frei ſtehen: Dic cur hic?

[1] Anſpielungen auf die griechiſche Demeter und die mittelalterlichen Waſſernixen u. A.

Die Legende von St. Gangolf,

nebſt Bemerkungen

über die darin vorkommende Waſſerprobe.

Die burgundiſche Legende von St. Gangolf hat ſich auch im Elſaſſe eingebürgert. Eine dem Heiligen geweihte Wallfahrtskapelle liegt zwiſchen Bühl im Schweiler Thale und dem Schäferthale. Die Sage lautet wie folgt[1]:

„Bevor des biderben Gangolfs Haupt der Heiligenſchein umſchimmerte, war er ein tapferer Rittersmann.

Er zog eines Tages dahin, thatendurſtig, die Ungläubigen zu bekämpfen, und ſprach zu ſeiner Frauen: „Ich ziehe aus mit Gott und für Gott; bleib mir getreu; bald, hoff' ich, kehr' ich wieder!"

„Bei ſeiner Wiederkehr ſtieß er auf einen Bauersmann, der am Rand einer Quelle von ſeiner Arbeit ausruhte.

„Gib mir deine Quelle, ſagte er zu dieſem, ich will ſie dir mit gutem Silber vergüten.

— „Die Quelle? rief der Bauer erſtaunt, — wenn Ihr ſie mitnehmen könnt, Herr Ritter, ſo ſei's drum!

Mit Gott! antwortete dieſer, zog den Seckel und ließ blanke Silberſtücke in des Staunenden Hände klingen; ſteckte ſodann ſeinen Stab ins Waſſer, das von jenem aufgeſogen wurde, und zog von dannen.

„Kaum war er in ſeinem Schloſſe angelangt, ſo rief er ſeiner Gattin ein fröhlich Willkommen zu und bat ſie, ihn in den Garten zu begleiten.

[1] Vgl. Stöber's Alſatia, Band 1858—1861, S. 258 u. 259.

„Daſelbſt ſtieß er ſeinen Stab in die Erde, und aus demſelben ergoß ſich eine reiche Waſſerfülle, die ſprudelte, ſchäumte und ſetzte ſich endlich klar und hell in einem Becken.

„Du warſt mir wohl treu, meine Holde, ſprach Ritter Gangolf, tauche alſo deine Hand in dieſe Flut und bringſt du ſie heraus, rein und weiß, ſo biſt du ein Engel des Lichts, wo nicht, ſo biſt du ein Engel der Finſterniß.

„Nach langem Streben, tauchte die Edelfrau ihre Hand in den Quell; doch ſiehe, ſie war mit ſchwarzem Schlamme über und über bedeckt.

„Meines Bleibens iſt nicht mehr hier! rief Gangolf mit düſterm Blicke. Hierauf ſtieß er den Stab wieder in die Quelle; der ſog ſie auf, daß kein Tröpfchen übrig blieb.

Gangolf wanderte aber in die Ferne, über Berg und Thal, bis er auf eine friſche Wieſentrift kam, voll würziger Gräſer und Kräuter, von grünen Wäldern umſchloſſen, im Lande Elſaß.

„Da ließ er von Neuem die Flut aus dem wunderbaren Stabe quellen; und ſie ergoß ſich weithin. Er machte ſich dabei eine Zelle; that Wunder und erbaute durch ſeine Frömmigkeit die vielen Pilgrimme, die von nah und fern zu ihm ſtrömten."

Die Legende von St. Gangolf war auch dem launigen Pater und Frater Johann Pauli bekannt, der, wie es in der Vorrede zu ſeiner im J. 1519 zuerſt herausgekommenen Anekdoten-Sammlung „Schimpf und Ernſt" heißt, „Leßmeiſter zuo Tann in dem Barfüſſer Cloſter (geweſen) in welchem Cloſter er bey vierzig jarenn daſelbſt geprediget."

In der Folioausgabe, die ich von dieſem immer ſeltener werdenden Buch beſitze, ſteht die Erzählung S. XLIII. Die Jahreszahl (die wohl in die dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts fällt) und den Druckort, (wahrſcheinlich Augsburg) kann ich leider nicht angeben, da das letzte Blatt, das dieſelben

gewöhnlich enthält, ausgeriſſen iſt. In einer Frankfurter Oktav-Ausgabe vom J. 1567, die ebenfalls vor mir liegt, ſteht ſie S. 167. In beiden Ausgaben iſt ſie, abgeſehen von der Wortſchreibung, durchaus gleichlautend; die ältere gibt ſie folgender Weiſe:

„Von Schimpff excij. — Sanct Gangolff iſt ein graff geweſen, den eeret man in obern Burgund, dann er waz ein freund Gottes, der het ein frawen, die hett den caplan lieber dann in. Der herr ſtraft die frawen offt vnd ſprach, ſie wer ein ehebrecherin. Die fraw verſprach ſich, dann ſie wollt allwegen vnſchuldig ſein.

„Sye giengen uff ein mal in einen garten, da was ein brunnen in, der was nit tieff, der qual auff, vnnd ſie ſaſſen alſo bey dem brunnen.

„Der Herr Gangolff ſprache, Fraw, dürffen jr mir daz rot ſteinlin bieten, daz da in dem brunnen ligt, ich traw Got der herr werd ewer vnſchuldt vnd ſchuld offenbaren?

„Die fraw ſprach, ja ſolt ich es euch nit dörffen langen, vnd ſtreiffet den ermel hinder ſich, vnd erwüſchet das ſteinlin, vnd ſo ſie den arm wil herauß ziehen, ſo bleibt die handt in dem brunnen ligen, vnd zeucht den ſtumpf herauß. Da erkant man jr ſchuld deß ebruchs.

„Nit lang darnach ſchluge der buol jhren herren zuo todt.

„Sanct Gangolff fieng an große zeichen zethuon, vnd wann ein zeichen geſchahe, ſo leutet man alle glocken....“

Wie durch Vergleichung beider Abfaſſungen erſichtlich, bieten dieſelben einige weſentliche Varianten dar. Während in derjenigen Pauli's der h. Gangolf durch ſeinen Nebenbuhler ermordet wird, zieht er, nach der neuern Erzählung die noch im Volke lebt, außer Land und läßt ſich in einem friſchen Wieſenthale unſrer Vogeſen nieder. Auch die Art wie die Treuprobe vorgenommen wird, iſt auf zwei ſehr verſchiedene Arten darge-

ſtellt. Und nun kommt noch eine dritte hinzu, die Jacob Grimm, in den deutſchen Rechtsalterthümern (2. Ausg. S. 921 und 922), aus dem lateiniſchen Gedichte der Roswitha, „de Gangolfo“[1] mittheilt. Gangolf gebietet hier ſeinem Weibe die rechte Hand in kaltes Quellwaſſer zu ſtecken; ſie thut es, und bringt jene verbrannt zur kalten Fluth heraus.

Bevor ich näher von dem Punkte ſpreche, in welchem dieſe drei Verſionen mit einander übereinſtimmen, muß ich hier einer andern ebenfalls elſäſiſchen Sage gedenken, die ſich auf das im Kaſtenwald, bei Widſolen, gelegene Bruderhäuschen bezieht, einem zur Zeit in jener Gegend berühmten Wallfahrtsorte. Ich habe ſie S. 209, im Jahrgang 1854—1855 der Alſatia veröffentlicht,[2] und will ſie, da ſie in Kürze abgefaßt, hier wiederholen:

„Ein Graf, deſſen Geſchlecht unbekannt, glaubte an der Treue ſeiner Ehefrau zweifeln zu müſſen. Er führte dieſelbe einſt an eine Stelle des Kaſtenwaldes, und wollte durch ein Zeichen des Himmels, ihre Geſinnungen gegen ihn erkennen. „Iſt das Schwert, ſagte er, das ich hier in den Boden ſtoße, mit Erde bedeckt, wenn ich es herausziehe, ſo iſt mir deine Treue bewährt; iſt es aber feucht, ſo biſt du ſchuldig.“ Und als er das Schwert in den Grund geſtoßen, floß alsbald eine Quelle daraus empor. Da erkannte der Graf die Falſchheit ſeiner Gattin, verließ ſie und zog in ein fremdes Land.“

An dieſem Orte bauten Kapuziner ſpäter eine Kapelle und eine Wohnſtätte, das Bruderhäuschen genannt. Die Quelle gilt noch jetzt als Heilbrunn für Hautkrankheiten.

Ich will nicht näher darauf eingehen, ob dieſe letztere Sage unabhängig von der St. Gangolfs-Legende iſt oder nur eine

[1] Roswithæ opera, ed. Schurzfleisch, p. 11, 115.

[2] Ebendaſelbſt findet man auch eine andere Sage in Beziehung auf die Entſtehung des Bruderhäuschens.

abgeschwächte, veränderte Erinnerung an dieselbe; hervorheben will ich aber, daß das Hauptmoment hier, so wie in den drei oben erwähnten Auffassungen der St. Gangolfs-Legende dasselbe ist, nämlich, daß sich die göttliche Vergeltung des Wassers bedient um über Treue oder Untreue des Weibes zu entscheiden; daß dabei die Wasserprobe, jene im Mittelalter so oft vorkommende gerichtliche Handlung, hier von dem argwöhnischen Gatten befohlen wird.

Dem Wasser wird schon im fernsten Alterthume eine göttliche, alles Unreine hassende und strafende Kraft zugeschrieben. Bekannt ist es, daß die an den Ufern des Rheines wohnenden Gallier, die neugebornen Kinder auf ihren Schild legten und in den Fluß warfen, der über derselben rechtmäßige Geburt zu entscheiden hatte.

Daß auch die Germanen das Wasser der Flüsse und Quellen, und unter diesen vorzüglich die Salzquellen göttlich verehrten, sagt Tacitus. Noch in späteren Zeiten wurden an gewissen Naturfesten Feuer an den Ufern angezündet und Opfer in die Flüsse geworfen. Der Gebrauch des „heilbringenden" Badens im Rheine, während der Johannisnacht, zieht sich durch das ganze Mittelalter hindurch. Petrarcha gedenkt dessen in einem seiner Briefe; er war davon Augenzeuge, im J. 1333, als er eben in Köln weilte. Daß am Johannistage das Wasser sein Opfer verlange, ist noch jetzt allverbreiteter Volksaberglaube.

Mehr unserm Gegenstande sich zuneigend und das göttliche Element des Wassers als Prüfer des reinen Sinnes darstellend, ist folgende indische Legende: Die heilige und schöne Gattin eines Braminen kam jeden Morgen an das Ufer des Stromes Ganges um daselbst Wasser zu schöpfen. Sie bediente sich jedoch dazu keines Gefäßes; denn, in ihren reinen gottgeweihten Händen ballte sich das Wasser zu einer flüssigen Krystallkugel,

die sie, ohne einen Tropfen zu verlieren, in ihre Hütte brachte. Sobald aber in ihrem Herzen der mindeste unlautere Gedanken aufstieg und die Harmonie ihrer Seele störte, zerrann das Wasser in ihren Händen.

Zwei schöne christliche Volkslegenden, die von demselben Grundgedanken getragen werden, reihen sich hier natürlich an. Ich will sie, statt mancher anderer die ich in meinen Sammlungen habe und zum Beleg und zur Vergleichung beibringen könnte, noch schließlich in Kürze mittheilen:

Ritza, die heilige Tochter Ludwigs des Schwachmüthigen, besaß die Kraft ohne unterzusinken auf den Wogen des Rheins zu wandeln. Auf ihren Stab gestützt, schritt sie jeden Morgen über den Fluß um ihre Andacht in der am entgegengesetzten Ufer gelegenen St. Kastor-Kirche zu verrichten. Sie besaß diese Wundergabe so lange ihr Herz lauter und ihr Glaube ohne Wank verblieb; stiegen aber weltliche Gedanken oder Zweifel in ihrer Seele auf, so weigerten sich die Fluthen des Stromes ihr zu gehorsamen.[1]

Jenseits der Vogesen, im sogenannten deutschen Lothringen, lebte im Benediktinnen-Kloster, zu Herbitzheim, eine fromme Aebtissin, die ebenfalls die Gabe hatte über die Saar zu schreiten um den auf dem andern Ufer im Weiler Miechlingen wohnenden Armen und Kranken den Trost der Religion zu bringen. Einst aber, sagt die Volkslegende, erlaubte sie sich eine Ungerechtigkeit gegen eine Nonne und seit jener Zeit war die Wunderkraft für sie verloren. Zur Büßung dieses Vergehens soll sie die schöne steinerne Brücke, mit sechzehn Bogen erbaut haben, die noch jetzt beide genannte Ortschaften miteinander verbindet.

Also auch in diesen beiden Legenden tritt das Element des Wassers als Unlauterkeit strafend auf.

---

[1] Simrock, in den Rheinsagen und im romanischen Rheinlande.

Vierte Abtheilung.

Zur Rechtssymbolik.

Gerichts- und Strafverfahren.

Der rothe Thurm

und

das Rechtssymbol des Seidenfadens

im Basler Bischofs- und Dienstmannenrecht.

An der Stelle der jetzigen Münsterkirche von Basel, erhob sich in frühern Zeiten die Burg, auf welcher der Bischof, als Fürst und Herr der Stadt, seinen Hof hielt. Ursprünglich war sie, ein eigentliches Castrum, mit Mauern umgeben und ihre Zugänge durch Thore und feste Thürme bewahrt.[1]

Unter diesen Thürmen hatte der sogenannte rothe Thurm, beim St. Ulrich-Kirchlein, am Wege nach St. Alban, außer dem Zwecke der Befestigung auch noch den als Gefängniß zu dienen.

Solcher rothen Thürme gab es auch in andern Städten, so in Colmar;[2] von demselben nannte sich „das Haus zum rothen Thurm auf dem Kilchhof bei des Techans Hof" (J. 1362, 1399 und 1407).[3]

---

[1] S. Dr. T. A. Fechter, Topographie von Basel, in „Basel im 14. Jahrh." 1856, S. 4 u. f. — W. Wackernagel, das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel im 13. Jahrh. 1852, 4° S. 38 u. f.

[2] J. J. Rapp, Belagerung der h. Reichsstadt Colmar, 1632. (herausgegeben von J. Liblin, 1857.) S. 22.

[3] (*J. Liblin*) Les enseignes de Colmar au moyen âge, 1858 S. 9.

Roth bezeichnete in der Rechtssymbolik Blut und Blutgericht. Wenn Richter und Schöffen ein Todesurtheil aussprachen, so wurde die Bank auf welcher sie saßen, mit einem rothen Tuche bedeckt. Von einem dem Hinrichtung drohte, sagte man daher: er steht vor der rothen Bank.“[1] Der den Spruch vollziehende Henker war oft von Kopf zu Fuß in die Blutfarbe gekleidet. So erscheint er mehrmals auf den aus der altdeutschen Schule stammenden Oelgemälden, welche das Schöngauer'sche Museum in Colmar besitzt. Bluturtheile wurden in rothe Bücher eingeschrieben. Das Vehmgericht saß auf rother Erde.

Der rothe Thurm in Basel[2] war jedoch, wie es scheint, kein Kerker für zum Tode Verurtheilte; er diente als Gefängniß worin Dienstleute des Bischofs gelegt wurden, die sich zu dessen Feinden geschlagen und wider ihn und sein Gotteshaus gestritten hatten. Vor des Gefangenen Thüre spannte nun der Schultheiß einen Seidenfaden, den er mit Wachs befestigte. So berichtet eine Stelle im Bischofs- und Dienstmannenrechte von Basel, aus dem 13. Jahrhundert.[3] Diese Stelle, deren Erläuterung wir sodann versuchen wollen, ist auch wegen einiger anderer Rechtsgebräuche wichtig; sie soll daher im Originallaute mitgetheilt werden:

„Dis ist onch der gotshus dienstmanne reht. Ein gotshus dienstmann, swanne (wenn) er ze ritter werden wil, der sol vorderen an dem bischof stiure (steuern, beisteuern), unde ist er ime schuldic vünf phunde ze gebende. unde swenne ein gotshus dienstmann eins bischofs hulde verliusit (verliert), als ob er wider

[1] *Scherz*, Glossar. fol. 1322.

[2] Ein rothes Thürmlein stand auch an einem andern Zugange zu der Burg.

[3] S. W. Wagernagels oben angeführte Schrift S. 17—20; den Text gibt auch *Trouillat*, Monum. de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle II, p. 114—119.

in unde sin gotshus iemanne hulfe, oder mit andern redelichen sachen, so sol er sich ze bezzerunge, unz (biß) daz er genade vindet, entwürten (überantworten, ausliefern, stellen) vür gevangen in den *roten turn* ze Saint Uolriche, unde sal der scholteizze einen *siden vaden* mit wasse dar vür spannen, unde die ambtlinte us des bischoves costen suln ime rat tuon, der marschalch sinen rossen, der trussezze daz ezzen als dem bischove, der schenke den win also, der camerer daz gewant. unde sol da liegen unz er gnade vindet. unde so er genuog gekestiget wird, so sol ouch der herre gnade han. wann (denn) herren zimet gnade[1] Breker (bräch er) aber dar us, also daz er us vüere ane urloup (ohne Erlaubniß), so widertheilt man ihme ze rehte lehen, eigen unde erbe. unde ist êlos[2] unde rehtlos, und sol ime geben ein brot in einen sach (Sack) unde vür die stat vüeren in eine wegescheide unde lossen gan....»

Jacob Grimm hat in seinen deutschen Rechtsalterthümern nachgewiesen, wie manche Formeln und Symbole sich zwar an griechische und römische knüpfen lassen, andere aber entschieden und naturgemäß dem germanischen Boden entsprossen sind und sich weit hinauf in die Uranfänge des Volkes, in dessen Mythenzeit hinaufführen lassen. So vor allen, die Symbole des Hammerwurfes, des Wagens, des Seidenfadens, als Wahrzeichen der Besitznahme oder des unverletzlichen Besitzes selbst. Wir haben uns hier nur mit dem letztern dieser drei sinnbildlichen Gebräuche zu befassen.

Als Zeichen der Gefangenschaft, des Einbannes des bischöflichen Dienstmannes im rothen Thurme zu Basel, spannte der Schultheiß vor die Thüre einen Seidenfaden, dessen

[1] „Herren ziemt Gnade" scheint ein Sprichwort zu sein, welches in ähnlicher Fassung oft in mittelalterlichen Dichtern vorkömmt. W. Wackernagel l. c, S. 39 Note 10.

[2] gesetzlos, exlex; ê heißt ursprünglich Gesetz; so noch bei Geiler: die alte e, das Gesetz, d. h. Mosis.

Enden er mit Wachs versiegelte. Das Verletzen oder Durchbrechen desselben wäre allerdings ein Leichtes gewesen, aber als ein höheres Vergehen angesehen worden als das Sprengen doppelt geschlossener oder mit Eisenketten umgebener Thüren, denn der Frevler wäre außer dem Gesetze, êlos und rehtlos, erklärt worden. Ja, in noch ältern Zeiten büßten diejenigen, welche die heiligen Schnüre zerbrachen, mit der rechten Hand und dem linken Fuße.[1]

Unserm Falle durchaus ähnlich, weist Grimm einen aus dem 12. Jahrhunderte nach, wo ein gefangen gehaltener Dienstmann des Erzbischofs von Köln durch einen bloßen Fadenzug (filum stamineum) eingesperrt wurde.[2]

Um Gerichtsstätten spannte man in alten Zeiten ebenso Fäden, vêhond, d. i. heilige Bänder, deren Durchbrechen als höchster Frevel galt.[3] Gleiches Umgeben mit Seidenfäden kömmt in Bannforsten vor.[4]

Auch Chriemhildens berühmter „Rosengarten" war nur mit einem Seidenfaden umzogen:

„Einen Rosengarten hatte die wunderschöne Maid
Von einer Meilen Länge, ein halbe war er breit:
Um den gieng statt der Mauer ein Seidenfaden fein.
Sie sprach: „Trotz allen Fürsten! Es kommt mir keiner hinein!"[5]

In Laurins „Kleinem Rosengarten" steht:

„Darbei ein schönes Gärtelein,
Darumb gehet ein seiden Faden. —
Taz din Müre solde sin,
Taz was ein faden sidin;

---

[1] Simrock, deutsche Mythol. S. 525.
[2] Deutsche Rechtsalterthümer, 2. Aufl. 1854, S. 182.
[3] Ebend. S. 810.
[4] Mannhardt, German. Forschungen. Berlin 1858, S. 683.
[5] Simrock, Kleines Heldenbuch, S. 240, vergl. S. 213.

Der im den zebräche,
Wie bald er daz räche!“ [1]

Der trockene Rechtsgebrauch hat uns auf das duftige Gebiet der Poesie geführt auf dem wir noch etwas verweilen wollen, denn der Seidenfaden spinnt sich durch die ältern Zeiten bis zur unsrigen fort. Sangen doch vor wenig Jahren erst Mülhauser und Illzacher Knaben im „Rauß-“ oder Fastnachtsliede vor den Thüren und Fenstern:

„Sidefade um das Hüs,
's lüäghe schéne Jumpfere drüs.“

„Sidefade um das Hüs,
's lüäghe schéne Hérre drüs...“

Und in Thann sangen oder singen noch am ersten Mai, die das Maieréfele begleitenden Buben:

„'s isch e gäler Fade um das Hüs;
D'r Hérr spaziert dreimol dri un drüs.“

Der Seidenfaden im ersten Liede und der an die Goldkette, den Goldfaden mahnende gelbe Faden, im zweiten, beziehen sich unverkennlich auf den Hausbann das Hausrecht, das Genießen des Besitzthums der Hausbewohner, von denen sich die Knaben eine freundliche Festgabe an Geld oder Eiern und Wein ersingen. Unbewußt haben sie, aus ältern Liedern, diese Anklänge an einen längst untergegangenen Rechtsgebrauch, dessen Sinn und Bedeutung ihnen verdeckt ist, in die Gegenwart herübergebracht.

Rechtsgebräuche, Rechtssymbole und Volkslieder, besonders solche die auf gewisse Tage und Feste gehn, knüpfen aber oft an weit hinaufführenden Mythus, und dieser wird wohl auch unsern Seidenfaden angesponnen haben.

[1] Grimm, D. Rechtsalterth. S. 183.

Daß ein um den Neptunustempel bei Mantinea gezogener Wollfaden, jenen gegen Entheiligung schützte, hat W. Wackernagel aus Pausanias VIII, 10 nachgewiesen.[1]

Für den germanischen Gebrauch gibt J. Grimm einige Anhaltspunkte. Mannhardt aber hat in seinen Germanischen Mythenforschungen, Seite 674 u. f., mit sicherer Hand, den Nornen, den Schicksalsgöttinnen, den ersten Faden an den Rocken gelegt und manche Rechtsgebräuche, Spiele, Festreime und Volkslieder dadurch auf sinnige Weise zum Verständniß gebracht.

Der Aberglaube der sich, mit Beziehung auf die Nornen, an die Macht des Seidenfadens knüpfte, zuvörderst an den rothen, veranlaßte daß, wie es in den alten dänischen Volksliedern heißt, die Helden „um sich fest zu machen" rothe Seidenfäden um die Helme banden.[2]

Gegen diesen Brauch, der auch sonst in das gewöhnliche Volksleben des Mittelalters eingedrungen war, eifert der Verfasser des „Seelentrostes." Dieses merkwürdige Buch ist eine durch zahlreiche Beispiele, Erzählungen, Anekdoten und Legenden praktisch entwickelte Erklärung der zehn Gebote. Es stammt aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts und ist in altkölnischer Mundart abgefaßt. Franz Pfeiffer hat in Frommanns „Zeitschrift der deutschen Mundarten" (Band I und II), die für die Sprach- und Sittenkunde interressantesten Bruchstücke daraus mitgetheilt. Die hieher gehörige Stelle[3] lautet: Du ensalt dich neit laissen messen mit eine *rode vadome*, d. i.: Du sollst dich nicht mit einem rothen Faden messen, (umgeben, bezeichnen) lassen.

Der Aberglaube an die Wirksamkeit dieses Fadens dauert

[1] Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel, S. 38, Anm. 6.
[2] J. Grimm, D. Rechtsalterth. S. 183.
[3] Bd. I, S. 183 u. 184. Note b.

noch jetzt unter dem Volke fort: „Mit einem rothen Faden muß das Glückshäubchen der Neugebornen umwunden und aufbewahrt werden.“[1] „Hat sich das Kind geschnitten und blutet stark, so verbind' ihm — sagt eine Hausregel — den Herzfinger mit rothem Seidenfaden, daß er fast schwillt“[2] Dieß wird noch häufig im Elsasse praktizirt; wie denn auch Warzen mit einem seidenen Faden umbunden werden müssen, damit sie verschwinden.

Das mit rothem Faden umwundene Glückshäubchen weist wieder unzweifelhaft auf die des Kindes Geburt schirmenden Nornen hin.

Das von ihnen gesponnene Seil aber, das Schicksalsseil, das auch als Goldkette, als gelber oder rother Zwirn- oder Seidenfaden erscheint, war heilig.[3] Das gewaltsame Zerreißen oder Zerschneiden desselben zog Unglück und selbst den Tod nach sich.

Dieser, ursprünglich blos religiösen Ansicht huldigend, nahm der Rechtsgebrauch das Seil und den es ersetzenden Seidenfaden als Symbol auf, wie dies auch bei Thorr's Hammerwurf und bei dem einst über ein Feldstück rollenden Wagen der Fall war. Als deren höchst dürftige Stellvertreter, bezeichnen jetzt Strohwische auf Stecken, den Besitz von Aeckern, Wiesen, Reben, die zu betreten untersagt ist, oder die der Besitzende, damit zu verkaufen anbietet.

---

[1] Rochholz, Sweizer. Kinderlied u. Kinderspiel. S. 281.

[2] Ebend. S. 334.

[3] S. Mannhardt, I. c. und Simrock, Mythol. S. 121. 459. 524. 525.

Gerichtsverfahren.

Strafarten im 17. und 18. Jahrhundert.

War dieß die gute alte Zeit
Des Heiles, der Gemüthlichkeit?...
Die alte war's, doch nicht die gute:
Es lechzt' „das Recht“ nach Bürgerblute;
Was Frevel heut, war da Verbrechen,
Das Schwert und Galgen mußten rächen;
Ja was heut Recht, war Missethat,
Und was heut Pflicht, war oft Verrath;
Otherr war nur und Unterthan,
Vorrecht und Willkür obenan.
Es war ein trübes Geisteswetter.
Ihr zweifelt?... Leset diese Blätter!

In Folge der Bestimmungen des westfälischen Friedens, war das Elsaß, Straßburg ausgenommen, der Krone Frankreichs einverleibt worden. Den zehn Reichsstädten allein waren ihre Rechte und Freiheiten bewahrt, und sie sahen es als einen Einbruch in dieselben an, da Herzog von Mazarin, in seiner Würde als Landvogt von Hagenau, ihre Abgeordneten aufforderte, dem Könige den Eid der Treue und des Gehorsames zu leisten. Nach langem Widerstreben, fügten sie sich und schwuren den auferlegten Eid am 10. Januar 1662. Mit dem politischen Wechsel, nahm nun auch das Rechtswesen im Elsaß eine ganz neue Wendung und mußte sich demjenigen Frankreichs schmiegen. Schon 1648 hatte Ludwig XIV. an die Stelle der östreichischen Regierung, die in

Enſisheim ihren Sitz hatte, eine königliche Kammer als höchſte Inſtanz zu Breiſach niedergeſetzt. Nach mancherlei Benennungen und Reſidenzen, wurde endlich der Stadt Colmar die Ehre zu Theil der Sitz des oberſten Gerichtshofes, Conseil souverain, fortwährend zu bleiben.

Die Sammlung der zu dieſer Zeit im Elſaß giltigen Rechte, die theils aus königlichen Verordnungen, Erlaſſen, offenen Briefen, theils aus den Beſchlüſſen des Staatsrathes und des oberſten Gerichtshofes beſteht, iſt unter dem Titel Ordonnances d'Alsace, 2 Bände Folio, Colmar 1775, bekannt. Dieſe von Hrn. de Boug, dem damaligen erſten Präſidenten des Gerichtshofes geſammelten Aktenſtücke gehn von 1657 bis 1770. Mein Freund Chriſtophorus beſitzt einen Theil des zum dritten Bande vorräthigen Manuſcriptes.

Die Ordonnances d'Alsace ſind für die Kenntniß des Rechtszuſtandes in Frankreich und zunächſt im Elſaß von höchſtem Intereſſe. Sie allein ſchon ſind ein ſprechendes Zeugniß für die Wohlthaten welche die Grundſätze der Revolution von 1789 den nachfolgenden Geſchlechtern gewährt haben; ſie ſind wohlzuprüfende Denkmäler für jeden der dieſes Chaos von Vorrechten, Willkür und Zwangsherrſchaft, während mehr als einem Jahrhundert, aus authentiſchen Aktenſtücken kennen lernen will. Ich habe daraus einige Züge und Bilder, welche ſich auf die Art der Rechtspflege und die Sitten der Zeit beziehen, zuſammengeſtellt, mehr um den Geiſt der darin weht anzudeuten als genauer in denſelben einzugehen.

1. Strafen welche über die Gotteslästerer verhängt waren.

30. Juli 1666.

Frevler, welche überwieſen waren gegen „Gott, gegen ſeine Mutter, die hochheilige Jungfrau, oder gegen die Heiligen“

geläſtert zu haben, wurden für's erſtemal, je nach ihrem Vermögen, der Art und dem Maße ihrer Läſterung, zu einer Geldſtrafe verurtheilt. Die zwei Drittheile davon fielen dem Spitale oder, in Ermangelung eines ſolchen, der Kirche zu, das andere Drittel dem Angeber.

Wer zum zweiten, dritten oder viertenmale jenes Verbrechens bezüchtigt ward, bezahlte doppelte, dreifache und vierfache Geldbuße.

Das fünftemal aber wurde der Schuldige, unbeſchadet der größern Geldſtrafe die er zu erlegen hatte, an einem Sonn- oder Feſttage, an den Pranger geſtellt und von acht Uhr Morgens bis ein Uhr Nachmittags, aller öffentlichen Schmach und Beſchimpfung preisgegeben.

Zum ſechstenmale wurde er an den Schandpfahl geführt, und im die Oberlippe mit einem glühenden Eiſenmeſſer abgeſchnitten.

Ließ er ſich zum ſiebentenmale denſelben Frevel zu Schulden kommen, ſo verlor er auf gleiche Weiſe die Unterlippe.

Im Wiederbetretungsfalle endlich wurde dem Verbrecher die Zunge abgeſchnitten.

Konnten die Verurtheilten die Geldſtrafen nicht erlegen, ſo wurden ſie einen Monat lang oder länger, je nach der Richter Gutachten, bei Waſſer und Brod ins Gefängniß geſetzt.

Beſondere Regiſter wurden angelegt um die Namen der Verurtheilten und deren Strafen aufzuzeichnen.

Wurde einer überwieſen eine Gotteslästerung gehört und den Schuldigen nicht angegeben zu haben, ſo wurde er um 60 Sols pariſis geſtraft, eine Summe welche die Richter nach Gefallen erhöhen konnten, ſo wie es ihnen auch frei ſtand, alle oben angeführten Strafen durch ſchärfere zu erſetzen, wenn die Art der Läſterung es erforderte. (Ordonnances d'Alsace I, fol. 27 und 28).

2. Schriftverfälſcher.

März 1680.

Schon ein Edikt Königs Franz I, vom März 1531 hatte Todesſtrafe auf das Verfälſchen öffentlicher Schriften von Seiten gewiſſer Staatsbeamten geſetzt. Ludwig XIV dehnte, März 1680, dieſe Strafe auf alle Staatsbeamten aus, welche öffentliche Akten abzufaſſen haben und überließ es den Richtern auch Nichtbeamtete, die ſich des Verbrechens der Verfälſchung ſchuldig gemacht, mit den ſchwerſten Strafen und ſelbſt mit der Todesſtrafe zu belegen. (Ordon. d'Alsace I, fol. 82).

Beide Edikte wurden 1720 erneuert, in Kraft erklärt und den Richtern befohlen gegen Verfälſcher von Staatspapieren, die den königlichen Schatz betreffen, keine andere Strafe als die Todesſtrafe auszuſprechen. (Ebenb. II, fol. 550, 551).

3. Eine Verordnung gegen die Zigeuner.

11. Juni 1682.

In Betracht der Vermehrung der Zigeuner und der geſetzwidrigen Aufnahme, die ſolche oft in den Häuſern und Schlöſſern der Adeligen fanden, erließ Ludwig XIV. eine von ſeinem Miniſter Le Tellier ausgefertigte Verordnung, welche folgende Punkte feſtſetzt:

Alle obern und niedern Gerichtsperſonen haben diejenigen, die ſich Zigeuner (Bohémes, Bohémiens) oder Egypter nennen, ſo wie deren Weiber, Kinder und ſonſtige Angehörigen feſtzunehmen.

Die Männer werden an die Zwangskette geſchmiedet und zu ewiger Arbeit auf die Galeeren abgeführt.

Den Weibern, welche zum erſtenmale auf Landſtreicherei ergriffen werden, ſollen die Haare vom Kopfe abraſiert werden; zum zweitenmale ſollen ſie mit Ruthen gepeitſcht und des Landes verwieſen werden.

Die Kinder, welche zu ſchwach ſind auf den Galeeren zu arbeiten, ſollen in dem nächſten Hoſpitale aufgenommen, und wie andere daſelbſt „eingeſperrte“ Kinder genährt und erzogen werden.

Zu keiner dieſer Maßregeln iſt ein Prozeßverfahren erforderlich, (le tout sans autre forme ni figure de procès).

Sollten ſich, trotz wiederholter Verbote, Edelleute oder Herren, die irgend eine obere Gerichtsbarkeit zu Lehn tragen, alſo vergeſſen, daß ſie dennoch Zigeuner, deren Weiber oder Kinder, bei ſich aufnehmen, ſo ſoll ihnen ihre Gerichtsbarkeit genommen werden und ihre Lehen ſollen der königlichen Domaine anheimfallen. Es kann auch auf außerordentliche Weiſe wider ſie verfahren werden und größere Strafen können ſie treffen, die zu mildern nicht in der Macht unſrer Richter ſtehn ſoll. (Ordon. d'Alsace I, fol. 116).

4. Wahrſager, Zauberer und Vergifter.

Juli 1682.

Wahrſager und Wahrſagerinnen müſſen unmittelbar nach Veröffentlichung des königlichen Edikts, das ſie betrifft, das Königreich verlaſſen. Solche die ſich noch auf der That ergreifen laſſen, ſollen körperliche Züchtigung erleiden.

Strenge Strafen, die nicht beſtimmt ſind und die der Richter, je nach den Umſtänden, nach Gutdünken auflegen kann, ſollen diejenigen treffen, welche die h. Schrift oder die Gebete der Kirche zu abergläubiſchen Praktiken mißbraucht hätten.

Zauberei und Giftmiſcherei werden mit dem Tode beſtraft. (Ordonn. d'Alsace I, fol. 113—114).

5. Haſardſpiele.

15. Januar 1691.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts wurden beſonders zwei

Hasardspiele, hoca und hasette, in allen Städten so wohl von Bürgerlichen als Militärs gespielt. Nachdem die strengsten Strafen dawider ausgesprochen worden, hörten dieselben eine Zeitlang auf, tauchten aber bald wieder, öffentlich oder im Verstecken, unter andern Namen auf, als pharaon, barbacole, und pour et contre. Da faßte der König einen Staatsbeschluß gegen diese Spiele. Wer darüber ertappt wurde, hatte eine Summe von 1000 Livres und der die Spieler aufnehmende Hausherr oder Zimmerinhaber 6000 Livres Strafe zu entrichten. Davon floß ein Drittel in den königlichen Fiskus, ein zweites kam den Armen des Ortes zu gut und das dritte dem honetten Angeber. Wer die 1000 Livres nicht bezahlen konnte, hatte vier Monate Thurmstrafe zu erleiden; wer die 6000 Livres nicht erlegte, wurde auf ein Jahr unter Schloß und Riegel gebracht. (Ordonn. d'Alsace I, fol. 189).

6. Die Aerzte sind gehalten, den zweiten Tag ihres Besuches bei Kranken, dieselben zum Beichten aufzufordern.

8. März 1712.

Hatte ein Arzt einen Fieberkranken zu besorgen oder einen mit einer andern Krankheit Behafteten, die den Tod befürchten ließ, so mußte er ihn am zweiten Tage selbst ermahnen oder durch seine Familie auffordern lassen, einen Beichtiger zu begehren. Weigerte sich der Kranke oder die Familie dieß zu thun, so mußte der Arzt den Geistlichen oder den Vikar der Pfarrei davon benachrichtigen und sich von ihnen ein schriftliches Zeugniß ausstellen lassen, daß er das Begehren an sie gemacht. Wurde der Beichtiger nicht angenommen, so durfte der Arzt schon den dritten Tag den Kranken nicht mehr besuchen.

Jeder Arzt der diese vorgeschriebenen Verordnungen unterließ, wurde, zum erstenmale zu einer Geldbuße von 300 Livres

verurtheilt; das zweitemal, wenigstens während drei Monaten, der Ausübung seines Amtes beraubt; das drittemal seiner Licentiaten oder Doktorwürde verlustig erklärt und ihm die Ausübung seiner Kunst im ganzen Königreiche untersagt. (Ordonn. d'Alsace I, fol. 408).

7. Weinverfälschung.

2. September 1718.

Andreas Lippeser und Anna Schmidin, seine Ehefrau, von Rodern, im Amte und in der Herrschaft Bergheim gelegen waren überwiesen, im letzten Herbste „Waldnachtschatten" unter ihren rothen Wein gemischt zu haben. Martin Edel, ein Bürger von Roderen, der von dem verfälschten Weine getrunken, starb an den Folgen des Giftes; mehrere andere Personen wurden davon krank.

Das Gericht verurtheilte die schuldigen Eheleute zu einem Monat Thurmstrafe, zu 150 Livres Geldbuße, die sie der Herrschaft zu entrichten hatten, und zu den Unkosten des Prozesses Bevor sie ihre Strafe antraten, wurden sie, an einem Markttage, von zwei Stadtknechten durch die Straßen von Bergheim geführt; beiden war vorn und hinten ein Zettel angeheftet auf welchem in französischer und deutscher Sprache «frelateurs de vin», „Weinverfälscher" stand. Endlich mußten sie 30 Livres ins Almosen legen um für die Seelenruhe des Verstorbenen beten zu lassen. (Ordonn. d'Alsace I, fol. 527, 528).

8. Bestrafung des Diebstahls.

4. März 1724.

Kirchendiebstahl zog für die Schuldigen und deren Helfershelfer, als geringste Strafe, zeitliche oder ewige Galeerenarbeit nach sich. Die Weiber wurden in Zwangsgefängnisse gebracht, nachdem ihnen der Buchstabe V aufgebrannt worden.

Je nach den Umſtänden konnte der Kirchendiebſtahl auch mit dem Leben gebüßt werden.

Hausdiebſtahl wurde mit dem Tode beſtraft.

Auf andere Arten von Diebſtahl, in ſo ferne die Schuldigen zum erſten Male vor Gericht ſtanden, war Geißelung und Brandmarkung geſetzt, unbeſchadet der größern Strafen die folgen konnten. Im Wiederbetretungsfall waren die Weiber, außer der Zwangsarbeit, mit Brandmarkung mit einem doppelten V, die Männer mit Todesſtrafe beſtraft.

Die zu den Galeeren Verurtheilten erhielten die Brandmarke G A L. (Ordonn. d'Alsace I, fol. 605).

9. Verbot in Betreff der Anlegung von Rebſtücken ohne vorläufige Erlaubniß.

16. Januar 1731.

Im Elſaß ſoll es keinem Eigenthümer oder zu Lehen Sitzenden geſtattet ſein, ohne vorher eingeholte und erhaltene Erlaubniß, auf ſeinem Grund und Boden Reben anzulegen. Wer dagegen handelt, iſt zu einer Geldbuße von 3000 Livres verurtheilt. (Ordonn. d'Alsace II, fol. 55).

10. Ob Schenkwirth, ob Schulmeiſter.

6. Juli 1736.

Der katholiſche Schulmeiſter Lorenz Aman, in Andolsheim, hielt neben der Schule noch eine Schenke, was nicht nur in der Gemeinde ſondern auch in der Umgegend ſtrengen Tadel fand. Vom Fiskal-Prokurator der Grafſchaft Horburg hatte Aman bereits einen Verweis erhalten, dazu das Verbot fernerhin Wein auszuſchenken, unter Androhung der Abſetzung. Da ihm nun dieſes Verbot ſchon früherhin, aber vergeblich, gemacht worden war, ſo wurde er zu 6 Livres Geldbuße verurtheilt. Der Schulmeiſter appellirte gegen dieſen Spruch. Das Oberge-

richt, welchem beide Aktenstücke vom Prokurator zugeschickt worden waren, entschied die Sache dahin, daß sich Aman innerhalb vierundzwanzig Stunden auf der Gerichtsstube des Amtes Andolsheim zu entscheiden habe ob er die Schenke oder die Schule beibehalten wolle, (d'opter entre le bouchon et l'école). Ordonn. d'Alsace II, fol. 148, 149.

11. Abweisung des Begehrens eines Scharfrichters.

7. März 1738.

Der Scharfrichter des Amtes Hatten, Michael Heydt, Vater von zwölf Kindern, sah sich in die Unmöglichkeit versetzt dieselben zu ernähren, da seinen Söhnen gesetzlich jeder andere Stand verwehrt war und seine Töchter keinen „ehrlichen" Bürgersohn heirathen konnten. Er wandte sich deßhalb an den Obergerichtshof von Colmar, um von demselben die Erlaubniß zu erhalten daß fünf seiner Söhne in eine Handwerkszunft treten und seine fünf Töchter sich an andere Männer als die seines Amtes verheirathen dürften zwei Söhne sollten dagegen, nach seinem Tode, das Scharfrichteramt fortversehen.

Der Gerichtshof verwarf das Gesuch aus folgendem Grunde: Wäre die Wiedereinsetzung in das gewöhnliche Recht (la rehabilitation) möglich, so wäre es am Könige sie zu ertheilen; da jedoch der Vater und zwei seiner Söhne das Amt nicht verlassen, so hieße es die Zünfte der Handwerker allzusehr kränken (mortifier), wenn man sie zwänge die übrigen Söhne aufzunehmen. (Ordonn. d'Alsace II, fol. 193 u. 194).

12. Todesstrafe gegen Schmuggler.

23. Mai 1743.

Schon den 17. Oktober 1720 und wieder im Jahr 1726 hatte ein königliches Edikt die Todesstrafe über solche verhängt, die in der Zahl drei oder darüber, vereinigt oder

bewaffnet gefunden würden, um Tabak, gefärbte Zeuge oder andere Waaren ins Land zu schmuggeln. Zudem sollten ihre Güter zum Besten des Staates konfisziert werden.

Den 23. Mai 1743 wurden die Strafen noch geschärft und auf verschiedene einschlagende Fälle angewandt.

Mit Todesstrafe und Güterkonfiscation wurden nicht nur diejenigen bestraft, in deren Besitz man verbotene Waaren fand, sondern auch alle die, welche, wenigstens zu fünfen, bewaffnet, (ohne vom Intendanten der Provinz zum Waffentragen befugt zu sein), Pferde, Wagen, Schiffe oder mit Waaren beladene Personen begleiteten.

Zu lebenslänglicher Galeerenstrafe wurden schon diejenigen verurtheilt die, wenigstens zu fünfen, mit Schießgewehren bewaffnet, in der Nähe der gewöhnlichen Landungsorte der Schmuggler angetroffen wurden, selbst wenn sich keine Waaren bei ihnen vorfanden. Dieser Strafe sollten aber nur folgende Arten von Leuten verfallen sein: Landstreicher, Heimatlose, Handwerksleute, Lastträger, Matrosen, Bauern, denen das Waffentragen untersagt ist. (Ordonn. d'Alsace II, fol. 250).

13. Das Wohnrecht der Juden.

9. Dezember 1755.

Das Recht, den Juden zu erlauben, sich an einem Orte häuslich niederzulassen, kam ursprünglich nur den Kaisern zu und war eines ihrer höchsten Regalien.

Karl IV ertheilte dasselbe in der „goldenen Bulle" zuerst auch den Churfürsten, sodann andern Fürsten und Ständen des Reichs.

Seit Karl V genoß es ebenfalls der reichsmittelbare Adel im Elsaß und es wurde ihm auch nach der Vereinigung des Landes mit Frankreich beibehalten. Kraft dieses Privilegiums verweigerte Simson Ferdinand, Herr zu Landsperg und

anderer Orte, dem Juden Meyer Wolf, im Jahr 1755, sich mit seinem Weibe im Dorfe Lingolsheim, in dem jener geboren war, häuslich niederzulassen. Er erwirkte vom Direktorium des unterelsässischen Adels einen Beschluß, der sein Recht bestätigte und dem Juden befahl, Lingolsheim in einer Frist von acht Tagen zu räumen, unter Androhung einer Geldstrafe von fünfzig Gulden, die er seinem Oberherrn zu entrichten hätte.

Hier sind einige Gründe des Beschlusses, durch den der oberste Gerichtshof des Elsasses jenen des Adelsdirektoriums bestätigte:

„Es ist allerdings wahr, daß der Vater des Appellanten von seinem Herrn die Erlaubniß erhalten hat, Lingolsheim zu bewohnen; diese Erlaubniß war aber rein persönlich und gab dem Sohn kein Recht, sie auch für sich in Anspruch zu nehmen; denn niemanden ist es je in den Sinn gekommen, daß ein Jude in einem Orte das Bürgerrecht für sich und seine Nachkommen erlangen könne. Eine solche Behauptung widerstrebt der Meinung die wir von der jüdischen Nation haben und die Jeder von ihr haben soll, da dieselbe nur auf eine gewisse Zeit und aus Gnade geduldet wird; diese Behauptung ist ferner dem in der Provinz üblichen Brauche entgegen und greift die Verwünschung an, welche die Gottheit selbst wider jenes Volk ausgesprochen hat.

„Der Jude hat keinen festen Wohnsitz, er ist verurtheilt ewig umherzuirren; diese Strafe folgt ihm überall hin und sagt ihm, daß er sich nirgends für immer ansiedeln dürfe. Selbst die Rückkehr in das Land seiner Väter ist ihm für immer untersagt. Es ist daher empörend (révoltant), daß ein dieser verbannten Nation Angehöriger einen Herren zwingen will, ihn anzuerkennen und ihm eine Art Schutz angedeihn zu lassen, und zwar aus der einzigen Ursache, daß der Herr den Vater dieses Juden in seinem Gebiete aufgenommen hat und daß der Jude selbst darin gebören ist.

„Die Juden ſind keine Bürger; (les Juifs ne sont ni Citoyens ni Bourgeois)...

„Die Juden machen keinen Theil jenes Ganzen aus, welches die politiſchen Körperſchaften bildet. Durch einen ewigen Urtheilsſpruch verdammt, ohne König, ohne Obrigkeit, ohne bleibende Stätte, auf der Oberfläche der Erde umherzuirren, ſind ſie überall Fremdlinge; ihren Zufluchtsort, wo ſie ihn auch wählen mögen, haben ſie nur der Duldung zu verdanken und die perſönliche Erlaubniß ſich irgendwo anſäßig zu machen, nur dem Vertrage mit der Herrſchaft, die ſie ihnen ertheilt.

„Dieſe Erlaubniß betrifft nur ihre eigene Perſon und man vermag es nicht, ſich mit dem Gedanken zu verſöhnen, daß eine bloße Duldung eine auf die Nachkommen übergehende Berechtigung mit ſich bringe...

„Noch kein Staat hat den Juden bürgerliche Rechte verliehen. Es iſt bewährt, daß weder nützliche Erfindungen noch ſchwere und anhaltende Arbeit, Fabrikweſen, Ackerbau, überhaupt nichts was einen Staat blühend machen kann, in ihrem Syſteme Raum findet. Jede Art von Wucher, Hülfsquellen die ſie Verſchwendern oder unglücklichen Schuldnern eröffnen um deren Untergang zu beſchleunigen: das iſt ihre vorzüglichſte Induſtrie, und es kann gar nicht anders ſein bei Menſchen, die jeden Staat in dem ſie leben als einen Ort der Verbannung betrachten und ſich durch ihre Religion ermächtigt glauben, wenigſtens alle diejenigen zu betrügen (duper), die ſich nicht zu derſelben bekennen."

Aehnliche Beſchlüſſe wie gegen Mener Wolf von Lingolsheim, wurden ſpäter noch gegen andere Juden von Weißenburg, Hagenau u. a. O. gefaßt. (Ordonn. d'Alsace II, fol. 171—465).

14. Verbannung eines Wiedertäufers wegen Verweigerung der Eidesleiſtung.

7. September 1769.

Ein Wiedertäufer Namens Jakob Frey, zu Dürrenentzen, im Oberelſaſſe, wohnhaft, ward vor Gericht beſchieden, um in einer Unterſuchung Zeugniß abzulegen. Auf ſeine Weigerung, den von ihm geforderten Eid zu leiſten, wurde er ins Gefängniß geworfen und den 7. September 1769 vom Obergericht zu Colmar, zu ewiger Verbannung aus dem Reiche und zu einer Geldbuße von 10 Livres verurtheilt.

Die Zahl der im Elſaß geduldeten Wiedertäufer war ſchon im Jahre 1728 feſtgeſetzt worden und den Amtleuten befohlen, darüber zu wachen, daß die jene Zahl überſchreitenden Kinder, ſobald ſie in das Alter der Vernunft getreten, (lorsqu'ils auront l'âge de raison) von ihren Eltern außer Land geſchickt würden. Weigerten ſich die Eltern, ſo wurden ſie ſelbſt aus dem Königreiche verjagt (chassés). Ordonn. d'Alsace I, fol. 414—416.

Die Wiedertäufer waren außerdem gehalten ihren Antheil zum Unterhalte des katholiſchen Schullehrers zu entrichten, zu den Koſten der Pfarrei beizutragen und an den Geiſtlichen die Gebühren für Hochzeiten, Begräbniſſe und andere Ceremonien des Cultus zu bezahlen. (II, fol. 303—304).

Die Fausthämmer in Straßburg.

Schon zu verschiedenen Malen und wieder in den Jahren 1628 und 1685 hatte der wohlweise und fürsichtige Magistrat der guten Stadt Straßburg den Bürgern, Insassen und sämmtlicher Dienerschaft vorgestellt, „wie es Gott und alle Ehrbarkeit erfordere," sodann auch „die Politische Harmony und das gemeine Wesen, den gebührlichen Unterscheid zwischen den Ständen" äußerlich zu beobachten.

Denselben nun ein für allemal festzusetzen, gab der Magistrat eine neue Kleiderordnung heraus und theilte sämmtliche Einwohnerschaft in sechs Grade, indem er jedem derselben, unter Androhung von Strafen, nicht nur die Form der Kleider, sondern auch die anzuwendenden Stoffe vorschrieb, ja selbst deren Ankaufspreis bestimmte.

Im zweiten, d. h. zweituntersten Grade erscheinen, nebst den „Taglöhnern, Holzhauern, Sackträgern, Spannern, Kärchel- und Faßzeihern, Boßlern und andern ihresgleichen" auch einige dienstbare Geister der verschiedenen Rathsabtheilungen, der Zünfte und des Polizeiwesens: Thürhüter, Almosenknechte, Siebnerknechte, Haagknechte[1] und Fausthämmer.[2]

Diese Fausthämmer, apparitores, wie sie Scherz in seinem Glossar nennt, führten zur Zeit einen Hammer (malleus) mit sich, als Abzeichen ihrer Würde und Bekräf-

[1] Bannwarte, Flur- und Wegaufseher; wie Hag- oder Hegreiter.
[2] J. K. Heiß, das Zunftwesen in Straßburg, S. 86—92.

tigungsmittel ihrer Thätigkeit.[1] Es waren Polizeidiener, denen die Aufrechthaltung der Straßenordnung und namentlich das Ueberwachen der Bettler angewiesen war, weßhalb sie auch Bettelvögte hießen, ein Name, der in Straßburg noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts wohl bekannt war.

Die Faufthämmer kommen zweimal in Heinrich Leopold Wagners[2] Trauerspiel „die Kindsmörderin" vor.

Im 5. Akt S. 83. erscheinen zwei derselben; zu dem Einen sagt der Metzger Humbrieft;

„Dich kenn' ich zum wenigsten, bist du nicht der Hans Adam, der Bettelvogt daneben im Bocksküssel?

Faufthammer. Gar rächt; wir werden aber Fufthämmer, nit Bettelvögt tittliert."

S. 99, am Schluß des fünften Aktes:

1. Faufthammer. „Gott Lob! Do gitt's doch widder e Paar sechs Schilli Bießle[3] zu verdienä!

2. Faufthammer. Vergiß jetz widder d'Kunsign', hätschs ghört!

1. Faufthammer. Dreck uf die Nas!"

Im Pfingstmontag, 3. Aufzug, 2. Auftritt, dessen Hand-

---

[1] Der Hammer ist ein uraltes Symbol des Rechts, des Besitzes und noch in spätern Zeiten ein gerichtliches Zeichen: „durch Herumsendung eines Hammers pflegte in einigen Gegenden der Richter die Gemeinde zu berufen und bei Vergantungen geschiehet mit ihm bis auf heute der Zuschlag." J. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer, 2. Ausg. S. 65; vgl. 55 u. f. w.

[2] H. L. Wagner wurde zu Straßburg, den 19. Hornung 1747 geboren und starb zu Frankfurt a. M., als Advokat, den 4. März 1779. In Straßburg wo er die Rechte studierte, gehörte er zur Gesellschaft des Aktuars Salzmann und des um zwei Jahre jüngern Göthe. Wagner hat eine große Anzahl dramatischer Stücke geschrieben, die sämmtlich in Vergessenheit gerathen sind.

[3] Bießle kommt von dem verdorbenen pièce, Stück her.

lung ins Jahr 1789 fällt, unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution, läßt Arnold d'Bärwel sagen:

„Der Bossel vom Fischbal, der Nazi, het mer's gsteckt.
Un noch zwei Bettelvögt...
Frau Dorothee. Fusthämmer sat mer!"

In einer die Kinderzucht betreffenden Polizeiordnung von 1738 heißt es:

„Wir verbieten auch allhier neuer Dingen denen Kindern alles Stein- und Hutwerffen, Rageten, Schwärmerschießen, dadurch sie selbsten oder die Vorbeigehenden können beschädiget werden, Strohanzünden, oder andere Feurnehmende Materien, Drachen-ziehen, sonderlich an den Orten, wo Pferde und Fuhren vorbey gehen, und Scheumachung der Pferde, bey Straff gegen denenjenigen, so sich werden in solchem Fall betretten lassen, auff frischer That durch die Fausthämmer angehalten, und gehöriger Orten gezüchtiget zu werden; dero Elteren aber, so durch ihre Fahrläßigkeit zu obberührten Uebertrettungen werden Gelegenheit gegeben haben, in Ersetzung aller daraus zugefügten Unkosten, Schaden und Interesse, wie nicht weniger in eine nach Gutdünken unserer Policey-Richtern zu diktirender Geld-Straffe."

Störung des Gottesdienstes durch Straßenlärm jeglicher Art, wurde in älterer Zeit schwer gerügt. Um denselben zu verhüten, wurden die jede Kirche umgebenden Straßen mit Ketten gesperrt.[1] Hacken, an welchen solche Ketten angehängt waren, befinden sich noch in der Schlauchgasse, an der neuen Kirche und an einigen andern Orten der Stadt.[2]

Auch hier hatten die Fausthämmer ihres Amtes zu warten. In dieser Beziehung sagt die oben angeführte Polizeiordnung:

---

[1] Dieß geschah bekanntlich auch in Mülhausen.
[2] Heitz, S. 108.

„Diejenigen Kinder so sich unterfangen werden währender Zeit des Gottes-Dienstes umb die Kirchen herum Lermen zu machen, sollen von denen Fausthämmern alsobald aufgefangen, und gleichfalls in gehörigem Ort ihrer Ruchlosigkeit wegen gezüchtiget werden, diesem Zufolg befehlen wir denen Fausthämmern bey Straff der Interdiction und sogar der Kassation in obermeldten Zeiten ihre Patrouille ordentlich umb die Kirchen herumb zu verrichten."

Außer diesen Amtsverrichtungen lag denselben noch ob, die Verurtheilten auf den sogenannten Lasterstein zu stellen, der früher an der Münze gestanden, im Jahr 1738 aber auf die unterste Stufe der Pfalztreppe gekommen ist.[1]

Die Fausthämmer haben schon lange den Hammer aus der Faust sinken lassen. Es werden deren nicht mehr viele die Luft des neunzehnten Jahrhunderts einziehen, die sie noch in ihrem Flore gesehen haben. Ihre jetzigen Nachfolger sind feineren Schlages, Säbel- oder gar Degenträger mit silbergestickten Krägen, eleganten Käppi's oder tricornes. Aber die Generation, die zwischen 1810 und den zwanziger Jahren die gesegneten Bubenjahre in Straßburg durchgeflegelt, erinnert sich gewiß noch, halb mit Schrecken, halb mit Freuden, des Interregnums zwischen den untergegangenen Fausthämmern und den jetzigen bemedaillten agents de police. Es war die Epoche der Meerrohre.

„Blèjele", gerade so wie des „Brandele's" Bäschen, die Lieblingsmeise des alten und jungen Alt-Straßburg, nannten wir die im zweiten Polizeigrade stehenden Ordnungsregenten jener Zeit; denn ihr mit rothem Kragen versehener Kaputrock war hellblau, „blèjeleblöü," und von weitem schon sichtbar. In unserem Quartier, dem alten Weinmarkt nebst Umgegend,

[1] Silbermann, Lokalgeschichte der Stadt Straßburg. Fol. 177.

herrſchte vorerſt: der gute, dicke Nuß, der trotz ſeiner Wohlbeleibtheit recht friſch auf den Beinen war, und hatte er Einen „am Schnürlein," der kam gewiß nicht fort. Der hagere, magere Stewes mit der Spitznaſe und dem ſtechenden Blicke war der Gefürchtetſte. Der Papa Heim oder „Heime-Babbe," mit den borſtigen Augenbraunen, der heiſeren Stimme und dem ſtets weinroth überlaufenen Antlitz, hätte manchmal gerne den Schrecklichen geſpielt; allein man kannte ihn zu genau; er war, bei allen Donnerwettern, die er im Munde führte, die beſte Seele von der Welt, und ſchlug nicht einmal ein Glas Hausberger aus, wiewohl ihm der Wolxheimer, Ottroner oder Heiligenſteiner ſtets beſſer mundeten. Hätte er in der Periode der Fauſthämmer gelebt, ſtatt in derjenigen der Meerrohre, er hätte den Hammer jedenfalls lieber über den Spund eines duftenden Weinfaſſes als über dem Kopf eines Malefikanten geſchwungen, der Ueberzeugung lebend, daß dort mehr und Beſſeres herausgekommen wäre. Doch er iſt längſt dahin, der „Heime-Babbe." Er ruhe, nebſt ſeinem Meerrohre und ſeinen Vor- und Mitgängern, im beſten Frieden! (Geſchrieben im J. 1861).

Fünfte Abtheilung.

Zur elsässischen Kulturgeschichte.

Der Sankt Johannes-Segen.

Bei den großen Jahresfesten, namentlich den zwei Sonnenwendtagen, begiengen die alten Skandinavier, so wie die Germanen, Feierlichkeiten zu Ehren ihrer Götter. Ein gewaltiges Trinkhorn kreiste in den Reihen und es galt Odin und Thor und den übrigen Asen. Dabei wurde ihr Beistand für Waffenglück und Gedeihen der Früchte der Erde erfleht und Gelübde abgelegt. Diese feierliche Handlung nannte man Minnetrinken, von Minne (englisch mind), das Gedächtniß, Andenken.

Die zum Christenthum bekehrten germanischen Völkerstämme behielten, nebst manchen andern Bräuchen, auch diesen bei. Da sie aber nicht mehr an Odin und die Asen glaubten, so gaben sie ihm andere Namen und tranken St. Georgs-, St.-Michaels-, St. Martins-, St. Gertrudens- oder St.-Johannes Minne und Segen. Der letztere namentlich war sehr lange üblich und soll noch jetzt im schwäbischen Städtchen Heilbronn, auf den Straßen, von Nachbar zu Nachbar, getrunken werden.

Derselbe gilt Johannes, dem Evangelisten, (nicht wie oft irrthümlich behauptet wird, dem Täufer), und fällt auf den 27. Dezember. Der Legende zufolge, soll nämlich Johannes, als er in der Verbannung lebte, ein mit Gift gefüllter Becher zugesandt worden sein, den er jedoch ohne Gefahr austrinken

konnte.[1] Deßwegen bildet man ihn auch oft mit einem Kelche ab, aus welchem ſich eine Schlange windet. In frühern Zeiten wurde der Johannestrunk oder Segen vom Prieſter feierlich geweiht. Wer deſſen genoß, dem vermochte kein Gift zu ſchaden und an dem ward auch jede Verblendung und Unbill des Böſen ohnmächtig (Baader, Sagen aus Baden, S. 111); dagegen ward er himmliſchen und irdiſchen Segens theilhaftig, wie dies ein altes geiſtliches Volkslied ſo ſchön ausdrückt:

„Sant Johans Minne diz iſt,
Wer die trinket in dieſer Friſt,
Der mueß ſälig werden
in Himmel und uff erden,
an der ſele und an dem libe!“

Man reichte St. Johannes Segen auch lieben Freunden und Bundesgenoſſen beim Abſchiede dar. So ſagt Zwinger, in ſeiner handſchriftlichen Beſchreibung der Mülhauſer Bürgerunruhen vom J. 1586, in Beziehung auf die Geſandten der katholiſchen Schweizerkantone: „Und da ſie jetzt im Abreiten waren, ſchenkte man den Geſandten zum Valete, St. Johannestrunk und Seegen in hohen ſilbernen Geſchirren auf freyer Gaſſe ein.“ Petri, S. 424, berichtet ebenſo: „Sant Johans truncḣ vnnd ſägen (wurde mit den eidgenöſſiſchen Geſandten) auff der gaßen getrunkhen.“ Daß derſelbe auch zu ſeiner Zeit, am Ende des 15. Jahrhunderts, als Scheidetrunk üblich war, ſagt Sebaſtian Brant:

„Darnoch es an ein ſcheiden got,
Des iſt ein friſcher trunck der bot...
Von gwonheit blibts nit underwegen,
Eym jeden gibt man Sant Johans ſegen.“

[1] Einen andern Urſprung davon gibt der Franziskaner Johannes Pauli, in ſeinem merkwürdigen Buche „Schimpff und Ernſt“, Augsb. 1535, Fol. 89 b: „Wie ſant Johans ſegen auff iſt kummen.“ Man findet die ganze Legende in der Alſatia f. 1851, S. 176—178.

Oft ſandte man ſich denſelben auch, als Zeichen der Liebe und Freundſchaft, aus der Ferne zu. Dies that alſo die Wittwe des Crescentius, welche Kaiſer Otto III. vergeblich beſtimmen wollte ſie zu heirathen: „Da ſie aber an dem Heurat verzweiffelt," ſagt Bernhard Herzog, in ſeiner Edelſäſſiſchen Cronik, „ſchicket ſie in geſtalt voriger Lieb (Ottoni) St. Johanns Segen, 1002."

Elsässische Absagebriefe

aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Die Selbsthülfe, entweder durch Kampf, Raub, Pfändung oder Brandstiftung, reicht in die Zeiten hinauf, wo das öffentliche Recht auf schwachem Grund beruhte und die öffentliche Gewalt, die es handhaben sollte, dazu unmächtig war. Sie ist uralt, denn sie geht in die Kinderjahre der Völker hinauf die jetzt an der Spitze der Gesittung stehn. Mit dem Schwert in der Hand, trieb ein Volksstamm den andern aus seiner Gemarkung; mit dem Schwerte trieb der Einzelne den schwächern Nachbar aus seinem Besitze. Fehdelust drang von den Höchsten zu den Hohen und von diesen zu den Niedern und Niedrigsten hinab. Vergebens waren alle Mittel sie ganz auszurotten; man mußte sich damit begnügen sie zu mildern, zu beschränken. Dieß geschah durch den im 11. und 12. Jahrhundert, von Frankreich ausgegangenen Gottesfrieden, trêve de Dieu, den verschiedene französische Kirchenversammlungen geboten. Sonntags, Freitags und Samstags, sollte es keinem erlaubt sein, Fehde zu führen, ebenso wenig in den heiligen Zeiten. Kirchen, Klöster, Pfarrhöfe, Krankenhäuser, Gottesäcker, daher Friedhöfe genannt, durften nicht angegriffen werden.[1] Der Geistliche in seiner Amtsverrichtung,

[1] Vgl. „Das alte Alemannische Recht" bei Schilter-Königshoven, S. 656; 660.

der Bauer auf ſeinem Felde, Frauen und Kinder ſollten gefriedigt ſein.

Aber auch wenn die Fehde erlaubt, wenn das Fauſt- und Kolbenrecht in jenen geſetzesſchwachen Zeiten geübt werden konnte, ſollten, bei Verluſt der Ehre, gewiſſe Formen beobachtet werden. Der Widerſacher den man befehden wollte, mußte davon, wenigſtens drei Tage vor dem Angriffe, in Kenntniß geſetzt werden, um ſich verantworten oder zur Vertheidigung rüſten zu können.

Er erhielt den Fehde- oder Abſagebrief. Das Verfahren ſelbſt nannte man Abſagen, diffidare, Treue und Frieden aufkündigen. Der Brief enthielt, nebſt der Urſache der Fehdeerklärung, oft die Mittel die man anwenden wollte: „nome (Raub) brandt oder todtſchlag." (Straßburg 1493);[1] auch vergaß der Schreiber niemals, beizufügen, er erkläre, „zu Verwahrung ſeiner Ehre," daß er und die Seinigen, „ſeiner Gegenpart, deren Helfern und Helfershelfern, Knechten und Zugethanen offentlicher Feind ſei,[2] und ſie hiemit verwarnt haben wolle."

Oft kam es vor, daß Einer der durch die Inſaſſen einer Ortſchaft beeinträchtigt wurde, die ganze Gemeinſame für den Schaden verantwortlich machte und ihr Fehde ankündigte. Ich muß, für dieſen Charakterzug unſres Gegenſtandes, nachfolgenden Abſagebrief aus Cl. Th. Gemeiner's, Regensburgiſcher Chronik mittheilen.[3]

„Ihr Herren zu Tegernheim,[4] ich thu euch zu wiſſen, als ich mein Gut durch euch verloren habe, und die Euren mein Gut haben genommen, 50 fl. an Geld und geldswerth, und

[1] Mülhauſen, 1467.

[2] „uffrechter, redelicher, abegeſagter vynt." (Oswald Frank, 1494).

[3] S. Scheible's Kloſter, geiſtlich und weltlich, Bd. VI, S. 169.

[4] In Bayern.

haben mich beraubt und beschunden auf freyer Landstraß; das haben gethan drey die in eurer Gemein seyn, die ich mit Namen nicht finden kann; und dabei sein gewesen zwei von Swabelweis, und den habe ich geschrieben, der ganzen Gemein, so ist mir kein Antwort worden. Darum sey euch abgesagt, allen den von Tegernheim, (euch) anzugreifen mit Rauben und mit Brennen; weil (so lange) ein Stecken steht, solt ihr kein Fried haben vor mir, weil ihr mir mein Gut nit wieder gebt, ihr und die von Swabelweis. Swabelweis will ich abbrennen bis auf den Grund. Wer mir aber mein Feind zu suchen vorhalten, er sey Edel oder unedel, den will ichs nit nachgeben.

„Veit von Euteneck Ruprecht Holzenfelder,
zum wilden Mann."

Es ist schon bemerkt worden, daß ohne vorherige Zusendung eines Absagebriefes, jeder Angriff als ehrlos und reichsverrätherisch galt. Der hierin bestehende Schutz hieß der Landfrieden; er wurde 1187 von Friedrich I. auf dem Reichstage zu Nürnberg befohlen. Im Elsasse bestand derselbe zwischen dem Bischof, den beiden Landgrafen im untern Elsaß, den Städten Straßburg, Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Ehenheim, Rosheim, Mülhausen, Türkheim und Münster. Er wurde zuerst den 20. Mai 1343 beschworen. Das Gebiet, in welchem er gehandhabt werden sollte, begann zwei Stunden oberhalb Mülhausen und erstreckte sich den Rhein hinab bis nach Selz. Auf dem rechten Ufer begann es bei Kenzingen und gieng bis an die Oos; auf beiden Seiten dehnte es sich bis an die Schueeschleife aus. Der Landfriede sollte bis zum Martinstage 1345 dauern, wurde aber später mehrere Male erneuert und erhielt kaiserliche Bestätigung.[1]

---

[1] Strobel, Elsäss. Gesch. II, 239—240.

Im Jahr 1349, in einem am Sonntag nach St. Ulrich, zu Frankfurt a. M. gegebenen Briefe, befahl Kaiser Karl VI., den „in den Landfriten gehorenten“ Städten Straßburg u. ſ. w. die Verfolgungen gegen die Juden, „vnſer Kamerknecht“ einzuſtellen.[1]

Den Fehdeluſtigen war es ferner unterſagt kaiſerliche oder andere neutrale Burgen anzugreifen, ebenſo fremde Häuſer. Es war dieß der Burg- und der Hausfrieden.

Der Abſagebrief wurde gewöhnlich mit dem Inſigel des Inſenders verſehen und von ihm und ſeinen „Helfern“ unterſchrieben, in ſo ferne ſie des Schreibens kundig waren. Höchſt naiv ſchließen die Helfer Cunrat Küfer's von Bondorf, auf den wir zurückkommen werden, ihren Abſagebrief an die Stadt Mülhauſen, vom Montag vor St. Gallen-Tag 1467 mit den Worten: „vnd deß zu urkundt verſigelt mit einem Crützer, denn wir nit eigen Inſigel haben.“ Auch im zweiten „uff aller Seelentag“ deſſelben Jahrs gegebenen Briefe heißt es: „vnd zu aller urkunden verſiglen wir den (brief) mit einem kritzer vnd wir nüntzmol (nun zumal, jetzt) kein eigen Sigel haben.“[2]

Die Abſagebriefe, wenn ſie von fürſtlichen Perſonen, Rittern, Städten, ausgiengen, wurden durch Herolde, Edelknaben oder deren Boten überreicht. Dieſe letztern, wie auch Privatleute, begnügten ſich oft damit, ſie an das Thor, den Grendel oder Thorpfoſten zu ſtecken.[3] So fand man Cunrat Küfers erſten Brief und den erſten ſeiner Helfer, zu Mülhauſen, vor dem

[1] S. den Text des Briefes bei Schilter-Königshoven, S. 1051 und 1052; vgl. Alſatia 1860, S. 332—334.

[2] Das Siegel von Wachs mit einem Kreuzer eingedruckt, befindet ſich noch am Briefe. S. Math. Mieg, Geſch. von Mülhauſen, und das Stadt-Archiv.

[3] Vgl. Elſäſſ. Samſtagsblatt, 157, S. 2.

Baſelthore; den zweiten von Küfers Helfern „in Troubachs Capellen vor dem Baſelthore.“ Oswald Franck's Brief fand man, nachdem er Biſchof Albrechts, von Straßburg, Scheunen und Ställe vor deſſen Schloſſe zu Biſchofsheim eingeäſchert, an einer Stange befeſtigt.

Nicht nur Abſagebriefe, auch gerichtliche Vorladungen konnten auf dieſe Weiſe geſchehen. Sind die Gerichtsboten verhindert die Botſchaft gehörig zu verkünden, „ſo mugent ſie, ſagt Wenk in ſeiner Heſſiſchen Geſchichte,[1] den brief an die porten, da dan ſin wonunge iſt, ſtecken und henken oder unter der porten inſtoizen (einſtoßen), und hant damit ir botſchaft recht und redelichen verkundiget.“

Vehmboten durften, während ſonſt alle Ladungen bei Tag[2] geſchehen mußten, ſolche in der Nacht verrichten; ſie ſteckten den Brief mit einem Königspfennig in den Thorriegel,[3] nahmen drei Kerbe aus dem Rennbaum zur Urkunde mit ſich und riefen dem Burgwächter zu, daß ſie ſeinem Herrn einen Brief gebracht und in den Grendel geſteckt hätten.[4]

Bernhard Hertzog gibt in ſeiner „Edelſaſſer Chronik,“ namentlich im fünften Buche, mehrere ſolcher Abſagebriefe oder einzelne Stellen aus denſelben.

Einer der älteſten, die mir aus unſerm Lande bekannt ſind, iſt das Schreiben des bereits erwähnten Cunrat Küfer's von Bondorf an Bürgermeiſter und Rath der Stadt Mülhauſen, das „Anno 1466 Sontag Vor Mariä Empfängniß 8 Decembris vor Baſelthor ſteckend funden worden;“ ferner zwei Abſagebriefe

---

[1] Nr. 298, S. 302, zum Jahr 1325; Citat in J. Grimm's deutſchen Rechtsalterthümern. 2. Aufl. S. 845.

[2] Bei Sonnenſchein; ehe die Sonne untergeht u. ſ. w. heißt es in den Formeln. Grimm, S. 815.

[3] Vgl. Elſäſſiſches Samſtagsblatt 1857, S. 3.

[4] Wigand, Weſtphäl. Archiv, S. 510; Citat bei Grimm, S. 8.

von Cunrat's Helfern vom Jahr 1467. Im erſten nennen ſich: „Hanns Schluch von Almutt, Cunrat Groß von Vilingen, Caſpar von Schwaningen und Hanß Fry von Niedern Baden;“[1] im zweiten erſcheinen: „Hans Friedrich von Farnou, Heinrich Meiger, Peter Nyemantsfrint von Zabern, Claus Coler und Berlin von Bich, Hanns Betz von Friddingen, Schol von Maßmünſter, Diebolz von Sindelfingen, Caſper Fry von Heiter,“ — wie ſich's vermuthen läßt, ſämmtlich rauf- und beutelluſtigen Geſellen, die wenig zu verlieren hatten und viel zu gewinnen hofften.

Da die Briefe in Mieg's Geſchichte der Stadt Mülhauſen Band II, S. 80—82 abgedruckt ſind, ſo genüge hier ein kurzes Wort über die Urſache dieſer Fehde, die ein einfacher reiſiger Knecht, von feindſeligen Rittersleuten gereizt, der Stadt Mülhauſen zu machen ſich erkühnte.

Kaum war Mülhauſen vom Ueberdrange des Behmgerichts befreit, ſo fand noch in demſelben Jahre 1465, da die Ausgleichung zwiſchen der Bürgerſchaft und dem Adel und den Achtbürgern zu Stande gekommen war, ein unruhiger Ritter, Peter von Regisheim und Herr von Brunnſtatt,[2] eine erwünſchte Gelegenheit, altem Familiengrolle wider die Stadt Luft zu machen.

Er trat in die Rechte eines Müllerknechtes, Hermann Klee's, der von ſeinen ehemaligen Meiſtern Hans Beck und Werner von Tübingen, einen rückſtändigen Lidlohn von ſechs Baſler Plapharten begehrte.

Der Bürgermeiſter, an welchen Klee die Sache brachte, ſchob die Schlichtung auf. Peter von Regisheim aber nahm ſich des Klägers, der der Stadt abſagte, an, zog noch andere Adeliche

[1] Baden-Baden, im Gegenſatz zu Oberbaden in der Schweiz.

[2] Vergl. Petri, Mieg, Graf; — auch Etterlin's Schweizer-Chronik.

in den Streit und es kam bald zu blutiger Fehde, Plünderungen und Brandstiftungen, die bis ins folgende Jahr fortdauerten.

Hermann Klee wurde in dem, Peter v. Regisheim zugehörigen Raubschlosse Hohen-Egisheim erstochen und letzterer zu einem für Mülhausen ehrenvollen Frieden gezwungen. Er hatte der Stadt für zugefügten Schaden 825 Gulden zu bezahlen; beiderseitige Gefangene sollten ohne Entgelt losgelassen werden.

Unter diesen Gefangenen befand sich Cunrat Küfer, Hans Erhards von Maßmünster reisiger Knecht und zugleich Leibeigener Friedrichs von Münsterol, den mehrere schweizerische Schriftsteller, namentlich Petermann Etterlin, mit Hermann Klee verwechselt haben.

Seine Herren hatten dessen Freilassung noch vor dem Friedensschlusse begehrt, worein jedoch Mülhausen nicht willigen mochte. Jene, sowie die ihnen zugethane Ritterschaft, benutzten diesen Umstand, um der Stadt von neuem Unbill zuzuziehen.

Ein Vorwand war bald gefunden. Sobald Küfer der Haft entlassen, gab er vor, die von Richesche (Rixheim) haben ihm berichtet, Heinrich Hugo von Mülhausen habe von ihm ausgegeben, er wolle ihr Dorf in Brand stecken, „das doch nicht also war" Für die ihm angethane „schand vnd laster," forderte er nun hundert Gulden. Der Rath antwortete ihm, er könne für seine Bürger nicht bezahlen, habe er Recht, so möge er die Sache vor Gericht entscheiden lassen.

Nun sagte Cunrat Küfer den 3. Dezember 1466 der Stadt ab; desgleichen thaten, in demselben Jahre und im folgenden, mehrere „seiner Helfer." Während dieser Zeit wurde die Umgegend von Mülhausen wieder ein Schauplatz blutiger Kämpfe und Plünderungen.

Die östreichische Regierung sammt der Ritterschaft schlug sich auf Küfers Seite; die zu Hülfe gerufenen Eidgenossen,

namentlich die Solothurner, halfen der Stadt. Der Krieg nahm immer größere Verhältniſſe an, und erſt, nachdem beide Theile bedeutende Verluſte erlitten, wurde er, durch den Waldshuter Frieden, am Bartholomäustage 1467 zu Ende gebracht.

Von einem der ſüdlichſten Punkte des Landes, von dem in jener Zeit zum elſäſſiſchen Städtebund gehörigen Mülhauſen, führt uns ein ins Jahr 1493 fallender Abſagebrief in das nicht mehr zu uns zählende elſäſſiſche Pfalzland.

Auf der Landauer Straße, etwa anderthalb Stunden vom Städtchen Germersheim, zu deſſen Präfektur es zählte, liegt in einer der äußerſt fruchtbaren Niederungen der Queich, das gegen 2000 Einwohner zählende, ſtattliche Dorf Zeiskam, deſſen Samenhändler den untern Theil des Elſaſſes und die ganze Pfalz mit ihrer Waare durchziehen. In einer Urkunde von 1248 heißt es Zeistenheim; 1364 Zeysenkeim;[1] bei Schöpflin[2] Zeisheim. Vor wenig Jahren noch ſtanden, auf der öſtlichen Seite des Ortes, auf dem katholiſchen Kirchenplatze,[3] die Trümmer der Stammburg der edlen Ritter von Zeiskam; ſie hatten, von Wall und Graben umgeben, nebſt einem Hauptthurm, vier niedliche Eckthürmchen.

Aus dieſer Burg ſchleuderte im vorgenannten Jahre 1493 ein Herr Rudolf von Zeiskam,[4] der, wie es ſcheint, Geldes

---

[1] Mone, Zeitſchr. f. Geſch. d. Oberrheins, VI., 450, 451.

[2] Ueberſ. v. Ravenèz. V, §13.

[3] Mone. — L. Becker, die Pfalz und die Pfälzer. Leipz. 1856. S. 162.

[4] Ein Rudolf von Z., vielleicht derſelbe, erſcheint 1457 als Richter am Probſtei-Kammergerichte zu Weißenburg; er wird als der Probſtei „Lehenmann" bezeichnet. In demſelben Jahre kommen, als Helfer des Grafen Wilhelm von Lützelſtein gegen den Grafen Friedrich von Bitſch, vor: Schaffart von Zeißkam und Engelhardt von Zeißkamm. B. Herzog, Edelſäſſ. Chronik. Buch V, Fol. 44; andere Ritter von Z. hat derſelbe Chronikſchreiber im VIII. Buche, Fol. 179—186 verzeichnet.

bedürftig, Fehdeluſt verſpürte und ſtarker Mithülfe gewiß war, einen Abſagebrief an die Stadt Straßburg, wegen einer „Forderung," die er an ſie zu machen vorgab, ohne dieſelbe näher zu beſtimmen. Bernhard Hertzog[1] hat uns dieſen Brief erhalten; er lautet wie folgt:

„Wißt, Meiſter, Raht, vnd gantze Gemeinde der ſtatt Straßburg, daß ich Rudolph von Zeißkam ewer vnd aller der eweren feind, auch der jenigen ſo euch zuverſprechen zuſtahn, ſeind ſeind will, mit ſamt meinen gebotten Knechten, vmb ſpruch vnd forderung die ich zu euch habe, vnd wo ihr oder die eweren, oder die euch zuverſprechen zuſtohn, ſolcher vheede (Fehde) einichen ſchaden nembt, es were mit Nome (Wegnahme, Raub), Brandt oder Todtſchlag nichts außgenommen, wolten ich vnd meine Knecht vnſere ehre nach aller notturfft mit dieſem Brieff hiemit genugſamlich bewaret haben, vnnd ob ich oder meine Knecht einicherley bewarung mehr bedörfften, wolten wir hiemit auch gethon haben, vnnd euch, oder jemands von ehren oder Rechts wegen nicht ſchuldig oder pflichtig ſein zu antworten.

„Geben vnder meinem zu der ſchrifft fürgetruckten Inſigel, vff Freytag nach Sebaſtiam Martyris[2] Anno Domini 1493.

Die Stadt Straßburg, welche von einem Gutjahren an Rudolf Zeiskam nichts wiſſen wollte, erließ hierauf folgendes Antwortſchreiben:

„Wir Wilhelm Böcklin Ritter, der Meiſter, vnnd der Rath zu Straßburg haben geſehen, wie du Rudolph von Zeißkam vns geſchriben haſt, du wölleſt unſer vnnd aller der vnſeren, vnd die vns zuverſprechen zuſtohn, ſeind ſein mit ſampt deinen gebotten Knechten, vmb ſpruch vnd forderung die du zu

[1] Edelſ. Chron. B. VIII, Fol. 141 und 142.

[2] 20. Jänner.

uns habeſt, ſollich dein ſchreiben vns an dich befrembdet, vnnd können nit verſtohn, das dir ſolches dein fürnemmens erfordert haſt, weder ſchrifftlich noch mündlich. Wie dem ſo begeren wir an dich ſolcher deiner vnbillichen feindſchafft ab zuſtehn, vnnd ob du dann meinen wilt einicherley forderung an vns zuhaben, darumb erbietten wir vns gegen dir zu recht, für unſern gnedigſten Herren von Mentz, für vnſern gnedigſten Herrn den Pfalzgraffen, für unſere gnedige Herren, Hertzog Alexander Graffen zu Veldentz, den Margraffen zu Baden, den Biſchoff zu Spenr, den Hertzogen von Wirtenberg ahn der ende eine, welches dir gelegen iſt, vnnd begeren deß dein verſchrieben antwort,

„Geben vff vnſer Frawen abendt der Liechtmeß Anno 1493“

Die Chronik ſchweigt über den Ausgang der Sache; wahrſcheinlich kam es nicht zur Fehde, ſonſt hätte es Hertzog, welcher derſelben manche erzählt,[1] ſeinen Leſern nicht vorenthalten. Auch bei andern vaterländiſchen Geſchichtſchreibern geſchieht derſelben keine Meldung.

Einer der heftigſten Abſagebriefe, die vielleicht je geſchrieben wurden, fällt in das Ende des 15. Jahrhunderts. Er iſt von einem Edelknechte, Oswald Franck, an den Biſchof Albrecht von Straßburg, Pfalzgrafen am Rhein und Herzog in Baiern (1478—1506) gerichtet, der ihm angeblich das Seine genommen, „wider got, ere und reht (Recht) vnd one alle anſproch.“

Nachdem der erbitterte Gegner des Biſchofs Scheunen und Stallungen vor deſſen feſtem Schloſſe in Biſchofsheim nebſt einem Theil des Dorfes Samſtags vor Lichtmeßabend 1494

[1] Auch Twinger von Königshovens Chronik gewährt, in vielen Stellen, einen tiefern Einblick in das Treiben des kampfluſtigen, raufeligen elſäſſiſchen Adels.

in Asche verwandelt hatte, fand man an einer Stange folgenden Fehdebrief befestigt:

„Ich Oswalt Franck, des bischoffs von Straßburg vffrechter (aufrichtiger), redelicher, abegesageter vynt, Ime vnd allen den sinen Bekenne vnd tun kunt allen (denjenigen welche) diesen brieff lesen oder hören lesen, das ich han diß dorff verbrant vnd tun verbrennen. Ich tun kunt allen den disen brieff lesen oder hören lesen, das ich nit wil vffhören brennen alle dwile (so lange) das mir der bischoff nit wider git das min das er mir genommen hat wider got vnd ere vnd reht vnd one alle ansprach durch sinen verreter vnd fleischverköuffer vnd strossenröuber, mit nammen (nemlich) durch Heinrich Hunt, vogt zu Gugenheim[1] sinen tochtermann — Vnd darumb lieben fründe, wöllent Jr fürbaß vor größerm schaden vnd costen sin, mögent Jr den verreter vnd fleischverköuffer vnd strossenröuber darzu halten das er mir das min wider gebe das er mir genommen hat wider got, ere vnd reht, one alle ansprach, In nammen sins gnedigen herren vnd siner frowen des pfaffen tochter zu hoffieren. Doch spricht man alwegen kein basthart vnd pfaffenkint die tunt selten gut, das sich wohl bewiset an dem basthart vnd pfaffenkint vnd des pfaffen tochterman. Der hertzewige ritt gange sie beide an,[2] und muß Jne nyemer mer abegän biß ich mein gelt wider han —

„Oswalt Franck."

---

[1] Im Kochersberge, Kanton Truchtersheim.

[2] Der Ritt, Ritten, Jaritt, Jähritten, Hertzjaritten u. s. w. wobei unser elsässisches Zeitwort ridere, ridere u. zittere, zu beachten, war ein im 14., 15. und 16. Jahrhundert besonders verbreitetes pestartiges Fieber, das die Leute schnell, jäh, ergriff und hinraffte, daher Jähritten, Jahritt, Jaritten, (wie Jähzorn), was Scherz-Oberlin, Glossar, fol. 724 unrichtig erklärt durch «febris quae annum (Jahr) durat.» Es hatte zwei Hauptstadien und begann gewöhnlich mit Frost, Rittenfrost, Kaltweh (Geiler), Fieberschauer; hierauf folgte Hitze, Rittenhitz. Aus der Legenda

Zum Verständniß einiger in diesem Briefe vorkommender Anklagen wider Bischof Albrecht müssen wir den seiner Kirche treulich zugethanen, aber die Mißbräuche, ohne Ansehen der Person, freimüthig und derb rügenden Priester und Chronikschreiber Matern Berler von Ruffach (wahrscheinlich im Jahr 1487 geb. und etwas nach 1546 gestorben), zu Rathe ziehen. Nach ihm war Albrecht „ein senffmutig, fridsammer und demütiger man," ohne allen Ehrgeiz noch Herrschsucht. Oft äußerte er: er ließe sich gerne den kleinen Finger seiner linken Hand abhauen, wenn er noch Domprobst sein könnte und das Bisthum nicht angenommen hatte, „dan besser wer geregirt werden, dan regiren."[1] Es war ihm ernstlich darum zu thun, die in seiner Diözese eingerissenen Mißbräuche zu verbessern; „er fieng an," sagt Berler, „syn pristerschafft zu visitiren, aber solchs gutt werck ward durch teuffels liest verhindert; — er hielt ein versamlung aller pryster synes bisthumpts, aber solche reformatz was umb sust, niemantz wolt gestrafft syn, das houpt was schwach und hett vil bosser gelider."[2]

Um die von einem seiner Vorgänger, dem hoffährtigen, verschwenderischen und streitsüchtigen Wilhelm von Diest, verpfändeten bischöflichen Schlösser und Güter einzulösen, hatte

---

Sanctorum ad 2 Kalend. Junii, erfahren wir, daß die h. Patronilla dagegen angerufen wurde: «man eret sie gerne für den *ritten*, wan (denn) unser herre tuot viel zeichen durch ihren willen.» — Daß dich der Ritt schütt! (schüttle)" u. s. w. waren in jenen Jahrhunderten, und noch im 18., gemeine Verwünschungsformeln, die in unsern elsässischen Schriftstellern häufig vorkommen. Ich habe deren viele gesammelt aus Twinger von Königshoven, Geiler von Kaisersberg, Johann Pauli, Thomas Murner, Moscherosch und Fischart. S. meinen Aufsatz darüber in: Dr. *Karl Frommann's* Vierteljahrsschrift: die deutschen Mundarten, 1859, S. 1 u. f.

[1] M. Berler's Chronik, im Code diplomatique de la ville de Strasbourg, I, 95.

[2] Ebendas. S. 97.

Albrecht vom Papst Sixtus IV., nebst dem Rechte von jeder ledigen Pfründe ein Jahr lang das Einkommen zu behalten, auch die Ermächtigung erlangt, gegen eine verhältnißmäßige Geldsumme[1] den Genuß von Butter während der Fastenzeit zu erlauben. Aus dem Ueberschusse ließ er Büchsen[2] Kanonen, gießen, welche vom Volke spottweise Ankenbüchsen, oder Butterhäfen[3] genannt wurden.

Zwei seiner schwachen Seiten, die auch Oswald Frank in seinem Absagebrief nicht unerwähnt läßt, bestanden, nach Berler, darin, daß er das Geld geliebt und Kinder gehabt habe.[4]

Mit Meister und Rath in Straßburg, sowie mit sämmtlicher Bürgerschaft stand Albrecht im besten Verhältnisse. Man ehrte seine Aufklärungs- und Reformversuche, seine Duldung, die er z. B. dadurch bethätigte, daß er das bischöfliche Gebiet den daraus vertriebenen Juden wieder eröffnete; ferner daß er dem von seinem Vorgänger 1478 ernannten berühmten Domprediger Geiler von Kaisersberg die vollste Freiheit ließ, von der Kanzel herab, die Gebrechen und Mißbräuche der Geistlichen und Laien seiner Zeit zu strafen.

Das gute Vernehmen, in welchem er zur Stadt Straßburg stand, machte auch, daß dieselbe sich seiner annahm wider die heftigen Angriffe des Junkers Franck, der durch einen Rathbeschluß vom Montag nach dem Feste der Geburt Mariä 1494 in die Acht erklärt wurde. Demgemäß ward jedem Bürger, Hintersaß und Zugewandten bei schwerer Strafe verboten, denselben bei sich aufzunehmen, zu speisen, zu tränken oder ihm sonst Vorschub zu leisten. Dieses Verbot wurde der Bürgerschaft

[1] „nach eins idlichen vermuglichkeit." S. 94.
[2] Berler, S. 94.
[3] B. Herzog, Chron. B. IV, S. 114.
[4] vnd hett geld lieb. dar zu auß blodikeitt hatt er kynder gehebt." S. 97.

am nachfolgenden Mittwoch öffentlich bekannt gemacht und ausgerufen. Es lautet alſo:

„Als ein knecht genant Oswalt Franck, mit unſerm gnedigen herrn von Strasburg in offener vehde vnd vintſchafft ſtät, ſo habent unſer herren Meiſter vnd rät vnd die XXI erkannt, das dehein (keiner) der ſiat Strasburg burger, hinterſeſſ oder verwanter, es ſient (ſeien) manne oder frowen, den obgenannten Oswalt Franken huſen, hofen, enthalten, etzen oder trencken, oder dehennen fürſchup un ſol, vnd wer das darüber tete vnd ſich das kuntlich erfünde, den wil man an lib vnd gut darumb ſtroffen. Do wiſſe ſich menglich noch zu richten. Decretum post nativitatis Marie anno XCIIIo (1494. Proclamatum quarta post nativitatis Marie.“[1])

Dieſes Verbot wurde in demſelben Jahre 1494 gegeben, in welchem Kaiſer Maximilian I. den zehnjährigen Landfrieden um drei Jahre verlängerte. Allein das um jene Zeit auf das Aeußerſte getriebene Fauſt- und Kolbenrecht, die maßloſe Fehdeluſt der Edelleute, die Frechheit mancher Raubgenoſſenſchaften, die ſchon früher einige Bundesgenoſſenſchaften, wie den ſchwäbiſchen Bund, die St. Georgen- und die Löwengeſellſchaft hervorgerufen hatten, machte kräftigeres Einſchreiten nöthig. Im folgenden Jahre ſchon errichtete daher Maximilian, auf dem Reichstage zu Worms, den ewigen Landfrieden oder Reichslandfrieden, wodurch jeder, der denſelben brach, in die Reichsacht erklärt und außerdem um 2000 Mark löthigen Goldes gebüßt wurde. Das Reichskammergericht zu Speyer hatte über deſſen Aufrechthaltung zu wachen. Bis in die Mitte

[1] S. (Ludwig Schneegans) Straßburgiſche Geſchichten, Sagen u. ſ. w. 1855, S. 12 u. 13, wo auch Franck's Abſagebrief nach dem im Archiv befindlichen Originale abgedruckt iſt.

des 16. Jahrhunderts, der eigentlichen Grenze des Mittelalters, dauerten jedoch die Fehden fort und wurden Absagebriefe im Lande hin und her geschickt. Nominell wurde der Reichslandfrieden, nebst dem Reichskammergerichte, erst im Jahr 1806, mit dem deutschen Reiche selbst, aufgelöst.

Ueber einige Lieblingsſpiele im Mittelalter

und die

Einführung des Kartenſpiels

in Straßburg.

In ältern Zeiten, wenn äußere Kriege oder innere Handel den Bürgern dazu Zeit ließen, wurde in den Städten vornehmlich mit Würfeln geſpielt, wovon die erſten Anfänge in dem uralten, ſchon in Kleinaſien, Griechenland und Rom bekannten Knöchelſpiel zu ſuchen ſind, das bis in die Gegenwart gedrungen iſt. Chateaubriand ſah es leidenſchaftlich von den Wilden in Nordamerika ſpielen. Daß es ebenfalls höchſt leidenſchaftlich von den alten Germanen geſpielt wurde, iſt bekannt. Auch das Brettſpiel, „da man wiß und ſchwartz inne ſpiehlet," fand zahlreiche Liebhaber; es wird jetzt mehr Triktrack genannt und hieß im Mittelalter Wurfzabel, von Wurf und zabel, althochdeutſch zabal, ein aus dem lateiniſchen tabula, Tafel, verbildetes Wort. Im Renner, einem Lehrgedichte von Hugo von Trimberg, heißt es:

„Wurfzabel ich daz ſpil nenne
Taz vant ein ritter, hieꝛ Alcô,
Vor Troie ...." (V. 11, 401.)

Aus dem Oriente — die Chineſen wollen es ſchon zwei Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung gekannt haben — ſtammt das Schach oder Schachzabelſpiel, das aus den

Palästen und Ritterburgen auch in die Zunftstuben und bürgerlichen Weinhäuser, sowie in die Klöster drang und von den Mönchen zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts so eifrig getrieben worden, daß es Odo von Paris (1197, 1208) verbot. Allein der Dominikaner Jakob von Cessoles in der Picardie brachte es 1290 wieder zu Ehren, indem er darüber ein Buch schrieb, worin er dasselbe moralisch ausdeutete. Es führt den Titel: «De moribus hominum et officiis nobilium super *ludo scaccorum*»,[1] das beinahe in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Eine hochdeutsche Uebertragung erschien im Jahr 1483 zu Straßburg. In freier poetischer, d. h. gereimter Form, an 20,000 Versen stark, bearbeitete es, unter dem Namen Schachzabelbuch, (um 1337) der Mönch Konrad von Ammenhausen, aus Stein im Thurgau, der das Original an moralischen und mystischen Ausdeutungen noch weit übertraf und mit einer Menge von Anekdoten aus der kirchlichen und profanen Geschichte durchspickte. Sehr ehrenhaft ist bei diesen Auslegungen die Tendenz, den Bauern und Handwerksstand gegen die Ritter in Schutz zu nehmen, zu heben und überhaupt auf Erleichterung und Geltendmachung der mittlern und untern Volksklassen zu dringen.

Im Jahr 1507 gab auch „der hochgelehrte Doktor Jakob Mennel zu Konstanz" ein höchst mittelmäßiges Lehrgedicht über den Schachzabel heraus.[2] Ueber dessen Ursprung läßt er sich also verlauten:

---

[1] Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, Bd. II, S. 163 u. f.

[2] Es ist abgedruckt in J. Scheible's Schaltjahr, Bd. III, S. 353—365, und 504—514; in der letztern Abtheilung befinden sich auch die Abbildungen der Schachfiguren, wie sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Süddeutschland üblich waren.

„Der Menschen Weis' ist etwan viel,
Die wähnen, daß diß edel Spiel
Im Krieg vor Troy erfunden wär,
Das ist doch ganz und gar ein Mähr.

Aber in Chaldea ist das Spiel erdacht,
Diomedes hats in Gräciam bracht,
Da das die andern Meister sahen
In Griechen, sie zusammen jahen.

Das währ fürwahr ein kluger Sinn,
Und übten es fast unter ihn'.
Darnach bei Alexanders Zeit,
Des Großen, kam es noch mehr weit,

Nemlich über Egyptenland.
Also ward es ganz wohl bekannt,
Und auf das in Teutschland kommen,
Wie ihrs jetzt schon wohl haben vernommen."

Als Erfinder nennt er in den nachfolgenden Reimen „den großen Meister Xerses, zubenannt Philometer," der unter „Evimerodach, dem Sohne Nabuchodonosors" gelebt haben soll.

Würfel und Wurfzabel, weniger Schachzabel, wurden meistens um Geld gespielt. Wer das Verlorene nicht gleich bezahlen konnte, mußte einen Bürgen stellen oder ein Unterpfand hinterlegen. Spielschuldenmachen wurde, wie es scheint, damals nicht zu den „nobeln Passionen" gezählt. Auch legte sich, für das Wohl seiner Bürger besorgt, schon im Jahr 1385 der fürsichtige und wohlweise Magistrat der kaiserlichen freien Reichsstadt Straßburg dergestalt in's Mittel, daß er die Erlaubniß zum Brettspiele erkaufen ließ und damit zum Theil die Ammeisterknechte besoldete. In demselben Jahre beschloß der

ſtets väterlicher geſinnte Rath, daß das Spielgeld ſeinen Abfluß in den öffentlichen Fiskus zu nehmen habe.[1]

Noch ſtrenger waren die Verordnungen in Baſel:

Unverbeſſerliche Spieler, „die da offen und verrucht Riffian[2] ſin wellent und liegent ſtätes uf ſpil und armen varenden döchtern und kleiden ſich köſtlich," die wurden als Spieler den Mitbürgern kenntlich gemacht; ſie wurden dazu verurtheilt, eine Zeitlang einen gelben Kugelhut ohne Zipfel zu tragen, und auf dieſem Hute waren drei ſchwarze Würfel mit großen weißen Augen aufgenäht.[3]

Wenn aber auch erlaubte Spiele in den Weinhäuſern und auf den Stuben geſpielt wurden, Schachzabel und Wurfzabel, ſo mußte Jedermann, ob er auch in einem angefangenen Spiele ſaß, wenn man gegen das Wetter läutete, aufhören, „um daß uns der allmächtig Gott deſter ehe ſin göttlich gnad mittheilen und gut wetter verlihen wölle."[4]

In Straßburg, in das wir zurückkehren, ließ der Magiſtrat im Jahr 1362 folgendes Verbot des Spieles in geiſtlichen Häuſern ergehen:

„Unſer herren meiſter und rat, ſcheffel und ammian ſint überein komen, daz nieman in keins pfaffen hof,[5] gewalt[6] oder in irre geſellſchaft, wo ſie bi einander ſint oder wonent, weder walen[7] noch ſpiln ſol noch anders deheinre hande ſpil[8] triben

---

[1] Rathsordnung von 1385, Strobel II, 437.

[2] Sonſt gewöhnlich Ruffian, Ruffianer, ital. ruffo, ruffiano, franz. ruffien, Lotterbuben, Gelegenheitsmacher u. dergl.

[3] Dr. Fechter, in der Schrift: Baſel im 14. Jahrhundert, 1856, S. 52.

[4] Ebendaſ.

[5] Curia claustralis, abgeſchloſſener Wohnſitz.

[6] Immunitäts-Bezirk.

[7] kegeln.

[8] keinerlei Spiel.

oder tuon, daz den pfenning treffen[1] oder geſchaden mag, ane alle geverde, wer daz brêche, der beſſert fünf pfunt...“

In früherer Redaktion, aber von ſpäterer Hand durchgeſtrichen, folgte hierauf:

„....wol mag jedermann in ſinre geſelleſchaft da er höret, wurzabel (sic!) oder ſchachzabelſpil tuon umbe einen pfenning verbotten,[2] zwene zuo ſlehten gebotten[3] und nüt höher bi der vorgeſchriben pene. Doch mag jedermann in ſinre geſelleſchaft wol walen und gat das dis gebot nüt an.“[4]

Gegen diejenigen, welche in den Spielverboten zu ſtreng verfahren wollen, läßt Johannes Pauli, der Franziskaner Leſemeiſter in Thann, einen Rathsherrn in einer Stadt am Rheine, folgendes ſagen:

„Dye burger kommen ſelten zueſamen, vnd wan ſie zuſamen kommen, was ſollen ſie iunſt thuon, dann das ſie etwan umb die ürten[5] in dem bret ſpilen, oder inn der karten vmb ein pfenning. Verbieten die groſſen ſpil, vnd die groſſen ſchwür, vnd den wucher, fürkauf vnd ehebruch, deren jr wol kundtſchafft haben, vnd laſſen die kleinen ſpil die man vmb kurtzweil thuot bleiben...“[6]

Schon fünf Jahre vor gemeldetem Rathsdekret, Anno 1380, waren die erſten Kartenblätter, vom Südwinde getrieben, über Straßburgs Wälle und Thürme geflogen. Die Zigeuner,

---

[1] das den Pfenning betrifft, d. h. um Geld geſpielt wird.
[2] ſetzen.
[3] zu einfachen Einſätzen, enjeu.
[4] Mone, Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins, Bd. VII, S. 63 und 64.
[5] Irten, Zeche.
[6] Schimpff vnd Ernſt, Von den ſpilern, Fol. LXX. (Druckort und Jahreszahl kann ich nicht angeben, da in meinem Exemplare das letzte Blatt ausgeriſſen iſt).

denen sonst genugsam aufgebürdet wird, sollen auch diese losen Vögel in's Land gebracht haben, deren Eier sie aus Asien oder gar aus Afrika mitgeführt. So lautet die mittelalterliche Sage.

Die ältesten geschichtlichen Nachweise gehen nach Italien, das mit dem Kartenspiele zuerst Deutschland, sodann Frankreich und Spanien beglückte. Im Jahre 1299 sind daselbst die ersten Karten gemalt worden.

Daß sie bereits im Jahr 1300 in Deutschland bekannt waren, sagt ein 1472 gedrucktes Buch, „das Güldin Spiel" betitelt.

In Basel erscheinen die ersten Karten im Jahr 1377.[1]

Nicht in Deutschland erfunden, — wie es der Verfasser eines Aufsatzes über die „Erfindung des Kartenspiels" im straßburgischen Bürgerfreund versichert,[2] — aber daselbst sogleich eingeführt und mit deutschen Namen belegt, wurden die Karten, und als ältestes Spiel erscheint der Landsknecht, der als lansquenet, wie er noch jetzt heißt, nach Frankreich übersiedelt.

In Straßburg wurden die Karten zuerst in den Trinkstuben der Adelichen eingeführt und drangen von da in die Zunftstuben der Handwerker und bis in die untersten Volksschichten. Unsere Vorfahren nannten die Karten Briefe, und noch jetzt hört man manchmal den Ausruf: „Diß sin schlechti Brief!" — „Diß sin schöni Brief!"

Die Sitte wuchs je mehr und mehr, so daß, wie Specklin in seinen chronologischen Aufzeichnungen sagt, die straßburger Maler genug zu thun hatten, Spielkarten zu zeichnen und zu malen; — und zu Ende des 15. Jahrhunderts klagt Seb. Brant im Narrenschiff:

---

[1] Dr. Fechter, l. c.

[2] Bürgerfreund, Straßb. 1776, I. 180. Die vier Farben waren: Schellen (Eckstein), Roth (Herz), Eicheln (trèfle), Grün (pique).

„— tag und nacht ſpyelen vnd raſſen
Mit karten, würfflen vnd mit braſſen
Die gantz nacht, vß vnd vß ſie ſäſſen
Das ſie nit ſchlyeffen oder äſſen."

Die Obrigkeit ſah ſich im Jahr 1382 gezwungen, dem Unweſen zu ſteuern und das Kartenſpiel bei ſchwerer Strafe zu verbieten.

Das Vergehen wurde noch ſtrenger geahndet, wenn es an Sonn- oder Feſttagen geſchah. Specklin hat dafür folgende Fälle aufgezeichnet:

Im Jahr 1467 wurde ein Stadthauptmann, weil er es geſchehen ließ, daß zwei ſeiner Untergebenen am grünen Donnerstage Nachts mit Karten um Geld ſpielten, mit den Spielern an das Halseiſen geſtellt, mit der Ueberſchrift ihres Verbrechens.

Im Jahr 1476 wurde ein Weber, Mathias von Wirſchen zum Thurm,[1] weil er am Charfreitag mit Würfeln um Geld geſpielt, an das Halseiſen geſtellt und mit Ruthen zur Stadt hinausgehauen.[2]

Von einem Ritter, der am Charfreitag Brett geſpielt, berichtet Geiler von Kaiſersberg: „Es ſei ihm ein Aug auf's Brett geſprungen."

Verſchiedene Verordnungen der „Herren Meiſter und Einundzwanziger," die in demſelben Jahrhunderte mehrmals erneuert wurden, ſo in den Jahren 1487, 1498, 1499 und 1500 beweiſen, daß die Leidenſchaft des Spiels auch zu jenen Zeiten in Straßburg tief eingewurzelt war und es Noth that, derſelben auf geſetzlichem Wege Einhalt zu thun. Der Beſchluß vom Donnerſtag nach Martini des J. 1487 lautet wörtlich alſo:

[1] Weyersheim zum Thurm, im Kochersberg.

[2] S. Silbermann, Merkwürdigkeiten des ehem. Elſaſſes, S. 89 und 94.

„Unser herren meister vnd die XXI haben erkant vnd geordnet:

„Es soll fürter nyemans vff deheiner[1] trinckstuben oder gesellschafften, deheinerley spil thun, noch dem die nünerglock vßgelütet wurt, die man ouch ein vierteil einer stunden völlieclich lüten vnd vff die zehen ungeuerlich[2] vßgelütet sin sol. Und sol ein yeglicher houptkann[3] durch sich oder sin knecht wann man die glock lütet die gesellen vff der stuben warnen vnd inen sagen das man die glock lüte. Vnd wer darüber funden wurde spilen, wellicherley spile das were, ist der ein burger, so soll man ine gedencken[4] vnd der sol bessern rrr schilling, were er aber nit ein burger, git der sicherheit[5] für die rrr schilling pfennig, wol vnd gut, were des nit so soll man ine in den turn leigen biß das er die rrr schilling pfennig git.

„Ouch so sol dehein houptkanne oder knecht vff deheiner stuben oder yemans anders den selben spilern, noch dem die glock vßgelütet wurt, weder lieht, würffel noch karten geben zu spylen by iij pfunt pfennige.

„Were ouch das yemans funden würde spilen noch mitternacht, der soll bessern v pfunt pfennige.

„Man wil ouch ernstlich hut haben daruff war zu nemmen, vnd wa sie erfindent das hie wider geton wurde, sollichs zu rügen vnd für zu bringen das semlich[6] besserungen nyemans faren gelossen werde.

„Wann ouch der stett knecht oder die, den sollichs empfolhen wurde, beduhte[7] das vff eynicher stuben sollich spile vnd

---

[1] keiner.
[2] ungefähr, etwa.
[3] Wirth auf einer Zunftstube.
[4] strafen, s. *Schers*, Glossar fol. 489.
[5] So gibt derselbe Sicherheit, leistet Bürgschaft.
[6] solche.
[7] däuchte; wenn er vermuthete.

vnordentlich wesen were noch der nüner glocken, vnd man sie noch irem anklopffen nit in lossen wollt, do sollent die selbe daran schulde hettent, besserrn x pfunt pfennige.

„Ouch sol man die ammeisters knecht vnd andere der statt knechte besenden vnd inen ernstlich benelhen[1] by iren eiden vff semlich dinge war zu nemmen, vnd die zu rügen vnd für zu bringen den sübenen die abe vnfugen rihtent,[2] vnd sol inen von der besserung[3] von yeder personen die gebessert wurt, v schilling pfennige werden.

„Rete (Räthe) vnd XXI habent dis erkant vnd zu gelossen quinta post Martini LXXX septimo.“[4]

Ein bis in die neueste Zeit beliebtes Kartenspiel ist das Piket. Ueber dessen Entstehung und Bedeutung gibt der obenerwähnte, unbekannte Verfasser im Bürgerfreunde folgende interessante Aufschlüsse:[5]

Im Jahr 1676 wurde eine Komödie in fünf Aufzügen von Thomas Corneille, „der Triumph der Damen“ betitelt, aufgeführt, welche nicht gedruckt worden ist; die Zwischenakte bestunden aus dem Ballet des Piketspiels. Zuerst erschienen die vier Buben mit ihren Spießen, um Platz zu machen; darauf kamen die Könige und hielten die Damen bei der Hand, denen vier Sklaven die Schleppe trugen: der erste Sklave stellte das Ballspiel, der zweite das Billard, der dritte das Würfelspiel, der vierte das Triktrak vor.

---

[1] befehlen.

[2] Den sogenannten Sieben Züchtern oder Polizeirichtern, die solchen Unfug zu strafen haben.

[3] Strafe.

[4] (L. Schneegans) Straßburgische Geschichten, Sagen u. s. w. 1855, S. 15.

[5] S. 291 u. f.

Die Könige, die Damen und die Buben bildeten im Tanzen Terzen und Quarten, ſtellten ſich nach den Farben, die Schwarzen auf die eine Seite und die Rothen auf die andere, und miſchten zuletzt alle Farben ohne Ordnung durcheinander.

Dieſes Zwiſchenſpiel ſcheint nicht neu, ſondern nur die Skizze eines großen Ballets geweſen zu ſein, das bei Hof unter Karl VI. aufgeführt worden und vielleicht die erſte Idee zum Piketſpiel gegeben hat; jedenfalls wurde es erſt gegen das Ende der Regierung dieſes Königs erfunden.

In den Mémoires pour l'histoire des sciences et des beaux arts, Jahrgang 1720 befindet ſich eine wiſſenſchaftliche Abhandlung über das Piketſpiel. Sie wird dem Père Daniel zugeſchrieben, der das Spiel, nach allen Seiten hin: ſymboliſch, allegoriſch, politiſch und hiſtoriſch erläutert, und in ihm wichtige Grundſätze des Kriegs und der Kunſt zu regieren findet.[1]

Nach ihm bedeutet das As eine römiſche Münzſorte, auch Geld überhaupt und Reichthum. Es hat im Piketſpiele den erſten Rang, ſteht über den Königen, um zu zeigen, daß das Geld die Spannader des Kriegs, und der König, der keines hat, ſehr ſchwach iſt.

Das Trefle oder Klee, ein auf den Wieſen gemeines Kraut, ermahnt den Feldherrn, nie mit ſeinem Heere an ſolchen Orten zu lagern, wo ihm das Futter fehlen kann. Die Piques (Schaufeln, Spieße) und die Carreaux (Eckſtein, Raute) deuten auf Zeughäuſer, welche immer wohl verſehen ſein ſollen: die Carreaux waren nämlich eine Art ſtarker, ſchwerer Pfeile, welche man mit der Armbruſt abſchoß, und deßwegen ſo nannte, weil ſie mit einem dicken viereckigen Eiſen beſchlagen waren.

---

[1] Bürgerfreund l. c. S. 293—296.

Coeur oder Herz zeigt die Herzhaftigkeit der Offiziere und Soldaten an.

David, Alexander, Cäsar und Karl der Große sind an der Spitze der vier Farben, weil auch die tapfersten Truppen kluge und erfahrne Führer nöthig haben.

Wenn man in einer übeln Stellung ist, in einem nachtheiligen Lager, und in der Unmöglichkeit, den Sieg zu erfechten, so muß man trachten, der bevorstehenden Verlust so gering zu machen als möglich ist. So geschieht es im Piket: Wenn unser Hauptspiel schlecht ist, wenn die As, die Quinten und Vierzehne gegen uns sind, so muß man sich vorsehen, und die meisten Blatter zu haben suchen, um Sechziger und Neunziger zu verhüten; man muß die Könige und Damen nicht allein lassen, sondern besetzt halten, um dem Kapot auszuweichen.

Auf den Karten der vier Buben liest man Ogier, Lancelot, zwei Helden aus Karls des Großen Zeiten, La Hire[1] und Hektor (nämlich Gallard), zwei berühmte Kriegsleute unter Karl VII. Der Name Knecht, valet, varlet, war im Mittelalter ein Ehrenname, den die vornehmsten Herren trugen, bis sie zu Rittern geschlagen waren. Die vier Knechte oder Buben im Piket stellen also den Adel vor, wie die Zehner, Neuner, Achter und Siebener die gemeinen Soldaten.

Das Anagramm von Argine, wie die Treffdame heißt, ist Regina, nämlich die Königin Maria von Anjou, Gemahlin Karls VII. Die schöne Rachel, die Eckstein dame, war Agnes

---

[1] Da die Engländer Meister von Paris und der Hälfte des Königreichs waren, und Karl VII dem La Hire die Zurüstungen eines Ballets zeigte und ihn um seine Meinung fragte, antwortete derselbe: Ma foi, Sire, je pense qu'on ne peut pas plus gaiement perdre un royaume!

Sorel.[1] Das Mädchen von Orleans wurde unter der Figur der keuschen und kriegerischen Pallas, und Isabelle von Baiern unter der Judith, der Herzdame, vorgestellt. Das ist aber nicht die Judith der alten Testaments, sondern die Kaiserin Judith, die Gemahlin Ludwigs des Frommen, deren Lebenswandel sehr viel mit demjenigen Isabellens von Baiern gemein hatte.

Es ist leicht, Karl VII. unter dem Namen des Pique-Königs David zu erkennen. David, nachdem er lange Zeit von Saul, seinem Schwiegervater, war verfolgt worden, kam endlich auf den jüdischen Thron; aber da ihm alles glücklich von Statten ging, empörte sich Absalon gegen ihn: also war Karl VII. von seinem Vater Karl VI. enterbt und in die Acht erklärt worden, hatte hernach sein Königreich erobert, aber zu Ende seines Lebens den Verdruß, durch den schlechten und unbeständigen Charakter seines Sohnes, dem nachmaligen Ludwig XI., beunruhigt zu werden, der ihn mit Krieg angriff und ihm gar den Tod brachte.[2]

---

[1] »Charles VII s'abandonna à l'amour d'Agnès Sorel. On la nommait *Madame de Beauté*.« *Henault*, Abrégé chronolog. de l'hist. de France, T. I. p. 384.

[2] Bürgerfreund, l. c.

Die großen Jahrmärkte oder Messen

in Straßburg.

Schon die Römer hatten ihre Wochenmärkte, nundinæ, welche alle neun Tage gehalten wurden. Jahrmärkte kannten sie nicht; diese entstanden erst in der christlichen Zeit, wie es denn auch ihre andere Benennung, Messen, deutlich anzeigt.

Die ältesten waren die Kirchmessen, Kirmessen, Kirchweih- oder Kilchweihfeste, aus welch' letzterm Worte unser oberelsässisches Kilbe entstanden ist. Anfangs kamen jedoch keine Krämer und Kaufleute auf dieselben; es waren religiöse Feste, die sich an ältere heidnische schlossen und sodann für das Volk auch zu Tagen der Freude und Lustbarkeiten wurden. Merkwürdige Belege für ihren Ursprung gibt Gregor der Große, der im Anfange des 7. Jahrhunderts den Missionaren der Angel-Sachsen schreibt:

...„Zweitens, sagt man, diese Völker hätten die Gewohnheit Ochsen zu schlachten und als Opfer darzubringen; dieser Gebrauch muß bei ihnen in eine christliche Feierlichkeit umgewandelt werden; man lasse sie an dem Weihetag die in Kirchen verwandelten Tempel, so wie an den Tagen der Heiligen, deren Reliquien sich in denselben befinden, wie früher, Laubhütten um die Kirche her bauen; dorthin sollen sie ihre Opferthiere bringen, welche sie tödten mögen, nicht als dem Teufel geweihte Opfer,

sondern zu christlichen Mahlzeiten, im Namen und zur Ehre Gottes, dem sie, nach dem Essen, danken sollen. Indem ihr auf diese Weise den Menschen etwas zu einer äußern Freude gewährt, führet ihr sie um so leichter dazu, die innern Freuden zu genießen."

In einer andern Stelle schreibt derselbe Pabst an seine Missionare:

„Schaffet die Mahlzeiten nicht ab, welche die Bretonen bei den Opfern halten, die sie ihren Göttern bringen, verlegt sie nur auf die Tage der Kirchweihe oder das Fest der heiligen Märtyrer: damit sie, durch die Beibehaltung einiger der groben Freuden des Götzendienstes, um so leichter bewogen werden, die geistigen Freuden des christlichen Glaubens zu genießen."[1]

Das Wort Messe, von missa,[2] wurde später nur den größern Märkten zur Bezeichnung gegeben, namentlich in den Städten, wo bei den Kirchenmessen der Hauptfesttage eine bedeutendere Menge Menschen, auch aus der Nachbarschaft herbeiströmten. Dieser Umstand zog, bei stets wachsenden Bedürfnissen und ihnen entsprechender Betriebsamkeit in Gewerben und Handel, einen lebhaftern Verkehr an solchen Orten und um solche Zeiten, nach sich.

Die ersten welche Meßprivilegien erhielten, waren Aebte und Bischöfe;[3] erst im 11ten Jahrhundert geschieht in Urkunden Meldung von Messen, die Weltlichen zugestanden wurden.[4]

---

[1] *Aug. Thierry*, hist. de la conquête de l'Angleterre par les Normands, Liv. I, année 601. Paris 1846. V. I, p. 67.

[2] Das franz. foire kommt von feriæ, Festtage. Ruhetage, her.

[3] Fries, Pfeiffergericht, S. 24 u. f. — *Wenker*, de solennibus in Germania nundinis, p. 9.

[4] Bürgerfreund, Straßb. 1776. S. 411.

Die große Pulsader des südwestlichen und nordwestlichen Deutschlands, der Rhein, an dessen Ufern, in uralter Zeit schon, dann durch das ganze Mittelalter hindurch, bis in die Neuzeit, so manche Kämpfe und Schlachten geliefert worden sind; der Rhein, der ob der vielen Bischofssitze und Abteien, die Pfaffengasse genannt wurde, war auch, bereits unter den Römern schon, eine große Handelsstraße. Von italienischen Kaufleuten waren, nebst Gegenständen für Nahrung und Kleidung, auch die ersten eisernen Schwerter, nach Köln gebracht und an Gallier im Oberlande verkauft worden. Diese selbst hatten in Ell, dem alten Hellelus, ausgedehnte Metallfabriken, wodurch jene Stadt so wichtig geworden war, daß, nach mündlicher Ueberlieferung, daselbst alljährlich ein großer Markt, zu Ehren Merkur's, gehalten wurde, worauf sich Kaufleute aus den Rheinstädten, namentlich aus Mainz und Basel begeben hätten. Thatsache ist es jedenfalls, daß der, nach und nach zum Dorfe, Törfchen und Weiler herabgesunkene Ort noch vor fünfzig Jahren einen großen Jahrmarkt halten durfte.[1]

Straßburg's Lage, in der Nähe des Rheins, an der Straße von Deutschland nach Frankreich, und südwärts nach der Schweiz zu, war von jeher für den Handel günstig. Dazu kam noch das Münzrecht,[2] das Straßburgs Bischöfe, urkundlich seit 873 ausüben durften und das später mehrfach bestätigt wurde.

Der Messen Straßburgs, geschieht zuerst Erwähnung im

---

[1] S. der Hühnerbubel und der Weiler Ell. Mülh. 1869, S. 62. — Schweighæuser, Antiquit. du Bas-Rhin, Art. Ell.

[2] Ludwig der Deutsche verlieh es dem Bischof Ratcldus, in einem von Schilter abgedruckten Dokumente, Scriptores Germ. p. 111; *Schœpflin* III, S 679 und 680.

Jahr 1153, gelegenheitlich derjenigen, die Friedrich I. dem Kloster Altdorf, im Elsaß, gewährte. Es ist jedoch unbekannt, wer der Stadt zuerst das Recht dazu ertheilt habe. Gregor IX. gab es ihr im Jahre 1228, weil sie seine Partei gegen Friedrich II. ergriffen hatte. Schöpflin ist der Meinung, sie habe sich dieses Rechts nicht bedient, gibt aber keine Gründe dafür an.

Ein von Ludwig dem Bayer 1336 gegebenes Privilegium gestattet der Stadt Straßburg ihre Messe vierzehn Tage vor und eben so viele Tage nach St. Martins Fest zu halten.

Dieser Freiheit gedenkt Königshoven,[1] mit folgenden Worten, wobei er sich aber in der Jahreszahl irrt, da er vermuthlich die betreffende Urkunde[2] nicht zu Gesicht hatte:

„Do men zalte noch Gotz geburte M. ccc. lxxviij. jor da wart mit des Römeschen küniges wille und gehelle[3] uffgesetzet und gemacht das men alle jor zu Strosburg sol haben ein gefrigete[4] messe zu koufende und zu verkoufende allerhande. und die messe soll weren vier wuchen und sol sin xiij. tage vor sant Martins nacht und xiij. tage noch. das ist von aller Heiligen vorsire[5] vnz[6] an sant Kathrinen tag."

Ludwigs Freiheitsbrief wurde 1379 durch Kaiser Wenzeslaus, und 1413 durch Sigismund bestätigt. Das folgende Jahr (8. Mai) verlegte dieser Fürst jedoch die Messe auf das Fest Johannis des Täufers, und zwar auf die Vorstellung der

[1] Chronik S. 485.

[2] Sie ist zuerst von Wenker in dessen Dissertation de solennibus in Germania nundinis, S. 22. gedruckt worden.

[3] Erlaubniß, Zugeständniß, davon das Beiwort eindellig, einstimmig.

[4] freie.

[5] Vorfeier, profestum.

[6] bis.

„Erſamen Bürgermeiſter und Räthe und Bürgere gemeinlich der Statt Strosburg: daß Ihnen und auch den Kaufſtüten die dann die Jormärkte ſuchen und arbeiten, off Sankt Martins Tag iren Jormarkt zu halten gar unbequem ſeyn, wegen anderer umliegender Stätte Jormärkte willen."

Der Kaiſer der nicht immer gut wirthſchaftete und manchmal in Geldverlegenheit gerieht, nahm die zweitauſend Goldgulden, die ihm die Stadt als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit gab, willig an; desgleichen der Kanzler zweihundert Goldgulden, für die Ausfertigung des kaiſerlichen Briefes.

Der Magiſtrat Straßburgs, deſſen weiſe und beſorgte Umſicht beinahe zu aller Zeit geprieſen wurde, that nun auch das Seinige, um durch dieſe neue Vergünſtigung der Stadt Nutzen zu fördern und zur Meſſe je mehr und mehr Kaufleute herbei zu ziehen. Er befahl den Wirthen die Fremden höflich zu empfangen, ſie gut zu halten und nicht zu überfordern. Er gab Erlaubniß zum Verkauf aller Waaren und erhob dafür nur geringe Abgaben. Vor allem war die Getreidezufuhr erleichtert. Als ſonſtige Waaren werden namentlich gemacht: Tücher aus Brabant, Flandern und der Lombardei; weiße und graue Tücher aus Mainz, Trier und Köln.

Acht Tage nach dem Johanniſeſte wurde ein Pferderennen angeſtellt, zu welchem jedoch, bei zehn Pfund Strafe niemand mit einem andern als mit ſeinem eigenen Pferde, kommen durfte. Die Sieger erhielten ein Stück Tuch.

Als Meßvergnügen wurden auch mehrere Arten von Spielen zugelaſſen; es geſchah dieß in einem eigens dazu eingerichteten Hauſe, unter der Aufſicht von Stadtknechten. Nebſt Brett- und Kartenſpiel, war es erlaubt den heißen

Stein zu spielen und zu waben, worüber ich keine Erklärung zu finden wußte.[1]

Die kaiserliche Willfährigkeit für die getreue Reichsstadt, hatte sich auch darin bekundet, daß Sigismund, auf ihr Begehren, den Rheinzoll erhöhte, was Straßburgs Handel nicht wenig förderte. Dieser Geneigtheit für ihr Wohl, hatte er den glänzenden Empfang zu danken, der ihm den 7. Juli 1414 zu theil ward und wozu Straßburgs Frauen und Jungfrauen, bekannter maßen, das Ihrige geziemend beitrugen.

Nachdem die Kriege der Stadt mit dem Bischofe Wilhelm von Diest, die Messen fünf Jahre lang unterbrochen hatten, erklärte Sigismund in einem 1431 zu Bamberg erlassenen Briefe, daß „solch Anstehn und nicht Haltunge des ehegenannten Jahrmerket keinen Schaden (an ihren Freiheiten) bringen soll." Fünf Jahre später, 1436, schränkte er die Dauer der Messe auf acht Tage vor dem Johannisfest, und acht Tage nach demselben ein.[2]

Die Vorliebe des Mittelalters zum Symbol, nicht nur in der Kunst, sondern und vorzüglich im Rechte, prägte sich auch bei der Feier der Johannismesse zu Straßburg aus. Nach uralter Sitte überreichte ein Nürnberger Kaufmann, im Namen seiner Vaterstadt, dem Straßburger Magistrate: ein zweischneidiges Schwert, zwei hölzerne Messer, zwei linke Falkenhandschuhe, deren jeder nur drei Finger hatte, und einen haslenen bis an den Handgriff geschälten Stab. Dagegen erhielt der Gesandte einen Ablieferungsschein,

---

[1] So hat Strobel, Gesch. des Elsass. Th. III. S. 102—103. Nach Piton, l. c. S. 148, hieß das Haus selbst „zum heißen Stein" u., statt spielen hätte man den Volksausdruck „auf dem heißen Steine sitzen" gebraucht. — Noch jetzt ist derselbe in der Pfandauflösung „hier sitz' ich auf einem heißen Stein, wer mich lieb hat hol' mich heim", übrig geblieben.

[2] Diese Privilegien hat Friedrich III in den Jahren 1441, 1442 und 1452 bestätigt. Wenker theilt sie in der mehrmals erwähnten Dissertation mit.

nebst Bestätigung der Zollfreiheit auf ein Jahr. Nach Schöpflin, waren das Schwert, so wie das Messer, Zeichen der damals in Nürnberg blühenden Messerfabriken; die Handschuhe[1] Sinnbilder der kaiserlichen Bewilligung[2]; der Stab, das Zeichen des Richteramtes[3], deutete darauf hin, daß die Stadt Nürnberg selbst der Schwesterstadt jene Geschenke zuschickte.

Dieselbe Sitte, mit Abänderung einzelner symbolischer Zeichen, bestand auch in andern Städten. So erhielt Nürnberg von München und St. Gallen Geschenke; während es solche, außer an Straßburg, auch an Brüssel, Lüttich, München und Mainz gab, und, nebst Worms und Bamberg, an Frankfurt am Main[4]. Von den in dieser seiner Vaterstadt, noch zu seiner Jugendzeit, bei jenen Feierlichkeiten üblichen Ceremonien, hat Goethe[5] ein lebhaftes Bild hinterlassen. Ich wiederhole hier nur, vergleichungsweise, dasjenige was er in Beziehung auf die Geschenke sagt: „Die symbolischen Gaben, welche auf das genauste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Waaren, und so bracht auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefüllt[6]. Ueber demselben lagen ein Paar Handschuhe, wundersam geschlitzt, mit Seide

[1] Ueber deren Bedeutung s. J. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer, 2. Aufl. S. 152—155.

[2] Auf dem öffentlichen Hauptplatze, woselbst die Messen gehalten wurden, errichtete man, in ältern Zeiten, ein Kreuz zu Ehren des h. Petrus; an dasselbe wurde ein Handschuh als Zeichen der kaiserlichen Obmacht geheftet. *Hüton*, Strasb. illustré, I, p. 146.

[3] Grimm, d. Rechtsalterth. S. 134.

[4] Bürgerfreund.

[5] Wahrheit und Dichtung, Th. I, 1. Buch. (Ausg. 1855), S. 23—25.

[6] Etwas anders erklärt Lehmann in seiner Speyerischen Chronik, S. 318* dieses Sinnbild. Er meint man habe dem Pfeffer, wegen seiner

besteppt und bequaſtet, als Zeichen einer geſtatteten und angenommenen Vergünſtigung, deſſen ſich auch wohl der Kaiſer ſelbſt in gewiſſen Fällen bediente. Daneben ſah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei geſetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den ſie immer wieder einlöste, ſo daß derſelbe viele Jahre ein Zeuge dieſer Ceremonien geweſen."

Im Jahre 1521 wurde feſtgeſetzt die Meſſe in Straßburg ein- und auszuläuten. Es geſchah dieß von Mittag bis 1 Uhr, den 24. Juni und den 8. Juli, mit der großen Meßglocke, die früher Silberglocke[1] und Mordglocke hieß.

Seltenheit, damals den Werth beigelegt als dem Gelde ſelbſt. Daher ſeien auch viele Zölle in Pfeffer bezahlt worden, und haben deßwegen Pfefferzölle geheißen.

[1] Silberglocke, weil das Volk, im Jahr 1333, da ſie gegoſſen ward, Silberſtücke in den Guß warf. Solcher Meinung iſt Grandidier; es iſt jedoch wahrſcheinlicher, wie Piton, S. 447 erzählt, daß dieſes Zuwerfen von Silberſtücken in den Guß von den auf der Meſſe anweſenden Kaufleuten herrührte, und im Jahre 1379 geſchah. Mordglocke hieß ſie, weil man ſie anzog bei Bürgeraufläufen und Kriegsnoth. S. Königshoven, Chron. S. 333. — Kleinlawel reimt zum Jahr 1333:

„Die Jewr, vnd Mort glock war diß Jahr
Zu Straßburg auch erfunden,
Das die Burger in aller gfahr
Sich darein ſchicken kunden."
Straßb. Chronica, 1625, S. 53.

Im Jahr 1379 wurde ſie umgegoſſen und erhielt folgende Inſchrift:

O rex gloriæ, Christe, veni cum pace, 1379.
Meinn ſchall thut kund der ſtatte noth.
Dorm ſeind bewahr lieber herr goth.

Der regierende Ammeiſter hatte allein den Schlüſſel zu dieſer Glocke. *Grandidier.* Essais sur la Cathédrale de Strasb. 1782, p. 243. Eine Anſpielung auf jenes Recht, iſt bei Königshoven, S. 814 zu leſen.

Im Jahr 1611[1] erhielt Straßburg eine zweite große Messe, die Winter-Johannismesse oder Weinachtsmesse, woraus der noch bis auf unsere Tage fortwährende in letzter Zeit[2] seltsam modernisirte Christkindelsmarkt entstanden ist.

Beide große Messen, zu welchen eine Menge fremder Kaufleute aus den Rheinstädten, aus Bayern, Sachsen, Holland, Italien, der Schweiz und Frankreich strömten, wurden beim Kaufhause und in den benachbarten Straßen, der Großmetzig-Gasse und dem alten Fischmarkt gehalten, woselbst sich, wie noch jetzt in Leipzig und in Frankfurt, sämmtliche Bodengeschosse in Waarenlager umwandelten. Zudem hatten größere Handelshäuser und kleinere Krämer den ganzen ersten Stock der großen Metzig inne, was uns noch wohl im Gedächtniß ist. In der Nähe derselben nahmen zahlreiche Gasthäuser die Fremden auf: das Spanbett, das Schiff, der h. Geist, der neue Thiergarten, das gülden Schaf[3], der Brief.[4]

Im Kreuzgang der Neuen oder Predigerkirche hatten fremde Buchhändler und Bilderhändler, so wie Kunstdrechsler feil.

Außer diesen beiden Hauptmessen, bestanden, in älterer Zeit, noch zwei andere minder besuchte, die beide, ob des dabei verübten Skandals, im Jahr 1481, auf die kräftige Einsprache Geiler's von Kaisersberg abgestellt wurden. Es waren dieß:

Das Kirchweihfest des Münsters, das am St. Adelphustage, dem 29. August, gefeiert wurde. Wegen der stets herbeiziehenden Menschenmenge wurde jedoch auch mehrere Tage

---

Im Jahre 1643 wurde sie abermals umgegossen und hinfort besonders bei großen Feierlichkeiten, Friedensschlüssen, Bischofswahlen, Einzügen gekrönter Häupter u. s. w. geläutet

[1] *Piton*, S. 146.

[2] Dieser Aufsatz wurde im Jahre 1859 geschrieben.

[3] Die genaue Beschreibung derselben Lage gibt Piton, S. 151.

[4] Die spätere Küferstube, wo sich zuerst die Adelichen versammelten, welche kein Bürgerrecht in Straßburg hatten.

Markt gehalten. Der Ursprung dieses Festes war wieder rein religiös. In den ersten Zeiten des Christenthums, brachten die Gläubigen oftmals die Nacht in den Tempeln zu, um am Grabe der Märtyrer zu beten; später aber artete diese fromme Sitte in die unbegreiflichsten Unordnungen aus[1]. Wimpheling gibt davon, als Augenzeuge, folgende Schilderung:

„Alle Jahr auf Adelphi Tag, welches das Kirchweihfest des Münsters ist, kam aus dem ganzen Bisthum von Mann und Weib ein großes Volk allhier im Münster als in einem Wirthshaus zusammen; also, daß es oft gesteckt voll war; die blieben, nach alter Gewohnheit, des Nachts im Münster, und sollten beten; aber da war keine Andacht, indem man etliche Fässer mit Wein in Sankt Kathrinen Kapelle legte, die man den Fremden und wer dessen begehrte ums Geld auszapfte, und es sah der Fastnacht, dem Gottesdienst des Bachus und der Venus mehr gleich als einem christlichen Gottesdienst. Wenn Einer einschlief, so stachen ihn die Andern mit Pfriemen und Nadeln; daraus entstand alsdann ein Gelächter, oftmals Zank und Schlägereien.“[2]

Obgleich nun, wie gesagt, vorzüglich auf Geiler's Einreden, Magistrat, Bischof und Domkapitel diesem ärgerlichen Treiben ein Ende machten, so verblieben doch immer noch Spuren davon übrig, und erst in der von Bischof Erasmus im Jahr 1549 gehaltenen Synode von Zabern, ergiengen vollständige Verbote wider dieselben[3].

Der zweite kleinere Jahrmarkt in Straßburg, bezog sich auf die Kirchweihe vom Jungen St. Peter, welche auf den

---

[1] *Grandidier* sagt: «en un affreux libertinage.» Essais sur la Cathédrale de Strasb. p. 74.

[2] *Wimpheling*, Catalog. Episcoporum Argentinensium, p. 119; vgl. D. Schadäus, Münsterbüchlein, S. 84. *Grandidier* setzt hinzu: «Les ténèbres cachaient encore souvent de plus honteux désordres.»

[3] *Grandidier*, l. c.

ſogenannten krumben Mittwoch, d. h. den Mittwoch in der Charwoche fiel.

Nach einer im Jahre 1053 zu Mainz gehaltenen Synode, kam der elſäſſiſche Pabſt Leo IX, von vier Biſchöfen und vielen Fürſten und Herren begleitet, nach Straßburg[1]. Es geſchah dieß unter Biſchof Hetzel, einem Grafen von Dagſpurg. Der Pabſt weihte bei dieſer Gelegenheit die neuerbaute Kirche zum Jungen St. Peter ein, „und gap", wie Königshoven, S. 188 ſagt, „großen Jerlichen aplos (Ablaß) an dieſelbe kirche uf die krumbe mitwuche. er gab ouch den Dumherren derſelben ſtift ſine bobeſtliche ſydin cappe[2]. die ſie noch haltent in groſſen eren"[3].

Außer Königshoven, bedienen ſich auch noch andere elſäſſiſche Schriftſteller der Benennung krumme oder krumbe Mittwoch, ſo: Geiler von Kaiſersberg: „Wenn (denn) Judas der ſelb hat in (ihn d. h. Jeſum) hyngegeben und verkoufft an der krum Mitwoch";[4] ebenſo der ſpätere Bernhard Herzog: „Friderich der vierdt wardt zum Schöffen zu Hagenaw erwöhlet..., ſtarb auff den krumen Mitwoch 1482", IX, Fol. 167.

Ueber die Bedeutung dieſes Namens gibt Scherz, Glossar.

---

[1] So erzählt Specklin. Collect. I. S. 113, Hunkler, Leo IX und ſeine Zeit, Mainz 1851, S. 210 und 211 ſagt dagegen: „Der Pabſt begab ſich hierauf im Januar 1051 nach Straßburg, wo er die Kathedralkirche beſuchte, welcher er verſchiedene Ablaſſe und Privilegien ertheilte. Auch weihte er die neuerbaute Kirche zum jungen St. Peter, der er ſeinen ſeidenen Mantel hinterließ, den man lange als eine koſtbare Reliquie ehrte, desgleichen die Kapellen zu St. Michael und St. Walburgis."

[2] Wimpheling, Catal. Episc. Arg., S. 45 ſagt dalmatica; es iſt das Oberkleid, das von den Päbſten über der alba stola, bei großen Feierlichkeiten getragen wird.

[3] Daſſelbe wiederholt Königshoven S. 277.

[4] Poſtille, II, S. 40; — in der Paſſion (Marginal) „Am krummen Mitwoch."

fol. 835, mehrere Erklärungen, die jedoch wenig genügend erscheinen: krum käme von careme, quadragesima, woraus crome, krum entstanden; oder: a perversis Judaeorum consiliis; oder: von kromen, kramen, kaufen; oder hienge gar mit dem bischöflichen Krummstab zusammen, unter dessen Schutz die Messe gehalten ward. — Scheffer, Jahrzeitungsbuch, S. 229, meint er habe seinen Namen davon „weil es bei der Gefangennehmung Christi krumm hergegangen." Nork, Festkalender, S. 871. — Die Benennung, deren wahren Grund ich vergeblich gesucht, ist jedenfalls eine ursprünglich volksthümliche, die nach und nach in die Kanzel- und in die Rechtssprache aufgenommen wurde; ähnlich sind die noch üblichen vom gumpigen, schmotzigen oder schmutzigen Donnerstag; vom bromigen Freitag; vom schmalzigen Samstag, die zum Theil in Schwaben (Meier, deutsche Sagen u. s. w. S. 376, 377), in der Schweiz und im Sundgau bekannt sind. Den Aschermittwoch nennt Königshoven in seiner deutschen Chronik Schurtag, in der lateinischen, caput jejunii. Scherz. fol. 1455.

Von der Art, wie dieser Jahrmarkt abgehalten wurde, ist wenig bekannt. Er fand auf dem Kirchhofe, das heißt auf dem vor der Kirche gelegenen Platze statt, der auch Häfflins Markt hieß[1]. Es mögen hier namentlich Stein- und Töpfergeschirre feil geboten worden sein, denn das Straßburger Stadtrecht Arch. in ærario publico, fol. 49 sagt: „item an der krummen Mittwoch, so hat ein Schultheiß zum jung St.-Peter die recht zu den krußen, kruigen, glesern, kachlen, karen, schußlen, teller... uff jedem karch zu nemende sin recht".[2]

---

[1] Künast, Beschreibung der Kirchen und Stiftes Straßburgs, S. 120; vgl. J. Ph. Lambs, Die Junge St. Peterskirche in Straßburg, 1854, S. 7.

[2] *Scherz*, Gloss. fol. 835.

Aehnlicher Unfug, wie im Münſter, mag auch Nachts in der Kirche zum jungen St. Peter vorgefallen ſein, weswegen der Kirchmeſſe am krummen Mittwoch, im gleichen Jahr 1481 für immer ein Ende gemacht wurde.

Die ehemalige Elendenherberge.

Ein Beitrag

zur Geschichte von Straßburgs Wohlthätigkeitsanstalten.

Elendenherbergen hießen in älterer Zeit Häuser in welchen arme Fremden auf ihren Reisen aufgenommen wurden. Elend, ehe es den heute mit dem Wort verbundenen Begriff von Unglück, Noth, hatte, bedeutete die Fremde: ins Elend gehn, im Elend sitzen, Einen ins Elend stoßen oder schlagen, waren ursprünglich hierzu gehörende Ausdrücke; elende Weine, hießen fremde Weine; Elendpriester, solche welche in der Fremde lebten. In des weißenburger Mönches Otfriet althochdeutschem Gedichte der Krist, kommt eli-lenti vor, das er selbst mit: ir andaremo lante, d. h. aus anderm, fremden Lande, erklärt. Im Mittelhochdeutschen heißt es el-lende, ellelende; daher ellent-her-berge, xenodochium, Pilgerhaus.

Das Gebot: „liebe deinen Nächsten als dich selbst", hat schon in den ersten Zeiten des Christenthums seine praktische Bewährung in der gemeinsamen Pflege der Armen und Kranken gefunden. Stephanus, der erste Glaubensmärtyrer, war Armenpfleger gewesen. In der Folgezeit übten auch die christlichen Gemeinden Handreichung den Bedürftigen und Kranken. Die Kirchen und Klöster, nach und nach mit Stiftungen begabt, öffneten ihre Thore den Nothleidenden und Kranken, sowohl

den Einheimischen als den Fremden, den Wandernden, die besonders, nach den Kreuzzügen, sich in größerer Menge einstellten. Die Ursachen, welche diese Wanderungen bedingten, sind verschiedenartig. Rückkehr aus dem gelobten Lande mit Wunden, mit siechem Leibe und in tiefster Armuth, oder Wallfahrten nach besondern Gnadenorten, ausgebrochene Seuchen, Erdbeben, Hungersnoth, Kriegesdrang bewogen zur Auswanderung und forderten von der Mildthätigkeit der Fremde, wenigstens im Vorüberziehen, was ihnen die Heimath nicht mehr zu bieten vermochte.

Außer den Klöstern nahmen auch manche Spitäler arme, namentlich kranke Pilger auf; für diesen letztern Zweck bestanden besondere Stiftungen in den Spitälern. So nahm Kaiser Konrad III, bei seiner Anwesenheit in Straßburg, im Juli 1144, auf Bitten seiner Gemahlin Gertrud und des Bischofs Burchard, das Armen- und Pilgerhospital in seinen Schutz und bestätigte dessen Besitzthümer und Einkünfte. „Dann erst sind wir in Wahrheit Könige," heißt es in der, den 11. Juli genannten Jahres ausgestellten Urkunde, „wenn wir dasjenige, was wir mit dem Munde versprochen, in treulichem Sinne erfüllen; wenn wir nicht erst der Reichen Theilnahme erwartend, das Wehernfen der Armen gnädig erhören." Der Raum des Münsterplatzes, welchen der Kaiser dem Spital zuerkannte, gieng von des Bischofs Küche, zwischen der Mauer und dem Stadtgraben hin, bis an das nächste Thor, auf welchem sich das Gebäude erhob, welches sich demnach noch im Umfang des alten Argentorat, westlich vom Münster, befand.

Bis jetzt hatten die Kirche und deren Diener, mit Hülfe frommer Stiftungen, die Pflicht der Armenpflege beinahe allein übernommen und treulich besorgt. Als aber, in der Mitte des 14. Jahrhunderts, das Volksbewußtsein in den Städten erwachte und das Bürgerthum, welches den eigentlichen Kern

der Bevölkerung ausmachte, namentlich im Zunftwesen erstarkte, kam auch die Armenpflege, sowohl für Insassen als für Fremde, in die Hände der städtischen Regierung. Und doch war es, bei diesem wichtigen Uebergange, wieder ein Priester, der sich der armen Pilger in Straßburg annahm.

Da sich deren Zahl stets vermehrte und sie das Spital nicht mehr alle aufnehmen konnte, so gab „her Ottelin,[1] ein priestern zum munster" einen Theil seines Vermögens her und sammelte noch in der Stadt eine Steuer, womit er im Jahre 1360, in der St. Elisabethgasse „eine ellende herberge do men arme Bilgerin inne gehielte" aufbauen ließ. Da aber die Lage derselben, in einem entfernten Stadtviertel für die armen Reisenden unbequem war, so wurde die Anstalt, 1361, an den „Winmerket," dem jetzigen alten Weinmarkt, verlegt, wo vorher die St. Jakobskapelle stand.[2] Von da kam sie, im Jahre 1530, in das aufgehobene Augustinerkloster, bestand noch zwei Jahrhunderte lang, bis sie, den 4. Hornung 1737, ganz aufgehoben wurde. Waren, während jenem Zeitraum, die hülfsbedürftigen reisenden Handwerksburschen, so wurden sie an ihre Zunft gewiesen; fahrende Schüler fanden Unterkommen im St. Wilhelmstift; die übrigen wurden von den Almosenknechten zu St. Marx nach der Elendenherberge gebracht, wo sie gewöhnlich einen und einen halben Tag aufgenommen wurden und einen Zehrpfennig zur Weiterreise erhielten. Die armen Kindbetterinnen, welche früher von den „Elendenhebammen" in der Herberge verpflegt worden, wurden im Spital aufgenommen.

---

[1] Königshofen, Chronik. Ausg. v. Hegel II, 739. — Herzog, Edelsass. Chronik nennt ihn „Herrn Ottelin ein bepfründter inn dem Münster," VIII, 167; und Silbermann, Merkwürdigkeiten, S. 188, „Herrn von Uttenheim, Vikarius im Münster."

[2] Nach (Schmidt) Straßb. Häuser- und Gassennamen im Mittelalter, S. 188: „in ein Haus neben dem Gotzhus des Sehffelsheim verlegt."

Dies sind, in kurzem, die Wanderungen welche die Anstalt von ihrem Entstehen bis zu ihrer Aufhebung durchzumachen hatte. Von ihrer Thätigkeit sind zahlreiche Zeugnisse vorhanden, die sowohl die Umsicht und Sorgfalt des Magistrats als den Wohlthätigkeitssinn der alten Bürgerschaft im schönsten Lichte erscheinen lassen.

Im Jahr 1495 war eine höchst unwillkommene Schaar von Fremden nach Straßburg gedrungen; es waren abgedankte französische Soldaten, die von der Syphilis oder den Blattern angesteckt, hier Hülfe und Verpflegung suchten.[1] Es waren deren einige hundert, die im sogenannten Blatterhause untergebracht wurden, welches sich da befand, wo das Armenhaus St. Marx steht, später aber auf die von zwei Armen der Ill gebildete Landzunge verlegt wurde, bei den ehemaligen gedeckten Brücken. Sonderbarer Weise erscheint hier Geiler von Kaisersbergs Eintreten in der Sache. Er hatte den 27. Jänner 1501 vor dem Rath und den Einundzwanzigern, auf der Pfalz, 21 Artikel abgelesen, worin er auf Abschaffung von Mißbräuchen und sonstigen Uebelständen in der Stadt in ernsten, oft scharfen Worten, dringt. Im zwölften Artikel, worin er vom Spital handelt, beklagt er sich darüber, daß man die Blatteriche nicht in die Elendenherberge aufnehme, was geschehen müsse, wenigstens wenn sie Nachts verlassen in den Straßen umherirren. Diese Forderung des menschenfreundlichen Doktors und Dompredigers ist um so auffallender, da für die erwähnten Kranken das Blatterhaus schon bestand und er selbst in seiner Postille, III, Fol. 78 das Ansteckende der Krankheit anerkennt, „davon" (deßwegen) sagt er, „seind die blotterechten leute

[1] Im Jahr 1495 hatte das Blatterhaus 100 fremde Kranke aufgenommen; ihre Zahl wuchs aber im folgenden Jahre so heran, daß der Geheilten über 600 waren. Friese, Vaterländ. Geschichte d. Stadt Straßburg, II, 110 u. 111.

(schuldig) sich zu entpfremden so wyt, das sie mit irem gebresten nit schaden bringen andern menschen." — Scherz, welcher in seinem Glossar, Fol. 163, diese Stelle anführt, erklärt die Ausdrücke blatterich, blotterrecht, durch qui morbo gallico laborat. Könnte sich aber das von Geiler gebrauchte Wort blatteriche nicht auf solche beziehen, die mit den weniger schädlichen und schändlichen Masern behaftet waren, eine Krankheit, die allerdings ebenfalls herrschend und ansteckend war?

Die Elendenherberge wurde in den Jahren 1529 und 1530 besonders in Anspruch genommen.

Die Furcht vor den immer weiter vordringenden Türken, die sich schon der Stadt Ofen bemächtigt hatten und Wien belagerten, sowie eine beinahe drei Jahre lang dauernde Hungersnoth brachten ganze Heere von Unglücklichen aus Frankreich und Deutschland nach Straßburg, dessen Erbarmen erflehend. Auch viele elsässische Bauern nahmen der Stadt Hülfe in Anspruch. Die gesunden, zur Arbeit fähigen Fremden verwandte der Magistrat zum stärkern Bau der Festungswerke. Sie erhielten täglich zweimal Suppe, Brod, Gemüse und Fleisch, zur Noth auch Kleidungsstücke. Blos vorüberziehende Fremde wurden nach alter Sitte nur kurze Zeit beherbergt, gespeist und nach erhaltenem Zehrpfennig weiter geschickt.

Da nach einer bekannten Redensart die Zahlen ihre Beredsamkeit haben, so mag hier eine zwar lückenhafte, aber im Ganzen 20 Jahre umfassende Aufzählung der in der Elendenherberge aufgenommenen fremden Pilger folgen. Solche, welche, wie oben bemerkt, längere Zeit zu öffentlichen Arbeiten verwandt wurden, erhielten öfters auch hier Verköstigung. Nach Friese, l. c. II, 204, wurden aufgenommen:

Im Jahr 1529.	18,000
1530.	23,548

Nach Silbermann, Merkwürdigk., S. 188–201:

Im Jahr 1581	99,748
1584—1585[1]	14,018
1586	41,058
1587	58,361
1603	7,906
1604	5,784
1605	4,224
1606	3,870
1607	4,790
1608	6,648
1609	14,779
1610	16,843
1611	13,425
1612	16,263
1613	11,700
1617	18,993

Nach einem Extrakt des Schaffners der Elendenherberge, Joh. Erasm. Schad:

Im Jahr 1634	41,244
1635	60,171

Als Gesammtzahl, während dieser zwanzig Jahre beherbergter Pilger, ergibt sich 481,382; im Durchschnitt per Jahr 24,069 1/10. Das schwächste Jahr (1606) betrug 3,870; das stärkste (1581) 99,748.

Daß bei der oft bedeutenden Anzahl von Fremden verschiedenen Herkommens, Geschlechts und Alters seitens der Verwaltung des Hauses Zucht und Ordnung, mit menschenfreundlichem Sinne, nöthig war, ist selbstverständlich. Sowohl

[1] Von einem Johannistag zum andern; demnach nur für ein Jahr zu zählen.

die Einlaßstunden als die Stunden des Verlassens der Zufluchtsstätte waren je nach der Jahrzeit bestimmt. Das Ueberwachen derselben, wenn sie sich an den Thoren meldeten und durch die Gassen der Herberge zugiengen, fiel den Bettelvögten oder, wie sie auch hießen, den Faustthämmern zu. In der Herberge selbst war alles zu laute, unordentliche Gebahren verboten; Zanken, Fluchen, Schwören wurde gestraft und hatte bei Wiederholung das Ausweisen der Schuldigen zur Folge. Die Geschlechter waren in verschiedenen Sälen oder in besondern Fällen in kleineren Kammern getrennt, die von außen geschlossen und erst vor dem Morgenimbis wieder geöffnet wurden, nach welchem die Fremden gewöhnlich verabschiedet wurden. Abends vor dem Schlafengehen wurden sie zur Ruhe und zum Gebete ermahnt, jeder nach seiner Religion.

Das Straßburger Stadtarchiv enthält eine die Elendenherberge betreffende reichhaltige Sammlung von Schriftstücken, von welchen die wichtigsten dem Verfasser dieses Versuches, bereits im Jahre 1861, von dem frühverstorbenen, eben so gelehrten als bescheidenen Archivar, A. Schweighäuser, zur Verfügung gestellt wurden und wovon ihm der stets dienstfertige, gewissenhafte, damalige Gehilfe, jetzige Archivar, Hr. J. Brucker, mehrere in Abschrift besorgte. Einige Züge daraus, die in das innere Treiben der Elendenherberge einen nähern Blick gestatten und auch kulturgeschichtlich von Interesse erscheinen, mögen das hier entworfene Bild einer der schönsten Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt beleuchten und beleben helfen!

Die Oberaufsicht der Elendenherberge hatte der Rath und die XXIer; das Bauwesen darin wurde von den Herren XVern besorgt. Außerdem bestanden noch sogenannte Pfleger; zuerst einer von den Constofflern (Adeligen und Patriziern) und einer von den Handwerkern; später einer von den Constofflern und zwei von den Handwerkern. Ihnen war der Schaffner unter-

geordnet, dessen Frau den Haushalt besorgte. Die Pfleger hatten sich nach der Reihe, einzeln oder zu mehrern, in die Herberge zu begeben, um nachzusehen, ob die vom Magistrat vorgeschriebene Ordnung genau befolgt werde. Hatte der Schaffner ihre Beihülfe nöthig, so mußten sie sich auf dessen Einladung einfinden. Die auf die Gefälle und Stiftungen bezüglichen Briefe wurden im Gewölbe aufbewahrt, zu welchem jeder Pfleger, sowie auch der Schaffner einen Schlüssel hatte; beim Eröffnen mußte jedenfalls ein Pfleger nebst dem Schaffner zugegen sein und bei ihren Eiden versprechen, nichts daraus zu nehmen, oder, im Falle dies nöthig wäre, dasselbe wieder miteinander hinein zu legen. Wenigstens einmal im Monat hatten die Pfleger des Schaffners Rechnungen zu durchgehn und gutzuheißen. Die Jahresrechnung wurde in Gegenwart zweier Rathsherren geprüft, welche Tag und Stunde dazu festsetzten.

Für seine Mühewaltung erhielt jeder Pfleger:

„Zu S. Martinustag (11. November) vier Kappen[1] und vier Maß Weines.

Item, zu Weihnachten, einen Goldgulden; dessen Hausgesinde erhielt 6 Schilling „zu Handgift."[2]

„Item, zu Weihnachten, anstatt des früher gegebenen Kottfleisches,[3] ein Pfund Pfennig.

„Item, zur Faßnacht, Jeder, anstatt der Faßnachtfische, 10 ß. 6 ₰.

---

[1] Kapaune.

[2] Als Handgabe, Handgeschenk.

[3] Kutteln, Kaldaune. Die zur Metzgerzunft gehörenden Kuttler, in älterer Sprache Kotter, Kütter genannt, betrieben, wie noch in späterer Zeit, allein die Bereitung und den Verkauf des Kottfleisches. Eine Kuttlergasse, rue des Tripiers, besteht noch jetzt in Straßburg; eine Kuttlergasse auf dem Wörth kommt 1340 und 1439 in Urkunden vor. S. (Schmidt), Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter, 1871, S. 109,

„Item, Jeder, zu Ostern, anstatt eines Lammes oder der Ostereier, 6 Schilling Pfennig.

„Und dann, in der Messe, für die Schweigkäse, Jeder 9 ß.“ (Ordnung der Pfleger der Ellenden Herrberigenn, auß der alltenn Ordnung gezogenn und erleuttert 1580. 5 S. Folio, Vorderes XIII Gewölb, Lade 62, Fascicul 4.)

Höchst lehrreich zur nähern Wirthschaftskenntniß und innern Einrichtung der Anstalt ist „Des Schaffners Instruktion“ aus dem 16. Jahrhundert. Sie verdient ganz mitgetheilt zu werden. Es ist daraus ersichtlich, daß zu jener Zeit die Herberge außer den fremden Durchreisenden auch die Wohnung und Verköstigung der für die Stadtarbeiten angestellten Fremden zu besorgen hatte. Zum bequemern Lesen wird die Wörterschreibung der heutigen näher gebracht, die Wörter und Formen des Originals aber getreulich beibehalten.

„Der Schaffner der Elendenherberge soll, bis auf weitern Bescheid, L. oder xxv lib. den. auf dem Pfennigthurm[1] abholen, wie auch Frucht auf Meiner Herren Speicher. Er wird von H. D. Hartmann, damit man's ihm folgen lasse, einen Zedel empfangen. Die Frucht (soll er) förderlich mahlen auch 1 Viertel Gerst zu Gersten (sic) rollen lassen, auf der Elendenherberge Kosten, auf einem besondern Platz versorgen und behalten. (Er soll) über der armen Werkleuten Einnahme und Ausgabe ein besonderes Register halten.

„Er soll Linsen, Erbsen, Habermehl, Salz, Anken u. a. einkaufen und besonders verwahren. Seine Hausfrau soll daran und darob sein, daß der Pilger Gesinde in der Herbergküche, da der Herd groß genug dazu ist, den armen Werkleuten, deren

[1] Auf dem Pfennigthurm, welcher auf dem ehemaligen Barfüßer-, jetzigen Kleberplatze, links von der Hauptwache stand, wurde der Stadtschatz aufbewahrt.

Aufſehern und Aufwärtern recht und wohl kochen und ihnen anders nicht ſein laſſen als wären es Pilger, und wie man vorher den Müſſigen gedient, ſo ſoll man jetzt den arbeitenden Armen dienen und ihnen nach Nothdurft (dieweil ſie werken) zu eſſen geben Supp, Muß (Erbſen), Brod u. ſ. w. Weil das Stadtwerk weit von der Herberge gelegen iſt, ſoll ihnen das Eſſen und Abendbrod in Rückkörben unter die Hütte, ſo man aufſchlagen wird, überſchicken.

„So viel das Nachtgeliger (Nachtlager) anlangt, weil man die Müſſigen in Better gelegt, warum ſollte man die Arbeitenden jetzt in den Stall weiſen? Wenn keine Pilger oder doch wenige da ſind, ſoll man die ſaubern in Better legen, die unſaubern und die in Eiſen erkannt,[1] ins Stroh weiſen. Denn, bevorab in Winterszeit, wäre es gar beſchwerlich im Wind und kalten Regen zu arbeiten und dann in den Stall gewieſen zu werden...

„Damit das Geſinde, weil man ihnen zu Mittag auch kochen muß, deſto williger ſei, ſoll ihnen die Vertröſtung beſchehen, daß man ſie darum bedenken wolle. Doch halte man dafür, die Zahl der Arbeitenden werde nicht ſehr groß ſein, da ſie tapfer ausreißen und da andere durch das Geſchrei nicht mehr herkommen werden.

„In Summa, wenn der Elenden Herberg Schaffner ſammt ſeiner Hausfrau freudig, willig, ernſthaft ſind und das Beſte dabei thun werden, ſo können ſie der Stadt und der Herberg ſelbſt, auch allen andern Almoſen großen Nutzen ſchaffen. Gott gebe Glück, Gnade und Segen dazu!“

Daß dieſe Inſtruktion Tadel über einen gewiſſen, ungenannten Schaffner enthalte, geht genugſam aus dem Texte hervor. Darauf bezieht ſich noch eindringlicher ein anderes beigelegtes Schriftſtück, betitelt: „Ein eiferig Bedengken

[1] Sträflinge welche mit Ketten belaſtet arbeiten mußten, oder wie man auch ſagte, „im Schellenwerk.“

wider den Schaffner und für die armen werkleute in der Elenden Herbergh. Es heißt darin, am Schlusse:

„...Er, der Schaffner, muß sich eben sein lassen, als wenn alle Nacht 100 oder 150 Pilger kämen, wie dann vor Jahren vielmal geschehen ist, da hat man darum keinen neuen Herd aufgerichtet (wie jetzt geschehn), und sind dennoch gespeist und beherbergt worden.

„Er, der Schaffner, hat sich auch darum, daß er sich einbildet es werde der Elenden Herberg großer Schaden sein, gar nicht zu beklagen oder unwörsch zu sein; denn es wird der Herberg dadurch nicht nur kein Schaden, sondern vielmehr Nutzen bringen; denn dadurch wird er desto mehr Pilger abbekommen. Somit darf er die armen Werkleute nicht von der Herberg erhalten, sondern er soll Frucht und Geld von der Stadt bekommen, bis man vielleicht wieder eine Sammlung anstellen wird.

„Demnach soll sich der Schaffner auch der weitern Arbeit nicht beschweren, sondern Gott, dem Nächsten und der Obrigkeit zu gefallen, gehorsam, gestissen und willig sein: denn ein Schaffner, darum er Schaffner heißt, soll gern schaffen. Solche weitere Mühe, weil sie aus christlicher Liebe und dem Glauben fließt, wird Gott auch alles Gutes, Glück und Segen bescheren, und die Herren (d. h. der Magistrat), wenn das Thun eine (rechte) Einnahme erhält, auch erkennen und wissen zu belohnen; denn ja ein Arbeiter seines Lohnes werth ist."

(Ordnungen und Decrete. Tome XXVI, Allerhand Bedächt von Anno 1521 bis 1634.)

Dieses Stück aus der Geschichte der Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt Straßburg, das auch so mancherlei Züge zur Sitten- und Wirthschaftskunde jener Zeit enthält, sei hiemit dem jetzigen Geschlechte zur Anerkennung dessen was die Väter in frommem, menschenfreundlichen Sinne thaten, bestens empfohlen!

Die armen Schüler in Straßburg

während des Mittelalters.

Die Armen- und Krankenpflege überhaupt war im Mittelalter eine Frucht christlicher Nächstenliebe. Sie ging von Privatleuten aus, die zu diesem Zwecke milde Stiftungen machten, welche sodann von Kirchen oder Klöstern verwaltet wurden. Es geschah dieß häufig unter der Bedingung von Seelenmessen an den sogenannten Jahrestagen, d. h. den Todestagen der frommen Stifter.

Kirchenversammlungen und Päbste empfahlen den Klöstern die Verpflegung der Kranken, Armen und Hülflosen ihrer Umgebung, sowie die vorübergehende Versorgung bedürftiger Reisender und Wallfahrer, die in jenen Zeiten schaarenweise aus einem Lande in's andere zogen. Für letztere wurden in vielen Städten eigene Anstalten gegründet, die unter dem Namen Ellenden-Herbergen bekannt sind.

Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nachdem sich das Städtewesen allenthalben gekräftigt, und die Reformation ihren segensreichen Einfluß geltend gemacht hatte, wurde, wie z. B. in Straßburg, die Armen- und Krankenpflege Sache der Gemeinde. Die bürgerliche Obrigkeit ließ die milden Anstalten: Spitäler, Fremdenherbergen und Waisenhäuser, durch von ihr ernannte Schaffner verwalten, die von einem besondern Rathsausschusse überwacht, demselben Rechenschaft abzulegen hatten.

Obgleich dieſe Stiftungshäuſer an das weltliche Regiment übergegangen waren, ſo durchdrang ſie doch immer noch der kirchlich-religiöſe Sinn. Die Geiſtlichen betheiligten ſich inſofern daran, daß ſie Andachtsübungen darin hielten, den Kranken und Sterbenden den Troſt der Religion brachten, von den Kanzeln Kollekten verkündigten und die Anſtalten der chriſtlichen Liebe ihrer Zuhörer empfahlen.

Unſer Gegenſtand beſchäftigt ſich, mit Uebergehung der Krankenpflege, nur mit einer Klaſſe: der, der Armenpflege anheimfallenden Schüler, pauperes scholares. Sie gehörten zu den anſäſſigen, den Ortsarmen, welche unentgeltlichen Unterricht in Kloſter- oder Kirchenſchulen genoſſen, dazu entweder nur Brod[1] oder ganze Koſt erhielten. Sie mußten allerlei niedere Kirchendienſte verſehen: bei Meſſen, Feſten, Jahrzeiten verſtorbener Wohlthäter der Stiftung ſingen, wogegen ſie wieder eine Gabe erhielten, gewöhnlich Brodwecken, cunei; ſeltener Geld[2]. Solche, die ſich auszeichneten, wurden mit der rothen Tunika beſchenkt, d. h. unter die Chorſchüler aufgenommen. Es waren dieß die Ariſtokraten unter den armen Schülern, die ſich zurück hielten, wenn ihre weniger bevorzugten Genoſſen in der Adventzeit Lieder vor den Häuſern ſangen, an die Thüren klopften, um die Ankunft des Herrn zu verkündigen oder Glück zum neuen Jahre zu wünſchen.

Sangen in Baſel die armen Schüler zur Metzelzeit „um die Wurſt“[3], ſo zogen die ſtraßburgiſchen am Dreikönigstage herum oder ſangen während der Faſtnacht „um's Küechel“ ein Gebrauch, der bekanntlich, auch anderswo üblich, bis in die jüngſte Zeit herabreicht.

Der große Feſttag der Chorſchüler am ſtraßburger

[1] Sie hießen daher panenses.
[2] Vgl. Baſel im 14. Jahrhundert, S. 70. (Dr. Fechter.)
[3] Ebend. S. 71.

Münſter war der 28. Dezember, der Tag der unſchuldigen Kindlein, festum Innocentium, der zur Erinnerung an den bethlehemitiſchen Kindermord gefeiert wurde. Er gehört in die Kategorie der im Mittelalter, beſonders in Frankreich beliebten Narren- und Eſelsfeſte und wurde nicht nur in den Kirchen, ſondern auch in den Klöſtern abgehalten. Zu Antibes, im Var-Departemente, war es, bei den Franziskanern, folgendermaßen veranſtaltet:

„Am Tage der unſchuldigen Kinder[1] kamen der Guardian und die Prieſter nicht ins Chor, ſondern die Laienbrüder nahmen ihre Sitze ein. Sie zogen zerriſſene prieſterliche Kleider an, und zwar umgekehrt; ſie hielten auch die Bücher verkehrt, in denen ſie ſich zu leſen ſtellten, hatten Brillen ohne Gläſer auf der Naſe, worein ſie Pomeranzenſchalen befeſtigten; bliesen die Aſche aus den Rauchfäſſern einander in's Geſicht oder ſtreuten ſie einander auf die Köpfe, ſangen nicht Pſalmen oder liturgiſche Geſänge, ſondern murmelten unverſtändliche Worte und blöckten wie das Vieh'."

Von einem ähnlichen Aufzuge in Metz heißt es in der Histoire des duchés de Lorraine et de Bar, etc.[2] von E. A. Bégin.:

« De telles pratiques corrompaient les mœurs et dis-« créditaient la religion, au point qu'à Metz, le 12 Janvier « 1444, une bande de jeunes gens, affublés d'aumusses « et de surplis, ayant des croix et des bannières, se pro-« menèrent en chantant au milieu des rues: l'un d'eux « barbouillé de noir et couvert de boue, la mitre en tête,

[1] Nicht am Neujahrstage, wie Nork im Feſtkalender S. 781 ſagt.

[2] *Neuré*, Querela ad Gassendum, p. 54, bei Flögel, Geſchichte des Groteskkomiſchen, S. 165. 166.

[3] Tome I. p. 374; ſ. Schneegans, S. 28.

« la crosse à la main, représentait l'évêque et distribuait « gravement des bénédictions à la foule qui l'entourait. »

Auch in Deutſchland wurde das Feſt der unſchuldigen Kindlein auf ähnliche Weiſe gefeiert, ſo in Regensburg. In Franken hieß es der Fitzeltag; an demſelben wurden, früh Morgens, die Eltern von den Kindern mit Ruthen aus dem Bette getrieben, gefitzelt. Man nahm dazu Tannen-, Rosmarin- oder Lorbeerzweige. Die Kinder erhielten für dieſe altherkömmliche Artigkeit den ſogenannten Fitzellohn, der aus Geld, Spielzeug und Eßwaaren beſtand. In Schwaben ſagte man, ſtatt Fitzeln, Pfeffern, woher das Feſt der unſchuldigen Kindlein dort der Pfeffertag genannt wurde[1].

Des Feſtes der ſtraßburger Chorknaben geſchieht zuerſt Meldung in dem von Baldulf, Sänger des hohen Stiftes, um das Jahr 1135 niedergeſchriebenen Münſter-Rituale[2], welches der Chronikſchreiber Fritſche Cloſener, Präbendar des hohen Chores, im Jahr 1364, auf Verordnung des damaligen Biſchofs Johannes von Lichtenberg, unter dem Titel Directorium Chori erneuerte[3].

Am Tage Johannis, des Evangeliſten, als am Vorabende des Feſtes, verſammelten ſich die Chorknaben und wählten unter ſich einen Biſchof, episcopus puerorum. Wenn nun der Veſpergeſang des Magnificat an die Worte deposuit potentes kam, beſtieg der Knabenbiſchof, im feierlichen Ornate, gravitätiſch den Thron des Biſchofs, verlas daſelbſt die Gebete

[1] Nork, Feſtkalender, S. 783. — E. Meier, Sagen u. ſ. w. aus Schwaben, S. 467, gibt davon eine andere Bedeutung.

[2] Abbé *Grandidier*, Essais sur la cathédrale de Strasbourg. p. 72.

[3] L. **Schneegans**, in der Zeitſchrift für die Kulturgeſchichte von Joh. Müller und Joh. Falke, 1858, S. 23. Der treffliche zu früh hingeſchiedene Freund gibt dort, in einer ſeiner letzten Arbeiten, eine nähere Entwicklung über das Feſt.

und ertheilte den Segen. Die übrigen Chorſchüler nahmen die Stühle der Domherren ein und ſangen mit heller Stimme die Vorgeſänge und die Reſponſorien. Daſſelbe geſchah am Tage der unſchuldigen Kindlein ſelbſt.

Nach der Kirchen-Ceremonie führten die Chorſchüler, die ſich verlarvt hatten, ihren Biſchof im höchſten Pompe durch die Stadt. Singend und tanzend traten ſie in die Kirchen und Klöſter und trieben allda den heilloſeſten Unfug; « ils se comportaient, ſagt Grandidier, avec autant d'insolence que de scandale »[1].

Einem, in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts von Peter Schott, Stiftsherrn zum Jungen St. Peter, an den päbſtlichen Nuntius Kemel[2] geſchriebenen Briefe zufolge, hätte, zu ſeiner Zeit, jener Unfug der Chorknaben vier volle Wochen gedauert. Nachdem Schott, in jenem Schreiben mehrere andere Mißbräuche gerügt, fährt er fort: „Ebenſo wird ins beſondere, „von dem Feſte des h. Nikolaus hinweg bis zum „achten Tage der unſchuldigen Kindlein (ad octavas „Innocentium) ein Knabe mit dem biſchöflichen Ornate be„kleidet, welcher dann die Kollekten in der Kirche ſingt, den „Segen ertheilt und hernach mit ſeinen Geſpielen, von denen „die meiſten verlarvt ſind, in den Kirchen alles Recht und alle „Billigkeit (omne ius et equum) verkehren„[3].

Erſt zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde, auf des würdigen Dr. Geilers wiederholte und eindringliche Vorſtellungen, das Unweſen abgeſtellt, nachdem ſich vorher ſchon, jedoch ver-

[1] Essais, etc., p. 73.

[2] Der Pater Peter Emmerich Kemel, Baarfüßer und päbſtlicher Nuntius, hatte ſich in den J. 1480 u. 1481 in Straßburg aufgehalten. Peter Schott ſtarb im J. 1490, bekanntlich vergiftet. Schneegans, S. 27 u. 29.

[3] *Peter Schott* Lucubraciuncule, im Jahr 1498, von Jac. Wimpheling, Schott's ehemaligem Lehrer, herausgegeben.

gebens, die Kirchenverſammlung von Baſel dagegen ausgeſprochen hatte.

Gelegentlich dieſer zügelloſen Knabenfeſte in Straßburg, an welchen ſich, während des Mittelalters, meiſtens nur die untern Klaſſen betheiligten, muß auch des, in eine ſpätere Zeit fallenden Umgangs der armen Waiſenſchüler gedacht werden.

Die Waiſen, welche urſprünglich nebſt den Findlingen im Hoſpitale verwahrt wurden, erhielten im 15. Jahrhundert ein eigenes Gebäude, nebſt Hof, in der Uten-, ſpäter Magdalenengaſſe, bei dem Utenthörlin, einem ehemaligen, längſt verſchwundenen Stadtthore[1]. Beträchtliche Stiftungen waren bald hinreichend für das Nothwendige zum Unterhalte der armen Kinder; allein es ſollte ihnen auch, auf zarte, ſinnige Weiſe am Tage des Kinderpatrons, St. Nikolaus, wie andern Kindern, eine freundliche Beſcherung werden. Dafür ſorgte Hr. Claus Berer von Straßburg, der im Jahr 1517 dem Waiſenhaus eine jährliche Gilt von fünf Gulden und ſieben Viertel Roggen ſchenkte unter der Bedingung, „daß jedem Waiſenkinde, das ſelber gehen kann, eine Beſcherung St. Niclauſen“ gegeben werden ſolle, nämlich: „ein neu Paar Schuh, das indwindig der Knie den Waden wohl bedecket“, ferner ein rother Apfel und ein neuer ſtraßburger Pfennig darin[2].

Im Waiſenhauſe ſelbſt war ein Stock aufgeſtellt, in welchen milde Gaben niedergelegt wurden; überdieß ging in den Häuſern eine Büchſe herum, die ſtets reichlich gefüllt zurückkehrte. Außer dieſem hielten die Waiſenkinder ſelbſt fünfmal im Jahre einen Umzug durch die Stadt: am neuen Jahr, an Oſtern und

[1] Die erſte Meldung des Waiſenhauſes iſt vom J. 1492. — Aus der Utengaſſe wurde das Waiſenhaus im J. 1536 in das St. Katharinenkloſter verlegt und kam zuletzt 1850 in die Gebäude des ehemaligen Magdalenen- oder Reuerinnenkloſter, wo es noch jetzt iſt.

[2] (Rohrich), das Waiſenhaus in Straßburg, 1843, S. 4 u. 5.

zur Zeit der drei Hauptmeſſen. Dabei begleitete ſie der „Waiſenetten“ (Waiſenvater) und die „Weiſenmyne“ (Waiſenmutter), nebſt einem Knechte, der die Gaben in einem geräumigen Rückkorbe ſammelte. Das Geld, welches man zwölf Waiſenkindern, die dazu erwählt waren, einhändigte, wurde in die gemeinſame Büchſe geworfen.

Am Oſterfeſte zog aber der ganze Schwarm der Waiſen, mit freudig glänzendem Antlitz aus dem Utengäßlein in die Stadt und hielt ſeinen feierlichen Umgang. „Steuert“, riefen ſie, den armen Waiſenkindern zu Straßburg die Oſtereier, die Euch Gott vergelt!“

Bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts waren die fünf Umgänge auf drei beſchränkt worden[1], ſpäter war nur noch der Umgang an Oſtern üblich, der ebenfalls, wegen mancherlei Unfug und Mißbrauch, endlich im Jahre 1633 abgeſtellt wurde[2]. Der Magiſtrat führte dagegen eine allgemeine Steuer zu Gunſten der Waiſenkinder ein, die in allen Kirchen erhoben werden ſollte und in den ſieben evangeliſchen Pfarrkirchen in demſelben Jahre 1633 ſchon 1356 Livres betrug[3].

Von den armen Schülern, welche, wie wir oben geſehen haben, zuerſt von den Kirchen und Klöſtern, ſpäter von den Gemeinden verſorgt wurden, verließen oft manche ihre Vaterſtadt und zogen in andere Gegenden. Es waren dieß die wandernden oder fahrenden Schüler, vagi scolares, in einem Provinzial-Statut des Erzbiſchofs von Mainz vom Jahr 1233 auch Everhardini genannt, die, wie es dort heißt, „ein vor Gott abſcheuliches Leben“ führten: „Deo abhominabilem

[1] So im J. 1609.

[2] (Schneegans), Straßburgiſche Geſchichten u. ſ. w. S. 130.

[3] Saladin's handſchriftliche Chronik, ſ. Silbermann's Merkwürdigkeiten, S. 97.

« vitam ducunt, divinum officium invertunt, unde etiam « laici scandalizantur...» [1].

Diese erhielten nur vorübergehende Gaben in den Stiftungen, wußten sich aber durch Singen auf den Straßen, dramatische Darstellungen in den Schenken und Zunftstuben, wofern es ihnen gestattet wurde, oft reichere Zehrpfennige zu erringen. Dem Landvolke besonders imponirten sie durch lateinische Brocken, mysteriöse Zeichen und Vorspiegelung geheimer Kenntnisse der Natur, und gewannen dadurch Obdach, Speise und Trank. Dieß thaten jedoch mehr die von gelehrten Schulen kommenden Vagierer, vangantes oder Bachanten, von denen die ältern Volksbücher mancherlei Schwänke zu erzählen wissen [2].

Die Zahl der armen Schüler, worunter viele auswärtige, war zu Anfang der sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts in Straßburg so sehr herangewachsen, daß sie schaarenweise vor der Bürger Häusern sich versammelten, sangen und bettelten.

Die allgemeine Klage wider diesen Unfug, sowie das Unvermögen der Stadt, die, seit Aufhebung der Klosterstiftungen, für das Fortkommen sämmtlicher Bettelschüler zu sorgen hatte, bestimmte den Magistrat, alle, hundert ausgenommen, aus der Bannmeile zu verweisen.

---

[1] Mone, Zeitschr. Bd. III, S. 141.

[2] „Die Vagierer sind Abentheurer, welche aus Frau Venus Berg „kommen und die schwarze Kunst verstehen. Wenn sie in ein Haus kommen, „so fangen sie an zu sprechen: Hie kommt ein fahrender Schüler, der „sieben freien Künste ein Meister, ein Beschwörer der Teufel „gegen Hagel, Wetter und alles Unheil. Darnach machen sie etliche „Charaktere, zwei oder drei Kreuze und sprechen, wo diese Worte gesprochen „werden, da wird Niemand erstochen, es trifft auch Niemand ein Unglück „und viele andere köstliche Worte. Da meinen dann die Bauern, es sei also, „sind froh, daß sie kommen, und sprechen zu den Vagierern, das und „das ist mir begegnet, könnt ihr mir helfen? Diese aber bejahen es und „betrügen die Bauern." Dr. A. Pfaff, in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Nürnberg 1857, S. 433.

Von den hundert beibehaltenen wurden fünfzig „zue Wilhelmern" gethan, die andern in Bürgerhäuser vertheilt und ihre Namen zu St. Marx[1] aufgezeichnet: so — sagt eine auf der straßburger Stadtbibliothek befindliche Handschrift[2] — „das sie „alle wochen 6 leib brot und 1 ß (Schilling) haben, damit sie „ir brot haben; auch under inen etlich partheyen gemacht, das „einer um den andern in dem münster das gsang gewonlichen „morgens und abends müssen helfen singen. So ist auch auf „der cantzel verlesen worden, dieweil nun die burger kein über„lauf mehr haben vor iren heusern, so soll alle viertel jar in „den kirchen den armen Schülern gesamlet werden."

Das erste Ergebniß einer solchen Kirchensteuer betrug zum Alten St. Peter, den 27 August 1564, 7 Pfund, 14 ß, 8 den.

Am Neujahrstage 1587 wurde in den sieben evangelischen Pfarrkirchen der Stadt, für die armen Schüler gesteuert wie folgt: im Münster 49 Pfund; zu Sankt Thomä 62 Pfund; zum jungen Sankt Peter 23 Pfund; zu St. Klaus 15 Pfund; zum alten St. Peter 11 Pfund; bei den Wilhelmern 6 Pfund; zu St. Aurelien 4 Pfund. Zusammen 170 Pfund.

Die Steuern für die armen Schüler wurden mit der Zeit abgeschafft; da diese zum Theil durch die Pfarrkirchen, zum Theil durch die Stadt unterstützt, unentgeltlichen Unterricht genossen und noch genießen. Einzig ist, in den protestantischen Gemeinden, nicht nur Straßburgs, sondern des ganzen Elsasses, die Studienstener für arme Theologen übrig geblieben.

---

[1] Im J. 1529 gestiftet aus den Einkünften des ehemaligen St. Marxklosters und der Hälfte desjenigen von St. Arbogast. S. *Herrmann* Notices histor. sur la ville de Strasbourg. II, 256.

[2] Mone I, S. 149 u. f. Der Text ist daselbst vollständig mitgetheilt.

Die ersten Luftballons im Elsaß.

(Aus zeitgenössischen Berichten).

Die öffentlichen Blätter haben vor einiger Zeit berichtet, daß in London und Paris, den 5. Juni 1883, das hundertjährige Fest der Erfindung der Luftballons gefeiert werden soll, welche gewöhnlich den Brüdern Jakob Stephan und Joseph Michael Montgolfier, von Annonay im Departement Ardèche zugeschrieben wird. Gleichzeitige Berichte sagen jedoch, daß sich, schon im Jahre 1781, Blanchard in Paris, angeregt durch die Schrift des Engländers Priestley „über die Luftarten" mit der Herstellung eines sogenannten Luftschiffes befaßt habe, daß er jedoch später seine Methode wieder verlassen und seine zahlreichen Luftfahrten nach derjenigen der Montgolfier eingerichtet habe. Diese arbeiteten im Jahre 1782 an ihrem ersten Ballon und ließen ihn, am 3. Juni des folgenden Jahres, auf dem öffentlichen Platze zu Annonay emporsteigen. Dieß wiederholten sie in Paris, Lyon und in anderen großen Städten; sowie auch von Andern, bald glückliche, bald unglückliche Versuche damit gemacht wurden. Von einem der interessantesten, die einer der Brüder Montgolfier, den 10 September 1783, zu Versailles veranstaltete, erzählt ein Pariser Korrespondent der Straßburger Gelehrten Nachrichten (Seite 953) Folgendes:

„Der Verſuch mit den Luftkugeln iſt den 19. September zu Verſailles von Hr. von Montgolfier ins große wiederholt worden. Die Geſtalt näherte ſich einem Zelte, 60 Schuh hoch und 40 Schuhe im Durchſchnitte. Die große Maſchine enthielt 40 Tauſend Kubikſchuhe brennbare Luft (Gas) und konnte ungefähr 1200 Pfund mit ſich in die Luft heben. Man hat ihr aber nur etwa die halbe Ladung gegeben; die Maſchine ſelbſt wog 7 bis 800 Pfunde. Man hatte unten an dieſelbe einen Weidenkorb befeſtigt, worin ein Schaf, eine Ente und ein Hahn war; darunter hieng ein Barometer. Das Emporſteigen dieſer großen Maſchine verurſachte bei den Zuſchauern, die in großer Menge zugegen waren, eine Art Bewunderung, die ſich auf allen Geſichtern abbildete. Man ſchätzt die Höhe worauf die Maſchine in die Luft geflogen iſt, auf etwa 200 Ruthen.[1] Ein Weſtwind zwang ſie einer horizontalen Bewegung zu folgen, welche 27 Stunden gedauert hat. Hierauf fing ſie an merklich zu ſinken, und fiel in den Wald von Vaucreſſon, eine halbe Stunde vom Orte des Aufſteigens entfernt, nieder. Der Korb war von der Luftkugel durch einen Holzſtoß getrennt worden; die Thiere befanden ſich alle wohl, und das Schaf fraß ſein Futter. Das Barometer hatte keinen Schaden gelitten. . . .“

In Straßburg beſchäftigten ſich, ſchon zu Ende des Jahres 1783, zwei ausgezeichnete Gelehrte mit der neuen Erfindung, theils theoretiſch, theils beſchreibend. Zur Orientirung für das gebildete Publikum iſt die Schrift: „Montgolfier'ſche Luftkörper oder aeroſtatiſche Maſchinen u. ſ. w. von Friedr. Ludw. Ehrmann, Lehrer für Phyſik, nebſt einer Beſchreibung der zwo erſten Luftreiſen, und: D. Würz. Gedanken über das Steigen dieſer Luftkugeln. Mit 2 Kupfertafeln. Straßburg bei Treutel.“ Eingehender behandelte den Gegenſtand der damals noch junge, in

[1] Die Ruthe von 22 Fuß; alſo 729 Meter, 20 Centimeter.

hohem Alter (1828) verstorbene Professor der Mathematik Christian Kramp, in seinem Werke: „Geschichte der Aerostatik, historisch, physisch und mathematisch ausgeführt. Straßburg in der akademischen Buchhandlung, 1784, 2 Bde. 8°." Der damals, als Physiker und namentlich als Meteorolog berühmte Hofrath, Prof. Böckmann, von Karlsruhe, erklärte Kramp's Buch für eines der gediegensten und zuverlässigsten, die über den Gegenstand verfaßt worden sind. Er hebt des Verfassers „tiefe Kenntnisse in der Analyse und höheren Mechanik" besonders hervor. Böckmann war ein enthusiastischer Liebhaber und Beförderer der Luftkugelreisen und hat in Karlsruhe vielfache Versuche mit dem Steigen kleinerer und größerer Ballons veranstaltet.

Die im April 1784 in Straßburg von Adorn und Enslin gemachten Versuche fielen nicht immer glücklich aus; mehrere Ballons verbrannten; einer fuhr bei einem Arm des Rheins herunter, gieng zum Theil im Wasser über den Rhein und wurde von Fischern aufgefangen und wieder in die Stadt gebracht. Besser gelang es Enslin mit einem Ballon, den er den 13. Juli desselben Jahres, nach 12 Uhr auf dem Paradeplatz hatte steigen lassen. Dieser wurde um halb drei Uhr in dem engen Thälchen Törrenbach, 2 Stunden jenseits des Badeortes Petersthal und 9 Stunden von Straßburg entfernt, gefunden; er war unversehrt und dünstete noch stark aus. Das Zettelchen, das sich darin befand, wurde dem Hofrath Böckmann in Karlsruhe zugeschickt.

In Mülhausen ließ der Autodidakt Daniel Meyer, dessen meteorologische Aufzeichnungen damals sehr geschätzt waren, mit seinem Freunde Nikolaus Thierry, Lizenziat beider Rechte, mehrere Aerostate aufsteigen; einer derselben, vom Ostwinde getrieben, zog über den Sulzer Belchen dahin.

Von Colmar meldet ein gleichzeitiger Bericht: „Den 13. Junius (1784), wurde auf dem Exercierplatz der hiesigen

Kriegsſchule[1], Abends um halb 7 Uhr, ein von Hrn. Enslin verfertigter Luftball emporgelaſſen. Er war von 40 Zoll im Durchſchnitt, aus Goldſchlägerhäutchen zuſammengeſetzt, mit einem trefflichen Firniß überzogen und mit prießley'ſcher Brennluft angefüllt. Er ſtieg in gerader Richtung ſo ſchnell in die Höhe, daß er in wenig Minuten vor den Augen der Zuſchauer verſchwand. Man hatte die Vorſicht gebraucht, eine kleine blecherne Büchſe hinein zu legen, welche einen Zettel verwahrte, worin der Ort, der Tag und die Stunde des Aufſteigens beſtimmt war, und zugleich um Nachricht von dem Schickſale der Kugel gebeten wurde. Den 21. und 23. dieſes, liefen hier verſchiedene Briefe von Stuttgart und aus der Gegend ein, welche einhellig berichteten, daß gedachter Luftball mit der blechernen Büchſe Montags den 24. frühe bei dem Dorfe Holzelfingen eine deutſche Meile oberhalb Tübingen am Fuße der ſchwäbiſchen Alp gefunden worden. Die Stunde des Niederſinkens konnte man nicht beſtimmen. Vermuthlich geſchah es in der Nacht und wurde durch ein Gewitter beſchleunigt, welches damals in jener Gegend wüthete. Eine der obigen Nachrichten iſt von Herrn Vikar Baur von Holzelfingen an eine hieſige Perſon vom erſten Range gerichtet. Dieſem nach, hat der Ball, blos nach dem Vogelfluge zu rechnen, eine Strecke von 36 bis 40 Stundenmeilen zurückgelegt."

Ein ſehr gelungener Verſuch wurde im Schloß Schweighauſen, bei Sennheim, welches dem Grafen Waldner von Freundſtein gehörte, den 4. November 1784 gemacht. Es ſei dieß, ohne in die nähern Umſtände einzugehen, deßwegen erwähnt, weil der Ballon von einem 16jährigen Zögling, Reichard Bach, aus ebenderſelben Colmarer Kriegsſchule, verfertigt worden war.

[1] Dieſe zur Kriegsakademie erhobene Schule wurde bekanntlich von dem blinden Fabeldichter Pfeffel gegründet und geleitet. Franz Lerſe, Goethe's Jugendfreund, wirkte längere Zeit als Inſpektor darin.

Anrede und Trinkſpruch

dem Mainzer Kirchenmuſik-Geſangverein

dargebracht

beim großen elſäſſiſchen Sängerfeſte

in Mülhauſen

14., 15. u. 16. Juli 1860.[1]

Während das offizielle Bankett im großen Börſenſale ſtatt fand, tafelten die Mainzer Geſellſchaft und der Straßburger Choralverein im Gaſthofe zur Stadt Paris, wohin auch die drei Mülhauſer Delegirten für die Choralgeſellſchaft eingeladen worden waren. Beim Nachtiſche wurde ein Fäßlein des köſtlichen Rauenthalers angezapft, den die Mainzer mitgebracht hatten. Ihr Präſident, Herr Gödecker, füllte damit einen prachtvollen Kriſtallbecher, kredenzte ihn dem Vorſtande der Straßburger Geſellſchaft, wobei er einige herzliche Worte an dieſe richtete. Hierauf hielt der Verfaſſer dieſes Büchleins, einer der drei Mülhauſer Delegirten, folgende Anrede:

„Daß wir ſo innig froh, ſo brüderlich um dieſe Tafeldecke geſchaart ſind, und, nach des Liedes vollen Klängen die weinge-

---

[1] Eine ausführlichere Beſchreibung dieſes Feſtes findet ſich im „Elſäſſ. Samſtagsblatt", 1860, S. 117 ff. Ueber vierzig Vereine, d. h. etwa 1000 Sänger waren zu demſelben eingetroffen. Auch der im Titel erwähnte „Mainzer Kirchenmuſik-Geſangverein" hatte der an ihn ergangenen Einladung Folge geleiſtet.

füllten Becher heben, — es ist kein Wunder, meine Herren: lagen doch die Gebiete, denen wir angehören, vor Jahrtausenden schon sammt und sonders, unter einer und derselben Decke! Freilich war es eine blasse, nasse Wasserdecke. Des Binnenmeeres Wellen schlugen an den Ufer bildenden Bergfirnen an und rauschten lustig über dem tiefen Grunde hin, den sie bedeckten. Aber was schlummerte nicht Alles auf diesem Grunde, von Basel bis nach Bingen!

„Ein Paradies erhob sich aus den verlaufenden Fluten — das Rheinthal, unser gemeinsames, schönes, liebes Heimatland, mit seiner thatenvollen Geschichte, und seinen zauberhaften Sagen, mit seiner Fülle von Poesie und Gesang, mit seinen wundersamen ehrwürdigen Domen, mit seinen schmucken Burgen und reichen Städten!

„Am Rhein, „aller Flüsse König," wie ihn mit Recht ein alter Sänger nennt — am Rhein, vom „eisernen Köln" hinauf zum „goldenen Mainz", zum „silbernen Straßburg" bis zum stolzen Basel, erstand ein kräftig Geschlecht, des schönen Landes werth, ein Geschlecht, das in vielfacher Weise der Gesittung und dem Fortschritte sein unvergängliches Gepräge aufdrückte.

„Am Rhein, — wo Gutenbergs Wiege stand; wo der Mönch von Freiburg den Stein der Weisen suchte und dafür das Pulver fand; am Rhein, wo der Nibelungensage schönste Gesänge entstanden; wo Chrimhildens Rosengarten blühte; wo Frauenlob die reine Minne pries; wo Gottfried von Straßburg das Lied von Tristan und Isolte sang; wo Wachsmuot von Mülnhusen und der von Gliers so freudig in die Leier schlugen; am prachtvollen Rheinstrome, dieser Pulsader im Herzen Europa's, da hat sich auch der Männergesang, in unseren Tagen, auf eine Höhe geschwungen, die er früher nie zu erreichen vermocht.

„Ihm, dem Männergesange, der die Herzen veredelt, zusammenführt und verbindet, der bald frisch und lieblich zu scherzen weiß, bald wild und mächtig rauscht, dann wie Gebet zum Aether sich erhebt: dem Männergesange haben wir es zu danken, daß wir die edlen Sangesbrüder des „goldnen Mainz," daß wir dessen ruhmbegränzten „Kirchenmusik-Gesangverein" in unsrer Mitte sehn.

„Dank, aus Herzensgrunde, diesem herrlichen Vereine! daß er mit der Fülle seiner Harmonien auch unsre Stadt Mülhausen begrüßt und dadurch unserm Feste einen eigenen Glanz verliehen hat! ihm Ehre und Heil immerdar! und jetzt, beim Klange der gefüllten Becher, ein dreifaches donnerndes: Hoch!"

Beilage.

Analytiſches Verzeichniß der Schriften
des Verfaſſer's
über das Elſaß.
1834-1884.

I. Archäologie. Geschichte und Landeskunde.

Alsatia. Beiträge zur elsässischen Landes-, Rechts- und Sittengeschichte u. s. w. Mülhausen u. Colmar 1850—1876, 11 Bde in-8°. Mit Abbildungen.

Einige Worte über die zehn ersten Bände der Alsatia, 1850—1874. Mit Gesammtregister derselben. Colmar 1875.

Neue Alsatia. Einziges Bändchen. Mülhausen 1884, in-8°.

Der Hünerhubel, ein gallisches Hügelgrab bei Rixheim. Mülhausen 1859, in-16.

Die Bürgerlichen Aufstände in Mülhausen, am Ende des 16. Jahrhunderts. Mülhausen 1874, in-12.

Die ehemalige Grafschaft Pfirt. Basel 1848, in-8°.

Die Rechte und Besitzthümer des Klosters Oelenberg im Ober-Elsaß. Mülhausen 1871, in-8°.

Der Kochersberg im Unter-Elsaß. Mülhausen 1857, in 16°.

Das vordere Illthal, mit Abbildung des Schlosses Brunstatt und einem Kärtchen. Mülhausen 1873, in-16.

Aus alten Zeiten. Allerlei über Land und Leute im Elsaß. Mülhausen 1872, in-8°.

II. Sagen. Abergläubische Meinungen. Sittenbilder. Volkspoesie.

Alsabilder. Vaterländische Sagen und Geschichten. Straßburg 1836, in-8°. (Gemeinschaftlich mit Adolf St.)

Elsässisches Sagenbuch. Straßburg 1842, in-8°, mit 12 Stahlstichen von J. Klein, kl. Folio.

Die Sagen des Elſaſſes, nach den Volksüberlieferungen u. den Chroniken. Mit einer Sagenkarte des Elſaſſes. St-Gallen 1852 u. 1853, in-8°.

Chants et légendes populaires d'Alsace qui se rattachent à la température, etc. Colmar s. a., in-8°.

Zur Geſchichte des Volksaberglaubens im Elſaß, im Anfang des 16. Jahrh., nach Geiler's Emeis. Baſel 1856, in-8°.

Elſäſſiſches Volksbüchlein. Straßburg 1842, in-8°, 2. Auflage. Mülhauſen 1867, in-8°.

Etude mythologique sur les animaux fantômes de l'Alsace. Colmar 1851, in-8°.

(Meiſter Franck.) Allerlei Merkwürdiges über verſchiedene Tage und Feſte des Jahreskreiſes mit beſonderer Rückſicht auf das Elſaß. Mülhauſen 1877, in-8°.

Curiosités de Voyages en Alsace, tirées d'auteurs français, anglais et allemands, du 16e au 19e siècle. Mulhouse et Colmar, in-12.

III. Sitten. Rechtsgeſchichtliches. Strafverfahren.

Cadeaux officiels faits par le magistrat de la République de Mulhouse. 1877, in-8°.

Die Hexenprozeſſe im Elſaß, im 16. und 17. Jahrh. Mülhauſen 1857, in-8°.

Pages inédites pour servir à *l'histoire des pénalités* de l'ancienne république de Mulhouse. Publiées au nom du Comité d'histoire et de statistique pour la célébration du 50e anniversaire de la Société industrielle, les 12, 13 et 14 mai 1876. Mulhouse 1877, in-8°.

Recherches sur le *droit d'asile* de l'ancienne Républi-

que de Mulhouse. Nouvelle édition avec un appendice contenant des documents inédits. Mulhouse 1884, in-8°.

Notice sur le Klapperstein ou la pierre des mauvaises langues. Avec une planche. Colmar 1856, in-8°.

Der Klapperſtein und andere Strafen für Fluchen, Gotteslästern u. ſ. w. Mit einer lithogr. Abbildung des Klapperſteins u. des Kopfes des Gotteslästeres. Mülhauſen 1876, in-8°.

IV. Geſchichte der Literatur. Biographien.

Geſchichte der ſchönen Literatur der Deutſchen. Straßburg 1843, in-8°. — Dieſes Büchlein war beſtimmt als Leitfaden beim Unterricht in den mittlern Schulanſtalten zu dienen und iſt mit beſonderer Rückſicht auf das Elſaß abgefaßt.

. Essai sur la vie et les sermons de *Geiler de Kaisersberg*. Strasbourg 1834, in-4°.

Jörg Wickram, Volksſchriftſteller und Stifter der Meiſterſängerſchule zu Colmar, im 16. Jahrhundert. Mülhauſen 1866, in-12.

Jérôme Gémuséus de Mulhouse, philologue, philosophe et médecin. Mulhouse 1881, in-8°.

G. C. Pfeffel. Epiſtel an die Nachwelt, mit Erläuterungen und 24 ungedruckten Briefen. Colmar 1859, in-8°.

Chr. Friedr. Pfeffel, der Hiſtoriker und Diplomat. Colmar 1859, in-8°.

(G. C. Pfeffel.) L'école militaire de Colmar de 1776 à 1779. Notice tirée des mémoires inédits de Chr. Hub. Pfeffel, suivie de lettres inédites du poëte, son oncle. Mulhouse 1859, in-12.

G. C. Pfeffel's Verdienſte um Erziehung, Schule, Kirche u. ſ. w., mit ungedruckten Briefen. Straßburg 1878, in-8°.

Der Aktuar Salzmann, Goethe's Freund und Tiſchgenoſſe in Straßburg. Mit ungedruckten Briefen an S. Mülhauſen 1855, in-8°.

Der Dichter Lenz und Friederike von Seſenheim. Mit Briefen von Lenz an Salzmann und einem fac simile von Goethe's Schrift. Baſel 1842, in-12.

Joh. Gottfr. Röderer und ſeine Freunde (Goethe, Lenz, Schloſſer, Lavater, Bleſſig, Haffner, u. a.), mit ungedruckten Briefen. Colmar 1874, in-8°.

Nachtrag dazu. Briefe an Röderer von Lavater, Pfenninger, Schloſſer, Wieland, Bleſſig. Colmar 1874, in-8°.

Notice sur la *Société pour la propagation du bon goût et des belles-lettres à Mulhouse, 1775-1789*. Mulhouse 1882, in-8°. (Avec le portrait de Jean Spœrlin, fondateur de la société.)

Alphonſe Coſte. Biographiſche Notiz. Mülhauſen 1868, in-8°.

Aug. Michel. Notice biographique, lue à la Société industrielle de Mulhouse, dans sa séance du 29 novembre 1876. Mulhouse 1877, in-8°.

Aug. Michel. Reiſeſchilderungen und naturgeſchichtliche Aufzeichnungen. Mit ſeiner Biographie, ſeinem Portrait und einer Anſicht des Unter-Aar-Gletſchers. Mülhauſen 1878, in-12.

J. G. Stoffel. Lebensbild eines oberelſäſſiſchen Gelehrten. Mit deſſen Portrait. Straßburg 1881, in-8°. (Ins Franzöſiſche überſetzt von J. Roeſch, Poſt- und Telegraphen-Direktor zu Belfort.)

Petite revue d'*ex-libris alsaciens*. Avec le facsimile de

l'ex-libris de Conrad Lycosthènes, *Wolfhardt*, de Roufach. Mulhouse 1881, in-12°.

Eine verfehlte Vorleſung. Mülhauſen 1875, in-8°. (Als Manuſkript gedruckt.

Phantaſtiſcher Kreuz- und Querzug durch Alſatia. Straßburg s. a. in-8°.

V. Litterariſches. Gedichte.

Sundgauer ſpez. Mülhauſer Mundart.

Die burgundiſch Hiſtorie. Neue Chronik von H. E. Tuſch, 1477. Mit erklärenden Anmerkungen von E. Wendling und Aug. Stöber. Colmar 1876, in-8°.

Erwinia. Ein Wochenblatt zur Belehrung und Unterhaltung. Straßburg 1838—1839, in-4°.

Elſäſſiſche Neujahrsblätter. Mit Fr. Otte herausgegeben. Straßburg 1844; Baſel 1845—1848, 6 Bde in -8, mit Portraits berühmter Elſäſſer.

Fr. Otte. Elſäſſiſches Samſtagsblatt. Mülhauſen 1856—1866, 11 Bde in-4°. Mitredaktion und zahlreiche Beiträge von Aug. St.

Gedichte. Straßburg 1842, in-8°. Zweite Auflage, Mülhauſen 1867, in-8°.

Drei-Aehren. Gedichte. Mülhauſen 1873, in-12. Zweiter Auflage, Straßburg 1877, in-12.

E Firobe im a ſunggauer Wirthshüs. Volksſcenen in 2 Abtheilungen; in Muſik geſetzt von Joſ. Henberger. Mülhauſen 1865, in-8° (Concert-Libretto); Zweite vermehrte Auflage 1868, in-8°. Aufgeführt im Theater zu Mülhauſen, von dem Geſangverein Concordia, den 27., 29. und 30. April; im

Theater zu Colmar, den 13. Juni 1869. Ins franzöſiſche patois überſetzt von C. Jeanmougin.

D'Gſchichte vom milhüſer un basler Sprichwort D'r Fürſteberger vergeſſe. Mit dem Portrait des Verfaſſers und fünf illuſtrirten Scenen von Math. Kohler. Mülhauſen 1882, in-8°.

Adam Raeber. Die letzten Zeiten der ehemaligen eidgenöſſiſchen Republik Mülhauſen. Herausgegeben von Aug. St. Mülhauſen 1876, in-12.

Elſäſſer Schatzkäſtel. Straßburg 1877, in-8°. Mit zahlreichen Beiträgen von Aug. St.

Proben aus einem elſäſſiſchen Idioticon. Mülhauſen 1846, in-8°.

VI. Kritik. Bibliographie.

Alſatica. Anzeigen und Beſprechungen der im Jahre 1872 über das Elſaß erſchienenen Schriften. Mülhauſen 1873, in-8°.

„ „ Jahr 1873. Mülhauſen 1874, in-8°.

„ „ Jahr 1874. Mülhauſen 1875, in-8°.

Die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Straßburg 1840, kl. 8°. Ein auf die zu Straßburg ſtattfindende Feier der Einweihung von Gutenberg's Statue, bezügliches und von vier Schülerinnen der obern Mädchenſchule abgehaltenes Geſpräch.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhaltsverzeichniß.

Zueignung.

Vorwort.

Erſte Abtheilung.

Biographiſches.

Seitenzahl.

1. Johann Georg Stoffel. Lebensbild eines elſäſſiſchen Gelehrten. (1819—1880) 1

I. Heimath und Familie. — Erſte Jugend- und Lehrzeit. Colmar 1819—1839 1

II. Beamtenjahre im Sundgau. — Geſchichtliche, archäologiſche und topographiſche Forſchungen. — Rückkehr nach Colmar. — Stadtbibliothek. — Krankheit und Tod. — 1849—1880 11

III. Gelehrte Verbindungen. — Briefwechſel. — Schriftſtelleriſche Thätigkeit 19

2. Charakteriſtiſche Züge aus Johann Friedrich Oberlin's Leben 30

3. Emil Zipelius, Maler 45

4. Eliſabeth Brodbeck, geb. Baldner. Lichtbild einer braven Frau aus dem Volke 52

Zweite Abtheilung.

Landeskunde.

Geſchichtliches über die geſchilderten Oertlichkeiten.

1. Aus dem Largthal im Ober-Elſaß 57

2. Schloß Wildenſtein im St. Amarinthale 67

3. Das Dorf Didenheim im Ober-Elſaß 74

Seitenzahl

4. Das Schloß Ollweiler im Ober-Elsaß 81
5. Drei Aehren. Nach Natur, Legende und Geſchichte 89
6. Das Städtchen Oberbergheim und ſein Aſylrecht 100
7. Kreuz- und Querſing durch Alſatia. Eine Wort- und Fantaſieſpielerei 140

Dritte Abtheilung.

Volksglaube. Sagen. Legenden.

1. Die Bedeutung der rothen Farbe im Volksleben und Volksglauben, mit beſonderer Beziehung auf das Elſaß 147
2. Das Laden vor Gottes Gericht ins Thal Joſaphat ... 165
3. Das St. Adelphi-Brünnlein bei Neuweiler im Unter-Elſaß, eine Volks-Legende mit erläuternden und vergleichenden Anmerkungen 171
4. Die Legende von St. Gangolf, nebſt Bemerkungen über die darin vorkommende Waſſerprobe 187

Vierte Abtheilung.

Zur Rechtsſymbolik.

Gerichts- und Strafverfahren.

1. Der rothe Thurm und das Rechtsſymbol des Seidenfadens im Baſler Biſchofs- und Dienſtmannenrecht 195
2. Strafarten im 17. und 18. Jahrhundert 202
3. Die Fauſthämmer in Straßburg 214

Fünfte Abtheilung.

Zur elſäſſiſchen Kulturgeſchichte.

1. Der Sankt Johannes Segen 223
2. Elſäſſiſche Abſagebriefe aus dem Ende des 15. Jahrhunderts 226

Seitenzahl

3. Ueber einige Lieblingsſpiele im Mittelalter und die Einführung des Kartenſpiels in Straßburg 241
4. Die großen Jahrmärkte oder Meſſen in Straßburg ... 253
5. Die ehemalige Elendenherberge. Ein Beitrag zur Geſchichte von Straßburgs Wohlthätigkeitsanſtalten 266
6. Die armen Schüler in Straßburg während des Mittelalters 277
7. Die erſten Luftballons im Elſaß. (Aus zeitgenöſſiſchen Berichten) 286
8. Anrede und Trinkſpruch, dem Mainzer Kirchenmuſik-Geſangverein dargebracht beim großen elſäſſiſchen Sängerfeſte .. 290

Beilage.

Analytiſches Verzeichniß der Schriften des Verfaſſers über das Elſaß 1834—1884 293

Mülhausen. — Buchdruckerei Brüglein u. Comp.